68
5/1

Gedichte

von

Gottfried Keller.

* * *

Heidelberg.
Akademiſche Verlagshandlung von C. F. Winter.
1846.

Kgl. Univ.-Bibl.
Berlin

Druck von Orell, Füßli und Comp. in Zürich.

Natur.

Abendlied.

An die Natur

Hüll' ein mich in die grünen Decken,
Mit deinem Säuſeln lull' mich ein!
Bei guter Zeit magſt du mich wecken
Mit deines Tages jungem Schein.
Ich hab' mich müd in dir ergangen,
Mein Aug' iſt matt von deiner Pracht:
Nun iſt mein einziges Verlangen,
Im Traum zu ruh'n, in deiner Nacht.

Des Kindesanges freudig Leuchten
Schon fingeſt du mit Blumen ein,
Und wollte junger Gram es feuchten,
Du ſcheuchteſt ihn mit buntem Schein.
Ob wildes Haſſen, maßlos Lieben
Mich zeither auch gefangen nahm:
Doch immer bin ich Kind geblieben,
Wenn ich zu dir in's Freie kam!

Geliebte! die mit ew'ger Treue
Und ew'ger Jugend mich erquickt,
Du einz'ge Luſt, die ohne Reue
Und ohne Nachweh mich entzückt:
Sollt' ich dir jemals untreu werden,
Dich kalt vergeſſen, ohne Dank:
Dann iſt mein Fall genaht auf Erden,
Mein Herz verdorben, oder krank!

O ſteh' mir immerdar im Rücken,
Bin ich im Feld mit meiner Zeit!
Mit deinen warmen Mutterblicken
Ruh' auf mir, auch im ſchärfſten Streit!
Und ſollte mich mein Stündlein finden,
Schnell decke mich mit Raſen zu;
O ſelig Sterben und Verſchwinden,
Zu neuem Kampf nach kurzer Ruh'!

Morgen.

I.

So oft die Sonne auferſteht,
Erneuet ſich mein Hoffen
Und bleibet, bis ſie untergeht,
Wie eine Blume, offen;
Dann ſchlummert es ermattet,
Geduldig mit ihr ein:
Doch fröhlich wacht es wieder auf
Mit ihrem erſten Schein.

Das iſt die Kraft, die nimmer ſtirbt
Und immer wieder ſtreitet,
Das gute Blut, das nie verdirbt,
Geheimnißvoll verbreitet.
So lang noch Morgenwinde
Voran der Sonne wehn,
Wird nie der Freiheit Prieſterſchaar
In Nacht und Schlaf vergehn.

II.

Fahre herauf, du kriſtallener Wagen,
Klingender Morgen, ſo friſch und ſo klar!
Seidene Wimpel, vom Oſte getragen,
Flattre, du roſige Wölkleinſchaar!

Siehe die Meere, ſie ſchaukeln und branden,
Fröhlich die Briſe von Morgenland weht,
Sühnend erfunkelt der Thau auf den Lauben,
Weihbrunn zum heiligen Sonnengebet.

Tauſendfach wollen die Blumen entriegeln
Aus ihrer Bruſt den gefangenen Gott;
Doch die vergoldeten Kreuze beſpiegeln
Sich auf den Domen mit gleißendem Spott.

Singen nicht Lerchen dort hoch in den Lüften,
Schwenkend in freiem und freudigem Zug?
Nein, aber aufwärtsgeſchwungen aus Grüften,
Sonnt ſich ein kreiſchender Rabenflug.

Springt nicht ein Fiſchlein aus ſilberner Welle,
Das ſich am lieblichen Lichte erfreut?
Ja, 's iſt ein Hecht, der mit tückiſcher Schnelle
Seinen alltäglichen Raub nur erneut!

Fahre hinüber auf klingenden Speichen,
Glänzender Morgen! noch iſt es nicht Zeit;
Roſige Wimpel, auch ihr mögt erbleichen —
Weh mir, ſchon weht ihr ſo blaß und ſo weit!

Fahr'! — Ein Joſua träumet auf Erden,
Dem es gar ahnend in Ohren erklingt;
Auf ſpringt er einſt, in die Zügel den Pferden,
Welche zum Stehn der Gewaltige zwingt.

III.

Nun, da dieſe alten Herr'n
Tief im Rauſche ſanken,
Oben auch von Stern zu Stern
Morgennebel wanken:
Rücken wir zuſammen
Unter'm Gartenthor,
Jetzt in neue Flammen
Schlägt die Luſt empor!

Daß der junge Sonnenball,
Rollt er auf den Hügeln,
Sich im funkelnden Kriſtall
Fröhlich kann beſpiegeln:

Halten wir entgegen
Becher ihm und Glas;
Fließe, gold'ner Regen,
Glühe, Purpurnaß!

Jungfrau! geh' und ſieh mir nach
Rings in allen Gärten,
Ob ſchon viele Roſen wach:
Bring' die Thauverklärten!
Roſen, Roſen bringe!
Roſenduft ſoll wehn!
Wenn ich trink' und ſinge,
Muß ich Blumen ſehn!

Horch! der erſte Amſelſchlag
Schallet aus den Gründen;
Treue Wächter ſoll der Tag
Freudig in uns finden.
Wer wird denn vermiſſen
Eine Erdennacht,
Wenn ſie ſangbefliſſen,
Heiter durchgewacht?

Tief iſt meiner Freude Born,
Tiefer als das Leiden:
Doch es wacht der rothe Zorn
Hell in ihnen Beiden.
Darum laſſet rinnen
Letztes Glas und Lied:
Zornig uns von hinnen
Nun die Freude zieht!

Abend.

I.

In Gold und Pupur tief verhüllt
Willſt du mit deiner Leuchte ſcheiden,
Und ich, noch ganz von dir erfüllt,
Soll, Sonne, dich nun plötzlich meiden?
Du haſt mein Herz mit Luſt entzündet:
Du allerſchönſte Königin;
Wenn mir dein Strahlenantlitz ſchwindet,
Iſt nicht das Feuer todt und hin?

O reiche mir noch Einen Strahl,
Der labend, leuchtend auf mich falle,
Daß ich aus dieſem Dämmerthal
An deiner Hand hinüber walle!
Ich will dein treuer Page bleiben,
Dein Spiegel, wie das blaue Meer,
Als Schäfer deine Lämmer treiben.
Die Morgenwolken, vor dir her.

Als leichte, leichte Wolke nur
Laß mich an deinem Hofe wellen,
Als deines Glanzes letzte Spur
Vor deinem Siegszug kündend eilen!
Ich präg' als Lehrer neue Lieder
Den Lerchen, deinen Kindern, ein —
Du willſt mich nicht? Du taucheſt nieder? —
Ich bin im Schatten, bin allein!

Verlaſſen, bang wend' ich mich ab,
Die Welt iſt eine todte Kohle;
Was jüngſt nur Klarheit widergab,
Stäubt, Aſche, unter meiner Sohle. —

Doch ſchau: wie ich gen Oſten kehre,
Taucht mir ein neues Wunder auf:
In roſig mildem Nebelmeere
Beginnt der Silbermond den Lauf.

Leis, magiſch kommt der Rieſenſtern
Auf grünen Wipfeln hergegangen;
Er iſt nicht kalt, er iſt nicht fern,
Nein, warm und nah, wie zum Erlangen.
Iſt er der Sonne Ährenleſer,
Der nach verlornen Strahlen jagt?
Iſt er der Sonne Reichsverweſer,
Bis wieder ſie im Oſten tagt? —

Es iſt auf Erden keine Nacht,
Die nicht noch ihren Schimmer hätte,
So groß iſt keines Unglücks Macht,
Ein Blümlein hängt in ſeiner Kette!
Iſt nur das Herz von rechtem Schlage,
So baut es ſich ein Sternenhaus,
Und ſchafft die Nacht zu hellem Tage,
Wo ſonſt nur Aſche, Schutt und Graus.

II.

Es dämmert und dämmert den See herab:
„Die Waſſer ſind gar ſo dunkel;“
Doch wenn ob den Bergen der Blitzſtrahl zuckt:
„Was iſt das für ein Gefunkel!“

Dann thun dem Schiffer die Augen weh,
Er ſputet ſich ängſtlich zu Lande,
Wo gaffend der Feierabend ſteht,
Am fahlerleuchteten Strande.

Die Leute freuen und fürchten ſich
Und wünſchen ein gutes Ende,
Und daß der Herr kein Hagelgericht
In ihren Krautgarten ſende.

Jetzt ziſcht der Strahl in die laue Fluth,
Rings ſpannen ſich feurige Ketten!
Der dumme Haufen ergreift die Flucht,
Sie verkriechen ſich in die Betten.

Wenn Gott 'nen guten Gedanken hat,
Dann raunt man: „Es wetterleuchtet!“
Paſſ' auf, Geſindel, daß nicht einmal
Er in deine Wirthſchaft dir leuchtet!

III.

Im Glaſe blüht ein friſcher Roſenſtrauß —
Daneben webt ein Jünglingsleben aus;
In's Zimmer bricht der volle Abendglanz —
Welch ſchönes Bild in einen Todtentanz!

Von rothem Golde thaut das Sommerland,
Die Reb' am Fenſter und die Kammerwand,
Der Todeskranke und ſein Linnentuch —
Das ſchwarze Pfäfflein und ſein ſchwarzes Buch.

Du armer Dunkelmann! was willſt du hier?
Sieh, nicht einmal die Blumen horchen dir;
Nach Weſten neigt ſich alles insgeſammt:
Die Sonne übt das heil'ge Todtenamt.

Wie abendſchön das Haubt des Kranken glüht,
Daß kaum man ahnt, wie weiß der Tod da blüht!
Sein Nachtmahlkelch iſt flüſſig Sonnengold,
Wie trinkt er durſtig dieſen Liebesſold.

Und ſcheidend winkt der letzte Sonnenſtrahl,
Erkaltet und verglüht iſt Berg und Thal,
Die Roſen ſind geblieben friſch und roth,
Jedoch das Menſchenkind iſt bleich und todt.

Doch ehe noch die Roſen ausgeglüht,
Iſt jene Blume ſchöner aufgeblüht —
Nimmſt, Teufel! du mir dieſes Glaubens Luſt,
Nimm mir zuvor das Herz aus meiner Bruſt!

Nacht.

1.

Nun bin ich untreu worden
Der Sonn' und ihrem Scheln;
Die Nacht, die Nacht ſoll Dame
Nun meines Herzens ſein.

Sie iſt von düſtrer Schönheit,
Hat bleiches Nornengeſicht,
Reichſunkelnde Sternenkrone
Ihr dunkles Haupt umſlicht.

Heut iſt ſie ſo beklommen,
Unruhig und voller Pein;
Sie denkt wol an ihre Jugend —
Das muß ein Gedächtniß ſein!

Es ſtreicht durch alle Thäler
Ein Stöhnen, ſo klagend und bang;
Wie Thränenbäche rieſeln
Die Quellen vom Bergeshang.

Die ſchwarzen Fichten ſauſen
Und wiegen ſich her und hin,
Und über die feuchte Haide
Verlorene Lichter fliehn.

Den Sternen bringt ein Ständchen
Das dumpfauſbrauſende Meer:
Und über mir zieht ein Gewitter
Mit klingendem Spiele daher.

Es will ſich vielleicht betäuben
Die Nacht den uralten Schmerz?
Es denkt an uralte Sünden
Vielleicht ihr reniges Herz?

Ich möchte gern mit ihr plaudern.
Wie man mit dem Liebchen ſpricht:
Umſonſt! in ihrem Grame
Sie ſiehet und hört mich nicht.

Ich möchte ſie gern befragen,
Und werde doch immer geſtört,
Ob ſie vor meiner Geburt ſchon
Wol — meinen Namen gehört?

Sie iſt eine alte Sibille
Und kennt ſich ſelber kaum;
Sie und der Tod und wir Alle
Sind — Träume von einem Traum.

Ich will mich ſchlafen legen,
Ein Morgenwind ſchon zieht;
Ihr Trauerweiden am Kirchhof,
Summt mir ein Wiegenlied!

II.

Ermattet von des Tages roher Pein,
Die nur auf Wiederſehen von mir ſchied,
Saß ich und ſchrieb bei meiner Lampe Schein,
Und ſchrieb ein wild und gottverläugnend Lied.
Doch draußen lag die klare Sommernacht,
Mild grüßt mein armes Licht der Mondenſtrahl,
Und aller Sterne volle, goldne Pracht
Sieht hoch herab auf mich vom blauen Saal.
Am offnen Fenſter blühen dunkle Nelken,
Vielleicht die letzte Nacht vor ihrem Welken.

Und wie ich ſchreib' an meinem Höllenpſalter,
Die ſüße Nacht im Zorne von mir weiſend:
Da ſchwebt herein zu mir ein grauer Falter,
Mit blinder Haſt um meine Lampe kreiſend.
Wohl wie ſein Schickſal flatterte das Licht
Mit ſpitzer Flamme ſtill und ſtät empor
Und zog, magnetiſch magiſches Gewicht,
Den leichten Vogel in ſein Todesthor

Ich ſchaute lang und in beklommner Ruh
Mit wunderlich neugierigen Gedanken
Des Falters unheilſchwangerm Treiben zu.
Doch als, zu nah der Flamme ſchon, ihm ſanken
Die Flügel, faßt' ich ihn mit ſchneller Hand,
Zu ſeiner Rettung innerlich gezwungen,
Und ſcheucht' ihn fort. Hinaus ins dunkle Land
Hat er auf raſchem Fittig ſich geſchwungen.

— Ich aber hemmte meines Liedes Lauf
Und hob den Anfang, bis auf Weitres, auf.

III.

Es wiegt die Nacht mit ſternbeſäten Schwingen
Sich auf der Südſee blauen Waſſergärten,
Daraus zurück, wie Silberblümchen, ſpringen
Die Sterne, die in tiefer Fluth verklärten.

Wie ein entſchlummert Kind an Mutterbrüſten,
Ruht eine Inſel ſelig in den Wogen:
So weich und weiß iſt um die grünen Küſten
Die Brandung rings, ein Mutterarm, gezogen.

Die Inſel ſchläft, doch Träume auf ihr gaukeln,
Wie blüht, wie flimmert, flüſtert es ſo minnig!
Wie luſtig ſich Lianenkränze ſchaukeln!
Wie athmet der Orangenhain tiefinnig!

Ich wollt', es wär' mein Herz ſo dicht umfloſſen
Von einem Meer der Ruhe und der Klarheit,
Und drüberhin ein Himmel ausgegoſſen,
Deß einzig Sonnenlicht das Licht der Wahrheit!

Und ſchöne Menſchen ſchlafen in den Büſchen,
Wie Bildwerk in ein Blumentuch gewoben:
Was ein ermüdet Auge kann erfriſchen,
Das hat ein Gott hier ſorglich aufgehoben.

Hehr über Allem wallt ein frohes Ahnen,
Sein unbewußt und doch ſo alldurchdrungen, —
Der Blutlauf, der in unſichtbaren Bahnen
Dies reine Leben in den Gang geſchwungen.

Ein Blitz — ein Krach! — die Meeresfläche zittert;
Braun wälzt der Rauch ſich auf gekräustem Spiegel:
Ein Meeresdrache, der den Raub gewittert,
So naht es pfeilſchnell mit geſpreiztem Flügel!

Wach auf, wach auf, du ſtiller Meeresgarten,
Gieb deine Blüthe hin für — Glaskorallen!
Sieh, deines roſig friſchen Fleiſches warten,
Du ſchönes Volk, Europa's feine Krallen!

Die Anker raſſeln, Flagg' und Segel ſinken,
Wie ſchneidend ſchallt das Wort der fremden Ferne!
Viel hundert Bleigeſichter lüſtern blicken
Im fahlen Schein der trüben Schiffslaterne.

Zuvörderſt aus des Schiffes ſchwarzen Wänden
Ragt, ſchwärzer, aus der giererfüllten Rotte
Der Chriſtenpfaffe, ſchwingend in den Händen
Das blut'ge Kreuz mit dem gequälten Gotte.

IV.

Rauh geht der Nord, es dunkelt allerenden;
Jetzt eben, hinter jenen Wolkenwänden,
Dort muß die Sonne untergehn;
Dort iſt es abendklar und goldenhelle,
Dort ſind nun Lilie, Roſenhag und Quelle
Im einen ſeligrothen Glanz zu ſehn!

Hier aber iſt ein kaltes Weh'n und Brauſen
In dunkler Luft die ſcheuen Wälder ſauſen,
Die Bäche toben durchs Geſtein;
Dicht auf der Haide kühle Winde ſtreichen,
Aſketiſch beugen ſich die ernſten Eichen,
Die Nacht wankt finſter in das Land herein.

Ich kenne kaum den Grund zu meinen Füßen;
Doch hör' ich ſchon die Regenſtröme gießen,
Es weint das tiefverhüllte Land;
In meinem Herzen hallt die Klage wider,
Und es ergreift mich, wirft zum Staub mich nieder,
Und meine Thränen rinnen in den Sand.

O reiner Schmerz, der in den Höh'n gewittert,
Du heil'ges Weh, das durch die Tiefen zittert,
Ihr ſchließt auch mir die Augen auf!
Ihr habt zu mir das Zauberwort geſprochen
Und meinen Hochmuth, wie ein Rohr, gebrochen,
Und ungehemmt ſtrömt meiner Thränen Lauf.

Du ſüßes Leid, haſt ganz mich überwunden!
Welch' dunkle Luſt, die ich noch nie empfunden,
Iſt glühend in mir angefacht!
Wie reich biſt, Muttererde! du zu nennen,
Ich glaubte deine Herrlichkeit zu kennen:
Nun erſt ſchau' ich in deinen tiefſten Schacht.

Da leuchtet es in düſterm Strahlenkranze,
Da funkelt es von mildem Thränenglanze
Und tief der Wehmuth Gold erglüht!
Wie flimmern da der Sehnſucht blaue Kerzen
Und ſpiegeln ſich in der Entſagung Erzen,
Ergebung in gewund'nen Adern blüht.

Gebrochner Stolz klagt wie in Grabesklängen,
Doch Demuth wacht in den geheimſten Gängen,
Als mildes Grubenlicht entbrannt;
Die oben nicht zum Leben Raum gefunden,
O was für Liebe ſchläft und träumt da unten,
Friert endlich ein zu hartem Diamant!

Und leiſe ſchallen hör' ich ferne Tritte,
Es naht ſich mir mit leichtbeſchwingtem Schritte
Durch die geheim erhellte Nacht;
Weiß, wie entſtiegen einem friſchen Grabe,
So wandelt her ein ſchöner, ſchlanker Knabe,
Einſamer Bergmann in dem ſtillen Schacht.

Willkommen, Tod! dir will ich mich vertrauen,
Laß mich in deine treuen Augen ſchauen,
Zum erſten Male feſt und klar!
Wie wenn man einen neuen Freund gefunden,
Kaum noch von der Verlaſſenheit umwunden,
So wird mein Herz der Qual und Sorge baar.

Tief ſchau ich dir ins Aug', das ſternenklare,
Wie ſtehn dir gut die feuchten, ſchwarzen Haare,
Wie weiß iſt deine kühle Hand!
O lege ſie in meine warmen Hände,
Dein heil'ges Antlitz zu mir nieder wende!
Wohl mir, ich habe endlich dich erkannt!

Ob mir auch noch beglückte Stunden ſchlagen,
Ich will dich heimlich tief im Herzen tragen;
Und wo mich einſt dein Ruf ereilt:
Im Blüthenfeld, im flittervollen Saale,
Auf ſtillem Bett, im ſchlachterfüllten Thale,
Ich folge dir getroſt und unverweilt.

So wachet auf, ihr hellen Morgenlieder!
Ich aber leg' mir um die Stirne wieder
Des Stolzes unfruchtbaren Kranz.
Der Welt mit Weltſinn nun entgegengehen –
Das will ich; aber innen, ungeſehen,
Blüht Todesdemuth mit geheimem Glanz.

V.

Willkommen, klare Sommernacht,
Die auf thautrunknen Fluren liegt!
Gegrüßt mir, hehre Sternenpracht,
Die ſpielend ſich im Weltraum wiegt!

Das Urgebirge um mich her
Iſt ſchweigend, wie ein Nachtgebet:
Weit hinter ihm hör' ich das Meer,
Im Geiſt, und wie die Brandung geht.

Ich höre einen Flötenton,
Den mir der Wind von Weſten bringt,
Indeß herauf im Oſten ſchon
Die Ahnung, wie vom Tage, dringt.

Ich ſinne, wo in weiter Welt
Jetzt ſterben mag ein Menſchenkind —
Und ob vielleicht den Einzug hält
Das längſt erſehnte Heldenkind.

Doch wie auf blüh'ndem Erdenthal
Ein unermeßlich Schweigen ruht:
Ich fühle mich ſo leicht zumal
Und, wie die Welt, ſo ſtill und gut.

Der letzte, leiſe Schmerz und Spott
Verſchwindet aus des Herzens Grund:
Es iſt, als thät' der alte Gott
Mir endlich ſeinen Namen kund.

VI.

Wende dich, du kleiner Stern,
Erde! wo ich lebe,
Daß mein Aug', der Sonne fern,
Sternenwärts ſich hebe.

Heilig iſt die Sternenzeit,
Oeffnet alle Grüfte,
Strahlende Unſterblichkeit
Wandelt durch die Lüfte.

Mag die Sonne nun bislang
Andern Zonen ſcheinen!
Hier fühl' ich Zuſammenhang
Mit dem All' und Einen.

Hohe Luſt! im dunkeln Thal,
Selber ungeſehen,
Durch den majeſtät'ſchen Saal
Athmend mitzugehen.

Schwinge dich, o grünes Rund,
In die Morgenröthe!
Scheidend rückwärts ſingt mein Mund
Jubelnde Gebete.

Lieblich dieſe Sonne lacht
Und der Tag wird heiter:
Doch, wer nächtlich einſam wacht,
Kennt — noch etwas weiter.

Frühling.

I.

Berghinan vom kühlen Grund
Durch den Wald zum Felſenknauf
Haucht des Frühlings leiſer Mund,
Tauſend Augen thun ſich auf.

Sachte zittert Reis an Reis,
Langt hinaus, noch halb im Traum,
Langt und ſucht herum im Kreis
Für drei grüne Blättlein Raum.

Doch mit lautem Wellenſang
Weckt der Bach die Waldesruh':
Mitten drin, am jähen Hang,
Schläft ein Trumm von Nagelfluh;

Das einſt hoch, am Silberquell,
In des Berges Krone lag,
Nieder führt' an dieſe Stell'
Es ein ſolcher Frühlingstag:

Wo es hundert Jahre blieb
Hangen an der Eſchenwurz;
Heute reißt der junge Trieb
Weiter es im Wellenſturz!

Donnernd ſpringt's von Stein zu Stein,
Trunken von der wilden Fluth,
Bis es dort am Wieſenrain
Schwindelnd unter Blumen ruht.

Du verſteinte Herrlichkeit!
O wie tanzeſt du ſo ſchwer
Mit der tollen Frühlingszeit —
Hinter dir kein Rückweg mehr!

II.

Es wandert eine ſchöne Sage,
Wie Veilchenduft, auf Erden um,
Wie ſehnſuchtsvolle Liebesklage
In lauer Frühlingsnacht herum.

Das iſt das Lied vom Völkerfrieden
Und von dem letzten Menſchenglück,
Von goldner Zeit, die einſt hienieden
In ew'ger Klarheit kehrt zurück;

Wo einig alle Völker beten
Zum Einen König, Gott und Hirt:
Von jenem Tag, wo den Propheten
Ihr ehern Recht geſprochen wird.

Dann wird's nur Eine Schmach noch geben,
Nur Eine Sünde auf der Welt,
Das iſt: das neid'ge Widerſtreben,
Das es für Traum und Wahnſinn hält.

Wer jene Hoffnung gab verloren,
Und böslich ſie verloren gab:
Er wäre beſſer ungeboren
Und ihm gebührt kein Menſchengrab.

III.

Der Lenz iſt da, die Lawine fällt,
Sie rollt mit Brauſen und Toſen ins Thal:
Ich hab' mein Hüttlein daneben geſtellt
Auf grünende Matt' am ſonnigen Strahl.

Und ob auch mein Hüttlein die Lawine trifft
Und nieder es führt in donnerndem Lauf:
Wenn wieder trocken die Alpentrift,
So bau' ich mir ſingend ein neues auf.

Doch wenn in meines Landes Bann
Die verödende Laue der Knechtſchaft fällt:
Dann zünd' ich ſelber mein Hüttchen an
Und ziehe hinaus in die weite Welt!

Denn lieber gepeitſcht in Sibirien ſein,
Als Herrenknecht in dem Vaterland!
Viel lieber mit Türken Allah ſchrein
Als in Zwingli's Volk Jeſuiten-Trabant!

Sommer.

I.

Das iſt doch eine üppige Zeit,
Wo Alles ſo ſchweigend blüht und glüht,
Wo des Sommers ſtolzirende Herrlichkeit
Langſam durch die ſchwelgenden Lande zieht.

Das Himmelblau und der Sonnenſchein,
Die zehren und trinken mich gänzlich auf!
Ich welke dahin in üppiger Pein,
Im Blumenmeer verſiegt mein Lauf.

Die Schnitter ſo ſtumm an der Arbeit ſtehn,
Nachdenklich und lahm auf brennender Au;
Ich hör' ein heimliches Dröhnen gehn
Fern in des Gebirges dämmerndem Blau.

Wie ſehn' ich mich nach Gewitternacht,
Nach Sturm und Regen und Donnerſchlag —
Nach einer tüchtigen Freiheitsſchlacht,
Nach einem entſcheidenden Völkertag!

II.

Es deckt der weiche Buchenſchlag,
Gleich einem grünen Sammtgewand,
So weit mein Auge reichen mag,
Das hügelübergoſſ'ne Land.

Und ſachte ſtreicht darüber hin
Mit linder Hand ein leiſer Weſt,
Der Himmel hoch mit ſtillem Glüh'n
Sein blaues Aug' drauf ruhen läßt.

Mir iſt: ich trag' ein grünes Kleid
Von Sammet, und die weiche Hand
Von einer ſchweigſam ſtillen Maid
Streicht es mit ordnendem Verſtand.

Wie ſie ſo freundlich ſich bemüht,
Trag' ich die leichte Unruh' gern,
Indeß ſie mir in's Auge ſieht
Mit ihres Auges blauem Stern.

Uns Beiden iſt, dem Land und mir,
So innerlich, von Grund aus, wohl —
Doch ſchau', was ſchleicht im Feldweg hier,
Den Blick ſo ſcheu, die Wange hohl?

Ein Heimathloſer ſputet ſich
Waldeinwärts durch den grünen Plan —
Das Menſchenelend krabbelt mich
Wie eine ſchwarze Erdſpinn' an!

III.

Im Wald.

1.

Arm in Arm und Kron' an Krone ſteht der Eichenwald verſchlungen,
Heut hat er bei guter Laune mir ſein altes Lied geſungen.

Fern am Rand fing eine junge Eiche an ſich ſacht zu wiegen,
Und dann ging es immer weiter an ein Sauſen, an ein Biegen;

Kam es her in mächt'gem Zuge, ſchwoll es an zu breiten Wogen,
Hoch ſich durch die Wipfel wälzend kam die Sturmesfluth gezogen.

Und nun ſang und pfiff es graulich in den Kronen, in
den Lüften,
Und dazwiſchen knarrt' und dröhnt' es unten in den Wurzel-
grüften.

Manchmal ſchwang die höchſte Eiche gellend ihren Schaft
alleine:
Donnernder erſcholl nur immer drauf der Chor vom ganzen
Haine!

Einer wilden Meeresbrandung hat das ſchöne Spiel ge-
glichen,
Alles Laub war, weißlich ſchimmernd, ſtarr nach Süden
hingeſtrichen.

Alſo ſtreicht die alte Geige Pan der Alte, laut und
leiſe,
Unterrichtend ſeine Wälder in der alten Weltenweiſe.

In den ſieben Tönen ſchweift er unerſchöpflich auf und nieder,
In den ſieben alten Tönen, die umfaſſen alle Lieder.

Und es lauſchen ſtill die jungen Dichter und die jungen Finken,
Kauernd in den dunklen Büſchen ſie die Melodieen trinken.

IV.

2.

Aber auch den Föhrenwald
Laß ich mir nicht ſchelten,
Wenn mein Jauchzen widerhallt
In dem ſonnerhellten!

Heiter iſt's und aufgeräumt,
Und das Weh'n der Föhren,
Wenn die Luft in ihnen träumt,
Angenehm zu hören!

Reichen Königskindern gleich
Steh'n ſie da im Bunde;
Jedes erbt ſein Königreich
In dem grünen Grunde.

Aber oben eng verwebt,
Eine Bürgerkrone
Die Genoſſenſchaft erhebt
Stolz zum Sonnenthrone.

Schmach und Gram umfängt ſie nie,
Nimmer Lebensreue;
Schnell und muthig wachſen ſie
In des Himmels Bläue.

Wenn ein Stamm im Sturme bricht
Halten ihn die Brüder,
Und er ſinkt zur Erde nicht,
Schwebend hängt er nieder.

In den Stämmen oft ein Laut
Hallet einſam wider;
Ueppig, wie das Farrenkraut,
Wachſen mir die Lieder!

Wie ein Quell verſiegt der Schmerz,
Schwindet jede Grille;
Großen Unfug treibt mein Herz
In der Föhrenſtille.

Weihrauchwolken ein und aus
Durch die Räume wallen —
Bin ich in ein Gotteshaus
Etwa eingefallen?

Doch der Unſichtbare läßt
Lächelnd es geſchehen,
Wenn mein wildes Kirchenfeſt
Ich hier will begehen.

V.

Am Waſſer.

1.

Hell im Silberſchaume flimmernd,
Zieht und ſingt des Baches Welle:
Goldengrün und tiefblau ſchimmernd,
Küßt ſie flüchtig die Libelle;
Und ein Drittes kommt dazu,
Eine Blüthe hergeſchwommen:
Alle haben drauf im Nu
Heitern Abſchied ſchon genommen.

Und die Eſche beugt ſich drüber,
Schaut in Ruh das holde Treiben,
Denkt: Ihr Lieben, zieht vorüber!
Ich will grünen hier und bleiben.
Und Ich unter'm Eſchenbaum:
Was ſoll denn mit mir geſchehen?
In dem reizend leichten Traum,
Soll ich bleiben? Soll ich gehen?

VI.

2.

Ich liege beſchaulich
An klingender Quelle
Und ſenke vertraulich
Den Blick in die Welle;
Ich ſuch' in den Schäumen,
Weiß ſelbſt nicht, wonach?
Verſchollenes Träumen
Wird in mir wach.

Da kommt es gefahren
Mit lächelndem Munde,
Vorüber im klaren
Kriſtallenen Grunde,
Das alte, vertraute,
Das Weltangeſicht!
Sein Aug' auf mich ſchaute
Mit tiefblauem Licht.

Wohin iſt's geſchwommen
Im Wellengewimmel?
Woher iſt's gekommen?
Vom blauenden Himmel!
Denn als ich in's Weben
Der Wolken geſehn:
Da ſah ich noch eben
Es dort vergehn.

Ich ſeh' es faſt immer,
Wenn's windſtill und heiter,
Und ſtets macht ſein Schimmer
Die Bruſt mir dann weiter.
Doch wenn ſein Begegnen
Der Seele Bedarf,
Wird ſelbſt es im Regnen
Mir deutlich und ſcharf!

VII.

3.

Ein Fiſchlein ſteht im kühlen Grund,
Durchſichtig fließen die Wogen,
Und ſenkrecht ob ihm hat ſein Rund
Ein ſchwebender Falk gezogen.

Der iſt ſo klein und fern zu ſehn,
Ein Punkt im blauen Dome;
Er ſieht das Fiſchlein ruhig ſtehn,
Glänzend im tiefen Strome.

Und dieſes auch hinwieder ſieht
In's Blaue durch ſeine Welle —
Ich glaube gar, die Sehnſucht zieht
Ein's an des Andern Stelle!

Wenn man ſo frei, ſo kühl, ſo hoch,
Wie ein Fiſch oder Falk kann ſchweben:
Dann iſt am End' dies Sehnen noch
Der beſte Theil am Leben.

Doch wer mit lahm gebog'nem Knie
Wie ein Wurm im Staub muß liegen,
Der zähme ſeine Phantaſie,
Lern' ſchwimmen erſt, oder fliegen!

VIII.

4.

A. Diſſonanz.

Sah ich eine junge Welle,
Die durch Alpenroſen floß
Und ſich rauſchend mit der Quelle,
Lebensfroh in's Thal ergoß.

Schien der Himmel drin verſunken
Und war doch ſo leicht und klar,
Und ich hab' davon getrunken,
Wie ſo friſch und rein ſie war!

Bin dann auf dem Meer gelegen,
Wo das Kreuz am Himmel ſteht;
Nicht konnt' unſer Schiff ſich regen,
Windſtill war's, kein Lüftlein weht'!

Schaut' ich in die Waſſer nieder,
In die Tiefen unverwandt
Und ſah meine Welle wieder
Aus den Bergen, wohlbekannt.

Von dem heißen Strahl durchzittert,
Ja, es war ſie, deutlich, nah!
Doch verſalzen und verbittert,
Still und muthlos lag ſie da. — —

G. K.

B. Auflöſung.

Von einer Quelle ſingt ein Sänger,
Die aus des ſtarren Gletſchers Hand,
Ein wohlgemuther Hochlandsgänger,
„Durch Alpenroſen" hin ſich wand.

Er ſang begeiſtert ihre Ehre,
Erquickt von ihrem klaren Trank;
Er folgt' ihr treu, bis wo im Meere
Die Welle ſeinem Blick verſank.

Da ward der Wandrer Waſſerreiter,
Ein raſches Meerroß ſtand im Port,
Er ſchwang ſich auf: es trug ihn weiter
Und ohne Raſt nach Süd und Nord.

Doch einſt, als Wind und Woge ſchliefen,
Daß kaum den Kiel ein Schäumchen leckt,
Hat, ſpäh'nd in die kryſtallnen Tiefen,
Der Sänger — ſeine Quell' entdeckt!

Leicht kannt' er ſeine Hippokrene —
Blieb ſie doch ſtets ihm fern und nah —;
Doch muthlos, eine große Thräne,
„Verſalzt, verbittert, lag ſie da.“

— Doch mehr noch weiß ich von der Welle:
Aus ihrem meerestiefen Schmerz
Rang ſie ſich auf zur Tageshelle
Und flog als Nebel himmelwärts.

Noch war in ihre Trauerſchleier
Die Tiefbetrübte tief verhüllt:
Bis Morgenroth als junger Freier
Mit Lebensblut die Wang' ihr füllt.

Dort, unerreicht von Erdenſchwüle,
Des Erdengrams kaum noch bewußt,
Trank in des Sternenthaues Kühle
Alltäglich ſie der Liebe Luſt.

Doch heiß und heißer ward's auf Erden,
Schon dörrt der Sommer Gras und Laub,
Die Armuth ſieht mit Gramgebärden
Stumm ihrer Hoffnungshalme Raub.

Da ſchmilzt der Wolke Luſt, im Sehnen,
Zu löſchen dieſes Jammers Brand:
Sie ſinkt, gelöst in Seegensthränen,
Still — auf des ärmſten Mannes Land.

N. A. L. F.

IX.

Regen-Sommer.

Naſſer Staub auf allen Wegen!
Jede Diſtel hängt voll Regen
Und der Bach ſchreit, wie ein Kind!
Nirgends blüht ein Regenbogen,
Ach! die Sonn' iſt weggezogen
Und der Himmel taub und blind!

Traurig ruhn des Waldes Lieder,
Alle Saat liegt ſiech darnieder,
Fröſtelnd ſchläft der Wachtel Brut.
Jahreshoffnung — fahler Schimmer!
Mit den Menſchen ſteht's noch ſchlimmer:
Kalt und fühllos ſchleicht ihr Blut!

Krankes Weib am Ackerſteine
Mit dem Säugling, weine! weine
Troſtlos, oder hoffnungsvoll:
Nicht im Feld und auf den Bäumen —
In den Herzen muß es keimen,
Wenn es beſſer werden ſoll!

Fleh' zu Gott, der grüne Saaten
Und das Menſchenherz berathen,
Bete heiß und immerbar:
Daß er, unſre Noth zu wenden,
Wolle Licht und Wärme ſenden
Und — ein gutes Menſchenjahr!

Herbſt.

I.

Im Herbſt, wenn ſich der Wald entlaubt,
Nachdenklich wird und ſchweigend,
Mit Reif beſtreut ſein dunkles Haubt,
Fromm ſich dem Sturme neigend:

Da geht das Dichterjahr zu End',
Da wird mir ernſt zu Muthe,
Im Herbſt nehm' ich das Sakrament
In jungem Traubenblute.

Da bin ich ſtets beim Abendroth
Allein im Feld zu finden,
Da denk' ich fleißig an den Tod
Und auch an meine Sünden.

Ich richte mir den Beichtſtuhl ein
Auf ödem Haidenplatze,
Der Mond, der muß mein Pfaffe ſein
Mit ſeiner Silberglatze.

Und wenn er grämlich zögern will,
Der Laſt mich zu entheben,
Dann ruf' ich: „Alter, ſchweig' nur ſtill!
Es iſt mir ſchon vergeben.

Ich habe heimlich mit dem Tod
Ein Wörtlein ſchon geſprochen!“
Dann wird mein Pfaff' vor Aerger roth
Und hat ſich bald verkrochen.

II.

Im Herbſt erblichen liegt das Land
Und durch die dichten Nebel bricht
Ein blaſſer Strahl vom Waldesrand,
Den Mond doch ſelber ſieht man nicht.

Doch ſchau! der Reif wird Blüthenſtaub,
Ein Myrthenhain der Tannenwald,
Das falbe, halberſtorbne Laub
In bunten Blumenwogen wallt.

Welch Traumbild durch das Herbſtgrau lacht?
Iſt's Frühlingstraum vom neuen Jahr? —
Die Freiheit wandelt durch die Nacht
Mit wallend aufgelöstem Haar!

Und wandelnd ſpäht ſie rings und lauſcht,
Die bleiche, hohe Königin;
Und ihre Purpurſchleppe rauſcht
Leis über dunkle Gräber hin.

Sie hat gar eine reiche Saat
Verborgen in der Erde Schooß:
Sie forſcht, ob die und jene That
Nicht ſchon in zarte Keime ſproß.

Sie drückt ein Schwert an ihre Bruſt,
Es blinkt in weißem Dämmerlicht:
Sie bricht in wehmuthvoller Luſt
Manch blutiges Vergißmeinnicht.

— Es iſt auf Erden keine Stadt,
Es iſt kein Dorf, deß ſtille Huth
Nicht einen alten Kirchhof hat,
Darin ein Freiheits-Märtrer ruht.

III.

Sonntagsjäger.

Es läſſet ſich mit aller Kraft
Ein Horn im Walde hören;
Ich krieg' ein altes Rohr beim Schaft
Und ſchlendre in die Föhren.

Der Wald, der macht mir vielen Spaß,
Er flunkert in der Sonnen;
Der Reif hat, wie mit Jungfernglas,
Die Nadeln überſponnen.

Da hüpft ein junger Haas daher
Und ſpielt vor mir im Graſe:
Ich brenne, wie von ungefähr,
Mein Schrot ihm auf die Naſe.

Es iſt, als ſchrie' er: „Gott vergelt's!“
Mit kläglicher Geberde;
Sein rothes Blütlein färbt den Pelz
Und macht ſich in die Erde.

Was ſtierſt du ſo, du Haidekind,
Im Sterben immer dümmer?
Ich bin halt, wie die Andern ſind,
Nicht beſſer und nicht ſchlimmer!

Und als das Häslein ausgeſchnappt,
Hab' ich es heimgetragen;
Doch hab' ich ſchon genug gehabt
Von „Waidmann's Heil“ und Jagen!

IV.

Wo iſt der ſchöne Blumenflor,
Den wir ſo treu gehegt?
Vom Hoffen und vom Grünen ſind
Herz, Garten, rein gefegt!
Und, wie in Einer Nacht ergraut
Ein unglückſelig Haubt,
Hat ſich heut' Nacht mein Vaterland
Geſchüttelt und entlaubt!

Der Rhein entführt in's Niederland
Die welke Sommerluſt,
Läßt kahl und fahl die Felder uns,
Den Froſt in unſrer Bruſt.
Die Silberfirnen hüllen ſich
In dunkle Nebel ein;
Doch bald wird jeder Kehricht nun
Ein blanker Schneeberg ſein!

Und Alles wird ſo klein, ſo nah,
So dumpf und eingezwängt;
Wie drückend dicht ob unſerm Haubt
Der graue Himmel hängt!
Auf jedem Kreuzweg ſitzt ein Feind —
Es iſt ein harter Stand:
Mit Schurken athmen gleiche Luft
Im engen Vaterland!

V.

Es iſt ein ſtiller Regentag,
So weich, ſo ernſt und doch ſo klar,
Wo durch den Dämmer brechen mag
Die Sonne weiß und ſonderbar.

Ein wunderliches Zwielicht ſpielt
Beſchaulich über Berg und Thal;
Natur, halb warm und halb verkühlt,
Sie lächelt noch und weint zumal.

Die Hoffnung, das Verlorenſein,
Sind, gleicher Stärke, in mir wach;
Die Lebensluſt, die Todespein
Sie ziehn auf meinem Herzen Schach.

Ich aber, mein bewußtes Ich
Späht mit des Feldherrnauges Ruh:
Und meine Seele rüſtet ſich
Zum Kampfe mit dem Schickſal zu.

Winter.

I.

Wie zieht das finſter thürmende
Gewölk ſo kalt und ſchwer!
Wie jagt der Wind, der ſtürmende,
Das Schneegeſtöber her!

Wo ſonſt die Venus funkelte,
Iſt es nun grau und todt;
Ich denk' mir in's verdunkelte
Weſtland das Abendroth.

Verſchwunden iſt die blühende
Und grüne Weltgeſtalt;
Es eilt der Fuß, der fliehende,
Durch's Schneefeld, naß und kalt.

Wohl dem, der nun zufrieden iſt
Und innerlich ſich kennt!
Dem warm ein Herz beſchieden iſt,
Das heimlich loh't und brennt!

Wo, traulich ſich dran ſchmiegend, es
Die ſtille Seele ſchürt,
Ein ſprudelnd, nie verſiegendes
Gedankenſüpplein rührt.

II.

Verſchloſſen und dunkel iſt um und um
Mein winterlich Herze zu ſchauen:
Doch innen da iſt es erleuchtet und hell,
Da dehnen ſich grünende Auen.

Da ſtell' ich den Frühling im Kleinen auf
Mit Roſengärten und Bronnen,
Da ſpann' ich ein liebliches Himmelszelt,
Mit Regenbogen und Sonnen.

Da zünd' ich Morgen- und Abendroth
Und laſſe die Nachtigall ſchlagen,
Da laſſ' ich blühende Jungfräulein
Meergrüne Gewänder tragen.

Dann ändr' ich die Scene, dann laſſ' ich mit Macht
Den gewaltigen Sommer erglühen,
Ich laſſe die Schnitter auf Garben ruhn
Und blutrothe Mohnfelder blühen.

Dann plötzlich durchzuck' ich mit Wetterſchein
Mein Herz und füll' es mit Stürmen,
Laſſ' Schiff und Mannſchaft zu Grunde gehn,
Dann „Feuer“ an Bergen und Thürmen!

Hei! Revolution und Mordgeſchrei
Mit Galgen und Guillotinen,
Geköpfte Könige, wahnſinnig Volk,
Konvente und Höllenmaſchinen!

Nun iſt mein Buſen der Greveplatz,
Voll Pöbels und blutiger Leichen:
Ich ſehe mich ſelber im dickſten Gewühl
Entſetzt und todtblaß ſchleichen.

Der Draht iſt gebrochen an meiner Figur,
Ich kann nicht mehr mich entziehen!
Es wird mir ſo bang — ich laſſe das Bild
Mit all den Geſpenſtern entfliehen —

Wenn Alles erſtorben und todtſtill iſt,
Dann trag' ich mich ſelber zu Grabe,
Und ſteck' ein ſchwarzes Kreuzchen darauf,
Das ich ſelber geſchnitzelt habe.

So ſpiel' ich des langen Winters Traum:
Doch wenn die Maiblumen ſproſſen,
Zerbrech' ich das gläſerne Puppenſpiel
Und — mache den Dichter im Großen!

III.

Der Winter iſt eine ehrliche Haut,
Ein alter Poltrian;
Wie zornig er mir in's Auge ſchaut,
Blick' ich ihn wiederum an!

Sein Blut iſt kühl und ſtarr, wie Eis,
Doch nie ſeine Treue wankt;
Wie oft hab' ich mich nächtlicher Weiſ'
Mit ihm herum gezankt!

Da rüttelt er mir am Gartenthor
Und ſtampft auf den Beeten herum;
Er ſchimpft mich einen ſanguiniſchen Thor,
Leichtgläubig und herzlich dumm!

Viel Hoffnungen zieh' ich in Scherben auf
Am kalten Sternenſchein:
Da iſt er beſonders verſeſſen drauf
Und ſtürmt auf ſie herein.

Ich balge mich immer, ſo gut ich kann,
Um jedes grüne Reis:
Er aber entrupft ſie, der harte Mann,
Den Scherben büſchelweis!

Doch die mir der Alte ſtehen läßt,
Die ſind erprobt und gefeit:
Die ſind gewurzelt und winterfeſt,
Die ſind der Erfüllung geweiht.

Sonette.

Sonette.

I.

An einen Schulgenoſſen.

„Wohin hat dich dein guter Stern gezogen,
O Schulgenoß aus erſten Knabenjahren?
Wie weit ſind auseinander wir gefahren
In unſern Schifflein auf des Lebens Wogen!“

„Wenn wir die Unterſten der Klaſſe waren,
Wie haben wir treuherzig uns betrogen,
Erfinderiſch und ſchwärm'riſch uns belogen
Von Aventüren, Liebſchaft und Gefahren!“

Da ſeh' ich juſt, beim Schimmer der Laterne,
Wie mir gebückt, zerlumpt, ein Vagabund
Mit einem Häſcher ſcheu vorübergeht —:

„So alſo wendeten ſich unſre Sterne?
Und ſo hat es gewuchert, unſer Pfund?
Du biſt ein Spitzbub worden, ich — Poet!“

II.

An einen Freund.

Du, der ſo lang im Herzen mich geborgen,
Mit allen meinen grämlichen Gebrechen,
Mit meinen haſtig immer neuen Schwächen,
Mit allen meinen wunderlichen Sorgen;

Die Hand verzeihend boteſt jeden Morgen,
Wenn ich die Nacht vorher mit blindem Stechen,
Mit ungerechtem, ſtachelſcharfen Sprechen
Dir ſchnitt in's Herz, ſo treu und unverborgen;

Nicht um zu ſpähn nach Tadel oder Lobe,
Will ich dir dieſe Lieder überſenden,
Die zagend unter meiner Hand erblaſſen:

Nein, nur zur letzten, ſchwerſten Freundesprobe!
Ich muß mich gegen deinen Glauben wenden —
Wirſt du mich darum endlich doch verlaſſen?

III.

An einen Zweiten (Künſtler).

Ich ſehe dich mit läſſig ſichrer Hand
Den feinen Nacken einer Göttin ſchreiben,
Dazu den Hohn um deine Lippen treiben:
„'Siſt Nichts dahinter!“ oder „eitler Tand!“

Seh' dich zu hinterſt an der Schenke Wand
Bis Mitternacht bei den Geſellen bleiben;
Dein Schwarzaug' ſucht des Witzes breite Scheiben,
Jedoch dein ſchöner Mund des Bechers Rand.

Du ſchlenderſt heim, ein leichtes Liedlein pfeifend,
Drückſt in die Kiſſen deine dunklen Locken,
Bald ſteigt im Traum dir neuer Schwank empor.

Zeigt er dir mich, in wachen Träumen ſchweifend,
Enthuſiaſtiſch bei den Büchern hocken?
Schon ſchwirrt dein Traumgelächter mir im Ohr —.

IV.

Winterabend.

Schneebleich lag eine Leiche, und es trank
Daneben ein Geſelle unverdroſſen,
Bis endlich ihm der Himmel aufgeſchloſſen,
Und er berauſcht zu ihr auf's Lager ſank.

Von rothem Wein den Becher voll und blank
Bot er dem Todten; bald war übergoſſen
Das Grabgeſicht und purpurn überfloſſen
Das Leichenhemd; ſo trieb er tollen Schwank.

Die trunkne, rothe Sonne übergießt
Im Sinken dieſes ſchneeverhüllte Land,
Daß Roſenſchein von allen Hügeln fließt;

Von Purpur trieft der Erde Grabgewand:
Doch die verblaßte Leichenlippe thut,
Erſtarrt, ſich nimmer auf der rothen Fluth.

V.

Schein und

Im Mittagsbrand, auf des Gebirges Grat
Schlief unter alten Föhren müd ich ein;
Ich ſchlief und träumte bis zum Abendſchein
Von leerem Hoffen und verlorner That.

Schlaftrunken und verwirrt erwacht' ich ſpat:
Geröthet war ringsum Gebüſch und Hain,
Des Urgebirges Eishaubt und Gebein,
Der Horizont ein ſprühend Feuerrad.

Und raſcher fühlt' ich meine Pulſe gehen:
Ich hielt die Gluth für lichtes Morgenroth,
Erharrend nur der Sonne Auferſtehen.

Doch Berg um Berg verſank in Schlaf und Tod,
Die Nacht ſtieg auf mit froſtig leiſem Wehen
Und mir auch ward's im Herzen kalt und todt.

VI.

Wirklichkeit.

So manchmal irre werd' ich an der Stunde,
An Tag und Jahr, ach, an der ganzen Zeit;
Es gährt, es tost: doch mitten auf dem Grunde
Iſt es ſo ſtill, ſo kalt, ſo zugeſchneit.

Habt ihr euch auf ein neues Jahr gefreut,
Die Zukunft preiſend mit beredtem Munde?
Es rollt heran und ſchleudert, o wie weit,
Euch rückwärts! — Ihr verſinkt im alten Schlunde.

Und dennoch kann die Hoffnung nie verlieren!
Sind auch noch viele Nächte zu durchträumen,
Zu ſchlafen, zu durchwachen — zu durchfrieren:

So wahr erzürnte Waſſer müſſen ſchäumen,
Muß, ob der tiefſten Nacht, Tag triumphiren,
Und ſieh: ſchon bricht es roth aus Wolkenſäumen!

VII.

In der Stadt.

1.

Wo ſich drei Gaſſen kreuzen, krumm und enge,
Drei Züge wallen plötzlich ſich entgegen
Und ſchlingen ſich, gehemmt auf ihren Wegen,
Zu einem Knäul und lärmenden Gedränge.

Die Wachparad' mit gellen Trommelſchlägen,
Ein Hochzeitzug mit Geigen und Gepränge,
Ein Leichenzug klagt ſeine Grabgeſänge:
Das Alles ſtockt, kein Glied mehr kann ſich regen.

Verſtummt ſind Geiger, Pfaff' und Trommelſchläger;
Der dicke Hauptmann flucht, daß Niemand weiche,
Gelächter ſchallet aus dem Hochzeitzug.

Doch oben, auf den Schultern ſchwarzer Träger,
Starrt in der Mitte kalt und ſtill die Leiche
Mit blinden Augen in den Wolkenflug.

VIII.

2.

Was iſt das für ein Schrei'n und Peitſchenknallen?
Die Fenſter zittern von der Hufe Klang;
Zwölf Roſſe keuchen an dem ſtraffen Strang
Und Fuhrmannsflüche durch die Gaſſe ſchallen.

Der auf den freien Bergen iſt gefallen:
Dem todten Waldeskönig gilt der Drang;
Da ſchleppen ſie, wohl dreißig Ellen lang,
Die Rieſeneiche durch die dumpfen Hallen!

Der Zug hält unter meinem Fenſter an,
Denn es gebricht zum Wenden ihm an Raum;
Verwundert drängt der Pöbel ſich heran:

Er weidet ſich an der gebrochnen Kraft;
Da liegt entkrönt der ſturmgefeite Baum!
Aus ſeinen Wunden quillt der friſche Saft.

IX.

Vaterländiſche Sonette.

1.

Die ſchweizeriſche Nationalität.

Volksthum und Sprache ſind das Jugendland
Darin die Völker wachſen und gedeihen,
Das Mutterhaus, nach dem ſie ſehnend ſchreien
Wenn ſie verſchlagen ſind auf fremden Strand.

Doch manchmal werden ſie zum Gängelband,
Sogar zur Kette um den Hals der Freien:
Dann treiben Längſterwachſne Spielereien,
Gelenkt von der Tyrannen ſchlauer Hand.

Hier trenne ſich der langvereinte Strom!
Verſiegend ſchwinde der im alten Staube,
Der Andre breche ſich ein neues Bette.

Denn Einen Pred'ger nur verträgt der Dom:
Das iſt die Freiheit, der polit'ſche Glaube!
Der löst und ſprengt die eingewachſne Kette.

X.

2.

Das Eidgenoſſen-Volk.

Wie iſt denn wohl der Diamant entſtanden:
Zu unvergänglich alldurchdrungner Einheit,
Zu ungetrübter, ſtrahlenreicher Reinheit,
Gefeſtiget von unſichtbaren Banden?

Wenn aus der Völker Schwellen und Verſanden
Ein Neues ſich zu einem Ganzen einreiht.
Wenn *Freiheitslieb'* es dann zum *Volke* einweiht,
Wo *Gleichgeſinnte* ihre Heimat fanden:

Wer will denn da noch rütteln dran und feilen?
Zu ſpät, zu ſpät! ſchon iſt's ein Diamant,
Der nicht mehr iſt zu trüben und zu theilen.

Und wenn, wie man im Edelſtein erkannt,
Darin noch kleine, dunkle Körper weilen,
So ſind ſie feſt umgoſſen und gebannt.

XI.

3.

Warnung.

Ja, du biſt frei, mein Volk! — von Eiſenketten;
Kein Fürſt, kein Adel ſchmiedet dir die Bande;
Frei von des Vorrechts unduldbarer Schande,
Und fröhlich magſt du deinen Wohlſtand betten.

Doch nicht kann dies dich vor der Knechtſchaft retten,
Der ſchwarzen — die im weißen Schaafsgewande
An allen Thüren lauſcht im Schweizerlande,
Sich als Polyp an jedes Herz zu kletten!

Wenn du nicht tapfer magſt den Geiſt entbinden
Von alles Dunſts erſtickender Umhüllung,
Nicht heilig deiner freien Einſicht pflegen:

So wird der Feind ſtets offne Thore finden,
All deiner Hoffnung rauben die Erfüllung,
All dein gefördert Werk in Aſche legen!

XII.

4.

Den Konſervativen.

„Wo iſt ein Volk, ſo frei von allen Plagen,
Die andrer Völker traurig Erbtheil ſind,
Ein blühender, glückſel'ger Heldenkind,
Als unſer Schweizervölklein, zu erfragen?

„Und doch, wie fiebriſch ſeine Pulſe ſchlagen!
Für ſeiner Freiheit Ueberfülle blind,
Haſcht übermüthig es nach leerem Wind!
Wann enden ſeine undankbaren Klagen?"

So ſprechen jene ſilberblanken Motten,
Die ſo gemüthlich in dem Rauchwerk niſten,
Dem alten, köſtlichen, und es zernagen.

„Nur eben Euch noch gilt es auszurotten!
(So ſprechen Wir, die radikalen Chriſten,)
„Mit Schimpf und Schmach euch aus dem Pelz zu jagen!"

XIII.

5.

Zur Verſtändigung.

„Du biſt ein Schreier, biſt ein frecher Prahler,
Ein Dreſcher mehr auf ausgedroſchnen Halmen,
Ein Räuchlein mehr in den Empörungs-Qualmen,
Ein Vielverſprecher und ein Wenigzahler.“

Gemach, gemach, Philiſterſchwarm, du kahler!
Bei dir nicht ſuch' und find' ich meine Palmen;
Säng' ich, ein David, dir die feinſten Pſalmen,
Sie dünkten, durch dein Lob, mich ſo viel ſchaaler.

Ich geb' es zu, ich habe viel geſchrieen,
Bin dumpfes Echo von geweihtern Tönen,
Und nur die gute Sache mag mich tragen:

Doch iſt's mein Herzblut, das ich ausgeſpieen!
Der Schlachtſchrei, der beim Angriff muß erdröhnen:
Auf dieſen folgt ein regelrechtes Schlagen!

XIV.

6.

Den chriſtlichen Griesgrämlern.

Ihr nennt uns Träumer, Schwindler, junge Thoren,
Wenn ehrlich wir nach Licht und Wahrheit ſtreben:
Ja, euren Namen habt ihr uns gegeben;
So merket auf mit hochgehobnen Ohren!

Wir haben uns beſcheidentlich erkoren,
Dem Volk zu lichten nur dies ird'ſche Leben:
Ihr laßt verhungernd es gen Himmel ſchweben!
Wer ſind die Schwindler nun? — Ihr, alte Thoren!

Und — wenn die Sterne uns geheim erzählen
Von ew'gem Frühling, von Unſterblichkeit:
Was geht das euch denn an in unſrer Zeit?

Wir laſſen uns das Sonnenlicht nicht ſtehlen,
Noch unſre Lampe, die die Nacht erhellt:
Denn uns gehört die ganze, ſchöne Welt!

XV.

7.

Die zwei Tellenſchüſſe.

Ob ſie geſchehn? das iſt hier nicht zu fragen;
Die Perle jeder Fabel iſt der Sinn.
Das Mark der Wahrheit ruht hier friſch darin,
Der reife Kern von allen Völkerſagen.

Es war der erſte Schuß ein Alleswagen,
Kind, Leib und Gut, an köſtlichen Gewinn:
„Blick' her, Tyrann! was ich nur hab' und bin,
Will ich bei'm Erſten in die Schanze ſchlagen!

„Und du ſtehſt leer und heillos, wie du biſt,
Und läſſeſt fühllos dir am Herzen rütteln,
Und ſpiegelſt höhniſch dich in meinem Blut?

„Und immer: Nein?! — Verlaufen iſt die Friſt!
Verflucht ſei deines Haubtes ewig Schütteln!
O zweiter, heilger Schuß, nun triff mir gut!“

XVI.

Den Göthe-Philiſtern.

„Nur Ordnung, Anmuth!“ tönt es immerdar.
Wer ſpricht von Ordnung wo die Berge wanken?
Wer ſpricht von Anmuth während die Gedanken
Noch ſchutzlos irren mit zerrauftem Haar?

Noch kämpfen wir, durchringend Jahr um Jahr,
Noch thut uns noth ein ſcharf, ob unſchön, Zanken,
Durch dieſes Zeitenwaldes wirre Ranken
Lacht eine Zukunftsau' uns noch nicht klar.

Und Göthe iſt ein Kleinod, das im Kriege
Man ſtill begräbt im unterſten Gewölbe,
Es bergend vor der rauhen Feindeshand:

Doch iſt der Feind verjagt, nach heißem Siege
Holt man erinnerungsfroh hervor daſſelbe
Und bringts zum Ehrenplatz an ſeine Wand.

XVII.

Brentano, Kerner.

„Was ſind das für poſſirliche Geſellen
In blutgen Locken und mit Räucherpfannen?
Ob ſie nach Schätzen graben? Geiſter bannen?
Sie laſſen ſonderbare Töne gellen.

„Sahſt du dem Einen rothes Blut entquellen,
Indeß dem Andern ſtille Thränen rannen?
Sie huſchen leis, geſpenſterhaft von dannen
Auf dieſer Zeiten grundempörten Wellen.

„Auch ſcheinen ſie ein hölzern Schwert zu tragen
Und um die Stirn ein üppiges Geflecht,
Strohkränze, draus die feinſten Roſen ragen?“

Sie ziehen gen die Sonne in's Gefecht —
Freund! das ſind Dichter; laß' ſie ungeſchlagen!
Denn Dichter, weißt du — haben immer Recht.

XVIII.

Herwegh.

Schäum' brauſend auf! — Wir haben lang gedürſtet,
Du Goldpokal, nach einem jungen Wein:
Da traf in Dir ein guter Jahrgang ein!
Wir haben was getrunken, was gedürſtet!

Noch immer ſteht Zwing-Uri ſtolz gefirſtet,
Noch iſt das Land ein kalter Todtenſchrein
Der ſchweigend harrt auf ſeinen Oſterſchein —:
Zum Wecker biſt vor Vielen Du gefürſtet!

Doch wenn nach Sturm der Friedensbogen lacht,
Wenn der Dämonen finſtre Schaar bezwungen,
Zurückgeſcheucht in ihres Urſprungs Nacht:

Dann ſoll Dein Lied, das uns nur Sturm geſungen,
Erſt voll erblühn in reicher Frühlingspracht!
Nur durch den Winter wird der Lenz errungen.

XIX.

Subjektives Dichten.

Erſt wollte ich mit vieler Mühe flechten
'Ne lange Geißel lederner Terzinen,
Mit breitem Klatſch die Kläffer zu bedienen,
Die mit dem Ich in unſern Liedern rechten.

Ein Pinſel aber möge das verfechten,
Was ſolchen engen Herzen krumm erſchienen!
Und feige wär's, nach jedes Kunzen Mienen
Zu drehen ſich und gar das Lied zu knechten.

Ein wunderlicher Kauz iſt der Poet,
Der das, was alle Andern bloß empfinden,
Mit wunderlichen Worten ſagen kann;

Wenn's nun in ſeinem Namen beſſer geht,
Wie möget ihr ein Aergerniß da finden,
Ihr eigenſüchtig Volk: Er, Sie, Es, Man?

XX.

Der deutſche Freiheitskrieg.

Du deutſches Volk mit deinem Löwenzorn,
Wie du Vernichtung ſchwurſt den argen Franken,
Hochſchwanger gingſt mit rieſigen Gedanken,
Begeiſtert aus der Freiheit Feuerborn;

Ein Sankt-Georg mit eingedrücktem Sporn,
Den Feind zurückwarfſt über ſeine Schranken,
In großer Heldeneintracht ſonder Wanken
Doch — in der Wunde ließeſt deinen Dorn:

Wie hoch wir um dein Heldenblut dich ehren,
Doch mahnſt du uns an jenen närr'ſchen Tropf,
— Laſſ' dirs geſagt ſein lachend und mit Zähren —

Der, als die Laus ihn biß in ſeinen Schopf,
Sich gegen ſolche Plackerei zu wehren,
Mit Ingrimm kratzte auf des Nachbars Kopf.

XXI.

Auch an die „Ichel.“

1.

„Ich mach' die Seelen ſelig, Ich allein!“
Spricht Rom. Lang hielt ich dieſen Hokus-Spruch
Für das Erbärmlichſte, was je in's Buch
Der Sünde ſchrieb das Erdenelend ein.

Da kommet ihr, euch würdig anzureihn,
Und ſprecht: Ein Ende macht das Leichentuch!
Der Jenſeitsglaube iſt ein dürrer Fluch,
Hier laßt uns Hütten baun, hier iſt gut ſein!

Auch ich glaub' wandellos: Hier iſt gut wohnen;
Auf! laßt uns ſehn, wie wir zurecht uns finden:
Die Menſchenſeele iſt zum Glück beſtimmt.

Was aber ward und wird aus den Millionen,
Die unverſöhnt, bleich, ſiech von hinnen ſchwinden? —
Wie pitoyabel euer Lichtlein glimmt!

XXII.

2.

Wer ohne Schmerz, der iſt auch ohne Liebe,
Wer ohne Leid, der iſt auch ohne Treu',
Und dem nur wird die Sonne wolkenfrei,
Der aus dem Dunkel ringt mit heißem Triebe.

Bei euch iſt nichts, als lärmendes Geſchiebe,
In wildem Tummel trollt ihr euch herbei,
Meßt vor dem Geiſt das Erdreich ſonder Scheu,
Als ob zu hoffen kein Kolumb mehr bliebe.

Euch iſt der eigne Leichnam noch nicht klar,
Ihr kennet kaum den Wurm zu euren Füßen,
Die Blume nicht, die ſproßt aus eurem Grab:

Und dennoch krönt ihr ſchon mit Stroh das Haar,
Als Eintagsgötter ſtolz euch zu begrüßen —;
Der Zweifel fehlt euch —: das bricht euch den Stab!

XXIII.

3.

Es iſt nicht Selbſtſucht und nicht Eitelkeit,
Was ſehnend mir das Herz grabüber trägt;
Was mir die kühngeſchwungne Brücke ſchlägt,
Iſt wohl der Stolz, der mich vom Staub befreit.

Sie iſt ſo kurz, die grüne Erdenzeit,
Unendlich aber, was den Geiſt bewegt!
'sMuß wenig ſein, was ihr im Buſen hegt,
Da ihr ſo ſatt hier, ſo vergnüglich ſeid.

Und wenn auch einſt die Freiheit iſt errungen,
Die Menſchheit hoch, wie eine Roſe, blüht,
Ihr tiefſter Kelch vom Sonnenlicht durchdrungen:

Das Sehnen bleibt, das uns hinüberzieht!
Das Nachtigallenlied iſt nicht verklungen,
Bei deſſen Klang die Roſenknoſp' erglüht.

Kgl. Univ.-Bibl. Berlin

XXIV.

4.

Wenn ein Poet ein Stück vom ew'gen Leben
Im Herzen trägt ſchon hier als Morgengabe,
Wenn in Verklärung alle Dinge ſchweben,
Die er berührt mit ſeinem Zauberſtabe,

Und er den Blick nach dem, was über'm Grabe,
Unſterblichkeitgetränkt, nicht mag erheben:
O, was er auch im Rauſch geſungen habe —
Euch ſoll es drum kein gültig Zeugniß geben!

Wenn, ſonnend ſich auf ſeinem Maienthron,
Buntſchillernd eine Schlange ſich erhebt,
So iſt ſie mit den Blumen Poeſie:

Jedoch der Atheiſt von Profeſſion,
Der nur vom Atheismus-Knochen lebt,
Iſt eine eingefleiſchte Blasphemie.

XXV.

Reformation.

Im Bauch der Pyramide tief begraben,
In einer Mumie ſchwarzer Todtenhand
War's, daß man alte Waizenkörner fand,
Die dort Jahrtauſende geſchlummert haben.

Und prüfend nahm man dieſe ſeltnen Gaben
Und warf ſie in lebendig Ackerland;
Und ſiehe da: die gold'ne Saat erſtand,
An der ſich Herz und Auge konnt' erlaben!

So blüht die Frucht dem ſpäten Enkelkinde,
Die mit dem Ahnen ſchlief in Grabesſchooß; —
Das Sterben iſt ein endlos Auferſtehen.

Wer hindert nun, daß wieder man entwinde
Der Kirche Mumienhand, was ſie verſchloß:
Das Wort des Lebens, wieder es zu ſäen?

Siebenundzwanzig

Liebeslieder.

* * *

An meine Dame.

Die aus den Sternen ſtrahlt, auf Meeren ruht,
Im Schmetterling von Blum' zu Blume ſchwebt
Und heiß aufathmet in des Aetna's Gluth —

Die wagend mit dem Aar zur Sonne ſtrebt,
Die feurig in des Jünglings Adern wallt
Und ſehnend in der Jungfrau Buſen bebt —

Von meiner Heimat Bergen freudig ſchallt,
Wenn auch im Thal der böſe Feind mag toben,
In Deutſchlands Eichen leiſe widerhallt —

Die unabläſſig alle Völker loben
Und ſchmählich doch verrathen jeden Tag,
Jedoch von Gott getreulich aufgehoben,

Bis dich einſt jeglich Herz erfaſſen mag:
O ſchönſte Dame! die ich nicht will nennen,
Doch der da zittert meines Blutes Schlag:

Ich will vor dir ein Myrthenreis verbrennen,
Ein abgedorrtes aus der Jugendzeit,
Dir meinen zarten Morgentraum bekennen.

Wem hätt' ich beſſer auch dies Lied geweiht,
Als dir, du Gotteskind, das man mit Recht
Dem Lieblichſten, den Frauen, angereiht?

Nicht weiß ich wahrlich, ob der Frau'n Geſchlecht
Dich zieret, oder du ihm Zierde biſt;
Doch immer bin ich euer beider Knecht,
Und euch vereint mein Lied geſungen iſt.

I.

Ich will ſpiegeln mich in jenen Tagen,
Die wie Lindenwipfelwehn entflohn,
Wo die Silberſaite, angeſchlagen,
Klar, doch bebend gab den erſten Ton,
Der mein Leben lang,
Erſt heut noch, widerklang,
Ob die Saite längſt zerriſſen ſchon;

Wo ich ohne Tugend, ohne Sünde,
Blank wie Schnee, rein vor der Sonne lag;
Wo dem Kinderauge noch die Binde
Lind verbarg den blendend hellen Tag: —
Du entſchwund'ne Welt,
Klingſt über Wald und Feld
Hinter mir wie ferner Wachtelſchlag.

Wie ſo fabelhaft iſt hingegangen
Jene Zeit voll zarter Frühlingspracht,
Wo, von Mutterliebe noch umfangen,
Schon die Jugendliebe leis erwacht,
Wie, vom Sonnenſchein
Durchſpielt, ein Edelſtein,
Den ein Glücklicher an's Licht gebracht.

Und, die weiße Roſe in der Mitte,
That ſich auf der ganze Blumenflor,
Blühte und erſtarkte jede Sitte,
Und die Hoffnung ſtand am Lebensthor.
Alles wundert ſich,
Ich aber freute mich,
Bis den Talisman ich ſelbſt verlor.

Wenn ich ſcheidend einſt muß überſpringen
Jene Kluft, die keine Brücke trägt,
Wird mir nicht ein Lied entgegenklingen,
Das bekannt und ahnend mich erregt?
O die Welt iſt weit!
Ob nicht die Jugendzeit
Irgendwo noch an das Herz mir ſchlägt?

Träumerei! Was ſollten Jene hoffen,
Die nie ſahn der Jugend Herrlichkeit,
Die ein unnatürlich Loos getroffen,
Frucht zu bringen ohne Blüthenzeit?
Ach, was man nicht kennt,
Darnach das Herz nicht brennt,
Und bleibt kalt dafür in Ewigkeit.

In den Waldeskronen meines Lebens
Säuſle fort, du kühles Morgenwehn!
Leuchte hell, o Sonne meines Strebens,
Ich will treu in deinem Scheine gehn!
Rankend Immergrün
Soll meinen Stab umblühn,
Doch noch Ein Mal — will ich rückwärts ſehn.

II.

Durch's Frühroth zog das Wolkenſchiff
vor einem hellen Frühlingstag,
Als ich, ein träumend Schülerkind,
im morgenſtillen Felde lag;
Ein Falter ſtreifte meine Stirn,
und vor mir eine Lilie ſtand;
Ich aber ſchaute drüber hin
in's tiefe, blaue Morgenland.

Das ganze Erdreich ſchwoll empor
in tauſendfacher Blüthenluſt;
Doch mächtiger ſchwoll Traum an Traum
und Bild an Bild aus meiner Bruſt:
Das war die duftige Kinderwelt,
an deren Scheide ich mich fand,
Die, wie die erſte Blüthe, ſich
am Lebensbaume mir entwand.

Sie baute ſich noch ein Mal auf,
mit letztem Glanz, im letzten Flor;
Ein lieblich wunderlicher Bau,
ein Feentempel ſtieg empor
Von hundert Säulchen, fein wie Glas,
Altärlein, Niſchen — Bildchen drin,
Beprieſtert war das Wunderhaus
nach myſtiſch heilgem Kinderſinn.

Und mitten in dem Tempel ſtand,
durchſichtig, ein kryſtall'ner Sarg,
Der eine roſige Schläferin
auf Feuerlilien träumend barg.
Vier Rieſen lagen um den Schrein
mit ſchlummernden Falken auf der Fauſt;
Sie nickten oft im Morgenwind,
der ihnen um die Schläfe brauſt'.

Da ging die Sonne flammend auf
und ſchmolz den Tempel auf den Grund,
Nur in der wehenden Aſche noch
der Schrein mit ſeinen Hütern ſtund;

Worauf der wärmſte Sonnenſtrahl
den Deckel von Kryſtall erſchloß,
So daß der lieblichen Schläferin
der Tag ſich in die Augen goß.

Und auch die Rieſen wachten auf,
die ſandten ihre Falkenzucht
Aus in den goldenen Morgenſchein;
ſie ſtiegen auf mit ſehnender Flucht,
Sie ſtiegen auf in's Aetherblau
und brachten in Einem Augenblick
Der Dame im kryſtallnen Sarg
eine ſcheue weiße Taube zurück.

Halb Kind, halb Jüngling, träumend noch,
fand ich die Lieb' im Morgenthau;
Ich trug ſie ſingend in der Bruſt,
heimkehrend von der funkelnden Au.
Ein neuer Menſch, trat ich in's Haus
und fand — das lockige Mädchen da,
Das ſchüchtern mir und ungewohnt,
wegfliehend in die Augen ſah.

O ſüße Stunde, die das Herz
vom Herzen voller Sehnſucht reißt!
O Trennung, die ſchon im Entſtehn
auf ſchrankenlos Vereinen weist!
Zieht ein mit eurem ganzen Hof,
o Liebesweh, o Seligkeit!
Zieht klingend ein, hier iſt für euch
ein offnes Feld und gute Zeit!

III.

Sitzt man mit geſchloſſnen Augen
Einſam in dem dunkeln Zimmer,
Blitzt oft durch die zarten Lider
Plötzlich rother Kerzenſchimmer;
Weiß ich doch, daß Sonnenſtrahlen
Durch die Augendeckel dringen
Und in flimmernden Gebilden
Sich um unſre Seele ſchlingen.

Alſo ſaß ich in der Dämm'rung,
Müd' vom Erdenlärm und Staube,
Eingelullt vom Abendſäuſeln,
Schlummernd in der grünen Laube:

Da begann von Licht und Blumen
Gar ein ſeltſam ſchimmernd Weben
Und ein Ranken um die Augen,
Wie von goldnen Zauberreben.

Rothe Roſen, weiße Roſen,
Primeln, Tulpen und Narziſſen,
Dahlien von hundert Farben
Sah ich durcheinander ſprießen.
Purpur, Gold, Azur und Silber
Flimmerten in Wechſeltönen,
Lila, Roſa, heit'res Meergrün
Mußten Glanz mit Glanz verſöhnen.

O, das war ein prächt'ger Reigen,
Wie die Farben all' ihn tanzten,
Wie die Blüthenſtern' und Glocken
Ringelnd ſich in Beete pflanzten!
Aber in den Wundergarten
Senkte eine Jakobsleiter
Von zwei Strahlen ſanft ſich nieder
Aus zwei Sternen, bläulich heiter!

Kleine blonde Liebesengel
Schwebten daran auf und nieder,
Stiegen in den Sternenhimmel,
Kehrten in mein Herze wieder;
Weckten and're hübſche Knaben,
Die darinnen träumend ſchliefen
Und darauf mit ihnen ſpielend,
Koſend durch die Blumen liefen.

Und die aus dem Himmel kamen,
Wollten meines Herzens Kinder
Ringend mit ſich aufwärts ziehen;
Aber dieſe auch nicht minder
Hielten Stand und kämpften wacker
Als ſie jene dicht umſchlangen,
Hielten ſie in meines Herzens
Tiefſtem Grunde bald gefangen.

Oben an der Himmelsleiter
Eine klare Seele ſchwebte,
Die halb zornig, halb mit Lächeln,
Sie zurückzulocken ſtrebte;

Doch es ſchien mir im Gefängniß
Ihnen leidlich zu gefallen:
Denn ich ſah, der Herrin trotzend,
Bunt ſie durch einander wallen.

Und ſie mußte ſich bequemen,
Endlich ſelbſt herabzuſteigen,
Sah ſich plötzlich dann gefangen
Mitten in dem frohen Reigen.
Doch für all' den Liebesjubel
Ward mein Herz zu eng und nieder:
Klingend ſprangen auf die Pforten,
Sprangen auf die Augenlider!

Sieh! da ſtandeſt du, auf meine
Schläferaugen ſchweigſam ſchauend,
Vorgebogen, unbefangen,
Auf den feſten Schlaf vertrauend;
Wurdeſt roth und flohſt vorüber,
Ungeſchickt ein Liedlein ſummend
Und vergeblich dein Geheimniß
In der Dämmerung vermummend!

Fliehe nur, verrath'ne Seele,
Troſtlos durch des Gartens Blüthen!
Such' dir beſſre Zauberdrachen,
Deines Buſens Schatz zu hüten!
Thöricht Kind! nun magſt du immer
Dreifach mir dein Herz verſchließen:
Unerbittlich ſeh' ich innen
Für mich rothe Roſen ſprießen!

IV.

Nun in dieſer Frühlingszeit
Iſt mein Herz ein klarer See,
Drin verſank das ſchwere Leid,
Draus verdampft das leichte Weh.

Spiegelnd mein Gemüthe ruht,
Von der Sonne überhaucht,
Und mit Lieb' umgießt die Fluth,
Was ſich in dieſelbe taucht.

Aber aus dem Grunde ſprüht
Ueberdieß ein Quell hervor,
Welcher heiß, lebendig glüht
Durch die ſtille Fluth empor.

Und im Quelle badeſt Du,
Eine Nix' in goldnem Haar!
Oben deckt den Zauber zu
Das Gewäſſer, glatt und klar.

V.

Viele Wochen ſind entflohn,
Seit ich Dich geſehen;
Hab' auch lange Tage ſchon
Keine Blum' geſehen!

Keine Blumen und kein Lieb —
Ach was ſoll das werden?
Was ſoll aus dem Frühlingstrieb
In mir innen werden?

Zwar noch ſtets der Lenz erſchien,
Seiner bin ich ſicher;
Wüßt' ich nur, was ich Dir bin,
Wär' ich doppelt ſicher!

Eine Roſe und Ein Blick
Deiner lieben Augen
Wäre wohl ein zartes Glück
Mir für Herz und Augen!

VI.

Wohl iſt die Lilie wunderbar,
Wenn ſtolz ſie ſich im Garten wiegt,
In ihrem Kelche, ſonnenklar,
Langſam der Morgenthau verſiegt;
Doch mag ich gehn und wandern,
So weit nur Lilien ſtehn,
Iſt keine vor der andern
Mit höherm Schmuck verſehn.

Von Glanz und Luſt und Klarheit voll
Iſt alle dieſe reiche Welt,
Weiß nicht, wo ich mich wenden ſoll,
Daß Schönheit nicht ſich vor mich ſtellt:
Nur du, nur du alleine
In all' der Zier und Pracht,
Du gleichſt dem Mondenſcheine
In heitrer Sternennacht.

O lieblichſte Vollkommenheit,
Die Niemand, als mein Herz, erkennt,
Wer hat dies ſtille Licht geweiht,
Das nur für mich im Weltall brennt?
Ich fühl' es ſtärker immer,
Daß dieſer reine Strahl,
Daß dieſer eigne Schimmer
Nicht iſt zum zweiten Mal.

Das iſt nicht Zufall, nicht Natur,
Was aus den blauen Augen ſtrahlt:
Das iſt der Gottheit Sonnenſpur,
Die ſich in dieſer Seele malt.
Ich ahn' es licht und lichter,
Mein Herz, nun gib es zu:
Hier iſt ein andrer Dichter
Und mächtiger als du.

VII.

Von heißer Lebensluſt entglüht
Hab' ich das Sommerland durchſtreift;
Drob iſt der Tag ſchön abgeblüht
Und zu der ſchönſten Nacht gereift.
Ich trete auf des Berges Rücken
Einſam in's off'ne Waldesthor
Und beuge mich mit trunknen Blicken
In die entſchlafne Landſchaft vor.

Am andern Hügel drüben ſteht
Im Sternenſchein das liebe Haus;
Aus ſeinem offnen Fenſter weht
Ein Vorhang in die Nacht hinaus.
Das iſt fürwahr ein luftig Gitter,
Das mir mein Fräulein dort verſchließt:
Nur ſchade, daß mir armen Ritter
Der Thalſtrom noch dazwiſchen fließt!

Zieh' du für mich, mein leichter Sang,
Hinüber an der Liebſten Bruſt!
Vielleicht trägt ihr dein ferner Klang
Zu Herzen meine Dichterluſt.
Ja, ich will ihr ein Ständchen bringen,
Das weithin durch die Lüfte ſchallt;
So ſpiele du zu meinem Singen,
O Sommernacht, auf Thal und Wald!

Dein Saitenſpiel im Thale liegt,
Die ſeinen Silberbrünnlein all';
Den Wald, der auf den Höh'n ſich wiegt,
Laß rauſchen drein, wie Orgelſchall;
Das Elfenſummen und das Koſen,
Das ſchwellend alle Kelche regt,
Vereine mit des Stromes Toſen,
Der ſeine Wogen thalwärts trägt.

Im Süden zieht ein Wetter auf,
Schnell werb' ich's für mein Ständchen an:
Doch nehm' es fernhin ſeinen Lauf,
Daß ich es übertönen kann.

Die Mühlen ſind des Taktes Schläger
Zu hinterſt in des Thales Grund,
Die Sterne meine Fackelträger,
Sie leuchten mir im weiten Rund.

Nun will ich ſingen überlaut
Vor allem Land, das grünt und blüht:
Es iſt kein Baum ſo hoch gebaut,
Darüber hin mein Sang nicht zieht;
Will eine Liederbrücke ſchlagen
Aus meiner Bruſt in ihre Bruſt:
Herz, wandle drauf, bis es will tagen,
Und wecke ſie zu gleicher Luſt!

VIII.

O Leib meiner Dame, du köſtlicher Schrein,
Wo Gott ſeine köſtlichſte Perl' legt' hinein,
Nun ruhſt du und ſchläfſt du, doch in dir erſtrahlt
Die träumende Perle im ſonnigſten Schein!
Den zarteſten Liljengeiſt bergender Kelch,
Des reinſten Gedankens ſtill blühendes Sein:
O wär' ich, du Kleinod, dein Schatzmeiſter nur,
Dürft' ich mich, du Blume, zum Gärtner dir weihn!
Mit Liebe umſchließen dich innig und feſt,
Wie ſchützendes Gold den erfunkelnden Stein!
Dann trüg' ich die Erde, den Himmel, die Welt
Beiſammen als Herzſchmuck, geläutert und rein;
Dann tränk' ich die klarſte Seele aus dir,
Du zierlichſter Becher, wie perlenden Wein.
Schlaf' ſanft und ſchlaf' ſelig, du köſtlicher Leib!
Indeſſen iſt träumend die Seele ja mein.

IX.

Es bricht aus mir ein bunter Faſchingszug
Und zieht dahin mit tönendem Gepränge;
Thalüber wallt im luſtigen Gedränge
Ein Bilderreigen, mein Gedankenflug.

Wie ſpielend ſie die Luft hinübertrug,
So ranken ſich, ein üppig Laubgehänge,
Bis auf zum Giebel, meine Nachtgeſänge
Rings um ihr Haus, ein zauberiſcher Trug.

Es rauſcht und ſchwillt und bricht in's Schlafgemach
Und ſingt und klingt die reine Seele wach,
Betäubt tritt ſie in meine Blumenſchlingen;

Nun iſt es Zeit, mein Herz, mach' dich hinzu!
Nachtwandelnd weiß ſie's nicht und lauſcht in Ruh':
Kannſt Alles, Alles ihr zu Ohren bringen!

X.

Hör' an, mein Kind, was ich dir koſend ſage,
Wie mich ein Traum betrog ſo wunderbar:
Es war an einem ſtillen Feiertage,
Als ich mit dir bei Gott im Himmel war.
Er ſchaute eben noch vom Taubenſchlage
Her in die Sonntagswelt ſo weit und klar,
Und ob dem fernen Glockenklang allmälig
Entſchlief er auf ein Stündchen ſanft und ſelig.

Man hörte kaum die Menſchen unten ſingen,
Im Himmel aber war es ſtill und leer;
Nur an der Sternenuhr das Pendelſchwingen
Klang langſam und gemeſſen hin und her.
Und mäuschenſtill, in ſeligem Umſchlingen,
Sah ich in deines Augs urtiefes Meer;
Da hatte plötzlich ich den Muth gefunden:
Bat um den erſten Kuß dich unumwunden.

„Um dreie von den Sternen, die dort ſchweben,
Geb' ich dir, Lieber, meinen erſten Kuß!“
So ſagteſt lächelnd du, mein ſüßes Leben;
Ich aber eilte, ſchon im Vorgenuß,
Die Goldnen aus den Angeln flugs zu heben,
Und brachte ſechſe dir zum Ueberfluß;
Du aber drauf: „Wie mich die Dinger laben!
Um noch zwölf andre ſollſt den Kuß du haben.“

So ging es fort; verdoppelt immer wieder
Erhöhteſt du den theuern Liebespreis;
Und zwiefach dürſtend holte ich hernieder
Dir Stern um Stern aus ihrer Brüder Kreis.
Du ſchmückteſt emſig deine ſchönen Glieder,
Verlachend heimlich meinen heißen Fleiß,
Und zu erkaufen meine höchſte Wonne,
Blieb mir am Ende nur noch Mond und Sonne!

Ich brachte ſie, und in dein Stirnband hingeſt
Die helle Sonne du mit ſtolzer Luſt;
Mit Sternen du den Schwanenhals umfingeſt,
Der Mond erſtrahlte mild an deiner Bruſt;

Dann himmelauf und ab du dich ergingeſt,
All' deiner Schönheit ſiegreich dir bewußt;
Von dir allein nun ſtrömte alle Helle,
Ich lag vor dir, als vor des Lichtes Quelle!

Der Himmel ruhte noch im tiefſten Schweigen,
Wie vor dem jüngſten Tag ein ſtilles Grab,
Und eben wollteſt du dich ſelig neigen,
Gerührt, bezwungen, ſanft auf mich herab,
Die ſüße Gunſt mir endlich zu erzeigen,
Wofür ich Sterne, Sonn' und Mond dir gab:
Da brach ein Angſtſchrei durch des Himmels Hallen,
Als wollt' die Welt aus ihren Fugen fallen.

Indem ich dir den Sternenſchmuck errungen,
Hatt' ich die Welt um Licht und Zeit gebracht;
Deſſ' hatte ſich die Klage aufgeſchwungen,
Und ſchreiend lag die Erde in der Nacht.
Der erſt ſo friedlich in den Schlaf geſungen,
Gott Vater iſt da zornig aufgewacht,
Verweiſend mich an meiner Schulter rüttelnd;
Du flohſt davon, den Schimmer von dir ſchüttelnd!

Du flohſt davon und lachteſt mit Behagen,
Indeſſen ich in ſaurem Schweiß begann
Die Sterne wieder alle fortzutragen,
Und ſie zu ordnen mühſam mich beſann.
So hatte ſich der Handel ſchon zerſchlagen,
Von welchem ich ſo böſen Lohn gewann!
Heut iſt an dir das Träumen und das Dichten:
Willſt du mir nun die ſüße Schuld entrichten?

XI.

Ich ging am grünen Berge hin,
  wo ſich der Weih im Aether wiegt
Und reiſemüd der Sonnenſtrahl
  ausruhend auf der Quelle liegt,
Wo wilde Roſen einſam blühn,
  die Föhre hoch den Gipfel kränzt
Und drüberhin noch eine Burg
  von weißen Sommerwolken glänzt.

Ich dacht' an dich, mein ſüßes Kind!
an unſrer Herzen ſtillen Schlag,
An unſer heimlich Liebesband
und was daraus noch werden mag.
Ich dachte noch gar mancherlei,
was ſehnend mir die Bruſt bewegt,
Und was auch jetzt im Traum vielleicht
dein ſpiegelklar Gemüth erregt.

Und wie in ſolcher Weihezeit
mein Gott ſchon manchmal zu mir trat,
Erſchien er jetzo in des Bergs
friſch jugendgrüner Eichenſaat.
Der jungen Stämme ſchlanke Schaar
umſchwankte ſäuſelnd ſeine Knie';
So groß und herrlich ging er her
vor meiner regen Phantaſie.

Sein Hauptbaar war wie Morgengold
und wallte gar ſo reich und ſchwer,
Und in den klaren Augen ruht'
ein ätherblaues Liebemeer;

Ein Regenbogen zog um ihn
als Gurt die edle Farbenluſt:
Er trug 'nen weißen Blüthenſtraus
von jungen Linden an der Bruſt.

Es traf mich ſeines Auges Strahl
wie warmer Sonnenſchein im Mai,
Und als er meinen Namen ſprach,
erhob mein Haubt ſich ſtolz und frei;
Ich wuchs und blühte raſch empor,
daß ich mir ſelbſt ein Wunder ſchien,
Und wandelte mit leichtem Schritt
an Gottes hoher Seite hin.

Und plaudernd nun erzählte ich
Gott all' mein irdiſch Thun und Sein;
Doch alles dies beſteht ja nur
aus dir, du ſchönes Kind! allein.
Aus vollem Herzen ſprach ich drum
von dir, von dir die ganze Zeit;
Er aber ſpiegelt' lächelnd ſich
in meiner frohen Seligkeit.

Dann trug ich ihm auch klagend vor,
wie ich ſo gar ein armes Blut,
Und bat darauf um Haus und Hof,
um Bett und Schrein, um Geld und Gut.
Um Garten, Feld und Rebenland,
um eine ganze Heimat traut,
Darin ich dich empfangen könnt'
als reichgeſchmückte Herzensbraut.

Es mußte doch einmal geſchehn,
drum ſchilt mich nicht und werd' nicht roth;
Hör' an, wie mir der Herr für dich
gar eine ſchöne Mitgift bot.
Er ſprach: „Zu wenig und zu viel
haſt du verlangt, mein lieber Sohn!
Drum thu' ich dir noch viel dazu
und nehm' ein wenig auch davon.

Ich gebe euch nicht Haus und Hof,
doch meine ganze reiche Welt,
Darinnen ihr euch lieben könnt,
wie's euren Herzen wohlgefällt.

Zwei jungen Seelen iſt zu eng
das größte Haus, ſei's noch ſo weit:
Doch finden ſie noch eben Raum
in meiner Schöpfung Herrlichkeit.

Der ganze Lenz ſoll euer ſein,
ſo weit nur eine Blume blüht,
Doch nicht das allerkleinſte Beet,
um das ſich eine Hecke zieht.
Ich gebe euch kein Prunkgemach,
kein Silberzeug, kein Kerzenlicht,
Weil ſich ob Silberbronnenſchall
Goldſtern an Stern zum Kranz euch flicht.

Und Alles ſoll beſonders blühn
für euch, und ſchöner, wo ihr geht,
Dieweil euch in mein Paradies
ein eigen Pförtlein offen ſteht.
So führe deine junge Braut
getroſt in deine Heimath ein;
Brautführer ſoll mein lieblichſter
und allerſchönſter Frühling ſein.

Die Anmuth ſei die Ehrendam'
bei deines Herzens Königin.
Ihr hübſcher, zarter Page ſei
ein immergrüner Jugendſinn.
Zum Haushofmeiſter geb' ich euch
ein leicht' und fröhlich Gottvertraun;
Es iſt ein klug erfahrner Mann,
dürft auf ihn wie auf Felſen baun."

Iſt unſer Haus nicht gut beſtellt
und auserleſen das Geſind'?
So zaudre nun nicht länger mehr
und folge mir, du blödes Kind!
Ich glaub', auf deinen Wangen ſpielt
vom Morgenroth ein Widerſchein:
Sobald die Sonn' am Himmel ſteht,
will ich als Freier bei dir ſein.

XII.

Die Sonne fährt durch's Morgenthor
Goldfunkelnd über den Bergen,
Und, wie zwei Veilchen im frühen Mai,
Zwei blaue Augen, klar und frei,
Die lachen auf ihren Wegen
Geöffnet ihr entgegen.

Glück auf, mein Liebchen iſt erwacht
Mit purpurrothen Wangen;
Ihr Fenſter glitzert im Morgenſtrahl,
Und alle Blumen im Garten und Thal
Erwarten ſie mit Sehnen,
Die Aeuglein voller Thränen.

Es iſt nichts Schöneres in der Welt,
Als dieſe grüne Erde:
Wenn man darauf ein Schätzlein hat,
Das ſtill und innig, früh und ſpat
Für Einen lebt und blühet,
Ein heimlich Feurlein, glühet.

Halloh, du ſchläfriger Jägersmann,
Wie reibſt du deine Augen!
Ich hab' die ganze Nacht durchſchwärmt
Und mich am Mondenſchein gewärmt,
Und ſteige friſch und munter
Von meinem Berg herunter.

Mein Mädchen durch den Garten geht
Und ſingt halblaute Weiſen;
Mich dünkt, ich kenne der Lieder Ton.
Was gilt's, ich habe ſie alle ſchon
Heut' Nacht dort oben geſungen?
Sie ſind herüber geklungen.

XIII.

Du willſt dich freventlich emanzipiren
Und aufſtehn wider mich mit keckem Sinn,
Auf's eigne Fäuſtchen deine Wirthſchaft führen,
Du ſchöne, kleine Jakobinerin!?

Zur Politik nun auch dein Wörtlein ſagen,
Aus trauter Kammer in den Rathſaal fliehn?
Wohl gar mit weicher Hand die Trommel ſchlagen.
Wann einſt wir gegen die Tyrannen ziehn?

Berufeſt dich auf meine eignen Lehren
Von Freiheit, Gleichheit und von Menſchenrecht?
O laß', mein Kind, mit Küſſen dich belehren,
Dies Eine Mal errietheſt du mich ſchlecht.

Mir, mir, mein Schatz! mußt du dich nun verpflichten,
Dein Liebſter und dein Herr iſt für dich frei;
Auf ihn ſollſt du die blauen Augen richten,
Daß er allein dein ſiegreich Banner ſei.

Die Ketten all', von denen ich entbinden
Die Völker möchte, o Geliebte mein!
Als Blumenketten eng dir umzuwinden,
Soll einzig dann mein Thun und Trachten ſein.

Ein feſt Gefängniß will ich dir erbauen
Von Roſen, Liljen, Myrthen, duftend weich;
Draus ſollſt du nur des Himmels Sterne ſchauen,
Und mich, den Kerkermeiſter, froh und reich.

Will dir zur Kurzweil Wächterlieder ſingen,
Darinnen du dich lachend ſpiegeln magſt;
In Liedern dir die Welt zu Füßen bringen,
Wenn über Einſamkeit du dich beklagſt.

Doch wenn die lieben Nachtigallen ſchlagen
Und wenn das Abendroth verglommen iſt:
Sollſt du als Königin die Krone tragen,
So lange Luna ihre Bahn durchmißt.

XIV.

Geſtern eine Aventür'
Hatt' ich, die mir weh gethan;
Allerliebſte, denke dir!
Einen Burſchen traf ich an,
Jung und fein und glatt geſtrichen,
Der dir auf ein Haar geglichen,
Wie der Tulp' die Tulipan!

Ja, dein Antlitz trug er dreiſt,
Deine Züge frech zur Schau;
Doch, was mich noch allermeiſt
Ärgerte, o zarte Frau!
War das dunkle Gold der Haare
Und dein Roth, das wunderbare,
War der Augen ſüßes Blau.

Aber was mir ſtets an dir
War von unſchätzbarem Werth,
Ward mir unerträglich hier
In das Gegentheil verkehrt.
Jede Zierde deiner Züge
Schien hier eine ſchnöde Lüge,
Ja verſpottet und entehrt!

Weibiſch war der Haare Licht;
Deine Linien, zart und fein,
Sind zum Schneiderangeſicht
Worden, unbedeutend, klein.
Deiner Augen Sternenſchimmer
Ward zum wäſſerigen Flimmer,
Blöden Geiſtes Widerſchein.

Seines Mundes Freundlichkeit
War beleidigend für mich:
Was mich freute jederzeit,
Geſtern war's mir widerlich;
Schier hätt' ich dein Bild geſchlagen,
Ja! ihn aus der Welt zu jagen,
Wünſcht' ich angelegentlich.

XV.

Wie ein Fiſchlein in dem Netz
Hat der Dom mich eingefangen,
Und da bin ich feſtgebannt —
Warum bin ich hingegangen?
Ach, wie unter Kürbisblüthen
Morgenfeucht ein Röslein blitzt:
Zwiſchen breiten Bürgersfrauen
Dort mein feines Liebchen ſitzt!

Die Gemeinde ſchläft und ſchnarcht,
Wie das Laub im Walde rauſchet,
Und der Bettler an der Thür
Wie ein Räuber auf ſie lauſchet.
Doch wie freundlich Wieſenbächlein
Murmelnd durch's Gebüſche flieht:
So die lange, dünne Predigt
Schlängelnd um die Pfeiler zieht.

Eichenbäume, alt und ſchlank,
All' die gothiſchen Pfeiler ragen,
Hoch ein zierlich Blätterdach
Ihre breiten Aeſte tragen;
Drunter durch ſpielt hin und wider
In den Dämmer der Sonnenſchein: —
Wachend ſind in dieſer Stille
Nur mein Lieb und ich allein.

Zwiſchen uns ſpinnt ſich ein Netz
Buntgefärbter Sonnenſtrahlen,
Die den Taufſtein mitten drin
Feenhaft ganz übermalen;

Roſenketten, Liebesgötter
Flattern um den alten Knauf:
Davon wacht in unſern Herzen
Eine heiße Sehnſucht auf.

Weit hinaus, in's Morgenland
Komm', mein Schatz, und laß uns fliehen!
Wo die Palmen ſchwanken am Meer,
Roſen hoch wie Feuer glühen,
Fluthend um die große Sonne
Grundlos tief die Himmel blaun:
Angeſichts der freien Wogen
Frei und ewig uns zu traun.

XVI.

Schon war die letzte Schwalbe fort
Und längſt ſeit vielen Wochen auch
Die letzte Lilje abgedorrt,
Nach altem Erdenbrauch.

Es flimmerte der Buchenhain
Wie Rauſchgold roth im Abendlicht —
Herbſtſonne gibt gar ſond'ren Schein,
Der ſtets in's Herz mir ſticht.

Ich traf ſie da im Walde an,
Nach der allein mein Herz begehrt,
Mit weißen Kleidern angethan,
Von goldnem Schein verklärt.

Sie war allein; doch grüßt' ich ſie
Nur ehrfurchtsvoll im Weitergehn,
Weil ich ſie, ſeit ich liebte, nie
So ſtill und ſchön geſehn.

Doch ſchaut' aus ihrem Angeſicht
Ein fremdes Etwas kalt hervor;
Es lag vor ihrer Augen Licht
Wie leichter, dunkler Flor.

Es war, als ob dicht hinter ihr
Ein Schatten ſchwebt' im Abendſtrahl,
Der gaukelnd, lachend gegen mir,
Ihr folgte durch das Thal.

„Mir iſt ein Nebenbuhl' erwacht!"
Sprach ich und ſah in's Abendroth,
Bis es erloſch und bis die Nacht
Die Todtenhand mir bot.

XVII.

Ein luſtiger Mediziner
War dazumal mein Freund;
Wir ſaßen bei vollem Glaſe
Um Mitternacht vereint.

Ich ſprach ihm von meiner Liebe,
Indeſſen er zecht' und ſang,
Und meine Worte verhallten
Im wilden Gläſerklang.

Doch ſprach ich immer und ſtärker.
Mit höherer Liebesgluth;
Ich wollte damit dämmen
Mein bange wallendes Blut.

Da ward er ungeduldig
Und ſagte mit barſchem Ton:
„Ich kenne deine Geliebte
Und rathe dir ab davon.

Ich rathe dir ab, ſonſt biſt du
Ein Wittwer im nächſten Mai;
Denn dann liegt ſie im Sarge,
'ne Leiche frank und frei.

Die Roſen ſind eitel Hektik
Auf ihrem ſchmalen Geſicht;
Ich hörte ſie heute huſten,
Und das gefiel mir nicht.

Wohl iſt ſie ein feines Weſen,
Doch eben nur allzufein —
Laß' fahren den ſterblichen Engel,
Sonſt trifft dich Kummer und Pein.„

Die herben Worte ſchnitten
Mir tief in die Seele ein,
Darum, weil leicht ja was Wahres
An ihnen konnte ſein.

Jedoch mein armes Liebchen
Gewann einen Zauber mehr; —
Nein, nein, ſie kann nicht ſterben!
Wir lieben uns allzuſehr.

Am Morgen ward ich ruhig,
Als die Sonne in's Zimmer fiel;
Ich ſah durch's Fenſter fröhlich
Der jagenden Wolken Spiel.

Ich rief: „Er ſprach's im Rauſche,
Und ich war geſtern ein Thor;
Es lebe das roſige Leben
Und meine Liebe zuvor!“

XVIII.

Es ſchneit und eist den ganzen Tag,
Der Froſt umfängt mich ſcharf und blank,
Und wie ich mich geberden mag —
Nun liegt ſie wirklich ernſthaft krank!

Verödet iſt das Paradies,
Das ſonſt auf ihrem Angeſicht;
Nur zitternd blieb und ungewiß
Der Augen mildes Sternenlicht.

Nur wenn ich alle Tag ein Mal
An ihrem Krankenlager bin,
So fällt ein heitrer, klarer Strahl
Auf meine feuchten Augen hin.

Und wenn wir ſo beiſammen ſind,
Dann lieb' ich, ſtill ſie anzuſchaun
Und träumend ob dem lieben Kind
Den Frühling wieder aufzubaun.

Noch ziert den Mund ein leichtes Roth
Und immer noch des Kuſſes werth —
Sie läßt's geſchehen, weil die Noth
Die Menſchenkinder beten lehrt.

„Ich lieb' nicht deinen feinen Mund,
Nur deine Seele ganz allein —
Im Frühling wollen wir geſund
Und Beide wieder fröhlich ſein.“

Und wenn der Arzt kommt, lügen wir
Ihn tröſtlich voller Hoffnung an;
Doch hab' ich heimlich neben ihr
Zu Gott manch heiß Gebet gethan.

Das iſt der erſte Kummer, ſo
Mir ſchwer und ernſt in's Leben bricht;
Wie werd' ich wieder leicht und froh,
Wenn ihm der Lenz das Urtheil ſpricht!

XIX.

Unverhofft nach trüben Tagen
iſt der heitre Lenz erſchienen
Und die aufgewachte Erde
überhaucht ein zartes Grünen;
Und mit bunten Sonnenſchirmen
Mädchen in den Gärten gehen,
Wanderer, vorüberziehend,
Nach den ſchönen Blumen ſpähen.

Unter all' den hellen Fenſtern,
die der Sonne offen ſtehen,
Iſt ein einziges verſchloſſen
vor dem lauen Frühlingswehen.

Eine Hyazinthe duftet
vor den blendenden Gardinen:
Aber eine kranke Jungfrau
athmet bange hinter ihnen.

Ihr zu Häubten ſitzt die Mutter
und die Schweſter ihr zu Füßen.
So, verhaltend bittre Thränen,
einen Dritten leis zu grüßen.
Und in ihren Blicken liest er,
daß der Herbſt hat wahr geſprochen,
Daß die Hoffnung iſt vernichtet
und die Lilie gebrochen. —

So den ſtillen Tod zu ſehen
in den lichten, himmelblauen
Augen eines kranken Liebchens:
traun, das iſt ein ſeltſam Schauen!
Wenn die weißen Todesroſen
gar ſo ſtolz und ſieghaft prangen
Auf der Liebſten ausgeglühten,
bleichen, bleichen Marmorwangen!

Blühe, milde Grabesblume,
blühe und verblühe ſelig!
Noch ein kurzer, heißer Sommer,
und auch ich bin überzählig.
Wie die linden Maienlüfte
deine Blüthe ſanft entblättern,
So wird meine Krone fallen
in des Herbſtes rauhen Wettern.

XX.

Durch den Garten in die Felder
irr' ich hin mit dunkeln Augen,
Achte nicht, wie tauſend Kelche
Licht und Aether um mich ſaugen.
Muß der Mai mit holdem Lachen
mir denn eine Leiche geben,
Während meine Freunde haſchen
neue Liebe, warmes Leben?

Aber ſagt, wie kommt es mir denn,
daß durch meines Grames Schatten
Doch die Sonnenſtrahlen dringen
und ſich mit den Schmerzen gatten?
Daß der Lenz mit ſeinen Reizen
mir noch zehnmal üppger ſcheinet
Und mit ſeinem alten Schmucke
eine neue Schönheit einet?

Ja, die todeskranke Liebe
einen Geiſterabglanz gießet
Ueber all' die Lenzesfülle,
die da drängt und blüht und ſprießet.
Hunderttauſend Blumen wollen
ihr die letzte Ehre geben,
Und noch viel mehr Knoſpen eilen,
ſolche Feier zu erleben.

Sehet da, die weißen Liljen
ſind vor ihrer Zeit gekommen,
Als ſie von der Blumentrauer
rings im weiten Land vernommen;

Ihre Schweſter zu begleiten,
blühen ſie in langen Reihen,
Während ſie aus ihren Kelchen
Weihrauch in die Lüfte ſtreuen.

Und die Abendröthe ſchlingt ſich
ſchön in roſigen Guirlanden
Um die hohen Silberberge,
die noch eben ſonnig ſtanden;
Und der Heſperus dort funkelt
als des Himmels Schaarenmeiſter,
Rufend in die weiten Sphären
alle guten Sternengeiſter.

Alle Silberbronnen klingen,
alle Nachtigallen ſchlagen —
Jetzt ſeh' ich die Blumenleiche
ſchwankend über die Auen tragen;
Morgenröthen, Abendröthen,
Wetterleuchten, Regenbogen,
Alles Schöne kommt der Bahre
trauerfunkelnd nachgezogen.

Sagt, wann wird der Täuſchung Schleier
endlich mir vom Aug' gehoben?
Unverwüſtlich ſind die Dichter,
Alles wird zum Traum verwoben;
Selbſt der nahe Tod wird ſpielend
noch mit Schein und Tand umſchlungen —
O, ich glaube, er iſt eben
eiſig in ein Herz gedrungen!

XXI.

Ich habe ſie geſehen
Auf Blumen in einem Sarg;
Das bleiche, traute Antlitz
Ein weißes Tüchlein barg.

Ich hob es in die Höhe
Und legte meine Hand
Auf ihre dunkeln Augen,
Auf ihre kalte Hand;

Auf ihre verſchloſſenen Lippen —
Ade, du blühendes Roth! —
O weh mir, ich mußte ſagen:
Nun wahrlich iſt ſie todt!

Da liegt die edle Roſe,
Die einſt ſo purpurn gelacht;
Es hat ein fremder Künſtler
Eine weiße aus ihr gemacht.

Da liegt ſie ſo ſtarr und traurig,
Als hätte ſie nie gelebt;
Ach Gott, es nimmt mich Wunder,
Wo ihre Seele ſchwebt!

Kein Laut, kein Hauch, kein Ahnen,
Kein Flüſtern um mich her!
Der Leib und ich in der Kammer
Und Alles ſtill und leer!

Ich habe geſpielt mit dem Leben
Und habe den Tod verlacht:
Nun iſt er über mich kommen
Ganz höhniſch über Nacht.

XXII.

Ich fahre mit den Winden,
Die fächelnd vor dem Sommer wehn;
Wo Klang und Duft ſich finden,
Kann man mich immer ſehn.

Des Lebens ſüßes Schmeicheln
Gewann mich neu in ſeinen Bund,
Und nimmer mag ich heucheln,
Ich fühle mich geſund.

Durch fremde Städt' und Auen
Trag' ich mein Herz voll Sang und Klang;
Die Blumen und die Frauen
Blühn mir den Weg entlang.

Die Blumen brech' ich gerne,
So oft mir's eine angethan:
Doch ſicher aus der Ferne
Schau' ich die Frauen an.

Ich lieb' ſie in's Gemeine,
Wie einen vollen Roſenkranz,
s'wär Schade, wenn ich Eine
Entzöge ſolchem Glanz.

Doch fallen hin und wider
Im Wind den Roſen Blätter ab,
Die ſinken in mich nieder
Auf ein verborgen Grab.

Da liegt von welkem Schimmer
Und Blüthenſchutt ein dichter Flor,
Draus ragt das Grabmal immer
Und lieblicher hervor.

XXIII.

Ja, das iſt der alte Kirchhof,
Der in blauer Fluth ſich ſpiegelt,
Und in ſeiner dunkeln Erde
Liegt mein Heiligſtes verſiegelt;
Hier das Beet voll rother Roſen,
Dicht und üppig aufgeſpròſſen:
Drunter liegt die weiße Lilie,
Eng im Blumenſchrein verſchloſſen.

Durch die Roſen, durch die Erde,
Durch die Bretter dringt mein Sehnen;
Dort, wie eben erſt geſtorben,
Will mein Herz ſie ſchlummernd wähnen.

Schläfſt du, ſchläfſt du noch, mein Liebchen?
Zuckt kein Strahl durch deine Leiche,
Weil auf deinem ſtillen Grabe
Nun dein Buhle irrt, der bleiche?

Fährt kein Stern in deine Augen?
Hebt dein Herz nicht an zu ſchlagen?
Quellen nicht von deinen Lippen
Friſche, ſüße Liebesklagen?
Zieht kein rother Morgenſchimmer
Ueber deine weißen Wangen,
Weil daran die Lebensgluthen
Meiner heißen Blicke hangen?

Eitler Traum! um eine Leiche,
Um den Tod hab' ich geworben;
Nun, ſo ſei auch meine Liebe
Fürhin todt und abgeſtorben!
Zitternd reiß' ich aus dem Buſen
Noch die letzten zarten Blüthen,
Gebe ſie dem todten Liebchen
Bis zum jüngſten Tag zu hüten.

Schwarzer Gärtner, Todtengräber,
Laß', o laß' das Grab verwildern!
Seine wermuthbittern Schauer
Soll kein Lenz mehr freundlich mildern.
Binde nicht mehr dieſe Zweige,
Pflege nicht mehr dieſe Roſen,
Und mit dem verdorrten Kranze
Mag der kalte Nordwind koſen.

XXIV.

Fahret wohl, ihr ſchönen Gräber,
Klirre zu, du morſches Gitter;
Lachend kehr' ich euch den Rücken,
Liljenſtolz und Roſenflitter!
Abgethan iſt nun die Liebe —
Hei! wie bin ich nun ſo munter!
Und in dem befreiten Herzen
Geht es luſtig drauf und drunter.

Gegen Morgen, gegen Morgen
Schau' ich trotzig in die Sonne;
Wie ſcheint ſie ſo mild und feurig,
Lächelnd in Gewitterwonne!
Sich gewappnet um die Heldin
Kühne Wetterwolken ſchaaren,
Wie auf ſtolzem Ozeane
Drohende Armaden fahren.

Vor mir liegt das reiche Leben,
Schlägt die Zeit die hohen Wogen,
Kreist die Welt mit ihren Sternen;
Fröhlich bin ich ausgezogen,
Biete Stirn und Herz den Stürmen,
Laſſe meine Wimpel wehen,
Und beim wilden Kreuzen denk' ich
Kaum noch — an ein Wiederſehen.

XXV.

Nachhall.

Wie ich fahr' in ſtiller Nacht
Auf den Silberwellen,
Hebt mein Weh mit alter Macht
Wieder an zu ſchwellen.

Sieben Jahre ſind dahin,
Wie ein Tag, geſchwunden:
Und noch immer glühn und blühn
Meine alten Wunden.

Faſt ja klingt's wie bittrer Hohn:
Ich ſei jung an Jahren,
Da ſo lang die Liebſte ſchon
Mir dahin gefahren.

Wohl ergeh' es, Engel, Dir!
Werde licht und lichter!
Ach! Dein Knabe wurde hier
Unterdeß — ein Dichter!

Muß nun reimen früh und ſpat
Um ſein täglich Leben;
Kannſt Du keinen beſſern Rath
Dann und wann ihm geben?

XXVI.

Wie ſie ſich da drehn im Tanze,
Puppen aus geſchnitztem Holz!
Eitles Volk im Kerzenglanze,
Leben heuchelnd, ſteif und ſtolz!

Schlüſſelbeine, Schulterblätter
Stoßen ſchamlos hart mich an;
Alte Tanten, grau vom Wetter,
Klatſchen längs der tollen Bahn.

Die dem Tode längſt verfallen,
Treibt der Wahnſinn hier im Kreis:
Und ich ſchleiche durch die Hallen,
Einſam ſchlägt mein Herz und leis.

Dein gedenkt es, zarte Blüthe,
O mein roſ'ger Morgentraum!
Daß Dich Gott mir treu behüte
Fern am grünen Wogenſaum!

Fern am Wogenſaum im Grabe
Schläft, was Luſt und Leben war!
Dieſes Bechers Feuergabe
Bring' der Schläferin ich dar!

Jung geblieben iſt mein Lieben
Und noch heute roſenroth,
Auch mein Liebchen jung geblieben:
Dank dafür, du milder Tod!

XXVII.

Sieh! kaum glimmt des Stromes Spiegel
Silbermatt im Dämmerlicht,
Und ſchon ſchlägt die Sammetflügel
Mir ein Falter in's Geſicht!

Sieh den Abend dort erblinken,
Tief im Süden, ſchön und hell!
Lieblich iſt und klar zu trinken
Dieſer Nachtluft kühler Quell.

Komm' heraus, du junges Leben!
Komm', ſo leis dein Fuß dich trägt!
Recht in Lieb' und Traum zu ſchweben,
Wär' ich jetzund aufgelegt.

Und ich habe, Dir zu Ehren,
Einen guten Freund gebracht:
Er will uns die Minne lehren
In der kurzen Sommernacht.

Liebeslieder ſollen ſchallen,
Die vor ſiebzig Jahren ſchon
Unſern Mütterlein gefallen;
Rein klingt ihrer Weiſe Ton.

Laß uns einmal rückwärts fliegen
In die Zeit, die ſtill und fern:
Dieſer Schwärmerei dich ſchmiegen,
Weiß ich, thuſt du zwiefach gern!

— „Sie kommt nicht?“ fragt mein Begleiter,
„Und ſchon wird es morgenroth!“ —
„„Ach s'iſt wahr!““ ſo ſag' ich weiter,
„„Denn ſie iſt, wie du, ſchon todt!

„„Armer Hölty, Du kannſt gehen,
Traurig ſuch' dein kühles Haus!
Sieh: das feuchte Morgenwehen
Lacht uns alte Kinder aus!““

Gedanken

eines

Lebendig-Begrabenen.

I.

Ei wie das kracht! — Abſcheuliches Geroll
Von Schutt und Erde, polternden Gebeinen!
Ich kann nicht lachen und kann auch nicht weinen —
Es nimmt mich Wunder, wie das enden ſoll!

Nun wird es ſtill. — Sie trollen ſich nach Haus
Und laſſen mich hier ſieben Fuß tief liegen;
Nun, Phantaſie! laß' deine Adler fliegen,
Hier ſchwingen ſie wol nimmer mich heraus!

Das iſt jetzt eine wunderliche Zeit!
Im dunkeln Grab kein Regen und kein Rühren,
Indeß der Geiſt, als Holzwurm, mag ſpazieren
Im Tannenholz — iſt das die Ewigkeit?

Die Menſchen ſind ein lügneriſch Geſchlecht,
Sie haben ſelbſt den Erdboden belogen,
Den ernſten Moder ſchnöd mit mir betrogen —
Weh, daß die Lüge an ſich ſelbſt ſich rächt!

Die Lügner gehn von hinnen ungeſtraft,
Ach, aber ich, die Lüge, ich muß bleiben,
Daß ſich erboßt der Tod an mir kann reiben,
In Tropfen trinkend meines Lebens Saft!

II.

Da lieg' ich nun, ohnmächtiger Geſelle,
Geſchieden von der ganzen, weiten Welt!
Verſprengter Tropfen von der Lebensquelle,
Ein Baum, noch grünend, iſt er auch gefällt!

Wohlan! ich will, was kommen ſoll, erwarten;
Still und behaglich iſt's im Grabe hier,
Ich fühle nicht die Glieder, die erſtarrten;
Doch hell und heiter glimmt die Seele mir.

Hätt' ich nun einen ewigen Gedanken,
An dem man endlos ſich erproben mag,
So möcht' ich liegen in den engen Schranken,
Still und behaglich, bis zum jüngſten Tag.

Vielleicht, wer weiß, wüchſ' er zu ſolcher Größe,
Zu ſolcher Stärke, daß er, ein Vulkan,
Im Flammenausbruch dieſes Grab erſchlöſſe,
Vorleuchtend mir auf neuer Lebensbahn.

Wie wunderſam, wenn über meinem Haubte
Der Abendthau die matten Blumen kühlt:
Ob wohl, luſtwandelnd dann, der Pfarrher glaubte,
Daß unter ihm ein Wetterleuchten ſpielt?

Daß, glänzend in des eignen Geiſtes Strahlen,
Hier unten eine Menſchenſeele denkt?
Vielleicht ſind dieſes der Verdammung Qualen:
Heimlich zu leuchten, ewiglich verſenkt.

III.

Ha! was iſt das? Die Sehnen zucken wieder,
Wie Frühlingsbronn, quillt auferweckt das Blut,
Es dehnen ſich die aufgethauten Glieder,
Und in der Bruſt ſchwillt junger Lebensmuth!

Nun iſt's geſchehn — nun bricht herein der Jammer!
Ich überſchau' mein grauſiges Geſchick!
Ich meſſe tappend meine Todtenkammer,
Die Späne knirſchen unter dem Genick.

Halt' an, o Wahnſinn! denn noch bin ich Meiſter
Und bleib' es bis zum letzten Odemzug!
So ſchaaret euch, ihr meine Lebensgeiſter,
Zu kämpfen mit dem wilden Sinnentrug!

So öffnet euch, krampfhaft geballte Fäuſte,
Und faltet euch ergeben auf der Bruſt!
Wenn zehnfach mir die Qual die Stirn umkreiſ'te:
Feſt will ich bleiben und mir ſelbſt bewußt!

Von Erdenduldern ein verlorner Poſten,
Will ich hier ſtreiten an der Hölle Thor!
Den herbſten Kelch des Leidens will ich koſten:
Halt' mir den Becher, göttlicher Humor!

IV.

Sie haben mir, als ſie der Tod belogen,
Wie's ſcheint, die Sonntagsweſte angezogen:
In ihren Taſchen fand ich einen alten
Zahnſtocher und ein Bleiſtift aufbehalten.

Einſt gab es Tage, wo man zum Geleite
Den Todten Schwert und Pfeile legt' zur Seite: —
Schmählich Jahrhundert du, das ſeinen Leichen
Zahnſtocher nur und Bleiſtift weiß zu reichen!

V.

In's Innre jedes Sarges ſollte man
Hell von Metall 'nen Spiegel ſchlagen an,
Der, wie man ſagt, in tiefſter Dunkelheit
Getreu die Leichenzüge konterfeit.

Das wär' ein Schatzfund, wenn aus Gras und Kraut
Man grauend dieſe Bilder dann erſchaut',
Wie hingehaucht, vom Roſt leicht überwebt,
Unheimlich hell vom Sonnenlicht belebt!

Die man lebendig einſt zu Grabe trug,
Geſunden Herzens in die Erde ſchlug:
Mit den zerriſſnen Zügen wären ſie
Die Perlen einer Todtengallerie.

Wenn irgendwo ein reicher König praßt
Der Licht und Leben und die Jugend haßt,
Doch heuchleriſch um todte Muſen freit:
Ihm wär' ein ſolcher Kunſtſchatz dann geweiht!

VI.

Horch! Stimmen und Geſchrei, doch kaum zu hören.
Dumpf und verworren tönt es, wie von ferne,
Und ich erkenn' ſie, die allnächtlich ſtören,
Der Todten Schlaf, den ſtillen Gang der Sterne.

Der trunkne Küſter, aus dem Schank gekommen,
Setzt ſich noch in den Mondſchein vor dem Hauſe,
Kräht einen Pſalm; doch kaum hat ſie's vernommen,
So ſtürzt ſein Weib hervor mit Zorngebrauſe,

Heißt ihn herein gehn und beſchilt ihn grimmig,
Hell kräht zum Mond indeſſen der Geſelle;
So miſchet ſich, erboßt und eulenſtimmig,
Ihr Zanken in ſein trunkenes Gebelle.

Sie muß ganz nah ſein, da ich es kann hören,
Die überkommne, alte Pfründerhöhle;
Laß' ſehn, ob das Geſindel iſt zu ſtören:
Schrei', was du kannſt, angſtvoll gepreßte Kehle!

Die Thür ſchlägt zu — der Lärm hat ſich verloren,
Es hülfe nichts, wenn ich zu Tod mich riefe;
Sie ſtopfen furchtſam ihre langen Ohren
Vor meinem Hülferufen aus der Tiefe.

VII.

Läg' ich, wo es Hyänen gibt, im Sand,
Wie wollt' ich hoffnungsvoll die Nacht erharren,
Bis Eine käme, hungrig hergerannt,
Mich heulend aus der lockern Gruft zu ſcharren!

Wie wollt' ich freudig mit dem wilden Thier
Dann um mein Leben, unermüdlich, ringen!
Im Sande balgt' ich mich herum mit ihr,
Und weiß gewiß, ich würde ſie bezwingen.

Und auf den Rücken ſchwäng' die Beſtie ich
Und ſpräng' im Leichentuch, wie neugeboren,
Und ſingend heimwärts und ſchlüg' wonniglich
Dem Arzt den Todtengräber um die Ohren.

VIII.

Als endlich ſie, nach langem, ſchwankem Lauf,
Am Grab noch hoben dieſen Deckel auf:
In jenem Augenblick hab' ich geſehn,
Wie juſt die Sonne ſchied im Untergehn.

Erleuchtet von dem abendrothen Strahl,
Sah ich all' die Geſichter noch ein Mal,
Den Thurmknopf oben in der goldnen Ruh —
Es war ein Blitz, ſie ſchlugen wieder zu.

Ich ſah auch zwiſchen Auf- und Niederſchlag,
Daß Märzſchnee dicht auf allen Gräbern lag;
Das Wetter muß ſeither gebrochen ſein,
Denn feucht dringt es durch dieſen engen Schrein.

Ich hör' ein Kniſtern, wie wenn, mählig, leis,
Sich Schollen löſen aus des Winters Eis;
Ich hör' ein feines Rieſeln, wie wenn ſacht
Das Erdreich aus dem ſtarren Schlaf erwacht.

O wehe, wehe mir! nun darf es kühn
Hinaus in Gottes freien Himmel blühn!
O wehe mir! ich bin ja auch erwacht,
Und kann nicht regen mich in Grabesnacht!

Wie jedes Samenkorn ſich mächtig dehnt,
Der junge Halm nach jungem Licht ſich ſehnt,
So reck' ich meinen armen, armen Leib —
O 'siſt ein fruchtlos grimmer Zeitvertreib!

Hört man nicht klopfen laut da obenwärts
Hier mein lebendiges begrabnes Herz?
O wüßten ſie, wie es da unten thut!
Fluch über die gedankenloſe Brut!

Wie munter quillt der kühle Erdenſaft!
Löſch' aus nur meines Lebens Fieberkraft!
Zu allen Fugen rinnt es mir herein,
Und oben iſt's nun warmer Frühlingsſchein. —

IX.

Tief im Gehirne brennt mich dieſe Stille!
Wenn ich verzweifelnd einen Augenblick
Geruht, wie mir befahl mein ſchwacher Wille,
So kehrt die Angſt verdoppelt mir zurück.

Und vor den Augen ſtets die ſchwarze Hülle,
Sie thun mir weh, ſo offen ſtarren ſie.
Wie brennt mich im Gehirne dieſe Stille —
Ihr Nachbarn! ſchreit ihr denn im Schlafe nie?

Horch — endlich zittert es an meine Bretter!
Was für ein geiſterhaft metallner Klang,
Was iſt das für ein unterirdiſch Wetter,
Das mir erſchütternd in die Ohren drang?

Jach unterbrach es meine bangen Klagen,
Ich fuhr zuſammen, ſtill, faſt hoffnungsvoll —
Eilf — zwölf — wahrhaftig, es hat zwölf geſchlagen,
Das war die Thurmuhr, die ſo eben ſcholl.

Die große Glocke iſt's im hohen Stuhle,
Die klingt in's tiefſte Fundament herab,
Bahnt ſich den Weg in dieſem Leichenpfuhle
Und ſingt ihr Lied in mein verlaſſnes Grab.

Das iſt gewiß, geſteh's nur armer Racker!
Wohl ſo poetiſch, wie wenn vordem ich
Am Mittag oft vom fernen Frühlingsacker
Bei dieſem Klang vergnügt nach Hauſe ſchlich.

Gewiß ſind jetzt die Dächer warm beſchienen
Vom ſonn'gen Lenz, vom jungen Aetherblau;
Nun kräuſelt ſich der Rauch aus den Kaminen,
Die Leute labend von der grünen Au.

Was höhnſt du mich, o Glockenton im Grabe,
Und mehreſt meine namenloſe Qual?
Entdeckſt mir plötzlich daß ich Hunger habe
Und nicht kann hin zum ärmlich ſtillen Mahl?

Ich hab' mein Theil gehungert doch dort oben,
Und nun im Grabe wieder hungert's mich —:
Iſt dieſer Stern aus Hunger denn gewoben,
Und mehrt der Hunger mit der Tiefe ſich?

Halt' aus, mein Herz! wir müſſen ihn bezwingen,
Es iſt ein feiger, ſchmälich giftger Feind!
Auf dem Geworfnen laß uns grimmig ringen
Mit Andern, die ſich gegen uns vereint!

X.

Zwölf hat's geſchlagen — warum denn Mittag?
Vielleicht der Mitternacht ja galt der Schlag.
Daß oben nun die ſtillen Sterne gehn;
Ich weiß es nicht, ich kann es ja nicht ſehn!

Ha, Mitternacht! Ein heller Hoffnungsſtrahl!
Der nächtlich ſchon ſo manches Grab beſtahl:
Der Todtengräber ſchleicht nun wohl herbei
Und macht erſchrocken mich Lebend'gen frei! —

Doch, was für Kleinod ſollt' er ſuchen hier?
Er weiß zu gut: er findet Nichts bei mir!
Ein golden Ringlein nun erlöste mich —
Du bittre Armuth, jetzt verfluch' ich dich!

XI.

O ich mag rufen, ſchreien, wie ich will,
Es wird mein Angſtruf nimmermehr vernommen;
Da oben bleibt es, wie da unten, ſtill,
Wer ſollte auch zu dieſem Hügel kommen?

Denn meine Mutter iſt romantiſch nicht,
Und, alt und ſchwach, bleibt einſam ſie zu Hauſe;
Wenn ihr das Herz ob meinem Tode bricht,
Sie birgt's und weint in der verſchloſſnen Klauſe.

Ja hätt' ich ein verlaſſnes Liebchen nun,
Das vor dem Morgenroth zu klagen käme,
Auf meiner kühlen Erde auszuruhn,
Und meinen Jammer — wonnevoll vernähme!

Warum hab' ich's der Einen nicht geſagt,
Daß junge Liebe mir im Herzen ſproſſe?
Ich hab' gezaudert und es nicht gewagt —
Die Krankheit kam und — dieſe tolle Poſſe. —

XII.

Wenn einſam Sie vielleicht und ungeliebt,
Nachdenklich manchmal ihre Augen ſenkt,
O wüßte ſie dann, daß ein Herz es gibt,
Das hier im Grab lebendig an ſie denkt!

XIII.

Da hab' ich gar die Roſe aufgegeſſen,
Die man mir in die ſtarre Hand gegeben!
Daß ich noch einmal Roſen würde eſſen,
Ich hab' es nie geahnt in meinem Leben.

Ich möcht' nur wiſſen, ob es eine weiße,
Ob eine rothe Roſe das geweſen?
Am letzten Blatt, das ſpielend ich zerreiße,
Möcht ich es fühlend mit den Fingern leſen.

Wie vielen Gärten voller Knoſpenprangen
Bin ich gedankenlos vorbeigezogen!
Voll Geigen hat der Himmel mir gehangen —
Nur fand ich nicht den rechten Fiedelbogen.

Blühn wohl auch Roſen an des Himmels Bächen? —
Was kümmert's mich? Noch will ich es nicht wiſſen!
Will erſt noch dieſer Erde Roſen brechen!
He! laßt mich los aus dieſen Finſterniſſen!

Ich *will* nicht ſterben! Jung ſind meine Sehnen
Und raſch noch die Gelenke meiner Knochen;
Ahnt Niemand meine zornig-heißen Thränen?
Auf! Holla! ſchlechter Kaſten, ſei zerbrochen!

— Wie Felſen halten dieſe Bretterſtücke,
Und keine Fuge weicht, *wie* ich mich dehne;
Erſchöpft und keuchend lehn' ich mich zurücke,
Die naſſen Haare voller Hobelſpäne.

XIV.

Viel beſſer wär's, zerſchnittner Tannenbaum,
Du ragteſt als ein ſchlanker Maſt empor,
Bewimpelt, in den blauen Himmelsraum,
Vor einem ſonnig heitren Hafenthor!

Da, müſſen wir einmal beiſammen ſein,
Lehnt' ich an dich im ſchwanken Bretterhaus;
Du aus dem Schwarzwald, jenſeits ich vom Rhein,
Kamraden, reiſ'ten wir in's Meer hinaus.

Und bräch' das Schiff zu Splittern auseinand',
Geborſten du und über Bord gefällt,
Umfaßt' ich dich mit eiſenfeſter Hand:
So ſchwämmen Beide wir an's End' der Welt.

Am Beſten wär's, du ſtündeſt hoch und frei
Im Tannenwald, das Haubt voll Vogelſang:
Ich aber ſchlenderte an dir vorbei,
Wohin ich wollt', den grünen Berg entlang!

XV.

Der erſte Tannenbaum, den ich geſehn,
Das war ein Weihnachtsbaum im Kerzenſchimmer;
Noch ſeh' ich heiter ſtrahlend vor mir ſtehn
Das grüne Wunder im erhellten Zimmer.

Da war ich täglich mit dem Frühſten wach,
Den Zweigen gläubig ihren Schmuck zu rauben;
Doch als die letzte ſüße Frucht ich brach,
Ging es zugleich an meinen Wunderglauben.

Dann aber, als im Lenz zum erſten Mal
Ich mich in einen Nadelwald verirrte,
Mich durch die hohen, ſtillen Maſte ſtahl,
Bis ſich der Hain zu jungem Schlag entwirrte:

O Freudigkeit! wie ich da, ungeſehn,
In einem Wald von Weihnachtsbäumchen ſteckte,
Dicht um mein Haar ihr zartes Wipfelwehn,
Das überragend kaum die Stirn mir deckte.

Ein kleiner Rieſe in dem kleinen Tann,
Sah ich vergnügt die Weihnachtsbäume ſprießen;
Ich faßte keck ein junges Tännlein an
Und bog es kindlich ringend mir zu Füßen.

Und über mir war nichts als blauer Raum;
Doch als ich mich dicht an die Erde ſchmiegte,
Sah unten ich durch dünner Stämmchen Saum,
Wie Land und See im Silberduft ſich wiegte.

Wie ich ſo lag, da rauſcht' und ſtob's herbei,
Daß mir der Luftdruck durch die Locken ſauste,
Aus tiefer Luft ſchoß ſenkrecht her ein Weih,
Daß ſeiner Flügel Schlag im Ohr mir brauste.

Als ſchwebend er dicht ob dem Haupt mir ſtand,
Funkelt' ſein Aug' gleich dunkeln Edelſteinen,
Und ringsum an der Schwingen dünnem Rand
Sah ich die Sonne durch die Kiele ſcheinen.

Auf meinem Angeſicht ſein Schatten ruht'
Und ließ die glühen Wangen mir erkalten;
Ob welchem Inderfürſt von heißem Blut
Ward ſolch' ein Sonnenſchirm empor gehalten?

Wie ich ſo lag, erſchaut' ich plötzlich, nah,
Wie eine Eidechs mit neugier'gem Blicke
Vom nächſten Zweig' in's Aug mir nieder ſah,
Wie in die Fluth ein Kind von ſchwanker Brücke.

Nie hab' ich mehr ſolch klugen Blick geſehn,
Und ſo lebendig-ruhig, fein und glühend;
Hellgrün war ſie, ich ſah den Odem gehn
In zarter Bruſt, blaß, wie ein Röslein, blühend.

Ob ſie mein blaues Aug' wohl nieder zog?
Sie ließ vom Zweig ſich auf die Stirn mir nieder,
Schritt abwärts, bis ſie um den Hals mir bog,
Ein bunt Geſchmeide, ruhend, ihre Glieder.

Ich hielt mich ſtill und fühlt' mit lindem Druck
Den feinſten Puls auf meinem Halſe ſchlagen;
Das war der ſchönſte und der reichſte Schmuck,
Den ich in meinem Leben je getragen.

Damals war ich ein kleiner Pantheiſt
Und ruhte ſelig in den jungen Bäumen:
Doch nimmer ahnte mir zu jener Friſt,
Daß in denſelben — ſolche Bretter keimen.

XVI.

Der ſchönſte Tannenbaum, den ich geſehn,
Das war ein Freiheitsbaum von fünfzig Ellen,
Am Schützenfeſt, im Wipfel Purpurwehn,
Aus ſeinem Stamme floſſen klare Wellen.

Vier Röhren goſſen den lebend'gen Quell
In die granitgehaune, runde Schaale;
Die braunen Schützen drängten ſich zur Stell'
Und ſchwenkten jauchzend ſilberne Pokale.

Unüberſehbar ſchwoll die Menſchenfluth,
Von allen Enden tönten Männerchöre;
Vom Himmelszelt floß Juliſonnengluth,
Erglüh'nd ob meines Vaterlandes Ehre.

Dicht im Gedräng, dort an des Beckens Rand,
Sang laut ich mit, ein fünfzehnjähr'ger Junge:
Mir gegenüber an dem Brunnen ſtand
Ein braunes Mädchen von roman'ſcher Zunge.

Sie war zu hinterſt vom Miſokkerthal,
Trug Alpenroſen in den ſchwarzen Flechten;
Sie füllte ihres Vaters Siegpokal,
Drein ſchien ihr Aug', gleich Sommerſternennächten.

Sie ließ in kindlich unbefangner Ruh
Vom hellen Quell den Becher überfließen;
Indeſſen wallten flatternd ab und zu
Die Fahnenzüg' mit buntem Wehn und Grüßen.

Als ſie mich ſah, warf ſie mir wohlgemuth
Aus ihrem Haar ein Röslein in den Bronnen,
Schlug gegen mich in Wellen ſchlau die Fluth,
Bis ich erfreut den Blumengruß gewonnen.

Ich fühlte da die junge Freiheitsluſt
Des Vaterlandes Lieb' im Herzen keimen;
Es wogt' und rauſcht' in meiner Knabenbruſt,
Wie Orgelſturm von rieſ'gen Tannenbäumen.

XVII.

Ich muß ein Weilchen wohl geſchlafen haben.
Denn wie aus Träumen ſchein' ich mir erwacht;
Bin ich leibhaftig, wirklich denn begraben?
Noch immer dieſe enge, ſchwarze Nacht?

Mein Athem iſt wol heftig, raſch gegangen,
Indeß der Traum die Wirklichkeit mir barg;
Ich fühl' den Thau an meinen Schläfen hangen,
Die Luft iſt heiß und dumpf in dieſem Sarg.

O traurig, übertrauriges Erwachen!
O Augenaufthun ohne Morgenlicht,
Wo keine Wolken durch die Fenſter lachen,
Sich keine Reb' um klare Scheiben flicht!

Doch wohl mir, daß ich heiße Thränen finde,
Da ich auch gar hier ſo verlaſſen bin!
O Kindesthränen, fließet, fließet linde,
O Heimatsquell, ſtröm' unaufhaltſam hin!

XVIII.

Ich bin befreit, mein Weh hat ſich gewendet,
Und ich empfind' es, ich bin nicht allein; —
Der ſeine Strahlen durch das Weltall ſendet,
Er ſtrahlt mich an durch dieſen Todtenſchrein.

Getrennt bin ich von meinem herben Leiden,
Ich bändige den Leib mit ſtarkem Muth;
Wie wildes Meer, von dem ich mich will ſcheiden,
Laſſ' brauſen ich mein krank und ſiedend Blut.

Ja, toſet nur, ihr ungetreuen Wogen!
Ich überſing' euch, wie ein Ferg' am Strand;
Lange genug bin ich mit euch gezogen:
Nun tauſch' ich euch an feſtes Blüthenland.

Es iſt noch gut geworden, und geſchlagen
Hat mich der Herr mit einem Roſenſtab;
Geläutert will ich meine Seele tragen
Zu ihm empor aus dieſem Erdengrab.

Weil ich ſo ſehr geliebt die grüne Erde,
Lebt' ich ſo bang und tief in ſie hinein; —
Wie ich in ihrem Schooß noch leiden werde:
Sie ſoll mein lieblichſtes Gedenken ſein!

XIX.

O theure Luft! Mit jedem Odemzug
Vergeud' ich ſie, die unentbehrlich iſt!
Fern bin ich euch, Berghöhen, Wolkenflug,
Wo man dies Gut nicht achtet und nicht mißt.

Hier eingeſchloſſen mit der Todesqual,
Der unſichtbaren, Stirn an Stirn gepreßt,
Umſchlingt ſie mir Haubt, Glieder, Herz zumal
Mit Schlangenringen, unbarmherzig feſt.

Nun geht's an's Sterben — ſtrenge Seelenzucht,
Der ich mich ſcheidend unterwerfen ſoll!
Mein Denken ſchwindet mir in dunkler Flucht. —
Matt ſchlägt das Herz, — bald bricht's — erwartungsvoll —.

Feuer-Idylle.

I.

Wild hallt der Schrei der Glocken durch die Nacht
Und Schüſſe dröhnen von des Berges Wacht;
In allen Gaſſen tönt's: es brennt! es brennt!
Und Jeder angſtvoll an ſein Fenſter rennt.

Der erſte Blick: iſt es in unſerm Haus?
Der zweite mindert ſchon den Schreck und Graus,
Wenn weit, o weit die wunderſchöne Gluth
Behaglich dort am fernen Himmel ruht.

Nun ſtrömt der Neugier Bächlein ungehemmt,
Und ungewaſchen wohl und ungekämmt,
Der ohne Strümpfe, Jener ohne Schuh',
Läuft Alles rings dem ſeltnen Schauſpiel zu.

Und manchem ehrlichen Philiſter bangt,
Es könnte enden, eh' er angelangt;
Auch der Poet, er watſchelt mit hinaus
Und ſendet ſeinen Kennerblick voraus.

Da wallt vom Berg mit ungebrochnem Lauf
Die Eine Flamme hell zum Himmel auf;
Von Feuerliljen ein gewaltger Straus:
So blüht und glüht das große Bauernhaus.

Es iſt die allerſchönſte Maiennacht,
Von Gold durchwirkt, tiefblau der Himmel lacht;
Eng zwiſchen Gärten voller Frühlingsflor
Klimmt der Poet zur Feuerſtätt' empor.

Da ſitzt der helle Geiſt auf ſeinem Raub
Und macht den morſchen Kram zu Aſch' und Staub;
Umſonſt beläſtigt ihn der Menſchenſchwarm,
Er wehrt ihn ruhig ab mit glühem Arm.

Es brennt der Hof dem reichen Bauersmann,
Der nie genug ſehn und erhaſchen kann;
Längſt hat der Sohn ein neues Haus begehrt,
Wogegen ſich der Alte ſtets gewehrt.

Nun ſteht er da und ſchlottert jämmerlich,
Weiß nicht zu rathen noch zu helfen ſich;
Doch Alle ſind in guter Sicherheit,
Kein Nachbarhaus gefährdet weit und breit.

Drum laßt uns keck ein wenig näher gehn,
Die heiße Wirthſchaft beſſer zu beſehn,
Zu leſen in des Feuers Angeſicht
Und was es heimlich mit den Sternen ſpricht.

II.

Von Holz und Reiſig eine hohe Wand
Seit langen Jahren um die Scheune ſtand:
Schon Vieles ward vom Regen unbrauchbar,
Doch jeder Herbſt bringt neue Laſten dar.

Der letzte Winter brachte große Noth,
Und manche arme Wittwe, frierend, bot
Ihr armes Geld dem Mann für wenig Holz —
Er gab's nicht her in ſeinem Bauernſtolz.

Nun flammt es auf in wildem Feuerflug
Mit Scheun' und Stall, Pferd, Wagen, Vieh und Pflug;
Die armen Weiber ſtehn und ſchaun es an
Und wärmen lächelnd ihre Hände dran.

Dies Lächeln mag die bleichſte Blume ſein,
Die einſtens ziert des Mannes Todtenſchrein. —
Weh' dem, der ſolchen Blüthenflor geſät,
Wenn einſt die Saat in reifen Früchten ſteht!

III.

Seit alter Zeit her war des Hauſes Wand
Von wuchernd dichtem Epheu überſpannt:
Den liebt der Bauer, ſonſt ſo liebeleer,
Weil er ſo gierig, alt und zäh, wie Er!

Nun brennt das dunkle Unkraut lichterloh
Und flackert in die Luft wie leichtes Stroh;
Wer glaubte, daß der alte ſchwere Kranz
So luſtig hielte ſeinen Todtentanz?

Ei, was fliegt da für Ungeziefer aus!
In ganzen Schwärmen flieht die Fledermaus;
Kreuzſpinnen, Käfer, was da kriechen mag,
Kommt ſterbend in der hellen Gluth zu Tag.

Was von Geſpenſtern und von Koboldsbrut,
Von alten Sünden auf dem Hauſe ruht,
Und was es ſonſt für Spuck und Sagen gab,
Brennt mit den alten Epheuranken ab.

Was mag wol ſchimmern dort, und, ſeh' ich recht?
Was löſt ſich aus dem brennenden Geflecht
Und poltert da zu meinen Füßen her?
Ein tüchtig Kruzifix, von Golde ſchwer!

Einſt riß der Ahn, vor manchem hundert Jahr',
Das Kreuz als Bilderſtürmer vom Altar;
Es blieb im grünen Rankenwerk verſteckt,
Nun endlich hat's das Feuer aufgedeckt.

Zwar munkelt man, daß in verſchloſſ'ner Bruſt
Die Enkel jederzeit davon gewußt;
Sie hätten's nächtlich auf den Tiſch geſetzt
Und ſich an dem Geflunker oft ergötzt.

Eins thut mir leid — manch' zierlich Schwalbenneſt
Hing traulich in den wirren Ranken feſt;
Wenn nun die liebe Schwalbe widerkehrt,
So findet ſie ihr kleines Haus verheert.

Doch tröſte dich, o Schwalbe zart und traut!
Iſt erſt der neue Giebel aufgebaut:
G'nug Winkel noch und Ecken findeſt du,
Daran du bauen kannſt in guter Ruh.

IV.

Da iſt ein Buch, geſchwärzt und halb verbrannt,
Wonach der Mann in Todesangſt geſandt;
Ein Jüngling wagte dran ſein junges Blut
Und trug's mit kecken Händen aus der Gluth.

Und gierig ſtürzt der Mann ſich auf das Buch
Und — wirft es weg mit einem derben Fluch.
Sein dickes Schuldnerbuch hatt' er gemeint:
Nun liegt — — die Bibel vor dem guten Freund!

Wie arg und undankbar iſt dieſe Welt,
Wie ſchmählich nun der alte Mann ſich ſtellt!
Erinnert ihn die Bibel nicht mehr dran,
Wie gütlich er ſich oft an ihr gethan?

Wenn er am Sonntagabend vor ihr ſaß
Und ſchmunzelnd dann von dem Kameele las,
Dem Nadelöhre und dem Himmelreich,
Wie ward ihm das Gemüth da froh und weich!

Wie manchen Bettler, hungerig und matt,
Macht' er mit ſchönen Bibelſprüchen ſatt,
Betheuernd hoch und feierlich dabei,
Daß dies ſein reichſter Troſt und Hausſchatz ſei.

Nun liegt das alte Buch zertreten hier,
Im Feuer blieb der Ecken Silberzier;
Zerriſſnen Angeſichtes liegt im Koth
Das einſt ſo hochgeprieſne Lebensbrot.

V.

Ich denke dran mit wehmuthsvollem Schmerz,
Wie rettungslos ein königliches Herz,
Indeß das Haus in Rauch und Schutt verfliegt,
Tief unter ihm in ſchnöden Banden liegt.

Goldfarbner Löwe, ſeufzt der edle Wein
Seit Jahr und Tag im dunkeln Eichenſchrein,
Und ob ihm trampelte der graue Wicht,
Ließ keinen Tropfen an das Tageslicht.

Wenn ſtill der Sonnenſchein das Haus umfing
Und ſingend ein Geſell vorüberging,
Ein fröhlich dürſtender mit heißem Blut,
Dann wallt' es unten auf mit ſüßer Wuth:

„O laßt mich an des Tages goldnen Blick,
Ich bring' euch Freiheit, Freude, Lieb' und Glück!
Laßt ſchäumend mich entgegenſprühn dem Lied,
Das aus der hellen Menſchenkehle zieht!„

Umſonſt verhieß er reichen Minnelohn,
Gefeſſelt blieb der goldne Sonnenſohn;
Nicht wahr, ihr Alle, die ihr Herrſcher heißt,
Es ruht ſich ſüß auf unterdrücktem Geiſt?

Nun wankt und ſtürzt das morſche Sündenhaus,
Doch unter ſeinen Trümmern athmet aus,
Vergeſſen, was ſo lang das Licht geſucht. —
Heil unſrer jungen Reben ſüßer Frucht!

VI.

Ein Apfelbaum in voller Blüthe ſteht,
Ein leichter Weſt in ſeinen Zweigen weht;
Er ſchaut, verklärt vom blutig rothen Schein,
Verwundert auf den wilden Brand herein.

Es iſt, als ob der helle Glanz ihn freut',
Weil Blüthenblätter in die Gluth er ſtreut;
Er athmet ein des Feuers heißen Hauch,
Um ſeine Krone ſpielend zieht der Rauch.

Da plötzlich langt herüber aus dem Brand
In ſeine Aeſte tief die Flammenhand:
Zu Kohlen brennt der ſchöne Blüthenbaum —
Hin iſt ein dichterlicher Lebenstraum!

VII.

Dort gegen Weſten, traulich unterm Dach,
Liegt hoch und abgeſchieden das Gemach,
Das ſich des Hauſes Töchter jederzeit
Zum ſtillen Allerheiligſten geweiht.

Es iſt ein eng und niedrig Kämmerlein
Mit runden Scheiben und uraltem Schrein,
Drin Bänder, Kettlein, Herzchen aller Art
In mannigfachen Käſtlein wohl verwahrt.

Am Fenſter ſteht das Spinnrad und davor
Der zartgepflegte bunte Blumenflor,
Gelbveiglein, Nelken, Roſen ohne End',
Und wie man all' das liebe Zeug benennt!

Manch nächtlich Lied hat hier heraufgetönt
Und dieſe Fenſterlein ſind dran gewöhnt,
Geräuſchlos blinkend, heimlich aufzugehn,
Geöffnet ganze Nächte durch zu ſtehn.

Und manche Leiter wurde aufgethürmt,
Und auf die Liebeswarte kühn geſtürmt;
Ob ſtets das Roſengitter widerſtand,
Gehört zu den Geheimniſſen im Land.

Auch jetzt iſt eine Leiter angelegt,
Die einen Schwarm geſchwärzter Männer trägt;
Im rothen Mantel ſtürmet in die Thür
Ein Freiersmann mit flammendem Panier.

Und vor ihm fährt ein Knäuel, wirr und kraus,
Erſchreckter Liebesgötter fliehend aus;
Das flattert irrend in der Frühlingsluft,
Verfliegend wie verbrannter Ambraduft.

Das ganze Fenſtergärtlein ſtürzt herab
Und findet in der Gluth ſein feurig Grab;
Ob all' die ſtille, ſchöne Liebeswelt
Wol rettungslos zugleich in Aſche fällt?

Mir iſt nicht bang; iſt neu das Haus erbaut,
Man ſicher wieder dran ein Fenſter ſchaut
Mit Roſen, Gelbveiglein und Nelkenzier:
Denn Solches muß man haben für und für.

VIII.

Welch' lieblich Wunder nimmt mein Auge wahr!
Dort fließt ein Brünnlein, gar ſo friſch und klar,
Ein holzgeſchnitzter Meergott gießt den Trank
In eine ausgehöhlte Eichenbank.

Der Weſtwind hat die Gluth herangeweht,
Der alte Gott in vollen Flammen ſteht,
Und aus der Feuerſäule quillt der Schwall,
Des Waſſerſtrahls lebendiger Kryſtall.

Wie fröhlich tönt der ſchöne Silberſtrang,
Gleich jenem Kleeblatt, das im Feuer ſang!
Du klares Leben, ew'ger Wellenſchlag,
Wer ſendet aus der Tiefe dich zu Tag?

Ich glaubt', ein Brunnenhaus ſei feuerfeſt —
Nun iſt ein Häuflein Kohlen hier der Reſt:
Die Quelle aber rieſelt friſch und rein
Auch über Kohlen in die Welt hinein.

Wer weiß, wie lange ſchon der Bergquell ſpringt?
Wer weiß, wie lang er noch zum Lichte dringt?
Auf! ſchnitzelt einen neuen Brunnenmann,
Der wieder hundert Jahr' ihn faſſen kann.

IX.

Zu loben iſt der Männer kühner Muth,
Womit ſie ringen mit der heißen Gluth,
Zu retten, was man irgend retten kann;
Doch iſt nicht redenswerth, was man gewann.

Das Beſte iſt ein alter Todtenkranz,
Erinnerung an hohen Jugendglanz,
An irgend einen frühgeſtorbnen Sohn,
An einen längſt verhallten Harfenton.

Mit welken Blättern liegt er in der Au,
Und auf ihn fällt der milde Maienthau;
Die blaſſen Bänder wehn im Morgenwind,
Daneben zitternd wacht ein ſchwaches Kind.

Wie leicht und dürr der alte Kranz mag ſein,
Man wird ihm wieder eine Stelle weihn
Im neuen Bau, hoch an der Stubenwand,
Als des Vergangnen letztem, welkem Pfand.

Da wird er ſtill auf's junge Leben ſehn
Und dieſes ehrend ihm vorübergehn,
Bis auch ſein letztes leichtes Blatt zerſtiebt
Und man den nackten Reif dem Feuer gibt.

X.

Die Flamm' iſt todt, der Krater iſt verglüht,
Die Himmelsroſe drüber aufgeblüht;
Sie glänzt auf Kohlen, wo die Wohnung ſtand,
Verſchwunden iſt das morſche Werk der Hand.

Woran der Menſch die kalten Hände legt
Und was er diebiſch ſcheu zuſammenträgt:
Hin iſt nun Alles, was nach Richt' und Maß
Gefügt, gebunden aufeinander ſaß.

Doch ihr erglänzet mir unwandelbar,
Ihr Morgenlande, wonniglich und klar!
Ihr Berg' und Thäler voller Knoſpendrang,
Voll Quellenrauſchen und voll Frühlingsſang!

O Ueberfülle, die zum Lichte ſchwillt,
O Blüthenwirbel, der da überquillt
Und überwuchert, wo die Sünderhand
Ihr Maß will legen auf das reiche Laub.

Das iſt die Nachhut, die den Rücken deckt:
Drum auf zum Werke, Menſchheit, unerſchreckt!
Bau' auf, reiß' nieder und bau' wieder auf:
Das Jahr geht immer ſeinen Segenslauf.

Vermiſchte Gedichte.

Schweizeriſches.

1.

An mein Vaterland.

O mein Heimatland! O mein Vaterland!
Wie ſo innig, feurig lieb' ich Dich!
Schönſte Roſ', ob jede mir verblich,
Dufteſt noch an meinem öden Strand!

Als ich arm, doch froh, fremdes Land durchſtrich,
Königsglanz mit Deinen Bergen maß,
Thronenflitter bald ob Dir vergaß:
Wie war da der Bettler ſtolz auf Dich!

Als ich fern Dir war, o Helvetia!
Faßte manchmal mich ein tiefes Leid;
Doch wie kehrte ſchnell es ſich in Freud',
Wenn ich Einen Deiner Söhne ſah!

O mein Schweizerland, all' mein Gut und Hab'!
Wenn dereinſt mein banges Stündlein kommt,
Ob ich Schwacher Dir auch Nichts gefrommt:
Nicht verſage mir ein ſtilles Grab!

Werf' ich ab von mir dies mein Staubgewand,
Beten will ich dann zu Gott dem Herrn:
„Laſſe ſtrahlen Deinen ſchönſten Stern
Nieder auf mein irdiſch Vaterland!“

2.

Waldſtätte.

Es ſind vier Länder gelegen
Um einen urtiefen See,
Die mir das Herze bewegen
Mit noch viel tieferem Weh!

Sie ſind der Stolz geweſen,
Die Zierde vom Schweizerland:
Nun kehrt man mit eiſernem Beſen
Kaum aus die blutige Schand'!

Sie nähren ſich noch zur Stunde
Vom alten Ruhm mit Liſt,
Der doch auf der Waſſer Grunde
Schon lange verſunken iſt!

Noch leuchtet in der Sonnen
Der Berge ſilberner Dom:
Die Thäler hat überſponnen
Die alte Spinne von Rom.

Da liegen ſie, wie vier Leichen,
Von Alpenroſen umblüht,
Und über die Todesbleichen
Hohnlachend der Böſe zieht.

Wer hebt mir die Edelſteine,
Die vier', aus dem Schlamm und Sand?
Wer ſetzt ſie mit neuem Scheine
In die Krone dem Vaterland?

3.

Loyola's wilde verwegene Jagd.

Keine Viſion.

Huſſah! Huſſah! die Hatz' geht los!
Es kommt geritten Klein und Groß:
Der ſpringt und purzelt gar behend,
Der kreiſcht und zetert ohne End':
Sie kommen, die Jeſuiten!

Da reiten ſie auf Schlängelein,
Und hintennach auf Drach' und Schwein:
Was das für muntre Burſche ſind!
Wohl graut im Mutterleib dem Kind:
Sie kommen, die Jeſuiten!

Hu, wie das krabbelt, kneipt und kriecht!
Pfui, wie's ſo infernaliſch riecht!
Jetzt fahre hin, du gute Ruh!
Geh', Grete, mach' die Fenſter zu:
Sie kommen, die Jeſuiten!

Von Kreuz und Fahne angeführt,
Den Giftſack hinten aufgeſchnürt,
Der Fanatismus als Profoß,
Die Dummheit folgt als Betteltroß:
Sie kommen, die Jeſuiten!

O Schweizerland, du ſchöne Braut,
Du wirſt dem Teufel angetraut!
Ja, weine nur, du armes Kind!
Vom Gotthard weht ein ſchlimmer Wind:
Sie kommen, die Jeſuiten!

4.

Pietiſtenwalzer.

Nun ſtimmet die Harfen und ſalbet die Geigen!
Nun reicht euch die Händlein zum himmliſchen Reigen!
Ein Weiblein, ein Männlein,
Ein Hühnlein, ein Hähnlein!
Je zwei und zwei, wie es am beſten ſich ſchickt
Und wie man am frömmſten zu Herzen ſich drückt.

Sind Alle da? Ei, ſo verſchließet den Himmel!
Laßt draußen der weltlichen Böcke Gewimmel!
Ihm birgt man die Kniffe,
Die glücklichen Griffe;
Wir haben den Geiſt uns zu Fleiſche gemacht
Und feiern ſubtil die urewige Nacht.

Zu wecken die frommen, erſterbenden Gluthen,
Beſtreicht uns Mephiſto die Steißlein mit Ruthen;
O heilige Bölle,
Durchwürze die Hölle!
Nun löſchet die Lichter, von Ungefähr:
Das Töchterlein tanzt mit dem Miſſionär.

O ſüßes Geſchmatz in dem heimlichen Dunkel!
Begehrliches Tappen und Liebesgemunkel!
Mich faſſet der Schwindel!
Paradieſiſch Geſindel!
O heilige, himmliſche Windbeutelei —
Hinſchmelz' ich und ſied' ich im ſeligſten Brei!

5.

Apoſtatenmarſch.

Bum! Bum! Bim, bam, bum!
Schnürt den Sack und macht linksum!
Abgeweidet iſt die Matte,
Spute dich, du Wanderratte!
Hungern iſt kein Gaudium.
Dreht die Fahne, dämpft die Trommel:
Bum! Bum! Bim, bam, bum!

Sind wir nicht ein ſchöner Zug,
Galgenfroher Rabenflug?
Hinter uns die guten Tröpfe
Stehn und brechen ſich die Köpfe,
Ob dem luſtigen Betrug.
Dreht die Fahne, dämpft die Trommel:
Bum! Bum! Bim, bam, bum!

Hohn und ſchriller Pfeifenklang
Folgen uns den Weg entlang;
Weiter, weiter in dem Kothe!
Weiße, ſüße Gnadenbrote
Lohnen uns den ſauren Gang.
Dreht die Fahne, dämpft die Trommel:
Bum! Bum! Bim, bam, bum!

Aus dem Buſen reißt das Herz,
Werft es fluchend hinterwärts!
Pfaffenküch' und Keller kühle,
Spüle weg die Hochgefühle —
Ei, es war nur Bubenſcherz!
Dreht die Fahne, dämpft die Trommel:
Bum! Bum! Bim, bam, bum!

Nieder mit dem Jungfernkranz!
Ausgelöſcht der Ehre Glanz!
Ausgehöhnet jede Wahrheit!

Angeſpien der Sonne Klarheit!
In den Staub mit dem Popanz!
Dreht die Fahne, dämpft die Trommel:
Bum! Bum! Bim, bam, bum!

Tod am Strick — ein dummer Tod —
Schäme dich, Iſchariot!
Du magſt baumeln! Unſereiner
Schwimmt mit Würde ſtets als reiner
Goldfiſch oben auf dem Koth.
Dreht die Fahne, dämpft die Trommel:
Bum! Bum! Bim, bam, bum!

6.

Auf Martin Diſteli's Tod.

Sie haben Ruh, die Kutten braun und ſchwarz,
Die Fledermäuſe-, Raben-, Eulenköpfe,
Spießburger alle, mit und ohne Zöpfe,
All das vertrackte, zähe Pech und Harz!

Er hat ſie drangſalirt und ſcharf gegeißelt
Die faulen Bäuche wie die krummen Rücken:
Er hat aus tauſend giftgeſchwollnen Mücken
Sich gar ein ſeltſam Monument gemeißelt.

Schaut her, ihr draußen! denen im Genick
Der Adler und der Geier Fänge laſten,
Schaut dies Gewimmel ohne Ruh und Raſten,
Den Bodenſatz in einer — Republik!

Solch einen Abſchaum wohlgemuth zu ſchildern,
Braucht es fürwahr ein gut und ſtarkes Herz!
Und was ſein Lohn? — Des freien Schweizers Schmerz,
Den unſer Stolz auf ihn nur ſchwach kann mildern.

7.

Bei Robert Steiger's Befreiung und Ankunft in Zürich,

am 20. Juni 1845.

Mit Deinem Adelsbriefe wohl verſehen,
Dem Todesurtheil mit dem argen Riß,
Sehn wir Dich jugendlich und friſch erſtehen
Aus Deines Kerkers kalter Finſterniß.
Des Unglücks Feuertaufe auf dem Haubte,
Den letzten Kettenring noch an der Hand:
So ſchreiteſt Du durch dieſes jungbelaubte
Und doch ſo tiefgebeugte Vaterland!

Und wo Du gehſt, da weckſt Du auf den Bergen
Die hellen Freudenfeuer ohne Zahl!
Doch hinter Dir, da ſtehn die röm'ſchen Schergen,
Geblendet noch vom unverhofften Strahl:

Der **Apoſtat**, deſſ' Name nun zertreten,
Im Staub an unſers Volkes Sohlen klebt,
Indeß den Deinen es mit lautem Beten
Und kindlich dankbar zu den Sternen hebt!

Es grüße Dich das goldne Licht der Sonne,
Dich grüßt die Freiheit und das Vaterland!
Es grüßen Dich mit heißem Schlag der Wonne
Viel tauſend Herzen, freudig zugewandt!
Nimm hin in vollem Maß des Volkes Liebe
Und ſeinen Dank, den es den Helden zollt:
Der Männer Lärm und jubelndes Getriebe,
Des Weibes Thräne, die im Stillen rollt!

Nimm hin die Lieder und die Feſtgeſänge!
Es lauſcht ein heil'ger, ſtarker Zorn darin!
Die bittre Klage in dem Luſtgedränge,
Den Dorn, den dieſe Roſe birgt, nimm hin!
Denn was dem müden Volk das Herz durchzittert,
Legt's heimlich in die Grüße mit hinein;
Ob's nun in Freude oder Leid gewittert:
Es wird nicht minder ein Gewitter ſein!

Ueberall!

Freiheit mit den ſchwarzen Augen,
Wachſt du auf am Tiberſtrande?
Freiheit mit den blauen Augen,
Schläfſt du noch im deutſchen Lande?
Kühne trikolore Dirne,
Schürze wieder dich zum Tanze!
Weiße Schweizer-Gletſcherfirne,
Strahle roth im Morgenglanze!

Und du, ſchlanke Nereïde,
Tauch' aus deinen blauen Wogen:
Hat dich nicht dein falſcher Friede,
Arme Hellas, arg betrogen?

Du dann mit dem Todesmuthe
Und gebrochnem Schwunggefieder:
Weißer Aar im rothen Blute,
Rauſche wieder, ſteige wieder!

Hebt den Schild, ihr Schutzpatrone
Aller Völker, auf zum Streite!
Flechtet eine Siegerkrone
Die ſich über Alle breite!
Streifet ab die alten Sünden:
Denn geläutert und gereinigt
Sollt ihr euch zum Feſte finden,
Das nur Würdigſte vereinigt.

Wanderlied.

Glückauf! nun will ich wandern
Von früh bis Abends ſpät,
So weit auf dieſer Erde
Die Sonne da mit mir geht.

Nichts nehm' ich mit, als den Becher,
Mein leichtes Saitengetön;
Ich wundre mich über die Maßen,
Wie's überall doch ſo ſchön!

Oft iſt die Ebene ſchöner
Als meine Berge noch,
Und wo kein blauer Himmel,
Giebt's purpurne Wolken doch.

Wo keine ſchmachtenden Lotos.
Wächſt blühendes Haidekraut,
Wo keine gothiſchen Dome,
Sind joniſche Tempel gebaut.

Und bin ich des Griechiſchen müde,
Mich lockt die luft'ge Moſchee:
Ich kleid' in mauriſche Schnörkel
Mein europäiſches Weh.

Nur Einer ſüßen Blüthe
Ermangel' ich überall,
Von Einem ſüßen Namen
Den ſilbernen Zauberſchall.

Hallo, du muntrer Jäger!
Sag' an du Bergmann traut!
Haſt du, mein ſtiller Fiſcher!
Mein Liebchen nirgends geſchaut?

Mein Liebchen, das iſt die Freiheit,
Die ſuch' ich kreuz und quer —
Sie iſt doch nicht ertrunken
Im alten falſchen Meer?

Holzwege.

Ein Tannenbaum im Schwarzwald ſteht,
Der wächst ſchon manches Jahr;
Sein Haubt empor in's Blaue geht,
Da fliegt ſein grünes Haar.

Die Wurzel hat den Erdengrund
Gar inniglich erfaßt:
Und darum bleibt der Baum geſund
Wie Süd und Nord auch rast.

Doch Alles, was auf Erden iſt,
Muß haben ſeine Zeit:
Und auch der Baum zu ſeiner Friſt
Zum Fällen iſt bereit.

Dann ſchümckt man ihn, dann führt man ihn
Den grünen Rhein entlang,
Auf Donau, Spree, nach Wien, Berlin,
Mit hellem Sang und Klang.

O Maienluſt, o — Freiheitsbaum!
So jugendlich und grün:
Wie wirſt du, alter Menſchentraum,
Dann ewig, ewig blühn!

Stein- und Holz-Reden.

Auf Lüneburger Haide
Da ſteht der alte Stein,
Daneben die alte Eiche,
Sie mag wol tauſendjährig ſein.

Es ziehn vorbei Geſellen
Im Lenz mit friſchem Sang;
Sie ſingen von deutſcher Freiheit,
Auf weitem Plan verhallt der Klang.

Da ſpricht der Stein zur Eiche,
Als wacht' er auf vom Traum:
„Ging nicht vorbei die Freiheit?
Wach' auf, wach' auf, du deutſcher Baum!“

Und durch des Baumes Krone
Da fährt ein Saus und Braus,
Die mooſigen Äſte ſchlagen
In tauſend jungen Augen aus!

Die Sänger ſind gezogen
Fernhin durch's Haidekraut:
Die Eich' hat ihnen von oben
Gar lang und traurig nachgeſchaut.

Sie hub ſich aus der Wurzel
Den fernen Sängern nach:
Es klang des Liedes Nachhall
Wol durch ihr hohes Blätterdach.

Den letzten Hall verklingen
Hat ſie im Herbſt gehört:
Da hat ſie, ſchüttelnd, die Äſte
Vom letzten Laub im Zorn geleert.

„Nun will ich wieder ſchlafen,“
Spricht ſie zum alten Stein;
„Du wunderlicher Träumer
Sollſt mir nun einmal ſtille ſein!“

Auf der Landſtraße.

Zieht eine arme Pilgerin,
Gebückt und ſchwach, am Bettelſtab,
Zur gnadenreichen Jungfrau hin;
Der Roſenkranz rollt auf und ab:
Obwohl er ſie nicht hindern kann,
Auch ihres Leibes zu gedenken
Und auf den rüſt'gen Wandersmann
Demüthig ihren Blick zu lenken.

„Mein junger Herr! erbarmet Euch,
Wie Gott Euch mag barmherzig ſein!
Er geb' Euch einſt ſein Himmelreich
Und ſeinen Segen obendrein!“

„„Ich glaube nicht an Deinen Gott,
Für den dort Deine Kugeln rollen!
Drum ſchien' es mir ein arger Spott,
Würd' ich Dir eine Gabe zollen.““

Doch fort geht ihrer Rede Lauf:
„Gott ſegne Euer junges Haubt
Und heb' Euch ſeinen Segen auf,
Bis Ihr allendlich an Ihn glaubt!“
Und dankend nimmt ſie meinen Sold
Und betet fort auf ihren Wegen;
Ich habe mich davon getrollt
Mit ihrem röm'ſchkathol'ſchen Segen.

Bei allen Göttern dieſer Welt
Leg' ich ein kleines Sümmlein an:
Sagt, wenn dereinſt der Würfel fällt,
Ob es mir wol noch fehlen kann?
Und läugnen Alle einſt die Schuld,
Ich weiß gewiß, es hat mein Lieben
Der wahre Gott in ſeiner Huld
Mir zahlbar dann und gut geſchrieben!

Ein ſchrankenloſer Leichtſinn ſoll
In dieſem Streit mein Schildknapp ſein!
So leb' ich muth- und freudenvoll,
So lang nur Herz und Sinne rein.
Ich lieb' es, ſo mir halb bewußt
Am offnen Abgrund hinzuſtreifen,
Und über mir laſſ' ich mit Luſt
Das Aug' in's grundlos Blaue greifen!

Im Meer.

Der Himmel hängt, wie Blei ſo ſchwer,
Dicht auf dem wildempörten Meer;
Ein engliſch Segel, faſt die Quer,
Schießt wie ein Pfeil darüber her.

Ein Meſſer, ſo das Meer ſich ſchliff,
Da ſtarrt ein blankes Felſenriff
Und ſchlitzt das Engelländerſchiff;
Das Meer thut einen guten Griff.

Viel tauſend Bibeln ſind die Fracht,
Die ſinken in die Waſſernacht;
Schon hat in düſtrer Schuppenpracht
Das Seevolk ſich herbeigemacht.

Da wimmelt es von Schlang' und Fiſch,
Sie ſitzen am Korallentiſch,
Her ſchießt der Leviathan riſch:
Was iſt das für ein Flederwiſch?

Die Meerſchlang', als die Königin,
Kommt auch und blättert her und hin;
Sie Alle leſen emſig drin
Und forſchen nach dem dunkeln Sinn.

Sie ziehn den Miſſionär empor
Und halten ihm die Bibel vor:
Doch der zu ſchweigen ſich verſchwor,
Das Meer durchbraust ſein taubes Ohr!

Die Spinnerin.

1.

Rinne ſanft, du weiche Welle,
Schöner Flachs, durch meine Hände,
Daß ich dich mit ſtiller Schnelle
Fein zum goldnen Faden wende!

Du Begleiter meiner Tage
Wirſt nun bald zum Tuch erhoben,
Dem ich alle Luſt und Klage
Singend, betend eingewoben.

Wie ſo ſchwer biſt du von Thränen,
Schwer von Märchen, ſchwer von Träumen,
Schwer von jungfräulichem Sehnen,
Reich an Roſ'= und Myrthenbäumen!

Ahnt wol Er, du traute Linne,
Welch' geheimnißvolle Dinge,
Welchen Schatz der tiefſten Minne
Ich mit dir in's Haus ihm bringe?

Kühler Balſam ſeinen Wunden
Sollſt du werden, mein Gewebe —
Wohl ihm, daß er Mich gefunden
Unter dieſes Gartens Rebe!

Wie durchdringt mich das Bewußtſein,
Daß ich ganz ſein Glück ſoll werden,
Und das Kleinod ſeiner Bruſt ſein,
Und ſein Himmel auf der Erden!

2.

Nur dieſen letzten Rocken
Noch ſpinnt mein reger Fleiß:
Dann ſchmiegt euch, blonde Locken,
Dem grünen Myrthenreis!
Ich habe lang geſponnen
Und lange mich gefreut:
Zum Bleichen an der Sonnen
Liegt meine Jugendzeit.

Hat Er wol auch das Seine
Mit treuem Muth gethan?
Betreten ſchon die Eine,
Die lichte Ehrenbahn?

Hat innig Er begriffen
Die Arbeit ſeiner Zeit?
Hat Er ſein Schwert geſchliffen.
Zum letzten Kampf bereit?

Weh ihm, wenn Er nicht rechten
Für unſre Freiheit will!
Weh ihm, wenn Er nicht fechten
Für unſre Ehre will!
Dann mag mein Liebſter minnen
Wohl auf und ab im Land —
Und dies mein bräutlich Linnen
Wird dann mein — Grabgewand.

Frau Michel.

Frau Michel iſt eine gute Frau,
wie liebt ſie ihren König!
Den König und ſein ganzes Haus,
und — ißt und trinkt ſo wenig!
Die gute, arme Frau Michel.

Frau Michel hat ihren einz'gen Sohn
dem König hingegeben,
Der ſteht und gafft im Schilderhaus:
ſie nährt mit Spinnen ihr Leben.
Die gute, arme Frau Michel.

Und als es hieß, der liebe Prinz
wird ſeine Braut heimführen,
Da ſprach der Vogt: Frau Michel mein,
ihr müßt eu'r Haus verzieren.
Die gute, arme Frau Michel.

Nun hat Frau Michel dick zu thun,
wie trippelt ſie, wie lauft ſie!
Baumwollenfahnen und Goldpapier
und friſche Roſen kauft ſie.
Die gute, arme Frau Michel.

Sie geht in Wald und ſammelt Moos,
beim Nachbar bettelt ſie Schnüre
Und alte Nägel und derlei Quark,
beim Schuſter Kleiſter und Schmiere.
Die gute, arme Frau Michel.

Dann ſchafft und keucht ſie den ganzen Tag,
und ſinnt und klopft und klittert.
Bis daß ihr Häuslein um und um
behangen iſt und beſlittert.
Die gute, arme Frau Michel.

Herr Bunzelmann, der Alles kann,
hilft ihr ſtudiren und kleben,
Macht Wappen und Kron' und Namenszug,
trinkt zwölf Maß Bier daneben.
Die gute, arme Frau Michel.

Und aus dem letzten Groſchen kauft
ſie Brod und friſche Butter,
Und ſitzt vergnügt und harrt im Haus
auf die neue Landesmutter.
Die gute, arme Frau Michel.

Doch eh ſie ſich recht umgeſchaut,
ſind ſchon vorbei die Wagen!
Und wie das Pärlein ausgeſehn,
muß ſie den Nachbar fragen.
Die gute, arme Frau Michel.

So ſchlage doch der Teufel drein!
ich kann nicht mehr ſpaſſen und narren:
Wie lang noch willſt du, altes Kind!
in deinem Duſel verharren?
Du dummes Weib, Frau Michel!

Der Küraſſier.

„Für Gott, König und Vaterland!“

Ich ſpute mich nach Hauſe in kalter Regennacht:
Da ſtehet düſterſchimmernd und lautlos auf der Wacht
Der ſchlanke, der blanke, der ſchwere Küraſſier.

Er flüſtert leis: „Mich hungert, ein Kreuzer, Herr, zu Brod!“
Ich ſtehe ſtill, erſchrocken, und werde für ihn roth.
Der ſchlanke, der blanke, der ſchwere Küraſſier!

Doch wie ich meinen Bettel will theilen mit ihm drauf:
Da raſſelt die Karoſſe vorbei im ſchnellen Lauf.
Auf, ſchlanker und blanker, du ſchwerer Küraſſier!

Drin ſitzt ein abgeflattert, blutlos Miniſterweib:
Der Reiter läßt erklirren den ſtarren Rieſenleib,
Der ſchlanke, der blanke, der ſchwere Küraſſier.

Dann nimmt er meine Gabe und bittet demuthsvoll,
Daß ich doch unſern Handel Niemanden ſagen ſoll; —
Der ſchlanke, der blanke, der ſchwere Küraſſier.

So ſteht er noch ein Stündlein und grübelt ſonder Harm,
Etwa: „Im Königsſaale, da iſt es wol recht warm.“
Der ſchlanke, der blanke, der ſchwere Küraſſier.

Bis einsmals er im Fieber von ſeinem Poſten geht —
Drauf heißt es: „Nummer Neune liegt todt im Lazareth.“
Der ſchlanke, der kranke, der arme Küraſſier!

Es wird an ſeiner Treue zu Schanden jeder Spott;
Er ſtarb ja für den König, für Vaterland und Gott!
Der ſchlanke, der todte, der arme Küraſſier! —

„Morgenroth u. ſ. w.“

Hoffnungsblumen, Morgenröthen,
Die am dunkeln Himmel blühn —
Und das Volk in ſeinen Nöthen
Schaut erwartungsvoll das Glühn;
Harrt in Demuth auf die Sonne
Die da auferſtehen ſoll:
Und von beſſrer Zeiten Wonne
Wird ſein Wermutsbecher voll.

Horch! was flüſtert durch die Gaſſen
Und was ziſchelt vom Palaſt?
Herolde durchziehn die Straßen,
Wiſpern mit gedämpfter Haſt:

„Hört, der König iſt geſtorben!
„Hei, der alte Herr iſt todt!
„Kronprinz hat den Thron erworben:
„Aus und ab iſt unſre Noth!“

Bald verhallt der dumpfe Klang von
Trauerglocken um und um:
Feſtdrommeten harren lang ſchon,
Und das treue Publikum.
„Heil dem Prinz, der ſich gebildet
„Lang mit Männern weiſ' und alt!
„Heil uns ſelbſt! wir ſind geſchildet
„Gegen Willkür und Gewalt!“

Morgenjubel iſt verklungen,
Wetter hielt ſich leidlich gut:
Und die Alten nebſt den Jungen
Schlendern heimwärts wohlgemuth.
Sieh, da fällt was auf die Naſe —
Spute ſich, wer laufen mag!
Und dem kurzen Morgenſpaſſe
Folgt ein langer Regentag.

Das Weingeſpenſt.

Die grünen Römer blinken,
Wir trinken draus mit Luſt:
Das iſt ein fröhlich Leben,
Das hebt die junge Bruſt.

Was liegt denn an der Schwelle
Dort für ein bleiches Weib,
Zerſchlagen und gebunden
Den edelſchönen Leib?

Wie kommt ſo kranke Dirne
Denn unſerm Jubel nah?
O, ſchleudert weg die Becher,
Das iſt — Germania!

Wir nehmen ſtill die Hüte
Und ſchleichen aus dem Schank,
Wie Einer der ein Räuſchchen
Sich am Charfreitag trank.

Meergedanken.

O wär' mein Herz das tiefe Meer
Und meine Feinde die Schiffe:
Wie ſchleudert' es ſie hin und her
An meines Haſſes Riffe!

Und endlich ſchläng' es unter ſie,
Tief unter in die Tiefe,
Daß drüber glänzend ſpät und früh
Der Meeresfrieden ſchliefe.

So aber iſt's ein Wellchen kaum,
Von tauſend Wellen Eine:
Doch nagt und wäſcht ihr leichter Schaum
Am morſchen Schiffsgebeine.

Wir Wellen ziehen treu vereint
Und Eine folgt der Andern:
Wir haben All' den gleichen Feind,
Nach dem wir ſpähn und wandern.

Das Unglück iſt der Wirbelwind,
Der peitſcht uns, bis wir ſchäumen,
Bis Alle wach geſchlagen ſind
Aus ihren Waſſerträumen.

Und endlich ſinkt im Trümmerfall,
Was wir ſo lang getragen —:
Heil uns, wenn wir mit ſattem Schwall
Dann oben zuſammenſchlagen!

Denker und Dichter.

1.

Wohlan, ihr neunmal Weiſen!
Ich fordre euch heraus;
Baut Ihr von Stein und Eiſen
Ein ſturmgeſicherz Haus:
Bau' Ich aus Blüthendüften
Und Mondſchein mir ein Schloß,
Drin biete ich euch Allen Trutz
Und eurem Schülertroß.

Die goldnen Sonnenſtrahlen
Sind meine Lanzen ſcharf,
Die Blumen in den Thalen
Sind all mein Schießbedarf,
Die Tannen auf den Bergen
Sind meine Wächtersleut',
Des Himmels Sterne allzumal
Mein glänzend Heer zum Streit.

Auf! meine Siegsſtandarte
Die iſt das Abendroth;
Auf! meine Feldherrnwarte
Die iſt das Morgenroth;
Mein-Tambour iſt der Donner,
Der durch die Lande rollt,
Trompeter iſt der wilde Sturm,
Der auf den Meeren grollt.

Mein Oberſtfeldzeugmeiſter
Iſt meine Phantaſie,
Und ihre tapfern Geiſter
Verließen mich noch nie;
Die unerſchöpfte Kaſſe
Der Quellen Silberſchaum,
Mein luſtig kühles Lagerzelt
Des Waldes grüner Raum.

Die Wolken ſind Trabanten
Die meine Stimme ruft,
Und meine Adjutanten
Die Adler in der Luft,

Die fliegen und die ſpähen
Hinaus in alle Welt:
Mein Dichtergeiſt iſt Feldmarſchall,
Das iſt ein guter Held.

Ich ſchicke dir entgegen,
O Feind! die Nachtigall:
Die bringt mit ihren Schlägen
Dich alſogleich zu Fall.
Ich laſſe auf euch ſpielen
Mein duftiges Geſchütz,
Und euer Eis zerſchmelzen muß
An meinem Lanzenblitz.

Gott hat zu ſeinem Zeugen
Erfunden den Geſang,
Der wird nun nimmer ſchweigen
Die Ewigkeit entlang.
In ſeinen Zauberwellen
Verſinkt der letzte Spott:
So lange noch ein Dichter lebt,
Lebt auch der alte Gott!

2.

Nein! — Zwiſchen uns ſoll Friede ſein.
Die weiße Fahne ſteck' ich auf:
Daß in geharniſchtem Verein
Wir wallen Einen Siegeslauf.
Voran, voran, ihr Rittern,
In ſegenden Gewittern!
Wir Dichter aber ſchreiten nach
Mit klar geſtimmten Zithern.

Ihr ſeid die feuerſchwangere Kraft
Vor der der gift'ge Dunſt zergeht,
Sprengt den entlaubten Eichenſchaft
Der ſtarr und dürr im Wege ſteht.

Doch funkelnd aufgezogen
Sind wir der Regenbogen,
Der von der Erd' zum Himmel lacht,
Wenn das Gelärm zerflogen.

Ihr werft den Götzen aus dem Haus,
Im Heidenthum, im Chriſtenthum;
Ihr jätet Dorn und Diſtel aus
Und pflügt den ſtarren Acker um:
Doch wir auf Lenzesſchwingen,
Mit Spielen und mit Singen,
Wir müſſen in die Furchen dann
Den neuen Samen bringen.

Ihr brecht die Bahn durch finſtre Nacht,
Die Fackel in der ſichern Hand,
Ihr ſeid die Vorhut und die Wacht,
Ihr ſengt und brennt in Feindesland;
Vor der Poſaune Schallen
Iſt Jericho gefallen:
Vor eurer Tuba ſtürzen ſelbſt
Des Himmels höchſte Hallen!

Dann aber folgt die Dichterſchaar
Die einen neuen Himmel baut.
Darinnen man im Lichttalar
Den alten Gott der Liebe ſchaut.
Voran, voran, ihr Bittern,
In ſegenden Gewittern!
Wir ziehen heilend, ſegnend nach
Mit klar geſtimmten Zithern.

Am Vorderrhein.

Wie ahnungsvoll er ausgezogen,
Der junge Held, aus Kluft und Stein!
Wie hat er durſtig eingeſogen
Die Milch der Freiheit friſch und rein!
Nun wallt der Bergesſohn hernieder,
Hin in mein zweites Heimatland:
O grüß' mir all' die deutſchen Brüder,
Die Herrlichen, längs deinem Strand!

So grüß' auch all' die deutſchen Frauen
Mit deinem feinſten Ritterbrauch,
Und wenn du wirſt die Dome ſchauen,
Die lieben Käuze, grüß' ſie auch!

Sonſt weiß ich Niemand juſt zu grüßen,
Als etwa noch die Loreley
Und deiner Reben freudig Sprießen,
Den Dreißigen — geh' ſtill vorbei.

Es taucht ein Aar in's Wolkenloſe
Hoch über mir im Sonnenſchein:
Ich werfe eine Alpenroſe
Tief unten in den wilden Rhein;
Führ' nieder ſie, führ' ſie zu Thale,
Du grüner Held, zum Meeresthor,
Und halt' dem Volk im Eichenthale,
Dem Harrenden, dies Zeichen vor!

Einkehr
unterhalb des Rheinfalls.

Da rauſcht das grüne Wogenband
Des Rheines Wald und Au entlang!
Jenſeits mein lieb' Badenſerland,
Und hier ſchon Schweizerfelſenhang.

Da zieht er hin, aus tiefer Bruſt
Mit langſam ſtolzem Odemzug,
Und über ihm ſpielt Sonnenluſt
Und Eichenrauſchen, Falkenflug.

Kein Schloß, kein Dom iſt in der Näh',
Nur Wälder ſchauen in die Fluth;
Von Deutſchland ſchwimmt ein fliehend Reh
Herüber, wo es — auch nicht ruht.

Und in der Stromeseinſamkeit
Vergeß' ich all' den alten Span,
Verſenke den verjährten Streit
Und hebe hell zu ſingen an:

„Wohl mir, daß ich dich endlich fand,
Du ſtiller Ort am alten Rhein,
Wo, ungeſtört und ungekannt,
Ich Schweizer darf und Deutſcher ſein!

„Wo ich hinüber rufen mag,
Was freudig mir das Herz bewegt,
Und wo der klare Wellenſchlag
Den Widerhall zurück mir trägt!

„O ſteigt zum Himmel, Lied und Wort!
Schwebt jubelnd ob dem tiefen Rhein!
Hier iſt ein ſtiller Freiheitsport,
Hier ſind wir mit dem Rhein allein!“

Da raſchelt's drüben, und der Scherg,
Zweifärbig, reckt das Ohr herein —
Ich fliehe raſch hinan den Berg:
Ade, du ſtiller Ort am Rhein!

◆

An das Herz.

Willſt du nicht dich ſchließen,
Herz, du offnes Haus!
Worin Freund' und Feinde
Gehen ein und aus?

Schau', wie ſie verletzen
Dir das Hausrecht ſtets!
Fühllos auf und nieder,
Polternd, lärmend geht's.

Keiner putzt die Schuhe,
Keiner ſieht ſich um!
Staubig brechen Alle
Dir in's Heiligthum;

Trinken aus den goldnen
Kelchen des Altars,
Stehlen Müh' und Segen
Dir des ganzen Jahrs;

Werfen die Penaten
Wild vom Herde dir,
Pflanzen drauf mit Toben
Ihr zerſetzt Panier:

Und wenn zu verwüſten
Sie nichts finden mehr,
Laſſen ſie im Scheiden
Dich, mein Herz, ſo leer!

Nein! und wenn nun Alles
Still und todt in dir:
O, noch halt' dich offen,
Offen für und für!

Laß' die Sonne ſcheinen
Heiß in dich herein,
Stürme dich durchfahren
Und den Wetterſchein!

Wenn durch deine Hallen
So die Windsbraut zieht,
Laß' aus deinen Glocken
Schallen Lied um Lied!

Denn, noch kann's geſchehen,
Daß auf irrer Flucht
Eine treue Seele
Bei dir Obdach ſucht!

Aus ihrem Leben:

Dichtung und Wahrheit.

1.

Ghaſel.

Seht den Poet, der immerdar erzählt von Lerchenſang,
Wie er nun bald drei Dutzend ſchon gebratner Lerchen ſchlang!
Bei Sonnenaufgang, als der Tag in Blau und Gold erglüht,
Da war es, daß ſein Morgenlied vom Lob der Lerchen klang;
Und nun bei Sonnenuntergang mit ſeinem Gabelſpieß
Er ſehnend in die Liederbruſt gebratner Lerchen drang!
Das heiß' ich die Natur verſtehn, allſeitig, tief und kühn,
Wenn alſo auf und nieder ſich ſein Tag mit Lerchen ſchwang!

2.

Konditor und Poet.

Kennt ihr den Kleinkinderhimmel,
Wo als Gott der Zuckerbäcker
Waltet ſüß und hoch und herrlich,
In den Augen kleiner Schlecker?

O, zur Weihnachtszeit, wie flimmert,
Duftet rings es an den Wänden!
Welchen Schatz von Herrlichkeiten
Schüttet er aus vollen Händen!

Läßt erblühen ſüße Blumen,
Weiſe ſtreut er die Gewürze;
Schön ſtehn ihm die hohe, weiße
Zipfelmütze, Wams und Schürze.

Doch wonach die guten Kinder
Schmachtend vor dem Laden ſtehen,
Muß dem Reichen, Allgewalt'gen
Reizlos durch die Hände gehen.

Einmal kaum im Jahr genießt er,
Aus Zerſtreuung in dem Handel,
Flüchtig eine Zuckererbſe
Und verächtlich eine Mandel!

Soll ich einen andern Himmel,
Sammt den Göttern, noch beſchreiben:
Sammt den — Dichtern, die ihr Dichten
Juſt wie Zuckerbäcker treiben?

Zipfelmütze, weiße Schürze,
O wie nüchtern glänzet ihr!
Und wie mahnt ihr mich an weißes,
Reinliches — Konzeptpapier!

Erwiderung

auf Juſtinus Kerner's Lied:

Unter dem Himmel.

Siehe Morgenblatt 1845.

Laßt mich in Gras und Blumen liegen
Und ſchaun dem blauen Himmel zu,
Wie goldne Wolken ihn durchfliegen,
In ihm ein Falke kreist in Ruh.

Die blaue Stille ſtört dort oben
Kein Dampfer und kein Segelſchiff,
Nicht Menſchentritt, nicht Pferdetoben,
Nicht des Dampfwagens wilder Pfiff

Laßt ſatt mich ſchaun in dieſe Klarheit,
In dieſen ſtillen, ſel'gen Raum:
Denn bald könnt' werden ja zur Wahrheit
Das Fliegen, der unſel'ge Traum.

Dann flieht der Vogel aus den Lüften,
Wie aus dem Rhein der Salmen ſchon,
Und wo einſt ſingend Lerchen ſchifften,
Schifft grämlich ſtumm Britannia's Sohn.

Schau' ich zum Himmel, zu gewahren,
Warum's ſo plötzlich dunkel ſei,
Erblick' ich einen Zug von Waaren,
Der an der Sonne ſchifft vorbei.

Fühl' Regen ich beim Sonnenſcheine,
Such' nach dem Regenbogen keck,
Iſt es nicht Waſſer, wie ich meine,
Wurd' in der Luft ein Oehlfaß leck.

Satt laßt mich ſchaun vom Erdgetümmel
Zum Himmel, eh' es iſt zu ſpät,
Wann, wie vom Erdball, ſo vom Himmel
Die Poeſie ſtill trauernd geht.

Verzeiht dies Lied des Dichters Grolle,
Träumt er von ſolchem Himmelsgraus,
Er, den die Zeit, die dampfestolle,
Schließt von der Erde lieblos aus.

Juſtinus Kerner.

Dein Lied iſt rührend, edler Sänger!
Doch zürne dem Genoſſen nicht,
Wird ihm darob das Herz nicht bänger,
Das, Dir erwidernd, alſo ſpricht:

Die Poeſie iſt angeboren,
Und ſie erkennt kein Dort und Hier;
Ja, ging' die Seele mir verloren,
Sie führ' zur Hölle ſelbſt mit mir.

Inzwiſchen ſieht's auf dieſer Erde
Noch lange nicht ſo graulich aus;
Und manchmal ſcheint mir, Gottes: Werde!
Ertön' erſt recht dem „Dichterhaus.“

Schon ſchafft der Geiſt ſich Sturmesſchwingen
Und ſpannt Eliaswagen an —
Willſt träumend Du im Graſe ſingen,
Wer hindert Dich, Poet, daran?

Ich grüße Dich im Schäferkleide,
Herſahrend, — doch mein Feuerdrach'
Trägt mich vorbei, die dunkle Haide
Und Deine Geiſter ſchaun uns nach!

Was Deine alten Pergamente
Von tollem Zauber kund Dir thun,
Das ſeh' ich durch die Elemente,
In Geiſtes Dienſt, verwirklicht nun.

Ich ſeh' ſie keuchend ſprühn und glühen,
Stahlſchimmernd bauen Land und Stadt:
Indeß das Menſchenkind zu blühen
Und ſingen wieder Muße hat.

Und wenn vielleicht, nach fünfzig Jahren,
Ein Luftſchiff voller Griechenwein
Durch's Morgenroth käm' hergefahren —
Wer möchte da nicht Fährmann ſein?

Dann bög' ich mich, ein ſel'ger Zecher,
Wol über Bord, von Kränzen ſchwer,
Und göſſe langſam meinen Becher
Hinab in das verlaſſne Meer!

G. K.

An Lenau.

Welk lag meines Herzens Garten
Und ſein Springquell war verſiegt,
All das Liedervolk in Zweigen
Saß in dumpfen Schlaf gewiegt.

Hohl und klanglos ſchien mir Alles,
Und der friſche Duft entwich;
Selbſt die fremden Lieblingsweiſen
Hatten keinen Ton für mich.

Wie es oftmals geht im Leben,
Das ſo ſeltſam webt und flicht:
Längſt ſchon kannt' ich deinen Namen,
Aber deine Lieder nicht.

Und nun las ich ſie; auf einmal
In ſo öder Winterszeit
Ging mir auf ein neuer, reicher
Lenz in ſeiner Herrlichkeit!

Und in deinen Geiſtesblüthen
Warſt Du mir ein Nekromant,
Der für meinen eignen Zauber
Wieder mir das Schlagwort fand.

Raſch entfeſſelt ſprang der Bronnen,
Alle Lauben voller Sang!
Und in den geheimſten Gängen
War es wieder Duft und Klang.

Damals wünſcht' ich, daß ich möchte
Ein begabter Sänger ſein,
Um dir recht ein ſchön und lindernd,
Ein vergeltend Lied zu weihn!

An Freiligrath

bei ſeinem Eintritt in die Schweiz im Frühling 1845.

Sobald ein Dichterkind mit holdem Siege
Die Augen aufſchlägt hier im Erdenthale,
Stehn ſchon zwei Genien an ſeiner Wiege:

Hell von Kryſtall hält dieſer eine Schaale,
Voll, bis zum Rand, von feuergoldnem Wein,
Belebt, durchwebt vom reinſten Sonnenſtrahle;

Des Andern Schaal' iſt dunkler Edelſtein,
Rubin, und faßt des Mohnes dunkeln Saft,
Durchwoben von des Mondes Zitterſchein.

In beiden Schaalen ruht die Lebenskraft
So ihm die treuen Genien raſtlos ſchenken,
Die ihn durchwallt und ſeine Lieder ſchafft;

Aus beiden Schaalen ſtrömt ſein Sein und Denken,
Sein Blühn und Sehnen, fließen Tag und Nacht,
Ein ſonnig Schaun, ein träumeriſch Verſenken

In ſeine Seele, wie ſie träumt und wacht.
Und Preis dem Dichter, wenn die Lebensbecher
Ihm reich erfunkeln und in gleicher Pracht!

Doch Halbpoet nur iſt der trunkne Zecher,
Der aus dem Einen überwiegend trinkt;
Sein Herz wird krank, ſein Lied alltäglich ſchwächer! —

O, wenn die Nacht mit ihren Sternen winkt,
Dann leer' die dunkle Schaale bis zum Grunde,
Daß der uralte Zauber in dich ſinkt!

Doch naht mit heil'gem Wehn die Morgenſtunde,
Laß' dem Kriſtall den klaren Trank entquellen,
Dann führ', wie ſie, der Wahrheit Gold im Munde!

Thu' auf dein Aug' des Lichtes goldnen Wellen!
Laß' liegen, die im tödtlichen Rauſch verſunken,
Die ewig auch den Tag zur Nacht geſellen! —

So haſt auch Du die Zauberfluth getrunken,
O Freiligrath! daß Berg und Thal erklungen
Und ſich die Elfen fröhlich zugewunken.

Vom Morgenland haſt ahnend Du geſungen,
Und als der Morgen endlich Dir gegraut,
Da haſt Du aus den Roſen Dich geſchwungen:

Haſt freien Blicks dem Tag in's Aug geſchaut,
Die Spinnwebbande leichter Hand zerriſſen,
Womit die Traumgenoſſen Dich umbaut!

Sie ſchrien Dir nach aus ihren Finſterniſſen;
Jedoch vom „Morgen und vom Rhein“ erklang's
Entgegen Dir in hellen Freiheitsgrüßen!

Und jeder Mund im deutſchen Lande ſang's:
Der Freiligrath hat ſich zu uns geſchlagen!
Und jedes Ohr in fernen Gaun verſchlang's,

So weit die deutſche Kunde ward getragen!
Doch Manchem wol erklang Dein Taglied ſchrill,
Denn bald ſah man die Schergen nach Dir jagen.

Die ſonſt ſo nächtlichſanft und muckerſtill,
Es brach die preußiſche Romantik los,
Die Mohn und Mohn und wieder Mohnſaft will. —

So grüß' ich Dich in dieſes Landes Schooß!
Zwar eben iſt's in unſern Bergen düſter
Bei heiterm Frühlingshimmel; heut noch floß

Ein blutig Rieſeln, und ein Klaggeflüſter
Durchzieht den Bergwald; es erdröhnt das Land
Vom wüſten Schrei der Pfaffen und Philiſter.

Wir reichen Dir die pulverſchwarze Hand,
Der Trommelſchlag verſchlingt die Freundesgrüße
Und ringsum loht des Haſſes rother Brand!

Auf ſtarre Leichen ſtoßen Deine Füße;
Hier liegen ſie mit ausgeſtochnen Augen,
Dort rollen ſie hinab die blauen Flüſſe.

Sieh, wo Dir mag ein ſtilles Plätzlein taugen:
Du trittſt hier in der Freiheit Werkſtatt ein,
Wo zornig ihre Eſſen ſprühn und rauchen.

Doch mag hier noch der beſte Boden ſein,
Wo harrend Du Dir Deine Warte bauſt;
Wallt doch nach Deinem vielgeliebten Rhein

Ein jedes Wäſſerlein, in das Du ſchauſt!
Da laſſe Deine Lieder abwärts ſchwimmen,
Da wirf hinein die „Späne", die Du hauſt!

Und hier, wie dort die Hoffnungsſterne glimmen;
Bis Du darin der Heimkehr Tag wirſt ſchauen,
Kannſt Du derweil zum Sieg die Saiten ſtimmen:
Mich dünkt, Du wirſt darüber nicht ergrauen!

Ein Tagwerk.

1.

Jüngſt ſtand ich mit dem erſten Frühlicht auf
Und nahm hinaus in's Freie meinen Lauf,
Wo ſilbergrau die Morgendämmrung lag,
Umflorend noch den roſenrothen Tag;
Mich einmal ſatt zu gehn in Buſch und Feldern
Vom Morgen früh bis in die ſpäte Nacht,
Ein bleibend Lied zu holen in den Wäldern,
Hatt' ich zum feſten Vorſatz mir gemacht.

Rein war der Morgen, bald zum Tag erhellt,
Der volle Liebespuls ſchlug durch die Welt;
Die Lüfte wehten und der Vogel ſang,
Die Eichen wuchſen und die Quelle ſprang;

Die Blumen blühten und die Früchte reiften.
Ein jeglich Gras that ſeinen Odemzug,
Die Berge ſtanden und die Wolken ſchweiften,
Und fächelnd mich des Lebens Schwinge trug.

Ich ſchlenderte den lieben Tag entlang,
Im Herzen regte ſich der Hochgeſang;
Es brach ſich Bahn der Wachtel leichter Schlag,
Jedoch mein Lied, — es rang umſonſt zu Tag.
Es ward Mittag; ich lag an Silberflüſſen,
Die Sonne ſucht' ich in der klaren Fluth:
Ich durfte nicht von Angeſicht ſie grüßen,
Der ich allein, in all dem Drang, geruht.

Die Sonne ſank und ließ die Welt der Ruh,
Die Abendnebel gingen ab und zu;
Ich lag auf Bergeshöhen matt und müd,
Tief in der Bruſt das ungeſungne Lied.
Da nickten, ſpottend mein, die ſchlanken Tannen,
Und höhniſch ſah der Erde Moos empor
Mit ſeinen Würmern, die geſchäftig ſpannen,
Und lachend brach das Firmament hervor.

Von Oſten wehte rein und ſcharf der Wind:
„Was ſuchſt du hier, du müßig Menſchenkind,
Du ſtumme Pfeife in dem Orgelchor,
Schlemihl, der träumend Raum und Zeit verlor?
Dir ward das Leichteſte, das Lied, gegeben,
Das, ſelbſt ſich bauend, aus der Kehle bricht:
Du aber legſt dein unbeholfen Leben,
Wie einen Stein, ihm auf den Weg zum Licht!“

So ſprach der Wind? O nein, ſo ſprach der Schmerz,
Der mir wie Ketten hing um's dunkle Herz!
Ein fremder Körper, ohne Form und Schall,
So, däuchte mir, lag ich im regen All.
Und Wind und Tannen, Gletſcher, Moos und Sterne,
Sie ſchlangen lachend ihren weiten Kranz;
Wie an der Inſel ſich das Meer, das ferne,
Brach ſich an mir ihr friedlich milder Glanz.

2.

Aber ein kleiner, ſilberner Stern
Sang und klang mir in die Ohren:
„Tröſte dich nur, dein Lied iſt fern,
Fern bei uns und nicht verloren!

Findeſt du nicht oft einen Klang,
Wie zu früh herüber geklungen?
Alſo hat dein heutiger Sang
Heimlich ſich hinüber geſchwungen!

Dort, im donnernden Weltgeſang,
Wirſt du ein leiſes Lied erkennen,
Das dir, wie ferneſter Glockenklang,
Dieſen Sommertag wird nennen.

Denn die Ewigkeit iſt nur
Hin und her ein tönendes Weben;
Vorwärts, rückwärts wird die Spur
Deiner Schritte klingend erbeben,

Deiner Schritte durch das All:
Bis, wie eine ſingende Schlange,
Einſt dein Leben den vollen Schall
Findet im Zuſammenhange.“

Poetentod.

Der Herbſtwind zieht; der Dichter liegt im Sterben,
Die Wolkenſchatten jagen an der Wand;
An ſeinem Lager knien die zarten Erben,
Des Weibes Stirn ruht heiß auf ſeiner Hand.

Mit dunklem Purpurwein, darin ertrunken
Ein letzter Abendſtrahl, netzt er den Mund,
Und wieder rückwärts auf den Pfühl geſunken,
Thut er den letzten Willen alſo kund:

„Die ich aus Wunderklängen aufgerichtet,
Dahin iſt dieſes Hauſes Herrlichkeit!
Ich habe ausgelebt und ausgedichtet
Mein blühend Lied und meine Erdenzeit.

Das ſtolz und mächtig dieſe Welt regierte,
Es bricht mein Herz, mit ihm das Königshaus;
Der Gaſtfreund, der die edlen Hallen zierte,
Der Ruhm wallt mit dem Leichenzug hinaus.

Dann löſchet meines Herdes Weihrauchflamme
Und zündet wieder ſtille Kohlen an,
Wie's Sitte war bei meiner Väter Stamme
Eh ich den Schritt auf dieſes Rund gethan.

Und was den Herd in ſchöner Form umkränzte,
Was ſich an alter Weisheit um ihn fand,
In heil'gen Schriften auf Geſimſen glänzte,
Streut in den Wind, gebt in der Juden Hand:

Daß meines Geiſtes unbekannter Erbe
Mit klarem Aug', im leichten Schülerkleid,
Auf offnem Markt ſich ahnungsvoll erwerbe,
Was ich in Sternennächten eingeweiht.

Nur meine Roſengärten laſſet ſtehen,
Bis auch mein herrliches Poetenweib,
Im nächſten Lenze, wird zur Ruhe gehen,
Den Blumen gebend ihren ſchönen Leib.

Dann aber mäht die Roſenbüſche nieder
Und brechet meine grünen Lauben ab!
Der Boden trage Kohl und Rübe wieder: —
Nur Eine Roſe laßt auf unſerm Grab!

Mein Lied wird ſiegreich durch die Lande klingen,
Ein Banner von den Höhn der Erde wehn:
Doch ungekannt, mit mühſalſchwerem Ringen
Wird meine Sippſchaft dran vorübergehn.

Drum ſollt ihr meinem Sohn das Leben gründen,
Gebt ihm ein Handwerk, oder auch ein Schwert:
Und du, mein Mädchen! wirſt den Freier finden,
Der dich in Lieb' und Treuen redlich nährt.

Gebt jenen Band verblichner Schrift den Flammen,
s'Iſt meiner Jugend greller Widerſchein;
Ein friſches Lorbeerreis biegt mir zuſammen
Und legt's zu Häubten mir im Todtenſchrein.

Arm, wie ich kam, ſoll man hinaus mich tragen!
Den Lorbeer nur will ich mit Zaubermacht
Als Wünſchelruthe an die Sterne ſchlagen
Nach neuen Klängen aus der Strahlenpracht." —

Noch überläuft ſein Angeſicht, das reine,
Mit einem Strahl das ſinkende Geſtirn —:
So glühte eben noch im Roſenſcheine,
Nun ſtarret kalt und weiß des Berges Firn.

Und wie das Schneegebirg, erlöſcht, verblichen,
Zum Himmel raget zwiſchen Tag und Nacht,
Der letzte Glockenhall durchs Thal geſtrichen,
Dann tiefe Stille ob den Landen wacht:

Die ganze Größe dieſes ſtummen Spieles
Ruht in der engen Todtenkammer nun,
Wo Weib und Kinder, ſtumm, voll Wehgefühles,
Verlaſſen um die Dichterleiche ruhn.

Und wie durch Alpendämmerung das Rauſchen
Von eines ſpäten Adlers Flügeln weht:
Iſt in der Todtenſtille zu erlauſchen,
Wie eine Geiſterſchaar von hinnen geht.

Sie ziehen aus, des Seligen Penaten,
In reiche Prachtgewande tief verhüllt;
Sie gehn, die an der Wiege ſchon berathen,
Was er in Liedern dann ſo ſchön erfüllt.

Voran, geſenkten Blicks, das Leid der Erde,
Verſchlungen mit der Freude Traumgeſtalt,
Die Phantaſie, und endlich, ihr Gefährte,
Der Witz, mit leerem Becher, ſtolz und kalt.

Lied vom Schuft.

Ein armer Teufel iſt der Schuft!
Er weiß, es kennt ihn jedes Kind;
Er wandelt wie ein Träumender,
Wo unverdorbne Menſchen ſind.

Ein dummer Teufel iſt der Schuft,
Weil Er doch der Geprellte iſt,
Wenn ihn ein rein, einfältig Herz
Mit großen, klaren Augen mißt.

Er geht einher im Silberhaar
Und keimt ſchon in des Knaben Blick,
Er prägt ſich ſelber in den Koth
Und ſpiegelt Sich im hellſten Glück.

Bald ſitzt er auf dem Königsthron
Und heißt „Von Gottes Gnaden“ Schuft.
Bald ſteckt er und vermodert er
In eines Bettlers Hundegruft.

Doch immer müht und quält er ſich
Und thut, als wär' er ſehr geſcheidt;
Wenn man an ihm vorübergeht,
So pfeift er aus Verlegenheit.

Laßt pfeifen ſie und nagen nur,
Die Ratten, im dunkeln Erdenhaus:
So Gott will, kommt ein Sonnentag,
Wo auch die Schufte ſterben aus!

Modernſter Fauſt.

„Ich habe nun Paris, Wien und Berlin geſehn,
Und mußte, als das Geld ausging, nach Hauſe gehn;
Welch' unermeßlich weiter Raum
Liegt nicht in dieſem Wort, von Souvenir beladen!
Ich trank am Markusplatz, durft' in Oſtende baden —
Dahin, dahin iſt der glückſel'ge Jugendtraum!

„Und mit der Freiheit hab' ich tapfer koquettirt,
Hab' St. Simon, Cabet und Fourrier ſtudirt
Und ſchrie ganz leiſe: Ja, der Menſch iſt frei!
Ich trug ein trikolor feinſeidnes Taſchentuch
Und ſchneuzte heimlich drein: denn nie in Widerſpruch
Gerieth ich mit der Polizei.

„Ich hab' um einen Stern mich, und ein Amt, beworben;
Doch weil ein falſcher Freund mir meinen Plan verdorben,
Nahm ich die Freiheit wieder auf;
Doch klüger als vorher, und ſtets vorausgeſetzt,
Daß nie man zum Entſcheid die blanken Waffen wetzt,
Und Alles bleibt bequem im alten Lauf.

„Ich bin ein ganzer Held! Den Mantel umgeſchlagen —
Romantiſch ſchwarzer Sammt erglänzt an Kleid und Kragen —
Stürm' ich dahin in eitlem Wahn;
Ob Sammt, ob nur Katun? Es war ein langes Zanken
Mit meinem Mütterlein; doch feſt und ohne Wanken
Erſtritt ich Sammt, und Niemand ſieht den Streit mir an.

„Leichtſinnig, hohen Muths mach' ich die Morgenrunde;
Die Winterſonne ſcheint, Cigarro brennt im Munde,
Den ich dem Krämer ſchuldig bin;
Die Winterſonne ſcheint, kalt iſt ihr Silberflimmer
Und kalt iſt mir das Herz, kalt meiner Augen Schimmer
Und trüb, befangen immerhin.

„Da treff' ich einen Freund auf meiner irren Bahn,
Wir halten mit Geklatſch ein halbes Stündchen an;
Wie wenn zwei alte Hexen bellen.
So bricht von Mediſſance ein ganzer Geiſterchor,
Von Lügen, ſchlechtem Witz und Neid aus uns hervor,
Daß mir verſchämt die eignen Ohren gellen:

„„Siehſt du die Dirne hier? Teufel! die iſt piquant!
Das gibt ein flott Gedicht — der Dichter ſei galant,
Das amüſirt und reizt die Welt!
Doch jene Dame dort? Wie koſtbar iſt ihr Schleier!““
Flugs gehen hinter ihr zwei intreſſante Freier,
Und Jeder fragt: Hat Sie wol freies Geld?

„Da kommt ein Handwerksburſch, bleich, mit zerriſſnen Sohlen,
Mütz' in der Hand, geduckt, ein Gäblein ſich zu holen,
Mit einem Kreuzer wär' ihm wohlgethan;
Doch weil ich dieſen nicht in leerer Taſche trage
Und doch nicht freundlich ihm es zu geſtehen wage,
Fahr' ich ihn rauh abweiſend an.

„Ob mir das kühle Herz in raſcher Scham erglüht,
Ob auch ein ſcharfer Schnitt mir durch die Seele zieht:
Man ſieht es nicht in meinen Blicken;
Ich habe ja gelernt, mit höhniſch leichtem Spiel
Den halberfrornen Lenz, das innere Gefühl,
Wenn es erblühen will, zu unterdrücken!

„O ich war treu, wie Gold, begeiſtert, klar und offen,
Ein Blatt um's andre fiel von meinem grünen Hoffen,
Und taube Nüſſe tauſcht' ich ein:
Schmach über dich, o Welt! du haſt mich ganz beladen
Mit deinem Schlamm und Staub! o könnt' ich rein mich baden
Im wilden Meer, ſollt's auch ein Sterben ſein!“ —

— „Koquett iſt dies Gedicht, Naivetät erlogen
Und nur das Schnöde wahr! ich hab' euch arg betrogen,
Denn zwei geworden ſind mir Herz und Mund;
Ich bin ganz euer Bild: ſelbſtſüchtig, falſch und eitel
Und unklar in mir ſelbſt; vom Fuße bis zum Scheitel
Thut ſich an mir Salon-Europa kund!“

Grillen.

Die Poeſie iſt wie ein Kind,
Das einſam Kränze windet,
Bald lacht und plaudert mit dem Wind,
Bald einen Schwank erfindet
Und wunderliche Märchen ſpinnt,
Dann inne hält und traurig ſinnt.

Als ich vergangne Mitternacht
In düſterm Sinnen ſchwebte,
Da hab' ich ſtill und bang gedacht:
Wie? Wenn ich nicht erlebte
Der nächſten Morgenglocke Schlag?
Wer weiß denn, was geſchehen mag!

Da ſchrieb ich einen langen Brief
An Alle, die mich lieben,
Was mir im Herzen wacht' und ſchlief,
Hab' ich hinein geſchrieben,
Damit beim Scheiden aus der Welt
Mein Haus, mein Herz ſei wohl beſtellt.

Ich ſchrieb mein ganzes Leben auf
Und auch mein ganzes Wiſſen;
Irrthümer wuchſen mir zu Hauf,
Ich zählte ſie befliſſen;
Folgt' auch des Guten ſchöner Spur,
Doch faſt war's eine Nachſchrift nur!

Den Lieblingsdichter legt' ich hin,
Daneben aufgeſchlagen,
Als wär' das Fehlende darin
Für Freunde zu erfragen;
Und den und jenen guten Spruch
Bezeichnet' ich in manchem Buch.

Darauf verbrannt' ich viel Papier
Und räumte in den Schränken,
Stürzt' um ein leeres Trinkgeſchirr
Und auf den Fenſterbänken,
Wo ein paar magre Sträucher blühn,
Legt' ich gebrochne Knoſpen hin.

Drin ich in Tagen, rauh und mild,
Bald ſang, bald wieder weinte:
Ich ſchuf mein Zimmer ſo zum Bild,
Wie Ich zu ſein vermeinte;
So war ich endlich konterfeit
Nach tiefgeheimſter — Eitelkeit.

Mit grauendem Gedankenſpiel
Legt' ich mich jetzo nieder;
Doch bald verſanken tief im Pfühl,
Schlaftrunken, Haubt und Glieder;
Die Todesphantaſie, ein Schaum,
Zerfloß zum trivialſten Traum.

Und Dieſer auch floh vor dem Tag;
Und ich erſchrak, erwachend,
Als ich da ſchnell beſonnen lag,
Das Leben mich umlachend.
Wie war mir wunderlich und fremd
Im angemaßten Leichenhemd!

Das Zimmer war voll Sonnenſchein
Und von der Droſſel Schmettern,
Ein Hagel ſchlug zum Fenſter ein
Von weißen Blüthenblättern;
Der Frühlingsſchimmer überflog
Den Todtenkram, den ich erlog.

Und auch der Brief, den ich gemacht,
War glänzend überzogen;
Ich las nun wieder mit Bedacht
Den vollgeſchriebnen Bogen;
Am Ende aber, klar und rein,
Stand ein Paar Zeilen Sonnenſchein:

„Du magſt noch fürder unentwegt
In dieſer Lenzluft hauchen:
Wie jetzt dein Sein ſich hebt und regt,
Iſt's drüben nicht zu brauchen.
Es bricht kein Herz ſo arm und klein,
Es muß dem Tod gewachſen ſein!

Doch baue nicht zu lang darauf!
Gott wird uns Tage ſenden,
Die mit verdoppelt ſchnellem Lauf
Die ſchwerſte Arbeit enden,
Wo mancher Geiſt, der ſinnt und ſchweift,
Im Sturm dem Tod entgegen reift!“

Bei einer Kindesleiche.

Den Niemand kommen hört und kommen ſieht,
Er hat geweht, der Wind. — den Baum geſchwungen
Deß Wurzelwerk die Erde überzieht,
In deſſen Kron' ich dieſes Lied geſungen;
Das jüngſte Knöſplein, geſtern dran erblüht,
Hat über Nacht ſich leiſe losgerungen:
Es fiel, und Niemand gab wol weiter Acht,
Als ich, der, juſt zunächſt dabei, gewacht.

So biſt erlöſcht du, lieblich junges Licht,
Das mir erquickend in das Herz gezündet?
Noch ſprach drei Worte deine Zunge nicht,
Doch hat dein Lallen mir ſo Viel verkündet!

Das Sehnen, das die zartſten Bande flicht,
Es hat tiefſinnig mich mit dir verbündet:
Ja, vor viel Großem unter dieſer Sonnen
Hab' ich dich Kleinen werth und lieb gewonnen!

Ob ich gen Himmel ſah in's blaue Meer,
Ob in dein Aug', es war das gleiche Schauen:
Es leuchtete aus dieſen Sternen her
Urſprünglich reines Licht von ſchönern Auen.
Wie oft ſenkt' ich den Blick, von Mühſal ſchwer,
Ihn friſchend, tief in dies verklärte Blauen!
Wie war das Lachen deines Mundes fein!
Wie ächt war unſre Freundſchaft, ſtill und rein!

Nie hab' an deine Zukunft ich gedacht,
Die Gegenwart war ja ſo ſchön und heiter!
Du haſt wie eine Blume mir gelacht
Und an des Herbſtes Frucht dacht' ich nicht weiter;
Ob einſt vielleicht ein Held in dir erwacht',
Ob hoch du ſteigeſt auf der großen Leiter:
Du lieblich Kind warſt in dir ſelbſt vollkommen —
Was ſollte dir und mir die Sorge frommen?

Zu der du wiederkehrſt, grüß' mir die Quelle,
Des Lebens Born, doch beſſer, grüß' das Meer,
Das Eine Meer des Lebens, deſſen Welle
Hoch fluthet um die dunkle Klippe her,
Darauf er ſitzt, der traurige Geſelle,
Der Tod — verlaſſen, einſam, thränenſchwer,
Wenn ihm die Seelen, kaum hier eingefangen,
Laut jubelnd wieder in die See gegangen.

Am Sarg eines neunzigjährigen Landmanns vom Zürichſee.

So biſt du eine Leiche!
So iſt die alte Eiche
Doch endlich abgedorrt!
Es iſt ein lang Stück Leben,
Das wir dem Staube geben,
Ein ausgeklungen Gotteswort.

Da wir vor zwanzig Jahren
Als Kinder um dich waren,
Standſt du ſchon ſilberweiß:
Und noch ein Jünglingsleben,
Ein zwanzigjähriges eben,
Trankſt du begierig, durſt'ger Greis!

Des Mittelalters Schwingen,
Mit letztem, bebendem Klingen,
Umfachten die Wiege dir:
Jetzt, voll von Sturmesahnen,
Umrauſchen die dunklen Fahnen
Der neuen Welt dein Bahrtuch hier.

Darin wir uns vertieſten,
Die aber hundert Schriſten,
Was uns erfüllt die Bruſt:
Das zog dir all vorüber,
Dämmernd heran, hinüber,
Du aber haſt es nicht gewußt.

In jenen fernen Tagen
— Ich hör' die Finken ſchlagen —
Als durch den grünen Wald
Herr Geßner las im Brockes:
In's Herz des Föhrenſtockes
Hat deiner Jugend Art geſchallt.

Haſt du dem deutſchen Sänger,
Dem edlen Schlittſchuhgänger
Den Stahlſchuh hier gereicht? —
Du haſt vor fünfzig Jahren
Den See hinauf gefahren
Den fünfzigjährigen Göthe vielleicht?

Vorüber deiner Leiche
Flieht heut der zornesbleiche
Poet den See entlang;
Verſchwunden ſind die Spuren,
Wo heitere Dichter fuhren,
Und anders tönt des Flüchtlings Sang!

Die Scherben ſtolzer Kronen,
Zwei Revoluzionen,
Die haben dich umklirrt;
Erdbeben und Kometen,
Sturmglocken und Schlachtdrommeten
Sind deiner Stirn vorbei geſchwirrt.

Der unſre Welt gewendet
Wie ſeine Hand, geendet
Im Meere, ſtill und fern:
Mit ſeinem ehrnen Tritte
Fiel juſt er in die Mitte
Des Lebens dir, ein irrer Stern.

Du ſahſt auf deinem Felde
Erſtaunt die fremden Zelte,
Die Flucht durch's Saatengrün:
Und als ſie abgezogen,
Zum alten Sternenbogen
Der Väter Haus — in Flammen ſprühn!

Doch alles iſt, in trüben
Gebilden, dir fern geblieben,
Ein Räthſel dir und Traum;
Auch die vorüber jagten,
So wenig nach dir fragten,
Als dort nach deinem Apfelbaum.

Doch in dir hell erglühte
Das Urlicht und erblühte
Ein grünes Urwaldreis:
Oft ſah ich dein Auge ſcheinen,
Als ob's in heiligen Hainen
Noch ruht' auf der Runenſteine Kreis.

Du haſt den Stier gezwungen,
Du haſt das Beil geſchwungen,
Daß Dorn und Eiche fiel:
Wer dieſe harte Erde
Mit eiſerner Pflugſchar kehrte,
Erlernt' auch leicht des Krieges Spiel.

Es ſchliefen heimliche Sagen
Von grauen Heidentagen
Auf deines Gemüthes Grund;
Du ſangſt noch hin und wider
Verſchollne Schwänk' und Lieder,
— Freund' Uhland wohl ein guter Fund.

Vom Weltend' die vier Winde
Durch deiner Heimat Gründe
Sahſt wallen du wehn:
Doch jener nahen Firnen
Die ragen zu den Geſtirnen,
Haſt ſelber den Fuß du nie geſehn.

Und dennoch iſt's das ächte,
Das bleibende Volk das rechte,
Das auf der Scholl' erblaßt.
Auf der es ward geboren!
Das Schifflein geht verloren,
Deß Anker dieſen Grund nicht faßt.

Propheten, lernt euch neigen!
Nicht auf zu euch ſoll ſteigen
Der Kronen kalte Pracht:
Hernieder laßt uns bringen,
Demüthigen Herzens bringen
Licht in der engſten Hütte Nacht!

Am Himmelfahrtstag

1846.

Ausgeſtorben ſcheint die Stadt,
Weil, was Freude fühlt und Leben
Und ein gläubig Herz ſich heben.
Sich hinausbegeben hat
Auf den See und auf die Berge;
Angefüllt wird jedes Thal;
Rühren muß ſich Wirth und Ferge
In dem warmen Maienſtrahl.

Von des Daches Giebel ſchau'
Ich hinaus, o welch Gewimmel!
Ja, die Erde trägt gen Himmel
Menſchenherz und grüne Au!
Siehe, wie lebend'ge Fahnen,
Flattern dort am Berggeländer
Kinder, bunte Lenzgewänder,
Unter grünenden Platanen!

Einſam wehen hier die Linden
Dieſer Stadt um ſtille Dächer —
Ach, wie einen leeren Becher
Muß ich die Verlaſſne finden,
Einen Becher, deſſen Schein
Wird geflohn von jedem Munde
Und auf deſſen dunklem Grunde
Ich der letzte Tropfen Wein!

In die kühle Dämmernacht
Meines Hauſes ſteig' ich nieder,
Wo mir meine jungen Lieder
Schlummern, bis ihr Tag erwacht;

Wo ein Straus von Blüthenzweigen
Drüber nickt mit ſtillem Neigen,
Mit erwartungsvollem Schweigen
Junge Roſen halten Wacht.

Was ich lange zögernd mied:
Nun in tiefer Einſamkeit
Schreib' ich dieſes letzte Lied.
Schlußton meiner Jugendzeit. — —
Und der Hoffnung ſei's geweiht,
Was ich hoffe, hofft die Welt!
Preis ihr, wenn ſie endlich hält
Sich zur Himmelfahrt bereit!

O ſie braucht nicht weit zu fahren,
Die den Himmel in ſich wahrt:
Selbſt ſich einmal offenbaren,
Iſt die ganze Himmelfahrt!
Sie iſt wie ein Heil'genſchrein,
Außen lieblich bunt bemalet:
Doch verdeckt im Innern ſtrahlet
Pures Gold und Edelſtein.

Thu' dich auf, o ſchöner Schrein,
Laſſe deine Schätze funkeln!
Laß' ſie, blitzend hell, verdunkeln
Der Märtyrer blaß Gebein! —
Freiheitſchwanger ſind die Lüfte:
Flieg' hinaus, mein Schwalbenzug!
Flattre hin, mein Liederflug,
Klingend durch die Frühlingsdüfte!

⁂

Inhalt.

Natur.

Seite

Abendlied. An die Natur 1

Morgen.

I. So oft die Sonne auferſteht. 5
II. Fahre herauf, du kriſtallener Wagen 6
III. Nun, da dieſe alten Herrn 8

Abend.

I. In Gold und Purpur tief verhüllt. 11
II. Es dämmert und dämmert den See herab . . . 14
III. Im Glaſe blüht ein friſcher Roſenſtraus 16

Nacht.

I. Nun bin ich untreu worden 18
II. Ermattet von des Tages roher Pein 21
III. Es wiegt die Nacht mit ſternbeſäten Schwingen. . 23
IV. Rauh geht der Nord, es dunkelt allerenden . . . 26

Seite
V. Willkommen klare Sommernacht . . . 31
VI. Wende dich, du kleiner Stern . . . 33

Frühling.

I. Berghinan vom kühlen Grund . . . 35
II. Es wandert eine ſchöne Sage . . . 37
III. Der Lenz iſt da, die Lauine fällt . . . 38

Sommer.

I. Das iſt doch eine üppige Zeit . . . 40
II. Es deckt der reiche Buchenſchlag . . . 41
III. Im Wald . . . 43
IV. Aber auch der Föhrenwald . . . 46
V. Am Waſſer. 1. . . . 49
VI. 2. Ich liege beſchaulich . . . 50
VII. 3. Ein Fiſchlein ſteht im kühlen Grund . . . 52
VIII. 4. A. Diſſonanz . . . 54
B. Auflöſung (im Einverſtändniß d. Verf. mitgetheilt) 55
IX. Regenſommer . . . 58

Herbſt.

I. Im Herbſt, wenn ſich der Wald entlaubt . . . 60
II. Im Herbſt erblichen liegt das Land . . . 62
III. Sonntagsjäger . . . 64
IV. Wo iſt der ſchöne Blumenflor . . . 66
V. Es iſt ein ſtiller Regentag . . . 68

Winter.

Seite
I. Wie zieht das finſter thürmende 70
II. Verſchloſſen und dunkel iſt um und um 72
III. Der Winter iſt eine ehrliche Haut 75

Sonette.

I. An einen Schulgenoſſen. 79
II. An einen Freund 80
III. An einen Zweiten (Künſtler) 81
IV. Winterabend 82
V. Schein und 83
VI. Wirklichkeit 84
VII. In der Stadt. 1. 85
VIII. 2. Was iſt das für ein Schrei'n und Peitſchenknallen 86

Vaterländiſche Sonette.

IX. 1. Die ſchweizeriſche Nationalität. 87
X. 2. Das Eidgenoſſen-Volk 88
XI. 3. Warnung 89
XII. 4. Den Konſervativen 90
XIII. 5. Zur Verſtändigung 91
XIV. 6. Den chriſtlichen Griesgrämlern 92
XV. 7. Die zwei Tellenſchüſſe 93
XVI. Den Göthe-Philiſtern 94
XVII. Brentano, Kerner 95
XVIII. Herwegh 96

Seite
XIX. Subjektives Dichten 97
XX. Der deutſche Freiheitskrieg 98
XXI. Auch an die „Ichel." 1. 99
XXII. 2. Wer ohne Schmerz, der iſt auch ohne Liebe 100
XXIII. 3. Es iſt nicht Selbſtſucht und nicht Eitelkeit . 101
XXIV. 4. Wenn ein Poet ein Stück vom ew'gen Leben 102
XXV. Reformation 103

Siebenundzwanzig Liebeslieder.

An meine Dame 107
I bis XVII. von Seite 109 bis 174

Gedanken eines Lebendig-Begrabenen.

I bis X. von Seite 177 bis 208

NB. S. 192 Zeile 4 v. o. lies lockend ſtatt labend
S. 201 „ 3 v. u. „ Eiber „ Eindechs.

Feuer-Idylle.

I bis X. von Seite 211 bis 230

Vermiſchte Gedichte.

Schweizeriſches.

1. An mein Vaterland 233
2. Waldſtätte 235
3. Loyola's wilde verwegene Jagd 237
4. Pietiſtenwalzer 239

Seite
5. Apoſtatenmarſch 241
6. Auf Martin Diſteli's Tod 244
7. Bei Robert Steiger's Befreiung 245
Ueberall! 247
Wanderlied 249
Holzwege 252
Stein- und Holz-Reden 254
Auf der Landſtraße 257
Im Meer 260
Die Spinnerin. 1. 262
2. Nur dieſen letzten Rocken 264
Frau Michel 266
Der Küraſſier 269
„Morgenroth u. ſ. w.“ 271
Das Weingeſpenſt 273
Meergedanken 275
Denker und Dichter. 1. 277
2. Nein! — Zwiſchen uns ſoll Friede ſein 280
Am Vorderrhein 283
Einkehr unterhalb des Rheinfalls 285
An das Herz 287
Aus ihrem Leben: Dichtung und Wahrheit. 1. Ghaſel 291
2. Konditor und Poet 292
Erwiderung auf Juſtinus Kerner's Lied: Unter dem Himmel 294

Seite
An Lenau 299
An Freiligrath. 301
Ein Tagwerk. 1. 306
2. Aber ein kleiner, ſilberner Stern 309
Poetentod 311
Lied vom Schuft 317
Modernſter Fauſt 319
Grillen 323
Bei einer Kindesleiche 328
Am Sarg eines 90jährigen Landmanns vom Zürichſee. 331
Am Himmelfahrtstag 1846. 337

Der
grüne Heinrich.

Der

grüne Heinrich.

Roman

von

Gottfried Keller.

In vier Bänden.

Erster Band.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.
1854.

DRESDEN

Sächsische
Landesbibliothek
12. SEP. 1977
Dresden

Vorwort.

Von dieſem Buche liegt der erſte Band ſchon ſeit zwei Jahren, der zweite ſeit einem Jahre fertig gedruckt, während die Beendigung des dritten und vierten Bandes durch verſchiedenes Ungeſchick bis vor Kurzem verzögert wurde. Abſicht und Motive blieben dabei unverändert dieſelben, wie am erſten Tage der Conception, während in der Ausführung während mehrerer Jahre der Geſchmack des Verfaſſers ſich nothwendig ändern mußte, oder ehrlich herausgeſagt: ich lernte über der Arbeit beſſer ſchreiben. Die erſten Bogen dieſes Romanes datiren noch aus dem Jahr 1847, die letzten entſtanden in dieſen Tagen, und die

Entſtehungsweiſe des Ganzen gleicht derjenigen eines ausführlichen und langen Briefes, welchen man über eine vertrauliche Angelegenheit ſchreibt, oft unterbrochen durch den Wechſel und Drang des Lebens. Man läßt den Brief ganze Zeiträume hindurch liegen, man wird vielfältig ein Anderer; aber wenn man das Geſchriebene wieder zur Hand nimmt, fährt man genau da fort, wo man aufgehört hatte, und wenn ſich auch in dem, was man betont oder verſchweigt, der Wechſel des Lebens kund thut, findet ſich doch, daß man gegen den, an welchen der Brief gerichtet, und in dieſer Sache der Alte geblieben iſt. Man hat den Brief mit einer gewiſſen, redſeligen Breite begonnen, welche eher von Beſcheidenheit zeugt, indem man ſich kaum Stoffes genug zutraute, um den ganzen ſchönen Bogen zu füllen. Bald aber wird die Sache ernſter; das Mitzutheilende macht ſich geltend und verdrängt die gemüthlich ausgeſchmückte Geſprächigkeit, und endlich zwingt ſich von ſelbſt, und noch gedrängt durch die äußeren Ereigniſſe und Schickſale, nicht eine theoretiſche, ſondern im Augenblick praktiſche Oekonomie in die in der Eile beſonnene Feder, ſo daß nur das Weſentliche ſich löſen darf aus dem Fluge der Gedanken, um ſich gegen den Schluß des Briefes hin wenigſtens ſo viel Raum zu erkämpfen, als nöthig iſt, mit der warmen Liebe des Anfanges zu endigen. So entſteht freilich nicht ein ſtreng gegliedertes Kunſtwerk, aber vielleicht ein um ſo treuerer Ausdruck deſſen, was man war und wollte mit dem Briefe. Eine andere Frage aber iſt es nun, ob das Gleichniß hinreiche, eine gewiſſe Unförmlichkeit vorliegenden Romanes zu entſchuldigen oder zu beſchönigen. Ich bin weit entfernt, dies verſuchen zu wollen; einzig und allein möchte ich durch das Gleichniß die Hoffnung andeuten, der geneigte Leſer werde wenigſtens, wenn auch nicht den Genuß eines reinen und meiſterhaften Kunſtwerkes, ſo doch den Eindruck einer wahr empfundenen und mannigfach bewegten Mittheilung davon tragen. — Beſagte Unförmlichkeit hat ihren Grund hauptſächlich in der Art, wie der Roman in zwei verſchiedene Beſtandtheile auseinander fällt, nämlich in eine Selbſtbiographie des Helden, nachdem er eingeführt iſt, und in den eigentlichen Roman, worin ſein weiteres Schickſal erzählt und die in der Selbſtbiographie geſtellte Frage gewiſſermaßen gelöſt wird. Der eine dieſer Theile iſt viel zu breit, um als Epiſode des anderen zu gelten, und ſo bleibt nur zu wünſchen, daß die Einheit des Inhaltes Beide genugſam möge verbinden und die getrennte Form vergeſſen laſſen. — Ueber den eigentlichen Inhalt weiß ich hier Nichts zu ſagen, als daß man das Buch leider als ein Tendenzbuch wird anſehen können, während es in der That nur inſofern ein ſolches iſt, als es mit Abſicht Nichts verſchweigt, was in den nothwendigen Kreis ſeines Stoffes gehört. Stoff und Form aber will ich hiermit beſcheidenſt dem ungewiſſen Stern jedes erſten Verſuches anheim ſtellen.

Berlin 1853.

Der Verfaſſer.

Erſtes Kapitel.

Zu den Schönſten vor Allen in der Schweiz gehören diejenigen Städte, welche an einem See und an einem Fluſſe zugleich liegen, ſo, daß ſie wie ein weites Thor am Ende des See's unmittelbar den Fluß aufnehmen, welcher mitten durch ſie hin in das Land hinauszieht. So Zürich, Luzern, Genf; auch Konſtanz gehört gewiſſermaßen noch zu ihnen. Man kann ſich nichts Angenehmeres denken, als die Fahrt auf einem dieſer Seen, z. B. auf demjenigen von Zürich. Man beſteige das Schiff zu Rapperswyl, dem alten Städtchen unter der Vorhalle des Urgebirges, wo ſich Kloſter und Burg im Waſſer ſpiegeln, fahre, Huttens Grabinſel vorüber, zwiſchen den Ufern des länglichen See's, wo die Enden der reichſchimmernden Dörfer in Einem zuſammenhängenden Kranze ſich verſchlingen, gegen Zürich hin, bis, nachdem die Landhäuſer der Züricher Kaufleute immer zahlreicher wurden, zuletzt die Stadt ſelbſt wie ein Traum aus den blauen Waſſern ſteigt und man ſich unvermerkt mit erhöhter Bewegung auf der grünen Limath unter den Brücken hinwegfahren ſieht. Das ganze Treiben einer geiſtig bedeutſamen und ſchönen Stadt drängt ſich an den leicht dahin ſchwebenden Kahn. So eben verſammelt ſich der geſetzgebende Rath der Republik. Trommelſchlag ertönt. In einfachen ſchwarzen Kleidern, ſelten vom neueſten Schnitte, ziehen die Vertreter des Volkes auf den Ufern dahin. Auch die Geſichter dieſer Männer ſind nicht immer nach dem neuſten Schnitte und verrathen durchſchnittlich weder elegante Beredſamkeit noch große Beleſenheit; aber aus gewiſſen Strahlen der lebhaften Augen leuchtet Beſonnenheit, Erfahrung und das glückliche Geſchick, mit einfachem Sinn das Rechte zu treffen. Von allen Seiten wandeln dieſe Gruppen, je nach den Tagesfragen und der verſchiedenen Richtung begrüßt oder unbegrüßt vom zahlreichen emſigen Volke, nach dem dunkeln ſchweren Rathhauſe, das aus dem Fluſſe emporſteigt. Stolz neben dieſen Geſtalten hin raſſeln diplomatiſche Fremdlinge über die Brücken in wunderlichem Aufputze, und ihre komiſchen Livreen ergötzen, wie billig, einen Augenblick lang das einfache Volk. Zwiſchen durch ſteuert der deutſche Gelehrte mit gedankenſchwerer Stirne nach ſeinem Hörſaal; ſein Herz iſt nicht hier, es weilt im Norden, wo ſeine tiefſinnigen Brüder, in zerriſſenen Pergamenten leſend, finſtere Dämonen beſchwörend, ſich ein Vaterland und ein Geſetz zu gründen trachten. Ausgeworfen von der Gährung dieſes großen Experimentes, begegnet ihm der Flüchtling mit unſichern, zweifelhaften Augen und kummervollen Mienen und vermehrt die Mannigfaltigkeit und Bedeutung dieſes Treibens. Jetzt ertönt das Getöſe des Marktes von einer breiten Brücke über unſerm Kopfe; Gewerk und Gewerb ſummt längs des Fluſſes und trübt ihn theilweiſe, bis die rauchende Häuſermaſſe einer der größten induſtriellen Werkſtätten voll Hammergetönes und Eſſenſprühen das Bild ſchließt.

Aus dem pfeilſchnell vorübergefloſſenen Gemählde haben ſich jedoch zwei Bilder der Vergangenheit am deutlichſten dem Sinne eingeprägt: rechts ſchaute vom Münſterthurme das ſitzende rieſige Steinbild Karls des Großen, eine goldene Krone auf dem Lockenhaupt, das goldene Schwert auf den Knieen, über Strom und See hin; links ragte auf ſteilem Hügel, thurmhoch über dem Fluſſe, ein uralter Lindenhain, wie ein ſchwebender Garten und in den ſchönſten Formen, grün in den Himmel. Kinder ſah man in der Höhe unter ſeinen Laubgewölben ſpielen und über die Bruſtwehr herabſchauen. Aber ſchon fährt man wieder zwiſchen reizenden Landhäuſern und Gewerben, zwiſchen Dörfern und Weinbergen dahin, die Obſtbäume hangen in's Waſſer, zwiſchen ihren Stämmen ſind Fiſchernetze ausgeſpannt. Voll und ſchnell fließt der Strom, und indem man unverſehens noch ein Mal zurückſchaut, erblickt man im Süden die weite ſchneereine Alpenkette wie einen Lilienkranz auf einem grünen Teppich liegen. Jetzt lauſcht ein ſtilles Frauenkloſter hinter Uferweiden hervor, und da nun gar eine mächtige Abtei aus dem Waſſer ſteigt, ſo befürchtet man die ſchöne Fahrt wieder mittelalterlich zu ſchließen: aber aus den hellgewaſchenen Fenſtern des durchlüfteten Gotteshauſes ſchauen ſtatt der vertriebenen Mönche blühende Jünglinge herab, die Zöglinge einer Volkslehrerſchule. So landet man endlich zu Baden, in einer ganz veränderten Gegend. Wieder liegt ein altes Städtchen mit mannigfachen Thürmen und einer mächtigen Burgruine da, doch zwiſchen grünen Hügeln und Geſtein, wie man ſie auf den Bildern der altdeutſchen Maler ſieht. Auf der gebrochenen Veſte hat ein deutſcher Kaiſer das letzte Mahl eingenommen, eh' er erſchlagen wurde; jetzt hat ſich der Schienenweg durch ihre Grundfelſen gebohrt.

Denkt man ſich eine perſönliche Schutzgöttin des Landes, ſo kann die durchmeſſene Waſſerbahn allegoriſcher Weiſe als ihr kryſtallener Gürtel gelten, deſſen Schlußhaken die beiden alten Städtchen ſind und deſſen Mittelzier Zürich iſt, als größere edle Roſette.

So haben Luzern oder Genf ähnliche und doch wieder ganz eigene Reize ihrer Lage an See und Fluß. Die Zahl dieſer Städte aber um eine eingebildete zu vermehren, um in dieſe, wie in einen Blumenſcherben, das grüne Reis einer Dichtung zu pflanzen, möchte thunlich ſein: indem man durch das angeführte, beſtehende Beiſpiel das Gefühl der Wirklichkeit gewonnen hat, bleibt hinwieder dem Bedürfniſſe der Phantaſie größerer Spielraum und alles Mißdeuten wird verhütet.

Unſer See bildet ſcheinbar ein weites ovales Becken, welches aus den bläulichen Farbenabſtufungen des umgebenden Gebirges nur ahnen läßt, daß in der Ferne da und dort das Waſſer in Buchten ausläuft und in den verſchiedenen Seitenthälern neue Seen bildet. Aus dem Hintergrunde der klaren Gewäſſer ſteigt die mächtige Gletſcherwelt empor, ſenkt ſich dann, im Kranze um den See herum, zum flacheren Gebirge herab, bis ſich dieſes in zwei ſchönen Bergen ſchließt, welche den mäßigen Strom zwiſchen ſich durchtreten laſſen, in das ebene Land hinaus. Am jenſeitigen Berge, der ſeinen ſonnigen runden Abhang, dem Süden zugewendet, aus dem See erhebt, liegt die Stadt hingegoſſen, faſt von ſeinem Scheitel bis in das Waſſer herunter, daß ihr ſteinerner Fuß ſich noch in die ſpülende Fluth hineintaucht. Vom diesſeitigen Berge aber, welcher aus ſchroffen waldbewachſenen Felſen beſteht, kann man in die Stadt hinein und hinüber ſchauen, wie in einen offenen Raritätenſchrein, ſo daß die kleinen fernen Menſchen, die in den ſteilen alten Gaſſen herumklimmen, ſich kaum vor unſerm Auge verbergen können, indem ſie ſich in ein Quergäßchen flüchten oder in einem Hauſe verſchwinden. Es iſt eine ſeltſame Stadt, mit einem altergrauen Haupte und neuen glänzenden Füßen. Denn der Verkehr und das thätige Leben haben unten am Ufer, wo die befrachteten Schiffe ab- und zugehen, nichts Altes und Unbequemes gelaſſen und die Steinmaſſe fortwährend erneuert, während das Alter ſich am Berge hinaufflüchtete, mitten an demſelben, auf einem platten Vorſprunge in der kühlen byzantiniſchen Stadtkirche ausruhte und oben zuletzt auf der halbzerfallenen Burg ſtehen blieb. Seinen innigen Zuſammenhang mit dem gegenwärtigen Leben beweiſt es jedoch in den rieſenhaften Burglinden, welche ewig grün ihre Aeſte zu einem mächtigen Kranze verſchlingen hoch über der Stadt, unmittelbar unter dem Himmel. Wo der Fluß ſich ſchon merklich verengt und ſeine eigene Strömung annimmt, ſteht noch ein maleriſches feſtes Brückenthor und ſendet eine lange hölzerne Brücke herüber, bedeckt von einem alterthümlichen Dache, deſſen Gebälke mit Schnitzwerk und verblichenen Schildereien überladen iſt. Diesſeits empfängt ſie wieder ein grauer Thurm und aus dieſem hervor führen mehrere Wege, theils dem Fluſſe entlang nach der Fläche hinaus, theils auf jähen Steigen auf den Felſenberg. An deſſen Mitte ragt ebenfalls ein beträchtliches Plateau hinaus; es trägt, wie es oft bei Flußſtädten vorkommt, eine Art Anhängſel oder kleineren Theil der Stadt, beſtehend aus einem Kaſtell und ehemaligen Kloſter, deren innere Räume und Höfe vollſtändig mit Gräbern angefüllt ſind, da ſie der Stadt ſchon ſeit Jahrhunderten zum Kirchhofe dienen. Die Gebäude aber enthalten ein Irrenhaus, ein Armenhaus oder Hoſpital u. dgl. mehr. Seltſam und düſter haben ſich Tod und Elend zwiſchen dem alten winklichten Gemäuer eingeniſtet, aus deſſen Dunkelheiten die herrliche ſchimmervolle Landſchaft das Auge um ſo mehr blendet. Und über die Gräber hin führt der Weg dann vollends, ſich durch epheubewachſene Nagelfluhe empor windend, auf den Berg, wo er ſich in einem weitgedehnten prächtigen Buchenwalde verliert.

Unter einer offenen Halle dieſes Waldes ging am frühſten Oſtermorgen ein junger Menſch; er trug ein grünes Röcklein mit übergeſchlagenem ſchneeweißen Hemde, braunes dichtwallendes Haar und darauf eine ſchwarze Sammtmütze, in deren Falten ein feines weiß und blaues Federchen von einem Nußhäher ſteckte. Dieſe Dinge, nebſt Ort und Tageszeit, kündigten den zwanzigjährigen Gefühlsmenſchen an. Es war Heinrich Lee, der heute von der bisher nie verlaſſenen Heimath ſcheiden und in die Fremde, nach Deutſchland ziehen wollte; hier heraufgekommen, um den letzten Blick über ſein ſchönes Heimathland zu werfen, beging er zugleich den Akt eines Naturkultus, wie es häufig bei hoffnungsreichen und enthuſiaſtiſchen Jünglingen geſchieht.

So wenig, außer dem tiefen ruhigen Strömen des Fluſſes, ein Ton in dieſer Frühe hörbar wurde, ebenſo wenig war an der weiten tiefen himmliſchen Kryſtallglocke der leiſeſte Hauch eines Wölkleins zu ſehen. Der weite See verſchmolz mit den Füßen des Hochgebirges in eine blaugraue Dämmerung; die Schneekuppen und Hörner ſtanden milchblaß in der Frühe. Als Heinrich an den Rand des Waldes trat, überflog der erſte Roſenſchimmer der nahenden Sonne die geiſterhaften Gebilde; über dem letzten einſamen Eisaltar glimmte noch der Morgenſtern.

Indem unſer Knabe ſtarr nach ihm hinſah, that er einen jener ſtummen, flüchtigen Gebetſeufzer, die, wenn ſie in Worte zu faſſen wären, ungefähr ſo lauten würden: das iſt ſehr ſchön, o Gott! ich danke dir dafür, ich gelobe, das Meinige auch zu thun! Wo und wer du auch ſeiſt, habe Nachſicht mit mir, du weißt, wie Alles kommt in deiner Welt, übrigens mache mit mir, was du willſt!

Die Bruſt des jungen Menſchen hob und ſenkte ſich ſehr ſtark; aber ſeine Seele war ſo keuſch, daß er vor allem pathetiſchen Verweilen, vor aller Selbſtgefälligkeit ſolcher Augenblicke floh, ehe ſich obige wenigen Sätze in ſeinem Sinne deutlich entwickeln konnten. Alſo drehte er ſich wie der Blitz auf ſeinem Abſatze herum und eilte, nach Norden und Weſten zu ſchauen. Die Sonne war aufgegangen; während im Süden die Alpenkette nun im fröhlichſten hellſten Golde glänzte, hatte das weſtliche und nördliche flache Land, gegen das Rheingebiet hin, die Roſenfarbe des Morgens angenommen, beſonders, wo ſich die laubloſen, für dieſe Farbe empfänglichen Waldungen und violetten Brachfelder dehnten; was junggrünes Saatland war, ſchimmerte mehr ſilbergrau in der Ferne. Von Schnee war außer dem Gebirge keine Spur mehr zu finden; aber das wenige Grün war noch trocken und thaulos.

Die Tiefe des Himmels und mit ihr das Gewäſſer waren jetzt blau und das Land ſonnig geworden. Nur der untere Theil der Stadt und der Fluß lagen noch im Schatten und letzterer ging tief grün, und bloß die länglich ziehenden Spiegel ſeiner Wellen warfen von ihren glatteſten Stellen etwas Blau zurück.

Heinrich Lee ſah in ſeine Vaterſtadt hinüber. Die alte Kirche badete im Morgenſchein, hie und da blitzte auch ein geöffnetes Fenſter, ein Kind ſchaute heraus und ſang, und man konnte aus der Tiefe der Stube die Mutter ſprechen hören, die es zum Waſchen rief. Die vielen Gäßchen, durch mannigfaltiges ſteinernes Treppenwerk unterbrochen und verbunden, lagen noch alle im Schatten und nur wenige freiere Kinderſpielplätze leuchteten beſtreift aus dem Dunkel. Auf allen dieſen Stufen und Geländern hatte Heinrich geſeſſen und geſprungen, und die Kinderzeit dünkte ihm noch vor der Thüre des geſtrigen Abends zu liegen. Schnell ließ er ſeine Augen treppauf und ab in allen Winkeln der Stadt herum ſpringen, die traulichen Kinderplätze waren alle ſtill und leer, wie Kirchenſtühle am Werktag. Das einzige Geräuſch kam noch vom großen Stadtbrunnen, deſſen vier Röhren man durch den

Flußgang hindurch glaubte rauſchen zu hören; die vier Strahlen glänzten hell, ebenſo was an dem ſteinernen Brunnenritter vergoldet war, ſein Schwertknauf und ſein Bruſtharniſch, welch letzterer die Morgenſonne recht eigentlich auffing, zuſammenfaßte und ſein funkelndes Gold wunderbar aus der dunkelgrünen Tiefe des Stromes herauf widerſcheinen ließ. Dieſer reiche Brunnen ſtand auf dem hohen Platze vor dem noch reicheren Kirchenportale und ſein Waſſer entſprang auf dem Berge diesſeits des Fluſſes, auf welchem Heinrich jetzt ſtand. Es war früher ſein liebſtes Knabenſpiel geweſen, hier oben ein Blatt oder eine Blume in die verborgene Quelle zu ſtecken, dann neben den hölzernen Röhren hinab, über die lange Brücke, die Stadt hinauf zu dem Brunnen zu laufen und ſich zu freuen, wenn zu gleicher Zeit oben das Zeichen aus der Röhre in das Becken ſprang; manchmal kam es auch nicht wieder zum Vorſchein. Er pflückte eine eben aufgehende Primel und eilte nach der Brunnenſtube, deren Deckel er zu heben wußte; dann eilte er die unzähligen Stufen zwiſchen wuchern=

dem Epheugewebe hinunter, über den Kirchhof, wieder hinunter, durch das Thor über die Brücke, unter welcher die Waſſerleitung auch mit hinüber ging. Doch auf der Mitte der Brücke, von wo man unter den dunklen Bogen des Gebälkes die ſchönſte Ausſicht über den glänzenden See hin genießt, ſelbſt über dem Waſſer ſchwebend, vergaß er ſeinen Beruf und ließ das arme Schlüſſelblümchen allein den Berg wieder hinaufgehen. Als er ſich endlich erinnerte und zum Brunnen hinanſtieg, drehte es ſich ſchon emſig in dem Wirbel unter dem Waſſerſtrahle herum und konnte nicht hinaus kommen. Er ſteckte es zu dem Federchen auf ſeiner Mütze und ſchlenderte endlich ſeiner Wohnung zu durch alle die Gaſſen, in welche überall die Alpen blau und ſilbern hineinleuchteten. Jedes Bild, klein oder groß; war mit dieſem bedeutenden Grunde verſehen: vor der niedrigen Wohnung armer Leute ſtand Heinrich ſtill und guckte durch die Fenſterlein, die, einander entſprechend, an zwei Wänden angebracht waren, quer durch das braune Gerümpel in die blendende Ferne, welche durch das jenſeitige

Fenſter der Stube glänzte. Er ſah bei dieſer Gelegenheit den grauen Kopf einer Matrone nebſt einer kupfernen Kaffeekanne ſich dunkel auf die Silberfläche einer zehn Meilen fernen Gletſcherfirne zeichnen und erinnerte ſich, daß er dieſes Bild unverändert geſehen, ſeit er ſich denken mochte.

So ſpielte dieſer Jüngling wie ein Kind mit der Natur und ſchien ſeine bevorſtehende, für ſeine kleinen Verhältniſſe bedeutungsvolle Abreiſe, ganz zu vergeſſen. Allein plötzlich fiel es ihm ſchwer auf's Herz, als er nun vor ſeinem düſtern Vaterhauſe ſtand und die Mutter ihm ungeduldig aus dem Fenſter winkte. Schnell eilte er die engen Treppen hinauf, den Wohngemächern der Haushaltungen vorbei, die alle im Hauſe wohnten.

»Wo bleibſt Du denn ſo lang?« empfing ihn die Frau Lee, eine geringe Frau von etwa fünf und vierzig Jahren, an welcher weiter nichts auffiel, als daß ſie noch kohlſchwarze ſchwere Haare hatte, was ihr ein ziemlich junges Anſehen gab; auch war ſie um einen Kopf kleiner als ihr Sohn.

»Da habe ich ſchon angefangen, Deinen Kofſer zu packen, weil Du ſonſt vor Abgang der Poſt nicht mehr fertig würdeſt.«

Heinrich guckte in den Koffer; mit richtigem Sinn hatte die gute Frau Mappen und Bücher auf den Boden gebreitet; nur hatte ſie mit weniger Zartheit verſchiedene Bogen und Papiere nicht genugſam zuſammengeſchichtet, ſo daß einige derſelben an den Wänden des Koffers gekrümmt wurden, was der Sohn eifrig verbeſſerte. Für Papier haben die meiſten Hausfrauen überhaupt nicht viel Gefühl, weil es nicht in ihren Bereich gehört. Die weiße Leinwand iſt ihr Papier, die muß in großen, wohl geordneten Schichten vorhanden ſein, da ſchreiben ſie ihre ganze Lebensphiloſophie, ihre Leiden und ihre Freuden darauf. Wenn ſie aber einmal ein wirkliches Briefchen ſchreiben wollen, ſo findet ſich kaum ein veraltetes Blatt dazu und man kann ſich alsdann mit einem hübſchen Bogen Poſtpapier und einer wohlgeſchnittenen Feder ſehr beliebt bei ihnen machen.

Auch hier erwies es ſich, daß die Mutter eigentlich die ſchweren Gegenſtände zu unterſt gepackt hatte, um die zwölf ſchönen neuen Hemden zu ſchonen, welche ſie jetzt hinein legte.

»Trage doch recht Sorge für Deine Hemden,« ſagte ſie, »ich habe das Tuch ſelbſt geſponnen; ſiehſt Du, dieſe ſechs ſind fein und ſchön, ſie ſtammen aus meinen jüngeren Jahren, dieſe ſechs hingegen ſind ſchon gröber, meine Augen ſind eben nicht mehr ſo ſcharf. Alle aber ſind ſchneeweiß, und wenn Du auch, während ſie noch gut ſind, feinere Kleider anſchaffen könnteſt, ſo darfſt Du doch meine Wäſche dazu tragen, weil es anſtändige und ehrbare Leinwand iſt. Wechsle recht gleichmäßig ab, wenn Du ſie der Wäſcherin gibſt, damit nicht ein Theil zu viel gebraucht wird, und verfaſſe immer einen genauen Waſchzettel. Und daß Du mir nur das Weißzeug und dergleichen mehr eſtimirſt, als bisher, und nichts verzettelſt! Denn bedenke, daß Du von nun an für jedes Fetzchen, das Dir abgeht, baares Geld in die Hand nehmen mußt und es doch nicht ſo gut bekömmſt, als ich es verfertigt habe. Wenigſtens unterſteh Dich nicht mehr und wiſche deine kothigen Schuhe auf Spaziergängen mit neuen Taſchentüchern ab, welche Du nachher wegwirfſt, wie Du neulich gethan haſt! Halte auch Deine zwei Röcklein gut und ordentlich und hänge ſie immer in den Schrank, anſtatt ſie zu Hauſe anzubehalten und halbe Tage lang ſo zu leſen, wie ich Dich ſchon oft ertappt habe. Beſonders wenn Du ſie ausbürſteſt, fahre nicht mit der Bürſte darauf herum, wie der Teufel im Buch Hiob, daß Du alle Wolle abſchabſt!«

»Das verwünſchte Kleiderputzen«, entgegnete hierauf der Sohn, welcher unterdeſſen beim Ausbreiten der Kleidungsſtücke ſeine Hände auch immer unnützer Weiſe im Koffer hatte, »das verwünſchte Kleiderputzen wird überhaupt nun ein Ende nehmen; denn wenn man in der Fremde iſt und ſich eine ordentliche Wohnung miethen muß, ſo bekommt man die Bedienung mit in den Kauf. Es reut mich jeder Augenblick, den ich mit dem widerlichen Geſchäft zugebracht habe.«

»Das iſt wieder der Hans Obenhinaus!« rief etwas heftig die Mutter, »Bedienung! ich ſage Dir, laſſe Dich lieber nicht bedienen, wenn Du Dich dadurch billiger einrichten kannſt. Ich ſehe nicht ein, warum Du nicht ſelbſt Deine Sachen in Ordnung halten ſollteſt, während Du ſonſt Stunden lang in die Berge hineinſtarrſt!«

»Das verſtehſt Du halt nicht!« hätte Heinrich faſt geſagt, fand es aber für gut, die Worte zu verſchlucken und ſich dafür mit dem feſten Vorſatze zu wappnen, hinfüro keine Schuhbürſte mehr anrühren zu wollen. Das undankbare Kind vergaß hierbei gänzlich, wie rührend ihn die Mutter oft überraſcht hatte, wenn er beim Antritt irgend einer kleinen Reiſe, oder wenn Fremde im Hauſe waren, ſeine Schuhe glänzend gewichſt fand, juſt wenn er mit Seufzen und falſcher Scham vor dem Beſuche an das verhaßte Geſchäft gehen wollte.

Indeſſen war Frau Lee beſorgt, noch eine Menge Kleinigkeiten auf die geſchickteſte Weiſe in dem Koffer unterzubringen. Da brachte ſie ein mächtiges Stück feine Seiſe, wohl eingewikkelt, eine zierliche Nadelbüchſe, Faden und Knöpfe aller Art in einem artigen Schächtelchen, eine Scheere, eine gute neue Kleiderbürſte, unterſchiedliche Tuchabſchnitzel, welche ſeinen Kleidungsſtücken entſprachen, zuſammengerollt und mit einem Bindfaden vielfach umwunden und die ſie ihm ja nicht zu verlieren empfahl, indem ein gewandter Schneider die Exiſtenz eines Rockes mit dergleichen manchmal um ein volles Jahr zu friſten vermöge. Sie gerieth hierbei wieder in einigen Conflict mit dem Sohne, welcher alle vorhandenen Lücken für die verſchiedenen Bruchſtücke einer alten Flöte, für ein Lineal, eine Farbenſchachtel, einen baufälligen Operngucker u. ſ. w. in Beſchlag nehmen wollte. Ja, er machte, obgleich er kein Mediziner war, doch einen vergeblichen Verſuch, einen defecten Todtenſchädel, mit welchem er ſeinem Kämmerchen ein gelehrtes Anſehen zu geben gewußt hatte, noch unter den Deckel zu zwängen. Die Mutter jagte ihn aber mit widerſtandsloſer Energie von dannen und man behauptet, daß das gräuliche Möbel nicht lange nachher einem ehrlichen Todtengräber bei Nacht und Nebel nebſt einem Trinkgelde übergeben worden ſei.

Sie ſchloſſen mit Mühe den vollgepfropften Koffer; denn auch das Kind der unbemittelten Eltern, wenn es aus den Armen einer treuen

Mutter ſcheidet, nimmt immer noch etwas Weniges über ſeine Bedürfniſſe hinaus mit und iſt in einem gewiſſen Sinne wohl ausgeſtattet. Die Tage ſind traurig, wo dieſe Ausſtattung, dieſe warme Hülle ſich nach und nach auflöſt und verliert und mit bitteren, oft reuevollen Erfahrungen durch wildfremdes Zeug erſetzt werden muß.

Während Heinrich noch eine große, ſchwere Mappe einwickelte, die ganz mit Zeichnungen, Kupferſtichen und altem Papierwerk angefüllt war, ſein wanderndes Muſeum, beſorgte ſeine Mutter das Frühſtück und ermahnte ihn, unterdeſſen noch bei den Hausgenoſſen Abſchied zu nehmen. Das Haus gehörte ihr und war ein hohes altes bürgerliches Gebäude, deſſen unterſtes Geſchoß noch in romaniſchen Rundbogen, die Fenſter der mittleren im altdeutſchen Styl und erſt die zwei oberſten Stockwerke modern doch regellos gebaut waren. Alles war düſter und geſchwärzt. Drei oder vier Handwerkerfamilien bewohnten ſeit langen Jahren in guter Eintracht mit der Frau Hausmeiſterin das Haus. Bei ihnen trat Heinrich nach einander ein und ſagte ſein Lebewohl. Die braven Leute wünſchten ihm mit herzlicher Theilnahme alles Glück und ermahnten ihn, nicht zu lange in der Welt herum zu fahren, ſondern bald wieder zu ihnen und zu der Mutter zurückzukehren. Die glückliche Feſttagsruhe, in welcher er die zufriedenen und nach nichts weiter verlangenden Menſchen antraf, trat ihm an's Herz, und er bat ſie, ſeiner Mutter, die nun ganz allein ſei, mit Rath und That beizuſtehen. Die ernſthaften Hausväter, den ſonntäglichen Seifenſchaum um Mund und Kinn, verſicherten, daß ſeine Bitte unnöthig ſei, holten bedächtig aus ihren beſcheidenen Pulten einen harten Thaler hervor und drückten denſelben dem Scheidenden mit diplomatiſcher Würde verdeckt in die Hand. Obgleich er, nach der Behauptung ſeiner Mutter, ein Obenhinaus war, ſo durfte er doch durch dieſe bürgerliche ſchöne Sitte ſich nicht beleidigt finden. Auch lag ein rechter Segen in dieſem ſauererworbenen und mit ernſtem Entſchluſſe geſchenkten Gelde; es ſchien Heinrich die erſten Tage ſeiner Reiſe hindurch, wo er es zuerſt gebrauchte, um ſeine Hauptkaſſe zu ſchonen, als ob es gar nicht ausgehen wollte.

Endlich ſaß er ſeiner Mutter beim Frühſtück gegenüber, auf dem Stuhle, auf welchem der dreijährige Knabe ſchon geſchaukelt hatte. Es war nun Alles gethan und vorbereitet; ein Mann hatte den Koffer nach der Poſt geholt — es war eine Todtenſtille in der Stube. Die Morgenſonne umzirkelte die alterthümlichen, ererbten Porzelantaſſen, welche Heinrich ſchon zwanzig Jahre lang durch die Hände ſeiner Mutter gehen ſah, ohne daß je eine zerbrochen wäre. Es war ein feierlicher Moment geweſen, als er für würdig erfunden ward, ſein Kinderſchüſſelchen mit einer dieſer bunten und vergoldeten Taſſen verſuchsweiſe zu vertauſchen.

Frau Lee hätte ihrem Sohne noch gern allerlei geſagt; aber ſie konnte mit ihm gar nicht ſentimental ſprechen, ſo wenig, als er mit ihr. Endlich ſagte ſie ſchüchtern und abgebrochen:

»Werde nur nicht leichtſinnig und vergiß nicht, daß wir eine Vorſehung haben! Denke an den lieben Gott, ſo wird er auch an Dich den=

ken, und mach', daß Du bald etwas lernſt und endlich ſelbſtſtändig werdeſt; denn Du weißt genau, wieviel Du noch zu verbrauchen haſt und daß ich Dir nachher nichts mehr werde ſchicken können, das heißt, wenn es Dir übel ergehen ſollte, ſo ſchreibe mir ja, ſo lange Du weißt, daß ich ſelbſt noch einen Pfennig beſitze, ich könnte es doch nicht ertragen, dich im Elend zu wiſſen.«

Der Sohn ſchaute während dieſer Anrede ſtumm in ſeine Taſſe und ſchien nicht ſehr gerührt zu ſein. Die Mutter erwartete aber keine anderen Geberden, ſie wußte ſchon, woran ſie war und fühlte ſich etwas erleichtert. Ach, du lieber Himmel! dachte ſie, eine Wittwe muß doch Alles auf ſich nehmen; dieſe Ermahnungen zu ertheilen, dazu gehört eigentlich ein Vater, eine Frau kann ſolche Dinge nicht auf die rechte Weiſe ſagen; wenn das arme Kind nicht zurecht kommt, wie werde ich die Sorge mit dem gehörigen klugen Ernſte vereinigen können?

Heinrich aber war jetzt mit ſeinen Gedanken ſchon weit in der Ferne; die Neugierde, die Hoffnung, Lebens- und Wanderluſt hatten ihn mächtig angewandelt und die Ungeduld übernahm ihn. Er ſprang auf und ſagte: »Jetzt muß ich gehen, leb' wohl, Mutter!« Die Thränen ſtürzten ihr in die Augen, als ſie ihm die Hand gab, und er fühlte, als er vor ihr her die vier Treppen hinab eilte, daß ſein Geſicht ganz heiß wurde, aber er bezwang ſich. Die Hausgenoſſen kamen auch noch unter die Hausthüre, wo Heinrich Allen zumal noch die Hand gab, ohne ſeine Mutter dabei ſtark auszuzeichnen, wenn man einen letzten, flüchtigen und wehmüthigen Blick, den er auf ſie warf, ausnehmen will. Das Volk, das mit der äußern Sorge ſein Leben lang zu kämpfen hat, erweiſt ſich ſelbſt wenig ſichtbare Zärtlichkeit. Von verwandtſchaftlichen Umarmungen und Küſſen iſt wenig zu finden; Niemand küßt ſich, als die Kinder und die Liebenden und ſelbſt dieſe mit mehr Decenz, als die gebildete und ſich bewußte Geſellſchaft. Daß Männer einander küßten, wäre unerhört und überſchwenglich lächerlich. Nur große Ereigniſſe und Schickſale können hierin eine Ausnahme bewirken.

Als Heinrich Lee mit ſchnellen Schritten nach dem Poſthauſe hinlief und einige Minuten darauf oben auf dem ſchwerfälligen Wagen ſitzend über die Brücke und neben dem Fluſſe das enge Thal entlang fuhr, mit begeiſterten Augen das offene Land erwartend, die Primel noch auf ſeiner Mütze: da konnte dieſer ſonderbare Burſche für die Hälfte der Zuſchauer etwas vortheilhaft Anregendes, aber gewiß auch für die andere Hälfte etwas ungemein Lächerliches haben. Fein gefühlig und klug ſah er darein, jedoch ſein Aeußeres war zugleich ſeltſam und unbeholfen. Was er eigentlich war und wollte, das müſſen wir mit ihm ſelbſt zuerſt erfahren und erleben; daß man es in jenem Augenblick nicht recht wiſſen konnte, machte ſeiner Mutter genugſamen Kummer.

Sie war auf ihre Stube zurückgekehrt. Ein tiefes Gefühl der Verlaſſenheit und der Einſamkeit überkam ſie und ſie weinte und ſchluchzte, die Stirn auf den Tiſch gelehnt. Der frühe Tod ihres Mannes, die Zukunft ihres ſorgloſen Kindes, ihre Rathloſigkeit, Alles kam zumal über ihr einſames Herz. Ein mächtiges Oſtermorgengeläute weckte und mahnte ſie, Troſt in der Gemeinſchaft der vollen Kirche zu ſuchen. Schwarz und feierlich gekleidet ging ſie hin; es ward ihr wohl etwas leichter in der Mitte einer Menge Frauen gleichen Standes: allein, da der Prediger ausſchließlich das Wunder der Auferſtehung ſowie der vorhergehenden Höllenfahrt dogmatiſirend verhandelte, ohne die mindeſten Beziehungen zu einem erregten Menſchenherzen, ſo genoß die gute Frau vom ganzen Gottesdienſte nichts, als das Vaterunſer, welches ſie recht inbrünſtig mitbetete, deſſen innerſte Wahrheit ſie aufrichtete.

Die Erinnerung an empfangene Liebe, als ein Zeugniß, daß man Ein Mal im Leben liebenswürdig und werth war, iſt es vorzüglich, welche die Sehnſucht nach der früheren Jugend nie erſterben läßt. Wer nicht das Glück hatte, eine aufknoſpende zarte und heilige Jugendliebe zu genießen, der hat dagegen gewiß eine treue und liebevolle Mutter gehabt, und in den ſpätern Tagen bringen beide Erinnerungen ungefähr den gleichen Eindruck auf das Gemüth hervor, eine Art reuiger Sehnſucht. Wer aber in jeder Weiſe verwaiſt und einſam aufgewachſen iſt, der kann wohl ſagen, daß er um einen Theil des Lebens zu kurz gekommen ſei.

Zweites Kapitel.

Indem eine Grundlinie der Landſchaft nach der anderen ſich verſchob und veränderte, und aus dem heiteren Ziehen und Weben ein ganz neuer Geſichtskreis hervorging, welcher allmälig wieder in einen neuen ſich auflöſte, war Heinrich, mit hellen Jugendaugen aufmerkend, ſeinem eigenen Weſen zurückgegeben. Die verlaſſene Mutter und Heimath bildeten wohl eine zarte und weiche Grundlage in ſeinem Gemüthe; doch auf ihr ſpielten mit ungebrochenen Farben alle Bilder der neuen Welt, welche ihm aufging. Denn obgleich ſchon ziemlich die weite Welt in leicht erfaßten Bildern ſeinem innern Sinne vorbeigezogen war und beſonders ſein Künſtlergedächtniß die Formen und Geſtalten der fernſten Zonen bewahrte, ſo war ihm doch jetzt die kleinſte Neuheit, welche durch jede weitere Stunde Wegs gebracht wurde, das Nächſte und Wichtigſte. Eine neue Art von bemalten Fenſterladen oder Wirthshausſchildern, eine eigenthümliche Gattung von Brunnenſäulen oder Dachgiebeln in dieſem oder jenem Dorfe, beſonders aber die bald vor- bald ſeitwärts, bald fern bald nah, immer friſch auftauchenden Bergzüge und Erdwellen machten ihm die größte Freude. Es war ein windſtiller, lieblicher Frühlingstag. Lange Zeit ſah er eine milde weiße Wolke über dem Horizonte ſtehen, zu ſeiner Rechten, oder auch zur Linken, wie der Wagen eben fuhr; die ſanften, bald fern blauen, bald nah grünen oder braunen Wogen der Erde floſſen ſtill darunter hin, ſie aber blieb immer dieſelbe, bis ſie endlich, als er ſie eine Weile vergeſſen hatte und wieder ſuchte, auch verſchwunden war. Am Meiſten freute ihn jedoch, wenn er, immer mehr ſich von der Geburtsſtadt entfernend, ſtets noch an einem ihm unbekannten Orte ein bekanntes Geſicht vorübergleiten ſah, das er ſonſt an Wochenmärkten oder Feſttagen in der beſchränkten Stadt bemerkt hatte; wohl zehn Stunden von zu Hauſe weg, ſah er ſogar an einem Brunnen noch ein ſchönes falbes Pferd trinken, welches ihm zu Hauſe ſchon öſters aufgefallen war, als vor ein buntes Wägelchen geſpannt, auf welchem ein dicker Müller ſaß. Richtig ließ ſich auch der Müller im Sonntagsſtaate ſehen und Heinrich wußte nun, wo das falbe Pferd zu Hauſe war. Dieſes waren Alles noch Zeichen der Heimath, freundliche Begleiter und ſo zu ſagen die letzten Thürſteher, welche ihn wohlwollend entließen.

Aber nicht nur in der äußern Umgebung, auch an ſich ſelbſt empfand er den Reiz eines neuen Lebens. Dann und wann begegnete ein reiſender Handwerksburſch, ein alter zitternder Mann, ein verlaufenes bleiches Bettlerkind dem dahinrollenden Wagen. Während keiner der andern Reiſenden ſich regte, wenn die demüthig Flehenden mühſam eine Weile neben dem ſchnellen Fuhrwerke hertrabten, ſuchte Heinrich immer mit eifriger Haſt ſeine Münze hervor und beeilte ſich, ſie zu befriedigen. Dabei fiel es ihm nicht ſchwer, es mit einer Miene zu thun, welche den Bettler gewiſſermaßen zu ihm herauf hob, ſtatt noch mehr abwärts zu drücken, und je nach dem beſonderen Erſcheinen des Bittenden, leuchtete aus Heinrichs Augen ein Strahl des Verſtändniſſes, der unbefangenen Theilnahme, eines ſinnigen Humores oder auch ein Anflug mürriſchen, lakoniſchen Vorwurfes; immer aber gab er und die von ihm Beſchenkten blieben oft überraſcht und nachdenklich ſtehen. Weil Gewohnheit und Sitte nur eine kleine Gabe, ein Unmerkliches verlangen, ſo hielt er es um ſo mehr für würdelos, je einen Armen erfolglos bitten zu laſſen, möge nun geholfen werden oder nicht, möge Erleichterung oder Liederlichkeit gepflanzt werden; ein gewiſſer menſchlicher Anſtand ſchien ihm unbedingt zu gebieten, daß mit einer Art Zuvorkommenheit dieſe kleinen Angelegenheiten abgethan würden. Er hatte noch nicht die Kenntniß erworben, daß bei dem faulen und haltloſen Theile der Armen durch wiederholtes Abweiſen jenes Gekränktſein und dadurch jener Stolz geweckt werden müſſen, welche endlich Selbſtvertrauen hervorbringen.

Allein bisher war es ihm nur ſpärlich vergönnt, dem Zuge ſeines Herzens zu folgen. Indem er als einziges Kind bei ſeiner vorſichtigen und haushälteriſchen Mutter lebte, welche, während er ſeinen Träumen nachhing, ihm ſo zu ſagen den Löffel in die Hand gab, geſchah es ſelten, daß er mit etwelcher Münze verſehen und wenn er es war, ſo brannte ſie ihm in der Hand, bis er ſie ausgegeben hatte. So kam es, daß ihn immer ein Schrecken überſiel, ſobald er von fern einen Bettler ahnte und ihm auszuweichen ſuchte. Konnte dies nicht geſchehen, ſo ging er raſch abweiſend vorbei, und wenn der Bettler nachlief, hüllte er ſeine Verlegenheit in einen rauhen, unwilligen Ton, wobei aber ſein weißes Geſicht eine flammende Röthe überlief. Er konnte ſo rechte Unglückstage haben, wo er viele und verſchiedenſte arme Teufel antraf, ohne einem Einzigen etwas geben zu können und er mußte fortwährend ein böſes Geſicht machen; denn als er einſt ganz gemüthlich und vertraulich einem großen Schlingel geſagt hatte, er beſäße ſelbſt kein Geld, forderte ihn dieſer höhniſch auf, mit ihm betteln zu gehen. In allem dieſen lag nun freilich, wie viele Leute ſagen würden, mehr ein unbefugter Hochmuth, als eine demüthige Barmherzigkeit; vielleicht aber könnte man auch ſagen: Es iſt die königliche Geſinnung eines urſprünglichen und reinen Menſchen, welche, allgemein verbreitet, die Geſellſchaft in eine Republik von lauter liebevollen und wahrhaft adelich geſinnten Königen verwandeln würde; es iſt die immerwährende Erhebung des Herzens, welche nach der That trachtet; es iſt die göttliche Einfalt, welche nur ein Ja und ein Nein kennt und letzteres verwahrt und verbirgt wie ein ſchneidendes Schwert.

Wenigſtens fuhr Heinrich wie ein wahrer König in die helle Welt hinaus. Er war nun ſich ſelbſt überlaſſen und konnte in den Kreis ſeines Geſchickes aufnehmen, was ſein leichtes Herz begehrte; und indem er gewiſſenhaft den Armen ſeinen Kreuzer mittheilte, rechnete er dieſes zu den ſeinem Leben nöthigen Ausgaben. Er dachte übermüthig: Zwei Pfennige ſind immer genug, um den Einen wegzuſchenken! und ſo trug er wenige Thaler in der Taſche, aber ein

Herz voll Hoffnung und blühenden Weltmuthes in der Bruſt. Wäre er ein König dieſer Welt geweſen, ſo hätte er vermuthlich viele Millionen »verſchleudert«, ſo aber konnte er nichts vergeuden, als das Wenige, was er beſaß: ſeines und ſeiner Mutter Leben.

Gegen Mittag fuhr der Poſtwagen durch ein großes anſehnliches Dorf, wie ſie in der flachern Schweiz häufig ſind, wo Fleiß und Betriebſamkeit, im Lichte fröhlicher Aufklärung und unter oder vielmehr auf den Flügeln der Freiheit, aus dem ſchönen Lande nur Eine freie und offene Stadt erbauen. Weiß und glänzend ſtanden die Häuſer längs der breiten ſaubern Landſtraße, dehnten ſich aber auch in die Runde, mannigfaltig durch Baumgärten ſchimmernd. Auch vor dem geringſten war ein Blumengärtchen zu ſehen und im ärmſten derſelben blühten eine Hyazinthe oder einige Tulpen hervor, Pflanzen, welche ſonſt nur von Vermöglicheren gezogen wurden. Es iſt aber auch nichts ſo erbaulich, als wenn durch einen ganzen Landſtrich eine fromme Blumenliebe herrſcht. Ohne daß die Hausväter im Geringſten etwa unnütze Ausgaben zu beklagen hätten, wiſſen die Frauen und Töchter durch allerlei liebenswürdigen Verkehr ihren Gärten und Fenſtern jede Zierde zu verſchaffen, welche etwa noch fehlen mag, und wenn eine neue Pflanze in die Gegend kommt, ſo wird das Mittheilen von Reiſern, Samen, Knollen und Zwiebeln ſo eifrig und ſorgſam betrieben, es herrſchen ſo ſtrenge Geſetze der Gefälligkeit und des Anſtandes darüber, daß in kurzer Zeit jedes Haus im Beſitze des neuen Blumenwunders iſt. So ſind in neuerer Zeit eine der ſchönſten Erſcheinungen die Georginen. Vor zehn oder funfzehn Jahren blühten ſie nur noch in den ſtattlich umhegten Gärten der Reichen, in der Nähe der Städte, oder vor glänzenden Landhäuſern; dann verbreiteten ſie ſich unter dem Mittelſtande, ſich zugleich in hundertfarbigen Arten entfaltend durch die Kunſt der Gärtner, und jetzt ſteht ein Strauch dieſer merkwürdigen Blume, wo nur ein Fleck Erde vor der Hütte des ländlichen Tagelöhners frei iſt. Wie die flüchtig wandernden Stammväter eines ſpäter großen Weltvolkes ſind die erſten einfachen Exemplare der Georginen aus dem fernen Reiche der Montezumas herübergekommen und ſchon bedecken ihre Enkel zahllos unſere Gärten, aus der Tiefe ihrer Lebenskraft entwickeln ſie eine endloſe Farbenpracht, wie ſie die Hochebenen Mexikos nie geſehen haben. Kinder des neuweltlichen Weſtens, herrſchen ſie nun neben den Kindern des alten Oſtens, den Roſen, wie ſonſt keine Blume. Freilich noch immer geben dieſe allein den ſüßen Duft und jenes kühlende Roſenwaſſer, welches krank geweinte Augen erfriſcht, und noch immer eignen ſie ſich am Beſten dazu, einen vollen Becher zu ſchmücken. Aber darin wetteifern die bunten Schaaren Amerikas mit dem glühenden Roſenvolke des Morgenlandes, daß ſie mit unverwüſtlicher Lebensluſt unſer Herz bis an das Ende des Jahres begleiten und ihre ſammtenen Brüſte öffnen, bis der kalte Schnee in ſie fällt.

Hell und aufgeweckt erſchien das Dorf, durch welches die Reiſenden fuhren, in vielen Erdgeſchoſſen erblickte man die Abzeichen von Gewerben: Uhrmachern, Kürſchnern, ſogar Goldſchmieden und von Krämereien, welche man ſonſt nur in den Städten findet; einige Häuſer erſchienen ſo herriſch, die Gärten davor ſo wohlgepflegt, daß man in den Beſitzern mit Recht reiche Dorfmagnaten vermuthete. Doch wenn auch der Eine, gleich einem Deputirten der franzöſiſchen Bourgeoiſie, im eleganten Schlafrock, die Cigarre im Munde, aus dem Fenſter ſchaute, ſo ſtand dafür der Andere in bloßen weißen Hemdsärmeln auf der Hausflur, und ſeine braunen Hände verkündeten, ungeachtet des ſtädtiſchen Hauſes, den rüſtigen Ackersmann, ja vor einem ſeiner Fenſter hing zum Durchlüſten die Uniform eines gemeinen Soldaten, während aus der Dachluke ſeines Knechtes diejenige eines Unteroffiziers in der Frühlingsluft flaggte. Bei all' dieſer Stattlichkeit war nun aber das Schulhaus doch das ſchönſte Gebäude im Dorfe, welches in der ganzen Gegend öfter der Fall war. Auf einem freien geebneten Platze ragte es mit hohen blinkenden Fenſtern empor und verrieth heitere geräumige Säle; von ſeiner Front ſchimmerte in koloſſalen goldenen Buchſtaben das Wort Schulhaus. Hier, auf dem ſonnigen Vorplatze und auf der breiten ſteinernen Treppe, welche faſt tempelartig den ganzen vorderen Sockel bekleidete, mochte der Ort ſein, welchen ſonſt die alten Dorflinden bezeichnen; denn eine Gruppe älterer und jüngerer Männer unterhielt ſich hier behaglich, ſie ſchienen zu politiſiren; aber ihre Unterredung war um ſo ruhiger, bewußter und ernſter, als ſie vielleicht, dieſelbe bethätigend, noch am gleichen Tage einer wichtigen öffentlichen Pflichterfüllung beizuwohnen hatten. Die Phyſiognomien dieſer Männer waren durchaus nicht national über Einen Leiſten geſchlagen, auch war da nichts Pittoreskes, weder in Tracht, noch in Haar- und Bartwuchs zu bemerken; es herrſchte jene Verſchiedenheit und Individualität, wie ſie durch die unbeſchränkte perſönliche Freiheit erzeugt wird, jene Freiheit, welche bei einer unerſchütterlichen Strenge der Geſetze Jedem ſein Schickſal läßt und ihn zum Schmied ſeines eigenen Glückes macht. So erſchienen hier die Einen von raſtloſer Arbeit gebräunt und getrocknet, zäh und hart, Andere in Energie und Gewandtheit aufblühend, Andere wieder von Speculation gefurcht, Alle aber waren äußerlich ruhig, ungebeugt und ſahen kundig und auch ziemlich proceßerfahren in die Welt.

So übereinſtimmend mit ſeinen rührigen Bewohnern nun das ſchöne Dorf daſtand, um ſo fremdartiger ragte die Kirche aus ihm hervor. Dem Style oder beſſer Nichtſtyle nach ſtammte ſie aus dem achtzehnten Jahrhundert, ein ovales nüchternes Gebäude mit kreisrunden Fenſtern, förmlichen Löchern, war nicht alt und nicht neu, weder der verbrauchte Bauſtoff, noch die magern geſchmackloſen Verzierungen ſo wenig als der gedankenloſe Thurm, thaten die mindeſte Wirkung; man ahnte ſchon von außen die langweiligen hölzernen Bankreihen und die kleinliche Gipsbekleidung des Inneren, den unförmlich bauchigen Taufſtein, das lächerliche braune Kanzelfaß; ohne Begeiſterung gebaut und keine erweckend, verkündete das Gebäude den untröſtlichen Schlendrian, mit welchem es gebraucht wurde. Es ſah aus, wie ein unnützes ſonderbares Möbel in einem Hauſe, welches der Beſitzer aber eigenſinnig um keinen Preis veräußern will, weil er ſeit langen Jahren gewohnt iſt, ſeinen Hut darauf zu ſtellen, wenn er nach Hauſe kehrt, oder, wenn man ein wenig artiger ſein will, weil ſein Firniß auf eine ihm angenehme Weiſe den Sonnenblick auffängt und auf den Stubenboden wirft.

Aus dieſem herzlos unſchönen Gebäude nun bewegte ſich ein langer Zug ſechszehnjähriger Confirmandinnen quer über die Straße, von einem dicken jovialen Pfarrherrn angeführt, ſo daß der Poſtwagen anhalten mußte bis alle vorbei waren. Schwarz gekleidet, mit gebeugten Häuptern, die thränenden Augen in weiße Taſchentücher gedrückt, wallten die zarten Geſtalten paarweiſe langſam vorüber, die keuſchen Lippen noch feucht von dem Weine, welchen man ihnen als Blut zu trinken, in der Kehle noch das Brot, welches man ihnen als Menſchenfleiſch zu eſſen gegeben hatte. Dieſe dunkle Mädchenſchaar mit dem rothnaſigen Pfarrer an der Spitze, kam Heinrich vor, wie ein Flug gefangener Nachtigallen aus dem Morgenlande, welche ein betrunkener Vogelhändler zum Verkauf umher führt.

Der Zug ſchlängelte ſich aber auch traumhaft genug unter dem klaren Himmel und durch Land und Leute hin.

Wenn wir ſolche Dinge in der Weiſe ſchildern, wie ſie ſich dem jungen Wanderer eindrückten, ſo wird man in derſelben nicht die rückſichtsloſe Art der Jugend verkennen, welche mit einer gewiſſen, übrigens geſunden Unbeſtechlichkeit zwiſchen dem ſcheinbaren und dem wirklich Anſtößigen durchaus keinen Unterſchied zugeben will. Da religiöſe Gegenſtände vor Allem nur Sache des Herzens ſind, ſo bringt dieſes in ſeiner aufwachenden Blüthezeit das Recht zur Geltung, die Ueberlieferungen mit ſeinen angebornen reinen Trieben in Einklang zu ſetzen. Wer erinnert ſich nicht jener glücklichen Tage, wo man im geräuſchvollen ſchwindelnden Kreiſen dieſes Rundes erwachend, mit den neuen feinen Fühlhörnern der jungen Seele um ſich taſtend, von keiner Autorität Notiz nehmen und den Maßſtab ſeines unverdorbenen Gefühles auch an das Ehrwürdigſte und Höchſte legen will? Wer will wohl beſtreiten, daß vielleicht, wenn das Urſprüngliche und alſo auch wohl Göttliche, das in der jungen Menſchenſeele liegt, nicht in das hanſene, dürrgeflochtene Netz eines Katechismus, heiße er wie er wolle, abgefangen würde, die ſchneidende blutige Kritik des Mannesalters und die wildeſten Kämpfe verhütet würden? Heinrich hegte eine beſondere Pietät gerade für die Begriffe Brot und Wein, das Brot ſchien ihm ſo ſehr die ewig unveränderte unterſte Grundlage aller Erden- und Menſchheitsgeſchichten, der Wein aber die edelſte Gabe der geiſtdurchdrungenen lebenswarmen Natur zu ſein, daß Nichts ihn ſo geeignet dünkte zur Feier eines gemeinſamen ſymboliſchen Mahles der Liebe, als edles weißes Weizenbrot und reiner goldener Wein. Daher war es ihm auch anſtößig, dieſe wichtigen, aber einfachen und reinlichen Begriffe mit einer heidniſchmyſtiſchen und wie ihm vorkam, widermenſchlichen Miſchung zu trüben. Auf das Hiſtoriſche des vorhandenen Sacramentes konnte er nun um ſo weniger Rückſicht nehmen, als ihm die theologiſchen Einſichten und Kenntniſſe abgingen.

Als die Sonne ſich bereits zu neigen anfing, machte der Wagen an einem Dorfe wieder Halt, damit die Pferde gewechſelt werden konnten. Heinrich trat mit den andern Reiſenden in das Gaſthaus, um eine Erfriſchung zu ſich zu nehmen. Der Eine wählte ein Glas Wein, der Andere eine Schale Kaffee, der Dritte verlangte ſchnell etwas Kräftiges zu eſſen, es ging geräuſchvoll zu mit Genießen, Geldwechſeln und Bezahlen; Alle thaten wichtig, zerſtreut oder nur auf ſich achtſam und liefen ſtumm an einander vorbei in der Stube umher. Auch Heinrich ſpreizte ſich, ließ es ſich ſchmecken und zum Ueberfluß noch eine ſchlechte Cigarre geben, welche er ungeſchickt in Brand zu ſtecken ſuchte. Da gewahrte er in einem Winkel der Stube eine ärmliche Frau mit ihrem jungen Sohne, welcher ein großes Felleiſen neben ſich auf der Bank ſtehen hatte. Beide waren ihm als Nachbarsleute bekannt. Er grüßte ſie und vernahm, daß auch dieſer junge Burſche, welcher das Handwerk eines Malers und Lackirers erlernt hatte, heute die Reiſe in die Fremde antrat, daß ſeine Mutter, die Feiertage benutzend, lange vor Tagesanbruch ſich mit ihm auf den Weg gemacht und ſie ſo, die Fuß- und Feldwege aufſuchend, bis hierher gekommen ſeien, wo ſie ſich nun trennen wollten. Die gute Frau gedachte dann bis zur völligen Dunkelheit noch ein Stück Weges zurück zu wandern und bei bekannten Landleuten übernacht zu bleiben. Sie tranken einen blaſſen dünnen Wein und aßen Brot und Käſe dazu; doch war es eine Freude zu ſehen, wie ſorglich die Frau die »Gottesgabe« behandelte, ihrem Sohne zuſchob und für ſich faſt nur die Krumen zuſammen ſcharrte. Dazwiſchen ſchärfte ſie ihm ein, wie er ſeinen Meiſtern gehorchen, beſcheiden und fleißig ſein und keine Händel ſuchen ſollte. Dann mußte er ſeinen Geldbeutel nochmals hervorziehen; vier oder fünf neue große Geldſtücke wurden als bekannte Größen einſtweilen bei Seite gelegt, dagegen eine Handvoll kleineres Geld überzählt, betrachtet und ausgeſchieden. Der Junge ſteckte ſeinen Schatz wieder ein, die Mutter aber entwickelte aus einem Zipfel ihres Schnupftuches etwas Kupfermünze und bezahlte die Zeche.

Inzwiſchen rollte das bewegliche Wanderhaus mit ſeinen ewig wechſelnden Bewohnern wieder auf der Straße, eine Anhöhe hinan und der kühlen Nacht entgegen. Heinrich ſchaute fortwährend zurück nach Süden; rein, wie ſeine ſchuldloſe Jugend, ruhte die Luft auf den Gebirgszügen ſeiner Heimath, aber dieſe waren ihm in ihrer jetzigen Geſtalt faſt ebenſo fremd, wie die Schwarzwaldhöhen im dämmernden Norden, denen er ſich allmälig näherte, und über welchen röthliche Wolkengebilde einen räthſelhaften Vorhang vor das deutſche Land zogen.

Fern hinter dem Wagen ſah er ſeinen jungen Nachbar den Hügel hinankeuchen, noch kaum erkennbar mit ſeinem ſchweren Felleiſen. Ueber denſelben hinweg gleiteten Heinrichs Augen noch einmal nach dem ſüdlichen Horizonte; er ſuchte diejenige Stelle am Himmel, welche über ſeiner Stadt, ja über ſeinem Hauſe liegen mochte und fand ſie freilich nicht. Deſto deutlicher hingegen ſah er nun, als er ſich in den Wagen zurücklehnend die Augen ſchloß, die mütterliche Wohnſtube mit allen ihren Gegenſtänden, er ſah ſeine Mutter einſam umher gehen, ihr Abendbrot bereitend, dann aber kummervoll am Tiſche vor dem Ungenoſſenen daſitzen. Er ſah ſie darauf einen Band eines großen Andachtswerkes, faſt ihre ganze Bibliothek, nehmen und eine geraume Zeit hineinblicken, ohne zu leſen; endlich ergriff ſie die ſtille Lampe und ging langſam nach dem Alkoven, hinter deſſen ſchneeweißen Vorhängen Heinrichs Wiege geſtanden hatte. Hier mußte er den Mantel ein wenig vor ſein Geſicht drücken, es war ihm, als ob er ſchon Jahre lang und tauſend Stunden weit in der Ferne gelebt hätte und es befiel ihm eine plötzliche Angſt, daß er die Stube nie mehr betreten dürfe.

Er konnte ſich nicht enthalten, jene Familien bitterlich zu beneiden, welche Vater, Mutter und eine hübſche runde Zahl Geſchwiſter nebſt übriger Verwandtſchaft in ſich vereinigen, wo, wenn ja Eines aus ihrem Schooße ſcheidet, ein Andres dafür zurückkehrt und über jedes außerordentliche Ereigniß ein behaglicher Familienrath abgehalten wird, und ſelbſt bei einem Todesfalle vertheilt ſich der Schmerz in kleinere Laſten auf die zahlreichen Häupter, ſo daß oft wenige Wochen hinreichen, denſelben in ein faſt angenehm-wehmüthiges Erinnern zu verwandeln. Wie verſchieden dagegen war ſeine eigne Lage! Das ganze Gewicht ruhte auf zwei einzigen Seelen; wurden die auseinander geriſſen, ſo kannte jede die Einſamkeit der anderen und der Trennungsſchmerz wurde ſo verdoppelt.

»Haben wohl«, dachte er, »jene Propheten nicht Unrecht, welche die jetzige Bedeutung der Familie vernichten wollen? Wie kühl, wie ruhig könnten nun meine Mutter und ich ſein, wenn das Einzelleben mehr im Ganzen aufgehen, wenn nach jeder Trennung man ſich geſichert in den Schooß der Geſammtheit zurückflüchten könnte, wohl wiſſend, daß der andere Theil auch darin ſeine Wurzeln hat, welche nie durchſchnitten werden können, und wenn endlich dem zufolge die verwandtſchaftlichen Leiden beſeitigt würden!«

Im Mittelalter wurde der Tod als ein menſchliches Skelett abgebildet und es hat ſich daraus eine ganze Knochenromantik entwickelt; ſogar lebloſe Gegenſtände, wie Meerſchiffe, wurden ſkeletiſirt und mußten auf dem Meere als

Todtenſchiff ſpuken. Denkt man ſich ſolcher Weiſe das fliegende Gerippe einer Krähe, ſo war es der Schatten derſelben, welchem der Gedanke glich, der ſo eben über Heinrichs Seele lief. Die warme Sonne ſchien reichlich durch das dürre Gitter der Knöchlein und Gebeine.

»Nein,« rief ihm ſein innerſtes Gefühl zu, »der Zuſtand, den ſich dieſe Menſchen wünſchen, gleicht zu ſehr der ſtabilen gedankenloſen Seligkeit, welche das höchſte Ziel der meiſten Chriſten iſt. Man muß wohl unterſcheiden zwiſchen Leiden und Leiden; das Eine iſt zu dulden, ja zu ehren, während das Andere unzuläſſig iſt!«

»Der beſte Maßſtab,« dachte er weiter, »iſt vielleicht der äſthetiſche. Alle Leiden laſſen ſich in ſchöne und unſchöne eintheilen, in ſittliche und unſittliche, unſittlich für die, welche ſie anſehen und in ihrer Nähe dulden. Eine Waiſe, die auf einem Grabhügel in Thränen zerfließt, iſt ſchön und ihr Schmerz wird ihr durch das ganze Leben wohlthuend ſein; aber ein Kind, welches verkommen und hungerig im Staube liegt, iſt eine Schande für die ganze Landſchaft, und für es ſelbſt erwächſt nicht die mindeſte erſprießliche Regung aus dieſem Zuſtande; eine greiſe Mutter, welche ihre Kinder und Enkel dahin ſterben ſieht, wird geheiligt durch ihr Weh, und ihr Lebensabend iſt für ſie und andere feierlicher; aber eine alte gebrechliche Frau, welche zitternd um den Tagelohn arbeitet, eine Bürde auf dem gebeugten Rücken, iſt ein peinlicher Anblick und gereicht ihrer Gemeinde zum brennenden Vorwurf. Der Jüngling, der mit mächtigen Leidenſchaften ringt und ſeine Grundſätze dem Leben Schritt für Schritt abſtreitet, iſt, ſo unglücklich er ſich oft fühlt, bei alledem wohl daran, während uns der Bauernknecht in den Augen weh thut, der verachtet und vergeſſen, unwiſſend und trotzig vor ſeiner Stallthüre liegt und nach nichts verlangt, als nach ſeinem Vesperbrot. Jener Jüngling gewinnt in jedem Sturme und ſeine Energie erfreut den Zuſchauer, dieſer unglückliche Faulpelz aber wird durch das langweilige Tröpfeln ſeiner naßkalten Tage zuletzt ganz verdorben. Kurz, man ſoll nur dasjenige Unglück dulden, was ſeinem Träger zur eigentlichen Zierde gereicht, alles

Andere iſt in einer anſtändigen Geſellſchaft auszurotten.«

So ſpeculirte Heinrich in der Finſterniß ſeines Poſtwagens; er vergaß indeſſen eine Hauptſache, nämlich daß ſeine anſtändigen und unanſtändigen Leiden manchmal ſo durcheinander gemiſcht und mit Schuld und Unſchuld ſo durchwebt ſind, daß ein eigener Linné nöthig wäre, ſie einzureihen, und gerade für den Aeſthetiker könnten bei unvorſichtigem Aufräumen die ſeltenſten Exemplare verloren gehen.

Drittes Kapitel.

Nicht ohne Herzklopfen vernahm er nun, daß man ſich dem Rheine nähere und bald ſah er den ſchönen Fluß im Mondlichte glänzend daher wallen. Die Poſt hielt in einem kleinen Gränzorte, und als das Nachtquartier beſorgt war, ging Heinrich wieder hinaus; denn die freie Natur, der nächtliche Himmel waren nun ſeine einzigen Bekannten. Einen jungen Fiſcher, der ſingend in ſeinem Kahne ſaß, bewog er, ein wenig ſtromaufwärts zu fahren. Die Nacht war ſchön; das deutſche Ufer zeichnete ſich dunkel mit ſeinen Wäldern auf den heitern Himmel. Noch eine Ruderlänge, und Heinrich konnte den Fuß auf dies Land ſetzen, deſſen Namen ihn mit dunklen lockenden Erwartungen erfüllte. Das badiſche Ufer war gerade nicht ſehr verſchieden vom ſchweizeriſchen. Es war finſter und ſtill, eine einſame Zollſtätte ruhte unter Bäumen, ein mattes Licht brannte darin. Aber ſchimmernd umfaßte die Rheinfluth den ſteinigen Strand, und ihre Wellen zogen gleichmäßig kräftig dahin, hellglänzend und ſpiegelnd in der Nähe, in der Ferne in einem mildern Scheine verſchwimmend. Und über dieſe Wellen war faſt Alles gekommen, was Heinrich in ſeinen Bergen Herz und Jugend bewegt hatte. Hinter jenen Wäldern wurde ſeine Sprache rein und ſo geſprochen, wie er ſie aus ſeinen liebſten Büchern kannte, ſo glaubte er wenigſtens, und er freute ſich darauf, ſie nun ohne Ziererei auch mit ſprechen zu dürfen. Hinter dieſen ſtillen ſchwarzen Uferhöhen lagen alle die deutſchen Gauen mit ihren ſchönen Namen, wo die vielen Dichter geboren ſind, von denen jeder ſeinen eigenen mächtigen Geſang hat, der ſonſt keinem gleicht und die in ihrer Geſammtheit den Reichthum und die Tiefe einer Welt, nicht eines einzelnen Volkes auszuſprechen ſcheinen. Er liebte ſein helvetiſches Vaterland; aber über dieſen Strom waren deſſen heiligſte Sagen in unſterblichen Liedern verherrlicht erſt wieder zurückgewandert; faſt an jedem Herde und bei jedem Feſte, wo der rüſtige Schatten mit Armbruſt und Pfeil herauf beſchworen wurde, trug er das Gewand und ſprach die Worte, welche ihm der deutſche Sänger gegeben hat. Er ſchwärmte nur für die deutſche Kunſt, von welcher er allerlei Wunderſames erzählen hörte und verachtete alles Andere. Frankreich liebte er, wie man ein ſchönes liebenswürdiges Mädchen mitliebt, dem alle Welt den Hof macht, und wenn etwas Gutes in Paris geſchah, ſo freute er ſich höchlich, kam etwas Widerwärtiges vor, ſo wußte er allerlei galante Entſchuldigungen aufzubringen. Erblickte hingegen in Deutſchland etwas Gutes das Licht, ſo machte er nicht viel Weſens daraus, als ob ſich das von ſelbſt verſtände, und des Schlechten ſchämte er ſich und es machte ihn zornig. Alles aber, was er ſich unter Deutſchland dachte, war von einem romantiſchen Dufte umwoben. In ſeiner Vorſtellung lebte das poetiſche und ideale Deutſchland, wie ſich letzteres ſelbſt dafür hielt und träumte. Er hatte nur mit Vorliebe und empfänglichem Gemüthe das Bild in ſich aufgenommen, welches Deutſchland durch ſeine Schriftſteller von ſich verfertigen ließ und über die Gränzen ſandte. Das nüchterne praktiſche Treiben ſeiner eigenen Landsleute hielt er für Erkaltung und Ausartung des Stammes und hoffte jenſeits des Rheines die urſprüngliche Gluth und Tiefe des germaniſchen Lebens noch zu finden. Dabei hatte er alle Richtungen und Färbungen deſſelben in einander geflochten, ohne Kenntniß und Beurtheilung ihrer natürlichen Stellung unter und gegen einander. Dem Rationalismus hing die romantiſche Caprice am Arm, das Schiller'ſche Pathos und der brittiſche Humor, Jean Paul'ſche Religioſität und Heine'ſche Eulenſpiegelei ſchillerten durch einander wie eine Schlangenhaut; die Beſchwörungsformeln aller Richtungen hatte er im Gedächtniß und ſah darum begeiſtert das vor ihm liegende Land als einen großen alten Zaubergarten an, in welchem er als ein willkommener Wanderer mit jenen Stichworten köſtliche Schätze heben und wieder in ſeine Berge zurücktragen dürfe.

Neugierig ſchaute Heinrich, näher hinzufahrend, in die dämmernde Waldnacht hinein, welche nur ſpärlich vom Mondlicht durchſchienen ward, und als ein Reh aus dem Buſche an das Ufer trat, ein in der Schweiz ſchon ſeltenes Thier, da begrüßte er es freudigen Muthes als einen freundlichen Vorboten. Es war übrigens gut, daß er keine ſolidere und gefährlichere Schmuggelware in ſeinem leichten Fahrzeuge führte, als ſolche Hoffnungen; denn ein Wächter des deutſchen Zollvereins war dem Schifflein ſchon geraume Zeit mit geſpanntem Hahn nachgeſchlichen, um zu ſpähen, wo es etwa landen möchte. Sein Rohr blinkte hin und wieder matt vom Scheine der mondbeglänzten Wellen.

Der Oſtermontag ſah den jungen Pilger ſchon früh den Rhein hinauf und Huſſens Brandſtätte vorbei über den weithin leuchtenden Bodenſee fahren. Das ſchöne Gewäſſer, welches vom Mai bis zum Weinmonat der paradieſiſchen Landſchaft zur Folie dient, machte jetzt noch ſeinen Reiz und ſeine Klarheit für ſich ſelbſt geltend, und das mehr und mehr im blauen Dufte verſchwindende Ufer des Thurgaus ſchien nun bloß um der ſchönen Umgränzung des See's Willen da zu ſein. Sanft und raſch trugen die Fluthen das Schiff an das fremde Gebiet hinüber und erſt, als eine Schaar grämlich-höflicher Bewaffneter den plötzlich Gelandeten umringte und von allen Seiten muſterte, that es ihm faſt weh, daß an der Schwelle ſeines Vaterlandes ihn gar Niemand um ſein Weggehen befragt und beſichtigt hatte.

Ein Fuhrmann mit einer leer daſtehenden alten Reiſekutſche trug Heinrich für wenig Geld die Weiterbeförderung an und bald kutſchirte dieſer tief in das »Land der Zukunft« hinein. Die Sonne ſchien tapfer, er ſaß hoch auf dem Bock, immer noch die verwelkte Primel auf der Mütze; und führte die Zügel der beiden mageren Gäule, während der Fuhrmann neben ihm ſich einem ſüßen Müſſiggange überließ und mit den befreundeten Stallknechten aller Gaſthäuſer am Wege geläufige Witz- und Schimpfworte austauſchte. Das Land wurde bald flach und kornreich, doch die Ortſchaften lagen unverbunden und einſam da, das Volk war ſchweigſam und eintönig in ſeinem Ausſehen. Aber Heinrich beſaß eine unverwüſtliche Pietät für die Natur; wo keine Gebirge und Ströme waren, da fand er jedes Gehölz, einen ſtillen Ackergrund, einen beſonnten Hügel reizend um der »Stimmung« willen, die darauf lag, und ſeine Verbündeten waren hierbei die Atmoſphäre und die Sonne, welche ihm jeden Buſch zu Etwas geſtalten halfen. Und ſchon früh hatte er, ohne theoretiſche Einpflanzung, unbewußt, die glückliche Gabe, das wahre Schöne von dem bloß Maleriſchen, was Vielen ihr Leben lang im Sinne ſteckt, trennen zu können. Dieſe Gabe beſtand in einem treuen Gedächtniß für Leben und Bedeutung der Dinge, in der Freude über ihre Geſundheit und volle Entwicklung, in einer Freude, welche den äußern Formenreichthum vergeſſen kann, der oft eigentlich mehr ein Barockes als Schönes iſt. So war er im Stande, einen mächtig in den Himmel ſtrebenden Tannenbaum mit frohem Auge zu betrachten, während ein Anderer denſelben ſogleich auf die Kunſt bezog und die ſtörende ſteife Linie hinweg wünſchte und irgend einem recht zerriſſenen verkrüppelten Birnbaum nachlief. Das glänzende ungebrochene Grün einer Wieſe, eines Buchenwaldes im Frühling erquickte ſeinen Blick, indeſſen Jener den »giftigen Ton« beklagte und ein Stück faulen Sumpf bewunderte. In dieſer Weiſe, die Natur zu ergreifen, war er über das maleriſche Verſtändniß hinaus zum allgemeinen Dichteriſchen zurück gelangt, welches vom Anfang an in jedem Menſchen liegt, und dieſes zeigte ihm auch noch etwas Schönes, wo der Maler darbte.

Deswegen ließ Heinrich auch jetzt ſeine Augen ſchweifen, links und rechts vom Wege, und guter Laune wurde in einem anſehnlichen Dorfe Halt gemacht. Der arme fahrende Schüler ſah ſich an den runden Sondertiſch des Gaſthauſes verſetzt und begann eben, ſtill auf ſeinen Teller ſchauend, an die heimathliche Mittagstafel zu denken, als ein herrſchaftlicher Wagen mit Wappen und Bedienten heranfuhr und ſeine Inhaber unter großem Geräuſch der Wirthsleute in die Stube traten. Es waren eine ſchöne Dame von etwa dreißig, ein noch ſchöneres Mädchen von funfzehn Jahren und ein großer feiner Herr im beſten Mannesalter, welcher von dem Wirth unterthänigſt Herr Graf genannt wurde. Dieſe Umſtände waren hinreichend, um für den unerfahrenen Heinrich ein kleines Abenteuer zu ſein. Obgleich er ſich gegen allen ungebührlichen Reſpect gewappnet fühlte, konnte er doch nicht umhin, einige neugierige Blicke nach dieſen überbürgerlichen Weſen hinzuwerfen, von denen er noch Keines in der Nähe geſehen hatte und die jetzt am gleichen Tiſche Platz nahmen.

Das nahe Rauſchen und Kniſtern der ſeidenen Gewänder machte ihn befangen und behaglich zugleich, und während er ſich mit ſeinen Händen und ſeinem Eßwerkzeuge möglichſt enge zuſammenhielt, hätte er ſich doch um keinen Preis ganz von ſeinem Plätzchen hinweg locken laſſen; denn wie zwei Frühlingsſonnen ruhten die offenen kindlichen Augen des jungen Mädchens auf ihm. Er wagte auch bald das zweite Paar Blicke auszuſenden, welche diesmal auf die ältere Dame trafen, wie ſie ihn mit einem eiskalten, merkwürdigen Geſichte anſah und gar nicht zu bemerken ſchien, daß er ſie ebenfalls betrachtete. Nachdem ſie den rothgewordenen Heinrich eine Weile angeſehen hatte, wandte ſie ihre Augen wieder von ihm, wie wenn ſie nur auf einem Krug oder einem Stuhl geruht hätten, ohne irgend einen jener feinen Uebergänge, welche artigen und rückſichtsvollen Leuten in ſolchen Fällen ſchnell zu Gebote ſtehen. Dieſe Augengrobheit bewirkte, daß er von nun an nicht mehr aufſah und ſich beſtrebte, ſo bald als möglich vom Tiſche zu kommen. In dieſem Beſtreben ſchien ihn ein allerliebſtes Bologneſerhündchen unterſtützen zu wollen, welches, auf dem Tiſche umher laufend, plötzlich vor ſeinem Teller ein Männchen machte. »Ach, ſieh den kleinen Schelm!« rief die Dame mit kindlicher Freude; Heinrich hielt dem Thiere unwillkürlich ein Stückchen Kuchen hin, da rief ſie daſſelbe ſogleich zurück, und als es nicht kam, ergriff ſie es unwillig beim Pelze und ſetzte es vor ſich hin. »Willſt du wohl da bleiben, du Landſtreicher?« ſagte ſie, als der Graf hinzutrat und bemerkte: »Aber, Emilie, thu' doch den Hund vom Tiſch, wir ſind ja nicht allein!« Emilie aber entgegnete mit einer unnachahmlichen Unbefangenheit: »Ach Gott, das arme Thierchen wird doch Niemanden geniren?« Jetzt erſt merkte Heinrich die neue Ungezogenheit und wollte dieſe übermüthige Perſon heimlich mit irgend einem Schimpfworte bedienen, als die Kleine das Hündchen auf den Schooß nahm und mit ihren feinen Händchen in feſten Banden hielt. Zugleich trat der Herr zu ihm und redete ihn an:

»Mein Herr, ich habe ſo eben von Ihrem Kutſcher vernommen, daß wir den gleichen Weg reiſen. Auch ich bin hierher gekommen, um mittelſt der Poſt bis zur nächſten Eiſenbahnſtation zu gelangen. Da Sie aber ganz allein ſind, ſo haben Sie vielleicht nichts dagegen, wenn ich mich zu Ihnen geſelle? denn ich ziehe die gemüthliche Kutſche bei dieſem Wetter dem dumpfen Poſtwagen vor; auch mein Gepäck, welches nicht beträchtlich iſt, dürfte noch neben dem Ihrigen Platz finden.«

Heinrich erwiederte etwas unbeholfen, daß er gar nichts zu verfügen hätte, indem es dem Kutſcher frei ſtände, ſo viel Paſſagiere aufzunehmen, als er unterbringen könne. Die große Dame hingegen rief: »Du wirſt Dich doch nicht in den alten Rumpelkaſten ſetzen wollen, mit dem ſchmutzigen Fuhrmann auf dem Bock? Nein, da dank' ich dafür!«

»Wenn Du ein Herz für mich haſt, liebe Schweſter,« ſagte der Herr, »ſo wünſcheſt Du mir vielmehr Glück dazu, daß ich einige Stunden lang die freie Luft und das ſchöne Wetter genießen kann!«

»Gut, daß wir diesmal nicht mitreiſen, ſonſt würdeſt Du uns am Ende noch zwingen, mit einzuſitzen!«

»Ebenſo wenig, als ich Euch zumuthen würde, die Poſt zu gebrauchen!«

»Zur Strafe werden wir Deine glorreiche Abfahrt aber auch nicht abwarten, ſondern ſogleich zurückfahren!«

»Das kann ich auch gern erlauben; denn dieſer Herr und ich werden uns unmittelbar nach Euch auf den Weg machen.«

Während dieſes Geſpräches hatte ſich zwiſchen Heinrich und dem jungen Dämchen ein artiger ſtummer Verkehr entſponnen. Das Hündchen auf ihrem Schooße blickte beſtändig nach dem Stückchen Kuchen hin, welches verlaſſen und unerreichbar auf dem Tiſche lag, das Mädchen langte danach, Heinrich anblickend, wie um Erlaubniß zu bitten, konnte es aber nicht erreichen, ſo daß er es ihr näher hinſchob. Der Hund mußte nun ſeine Künſte machen, ehe er den Kuchen erhielt, Heinrich legte ein anderes Stück auf die neutrale Mitte des Tiſches, von wo es das freundliche Kind wegholte, und ſo ging es fort, bis der Vorrath verzehrt war. Dabei hatte ſie den Fremden nicht mehr angeſehen, jedoch ſo laut und fröhlich zu dem Thierchen geſprochen und die Hände ſo feſt und traulich nach dem Backwerke bewegt, daß er ſich wohl als zur Geſellſchaft gehörig betrachten durfte, und er erwiederte auch dieſe Freundlichkeit durch die größte Stille und Beſcheidenheit. Als der Graf nun die Damen nach dem Wagen hinaus führte, um dort von ihnen Abſchied zu nehmen, grüßte die Kleine unter der Thüre Heinrich ganz allerliebſt und dieſer machte dem unerwachſenen Kinde ein ſo ernſthaftes Compliment, als wenn er die ehrwürdigſte Matrone vor ſich gehabt hätte.

Indeſſen hatte ſich im Gaſtzimmer eine Geſellſchaft von ſechs bis ſieben Männern eingefunden, ſämmtlich mit runden vollen Geſichtern und blonden Schnurrbärten verſchiedenſten Schnittes. Sie trugen graue Jagdröcke mit grünen Aufſchlägen und einige waren mit Sporen verſehen. Bald hatte Jeder einen ſchäumenden Krug Bier vor ſich, welches, nebſt einer beabſichtigten Kegelpartie, auch der Hauptinhalt des lauten Geſpräches war, aus welchem es ſich weiter ergab, daß ſämmtliche Geſellſchaft aus Gerichtsaſſeſſoren, Forſtleuten, Steuerbeamten und dergleichen beſtand; auch ein Phyſikus war dabei. Aeußerlich konnte man ſie nicht unterſcheiden, weil alle gleich rüſtig und forſtmäßig ausſahen, und Heinrich betrachtete ſie mit Wohlgefallen und geſtand ſich, daß dieſe ſporenklirrenden Beamten in ihren Jagdtrachten ſich keck und maleriſch ausnähmen im Gegenſatz zu den nüchternen und friedlichen Würdeträgern in den Dörfern ſeines Vaterlandes. Die Männer ſprachen viel von

Büchſen und Kugeln und er ſchrieb ihnen deswegen auch einen gehörigen Verſtand zu, von ſeiner Heimath her gewohnt, denſelben meiſtens bei guten Schützen und wehrhaften Leuten zu finden. Ueber dieſen Betrachtungen hatte er achtlos den Kopf bedeckt, um ſich das Anlegen ſeines Mantels, das Bezahlen ſeiner Zeche u. dergl. bequemer zu machen und näherte ſich ſchon der Thüre, als einer der Herren vor ihn hintrat und ihm die Mütze vom Kopfe nahm mit den Worten: »Wenn Sie nicht wiſſen, mein Herr, was hier zu Lande Sitte iſt, ſo iſt man genöthigt, es Ihnen deutlich zu zeigen!« — Heinrich ſah ganz verblüfft auf den Redner, dann auf die großen Bierkrüge und in der braunen Stube umher; ſeine Augen glitten aber ab von den höhniſchen Geſichtern, auf welche ſie trafen und die darauf hinwieſen, daß dieſe Scene das Reſultat einer förmlichen, vorhergehenden Berathung war; denn alle Genoſſen des Angreifers ſtanden im Kreiſe um ihn herum. Jetzt erſt wurde er feuerroth und ſtammelte zornig: »Wie können Sie ſich unterſtehen —«, dabei hob er ſeine Mütze vom Boden auf, drehte ſie krampfhaft zuſammen und hatte nicht übel Luſt, den Mann damit in's Geſicht zu ſchlagen. Zugleich riefen verſchiedene Stimmen: »Sein Sie ruhig, oder man wird Sie hinaus werfen!«

»Ich erſuche Sie, das bleiben zu laſſen, meine Herren!« ſagte der Graf, welcher hereinkommend Alles mit angeſehen hatte, mit entſchiedener Stimme und trat neben Heinrich. »Wenn hier Jemand,« fuhr er fort, »keine Lebensart beſitzt, ſo iſt es jedenfalls nicht dieſer junge Mann, und insbeſondere verwahre ich mich dagegen, daß es deutſcher Sitte gemäß ſei, einen harmloſen Reiſenden durch Thätlichkeiten zu belehren!«

Die Anweſenden hatten ſich ſchon ſtillſchweigend zurückgezogen und der dicke Wirth, welcher vorhin keine Miene gemacht hatte, den Fremden in ſeinem Hauſe zu beſchützen, war in angſtvoller Verlegenheit. Nur der Anführer der Beamtengeſellſchaft erwiederte mit unſicherer Stimme: »Wenn wir von einem Fremden die gebührliche Achtung verlangen, ſo geſchieht es in Rückſicht auf des Königs Majeſtät, deſſen Stellvertreter wir ſind.«

»Es liegt ſchwerlich im Wunſche des Königs, daß ſeine Beamten ſich hinter den Bierkrug lagern, um darüber zu wachen, daß jeder Reiſende im Lande den Hut abzieht!« Damit faßte der Graf ſeinen Schützling unter den Arm und ging mit ihm hinaus.

Die Beamten liefen in großer Verwirrung in der Stube umher und ergriffen ſtumm und grimmig ihre Krüge; ſie ſchämten ſich nicht vor einander, ſondern vor den Wirthsleuten, welche Zeugen ihrer Demüthigung geweſen waren. Nur Einer ſagte: »Das war wieder einmal Waſſer auf ſeine Mühle, da konnte er ſeine merkwürdigen Launen wieder auslaſſen! Schade, daß er mit ſeinem Spleen nicht in England zu Hauſe iſt!«

»Ich glaube, er würde noch lieber nach Amerika gehören,« verſetzte ein Anderer mit pfiffigem Ausdruck. —

In dem ‚alten Wagen, als derſelbe auf der Landſtraße dahin fuhr, ſaßen die beiden Neubekannten anfangs ſchweigend und verſtimmt. Heinrich aus guten Gründen; denn die leiſeſte Berührung einer fremden männlichen Hand in feindlicher Abſicht jagt das Blut immer in eine heftige Wallung und hat ſchon oft genug Mord und Todtſchlag zur Folge gehabt; ſein Begleiter hingegen mochte etwas ärgerlich darüber ſein, daß er in ſo kurzer Zeit einen unſcheinbaren Fremden wiederholt gegen die Ungezogenheit der eigenen Umgebung hatte ſchützen müſſen, wozu noch die Ungewißheit kam, ob dieſe in Beziehung auf den inneren Werth des Schützlings wohl auch nothwendig ſei? Wie um ſich hierin zu verſichern, eröffnete er endlich das Geſpräch, indem er Heinrich nach ſeinem Herkommen befragte. Als dieſer erwiederte, daß er Schweizer ſei und zum erſten Mal in Deutſchland reiſe, verſetzte der Graf: »Und ſind Sie überraſcht durch die vorige Tölpelei, oder finden Sie irgend eine vorgefaßte Meinung beſtätigt?«

»Ich ſoll eigentlich nicht überraſcht ſein, wenn ich bedenke, daß jedes Volk ſeine eigenen Sitten hat, welche kennen zu lernen der Fremde wohlthut. Ich erinnere mich jetzt wirklich, daß in meiner Heimath dem Reiſenden ähnliche Unannehmlichkeiten widerfahren, indem dort das Landvolk, wenn es von Begegnenden nicht gegrüßt, oder ſein Gruß nicht erwiedert wird, dem Fehlenden Schimpf und Spott nachſendet. Dabei herrſcht eine ſo genaue Etiquette, daß der Ankommende oder Vorübergehende denjenigen, der an einer Stelle ſitzt oder ſteht, zuerſt begrüßen muß, wenn er nicht ausgeſcholten werden will.«

»Da ſcheint mir aber doch eine ſchönere Sitte allgemeiner Freundlichkeit und Zutraulichkeit zu Grunde zu liegen, als die tolle Reſpectwuth unſerer Honoratioren iſt. Oder iſt es vielleicht die gleiche moraliſche Triebfeder, indem Ihr Landvolk ſich als republikaniſcher Souverain reſpectirt wiſſen will?«

»Durchaus nicht! Das Volk bei uns hat nicht nöthig, ſich ſeine Bedeutung durch ſolche Dinge zu vergegenwärtigen; es athmet ſeine Lebensluft, ohne daran zu denken; der Herzſchlag ſeines politiſchen Lebens gehört eben ſowohl zu den unwillkürlichen Bewegungen, als derjenige ſeines phyſiſchen Körpers. Auch ſind Leute, welche eine abſolute perſönliche Nichtsnutzigkeit und Hohlheit fortwährend durch ihren überkommenen Antheil an der bürgerlichen Souverainität übertünchen wollen, nicht beſonders angeſehen. So mag es kommen, daß das Volk auf den Straßen den Poſtzug eines durchreiſenden gekrönten Hauptes mit kindlicher Verwunderung begafft und, wenn es etwas recht Großes und Reiches bezeichnen will, die Worte König und königlich ſo wohl anwendet, wie alle übrige Welt, oft mit ſolcher Naivetät, daß der geſchulte Democrat ſich darob ärgern mag.«

»Wenn Sie hierin noch die glückliche Stimmung ihres Volkes theilen, werden Sie ſich alſo nicht unbequem fühlen während Ihres Aufenthaltes in einer Monarchie?«

»So lange ich die Gewißheit habe, zurückzukehren, ſobald ich will, wohl nicht. Indeſſen muß ich Ihnen geſtehen, mein Herr, daß doch ſchon eine ſonderbare Stimmung anfängt, ſich meiner zu bemächtigen, und der heutige Auftritt machte dieſelbe nur klarer. Es iſt mir zu Muthe, wie wenn irgend einer zarten und bisher unberührten Saite meines Innern plötzlich Gewalt angethan wäre; jeder Stein, jeder Baum ſcheint hier einen Stempel zu tragen, noch neben dem der Gottheit und der Natur. Jedes Poſtſchild ſcheint mir zuzurufen: Du mußt Dich auch zeichnen laſſen, wie ich, hier iſt Alles das erſte und letzte Eigenthum eines einzelnen Menſchen! Und je weniger das Wort in Wirklichkeit wahr iſt, beſonders in einer geſetzlich eingerichteten Monarchie, deſto mehr kommt es mir als ein unwürdiger Spaß, als ein blauer Dunſt vor, den man ſich mit ernſthaftem Geſicht vormacht; je weniger ich, wenn ich recht thue, nach Jemandem zu fragen habe, deſto läſtiger iſt es mir, wenn ich mich doch ſo anſtellen ſoll, vor einer Namensſchiffer den Hut abzuziehen und den Nachbar dabei zu verſichern, daß dies mein höchſter Ernſt ſei. Eigentlich regieren überall doch diejenigen, welche die nöthige Einſicht und Ueberlegenheit im Guten wie im Böſen dazu haben; manchmal iſt es der Fürſt, manchmal der letzte Hirtenſohn ſeines Reiches, zuletzt faſt immer die öffentliche Meinung oder die Mehrheit, und Angeſichts dieſer Thatſache wird wohl nur darum die Republik in der weiten Welt faſt unmöglich, weil ſie von ihren Verkündigern anſtatt zur Sache der kühlen Vernunft und Lebenspraxis, zur Sache des Gefühls, zum religiöſen Ideal gemacht wird, welches wieder der Heuchelei, der Schwärmerei und einem politiſchen Pfaffenthum Thür und Thor öffnet.«

»Ei, Sie ſprechen ja wie ein Buch, junger Freund! Sie ſind wohl ein eifriger Politiker?«

»Das gerade nicht mehr, als nöthig iſt! Ich habe aber als ein Buchrepublikaner darüber nachgedacht, daß mein Volk ſo wenig Aufhebens macht mit ſeiner Republik, während es ſich wahrhaft und nicht vorübergehend unglücklich fühlte, wenn es durch irgend eine Uebermacht bezwungen, auch von dem beſten Fürſten zu beſitzen und zu regieren verſucht würde. Und je mehr ſich dieſes Volk von uns, die wir Bücher leſen und den weltgeſchichtlichen Begriff der Republik kennen, unterſcheidet, deſto liebenswürdiger iſt es in ſeiner Duldſamkeit gegen Andersgläubige, gegen monarchiſche Unterthanen, denen es nicht das brutale car tel est notre plaisir entgegenzuſchreien braucht, welches der bornirte Royaliſt hervorkehrt, wenn er über ſeine Anhänglichkeit an eine Dynaſtie, von der er in ſeinem Leben noch keinen kleinen Finger geſehen hat, keine Rechenſchaft weiter geben kann. Ich für mich aber kann mir bereits vorſtellen, wie es Einem iſt, der in der Türkei reiſt, dem Drehtanze eines Derwiſches zuſehen und ſich wohl hüten muß, den Mund zu verziehen.«

»Auf dieſes wenig ſchmeichelhafte Gleichniß,« ſagte der Graf lächelnd, »kann ich Ihnen entgegnen, daß ein Royaliſt vielleicht in ähnlicher Lage iſt auf einer Reiſe durch die Schweiz und daß demſelben die dortigen Zuſtände ſehr barbariſch, zufällig und roh vorkommen dürften!«

»Dagegen,« erwiederte Heinrich ebenfalls lachend, »könnte ich nur das alte Sprüchwort halten, welches am Ende der beſprochenen Toleranz meiner gemeinen Landsleute zu Grunde liegt: über den Geſchmack iſt nicht zu ſtreiten!«

»Da haben Sie ganz Recht,« ſagte Heinrichs Begleiter und gab ihm die Hand, »auch bin ich vielleicht am wenigſten im Fall, mit Ihnen zu ſtreiten. Und was führt Sie denn, wenn ich fragen darf, nach unſerm monarchiſchen Deutſchland? Dem Anſcheine nach ſind Sie entweder Student oder ein junger Künſtler?«

»Beides zuſammen, wenn Sie wollen! letzteres im engeren Sinne, erſteres überhaupt, inſofern ich mir in der Mitte meines großen Stammvolkes ſelbſt ſeine geiſtigen Errungenſchaften aneignen und diejenigen allgemeinen Grundlagen und Anſchauungen erwerben möchte, welche nur bei großen Sprachgenoſſenſchaften zu finden ſind, und ohne welche es der Einzelne zu nichts Ganzem und Höherem bringen kann.«

»Wie, Eure ſchweizeriſche Nationalität genügt Euch alſo doch nicht für den Hausgebrauch in allen Dingen? Sie gibt Euch keine Ideen für ein höheres Bedürfniß?«

»Jedes Ding hat zwei Seiten, mein Herr! und, wie ich glaube, auch die Nationalität oder was man ſo nennen mag. Man kann ein ſehr guter Hausvater, ein anhänglicher, pflichtgetreuer Sohn ſein und doch das entſprechende Gebiet für verſchiedene Bedürfniſſe und Fähigkeiten außer dem Hauſe ſuchen und finden. Und wie die Familie die ſicherſte, troſtreichſte Zuflucht iſt nach jeder Abſchweifung und Irfahrt, ſo iſt das Vaterland, wenn ſeine Gränzen einen natürlichen Zuſammenhang haben, und wenn es zudem noch den ſicheren Schooß eines aufgeweckten und vergnüglichen bürgerlichen Lebens bildet, der erſte und letzte Zufluchtsort für alle ſeine beſſeren Kinder, und je ungleicher dieſe ſich an Stamm und Sprache manchmal ſind, deſto feſter ziehen ſie ſich, nach gewiſſen Geſetzen, gegenſeitig an, freundlich zuſammengehalten durch ein gemeinſam durchgekämpftes Schickſal und durch die erworbene Einſicht, daß ſie zuſammen ſo, wie und wo ſie nun ſich eingerichtet haben, am glücklichſten ſind. Eine ſolche Lage iſt die unſrige. Um einen uralten Kern hat ſich nach und nach eine mannigfaltige Genoſſenſchaft angeſetzt, welche die Ueberlieferungen deſſelben, ſo weit ſie in ihrer Bedeutung noch lebendig ſind, mit aufnahm und ſich beſtrebt, ſie fortwährend in gangbare Münze umzuſetzen. Aehnliche Neigungen in der durchweg ähnlichen, ſchönen Landſchaft, eine Menge nachbarlicher Berührungen bei der gemeinſamen Zähigkeit, den Boden unabhängig zu erhalten, haben ein von jedem andern Nationalleben unterſchiedenes Bundesleben hervorgebracht, welches allen ſeinen Theilnehmern wieder einen gleichmäßigen Charakter bis in die feineren Schattirungen der Sitten und Sinnesart verliehen hat. Und je mehr wir uns in dieſem Zuſtande geborgen glauben vor der Verwirrung, die uns überall umgibt, je mehr wir die träumeriſche Ohnmacht der altersgrauen großen Nationalerinnerungen, welche ſich auf Sprache und Farbe der Haare ſtützen, rings um uns zu erkennen glauben, deſto hartnäckiger halten wir an unſerem ſchweizeriſchen Sinne feſt. So kann man wohl ſagen, nicht die Nationalität gibt uns Ideen, ſondern eine unſichtbare, in dieſen Bergen ſchwebende Idee hat ſich dieſe eigenthümliche Nationalität zu ihrer Verkörperung geſchaffen.«

»Ich kann mich nun,« verſetzte der Graf, »allerdings ſchon leichter in dieſes ſonderbare Nationalgefühl hineindenken, muß aber um ſo eher darauf beſtehen, daß die Schweizer folgerechter Weiſe auch einer eben ſo eigenthümlichen, aus ihren Verhältniſſen erwachſenden Geiſtescultur bedürfen ſollten!«

»Das iſt eben die andere Seite! Es gibt zwar Viele meiner Landsleute, welche an eine ſchweizeriſche Kunſt und Literatur, ja ſogar an eine ſchweizeriſche Wiſſenſchaft glauben. Das Alpenglühen und die Alpenroſenpoeſie ſind aber bald erſchöpft, einige gute Schlachten bald beſungen, und zu unſerer Beſchämung müſſen wir alle Trinkſprüche, Mottos und Inſchriften bei öffentlichen Feſten aus Schillers Tell nehmen, welcher immer noch das Beſte für dieſes Bedürfniß liefert. Und was die Wiſſenſchaft betrifft, ſo bedarf dieſe gewiß noch weit mehr des großen Weltmarktes und zunächſt der in Sprache und Geiſt verwandten größeren Völker, um kein verlorener Poſten zu ſein. Der franzöſiſche Schweizer ſchwört zu Corneille, Racine und Molière, zu Voltaire oder Guizot, je nach ſeiner Partei, der Teſſiner glaubt nur an italieniſche Muſik und Gelehrſamkeit und der deutſche Schweizer lacht ſie beide aus und holt ſeine Bildung aus den tiefen Schachten des deutſchen Volkes. Alle aber ſind beſtrebt, Alles nur zur größeren Ehre ihres Landes zurückzubringen und zu verwenden, und Viele gerathen ſogar über dieſem Beſtreben in ein gegen die Quellen undankbares und lächerliches Zopfthum hinein.«

»Es iſt vielleicht,« wandte Heinrichs Begleiter ein, »ein unbeſcheidener Mißbrauch, welchen ich mit einem wackeren Volke treiben möchte, wenn ich auf meiner alten Behauptung beharre und ſogar wünſche, daß Ihr es einmal verſuchsweiſe darauf anlegtet, in allen Dingen ganz ſelbſtändig und naturwüchſig zu ſein und ganz auf Eurem Boden eine eigene Weisheit zu pflegen. Dem Lande, wie ſeiner Verfaſſung eigenſt angemeſſen, müßte gewiß etwas Friſches und für uns Andere Erbauliches zu Stande kommen. Sie würden vielleicht umkehren, junger Mann, wenn Sie wüßten, wie ſich bei uns großen Nationen die Bildung im ewigen Kreiſe herumdreht, wie einflußlos unſere Heroen, die in Jedermanns Munde ſind, an unſerem innerſten Herzen vorübergehen, und wie bis zur dumpfen Verzweiflung ſich Ungeſchmack und Unſinn jeden andern Tag wieder ſo breit macht, als wäre er nie überwunden worden!«

Mit dieſen Worten ſtieß der Graf einen ziemlichen Seufzer aus; Heinrich aber ſchüttelte den Kopf und ſagte:

»Nein, nein! erſtens thun Sie ſich ſelbſt unrecht und zweitens können wir uns doch nicht abſchließen! Zu einer guten patriotiſchen Exiſtenz braucht es jederzeit nicht mehr und nicht weniger Mitglieder, als gerade vorhanden ſind. Mit den Culturdingen iſt es anders; da ſind vor Allem gute Einfälle, ſo viel als immer möglich, nothwendig, und daß deren in vierzig Millionen Köpfen mehrere entſtehen, als nur in zwei Millionen, iſt außer Zweifel!«

»Das iſt freilich ein praktiſcher und triſtiger Grund!« ſagte der Graf mit herzlichem Lachen, »ich will Ihnen ferner auch Nichts einwenden und wünſche Ihrer Jugend wie Ihren Hoffnungen das beſte Gedeihen. Es ſollte mich recht freuen, ſpäter einmal zu erfahren, wie Sie Ihre

Rechnung befunden haben. Ich verlaſſe mich auch darauf; denn wenn man mit ſo klarem, ſchönem Willen in die Welt geht, ſo wird man gewiß etwas aus ſich machen!«

Da die friedlich wackelnde Kutſche an einem Haltorte der Eiſenbahn angekommen war und in demſelben Augenblicke auch ein mächtiger Wagenzug heran pfiff, ſo ſtiegen ſie nun aus und nahmen Abſchied, indem der Graf, ſeinen jungen Gefährten mit faſt wehmüthiger Theilnahme anſehend, ihm noch ein freundliches »auf's Wiederſehen« nachrief. Heinrich drängte ſich noch mit ſeinem Gepäcke unter den Leuten umher, um ſeinen Platz in der dritten Klaſſe aufzuſinden, während der vornehme Herr ſchon in einem bequemen und prächtigen Coupé der erſten Klaſſe ſich ganz allein ausſtreckte. Er rutſchte aber unruhig hin und her und ſagte zu ſich ſelbſt: Wunderliches Verhältniß! da würde ich nun gern mit dieſem muntern Jungen weiter plaudern, aber der Unterſchied unſerer Geldbeutel reißt uns aus einander und ich darf ihm keinen Platz bei mir anbieten, während ich zu weichlich bin, mich unter das

Volk hinaus zu ſetzen! Doch was hindert mich eigentlich daran? Und ſchon wollte er wieder ausſteigen, als der Zug ſich mit einem grellen Pfiff in Bewegung ſetzte und bald über das Feld hinglitt, die Sonne im Rücken laſſend.

Dieſelbe näherte ſich bei der Ankunft in der großen Hauptſtadt, dem Reiſeziele Heinrichs, ſchon ihrem Untergange und vergoldete mit ihren letzten Strahlen die weite Ebene ſammt der Stadt mit ihren Steinmaſſen und Baumwipfeln. Heinrich hatte kaum ſeine Sachen in einem Gaſthofe untergebracht, ſo lief er ungeduldig wieder auf die Straße und ſtürzte ſich unter das Wogen und Treiben der Stadt.

Da glühten im letzten Abendſcheine griechiſche Giebelfelder und gothiſche Thürme; Säulen der verſchiedenſten Art tauchten ihre geſchmückten Häupter noch in den Roſenglanz, helle gegoſſene Bilder, funkelneu, ſchimmerten aus dem Helldunkel der Dämmerung, indeſſen buntbemalte offene Hallen ſchon durch Laternenlicht erleuchtet waren und von geſchmückten Frauen durchwandelt wurden. Steinbilder ragten in langen Reihen von hohen Zinnen in die Luft, Königsburgen, Paläſte, Theater, Kirchen bildeten große Gruppen zuſammen, Gebäude von allen möglichen Bauarten, alle gleich neu, ſah man hier vereinigt, während dort alte geſchwärzte Kuppeln, Rath- und Bürgerhäuſer einen ſchroffen Gegenſatz machten. Es herrſchte ein aufgeregtes Leben auf den Straßen und Plätzen. Aus Kirchen und mächtigen Schenkhäuſern erſcholl Muſik, Geläute, Orgel- und Harfenſpiel; aus mit allerlei myſtiſchen Symbolen überladenen Kapellenthüren drangen Weihrauchwolken auf die Gaſſe; ſchöne und fratzenhafte Künſtlergeſtalten gingen ſchaarenweis vorüber, Studenten in Schnürröcken und ſilbergeſtickten Mützen kamen daher, gepanzerte Reiter mit glänzenden Stahlhelmen ritten gemächlich und ſtolz über einen Platz, üppige Courtiſanen mit blanken Schultern zogen nach hellen Tanzſälen, von denen Pauken und Trompeten herniedertönten; alte dicke Weiber verbeugten ſich vor dünnen ſchwarzen Mönchen, welche zahlreich umhergingen; unter offenen Hausfluren ſaßen wohlgenährte Spießbürger hinter gebratenen Gänſen und mächtigen Krügen und genoſſen den lauen Frühlingsabend; glänzende Wagen mit Mohren und Jägern fuhren vorbei und wurden aufgehalten durch einen ungeheueren Knäuel von Soldaten und Handwerksburſchen, welche ſich die Köpfe zerbläueten. Es war ein unendliches Geſumme überall und ein ſeltſamer Uebergang der katholiſchen Feſtandacht und der kirchlichen Glockentöne in die laute Luſtbarkeit des zweiten Oſterabends.

Heinrich hatte ſich aus dem Lärm verloren in eine lange und weite Straße, welche ganz von mächtigen neuen Gebäuden beſetzt war. Steinerne Bildſäulen ſtanden vor ernſten byzantiniſchen Fronten, die ſtill und hoch in den dunkelnden Himmel hinauf ſtiegen, bald dunkelroth gefärbt, bald blendend weiß, Alles wie erſt heute und zur Muſterſammlung für lernbegierige Schüler aufgeſtellt. Da und dort verſchmelzten ſich die alten Zierarten und Formen zu neuen Erfindungen, die verſchiedenſten Gliederungen und Verhältniſſe ſtritten ſich und verſchwammen in einander und löſten ſich wieder auf zu neuen Verſuchen; es ſchien, als ob die tauſendjährige Steinwelt auf ein mächtiges Zauberwort in Fluß gerathen, nach einer neuen Form gerungen hätte und über dem Ringen in einer ſeltſamen Miſchung wieder erſtarrt wäre. Wie zum Spotte ragte tief im Hintergrunde eine coloſſale alte Kirche im Jeſuitenſtyle über alle dieſe Schöpfungen empor und die tollen Schnörkel und Schlangenlinien derſelben ſchienen in dem ſchwachen Mondlichte auf und nieder zu tanzen. Das Getöſe der inneren Stadt ſummte nur von ferne in die einſame, ſtille Straße herein, man hörte faſt keines Menſchen Tritt gehen, nur ein hoher, magerer Mann kam mit langen Schritten und wunderlichen Bewegungen durch das erſterbende Zwielicht daher und trat, als Heinrich ihn zerſtreut anſah, plötzlich auf denſelben zu und ſchlug ihm die Mütze vom Kopfe, daß ſie auf den Boden fiel. Es lag aber etwas Schwärmeriſches und gutmüthig Edles in den Augen dieſes Mannes, ſo daß Heinrich verlegen daſtand, ſich hinter den Ohren kratzte und nicht wußte, was nun wieder zu thun ſei. Der Fremde rief ihm aber mit lauter Stimme zu: »Warum gaffen Sie mich an und grüßen nicht? Was iſt das für eine Ungezogenheit?« Heinrich ſagte: »Ich kenne Sie ja gar nicht, Herr!« »So? Wiſſen Sie, ich bin der König! Artig ſein, Reſpect haben, junger Mann!« und ohne eine fernere Rede abzuwarten, ſchritt er raſch von dannen.

Heinrich hob ſeine Mütze vom Boden, ſchlug den Staub ab und ſuchte eiligſt ſeine Herberge auf.

Viertes Kapitel.

Am andern Tage handtierte Heinrich Lee bereits in einem gemietheten Zimmer umher und war bemüht, ſeine Siebenſachen in den verſchiedenen Hausgeräthen unterzubringen. Sein gewaltiger altväterlicher Holzkoffer ſtand mitten auf dem Boden und ſchien ſich nicht erſchöpfen zu wollen; denn außer dem reichlichen Vielerlei, womit ihn die Mutter für des Leibes Bedürfniß verſorgt hatte, führte er auch einen ziemlichen Vorrath an ſonſtigen Dingen mit, von denen er ſich nicht hatte trennen können, obſchon ein guter Theil keinen andern Werth hatte, als daß Heinrich bisher die Sachen täglich vor Augen und in Händen ſah. Er kannte den Zuſtand noch nicht, wo man jedes entbehrliche Buch, jedes Käſtchen oder Schächtelchen aus alter Zeit, Briefſchaften, ſogar muſikaliſche Inſtrumente, die Einem faſt an die Hand gewachſen ſind, über Bord wirft und ſtarr und ängſtlich ſeine Zukunft ſuchend, welche immer zurückzuweichen ſcheint, während ſie fortwährend um uns herumſchleicht und hinter unſerm Rücken unbemerkt zur Vergangenheit wird, mit dem zuſammengepreßten Gepäcke eines Couriers Jahre lang dahin lebt, in Wohnungen, die eben ſo knapp eingerichtet ſind, ein Bett, ein Tiſch, ein Sopha, vier Stühle, und das Alles in der jämmerlichen Eleganz, wie ſie der Laden eines Tröblers oder Möbelverleihers darbietet und der Geſchmack einer hungrigen Wittwe zuſammenſtellt. Da iſt keine trauliche Uhr an der Wand, ja kein überzähliges Tiſchchen am Fenſter, kein Blumenſtock vor demſelben; ſtatt daß klare weiße Vorhänge ſchlicht darüberhangen, ſchlingt ſich toll gewordener rother und gelber Kattun um einen trübſelig vergoldeten Spieß, welcher ſchon zwölfmal verkauft und wieder gekauft wurde. Und trotz dieſer Armſeligkeit hat die einzige Kommode im Nu das Mitgebrachte des fahrenden Bewohners verſchlungen wie ein Haifiſch eine Katze und läßt Nichts zu ſehen übrig, als hier einen Bogen Briefpapier, dort eine Haarbürſte. Es iſt ein unerquickliches Leben in dieſer baumwollenen Pracht der Miethzimmer, immer den Reiſekoffer neben dem Ofen!

Die Wohnung jedoch, welche Heinrich gefunden hatte, entſprach mehr ſeinen mitgebrachten mannigfaltigen Habſeligkeiten. Sie war einfach, aber bequem und hatte in ihrer Einrichtung das Anſehen einer ſeit lange ſo beſtandenen ordentlichen Wohnſtube. Die Fenſter gingen auf einen ſtillen Hof, die Seſſel an denſelben ſtanden noch auf beſonderen Erhöhungen, und noch ein anderer behaglicher Sitz zum träumeriſchen Ausruhen verſprach die endlich geleerte Arche Noä Heinrichs zu werden, welche er zwiſchen den Ofen und das Bett hineinſchob.

Er ſaß auch ſchon auf dem ſoliden Deckel, ausruhend und nachdenklich, wie Einer, der für den Augenblick nicht weiß, was eigentlich zunächſt nun zu beginnen iſt. Ohne Empfehlungen und Bekanntſchaften in dieſer Stadt angekommen, mußte er ſich ganz allein zu helfen und nach eigenem Ueberblick und Urtheil ſeine Thätigkeit zu ordnen ſuchen. In der Hand hielt er ein eingebundenes Manuſcript und blätterte darin umher, als ob er eine Richtſchnur oder wenigſtens die Anknüpfungspunkte für eine ſolche herausfinden wollte. Es war die Geſchichte ſeiner bisherigen Jugend, welche er in jugendlicher Subjectivität und Schreibſeligkeit während der letzten Zeit vor ſeiner Abreiſe niedergeſchrieben hatte, um ſich eine Art Abſchluß und Ueberſicht zu bilden.

Bis ſeine neuen Verhältniſſe eine beſtimmte Geſtalt angenommen haben, wollen wir das mäßige Büchlein durchleſen, um ihn ſelbſt wie ſein ferneres Geſchick deſto klarer beurtheilen zu können. Schon daß er daſſelbe geſchrieben, iſt ſo bezeichnend, daß auch der Inhalt denjenigen weiter anregen muß, der überhaupt an unſerm Helden Theil nehmen mag.

Eine Jugendgeſchichte.

Mein Vater war ein Bauernſohn aus einem uralten Dorfe, welches ſeinen Namen von einer ſeit vielen Jahrhunderten verſchollenen Familie hat. Niemand weiß mehr, wo einſt das Schloß geſtanden, von dem man in den Chroniken noch ſchwache Spuren findet; eben ſo wenig weiß man, wann der letzte »Edle« dieſes Namens geſtorben iſt; aber das Dorf ſteht noch da, ſeelenreich und belebter als je, während das halbe Dutzend Familiennamen unverändert geblieben iſt und für die zahlreichen, weitläufigen Geſchlechter fort und fort ausreichen muß. Der kleine Gottesacker, welcher ſich rings an die trotz ihres Alters immer ſchneeweiß geputzte Kirche ſchmiegt und niemals erweitert worden iſt, beſteht in ſeiner Erde buchſtäblich aus den aufgelöſten Gebeinen der vorübergegangenen Geſchlechter, es iſt unmöglich, daß bis zur Tiefe von zehn Fuß ein Körnlein ſei, welches nicht ſeine Wanderung durch den menſchlichen Organismus gemacht und einſt die übrige Erde mit umgraben geholfen hat. Doch ich übertreibe und vergeſſe die vier Tannenbretter, welche jedesmal mit in die Erde kommen und den eben ſo alten Rieſengeſchlechtern auf den grünen Bergen rings entſtammen; ich vergeſſe ferner die derbe ehrliche Leinwand der Grabhemden, welche auf dieſen Fluren wuchs, geſponnen und gebleicht wurde, und alſo ſo gut zur Familie gehört, wie jene Tannenbretter, und nicht hindert, daß die Erde unſeres Kirchhofes ſo ſchön kühl und ſchwarz ſei, als irgend eine. Es wächſt auch das grünſte Gras darauf, und die Roſen nebſt dem Jasmin wuchern in göttlicher Unordnung und Ueberfülle, ſo daß nicht einzelne Stäudlein auf ein friſches Grab geſetzt, ſondern das Grab muß in den Blumenwald hineingehauen werden, und nur der Todtengräber kennt genau die Gränze in dieſem Wirrſal, wo das friſch umzugrabende Gebiet anfängt.

Das Dorf zählt etwa zweitauſend Bewohner, von welchen je etwa dreihundert den gleichen Namen führen; aber höchſtens zwanzig bis dreißig von dieſen pflegen ſich Vetter zu nennen, weil die Familienerinnerungen ſelten bis zum Urgroßvater hinaufſteigen. Aus der unergründlichen Tiefe der Zeiten an das Tageslicht geſtiegen, ſonnen ſich dieſe Menſchen darin, ſo gut es gehen will, rühren ſich und wehren ſich ihrer Haut, um wohl oder wehe wieder in der Dunkelheit zu verſchwinden, wenn ihre Zeit gekommen iſt. Wenn ſie ihre Naſen in die Hand nehmen, ſo ſind ſie ſattſam überzeugt, daß ſie eine ununterbrochene Reihe von zwei und dreißig Ahnen beſitzen müſſen und anſtatt dem natürlichen Zuſammenhange derſelben nachzuſpüren, ſind ſie vielmehr bemüht, die Kette ihrerſeits nicht ausgehen zu laſſen. So kommt es, daß ſie alle möglichen Sagen und wunderlichen Geſchichten ihrer Gegend mit der größten Genauigkeit erzählen können, ohne zu wiſſen, wie es zugegangen iſt, daß der Großvater die Großmutter nahm. Alle Tugenden glaubt Jeder ſelbſt zu beſitzen, wenigſtens diejenigen, welche nach ſeiner Lebensweiſe für ihn wirkliche Tugenden ſind, und was die Miſſethaten betrifft, ſo hat der Bauer ſo gut Urſache, wie der Vornehme, die ſeiner Väter in Vergeſſenheit begraben zu wünſchen; denn er iſt zuweilen eine ſo wüſte und wilde Beſtie, wie manches andere Menſchenkind.

Ein großes rundes Gebiet von Feld und Wald bildet ein reiches unverwüſtliches Vermögen der Bewohner; doch iſt es eigentlich nicht ganz rund, indem mancher mächtige Acker, manche Zelle Laub- und Nadelholz jenſeits der Hügel hinunter kühn und naſeweis in das Gebiet anderer Gemeinden eingreift, während jene ſich gelegentlich durch die glückliche und liſtige Erwerbung eines dieſſeitigen Gränzſtückes rächen und daher das Ganze einen ſo zerſetzten Rand hat, wie ein Bettlermantel. Dieſer Reichthum blieb ſich von je her ſo ziemlich gleich; wenn auch hie und da eine Braut einen Theil verſchleppt, ſo unternehmen die jungen Burſche dafür häufige Raubzüge bis auf acht Stunden weit und ſorgen für hinlänglichen Erſatz, ſo wie dafür, daß die Gemüthsanlagen und körperlichen Phyſiognomieen der Gemeinde die gehörige Mannigfaltigkeit bewahren, und ſie entwickeln hierin eine tiefere und gelehrtere Einſicht für ein friſches Fortgedeihen, als manche reiche Patricier- oder Handelsſtadt und als die europäiſchen Fürſtengeſchlechter.

Die Eintheilung dieſes Beſitzes aber verändert ſich von Jahr zu Jahr theilweiſe und mit jedem halben Jahrhundert ganz bis zur Unkenntlichkeit. Die Kinder der geſtrigen Bettler ſind heute die Reichen im Dorfe, und die Nachkommen dieſer treiben ſich morgen mühſam in der Mittelklaſſe umher, um entweder ganz zu verarmen oder ſich wieder aufzuſchwingen.

Mein Vater ſtarb ſo früh, daß ich ihn nicht mehr von ſeinem Vater konnte erzählen hören, ich weiß daher ſo gut wie Nichts von dieſem Manne; nur ſo viel iſt gewiß, daß damals die Reihe einer ehrbaren Unvermöglichkeit an ſeiner engeren Familie war. Da ich nicht annehmen mag, daß der ganz unbekannte Urgroßvater ein liederlicher Kauz geweſen ſei, ſo halte ich es für wahrſcheinlich, daß ſein Vermögen durch eine ſehr zahlreiche Nachkommenſchaft zerſplittert wurde; wirklich habe ich auch eine Menge entfernter Vettern, welche ich kaum noch zu unterſcheiden weiß, die, wie die Ameiſen krabbelnd, bereits wieder im Schwunge ſind, ein gutes Theil der viel zerhackten und durchfurchten Grundſtücke an ſich zu bringen. Ja, einige Alte unter denſelben ſind in der Zeit ſchon wieder reich geweſen und ihre Kinder wieder arm geworden.

Dazumal war es nicht ganz mehr jene erbärmliche Schweiz, wie ſie Göthe im Wertherſchen Nachlaſſe geſchildert hat, und wenn auch die junge Saat der franzöſiſchen Ideen durch einen ungeheueren Schneefall öſtreichiſcher, ruſſiſcher und ſelbſt franzöſiſcher Quartierbillets bedeckt worden war, ſo geſtattete doch die kluge Mediations-Verfaſſung einen gelinden Nachſommer und verhinderte meinen Vater nicht, die Kühe, die er weidete, eines Morgens ſtehen zu laſſen und, einem höheren Triebe folgend, nach der Stadt zu gehen, um ein gutes Handwerk zu erlernen. Von da an verſcholl er ſo ziemlich für ſeine Mitbürger; denn nach langen und harten, aber meiſterlich beſtandenen Lehrjahren führte ihn ſein Trieb, einen immer kühnern Schwung nehmend, in die Ferne und er durchſchweifte als ein geſchickter Steinmetz entlegene Reiche. Indeſſen aber hatte der ſanftkniſternde Papierblumenfrühling, welcher nach der Schlacht bei Waterloo aufging, wie überall hin, ſo auch in die geheimſten Winkel der Schweiz ſein bläuliches Kerzenlicht verbreitet und der große Dichter hätte ſich jetzt eher wieder zurecht finden können, wenn nicht unterdeſſen auch ſein wackerer Lavater geſtorben und mit demſelben das letzte Reſtchen Phantaſie aus dem ſtädtiſchen Zopfthume der Schweizer entflohen wäre. Auch in meines Vaters Geburtsdorf, deſſen Bewohner in den neunziger Jahren ebenfalls entdeckt hatten, daß ſie ſeit undenklichen Zeiten mitten in einer Republik lebten, war die ehrwürdige und zugleich muntere Dame Reſtauration mit allen ihren Schachteln und Cartons feierlich eingezogen und richtete ſich in dem Neſte ſo gut ein, als ſie konnte. Schattige Wälder, Höhen und Thäler mit den angenehmſten Freudenplätzen, ein fiſchreicher, klarer Fluß und die Wiederholung aller dieſer guten Dinge in einer weiten, belebten Nachbarſchaft, welche ſogar noch mit einigen bewohnten Schlöſſern geſpickt war, zogen den einwohnenden Herrſchaften Jahr aus und ein eine Menge jagender, fiſchender, tanzender, ſingender, eſſender und trinkender Gäſte aus der Stadt zu. Man bewegte ſich um ſo leichter, als man den Reifrock und die Perrücke weislich da liegen ließ, wohin ſie die Revolution geworfen hatte, und das griechiſche Coſtüm der Kaiſerzeit, wenn auch in dieſen Gegenden etwas nachträglich, angethan hatte. Die Bauern ſahen mit Verwunderung die weißumflorten Göttergeſtalten ihrer vornehmen Mitbürgerinnen, ihre ſonderbaren Hüte und noch merkwürdigeren Taillen, welche dicht unter den Armen gegürtet waren. Die Herrlichkeit des ariſtokratiſchen Regimentes entfaltete ſich am höchſten im Pfarrhauſe. Die reformirten Landgeiſtlichen der Schweiz waren keine armen, demüthigen Schlucker, wie ihre Amtsbrüder im proteſtantiſchen Norden. Da alle Pfründen im Lande ausſchließlich den Bürgern der herrſchenden Städte offen ſtanden, ſo bildeten ſie zu den weltlichen Ehrenſtellen eine Ergänzung im Syſteme der Herrſchaft, und die Pfarrer, deren Brüder das Schwert und die Wage handhabten, nahmen Theil an der Glorie, wirkten und regierten auf ihre Weiſe im Sinne des Ganzen kräftig mit oder überließen ſich einem ſorgenfreien, vergnüglichen Daſein, gleich den vornehmen Geiſtlichen der katholiſchen Kirche. Sehr oft waren ſie von Haus aus reich und die ländlichen Pfarrhäuſer glichen eher den Landſitzen großer Herren; auch gab es eine Menge adeliger Seelenhirten, welche die Bauern Junker Pfarrer nennen mußten. Ein ſolcher war nun zwar der Pfarrer meines Heimathdorfes nicht, auch nichts weniger als ein reicher Mann; doch ſonſt einer ſehr alten Bürgerfamilie angehörend, vereinigte er in ſeiner Perſon und in ſeinem Hausweſen allen Stolz, Kaſtengeiſt und Luſtbarkeit eines warmgeſeſſenen Städtethumes. Er that ſich etwas darauf zu gut, ein Ariſtokrat zu heißen, und vermiſchte ſeine geiſtliche Würde ungezwungen mit einem derben, militäriſch-junkerhaften Anſtriche; denn man wußte dazumal noch nichts, weder von dem Namen noch von dem Weſen des modernen, weinerlichen und heuchleriſchen Conſervatismus. Es ging in ſeinem Hauſe geräuſchvoll und luſtig her, die Pfarrkinder ſteuerten reichlich, was Feld und Stall abwarf, die Gäſte holten ſich ſelbſt aus dem Forſte Haſen, Schnepfen und Rebhühner, und da Treibjagden doch nicht landesüblich waren, ſo wurden die Bauern dafür zu großen Fiſchzügen freundſchaftlich angehalten, welches jedesmal ein Feſt gab, und ſo war das Pfarrhaus nie ohne Freude und Lärm. Man durchzog das Land rings umher, ſtattete Beſuche ab in Maſſe und empfing ſolche, ſchlug Zelte auf und tanzte darunter oder ſpannte ſie über die lauteren Bäche und die Griechinnen badeten darunter; man überfiel in hellen Haufen eine einſame kühle Mühle oder fuhr in vollgepfropften Nachen auf Seeen und Flüſſen, der Pfarrer immer voran mit einer Entenflinte über dem Rücken oder ein mächtiges ſpaniſches Rohr in der Hand.

Geiſtige Bedürfniſſe waren in dieſen Kreiſen nicht viele vorhanden; die weltliche Bibliothek des Pfarrers beſtand, wie ich ſie noch geſehen.

habe, aus einigen altfranzöſiſchen Schäferromanen, Geßners Idyllen, Gellerts Luſtſpielen und einem ſtark zerleſenen Exemplar des Münchhauſen. Zwei oder drei einzelne Bände von Wieland ſchienen aus der Stadt geliehen und nicht mehr zurückgeſchickt worden zu ſein. Man ſang Hölty's Lieder und nur die Jugend führte etwa einen Mathiſſon mit ſich. Der Pfarrer ſelbſt, wenn einmal von dergleichen Dingen die Rede war, pflegte ſeit dreißig Jahren regelmäßig zu fragen: »Haben Sie Kloppſtocks Meſſias geleſen?« und wenn das, wie natürlich, bejaht wurde, ſchwieg er vorſichtig. Ein ſteinalter Herr, welcher ſich in ſeiner Jugend einige Zeit in Berlin umhergetrieben hatte und in der Geſellſchaft des Pfarrhauſes allerlei ſchlechte Späße über den ehrwürdigen Beruf des Hausherrn zum Beſten gab, ſprach viel von Voltaire und miſchte ein pikantes Grauen in den unbefangenen Frohſinn der Damen. Im Uebrigen gehörten die Gäſte nicht zu jenen feinſten Kreiſen, welche die Cultur der herrſchenden Intereſſen durch erhöhte Geiſtesthätigkeit pflegen und durch eine edle Bildung zu befeſtigen ſuchen, ſondern zu der gemüthlichen Klaſſe, welche ſich darauf beſchränkt, die Früchte jener Bemühungen zu genießen und ſich ohne weiteres Kopfzerbrechen luſtig zu machen, ſo lange es Kirchweih iſt.

Aber dieſe ganze Herrlichkeit barg bereits den Keim ihres Zerfalles in ſich ſelbſt. Der Pfarrer hatte einen Sohn und eine Tochter, welche beide in ihren Neigungen von denjenigen ihrer Umgebung abwichen. Während der Sohn, ebenfalls ein Geiſtlicher und dazu beſtimmt, ſeinem Vater im Amte zu folgen, vielfache Verbindungen mit jungen Bauern anknüpfte, mit ihnen ganze Tage auf dem Felde lag oder auf Viehmärkte fuhr und mit Kennerblick die jungen Kühe betaſtete, hing die Tochter, ſo oft ſie nur immer konnte, die griechiſchen Gewänder an den Nagel und zog ſich in Küche und Garten zurück, dafür ſorgend, daß die unruhige Geſellſchaft etwas Ordentliches zu beißen fand, wenn ſie von ihren Fahrten zurückkehrte. Auch war dieſe Küche nicht der ſchwächſte Anziehungspunkt für die genäſchigen Städtebewohner, und der groſſe gutbebaute Garten zeugte für einen ausdauernden Fleiß und treffliche Ordnungsliebe.

Der Sohn endigte ſein Treiben damit, daß er eine begüterte rüſtige Bauerntochter heirathete, in ihr Haus zog und alle ſechs Werktage hindurch ihre Aecker und ihr Vieh beſtellte. In Anwartſchaft ſeines höheren Amtes übte er ſich, als Säemann den göttlichen Samen in wohlberechneten Würfen auszuſtreuen und das Böſe in Geſtalt von wirklichem Unkraut auszujäten. Der Schrecken und der Zorn hierüber waren groß im Pfarrhauſe, zumal, wenn man bedachte, daß die junge Bäuerin einſt als Hausfrau dort einziehen und herrſchen ſollte, ſie, welche weder mit der gehörigen Anmuth im Graſe zu liegen, noch einen Haſen ſtandesgemäß zu braten und aufzutragen wußte. Deshalb war es der allgemeine Wunſch, daß die Tochter, welche allmälig ſchon über ihre erſte Jugend hinausgeblüht hatte, entweder einen ſtandesgetreuen jungen Geiſtlichen ins Haus locken oder ſonſt noch lange die zuſammenhaltende Kraft deſſelben bleiben möchte. Aber auch dieſe Hoffnungen ſchlugen fehl.

Denn eines Tages geſchah es, daß das ganze Dorf in große Bewegung geſetzt wurde durch die Ankunft eines ſchönen, ſchlanken Mannes, der einen feinen grünen Frack trug nach dem neueſten Schnitte, eng anliegende weiße Beinkleider und glänzende Suwarowſtiefeln mit gelben Stulpen. Wenn es regneriſch ausſah, ſo führte er einen rothſeidenen Schirm mit ſich, und eine große goldene Uhr von feiner Arbeit gab ihm in den Augen der Bauern einen ungemein vornehmen Anſtrich. Dieſer Mann bewegte ſich mit einem edeln Anſtande in den Gaſſen des Dorfes umher und trat freundlich und leutſelig in die niederen Thüren, verſchiedene alte Mütterchen und Gevattern aufſuchend, und war niemand Anders, als der weitgereiſte Steinmetzgeſelle Lee, welcher ſeine lange Wanderſchaft ruhmvoll beendigt hatte. Man kann wohl ſagen ruhmvoll, wenn man bedenkt, daß er vor zwölf Jahren, als ein vierzehnjähriger Knabe, arm und bloß das Dorf verlaſſen hatte, hierauf bei ſeinem Meiſter die Lehrzeit durch lange Arbeit abverdienen mußte, mit einem dürftigen Felleiſen und wenig Geld in die Fremde zog und nun ſolchergeſtalt als ein förmlicher Herr, wie ihn die Landleute nannten, zurückkehrte. Denn unter dem niedern Dache ſeiner Verwandten ſtanden zwei mächtige Kiſten, von denen die eine ganz mit Kleidern und feiner Wäſche, die andere mit Modellen, Zeichnungen und Büchern angefüllt war. Es war etwas Schwungvolles in dem ganzen Weſen des etwa ſechs und zwanzig Jahre alten Mannes, ſeine Augen glühten wie von einem anhaltenden Glanze innerer Wärme und Begeiſterung, er ſprach immer hochdeutſch und ſuchte das Unbedeutendſte von ſeiner ſchönſten und beſten Seite zu faſſen. Er hatte ganz Deutſchland vom Süden bis zum Norden durchreiſt und in allen großen Städten gearbeitet; die Zeit der Befreiungskriege in ihrem ganzen Umfange fiel mit ſeinen Wanderjahren zuſammen und er hatte die Bildung und den Ton jener Tage in ſich aufgenommen, inſofern ſie ihm verſtändlich und zugänglich waren; vorzüglich theilte er das offene und treuherzige Hoffen der gebildeten Mittelklaſſen auf eine beſſere, ſchönere Zeit der Wirklichkeit, ohne von den geiſtigen Ueberfeinerungen und

Wunderſeligkeiten etwas zu wiſſen, welche in manchen romantiſchen Elementen dazumal als deutſches Weſen durch die höhere Geſellſchaft wucherten.

Es waren nur wenige gleichgeſinnte Arbeitsgenoſſen, welche die erſten, ſeltenen und verborgenen Keime bildeten zu der Selbſtveredlung und Aufklärung, ſo den wandernden Handwerkerſtand zwanzig Jahre ſpäter durchdrang und welche einen Stolz darauf ſetzten, die beſten und geſuchteſten Arbeiter zu ſein und dadurch, verbunden mit erhöhtem Fleiße und Mäßigkeit, die Mittel erlangten, auch ihren Geiſt zu bilden und äußerlich wie innerlich ſchon in ihren Wanderjahren als achtungswerthe, tüchtige Männer dazuſtehen. Ueberdies war dem Steinhauer in den großen Werken altdeutſcher Baukunſt ein Licht aufgegangen, welches ſeinen Pfad noch mehr erleuchtete, indem es ihn mit heitern Künſtlerahnungen erfüllte und den dunkeln Trieb jetzt erſt zu rechtfertigen ſchien, welcher ihn von der grünen Weide hinweg dem geſtaltenden Leben der Städte zugeführt hatte. Er lernte zeichnen mit eiſernem Fleiße, brachte ganze Nächte und Feiertage damit zu, Werke und Muſter aller Art durchzupauſen, und nachdem er den Meißel zu den kunſtreichſten Gebilden und Verzierungen führen gelernt und ein vollkommener Handarbeiter geworden war, ruhte er nicht, ſondern ſtudirte den Steinſchnitt und ſogar ſolche Wiſſenſchaften, welche andern Zweigen des Bauweſens angehören. Er ſuchte überall an großen öffentlichen Bauten unterzukommen, wo es viel zu ſehen und zu lernen gab, und brachte es durch ſeine Aufmerkſamkeit bald dahin, daß ihn die Baumeiſter eben ſoviel auf ihren Arbeitszimmern am Zeichnen- oder Schreibtiſche verwendeten, als auf dem Bauplatze. Daß er dort nicht feierte, ſondern manche Mittagsſtunde damit zubrachte, alles Mögliche durchzuzeichnen und alle Berechnungen zu copiren, welche er erhaſchen konnte, verſteht ſich von ſelbſt. So wurde er zwar kein akademiſcher Künſtler mit einer allſeitigen Durchbildung, aber doch ein Mann, welcher wohl den kühnen Vorſatz faſſen durfte, in der Hauptſtadt ſeiner Heimath ein wackerer ſtädtiſcher Bau- und Maurermeiſter zu werden. Mit dieſer ausgeſprochenen Abſicht trat er nun auch im Dorfe auf zur großen Bewunderung ſeiner Sippſchaft, und das Erſtaunen wurde noch größer, als er, mit einem feinen Manſchettenhemd bekleidet und ſein reinſtes Hochdeutſch ſprechend, ſich mitten unter die franzöſiſch-griechiſchen Geſtalten des Pfarrhauſes miſchte und um die Pfarrerstochter warb. Der ländlich geſinnte Bruder mochte hierzu eine Vermittelung, wenigſtens ein aufmunterndes Beiſpiel darbieten; die Jungfrau ſchenkte dem blühenden Freier bald ihr Herz, und die Verwirrung, welche dadurch zu entſtehen drohte, löſte ſich ſchnell, als die Eltern der Braut kurz hinter einander ſtarben.

Alſo hielten ſie eine ſtille Hochzeit und zogen in die Stadt, ſich weiter nicht nach der glanzvollen Vergangenheit des Pfarrhauſes umſehend, in welches alſobald der junge Pfarrer mit ganzen Wagen voll Senſen, Sicheln, Dreſchflegeln, Rechen, Heugabeln, mit gewaltigen Himmelbetten, Spinnrädern und Flachshecheln und mit ſeiner kecken, friſchen Frau einzog, welche mit ihrem geräucherten Speck und mit ihren derben

Mehlklößen ſchnell ſämmtliche Mouſſelingewänder, Fächer und Sonnenſchirmchen aus Haus und Garten vertrieben hatte. Nur eine Wand voll vortrefflicher Jagdgewehre die auch der Nachfolger zu führen wußte, lockte im Herbſt einzelne Jäger auf das Dorf und unterſchied das Pfarrhaus einigermaßen von einem Bauernhauſe.

In der Stadt fing der junge Baumeiſter damit an, daß er einen oder zwei Arbeiter anſtellte und, ſelbſt arbeitend vom Morgen bis zum Abend, ganz kleine Aufträge aller Art annahm und darin ſo viel Geſchick und Zuverläſſigkeit zeigte, daß noch vor Ablauf eines Jahres ſein Geſchäft ſich erweiterte und ſein Credit ſich begründete. Er war ſo erfinderiſch und einſichtsvoll, gewandt und ſchnell berathen, daß bald viele Bürger ſeinen Rath und ſeine Arbeit ſuchten, wenn ſie im Zweifel waren, wie ſie etwas verändern oder neu bauen laſſen ſollten. Dabei war er immer beſtrebt, das Schöne mit dem Nützlichen zu verbinden und war froh, wenn ihn ſeine Kunden nur gewähren ließen, ſo daß ſie manche Zierde, manches Fenſter und Geſims von reineren Verhältniſſen erhielten, ohne daß ſie deswegen den Geſchmack ihres Baumeiſters theurer bezahlen mußten.

Seine junge Frau indeſſen führte mit wahrem Fanatismus das Hausweſen, welches durch verſchiedene Arbeiter und Dienſtboten ſchnell erweitert wurde. Sie beherrſchte mit Kraft und Meiſterſchaft das Füllen und Leeren einer Anzahl großer Speiſekörbe und war der Schrecken der Marktweiber und die Verzweiflung der Schlächter, welche alle Gewalt ihrer alten Rechte aufbieten mußten, einen Knochenſplitter mit auf die Wage zu bringen, wenn das Fleiſch für die Frau Lee gewogen wurde. Obgleich Meiſter Lee faſt keine perſönlichen Bedürfniſſe hatte und unter ſeinen zahlreichen Grundſätzen derjenige der Sparſamkeit in der erſten Reihe ſtand, ſo war er doch ſo gemeinnützig und großherzig, daß das Geld für ihn nur Werth hatte, wenn etwas damit ausgerichtet oder geholfen wurde, ſei es durch ihn oder durch Andere; daher verdankte er es nur ſeiner Frau, welche keinen Pfennig unnütz ausgab und den größten Ruhm darein ſetzte, Jedermann weder um ein Haar zu wenig noch zu viel zukommen zu laſſen, daß er nach Verfluß von zwei oder drei Jahren ſchon ſolche Erſparniſſe vorfand, welche ſeinem unternehmenden Geiſte nebſt dem Credite, den er bereits genoß, eine reichlichere Nahrung darboten. Er kaufte alte Häuſer an für eigene Rechnung, riß ſie nieder und baute an der Stelle ſtattliche Bürgerhäuſer, in welchen er eine Menge Einrichtungen fremder oder eigener Erfindung anbrachte. Dieſe verkaufte er mehr oder weniger vortheilhaft, ſogleich zu neuen Unternehmungen ſchreitend, und alle ſeine Gebäude trugen das Gepräge eines beſtändigen Strebens nach Formen- und Gedankenreichthum. Wenn ein gelehrter Architekt auch oft nicht wußte, wohin er alle angebrachten Ideen zählen ſollte und Vieles der Unklarheit oder Unharmonie zeihen mußte, ſo geſtand er doch immer, daß es Gedanken ſeien, und belobte, wenn er unbefangen war, den ſchönen Eifer dieſes Mannes mitten in der geiſtesarmen und nüchternen Zeit des Bauweſens, wie ſie wenigſtens in den abgelegenen Provinzen des Kunſtgebietes beſtand.

Dies thätige Leben verſetzte den unermüdlichen Mann in den Mittelpunkt eines weiten Kreiſes von Bürgern, welche alle zu ihm in Wechſelwirkung traten und unter dieſen bildete ſich ein engerer Ausſchuß gleichgeſinnter und empfänglicher Männer, denen er ſein raſtloſes Suchen nach dem Guten und Schönen mittheilte. Es war nun um die Mitte der zwanziger Jahre, wo in der Schweiz eine große Anzahl hochgebildeter Männer aus dem innerſten Schooße der herrſchenden Klaſſen ſelbſt, die abgeklärten Ideen der großen Revolution wieder aufnehmend, einen frucht- und dankbaren Boden für die Julitage vorbereiteten und die edeln Güter der Bildung und Menſchenwürde ſorgſam pflegten. Zu dieſen bildete Lee mit ſeinen Genoſſen, an ſeinem Orte, eine tüchtige Fortſetzung im arbeitenden Mittelſtande, um ſo bedeutender, als viele Mitglieder in der Tiefe des Volkes auf den Landſchaften umher ihre Wurzeln hatten. Während jene Vornehmen und Gelehrten die künftige Form des Staates, philoſophiſche und Rechtswahrheiten beſprachen und im Allgemeinen die Fragen ſchönerer Menſchlichkeit zu ihrem Gebiete machten, wirkten die rührigen Handwerker mehr unter ſich und nach unten hin, indem ſie einſtweilen ganz praktiſch ſo gut als möglich ſich einzurichten ſuchten. Eine Menge Vereine, öfter die erſten in ihrer Art, wurden geſtiftet, welche meiſtens irgend eine Verſicherung zum Wohle der Mitglieder und ihrer Angehörigen zum Zwecke hatten. Schulen wurden geſellſchaftsweiſe gegründet, um den Kindern des gemeinen Mannes eine beſſere Erziehung zu ſichern, da die damaligen, ſehr gut eingerichteten Stadtſchulen nur den wohlhabenden Altbürgerkindern zugänglich und die Volksſchule in einem elenden Zuſtande waren; kurz, eine Menge Unternehmungen dieſer Art, zu jener Zeit noch neu und verdienſtlich, gab den braven Leuten zu ſchaffen und Gelegenheit, ſich daran empor zu bilden. Denn in zahlreichen Zuſammenkünften mußten Statuten und Verfaſſungen aller Art entworfen, berathen, durchgeſehen und angenommen, Vorſteher gewählt und nach außen wie nach innen Rechte und Formen erklärt und gewahrt werden.

Zu dieſen verſchiedenen Elementen kam und berührte ſie gemeinſchaftlich der griechiſche Freiheitskampf, welcher auch hier, wie überall, zum erſtenmal in der allgemeinen Ermattung die Geiſter wieder erweckte und erinnerte, daß die Sache der Freiheit diejenige der ganzen Menſchheit ſei. Die Theilnahme an den helleniſchen Bethätigungen verlieh auch den nicht philologiſchen Genoſſen zu ihrer übrigen Begeiſterung einen edeln kosmopolitiſchen Schwung und benahm den hellgeſinnten Gewerbsleuten den letzten Anflug von Spieß- und Pfahlbürgerthum. Lee war überall der Erſte, ein zuverläſſiger, hingebender Freund für Alle, ſeines reinen Charakters und ſeiner gehobenen Geſinnung wegen allgemein geachtet, ja geehrt. Er war glücklich zu nennen, um ſo mehr, als er von keinerlei Art Eitelkeiten befangen war, und erſt jetzt fing er von Neuem an zu lernen und nachzuholen, was ihm immer erreichbar war. Er trieb auch ſeine Freunde dazu an und es war bald Keiner derſelben mehr, der nicht eine kleine Sammlung geſchichtlicher und naturwiſſenſchaftlicher Werke aufzuweiſen hatte. Da faſt Allen in ihrer Jugend die gleiche dürftige Erziehung zu

Theil geworden, ſo ging ihnen nun beſonders bei ihrem Eindringen in die Geſchichte ein reiches und ergiebiges Feld auf, welches ſie mit immer größerer Freude durchwandelten. Ganze Stuben voll waren ſie an Sonntagsmorgen beiſammen, disputirten und theilten ſich die immer neuen Entdeckungen mit, wie allezeit die gleichen Urſachen die gleichen Wirkungen hervorgebracht hätten und dergleichen. Wenn ſie auch Schiller auf die Höhen ſeiner philoſophiſchen Arbeiten nicht zu folgen vermochten, ſo erbauten ſie ſich um ſo mehr an ſeinen geſchichtlichen Werken, und von dieſem Standpunkte aus ergriffen ſie auch ſeine Dichtungen, welche ſie auf dieſe Weiſe ganz praktiſch nachfühlten und genoſſen, ohne auf die künſtleriſche Rechenſchaft, die der große Schriftſteller ſich ſelber gab, weiter eingehen zu können. Sie hatten die größte Freude an ſeinen Geſtalten und wußten nichts Aehnliches aufzufinden, das ſie ſo befriedigt hätte. Seine gleichmäßige Gluth und Reinheit des Gedankens und der Sprache war mehr der Ausdruck für ihr ſchlichtes, beſcheidenes Treiben, als für das Weſen mancher Schiller=

verehrer der vornehmen heutigen Welt. Aber einfach und durchaus praktiſch, wie ſie waren, fanden ſie nicht volles Genügen an der dramatiſchen Lectüre im Schlafrock; ſie wünſchten dieſe bedeutſamen Begebenheiten leibhaftig und farbig vor ſich zu ſehen und weil von einem ſtehenden Theater in den damaligen Schweizerſtädten nicht die Rede war, ſo entſchloſſen ſie ſich, wiederum angefeuert von Lee, kurz, und ſpielten ſelbſt Comödie, ſo gut ſie konnten. Die Bühne und die Maſchinen waren freilich ſchneller und gründlicher hergeſtellt, als die Rollen erlernt wurden, und Mancher ſuchte ſich über den Umfang ſeiner Aufgabe ſelbſt zu täuſchen, indem er mit vergrößerter Wuth Nägel einſchlug und Latten entzwei ſägte; doch iſt es nicht zu leugnen, daß ein großer Theil der Gewandtheit im Ausdruck und des äußeren Anſtandes, welche faſt allen jenen Freunden eigen geblieben iſt, auf Rechnung ſolcher Uebungen geſetzt werden darf. Wie ſie älter wurden, ließen ſie dergleichen Dinge wieder bleiben, aber ſie behielten den Sinn für das Erbauliche in jeder Beziehung getreulich bei. Würde man heut zu

Tage fragen, wo ſie denn die Zeit zu Alledem hergenommen haben, ohne ihre Arbeit und ihr Haus zu vernachläſſigen: ſo wäre zu antworten, daß es erſtens noch geſunde und naive Männer und keine Grübler waren, welche zu jeder That und jeder außerordentlichen Arbeit einen Schatz von Zeit verſchwenden mußten, indem ſie Alles zerfaſerten und breit quetſchten, ehe es genießbar war, und daß zweitens die täglichen Stunden von ſieben bis zehn Uhr Abends, gleichmäßig benutzt, eine viel anſehnlichere Maſſe von Zeit ausmachen, als der Bürger heute glaubt, welcher dieſelben hinter dem Weinglaſe im Tabacksqualm verbrütet. Man war damals noch nicht einer Rotte von Schenkwirthen tributpflichtig, ſondern zog es vor, im Herbſte das edle Gewächs ſelbſt einzukellern, und es war keiner dieſer Handwerker, vermöglich oder arm, der ſich nicht geſchämt hätte, am Schluſſe der abendlichen Zuſammenkünfte ein Glas derben Tiſchweines mangeln zu laſſen oder denſelben aus der Schenke holen zu müſſen. Während des Tages ſah man keinen, oder höchſtens flüchtig und heimlich, vor den Geſellen es verbergend, ein Buch oder eine Papierrolle in die Werkſtatt eines Anderen bringen, und ſie ſahen alsdann aus, wie Schulknaben, welche unter dem Tiſche einen Roman leſen, und verſäumten wohl auch eben ſo wenig ihr zeitliches Wohl dabei.

Doch ſollte dies aufgeregte Leben auf andere Weiſe Unheil bringen. Lee hatte ſich, bei ſeinen gehäuften Arbeiten in ſteter Anſtrengung, eines Tages ſtark erhitzt und achtlos nachher erkältet, was den Keim gefährlicher Krankheit in ihn legte. Anſtatt ſich nun zu ſchonen und auf jede Weiſe in Acht zu nehmen, konnte er es nicht laſſen, ſein Treiben fortzuſetzen und überall mit Hand anzulegen, wo etwas zu thun war. Schon ſeine vielfältigen Berufsgeſchäfte nahmen ſeine volle Thätigkeit in Anſpruch, welche er nicht plötzlich ſchwächen zu dürfen glaubte. Er rechnete, ſpeculirte, ſchloß Verträge, ging weit über Land, um Einkäufe zu beſorgen, war im gleichen Augenblick zu oberſt auf den Gerüſten und zu unterſt in den Gewölben, riß einem Arbeiter die Schaufel aus der Hand und that einige gewichtige Würfe damit, ergriff ungeduldig den Hebebaum, um eine mächtige Steinlaſt herumwälzen zu helfen, hob, wenn es ihm zu lange ging, bis Leute herbei kamen, ſelbſt einen Balken auf die Schultern und trug ihn keuchend an Ort und Stelle, und ſtatt dann zu ruhen, hielt er am Abend in irgend einem Verein einen lebhaften Vortrag oder war in ſpäter Nacht ganz umgewandelt auf den Brettern, leidenſchaftlich erregt, mit hohen Idealen in einem mühſamen Ringen begriffen, welches ihn noch weit mehr anſtrengen mußte, als die Tagesarbeit. Das Ende war, daß er plötzlich dahin ſtarb, als ein junger, blühender Mann, in einem Alter, wo Andere ihre Lebensarbeit erſt beginnen, mitten in ſeinen Entwürfen und Hoffnungen und ohne die neue Zeit aufgehen zu ſehen, welcher er mit ſeinen Freunden zuverſichtlich entgegenblickte. Er ließ ſeine Frau mit einem fünfjährigen Kinde allein zurück und dies Kind bin ich.

Der Menſch rechnet immer das, was ihm fehlt, dem Schickſale doppelt ſo hoch an, als das, was er wirklich beſitzt; ſo haben mich auch die langen Erzählungen der Mutter immer mehr mit

Sehnſucht und Heimweh nach meinem Vater erfüllt, welchen ich nicht mehr gekannt habe. Meine deutlichſte Erinnerung an ihn fällt ſonderbarer Weiſe um ein volles Jahr vor ſeinem Tode zurück, auf einen einzelnen ſchönen Augenblick, wo er an einem Sonntag Abend auf dem Felde mich auf den Armen trug, eine Kartoffelſtaude aus der Erde zog und mir die anſchwellenden Knollen zeigte, ſchon beſtrebt, Erkenntniß und Dankbarkeit gegen den Schöpfer in mir zu erwecken. Ich ſehe noch jetzt das grüne Kleid und die ſchimmernden Metallknöpfe zunächſt meinen Wangen und ſeine glänzenden Augen, in welche ich verwundert ſah von der grünen Staude weg, die er hoch in die Luft hielt. Meine Mutter rühmte mir nachher oft, wie ſehr ſie und die begleitenden Mägde erbaut geweſen ſeien von ſeinen ſchönen Reden. Aus noch früheren Tagen iſt mir ſeine Erſcheinung ebenfalls geblieben durch die befremdliche Ueberraſchung des vollen Waffenſchmuckes, in welchem er eines Morgens Abſchied nahm, um mehrtägigen Uebungen beizuwohnen; da er ein Schütze war, ſo iſt auch dies Bild mit der lieben grünen Farbe und mit heiterem Metallglanze für mich ein und daſſelbe geworden. Aus ſeiner letzten Zeit aber habe ich nur noch einen verworrenen Eindruck behalten und beſonders ſeine Geſichtszüge ſind mir nicht mehr erinnerlich.

Wenn ich bedenke, wie heiß treue Eltern auch an ihren ungerathenſten Kindern hangen und dieſelben nie aus ihrem Herzen verbannen können, ſo finde ich es höchſt unnatürlich, wenn ſogenannte brave Leute ihre Erzeuger verlaſſen und Preis geben, weil dieſelben ſchlecht ſind und in der Schande leben, und ich preiſe die Liebe eines Kindes, welches einen zerlumpten und verachteten Vater nicht verläßt und verläugnet, und begreife das unendliche, aber erhabene Weh einer Tochter, welche ihrer verbrecheriſchen Mutter noch auf dem Schaffotte beiſteht. Ich weiß daher nicht, ob es ariſtokratiſch genannt werden kann, wenn ich mich doppelt glücklich fühle, von ehrenvollen und geachteten Eltern abzuſtammen, und wenn ich vor Freude erröthete, als ich, herangewachſen, zum erſten Male meine bürgerlichen Rechte ausübte in bewegter Zeit, und in Verſammlungen mancher bejahrte Mann zu mir herantrat, mir die Hand ſchüttelte und ſagte, er ſei ein Freund meines Vaters geweſen und er freue ſich, mich auch auf dem Platze erſcheinen zu ſehen; als dann noch Mehrere kamen und Jeder den »Mann« gekannt haben und hoffen wollte, ich werde ihm würdig nachfolgen. Ich kann mich nicht enthalten, ſo ſehr ich die Thorheit einſehe, oft Luftſchlöſſer zu bauen und zu berechnen, wie es mit mir gekommen wäre, wenn mein Vater gelebt hätte und wie mir die Welt in ihrer Kraftfülle von früheſter Jugend an zugänglich geweſen wäre; jeden Tag hätte mich der treffliche Mann weiter geführt und würde ſeine zweite Jugend in mir verlebt haben. Wie mir das Zuſammenleben zwiſchen Brüdern eben ſo fremd als beneidenswerth iſt und ich nicht begreiſe, wie ſolche meiſtens auseinander weichen und ihre Freundſchaft außerwärts ſuchen, ſo erſcheint mir auch, ungeachtet ich es täglich ſehe, das Verhältniß zwiſchen einem Vater und einem erwachſenen Sohne um ſo neuer, unbegreiflicher und glückſeliger, als ich Mühe habe, mir daſſelbe auszumalen und das nie Erlebte zu vergegenwärtigen.

So aber muß ich mich darauf beſchränken, je mehr ich zum Manne werde und meinem Schickſale entgegenſchreite, mich zuſammen zu faſſen und in der Tiefe meiner Seele ſtill zu bedenken: Wie würde Er nun an deiner Stelle handeln oder was würde Er von deinem Thun urtheilen, wenn er lebte. Er iſt vor der Mittagshöhe ſeines Lebens zurückgetreten in das unerforſchliche All und hat die überkommene goldene Lebensſchnur, deren Anfang Niemand kennt, in meinen ſchwachen Händen zurück gelaſſen und es bleibt mir nur übrig, ſie mit Ehren an die dunkle Zukunft zu knüpfen oder vielleicht für immer zu zerreißen, wenn auch ich ſterben werde. — Nach vielen Jahren hat meine Mutter, nach langen Zwiſchenräumen, wiederholt geträumt, der Vater ſei plötzlich von einer langen Reiſe aus weiter Ferne, Glück und Freude bringend, zurückgekehrt, und ſie erzählte es jedesmal am Morgen, um darauf in tiefes Nachdenken und in Erinnerungen zu verſinken, während ich, von einem heiligen

Schauer durchweht, mir vorzuſtellen ſuchte, mit welchen Blicken mich der theuere Mann anſehen und wie es unmittelbar werden würde, wenn er wirklich eines Tages ſo erſchiene.

Je dunkler die Ahnung iſt, welche ich von ſeiner äußern Erſcheinung in mir trage, deſto heller und klarer hat ſich ein Bild ſeines innern Weſens vor mir aufgebaut und dies edle Bild iſt für mich ein Theil des großen Unendlichen geworden, auf welches mich meine letzten Gedanken zurückführen und unter deſſen Obhut ich zu wandeln glaube.

Fünftes Kapitel.

Die erſte Zeit nach dem Tode meines Vaters war für ſeine Wittwe eine ſchwere Zeit der Trauer und Sorge. Seine ganze Verlaſſenſchaft befand ſich im Zuſtande des vollen Umſchwunges und erforderte weitläufige Verhandlungen, um ſie ins Reine zu bringen. Eingegangene Verträge waren mitten in ihrer Erfüllung abgebrochen, Unternehmungen gehemmt, große laufende Rechnungen zu bezahlen und ſolche einzuziehen an allen Ecken und Enden, Vorräthe von Bauſtoffen mußten mit Verluſt verkauft werden und es war zweifelhaft, ob bei der augenblicklichen Lage der Verhältniſſe auch nur ein Pfennig übrig bleiben würde, wovon die bekümmerte Frau leben ſollte. Gerichtsmänner kamen, legten Siegel an und lößten ſie wieder; die Freunde des Verſtorbenen und zahlreiche Geſchäftsleute gingen ab und zu, halfen und ordneten; es wurde durchgeſehen, gerechnet, abgeſondert, geſteigert. Käufer und neue Unternehmer meldeten ſich, ſuchten die Summen herunterzudrücken oder mehr in Beſchlag zu nehmen als ihnen gebührte, es war ein Geräuſch und eine Spannung, daß meine Mutter, welche immer mit wachſamen Augen dabei ſtand, zuletzt nicht mehr wußte, wie ſie ſich helfen ſollte. Allmälig klärte ſich die Verwirrung auf, ein Geſchäft um das andere war abgethan, alle Verbindlichkeiten gelöſt und die Forderungen geſichert, und es zeigte ſich nun, daß das Haus, in welchem wir zuletzt wohnten, als einziges Vermögen übrig blieb. Es war ein altes hohes Gebäude, mit vielen Räumen und von unten bis oben bewohnt, wie ein Bienenkorb. Der Vater hatte es gekauft in der Abſicht, ein neues an deſſen Stelle zu ſetzen; da es aber von alterthümlicher Bauart war und an Thüren und Fenſtern viele ſchöne Ueberbleibſel künſtlicher Arbeit trug, ſo konnte er ſich ſchwer entſchließen, es einzureißen und bewohnte es indeſſen nebſt einer Anzahl von

Miethsleuten. Auf dieſem Hauſe blieben zwar noch einige fremde Kapitalien ruhen, jedoch hatte es der rührige Mann in der Schnelligkeit ſo gut eingerichtet und vermiethet, daß ein jährlicher Ueberſchuß an Miethgeldern meiner Mutter ein beſcheidenes Auskommen ſicherte. Die alte Wohnung iſt ſeither unverändert geblieben, wie er ſie verlaſſen hat, und wir haben darin gelebt bis auf dieſen Tag, und eine einzige Geſchäftsidee des früh Verſtorbenen hat hingereicht, ſeinen Hinterlaſſenen das Brot zu verſchaffen, deſſen ſie bis jetzt bedurften.

Das erſte, was meine Mutter begann, war eine gänzliche Einſchränkung und Abſchaffung alles Ueberflüſſigen, wozu voraus jede Art von dienſtbaren Händen gehörte. In der Stille dieſes Wittwenthumes fand ich mein erſtes deutliches Bewußtſein, welches ſeinen Inhaber zur Uebung treppauf und ab im Innern des Hauſes umherführte. Die untern Stockwerke ſind dunkel, ſowohl in den Gemächern wegen der Enge der Gaſſen, als auf den Treppenräumen und Fluren, weil alle Fenſter für die Zimmer benutzt wurden. Einige Vertiefungen und Seitengänge gaben dem Raume ein düſteres und verworrenes Anſehen und blieben noch zu entdeckende Geheimniſſe für mich; je höher man aber ſteigt, deſto freundlicher und heller wird es, indem der oberſte Stock, den wir bewohnen, die Nachbarhäuſer überragt. Ein hohes Fenſter wirft reichliches Licht auf die mannigfaltig gebrochenen Treppen und wunderlichen Holzgalerien des luftigen Eſtrichs, welcher einen heitern Gegenſatz zu den kühlen Finſterniſſen der Tiefe bildet. Die Fenſter unſerer Wohnſtube gehen auf eine Menge kleiner Höfe hinaus, wie ſie oft von einem Häuſerviertel umſchloſſen werden und ein verborgenes behagliches Geſumme enthalten, welches man auf der Straße nicht ahnt. Den Tag über betrachtete ich ſtundenlang das innere häusliche Leben in dieſen Höfen; die grünen Gärtchen in denſelben ſchienen mir kleine Paradieſe zu ſein, wenn die Nachmittagsſonne ſie beleuchtete und die weiße Wäſche in denſelben wehte, und wunderfremd und doch bekannt kamen mir die Leute vor, welche ich darin geſehen hatte, wenn ſie plötzlich einmal in unſrer Stube ſtanden und mit der Mutter plauderten. Unſer eigenes Höfchen enthält zwiſchen hohen Mauern ein ganz kleines Stückchen Raſen mit zwei Vogelbeerbäumchen; ein nimmermüdes Brünnchen ergießt ſich mit ewigem Geplätſcher in ein ganz grün gewordenes Sandſteinbecken und der ganze Winkel iſt kühl und faſt ſchauerlich, ausgenommen im Sommer, wo die Sonne gegen Abend einige Stunden lang darin ruht. Alsdann ſchimmert das verborgene Grün durch den dunkeln Hausgang ſo kokett auf die Gaſſe, wenn die Hausthür aufgeht, daß den Vorübergehenden immer eine Sehnſucht nach dem Freien befällt. Im Herbſte werden dieſe Sonnenblicke immer kürzer und milder, und wenn dann die Blätter an den zwei Bäumchen gelb und die Beeren brennend roth werden, die alten Mauern ſo wehmüthig vergoldet ſind und das Wäſſerchen einigen Silberglanz dazu gibt, ſo hat dieſer kleine abgeſchiedene Raum einen ſo wunderbar melancholiſchen Reiz, daß ich ſpäter noch oft aus der ſchönſten offenen Landſchaft nach Hauſe gelaufen bin, wenn ich wußte, daß die Sonne jetzt in den Hof ſchien. Gegen Sonnenuntergang jedoch ſtieg meine Aufmerkſamkeit an den Häuſern in die Höhe und immer höher, je mehr ſich das Meer von Dächern, das ich von unſerm Fenſter aus überſah, röthete und vom ſchönſten Farbenglanze belebt wurde. Hinter dieſen Dächern war für einmal meine Welt zu Ende; denn den duftigen Kranz von Schneegebirgen, welcher hinter den letzten Dachfirſten halb ſichtbar iſt, hielt ich, da ich ihn nicht mit der feſten Erde verbunden ſah, lange Zeit für Eins mit den Wolken. Als ich ſpäter zum erſtenmale rittlings auf dem oberſten Grate unſeres hohen, ungeheuerlichen Daches ſaß und die ganze ausgebreitete Pracht des See's überſah, aus welchem die Berge in feſten Geſtalten, mit grünen Füßen aufſtiegen, da kannte ich freilich ihre Natur ſchon von ausgedehnteren Streifzügen im Freien; für jetzt aber konnte mir die Mutter lange ſagen, das ſeien große Berge und mächtige Zeugen von Gottes Allmacht, ich konnte und mochte ſie darum nicht von den Wolken unterſcheiden, deren Ziehen und Wechſeln mich am Abend faſt ausſchließlich beſchäftigte, deren Name aber ebenſo ein leerer Schall für mich war, wie das Wort Berg. Da die fernen Schneekuppen bald verhüllt, bald heller oder dunkler, weiß oder roth ſichtbar waren, ſo hielt ich ſie wohl für etwas Lebendiges, Wunderbares und Mächtiges, wie die Wolken, und pflegte auch andere Dinge mit dem Namen Wolke oder Berg zu belegen, wenn ſie mir Achtung und Neugierde einflößten. So nannte ich, ich höre das Wort noch ſchwach in meinen Ohren klingen und man hat es mir nachher oft erzählt, die erſte weibliche Geſtalt, welche mir wohlgefiel und ein Mädchen aus der Nachbarſchaft war, die weiße Wolke, von dem erſten Eindrucke, den ſie in einem weißen Kleide auf mich gemacht hatte. Mit mehr Richtigkeit nannte ich vorzugsweiſe ein langes hohes Kirchendach, das mächtig über alle Giebel emporragte, den Berg. Seine gegen Weſten gekehrte große Fläche war für meine Augen ein unermeßliches Feld, auf welchem ſie mit immer neuer Luſt ruhten, wenn die letzten Strahlen der Sonne es beſchienen, und dieſe ſchiefe, rothglühende Ebene über der dunkeln Stadt war für mich recht eigentlich das, was die Phantaſie ſonſt unter ſeligen Auen oder Gefilden verſteht. Auf dieſem Dache ſtand ein ſchlankes, nadelſpitzes Thürmchen, in welchem eine kleine Glocke hing, und auf deſſen Spitze ſich ein glänzender goldener Hahn drehte. Wenn in der Dämmerung das Glöckchen läutete, ſo ſprach meine Mutter von Gott und lehrte mich beten; ich fragte: Was iſt Gott? iſt es ein Mann? und ſie antwortete: Nein, Gott iſt ein Geiſt! Das Kirchendach verſank nach und nach in grauen Schatten, das Licht klomm an dem Thürmchen hinauf, bis es zuletzt nur noch auf dem goldenen Wetterhahne funkelte, und eines Abends fand ich mich plötzlich des beſtimmten Glaubens, daß dieſer Hahn Gott ſei. Er ſpielte auch eine unbeſtimmte Rolle der Anweſenheit in den kleinen Kindergebeten, welche ich mit vielem Vergnügen herzuſagen wußte. Als ich aber einſt ein Bilderbuch bekam, in dem ein prächtig gefärbter Tiger anſehnlich daſitzend abgebildet war, ging meine Vorſtellung von Gott allmälig auf dieſen über, ohne daß ich jedoch, ſo wenig wie vom Hahne, je eine

Meinung darüber äußerte. Es waren ganz innerliche Anſchauungen, und nur wenn der Name Gottes genannt wurde, ſo ſchwebte mir erſt der glänzende Vogel und nachher der ſchöne Tiger vor. Allmälig miſchte ſich zwar nicht ein klareres Bild, aber ein edlerer Begriff in meine Gedanken. Ich betete mein Vaterunſer, deſſen vollendet ſchöne Eintheilung und Abrundung mir das Einprägen leicht und das Wiederholen zu einer angenehmen Uebung gemacht hatte, mit großer Meiſterſchaft und vielen Variationen, indem ich dieſen oder jenen Theil doppelt und dreifach ausſprach oder nach raſchem und leiſem Herſagen eines Satzes den folgenden langſam und laut betonte und dann rückwärts betete und mit den Anfangsworten Vater unſer ſchloß. Aus dieſem Gebete hatte ſich eine Ahnung in mir niedergeſchlagen, daß Gott ein Weſen ſein müſſe, mit welchem ſich allenfalls ein vernünftiges Wort ſprechen ließe, eher, als mit jenen Thiergeſtalten.

So lebte ich in einem unſchuldig vergnüglichen Verhältniſſe mit dem höchſten Weſen, ich kannte keine Bedürfniſſe und keine Dankbarkeit, kein

Recht und kein Unrecht, und ließ Gott einen herzlich guten Mann ſein, wenn meine Aufmerkſamkeit von ihm abgezogen wurde.

Ich fand aber bald Veranlaſſung, in ein bewußteres Verhältniß zu ihm zu treten und zum erſten Mal meine menſchlichen Anſprüche zu ihm zu erheben, als ich, ſechs Jahre alt, mich eines ſchönen Morgens in einen großen, melancholiſchen Saal verſetzt ſah, in welchem etwa fünfzig bis ſechzig kleine Knaben und Mädchen unterrichtet wurden. In einem Halbkreiſe mit ſieben andern Kindern um eine Tafel herum ſtehend, auf welcher rieſige Buchſtaben gemalt waren, war ich ſehr ſtill und geſpannt auf die Dinge, die da kommen ſollten. Da wir ſämmtlich Neulinge waren, ſo hatte der Oberſchulmeiſter, ein ältlicher Mann mit einem großen groben Kopfe, die erſte Leitung ſelbſt übernommen für eine Stunde und forderte uns auf, abwechſelnd die ſonderbaren Figuren zu benennen. Ich hatte ſchon ſeit geraumer Zeit einmal das Wort Pumpernickel gehört, und es gefiel mir ungemein, nur wußte ich durchaus keine leibliche Form dafür zu finden und

Niemand konnte mir eine Auskunft geben, weil die Sache, welche dieſen Namen führt, einige hundert Stunden weit zu Hauſe war. Nun ſollte ich plötzlich das große P benennen, welches mir in ſeinem ganzen Weſen äußerſt wunderlich und humoriſtiſch vorkam, und es ward in meiner Seele klar und ich ſprach mit Entſchiedenheit: Dieſes iſt der Pumpernickel! Ich hegte keinen Zweifel, weder an der Welt, noch an mir, noch am Pumpernickel, und war froh in meinem Herzen; aber je ernſthafter und ſelbſtzufriedener mein Geſicht in dieſem Augenblicke war, deſto mehr hielt mich der Schulmeiſter für einen durchtriebenen und frechen Schalk, deſſen Bosheit ſofort gebrochen werden müßte, und er fiel über mich her und ſchüttelte mich an den Haaren eine Minute lang ſo wild hin und her, daß mir Hören und Sehen verging. Dieſer Ueberfall kam mir ſeiner Fremdheit und Neuheit wegen wie ein böſer Traum vor und ich machte augenblicklich nichts daraus, als daß ich, ſtumm und thränenlos, aber voll innerer Beklemmung den Mann anſah. Die Kinder haben mich von je her geärgert, welche, wenn ſie gefehlt haben oder ſonſt in Conflict gerathen, bei der leiſeſten Berührung oder ſchon bei deren Annäherung in ein abſcheuliches Zetergeſchrei ausbrechen, das Einem die Ohren zerreißt; und wenn ſolche Kinder gerade dieſes Geſchreies wegen oft doppelte Schläge bekommen, ſo litt ich am entgegengeſetzten Extrem und verſchlimmerte meine Händel ſtets dadurch, daß ich nicht im Stande war, eine einzige Thräne zu vergießen vor meinen Richtern. Als daher der Schulmeiſter ſah, daß ich nur erſtaunt nach meinem Kopfe langte, ohne zu weinen, fiel er noch einmal über mich her, um mir den vermeintlichen Trotz und die Verſtocktheit gründlich auszutreiben. Ich litt nun wirklich; anſtatt aber in ein Geheul auszubrechen, ward es zum zweiten Male in mir klar und ich rief flehendlich in meiner Angſt: Sondern erlöſe uns von dem Böſen! und hatte dabei Gott vor Augen, von dem man mir ſo oft geſagt hatte, daß er dem Bedrängten ein hülfreicher Vater ſei. Für den guten Lehrer aber war dies zu ſtark, der Fall war nun zum außerordentlichen Ereigniſſe gediehen, und er ließ mich daher ſtraks los, mit aufrichtiger Bekümmerniß darüber nachdenkend, welche Behandlungsart hier angemeſſen ſei. Wir wurden für den Vormittag entlaſſen, der Mann brachte mich ſelbſt nach Hauſe. Erſt dort brach ich heimlich in Thränen aus, indem ich abgewandt am Fenſter ſtand und die ausgeriſſenen Haare aus der Stirn wiſchte, während ich anhörte, wie der Mann, der mir im Heiligthum unſerer Stube doppelt fremd und feindlich erſchien, eine ernſthafte Unterredung mit der Mutter führte und verſichern wollte, daß ich ſchon durch irgend ein böſes Element verdorben ſein müßte. Sie war nicht minder erſtaunt, als wir beiden Andern, indem ich, wie ſie ſagte, ein durchaus ſtilles Kind wäre, welches bisher noch nie aus ihren Augen gekommen ſei und keine groben Unarten gezeigt hätte. Allerlei ſeltſame Einfälle hätte ich allerdings bisweilen; aber ſie ſchienen nicht aus einem ſchlimmen Gemüthe zu kommen, und meinte ſie ganz vernünftig, ich müßte mich wohl erſt ein wenig an die Schule und ihre Bedeutung gewöhnen. Der Lehrer gab ſich zufrieden, doch mit Kopfſchütteln, und war innerlich überzeugt, wie ſich aus wiederholten Fällen ergab, daß ich gefährliche Anlagen zeige. Er ſagte auch ſehr bedeutſam beim Abſchiede, daß ſtille Waſſer gewöhnlich tief wären. Dieſes Wort habe ich ſeither in meinem Leben öfter hören müſſen und es hat mich immer gekränkt, weil es keinen größeren Plauderer gibt, als mich, wenn ich mit Jemand zutraulich bin. Ich habe aber bemerkt, daß viele Menſchen, welche immer das große Wort führen, aus denen nie klug werden, welche ihretwegen nie zu Worte kommen. Sie pflegen dann plötzlich einmal ſich über das Schweigen zu verwundern und zur Theilnahme aufzufordern; ehe aber dieſe laut werden kann, haben ſie ſchon wieder das Wort genommen und auf ein anderes Gebiet geführt, und wenn ſie einmal einer Antwort Raum geben, ſo verſtehen ſie die einfache und kurze Logik nicht, an welche ſich der Schweigende bei ſeinem Zuhören gewöhnt hat. Die meiſten Geſellſchaften laſſen in ihrem Geſpräche nicht ſo viel Raum für ein einzuſchaltendes Wort, daß man mit einer Nähnadel dazwiſchen ſtechen könnte. Es gibt keinen Menſchen, welcher nicht das Bedürfniß der Mittheilung empfände: nur muß man ſich ſo weit entäußern können, zuweilen in ſeine Weiſe einzugehen und ihm die Feſſeln zu löſen. Unter den Erwachſenen iſt der Mangel dieſer Kunſt kein ſo großer Uebelſtand, und die an's Schweigen Gewieſenen befinden ſich manchmal nur um ſo gemüthlicher dabei. Im Umgange mit ſtillen Kindern aber kann es ein wahres Unglück werden, wenn die großen Schwätzer ſich nicht anders zu helfen wiſſen, als mit dem elenden Gemeinplatze: Stille Waſſer ſind tief!

Am Nachmittage wurde ich wieder in die Schule geſchickt und ich trat mit großem Mißtrauen in die gefährlichen Hallen, welche die Verwirklichung ſeltſamer und beängſtigender Träume zu ſein ſchienen. Ich bekam aber den böſen Schulmann nicht zu Geſicht; er hielt ſich in einem Verſchlage auf, welcher eine Art Bureau vorſtellte und ihm zur Einnahme von kleinen Collationen diente. An der Thüre dieſes Verſchlages befand ſich ein rundes Fenſterchen, durch welches der Tyrann öfters den Kopf zu ſtecken pflegte, wenn draußen ein Geräuſch entſtand. Die Glasſcheibe dieſes Fenſterchens fehlte ſeit geraumer Zeit, ſo daß er durch den leeren Rahmen ſein Haupt weit in die Schulſtube hineinſtrecken konnte zur ſattſamen Umſicht. An dieſem verhängnißvollen Tage nun hatte der Hausmeiſter gerade während der Mittagszeit die fehlende Scheibe erſetzen laſſen und ich ſchielte eben ängſtlich nach derſelben, als ſie mit hellem Klirren zerſprang und der umfangreiche Kopf meines Widerſachers hindurch fuhr. Die erſte Bewegung in mir war ein Aufjauchzen der herzlichſten Freude, und erſt, als ich ſah, daß er übel zugerichtet war und blutete, da wurde ich betreten und es ward zum dritten Male klar in meiner Seele und ich verſtand die Worte: Und vergieb uns unſere Schulden, wie auch wir vergeben unſern Schuldigern! So hatte ich an dieſem erſten Tage ſchon viel gelernt; zwar nicht, was der Pumpernickel ſei, wohl aber, daß man in der Noth einen Gott anrufen müſſe, daß derſelbe gerecht ſei und uns zu gleicher Zeit lehre, keinen Haß und keine Rache in uns zu tragen. Aus dem Gebote, ſeinen Beleidigern zu vergeben, entſteht, wenn es befolgt wird, von ſelbſt die Kraft, auch ſeine Feinde zu lieben; denn für die Mühe, welche uns jene Ueberwindung koſtet, fordern wir einen Lohn und dieſer liegt zunächſt und am natürlichſten in dem Wohlwollen, welches wir dem Feinde ſchenken, da er uns einmal nicht gleichgültig bleiben kann. Wohlwollen und Liebe können nicht gehegt werden, ohne den Träger ſelbſt zu veredeln, und ſie thun dieſes am glänzendſten, wenn ſie dem gelten, was man einen Feind oder Widerſacher nennt. Dieſe eigenthümlichſte Hauptlehre des Chriſtenthums fand eine große Empfänglichkeit in mir vor, da ich, leicht verletzt und aufgebracht, immer ebenſo ſchnell bereit war, zu vergeſſen und zu vergeben, und es hat mich ſpäter, als mein Sinn ſich der Offenbarungslehre zu verſchließen anfing, lebhaft beſchäftigt, zu ermitteln, inwiefern jenes Geſetz nur der Ausdruck eines ſchon in der Menſchheit vorhandenen und erkannten Bedürfniſſes ſei; denn ich ſah, daß es nur von einem beſtimmten Theile der Menſchen rein und uneigennützig befolgt wurde, von denjenigen nämlich, welche ihre natürlichen Gemüthsanlagen dazu trieben. Die Andern, welche ihr urſprüngliches Rachegefühl überwanden und auf das Vergeltungsrecht mit Mühe verzichteten, ſchienen mir oft dadurch mehr Vortheil über ihren Feind zu gewinnen, als ſich mit dem Begriffe der reinen Selbſtentäußerung vertrug; weil zufolge der tiefen Vernunft und Klugheit, die zugleich im Verzeihen liegt, der Widerſacher allein es iſt, welcher ſich in ſeiner unfruchtbaren Wuth aufreibt und vernichtet. Dies Verzeihen iſt es auch, was in großen geſchichtlichen Kämpfen die Ueberlegenheit des Siegers, nachdem er einen Handel männlich ausgefochten hat, vermehrt und beurkundet, daß dieſelbe auch moraliſch eine reif gewordene iſt. So iſt das Schonen und Aufrichten des gebeugten Gegners mehr Sache der allgemeinen Weltweisheit und vor der Einführung des Chriſtenthums wohl ſo oft zur Geltung gekommen, als nach derſelben verläugnet worden; das eigentliche Lieben aber des Feindes in voller Blüthe und ſo lange er uns Schaden zufügt, habe ich nirgends geſehen, weil ich auch bei einigen armen und ungebildeten Sectirern, welche in ihrem heißen Beſtreben, das Evangelium ganz wörtlich zu nehmen, neben andern verpöntern Dingen auch dieſe Tugend übten, das aufrichtige Weſen nicht sattſam von dem ängſtlichen Scheine unterſcheiden konnte.

Im Verlaufe meiner erſten Schuljahre fand ich nun häufige Gelegenheit, meinen Verkehr mit Gott zu erweitern, da die kleinen Erlebniſſe ſich vermehrten. Ich hatte mich bald in den Weltlauf ergeben und that, wie die andern Kinder, was ich nicht laſſen konnte. Dadurch war ich abwechſelnd zufrieden und gerieth in Bedrängniß, wie es das Wohlverhalten oder die Vernachläſſigung meiner Pflichten nebſt allerhand kindiſchem Unfuge mit ſich brachten. In jeder übeln Lage aber rief ich Gott an und betete in meinem Innern in wenigen wohlgeſetzten Worten, wenn die Kriſis zu reifen begann, um eine günſtige Entſcheidung und um Rettung aus der Gefahr, und ich muß zu meiner Schande geſtehen, daß ich immer entweder das Unmögliche oder das Ungerechte verlangte. Oft war es der Fall, daß meine

Sünden überſehen wurden: und alsdann ließ ich es nicht an herzlichen Dankgebeten aus dem Stegreiſe fehlen, welche um ſo vergnüglicher waren, als mir der Sinn für die Verdientheit der Strafe ſo lange verſchloſſen blieb, bis ich bewußte Fehler beging. So beſtand der Stoff meiner Anrufungen aus der wunderlichſten Miſchung; das eine Mal bat ich um die gelungene Probe eines ſchwierigen Rechnenexempels oder daß der Vorgeſetzte für einen Tintenklex in meinem Hefte mit Blindheit geſchlagen werde, das andere Mal, ein zweiter Joſua, um Stillſtand der Sonne, wenn ich mich zu verſpäten drohte, oder auch um Erlangung eines fremden reizenden Backwerkes. Als die Jungfrau, welche ich die weiße Wolke nannte, einſt für lange Zeit verreiſte und eines Abends bei uns Abſchied nahm, während ich ſchon in meinem Bettchen lag, jedoch Alles hörte, bat ich meinen himmliſchen Vater in ſehnlichen Ausdrücken, er möchte bewirken, daß ſie mich hinter meinen Vorhängen nicht vergeſſe und noch einmal tüchtig küſſe. Ich ſchlief über der ſteten Wiederholung des gleichen kurzen Satzes endlich ein und weiß zur Stunde noch nicht, ob meine Bitte in Erfüllung gegangen iſt.

Eines Tages wurde ich zur Strafe über die Mittagszeit in der Schule zurückbehalten und eingeſchloſſen, ſo daß ich erſt auf den Abend etwas zu eſſen bekam. Das war das erſte Mal, wo ich den Hunger kennen und zugleich die Ermahnungen meiner Mutter verſtehen lernte, welche mir Gott vorzüglich als den Erhalter und Ernährer jeglicher Creatur anpries und als den Schöpfer unſers ſchmackhaften Hausbrotes darſtellte, der Bitte gemäß: Gib uns heut unſer tägliches Brot! welches nie fehlen dürfe, wenn die Sache nicht ſchief gehen ſollte. Ueberhaupt gewann ich für Eſſen und Trinken ein großes Intereſſe und manche Einſicht in die Beſchaffenheit derſelben, indem ich faſt ausſchließlich den Verkehr von Frauen mit anſah, deſſen Hauptinhalt der Erwerb und die Beſprechung von Lebensmitteln war, und die Wichtigkeit, welche ich dieſem Verkehre beilegen ſah, trug ſich mir auch auf meine Bitte um das tägliche Brot über. Auf meinen Wanderungen durch das Haus drang ich allmälig tiefer in den Haushalt der Mitbewohner ein und ließ mich oft aus ihren Schüſſeln bewirthen, und undankbarer Weiſe ſchmeckten mir die Speiſen überall beſſer, als bei meiner Mutter. Jede Hausfrau verleiht, auch wenn die Recepte ganz die gleichen ſind, doch ihren Speiſen durch die Zubereitung einen beſondern Geſchmack, welcher ihrem Charakter entſpricht. Durch eine kleine Bevorzugung eines Gewürzes oder eines Krautes, durch größere Fettigkeit oder Trockenheit, Weichheit oder Härte, bekommen alle ihre Speiſen einen beſtimmten Charakter, welcher das genäſchige oder nüchterne, weichliche oder ſpröde, hitzige oder kalte, das verſchwenderiſche oder geizige Weſen der Köchin ausſpricht, und man erkennt ſicher die Hausfrau aus den wichtigſten Speiſen des Bürgerſtandes, nämlich dem Rindfleiſch und dem Gemüſe, dem Braten und dem Salate; ich meinerſeits, als ein junger frühzeitiger Kenner, habe aus einer bloßen Fleiſchbrühe den Inſtinkt geſchöpft, wie ich mich zu der Meiſterin derſelben zu verhalten habe. Die Speiſen meiner Mutter hingegen ermangelten, ſo zu ſagen, aller und jeder Individualität. Ihre Suppe war nicht fett und nicht mager, der Caffe nicht ſtark und nicht ſchwach, ſie verſchwendete kein Salzkorn zu viel und keines hat je gefehlt, ſie kochte ſchlecht und recht, ohne Manierirtheit, wie die Künſtler ſagen, in den reinſten Verhältniſſen; man konnte von ihren Speiſen eine große Menge genießen, ohne ſich den Magen zu verderben. Sie ſchien mit ihrer weiſen und maßvollen Hand, am Herde ſtehend, täglich das Sprüchwort zu verkörpern: Der Menſch ißt, um zu leben, und lebt nicht, um zu eſſen! Nie und in keiner Weiſe war ein Ueberfluß zu bemerken und ebenſo wenig ein Mangel. Dieſe nüchterne Mittelſtraße langweilte mich, der ich meinen Gaumen dann und wann anderswo bedeutend reizte, und ich begann, über ihre Mahlzeiten eine ſcharfe Kritik zu üben, ſobald ich ſatt und die letzte Gabel voll vertilgt war. Da ich mit meiner Mutter immer allein bei Tiſche ſaß und ſie lieber auf Geſpräch und Unterhaltung dachte, als auf ein genaues Erziehungsſyſtem, ſo wies ſie mich nicht kurz und ſtrafend zur Ruhe, ſondern widerlegte mich mit

Beredtſamkeit und ſtellte mir hauptſächlich vor auf Menſchenſchickſale und Lebensläufe übergehend, wie ich vielleicht eines Tages froh ſein würde, an ihrem Tiſche zu ſitzen und zu eſſen; dann werde ſie aber nicht mehr da ſein. Obgleich ich dazumal nicht recht einſah, wie das zugehen ſollte, ſo wurde ich doch jedesmal gerührt und von einem geheimen Grauen ergriffen, und ſo für einmal geſchlagen. Machte ſie alsdann auch noch auf die Undankbarkeit aufmerkſam, welche ich gegen Gott beging, indem ich ſeine guten Gaben tadelte, ſo hütete ich mich mit einer heiligen Scheu, den allmächtigen Geber ferner zu beleidigen und verſank in Nachdenken über ſeine trefflichen und wunderbaren Eigenſchaften.

Nun geſchah es aber, daß in dem Maße, als ich ihn deutlicher erfaßte und ſein Weſen mir unentbehrlicher und erſprießlicher wurde, mein Umgang mit Gott ſich verſchämt zu verſchleiern begann, und als meine Gebete einen vernünftigen Sinn erhielten, mich eine wachſende Scheu beſchlich, ſie laut herzuſagen. Meine Mutter iſt eines einfachen und nüchternen Gemüthes und nichts weniger, als das, was man eine warm andächtige Frau nennt, ſondern ſchlechthin gottesfürchtig. Ihr Gott war dazumal ſchon nicht der Befriediger und Erfüller einer Menge dunkler und drangvoller Herzensbedürfniſſe, ſondern klar und einfach der verſorgende und erhaltende Vater, die Vorſehung. Ihr gewöhnliches Wort war: Wer Gott vergißt, den vergißt er auch; von der inbrünſtigen Gottesliebe dagegen hörte ich ſie nie reden, und ich ſelbſt habe eine Stimmung dieſer Art erſt ſpäter empfunden, als das Weſen Gottes mir endlich meiner reifern Empfänglichkeit und Erkenntniß entſprechend ſich ausgebildet hatte. Deſto eifriger aber hielt ſie darauf, und es ward ihr in unſerer Verlaſſenheit für die lange und dunkle Zukunft eine Hauptſache, daß Gott der Ernährer und Beſchützer mir immer vor Augen ſei, und ſie legte mit andauernder Sorge den Grund zu einem unwandelbaren Gottvertrauen in mich. In Folge dieſes rührenden Beſtrebens wollte ſie eines Sonntags, als wir uns eben zu Tiſche geſetzt hatten, das Tiſchgebet einführen, welches bis dahin nicht üblich geweſen in unſerm

Hauſe, und ſagte mir zu dieſem Zwecke ein kleines altes Volksgebet vor, mit der Aufforderung, es jetzt und in Zukunft nachzubeten. Aber wie erſtaunte ſie, als ich nur die erſten Worte trocken hervorbrachte und dann plötzlich verſtummte und nicht weiter konnte! — Das Eſſen dampfte auf dem Tiſche, es war ganz ſtill in der Stube, die Mutter wartete, aber ich brachte keinen Laut hervor. Sie wiederholte ihr Verlangen, aber ohne Erfolg; ich blieb ſtumm und niedergeſchlagen, und ſie ließ es für diesmal bewenden, da ſie mein Benehmen für eine gewöhnliche Kinderlaune hielt. Am folgenden Tage wiederholte ſich der Auftritt und ſie wurde nun ernſtlich bekümmert und ſagte: »Warum willſt Du nicht beten? Schämſt Du Dich?« Das war nun zwar der Fall, ich vermochte es aber nicht zu bejahen, weil, wenn ich es gethan, es doch nicht wahr geweſen wäre in dem Sinne, wie ſie es verſtand. Der gedeckte Tiſch kam mir vor wie ein Opfermahl, obgleich ich von einem ſolchen noch nichts wußte, und das Händefalten nebſt dem feierlichen Beten vor den duftenden Schüſſeln wurde zu einer Ceremonie, welche mir alſobald unbeſieglich widerſtand. Es war nicht Scham vor der Welt, wie es der Prieſter zu nennen pflegt; denn wie ſollte ich mich vor der einzigen Mutter ſchämen, vor welcher ich bei ihrer Milde nichts zu verbergen gewohnt war? Es war Scham vor mir ſelber; ich konnte mich ſelbſt nicht ſprechen hören, und habe es auch nie mehr dazu gebracht, in der tiefſten Einſamkeit und Verborgenheit laut zu beten.

»Nun ſollſt Du nicht eſſen, bis Du gebetet haſt!« ſagte die Mutter, und ich ſtand auf und ging vom Tiſche weg in eine Ecke, wo ich in große Traurigkeit verfiel, mit einigem Trotze vermiſcht. Meine Mutter aber blieb ſitzen und that ſo, als ob ſie eſſen würde, obgleich ſie es nicht konnte, und es trat eine Art düſtrer Spannung zwiſchen uns ein, wie ich ſie noch nie gefühlt hatte und die mir das Herz beklemmte. Sie ging ſchweigend ab und zu und räumte den Tiſch ab; als jedoch die Stunde nahte, wo ich wieder zur Schule gehen ſollte, brachte ſie mein Eſſen, indem ſie ſich die Augen wiſchte, als ob ein Stäubchen darin wäre, wieder herein und ſagte:

»Da kannſt Du eſſen, Du eigenſinniges Kind!« worauf ich meinerſeits unter einem Ausbruche von Schluchzen und Thränen mich hinſetzte und es mir tapfer ſchmecken ließ, ſobald die heftige Bewegung nachließ. Auf dem Wege zur Schule ließ ich es nicht an einem vergnügten Dankſeufzer fehlen für die glückliche Befreiung und Verſöhnung.

Als ich in ſpäteren Jahren im Heimathdorfe auf Beſuch war, wurde ich an das Ereigniß lebhaft erinnert durch eine Geſchichte, welche ſich vor mehr als hundert Jahren mit einem Kinde dort zugetragen hatte und einen tiefen Eindruck auf mich machte. In einer Ecke der Kirchhofmauer war eine kleine ſteinerne Tafel eingelaſſen, welche nichts als ein halbverwittertes Wappen und die Jahrzahl 1713 trug. Die Leute nannten dieſen Platz das Grab des Hexenkindes und erzählten allerlei abenteuerliche und fabelhafte Geſchichten von demſelben, wie es ein vornehmes Kind aus der Stadt, aber in das Pfarrhaus, in welchem dazumal ein gottesfürchtiger und ſtrenger Mann wohnte, verbannt geweſen ſei, um von ſeiner

Gottloſigkeit und unbegreiflich frühzeitigen Hexerei geheilt zu werden. Dieſes ſei aber nicht gelungen; vorzüglich habe es nie dazu gebracht werden können, die drei höchſten Namen der Dreieinigkeit auszuſprechen, und ſei in dieſer gottloſen Halsſtarrigkeit verblieben und elendiglich verſtorben. Es ſei ein außerordentlich feines und kluges Mädchen in dem zarten Alter von ſieben Jahren und deſſenungeachtet die allerärgſte Hexe geweſen. Beſonders hätte es erwachſene Mannsperſonen verführt und es ihnen angethan, wenn es ſie nur angeblickt, daß ſelbe ſich ſterblich in das kleine Kind verliebt und ſeinetwegen böſe Händel angefangen hätten. Sodann hätte es ſeinen Unfug mit dem Geflügel getrieben und insbeſondere alle Tauben des Dorfes auf den Pfarrhof gelockt und ſelbſt den frommen Herrn verhext, daß er dieſelben öfters inbehalten, gebraten und zu ſeinem Schaden geſpeiſt habe. Selbſt die Fiſche im Waſſer habe es gebannt, indem es Tagelang am Ufer ſaß und die alten klugen Forellen verblendete, daß ſie bei ihm verweilten und in großer Eitelkeit vor ihm herumſchwänzelten, ſich in der Sonne ſpiegelnd. Die alten Frauen pflegten dieſe Sage als Schreckmännchen für die Kinder zu gebrauchen, wenn ſie nicht fromm waren, und fügten noch viele ſeltſame und phantaſtiſche Züge hinzu. Im Pfarrhauſe hingegen hing wirklich ein altes dunkles Oelgemälde, das Bildniß dieſes merkwürdigen Kindes enthaltend. Es war ein außerordentlich zartgebautes Mädchen in einem blaßgrünen Damaſtkleide, deſſen Saum in einem weiten Kreiſe ſtarrte und die Füßchen nicht ſehen ließ. Um den ſchlanken feinen Leib war eine goldene Kette geſchlungen und hing vorn bis auf den Boden herab. Auf dem Haupte trug es einen kronenartigen Kopfputz aus flimmernden Gold- und Silberblättchen, von ſeidenen Schnüren und Perlen durchflochten. In ſeinen Händen hielt das Kind den Todtenſchädel eines andern Kindes und eine weiße Roſe. Noch nie habe ich aber ein ſo ſchönes, liebliches und geiſtreiches Kinderantlitz geſehen, wie das blaſſe Geſicht dieſes Mädchens; es war eher ſchmal als rund, eine tiefe Trauer lag darin, die glänzenden dunkeln Augen ſahen voll Schwermuth und wie um Hülfe flehend auf den Beſchauer, während um den geſchloſſenen Mund eine leiſe Spur von Schalkheit oder lächelnder Bitterkeit ſchwebte. Ein ſchweres Leiden ſchien dem ganzen Geſichte etwas Frühreifes und Frauenhaftes zu verleihen und erregte in dem Beſchauenden eine unwillkürliche Sehnſucht, das lebendige Kind zu ſehen, ihm ſchmeicheln und es küſſen zu dürfen. Es war auch der Erinnerung des alten Dorfes unbewußt lieb und werth, und in den Erzählungen und Sagen von ihm war eben ſo viel unwillkürliche Theilnahme als Abſcheu zu bemerken.

Die eigentliche Geſchichte war nun die, daß das kleine Mädchen, einer adeligen, ſtolzen und höchſt orthodoxen Familie angehörig, eine hartnäckige Abneigung gegen Gebet und Gottesdienſt jeder Art zeigte, die Gebetbücher zerriß, welche man ihm gab, im Bette den Kopf in die Decke hüllte, wenn man ihm vorbetete, und kläglich zu ſchreien anfing, wenn man es in die düſtere, kalte Kirche brachte, wo es ſich vor dem ſchwarzen Manne auf der Kanzel zu fürchten vorgab.

Es war ein Kind aus einer unglücklichen erſten Ehe und mochte ſonſt ſchon ein Stein des Anſtoßes ſein. So beſchloß man, als es durch keine Mittel von der unerklärlichen Unart abgebracht werden konnte, das Kind jenem wegen ſeiner Frömmigkeit und Strenggläubigkeit berühmten Pfarrherrn verſuchsweiſe in Pflege zu geben. Wenn ſchon die Familie die Sache als ein befremdliches und ihrem Rufe Unehre bringendes Unglück auffaßte, ſo betrachtete der dumpfe, harte Mann dieſelbe vollends als eine unheilvolle infernaliſche Erſcheinung, welcher mit aller Kraft entgegen zu treten ſei. Demgemäß nahm er ſeine Maßregeln, und ein altes vergilbtes „diarium", von ihm herrührend und im Pfarrhauſe aufbewahrt, enthält einige Notizen, welche über ſein Verfahren, ſo wie das weitere Schickſal des unglücklichen Geſchöpfes hinreichenden Aufſchluß geben. Folgende Stellen habe ich mir ihres ſeltſamen Inhaltes wegen abgeſchrieben und will ſie dieſen Blättern einverleiben und ſo die Erinnerung an jenes Kind in meinen eigenen Erinnerungen aufbewahren da ſie ſonſt verloren gehen würde.

„Heute habe ich von der hochgebornen und gottesfürchtigen Frau von M. das ſchuldende Koſtgeld für das erſte Quartal richtig erhalten, alſogleich quittiret und Bericht erſtattet. Ferner der kleinen Meret (Emerentia) ihre wöchentlich zukommende Correction ertheilt und verſcherpft, indeme ſie nackent auf die Bank legte und mit einer neuen Ruthen züchtigte, nicht ohne Lamentiren und Seufzen zum Herren, daß Er das traurige Werk zu einem guten Ende führen möge. Hat die Kleine zwaren jämmerlich geſchrieen und be- und wehmüthig um Pardon gebeten, aber nichts deſto weniger nachher in ihrer Verſtocktheit verharret und das Liederbuch verſchmähet, ſo ich ihr zum Lernen vorgehalten. Habe ſie derowegen kürzlich verſchnauffen laſſen und dann in Arreſt gebracht in die dunkle Speckkammer, allwo ſie gewimmert und geklaget, dann aber ſtill geworden iſt, bis ſie urplötzlich zu ſingen und jubiliren angefangen, nicht anders, wie die drey ſeligen Männer im Feuerofen, und habe ich zugehöret und erkennt, daß ſie die nämliche versificirten Pſalmen geſungen, ſo ſie ſonſten zu lernen refusirete, aber in ſo unnützlicher und weltlicher Weiſe, wie die thörichten und einfältigen Ammen- und Kindslieder haben; ſo daß ich ſolches Gebahren für ein neue Schalkheit und Mißbrauch des Teufels zu nemen gezwungen ward.«

Ferner:

»Iſt ein höchſt lamentables Schreiben arriviret von Madame, welche in Wahrheit eine fürtreffliche und rechtgläubige Person iſt. Sie hat beſagten Brief mit ihren Thränen benetzet und mir auch die große Bekümmerniß des Herren Gemahls vermeldet, daß es mit der kleinen Meret nicht beſſer gehen will. Und iſt dieſes gewißlich eine große Calamität, ſo dieſem hochanſehnlichen und berühmten Geſchlecht passiret und möchte man der Meinung ſein, mit Respect zu ſagen, daß ſich die Sünden des Herren Großpapa väterlicher Seits, welches ein gottloſer Wütherich und ſchlimmer Cavalier ware, an dieſem armſeligen Geſchöpflein vermerken laſſen und rechen. Habe mein Tractament mit der Kleinen changiret und will nunmehr die Hungerkur probiren. Auch hab ich ein Röcklein von grobem

Sacktuch durch meine Ehefrau ſelbſten anfertigen laſſen und verbothen, der Meret ein ander Habit anzulegen, ſintemal dieſe Bußkleidung ihr am beſten conveniret. Verſtocktheit auf dem gleichen Puncto.«

»Sahe mich heute gezwungen, die kleine Demoiselle von allem Verkehr und Unterhalt mit denen Baurenkindern abzuſperren, weill ſie mit ſelbigen in das Holz gelauffen, allda gebadet im Holzweiher, das Bußhemdlein, ſo ich ihr ordoniret, an ein Baumaſt gehenkt hat und nackent davor geſprungen und getanzt und auch ihre Geſpanen zu frechem Spott und Unfug aufgereizet. Beträchtliche Correction.«

»Heut ein großer Spectakel und Verdruß. Kame ein großer, ſtarker Schlingel, der junge Müllerhans, und richtete mir Händel an von wegen der Meret, welche er alltäglich ſchreien und heulen zu hören vorgegeben, und disputirte ich mit demſelben, als auch der junge Schulmeiſter, der Tropf, herankam und drohete, mich zu verklagen, und fiel über die ſchlimme Creatur her, herzete und küſſete ſie ꝛc. ꝛc. Ließ den Schulmeiſter alſogleich arretiren und zum Landvogt führen. Dem Müllerhans muß ich auch noch beikommen, obgleich ſelbiger reich und gewaltthätig iſt. Möchte bald ſelber glauben, was die Bauersleute ſagen, daß das Kind eine Hexe ſei, wenn dieſe Opinion nicht der Vernunft widerſpräche. Jeden Falls ſteckt der Teufel in ihr und habe ich ein ſchlimmes Stück Arbeit übernommen.«

»Dieſe ganze Woche habe ich einen Maler im Hauſe tractiret, ſo mir Madame überſendet, damit er das Portrait der kleinen Fräulein anfertige. Die bedrängte Familie will das Geſchöpf nicht mehr zu ſich nemen und allein zum traurigen Angedenken und zur bußfertigen Anſchauung, auch von wegen der großen Schönheit des Kindes, ein Conterfey behalten. Insbeſundere will der Herr nicht von dieſer Idee laſſen. Meine Ehefrau verabreicht dem Maler alltäglich zwei Schoppen Wein, woran er nicht genug zu haben ſcheinet, da er allabendlich in den rothen Löwen gehet und dorten mit dem Chirurgo ſpielet. Iſt ein hochfahrendes Subject und ſetze ihm daher öfter ein Schnepfen oder ein Hechtlein vor, welches in dem Quartal Conto der Madame zu vermerken iſt. Wollte anfenglich mit der Kleinen ſein Weſen und Freundlichkeit treiben und hat ſie ſich ſogleich an ihn attachiret, daher ich ihme bedeutet habe, mir in meinem Process nicht zu interveniren. Wie man der Kleinen ihr verwahrte Habit und Sonntagsſtaat herfürgeholt und angelegt benebſt der Schapell und der Gürtlen, ſo hat ſie großen Plaisir gezeiget und zu tanzen begonnen. Dieſe ihre Freude iſt aber bald verbittert worden, als ich nach dem Befelch der Frau Mama 1 Todtenſchedel hohlen ließe und in die Hand zu tragen gab, welchen ſie partout nicht nemen wollen und hernachmalen weinend und zitternd in der Hand gehalten, wie wenn es ein feurig Eiſen wär. Zwaren hat der Maler behauptet, er könne den Schedel außwendig malen, weill ſolcher zu denen allererſten Elementen ſeiner Kunſt gehöre, habe es aber nicht zugegeben, ſintemal Madame geſchrieben hat: Was das Kind leidet, das leiden auch wir, und iſt uns in ſeinem Leiden ſelbſt Gelegenheit zur Buße gegeben, ſo wir für ihn's thun können; derohalb brechen

Ew. Wohlehrwürden in Nichts ab, Euere Fürſorge und Education betreffend. Wenn das Töchterlein dereinſt, wie ich zum allmächtigen und barmherzigen Gott verhoffe, hier oder dort erleuchtet und gerettet ſein wird, ſo wird es ohnzweifelhaft ſich höchlich erfreuen, ein gutes Theil ſeiner Buße ſchon mit ſeiner Verſtocktheit abgethan zu haben, welche über ihn's zu verhängen, der unerforſchliche Meiſter beliebt hat!« Dieſe tapferen Worte vor Augen, habe ich auch dieſe Gelegenheit für dienlich erachtet, der Kleinen mit dem Schedel eine ernſthafte Buße anzuthun. Man hat übrigens einen kleinen leichten Kindsſchedel gebrauchet, dieweill der Mahler ſich beſchwehret, daß der große Mannsſchedel zu unförmlich ſeye für die kleinen Händlein, in Betracht ſeiner Kunſt-Regula und hat ſie denſelben nachher lieber gehalten; auch hat ihr der Mahler ein weißes Röslein dazugeſteckt, was ich wohl leiden mochte, weil es als ein gutes Symbolum gelten kann.«

»Habe heut plötzlich ein Contreorder erhalten in Betreff des Tableau und ſoll nun ſelbiges nicht nach der Stadt spediren, ſondern hier behalten. Es iſt Schad um die brave Arbeit, ſo der Mahler gemacht hat, weil er ganz charmiret war von der Anmuth des Kinds. Hätt' ich es früher gewußt, ſo hätt' der Mann für dieſen Koſtenaufwand mein eigen Conterfey auf das Tuch mahlen können, wenn die ſchönen Victualien nebſt Lohn einmal drauff gehen ſollen.

Es iſt mir fernerer Befelch zu Handen gekommen, mit aller weltlichen Instruction abzubrechen, beſonders mit dem Franzöſiſchen, da ſolches nicht mehr nöthig erachtet werde, ſo wie auch meine Gemahlin mit dem Unterricht auf dem Spinett aufhören ſolle, was der Kleinen leid zu thun ſcheinet. Vielmehr ſoll ich ſie fortan als ein einfaches Pflegekind tractiren und allein fürſorgen, daß ſie kein öffentlich Aergerniß gebe.«

»Vorgeſtern iſt uns die kleine Meret desertiret und haben wir große Angſt empfunden, bis daß ſie heute Mittag um 12 Uhr zu obriſt auf dem Buchberge ausgeſpüret wurde, wo ſie entkleidet auf ihrem Bußhabit an der Sonne ſaß und ſich baß wärmete. Sie hatte ihr Haar ganz aufgeflochten und ein Kränzlein von Buchenlaub darauff geſetzet, ſo wie ein dito Scherpen um den Leib gehenkt, auch ein Quantum ſchöner Erdbeeren vor ſich liegen gehabt, von denen ſie ganz voll und rundlich gegeſſen war. Als ſie unſer anſichtig ward, wollte ſie wiederum Reißaus nemen, ſchämete ſich aber ihrer Blöße und wollte ihr Habitlein überziehen, dahero wir ſie glücklich attrapirten. Sie iſt nun krank und ſcheinet confuse zu ſein, da ſie keine vernünftige Antwort gibt.«

»Mit dem Meretlein gehet es wiederum beſſer, jedoch iſt ſie mehr und mehr verändert und wird des Gänzlichen dumm und ſtumm. Die Consultation des herbeygeruffenen Medicus verlautet dahin, daß ſie irr- oder blödſinnig werde und nunmehr der medicinischen Behandlung anheim zu ſtellen ſey; er offerirte ſich auch zu derſelbigen und hat verheißen, das Kind wieder auf die Beine zu bringen, wenn es in ſeinem Hauſe placiret würde. Ich merke aber ſchon, daß es dem Monsieur Chirurgo nur um die gute Pension benebſt denen Präsenten von Madame zu thun ſeye, und berichtete derohalb, was ich für gut befunden, nemlich daß der Herr ſeinen Plan nunmehr an ein Ende zu führen ſcheine mit ſeiner Creatur und daß Menſchenhände hieran Nichts changiren möchten und dürften, wie es in Wirklichkeit auch iſt.«

Nach Ueberſchlagung von fünf bis ſechs Monaten heißt es weiter:

»Es ſcheinet dieſes Kind in ſeinem blöden Zuſtande einer trefflichen Geſundheit zu genießen und hat ganz muntere rothe Backen bekommen. Hält ſich nun den ganzen Tag in den Bohnen auf, wo man ſie nicht ſiehet und weiter nicht um ſie bekümbert, zumalen ſie weiter kein Aergernuß gibet.«

»Das Meretlein hat ſich in Mitten des Bohnenplätz ein kleinen Salon arrangiret, ſo man entdecket, und hat dorten artliche Viſiten acceptiret von denen Baurenkindern, welche ihme Obſt und andere Victualia zugeſchleppet, ſo ſie gar zierlich vergraben und in Vorrath gehalten hat. Daſelbſt hat man auch jenen kleinen Kindsſchedel begraben gefunden, welcher längſt abhanden gekommen und dahero dem Custos nicht restituiret werden konnte. Dergleichen auch die Spatzen und andere Vögel herbeygezogen und zahm gemacht, daß die den Bohnen viel Abbruch gethan und ich jedoch nicht mehr in die Bohnenſtauden ſchießen können, von wegen der kleinen Inſaß. Item hat ſie mit einer giftigen Schlangen ihr Spiel gehabt, welche durch den Hag gebrochen und ſich bei ihr eingeniſtet; in summa. man hat ſie wieder ins Haus nemen und inne behalten müſſen.«

»Die rothen Backen ſind wiederum von ihr gewichen und behauptet der Chirurgus, ſie werde es nicht mehr lang prästiren. Habe auch ſchon an die Eltern geſchrieben.«

»Heut vor Tag ſchon muß das arme Meretlein aus ſeinem Bettlein entkommen, in die Bohnen hinauß geſchlichen und dort verſchieden ſein; denn wir haben ſie alldort für todt gefunden in einem Grüblein, ſo ſie in den Erdboden hinein gewühlet, als ob ſie hineinſchlüpfen wollte. Sie iſt ganz geſtabet geweſen und ihr Haar ſo wie ihr Hemdlein feucht und ſchwer vom Thau, als welcher auch in lauteren Tropfen auf ihren faſt röthlichen Wänglein gelegen, nicht anders, denn auf einem Apfelbluſt. Und haben wir einen heftigen Schrecken bekommen und bin ich in große Verlegenheit und Confusion gerathen den heutigen Tag, dieweill die Herrſchaft aus der Stadt angelanget, juſt wie meine Ehefrau verreiſet iſt nach K., um allda einiges Confect und Provision einzukaufen, damit die Herrſchaften höflichſt zu regaliren. Wußte derohalb nicht, wo mir der Kopf geſtanden und war ein großes Rennen und Laufen, und ſollten die Mägde das Leichlein waſchen und ankleiden, und zugleich für ein guten Imbiß ſorgen. Endlich habe ich den grünen Schinken braten laſſen, ſo meine Frau vor acht Tagen in Eſſig geleget, und hat der Jakob drei Stück von denen zahmen Forellen gefangen, welche noch hin und wieder an den Garten kommen, obgleich man die ſelige (?!) Meret nicht mehren zum Waſſer hinauß gelaſſen. Habe zum Glück mit dieſen Speiſen noch ziemliche Ehre eingeleget und haben dieſelbigen der Madame wohl geſchmecket. Iſt eine große Traurigkeit geweſen und haben wir mehr denn zwei Stunden in Gebeth und Todesbetrachtungen verbracht, desgleichen in melankolischen Reden von der unglückſeligen Krankhaftigkeit des verſtorbenen Mägdleins, da wir nun annemen müſſen zu unſerem vermehrten Troſt, daß ſelbe in einer fatalen Disposition des Bluts und Gehirns ihren Urſprung gehabt. Daneben haben wir auch von den ſonſtigen großen Gaben des Kinds geredet und von ſeinen oftmaligen klugen und anmuthigen Einfällen und Impromptus und Alles nicht zuſammenreimen können in unſerer irdiſchen Kurzſichtigkeit. Morgens am Vormittag wird man dem Kind ein Chriſtlich Begräbniß geben und iſt die Präsenz der fürnehmen Eltern dazu kommlich, anſonſten die Pauren ſich widerſatzen mögten.«

»Dieſes iſt der allerwunderbarſte und ſchreckhafteſte Tag geweſen, nicht nur allein, ſeit wir mit dieſer unſeligen Creatur zu ſchaffen, ſondern der mir überhaupt in meiner ruhſamen Existenz aufgeſtoßen iſt. Denn als die Stunde gekommen und es zehn Uhr geſchlagen, haben wir uns hinter dem Leichlein her in Bewegung geſetzet und nach dem Gottesacker begeben, indeſſen der Sigriſt die kleine Glocken geläutet, was er aber nicht mit ſehrem Fleiße gethan, dieweil es faſt erbärmlich geklungen und das Geläute zur Halbpart vom ſtarken Winde verſchlungen worden, der unwirſch gewehet hat. Und war auch der Himmel ganz dunkel und ſchwül, ſowie der Kirchhof von Menſchen entblößet außer unſerer kleinen Compagnie. hergegen außerhalb denen Mauren die ganze Baurſame verſammelt und hat neugierig die Köpfe herüber gerecket. Wie man aber ſo eben das Todtenbäumlein (Todtenbaum = Sarg) in das Grab hinunter ſenken wollen, hat man ein ſeltſamen Schrei gehört aus dem Todtenbäumlein hervor, ſo daß Wir auf das Heftigſte erſchrocken ſind und der Todtengräber auf und davon geſprungen iſt. Der Chirurgus aber, welcher ſich auch herzugemachet, hat ſchleunigſt den Deckel losgemacht und abgehebt, und hat ſich das Tödlein als lebendig aufgerichtet und iſt ganz behende aus dem Gräblein gekrochen und hat uns angeblicket. Und wie im ſelbigen Moment die Sonne ſeltſam und ſtechend durch die Wolken gedrungen, ſo hat es in ſeinem gelblichen Brokat und mit dem glitzrigen Krönlein ausgeſehen, wie ein Feyen- oder Koboltskind. Die Frau Mama iſt alſobald in eine ſtarke Ohnmacht verfallen und der Herr v. M. weinend zur Erde geſtürzet. Ich ſelbſt habe mich vor. Verwunderung und Schrecken nicht gerühret und in dieſem Moment ſteif an ein Hexenthum geglaubt. Das Mägdlein aber hat ſich bald ermannt und iſt über den Kirchhof davon und zum Dorf hinaus geſprungen, wie eine Katz, daß alle Leute voll Entſetzen heimgelaufen ſind und ihre Thüren verriegelt haben. Zu ſelbiger Zeit iſt juſt die Schulzeit aus geweſen und iſt der Kinderhaufen auf die Gaſſe gekommen, und als das kleine Zeugs die Sache geſehen, hat man die Kinder nicht halten können, ſondern iſt eine große Schaar dem Leichlein nachgelaufen und hat es verfolget und hintendrein iſt noch der Schulmeiſter mit dem Bakel geſprungen. Es hat aber immer ein zwanzig Schritt Vorſprung gehabt und nicht eher Halt gemacht, als bis es auf dem Buchberg angekommen und leblos umgefallen iſt, worauf die Kinder um daſſelbe herumgekrabbelt und es vergeblich geſtreichelt und caressiret haben. Dieſes Alles haben wir nach der Hand erfahren, weil wir mit großer Noth in das Pfarrhaus uns salviret und in tiefer desolation verharret ſind, bis man das Leichlein wiederum gebracht hat. Man hat es auf ein Matraz gelegt und iſt die Herrſchaft darauf verreiſet mit Hinterlaſſung einer kleinen Steintafell, worein Nichts als das Familienwappen und Jahrzahl gehauen iſt. Nunmehr liegt das Kind wieder für todt und getrauen wir uns nicht, zu Bett zu gehen aus Furcht. Der Medicus ſitzet aber bey ihm und meint nun, es ſey endlich zur Ruh gekommen.«

»Heute hat der Medicus nach unterſchiedlichen Experimenten erklärt, daß das Kind wirklich todt ſeye und iſt es nun in der Stille beigeſetzt worden und nichts Weiteres arrivirt u. ſ. f.«

Sechstes Kapitel.

Ich kann nicht ſagen, daß, nachdem Gott einmal die beſtimmte und nüchterne Geſtalt eines Ernährers und Aushelfers für mich gewonnen hatte, er mein Herz in jenem Alter mit zarteren Empfindungen oder höheren Gemüthsfreuden erfüllt habe, zumal er aus dem glänzenden Gewande des Abendrothes ſich verloren, um in viel ſpäterer Zeit es wieder umzunehmen. Wenn meine Mutter von Gott und den heiligen Dingen ſprach, ſo fuhr ſie fort, vorzüglich im alten Teſtamente zu verweilen, bei der Geſchichte der Kinder Iſrael in der Wüſte, oder bei den Kornhändeln Joſephs und ſeiner Brüder, bei der Wittwe Oelkrug, der Aehrenleſerin Ruth u. dergl. oder ausnahmsweiſe bei der Speiſung der fünftauſend Männer im neuen Teſtamente. Alle dieſe Ereigniſſe gefielen ihr ausnehmend wohl und ſie trug mir dieſelben mit warmer Beredſamkeit vor, während dieſe mehr einem unparteiiſchen und pflichtgemäß frommen Erzählen Raum gab, wenn das bewegte und blutige Drama von Chriſti Leidensgeſchichte entwickelt wurde. So ſehr ich daher den lieben Gott reſpectirte und in allen Fällen bedachte, ſo blieben mir doch die Phantaſie und das Gemüth leer, ſo lange ich keine neue Nahrung ſchöpfte außer den bisherigen Erfahrungen, und wenn ich keine Veranlaſſung hatte, irgend einen angelegentlichen Gebetvortrag abzufaſſen, ſo war mir Gott nachgerade eine farbloſe und langweilige Perſon, die mich zu allerlei Grübeleien und Sonderbarkeiten reizte, zumal ich ſie bei meinem vielen Alleinſein doch nicht aus dem Sinne verlor. So gereichte es mir eine Zeit lang zu nicht geringer Qual, daß ich eine krankhafte Verſuchung empfand, Gott derbe Spottnamen, ſelbſt Schimpfworte anzuhängen, wie ich ſie etwa auf der Straße gehört hatte. Mit einer Art behaglicher und muthwillig zutraulicher Stimmung begann immer dieſe Verſuchung, bis ich nach langem

Kampfe nicht mehr widerſtehen konnte und im vollen Bewußtſein der Blasphemie eines jener Worte haſtig ausſtieß, mit der unmittelbaren Verſicherung, daß es nicht gelten ſolle und mit der Bitte um Verzeihung; dann konnte ich nicht umhin, es noch einmal zu wiederholen, [illegible] auch die reuevolle Genugthuung, und ſo fort, bis die ſeltſame Aufregung vorüber war. Vorzüglich vor dem Einſchlafen pflegte mich dieſe Erſcheinung zu quälen, obgleich ſie nachher keine Unruhe oder Uneinigkeit in mir zurückließ. Ich habe ſpäter gedacht, daß es wohl ein unbewußtes Experiment mit der Allgegenwart Gottes geweſen ſei, welche ebenfalls anfing, mich zu beſchäftigen, und daß ſchon damals das dunkle Gefühl in mir lebendig geweſen ſei: Vor Gott könne keine Minute unſeres inneren Lebens verborgen und wirklich ſtrafbar ſein, ſo fern er das lebendige Weſen für uns ſei, für das wir ihn halten.

Indeſſen hatte ich eine Freundſchaft geſchloſſen, welche meiner ſuchenden Phantaſie zu Hülfe kam und mich von dieſen unfruchtbaren Quälereien erlöſte, indem ſie, bei der Einfachheit und

Nüchternheit meiner Mutter, für mich das wurde, was ſonſt ſagenreiche Großmütter und Ammen für die ſtoffbedürftigen Kinder ſind. In dem Hauſe gegenüber befand ſich eine offene dunkle Halle, welche ganz mit altem und neuem Trödelkram angefüllt war. Die Wände waren mit alten Seidengewändern, gewirkten Stoffen und Teppichen aller Art behangen. Roſtige Waffen und Geräthſchaften, ſchwarze zerriſſene Oelgemälde bekleideten die Eingangspfoſten und verbreiteten ſich zu beiden Seiten an der Außenſeite des Hauſes; auf einer Menge altmodiger Tiſche und Geräthe ſtand wunderliches Glasgeſchirr und Porcellan aufgethürmt mit allerhand hölzernen und irdenen Figuren vermiſcht. In den tieferen Räumen waren Berge von Betten und Hausgeräthen übereinandergeſchichtet und auf den Hochebenen und Abſätzen derſelben, manchmal auf einem gefährlichen einſamen Grate, ſtand überall noch eine ſchnörkelhafte Uhr, ein Crucifix oder ein wächſerner Engel u. dergl. mehr. Im tiefſten Hintergrunde aber ſaß jederzeit eine bejahrte, dicke Frau in alterthümlicher Tracht, in einem trüben Helldunkel, während ein noch älteres, ſpitziges, eisgraues Männchen mit Hülfe einiger Untergebenen in der Halle herumhandthierte und eine zahlreiche Menge Leute abfertigte, welche fortwährend ab und zu ging. Die Seele des Geſchäftes war aber die Frau und von ihr aus gingen alle Befehle und Anordnungen, ungeachtet ſie ſich nie von ihrem Platze bewegte und man ſie noch weniger je auf einer Straße geſehen hatte. Sie trug immer bloße Arme und hatte ſchneeweiße Hemdsärmel, auf eine künſtliche Weiſe gefältelt, wie man es ſonſt nirgends mehr ſah und es vielleicht vor hundert Jahren ſchon ſo getragen wurde. Es war die originellſte Frau von der Welt, welche ſchon vor dreißig Jahren mit ihrem Manne blutarm und unwiſſend in die Stadt gezogen, um da ihr Brot zu ſuchen. Nachdem ſie mit Tagelohn und ſaurer Arbeit eine Reihe von mühſeligen Jahren durchgekämpft hatte, gelang es ihr, einen kleinen Trödelkram zu errichten und erwarb ſich mit der Zeit durch Glück und Gewandtheit in ihren Unternehmungen einen behaglichen Wohlſtand, welchen ſie auf die eigenthümlichſte Weiſe beherrſchte. Sie konnte nur gebrochen Gedrucktes leſen, hingegen weder ſchreiben noch in arabiſchen Zahlen rechnen, welche letzteren es ihr nie zu kennen gelang; ſondern ihre ganze Rechnenkunſt beſtand in einer römiſchen Eins, einer Fünf, einer Zehn und einer Hundert. Wie ſie dieſe vier Ziffern in ihrer frühen Jugend, in einer entlegenen und vergeſſenen Landesgegend überkommen hatte, überliefert durch einen Jahrtauſend alten Gebrauch, ſo handhabte ſie dieſelben mit einer merkwürdigen Gewandtheit. Sie führte kein Buch und beſaß nichts Geſchriebenes, war aber jeden Augenblick im Stande, ihren ganzen Verkehr, der ſich oft auf mehrere Tauſende in lauter kleinen Poſten belief, zu überſehen, indem ſie mit großer Schnelligkeit das Tiſchblatt mittelſt einer Kreide, deren ſie immer einige Endchen in der Taſche führte, mit mächtigen Säulen jener vier Ziffern bedeckte. Hatte ſie aus ihrem Gedächtniſſe alle Summen ſolchergeſtalt aufgeſetzt, ſo erreichte ſie ihren Zweck einfach dadurch, daß ſie mit dem naſſen Finger eine Reihe um die andere ebenſo flink wieder auslöſchte, als ſie dieſelben aufgeſetzt hatte, und dabei zählend die Reſultate zur Seite aufzeichnete. So entſtanden neue kleinere Zahlengruppen, deren Bedeutung und Benennung Niemand kannte, als ſie, da es immer nur die gleichen vier nackten Ziffern waren und für Andere ausſahen, wie eine altheidniſche Zauberſchrift. Dazu kam noch, daß es ihr nie gelingen wollte, mit Bleiſtift oder Feder oder auch nur mit einem Griffel auf einer Schiefertafel das gleiche Verfahren vorzunehmen, indem ſie nicht nur räumlich einer ganzen Tiſchplatte bedurfte, ſondern auch nur mittelſt der weichen Kreide ihre markigen Zeichen zu bilden im Stande war. Sie beklagte oft, daß ſie ſich gar nichts Fixirtes aufbewahren könne, war aber gerade dadurch zu ihrem außerordentlichen Gedächtniſſe gelangt, aus welchem jene wimmelnden Zahlenmaſſen plötzlich geſtalt- und lebenvoll erſchienen, um ebenſo raſch wieder zu verſchwinden. Das Verhältniß zwiſchen Einnahme und Ausgabe machte ihr nicht viel zu ſchaffen; ſie beſtritt alle häuslichen Bedürfniſſe und ſonſtige Ausgaben vorweg aus dem gleichen Seckel, welcher auch den Geſchäftsverkehr begründete, und wenn eine überflüſſige Summe Geldes bei einander war, ſo wechſelte ſie dieſes ſogleich in Gold um und verwahrte daſſelbe in ihrer Schatztruhe, wo es für immer liegen blieb, wenn nicht ein Theil davon für eine beſondere Unternehmung oder für ein ausnahmsweiſes Darlehen herausgenommen wurde, da ſie ſonſt auf Zinſen kein Geld auslieh. Sie hatte beſonders mit Landleuten von allen Seiten her Verkehr, welche ſich ihre geräthſchaftlichen Bedürfniſſe bei ihr holten, und gab ihre Waaren Jedermann auf Borg, gewann oft viel dabei und verlor auch oft. So kam es, daß eine Menge von Leuten von ihr abhängig waren oder in einem verbindlichen oder feindlichen Verhältniſſe zu ihr ſtanden, und daß ſie beſtändig von Nachſichtſuchenden oder Bezahlenden umlagert war, welche ihr, zur Beherzigung oder als Dank, die mannigfaltigſten Gaben darbrachten, nicht anders, als einem alten Landpfleger oder einer reichen Aebtiſſin. Feld- und Baumfrüchte jeder Art, Milch, Honig, Trauben, Schinken und Würſte wurden ihr in gewichtigen Körben zugetragen, und dieſe reichlichen Vorräthe bildeten die Grundlage zu einem ſtattlichen Wohlleben, welches alſobald begann, wenn das geräuſchvolle Gewölbe geſchloſſen war und in der noch ſeltſameren Wohnſtube das häusliche Abendleben zur Geltung kam. Dort hatte Frau Margreth diejenigen Gegenſtände zuſammengehäuſt und als Zierrath angebracht, welche ihr in ihrem Handel und Wandel am beſten gefallen hatten, und ſie nahm keinen Anſtand, etwas für ſich aufzubewahren, wenn es ihr Intereſſe erweckte. An den Wänden hingen alte Heiligenbilder auf Goldgrund und in den Fenſtern gemalte Scheiben, und allen dieſen Dingen ſchrieb ſie irgend eine merkwürdige Geſchichte oder ſogar geheime Kräfte zu, was ihr dieſelben heilig und unveräußerlich machte, ſo ſehr auch Kenner ſich manchmal bemühten, die wirklich werthvollen Denkmäler ihrer Unwiſſenheit zu entreißen. In einer Truhe von Ebenholz bewahrte ſie goldene Schaumünzen, Ketten, Becher, ſilberne Filigranarbeiten und andere köſtliche Spielereien, für welche ſie eine große Vorliebe trug und dieſelben nur wieder veräußerte, wenn ein beſonderer Gewinn ſich damit verband, was öfters der Fall war. Endlich war auf einem Wandgeſtelle eine beträchtliche Zahl unförmlicher alter Bücher aufgeſpeichert, welche ſie mit großem Eifer zuſammen zu ſuchen pflegte. Es waren verſchiedene Bibeln, alte Kosmographien mit zahlloſen Holzſchnitten, fabelgeſpickte Reiſebeſchreibungen, vorzüglich nordiſche, indiſche und griechiſche Mythologien aus dem vorigen Jahrhundert mit großen zuſammengefalteten Kupferſtichen, welche vielfach zerknittert und zerriſſen waren; ſie nannte dieſe naiv geſchriebenen Werke ſchlechtweg Heiden- oder auch Götzenbücher. Ferner hielt ſie eine reiche Sammlung ſolcher Volksſchriften, welche Nachricht gaben von einem fünften Evangeliſten, von den Jugendjahren Jeſu, noch unbekannten Abenteuern deſſelben in der Wüſte, von einer Auffindung ſeines wohl erhaltenen Leichnams nebſt Documenten, von der Erſcheinung und den Bekenntniſſen eines in der Hölle leidenden Freigeiſtes; einige Chroniken, Kräuterbücher und Prophezeiungen vervollſtändigten dieſe Sammlung. Für Frau Margreth hatte ohne Unterſchied Alles, was gedruckt war, ſowohl wie die mündlichen Ueberlieferungen des Volkes, eine gewiſſe Wahrheit, und die ganze Welt in allen ihren Spiegelungen, das fernſte ſowohl wie ihr eigenes Leben, waren ihr gleich wunderbar und bedeutungsvoll; ſie trug noch den lebendigen ungebrochenen Aberglauben vergangener kräftiger Zeiten an ſich ohne Verfeinerung und Schliff. Mit neugieriger Liebe erfaßte ſie Alles und nahm es als baare Münze, was ihrer wogenden Phantaſie dargeboten wurde, und ſie bekleidete es alsbald mit den ſinnlich greifbaren Formen der Volksthümlichkeit, welche maſſiven metallenen Gefäßen gleichen, die trotz ihres hohen Alters durch den ſtäten Gebrauch immer glänzend geblieben ſind. Alle die Götter und Götzen der alten und jetzigen heidniſchen Völker beſchäftigten ſie durch ihre Geſchichte ſowohl, als durch ihr äußeres Ausſehen in den Abbildungen, hauptſächlich auch daher, daß ſie dieſelben für wirkliche lebendige Weſen hielt, welche durch den wahren Gott bekämpft und ausgerottet würden; das Spuken und Umgehen ſolcher halb überwundenen ſchlimmen Käuze war ihr eben ſo ſchauerlich anziehend, wie das grauenvolle Treiben eines Atheiſten, unter welchem ſie nichts Anderes verſtand und verſtehen konnte, als einen Menſchen, welcher ſeiner Ueberzeugung von dem Daſein Gottes zum Trotz daſſelbe hartnäckig und muthwillig läugne. Die großen Affen und Waldteufel der ſüdlichen Zonen, von denen ſie in ihren alten Reiſebüchern las, die fabelhaften Meermänner und Meerweibchen waren nichts Anderes, als ganze gottloſe, nun verthierte Völker oder ſolche einzelne Gotteslaugner, welche in dieſem jammervollen Zuſtande, halb reuevoll, halb trotzig, Zeugniß gaben von dem Zorne Gottes und ſich zugleich allerlei muthwillige Neckereien mit den Menſchen erlaubten.

Wenn nun am Abend das Feuer praſſelte, die Töpfe dampften, der Tiſch mit den ſoliden volksthümlichen Leckereien bedeckt wurde und Frau Margreth behaglich und anſehnlich auf ihrem zierlich eingelegten Stuhle ſaß, ſo begann ſich nach und nach eine ganz andere Anhängerſchaft und Geſellſchaft einzufinden, als die den

Tag über in dem Gewölbe zu ſehen war. Es waren dies arme Frauen und Männer, welche, theils durch den Duft des wohlbeſetzten Tiſches, theils durch die belebte Unterhaltung von höheren Dingen angezogen, hier mannigfache Erholung von den Mühen des Tages ſuchten und fanden. Mit Ausnahme einiger weniger heuchleriſcher Schmarotzer hatten ſonſt Alle ein aufrichtiges Bedürfniß, ſich durch Geſpräche und Belehrungen über das, was ihnen nicht alltäglich war, zu erwärmen und beſonders in Betreff des Religiöſen und Wunderbaren eine kräftigere Nahrung zu ſuchen, als die öffentlichen Culturzuſtände ihnen darboten. Nichtbefriedigung des Gemüthes, ungelöſchter Durſt nach Wahrheit und Erkenntniß, erlebte Schickſale, hervorgerufen durch die verſuchte Befriedigung ſolcher unruhigen Triebe in der ſinnlichen Welt, trieben dieſe Leute hier zuſammen und überdies noch in mancherlei ſeltſame Secten hinein, von deren innerem Leben und Treiben ſich Frau Margreth fleißig Bericht erſtatten ließ; denn ſie ſelbſt war zu weltlich und zu derb, als daß ſie ſo weit gegangen wäre, dergleichen mitzumachen. Vielmehr tadelte ſie mit ſcharfen Worten die Kopfhänger und wurde ſarkaſtiſch und bitter, wenn ſie allzu myſtiſchen Unrath merkte. Sie bedurfte das Wunderbare und Geheimnißvolle, aber in der Sinnenwelt, in Leben und Schickſal, in der äußern wechſelvollen Erſcheinung: von innern Seelenwundern, bevorzugten Stimmungen, Auserwählten u. dgl. wollte ſie nichts hören und kanzelte ihre Gäſte tüchtig herunter, wenn ſie mit ſolchen Dingen auftreten wollten. Außer daß Gott als der kunſt- und ſinnreiche Schöpfer all der wunderbaren Dinge und Vorkommniſſe für ſie exiſtirte, war er ihr vorzüglich in Einer Richtung noch merk- und preiswürdig: nämlich als der treue Beiſtänder der klugen und rührigen Leute, welche, mit Nichts und weniger als Nichts anfangend, ihr Glück in der Welt ſelbſt machen und es zu etwas Ordentlichem bringen. Deßhalb hatte ſie ihre größte Freude an jungen Leuten, welche ſich aus einer dunklen dürftigen Abkunft heraus durch Talent, Fleiß, Sparſamkeit, Klugheit u. ſ. f. in eine gute Stellung gearbeitet hatten und wohl gar hohe Protection genoſſen. Das Heranwachſen des Wohlſtandes ſolcher Schützlinge war ihr wie eine eigene Sache angelegen, und wenn dieſelben endlich dahin gediehen waren, einen behaglichen Aufwand mit gutem Gewiſſen geltend zu machen, ſo fühlte ſie ſelbſt die größte Genugthuung, ihrerſeits reichlich beizuſteuern und ſich des Glanzes mitzufreuen. Sie war von Grund aus wohlthätig und gab immer mit offenen Händen, den Armen und arm Bleibenden im gewöhnlichen abgetheilten Maße, denjenigen aber, bei welchen Hab und Gut anſchlug, mit wahrer Verſchwendung für ihre Verhältniſſe. Es lag meiſtens ganz in der Natur ſolcher Emporkömmlinge, neben ihren anderweitigen größern Beziehungen, auch die Gunſt dieſer ſeltſamen Frau ſorglich zu pflegen, bis ſie durch einen jüngern Nachwuchs endlich verdrängt wurden, und ſo fand man nicht ſelten dieſen oder jenen fein gekleideten und vornehm ausſehenden Mann unter den armen Gläubigen, der durch ſein gemeſſenes Betragen dieſelben verſchüchterte und unbehaglich machte. Auch nahmen ſie wohl, wenn er abweſend war, Veranlaſſung, der Frau Weltſinn und Luſt an irdiſcher Herrlichkeit vorzuwerfen, was dann jedesmal lebhafte Erörterungen und Streitreden hervorrief.

Von ihrer Freude an gedeihlichem Erwerb und emſiger Thätigkeit mochte es auch kommen, daß mehrere Schacherjuden in den Kreis ihrer Wohlgelittenen aufgenommen waren. Die Unermüdlichkeit und ſtätige Aufmerkſamkeit dieſer Menſchen, welche öfter bei ihr verkehrten und ihre ſchweren Laſten abſtellten, volle Geldbeutel aus unſcheinbarer Hülle hervorzogen und ihr zum Aufbewahren anvertrauten, ohne irgend ein Wort oder eine Schrift zu wechſeln, ihre kindliche Gutmüthigkeit und neugierige Beſcheidenheit neben der unberückbaren Pfiffigkeit im Handeln, ihre ſtrengen Religionsgebräuche und bibliſche Abſtammung, ſogar ihre feindliche Stellung zum Chriſtenthume und die groben Vergehungen ihrer Voraltern machten dieſe vielgeplagten und verachteten Leute der guten Frau höchſt intereſſant und gern geſehen, wenn ſie ſich bei den abendlichen Zuſammenkünften vorfanden, am Heerde der Frau Margreth koſchern Kaffe kochten oder ſich einen billig erſtandenen Fiſch bucken. Wenn die fromm chriſtlichen Frauen ihnen ſchonend vorhielten, wie es noch nicht gar zu lange her ſei, ſeit die Juden doch ſchlimme Käuze geweſen, Chriſtenkinder geraubt und getödtet und Brunnen vergiftet hätten, oder wenn Margreth behauptete, der ewige Jude Ahasverus hätte vor zwölf Jahren einmal im »rothen Bären« übernachtet, und ſie hätte ſelbſt zwei Stunden vor dem Hauſe gepaßt, um ihn abreiſen zu ſehen, jedoch vergeblich, da er ſchon vor Tagesanbruch weiter gewandert ſei, dann lächelten die Juden gar gutmüthig und fein, und ließen ſich nicht aus ihrer guten Laune bringen. Da ſie jedoch ebenfalls Gott fürchteten und eine ſcharf ausgeprägte Religion hatten, ſo gehörten ſie noch eher in dieſen Kreis, als man zwei weitere Perſonen darin vermuthet hätte, welche allerdings irgend anderswo zu ſuchen waren, als gerade hier; und doch ſchienen ſie eine Art unentbehrlichen Salzes für die wunderliche Miſchung zu ſein. Es waren dies zwei erklärte Atheiſten. Der Eine, ein ſchlichter, einſilbiger Schreinersmann, welcher ſchon manches Hundert Särge gefertigt und zugenagelt hatte, war ein braver Mann und erklärte dann und wann einmal mit dürren Worten, er glaube eben ſo wenig an ein ewiges Leben, als man von Gott etwas wiſſen könne. Im Uebrigen hörte man nie eine freche Rede oder ein Spottwort von ihm; er rauchte gemüthlich ſein Pfeifchen und ließ es über ſich ergehen, wenn die Weiber mit fließenden Bekehrungsreden über ihn herfuhren. Der Andere war ein bejahrter Schneidersmann mit grauen Haaren und muthwilligem, unnützem Herzen, der ſchon mehr als einen ſchlimmen Streich verübt haben mochte. Während Jener ſich ſtill und leidend verhielt und nur ſelten mit ſeinem dürren Glaubensbekenntniſſe hervortrat, verfuhr dieſer angriffsweiſe und machte ſich ein Vergnügen daraus, die gläubigen Seelen durch derbe Zweifel und Verläugnungen, rohe Späße und Profanationen zu verletzen und zu erſchrecken, als ein rechter Eulenſpiegel das einfältige Wort zu verdrehen und mit dick aufgetragenem Humor in den armen Leuten eine ſündhafte Lachluſt zu reizen. Er beſaß weder großen Verſtand, noch Pietät für irgend etwas, ſelbſt für die Natur nicht, und ſchien einzig ein perſönliches Bedürfniß zu haben, das Daſein Gottes zu läugnen oder wegzuwünſchen, indeſſen der Schreiner ſich bloß nicht viel daraus machte, hingegen auf ſeinen Wanderjahren die Welt aufmerkſam betrachtet hatte, ſich fortwährend noch unterrichtete und von allerlei merkwürdigen Dingen mit Liebe zu ſprechen wußte, wenn er aufthaute. Der Schneider fand nur Gefallen an Ränken und Schwänken und lärmenden Zänkereien mit den begeiſterten Weibern; auch ſein Verhalten zu den Juden, gegenüber demjenigen des Sargmachers, war bezeichnend. Während Jener wohlwollend und freundlich mit ihnen verfuhr, als mit Seinesgleichen, neckte und quälte ſie der Schneider, wo er nur konnte, und verfolgte ſie mit ächt chriſtlichem Uebermuthe mit allen trivialen Judenſpäßen, die ihm zu Gebote ſtanden, ſo daß die armen Teufel manchmal wirklich böſe wurden und die Geſellſchaft verließen. Frau Margreth pflegte alsdann auch ungeduldig zu werden und verwies den Dämon aus dem Hauſe; aber er fand ſich bald wieder ein und wurde immer wieder gelitten, wenn er ſein altes Weſen mit etwas Vorſicht und glatten Worten wieder begann. Es war, als wenn die viel redenden und disputirenden Genoſſen ſeiner als eines lebendigen Exempels des Atheismus bedurften, wie ſie ihn verſtanden; denn dies war er am Ende auch, indem es ſich nicht undeutlich erwies, daß er den Gedanken Gottes und der Unſterblichkeit mehr zu unterdrücken ſuchte, weil er ihn in einem kleinlichen und nutzloſen Treiben beſchränkte und beläſtigte, und als er ſpäterhin ſtarb, that er dies ſo verzagt und zerknirſcht, heulend und zähneklappend und nach Gebet verlangend, daß die guten Leute einen glänzenden Triumph feierten, indeſſen der Schreiner eben ſo ruhig und unangefochten ſeinen letzten Sarg hobelte, welchen er ſich ſelbſt beſtimmte, wie einſt ſeinen erſten.

Dieſer Art war die Verſammlung, welche an vielen Abenden, zumal im Winter, bei Frau Margreth zu treffen war, und ich weiß nicht, wie es kam, daß ich mich plötzlich am Tage oft in dem kurzweiligen Gewölbe mitten unter den Geſchäftigen und am Abend zu den Füßen der Frau ſitzen fand, welche mich in große Gunſt genommen hatte. Ich zeichnete mich durch meine große Aufmerkſamkeit aus, wenn die wunderbarſten Dinge von der Welt zur Sprache kamen. Die theologiſchen und moraliſchen Unterſuchungen verſtand ich freilich in den erſten Jahren noch nicht, obſchon ſie oft kindlich genug waren; jedoch nahmen ſie auch ſchon damals nicht zu viele Zeit in Anſpruch, da ſich die Geſellſchaft immer bald genug auf das Gebiet der Begebenheiten und ſinnlichen Erfahrungen, und damit auf eine Art von naturphiloſophiſchem Feld hinüber verfügte, wo ich ebenfalls zu Hauſe war. Man ſuchte vorzüglich die Erſcheinungen der Geiſterwelt, ſo wie die Ahnungen, Träume u. ſ. w. in lebendigen Zuſammenhang zu bringen, und drang mit neugierigem Sinne in die geheimnißvollen Localitäten des geſtirnten Himmels, in die Tiefe des Meers und der feuerſpeienden Berge, von denen man hörte, und Alles wurde zuletzt auf die religiöſen Meinungen zurückgeführt. Es wurden Bücher von Hellſehenden, Berichte über merkwürdige Reiſen durch verſchiedene Himmelskörper und andere ähnliche Aufſchlüſſe geleſen, nachdem ſie der Frau Margreth zur Anſchaffung empfohlen worden, und alsdann darüber geſprochen und die Phantaſie mit den kühnſten Gedanken angefüllt. Der Eine oder Andere fügte dann noch aufgeſchnappte Berichte aus der Wiſſenſchaft hinzu, wie er von dem Bedienten eines Sternguckers gehört hatte, daß man durch deſſen Fernrohr lebendige Weſen im Monde und feurige Schiffe in der Sonne ſehen könne. Frau Margreth hatte immer die lebendigſte Einbildungskraft und bei ihr ging Alles in Fleiſch und Blut über. Sie pflegte mehrmals in der Nacht aufzuſtehen und aus dem Fenſter zu ſchauen, um nachzuſehen, was in der ſtillen dunklen Welt vorging, und immer entdeckte ſie einen verdächtigen Stern, der nicht wie gewöhnlich ausſah, ein Meteor oder einen rothen Schein, welch' Allem ſie gleich einen Namen zu geben wußte. Alles war ihr von Bedeutung und belebt; wenn die Sonne in ein Glas Waſſer ſchien und durch daſſelbe auf den hell polirten Tiſch, ſo waren die ſieben ſpielenden Farben für ſie ein unmittelbarer Abglanz der Herrlichkeiten, welche in der Sonne ſelbſt ſein ſollten. Sie ſagte: Seht ihr denn nicht die ſchönen Blumen und Kränze, die grünen Geländer und die rothen Seidentücher? dieſe goldenen Glöcklein und dieſe ſilbernen Brunnen? und ſo oft die Sonne in die Stube ſchien, machte ſie das Experiment, um ein wenig in den Himmel zu ſehen, wie ſie meinte. Ihr Mann und der Schneider lachten ſie dann aus, und der Erſte nannte ſie eine phantaſtiſche Kuh. Jedoch auf einem feſteren Boden ſtand ſie, wenn von Geiſtererſcheinungen die Rede war, denn hier hatte ſie feſte und unläugbare Erfahrungen die Menge, welche ſie ſchon Schweiß genug gekoſtet hatten, und faſt alle Andern wußten auch davon zu erzählen. Seit ſie nicht mehr aus dem Hauſe kam, waren freilich ihre Erlebniſſe auf ein häufiges Pochen und Rumoren in alten Wandſchränken und etwa auf das Umherſchleichen eines ſchwarzen Schafes in der nächtlichen Straße beſchränkt, wenn ſie um Mitternacht oder gegen Morgen ihre Inſpectionen aus dem Fenſter hielt. Ausnahmsweiſe begegnete es ihr noch ein Mal, daß ſie ein kleines Männchen vor der Hausthür entdeckte, welches, während ſie mit ſcharfen kritiſchen Augen daſſelbe beobachtete, plötzlich in die Höhe wuchs bis unter ihr Fenſter, daß ſie daſſelbe kaum noch zu ſchlagen und ſich in's Bett flüchten konnte. Hingegen in ihrer Jugend war es lebhafter hergegangen, als ſie, beſonders noch auf dem Lande, bei Tag und Nacht durch Feld und Wald zu gehen hatte. Da waren kopfloſe Männer ſtundenweit ihr zur Seite gegangen und näher gerückt, je eifriger ſie betete, umgehende Bauern ſtanden auf ihren ehemaligen Grundſtücken und ſtreckten flehend die Hand nach ihr aus, Gehenkte rauſchten von hohen Tannen hernieder mit ſchreckbarem Geheul und liefen ihr nach, um in den heilſamen Bereich einer guten Chriſtin zu kommen, und ſie ſchilderte mit ergreifenden Worten den peinlichen Zuſtand, in dem ſie ſich befand, wenn ſie nicht unterlaſſen konnte, die unheimlichen Geſellen von der Seite anzuſchielen, während ſie doch wußte, daß dieſes höchſt ſchädlich ſei. Einige Male war ſie auch ganz aufgeſchwollen auf der Seite, wo die Geſpenſter gelaufen waren, und mußte den Doctor herbeirufen. Ferner erzählte ſie von den Zaubereien und böſen Künſten, welche zur Zeit ihrer Jugend, gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, noch gang und gäbe waren unter den Bauern. Da waren in ihrer Heimath reiche gewaltige Bauernfamilien, welche alte Heidenbücher beſaßen, mittelſt deren ſie den ſchlimmſten Unfug trieben. Daß ſie mit offener Flamme Löcher durch Strohbunde brennen konnten, ohne dieſe zu zerſtören, oder auf dem Waſſer gehen, oder den Rauch aus den Schornſteinen in beliebiger Richtung aufſteigen und poſſierliche Figuren bilden zu laſſen verſtanden, gehörte nur zu den unſchuldigen Scherzen. Aber gräulich war es, wenn ſie ihre Feinde langſam tödteten, indem ſie für dieſelben drei Nägel in einen Weidenbaum ſchlugen unter den gehörigen Sprüchen (Margreth's Vater ſiechte lange Zeit in Folge dieſer freundſchaftlichen Manipulation, bis ſie entdeckt und er durch Kapuziner gerettet wurde), oder wenn ſie den armen Leuten das Korn in der Aehre verbrannten, um ſie nachher zu verhöhnen, wenn ſie hungerten und Noth litten. Man hatte zwar die Genugthuung, daß der Teufel den Einen oder Andern mit großem Aufwand abholte, wenn er reif war; allein das gerieth den gerechten Leuten ſelbſt wieder zum Schrecken, und es war eben nicht angenehm, den blutigen Schnee und die gelaſſenen Haare auf dem Platze zu ſehen, wie es der Erzählerin ſelbſt begegnet war. Solche Bauern hatten Geld genug und maßen es bei Hochzeiten und Leichenfeiern einander in Scheffeln und Wannen zu. Die Hochzeiten waren dazumal noch ſehr großartig. Sie hatte ſelbſt noch eine ſolche geſehen, wo ſämmtliche Gäſte, Männer und Weiber, beritten waren und nahe an hundert Pferde beiſammen. Die Weiber trugen Kronen von Flittergold und ſeidene Kleider mit drei- bis vierfach umgewundenen Ketten von zuſammengerollten Ducaten; aber der Teufel ritt unſichtbar mit, und es ging nach dem Nachteſſen nicht am ehrbarſten zu. Dieſe Bauern hatten während einer großen Hungersnoth in den ſiebziger Jahren ihren Hauptſpaß daran, mit zwölf Dreſchern in weit geöffneten Scheunen zu dreſchen, dazu einen blinden Geiger aufſpielen zu laſſen, welcher auf einem großem Brote ſitzen mußte, und nachher, wenn genug hungrige Bettler vor der Scheune verſammelt waren, die grimmigen Hunde in den wehrloſen Haufen zu hetzen. Bemerkenswerth war es, daß der Volksglaube dieſe reichen Dorftyrannen vielfach die verbauerten Nachkommen der alten Zwingherren ſein ließ, unter welchen man alle ehemaligen Bewohner der vielen Burgen und Thürme verſtand, die im Lande zerſtreut waren. Ein anderes ergiebiges Feld für abenteuerliche Kunden war der Katholicismus mit ſeinen hinterlaſſenen leeren Kloſterräumen und den noch lebendigen Klöſtern, welche etwa in der katholiſch gebliebenen Nachbarſchaft ſich befanden. Dazu trugen die Ordensgeiſtlichen der letztern Vieles bei, beſonders die Kapuziner, welche ſich heute noch mit den Scharfrichtern freundſchaftlich in die Arbeit theilen, bei den abergläubiſchen reformirten Bauern Teufelsbannerei und Sympathie-Künſte zu treiben. In den abgelegenen Landesgegenden herrſchte damals ein bewußtloſer verkommener Proteſtantismus; die Landleute ſtanden nicht etwa über den katholiſchen, als hinwegſehend über verdummte Menſchen, ſondern ſie glaubten alle Mährchen derſelben getreulich mit, nur hielten ſie den Inhalt für übel und verwerflich, und ſie lachten nicht über den Katholicismus, ſondern ſie fürchteten ſich vor demſelben, als vor einer unheimlichen heidniſchen Sache. Eben ſo wenig, als es ihnen möglich war, ſich unter einem Freigeiſte einen Menſchen vorzuſtellen, welcher wirklich in ſeinem Innern Nichts glaube, ſo wenig waren ſie im Stande, von Jemandem anzunehmen, daß er zu Vieles glaube; ihr Maaß beſtand einzig darin, ſich nur zu denjenigen geglaubten Dingen zu bekennen, welche vom Guten und nicht vom Böſen ſeien.

Der Mann der Frau Margreth, Vater Jakoblein genannt, von ihr ſchlechthin Vater, war funfzehn Jahre älter als ſie, und näherte ſich den Achtzigen. Er beſaß eine faſt eben ſo lebhafte Einbildungskraft, wie ſeine Frau, dabei reichten ſeine Erinnerungen noch tiefer in die Sagenwelt der Vergangenheit zurück; doch faßte er Alles von einer ſpaßhaften Seite auf, da er von jeher ein ſpaßhaftes und ziemlich unnützes Männlein geweſen war, und ſo wußte er eben ſo viel lächerlichen Spuck und verdrehte Menſchengeſchichten zu erzählen, als ſeine Frau ernſthafte und ſchreckliche. In ſeine frühſte Jugend waren noch die letzten Hexenproceſſe gefallen, und er beſchrieb mit Humor aus der mündlichen Ueberlieferung geſchöpfte Hexenſabathe und Bankette ganz genau ſo, wie man ſie noch in den actenmäßigen Geſchichten jener Proceſſe, in den weitläufigen Anklagen und erzwungenen Geſtändniſſen lieſt. Dieſes Gebiet ſagte ihm beſonders zu, und er verſicherte feierlich von einigen ſeltſamen Perſonen, daß ſie ſehr wohl auf dem Beſenſtiele zu reiten verſtänden, verſprach auch von einem Tage zum andern, ſo lange er lebte, von einem Hexenmeiſter ſeiner Bekanntſchaft die

Salbe herbeizuſchaffen, mit welcher die Beſen beſtrichen würden, um darauf aus dem Schornſteine fahren zu können. Dieſes gedieh mir immer zum größten Jubel, beſonders wenn er mir die projectirte Fahrt bei ſchönem Wetter, wo ich dann vorn auf dem Stiele ſitzen ſollte, von ihm feſtgehalten, mit luſtigen Ausſichten ausmalte. Er nannte mir manchen ſchönen Kirſchbaum auf einer Höhe, oder einen trefflichen Pflaumenbaum aus ſeiner Bekanntſchaft, bei welchem Halt gemacht und genaſcht, oder einen delicaten Erdbeerſchlag in dieſem oder jenem Walde, wo tapfer geſchmauſt werden ſolle, indeſſen der Beſen an eine Tanne gebunden würde. Auch benachbarte Jahrmärkte wollten wir beſuchen und in die verſchiedenen Schaubuden, ohne Eintrittsgeld, durch das Dach eindringen. Bei einem befreundeten Pfarrherrn auf einem Dorfe müßten wir freilich, wenn wir anders von ſeinen berühmten Würſten etwas zu beißen bekommen wollten, den Beſen im Holze verſtecken und vorgeben, wir ſeien zu Fuß gekommen, um bei dem herrlichen Wetter den Herrn Pfarrer ein Bischen heimzuſuchen; hingegen bei einer reichen Herenwirthin in einem andern Dorfe müßten wir keck zum Schornſtein hineinfahren, damit ſie, in der thörichten Meinung, ein Paar angehender hoffnungsvoller Herer bei ſich zu ſehen, uns mit ihren vortrefflichen Pfannkuchen mit Speck und mit friſchem Honig ohne Rückhalt bewirthe. Daß unterwegs auf hohen Bäumen und Felſen Einſicht in die ſeltenſten Vogelneſter genommen und das Tauglichſte von jungen Vögeln ausgeſucht würde, verſtand ſich von ſelbſt. Wie alles ohne Schaden zu unternehmen ſei, dafür hatte er bereits eine Auskunft und kannte die Formel, mit welcher der Teufel, nach beendigtem Vergnügen, um ſeinen Theil gebracht würde.

Auch in dem Geſpenſterweſen war er ſehr erfahren; doch auch hier verdrehte ſich ihm Alles zum Luſtigen. Die Angſt, welche er bei ſeinen Abenteuern empfunden, war immer eine höchſt komiſche und endete öfter mit einem pfiffigen Streiche, welchen er den Quälgeiſtern ſpielte.

Auf dieſe Weiſe ergänzte er trefflich das phantaſtiſche Weſen ſeiner Frau, und ich hatte ſo die Gelegenheit, unmittelbar aus der Quelle zu ſchöpfen, was man ſonſt den Kindern der Gebildeten in eigenen Mährchenbüchern zurecht macht. Wenn der Stoff auch nicht ſo rein und zierlich unbefangen war, wie in dieſen, und nicht für eine ſo unſchuldige kindliche Moral berechnet, ſo enthielt er nichts deſto weniger immer eine menſchliche Wahrheit und machte, beſonders da in dem vielfältigen Sammelkrame der Frau Margreth eine reiche Fundgrube die ſinnliche Anſchauung vervollſtändigte, meine Einbildungskraft freilich etwas frühreif und für ſtarke Eindrücke empfänglich, etwa wie die Kinder des Volkes früh an die kräftigen Getränke der Erwachſenen gewöhnt werden, ohne zu verderben. Denn was ich hörte, beſchränkte ſich nicht allein auf dieſe überſinnliche Fabelwelt; ſondern die Leute beſprachen auch auf die leidenſchaftlichſte Weiſe ihre eigenen und fremde Schickſale, und hauptſächlich das lange Leben der Frau Margreth und ihres Mannes war reich an ernſten und heitern Geſchichten, an Beiſpielen der Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, der Gefahr, Noth, Verwicklung und Befreiung: Hunger, Krieg, Aufruhr und Peſtilenz hatten ſie geſehen: jedoch ihr eigenes Verhältniß zu einander war ſo ſonderbar von Leidenſchaften bewegt, und es traten ſo urſprünglich dämoniſche Gewalten der Menſchennatur darin zu Tage, daß ich mit kindlich erſtauntem Auge in die wilde Flamme ſah und für ein ſpäteres Verſtändniß ſchon tiefe Eindrücke empfing.

Während nämlich die Frau Margreth die bewegende und erhaltende Kraft in ihrem Haushalte war, den Grund zum jetzigen Wohlſtand gelegt hatte und jederzeit das Heft in den Händen hielt, war ihr Mann einer von denjenigen, welche nichts Erkleckliches gelernt haben, noch ſonſt thun können, und daher darauf angewieſen ſind, mehr den Handlanger einer thatkräftigen Frau zu machen und auf eine müßige Weiſe unter dem Schilde ihres Regimentes ein weichliches ruhmloſes Daſein zu führen. Als die Frau, beſonders in frühern Jahren, durch kecke Benutzung der Zeitläufe und durch wahrhaft geiſtvolle Unternehmungen und originelle Handſtreiche in wörtlichem Sinne Gold zuſammenhäufte, ſpielte er nur die Rolle eines dienſtbaren Hauskoboldes, welcher, wenn er ſeine Handleiſtungen gethan hatte, mit dem, was ihm die Frau gab, ſich gütlich that und dazu allerhand Späße trieb, welche männiglich ergötzten. Seine unmännliche Rathloſigkeit und Unzuverläſſigkeit, die Erfahrung, daß ſie in kritiſchen Fällen nie einen kräftigen Schutz in ihm fand, ließen Frau Margreth auch ſeine ſonſtige Nützlichkeit überſehen und erklärten die Rückſichtsloſigkeit, mit welcher ſie ihn ohne Weiteres von der Mitherrſchaft über die Geldtruhe ausſchloß. Es hatte auch lange Zeit keines von Beiden ein Arges dabei, bis einige Ohrenbläſer, worunter auch jener ränkeſüchtige Schneider, dem Manne das Demüthigende ſeiner Lage vorhielten und ihn aufhetzten, endlich eine geſetzliche Theilung des Erworbenen und vollſtändige Mitherrſchaft zu verlangen.

Sogleich ſchwoll ihm der Kamm gewaltig und er drohte, die ſchlimmen Rathgeber hinter ſich, der beſtürzten Frau mit den Gerichten, wenn ſie nicht ſeinen Antheil an dem »gemeinſchaftlich erworbenen« Gute herausgäbe. Sie fühlte wohl, daß es ſich mehr um einen gewaltſamen Raub, als um ein ehrliches Mitwirken zu thun ſei, und ſträubte ſich mit aller Kraft dagegen, zumal ſie wohl wußte, daß ſie nach wie vor die einzig erhaltende Kraft im Hauſe ſein würde. Sie hatte aber die Geſetze gegen ſich, da dieſe nicht auf eine Ausſcheidung der beitragenden Kräfte eingehen konnten, und zudem gab der Mann vor, ſich allerlei muthwilliger Anklagen bedienend, ſich nach geſchehener Theilung von ihr trennen zu wollen, ſo daß ſie betäubt und überführt wurde und, krank und halb bewußtlos, die Hälfte von allem Beſitze herausgab. Er nähete ſogleich ſeine ſchimmernden Goldſtücke, je nach der Art, in lange, ſeltſame Beutel, legte dieſelben in einen Koffer, den er am Boden feſtnagelte, ſetzte ſich darauf und ſchlug ſeinen Helfershelfern, welche auch ihren Antheil zu erſchnappen gehofft hatten, ein Schnippchen. Im Uebrigen blieb er bei ſeiner Frau und lebte nach wie vor bei und von ihr, indem er nur dann zu ſeinem Schatze griff, wenn er eine Privatliebhaberei befriedigen wollte. Sie erholte ſich indeſſen wieder und hatte nach einiger Zeit ihren eigenen Schatz wieder vervollſtändigt und mit den Jahren verdoppelt; aber ihr einziger Gedanke war ſeit jenem Tage der Theilung, mit der Zeit wieder in den Beſitz des Entriſſenen zu gelangen, und das war nur möglich durch den Tod ihres Mannes. Daher ging ihr jedesmal ein Stich durch das Herz, wenn er ein Goldſtück umwechſelte, und ſie harrte unverwandt auf ſeinen Tod. Er hingegen wartete eben ſo ſehnlich auf den ihrigen, um Herr und Meiſter des ganzen Vermögens zu werden und in voller Unabhängigkeit den Reſt ſeines langen Lebens zuzubringen. Dieſes grauenhafte Verhältniß hatte man freilich auf den erſten Blick nicht geahnt; denn ſie lebten zuſammen wie zwei gute alte Leutchen und nannten ſich nur Vater und Mutter. Insbeſondere war die Margreth in allem Einzelnen auch gegen ihn die gute und verſchwenderiſche Frau, die ſie ſonſt war, und ſie hätte vielleicht ohne den vierzigjährigen Lebensgenoſſen und ſein ſpaßhaftes Umhertreiben nicht einen Tag leben können: auch ihm war es mittlerweile wohl genug und er beſorgte mit humoriſtiſcher Geſchäftigkeit die Küche, während ſie im Kreiſe ihrer ſchwärmeriſchen Genoſſen die überfüllte Phantaſie entzügelte. Doch in jeder Jahreszeit ein Mal, wenn in der Natur die großen Veränderungen geſchahen und die alten Menſchen an die ſchnelle Vergänglichkeit ihres Lebens erinnerten und ihre körperlichen Gebrechen fühlbarer wurden, erwachte, meiſtens in dunklen ſchlafloſen Nächten, ein entſetzlicher Streit zwiſchen ihnen, daß ſie aufrecht in ihrem breiten alterthümlichen Bette ſaßen, unter dem Einen buntbemalten Himmel, und bis zum Morgengrauen, bei geöffneten Fenſtern, ſich die tödtlichen Beleidigungen und Zankworte zuſchleuderten, daß die ſtillen Gaſſen davon wiederhallten. Sie warfen ſich die Vergehungen einer fern abliegenden, ſinnlich durchlebten Jugend vor und riefen Dinge durch die lautloſe Nacht aus, welche lange vor der Wende dieſes Jahrhunderts, in Bergen und Gefilden geſchehen, wo ſeitdem ganze dichte Wälder entweder gewachſen oder verſchwunden, und deren Theilnehmer längſt in ihren Gräbern vermodert waren. Dann ſtellten ſie ſich darüber zur Rede, welchen Grund das Eine denn zu haben glaube, das Andere überleben zu können? und verfielen in einen elenden Wettſtreit, welches von ihnen wohl noch die Genugthuung haben werde, das Andere todt vor ſich zu ſehen. Wenn man am Tage darauf in ihr Haus kam, ſo wurde der gräuliche Streit vor jedem Eintretenden, ob fremd oder bekannt, fortgeführt, bis die Frau erſchöpft war und in Weinen und Beten verfiel, indeß der Mann anſcheinend munterer wurde, luſtige Weiſen pfiff, ſich einen Pfannkuchen backte und fortwährend irgend eine Flauſe dazu hermurmelte. Er konnte auf dieſe Weiſe einen ganzen Morgen hindurch Nichts ſagen, als immer: Einundfunfzig! einundfunfzig! einundfunfzig! oder zur Abwechslung einmal: Ich weiß nicht, ich glaube immer, die alte Kunzin da drüben iſt heute früh ſpazieren geritten! ſie hat geſtern einen neuen Beſen gekauft! ich habe ſo was in der Luft flattern ſehen, das ſah ungefähr aus, wie ihr rother Unterrock; ſonderbar!

hm! einundfunfzig u. ſ. f. Dabei hatte er Gift und Tod im Herzen und wußte, daß ſeine Frau durch das Betragen doppelt litt; denn ſie hatte keine Bosheit noch Muthwillen, um den Kampf auf dieſe Weiſe fortzuſetzen. Was aber Beide in dieſem Zuſtande ſich zu Leide thaten, beſtand dann gewöhnlich in einer verſchwenderiſchen Freigebigkeit, womit ſie Alles beſchenkten, was ihnen nahe kam, gleichſam als wollte Eines vor des Anderen Augen den Beſitz aufzehren, nach dem ein Jedes trachtete.

Der Mann war gerade kein gottloſer Menſch, ſondern ließ, indem er in der gleichen wunderlichen Art, wie an Geſpenſter und Hexen, ſo auch an Gott und ſeinen Himmel glaubte, denſelben einen guten Mann ſein und dachte nicht im Mindeſten daran, ſich auch um die moraliſchen Lehren zu bekümmern, welche aus dieſem Glauben entſpringen mußten; er aß und trank, lachte und fluchte und machte ſeine Schnurren, ohne je zu trachten, ſein Leben mit einem ernſtern Grundſatze in Einklang zu bringen. Aber auch der Frau fiel es niemals ein, daß ihre Leidenſchaften mit dem religiöſen Gebahren im Widerſpruche ſein könnten, und ſie zeichnete ſich vor ihren Glaubensſchweſtern darin aus, daß ſie niemals dem Ausdrucke deſſen, was ſie bewegte, einen Zügel anlegte. Sie liebte und haßte, ſegnete und verwünſchte und gab ſich unverhüllt und ungehemmt allen Regungen ihres Gemüthes hin, ohne je an eine eigene mögliche Schuld zu denken und ſich unbefangener Weiſe ſtets auf Gott und ſeinen mächtigen Einfluß berufend.

Jede der Ehehälften hatte eine zahlreiche Verwandtſchaft blutarmer Leute, welche im Lande zerſtreut wohnten. Dieſe theilten unter ſich die Hoffnung auf das gewichtige Erbe um ſo mehr, als Frau Margreth, zufolge ihrer hartnäckigen Abneigung gegen unverbeſſerlich arm Bleibende, ihnen nur ſpärliche Gaben von ihrem Ueberfluſſe zukommen ließ und ſie nur an Feiertagen gaſtlich ſpeiſte und tränkte. Alsdann erſchienen von beiden Seiten her die alten Vettern und Baſen, Schweſtern und Schwäger mit ausgehungerten langnaſigen Töchtern und bleichen Söhnen, und trugen Säcklein und Körbe herbei, welche die kümmerlichen Gaben ihrer Armuth enthielten, um die alten launenhaften Leute für ſich zu gewinnen, und worin ſie reichere Gegenſpenden nach Hauſe zu tragen hofften. Dieſe Sippſchaft war ſchroff in zwei Lager geſchieden, welche ſich nach dem Streite, der zwiſchen den Hauptperſonen herrſchte, ebenfalls den Hoffnungen auf den früheren Tod des Gegners hingaben, um einſt ein vergrößertes Erbe zu erhalten. Sie haßten und befeindeten ſich eben ſo ſtark unter einander, als die Leidenſchaften Margreth's und ihres Mannes das Vorbild dazu abgaben, und es entſtand jedesmal, nachdem die zahlreiche Geſellſchaft ſich an dem ungewohnten Ueberfluſſe geſättigt und gewärmt hatte und der Uebermuth den anfänglichen Zwang auflöſte, ein mächtiger Zank zwiſchen beiden Parteien, daß ſich die Männer die übrig gebliebenen Schinken, ehe ſie dieſelben in ihre Querſäcke ſteckten, um die Köpfe ſchlugen und die armen Weiber ſich gegenſeitig unter die blaſſen ſpitzigen Naſen ſchimpften und über dem befriedigten Magen ein Herz voll Neid und Aerger auf den Heimweg trugen.

Ihre Augen funkelten ſtechend unter den dürftig aufgeputzten Sonntagshauben hervor, wenn ſie mit langen Schritten, die vollgepfropften Bündel unter dem Arme, aus dem Thore zogen und ſich grollend auf den Scheidewegen trennten, um den entlegenen Hütten zuzueilen.

Solcherweiſe ging es viele Jahre, bis die alte Frau Margreth mit den Sterben den Anfang machte und in jenes fabelhafte Reich der Geiſter und Geſpenſter ſelber hinüberging. Sie hinterließ unerwarteter Weiſe ein Teſtament, welches einen einzelnen jungen Mann zum alleinigen Erben einſetzte; es war der letzte und jüngſte jener Günſtlinge, an deren Gewandtheit und Wohlergehen ſie ihre Freude gehabt hatte, und ſie war mit der Ueberzeugung geſtorben, daß ihr gutes Gold nicht in ungeweihte Hände übergehe, ſondern die Kraft und die Luſt tüchtiger Leute ſein werde. Bei ihrem Leichenbegängniſſe fanden ſich ſämmtliche Verwandte beider Ehegatten ein, und es war ein großes Geheul und Gelärm, als ſie ſich alſo getäuſcht fanden. Sie vereinigten ſich in ihrem Zorne alle gegen den glücklichen Erben, welcher ganz ruhig ſeine Habe einpackte, was irgend von Nutzen war, und auf einen ungeheuerlichen Wagen lud. Er überließ den armen Leuten Nichts, als die vorhandenen Vorräthe an Lebensmitteln und die geſammelten Seltſamkeiten und Bücher der Seligen, inſofern ſie nicht von Gold, Silber oder ſonſtigem Gehalte waren. Drei Tage und drei Nächte blieb der wehklagende Schwarm in dem Trauerhauſe, bis der letzte Knochen zerſchlagen und deſſen Mark mit dem letzten Biſſen Brot aufgetunkt war. Sodann zerſtreuten ſie ſich allmälig, ein Jeder mit dem Andenken, das er noch erbeutet hatte. Der Eine trug eine Partie Heiden- und Götzenbücher auf der Schulter, mit einem tüchtigen Stricke zuſammengebunden und mit einem Scheite geknebelt, und unter dem Arme ein Säcklein getrockneter Pflaumen; der Andere hing ein Muttergottesbild an ſeinem Stabe über den Rücken und wiegte auf dem Kopfe eine kunſtreich geſchnitzte Lade, ſehr geſchickt mit Kartoffeln angefüllt in allen ihren Fächern. Hagere lange Jungfrauen trugen zierliche altmodiſche

Weidenkörbe und buntbemalte Schachteln, angefüllt mit künſtlichen Blumen und vergilbtem Flitterkram, Kinder ſchleppten wächſerne Engel in den Armen oder trugen chineſiſche Krüge in den Händen, es war, als ſähe man eine Schaar Bilderſtürmer aus einer geplünderten Kirche kommen. Doch gedachte ein Jeder ſeine Beute als ein werthes Angedenken an die Verſtorbene aufzubewahren, ſich ſchließlich an das genoſſene Gute erinnernd, und zog mit Wehmuth ſeine Straße, indeſſen der Haupterbe, neben ſeinem Wagen einherſchreitend, plötzlich halt machte, ſich beſann, darauf die ganze Ladung einem Trödler verkaufte und auch nicht einen Nagel aufbewahrte. Dann ging er zu einem Goldſchmied und verkaufte demſelben die Schaumünzen, Kelche und Ketten, und zog endlich mit rüſtigen Schritten aus dem Thore, ohne ſich umzuſehen, mit ſeiner dicken Geldkatze und ſeinem Stabe. Er ſchien froh zu ſein, eine verdrießliche und langwierige Angelegenheit endlich erledigt zu ſehen.

In dem Hauſe aber blieb der alte Mann allein und einſam zurück mit dem zuſammengeſchmolzenen Reſte jener früheren Theilung. Er lebte noch drei Jahre und ſtarb gerade an dem Tage, wo das letzte Goldſtück gewechſelt werden mußte. Bis dahin vertrieb er ſich die Zeit damit, daß er ſich vornahm und ausmalte, wie er im Jenſeits ſeine Frau harranguiren wolle, wenn ſie da »mit ihren verrückten Ideen herumſchlampe«, und welche Streiche er ihr Angeſichts der Apoſtel und Propheten ſpielen würde, daß die alten Geſellen was zu lachen bekämen. Auch an manchen Todten ſeiner Bekanntſchaft erinnerte er ſich und freute ſich auf die Wiederbelebung verjährten Unfuges beim Wiederſehen. Ich hörte ihn immer nur in ſolch luſtiger Art vom zukünftigen Leben ſprechen. Er war nun blind und bald neunzig Jahre alt, und wenn er von Schmerzen, Trübſal und Schwäche heimgeſucht, traurig und klagend wurde, ſo ſprach er nichts von dieſen Dingen, ſondern rief immer, man ſollte die Menſchen todtſchlagen, ehe ſie ſo alt und elend würden.

Endlich ging er aus, wie ein Licht, deſſen letzter Tropfen Oel aufgezehrt iſt, ſchon vergeſſen von der Welt, und ich, als ein herangewachſener Menſch, war vielleicht der einzige Bekannte früherer Tage, welcher dem zuſammengefallenen Reſtchen Aſche zu Grabe folgte.

Gleich dem Chorus in den Schauſpielen der Alten hatte ich von meiner frühſten Jugend an das Leben und die Ereigniſſe in dieſem nachbarlichen Hauſe betrachtet und war ein allezeit aufmerkſamer Theilnehmer. Ich ging ab und zu, aß und trank, was mir wohlgefiel, ſetzte mich in eine Ecke oder ſtand mitten unter den Handelnden und Lärmenden, wenn etwas vorfiel. Ich holte die Bücher hervor und verlangte, weſſen ich von den Sehenswürdigkeiten bedurfte, oder ſpielte mit den Schmuckſachen der Frau Margreth. Alle die mannigfaltigen Perſonen, welche in das Haus kamen, kannten mich, und Jeder war freundlich gegen mich, weil dieſes meiner Beſchützerin ſo behagte. Ich aber machte nicht viele Worte, ſondern gab Acht, daß Nichts von den geſchehenden Dingen meinen Augen und Ohren entging. Mit all dieſen Eindrücken beladen, zog ich dann über die Gaſſe wieder nach

Hauſe und ſpann in der Stille unſerer Stube den Stoff zu großen träumeriſchen Geweben aus, wozu die erregte Phantaſie den Einſchlag gab. In der That muß ich auf dieſe erſte Kinderzeit meinen Hang und ein gewiſſes Geſchick zurückführen, an die Vorkommniſſe des Lebens erfundene Schickſale und verwickelte Geſchichten anzuknüpfen, und ſo im Fluge heitere und traurige Romane zu entwerfen, deren Mittelpunkt ich ſelbſt oder die mir Naheſtehenden waren, die mich viele Tage lang beſchäftigten und bewegten, bis ſie ſich in neue Handlungen auflöſten, je nach der Stimmung und dem äußeren Ergehen. In jener erſten Zeit waren es kurze und wechſelnde Bilder, welche ſich raſch und unbewußt formirten und vorbeigingen, wie die befreiten Erinnerungen und Traumvorräthe eines Schlafenden. Sie verflochten ſich mir mit dem wirklichen Leben, daß ich ſie kaum von demſelben unterſcheiden konnte.

Daraus nur kann ich mir unter Anderem eine Geſchichte erklären, welche ich ungefähr in meinem ſiebenten Jahre anrichtete, und die ich gar nicht begreifen konnte, da die ſchlimme Art derſelben ſonſt nicht in meinem Weſen liegt und ſich zeither auch in keiner Weiſe wiederholt hat. Ich ſaß einſt hinter dem Tiſche, mit irgend einem Spielzeuge beſchäftigt, und ſprach dazu einige unanſtändige, höchſt rohe Worte vor mich hin, deren Bedeutung mir unbekannt war und die ich auf der Straße gehört haben mochte. Eine Frau ſaß bei meiner Mutter und plauderte mit ihr, als ſie die Worte hörte und meine Mutter aufmerkſam darauf machte. Sie fragten mich mit ernſter Miene, wer mich dieſe Sachen gelehrt hätte, insbeſondere die fremde Frau drang in mich, worüber ich mich verwunderte, einen Augenblick nachſinnend und dann den Namen eines Knaben nannte, den ich in der Schule geſehen hatte. Sogleich fügte ich noch zwei oder drei Andere hinzu, ſämmtlich Jungen von zwölf bis dreizehn Jahren und einer vorgerückteren Klaſſe meiner Schule angehörig, mit denen ich aber kaum noch ein Wort geſprochen hatte. Einige Tage darauf behielt mich der Lehrer zu meiner Verwunderung nach der Schule zurück, ſowie jene vier angegebenen Knaben, welche mir wie halbe Männer vorkamen, da ſie an Alter und Größe mir weit vorgeſchritten waren. Ein geiſtlicher Herr erſchien, welcher gewöhnlich den Religionsunterricht gab und ſonſt der Schule vorſtand, ſetzte ſich mit dem Lehrer an einen Tiſch und hieß mich neben ihn ſitzen. Die Knaben hingegen mußten ſich vor dem Tiſche in eine Reihe ſtellen und harrten der Dinge, die da kommen ſollten. Sie wurden nun mit feierlicher Stimme gefragt, ob ſie gewiſſe Worte in meiner Gegenwart ausgeſprochen hätten; ſie wußten Nichts zu antworten und waren ganz erſtaunt. Hierauf ſagte der Geiſtliche zu mir: »Wo haſt du die bewußten Dinge gehört von dieſen Buben?« Ich war ſogleich wieder im Zuge und antwortete unverweilt mit trockener Beſtimmtheit: »Im Brüderleinsholze!« Dieſes iſt ein Gehölz, eine Stunde von der Stadt entfernt, wo ich in meinem Leben nie geweſen war, das ich aber oft nennen hörte. »Wie iſt es dabei zugegangen, wie ſeid ihr dahin gekommen?« fragte man weiter. Ich erzählte, wie mich die Knaben eines Tages zu einem Spaziergange überredet und in den Wald hinaus mitgenommen hätten, und ich beſchrieb mit werkwürdiger Wahrheit die Art, wie etwa größere Knaben einen kleinern zu einem muthwilligen Streifzuge mitnehmen. Die Angeklagten geriethen außer ſich und betheuerten mit Thränen, daß ſie theils ſeit langer Zeit, theils gar nie in jenem Gehölze geweſen ſeien, am wenigſten mit mir! Dabei ſahen ſie mit erſchrecktem Haſſe auf mich, wie auf eine böſe Schlange, und wollten mich mit Vorwürfen und Fragen beſtürmen, wurden aber zur Ruhe gewieſen und ich aufgefordert, den Weg anzugeben, welchen wir gegangen. Sogleich lag derſelbe deutlich vor meinen Augen, und angefeuert durch den Widerſpruch und das Läugnen eines Mährchens, an welches ich nun ſelbſt glaubte, da ich mir ſonſt auf keine Weiſe den wirklichen Beſtand der gegenwärtigen Scene erklären konnte, gab ich nun Weg und Stege an, die an den Ort führen, und nannte hier ein Dorf, dort eine Brücke oder eine Wieſe. Ich kannte dieſelben nur vom flüchtigen Hörenſagen, und obgleich ich kaum darauf gemerkt hatte, ſtellte ſich nun jedes Wort zur rechten Zeit ein. Ferner erzählte ich, wie wir unterwegs Nüſſe heruntergeſchlagen, Feuer gemacht und geſtohlene Kartoffeln gebraten, auch einen Bauernjungen jämmerlich durchgebläut hätten, welcher uns hindern wollte. Im Walde angekommen, kletterten meine Gefährten auf hohe Tannen und jauchzten in der Höhe, den Geiſtlichen und den Lehrer mit lächerlichen Spitznamen benennend. Dieſe Spitznamen hatte ich, über das Aeußere der beiden Männer nachſinnend, längſt im eigenen Herzen ausgeheckt, aber nie verlautbart; bei dieſer Gelegenheit brachte ich ſie zugleich an den Mann, und der Zorn der Herren war eben ſo groß, als das Erſtaunen der vorgeſchobenen Knaben. Nachdem ſie wieder von den Bäumen heruntergekommen, ſchnitten ſie große Ruthen und forderten mich auf, auch auf ein Bäumchen zu klettern und oben die Spottnamen auszurufen. Als ich mich weigerte, banden ſie mich an einen Baum feſt und ſchlugen mich ſo lange mit den Ruthen, bis ich Alles ausſprach, was ſie verlangten, auch jene unanſtändigen Worte. Indeſſen ich rief, ſchlichen ſie ſich hinter meinem Rücken davon, ein Bauer kam in demſelben Augenblicke heran, hörte meine unſittlichen Reden und packte mich bei den Ohren. »Wart ihr böſen Buben!« rief er, »dieſen hab' ich!« und hieb mir einige Streiche. Dann ging er ebenfalls weg und ließ mich ſtehen, während es ſchon dunkelte. Mit vieler Mühe riß ich mich los und ſuchte den Heimweg in dem dunklen Wald. Allein ich verirrte mich, fiel in einen tiefen Bach, in welchem ich bis zum Ausgange des Waldes theils ſchwamm, theils watete, und ſo, nach Beſtehung mancher Gefährde, den rechten Weg fand. Doch wurde ich noch von einem großen Ziegenbocke angegriffen, bekämpfte denſelben mit einem raſch ausgeriſſenen Zaunpfahl und ſchlug ihn in die Flucht.

Noch nie hatte man in der Schule eine ſolche Beredſamkeit an mir bemerkt, wie bei dieſer Erzählung. Es kam Niemand in den Sinn, etwa bei meiner Mutter anfragen zu laſſen, ob ich eines Tages durchnäßt und nächtlich nach Hauſe gekommen ſei? Dagegen brachte man mit meinem Abenteuer in Zuſammenhang, daß der Eine und Andere der Knaben nachgewieſener Maßen die Schule geſchwänzt hatte, gerade um die Zeit, welche ich angab. Man glaubte meiner großen Jugend ſowohl, wie meiner Erzählung; dieſe fiel ganz unerwartet und unbefangen aus dem blauen Himmel meines ſonſtigen Schweigens. Die Angeklagten wurden unſchuldig verurtheilt als verwilderte bösartige junge Leute, da ihr hartnäckiges und einſtimmiges Läugnen und ihre gerechte Entrüſtung und Verzweiflung die Sache noch verſchlimmerten; ſie erhielten die härteſten Schulſtrafen, wurden einige Wochen lang auf die Schandbank geſetzt, und überdies noch von ihren Eltern geſchlagen und eingeſperrt.

So viel ich mich dunkel erinnere, war mir das angerichtete Unheil nicht nur gleichgültig, ſondern ich fühlte eher noch eine Befriedigung in mir, daß die poetiſche Gerechtigkeit meine Erfindung ſo ſchön und ſichtbarlich abrundete, daß etwas Auffallendes geſchah, gehandelt und gelitten wurde, und das in Folge meines ſchöpferiſchen Wortes. Ich begriff gar nicht, wie die mißhandelten Jungen ſo lamentiren und erboſt ſein konnten gegen mich, da der treffliche Verlauf der Geſchichte ſich von ſelbſt verſtand und ich hieran ſo wenig etwas ändern konnte, als die alten Götter am Fatum.

Die Betroffenen waren ſämmtlich, was man ſchon in der Kinderwelt rechtliche Leute nennen konnte, ruhige, geſetzte Knaben, welche bisher keinen Anlaß zu grobem Tadel gegeben, und aus denen ſeither ſtille und arbeitſame junge Bürger geworden. Um ſo tiefer wurzelte in ihnen die Erinnerung an meine Teufelei und das erlittene Unrecht, und als ſie es Jahre lang nachher mir vorhielten, erinnerte ich mich ganz genau wieder an die vergeſſene Geſchichte, und faſt jedes Wort ward wieder lebendig. Erſt jetzt quälte mich der Vorfall mit verdoppelter nachhaltiger Wuth, und ſo oft ich daran denke, ſteigt mir das Blut zu Kopfe, und ich möchte mit aller Gewalt die Schuld auf jene leichtgläubigen Inquiſitoren ſchieben, ja ſogar die plauderhafte Frau anklagen, welche auf die verpönten Worte gemerkt und nicht geruht hatte, bis ein beſtimmter Urſprung derſelben nachgewieſen war. Drei der ehemaligen Schulgenoſſen verziehen mir und lachten, als ſie ſahen, wie mich die Sache nachträglich beunruhigte, und ſie freuten ſich, daß ich zu ihrer Genugthuung mich alles Einzelnen ſowohl erinnerte. Nur der Vierte, ein etwas beſchränkter Menſch, der viele Mühe mit dem Leben hat, konnte niemals einen Unterſchied machen zwiſchen der Kinderzeit und dem ſpäteren Alter, und trug mir die angethane Unbilde ſo nach, als ob ich ſie erſt heute, mit dem Verſtande eines Erwachſenen, begangen hätte. Mit dem tiefſten Haſſe geht er an mir vorüber, und wenn er mir beleidigende Blicke zuwirft, ſo vermag ich ſie nicht zu erwidern, weil das Unrecht doch auf mir ruht und Keiner von uns es vergeſſen kann.

Siebentes Kapitel.

Ich hatte mich nunmehr in der Schule zurecht gefunden und befand mich wohl in derſelben, da das erſte Lernen raſch auf einander folgte und, leicht faßlich, täglich fortſchritt. Auch die Einrichtung derſelben hatte viel Kurzweiliges, ich ging gern und eifrig hinein, ſie bildete mein öffentliches Leben und war mir ungefähr, was dem neugierigen Athenienſer die Gerichtsſtätte und das Theater. Es war keine öffentliche Anſtalt, ſondern das Werk eines gemeinnützigen wohlthätigen Vereins, und dazu beſtimmt, bei dem damaligen Mangel guter niedriger Volksſchulen, den Kindern dürftiger Leute eine beſſere Erziehung zu verſchaffen, und hieß daher Armenſchule. Die Peſtalozzi'ſche Unterrichtsweiſe wurde angewendet, und zwar mit einem Eifer und einer

Hingebung, welche gewöhnlich nur Eigenſchaften von leidenſchaftlichen Privatſchulmännern zu ſein pflegen. Mein Vater hatte bei ſeinen Lebzeiten für die Einrichtung und für die Ergebniſſe dieſer Anſtalt geſchwärmt und oft den Entſchluß ausgeſprochen, meine erſten Schuljahre in derſelben verfließen zu laſſen, ſchon darin eine Erziehungsmaßregel ſuchend, daß ich mit den ärmſten Kindern der Stadt meine früheſten Jugendjahre zubrächte, und aller Kaſtengeiſt und Hochmuth ſo im Keime erſtickt würden. Dieſe Abſicht war für meine Mutter ein heiliges Vermächtniß und erleichterte ihr die Wahl der erſten Schule für mich. In einem großen Saale wurden etwa hundert Kinder unterrichtet, zur Hälfte Knaben, zur Hälfte Mädchen, vom fünften bis zum zwölften Jahre. Sechs lange Schulbänke ſtanden in der Mitte, von dem einen Geſchlechte beſetzt, jede bildete eine Altersklaſſe, und davor ſtand ein vorgeſchrittener Schüler von elf bis zwölf Jahren und unterrichtete die ganze Bank, welche ihm anvertraut war, indeſſen das andere Geſchlecht in Halbkreiſen um ſechs Pulte herum ſtand, die längs den Wänden angebracht waren. Inmitten jedes Kreiſes ſaß auf einem Stühlchen ebenfalls ein unterrichtender Schüler oder eine Schülerin. Der Hauptlehrer thronte auf einem erhöhten Katheder und überſah das Ganze, zwei Gehülfen, aus ehemaligen Schülern herangezogen, ſtanden ihm bei, machten die Runde durch den ziemlich düſtern Saal, hier und dort einſchreitend, nachhelfend und die gelehrteſten Dinge ſelbſt beibringend. Jede halbe Stunde wurde mit dem Gegenſtande gewechſelt, der Oberlehrer gab ein Zeichen mit einer Klingel, und nun wurde ein treffliches Manöver ausgeführt, mittelſt deſſen die hundert Kinder in vorgeſchriebener Bewegung und Haltung, immer nach der Klingel, aufſtanden, ſich kehrten, ſchwenkten und durch einen wohl berechneten Contre-Marſch in einer Minute die Stellung wechſelten, ſo daß die früher ſunfzig Sitzenden nun zu ſtehen kamen und umgekehrt. Es war immer eine unendlich glückliche Minute, wenn wir, die Hände reglementariſch auf dem Rücken verſchränkt, die Knaben bei den Mädchen vorbei marſchirten und unſern ſoldatiſchen Schritt gegen ihr Gänſegetrippel hervorzuheben ſuchten. Ich weiß nicht, war es eine artige herkömmliche Vergeſſenheit, oder eine Pietät, oder gar eine Abſicht, daß es erlaubt war, Blumen mitzubringen und während des Unterrichts in den Händen zu halten, wenigſtens habe ich dieſe hübſche Licenz in keiner andern Schule mehr gefunden; aber es war immer gut anzuſehen während des luſtigen Marſches, wie faſt jedes Mädchen eine Roſe oder eine Nelke in den Fingern auf dem Rücken hielt, während die Buben die Blumen im Munde trugen, wie Tabakspfeifen, oder dieſelben burſchikos hinter die Ohren ſteckten. Es waren alles Kinder von Holzhackern, Taglöhnern, armen Schneidern, Schuſtern und von almoſengenöſſigen Leuten. Habliche Handwerker durften ihres Ranges und Credits wegen die Schule nicht benutzen. Daher war ich der beſt und reinlichſt gekleidete unter den Buben und galt für halb vornehm, obgleich ich bald ſehr vertraulich war mit den buntſcheckig geflickten armen Teufeln, ihren Sitten und Gewohnheiten, inſofern ſie mir nicht allzu fremd und unfreundlich waren. Denn obgleich die Kinder der Armen nicht ſchlimmer und etwa bosbafter ſind, als die der Reichen oder ſonſt Geborgenen, im Gegentheil eher unſchuldiger und gutmüthiger, ſo haben ſie doch manchmal äußerliche grinſende Derbheiten in ihren Gebehrden, welche mich bei einigen Mitſchülern abſtießen.

Die erſte männliche Kleidung, welche ich erhielt, war grün, da meine Mutter aus der Schützenkleidung des Vaters eine Zwillingstracht für mich ſchneiden ließ, für den Sonntag einen Anzug und für die Werktage einen. Auch faſt alle nachgelaſſenen bürgerlichen Gewänder waren von grüner Farbe; bis zu meinem zwölften Jahre aber reichte der Nachlaß zur Herſtellung von grünen Jacken und Röcklein aus, bei der großen Strenge und Aufmerkſamkeit der Mutter für Schonung und Reinhaltung der Kleider, ſo daß ich von der unveränderlichen Farbe ſchon früh den Namen »grüner Heinrich« erhielt und in unſerm Städtchen bis auf den heutigen Tag trug. Als ſolcher machte ich in der Schule und auf der Gaſſe bald eine bekannte Figur und benutzte meine grüne Popularität zur ſteten Fortſetzung meiner Beobachtungen und chorartiger Theilnahme an allem, was geſchah und gehandelt wurde. Die thatkräftigen und ſtimmführenden Größen der Bubenwelt ließen meine Nähe immer gelten, nahmen mich in Schutz und entdeckten öfter mit wohlwollender Herablaſſung, daß ich zu mehrerem zu gebrauchen ſei, als es den Anſchein hatte: Einzelne ſchloſſen ſich an mich an und blieben mir dann längere Zeit getreu in allerlei Beſtrebungen. Ich drang mit den verſchiedenſten Kindern, je nach Bedürfniß und Laune, in die elterlichen Häuſer und war als ein vermeintlich ſtilles gutes Kind gern geſehen, während ich mir genau den Haushalt und die Gebräuche der armen Leute anſah und dann wieder wegblieb, um mich in mein Hauptquartier bei der Frau Margreth zurückzuziehen, wo es am Ende immer am meiſten zu ſehen gab. Sie freute ſich, daß ich bald im Stande war, nicht nur das Deutſche geläufig vorleſen, ſondern auch die in ihren alten Büchern häufigen lateiniſchen Lettern erklären zu können, ſowie die arabiſchen Zahlen, die ſie nie verſtehen lernte. Ich verfertigte ihr auch allerlei Notizen in Fracturſchrift auf Papierzettel, welche ſie aufbewahren und bequem leſen konnte, und ward auf dieſe Weiſe ihr kleiner Geheimſchreiber. Schon ſah ſie, die mich für ein großes Genie hielt, einen ihrer zukünftigen, klugen Glückmacher in mir und war im Voraus meiner glänzenden Laufbahn froh. Wirklich machte mir das Lernen weder Mühe noch Kummer, und ich war, ohne zu wiſſen wie, zu der Würde herangediehen, die kleineren Genoſſen unterrichten zu dürfen. Dieſes gerieth mir zu einer neuen Luſt, vorzüglich weil ich, ausgerüſtet mit der Macht zu lohnen und zu ſtrafen, kleine Schickſale combiniren, Lächeln und Thränen, Freund- und Feindſchaft hervorzaubern konnte. Sogar die Frauenliebe ſpielte ihre erſten ſchwachen Morgenwölkchen dazwiſchen. Wenn ich in einem Halbkreiſe von neun bis zehn kleinen Mädchen ſaß, ſo war der erſte ehrenvollſte Platz bald zunächſt meiner Seite, bald war es der letzte, je nach der

Gegend in dem groſsen Saale. So geſchah es, daß ich die Mädchen, welche ich gern ſah, entweder fortwährend oben hielt in der Region des Ruhmes und der Tugend, oder aber ſie ſtets niederdrückte in die dunkle Sphäre der Sünde und der Vergeſſenheit, in beiden Fällen immer zunächſt meinem tyranniſchen Herzen. Dieſes aber ward ſelbſt reichlich mitbewegt, wenn ich oft von der ohne Verdienſt erhobenen Schönen kein Lächeln des Dankes erhielt, wenn ſie die unverdiente Ehre hinnahm, als ob ſie ihr gebührte und es mir durch muthwillige rückſichtsloſe Streiche unendlich erſchwerte, ſie auf der glatten Höhe zu halten ohne auffallende Ungerechtigkeit. Wenn ich hingegen eine andere Geliebte, jede kleine Unaufmerkſamkeit benutzend, nach und nach heruntergebracht hatte bis auf den letzten ruhmloſen Platz an meiner Seite, nicht achtend auf ihre kummervollen Thränen oder vielmehr angenehm durchſchauert durch dieſelben, ſo ſuchte ich das Leid dann durch verdoppelte Freundlichkeit aufzuhellen, bis mich die hartnäckige Trauer, welche nichts von meinen wahren Gefühlen ahnen wollte, langweilte und ich die ſpröde Unglückliche jählings wieder hinaufjagte in die heitere kühle Höhe, wo ſie wieder fröhlich wurde, während ich eine kleine unverbeſſerliche Sünderin ohne Mühe an den ihr gebührenden Schandenplatz herniederdonnerte, wo dieſelbe gar wohl gedieh, meinem Zorne lächelte und ſich im Geheimen alle möglichen Neckereien gegen mich erlaubte, die ich halb murrend, halb verliebt erduldete.

Nur zwei Dinge waren mir in dieſer Schule quälend und unheimlich, und ſind eine unliebliche Erinnerung geblieben. Das Eine war die düſtere kriminaliſtiſche Weiſe, in welcher die Schuljuſtiz gehandhabt wurde. Es lag dies theils noch im Geiſte der alten Zeit, an deren Gränze wir ſtanden, theils in einer Privatliebhaberei der Perſonen, und harmonirte übel mit dem übrigen guten Ton. Es wurden ausgeſuchte peinliche und infamirende Strafen angewendet auf dies zarte Lebensalter, und es verging faſt kein Monat ohne eine feierliche Execution an irgend einem armen Sünder. Zwar wurden meiſtens wirkliche frühzeitige Schlingel betroffen, war aber immerhin verkehrt, indem es die Kinder zu einem frühen geläufigen Verdammen und Phariſäerthum hinführte; ſo ſchon iſt es eine ſeltſame Erſcheinung, daß die Kinder, ſelbſt wenn ſie das Bewußtſein des gleichen Fehlers in ſich haben, aber verſchont geblieben ſind, ein beſtraftes und bezeichnetes verachten, verfolgen und verhöhnen, bis die letzten Wirkungen verklungen oder die Verfolger ſelbſt in das Netz gefallen ſind. So lange das goldene Zeitalter nicht gekommen, müſſen kleine Buben geprügelt werden; ich fühle die doppelte Wohlthat noch jetzt nach, wie mich ein tüchtiger Prügelſchauer wie ein Gewitter von einer drückenden Schwüle befreite und einem friſchen Wohlverhalten wieder Raum verſchaffte, da ich zu Hauſe nie gezüchtigt wurde. Allein einen widerlichen Eindruck machte es, wenn ein böſer Junge, nach gehaltener Standrede, in ein abgelegenes Zimmer geführt, dort ausgezogen, auf eine Bank gelegt und abgehauen wurde, oder als einmal ein ziemlich großes Mädchen mit einer umgehängten Tafel auf einem Schranke ſtehen mußte, einen ganzen Tag lang. Ich hatte großes Mitleid mit ihr, obgleich ſie etwas Großes begangen haben mußte. Vielleicht war ſie auch unſchuldig verurtheilt! Ein paar Jahre ſpäter ertränkte ſich das gleiche Mädchen während des Confirmations-Unterrichtes, ich weiß nicht mehr weshalb, erinnere mich aber noch der trauernden Theilnahme, welche ich für die Todte hegte, als ich ſie begraben ſah, gefolgt von einer großen Schaar weiß gekleideter Mädchen zwiſchen fünf- und ſechszehn Jahren, welche Blumen trugen. Man erwies ihr, ungeachtet ihres unchriſtlichen Todes, dieſe Ehre ihrer Jugend wegen, weil man zugleich das grelle Ereigniß damit verhüllen und mäßigen konnte.

Die andere peinliche Erinnerung an jene Schulzeit ſind mir der Katechismus und die Stunden, während deren wir uns damit beſchäftigen mußten. Ein kleines Buch voll hölzerner, blutloſer Fragen und Antworten, losgeriſſen aus dem friſchen Leben der bibliſchen Schriften, nur geeignet, den dürren Verſtand bejahrter und verſtockter Menſchen zu beſchäftigen, mußte während der ſo unendlich ſcheinenden Jugendjahre in ewigem Wiederkäuen auswendig gelernt und in verſtändnißloſem Dialoge hergeſagt werden. Harte Worte und harte Bußen waren die Aufklärungen, beklemmende Angſt, keines der dunklen Worte zu vergeſſen, die Anfeuerung zu dieſem religiöſen Leben. Einzelne Pſalmſtellen und Liederſtrophen, ebenfalls aus allem Zuſammenhange gezerrt und deshalb unlieber einzuprägen, als ein ganzes organiſches Gedicht, verwirrten das Gedächtniß, anſtatt es zu üben. Wenn man dieſe, gegen die verwilderte Sündhaftigkeit ausgewachſener Menſchen gerichteten, vierſchrötigen nackten Gebote neben den überſinnlichen und unfaßlichen Glaubensſätzen gereiht ſah, ſo fühlte man nicht den Geiſt wehen einer ſanften menſchlichen Entwicklung, ſondern den ſchwülen Hauch eines rohen und ſtarren Barbarenthums, wo es einzig darauf ankommt, den jungen, zarten Nachwuchs auf der Schnell- und Zwangbleiche ſo früh als möglich für den ganzen Umfang des beſtehenden Lebens und Denkens fertig und verantwortlich zu machen. Die Pein dieſer Disciplin erreichte ihren Gipfel, wenn mehrere Male im Jahre die Reihe an mich kam, am Sonntage in der Kirche, vor der ganzen Gemeinde, mit lauter vernehmlicher Stimme das wunderliche Zwiegeſpräch mit dem Geiſtlichen zu führen, welcher in weiter Entfernung von mir auf der Kanzel ſtand, und wo jedes Stocken und Vergeſſen zu einer Art Kirchenſchande gereichte. Viele Kinder ſchöpften zwar gerade aus dieſer Uebung Gelegenheit, mit Salbung und Zungengeläufigkeit, wohl gar mit ihrer Frechheit zu prunken, und der Tag gerieth ihnen immer zu einem Triumph- und Freudentag. Gerade bei dieſen erwies es ſich aber jederzeit, daß Alles eitel Schall und Rauch geweſen. Es giebt geborene Proteſtanten, und ich möchte mich zu dieſen zählen, weil nicht ein Mangel an religiöſem Sinne, ſondern, freilich mir unbewußt, ein letztes feines Räuchlein verſchollener Scheiterhaufen, durch die hallende Kirche ſchwebend, mir den Aufenthalt widerlich machte, wenn die eintönigen Gewaltſätze hin und her geworfen wurden. Nicht als ob ich mir einbilden wollte, ein ſcharfſinnig polemiſches Wunderkind geweſen zu ſein; ſondern es war reine Sache des angebornen Gefühles.

So wurde ich gewaltſam auf meinen Privatverkehr mit Gott zurückgedrängt, und ich beharrte auf meiner Sitte, meine Gebete und Verhandlungen ſelbſt zu verfaſſen nach meinem Bedürfniſſe, und ſie auch in Anſehung der Zeit nur dann anzuwenden, wenn ich ihrer bedurfte. Einzig das Vaterunſer wurde Morgens und Abends regelmäßig, aber lautlos, gebetet.

Aber nicht nur Dieſes geſchah. Auch aus meinem inneren und äußeren Spiel- und Luſtleben wurde der liebe Gott verdrängt, und konnte weder durch die Frau Margreth, noch durch meine Mutter darin erhalten werden. Für lange Jahre wurde mir der Gedanke Gottes zu einem proſaiſchen nüchternen Gedanken, in dem Sinne, wie die falſchen Poeten das wirkliche Leben für proſaiſch halten im Gegenſatze zu dem erfundenen und fabelhaften. Das Leben, die ſinnliche Natur waren merkwürdiger Weiſe mein Mährchen, in dem ich meine Freude ſuchte, während Gott für mich zu der nothwendigen, aber nüchternen und ſchulmeiſterlichen Wirklichkeit wurde, zu welcher ich nur zurückkehrte, wie ein müdgetummelter, hungriger Knabe zur alltäglichen Hausſuppe, und mit der ich ſo ſchnell fertig zu werden ſuchte als möglich. Solches bewirkte die Art und Weiſe, wie die Religion und meine Kinderzeit zuſammengekuppelt wurden. Wenigſtens kann ich mich trotz dem, daß jene ganze Zeit wie ein heller Spiegel vor mir liegt, nicht entſinnen, daß ich vor dem Erwachen der Vernunft je einen Andachtſchauer, wenn auch noch ſo kindlich, empfunden hätte.

Selbſt die bibliſchen Geſchichten, welche wir laſen, verſchmolzen ſich ganz mit den weltlichen Unterhaltungen, und ich gewann an der Geſchichte Joſephs und ſeiner Brüder und andern prächtigen Epiſoden nur einen Stoff mehr für meine profanen Compoſitionen. Aus dieſem Grunde waren die bibliſchen Erzählungen, wie ſie gewöhnlich für Kinder ausgezogen werden, lange Zeit mein Hauptbuch neben der Bibliothek der Frau Margreth, und nur ſelten führte mich ein Anflug von Gelehrſamkeit dazu, mich in die Bibel zu vertiefen und ein ergiebiges Quellenſtudium zu betreiben, da der hohe Schwung der Sprache für das Kind unzugänglich war und nur Stoff zum Lächerlichmachen deſſen gab, was ich nicht begriff.

Ich betrachte dieſe halb gottloſe Zeit gerade der weichſten und bildſamſten Jahre, welche deren wohl ſieben bis achte andauerte, als eine kalte öde Strecke, und weiſe die Schuld einzig auf den Katechismus und ſeine Handhaber. Denn wenn ich recht ſcharf in jenen vergangenen dämmerhaften Seelenzuſtand zurückzubringen verſuche, ſo entdecke ich noch wohl, daß ich den Gott meiner Kindheit nicht liebte, ſondern nur brauchte, und daß damit das lebendige Gefühl der Liebe auch für alles übrige Leben nicht zum Erwachen kam und nur ſchwer durch die unnatürlich übergeworfene Eisdecke dringen konnte. Jetzt erſt wird mir der trübe kalte Schleier ganz deutlich, welcher über jener Zeit liegt und mir dazumal die Hälfte des Lebens verhüllte, mich blöde und ſcheu machte, daß ich die Leute nicht verſtand und mich ſelbſt nicht zu erkennen geben konnte in meiner vollen Natur, ſo daß die weiſen Erzieher vor mir ſtanden, als vor einem Räthſel, und ſagten: Dieſes iſt ein ſeltſames Gewächs, man weiß nicht viel damit anzufangen!

Deſto eifriger verkehrte ich im Stillen mit mir ſelbſt, in der Welt, die ich mir allein zu bauen gezwungen war. Meine Mutter kaufte mir nur äußerſt wenig Spielzeug, immer und einzig darauf bedacht, jeden Heller für meine Zukunft zu ſparen, und erachtete in ihrem Sinne jede Ausgabe für überflüſſig, welche nicht unmittelbar für das Nothwendigſte geopfert wurde. Sie ſuchte mich dafür durch fortwährende mündliche Unterhaltungen zu beſchäftigen, und erzählte mir tauſend Dinge aus ihrem vergangenen Leben ſowohl, wie aus dem Leben anderer Leute, indem ſie in unſerer Einſamkeit ſelbſt eine ſüße Gewohnheit darin fand. Aber dieſe Unterhaltung, ſo wie das Treiben im wunderlichen Nachbarhauſe konnte doch zuletzt meine Stunden nicht ausfüllen, und ich bedurfte eines ſinnlichen Stoffes, welcher meiner ſchaffenden Gewalt anheimgegeben war. So war ich bald darauf angewieſen, mir mein Spielzeug ſelbſt zu ſchaffen. Das Papier, das Holz, die gewöhnlichen Aushelfer in dieſem Falle, waren ſchnell abgebraucht, beſonders da ich keinen männlichen Mentor hatte, welcher mich mit Handgriffen und Künſten bekannt machte. Was ich ſo bei den Menſchen nicht fand, das gab mir die ſtumme Natur. Ich ſah aus der Ferne bei vornehmern Knaben, daß ſie artige kleine Naturalienſammlungen beſaßen, beſonders Steine und Schmetterlinge, und von ihren Lehrern und Vätern angeleitet wurden, dergleichen ſelbſt auf ihren Ausflügen zu ſuchen. Ich ahmte dieſes nun auf eigene Fauſt nach und begann gewagte Reiſen längs der Bach- und Flußbette zu unternehmen, wo ein buntes Geſchiebe an der Sonne lag. Bald hatte ich eine gewichtige Sammlung glänzender und farbiger Mineralien beiſammen, Glimmer, Quarze, bunte Kieſel und ſolche Steine, welche mir durch ihre abweichende Form auffielen, wie Schieferſtücke, gegenüber einem ſeltſam verwaſchenen Kieſel ꝛc. Glänzende Schlacken, aus Hüttenwerken in den

Strom geworfen, hielt ich ebenfalls für werthvolle Stücke, Glasperlen für Edelſteine, und der Trödelkram der Frau Margreth lieferte mir einigen Abfall an polirten Marmorſcherben und halb durchſichtigen Alabaſterſchnörkeln, welche überdies noch eine antiquariſche Glorie durchdrang. Für dieſe Dinge verfertigte ich Fächer und Behälter und legte ihnen wunderlich beſchriebene Zettel bei. Wenn die Sonne in unſer Höfchen ſchien, ſo ſchleppte ich den ganzen Schatz herunter, wuſch Stück für Stück in dem kleinen Brünnlein und breitete ſie nachher an der Sonne aus, um ſie zu trocknen, mich an ihrem Glanze erfreuend. Dann ordnete ich ſie wieder in die Schachteln und hüllte die glänzendſten Dinge ſorglich in Baumwolle, welche ich aus den großen Ballen am Hafenplatze gezupft hatte. So trieb ich es lange Zeit; allein es war nur der äußere Schein, der mich erbaute, und als ich ſah, daß jene Knaben für jeden Stein einen beſtimmten Namen beſaßen und zugleich viel Merkwürdiges, was mir unzugänglich war, wie Kryſtalle und Erze, auch ein Verſtändniß dafür gewannen, welches mir durchaus fremd war, ſo ſtarb mir das ganze Spiel ab und betrübte mich. Dazumal konnte ich nichts Todtes und Weggeworfenes um mich liegen ſehen, was ich nicht brauchen konnte, verbrannte ich haſtig oder entfernte es weit von mir; ſo trug ich eines Tages die ſämmtliche Laſt meiner Steine mit vieler Mühe an den Strom hinaus, verſenkte ſie in die Wellen und ging ganz traurig und niedergeſchlagen nach Hauſe.

Nun verſuchte ich es mit den Schmetterlingen und Käfern. Meine Mutter verfertigte mir ein Garn und ging oft ſelbſt mit mir auf die Wieſen hinaus; denn die Einfachheit und Billigkeit dieſer Spiele leuchteten ihr ein. Ich fing zuſammen, weſſen ich habhaft werden konnte, und ſetzte eine Unzahl Raupen in Gefangenſchaft. Allein ich kannte die Speiſe dieſer Letzteren nicht und wußte ſie ſonſt nicht zu behandeln, ſo daß kein Schmetterling aus meiner Zucht hervorging. Die lebendigen Schmetterlinge aber, welche ich fing, wie die glänzenden Käfer, machten mir ſaure Mühe mit dem Tödten und dem unverſehrten

Erhalten; denn die zarten Thiere behaupteten eine zähe Lebenskraft in meinen mörderiſchen Händen, und bis ſie endlich leblos waren, fand ſich Duft und Farbe zerſtört und verloren, und es ragte auf meinen Nadeln eine zerſetzte Geſellſchaft erbarmungswürdiger Märtyrer. Schon das Tödten an ſich ſelbſt ermüdete mich und regte mich zu zu ſehr auf, indem ich die zierlichen Geſchöpfe nicht leiden ſehen konnte. Dieſes war keine unkindliche Empfindſamkeit; mir widerwärtige oder gleichgültige Thiere konnte ich ſo gut mißhandeln wie alle Kinder; es war vielmehr ein ariſtokratiſches Mitgefühl für dieſe edleren Kreaturen, denen ich wohl gewogen war. Jeder der unſeligen Reſte machte mich um ſo melancholiſcher, als er das Denkmal eines im Freien zugebrachten Tages und eines Abenteuers war. Die Zeit von ſeiner Gefangennehmung bis zu ſeinem qualvollen Tode war ein Schickſal, welches mich intereſſirte, und die ſtummen Ueberbleibſel redeten eine vorwurfsvolle Sprache zu mir.

Auch dieſe Unternehmung ſcheiterte endlich, als ich zum erſten Male eine große Menagerie ſah. Sogleich faßte ich den Entſchluß, eine ſolche anzulegen, und baute eine Menge Käfige und Zellen. Mit vielem Fleiße wandelte ich dazu kleine Käſtchen um, verfertigte deren aus Pappe und Holz und ſpannte Gitter von Draht oder Faden davor, je nach der Stärke des Thieres, welches dafür beſtimmt war. Der erſte Inſaſſe war eine Maus, welche mit eben der Umſtändlichkeit, mit welcher ein Bär inſtallirt wird, aus der Mauſefalle in ihren Kerker hinübergeleitet wurde. Dann folgte ein junges Kaninchen; einige Sperlinge, eine Blindſchleiche, eine größere Schlange, mehrere Eidechſen verſchiedener Farbe und Größe, ein mächtiger Hirſchkäfer mit vielen andern Käfern ſchmachteten bald in den Behältern, welche ordentlich auf einander gethürmt waren. Mehrere große Spinnen verſahen in Wahrheit die Stelle der wilden Tiger für mich, da ich ſie entſetzlich fürchtete und nur mit großem Umſchweife gefangen hatte. Mit ſchauerlichem Behagen betrachtete ich die Wehrloſen, bis eines Tages eine Kreuzſpinne aus ihrem Käfige brach und mir raſend über Hand und Kleid lief. Der

Schrecken vermehrte jedoch mein Intereſſe an der kleinen Menagerie, und ich fütterte ſie ſehr regelmäßig, führte auch andere Kinder herbei und erklärte ihnen die Beſtien mit großem Pathos. Ein junger Weih, welchen ich erwarb, war der große Königsadler, die Eidechſen Krokodille, und die Schlangen wurden ſorgſam aus ihren Tüchern hervorgehoben und einer Puppe um die Glieder gelegt. Dann ſaß ich wieder ſtundenlang allein vor den trauernden Thieren und betrachtete ihre Bewegungen. Die Maus hatte ſich längſt durchgebiſſen und war verſchwunden, die Blindſchleiche war längſt zerbrochen, ſo wie die Schwänze ſämmtlicher Krokodille, das Kaninchen war mager wie ein Gerippe und hatte doch keinen Platz mehr in ſeinem Käſig, alle übrigen Thiere ſtarben ab und machten mich melancholiſch, ſo daß ich beſchloß, ſie ſämmtlich zu tödten und zu begraben. Ich nahm ein dünnes langes Eiſen, machte es glühend und drang mit zitternder Hand damit durch die Gitter und begann ein gräuliches Blutbad anzurichten. Aber die Geſchöpfe waren mir alle lieb geworden, auch erſchreckte mich das Zucken des zerſtörten Organismus und ich mußte inne halten. Ich eilte in den Hof hinunter, machte eine Grube unter den Vogelbeerbäumchen, worin ich die ganze Sammlung, todte, halbtodte und lebende, in ihren Kaſten kopfüber warf und eilig verſcharrte. Meine Mutter ſagte, als ſie es ſah, ich hätte die Thiere nur wieder ins Freie tragen ſollen, wo ich ſie geholt hätte, vielleicht wären ſie dort wieder geſund geworden. Ich ſah dies ein und bereute meine That: der Raſenplatz war aber lange eine ſchauerliche Stätte für mich, und ich wagte nie jener kindlichen Neugierde zu gehorchen, welche es immer antreibt, etwas Vergrabenes wieder auszugraben und anzuſehen.

Bei Frau Margreth that ſich mir die nächſte Spielerei auf. In einer verrückten, marktſchreieriſchen Theoſophie, welche ich unter ihren Büchern fand, war eine Anweiſung enthalten, die vier Elemente zu veranſchaulichen, nebſt andern kindiſchen Experimenten und den dazu gehörigen Tafeln. Nach dieſen Vorſchriften nahm ich eine große Phiole, füllte ſie zum Viertheile mit Sand, zum Viertheile mit Waſſer, dann mit Oel und das letzte Viertheil ließ ich mit Luft gefüllt. Die Materien ſonderten ſich nach ihrer Schwere aus einanander und ſtellten nun in dem geſchloſſenen Raume die vier Elemente vor, Erde, Waſſer, Feuer (das Brennöl!) und Luft. Ich ſchüttelte ſie tüchtig durch einander, daraus entſtand das Chaos, welches ſich wieder aufs Schönſte abklärte, und ich ſaß ſehr vergnügt vor der höchſt gelehrten Erſcheinung.

Dann nahm ich Bogen Papier und zeichnete darauf, nach den Angaben jenes Buches, große Sphären mit Kreiſen und Linien kreuz und quer, farbig begränzt und mit Zahlen und lateiniſchen Lettern beſetzt. Die vier Weltgegenden, Zonen und Pole, Himmelsräume, Elemente, Temperamente, Tugenden und Laſter, Menſchen und Geiſter, Erde, Hölle, Zwiſchenreich, die ſieben Himmel, Alles war toll und doch nach einer gewiſſen Ordnung durch einander geworfen und gab ein angeſtrengtes, lohnendes Bemühen. Alle Sphären wurden mit entſprechenden Seelen bevölkert, welche darin gedeihen konnten. Ich bezeichnete ſie mit Sternen und dieſe mit Namen; der glückſeligſte war mein Vater, zunächſt dem Auge Gottes, noch innerhalb des Dreieckes, und ſchien durch dieſes allſehende Auge auf die Mutter und mich herunter zu ſchauen, welche in den ſchönſten Gegenden der Erde ſpazierten. Meine Widerſacher aber ſchmachteten ſämmtlich in der Hölle, wo der Böſe mit einem anſehnlichen Schwanze begabt war. Je nach dem Verhalten der Menſchen veränderte ich ihre Stellungen, beförderte ſie in reinere Gegenden oder ſetzte ſie zurück, wo Heulen und Zähnklappen war. Manchen ließ ich prüfungsweiſe im Unbeſtimmten ſchweben, ſperrte auch wohl zwei, die ſich im Leben nicht ausſtehen mochten, zuſammen in eine abgelegene Region, indeſſen ich zwei Andere, die ſich gern hatten, trennte, um ſie nach vielen Prüfungen zuſammenzubringen an einem glückſeligeren Orte. Ich führte ſo ganz im Geheimen eine genaue Ueberſicht und Schickſalsbeſtimmung aller mir bekannten Leute, jung und alt.

In der Theoſophie war ferner anbefohlen, geſchmolzenes Wachs in Waſſer zu gießen, um ich weiß nicht mehr was zu verſinnbildlichen. Ich füllte mehrere Arzneigläſer mit Waſſer und beluſtigte mich an den Bildungen, welche durch das hineingegoſſene Wachs entſtanden, verſchloß die Gläſer und vermehrte dadurch meine gelehrte Sammlung. Dieſes Gläſerweſen ſagte mir ſehr zu und ich fand einen neuen Stoff dafür, als ich einſt mit tiefem Grauen durch eine kleine anatomiſche Sammlung lief, welche dem ſtädtiſchen Krankenhauſe beigegeben war. Einige Reihen von Embryonen und Föten in ihren Gläſern jedoch erwarben ſich meinen lebhaften Beifall und boten einen trefflichen Gegenſtand für meine Sammlung dar, indem ich dergleichen nachzubilden verſuchte. In einem Schranke verwahrte die Mutter die aufgeſchichtete Leinwand ihrer Jugendzeit in rohen und gebleichten Stücken, und daſelbſt lagen auch, verborgen und vergeſſen, mehrere Scheiben reinlichen Wachſes, die verjährten Zeugen einer einſtigen fleißigen Bienenzucht. Von dieſen brach ich immer anſehnlichere Stücke los und formte nun im Kleinen ſolche großköpfige wunderliche Burſchen, wie ich ſie geſehen, und beſtrebte mich, die Verſchiedenheit ihrer phantaſtiſchen Bildung noch zu vergrößern. Ich trieb Gläſer auf, ſo viel ich konnte, von allen Formen und Größen, und richtete die Bildwerke darnach ein. In langen ſchmalen Kölniſchwaſſerflaſchen, denen ich die Hälſe abſchlug, baumelten eben ſo lange ſchmächtige Geſellen an ihrem Faden, in kurzen dicken Salbengläſern hauſten knollenartige Gewächſe. Statt mit Weingeiſt füllte ich die Gläſer mit Waſſer an und gab jedem Bewohner derſelben einen Namen, welcher meinem humoriſtiſchen Intereſſe entſprach, das über der beluſtigenden Arbeit aus dem bloß gelehrten entſtanden war. Es waren ſchon einige dreißig Mitglieder dieſes artigen Vereins beiſammen und das Wachs nahezu aufgebraucht, als ich meine Geſchöpfe taufte mit Namen, wie: Schnurper, Fark, Vogelmann, Säbelbein, Schneider, Schmerbauch, Nabelhans, Wachsbeißer, Wächſerich, Honigteufel u. dgl., und ich empfand ein dauerndes Vergnügen, indem ich zugleich für Jeden eine kurze Lebensbeſchreibung verfaßte, die ſich in dem Berge zugetragen hatte, aus welchem nach unſerm Ammenmährchen die kleinen Kinder geholt werden. Ich verfertigte auch eigene Sphärentafeln für ſie, worauf Jeder verzeichnet war mit ſeiner tugendlichen oder ſchlimmen Aufführung, und wenn Einer mein Mißfallen erregte, ſo wurde er ſo gut an einen ſchlechtern Ort gebracht als die lebendigen Leute. Ich trieb dieſe Dinge alle in einer abgelegenen Kammer, wo ich eines Abends in der Dämmerung alle Gläſer auf meinen Lieblingstiſch ſtellte, ein altes braunes Möbel mit etlichen Auszügen. Ich reihte die Gläſer in einen großen Kreis, die vier Elemente in der Mitte, und breitete meine bunten Tabellen aus, beleuchtet von einigen Wachsmännern, denen Dochte aus erhobenen Händen brannten, und vertiefte mich nun in die Conſtellationen auf den Karten, während ich die betreffenden Schickſalsträger einzeln vortreten ließ und muſterte, den Wächſerich und den Hürlimann, den Meyer oder den Vogelmann. Von Ungefähr ſtieß ich an den Tiſch, daß alle Gläſer erzitterten und die Wachsmännchen ſchwankten und zappelten. Dies gefiel mir, ſo daß ich anſing, nach dem Tacte auf den Tiſch zu ſchlagen, wozu die Geſellen tanzten, ich ſchlug immer ſtärker und wilder und ſang dazu, bis die Gläſer wie toll an einander ſchlugen und erklangen. Auf einmal ſchneuzte es in einer Ecke, ein Paar feurige Augen funkelten hervor. Eine fremde große Katze war in die Kammer geſperrt, hatte ſich bisher ruhig verhalten und wurde nun ſcheu. Ich wollte ſie verſcheuchen, da ſtellte ſie ſich drohend gegen mich, ſträubte die Haare und puſtete gewaltig; ich machte in der Angſt ein Fenſter auf und warf ein Glas nach ihr, ſie ſprang hinauf, konnte aber nicht weiter gelangen und kehrte ſich wieder gegen mich. Nun ſchleuderte ich einen Wachsmann um den andern auf ſie, ſie ſchüttelte ſich furchtbar und rüſtete ſich zum Sprunge, und als ich zuletzt die vier Elemente ihr an den Kopf warf, fühlte ich ihre Krallen an meinem Halſe. Ich fiel am Tiſch nieder, die Lichter löſchten aus und ich ſchrie in der Dunkelheit, obgleich die Katze ſchon wieder weg war. Meine Mutter trat herein, während dieſelbe hinausſchlüpfte, und fand mich halb bewußtlos und blutend am Boden liegen mitten in den Glasſcherben, Waſſerbächen und Kobolden. Sie hatte nie auf mein Treiben in der Kammer geachtet, zufrieden, daß ich ſo ſtill und vergnüglich war, und wußte ſich nun meine ganze Geſchichte und verwirrte Erzählung um ſo weniger zu reimen. Inzwiſchen entdeckte ſie die gewaltige Abnahme ihres Wachſes und betrachtete nun mit halbem Zorne und halber Lachluſt die Trümmer der untergegangenen Welt.

Die Sache machte Aufſehen. Frau Margreth ließ ſich erzählen und die bemalten Bogen nebſt übrigen Trümmern zeigen, und fand Alles höchſt bedenklich. Sie befürchtete, daß ich am Ende in ihren Büchern gefährliche Geheimniſſe geſchöpft hätte, welche bei ihrem mangelhaften Leſen ihr ſelbſt unzugänglich wären, und verſchloß die bedenklichſten Bücher mit höchſt bedeutungsvollem Ernſte. Jedoch konnte ſie ſich einer gewiſſen Genugthuung nicht erwehren, da es ſich zu beſtätigen ſchien, wie hinter dieſen Sachen mehr ſtecke, als man geglaubt habe. Sie war der feſten Meinung, daß ich auf dem beſten Wege geweſen ſei, durch ihre Bücher ein angehender Zaubermann zu werden.

Ueber ſolchen Mißgeſchicken verleidete mir die einſame Beſchäftigung im Hauſe und ich ſchloß mich nun einigen Knaben an, welche ſich gut zu unterhalten ſchienen, indem ſie in einem großen alten Faſſe Komödie ſpielten. Sie hatten einen Vorhang davorgezogen und ließen eine begünſtigte Anzahl Kinder reſpectvoll harren, bis ſie ihre geheimnißvollen Vorbereitungen geendet. Dann wurde das Heiligthum geöffnet, einige Ritter in papiernen Rüſtungen führten ein gedrängtes Zwiegeſpräch tüchtiger Schimpfreden, um ſich darauf ſchleunigſt durchzubläuen und unter dem Fallen des durchlöcherten Teppichs todt hinzuſtrecken. Ich wurde bald eingeweiht als ein anſtelliger Junge und brachte vor Allem aus einen beſtimmteren Stoff in das Faß, indem ich kurze Handlungen aus der bibliſchen Geſchichte oder den Volksbüchern auszog und die vorkommenden Reden wörtlich abſchrieb und durch einige Wendungen verband. Ich fand auch, daß es wünſchbar wäre, wenn die Helden einen beſon=

dern Eingang hätten, um vorher ungeſehen auftreten zu können. Deshalb wurde in die Hinterwand ein Loch geſägt, geſchnitten und gekratzt, bis ein Wohlgewappneter beſcheiden durchkriechen konnte, was ſehr poſſierlich ausſah, wenn er mit ſeinen donnernden Reden begann, ehe er ſich völlig aufgerichtet hatte. Sodann wurden grüne Zweige geholt, um das Innere des Faſſes in einen Wald umzuwandeln; ich nagelte ſie rings herum feſt und ließ nur oben das Spundloch frei, durch welches überirdiſche Stimmen herniederzuſchallen hatten. Ein Junge brachte eine anſehnliche Düte Theatermehl und hiermit ein neues prächtiges Element in unſere Beſtrebungen.

Eines Tages wurde David und Goliath gegeben. Die Philiſter ſtanden auf dem Plane, führten ſich heidniſch auf und traten vor das Faß hinaus in das Proſcenium. Dann krochen die Kinder Iſrael herein, lamentirten und waren verzagt und traten auf die andere Seite des Einganges, als Goliath, ein großer Bengel, erſchien und übermüthige Poſſen machte zum großen Gelächter beider Heere und des Publicums, bis David, ein unterwachſener biſſiger Junge, plötzlich dem Unfug ein Ende machte und dem Rieſen aus ſeiner Schleuder, die er trefflich führte, eine große Roßkaſtanie an die Stirne ſchleuderte. Darüber wurde dieſer wüthend und hieb dem David eben ſo derb auf den Kopf, und ſogleich waren beide im heftigſten Raufen in einander verknäuelt. Die Zuſchauer und die beiden Chöre klatſchten Beifall und nahmen Partei; ich ſelbſt ſaß rittlings oben auf dem Faſſe, ein Lichtſtümpfchen in der einen und eine thönerne Pfeife mit Colophonium in der andern Hand, und blies als Zeus Donnerer gewaltige, ununterbrochene Blitze durch das Spundloch hinein, daß die Flammen durch das grüne Laub züngelten und das Silberpapier auf Goliaths Helm magiſch erglänzte. Dann und wann guckte ich ſchnell durch das Loch hinunter, um dann die tapfer Kämpfenden ferner wieder mit Blitzen anzufeuern, und hatte kein Arges, als die Welt, welche ich zu beherrſchen wähnte, plötzlich auf ihrem Lager wankte, überſchlug und mich aus meinem Himmel ſchleuderte; denn Goliath hatte endlich den

David überwunden und mit Gewalt an die Wand geworfen. Es gab ein großes Geſchrei, der Eigenthümer des Faſſes kam heran und ſchloß kraft höheren Machtſpruches das rollende Haus, nicht ohne Schelten und ausgetheilte Püffe, als er die willkürlichen Veränderungen entdeckte, welche angebracht waren. Insbeſondere mißfiel ihm die Art, wie wir ein umgekehrtes Faß des Regulus hergeſtellt hatten, indem eine Unzahl Nägel mit den Spitzen nach außen ragten, gleich den Borſten eines Stachelſchweines, und hingegen die Köpfe gemüthlich nach innen ſtreckten.

Jedoch vermißten wir dies verbotene Paradies nicht allzuſehr, da bald darauf eine deutſche Schauſpielergeſellſchaft in unſere Stadt kam, um mit obrigkeitlicher Bewilligung vor den Bewohnern die Bretter, welche die Welt bedeuten, in einem vollkommeneren Maße aufzubauen, als bisher von Liebhabern und Kindern geſchehen war. Der wandernde Künſtlerverein ſchlug ſeinen Sitz im größten Gaſthauſe der Stadt auf, wandelte den geräumigen Tanzſaal in ein Theater um und füllte zugleich alle beſcheideneren

Zimmer und Räume mit ſeinem häuslichen Leben. Nur der Director bewohnte vornehm ein glänzenderes Gemach.

Ueberdies zog uns das belebte Haus nicht nur während der abendlichen Vorſtellungen an, ſondern wir hatten auch während des Tages genug vor demſelben zu ſtehen und zu beobachten, theils um die bewunderten Helden und Königinnen in ihrer verwegenen und anmuthigen Tracht und Haltung aus- und eingehen zu ſehen, theils um keine Maſchine, keinen Korb mit rothen Mänteln und Degen, kein Requiſit aus den Augen zu verlieren, welches hineingetragen wurde. Vorzüglich hielten wir uns auch vor einem offenen Hintergebäude auf, wo ein kühner Maler inmitten einer Anzahl auf Kohlen ſtehender Töpfe, aufrechtſtehend und die eine Hand in der Hoſentaſche, mit einem unendlich verlängerten Pinſel Wunder auf das ausgebreitete Papier warf. Ich erinnere mich deutlich des tiefen Eindruckes, welchen die einfache und ſichere Art auf mich machte, mit welcher er duftige und durchſichtige weiße Vorhänge um die Fenſter eines rothen Zimmers zauberte; mit den wenigen weißen, wohlangebrachten Strichen und Tupfen auf dem rothen Grunde ging ein erwärmendes Licht in meiner Seele auf, welche vor ſolchen Dingen, wenn ſie in der nächtlichen Beleuchtung vor mir ſtanden, begriffslos geſtaunt hatte. Es entſtand in mir die erſte ahnende Einſicht in den Geiſt der Malerei; das freie Auftragen von dichten deckenden Farben auf durchſichtige Unterlagen machte mir Vieles klar, und ich begann nachher der Gränze dieſer zwei Gebiete nachzuſpüren, wo ich ein Gemälde zu ſehen bekam, und meine Entdeckungen hoben mich über den wehrloſen Wunderglauben hinaus, welcher es aufgiebt, jemals dergleichen ſelbſt zu verſtehen. Dieſe Befangenheit iſt allgemein in den untern Kreiſen des Volkes, wo ſelten, vermöge der beſchränkten Erziehung, ein früher Einblick in das Techniſche der Künſte vergönnt wird, ſondern nur die fertigen Früchte in ehrerbietiger Entfernung und unnahbarer Vollendung vor dem ſtaunenden Auge ſtehen.

An den Abenden, wo geſpielt wurde, waren wir vollzählig und unfehlbar auf unſerm Platze und ſchlichen wie die Katzen um das Gebäude herum. Da ich bei der Sparſamkeit meiner Mutter keine Möglichkeit ſah, auf legalem Wege in das Innere des Kunſttempels zu gelangen, ſo befand ich mich doppelt wohl bei meinen Genoſſen der Armenſchule, welche ebenfalls darauf gewieſen waren, entweder durch kleine Dienſtleiſtungen oder durch verwegene Schlauheit durchzuſchlüpfen. Es gelang mir auch mehrere Male, mich mit klopfendem Herzen in den angefüllten Saal zu ſchleichen, und überflog mit befriedigten Blicken die Decorationen, wenn der Vorhang aufging, dann die Coſtüme und Trachten der Spieler, um endlich, nachdem ſchon Erkleckliches geſprochen war, mich in das Studim der Fabel zu vertiefen. Dieſes machte mir am meiſten Vergnügen bei den Opern, weil es dort am ſchwierigſten war; bei den Schauſpielen war es zu leicht und riß mich zu ſchnell hin, indem es mir alle Objectivität, ſo wie die gehörige Muße benahm, welche jene durch die unverſtandene Muſik darboten. Ich war bald ein großer

Kenner und disputirte reichlich, unter angenommener Kaltblütigkeit, mit meinen Freunden. Dieſer Zwieſpalt, die angenommene kennerhafte Ruhe und das unausbleibliche leidenſchaftliche Hingeben auch an das verworfenſte Stück fing an mich zu ärgern, und ich ſehnte mich auch ſonſt, mit Einem Schlage hinter die Couliſſen zu kommen und das berückende Spiel und ſeine Spieler, wie ihre Mittel, in der Nähe zu beſehen; denn es bedünkte mich, daß es dort beſſer zu leben ſein müſſe, als irgendwo in der Welt, leidenſchaftslos und überlegen. Doch dachte ich nicht ſo leicht an eine Erfüllung meines Wunſches, als ein günſtiger Stern dieſelbe unverhofft darbrachte.

Wir ſtanden eines Abends ziemlich muthlos vor einer Seitenthür, als eben der Fauſt gegeben wurde. Wir hatten gehört, daß man den famoſen Doktor Fauſt, den wir genugſam kannten, nebſt dem Teufel und allen ſeinen Herrlichkeiten ſehen würde, fanden aber heute alle Hinderniſſe unüberſteiglich, welche auf unſern gewohnten Schlupfwegen ſich entgegenſtellten. So hörten wir betrübt die Klänge der Ouvertüre, welche von den vornehmen Liebhabern der Stadt aufgeführt wurde, und zerbrachen die Köpfe über einem noch möglichen Eindringen. Es war ein dunkler Herbſtabend und regnete kühl und anhaltend. Es fror mich, und ich dachte ans Nachhauſegehen, zumal ſich die Mutter über das abendliche Umhertreiben beklagt hatte, als die dunkle Thür ſich öffnete, ein dienſtbarer Geiſt herausſprang und rief: Heda, ihr Buben! Drei oder vier von euch mögen herein kommen, die ſollen einmal mitſpielen! Auf dieſes Zauberwort drängten ſich ſogleich die Stärkſten in das Haus; denn dies war ein Fall, wo ein Jeder nur an ſich ſelbſt denken durfte. Er wies ſie aber zurück, indem er ſie für zu groß und dick erklärte und mich, der ich ohne ſonderliche Hoffnungen im Hintergrunde ſtand, heranrief und ſagte: Der da iſt recht, der wird eine gute Meerkatze ſein! Dazu ergriff er noch zwei andere, ſchmächtig gewachſene Jungen, ſchloß die Thür hinter uns und marſchirte an unſerer Spitze nach einem kleinen Saale, welcher als Garderobe diente.

Dort hatten wir nicht Zeit, die aufgehäuften Gewänder, Waffen und Rüſtungen zu betrachten; denn wir wurden ſchnell unſerer Kleider entledigt und in abentheuerliche Pelze geſteckt, welche vom Kopf bis zum Fuße eine Hülle bildeten. Das Meerkatzengeſicht konnte wie eine Kaputze zurückgeſchlagen werden, und als wir ſolchergeſtalt verwandelt daſtanden, die langen Schwänze in der Hand haltend, lächelten wir ganz vergnügt und beglückwünſchten uns nun erſt zu unſerm unverhofften Glücke. Nun wurden wir auf die Bühne geführt, wo wir von zwei großen Meerkatzen luſtig begrüßt und in aller Eile für unſere bevorſtehende Aufgabe unterrichtet wurden. Wir begriffen dieſelbe bald und leiſteten eine gelungene Probe verſchiedener Purzelbäume und Affenſprünge, ſpielten auch zierlich mit einer Kugel, ſo daß wir bis zu unſerm Auftreten entlaſſen wurden. Wir ſpazierten gravitätiſch unter dem Gedränge herum, das ſich auf dem ſchmalen Raume zwiſchen den vier wirklichen und den gemalten Wänden ſchob und miſchte; ich ſchaute unverwandt bald auf die

Bühne, bald hinter die Couliſſen, und beobachtete mit hoher Freude, wie aus dem unkenntlichen, unterdrückt lärmenden und ſtreitenden Chaos ſich ſtill und unmerklich geordnete Bilder und Handlungen ausſchieden und auf dem freien, hellen Raume erſchienen, wie in einer jenſeitigen Welt, um wieder eben ſo unbegreiflich in das dunkle Gebiet zurückzutauchen. Die Schauſpieler lachten, ſcherzten, koſeten und zankten, hier und da ging einer plötzlich von ſeiner Gruppe weg und ſtand in einem Augenblicke einſam und feierlich mitten auf dem Zauberbanne und machte ein ſo frommes Geſicht gegen die mir unſichtbare Zuſchauerwelt hinaus, als ob er vor den verſammelten Göttern ſtände. Ehe ich mich deſſen verſah, war er wieder mit einem Sprunge unter uns und ſetzte die unterbrochenen Schimpf- oder Schmeichelreden fort, indeſſen ſchon irgend ein Anderer ſich ausgeſchieden hatte, um es ebenſo zu machen. Die Menſchen führten ein doppeltes Leben, wovon das eine ein Traum ſein mochte; aber ich wurde nicht klug daraus, welches davon der Traum, und welches für ſie die

Wirklichkeit war. Luſt und Leid ſchien mir in beiden Theilen gleich gemiſcht vorhanden zu ſein; doch im innern Raume der Bühne, wenn der Vorhang geöffnet war, ſchien Vernunft und Würde und ein heller Tag zu herrſchen und ſomit das wirkliche Leben zu bilden, während, ſobald der Vorhang ſank, mit ihm Alles in trübe, traumhafte Verwirrung zu ſinken ſchien. Auch dünkte es mich, daß diejenigen, welche ſich in dieſem wüſten Traume am heftigſten und leidenſchaftlichſten geberdeten, dort in dem beſſern Stück Leben, wenn die Sonne des Kronleuchters hereinſchien, die edelſten und ausdruckvollſten Geſtalten waren; diejenigen aber, welche in der Nähe ruhig, kalt und friedfertig herumſtanden, in jenem Glanze eine ziemlich traurige Rolle ſpielten. Der Text des Stückes war die Muſik, welche das Leben in Schwung brachte. Sobald ſie ſchwieg, ſtand der Tanz ſtill, wie eine abgelaufene Uhr. Die Verſe des Fauſt, welche jeden Deutſchen, ſobald er einen davon hört, elektriſiren, dieſe wunderbar gelungene und geſättigte Sprache klang fortwährend wie eine edle Muſik, machte mich froh und ſetzte mich mit in Schwung, obgleich ich nicht viel mehr davon verſtand, als mancher Profeſſor, der zum zwölften Male über Fauſt lieſt.

Indeſſen fühlte ich mich plötzlich beim Schwanze gefaßt und rücklings in die Hexenküche gezogen, wo bereits ſämmtliche Katzen umherſprangen und ein Schein und Gefunkel unzähliger Geſichter und Augen aus dem Parterre hereinſchimmerte. Ich hatte bisher über meinen Betrachtungen die zu Tage getretene Decoration der Hexenküche überſehen und daher Vieles nachzuholen; denn die phantaſtiſchen Dinge um mich her, die Zerrbilder und Geſpenſter reizten mich ſowohl, wie das Treiben Mephiſtos, der Hexe und der andern Meerkatzen. Als ob ich nicht ſelbſt eine Meerkatze wäre und meine Aufgabe zu erfüllen hätte, vergaß ich ganz die eingelernten Sprünge und Poſſen und ſah ruhig und ſelbſtvergeſſen den Anderen zu. Nun ſchaute Fauſt voll Entzücken in den Zauberſpiegel, und es nahm mich höchlich Wunder, was es dort zu ſehen gebe? Indem ich in der gleichen Richtung nachahmend hinſah, gingen meine Blicke dem leeren, gemalten Spiegel vorbei hinter die Couliſſe und entdeckten dort in der Wirrniß des jenſeitigen Lebens das Bild, welches Fauſt zu ſehen vorgab. Gretchen war unterdeſſen auf die Bühne gekommen und legte ſich, einige tief bewegte Worte nach rückwärts rufend, eben die letzte Schminke auf, nachdem ſie ſich Augen und Wangen mit einem weißen Tuche ſorglich und feſt getrocknet hatte, als ob ſie geweint hätte. Es war eine ſehr ſchöne Frau, von welcher ich kein Auge mehr abwandte, ungeachtet der heimlichen Püffe und Schelten, welche ich von meinen fleißigen Mitmeerkatzen erhielt. So verlangte ich, der ich mich vorher nach dieſer höheren Sphäre geſehnt hatte, nun nichts weiter, als dorthin zurückzukehren, wo die volle ſchöne Frauengeſtalt wandelte.

Die Zeit unſeres Wirkens ging endlich vorüber, und ich machte meinen erſten und einzigen guten Sprung, als ich leidenſchaftlich vom Schauplatze abtrat oder ſprang, und mich möglichſt in die Nähe des geſehenen Bildes zu bringen ſuchte. Aber in demſelben Augenblicke befand ſie ſich ihrerſeits einſam in der Handlung, und ich konnte ſie nur wieder von ferne ſehen.

Sie ſchien irgend einen tiefen Verdruß in ſich zu tragen, und daher war ihr Spiel halb aus Anmuth und halb aus ſichtbarem Zorne gemiſcht. Dieſe Miſchung brachte zwar kein gutes Gretchen hervor, aber ſie verlieh der Spielerin einen eigenthümlichen Reiz, ich nahm Partei für ſie gegen ihre unbekannten Feinde und dachte mir ſogleich den Roman aus, in welchen ſie etwa verwickelt ſein möchte. Doch löſte ſich dieſes flüchtige Geſpinnſte bald auf und verſchmolz ſich mit der dargeſtellten Dichtung, als Gretchens Schickſal tragiſch wurde. Als ſie im Kerker auf dem Stroh lag und nachher irre redete, ſpielte ſie ſo meiſterhaft, daß ich furchtbar erſchüttert ward und doch in durſtig heißer Aufregung das Bild des im gränzenloſeſten Unglücke verſunkenen Weibes in mich hineintrank; denn ich hielt das Unglück für wirklich und war eben ſo erſtaunt als geſättigt durch die Scene, welche an Stärke

Alles übertraf, was ich bisher geſehen, gehört oder ſelbſt combinirt hatte.

Der Vorhang war gefallen, und Alles lief auf dem Theater bunt durcheinander, während ich einigen Papieren nachſchlich, welche ich in den Händen des Direktors und der Künſtler geſehen hatte und in einem Winkel hinter einer gemalten Mauer fand. Ich war begierig, Einſicht zu nehmen von dem Geſchriebenen, welches ſo große Wirkung hervorgebracht; daher war ich bald in das Leſen der Rollen verſenkt. Aber obgleich ich die körperlichen Erſcheinungen gefaßt und empfunden hatte, ſo waren doch nun die geſchriebenen Worte, als die Zeichenſprache eines gereiften und großen männlichen Geiſtes, dem unwiſſenden Kinde vollkommen unverſtändlich; der kleine Eindringling fand ſich beſcheidentlich wieder vor die verſchloſſene Thüre einer höheren Welt geſtellt, und ich ſchlief über meinen Forſchungen ſchnell und feſt ein.

Als ich wieder erwachte, war das Theater leer und ſtill, die Lampen ausgelöſcht, und der

Vollmond goß ſein Licht zwiſchen den Couliſſen über die ſeltſame Unordnung herein. Ich wußte nicht, wie mir geſchah, noch wo ich mich befand; doch als ich meine Lage erkannte, ward ich voll Furcht und ſuchte einen Ausgang, fand aber die Thüren verſchloſſen, durch welche ich hereingekommen war. Nun ſchickte ich mich in das Geſchehene und begann von Neuem, alle Seltſamkeiten dieſer Räume zu unterſuchen. Ich betaſtete die raſchelnden, papiernen Herrlichkeiten und legte das Mäntelchen und den Degen des Mephiſtopheles, welche auf einem Stuhle lagen, über meinen Meerkatzenhabit um. So ſpazierte ich in dem hellen Mondſcheine auf und nieder, zog den Degen und fing an zu geſtikuliren. Dann entdeckte ich die Maſchienerie des Vorhanges, und es gelang mir, denſelben aufzuziehen. Da lag der Zuſchauerraum dunkel und ſchwarz vor mir, wie ein erblindetes Auge; ich ſtieg in das Orcheſter hinab, wo die Inſtrumente umherlagen und nur die Violinen ſorgfältig in Käſtchen verſchloſſen waren. Auf den Pauken lagen die ſchlanken Hämmer, welche ich ergriff und zagend gegen das Fell ſchlug, daß es einen dumpf grollenden Ton gab. Jetzt wurde ich kühner und ſchlug ſtärker, bis es zuletzt wie ein Gewitter durch den leeren, mitternächtlichen Saal hallte. Ich ließ den Donner anſchwellen und wieder abnehmen, und wenn er verklang, ſo dünkten mich die unheimlichen Pauſen noch ſchöner als das Geräuſch ſelbſt. Endlich erſchrak ich über meinem Thun, warf die Schlägel hin und getraute mir kaum, über die Bänke des Parterre hinwegzuſteigen und mich zu hinterſt an der Wand hinzuſetzen. Ich war kalt und wünſchte zu Hauſe zu ſein, auch ward es mir bange in meiner Einſamkeit. Die Fenſter in dieſem Theile des Saales waren dicht verſchloſſen, ſo daß nur die Bühne, welche immer noch den Kerker vorſtellte, durch das Mondlicht magiſch beleuchtet war. Im Hintergrunde ſtand das Pförtchen noch offen, hinter welchem Gretchen gelegen hatte, ein bleicher Strahl fiel auf das Strohlager, ich dachte an das ſchöne Gretchen, welches nun hingerichtet ſein werde, und der ſtille, mondhelle Kerker kam mir zauberhafter und heiliger vor, als dem Fauſt einſt

Gretchens Kammer. Ich ſtützte meinen Kopf auf beide Hände und ſah mit ſehnenden Blicken hinüber, beſonders in die vom Lichte halb beſtreifte Vertiefung, wo das Stroh lag. Da regte es ſich im Dunkel, athemlos ſah ich hin und jetzt ſtand eine weiße Geſtalt in jenem Winkel; es war Gretchen, wie ich ſie zuletzt geſehen hatte. Mich ſchauerte es vom Wirbel bis zur Zehe, meine Zähne ſchlugen zuſammen, während doch ein mächtiges Gefühl glücklicher Ueberraſchung mich durchzuckte und erwärmte. Ja, es war Gretchen, es war ihr Geiſt, obgleich ich in der Entfernung ihre Züge nicht unterſcheiden konnte, was die Erſcheinung noch geiſterhafter machte. Sie ſchien mit dunklen Blicken in dem Raume umherzuſuchen, ich richtete mich empor, es zog mich vorwärts, wie mit gewaltigen, unſichtbaren Händen, und während mein Herz hörbar klopfte, ſchritt ich über die Bänke gegen das Proſcenium hin, jeden Schritt einen Augenblick anhaltend. Die Pelzumhüllung machte meine Füße unhörbar, ſo daß mich die Geſtalt nicht bemerkte, bis ich, an dem Souffleurkaſten hinaufklimmend, in meiner befremdlichen Tracht vom erſten Mondſtrahle beſtreift wurde. Ich ſah, wie ſie entſetzt ihr glühendes Auge auf mich richtete und, doch lautlos, zuſammenfuhr. Einen leiſen Schritt trat ich näher und hielt wieder ein; meine Augen waren weit geöffnet, ich hielt die Hände zitternd erhoben, indeß ich, von einem frohen Feuer des Muthes durchſtrömt, auf das Phantom losging. Da rief es mit gebieteriſcher Stimme: Halt! kleines Ding! was biſt Du? und ſtreckte drohend den Arm gegen mich aus, daß ich feſt auf der Stelle gebannt blieb. Wir ſahen uns unverwandt an; ich erkannte jetzt ihre Züge wohl, ſie hatte ein weißes Nachtkleid umgeſchlagen, Hals und Schultern waren entblößt und gaben einen milden Schein, wie nächtlicher Schnee. Ich witterte alſogleich das warme Leben, und der abentheuerliche Muth, den ich dem Geſpenſte gegenüber empfunden hatte, verwandelt ſich in die natürliche Blödigkeit vor dem lebendigen Weibe. Sie hingegen war immer noch zweifelhaft über meine dämoniſche Erſcheinung, und ſie rief daher noch einmal: »Wer ſeid Ihr, kleiner Burſch?« Kleinlaut antwortete ich: »Ich heiße Heinrich Lee und bin eine von den Meerkatzen; man hat mich hier eingeſchloſſen!«

Da trat ſie auf mich zu, ſtreifte meine Maske zurück, faßte mein Geſicht zwiſchen ihre Hände und rief, indem ſie laut lachte: »Herr Gott! das iſt die aufmerkſame Meerkatze! Ei, Du kleiner Schalk! biſt Du es, der den Lärm gemacht hat, als ob ein Gewitter im Hauſe wäre?« »Ja!« ſagte ich, indem meine Augen fortwährend auf dem weißen Raume ihrer Bruſt hafteten und mein Herz zum erſten Male wieder ſo andächtig erfreut war, wie einſt, wenn ich in das glänzende Feld des Abendrothes geſchaut und den lieben Gott darin geahnt hatte. Dann betrachtete ich in vollkommener Ruhe ihr ſchönes Geſicht und gab mich unbefangen dem ſüßen Eindrucke ihres reizenden Mundes hin. Sie ſah mich eine Weile ſtill und ernſthaft an, dann ſprach ſie: »Mich dünkt, Du biſt ein feiner Junge; doch wenn Du einſt groß ſein wirſt, ſo wirſt Du ein Lümmel ſein, wie Alle!« Und hiermit ſchloß ſie mich an ſich und küßte mich mehrere Male auf meinen Mund, der nur dadurch leiſe bewegt wurde, daß ich heimlich, von ihren Küſſen unterbrochen, ein herzliches Dankgebet an Gott richtete für das herrliche Abentheuer.

Hierauf ſagte ſie: »Es iſt nun am beſten, Du bleibeſt bei mir, bis es Tag iſt; denn Mitternacht iſt längſt vorüber!« und ſie nahm mich bei der Hand und führte mich durch mehrere Thüren in ihr Zimmer, wo ſie vorher ſchon geſchlafen hatte und durch mein nächtliches Spuken geweckt worden war. Dort ordnete ſie am Fußende ihres Bettes eine Stelle zurecht, und als ich darauf lag, hüllte ſie ſich dicht in einen ſammetnen Königsmantel, legte ſich der Länge nach auf das Bett und ſtützte ihre leichten Füße gegen meine Bruſt, daß mein Herz ganz vergnüglich unter denſelben klopfte. Somit entſchliefen wir und glichen in unſerer Lage nicht übel jenen alten Grabmälern, auf welchen ein ſteinerner Ritter ausgeſtreckt liegt mit einem treuen Hunde zu Füßen. Nur lag hier anſtatt des ſtarren Ritters ein lebendiges, leicht athmendes Weib und an der Stelle des Hundes ein Knabe, dem im Kopf und Herz das frühe Leben zu rumoren begann.

Achtes Kapitel.

In Folge der Angſt, welche die Mutter über mein nächtliches Wegbleiben empfunden hatte, war mir das abendliche Umhertreiben und der Beſuch des Theaters ſtrengſtens unterſagt worden; auch am Tage wurde ich ſorgfältiger beaufſichtigt und in meinem Umgange mit den Kindern der armen Leute beſchränkt, welchen man fälſchlicher Weiſe eine verderbliche und anſteckende Ungebundenheit zuſchrieb. So hatten die fremden Schauſpieler die Stadt verlaſſen, ohne daß ich jene Frau, der mein Herz nun ganz gehörte, wiedergeſehen, ausgenommen ein Mal von ferne, wo ſie mich zu ſich winkte, ich aber ſcheu vor ihr floh, um mich in den ſtillen Räumen unſerer Wohnung um ſo leidenſchaftlicher mit ihrem Bilde zu beſchäftigen. Als ich hörte, daß die

Geſellſchaft fortgereiſt ſei, bemächtigte ſich meiner eine tiefe Traurigkeit, welche längere Zeit anhielt. Je unbekannter mir die Gegend war, wo ſie hingezogen ſein mochte, deſto mehr war mir alles Land, welches jenſeits der Berge lag, ein Land unbeſtimmter Wünſche und dunklen Verlangens, und dieſen Zug empfinde ich ſeither immer, wenn Jemand, den ich gern habe, die Gegend verläßt, wo ich lebe.

Um dieſe Zeit ſchloß ich mich enger an einen Knaben, deſſen erwachſene, leſebegierige Schweſtern eine Unzahl ſchlechter Romane zuſammengetragen hatten. Verloren gegangene Bände aus Leihbibliotheken, niedriger Abfall aus vornehmen Häuſern oder von Trödlern um wenige Pfennige erſtanden, lagen in der Wohnung dieſer Leute auf Geſimſen, Bänken und Tiſchen umher, und an Sonntagen konnte man nicht nur die Geſchwiſter und ihre Liebhaber, ſondern Vater und Mutter und wer ſonſt noch da war, in die Lektüre dieſer ſchmutzig ausſehenden Bücher vertieft finden. Die Alten waren thörichte Leute, welche in dieſer Unterhaltung Stoff zu thörichten

Geſprächen ſuchten; die Jungen hingegen erhitzten ihre gemeine Phantaſie an den gemeinen unpoetiſchen Machwerken oder vielmehr, ſie ſuchten hier die beſſere Welt, welche die Wirklichkeit ihnen nicht zeigte. Die Romane zerfielen hauptſächlich in zwei Arten. Die eine enthielt den Ausdruck der üblen Sitten des vorigen Jahrhunderts in jämmerlichen Briefwechſeln und Verführungsgeſchichten, die andere beſtand aus derben Ritterromanen. Die Mädchen hielten ſich mit großem Intereſſe an die erſte Art und ließen ſich dazu von ihren theilnehmenden Liebhabern ſattſam küſſen und liebkoſen; uns Knaben waren aber dieſe proſaiſchen und unſinnlichen Schilderungen einer verwerflichen Sinnlichkeit glücklicher Weiſe noch ungenießbar und wir begnügten uns damit, irgend eine Rittergeſchichte zu ergreifen und uns mit derſelben zurückzuziehen. Die unzweideutige Genugthuung, welche in dieſen groben Dichtungen waltete, war meinen angeregten Gefühlen wohlthätig und gab ihnen Geſtalt und Namen. Wir wußten die ſchönſten Geſchichten bald auswendig und ſpielten ſie, wo wir gingen und ſtanden, mit immer neuer Luſt ab, auf Eſtrichen und Höfen, in Wald und Berg, und ergänzten das Perſonal vorweg aus willfährigen Jungen, die in der Eile abgerichtet wurden. Aus dieſen Spielen gingen nach und nach ſelbſt erfundene, fortlaufende Geſchichten und Abentheuer hervor, welche zuletzt dahin ausarteten, daß Jeder ſeine große Herzens- und Rittergeſchichte beſaß, deren Verlauf er den Andern mit allem Ernſte berichtete, ſo daß wir uns in ein ungeheures Lügennetz verwoben und verſtrickt ſahen; denn wir trugen unſere erfundenen Erlebniſſe gegenſeitig einander ſo vor, als ob wir unbedingten Glauben forderten, und gewährten uns denſelben auch, in eigennütziger Abſicht, ſcheinbar. Mir ward dieſe trügliche Wahrhaftigkeit leicht, weil der Hauptgegenſtand unſerer Geſchichten beiderſeits immer eine glänzende und ausgezeichnete Dame unſerer Stadt war und ich diejenige, welche ich für meine Lügen auserwählt, bald mit meiner wirklichen Neigung und Verehrung bekleidete. Daneben hatten wir mächtige Feinde und Nebenbuhler, als welche wir angeſehene, ritterliche Offiziere bezeichneten, die wir oft zu Pferde ſitzen ſahen. Verborgene Reichthümer waren in unſerer Gewalt, und wir bauten aus denſelben wunderbare Schlöſſer an entlegenen Punkten, welche wir mit wichtiger Geſchäftsmiene zu beaufſichtigen vorgaben. Jedoch beſchäftigte ſich die Einbildungskraft meines Genoſſen überdies mit allerhand Kniffen und Ränken und war eher auf Beſitz und leibliches Wohlſein gerichtet, in welcher Beziehung er die ſonderbarſten Dinge erfand, während ich alle Erfindungsgabe auf meine erwählte Geliebte verwandte und ſeine kleinlichen und mühſamen Geldverhältniſſe, welche er unabläſſig zuſammenträumte, mit einer koloſſalen Lüge von einem gehobenen unermeßlichen Schatze überbot und kurz abfertigte. Dieſes mochte ihn ärgern, und während ich, zufrieden in meiner erſonnenen Welt, mich wenig um die Wahrheit ſeiner Prahlereien bekümmerte, fing er an, mich mit Zweifeln an der Wahrheit der meinigen zu quälen und auf Beweiſe zu dringen. Als ich einſt flüchtig von einer mit Gold und Silber gefüllten Kiſte erzählte, welche ich in unſerm Kellergewölbe ſtehen hätte, drang er auf das Heftigſte darauf, dieſelbe zu ſehen. Ich gab ihm eine Stunde an, zu welcher dies möglich wäre, und er fand ſich pünktlich ein und verſetzte mich in eine Verlegenheit, an welche ich im mindeſten bisher noch nie gedacht hatte. Aber ſchnell hieß ich ihn eine Weile warten vor dem Hauſe und eilte in die Stube zurück, wo in dem Sekretär meiner Mutter ein alterthümliches hölzernes Käſtchen ſtand, welches einen kleinen Schatz an alten und neuen Silbermünzen und einige Dukaten enthielt. Dieſer Schatz umfaßte einestheils die Pathengeſchenke aus der Kinderzeit meiner Mutter, anderstheils meine eigenen und war ſämmtlich mein erklärtes Eigenthum. Die Hauptzierde aber war eine mächtige goldene Schaumünze von der Größe eines Thalers und bedeutendem Werthe, welche Frau Margreth in einer guten Stunde mir geſchenkt und der Mutter zum ſichern Verwahrſam eingehändigt hatte zum treuen Angedenken, wenn ich einſt erwachſen, ſie hingegen nicht mehr ſein werde. Ich durfte das Käſtchen hervornehmen und den glänzenden Schatz be=

ſchauen, ſo oft ich wollte, auch hatte ich denſelben ſchon in allen Gegenden des Hauſes herumgetragen. Ich nahm ihn alſo jetzt und trug ihn in das Gewölbe hinunter und legte das Käſtchen in eine Kiſte, welche mit Stroh gefüllt war. Dann hieß ich den Zweifler mit geheimnißvoller Geberde hereinkommen, lüftete den Deckel der Kiſte ein wenig und zog das Käſtchen hervor. Als ich es öffnete, blinkten ihm die blanken Silberſtücke gar hell entgegen, als ich aber die Dukaten und zuletzt die große Münze hervornahm, daß ſie im Zwielichte ſeltſam funkelte und der alte Schweizer mit dem Banner, der darauf geprägt war, ſo wie der Kranz von Wappenſchildern zu Tage traten, da machte er große Augen und wollte mit allen fünf Fingern in das Käſtchen fahren. Ich ſchlug es aber zu, legte es wieder in die Kiſte und ſagte: »Siehſt Du, ſolcher Dinge iſt die Kiſte voll!« Damit ſchob ich ihn aus dem Keller und zog den Schlüſſel ab. Er war nun für einmal geſchlagen, denn obgleich er von der Unwirklichkeit unſerer Mährchen überzeugt war, ſo geſtattete ihm doch der bisher feſtgehaltene Ton unſeres Verkehrs nicht, weiter zu bringen, da es auch hier die rückſichtsvolle Höflichkeit des Lebens erforderte, den mit guter Manier vorgetragenen blauen Dunſt beſtehen zu laſſen. Vielmehr gab meinem Freunde dieſe vorläufige Toleranz Gelegenheit, mich zu weiteren Lügen zu reizen und auf immer bedenklichere Proben zu ſtellen.

Wir trafen bald darauf, als es gerade Meßzeit war, am Seeufer zuſammen, vor den Krambuden flankirend, welche dort in langen Reihen aufgeſchlagen waren, und begrüßten uns wie Macbeth's Hexen mit: »was haſt du geſchafft?« Wir ſtanden vor dem Magazine eines Italiäners, welcher neben ſüdlichen Eßwaaren auch glänzende Bijouterien und Spielereien feil bot. Feigen, Mandeln und Datteln, Kiſten voll reinlich weißer Makaroni, beſonders aber Berge ungeheurer Salamiwürſte reizten den Sinn meines Geſellen zu kühnen Phantaſien, indeſſen ich zierliche Frauenkämme, Oelfläſchchen und Schalen voll ſchwarzer Räucherkerzchen betrachtete und ungefähr dachte, wo dieſe Dinge gebraucht würden, da wäre es gut ſein. »Ich habe ſoeben,« begann mein Lügengefährte, »ſolch' eine Salamiwurſt gekauft, zur Probe, ob ich für mein nächſtes Bankett eine Kiſte voll anſchaffen ſoll. Ich habe ſie angebiſſen, fand ſie aber abſcheulich und ſchleuderte ſie in den See hinaus; die Wurſt muß noch dort ſchwimmen, ich ſah ſie den Augenblick noch.« Wir blickten auf den ſchimmernden Wellenſpiegel hinaus, wo zwiſchen den Marktſchiffen wohl etwa ein Apfel oder ein Salatblatt umhertrieb, aber keine Salami zu ſehen war. »Ei, es wird wohl ein Hecht danach geſchnappt haben!« ſagte ich gutmüthig, und er gab dieſe Möglichkeit zu und fragte mich, ob ich nicht auch Einkäufe machen wolle? »Freilich,« erwiderte ich, »ich möchte wohl dieſe Kette haben für meine Geliebte!« und wies auf eine unächte, aber ſchön vergoldete Halskette. Jetzt ließ er mich nicht mehr los, ſondern umwickelte mich mit einem moraliſchen Zwangsnetze, indem ihm die Neugierde, ob ich wirklich über meinen geheimnißvollen Schatz zu verfügen hätte, die Worte dazu lieh. So hatte ich keinen andern Ausweg, als nach Hauſe zu laufen und mir mit meinem Sparkäſtchen zu ſchaffen zu machen. Einige Augenblicke nachher ging ich wieder davon, einige glänzende Silberſtücke in der feſtverſchloſſenen Hand, mit klopfender Beuſt dem Markte zu, wo mein lauernder Dämon mich empfing. Wir handelten um die Kette, oder gaben vielmehr, was der Italiener forderte, ich wählte noch ein Armband von Achatſchildern und einen Ring mit einer rothen Glaspaſte; der Kaufmann beſah mich und die ſchönen Gulden mit wunderlichen Blicken, ſteckte ſie aber nichts deſto weniger ein; ich aber wurde ſchon auf dem Wege nach dem Hauſe fortgedrängt, wo meine Dame wohnte. Auf einem abgelegenen Platze ſtanden etwa ſechs Patricierhäuſer, deren Beſitzer ſich durch den Seidenhandel auf der Höhe früherer Vornehmheit erhielten. Weder eine Schenke noch ein ſonſtiges niederes Gewerbe zeigte ſich in dieſer Gegend, welche ſtill und einſam in ihrer Reinlichkeit ruhte; das Pflaſter war weißer und beſſer, als in anderen Stadttheilen, und koſtbare eiſerne Gartengeländer begränzten daſſelbe. In dem größten und vornehmſten dieſer Paläſte wohnte der Gegenſtand meiner Lügen, eine jener jungen, anmuthigen Damen, welche, ſchön und elegant gewachſen, mit roſiger Geſichtsfarbe, großen, lachenden Augen und freundlichen Lippen, mit reichen Locken, wehenden Schleiern und ſeidenen Gewändern die Unerfahrenheit berücken und ſelbſt gefurchte Stirnen aufheitern, ſo lange ſie durch Unſchuld liebenswürdig ſind. Wir ſtanden ſchon vor dem prächtigen Portale und mein Begleiter ſchloß ſeine Ueberredungen, daß ich jetzt oder nie meiner Gebieterin die Geſchenke überbringen müßte, endlich dadurch, daß er frech den goldenen Griff der Hausglocke packte und anzog. Aber trotz ſeiner Frechheit, würde ein Ariſtokrat ſagen, reichte doch die Energie ſeines Plebejerthumes nicht aus, ein kräftiges Geklingel hervorzubringen; es gab nur einen einzigen zaghaften Ton, welcher im Innern des großen Hauſes verhallte. Nach einigen Sekunden ruckte der eine Thorflügel um ein Unmerkliches, und mein Begleiter ſchob mich hinein, was ich, aus Furcht vor allem Geräuſche, willenlos geſchehen ließ. Da ſtand ich in unſäglicher Beklemmung neben einer breiten ſteinernen Treppe, welche ſich oben zwiſchen geräumigen Gallerien verlor. Ich hielt Armband und Ring in die Hand gepreßt, und die Kette quoll theilweiſe zwiſchen den Fingern hervor; in der Höhe ertönten Tritte, welche von allen Seiten widerhallten, und Jemand rief herunter, wer da ſei? Doch hielt ich mich ſtill, man konnte mich nicht ſehen und ging wieder, Thüren hinter ſich zuſchlagend. Nun ſtieg ich langſam die Treppe hinan, mich vorſichtig umſehend; an allen Wänden hingen große Oelgemälde, entweder wunderliche Landſchaften oder Ahnenbilder enthaltend; die Decken waren in weißer, reicher Stuccatur gearbeitet mit kleinen Fresken dazwiſchen, und in abgemeſſenen Entfernungen ſtanden hohe dunkelbraune Thüren von Nußbaumholz, eingefaßt von Säulen und Giebeln von der gleichen Art, alles glänzend polirt. Jeder meiner Schritte erweckte Geräuſch in den Wölbungen, ich wagte kaum zu gehen und dachte doch nicht darin, was ich ſagen wollte, wenn ich überraſcht würde. Vor jeder Thür lag eine Strohmatte, aber vor einer allein lag eine beſonders reich und zierlich geflochtene von farbigem Stroh: daneben ſtand ein altes, vergoldetes Tiſchchen und auf dieſem ein Arbeitskörbchen mit Strickzeug, einigen Aepfeln und einem hübſchen, ſilbernen Meſſerchen zu äußerſt am Rande, als ob es ſo eben hingeſtellt wäre. Ich vermuthete, daß hier der Aufenthalt der Dame ſei, und im Augenblicke nur an ſie denkend, legte ich meine Kleinodien mitten auf die Matte, nur den Ring zu unterſt in das Körbchen auf einen feinen Handſchuh. Dann aber eilte ich treppbinunter aus dem Hauſe, wo ich meinen Quälgeiſt ungeduldig meiner wartend fand. »Haſt Du es gethan?« rief er mir entgegen. »Ja freilich,« erwiderte ich mit leichterem Herzen. »Das iſt nicht wahr,« ſagte er wieder, »ſie ſitzt ja die ganze Zeit an jenem Fenſter dort und hat ſich nicht gerührt.« Wirklich war die ſchöne Frau hinter dem glänzenden Fenſter ſichtbar und gerade in der Gegend des Hauſes, wo jene Zimmerthür ſein mochte. Ich erſchrak heftig, ſagte aber: »Ich ſchwöre Dir, ich habe die

Kette und das Armband zu ihren Füßen gelegt und den Ring an ihren Finger geſteckt!« »Bei Gott?« »Ja, bei Gott!« rief ich. »Nun mußt Du ihr aber noch eine Kußhand zuwerfen, und wenn Du es nicht thuſt, ſo haſt Du falſch geſchworen; ſieh, ſie ſchaut gerade herunter!« Wirklich ruhten ihre glänzenden frohen Augen auf uns; aber der Einfall meines Freundes war ein teufliſcher; denn lieber hätte ich dem Teufel ſelbſt in's Geſicht geſpieen, als dieſe Zumuthung erfüllt. Durch meinen jeſuitiſchen Schwur war ich aber erſt recht in die Klemme gerathen, es war kein Ausweg. Raſch küßte ich meine Hand und bewegte ſie gegen das Fenſter hinauf. Das Mädchen hatte uns aufmerkſam angeſehen, und lachte nun ganz unbändig, indem es freundlich herunter nickte; doch ich lief, ſo ſchnell ich konnte, davon. Das Maß war gefüllt, und als mein Gefährte mich in der nächſten Straße wieder erreichte, trat ich bleich vor ihn hin und ſagte: »Wie iſt's eigentlich mit Deiner Salamiwurſt? meinſt Du, dieſelbe ſei hinreichend, dergleichen Sachen, wie ich beſtehe, das Gegengewicht zu halten?“ Damit warf ich ihn unverſehens nieder und ſchlug ihn mit der Fauſt in's Geſicht, bis mich ein Mann weghob und rief: »Die Teufelsjungen müſſen ſich doch immer raufen!«

Das war das allererſte Mal in meinem Leben, daß ich einen Schul- und Jugendgenoſſen ſchlug; ich konnte denſelben nicht mehr anſehen und zugleich war ich vom Lügen für einmal gründlich geheilt.

In dem leſebefliſſenen Hauſe wurden indeſſen der Vorrath an ſchlechten Büchern und die Thorheit immer größer. Die Alten ſahen mit ſeltſamer Freude zu, wie die armen Töchter immer tiefer in ein einfältig verbuhltes Weſen hineingeriethen, Liebhaber auf Liebhaber wechſelten und doch von Keinem heimgeführt wurden, ſo daß ſie mitten in der übelriechenden Bibliothek ſitzen blieben mit einer Heerde kleiner Kinder, welche mit den zerleſenen Büchern ſpielten und dieſelben zerriſſen. Die Leſewuth wuchs nichts deſtominder fortwährend, weil ſie nun Zank, Noth und Sorge vergeſſen ließ, ſo daß man in der Behauſung nichts ſah, als Bücher, aufgehängte Windeln und die vielfältigen Erinnerungen an die Galanterie der ungetreuen Ritter, als gemalte Blumenkränze mit Sprüchen, Stammbücher voll verliebter Verſe und Freundſchaftstempel, künſtliche Oſtereier, in welchen ein kleiner Amor verborgen lag u. dgl. Alles in Allem genommen will es mir ſcheinen, daß auch dieſes Elend ſowohl, wie das entgegengeſetzte Extrem, die religiöſe Sectirerei und das fanatiſche Bibelauslegen armer Leute, wie ich es im Hauſe der Frau Margreth fand, nur die verwiſchte Spur eines edleren Herzensbedürfniſſes und das heiße Suchen nach einer ſchöneren Wirklichkeit ſei.

Bei dem Sohne dieſes Hauſes machte ſich, als er größer wurde, die vielgeübte Phantaſie auf andere, nicht minder bedenkliche Weiſe geltend. Er wurde ſehr genußſüchtig, lag ſchon als Handelslehrling in den Wirthshäuſern als ein eifriger Spieler und war bei allen öffentlichen Vergnügen zu ſehen. Dazu brauchte er viel Geld und um ſich dieſes zu verſchaffen, verfiel er auf die ſonderbarſten Erfindungen, Lügen und Ränke, welche ihm nur eine Art Fortſetzung der früheren

Romantik waren. Jedoch hielt dies nur halbverdächtige Treiben nicht lange vor, vielmehr ſah er ſich bald darauf verwieſen, zuzugreifen, wo er konnte. Denn er gehörte zu jenen Menſchen, welche nicht geſonnen ſind, ſich in ihren Begierden im Mindeſten zu beſchränken und in der Gemeinheit ihrer Geſinnung dem Nächſten mit Liſt oder Gewalt das entreißen, was er gutwillig nicht laſſen will. Dieſe niedere Geſinnung iſt gleichmäßig der Urſprung ſcheinbar ganz verſchiedener Erſcheinungen. Sie beſeelt den ungeliebten Herrſcher, welcher, in ſeinem Daſein jedem Kinde im Lande ein Ueberdruß, doch nicht von ſeiner Stelle weicht und nicht zu ſtolz iſt, ſich vom Herzblute des verachteten und gehaßten Volkes zu nähren; ſie iſt der Kern der Leidenſchaftlichkeit eines Verliebten, welcher, nachdem er einmal die beſtimmte Erklärung der Nichterwiederung erhalten hat, ſich nicht ſogleich beſcheidet und in den edlen Schmerz der Entſagung hüllt, ſondern mit gewaltſamer Aufdringlichkeit ein fremdes Leben verbittert; wie in allen dieſen Zügen, lebt ſie endlich auch in der Selbſtſucht des Betrügers und Diebes jeglicher Art, groß und klein, überall iſt ſie ein unverſchämtes Zugreifen, zu welchem mein ehemaliger Gefährte nun auch ſeine Zuflucht nahm. Ich hatte ihn im Verlaufe der Zeit ganz aus den Augen verloren, während er ſchon mehrere Male im Gefängniſſe geſeſſen hatte, und dachte vor ungefähr einem Jahre an nichts weniger, als an ihn, da ich einen verkommenen Menſchen durch die Häſcher dem Zuchthauſe zuführen ſah. In demſelben iſt er ſeither geſtorben.

Ich war nun zwölf Jahre alt, ſo daß meine Mutter auf meine weitere Schulbildung denken mußte. Der Plan des Vaters, daß ich der Reihe nach die von freiſinnigen Vereinen begründeten Privatanſtalten beſuchen ſollte, war nun zerſchnitten, indem dieſelben inzwiſchen durch wohleingerichtete öffentliche Schulen überflüſſig geworden; denn die abermalige Regeneration der Schweiz hatte zuerſt auf dieſen Punkt ihr Augenmerk gerichtet. Der alte Gelehrten- und Lehrerſtand der Städte wurde durch einberufene deutſche Schulmänner reichlich erweitert und in den meiſten Cantonen an eine große Zwillingsſchule vertheilt, welche aus einem Gymnaſium und einer Gewerbsſchule beſtand. Bei der letzteren brachte mich die Mutter nach mehreren Berathungen und feierlichen Gängen unter, und die Leiſtungen meiner beſcheidenen Armenſchule, aus welcher ich halb wehmüthig und halb fröhlich ſchied, erwieſen ſich bei der Aufnahmeprüfung ſo vorzüglich, daß ich neben den Zöglingen der guten alten Stadtſchulen vollkommen beſtand. Denn dieſe wohlhabenden Bürgerkinder waren nun ebenfalls auf die neuen Einrichtungen angewieſen. So fand ich mich plötzlich in eine ganz neue Umgebung verſetzt. Statt wie früher der beſtgekleidete und vornehmſte meiner Mitſchüler zu ſein, war ich in meinen grünen Jäckchen, welche ich auf's äußerſte ausnutzen mußte, nun einer der unanſehnlichſten und beſcheidenſten und das nicht nur in Anſehung der Kleidung, ſondern auch des Benehmens. Die Mehrzahl der Knaben gehörte dem altherkömmlichen bewußtvollen Bürgerſtande an, einige waren vornehme feine Herrenkinder und einige hinwieder ſtammten von reichen Dorfmagnaten, alle aber hatten ein ſicheres Auftreten und Gebahren, entſchiedene Manieren und einen fixen Jargon im Sprechen und Spielen, vor welchem ich blöde und unſicher daſtand. Wenn ſie ſich ſtritten, ſo ſchlugen ſie ſich gleich mit raſchen Bewegungen in's Geſicht, daß es klatſchte, und mehr Mühe, als das neue Lernen, machte mir das Zurechtfinden in dieſe neue Umgangsweiſe, wenn ich nicht zu viel Unbilden erleiden wollte. Ich erkannte nun erſt, wie mild und gutmüthig die Geſellſchaft der armen Kinder geweſen war und ſchlüpfte noch oft zu ihnen, die mich mit wehmüthigem Neide von meinen jetzigen Verhältniſſen erzählen hörten.

In der That brachte jeder Tag neue Veränderungen in meiner bisherigen Lebensweiſe. Seit alter Zeit war die Jugend der Städte in den Waffen geübt worden, vom zehnten Jahre an bis beinahe zum wirklichen Militairdienſte des Jünglingsalters, nur war es mehr eine Sache der Luſt und des freien Willens geweſen und wer ſeine Kinder nicht wollte Theil nehmen laſſen, war nicht gezwungen. Nun aber wurden die Waffenübungen für die ſämmtliche ſchulpflichtige Jugend geſetzlich geboten, daß jede Cantonsſchule zugleich ein ſoldatiſches Corps bildete. Wir wurden in grüne Uniform geſteckt, ich glaubte ſchon mit meiner beſonderen Grünheit in der allgemeinen aufgehen zu können und von meinem Spitznamen erlöſt zu ſein; aber weit gefehlt, meine Mutter ließ es ſich nicht nehmen, die grünen Röcke meines Vaters, welche kein Ende nehmen zu wollen ſchienen, dem Schneider unterzuſchieben und ſo ermangelte meine Uniform niemals um einen Grad dunkler oder heller zu ſein, als alle übrigen und mich fortwährend auszuzeichnen. Mit den kriegeriſchen Uebungen war das Turnen verwandt, zu welchem wir ebenfalls angehalten wurden, ſo daß ein Abend exercirt und den andern geſprungen, geklettert und geſchwommen wurde. Ich war bisher aufgewachſen, wie ein Gras, mich biegend und ſchmiegend, wie jedes Lüftchen der Lebensregungen und der Laune es wollte; Niemand hatte mir geſagt, mich grad zu halten, kein Mann mich an See und Fluß geführt und da hineingeworfen, wo es am tiefſten war, nur in der Aufregung hatte ich ein und andern Sprung gethan, den ich mit Vorſatz nicht zu wiederholen vermochte. Mein Temperament aber hatte mich nicht dazu getrieben, wie etwa die Söhne anderer Wittwen, da ich keinen Werth darauf legte und viel zu beſchaulich war. Meine jetzigen Schulgenoſſen hingegen bis auf den Kleinſten herab ſchwammen alle wie die Fiſche im See herum, ſprangen und kletterten wie Katzen, und es war hauptſächlich ihr Spott, welcher mich zwang, mir einige Haltung und Gewandtheit zu erwerben, da ſonſt wohl mein Eifer bald erkaltet wäre. Denn es iſt nicht zu läugnen, daß das allzu pedantiſche Betreiben ſolcher Dinge nicht nur gedankenreichen Erwachſenen, ſondern auch einem Kinde, deſſen Phantaſie öfters ſpazieren geht, unbequem werden kann.

Aber noch viel tiefer ſollten die Veränderungen in mein Leben einſchneiden. Ich war nun in eine Umgebung gerathen, welche ſämmtlich mit einem mehr oder minder genugſamen Taſchengelde verſehen war, theils in Folge häuslicher Wohlhabenheit, theils auch nur in Folge herkömmlichen ſtädtiſchen Wohllebens und ſorg=

loſer Prahlerei der Aeltern. An reichlicher Gelegenheit, Ausgaben zu machen, fehlte es noch weniger, da nicht nur bei den gewöhnlichen Uebungen und Spielen auf den entlegenen Plätzen Obſt und Backwerk zu kaufen üblich war, ſondern auch bei größeren Turnfahrten und militairiſchen Ausflügen mit klingendem Spiel es für männlich galt, ſich in den entfernten Dörfern hinter Wurſt und Wein zu ſetzen. Dazu kamen noch die Ausgaben für allerhand Spielereien, welche in der Schule abwechſelnd Mode wurden unter dem Vorwande nützlicher Beſchäftigung, ferner der lehrreiche Beſuch aller fremden Sehenswürdigkeiten, von welchen Allem ſich regelmäßig entfernt halten zu müſſen, einen unerträglichen Anſtrich von Dürftigkeit und Verlaſſenheit verlieh. Meine Mutter beſtritt mit gewiſſenhaftem Eifer alle die ungewohnten Ausgaben für Lehrmittel, Inſtrumente und Material und gab mir hierin ſogar für eine gewiſſe Verſchwendung Raum. Mit den feinen Zirkeln des Vaters durchſtach ich das ſchönſte Papier in der Klaſſe, jede Gelegenheit nahm ich wahr, ein neues Heft zu errichten und meine Bücher waren immer am eleganteſten gebunden. Allein für alles Andere, was im geringſten des Ueberfluſſes verdächtig ſchien, beharrte ſie unerbittlich auf dem Grundſatze, daß kein Pfennig unnütz dürfe ausgegeben werden und daß ich dies frühzeitig lernen müſſe. Nur für die allgemeinſten Ausflüge und Unternehmungen, von denen zurückzubleiben ein zu großer Schmerz für mich geweſen wäre, gab ſie mir ein kärgliches Geld, welches jedes Mal ſchon in der Mitte des frohen Tages aufgezehrt war. Dabei hielt ſie mich in weiblicher Unkenntniß der Welt nicht etwa in der Abgeſchiedenheit zurück, wie es ſich zu ihrer ſtrengen Sparſamkeit geſchickt hätte, ſondern ließ mich meine ganze Zeit in der Gemeinſchaft der Anderen zubringen, mich nur unter lauter wohlgezogenen Knaben und unter der Aufſicht des großen, angeſehenen Lehrerperſonales wähnend, während gerade dadurch das Mitmachen und Vergleichen unvermeidlich wurde und ich in tauſend Verlegenheiten und ſchiefe Stellungen gerieth. In der Einfachheit und Unſchuld ihres Gemüthes und ihres Lebenslaufes hatte ſie keine Ahnung von dem unheilvollen Giftkraute, welches falſche Scham genannt wird und in den früheſten Tagen des männlichen Lebens um ſo mehr zu wuchern beginnt, als es von der Inſolenz der alten Menſchen eher gehätſchelt und gepflegt, als unterſchieden und ausgereutet wird. Unter tauſend Jugendfreunden und Mitgliedern von Peſtalozzi-Stiftungen giebt es vielleicht keine zwölf, welche aus ihren eigenen Erinnerungen ſich noch auf das ABC des kindlichen Gemüthes beſinnen und wiſſen, wie ſich daraus die verhängnißvollen Worte bilden, und man darf ſie eigentlich nicht einmal darauf aufmerkſam machen, ſonſt werfen ſie ſich ſogleich auf dieſes Gebiet und errichten darüber ein Statut.

Auf Pfingſten ward einſt ein großer jugendlicher Feldzug verabredet; ſämmtliche kleine Mannſchaft, einige Hundert an der Zahl, ſollte mit klingendem Spiel ausrücken und, über Berg und Thal marſchirend, die bewaffnete Jugend einer benachbarten Stadt beſuchen, um mit derſelben gemeinſchaftliche Paraden und Uebungen abzuhalten. Es herrſchte eine allgemeine Aufregung, gemiſcht aus der Freude der Erwartung und aus der Luſt der Vorbereitung. Kleine Torniſter wurden vorſchriftsmäßig bepackt, Patronen wurden ſo viele als möglich über die beſtimmte Zahl angefertigt, unſere Zweipfünderkanonen, ſowie die Fahnen bekränzt, und überdies ging unter der Hand das Gerede, wie unſere Nachbaren nicht nur propere und gedrillte Soldaten, ſondern auch aufgeweckte und luſtige Zecher und Kameraden wären, daß es alſo nicht nur gelte, ſich möglichſt blank und ſtrack zu halten, ſondern Jeder ſich gut mit Taſchengeld zu verſehen hätte, um den berühmten Nachbaren auf jede Weiſe die Stange zu halten. Dazu wußten wir, daß dort die weibliche Jugend ebenfalls Theil nehmen, feſtlich gekleidet und bekränzt uns beim Einmarſche begrüßen und daß nach dem gemeinſchaftlichen Mahle getanzt würde. Auch in dieſer Hinſicht waren wir nicht geſonnen, uns etwas zu vergeben; es hieß, Jeder ſolle ſich weiße Handſchuhe verſchaffen, um beim Balle eben ſo galant als militairiſch zu erſcheinen, und alle dieſe Dinge wurden hinter dem Rücken der Aufſeher mit ſolcher

Wichtigkeit verhandelt, daß es mir angſt und bange ward, Allem zu genügen. Zwar war ich einer der Erſten, welcher Handſchuhe aufzuweiſen hatte, indem meine Mutter auf meine Klage aus den begrabenen Vorräthen ihrer Jugend ein Paar lange Handſchuhe von feinem weißem Leder hervorzog und unbedenklich die Hände vorn abſchnitt, welche mir vortrefflich paßten. Hingegen in Betreff des Geldes lebte ich der betrübten Ausſicht, jedenfalls eine gedrückte und enthaltſame Rolle ſpielen zu müſſen. In ſolchen Betrachtungen ſaß ich am Vorabend der Freudentage in einem Winkel, als mir plötzlich ein Gedanke durch den Kopf fuhr, ich das Hinausgehen der Mutter abwartete und dann zu dem Schranke eilte, in welchem mein Schatzkäſtchen lag. Ich öffnete es zur Hälfte und nahm unbeſehen ein großes Geldſtück heraus, das zu oberſt lag; die anderen rückten alle ein klein wenig von der Stelle und machten ein leiſes Silbergeräuſch, in deſſen klangvoller Reinheit jedoch eine gewiſſe Gewalt lag, die mich ſchauern machte. Schnell brachte ich meine Beute zur Seite, befand mich aber nun in einer ſonderbaren Stimmung, die mich ſcheu und wortkarg gegen meine Mutter machte. Denn wenn der frühere Eingriff mehr die Folge eines vereinzelten äußeren Zwanges geweſen und mir kein böſes Gewiſſen hinterlaſſen hatte, ſo war das jetzige Unterfangen freiwillig und vorſätzlich; ich that etwas, wovon ich wußte, daß es die Mutter nimmer zugeben würde, auch die Schönheit und der Glanz der Münze ſchienen von der profanen Verausgabung abzumahnen. Jedoch verhinderte der Umſtand, daß ich mich ſelbſt beſtahl zum Zwecke der Nothhülfe in einem kritiſchen Falle, ein eigentliches Diebsgefühl; es war mehr etwas von dem Bewußtſein, welches im verlornen Sohne dämmern mochte, als er eines ſchönen Morgens mit ſeinem väterlichen Erbtheil auszog, es zu verſchwenden.

Am Pfingſttage war ich ſchon früh auf den Füßen; unſere Trommler, als die allerkleinſten auch die munterſten Burſche, durchzogen in anſehnlichem Haufen die Stadt, umſchwärmt von marſchbereiten Schülern, und ich beeilte mich, zu ihnen zu ſtoßen. Meine Mutter hatte aber noch gar viel zu beſorgen; ſie füllte meinen Torniſter mit Eßwaaren, hing mir ein artiges Reiſefläſchchen um, mit ſüßem Wein gefüllt, ſteckte mir noch hie und da etwas in die Taſchen und gab mir gute Verhaltungsregeln. Ich hatte längſt mein Gewehr auf der Schulter und die Patrontaſche umgehängt, worin unter den Patronen mein großer Thaler ſteckte, und wollte mich endlich ihren Händen entreißen, als ſie ganz verwundert ſagte, ich werde doch etwas Geld mitnehmen wollen? Hierauf nahm ſie das bereits Abgezählte hervor und unterwies mich, wie ich es einzutheilen hätte. Es war zwar nicht überreichlich, doch höchſt anſtändig und vollkommen hinreichend und ſelbſt für unvorhergeſehene Fälle berechnet. In einem Papiere war noch ein beſonderes Stück eingewickelt, welches ich in dem gaſtfreundlichen Hauſe, wo ich einquartirt würde, den Dienſtboten zu geben hätte. Wenn ich die Sache recht betrachtete, ſo war dies auch die erſte Gelegenheit, wo eine gute Ausſtattung eigentlich nothwendig ſchien und die Mutter ließ es alſo nicht an dem Ihrigen fehlen. Aber nichts deſto minder war ich überraſcht, ich gerieth in die größte Verlegenheit und Aufregung und indem ich die Treppen hinunterſtieg, drangen mir ſeltener Weiſe Thränen aus den Augen, daß ich ſie hinter der Hausthür abtrocknen mußte, ehe ich auf die Straße trat und zu dem fröhlichen Haufen ſtieß. Der allgemeine Jubel hätte in meinem Gemüthe, welches durch die liebevolle Sorge der Mutter bewegt war, einen um ſo empfänglicheren Grund gefunden, wenn nicht der Thaler in meiner Giberne wie ein Stein auf meinem Herzen gelegen hätte. Jedoch als ſich die ganze Schaar zuſammenfand, das Kommando erklang und wir uns ordneten und abzogen, wurden meine düſtern Gedanken gewaltſam unterdrückt, und als ich, zur Vorhut eingetheilt, ſchon auf den freien Höhen ging unter dem morgenfriſchen Himmel, und der lange Zug, ſchimmernd und ſingend, mit wehenden Fahnen, ſich zu unſern Füßen heranbewegte, da vergaß ich Alles und lebte nur dem Augenblicke, welcher, Perle für Perle, von der glänzenden Schnur der nächſten Erwartung fiel. Wir führten ein luſtiges Vorhutleben, ein alter Kriegsmann, in fremden Dienſten ergraut und nun dazu verwendet, uns kleinen Neſthüpfern das Handwerk beizubringen, leitete uns an zu allerlei Schabernack und ließ ſich unabläſſig beſtürmen, aus unſern Feldflaſchen zu trinken, was er mit ſcharfer Kritik des Inhalts that. Wir waren ſtolz, keinen der Schulmänner bei uns zu haben, welche die große Colonne begleiteten, und hörten andächtig die Kriegsabenteuer, ſo uns der alte Soldat erzählte.

Zur Mittagszeit machte der Zug in einem ſonnigen unbewohnten Thalkeſſel Halt; der wilde Boden war mit vielen einzelnen Eichen beſetzt, um welche ſich das junge Kriegsvolk lagerte. Wir Leute der Vorhut aber ſtanden auf einem Berge und ſchauten zufrieden auf das ferne fröhliche Gewühl hinunter. Wir waren ſtill geworden und ſchlürften den ſtillen glanzvollen Tag ein; der alte Feldwebel lag froh an der Erde und blinzte in den ruhevollen Horizont hinaus, über blaue Ströme und Seen hin. Obgleich wir noch nichts von landſchaftlicher Schönheit zu ſagen wußten und Einige vielleicht in ihrem Leden nie dazu kamen, fühlten wir Alle doch ganz die Natur, und das umſomehr, weil wir mit unſerem Freudenzuge eine würdige Staffage in der Landſchaft bildeten, weil wir handelnd darin auftraten und daher der peinlichen Sehnſucht der unthätigen bedeutungsloſen Naturbewunderer enthoben waren. Denn ich habe erſt ſpäter erfahren und eingeſehen, daß das unthätige und einſame Genießen der gewaltigen Natur das Gemüth verweichlicht und verzehrt, ohne daſſelbe zu ſättigen, während ihre Kraſt und Schönheit es ſtärkt und nährt, wenn wir ſelbſt auch in unſerm äußern Erſcheinen etwas ſind und bedeuten, ihr gegenüber. Und ſelbſt dann iſt ſie in ihrer Stille uns manchmal noch zu gewaltig; wo kein rauſchendes Waſſer iſt und gar keine Wolken ziehen, da macht man gern ein Feuer, um ſie zur Bewegung zu reizen und ſie nur ein bischen athmen zu ſehen. So trugen wir einiges Reiſig zuſammen und ſachten es an, die rothen Kohlen kniſterten ſo leis und angenehm, daß auch unſer graue und rauhe Führer vergnügt hineinſah, während der blaue Rauch dem Heerhaufen im

Thale ein Zeichen unſeres Aufenthaltes war; trotz der mittäglichen Sonnenhitze ſchien uns die erhöhte Gluth des Feuers lieblich, wir verlöſchten es ungern, als wir abzogen. Gar zu gern hätten wir einige Schüſſe in die ſtille Luft geſandt, wenn es nicht ſtreng unterſagt geweſen wäre; ein Knabe hatte ſchon geladen und mußte den Schuß kunſtgerecht wieder aus dem Gewehre ziehen, was ihm ſo peinlich war, als einem Schwätzer das Unterdrücken eines Geheimniſſes.

Im Scheine des Abendgoldes ſahen wir endlich die befreundete Stadt vor uns, aus deren mit Blumen und grünen Zweigen bekleidetem, alterthümlichem Thor die ſo wie wir gerüſtete Jugend uns entgegen trat, umgeben von den ſchauluſtigen und freundlichen Eltern und Geſchwiſtern. Ihre Artillerie löſ'te uns zu Ehren eine Anzahl von Schüſſen, wir betrachteten mit kritiſchem Auge, wie die kleinen Kanoniere neben der Mündung mit ebenſo zierlicher Verrenkung ſich zurückbogen, wenn die Lunte ſich dem Brander näherte, um mit einer ebenſo verächtlichen Schwenkung wieder zur Erde gewandt zu werden, wie das Alles bei uns üblich war. Noch mehr Urſache zur Eiferſucht gaben uns die hübſchen Percuſſionsgewehre, womit unſere Kameraden verſehen waren, da wir ſelbſt nur alte Steinſchloſſe hatten, welche ſich dann und wann erlaubten zu verſagen. Die Regierung dieſes Standes war ein wenig im Geruche, in ihrem aufgeweckten Sinne für alles Gute und Schöne manchmal mehr Aufwand zu machen, als ſich mit haushälteriſcher Bedächtigkeit vertrüge, und hatte demgemäß für ihre Schuljugend ſolche neue Waffen beſchafft zu einer Zeit, wo dergleichen erſt bei größeren Militärſtaaten in der Einführung begriffen waren. So hörten wir denn, während unſere Freunde uns wohlgefällig erklärten, wie bei ihnen während der Ladung die Bewegung des Patronbeißens nun wegfiele, unſere erwachſenen Begleiter heimlich einen bedächtigen Tadel über ſolchen Aufwand ausſprechen. Doch waren wir endlich ermüdet und gaben uns willig den Einladungen der Familien hin, welche ſich ſo eifrig um unſere Beherbergung ſtritten, daß unſere ganze Schaar in ihren offenen Armen ſo ſchnell verſchwand, wie ein flüchtiger Regenſchauer im heißen durſtigen Erdreiche verſiegt. Wir ſahen uns nun vereinzelt in die Mitte häuslicher Wirthlichkeit verſetzt als Gegenſtand des feſtlichſten Wohlwollens und belohnten dieſe Gaſtfreundſchaft dadurch, daß wir, als ob wir in Feindesland wären, beim Schlafengehen unſere Flintchen mitnahmen und neben die großen Gaſtbetten ſtellten, welche zu erſteigen wir alle unſere Turnerkünſte aufbieten mußten.

Das Feſt des anderen Tages erfüllte alle Erwartungen. Der Wetteifer ließ beide Parteien bei den Uebungen gleich wohl beſtehen; gegen die Percuſſionsgewehre unſerer Nebenbuhler aber hatten wir einen anderen Trumpf auszuſpielen. Indem ihre Artillerie nämlich nur blind zu ſchießen gewohnt war und keine Kugeln kannte, ſchoß die unſerige ſo geſchickt nach dem Ziele, daß das bei ſolcher Gelegenheit ſtehende Sprüchwort: »die Kleinen machten es wahrlich beſſer, denn die Großen!« diesmal nicht ganz unrichtig war und die Nachbaren dem ernſthaften Richten der Geſchütze verwundert zuſchauten.

Ein großes Feſtmahl, welches einige Tauſend junge und alte Menſchen vereinigte, wurde auf einer blühenden Wieſe eingenommen. Beliebte Jugendfreunde hielten Tiſchreden und trafen in denſelben das Rechte, indem ſie, anſtatt uns in hohlem, frühreifem Ernſte zu halten, in reinem Humor den Ton unſchuldiger Fröhlichkeit anſtimmten, ihr Alter vergaßen, ohne kindiſch zu thun, und uns dadurch deſto leichter lehrten, die Freude nicht ohne Witz zu genießen. Darauf zog eine lange Reihe feiner Mädchen aus dem Thore an uns vorbei auf einen geebneten Raſenplatz und lud uns mit Geſang zu Spiel und Tänzen ein. Sie waren alle weiß und roth gekleidet und entfalteten ſich in der lieblichſten Blüthe vom kindlichen Lockenkopfe bis zur angehenden Jungfrau, hinter dem weiten Kranze ragte manch weibliches Haupt in reifer Schönheit, um die zarten Pflänzlinge zu überwachen und bei guter Gelegenheit ſelbſt noch ein bischen jugendlicher über den Raſen zu ſchlüpfen, als in ſonſtigen Tagen erlaubt war. Hatten doch die Männer ihrerſeits die Gelegenheit auch erſehen und die Luſt der Kinder bereits zu ihrer eigenen Sache erklärt und ſchon mit mancher Flaſche beſiegelt! Unſere tapfere Schaar näherte ſich in dichtem Haufen dem flüſternden Kreiſe der Schönen, Keiner wollte recht der Vorderſte ſein, unſere Sprödigkeit ließ uns faſt feindlich und düſter ausſehen, während das Anziehen der weißen Handſchuhe ein weitgedehntes Flimmern und Schimmern verurſachte. Doch es zeigte ſich nun, daß die Hälfte der Handſchuhe überflüſſig war, indem wir in zwei verſchiedene Theile zerfielen, in ſolche Knaben nämlich, welche größere Schweſtern zu Hauſe hatten, und in ſolche, welche dieſes angenehme Glück nicht kannten. Die Erſteren zeigten ſich Alle als zierliche Tänzer und Cavaliere, welche bald geſucht und ausgezeichnet wurden, indeſſen die Letzteren wie ungeleckte Bären über den Raſen ſtolperten und nach einigen mißlungenen Abenteuern ſich aus den Reihen ſtahlen und bei den Trinktiſchen zuſammenfanden, wo wir mit energiſchem Geſang ein wildes Soldatenleben führten, als rauhe Krieger und Weiberfeinde, und uns gegenſeitig einzubilden ſuchten, daß die Mädchen doch häufig nach unſerem tüchtigen Treiben herüber ſchielten. Unſer Zechen beſtand zwar mehr in einer beſcheidenen Nachahmung der Alten und überwand den natürlichen Widerwillen gegen Unmäßigkeit nicht, der noch in jenem Lebensalter liegt; doch bot es hinlänglichen Spielraum für unſere kleinen Leidenſchaften. Der Weinbau dieſer Landſchaft war bedeutender und edler als bei uns, daher hatten unſere jungen Nachbaren ſchon eine entſchiedenere Färbung in ihrer Fröhlichkeit und vertrugen ein ſtärkeres Glas Wein, als wir, ſo daß ſie ihren Ruf vollkommen rechtfertigten. Da galt es nun, ſich hervorzuthun; ich gab mich dieſem Beſtreben ohne Rückhalt hin, meine wohlverſehene Kaſſe verlieh mir die nöthige Sicherheit und Freiheit, und dieſer erfolgte alſobald eine gewiſſe Achtung meiner Umgebung. Wir durchzogen Arm in Arm die Stadt und die Luſtplätze vor derſelben, das ſchöne Wetter, die Freude, der Wein regten mich auf und machten mich beredſam und ausgelaſſen, keck und gewandt; aus einem ſtillen und blöden Ferneſteher war ich urplötzlich ein lauter Tonangeber geworden, der ſich in übermüthigen Bemerkungen, Witzworten und Erfindung von Schwänken erging, und welchen die übrigen Wortführer, die ſich bisher wenig aus mir gemacht, ſogleich anerkannten und hätſchelten. Die Eigenſchaft als Fremder, der neue Schauplatz erhöhte noch die Stimmung, es iſt ſchwer zu entſcheiden, was größer war, ob meine Redſeligkeit, mein Freudenrauſch oder meine erwachte Eitelkeit, kurz ich ſchwamm in einem ganz neuen Glücke, welches am dritten Tage wo möglich noch zunahm, als wir heimwärts zogen und die allſeitige Zufriedenheit, ſowie die freiere Ordnung und Haltung eine neue Reihe fröhlicher Auftritte veranlaßten.

Als ich mit Sonnenuntergang das Haus meiner Mutter betrat, beſtaubt und ſonnverbrannt, die Mütze mit einem Tannenreiſe geſchmückt, die Mündung des Gewehrchens und der eigene Mund prahleriſch von Pulver geſchwärzt, da war ich nicht mehr der Gleiche, wie ich ausgezogen, ſondern Einer, der ſich mit den keckſten Führern der Knabenwelt in verſchiedene Verabredungen und Verſprechungen eingelaſſen hatte zur Fortſetzung des begonnenen Tones, mittelſt welcher wir auch in unſerer Stadt eine Rolle zu ſpielen gedachten. Hauptſächlich ſollten die tanzkundigen Feinthuer oder Weichlinge, wie wir ſie nannten, verhindert werden, uns bei der einheimiſchen Schönheit etwa in den Schatten zu ſtellen; wir wollten daher ihren zierlichen Künſten ein derbes militäriſches Weſen, kühne Thaten und allerlei Streifereien und Unternehmungen entgegenſetzen zur Begründung eines bedenklichen Ruhmes. Voll von dieſen Ideen und noch voll der durchlebten Freude, die ich ſo wenig erſchöpft hatte, als ſie mich, fühlte ich mich in der beſten Laune und erging mich in unſerem Hauſe in lauten Erzählungen und prahleriſchem, barſchem Weſen, bis ich durch einige magiſche Witzkörner, die meine Mutter in die unbeſcheidene Brandung warf, für einmal zu Ruhe und Schlaf gebracht wurde.

Meine neuen Freunde ließen mir nicht Zeit, aus meiner Verirrung zu kommen; ſchon der nächſte Tag, an dem ich, ſelbſt eine Art von

Größe, in der renommirteſten Geſellſchaft unſerer Stadt zu ſehen war, weckte alle neuen Erinnerungen wieder, die Nachklänge des Feſtes gaben Gelegenheit, den Reſt meiner Barſchaft anzubringen und dagegen erneute Lorbeeren einzutauſchen. Für einen der nächſten Sonntage wurde ein großer Spaziergang verabredet, welches wieder eine Demonſtration gegen die Feinſpinner werden ſollte. In meinem Leichtſinn hatte ich nicht bedacht, woher ich die nöthigen Mittel nehmen ſolle, alſo auch keinen Vorſatz gefaßt, als aber der Augenblick da war, griff ich wieder in den Schrein, ohne etwas Anderes zu fühlen, als das zwingende Bedürfniß und eine Art dunklen Entſchluſſes, daß es das letzte Mal ſein ſolle.

So ging es den ganzen kurzen Sommer hindurch. Die veranlaſſende Laune war längſt verflogen, die Theilnehmer hatten ſich dem ordentlichen Lauf der Dinge wieder gefügt, auch über mich hätten Maß und Beſcheidenheit ihre Herrſchaft wieder gewonnen, wenn nicht eine andere Leidenſchaft aus der Sache erwachſen wäre, nämlich die des unbeſchränkten Geldausgebens, der

Verſchwendung an ſich. Es reizte mich, jeden Augenblick die kleinen Herrlichkeiten, wonach jenes Alter gelüſtet, kaufen zu können; immer hatte ich die Hand in der Taſche, um mit Münzen hervorzufahren; Gegenſtände, welche Knaben ſonſt vertauſchen, kaufte ich nur mit barem Gelde, gab ſolches an Kinder, Bettler und beſchenkte einige Geſellen, die meinen Schweif bildeten und meine Verblendung benutzten, ſo lange es ging. Denn es war eine wirkliche Verblendung. Ich bedachte im Mindeſten nicht, daß die Sache doch ein Ende nehmen müſſe, nie mehr öffnete ich das Käſtchen ganz und überſah das Geld, ſondern ſchob nur die Hand unter den Deckel, um ein Stück herauszunehmen und überdachte auch nie, wie viel ich ſchon verſchleudert haben müſſe. Ich empfand auch keine Angſt vor der Entdeckung, in der Schule und bei meinen Arbeiten hielt ich mich nicht ſchlimmer, als früher, eher beſſer, weil keine unbefriedigten Wünſche mich zu träumeriſchem Müſſiggange verleiteten und die vollkommene Freiheit des Handelns, welche ich beim Geldausgeben empfand, ſich auch im Arbeiten durch eine gewiſſe Raſchheit und Entſchloſſenheit äußerte. Zudem fühlte ich das dunkle Bedürfniß, das unſichtbare Unheil, welches über mir ſich ſammelte, durch ſonſtige Pflichterfüllung einigermaßen aufzuwiegen.

Jedoch trotz Allem befand ich mich jenen ganzen Sommer hindurch in einem unheimlichen und peinvollen Zuſtande, deſſen Erinnerung, verbunden mit derjenigen an den blauen Himmel und Sonnenſchein, an die ſtillen grünen Waldſchenken, in welche wir uns zu heimlichen Gelagen verkrochen, eine ſeltſame Empfindung wachruft. Meine Genoſſen mußten längſt gemerkt haben, daß es mit meinem Gelde nicht mit rechten Dingen zugehe, aber ſie hüteten ſich ſorgfältig, einen Verdacht zu äußern oder die leiſeſte Frage an mich zu thun; vielmehr ſtellten ſie ſich, als ob ſich Alles von ſelbſt verſtünde, waren mir ſtillſchweigend behülflich, die auffälligen blanken Silberſtücke umzuwechſeln, ohne in Erörterungen einzugehen, und als die Herrlichkeit ein Ende nahm, wandten ſie ſich ganz trocken und unbetheiligt von mir, ganz wie erwachſene brave Geſchäftsleute, welche in aller Seelenruhe auch den Gewinn der Unredlichen an ſich bringen, ohne über den Urſprung deſſelben Forſchungen anzuſtellen. Dies vorausgeahnte Benehmen drückte mich umſomehr, als ich bald bemerkte, daß ſie ſich ſonderbar gemeſſen gegen mich betrugen und nur wärmer wurden, wenn ich wieder ein Geldſtück auf die Straße brachte, daneben aber ſich anderweitig über mich zu beſprechen ſchienen. Während jedoch die kleinliche und gewöhnliche Art der Mehrzahl keine heftige und leidenſchaftliche Trennung bedingte, ſollte mir die energiſche Selbſtſucht eines Einzigen und der daraus entſpringende Haß Kummer und Leiden bereiten, wie ſie wohl ſelten in dieſem Alter ſich zeigen. Derſelbe war ein kleiner Burſche mit kleinen regelmäßigen Geſichtszügen, welche von Sommerſproſſen bedeckt waren. Er beſaß einen frühreifen Verſtand, lernte fleißig und genau, beſtrebte ſich gegen ältere Leute, beſonders gegen Frauen, in wohlgeſetzten, altklugen Worten auszudrücken und galt daher für einen ordentlichen erſprießlichen Jungen. Er war faſt in allen Uebungen geſchickt, durch Aufmerkſamkeit und Ausdauer, und brachte Alles, was er unternahm, auf eine zierliche Weiſe zu Stande. Meierlein, ſo hieß er, beſaß aber kein tieferes Talent; in ſeinen verſchiedenſten Unternehmungen war nie etwas Neues oder Eigenes ſichtbar, ſondern er brachte nur das gut zu Wege, was er ſich vorgemacht ſah, und ihn beſeelte nur ein unabläſſiges Bedürfniß, ſich alles Erdenkliche anzueignen. Deshalb konnte er ebenſowohl eine vollkommene und reinliche Papparbeit hervorbringen, als über einen breiten Graben ſetzen oder Ballſchlagen, oder mit einem Steinchen eine bezeichnete Stelle an einer Mauer treffen, alles durch langſame und anhaltende Uebung; ſeine Schulhefte waren correct und in beſter Ordnung, ſeine Schrift klein und zierlich, beſonders ſeine Zahlen wußte er ausnehmend angenehm und rundlich in Reihen zu ſetzen. Seine vorzüglichſte Gabe aber war eine gewiſſe Fähigkeit, mit verſtändiger Beſprechung Alles zu überſpinnen, Verhältniſſe auszuklügeln und mit vielſagender Miene Aufſchlüſſe und Vermuthungen aufzuſtellen, welche über unſer Alter hinausgingen. Dabei war er ein zuverläſſiger und kurzweiliger Geſell, geſucht und nützlich, fing wenig Streit an, aber focht einen ſolchen höchſt hartnäckig aus und war daher um ſo reſpectirter, als er immer wohlbedächtig auf der Seite ſtand, wo das wirkliche oder ſcheinbare Recht erſichtlich war.

Er war anderthalb Jahre älter als ich, hatte ſich indeſſen enger an mich geſchloſſen, als alle Uebrigen, ſo daß wir eine beſondere Freundſchaft bildeten und jeden freien Augenblick beiſammen waren. Er ergänzte mich vortrefflich und ſagte mir daher ſehr zu. Meine Unternehmungen gingen immer auf das Phantaſtiſche, Bunte und Wirkſame aus, während er durch Genauigkeit und Dauerhaftigkeit der mechaniſchen Arbeit meinen flüchtigen und rohen Entwürfen Nutzen und Ordnung verlieh. Meierlein ließ mein Geheimniß ebenſo vorſichtig beſtehen, wie die Anderen, obwohl es für ſeine verſtändige Aufmerkſamkeit noch weniger Eines ſein konnte; doch ließ er nicht ebenſo zwiſchendurch ſeine Einſicht ahnen, ſondern beſtrebte ſich vielmehr, mich von den zu leichtſinnigen Ausgaben abzuhalten und meine Wünſche auf ſcheinbar nützliche und gute Dinge zu richten mit geſetzten Worten, was dem Verkehr mit ihm einen ſoliden Anſtrich verlieh. Nur für ſich ſelbſt war er mit noch größerem Eifer bedacht, als die Uebrigen, und ſich nicht begnügend mit meiner unmittelbaren Freigebigkeit, errichtete er mit großer Einſicht ein Schuldverhältniß zwiſchen mir und ihm, indem er ſich haushälteriſch aus meinem Gelde eine kleine Kaſſe anſammelte, aus welcher er mir, wenn ich augenblicklich nicht über mein Käſtchen konnte, mäßige Vorſchüſſe machte, die wir gemeinſam verbrauchten und die er in ein zierlich angefertigtes Büchelchen eintrug, deſſen Seiten mit Soll und Haben anſehnlich überſchrieben waren. Ueberdies wußte er mir eine Menge kindiſcher Gegenſtände zu verkaufen, deren Betrag er durchaus nicht in Bar annehmen wollte, ſondern in ſein Buch ſetzte. Seine Gewandtheit in den verſchiedenſten Uebungen verwerthete er ebenfalls, er war mein dienſtbarer Dämon, der Alles konnte und Alles in Angriff nahm, was wir wünſchten, aber jede Dienſtleiſtung durch kleine Münzſorten in meinem Schuldregiſter bezeichnete.

Auf Spaziergängen reizte er mich ſtets, ſeine Geſchicklichkeit auf die Probe zu ſtellen. »Soll ich mit dieſem Steinchen jenes dürre Blatt treffen?« ſagte er, und ich erwiederte: »das kannſt Du nicht!« »Willſt Du mir einen Kreuzer ſchuldig ſein, wenn ich es thue?« »Ja« und er traf es und erſchwerte unter den gleichen Bedingungen die Aufgabe manchmal zwölfmal hinter einander, ohne ſie je zu verfehlen. Dann ſchrieb er den Betrag genau in ſein Buch mit allerliebſten wohlgeſtalteten Zahlen, was mir ſolches Vergnügen gewährte, daß ich laut auflachte. Er aber ſagte ernſthaft, da ſei gar nichts zu lachen, ich ſollte bedenken, daß ich Alles einmal berichtigen müßte und daß ſein Büchlein eine ordentliche Bedeutung und Gültigkeit hätte vor jedem Geſchäftsmann! Dann veranlaßte er mich wieder zu zahlreichen Wetten, ob z. B. ein Vogel ſich auf dieſen oder jenen Pfahl ſetzen, ob ein vom Winde bewegter Baum ſich das nächſte Mal ſo oder ſo tief niederbeugen, ob am Geſtade des See's mit dem fünften oder ſechsten Wellenſchlage eine große Welle ankommen würde. Wenn bei dieſem Spiele der

Zufall mich manchmal gewinnen ließ, ſo ſetzte er in ſeinem Buche auf die Seite des Soll mit wichtiger Miene ein knappes Zählchen, welches ſich in ſeiner Einſamkeit höchſt wunderlich ausnahm und mir neuen Stoff zum Lachen, ihm hingegen zu ernſthaften Redensarten gab. Er ſuchte mich eifrigſt zu überzeugen, daß Schulden eine wichtige Ehrenſache ſeien und eines Tages, als der Sommer ſich ſeinem Ende nahte, überraſchte mich Meierlein mit der Nachricht, daß er nun »abgerechnet« habe, und zeigte mir eine runde Zahl von mehreren Gulden nebſt einigen Kreuzern und Pfennigen und bemerkte dabei, daß es nun thunlich wäre, wenn ich darauf dächte, ihm den Betrag einzuhändigen, indem er wünſche, aus ſeinen Erſparniſſen ſich ein ſchönes Buch zu kaufen. Doch erwähnte er hierüber die nächſten zwei Wochen nichts mehr und legte inzwiſchen eine neue Rechnung an, welches er mit vermehrtem Ernſte that und wobei er ein ſeltſames Betragen äußerte. Er wurde nicht unfreundlich, aber die alte Fröhlichkeit und Unbefangenheit unſeres Verkehres war verſchwunden. Eine große Traurigkeit beſchlich mich, welche Meierlein durchaus nicht zu ſtören ſchien; vielmehr nahm er ſelber einen elegiſchen Ton an, ungefähr wie er Abraham überkommen haben mochte, als er mit ſeinem Sohne Iſaak den vermeintlich letzten Gang that. Nach einiger Zeit wiederholte er ſeine Mahnung, diesmal mit Entſchiedenheit, doch nicht unfreundlich, ſondern mit einer gewiſſen Wehmuth und väterlichem Ernſte. Nun erſchrack ich und fühlte eine heftige Beklemmung, indeſſen ich verſprach, die Sache abzumachen. Jedoch konnte ich mich nicht ermannen, die Summe zu entnehmen und verlor ſelbſt den Muth, meine gewöhnlichen Eingriffe fortzuſetzen. Das Gefühl meiner Lage hatte ſich jetzt ganz ausgebildet, ich ſchlich trübſelig umher und wagte nicht zu denken, was nun kommen ſollte. Ich fühlte eine beängſtigende Abhängigkeit gegen meinen Freund, ſeine Gegenwart war mir drückend, ſeine Abweſenheit aber peinlich, da es mich immer zu ihm hintrieb, um nicht allein zu ſein und vielleicht eine Gelegenheit zu finden, ihm Alles zu geſtehen und bei ſeiner Vernunſt und Einſicht Rath und Troſt zu finden.

Aber er hütete ſich wohl, mir dieſe Gelegenheit zu bieten, wurde immer gemeſſener im Umgange und zog ſich zuletzt ganz zurück, mich nur aufſuchend, um ſeine Forderung nun mit kurzen, faſt feindlichen Worten zu wiederholen. Er mochte ahnen, daß eine Kriſis für mich nahe bevorſtehe; daher war er beſorgt, noch vor dem Ausbruche derſelben ſein ſo lang und ſorglich gepflegtes Schäfchen in's Trockene zu bringen. Und ſo war es auch. Um dieſe Zeit war meine Mutter durch die verſpätete Mittheilung eines Bekannten aufmerkſam gemacht worden, ſie erfuhr endlich mein bisheriges Treiben außer dem Hauſe, woran hauptſächlich die übrigen Kumpane Schuld ſein mochten, die ſich ſchon früher von mir gewendet hatten, als meine Niedergeſchlagenheit begonnen.

Eines Tages, als ich am Fenſter ſtand und für meine Blicke auf den beſonnten Dächern, im Gebirge und am Himmel ſtille Ruhepunkte und die vorwurfsvolle Stube hinter mir zu vergeſſen ſuchte, rief mich die Mutter mit ungewohnter Stimme beim Namen; ich wandte mich um, da ſtand ſie neben dem Tiſche und auf demſelben das geöffnete Käſtchen, auf deſſen Boden zwei oder drei Silberſtücke lagen.

Sie richtete einen ſtrengen und bekümmerten Blick auf mich und ſagte dann: »Schau einmal in dies Käſtchen!« Ich that es mit einem halben Blicke, der mich ſeit langer Zeit zum erſten Male wieder den wohlbekannten inneren Raum der geplünderten Lade ſehen ließ. Er gähnte mir vorwurfsvoll entgegen. »Es iſt alſo wahr,« fuhr die Mutter fort, »was ich habe hören müſſen, und was ſich nun beſtätigt, daß ſich mein guter und ſorgloſer Glaube, ein braves und gutartiges Kind zu beſitzen, ſo grauſam getäuſcht ſieht?« Ich ſtand ſprachlos da und ſah in eine Ecke, das Gefühl des Unglückes und der Vernichtung kreiſ'te in meinem Inneren ſo ſtark und gewaltig, als es nur immer im langen und vielfältigen Menſchenleben vorkommen kann; aber durch die dunkle Wolke blitzte bereits ein lieblicher Funke der Verſöhnung und Befreiung. Der offene Blick meiner Mutter auf meine unverhüllte Lage fing an den Alp zu bannen, der mich bisher gedrückt hatte, ihr ſtrenges Auge war mir wohlthätig und

und löſte meine Qual und ich fühlte in dieſem Augenblicke eine unſägliche Liebe zu ihr, welche meine Zerknirſchung durchſtrahlte und faſt in einen glückſeligen Sieg verwandelte, während meine Mutter tief in ihrem Kummer und in ihrer Strenge beharrte. Denn die Art meines Vergehens hatte ihre empfindlichſte Seite, ſo zu ſagen ihren Lebensnerv getroffen: einestheils das kindliche blinde Vertrauen ihrer religiöſen Rechtlichkeit, anderntheils ihre ebenſo religiöſe Sparſamkeit und unwandelbare Lebensfrage. Sie hatte keine Freude beim Anblick des Geldes, nie überſah ſie unnöthiger Weiſe ihre Barſchaft, aber jedes Guldenſtück war ihr beinahe ein heiliges Symbolum des Schickſals, wenn ſie es in die Hand nahm, um es gegen Lebensbedürfniſſe auszutauſchen. Desnahen war ſie nun weit ſchwerer mit Sorge erfüllt, als wenn ich irgend etwas Anderes begangen hätte. Wie um ſich gewaltſam vom Gegentheile zu überzeugen, hielt ſie mir Alles deutlich und gemeſſen vor und fragte dann wiederholt: »Iſt es denn wirklich wahr? Geſtehe!« Worauf ich ein kurzes Ja hervorbrachte und mich meinen

Thränen überließ, ohne indeſſen viel Geräuſch zu machen; denn ich war nun völlig befreit und faſt vergnügt. Sie ging tief bewegt auf und nieder und ſprach: »So weiß ich nun nicht, was werden ſoll, wenn Du Dich nicht feſt und für immer beſſern willſt!« Damit legte ſie das Käſtchen wieder in ihren Schreibtiſch und ließ den Schlüſſel deſſelben an dem gewohnten Ort. »Sieh,« ſagte ſie, »ich weiß nicht, ob Du, wenn Du Deine paar Geldſtücke noch verbraucht hätteſt, alsdann auch nach meinem Gelde, welches ich ſo ſparen muß, gegriffen haben würdeſt; es wäre nicht unmöglich geweſen; aber mir iſt es unmöglich, daſſelbe vor Dir zu verſchließen. Ich laſſe daher den Schlüſſel ſtecken, wie bisher, und muß es darauf ankommen laſſen, ob Du freiwillig Dich zum Beſſern wendeſt; denn ſonſt würde doch Alles nichts helfen und es wäre gleichgültig, ob wir Beide ein Bischen früher oder ſpäter unglücklich würden!«

Es waren gerade etwa acht Tage Ferien; ich blieb von ſelbſt im Hauſe und ſuchte alle Winkel auf, in denen ich den Frieden und die Ruhe der früheren Tage wieder fand. Ich war gründlich ſtill und traurig, zumal die Mutter ihren Ernſt beibehielt, ab- und zuging, ohne vertraulich mit mir zu ſprechen. Am traurigſten war das Eſſen, wenn wir an unſerm kleinen Eßtiſchchen ſaßen und ich nichts zu ſagen wagte oder wünſchte, weil ich das Bedürfniß dieſer Trauer ſelbſt fühlte und mir ſogar darin gefiel, während meine Mutter in tiefen Gedanken ſaß und manchmal einen Seufzer unterdrückte.

So verharrte ich im Hauſe und gelüſtete nicht im Mindeſten in's Freie und zu meinen Genoſſen zurück. Höchſtens betrachtete ich einmal aus dem Fenſter, was auf der Straße vorfiel, und zog mich ſogleich wieder zurück, als ob die unheimliche Vergangenheit zu mir heranſtiege. Unter den Trümmern und Erinnerungen meines verflogenen Wohlſtandes befand ſich ein großer Farbenkaſten, welcher gute Farbentafeln enthielt, ſtatt der harten Steinchen, die man ſonſt den Knaben für Farben giebt, die aber auch den heißeſten Bemühungen nicht eine wohlwollende Tinte preisgeben. Ich hatte ſchon durch Meierlein erfahren, daß man nicht unmittelbar mit dem

Pinſel dieſe Täfelchen aushöhlen, ſondern dieſelben in Schalen mit Waſſer anreiben müſſe. Sie gaben reichliche, geſättigte Tinten, ich fing an, mit ſelben Verſuche anzuſtellen und lernte ſie miſchen. Beſonders entdeckte ich, daß gelb und blau das verſchiedenſte Grün herſtellten, was mich ſehr freute, daneben fand ich die violetten und braunen Töne. Ich hatte ſchon längſt mit Verwunderung eine alte in Oel gemalte Landſchaft betrachtet, welche an unſerer Wand hing; es war ein Abend, der Himmel, beſonders der unbegreifliche Uebergang des Rothen in's Blaue, die Gleichmäßigkeit und Sanftheit deſſelben reizte mich ungemein, eben ſo ſehr der Baumſchlag, welcher mich unvergleichlich dünkte. Obgleich das Bild unter dem Mittelmäßigen ſteht, ſchien es mir ein bewundernswerthes Werk zu ſein, denn ich ſah die mir bekannte Natur um ihrer ſelbſt willen mit einer gewiſſen Technik nachgeahmt. Stundenlang ſtand ich auf einem Stuhle davor und verſenkte den Blick in die anhaltloſe Fläche des Himmels und in das unendliche Blattgewirre der Bäume und es zeugte eben nicht von größter

Beſcheidenheit, daß ich plötzlich unternahm, das Bild mit meinen Waſſerfarben zu kopiren. Ich ſtellte es auf den Tiſch, ſpannte einen Bogen Papier auf ein Brett und umgab mich mit alten Untertaſſen und Tellern; denn Scherben waren bei uns nicht zu finden. So rang ich mehrere Tage lang auf das mühſeligſte mit meiner Aufgabe; aber ich fühlte mich glücklich, eine ſo wichtige und andauernde Arbeit vor mir zu haben, vom frühen Morgen bis zur Dämmerung ſaß ich daran und nahm mir kaum Zeit zum Eſſen. Der Frieden, welcher in dem gutgemeinten Bilde athmete, ſtieg auch in meine Seele und mochte von meinem Geſichte auf die Mutter hinüberſcheinen, welche am Fenſter ſaß und nähte. Noch weniger, als ich den Abſtand des Originales von der Natur fühlte, ſtörte mich die unendliche Kluft zwiſchen meinem Werke und ſeinem Vorbilde. Es war ein formloſes, wolliges Gefleckſel, in welchem der gänzliche Mangel jeder Zeichnung ſich innig mit dem unbeherrſchten Materiale vermählte; wenn man jedoch das Ganze aus einer tüchtigen Entfernung mit dem Oelbilde vergleicht, ſo kann man noch heute darin einen nicht ganz zu verkennenden Geſammteindruck finden. Kurz, ich wurde zufrieden über meinem Thun, vergaß mich und fing manchmal an zu ſingen, wie früher, erſchrack jedoch darüber und verſtummte wieder. Doch vergaß ich mich immer mehr und ſummte anhaltender vor mich hin, wie Schneeglöckchen im Frühjahr tauchte ein und das andere freundliche Wort meiner Mutter hervor, und als die Landſchaft fertig war, fand ich mich wieder zu Ehren gezogen und das Vertrauen der Mutter hergeſtellt. Als ich eben den Bogen vom Brette löſte, klopfte es an die Thür und Meierlein trat feierlich herein, legte ſeine Mütze auf einen Stuhl, zog ſein Büchlein hervor, räuſperte ſich und hielt einen förmlichen Vortrag an meine Mutter, indem er in höflichen Worten Klage gegen mich einlegte und die Frau Lee wollte gebeten haben, meine Verbindlichkeiten zu erfüllen; denn es würde ihm leid thun, wenn es zu Unannehmlichkeiten kommen ſollte! Damit überreichte der kleine Knirps ſein unvermeidliches Buch und bat gefällige Einſicht zu nehmen. Meine Mutter ſah ihn mit großen Augen an, dann auf mich, dann in das Büchelchen und ſagte: »Was iſt das nun wieder?« Sie durchging die reinlichen Rechnungen und ſagte: »Alſo auch noch Schulden? Immer beſſer, ihr habt das Ding wenigſtens großartig betrieben?« während Meierlein immer rief: »Es iſt Alles in beſter Ordnung, Frau Lee! Dieſen letzten Poſten nach der Hauptrechnung bin ich jedoch erbötig nachzulaſſen, wenn Sie mir jene berichtigen wollten«. Sie lachte ärgerlich und rief: »Ei ei! So ſo? Wir wollen die Sache einmal mit Deinen Aeltern beſprechen, Herr Schuldenvogt! Wie ſind denn dieſe artigen Schulden eigentlich entſtanden?« Da reckte ſich der Burſche empor und ſagte: »Ich muß mir ausbitten, ganz in der Ordnung!« Die Mutter aber fragte mich ſtreng, da ich ganz verblüfft und in neuer Beklemmung dageſtanden: »Biſt Du dem Jungen dieſes ſchuldig und auf welche Weiſe? Sprich!« Ich ſtotterte verlegen Ja und einige Thatſachen über die Natur der Schulden. Da hatte ſie ſchon genug und jagte den Meierlein mit ſeinem Buche aus der Stube, daß er ſich mit frechen

Geberden davon machte, nachdem er noch einen drohenden Blick auf mich geworfen. Nachher befragte ſie mich weitläufig über den ganzen Hergang und gerieth in großen Zorn; denn es war vorzüglich das ehrbare Anſehen dieſes Knaben geweſen, welches ſie über meine Vergehungen keine Ahnung empfinden ließ. Sodann nahm ſie Gelegenheit, gründlicher auf alles Geſchehene einzugehen und mir eindringliche Vorſtellungen zu machen, aber nicht mehr im Tone der ſtrengen und ſtrafenden Richterin, ſondern der mütterlichen Freundin, die bereits verziehen hat. Und nun war Alles gut.

Allein doch nicht Alles. Denn als ich nun wieder in die Schule trat, bemerkte ich, daß mehrere Schüler, um Meierlein verſammelt, die Köpfe zuſammenſteckten und mich höhniſch anſahen. Ich ahnte nichts Gutes, und als die erſte Stunde zu Ende war, welche der Rektor der Schule ſelbſt gegeben, trat mein Gläubiger reſpektvoll vor ihn hin, ſein Büchlein in der Hand, und erhob in geläufiger Rede ſeine Anklage wider mich. Alles war geſpannt und horchte auf, ich ſaß wie auf

Kohlen. Der Rektor ſtutzte, durchſah das Heft und begann das Verhör, welches Meierlein zu beherrſchen ſuchte. Aber der Vorſteher gebot ihm Stille und forderte mich zum Sprechen auf. Ich gab einige kümmerliche Nachricht und hätte gern Alles verſchwiegen; doch der Mann rief plötzlich: »Genug, ihr ſeid beide Taugenichtſe und werdet beſtraft!« Damit trat er zu den aufliegenden Tabellen und bedachte Jeden von uns mit einer ſcharfen Note. Meierlein ſagte betreten: »Aber, Herr Profeſſor —« »Still«, rief dieſer und nahm das verhängnißvolle Buch, welches er in tauſend Stücken zerriß, »wenn noch ein Wort darüber verlautet oder ſich dergleichen wiederholt, ſo werdet ihr eingeſperrt und als ein paar recht bedenkliche Geſellen abgeſtraft! Pack' Dich!«

Während der übrigen Unterrichtsſtunden ſchrieb ich ein Briefchen meinem Widerſacher, worin ich ihm verſicherte, daß ich ihm nach und nach meine Schuld abtragen und ihm jeden Kreuzer zuſtellen wolle, den ich von nun an erſparen könnte. Ich rollte das Papier zuſammen, ließ es unter den Tiſchen zu ihm hin befördern und erhielt die Antwort zurück: Sogleich Alles oder Nichts! Nach Beendigung der Schule, als der Lehrer fort war, ſtellte ſich der Dämon an der Thür auf, umgeben von einer ſchauluſtigen Menge, und wie ich hinausgehen wollte, vertrat er mir den Weg und rief: »Seht den Schelm! Er hat den ganzen Sommer hindurch Geld geſtohlen und mich um fünf Gulden dreißig Kreuzer betrogen! Wißt es Alle und ſeht ihn an!« »Ein artiger Schelm, der grüne Heinrich!« ertönte es nun von mehreren Seiten, ich rief ganz glühend: »Du biſt ſelbſt ein Schelm und Lügner!« Allein ich wurde überſchrien, fünf oder ſechs boshafte Burſchen, welche ſtets einen Gegenſtand der Mißhandlung ſuchten, ſchaarten ſich um Meierlein, folgten mir nach und ließen Schimpfworte ertönen, bis ich in meinem Hauſe war. Von jetzt an wiederholten ſich ſolche Vorgänge beinahe täglich; Meierlein warb ſich eine förmliche Verbindung zuſammen und wo ich ging, hörte ich irgend einen Ruf hinter mir. Ich hatte mein renommiſtiſches Benehmen ſchon verloren und war wieder ungeſchickt und blöde geworden; das reizte den Muthwillen und die Spottſucht meiner Verfolger, bis ſie endlich müde wurden. Es waren alles ſolche Kumpane, welche ſelbſt ſchon irgend einen Streich verübt oder nur auf Gelegenheit warteten, Werg an die Kunkel zu bekommen. Es war auffallend, daß Meierlein trotz ſeines altklugen und fleißigen Weſens ſich nicht zu ähnlich beſchaffenen Naturen hielt, ſondern immer in Geſellſchaft der Leichtſinnigen, der Muthwilligen und Thörichten zu ſehen war, wie mit mir und den Uebrigen. Dagegen nahmen nun die Ruhigen und Unbeſcholtenen unſeres Alters Theil gegen das verfolgungsſüchtige Weſen Jener, beſchützten mich zu wiederholten Malen vor ihren Anfällen und ließen mich überhaupt weder Verachtung noch Unfreundlichkeit fühlen, ſo daß ich mehr als Einem herzlich zugethan wurde, den ich vorher kaum beachtet hatte. Zuletzt blieb Meierlein ziemlich allein mit ſeinem Grolle, der aber dadurch nur heftiger und wilder wurde, ſo wie auch in mir jedes Vorgefühl einer Verſöhnung erſtarb. Wenn wir uns begegneten, ſo ſuchte ich wegzublicken und ging ſtumm vorüber; er aber rief mir laut ein giftiges und tödtliches Wort zu, wenn wir allein in der Gegend oder nur fremde Menſchen zugegen, waren wir aber nicht allein, ſo murmelte er daſſelbe leiſe vor ſich hin, daß nur ich es hören konnte. Ich haßte ihn nun wohl ſo bitter, als er mich haſſen konnte; aber ich wich ihm aus und fürchtete den Augenblick, wo es einmal zur Abrechnung käme. So ging es ein volles Jahr lang und der Herbſt war wieder gekommen, wo eine große militäriſche Schlußübung ſtattfinden ſollte. Wir freuten uns immer auf dieſen Tag; weil wir da nach Herzensluſt ſchießen durften. Aber für mich waren alle gemeinſamen Freuden trüb und kalt geworden, da mein Feind zugleich Theil nahm und öfter in meine Nähe gerieth. Diesmal wurde unſere Schaar in zwei Hälften getheilt, von denen die eine den waldigen und ſteilen Gipfel einer Anhöhe beſetzen, die andere aber den Fluß überſchreiten, den Hügel umgehen und einnehmen ſollte. Ich gehörte zu dieſer, mein Feind zu jener Abtheilung. Wir hatten ſchon die ganze Woche vorher mit köſtlicher Freude einen leichten, ſpielzeugartigen Brückenkopf gebaut und kleine Palli=

ſaden zugeſpitzt und eingerammelt, während einige Zimmerleute eine Brücke über das ſeichte Waſſer geſchlagen. Nun erzwangen wir mit unſerm Geſchütze höherer Verabredung gemäß den Uebergang und trieben rüſtig den Feind berghinan. Die Hauptmaſſe zog auf einem ſchneckenförmigen Fahrweg aufwärts, indeſſen eine weitgedehnte Plänklerkette das Gebüſch ſäuberte und über Stock und Stein vorwärts drang. Bei dieſer war das größte Vergnügen und auch die ſtärkſte Aufregung; die einzelnen Leute rückten ſich auf den Leib, die zum Rückzuge beſtimmten wollten durchaus nicht weichen, man brannte ſich die Schüſſe faſt in's Geſicht, Einige wurden ertappt, wie ſie Steinchen in den Lauf ſteckten und mehr als ein Ladſtock ſchwirrte, im Eifer vergeſſen, durch die Bäume, und nur das Glück der Jugend verhütete ernſtliche Unfälle; auch war der alte Feldwebel, welcher die Plänkler beaufſichtigte, genöthigt, mit ſeinem Stocke dazwiſchenzuſchlagen und reichlich zu fluchen, um die Disciplin einigermaßen zu wahren. Ich befand mich auf einem äußerſten Flügel dieſer Kette, theilte aber die Aufregung meiner Kameraden nicht, ſondern ging gedankenlos vorwärts, ruhig und melancholiſch meine Schüſſe abgebend und mein Gewehr wieder ladend. Bald hatte ich mich von den Uebrigen verloren und befand mich mitten am Abhange einer wilden, mir unbekannten Schlucht, in deren Tiefe ein Bächlein rieſelte und die mit altem Tannenwalde erfüllt war. Der Himmel hatte ſich bedeckt, es ruhte eine düſtere und doch weiche Stimmung auf der Landſchaft, das Schießen und Trommeln aus der Ferne hob noch die tiefe Stille der unmittelbaren Nähe, ich ſtand ſtill und lehnte mich ausruhend auf das Gewehr, indem ich einer halb weinerlichen, halb trotzigen Laune anheimfiel, welche mich öfter beſchlichen hat gegenüber der großen Natur und welche der Bedrängten Frage nach Glück iſt. Da hörte ich Schritte in der Nähe und auf dem ſchmalen Felspfade, in der tiefen Einſamkeit, kam mein Feind daher, das Herz klopfte mir heftig, er ſah mich ſtechend an und ſandte mir gleich darauf einen Schuß entgegen, ſo nah, daß mir einige Pulverköner in's Geſicht fuhren. Ich ſtand unbeweglich und ſtarrte ihn an; haſtig lud er ſein Gewehr wieder, ich ſah ihm immer zu, dies verwirrte ihn und machte ihn wüthend, und in unſäglicher Verblendung der Geſcheidtheit, der vermeintlichen Dummheit und Gutmüthigkeit mitten in's Geſicht zu ſchießen, wollte er in dichter Nähe eben wieder anlegen, als ich, meine Waffe wegwerfend, auf ihn losfuhr und ihm die ſeinige entwand. Sogleich waren wir in einander verſchlungen und nun rangen wir eine volle halbe Stunde mit einander, ſtumm und erbittert, mit abwechſelndem Glücke. Er war behend, wie eine Katze, wandte hundert Mittel an, um mich zu Falle zu bringen, ſtellte mir das Bein, drückte mich mit dem Daum hinter den Ohren, ſchlug mir an die Schläfe und biß mich in die Hand und ich wäre zehnmal unterlegen, wenn mich nicht eine ſtille Wuth beſeelt hätte, daß ich aushielt. Mit tödtlicher Ruhe klammerte ich mich an ihn, ſchlug ihm gelegentlich die Fauſt in's Geſicht, Thränen in den Augen und empfand dabei ein wildes Weh, welches ich ſicher bin, niemals tiefer zu empfinden, ich mag noch ſo alt werden und das Schlimmſte erleben. Endlich glitten wir aus auf den glatten Nadeln, welche den Boden bedeckten, er fiel unter mich und ſchlug das Hinterhaupt dermaßen wider eine Fichtenwurzel, daß er für einen Augenblick gelähmt wurde und ſeine Hände ſich öffneten. Sogleich ſprang ich unwillkürlich auf, er that das Gleiche, ohne uns anzuſehen, ergriff Jeder ſein Gewehr und verließ den unheimlichen Ort. Ich fühlte mich an allen Gliedern erſchöpft, erniedrigt und meinen Leib entweiht durch dieſes feindliche Ringen mit einem ehemaligen Freunde. Die künſtliche Verlängerung des menſchlichen Armes durch eiſerne Waffen iſt gewiß die Haupturſache der unaustilgbaren Streitſucht; denn wenn die Männer ſich von Hand zu Hand angreifen müßten, ſo würden ſie ohne Zweifel die wilde Beſtialität, nicht maskirt durch den kalten Stahl, eher inne werden und das öftere Zuſammentreffen ſcheuen.

Von dieſer Zeit an trafen wir nie wieder zuſammen; er mochte aus meiner verzweifelten Entſchloſſenheit herausgefühlt haben, daß er im Ganzen doch an den Unrechten gerathe und vermied jetzt jede Reibung. Aber der Streit war unentſchieden geblieben und unſere Feindſchaft dauerte fort, ja ſie nahm zu an innerer Kraft, während wir uns in den Jahren, die vergingen, nur ſelten ſahen. Jedes Mal aber reichte hin, den begrabenen Haß auf's Neue zu wecken. Wenn ich ihn ſah, ſo war mir ſeine Erſcheinung, abgeſehen von der Urſache unſerer Entzweiung, an ſich ſelbſt unerträglich, vertilgungswürdig; ich empfand keine Spur von der milden Wehmuth, welche ſich ſonſt beim Anblicke eines verfeindeten Freundes mit dem Unwillen vermiſcht, ich fühlte den reinen Haß und daß, wie ſonſt Jugendfreunde für das ganze Leben, auch bei getrennten Verhältniſſen, eine Zuneigung bewahren, dieſer im gleichen Sinne der Dauer mein Jugendfeind ſein würde. Ganz die gleichen Empfindungen mochte er bei meinem Anblicke erfahren, wozu noch der Umſtand kam, daß die engere Veranlaſſung unſerer Feindſchaft, die Geſchichte des Schuldbuches, für ihn an ſich ſelbſt unvergeßlich ſein mußte. Er war unterdeſſen in ein Komtoir getreten, hatte ſeine eigenthümlichen Fähigkeiten fort und fort ausgebildet, bewies ſich als ſehr brauchbar, klug und vielverſprechend und erwarb ſich die Neigung ſeines Vorgeſetzten, eines ſchlauen und gewandten Geſchäftsmannes; kurz er fühlte ſich glücklich und ſah voll Hoffnung auf ſein zukünftiges Selbſtwirken. So kann ich mir gar wohl denken, daß die arge Enttäuſchung, welche ſein erſter jugendlicher Verſuch, ein Geſchäft zu machen, erfuhr, für ihn eben ſo nachhaltig ſchmerzlich ſein mußte, als einer kindlichen Dichter- oder Künſtlernatur der erſte verneinende Hohn, welcher ihren naiven und harmloſen Verſuchen zu Theil wird.

Wir waren ſchon konfirmirt, er etwa achtzehn, ich ſiebzehn Jahre alt, wir begannen uns ſelbſtändiger zu bewegen und lernten nun Verhältniſſe und Menſchen kennen. Wenn wir an öffentlichen Orten zuſammentrafen, ſo vermieden wir, uns anzuſehen, aber Jeder weihte ſeine Freunde in ſeinen Haß ein, welcher manchmal um ſo gefährlicher zu wirken und auszubrechen drohte, als nun ein Jeder mit ſolchen jungen Leuten umging, die ſeiner Beſchäftigung und ſeinem Weſen entſprachen und alſo einen empfänglichen Boden für eine weiterzündende Feindſchaft bildeten. Deswegen dachte ich mit Sorge an die Zukunft und wie das denn nun das ganze Leben hindurch in der kleinen beſchränkten Stadt gehen ſollte? Allein dieſe Sorge war unnütz, indem ein trauriger Fall ein frühes Ende herbeiführte. Der Vater meines Widerſachers hatte ein altes wunderliches Gebäude gekauft, welches früher eine ſtädtiſche Ritterwohnung geweſen und mit einem ſtarken Thurme verſehen war. Dies Gebäude wurde nun wohnlich eingerichtet und in allen Winkeln mit Veränderungen heimgeſucht. Für den Sohn war dies eine goldene Zeit, da nicht nur das Unternehmen überhaupt eine Spekulation war, ſondern es auch eine Menge Geſchicklichkeiten und Selbſthülfe an den Tag zu legen gab. Jede Minute, die er frei hatte, ſteckte er unter den Bauleuten, ging ihnen an die Hand und übernahm viele Arbeiten ganz, um ſie zu erſetzen und zu ſparen. Mein Weg zur Arbeit führte mich jeden Tag an dieſem Hauſe vorüber und immer ſah ich ihn zwiſchen zwölf und ein Uhr, wenn alle Arbeiter ruhten, und am Abend wieder, mit einem

Farbentopfe oder mit einem Hammer unter Fenſtern oder auf Gerüſten ſtehen. Er war ſeit der Kinderzeit faſt gar nicht mehr gewachſen und ſah in ſeiner Emſigkeit, an den ungeheuerlichen Mauern hängend, höchſt ſeltſam aus; ich mußte unwillkürlich lachen und hätte faſt einem freundlicheren Gefühle Raum gegeben, da er in dieſem Weſen doch liebenswürdig und tüchtig erſchien, wenn er nicht einſt die Gelegenheit wahrgenommen, hätte, einen anſehnlichen Pinſel voll Kalkwaſſer auf mich herunterzuſpritzen.

Eines Tages, als ich des Hauſes bereits anſichtig war, führte mich mein milder Stern durch eine Seitenſtraße einen andern Weg; als ich einige Minuten ſpäter wieder in die Hauptſtraße einbog, ſah ich viele erſchreckte Leute aus der Gegend jenes Hauſes herkommen, welche eifrig ſprachen und lamentirten. Um die Wegnahme einer alten Windfahne auf dem Thurme zu bewerkſtelligen, hatten die Bauleute erklärt, ein erhebliches Gerüſte anbringen zu müſſen. Der Unglückliche, der ſich Alles zutraute, wollte die Koſten ſparen und während der Mittagsſtunde die Fahne in aller Stille abnehmen, hatte ſich auf das ſteile hohe Dach hinausbegeben, ſtürzte herab und lag in dieſem Augenblicke zerſchmettert und todt auf dem Pflaſter.

Es durchfuhr mich, als ich die Kunde vernommen und ſchnell meines Weges weiter ging, wohl ein Grauen, verurſacht durch den Fall, wie er war; aber ich mag mich durchwühlen, wie ich will, ich kann mich auf keine Spur von Erbarmen oder Reue entſinnen, die mich durchzuckt hätte. Meine Gedanken waren und blieben ernſt und dunkel, aber das innerſte Herz, das ſich nicht gebieten läßt, lachte auf und war froh. Wenn ich ihn leiden geſehen oder ſeinen Leichnam geſchaut, ſo glaube ich zuverſichtlich, daß mich Mitleid und Reue ergriffen hätten; doch das unſichtbare Wort, mein Feind ſei mit einem Schlage nicht mehr, gab mir nur Verſöhnung, aber die Verſöhnung der Befriedigung und nicht des Schmerzes, der Rache und nicht der Liebe. Ich konſtruirte zwar, als ich mich beſonnen, raſch ein künſtliches und verworrenes Gebet, worin ich Gott um Verzeihung, um Mitleid, um Vergeſſenheit bat; mein Inneres lächelte dazu, und noch heute, nachdem wieder Jahre vorübergegangen, fürchte ich, daß meine nachträgliche Theilnahme an jenem Unglücke mehr eine Blüthe des Verſtandes, als des Herzens ſei, ſo tief hatte der Haß gewurzelt!

Neuntes Kapitel.

Um wieder zu jener Schulzeit zurückzukehren, ſo kann ich nicht bekennen, daß dieſelbe hell und glücklich geweſen ſei. Der Kreis des zu Erfahrenden hatte ſich nun erweitert, die Anſprüche waren ernſter geworden, ich hatte ein dunkles Gefühl, daß es ſich um Wichtiges und Schönes handle, und auch einen gewiſſen Drang, dieſem Gefühle zu genügen. Aber die Uebergänge von einer Stufe zur anderen waren mir nie klar und gingen mir immer verloren. Das einzige Element, in dem ich ſicher lebte, wie in der Lebensluft, war die Sprache. Meine Schulabtheilung war für Solche beſtimmt, welche ſich ſpäter dem Gewerb- oder Handelsſtande widmen wollten; daher wurde in den niederen Klaſſen, durch welche ich gelangte, außer dem Deutſchen, nur Franzöſiſch und Italiäniſch gelehrt. Letztere Beiden beſtritt ich ohne Mühe, indem ich, über die grammatikaliſchen und Vokabelnaufgaben flüchtiger hinwegeilend, durch die Geläufigkeit in der Mutterſprache unterſtützt, leicht errieth und daher gut in's Deutſche überſetzte. Sollte ich dagegen von dieſem in die fremden Sprachen überſetzen, ſo kam mir eine große Geſchicklichkeit im augenblicklichen Nachſchlagen zu Statten, da ich einmal ſogleich fühlte, was tauglich und wo es zu ſuchen ſei. Dies täuſchte die Lehrer, daß ſie mich überall für gut beſchlagen hielten, mich zu denen zählten, welchen man weniger aufmerken müſſe und zufrieden waren, wenn ich die Ueberſetzungen und Stylübungen pünktlich und erträglich einlieferte. Mein deutſches Lernen hingegen konnte gar keine Arbeit, ſondern nur ein Vergnügen genannt werden. Schon vor Jahren in der erſten Schule hatte ich Orthographie und Interpunktion mir vollkommen angeeignet, und wie man ſprechen lernt. Nachher hielt meine kleine Schreibkunſt mit meiner Erfahrung Schritt und was ich ſagen wollte, konnte ich richtig niederſchreiben und wunderte mich, wie gerade dies ſo viele Schüler in Verzweiflung ſetzte. Stylkünſte und Wendungen merkte ich aus den geleſenen Büchern; was mir, nach meinem jeweiligen Geſchmacke auffiel, das wandte ich aus Nachahmungstrieb an, bis ich beſſer unterſcheiden lernte. Daher fielen meine Aufſätze umfangreich und überſchwänglich aus, ich ſchriftſtellerte förmlich darin mit großer Liebhaberei und erſchöpfte jedes Mal den Stoff nach allen Seiten, ſo weit der Verſtand reichte. Während meines Beſuches der Schule waren ſich zwei verſchiedene deutſche Lehrer gefolgt. Der Erſte war ein patriotiſcher Mann, welcher uns mit Begeiſterung die Schweizergeſchichte vorerzählte und ſtückweiſe als Stoff zu ſchriftlichen Arbeiten aufgab. Dieſer Stoff war mir zu knapp, da er jedesmal nur für zwei oder drei Seiten berechnet war und ich hier füglich nicht viel hinzuthun konnte. Ich half mir mit allerlei Schilderungen der Lokalitäten und Perſonen, welche etwas ſeltſam und unnütz ausfielen und den Lehrer aufmerkſam machten. Als wir zur Geſchichte des Tell kamen, hatte ich das Schiller'ſche Drama ſchon geleſen und glaubte mich im Beſitze beſonderer Quellen. Mein Aufſatz war eine proſaiſche Wiedererzählung des Gedichtes und beſonders die Liebesgeſchichte weitläufig ausgemalt. Als der Lehrer mit den durchgeſehenen Heften in die Stunde und die Reihe des Beurtheilens an mich kam, fragte er mich freundlich, wo ich dieſe und jene Umſtände hergenommen hätte. Ich fürchtete Unrecht gethan zu haben und ſchwieg auf ſein wiederholtes Andringen hartnäckig ſtill. Beim Nachhauſegehen forderte er mich auf, nächſtens zu ihm in ſein Haus zu kommen. Ich war ihm ſehr zugethan und ahnte wohl, daß mir Gutes geſchehen ſollte; aber ich war zu ſchüchtern und ging nicht hin. Der Mann ſtarb und ein Anderer folgte auf ihn, welcher die Aufgaben aus dem Leben griff und uns anwies, die verſchiedenen Vorkommniſſe deſſelben zu beſchreiben. So mußten wir einmal unſere Ferienreiſe aufzeichnen; ich hatte keine gemacht, ſondern die ganze Zeit über bei der Mutter hinter dem Ofen geſeſſen, erfand aber ein ganzes Heft voll muthwilliger Abenteuer, welche in dem witzelnden Jargon irgend eines ſatiriſchen Buches, das ich geleſen, gehalten waren. Ein ander Mal ſollten wir einen vom Gewitter überfallenen Jahrmarkt ſchildern; auch dieſer Aufſatz ſpann ſich mir ſehr lang aus, ſteckte aber ſo voller Poſſen, daß ich ihn ſo wenig eingab, wie jene Ferienreiſe. Der Lehrer fragte aber gar nicht darnach, weil er wußte, daß ich Alles konnte, was er von dieſer Klaſſe verlangte, und da ich mich ſonſt ſtill hielt, ließ er mich gänzlich in Ruhe und that als ob ich nicht da wäre, ſo daß ich während ſeiner Stunden immer las. Gelegentlich wurde ich etwa aufgerufen, um irgend einen lateiniſchen Ausdruck der Grammatik zu ſagen; dieſe hatte ich aber längſt vergeſſen, und kenne ſie auch jetzt nicht, weil ich ohne ſie oder vielmehr neben ihr vorbei ſchreiben gelernt hatte. Doch der Lehrer hielt mein Schweigen für Vorſätzlichkeit und war froh, mich gelinde beſtrafen zu können, um mich nicht zu ſtolz werden zu laſſen.

Er war ein Schöngeiſt und diktirte uns dann und wann als Leckerbiſſen eine Stelle aus einem deutſchen Klaſſiker, welche für uns zugänglich war.

Solche Bruchſtücke ließen mich das Untaugliche alles übrigen Treibens lebhaft fühlen; ich ſchrieb ſie ſorglich in's Reine, las ſie wieder und arbeitete ſogleich in dem betreffenden Style. In der Schule ſah ich voll Sehnſucht auf die ſchöngebundenen Bücher, die der kühle Mann mitbrachte, und nahm mir feſt vor, diesmal zu ihm zu gehen, wenn er mich etwa einladen würde, wie der Verſtorbene. Er ſtarb indeſſen auch, ohne es je gethan zu haben; entweder liebte er dergleichen nicht oder war überzeugt, daß ich für einmal genug Deutſch verſtände.

Nicht ſo gut erging es mir mit dem übrigen Lernen. In allen Schulen, wo kein Latein getrieben wird, betrachtet man den Unterricht als einen Dampf, der möglichſt raſch durch das Gehirn der Jugend gejagt werden müſſe, um wieder zu verfliegen. Dies Ein Mal und nie wieder Hören der Gegenſtände, dies regelmäßige und vollkommene Vergeſſen deſſen, was die einzelnen Naturen in den Jahren des Unverſtandes nicht anſprach und was ſie ſpäter doch ſo gerne wiſſen möchten, hat etwas Grauenhaftes in ſich; es iſt, als ob dies Unkraut nur da wäre, um auch das zu beeinträchtigen und zu ſchmälern, was man wirklich verſteht und gerne lernt. Es ſind vielleicht nicht die ſchlechteren Gewächſe der Schule, welche für das, deſſen Zweck ſie einſtweilen nicht einſehen, böswilligſt keinen Sinn zeigen und beharrlich darin nichts thun, und es fragt ſich, ob manche Lehre nicht erſt dann begonnen werden ſollte, auch in ihren Anfängen, wenn man im Stande iſt, den großen und erhabenen Endzweck klar und eindringlich zu machen. Die meiſten Schulmänner haben ihr Leben lang Nichts getrieben, als das Fach, in welchem ſie vierzehnjährige Knaben unterweiſen ſollen. Von frühſter Jugend an haben ſie beſondere Neigung dafür gezeigt, dann ſtudirten ſie, hörten das gleiche Thema drei, vier Mal bei verſchiedenen Lehrern, reiſ'ten und hörten es wieder, laſen nichts Anderes, als was davon handelte, und nun treten ſie vor die Jugend und verlangen von ihr, daß ſie aus einigen trockenen, grämlichen Einleitungsworten die ganze Einſicht und Begeiſterung für eine lange Reihe von Unterrichtsſtunden ſchöpfe, und eben ſo überzeugt ſei von der Klarheit und Nothwendigkeit jedes Punktes, als ſie ſelbſt von ihrer Weisheit. Die Kinder des Latein und des Griechiſch, der Student werden freilich gehätſchelt und gepflegt, damit die Kaſte nicht ausgehe; aber alle Lehrer, welche in den geheiligten Mauern nicht unterkommen können, betrachten ſich auf den Profanſchulen als unglückliche Verbannte, welche Perlen vor die Säue zu werfen haben. Ich habe auch Schulmänner geſehen, deren Lebensaufgabe darin beſtand, die Volkserziehung zu verbeſſern. Tag und Nacht arbeiteten ſie daran, reiſten herum auf Kongreſſen, ſchrieben Bücher und führten Polemik; ein inneres Feuer verzehrte ſie. Was Wunder, wenn ſie verdrießlich und einſilbig in die Stunde kamen und ängſtlich darüber wegeilten, um nur wieder an die Löſung ihres Einen Räthſels gehen zu können?

Man begann uns Weltgeſchichte zu diktiren, und unzählige Namen orientaliſcher Urvölker ſchwirrten an uns vorüber, während wir gleichzeitig die Geographie von Europa betrieben, von deſſen Bewohnern wir nichts vernahmen zu ſelber

Zeit, und als die Sache umgekehrt wurde, hatten die Meiſten die entſprechende Kenntniß ſchon gründlich vergeſſen oder wußten ſie nicht anzuwenden; denn eben dieſe Einſicht kommt erſt mit der reiferen Jugend, welcher die Welt anfängt deutlich und wichtig zu werden.

Die Lehrer der verſchiedenen mathematiſchen Uebungen begannen ihren Kurſus, mit wenigen Ausnahmen, durch einige magere Worte über den Sinn des Titels und begannen dann unaufhaltſam die Sache ſelbſt, vorwärtsſchreitend ohne umzuſehen, ob Einer mit dem Verſtändniß zurückbleibe oder nicht. Daher gab es unter vierzig Schülern vielleicht höchſtens drei, welche von dem Gegenſtande am Schluſſe eine wirkliche Rechenſchaft geben konnten, Solche, deren Neigungen und Fähigkeiten er entſprach. Die übrigen ſchleppten ſich entweder mit mühſeliger Aufmerkſamkeit und angſtvollem Fleiße von Stunde zu Stunde, ohne je recht klar zu ſein, oder ſie ließen gleich im Anfange die Hoffnung ſinken und ſich regelmäßig beſtrafen. Was ich ſelbſt that, weiß ich kaum mehr zu ſagen: ich lebte fortwährend wie in einem quälenden Traume. Manchmal hatte ich den Faden einige Tage hindurch wieder erwiſcht, dann verlor ich ihn plötzlich wieder, freilich durch eigene Schuld; aber die Schuld der Alten war eben, daß ein Moment der Unaufmerkſamkeit für dieſes Alter unwiederbringlich und zu einer Todſünde werden konnte.

Einſt wurde uns ein edler ſtiller Mann vorgeführt, welcher uns die Pflanzenkunde lehren ſollte. Er begann mit langſamen, faßbaren Worten ganz von vorne, wir hatten ganz reinen Tiſch, und er fuhr ſo fort, daß nur die wirklich ſtumpfen Geiſter zurückblieben. Nachdem er uns die äußerliche Stellung der Pflanzen in der Natur klar gemacht und uns für ſie eingenommen hatte, ging er auf ihre allgemeinen Eigenſchaften und auf die Erklärung ihres Organismus über, wobei wir die erſten Blicke in die Bedeutung dieſes Wortes erhielten, welche wir von nun an nicht vergaßen. Schon freuten wir uns der nahen Ausſicht, einige Kenntniß im Beſtimmen der einzelnen Gewächſe zu erhalten und mehr als Einer war vielleicht in der Klaſſe, bei welchem eine einflußreiche Anhänglichkeit an die Natur und ihre Kenntniß geweckt worden wäre, als der von uns trotz ſeiner Einſilbigkeit hochgehaltene Lehrer erkrankte und den Unterricht aufgeben mußte. Statt daß nun ein anderer Botanikbefliſſener geſandt worden wäre, welcher auf Grund unſerer ſämmtlich muſterhaften Hefte fortzufahren verſucht hätte, wurde das Ganze unverhofft abgebrochen, und ein geiſtlicher Herr, welcher als Dilettant etwas Naturwiſſenſchaft trieb, überfiel uns mit einem Heere wilder Beſtien, indem er uns etwas aphoriſtiſche Zoologie vortrug. Während wir ſo mit jener liebgewonnenen Botanik ein organiſches Ganzes verloren, erhielten wir dafür nur einige Thiergeſtalten; denn die Zoologie, welche man vierzehnjährigen Knaben lehrt, nährt nicht ihren Geiſt, weil ſie ohne vergleichend anatomiſche Kenntniſſe, mit einem Worte ohne wiſſenſchaftliche Anknüpfungen bloßes Futter für die Neugierde iſt.

Solches blindes Einwirken des Zufalles in unſer Fortſchreiten kam mehr als ein Mal vor, und es verletzt das ohnehin zarte Gewebe des zuſammenhängenden Verſtändniſſes rauher, als man denkt.

Ich hatte ein ſehr gutes Gehör und war ein eifriger Sänger. Wir hatten für die erſte Schulzeit eine einfache Notenlehre gekannt, welche nun eines Morgens mit der eigentlichen verwickelteren Theorie verwechſelt wurde. Die erſte Stunde, in welche der Muſikus etwas über die Bedeutung und allgemeine Einrichtung derſelben geſagt haben mochte, war ich abweſend, und als ich wieder eintraf, fand ich meine Mitſchüler im ängſtlichen Leſen der verſchiedenen Skalen und Tonarten begriffen. Ich war nun ein für alle Mal vor die Thür geſetzt; wenn wir ſangen, nachdem der Lehrer auf ſeiner Geige den Ton angegeben, krähete ich mit heller Stimme, traf immer ſicher und wurde öfter gebraucht, die Höhe des Tones zu halten. Sollte ich aber das Lied leſen, ſo ſtockte ich bald und wurde als böswillig bezeichnet.

Ueberall war dieſer unſelige Zwieſpalt zwiſchen klarem Zweck und ſcheinbarer Zweckloſigkeit, zwiſchen vorausgenommener Fertigkeit in dieſem

Ganzen und nachſchleppendem Unverſtändniß jenes Einzelnen. Und doch war die Anſtalt gut und beſſer als viele Andere; denn das Uebel liegt oder lag in der ganzen Erziehungsweiſe, in den verwendeten Menſchen. Der Staat gibt die rechte Parole und bringt die größten Opfer, mit denen er ſeiner Ehre genügt; aber ehe ſie Früchte tragen, muß die ganze alte Generation der Pädagogen ausſterben und ein neues Geſchlecht entſtehen, welches ein ganz anderes Fühlen, Sehen und Hören mitbringt, als das alte.

Doch, als ich mich ungefähr dem fünfzehnten Jahre näherte und die Stimme ſich zu verändern begann, brach durch alle Verwirrung hindurch ein helleres Licht; in dem Maße, als man uns Heranwachſende ernſter, aber auch rückſichtsvoller behandelte, fing an die eigentliche Lernbegierde aufzuthauen, und wie ich ahnte, daß alle Kenntniſſe wohl ineinander münden und ſich zu Einem lichten Zwecke verflechten würden, lernte ich die wirkliche und gewiſſenhafte Mühe kennen, welche nicht nur mit dem Talente ſpielen, ſondern auch mit Luſt arbeiten kann. Ich freute mich mit An=

dern auf die höheren Klaſſen, welche wir bald antreten ſollten und wir warfen hoffnungsvolle Blicke in die wohlbeſtellten und geordneten Sammlungen, auf die mannigfaltigen Mittel, die jenen zu Gebote ſtanden, auf das geſetzte und ſelbſtſtändigere Weſen, das dann ſeinen Anfang nehmen ſollte. Ich fühlte die Wichtigkeit und nöthige Fruchtbarkeit der nächſten Jahre; zu welchem Lebensberufe ich mich dann entſcheiden würde, darüber konnte ich mir noch keine Rechenſchaft geben. Denn auch inſofern war die Anſtalt vortrefflich geſchaffen, daß gegen das Ende ihrer Stadien, mitten aus ihr heraus, mit vollem Ueberblicke man ſich einen Entſchluß faſſen konnte, ja mußte, wer nicht durch früh ausgeſprochene Neigung ſchon beſtimmt war. Nur zwei Richtungen drängten ſich deutlicher vor meine Augen und ſpielten unbeſtimmt in einander. Es war der große Zeichnungsſaal mit ſeinen vielen Gypsabgüſſen, ſchönen Kunſtvorlagen und dem ganzen künſtleriſchen Treiben darin, und anderſeits die tiefere und ausführlichere Behandlung der Sprache, das Leſen und Erklären von Schriftſtellern verſchiedener Zungen, worauf ich mich freute und welche ich ganz zu benutzen mir vornahm. Allein zwiſchen der Zukunft und der Gegenwart lag noch eine tiefe und breite Kluft.

Es lehrte an unſerer Schule ein Mann, welcher mit wahrer Herzensgüte und ehrlichem Sinne eine große Unerfahrenheit, mit der Jugend umzugehen, und ein ſchwächliches und ſeltſames Aeußeres verband. Er hatte in dem Kampfe, welcher den Umſchwung der Dinge und beſonders das erneute Schulweſen herbeiführte, tapfer mitgewirkt und war in der konſervativen Stadt als ein leidenſchaftlicher Liberaler verſchrieen. Wir Knaben waren allzumal gute Ariſtokraten, mit Ausnahme derer, die vom Lande kamen. Auch ich, obgleich meines Urſprunges halber auch ein Landmann, aber in der alten Stadt geboren, heulte mit den Wölfen und dünkte mich in kindiſchem Unverſtande glücklich, auch ein ſtädtiſcher Ariſtokrat zu heißen. Meine Mutter politiſirte nicht und ſonſt hatte ich kein naheſtehendes Vorbild, welches meine unmaßgeblichen Meinungen hätte beſtimmen können. Ich wußte nur, daß die neue radikale Regierung einige alte Thürme und Mauerlöcher vertilgt hatte, welche Gegenſtand unſerer beſonderen Zuneigung geweſen, und daß ſie aus verhaßten Landleuten und Emporkömmlingen beſtand.

Gleich beim Beginne der neuen Schulen, als der ungeſchickte Lehrer ſeine Thätigkeit mit vieler Gemüthlichkeit antrat, brachte ein Schüler, der Sohn eines fanatiſchen Stadtbürgers, mit wichtigen Worten die Nachricht unter uns, wie der Lehrer geſchworen hätte, uns Ariſtokratenkinder mit eiſerner Ruthe zu bändigen. Er war nämlich in einer Geſellſchaft aufmerkſam gemacht worden, wie er es theilweiſe mit einer durch altes Herkommen übermüthigen und ausgelaſſenen Stadtjugend zu thun haben würde, worauf er antwortete, er werde mit den Bürſchlein ſchon fertig zu werden wiſſen. Auf obige Weiſe dargeſtellt, wurde dieſe Rede nun, wahrſcheinlich nicht ohne Zuthun der Alten, unter unſere verſtandloſe Maſſe geworfen und ſie begann ſogleich zu wirken. Wir nahmen den Handſchuh auf, die Verwegenſten eröffneten einen geordneten Widerſtand und ein leichtes Geplänkel des Unfuges. Schon dies verwirrte ihn und anſtatt mit Sarkasmen und ruhiger, überlegener Entſchiedenheit die Angreifer zurückzuwerfen, rückte er ſogleich mit ſeiner Hauptmacht und dem ſchweren Geſchütze vor, indem er jeden kleinen Muthwillen, auch jede unabſichtliche That blindlings mit den ſchwerſten und einflußreichſten Strafen belegte, die ihm zu Gebote ſtanden und welche ſonſt nur in ſeltenen Fällen angewendet wurden. Dadurch entzog er ſich in unſern Augen den guten Rechtsboden, da wir in der Abſchätzung des Verhältniſſes zwiſchen Strafe und Vergehen eine große Gewandtheit beſaßen. Seine Strafen wurden bald werthlos und zuletzt eine Ehrenſache, ein Martyrium. Es entſtand offener Skandal in den Stunden, welcher ſich auch in die anderen Säle verbreitete, wo der Gehetzte zu erſcheinen hatte. Nun beging er einen neuen Fehlgriff; ſtatt die Bewegung in ſich ſelbſt zerfallen zu laſſen und eine Zeit lang ihr zu ſtehen, fing er an, jeden Schüler aus der Stube zu jagen, der das Geringſte verübte. Eine unſchuldig geſtellte Frage an ihn, das abſichtliche oder unabſichtliche Fallenlaſſen eines Gegenſtandes reichte hin, in's Freie befördert zu werden. Wir merkten uns dies und bald hielt er regelmäßig nur mit zwei oder drei Frommen ſeinen Unterricht, während der helle Haufen vor der Thür ſich auf ſeine Koſten beluſtigte. Das Einſchreiten oberer Behörden oder auch ſeine eigene Energie, wenn er, trotz des Verbotes, die Schüler zu ſchlagen, Einige ein einziges Mal bei den Köpfen genommen und tüchtig durchgebläut hätte, würden hingereicht haben, die Ruhe herzuſtellen. Zu Letzterem beſaß er nicht die geeignete Perſönlichkeit, das Erſtere unterblieb, da die unmittelbar folgende Inſtanz aus Schulmännern beſtand, welche dem Verfolgten abgeneigt waren und ſo lang als möglich die Vorfälle nicht zu bemerken ſchienen. Die Schüler erzählten in ihren Familien mit Ruhmredigkeit ihre Thaten, wobei ſie nicht unterließen, den Lehrer als den ſchreckbarſten Popanz darzuſtellen. Die behäbigen Bürger, ſich mit Wohlgefallen ihrer eigenen Knabenſtreiche erinnernd und in der Erfahrung der alten Zeit aufgewachſen, daß die Schule nur eine Art Unterkommen bilde, bis das würdige Bürgerkind, ohne ſich den Kopf zerbrechen zu müſſen, in das behagliche Privilegien- und Zunftweſen der guten alten Stadt aufgenommen würde, beſtärkten ihre Söhnlein durch unverhohlenes Lächeln, wo nicht durch direkte Aufreizung, in ihrem Treiben. Obgleich die Sache längſt Aufſehen gemacht hatte, wurde ſie nach Oben hin ſtets ſo geſchildert, als ob alle Schuld an dem Verfolgten läge: es kam etwa ein Herr in die Stunde, um ſelbſt zu ſehen, dann hüteten wir uns aber wohl, etwas zu beginnen, ſo wie wir auch in den Stunden der übrigen Lehrer uns doppelt ruhig verhielten. Der Unglückliche war ein Ableiter für allen böſen Stoff, welcher in der Schule ſteckte. So ſchleppte er ſich beinahe ein Jahr lang hin, bis er endlich für eine Zeit lang ſuspendirt wurde. Er wäre ſo gerne ganz weggeblieben, indem er Schaden an ſeiner Geſundheit litt und ganz abmagerte; aber eine zahlreiche Familie ſchrie nach Brot und er war auf dieſen Beruf angewieſen. So trat er eines Tages ſeinen Leidensweg wieder an, ſo verſöhnlich und beſcheiden, als möglich; allein er fand keine Barmherzigkeit, ein wilder Jubel brach los, das alte Unweſen wiederholte ſich und er mußte nach wenigen Tagen gänzlich entlaſſen werden.

Ich hatte mich lange Zeit ziemlich ruhig verhalten und nur den zahlreichen Auftritten behaglich zugeſehen. Gegen den Mann ſelbſt verging ich mich nicht ein einziges Mal, da es mir widerſtand, einem Erwachſenen gegenüber aufzutreten. Erſt als das Hinausſchieben der ganzen Klaſſe begann, ſuchte ich auch Theil zu nehmen und bewerkſtelligte dies durch kleine ſchüchtern Streiche oder wiſchte auch ſo mit hinaus; denn erſtens ging es ſehr luſtig her draußen und zweitens hätte ich um keinen Preis bei den wenigen verpönten Gerechten bleiben mögen, welche in der Stube ſaßen. Deſto lauter wurde ich, wenn ich einmal draußen war, half Aufzüge und Umgänge anordnen und überließ mich, nach langer Zurückgezogenheit, einer ſo wilden Freude, daß mir das Herz heftig klopfte und mein Blut ganz in Wallung war, wenn wir bei dem folgenden Lehrer wieder an unſeren Plätzen ſaßen. Ich kann mir feſt geſtehen, daß ich mich damals über die Freude ſelbſt freute und keinerlei Bosheit in mir trug. Vielmehr empfand ich ein heimliches Mitleid mit dem Armen, welches ich zu äußern aber unterließ, um nicht lächerlich zu werden. Einſt traf ich ihn ganz allein auf einem Feldwege: er ſchien einen Erholungsgang zu machen; unwillkürlich zog ich ehrerbietig meine Mütze, was ihn ſo freute, daß er mir zuvorkommend dankte und mich dabei ſo märterlich anſah, als ob er um Barmherzigkeit flehte. Ich wurde gerührt und dachte feſt, daß es anders werden müſſe. Gleich am nächſten Tage trat ich zu einer Gruppe der wildeſten Mitſchüler, um geradezu am rechten Flecke anzugreifen und ein Wort des Mitgefühls, des Nachdenkens unter ſie zu werfen; ich hatte den richtigen Inſtinkt, daß dieſes gewiß, wenn auch nicht augenblicklich, weiter wirken und die Laune der Menge anziehen würde. Sie ſprachen eben von dem Lehrer, hatten eben einen neuen Spitznamen erfunden, der ſo komiſch klang, daß Alles beſter Laune war und auflachte, die vorbedachten Worte verdrehten ſich mir auf der Zunge und anſtatt meine Pflicht zu thun, verrieth ich ihn und mein beſſeres Selbſt, indem ich das geſtrige Abenteuer auf eine Weiſe vortrug, die der gegenwärtigen Stimmung vollkommen entſprach und dieſelbe erhöhte!

Nach ſeiner Entfernung wurde es ſtill unter uns; die Lärmbedürftigen und Schlimmgeſinnten wandten ſich unbehaglich hin und her, zehrten von der Erinnerung und konnten ſich nicht zurechtfinden. Eines Abends, nach dem Schluſſe des Unterrichts, ging ich ruhig meiner Wege und hatte bald meine Wohnung erreicht, als ich rufen hörte: Grüner Heinrich! hierher! Ich wandte mich um und erblickte in einer andere Straße einen anſehnlichen Haufen Schüler, welche durcheinandertrieben, wie ein Ameiſenhaufen, und ſehr geſchäftig ſchienen. Ich erreichte ſie, man theilte mir mit, daß man in Geſammtheit dem verabſchiedeten Lehrer noch einen Beſuch abſtatten und ein rechtes Schlußvergnügen veranſtalten wolle und forderte mich auf, Theil zu nehmen. Der Plan wollte mir gar nicht einleuchten, ich lehnte kurz ab und ging weg. Jedoch die Neugier wandte mich, daß ich von ferne nachzog und ſehen wollte, wie es abliefe. Der Haufen bewegte ſich vorwärts, andere Schulen, deren Beſtandtheile um dieſe Zeit alle in den Gaſſen wimmelten, wurden angeworben, daß bald ein Zug von hundert Jungen aller Art ſich fortwälzte. Die Bürger ſtanden unter den Thüren und betrachteten mit Verwunderung das Thun, ich hörte Einen ſagen: »Was mögen die Teufelsbuben nur wieder vorhaben? Die ſind bei Gott faſt ſo munter, als wir geweſen ſind!« Dieſe Worte klangen in meinen Ohren wie Kriegsdrommeten, meine Füße wurden lebendiger und ſchon trat ich dem letzten Manne des Zuges auf die Ferſen. Es war ein unſägliches Vergnügen in der Menge, hervorgerufen durch das improviſirte Beiſammenſein aus eigener Machtvollkommenheit. Ich ward immer wärmer, ſchob mich vorwärts und ſah mich plötzlich bei der Spitze angelangt, wo die hohen Häupter gingen und mich mit Jubel begrüßten. »Der grüne Heinrich iſt doch noch gekommen!« hieß es, der Name erſchallte längs des ganzen Zuges und vermehrte den Stoff zu Geräuſch und gegenſtandloſer Freude. Mir ſchwebten ſogleich geleſene

Volksbewegungen und Revolutionsſcenen vor. »Wir müſſen uns in gleichmäßigere Glieder abtheilen,« ſagte ich zu den Rädelsführern, »und in ernſtem Zuge ein Vaterlandslied ſingen!« Dieſer Vorſchlag wurde beliebt und ſogleich ausgeführt; ſo durchzogen wir mehrere Straßen, die Leute ſahen uns mit Staunen nach, ich ſchlug vor, noch einen Umweg zu machen und dies Vergnügen ſo lange als möglich andauern zu laſſen. Auch dies geſchah, allein zuletzt langten wir doch am Ziele an. »Was wollen wir nun eigentlich beginnen?« fragte ich, »ich dächte, wir ſängen hier ein Lied und zögen dann wieder mit einem Hurrah davon!« »In's Haus! in's Haus!« tönte es zur Antwort, »wir wollen ihm eine Dankrede für ſein Wirken abſtatten!« »So ſollen wenigſtens Alle für Einen ſtehen und Keiner davon laufen, damit Alle die gleiche Strafe tragen, wenn es Etwas abſetzt!« rief ich, worauf der ganze Schwarm in das kleine enge Haus einſtrömte und die Treppen hinantobte. Ich blieb an der Hausthür ſtehen, theils um nicht dem Manne vor das Angeſicht treten zu müſſen, weil ich keinerlei Trieb dazu fühlte, theils um keinen Mitſchuldigen ſich Einzeln entfernen zu laſſen. Es war ein furchtbarer Lärm im Innern, die Knaben waren ganz berauſcht von ihrer eigenen Aufregung; der Geſuchte lag krank in einem verſchloſſenen Zimmer, die Frauen waren bemüht, die übrigen Thüren zu verſchließen und ſahen ſich aus den Fenſtern nach Hülfe um. Doch ſchämten ſie ſich zu rufen, die Nachbaren wußten nicht, was Alles zu bedeuten hätte und ſahen höchſt verwundert zu, ich blieb mit nichts weniger als heiteren Gedanken auf meinem Poſten. Das Haus war von unten bis oben angefüllt, die Lärmenden erſchienen unter den Dachlucken, warfen alte Körbe heraus und ſtiegen ſogar auf das Dach, die Luft mit ihrem Geſchrei erfüllend. Ein altes Weib drang endlich beherzt aus einem Kämmerchen und trieb, geſchützt durch Alter und Geſchlecht, den ganzen Schwarm mit einem Beſen allmälig aus dem Hauſe.

Dies Attentat war denn doch zu auffällig geweſen, als daß die oberen Behörden nicht endlich aufmerkſam wurden. Sie verlangten eine ſtrenge Unterſuchung. Wir wurden in einem Saale verſammelt und einzeln aufgerufen, um vor ein Tribunal zu treten, welches in einer Nebenſtube ſaß. Das Verhör dauerte einige Stunden, die Zurückkehrenden gingen ſogleich weg, ohne Bericht zu geben; zwei Drittheile der Verſammelten waren ſchon fort und noch wurde ich nicht aufgerufen; dagegen bemerkte ich, daß zuletzt Alle, welche aus der Verhörſtube kamen, mich anſahen, ehe ſie weggingen. Zuletzt hieß es, der ganze Reſt ſolle hereinkommen mit Ausnahme des grünen Heinrich.

Wenn ich nicht überzeugt wäre, daß die Kindheit ſchon ein Vorſpiel des ganzen Lebens iſt und bis zu ihrem Abſchluſſe ſchon die Hauptzüge der menſchlichen Zerwürfniſſe im Kleinen abſpiegele, ſo daß ſpäter nur wenige Erlebniſſe vorkommen mögen, deren Umriß nicht wie ein Traum ſchon in unſerm Wiſſen vorhanden, wie ein Schema, welches, wenn es Gutes bedeutet, froh zu erfüllen iſt, wenn aber Uebles, als frühe Warnung gelten kann, ſo würde ich mich nicht ſo weitläufig mit den kleinen Dingen jener Zeit beſchäftigen.

Endlich kam die Reihe an mich; der letzte Trupp erſchien wieder und hieß mich hineingehen. Ich wollte fragen, was denn vorginge, erhielt aber keine Antwort, vielmehr ſputeten ſie ſich ängſtlich von hinnen. So trat ich in die Nebenſtube, halb von Neugierde vorwärts gedrängt, halb von jener beklemmenden Furcht zurückgehalten, welche die Jugend vor den Alten empfindet, wenn ſie ihnen an Verſtand überlegene und allmächtige Weſen vorausſetzt. Es ſaßen zwei Herren am oberen Ende eines langen Tiſches, zu deſſen Fuß ich ſtand, einige Stücke Papier und ein Bleiſtift vor ſich. Der Eine war der nächſte Vorſteher der Schule, der auch ſelbſt Unterricht ertheilte und mich kannte, der Andere ein höherer gelehrter Herr, welcher wenig ſagte. Zu Jenem ſtand ich in einem eigenthümlichen Verhältniſſe; er war ein gemüthlicher Poltron, gern viele Worte machend und froh, wenn ein Schüler durch beſcheidene Widerrede ihm Gelegenheit gab, ſich gründlich über ein Faktum zu verbreiten. Im Anfange hatte er mir wohl gewollt, da ich gerade bei ihm mich ſehr ordentlich aufführte; aber meine

Eigenſchaft, den Vorwürfen, Ermahnungen und Strafen bei vorkommenden Fällen ein unwandelbares Schweigen entgegenzuſetzen, hatte mir ſeine Abneigung zugezogen. Das ängſtliche Läugnen, die Zungengeläufigkeit, Strafe von ſich abzuwenden, das hartnäckige Feilſchen um dieſelbe waren mir unmöglich; glaubte ich eine ſolche verdient zu haben, ſo nahm ich ſie ſchweigend hin, ſchien ſie mir zu ungerecht, ſo ſchwieg ich ebenfalls, und nicht aus Trotz, ſondern ich lachte innerlich ganz frohmüthig darüber und dachte, der Richter hätte das Pulver auch nicht erfunden. Darum hielt mich der Herr für einen unbrauchbaren, bedenklichen Burſchen und fuhr mich nun mit drohender Miene an: »Haſt Du an dem Skandale Theil genommen? Schweig! läugne nicht, es wird nichts helfen!« Ich brachte ein leiſes Ja hervor, der weiteren Dinge gewärtig. Doch wie um mich in ſeinen Augen, da ihm einmal zur Weckung guter Laune durchaus ein gründlicher Wortwechſel nöthig war, noch zu retten, that er, als ob er ein Nein vernommen hätte und ſchrie: »Wie, was? Heraus mit der Wahrheit!« »Ja!«

wiederholte ich etwas lauter. »Gut, gut, gut!« ſagte er, »Du wirſt gewiß noch Einen finden, der Dir gewachſen iſt, einen Stein, der eine Beule in Deine eiſerne Stirne ſchlägt!« Dieſe Worte beleidigten mich und thaten mir weh; denn ſie ſchienen nicht nur eine arge Verkennung meines Weſens zu enthalten, ſondern auch eine ungehörige Vorausſagung der Zukunft, eine perſönliche Bitterkeit zu ſein. Er fuhr fort: »Haſt Du auf dem Wege vorgeſchlagen, einen förmlichen Zug zu ordnen und ein Lied zu ſingen?« Dieſe Frage machte mich ſtutzen, meine Genoſſen hatten alſo mich verrathen und deshalb ohne Zweifel ſich rein gewaſchen; ich ſchwankte, ob ich nicht läugnen ſollte, aber es kam wieder ein Ja hervor, zumal ich unmöglicherweiſe denken konnte, daß Alles auf mich gewälzt werde. »Haſt Du am Hauſe des Herrn .... erklärt, daß Keiner ſich zurückziehen dürfe und dieſer Erklärung durch Bewachung der Thür Folge gegeben?« Das bejahte ich unbedenklich, da es mir weder eine Schande, noch ein beſonderes Vergehen zu ſein ſchien. Dieſe beiden Momente, aus den erſten

Fragen an die Mitſchuldigen ſchon zu Tage getreten, ſchienen dem Herrn auf den Haupturheber hinzudeuten; ſie ragten auch wohl am faßbarſten aus all' dem wirren Treiben hervor und er hatte allein auf ſie hin verhört. Jeder bejahte regelmäßig die Frage darnach und war froh, nicht über ſich ſelbſt ſprechen zu müſſen.

Ich wurde entlaſſen und ging etwas bewegt, doch gemächlich nach Hauſe; das Ganze ſchien mir ſehr würdig zu verlaufen. Zwar fühlte ich eine tiefe Reue, aber nur gegen den mißhandelten Lehrer. Zu Hauſe erzählte ich der Mutter den ganzen Vorgang, worauf ſie mir eben eine Strafrede halten wollte, als ein Schuldiener hereintrat mit einem großen Briefe. Dieſer enthielt die Nachricht, daß ich von Stund an und für immer von dem Beſuche der Schule ausgeſchloſſen ſei. Das Gefühl des Unwillens und erlittener Ungerechtigkeit, welches ſich ſogleich in mir äußerte, war ſo überzeugend, daß meine Mutter nicht länger bei meiner Schuld verweilte, ſondern ſich ihren eigenen bekümmerten Gefühlen überließ, da der große und allmächtige Staat einer hülfloſen

Wittwe das einzige Kind vor die Thüre geſtellt hatte mit den Worten: Es iſt nicht zu brauchen!

Wenn über die Rechtmäßigkeit der Todesſtrafe ein tiefer und anhaltender Streit obwaltet, ſo kann man füglich die Frage, ob der Staat das Recht hat, ein Kind oder einen jungen Menſchen, die gerade nicht tobſüchtig ſind, von ſeinem Erziehungsſyſteme auszuſchließen, zugleich mit in den Kauf nehmen. Gemäß jenem Vorgange wird man mir, wenn ich im ſpäteren Leben in eine ähnliche ernſtere Verwicklung gerathe, bei gleichen Verhältniſſen und Richtern, wahrſcheinlich den Kopf abſchlagen; denn ein Kind von der allgemeinen Erziehung ausſchließen, heißt nichts Anderes, als ſeine innere Entwicklung, ſein geiſtiges Leben köpfen. Der Staat hat nicht darnach zu fragen, ob die Bedingungen zu einer weiteren Privatausbildung vorhanden ſeien, oder ob trotz ſeines Aufgebens das Leben den Aufgegebenen doch nicht fallen laſſe, ſondern manchmal noch etwas Rechtes aus ihm mache: er hat ſich nur an ſeine Pflicht zu erinnern, die Erziehung jedes ſeiner Kinder zu überwachen und zu Ende zu führen.

Auch iſt am Ende dieſe Erſcheinung weniger wichtig in Bezug auf das Schickſal ſolcher Ausgeſchloſſenen, als daß ſie den wunden Fleck auch der beſten unſerer Einrichtungen bezeichnet, die moraliſche Faulheit nämlich, die Trägheit und Bequemlichkeit der mit dieſen Dingen Beauftragten, derer, welche ſich als Erzieher par excellence geben. Das Ausſtoßen auch des nichtsnutzigſten Schülers iſt nichts als ein Armuthszeugniß, welches eine Schule ſich gibt.

Der Kummer und die Niedergeſchlagenheit meinerſeits waren nicht allzugroß; ich hatte dem Lehrer des Franzöſiſchen einige Bücher zurückzuſtellen, da er mir mit Wohlwollen ehrwürdige Franzbände franzöſiſcher Klaſſiker zu leihen pflegte. Auch führte er mich einige Male in einer großen Bibliothek umher, mir reſpektvolle Vorbegriffe vom Bücherweſen beibringend. Als ich zu ihm kam, drückte er mir ſein Bedauern über das Geſchehene aus und gab mir zu verſtehen, wie ich es nicht allzu hoch aufzunehmen hätte, da ſeines Wiſſens die Mehrzahl der Lehrer, gleich ihm, nicht unzufrieden mit mir wären. Ferner lud er mich ein, ihn zu beſuchen und ſeinen Rath zu holen, wenn ich Luſt hätte, das Franzöſiſche weiter zu betreiben. Ich ſah ihn zwar nicht wieder im Wechſel der Zeit, aber ſeine Worte gaben mir eine gewiſſe Genugthuung, daß ich mich nun frei fühlte, wie der Vogel in der Luſt, zumal ich die Bedeutung des Augenblickes und die Wichtigkeit der Zukunft nicht zu überſehen vermochte.

Meine Mutter hingegen befand ſich in großer Bedrängniß; ſie konnte beſtimmt annehmen, daß der Vater meine Schulbildung jetzt noch nicht abgeſchloſſen haben würde, wenn er noch lebte, und doch ſah ſie bei ihren beſchränkten Mitteln keine Möglichkeit, mir Privatlehrer zu halten oder mich auf eine auswärtige Schule zu ſchicken, noch konnte ſie ſich den Beruf denken, welchen ich nun am beſten ergriffe, da gerade für eine einſichtvollere Selbſtbeſtimmung der erweiterte Geſichtskreis der nun verſchloſſenen höheren Klaſſen hätte Gelegenheit bieten ſollen. Meine häusliche Beſchäftigung hatte in letzter Zeit beinahe ausſchließlich in Zeichnen und Malen beſtanden, und auch in dieſer Hinſicht befand ich mich in einem ſonderbaren Verhältniß zur Schule. Dort galt ich für Nichts weniger, als für einen talentvollen Zeichner. Monate lang klebte der gleiche Bogen auf meinem Reißbrette, ich quälte mich verdroſſen ab, einen koloſſalen Kopf oder ein Ornament mit dem magern Bleiſtifte zu kopiren, Dutzende von Linien wurden ausgelöſcht und blieben halb ſichtbar, bis die richtige ſtehen blieb, das Papier wurde beſchmutzt und durchgerieben und verkündete einen faulen und verdrießlichen Zeichner. Sobald ich aber nach Hauſe kam, warf ich dieſe Schulkunſt bei Seite und machte mich mit eifrigem Fleiße hinter meine Hauskunſt. Nach jenem erſten Verſuche, eine gemalte Landſchaft zu kopiren, hatte ich fortgefahren, dergleichen Gebilde in Waſſerfarben hervorzubringen; da ich nun aber weiter keine Vorbilder beſaß, mußte ich ſie auf eigene Fauſt in's Leben rufen und that dieſes mit anhaltendem und dankbarem Fleiße. Der gemalte Ofen unſerer Stube enthielt eine Menge ganz naiv poetiſcher kleiner Landſchaftsmotive, eine Burg, eine Brücke, einige Säulen an einem See und ſolches mehr; ein altes Stammbuch der Mutter, ſo wie eine kleine Bibliothek verjährter Damenkalender aus ihrer Jugend bargen einen Schatz ſentimentaler Landſchaftsbilder, dem lyriſchen Texte entſprechend, mit Tempeln, Altären und Schwänen auf Teichen, mit Liebespaaren in Kähnen ſitzend und dunklen Hainen, deren Bäume mir unvergleichlich geſtochen ſchienen. Aus allen Dieſem zuſammen bildete ſich eine höchſt unſchuldige und ſo zu ſagen elementare Poeſie, welche meinem eifrigen Machen zu Grunde lag und mich während deſſelben beglückte. Ich erfand eigene Landſchaften, worin ich alle poetiſchen Motive reichlich zuſammenhäufte und ging von dieſen auf ſolche über, in denen ein einzelnes vorherrſchte, zu welchem ich immer den gleichen Wanderer in Beziehung brachte, unter dem ich, halb unbewußt, mein eigenes Weſen ausdrückte. Denn nach dem immerwährenden Mißlingen meines Zuſammentreffens mit der übrigen Welt hatte eine ungebührliche Selbſtbeſchauung und Eigenliebe angefangen, mich zu beſchleichen, ich fühlte ein weichliches Mitleid mit mir ſelbſt und liebte es, meine ſymboliſche Perſon in die intereſſanten Scenen zu verſetzen, welche ich erfand. Dieſe Figur, in einem grünen romantiſch geſchnittenen Kleide, eine Reiſetaſche auf dem Rücken, ſtarrte in Abendröthen und Regenbogen, ging auf Kirchhöfen oder im Walde, oder wandelte auch wohl in glückſeligen Gärten voll Blumen und bunter Vögel. Das Machwerk an der beträchtlichen Sammlung ſolcher Bilder, welche ſich bereits angehäuft hatte, blieb immer auf dem nämlichen Standpunkte gänzlicher Erfahrungs- und Unterrichtsloſigkeit; nur eine gewiſſe Keckheit und Fertigkeit im Auftragen der grellen Farben, welche ich durch die unabläſſige Uebung erwarb, verbunden mit der kühnen Abſicht meiner Unternehmungen überhaupt, unterſchied mein Treiben einigermaßen von ſonſtigen knabenhaften Spielen mit Bleiſtift und Farbe und mochte meinen vorläufigen Ausſpruch, daß ich ein Maler werden wolle, veranlaſſen. Doch wurde jetzt nicht näher darauf eingegangen, ſondern beſtimmt, daß ich einige Zeit in dem ländlichen Pfarrhauſe bei meinem mütterlichen Oheime zubringen ſollte, um über die nächſten Monate meines Ungemaches auf gute Weiſe hinwegzukommen, indeſſen eine taugliche Zukunft für mich ermittelt würde. Das Heimathdorf lag in einem äußerſten Winkel des Ländchens, ich war noch nie dort geweſen, ſo wie auch meine Mutter ſeit meinem Gedenken es nie mehr beſucht hatte und die dortigen Verwandten, mit ſeltenen Ausnahmen, nie in der Stadt erſchienen. Nur der Oheim Pfarrer kam jedes Jahr ein Mal auf ſeinem Klepper geritten, um an einer Kirchenverſammlung Theil zu nehmen und ſchied immer mit jovialen Einladungen, endlich einmal hinauszuwandern. Er erfreute ſich eines halben Dutzends Söhne und Töchter, welche mir noch ſo unbekannt waren, wie ihre Mutter, meine rüſtige Muhme und geiſtliche Bäuerin. Außerdem lebten dort zahlreiche Verwandte des Vaters, vor Allen auch ſeine leibliche Mutter, eine hochbejahrte Frau, welche, ſchon längſt an einen zweiten, reichen und finſtern Mann verheirathet, unter deſſen harter Herrſchaft in tiefer Zurückgezogenheit lebte und nur ſelten mit den Hinterlaſſenen ihres früh geſtorbenen Sohnes einen ſehnſüchtigen Gruß aus der Ferne wechſelte. Das Volk lebte noch in der ſtillen Einſchränkung und Entſagung vergangener Jahrhunderte, wo beſonders die Frauen, wenn ſie einmal durch einige Meilen getrennt waren, einander nicht wieder, oder nur bei ſeltenen, hochwichtigen Ereigniſſen ſahen, bei welchen es alsdann wahrhaft epiſch herging und Thränen der Rührung und ſchmerzlicher oder froher Erinnerung ihren Augen entfloſſen, während die Männer wohl ſich vom Orte bewegten, aber in ernſtem Geſchäftsſinne an den Thüren halbverſchollener Verwandter vorübergingen, wenn ſie keinen Rath zu bringen oder zu holen hatten. Jetzt iſt das Volk wieder lebendiger geworden; durch die erleichterten Verkehrsmittel, durch das wieder erſtandene öffentliche Leben und zahlreiche Volksfeſte veranlaßt, bewegt es ſich fröhlich von der Stelle und macht damit zugleich ſeinen Geiſt wieder jung und fruchtbar, und nur beſchränkte Eiferer predigen noch gegen die feſtliche Wanderluſt Derer, die den Pflug führen, und ihrer Kinder.

Meine Mutter befahl mir, insbeſondere der einſamen überlebenden Großmutter ſo viele Zeit als möglich zu widmen und in Ehrerbietung und

Liebe bei ihr auszuharren, ſo lange es ihr gefiele, mich um ſich zu haben und von meinem Vater, ihrem Sohne, zu reden.

So machte ich mich eines Morgens vor Sonnenaufgang auf die Füße und trat den weiteſten Weg an, den ich bis dahin unternommen hatte. Ich genoß zum erſten Male das Morgengrauen im Freien und ſah die Sonne über nachtfeuchten Waldkämmen aufgehen. Ich wanderte den ganzen Tag, ohne müde zu werden, kam durch viele Dörfer und war wieder ſtundenlang allein in gedehnten Waldungen oder auf freien heißen Höhen, mich oft verirrend, aber die verlorne Zeit nicht bereuend, weil ich fortwährend in meinen Gedanken beſchäftigt war und zum erſten Mal, durch mein ſtilles Wandern bewegt, von der ernſten Betrachtung des Schickſals und der Zukunft erfüllt wurde. Kornblumen und rother Mohn und in den Wäldern bunte Pilze begleiteten mich längs der ganzen Straße, wunderſchöne Wolken bildeten ſich unabläſſig und zogen am tiefen ſtillen Himmel dahin, ich ging immer zu, indeſſen mich das ſelbſtgefällige Mitleid mit mir ſelbſt, welches mir die

Welt aufgedrängt hatte, wieder überkam, bis ich gegen alle Gewohnheit bitterlich weinte. Ich wußte mich vor Betrübniß nicht zu laſſen und ſaß an einer ſchattigen Quelle nieder, immer ſchluchzend, bis ich mich ſchämte, mein Geſicht wuſch und über mich ſelbſt lächelnd den Reſt des Weges zurücklegte. Endlich ſah ich das Dorf zu meinen Füßen liegen in einem grünen Wieſenthale, welches von den Krümmungen eines leuchtenden kleinen Fluſſes durchzogen und von belaubten Bergen umgeben war. Die Abendſonne lag warm auf dem Thale, die Kamine rauchten freundlich, einzelne Rufe klangen herüber. Bald befand ich mich bei den erſten Häuſern, ich fragte nach dem Pfarrhauſe und die Leute, welche an meinen Augen und meiner Naſe erkannten, daß ich zu dem Geſchlechte der Lee gehöre, fragten mich, ob ich vielleicht ein Sohn des verſtorbenen Baumeiſters ſei?

So gelangte ich zu der Wohnung meines Oheims, welche von dem rauſchenden Flüßchen beſpült und mit großen Nußbäumen und einigen hohen Eſchen umgeben war; die Fenſter blinkten zwiſchen dichtem Aprikoſen- und Weinlaube hervor und unter Einem derſelben ſtand mein dicker Oheim in grüner Jacke, ein ſilbernes Waldhörnchen, in welchem eine Cigarre rauchte, im Munde und eine Doppelflinte in der Hand. Ein Flug Tauben flatterte ängſtlich über dem Hauſe und drängte ſich um den Schlag, mein Oheim ſah mich und rief ſogleich: »Ha ha, ſakerment, Herr Neveu! das iſt gut, daß Du da biſt, ſchnell heraufſpaziert!« Dann ſah er plötzlich in die Höhe, ſchoß in die Luft und ein ſchöner Raubvogel, welcher über den Tauben gekreiſ't hatte, fiel todt zu meinen Füßen. Ich hob ihn auf und trug ihn, durch dieſen tüchtigen Empfang angenehm begrüßt, meinem Oheim entgegen.

In der Stube fand ich ihn allein neben einer langen Tafel, die für viele Perſonen gedeckt war. »Eben kommſt Du recht!« rief er, »wir halten heute das Erntefeſt, gleich wird das Volk da ſein!« Dann ſchrie er nach ſeiner Frau, ſie erſchien mit zwei mächtigen Weingefäßen, ſtellte ſie ab und rief: »Ei ei, was iſt das für ein Bleichſchnabel, für ein Milchgeſicht? Warte, Du ſollſt nicht mehr fort, bis Du ſo rothe Backen haſt, wie Dein ſeliger Vater! Wie geht's der Mutter, was iſt das, warum kommt ſie nicht mit?« Sogleich richtete ſie mir an der Tafel ein vorläufiges Mal zu und trug mich, als ich zögerte, ohne weiteres wie ein Kind auf den Stuhl und befahl mir, ſtracks zu eſſen und zu trinken. Indeſſen näherte ſich Geräuſch dem Hauſe, der hohe Garbenwagen ſchwankte unter den Nußbäumen heran, daß er die unterſten Aeſte ſtreifte, die Söhne und Töchter mit einer Menge anderer Schnitter und Schnitterinnen gingen nebenher unter Gelächter und Geſang, der Oheim, ſeine Flinte reinigend, ſchrie ihnen zu, ich wäre da, und bald fand ich mich mitten im fröhlichen Getümmel. Erſt ſpät in der Nacht legte ich mich zu Bette bei offenem Fenſter; das Waſſer rauſchte dicht unter demſelben, jenſeits klapperte eine Mühle, ein majeſtätiſches Gewitter zog durch das Thal, der Regen klang wie Muſik und der Wind in den Forſten der nahen Berge wie Geſang, und die kühle erfriſchende Luft athmend ſchlief ich ſo zu ſagen an der Bruſt der gewaltigen Natur ein.

Holz.

Der
grüne Heinrich.

Der

grüne Heinrich.

Roman

von

Gottfried Keller.

In vier Bänden.

Zweiter Band.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.
1854.

Sächsische
Landesbibliothek
12. SEP. 1977
Dresden

Erſtes Kapitel.

Am frühen Morgen, als Sonnenglanz durch das viele Laubwerk in's Zimmer drang, wurde ich auf eigenthümliche Weiſe geweckt. Ein junger Edelmarder mit zartem Pelze ſaß auf meiner Bruſt, und beſchnüffelte mit den feinen haſtigen Athemſtößen ſeiner ſpitzen kühlen Schnauze meine Naſe und huſchte, als ich die Augen aufſchlug, unter die Bettdecke, blinzelte da und dort hervor und verſteckte ſich wieder. Als ich aus dieſer Erſcheinung nicht klug wurde, brachen meine jungen Vettern aus ihrer Schlafkammer, in welcher ſie gelauſcht hatten, lachend hervor, veranlaßten das behende Thier zu den anmuthigſten und poſſierlichſten Sprüngen und erfüllten das Zimmer mit Fröhlichkeit. Dadurch herangelockt, drang eine Meute ſchöner Hunde herein, ein zahmes Reh erſchien neugierig unter der Thür, eine prachtvolle graue Katze folgte und ſchmiegte ſich durch das Getümmel, die ſpielenden und zu täppiſchen Hunde würdevoll abweiſend, Tauben ſaßen auf dem Fenſter, Menſchen und Thiere, die erſteren kaum halb angezogen, jagten ſich durcheinander; Alle aber hielt der kluge Marder zum Beſten und ſchien viel eher mit uns zu ſpielen, als wir mit ihm. Nun erſchien auch der Oheim mit dem rauchenden Waldhörnchen, uns eher noch zu Unfug anſpornend, als abwehrend; ſeine friſch blühenden Töchter folgten ihm, um nach der Urſache des Geräuſches zu ſehen und uns zu Frühſtück und Ordnung zu rufen, mußten ſich aber bald ihrer Haut wehren, da ein Krieg allgemeiner Neckerei ſich gegen ſie entſpann, an dem ſogar die Hunde Theil nahmen, welche ſich die Parole der erlaubten Ausgelaſſenheit am frühen Morgen nicht zweimal geben ließen, ſondern ſich tapfer an die ſtarken Kleiderſäume der ſcheltenden Mädchen hingen. Ich ſaß an dem offenen Fenſter und athmete die balſamiſche Morgenluft; die glitzernden Wellen des raſchen Flüßchens flimmerten wider an der weißen Zimmerdecke und ihr Reflex überſtrahlte das Angeſicht jenes ſeltſamen Kindes, deſſen alterthümliches Bild an der Wand hing. Es ſchien unter dem Wechſeln des ſpielenden Silberſcheines zu leben und vermehrte den Eindruck, den Alles auf mich machte. Dicht unter dem Fenſter wurde Vieh getränkt, Kühe, Ochſen, junge Rinder, Pferde und Ziegen gingen in der Mitte des klaren Waſſers, tranken in bedächtigen Zügen und ſprangen muthwillig davon; das ganze Thal war lebendig und glänzte vor Friſche und ſein Rauſchen vermiſchte ſich mit dem Gelächter in meinem Zimmer, ich fühlte mich ſo glücklich, wie ein junger Fürſt, bei welchem glänzendes Lever gehalten wird. Endlich erſchien die Muhme und befahl uns ohne Widerſtand zum Frühſtück.

Ich ſah mich wieder an den langen Tiſch verſetzt, um welchen die zahlreiche Familie mit ihren Schützlingen und Arbeitern verſammelt war. Letztere kamen ſchon von mehrſtündiger Arbeit und erholten ſich von der erſten leichten Müde, von der erſtarkten Sonne als Morgengruß geſendet. Alles aß kräftige Haferſuppe, in welche reichlich Milch gegoſſen wurde; nur am obern Ende, zwiſchen Vater, Mutter und der älteſten Tochter, herrſchte die Kaffetaſſe, und ich, als Gaſt dieſem vornehmen Anhängſel beigefügt, ſah mit Neid in die friſche Suppenregion hinüber, wo fröhliche Witzworte getauſcht wurden und die geneckten Mädchen, mit braunen Wangen und Armen, doch mit ſchneeweißen Hemden und Halstüchern, geſchützt durch den Anſtand des verſammelten Tiſches, die vorlauten Jungen glänzend heimſchickten. Doch bald brach die Geſellſchaft wieder auf, um zur Arbeit auf dem fernen heißen Felde oder in Scheunen und Stall ſich zu zerſtreuen. Die Auszüge des Tiſches wurden in einander geſchoben, daß er, eine ſchwere Maſſe glänzenden Nußbaumholzes, ſtill in der geleerten Stube ſtand, bis die Hausfrau einen mächtigen Korb Hülſenfrüchte darauf ſchüttete, um ſie für das Mittagsmahl vorzubereiten und dem Oheim kaum für ſeine Hefte Raum ließ, in welchen er den diesjährigen Ertrag ſeiner Felder eintrug, mit den früheren Jahrgängen und überdies noch das Verhalten der einzelnen Aecker unter einander verglich. Der jüngſte Sohn, etwa in meinem Alter, mußte ihm, hinter ſeinem Stuhle ſtehend, Bericht erſtatten, und als er ſeiner Pflicht genügt hatte, forderte er, ſelbſt noch nicht zu anhaltender Arbeit verbunden, mich auf, mit ihm hinauszuſtreifen und etwa mit zu arbeiten, wo es uns am beſten gefiele, vorzüglich aber uns bei dem Zwiſchenimbiß einzufinden, der auf dem Felde gehalten würde und wo es an Scherz nicht fehle. Indeſſen erſchien aber ein Sendbote der Großmutter, die von meiner Ankunft gehört hatte und mich einlud, ſogleich zu ihr zu kommen. Mein Vetter bot ſich mir zur Begleitung an, ich putzte mich, nicht ohne Affektation, halb einfach ländlich, halb komödiantiſch heraus und wir gingen auf den Weg, welcher zuerſt über den Kirchhof führte, der auf einer kleinen Höhe gelegen iſt. Dort duftete es gewaltig von tauſend Blumen, eine flimmernde, ſummende Welt von Licht, Käfern und Schmetterlingen, Bienen und namenloſen Glanzthierchen webte über den Gräbern hin und her. Es war ein feines Concert bei beleuchtetem Hauſe, wogte auf und nieder, erlöſchte bis auf das gehaltene Singen eines einzelnen Inſektes, belebte ſich wieder und ſchwellte muthwillig und volltönig an; dann zog es ſich in die Dunkelheiten zurück, welche die Jasmin- und Hollunderbüſche über den Grabzeichen bildeten, bis eine brummende Hummel den Reigen wieder an's Licht führte, die Blumenkelche nickten im Rhythmus vom fortwährenden Abſitzen und Auffliegen der Muſikanten. Und unter dieſem zarten Gewebe lag das Schweigen der Gräber und der Jahrhunderte, beredt und vollmächtig und ſchwoll hinunter bis in die Tage, wo dieſer Zweig alemaniſchen Wandervolkes ſich hier feſtgeſetzt und die erſte Grube gegraben. Ihr Wort, Spuren ihrer Sitte und ihre Geſetze leben noch im grünen Gau, in den kleinen grauen Steinſtädten, die an den Flüſſen hangen oder an Halden lehnen, und ein heiliges Bewußtſein der Geſchichte that ſich auf auf dieſem Friedhofe. Daher empfand ich eine Art von Scheu, vor die ergraute Frau zu treten, die ich noch nie geſehen und mir eher als eine geſtorbene Vorfahrin, denn als eine lebendige Großmutter erſchien. Auf engen Pfaden, unter fruchtbeſchwerten Bäumen hin, um ſtille Gehöfte herum gelangten wir endlich vor ihr Haus, welches in tief grünem ſchweigendem Schatten lag: ſie ſtand unter der braunen Thür und ſchien, die Hand über den Augen, ſich nach mir umzuſehen. Sogleich führte ſie mich in die Stube hinein und hieß mich mit ſanfter Stimme willkommen, ging zu einem blanken zinnernen Gießfaſſe, welches in gebohnter Nußbaumniſche über einer ſchweren zinnernen Schale hing, drehte den Hahn und ließ ſich das klare Waſſer über die kleinen gebräunten Hände ſtrömen. Dann ſetzte ſie Wein und Brot auf den Tiſch, ſtand lächelnd, bis ich getrunken und gegeſſen hatte, und ſetzte ſich hierauf ganz nahe zu mir, da ihre Augen ſchwach waren, betrachtete mich unverwandt, während ſie nach der Mutter und unſerem Ergehen fragte und doch zugleich in Erinnerung früherer Zeit verſunken ſchien. Auch ich ſah ſie aufmerkſam und ehrerbietig an und behelligte ſie nicht mit kleinen Berichten, welche mir nicht hieher zu gehören ſchienen. Sie war ſchlank und fein gewachſen, trotz ihres hohen Alters beweglich und aufmerkſam, keine Städterin und keine Bäuerin, ſondern eine wohlwollende Frau; jedes Wort, das ſie ſprach, war voll Güte und Anſtand, Duldung und Liebe, Freude und Leid, von aller Schlacke übler Gewohnheit gereinigt, gleichmäßig und tief. Es war noch ein Weib, von dem man begreifen konnte, wie die Alten das verdoppelte Wehrgeld des Mannes forderten, wenn es erſchlagen oder beſchimpft wurde. Freilich war ſie von ihrem Manne weder geachtet noch geliebt, ſondern geknechtet, ſo weit dies möglich war; aber da nicht mehr Alle Mannen ſind, kann auch das Weib ſeinen Vollwerth nicht mehr haben.

Ihr Mann erſchien, ein diplomatiſcher und gemeſſener Bauer; er begrüßte mich mit freundlicher Theilnahmloſigkeit, und nachdem er mit Einem Blicke geſehen, daß ich eine ähnliche »phantaſtiſche« Natur wie mein Vater und desnahen in der Zukunft weder Anſprüche noch Streitigkeiten zu befürchten ſeien, ließ er ſeine Frau in ihrer Freude gewähren, gab ihr ſogar gelaſſen zu verſtehen, daß ſie mich nach Gefallen bewirthen dürfe und ging wieder ſeine Wege.

Ich blieb einige Stunden bei ihr, ohne daß wir viel ſprachen; ſie ſaß ſtillvergnügt neben mir und ſchlief endlich lächelnd ein. Ueber ihre geſchloſſenen Augen ging eine leiſe Bewegung wie das Wallen eines Vorhanges, hinter welchem etwas vorgeht, man ahnte, daß ſich dort Bilder in zartem, verjährtem Sonnenſcheine zeigten und die freundlichen Lippen verkündeten es in ſchwachen Regungen. Als ich mich erhob, um behutſam fortzugehen, erwachte ſie ſogleich, hielt mich an und betrachtete mich fremd; wie in ihrer Perſon das meinem Daſein Vorhergegangene groß und unvermittelt vor mir ſtand, mochte ich als die Fortſetzung ihres Lebens, als ihre Zukunft dunkel und räthſelhaft vor ihr ſtehen, da meine Tracht wie meine Sprache von Allem abwich, in dem ſie ſich lebenslang bewegt hatte. Sie ſchritt gedankenvoll in die Nebenkammer, wo ſie in einem hohen Schranke einen Vorrath neuer Kleinigkeiten aufbewahrte, die ſie von fahrenden Krämern zu kaufen pflegte, um ſie gelegentlich an das junge Volk zu verſchenken. Statt eines mächtigen Taſchentuches ergriff ſie, ihres blöden Geſichtes wegen, ein kleines rothſeidenes Halstuch, wie es Bauermädchen tragen und gab mir es, noch in das gleiche Papier gewickelt, in dem ſie es gekauft. Ich mußte ihr verſprechen, jeden Tag zu kommen und nächſtens einmal dort zu ſpeiſen.

Mein Vetter hatte ſich längſt entfernt und ich ſuchte allein meinen Heimweg, das rothe Tüchelchen in der Taſche. Bei einem Hauſe vorbeigehend, bemerkte ich einige derbe Kinder, welche wie der Blitz hineinliefen und dort lärmend etwas riefen. Eine Frau kam heraus, holte mich ein, kündigte ſich als Baſe an und fragte, ob ich denn nichts von ihr und ihrer Familie wiſſe? Ich bejahte die Frage, indem ich mich entſchuldigte, ſie nicht gekannt zu haben. Sie nöthigte mich nun in das Haus, wo es von friſch gebackenem Brote duftete und eine lange Treppe von unten bis oben mit großen viereckigen und runden Kuchen bedeckt war, auf jeder Staffel einer, um zu verkühlen. Während dieſe Baſe, ein rüſtiges Weib in voller Blüthe der Arbeitsluſt und Kraft, ſchnell ihre Haare zurückſtrich und eine Schürze umband, hockten die Kinder alle hinter dem heißen Ofen und guckten ſcheu, doch kichernd hervor, ohne daß ich die Gewandtheit beſaß, ſie zahm zu machen, weil ich ſelbſt noch zu nah an ihrem Alter ſtand und ihnen zu wenig überlegen war. Meine neue Gönnerin verkündigte, daß ich gerade zu einer guten Stunde gekommen ſei, da ſie heute gebacken hätte, zerſchnitt ſogleich einen gewaltigen Kuchen in vier Stücke und ſetzte Wein dazu, um dann den Tiſch für das Mittagsmahl zu decken. Dieſes Haus hatte nicht den patriarchaliſchen Anſtrich, wie dasjenige der Großmutter; man ſah keine Geräthe von Nußbaum, ſondern nur von lackirtem Tannenholz, die Wände waren noch von friſcher Holzfarbe, die Ziegel auf dem Dache hellroth, wie das zu Tage tretende Gebälke und vor dem Hauſe wenig oder kein Baumſchatten; die Sonne überwand ſpielend die jungen Obſtbäumchen und lag heiß auf dem weiten Gemüſegarten, in welchem nur ein beſcheidenes Blumenrevier verkün=

dete, daß dieſe Haushaltung einen jungen Wohlſtand zu begründen im Begriffe und vor der Hand an den proſaiſchen Nutzen gewieſen ſei. Nun kam der Mann vom Felde mit dem älteſten Knaben, beſorgte, obgleich er vernahm, daß ich in der Stube ſei, erſt ſeine Ochſen und Kühe, wuſch ſich am Brunnen gemächlich die Hände und trat dann, dieſelben mir reichend, feſt und ruhig herein, ſogleich nachſehend, ob ſeine Frau mich gehörig bewirthe. Dabei zeigten die Leute keinerlei Ziererei, als ob ihre Gaben zu gering wären u. dgl. Der Bauer iſt der Einzige, welcher nur ſein Brot als das beſte erachtet und es als ſolches Jedermann anbietet. Seine Leckerbiſſen ſind die Erſtlinge jeder Frucht; die neue Kartoffel, die erſte Birne, die Kirſchen und die Pflaumen gehen ihm über Alles und er ſchätzt ſie ſo hoch, daß er Wunder glaubt was zu gewinnen, wenn er von fremden Bäumen im Vorübergehen eine Handvoll erhaſchen kann, während er an den bunten Leckereien der Städte gleichgültig vorübergeht und ſeinen Lieben höchſtens ein ungenießbares Bonbon von Stärkemehl kauft, weil es die Form eines Herzens hat und ein hübſcher Spruch darauf ſteht. Eine andere Dilikateſſe, die er aus der Stadt mitbringt, iſt einfaches Weißbrot; hier holt er ſich nur wieder zurück, was er ſelbſt hervorgebracht hat, und deswegen zeichnet er aus. Dieſe Ueberzeugung, daß er das Beſte und Geſundeſte biete, welche in unverdorbenen und noch nicht ſervilen Gegenden nicht ohne Oſtentation hervortritt, geht auf den Gaſt über, welcher ſich alsbald einer kräftigen Eßluſt hingiebt, ohne ſie zu bereuen. Darum ſaß ich ſchmächtiges »Vetterlein« wieder tapfer ſchmauſend hinter dem Tiſche, obgleich ich heute ſchon ein Erkleckliches gethan hatte. Mit Wohlwollen überhäuften mich die Verwandten und betrachteten mich, wie jeden Städter, der nicht ein Zinsherr iſt, als einen Hungerſchlucker. Sie führten ein lebhaftes Geſpräch über unſer Schickſal und befragten mich des Genaueſten nach allen unſeren Umſtänden. Die Frau erkundigte ſich, ob ihre jährlichen Geſchenke an Feldfrüchten immer richtig ankämen und verſprach, gewiß ſelbſt ein Mal nach der Stadt zu kommen; der Mann erzählte von meinem Vater, wie derſelbe als kleines Jüngelchen, wenn man ihn gefragt habe, was er geben wolle, geantwortet: Ein'n Herr ab! nämlich abgeben, was aber luſtiger Weiſe geklungen hätte wie: Ein Herab! »Nun,« fügte der Vetter hinzu, »wenn er gelebt haben würde, ſo wäre er noch ein vollſtändiger Herr geworden; eigentlich war er an ſich ſchon mehr als unſer Einer! aber nun müſſet Ihr aufmerken, Vetterlein, daß Ihr es auch zu was bringt und das zu Ende führet, was er angefangen hat. Allem Anſcheine nach werdet Ihr für die Feder gut ſein, ſonderlich da Euch die Mutter gut ſchulen läßt, ſoviel wir hören, und was ehrenfeſt von ihr gehandelt iſt. Da müſſet Ihr vor Allem aus nicht ſtolz werden und nicht ſo ein Fuchsſchwanz, ſondern Euch immerdar zu uns halten, damit Ihr ein rechter Volksmann werdet und wir auch was an Euch haben. Denn wir leiden in unſerem Dorfe Noth an gelehrten Leuten und müſſen unſeren Bezirksnachbaren trotz unſerer ſtarken Zahl bei Wahlen immer die Vorhand laſſen, weil wir keine Federhelden aufbringen können. Wenn Ihr, gutes Vetterlein, daher etwas Rechtes werdet, ſo brauchet Ihr alsdann die Herren in der Stadt gar nicht, wir wollen Euch ſchon zu Etwas machen. Obgleich Euer Vater ſchon lange todt iſt und es dann noch länger ſein wird, ſo hat er doch in dieſer Gegend ein ſolches Andenken hinterlaſſen und Ihr ſelbſt ſeid ſo mitten unter uns bürgerlich, daß Ihr weiter keine Gunſt brauchet, als Euere Tüchtigkeit!«

Dieſe Rede, an ſich etwas zu früh an mich gerichtet, betrübte mich, daß ich ganz ſtill ſchwieg; denn erſtens war es nun mit der Schule vorbei, was der Mann noch nicht wußte, und zweitens fühlte ich mich nicht nach dem Geſchäftsleben hingezogen, fühlte vielmehr eine Art von Grauen vor demſelben.

Nachdem ich noch den Stall beſehen und in der Scheune jeder Kuh eine Gabel voll Klee hinübergeſchoben, verabſchiedete ich mich; die Baſe ließ es ſich aber nicht nehmen, mich ein Stück Weges zu begleiten, um mich ſchnell noch einer anderen Baſe vorzuſtellen, wo ich mich nicht lange aufzuhalten brauche für dieſes Mal. Ich ſand eine freundliche Matrone, nicht ganz von dem edlen und feinen Weſen meiner Großmutter, aber doch voll Anſtand und Wohlwollen. Sie lebte allein mit einer Tochter, welche früher, einer häufigen Sitte gemäß, zwei Jahre in der Stadt gedient, dann einen vermöglichen Bauer geheirathet hatte, welcher bald geſtorben, und nun Witwe bleiben wollte, wie ſie verſicherte, obgleich ſie erſt ungefähr dreißig Jahre alt war. Sie war von hohem und feſtem Wuchſe, ihr Geſicht hatte den ausgeprägten Typus unſerer Familie, aber durch eine ſeltſame Schönheit verklärt; beſonders die großen braunen Augen und der Mund mit dem vollen üppigen Kinn machten augenblicklichen Eindruck. Dazu ſchmückte ſie ein ſchweres dunkles, faſt nicht zu bewältigendes Haar. Sie galt für eine Art Lorelei, obſchon ſie Judith hieß, auch Niemand etwas Beſtimmtes oder Nachtheiliges von ihr wußte. Dies Weib trat nun herein, vom Garten kommend, etwas zurückgebogen, da ſie in der Schürze eine Laſt friſch gepflückter Ernteäpfel und darüber eine Maſſe gebrochener Blumen trug. Dies ſchüttete ſie alles auf den Tiſch, wie eine reizende Pomona, daß ein Gewirre von Form, Farbe und Duft ſich auf der blanken Tafel verbreitete. Dann grüßte ſie mich mit ſtädtiſchem Accente, indeſſen ſie aus dem Schatten eines breiten Strohhutes neugierig auf mich herabſah, ſagte, ſie hätte Durſt, holte ein Becken mit Milch herbei, füllte eine Schale davon und bot ſie mir an; ich wollte ſie ausſchlagen, da ich ſchon genug genoſſen hatte, allein ſie ſagte lachend: »Trinkt doch!« und machte Anſtalt, mir das Gefäß an den Mund zu halten. Daher nahm ich es und ſchlürfte nun den marmorweißen und kühlen Trank mit Einem Zuge hinunter und mit demſelben ein unbeſchreibliches Behagen, wobei ich ſie ganz ruhevoll anſah und ſo ihrer ſtolzen Ruhe das Gleichgewicht hielt. Wäre ſie ein Mädchen von meinem Alter geweſen, ſo hätte ich ohne Zweifel meine Unbefangenheit nicht bewahrt. Doch war dies Alles nur ein Augenblick und als ich mir darauf mit den Blumen zu ſchaffen machte, zwang ſie ſogleich einen großen betäubenden Strauß von Roſen, Nelken und ſtarkduftenden Kräutern zuſammen und ſteckte mir denſelben wie ein Almoſen in die Hand; das alte Mütterchen füllte meine Taſchen mit Aepfeln, daß ich nun mit Gaben förmlich beladen, ohne Widerrede gedemüthigt von dannen zog, von ſämmtlichen Frauen zu fleißigem Beſuche bei ihnen, wie bei den noch übrigen Verwandten, aufgefordert.

Es war ſchon tiefer Nachmittag, als ich endlich das Haus meines Oheims wieder fand; es war verſchloſſen, weil alle Bewohner im Freien waren; doch wußte ich, daß ich durch Scheune und Stall ein Schlupfloch finden würde. In der Scheune ſprang mir das Reh entgegen und ſchloß ſich mir unverweilt an, da es ihm langweilig ſein mochte, im Stalle ſahen ſich die Kühe, Unterhaltung fordernd, nach mir um, und ein lediges Rind tappte halbwegs auf mich zu, ſah mich verwundert an und machte Anſtalt, einen vertraulichen Satz gegen mich zu nehmen, daß ich mich furchtſam in den nächſten Raum ſalvirte, der ganz mit Ackergeräthſchaften und Holzgerümpel angefüllt war. Aus dem dunklen Wirrſal hervor ſchoß mit vergnüglichem Murren der

Marder, welcher ſich hier einſam amüſirt hatte, und ſaß mir im Augenblicke auf dem Kopfe, mir mit dem Schwanz um die Backen ſchlagend und vor Freude tollen Unſinn treibend, daß ich laut lachen mußte. So gelangte ich mit meiner Geſellſchaft in den helleren, bewohnten Theil des Hauſes und fand endlich die Wohnſtube, wo ich meine Bürde von Blumen, Früchten und Thieren abwarf. Auf dem Tiſche ſtand mit Kreide geſchrieben, wo ich zu eſſen finden würde, im Falle ich Luſt hätte, nebſt allerlei beigefügten Witzen des jungen Volkes; aber ich zog vor, mir das Geburtshaus meiner Mutter nun gemächlich anzuſehen.

Mein Oheim hatte ſchon ſeit einigen Jahren ſeiner geiſtlichen Pfründe entſagt, um ſich ganz ſeinen Neigungen hinzugeben. Da der Staat ohnehin Willens war, der Gemeinde ein neues Pfarrhaus zu bauen, kaufte der Oheim dazumal das alte Pfarrhaus von ihm, welches urſprünglich eigentlich der Landſitz eines Ariſtokraten geweſen war und daher ſteinerne Treppen mit [illegible]ſengeländern, in Gyps gearbeitete Plafonds, einen

Saal mit einem Kamine, viele Zimmer und Räume und überall eine Unzahl geſchwärzter Oelgemälde enthielt, Thierſtücke, Stillleben, Landſchaften und Perrückenbilder. In dieſes Weſen hinein hatte der Oheim, unter das gleiche Dach, ſeine Landwirthſchaft geſchoben, indem er einen Theil der Wohnung herausgebrochen, daß ſich beide Elemente, das junkerhafte und das bäuerliche, verſchmolzen und durch wunderliche Thüren und Durchgänge verbanden. Aus einem mit Jagden bemalten und mit alten theologiſchen Werken verſehenen Zimmer ſah man ſich, wenn man eine Tapetenthür öffnete, plötzlich auf den Heuboden verſetzt, das Parket und die Decke des Kaminſaales waren mit Fallthüren verſehen, welche mit Tenne und Speicher correſpondirten, und ich verwunderte mich nachher, als ich in dem kühlen und heitern Saale meinen Sitz aufgeſchlagen und an nichts dachte, als plötzlich eine ſchwere Garbe aus dem Boden ſtieg, an einem Seile aufgezogen, und in den Gypsblumen der Decke wieder verſchwand, wie ein Traum von den ſieben fetten Jahren. Von der Decke dieſes Saales hingen überdies groſſe gläſerne Kugeln herab, welche inwendig mit Herren und Damen in Reifröcken und Perrücken, auf Papier gemalt, beklebt waren; dazwiſchen ein Kronleuchter, aus Hirſchgeweihen zuſammengeſetzt, und neben der Flügelthür ragte eine in Holz geſchnittene und bemalte Meerfrau aus der Wand, zwiſchen ihren Händen eine zierliche Walze haltend, über welche ehemals ein langes Handtuch gehangen wurde zu allgemeinem Gebrauche. Unter dem Dache fand ich eine kleine Manſarde, deren Wände mit alten Hirſchfängern und Galanteriedegen, ſowie mit unbrauchbarem Schießgewehr bedeckt waren; eine überlange ſpaniſche Klinge mit herrlich gearbeitetem ſtählernem Griffe war ein ſeltenes Prachtſtück und mochte ſchon ſeltſame Tage geſehen haben. Ein paar Folianten lagen beſtäubt in der Ecke, in der Mitte des Zimmers ſtand ein mit Leder bezogener zerfetzter Lehnſtuhl, ſo daß nur der Don Quixotte fehlte, um das Ganze zu einem Bilde zu machen. Uebrigens ſetzte ich mich behaglich hinein und dachte an den guten Herrn, deſſen Geſchichte ich, unter der Leitung meines ehemaligen Lehrers, aus dem Franzöſiſchen des Mr. Florian überſetzt hatte. Ich hörte ein ſeltſames Geräuſch, Gurren und Krabbeln an der Wand, ſchlug einen hölzernen Schieber zurück und ſteckte den Kopf hindurch in — den heißen Taubenſchlag, welcher alſobald in ſolchen Allarm gerieth, daß ich mich zurückziehen mußte. Ferner entdeckte ich die Schlafzimmer der Töchter, ſtille Gelaſſe mit grünen Fenſtergärtchen und überdies von treuen Baumwipfeln bewacht, mit geretteten Stücken blumiger Tapeten bekleidet, wo die zahlreichen Rokokoſpiegel des ehemaligen Herrenſitzes eine ehrenvolle Zurückgezogenheit gefunden hatten; ſo auch die große Kammer der Söhne, welche mit den Spuren einiger nicht zu tiefen Studien und den Werkzeugen des ländlichen Müſſigganges, mit Angelzeug und Vogelgarnen verziert war.

Gegen Oſten ſahen die Fenſter des Hauſes in das Wirrſal von Obſtbäumen und Dachgiebeln des Dorfes, aus welchem der erhöhte Kirchhof mit der ſchneeweißen Kirche wie eine geiſtliche Feſtung emporragte, nach der Abendſeite ſchaute die hohe lange Fenſterflucht des Saales über ein ſattgrünes Wieſenthal, durch welches ſich der Fluß in vielen Armen und Windungen buchſtäblich ſilbern ſchlängelte, da er höchſtens zwei Fuß tief war und wie Brunnenwaſſer in lebendigen heftigen Wellen über weißes Geſchiebe floß. Jenſeits dieſes Wieſengrundes ſtieg eine waldige Berghalde oder ein haldiger Bergwald auf, an welchem alle Laubarten durcheinander wogten, von düſteren Felswänden und Kuppen unterbrochen. Die untergehende Sonne aber hatte einen freien Eingang über fernere Blauberge in das Thal und übergoß es alle Abend mit Gluth, daß man an den Fenſtern des Saales im Rothen ſaß, ja die Röthe drang durch dieſen hin, wenn ſeine Thüren geöffnet, in's Innere des Hauſes und überzog Gänge und Wände. Gemüſe- und Blumengärten, vernachläſſigte Zwiſchenräume, Hollunderbüſche und eingefaßte Quellen, alles von Bäumen überſchattet, bildeten eine reizende Wildniß weit herum und dehnten ſich noch mittelſt einer kleinen Brücke über das Waſſer hinaus. Die etwas weiter oben liegende Mühle aber gab ſich nur durch das Geräuſch und durch das Blitzen und Stäuben des Rades kund, welches unter den Bäumen durchleuchtete. Das Ganze war eine Verſchmelzung von Pfarrei, Bauernhof, Villa und Jägerhaus, und mein Herz jubelte, als ich alle Schönheit und Poeſie entdeckte und überſah, umgaukelt von der geflügelten und vierfüßigen Thierwelt. Hier war überall Farbe und Glanz, Bewegung, Leben und Glück, reichlich, ungemeſſen, dazu Freiheit und Ueberfluß, Scherz, Witz und Wohlwollen. Der erſte Gedanke war eine freie ungebundene Thätigkeit. Ich eilte auf mein Zimmer, welches auch nach der Abendſeite lag, und begann meine indeſſen angekommenen Sachen auszupacken, meine Schulbücher und abgebrochenen Hefte, welche ich ſo gut möglich noch zu pflegen gedachte, vorzüglich aber einen anſehnlichen Vorrath von Papier verſchiedener Art, Federn, Bleiſtifte und Farben, vermittelſt deren ich zu ſchreiben, zu zeichnen, zu malen gedachte, was weiß ich, was Alles! In dieſem Augenblicke wandelte ſich der bisherige Spieltrieb in eine ganz ernſthafte und gravitätiſche Luſt zu Schafſen und Arbeit, zu bewußtem Geſtalten und Hervorbringen um. Mehr als alles vorhergehende Ungemach weckte dieſer eine, ſo einfache und doch ſo reiche Tag den erſten Schein der Klarheit, die Morgendämmerung der reifern Jugend in mir auf. Als ich meine bisher übermalten Streifen und Bogen auf dem großen Bette ausbreitete, daß es mit wunderlich bunter Decke bezogen war, fühlte ich mich mit einem Male über dieſe Dinge hinausgerückt und mit dem Bedürfniß auch den Willen, ſogleich einen Fortſchritt aus mir ſelbſt hervorzuzwingen. Es lag in der Luft, es lag in mir oder weiß Gott wo, daß ich das nächſte Blatt mit mehr Energie und Geſchick angegriffen vor mir ſchweben ſah. Zuletzt eigentlich mochte ich nur die äußere Anregung vorausempfinden, die ſich in dieſem Augenblicke mir näherte.

Mein Oheim trat, von einer Aufſichtswanderung zurückgekehrt, zu mir herein und faßte eine gutmeinende Verwunderung, als er mich von meinem Krame umgeben ſah. Die kindliche Renomiſterei und Keckheit meiner Machwerke, die marktſchreieriſchen Farben imponirten ſeinem ungeübten Auge und er rief: »Ei, Du biſt ja ein ganzer Maler, Herr Neveu! Das iſt nun recht; da haſt Du ja auch eine Menge Papier und Farben? Gut! Was haſt Du hier für Sachen, wo haſt Du ſie hergenommen?« Ich erwiederte, daß ich Alles aus dem Kopfe gemacht hätte. »Ich will Dir nun andere Aufgaben ſtellen,« ſagte er, »Du ſollſt nun unſer Hofmaler ſein! Gleich Morgen ſollſt Du verſuchen, unſer Haus zu zeichnen mit Gärten und Bäumen und Alles genau nachbilden! Auch kann ich Dir manchen ſchönen Punkt in unſerer Gegend zeigen, wo Du intereſſante Proſpekte aufnehmen magſt; das wird Dich üben und Dir nützlich ſein. Ich wollte ſelbſt, ich hätte dergleichen geübt. Halt, ich kann Dir einige hübſche Sachen zeigen, welche von einem Herrn herrühren, der vor dreißig Jahren oft bei uns zu Gaſt war, als wir immer Beſuch aus der Stadt hatten. Er malte zu ſeinem Vergnügen in Oel, in Waſſerfarben und ſtach in Kupfer oder radirte, wie er es nannte, und war geſchickt, trotz einem Künſtler!«

Er holte eine uralte Mappe herbei, welche mit einer anſehnlichen Schnur umwickelt war, und indem er ſie öffnete, ſagte er: »Ich habe bei Gott dieſe Dinge längſt vergeſſen, ich ſeh' ſie ſelbſt einmal gern wieder! Der gute Junker Felix liegt in Rom begraben, ſchon manches lange Jahr; er war ein alter Junggeſell, trug gepuderte Haare und ein Zöpfchen noch anfangs der zwanziger Jahre; er malte und radirte den ganzen Tag, ausgenommen im Herbſte, wo er mit uns jagte. Damals, zu Anfang der zwanziger Jahre, kamen ein paar junge Herren aus Italien zurück, worunter ein Malergenie. Dieſe Burſche machten einen Teufelslärm und behaupteten, die ganze alte Kunſt ſei verkommen und würde eben jetzt in Rom wiedergeboren von deutſchen Männern. Alles was vom Ende des vorigen Jahrhunderts her datire, das Geſchwätz des ſogenannten Göthe von Hackert, Tiſchbein u. dgl. das ſei Alles Lumperei, eine neue Zeit ſei angebrochen. Dieſe Redensarten ſtörten meinen armen Felix urplötzlich in ſeinem bisherigen Lebensfrieden; umſonſt ſuchten ihn ſeine alten Künſtlerfreunde, mit denen er ſchon manchen Centner Tabacke verraucht hatte, gelaſſen zur Ruhe zu bringen, indem ſie ſagten, er möge doch die jungen Fänte ſchreien laſſen, die Zeit werde ſo gut über ſie hinweggehen, wie über uns! Alles umſonſt! Eines Morgens ſchloß er ſeinen hageſtolzlichen Kunſttempel zu und rannte wie verrückt nach dem St. Gotthard, hinüber und kam nicht wieder. Nachdem ihm die Hallunken zu Rom den Zopf abgeſchnitten bei einer Sauferei, verlor er allen Halt und alle Ehrbarkeit und ſtarb in ſeinen alten Tagen nicht an Altersſchwäche, ſondern an dem römiſchen Wein und an den römiſchen Weibsbilden. Dieſe Mappe ließ er zufällig bei uns zurück.«

Wir durchblätterten nun die vergilbten Papiere; es waren ein Dutzend Baumſtudien in Kreide und Rothſtift, nicht ſehr körperlich und ſicher gezeichnet, doch von einem tüchtigen dilettantiſchen Streben zeugend, nebſt einigen verblaßten Farbenſkizzen und einer großen in Oel gemalten Eiche. »Dies nannte er Baumſchlag,« ſagte mein Oheim, »und machte ein großes Weſen daraus. Das Geheimniß deſſelben hatte er im Jahre 1780 in Dresden erlernt bei ſeinem verehrten Meiſter Zink, oder wie er ihn nannte. Es gibt, pflegte er zu ſagen, zwei Klaſſen von Bäumen, in welche alle zerfallen, in die mit runden, und die mit gezackten Blättern. Daher giebt es zwei Manieren, die gezackete Eichenmanier und die gerundete Lindenmanier! Wenn er beſtrebt war, unſern jungen Damen das geläufige Schreiben dieſer Manieren beizubringen, ſo ſagte er, ſie müßten ſich vor Allem an einen gewiſſen Takt gewöhnen, z. B. beim Zeichnen dieſes oder jenes Baumſchlages zählen: Eins, zwei, drei — vier, fünf, ſechs! Das iſt ja der Walzertakt! ſchrieen die Mädchen und begannen um ihn herumzutanzen, bis er wüthend aufſprang, daß ihm der Zopf wackelte!«

So gewann ich auf dem ſeltſamen Wege einer Tradition, deren Träger ſelbſt der Sache fremd war, den erſten Anhaltspunkt. Ich betrachtete die Blätter ſtumm und aufmerkſam und bat mir die Mappe zur freien Verfügung aus. Sie enthielt überdies noch eine Anzahl radirter Landſchaften, einige Waterloo's, einige idylliſche Haine von Geßner mit ſehr hübſchen Bäumen, deren Poeſie mich frappirte und ſogleich einnahm, bis ich eine Radirung von Reinhardt entdeckte, gelb und beſchmutzt, knapp am Rande beſchnitten, deren Kraft, Schwung und Geſundheit mächtig zu mir ſprach und aus dem verzettelten Stückchen Papier gewaltig herausleuchtete. Während ich ſtaunend das Blatt in der Hand hielt (ich hatte bis jetzt nie etwas wahrhaft Künſtleriſches geſehen), kam der Oheim wieder und rief: »Komm mit, Neveu Maler! der Herbſt wird bald genug da ſein und da müſſen wir ſehen, wie es vorläufig um die Häslein und Füchslein, um Hühner und derlei Volk ſteht! Es iſt ein ſchöner Abend, wir wollen ohne Gewehr ein bischen auf den Anſtand gehen, da kann ich Dir zugleich hübſche Proſpekte zeigen.«

Er ergriff aus einem Winkel, wo eine Menge alter ſpaniſcher Rohre verſammelt war, einen tüchtigen Stock, gab mir auch einen ſolchen, pußtete aus ſeinem Waldhörnchen den abgebrannten Cigarrenſtumpf heraus, daß er gewaltſam an die Decke flog, ſteckte einen friſchen Glimmſtengel hinein, pfiff aus dem Fenſter in weithin ſchallenden Tönen, worauf ſogleich die Hunde aus allen Ecken des Dorfes wie der Blitz herbeiſprangen, und wir zogen, umgeben von den bellenden Thieren, dem abendlichen Bergwalde zu.

Bald war die Meute weit voraus und im Gehölze verſchwunden, aber kaum begannen wir die Höhe hinanzuſteigen, ſo hörten wir ſie über uns anſchlagen und in voller Jagd am Berge hinziehen, daß die Schluchten widerhallten. Meinem Oheim lachte das Herz, er zog mich vorwärts und behauptete, wir müßten raſch nach einer kleinen Waldwieſe eilen, um das Thier zu ſehen; doch auf dem Wege horchte er auf und änderte die Richtung, indem er rief: »Es iſt bei Gott ein Fuchs! dorthin müſſen wir gehen, ſchnell, pſt!« Kaum hatten wir einen ſchmalen Pfad betreten, welcher neben einem trockenen Waldbache hinlief, zwiſchen zwei bewachſenen Abhängen, als er mich plötzlich anhielt und lautlos vorwärts wies, ein röthlicher Streif ſchoß ſtill über Weg und Schlucht, herab, hinauf, und eine Minute nachher heulten die ſechs Hunde hintendrein, raſend, toll! »Haſt Du ihn geſehen?« ſagte der Oheim, ſo vergnügt, als ob er am Vorabend ſeiner Hochzeit ſtände; dann fuhr er fort: »Sie haben ihn verloren, doch in jenem Schlag müſſen ſie nothwendig ein Häschen aufthun! Wir wollen vollends hier hinaufgehen!« Wir gelangten auf eine kleine Hochebene, welche ein von der ſinkenden Sonne geröthetes Haferfeld enthielt, umſäumt von ſtillglühenden Föhren. Hier hielten wir an und ſtellten uns am Rande auf, in wohligem Schweigen, unfern eines verwachſenen Weges, der in's Dunkle führte. Wir mochten ſo eine Viertelſtunde gewartet haben, als das Gebell in großer Nähe plötzlich wieder begann und mein Oheim mich anſtieß. Zugleich bewegte ſich der Hafer vor uns, er flüſterte: »Was Teufel iſt denn da los?« und es erſchien eine rieſenhafte Bauernkatze, welche uns anſah und davonſchlich. In großem Zorne rief der geiſtliche Herr: »Du vermaledeite Beſtie, was haſt denn du hier zu ſchaffen? da ſieht man, wo die jungen Haſen hinkommen! Wart, ich will dir jagen helfen!« und er ſchleuderte ihr einen mächtigen Stein nach. Sie ſprang wieder mitten in den Haſer hinein, indeſſen die Hunde an uns vorüberbrauſten und mein zorniger Oheim ganz verblüfft ſagte: »Da! nun haben wir den Haſen nicht geſehen!« Die Hunde waren ebenfalls im Haferfelde verſchwunden, auch war es ſtill geworden und wir bemerkten nur, daß fünfzig Schritte von uns eine große Bewegung darin herrſchte und zugleich ſahen wir dort ſechs vergnügte Hundeſchwänze über den Halmen wedeln. »Sie haben entweder die Katze, oder ein armes junges Häschen!« rief mein Führer. Wir begaben uns nach der Stelle und entdeckten Beides. Die Katze hatte das zarte Thierchen erſchnappt, nicht ahnend, daß es ſechs Hunde hinter ſich habe, und dieſe zerriſſen ſie in ſelbem Augenblicke ſammt ihrem Opfer. Wir hatten genug zu thun, mit unſeren Stöcken den Knäuel auseinander zu treiben. Mein Oheim war verdrießlich über den Verluſt des Haſen und er tröſtete ſich nur mit dem Tode der unbefugt jagdliebenden Katze.

»Genug für heute,« ſagte er, und ſteckte das Häschen in ſeine weite Rocktaſche, »da wir einmal unwillkürliche Wilddiebe ſind, ſo wollen wir das Ding morgen braten! Nun laß uns noch da vornenhin gehen, wo Du das Hochgebirge ſehen kannſt, dem Du jetzt ein bischen ferner gerückt biſt.«

Am entgegengeſetzten Rande des hohen Feldes, wo die Föhren ſich lichteten, ſah man über zuerſt grüne, dann immer blauer werdende Bergrücken hin nach dem Gebirge im Süden, welches in ſeiner ganzen Ausdehnung von Oſt nach Weſt vor uns lag, von den Appenzeller Kuppen bis zu den Berner Alpen, aber ſo fern, daß man nur den hohen Schnee ſah in ſchwachem Roſenlichte, der Jura lag zu tief und der See bei meiner Stadt lag vollends in der Tiefe unſichtbar begraben. Dieſer ferne, weite Kranz kam mir ganz fremd vor, da ich das Gebirge bisher nur in größerer Nähe und maſſenhafter, aber auch vereinzelter geſehen hatte.

Dadurch wurde ich auch auf den Charakter der mich umgebenden Landſchaft aufmerkſamer. Dieſelbe war ſchon mehr in der Art, wie ich mir deutſches Gebirge vorſtelle, grün, felſig und bebaut, in kleinerem Maßſtabe, aber immer poetiſch. Eine Menge Thäler und Einſchnitte, von Gewäſſern durchzogen, verſprachen eine reiche Zuflucht für fortwährende Streifereien, vorzüglich war es ein rechtes Waldland. Die Formen waren eben nicht maleriſch, meiſtens ſogar monoton, und doch waren die Gegenſtände groß und ſchön durch ihr Daſein, durch ihre Bedeutung, durch den Contraſt, in welchem ſie zu einander ſtanden und erſt in den Ueber- und Durchgängen gab es eine Menge maleriſcher Anblicke, welche geſucht ſein wollten, indeſſen das reichſte Detail an Bäumen und Steinen bei jedem Schritte entgegenſprang. Kurz, es war nicht eine raffinirte ſchöne Gegend, deren Hauptzüge in einem Tage erſchöpft ſind, ſondern eine ſolide Landſchaft, welche bei anſcheinender Härte und Schroffheit tief und lebendig war. Dieſer und jener Berg lag gleich einem Wallroſſe träg und einförmig da, aber wenn man in ihn hineinging, ſo bot er alle Wunder der Phantaſie ſo reichlich, daß einem die Wahl ſchwer wurde.

Indeſſen wir auf einem anderen Wege nach

Hauſe kehrten, wechſelten die reizenden Bilder vor meinen Augen bis in die Schatten der Nacht hinein und ſchloſſen mit dem hellſten Mondſcheine, der auf Mühle, Pfarrhaus und auf dem Waſſer flimmerte, als wir anlangten. Die jungen Leute jagten ſich auf dem Platze unter den Eſchen umher und drängten einander in das Flüßchen, die Töchter ſangen im Garten, die Muhme rief aus dem Fenſter, ich wäre ein Landſtreicher, den man den ganzen Tag nie geſehen hätte, und mein Oheim ſagte, wir wollten das Häschen lieber heute noch braten, es werde ein trefflicher Nachtbiſſen ſein!

Zweites Kapitel.

Der nächſte junge Tag ließ mich von allen Seiten mit dem Rufe: Maler! begrüßen. Guten Morgen, Maler! Haben der Herr Maler wohl geruht? Maler, zum Frühſtück! hieß es, und das Völklein handhabte dieſen Titel mit derjenigen gutmüthig ſpottenden Freude, welche es immer empfindet, wenn es für einen neuen Ankömmling, den es nicht recht anzugreifen wußte, endlich eine geläufige Bezeichnung gefunden hat. Ich ließ mir jedoch den angewieſenen Rang trefflich munden und nahm mir im Stillen vor, denſelben nie mehr aufzugeben. Ich brachte aus Pflichtgefühl die erſte Morgenſtunde noch über meinen Schulbüchern zu, mich ſelbſt unterrichtend; aber mit dem grauen Löſchpapier dieſer melancholiſchen Werke kam die Oede und die Beklemmung der Vergangenheit wieder heran; jenſeits des Thales lag der Wald in ſilbergrauem Duft, die Terraſſen hoben ſich merklich von einander los, ihre laubigen Umriſſe, von der Morgenſonne beſtreiſt, waren hellgrün, jede bedeutende Baumgruppe zeichnete ſich groß und ſchön in dem zuſammenhaltenden Dufte und ſchien ein Spielwerk für die nachahmende Hand zu ſein; meine Schulſtunde wollte aber nicht vorübergehen, obſchon ich längſt nicht mehr aufmerkte.

Ungeduldig ging ich, ein Lehrbuch der Phyſik in der Hand, hin und her und durch mehrere Zimmer, bis ich in einem derſelben die weltliche Bibliothek des Hauſes entdeckte; ein breiter alter Strohhut, wie ihn die Mädchen zur Feldarbeit brauchen, hing darüber und verbarg ſie beinahe ganz. Wie ich denſelben aber wegnahm, ſah ich eine kleine Schaar guter Franzbände mit goldenem Rücken, ich zog einen Quartband hervor, blies den dichten Staub davon und ſchlug die Geßner'ſchen Werke auf, in dickem Schreibpapier, mit einer Menge Vignetten und Bildern geſchmückt. Ueberall wo ich blätterte, war von

Natur, Landſchaft, Wald und Flur die Rede, die Radirungen, von Geßner's Hand mit Liebe und Begeiſterung gemacht, entſprachen dieſem Inhalte, ich ſah meine Neigung hier den Hauptinhalt eines großen, ſchönen und ehrwürdigen Buches bilden. Als ich aber auf den Brief über die Landſchaftmalerei gerieth, worin der Verfaſſer einem jungen Manne guten Rath ertheilt, las ich denſelben überraſcht vom Anfang bis zum Ende durch. Die unſchuldige Naivetät dieſer Abhandlung war mir ganz faßlich: die Stelle, wo gerathen wird, mannigfaltig gebrochene Feld- und Bachſteine auf das Zimmer zu tragen und darnach Felſenſtudien zu machen, entſprach meinem noch halbkindiſchen Weſen und leuchtete mir ungemein in den Kopf. Ich liebte ſogleich dieſen Mann und machte ihn zu meinem Propheten. Nach mehr Büchern von ihm ſuchend, fand ich ein kleines Bändchen, nicht von ihm, aber ſeine Biographie enthaltend Auch dieſes las ich auf der Stelle ganz durch. Er war ebenfalls ein hoffnungsloſer Schüler geweſen, indeſſen er auf eigene Fauſt ſchrieb und künſtleriſchen Beſchäftigungen nachhing. Es war in dem Werklein viel von Genie und eigener Bahn und ſolchen Dingen die Rede, von Leichtſinn, Drangſal und endlicher Verklärung, Ruhm und Glück. Ich ſchlug es ſtill und gedankenvoll zu, dachte zwar nicht ſehr tief, war jedoch, wenn auch nicht klar bewußt, für die Bande geworben.

Es iſt bei der beſten Erziehung nicht zu verhüten, daß dieſer folgenreiche und gefährliche Augenblick nicht über empfängliche junge Häupter komme, unbemerkt von aller Umgebung, und wohl nur Wenigen iſt es vergönnt, daß ſie erſt das leidige Wort Genie kennen lernen, nachdem ſie unbefangen und arglos bereits ein geſundes Stück Leben, Lernen, Schaffen und Gelingen hinter ſich haben. Ja, es iſt überhaupt die Frage, ob nicht zu dem beſcheidenſten Gelingen eine dichte Unterlage von bewußten Vorſätzen und allem Apparate genialer Grübelei gehöre, und der Unterſchied möchte oft nur darin beſtehen, daß das wirkliche Genie dieſen Apparat nicht ſehen läßt, ſondern vorweg verbrennt, während das bloß vermeintliche ihn mit großem Aufwande hervorkehrt und um ſeine mageren Geſtaltungen wirft, wie einen Theatermantel.

Den berückenden Trank ſchöpfte ich jedoch nicht aus einem anſpruchsvollen und blendenden Zauberbecher, ſondern aus einer beſcheidenen lieblichen Hirtenſchaale; denn bei allen Redensarten war dies Geßner'ſche Weſen durchaus einfacher und unſchuldiger Natur und führte mich für einmal nur mit etwas mehr Bewußtſein unter grünen Baumſchatten und an ſtille Waldquellen.

In der Biographie machte ich auch die Bekanntſchaft mit dem alten Sulzer, welcher in Berlin des jungen Geßner Gönner geweſen; wie ich nun unter den Büchern einige ſtattliche Bände der »Theorie der ſchönen Künſte« wahrnahm, nahm ich ſie als in mein neuentdecktes Gebiet gehörig in Beſchlag. Dies Buch muß ſeiner Zeit eine gewaltige Verbreitung gefunden haben, da man es faſt in allen alten Bücherſchränken findet und es auf allen Auktionen ſpukt und für wenig Geld erſtanden werden kann. Wie ich die encyklopädiſche Einrichtung deſſelben bemerkte, ſchlug ich flugs den Artikel Landſchaftsmalerei nach, und als ich ihn geleſen, alle möglichen übrigen Begriffe, die ich theils ſchon gehört, theils aus eben dieſem Artikel abgezogen hatte, über Schulen, Meiſter, Farbe, Licht, Perſpektive und dergleichen; las dazwiſchen ſchnell einen Artikel über ein anderes Gebiet, der gerade neben einem Malerartikel ſtand und mir auffiel, und als der Mittag herannahte, war mein Kopf von Gelehrſamkeit vollgepfropft, ich fühlte beinahe ſelbſt den gravitätiſchen Hochmuth in meinen feſtgeſchloſſenen Lippen und aufgeſpannten Augen und ſchleppte ſämmtliche Kunſtliteratur in mein Zimmer hinüber zu der Mappe des Junker Felix.

Kaum nahm ich mir nach Tiſche noch Zeit, bei der Großmutter einen kurzen Beſuch abzuſtatten, ein Glas Wein zu trinken, welchen ſie ſchon ſeit Vormittag für mich bereit gehalten, und ein kleines Teſtamentchen mit Goldſchnitt und ſilbernem Schlößchen, welches nach ihrer Angabe ein verſpätetes Pathengeſchenk für meinen ſchon fortgezogenen Vater geweſen, vergeſſen worden und lange Jahre in ihrem Schranke liegen geblieben und welches ſie treulich für mich aufgehoben hatte:

kaum nahm ich mir Zeit, dies rührende und zierliche Geſchenk einzuſtecken und eilte wieder davon. Die Großmutter ſah mir, ſo weit ihre ſchwachen Augen reichten, etwas wehmüthig nach; denn ſie hatte mir die heilige Gabe mit beſonderer Liebe und Feierlichkeit einhändigen wollen. Aber ich ſchwand ihr eilig aus dem Geſichte, allein begierig, meine angefachte Kunſteinſicht an den Mann oder vielmehr an die Bäume zu bringen.

Mit einer Mappe und Zubehör verſehen, ſchritt ich bereits unter den grünen Hallen des Bergwaldes hin, jeden Baum betrachtend, aber nirgends eigentlich einen Gegenſtand ſehend, weil der ſtolze Wald eng verſchlungen, Arm in Arm ſtand und mir keinen ſeiner Söhne einzeln Preis gab; die Sträucher und Steine, die Kräuter und Blumen, die Formen des Bodens ſchmiegten und duckten ſich unter den Schutz der Bäume und verbanden ſich überall mit dem großen Ganzen, welches mir lächelnd nachſah und meiner Rathloſigkeit zu ſpotten ſchien. Endlich trat ein gewaltiger Buchbaum mit reichem Stamme und prächtigem Mantel und Krone herausfordernd vor die verſchränkten Reihen, wie ein König aus alter Zeit, der den Feind zum Einzelkampfe aufruft. Dieſer Recke war in jedem Aſte und jeder Laubmaſſe ſo feſt und klar, ſo lebens- und gottesfreudig, daß ſeine Sicherheit mich blendete und ich mit leichter Mühe ſeine Geſtalt bezwingen zu können wähnte. Schon ſaß ich vor ihm und meine Hand lag mit dem Stifte auf dem weißen Papiere, indeſſen eine geraume Weile verging, ehe ich mich zu dem erſten Strich entſchließen konnte; denn je mehr ich den Rieſen an einer beſtimmten Stelle genauer anſah, deſto unnahbarer ſchien mir dieſelbe und mit jeder Minute verlor ich mehr meine Unbefangenheit. Endlich wagte ich, von unten anfangend, einige Striche und ſuchte den ſchön gegliederten Fuß des mächtigen Stammes feſtzuhalten; aber was ich machte, war leben- und bedeutungslos, die Sonnenſtrahlen ſpielten durch das Laub auf dem Stamme, beleuchteten die markigen Züge und ließen ſie wieder verſchwinden, bald lächelte ein grauer Silberfleck, bald eine ſaftige Moosſtelle aus dem Helldunkel, bald ſchwankte ein aus den Wurzeln ſproſſendes Zweiglein im Lichte, ein Reflex ließ auf der dunkelſten Schattenſeite eine neue mit Flechten bezogene Linie entdecken, bis Alles wieder verſchwand und neuen Erſcheinungen Raum gab, während der Baum in ſeiner Größe immer gleich ruhig daſtand und in ſeinem Innern ein geiſterhaftes Flüſtern vernehmen ließ. Aber haſtig und blindlings zeichnete ich weiter, mich ſelbſt betrügend, baute Lage auf Lage, mich ängſtlich nur an die Partie haltend, welche ich gerade zeichnete, und gänzlich unfähig, ſie in ein Verhältniß zum Ganzen zu bringen, abgeſehen von der Formloſigkeit der einzelnen Striche. Die Geſtalt auf meinem Papiere wuchs in's Ungeheuerliche, beſonders in die Breite und als ich an die Krone kam, fand ich keinen Raum mehr für ſie und mußte ſie, breit gezogen und niedrig, wie die Stirne eines Lumpen, auf den unförmlichen Klumpen zwingen, daß der Rand des Bogens dicht am letzten Blatte ſtand, während der Fuß unten im Leeren taumelte. Wie ich aufſah und endlich das Ganze überſieg, grinſte ein lächerliches Zerrbild mich an, wie ein Zwerg aus einem Hohlſpiegel, die lebendige Buche aber ſtrahlte noch einen Augenblick in noch größerer Majeſtät als vorher, wie um meine Ohnmacht zu verſpotten; dann trat die Abendſonne hinter den Berg und mit ihr verſchwand der Baum im Schatten ſeiner Brüder. Ich ſah nichts mehr, als Eine grüne Wirrniß und das Spottbild auf meinen Knieen. Ich zerriß daſſelbe, und ſo hochmüthig und anſpruchsvoll ich in den Wald gekommen, ſo kleinlaut und gedemüthigt war ich nun. Ich fühlte mich abgewieſen und hinausgeworfen aus dem Tempel meiner jugendlichen Hoffnung, der tröſtende Inhalt des Lebens, den ich gefunden zu haben wähnte, entſchwand meinem innern Blicke und ich kam mir nun vor, wie ein wirklicher Taugenichts, mit welchem wenig anzufangen ſei. Ich brach verzagt und weinerlich auf, mit gebrochenem Muthe nach einem andern Gegenſtande ſuchend, welcher ſich barmherziger gegen mich erwieſe. Allein die Natur, mehr und mehr ſich verdunkelnd und verſchmelzend, ließ mir kein Almoſen ab; in meiner Bedrängniß that ſich mir das Wort kund »Aller Anfang iſt ſchwer« und mit demſelben die Einſicht, daß ich ja erſt jetzt anfange und dieſe Mühſal eben den Unterſchied von dem früheren Spielwerke begründe. Aber dieſe Einſicht ſtimmte mich nur trauriger, da mir Mühſeligkeit und ſaurer Fleiß bisher ſpaniſche Dörfer geweſen und keineswegs ſehr verlockend, vielmehr der Arbeit die Seele und die freudige Luſt zu nehmen ſchienen. Ich nahm meine Zuflucht endlich wieder einmal zu Gott, der mir im Rauſchen des Waldes und in meinem eingebildeten Elende wieder nahe getreten, und bat ihn flehendlich, mir zu helfen um meiner Mutter willen, deren ſorgenvoller Einſamkeit ich nun auch gedachte.

Da traf ich auf eine junge Eſche, welche mitten in einer Waldlücke auf einem niedrigen Erdwalle emporwuchs, von einer ſickernden Quelle getränkt. Das Bäumchen hatte einen ſchwanken Stamm von nur zwei Zoll Dicke und trug oben eine zierliche Laubkrone, deren regelmäßig gereihte Blätter zu zählen waren und ſich, ſowie der Stamm, einfach, deutlich und anmuthig auf das klare Gold des Abendhimmels zeichneten. Weil das Licht hinter der Pflanze war, ſah man nur den ſcharfen Umriß des Schattenbildes, es ſchien wie abſichtlich zur Uebung eines Schülers hingeſtellt.

Ich ſetzte mich noch einmal hin und wollte flugs das kindliche Stämmchen mit zwei parallelen Linien auf mein Papier ſtehlen; aber noch einmal wurde ich gehöhnt, indem der einfache, grünende Stab im ſelben Augenblicke, wo ich ihn zu zeichnen und genauer anzuſehen begann, eine unendliche Feinheit und Mannigfaltigkeit der Bewegung annahm. Die beiden aufſtrebenden Linien ſchmiegten ſich in allen kaum merklichen Biegungen ſo ſtreng an einander, ſie verjüngten ſich nach oben ſo fein und die jungen Aeſte gingen endlich in ſo gemeſſenen Winkeln daraus hervor, daß um kein Haar abgewichen werden durfte, wenn das Bäumchen ſeine ſchöne Geſtalt behalten ſollte. Doch nahm ich mich zuſammen und klammerte mich ängſtlich und aufmerkſam an jede Bewegung meines Vorbildes, woraus endlich nicht eine ſichere und elegante Skizze, ſondern ein zaghaftes, aber ziemlich treues Gebilde hervorging. Ich fügte, einmal im Zuge, mit Andacht die nächſten Gräſer und Würzelchen des Bodens hinzu, und ſah nun auf meinem Blatte eines jener frommen nazareniſchen Stengelbäumchen, welche auf den Bildern der alten Kirchenmaler und ihrer heutigen Epigonen den Horizont ſo anmuthig und naiv durchſchneiden. Ich war zufrieden mit meiner beſcheidenen Arbeit und betrachtete ſie noch lange abwechſelnd mit der ſchlanken Eſche, die ſich im leiſen Abendhauche wiegte und mir wie ein freundlicher Himmelsbote erſchien. Als ob ich Wunder was verrichtet hätte, zog ich hoch vergnügt dem Dorfe zu, wo meine Verwandten begierig waren, die Früchte meiner mit ſo viel Anſpruch unternommenen Waldfahrt zu ſehen. Nachdem ich aber mein Bäumlein mit ſeinen höchſtens vier Dutzend Blättern hervorgezogen, löſte ſich die Erwartung in ein allgemeines Lächeln auf, welches bei den Unbefangenſten zum Gelächter wurde; nur dem Oheim gefiel es, daß man doch gleich ein junges Eſchchen erkannte, und er munterte mich auf, unverdroſſen fortzufahren und die Waldbäume recht zu ſtudiren, wozu er mir als Forſtmann behülflich ſein wolle. Er beſaß noch ſo viel ſtädtiſche Erinnerung, daß ihm dergleichen nicht lächerlich vorkam; auch mochten leidenſchaftliche Jäger von jeher die Malerei wohl leiden, inſofern ſie den Schauplatz ihrer Freuden und ihre Thaten ſelbſt verherrlicht. Daher begann er nach dem Abendeſſen noch ſogleich einen Kurſus mit mir und ſprach von den Eigenthümlichkeiten der Bäume und von den Stellen, wo ich die lehrreichſten Exemplare finden würde. Zuvörderſt aber empfahl er mir, die Studien des Junkers Felix zu kopiren, was ich an den folgenden Tagen mit großem Eifer that, indeſſen wir an den ſchönen Abenden unſere Rekognoszirungen für die nächſte Jagdzeit fortſetzten und dabei die reizendſten Gründe und Höhen durchſtreiften, umgeben und begleitet von der reichſten Baumwelt.

So ging die erſte Woche meines ländlichen Aufenthaltes angenehm zu Ende, und um dieſe Zeit wußte ich ſchon die meiſten Bäume von einander zu unterſcheiden, und freute mich, die grünen Geſellen mit ihren Namen begrüßen zu können; nur hinſichtlich der reichen Kräuterwelt des feuchten oder trockenen Bodens bedauerte ich erſt jetzt wieder lebhaft die Unterbrechung jener botaniſchen Anfänge in der Schule, da ich wohl fühlte, daß für die Kenntniß dieſer kleinen, aber weit mannigfaltigeren Welt einige grobe Umriſſe nicht genügten, und doch hätte ich ſo gern die Namen und Eigenſchaften aller der blühenden Dinge gekannt, welche den Boden bedeckten.

Auf den erſten Sonntag meiner Anweſenheit war ſchon ein Beſuch verabredet worden, welchen wir jungen Leute hinter dem Walde abſtatten wollten. Dort wohnte auf einem einſamen und abgelegenen Hofe ein Bruder meiner Muhme mit einer jungen Tochter, welche mit meinen Baſen eine eifrige Mädchenfreundſchaft pflag. Ihr Vater war früher Dorfſchulmeiſter geweſen, hatte aber nach dem Tode ſeiner Frau ſich in jenen beſchaulichen Waldhof zurückgezogen, da er ein hinlängliches Vermögen beſaß und das gerade Gegentheil meines Oheims darſtellte. Während Dieſer, von ſtädtiſcher Abkunft und in einigen geiſtlichen Studien aufgewachſen, dieſes Alles hinter ſich geworfen und vergeſſen hatte, um ſich ganz der braunen Ackererde und dem wilden Forſte hinzugeben, ſtrebte Jener, von bäueriſchem Herkommen und dürftiger Bildung, allein nach milden und feinen Sitten, nach dem Leben und Ruhme eines Weiſen und Gerechten, und vertiefte ſich in beſchauliche geiſtliche und philoſophiſche Spekulationen, betrachtete die Natur nach Anleitung allerlei ſeltſamer Bücher, und freute ſich, vernünftige Geſpräche anzuknüpfen, ſo oft ſich hierzu die Gelegenheit bot, wobei er eine große Artigkeit zu entfalten beſtrebt war. Sein Töchterchen, ungefähr von vierzehn Jahren, lebte ſtill und fein in dem milden Lichte ſolcher Geſinnungsweiſe, und ſtellte nach den Wünſchen ihres Vaters eher ein zartes Pfarrerskind vor, denn eine Landmannstochter, indeſſen die weibliche Nachkommenſchaft meines Oheims, zur derben Arbeit gehalten, einen ſtarken Anhauch von Regen und Sonnenſchein zeigte, welcher ſie aber viel eher zierte als entſtellte und dem Glanze ihrer friſchen Augen entſprach.

Meine drei Baſen, von zwanzig, ſechszehn und vierzehn Jahren, mit ſtädtiſch verwälſchten Namen: Margot, Liſette und Caton, hielten am Sonntag Nachmittag lange Conferenz in ihren Kämmerchen, einander wechſelſeitig beſuchend und die Thüren hinter ſich abſchließend. Wir Burſchen, deren Toilette längſt beendigt war, harrten ungeduldig und konnten nur durch Schlüſſellöcher und Thürſpalten bemerken, daß die Kleiderſchränke weit geöffnet und die Mädchen mit wichtigen Gebehrden rathſchlagend davor ſtanden. Ein ſtarker Geruch verſchiedener Spezereien verbreitete ſich und bildete mit den neuen Stoffen und Siebenſächelchen, welche in den Schränken lagen, jenen behaglichen Duft, der ſich aus geöffneten Frauenſchränken oder ſonſtigen Mobilien entwickelt. Um uns die Zeit zu vertreiben, begannen wir die andächtigen Töchter zu necken und drangen endlich mit hellem Haufen in ihre Mitte, über einen mächtigen Schrank herfallend, um die Naſen in die hundert Schächtelchen, Büchschen und Heimlichkeiten zu ſtecken. Aber mit dem Muthe wilder Löwinnen, denen man die Jungen rauben will, wurden wir hinausgeworfen und führten vor den Thüren einen vergeblichen Kampf, dieſelben wieder aufzubrechen. Da gingen ſie mit einem Male nach einer kurzen Stille von ſelber auf und herausstraten, verſchämt und unwillig und doch ſiegbewußt, die drei armen Kinder, bunt und prächtig, nach der vorjährigen Mode gekleidet, mit vorweltlichen Paraſols und wunderbar geformten Ridikűls, der eine einem Sterne gleich, der andere einem Halbmonde, der dritte ein Mittelding zwiſchen Säbeltaſche und Lyra.

Dies Alles mußte um ſo größeren Eindruck machen, wenn man bedachte, daß die guten Mädchen Autodidaktinnen waren und in Sachen des Putzes ganz allein und rathlos in der Welt daſtanden; denn ihre Mutter hatte einen Abſcheu vor aller Stadtkleidung, und riß jedesmal, wenn ſie aus der Kirche kam, die furchtbare Horiahaube, welche ſie als Pfarrfrau trug, ſogleich herunter. Die Damen des neuen Pfarrers, außerdem die einzigen im Dorfe, waren ſtolz, unzugänglich und bezogen ihren Putz fertig aus der

Stadt. So waren meine Baſen ganz auf ſich ſelbſt, auf eine intelligente Dorfnätherin und auf einige Traditionen des Hauſes gewieſen, welche ſie als eifrige Forſcherinnen der dunklen Vergangenheit entlockten. Deswegen waren ihre Erfolge doppelt achtungswerth, und wenn wir ſie mit einem ſpöttiſchen Ah! empfingen bei ihrer heutigen Erſcheinung, ſo war dieſer Spott nur ein verſtellter und die Maske einer aufrichtigen Bewunderung.

Indeſſen entſprach unſere Tracht an kühner und eleganter Miſchung vollkommen derjenigen der Jungfrauen. Die Vettern trugen Jacken von ziemlich grobem Tuche, welchen aber der Dorfſchneider in Betracht ihres Ranges einen kecken, ja höchſt gewagten Zuſchnitt gegeben hatte, indem er in die tiefſten Abgründe ſeiner Phantaſie und Erfahrung hinuntergeſtiegen. Dieſe Jacken waren mit einer Unzahl blanker Knöpfe beſetzt, auf welchen die Thiere des Waldes gepreßt in jagdgerechten Sprüngen erſchienen, und welche der Oheim einſt bei guter Gelegenheit en gros eingehandelt und ſich ſo für Kind und Kinkeskind verſehen hatte. Die abgefallenen Stücke dieſer Zierrath gingen unter der Dorfjugend als gangbare Münze und wogen beim Spiele ſechs Horn- oder Bleiknöpfe auf. Daher mochte es kommen, daß die Jacken des jüngſten Sohnes, welcher noch in lebhaftem Verkehre mit den Knopfkapitaliſten ſtand, äußerlich immer dieſer Zierde beraubt waren und ſie dagegen im Innern ihrer Taſchen verbargen, daß ſogar den Kleidungsſtücken der älteren Brüder mehr Knöpfe abgingen, als nach der Haltbarkeit des derben Zwirnes jenes Jackendichters zu berechnen war. Ich ſelber trug zu meinem grünen Soldatenrock mit rothen Schnürchen weiße Beinkleider, keine Weſte über dem burſchikoſen Hemde, hingegen das rothe Seidentuch der Großmutter maleriſch umgeſchlungen, und überdies hing die goldene Uhr meines Vaters, die ich ererbt, aber nie recht in Ordnung zu halten verſtand, an einem tüchtigen blauen Bande mit geſtickten Blumen, das ich den Schachteln meiner Mutter entnommen hatte. Von der Mütze hatte ich längſt den philiſteriöſen Schirm abgetrennt, daß ſie die Stirn frei ließ, und ich hätte wie ein vollendeter Jahrmarktsburſche ausgeſehen, wenn nicht die Unſchuld und Schüchternheit des Alters den unbeſcheidenen Aufzug gemildert hätten. Menſchen, welche etwas Beſſeres und Tieferes ahnen und wünſchen, werden ſich, wie ich glaube, mehr und mehr aller lächerlichen Aeußerlichkeiten enthalten, je mehr ſie dem geahnten Inhalte durch Erfahrung und That nahe treten; je mehr ſie aber noch davon entfernt ſind, deſto ängſtlicher klammern ſie ſich an ſolche Schnörkeleien. Allein gerade dieſe Aeußerlichkeit verhindert oft das Innere, ſich raſch zu entwickeln, wenn nicht ein Mann und Vater vorhanden iſt, welcher ſie mit geſundem Spotte beſchneidet und unterdrückt, indeſſen er dem aufſtrebenden Sohne das Wahre mit feſter Hand vorzeichnet.

Man konnte auf zwei Wegen zu der Wohnung des alten Schulmeiſters gelangen; entweder mußten wir einen lang gedehnten Berg hinter dem Dorfe erſteigen und längs auf demſelben fortgehend, endlich jenſeits niederſteigen, wo wieder ein Thal lag, ähnlich dem unſerigen, nur kleiner und runder und beinahe ganz mit einem tiefen dunklen See erfüllt; oder wir konnten längs des Fluſſes unſer Thal durchwandern und mit dem in Gehölzen ſich verlierenden Waſſer um den Berg herum an den See gelangen, in welchen jenes ſich ergoß und an welchem das befreundete Haus lag.

Wir zogen es vor, mit dem kurzweiligen Flüßchen den Hinweg zurückzulegen und erſt in der Abendkühle über den Berg heimzukehren, und unſere bunte, weithin glänzende Geſellſchaft bewegte ſich bald durch das grüne Thal hin, bis wir in eine reizende Wildniß gelangten, wo der Wald von beiden Seiten an das Gewäſſer niederſtieg und daſſelbe kühl und dunkel überſchattete. Bald faßte er es mit undurchdringlichen Laubwänden ein, daß wir die überhangenden Zweige zurückbiegen mußten, bald weitete er ſich aus und ließ eine Schaar lichter, hoher Tannen auf ſonnigem Boden vorrücken, dann lagen herabgeſtürzte Felsblöcke am Rande und im Waſſer und verurſachten Waſſerfälle, indeſſen zurückgebliebene Trümmer aus dem Gebüſche der Abhänge hervorragten; kleine Seitenwege lockten in's Dunkel und überall enthüllten ſich die lieblichſten Geheimniſſe. Die rothen, blauen und weißen Gewänder der Mädchen leuchteten herrlich in dem dunklen Grün, die Vettern ſprangen von Stein zu Stein, daß ihre Goldknöpfe aufblitzten und mit den Silberkringeln der Wellen wetteiferten. Allerhand Gethier machte ſich ſichtbar, hier ſahen wir die Federn einer Taube, die unzweifelhaft von einem Raubvogel zerriſſen worden, dort ſchoß eine Schlange durch die Uferwellen über die glatten Kieſel hin, und in einer abgetrennten Untieſe hatte ſich eine ſchimmernde Forelle gefangen, welche mit ihrer Schnauze ängſtlich an den abſchließenden Steinen herumtaſtete, bei unſerer Annäherung aber einen Salto mortale machte und im ſtrömenden Elemente verſchwand.

So waren wir unbemerkt um den Berg herumgekommen, die holde Wildniß erweiterte ſich und ließ mit einem Male den ſtillen dunkelblauen, mit Silber beſprengten See ſehen, der mit ſeiner friedevollen Umgebung im lautloſen Glanze eines Sonntagnachmittages ruhte. Ein ſchmaler Streifen bebauter Erde zog ſich um den See herum, hinter demſelben ſetzte ſich überall der anſteigende Wald fort, welcher aber da und dort wieder ein ſtilles Ackerfeld bergen mußte, da hier und da ein rothes Dach oder eine blaue Rauchſäule aus dem Dickicht emporſtieg. Nur auf der Sonnenſeite lag ein anſehnlicher Weinberg und zu Füßen deſſelben das Haus des Schulmeiſters, dicht am See, unmittelbar über den höchſten Weinreihen aber hing der reine tiefe Himmel, und dieſer ſpiegelte ſich in dem glatten Waſſer, bis wo er durch den gelben Kornſtreifen, die ſmaragdenen Kleefelder und den dahinter liegenden Wald, welche alle ſich gänzlich unverändert in der Fluth auf den Kopf ſtellten, begränzt wurde. Das Haus war weiß getünſcht, das Fachwerk roth angeſtrichen und die Fenſterladen mit großen Muſcheln und Blumen bemalt, aus den Fenſtern wehten weiße Gardinen und aus der Hausthür trat, ein zierliches Treppchen herunter, das junge Bäschen, ſchlank und zart wie eine Narziſſe, in einem weißen Röckchen und mit einem himmelblauen Bande gegürtet, mit goldbraunen Haaren, blauen Aeuglein, einer etwas eigenſinnigen Stirne und einem kleinen lächelnden Mündchen. Auf den ſchmalen Wangen wallte ein Erröthen über das andere hin, das feine Glockenſtimmchen klang kaum vernehmbar und verhallte alle Augenblicke wieder. Durch ein duftendes Roſen- und Nelkengärtchen führte uns Anna, nachdem ſie ſich mit meinen Baſen ſo zärtlich und feierlich begrüßt hatte, als ob ſie einander ein Jahrzehnt nicht geſehen, in das vor Reinlichkeit und Aufgeräumtheit widerhallende Haus, wo uns ihr Vater, in einem ſaubern grauen Fracke und weißer Halsbinde, in geſtickten Pantoffeln einhergehend, herzlich und zufrieden willkommen hieß. Er hatte den beſchaulichen Sonntag über Büchern zugebracht, welche noch auf dem Tiſche lagen, und mochte nun froh ſein, unverhofft eine ſo hübſche Anzahl Zuhörer für ſeine Beredſamkeit vor ſich zu ſehen. Als ich ihm vorgeſtellt wurde, ſchien er ſich beſonders zu freuen, ſeine Manieren und gelehrte Reden mit Anerkennung an den Mann bringen zu können, da er mich mitten aus dem blühendſten höheren

Schulweſen herkommend vermuthete. Er hatte auch alle Urſache, ſich an mich zu halten; denn ſchon hatten meine Vettern ſich aus dem Staube gemacht, noch ehe der Schulmeiſter einen Stoff ergriffen, und ich ſah, wie ſie draußen am Ufer alle drei ihre Köpfe tief in die Oeffnung eines Fiſchkaſtens ſteckten, daß man nichts von ihnen ſehen konnte als ihre ſechs Beine. Sie unterſuchten aufmerkſam den Fiſchbeſtand ihres Oheims, indeſſen die Schweſtern ſeinem Töchterchen und einer alten Magd in Küche, Keller und Garten gefolgt waren.

Der Schulmeiſter merkte bald, daß ich ein andächtiger und beſcheidener Zuhörer und auf ſeine Fragen nicht ohne Geſchick einzugehen im Stande ſei. Freilich nahm er das ſtille Daſitzen, welches nicht immer auf die ſummenden Worte achtet und ſie, etwas heuchleriſch, als angenehmes Wiegenlied zu einem anderweitigen Träumen benutzt, für baare Münze, um ſo mehr, als ich in ſolcher Lage doch immer wach genug war, auf die Uebergänge zu merken. Nachdem er mich über die neuen Schuleinrichtungen angelegentlich befragt, fuhr er fort: »Aber etwas bunt muß es doch noch zugehen! Da habe ich eben in der Zeitung geleſen, daß in einer Abtheilung unſerer Cantonsſchule die bekannten Störungen endlich dadurch gehoben worden, daß man den unpraktiſchen Lehrer und den unnützeſten Schüler, einen wahren kleinen Revolutionär, zugleich entfernt und dadurch die Ruhe gründlich hergeſtellt habe. Daß man nun den Lehrer entlaſſen hat, ſcheint mir ganz vernünftig, wenn man ihn nur anderweitig verſorgt; hingegen mit dem Schüler will es mir nicht recht einleuchten, es will mich bedünken, als ob man demſelben damit verdeutet habe: Du biſt nun außer unſere Gemeinſchaft geſtellt und magſt zuſehen, was Du aus Dir machſt! Dies iſt nicht chriſtlich gehandelt und unſer Herr und Meiſter würde das verirrte Schaf gewiß zunächſt unter die Falten ſeines Mantels genommen haben. Kennt ihr, liebes Vettermännchen, den verſtoßenen Knaben?«

Der Mann weckte durch dieſe Frage die peinvollen Erinnerungen und durch ihre Faſſung zugleich eine tiefe Wehmuth in mir auf, und ich antwortete kleinlaut und eine Thräne im Auge, ich wäre es ſelbſt.

Ganz erſtaunt trat er einen Schritt zurück und betrachtete mich mit großen Augen; er war verlegen, einen angehenden Teufel in ſo harmloſer Geſtalt ſo nahe vor ſich zu ſehen. Doch hatte ich ihn ſchon zu ſehr für mich eingenommen, als daß dieſe Verlegenheit zu lange andauern konnte, und mein eigenes Benehmen mochte ihn belehren, daß er mit ſeiner vorher ausgeſprochenen milden Anſicht nicht das Unrechte getroffen.

»Ich habe mir es doch gleich gedacht,« verſetzte er, »daß die Sache ein Häklein habe; denn ich ſehe und will es gern glauben, daß der Vettermann ein junger Menſch iſt, mit dem ſich ein vernünftiges Wort reden läßt! Doch erzählt mir nun den Verlauf dieſer ſchlimmen Geſchichte recht getreulich, es nimmt mich ſehr Wunder, wie ſich darin die Schuld und das Unrecht vertheilen!«

Nachdem ich dem freundlichen Schulmeiſter den ganzen Hergang aufrichtig und weitläufig, zuletzt etwas leidenſchaftlich berichtet, da ich zum erſten Mal ſeither mein Herz leeren konnte, beſann er ſich eine Weile, indem er verſchiedene Hm! und So ſo! hervorſtieß, und fuhr dann fort:

„Das iſt ein ganz eigenes Geſchick! Zuerſt müſſet Ihr nun Euch nicht überheben und etwa einen hochmüthigen Groll auf das Erlittene begründen, welcher Euch für das ganze Leben ſchädlich ſein könnte! Ihr müſſet bedenken, daß Ihr doch das Unrecht und den Muthwillen der Uebrigen getheilt habt und Euch hiernach glücklich preiſen, daß Ihr in ſo frühem Alter ſchon von Gott ſelbſt eine ernſte Strafe und Belehrung empfangen; denn das, was Euch widerfahren, iſt nicht die Gerechtigkeit der Menſchen, ſondern ein unmittelbares Eingreifen des Herrn der Welt, womit er Euch frühzeitig gewürdigt und gezeigt hat, daß er mit Euch nicht zu ſpaßen gedenkt, ſondern Euch ſeine eigenen ſtrengen Wege führen will. Nachdem Ihr alſo dieſes ſcheinbare Unglück dankbar und reuevoll angenommen und das vermeintliche Unrecht vergeben und vergeſſen, müßt Ihr allein darauf bedacht ſein, dem Ernſte dieſes Erlebniſſes entſprechend fortzuleben und gewärtig, daß jede Abweichung von der Bahn des Rechten und Guten ſich an Euch empfindlicher rächen werde, als an Anderen, auf daß Ihr dadurch in der Uebung des Guten gerade fleißiger und ſtärker werdet, als Viele, denen nicht Solches geſchieht. Nur auf dieſe Weiſe vermag das Ereigniß etwas Heilbringendes und der Troſt über ſich ſelbſt zu ſein, ohne dies aber würde es nur eine fatale und ärgerliche Geſchichte bleiben, mit welcher ein ſo junges Leben zu beladen nicht die Abſicht und das Vergnügen Gottes ſein kann. Freilich iſt nun die Wahl eines Berufes das Nächſte und Wichtigſte, und wer weiß, ob nicht Euere Beſtimmung iſt, gerade durch dieſe plötzliche Bedrängniß Euch früher zu entſcheiden, als ſonſt geſchehen wäre! Gewiß habt Ihr ſchon die Luſt zu irgend einem beſonderen Berufe in Euch verſpürt?«

Dieſe Reden gefielen mir ausnehmend wohl; obgleich ich den ernſten moraliſchen Sinn derſelben nicht ſonderlich faßte, ſo ergriff ich doch den Gedanken an eine höhere Beſtimmung und

Leitung Gottes höchſt lebendig und dünkte mich glücklich, mich unter dem beſonderen Schutze Gottes in meinen Neigungen zu wiſſen; es ging mir ein heller Stern auf und ich ſagte unumwunden: »Ja, ich möchte ein Maler werden!«

Bei dieſer Antwort ſtutzte mein neuer Freund faſt noch mehr, als bei dem früheren Geſtändniſſe, weil er in ſeiner Abgeſchiedenheit von allem Verkehre der Kultur am wenigſten an dies Wort gedacht hatte. Doch beſann er ſich ebenfalls ſchnell und ſprach:

»Ein Maler? Ei ſieh, das iſt ſeltſam! Doch laſſet ſehen! Es hat allerdings eine Zeit gegeben, wo es Maler gegeben hat, welche von göttlichem Geiſte erfüllt waren, welche den dürſtenden Völkern einen Trunk himmliſchen Lebens reichten in Ermangelung des lebendigen Wortes, das wir jetzt haben. Allein ſo wie ſchon dazumal dieſe Kunſt nur zu bald ein eitler Flitterkram der hochmüthigen Kirche geworden, ſo ſcheint ſie mir heutzutage vollends ohne inneren Kern und ein bloßes Gebaren der menſchlichen Eitelkeit und Fratzenhaftigkeit zu ſein. Ich habe zwar durchaus keine Kenntniß von den Künſten, wie ſie jetzo in der Welt hanthiert werden, kann mir aber deſto weniger vorſtellen, wie ſich ein ernſthaftiges und geiſtiges Leben dabei führen läßt! Habt Ihr denn ſo große Luſt und Geſchick, allerlei unnützes Bildwerk zu verfertigen oder wohl gar Menſchengeſichter für Bezahlung abzubilden?«

»Zuvörderſt will ich ein Landſchaftsmaler werden,« erwiederte ich, »und habe dazu allerdings große Luſt und hoffe, der liebe Gott werde mir auch das Geſchick geben!«

»Ein Landſchaftsmaler? das heißt, merkwürdige Städte, Gebirge und Weltgegenden abbilden? Hm! Dieſes ſcheint mir nicht ſo übel zu ſein, da lernt man wenigſtens die Welt kennen und kommt weit umher; Länder, Meere und allenfalls auch die Menſchen dazu; aber dazu gehört beſonderer Muth und eigenes Glück, wie mich dünkt, und vor Allem ſoll, meines Erachtens, ein junger Menſch darauf denken, wie er im Lande bleiben und ſich redlich nähren, auch ſeinen Mitbürgern ſich nützlich und ſeinen Eltern dienſtbar erweiſen kann!«

»Die Landſchaftsmalerei, die ich im Sinne habe, iſt nicht ſowohl, was Ihr hiermit darunter verſteht, Herr Vetter! als etwas ganz Anderes!«

»Nun, und das wäre?«

»Sie beſteht nicht darin, daß man merkwürdige und berühmte Orte aufſucht und nachmacht, ſondern darin, daß man die ſtille Herrlichkeit und Schönheit der Natur betrachtet und abzubilden ſucht, manchmal eine ganze Ausſicht, wie dieſen See mit den Wäldern und Bergen, manchmal einen einzigen Baum, ja nur ein Stücklein Waſſer und Himmel.«

Da der Vetter hierauf nichts entgegnete, ſondern auf eine Fortſetzung zu warten ſchien, fuhr ich auch fort und gerieth nun meinerſeits in eine Begeiſterung und Beredſamkeit, die ich früher nicht gekannt hatte. Der zwiſchen Sonnenglanz und Waldesſchatten ſchwebende See ruhte majeſtätiſch vor den klaren Fenſtern, von fernem Bergrücken ſchienen einige ſchlanke Eichen, die in die himmelhohe Sonntagsluft ſtiegen, mir zuzuwinken, fern, leiſe, aber eindringlich; ich blickte unverwandt nach ihnen, wie auf eine höhere Erſcheinung, indem ich ſprach:

»Warum ſollte dies nicht ein edler und ſchöner Beruf ſein, immer und allein vor den Werken Gottes zu ſitzen, die ſich noch am heutigen Tag in ihrer Unſchuld und ganzen Schönheit erhalten haben, ſie zu erkennen und zu verehren und ihn dadurch anzubeten, daß man ſie in ihrem Frieden wieder zu geben verſucht? Wenn man nur ein einfältiges Sträuchlein abzeichnet, ſo empfindet man eine Ehrfurcht vor jedem Zweige, weil derſelbe ſo gewachſen iſt und nicht anders nach den Geſetzen des Schöpfers; wenn man aber erſt fähig iſt, einen ganzen Wald oder ein weites Feld mit ſeinem Himmel wahr und treu zu malen, und wenn man endlich dergleichen aus ſeinem Inneren ſelbſt hervorbringen kann, ohne Vorbild, Wälder, Thäler und Gebirgszüge, oder nur kleine Erdwinkel, frei und neu, und doch nicht anders, als ob ſie irgendwo gewachſen und ſichtbar ſein müßten, ſo dünkt mir dieſe Kunſt eine Art wahren Nachgenuſſes der Schöpfung zu ſein. Da läſſet man die Bäume in den Himmel wachſen und darüber die ſchönſten Wolken ziehen und beides ſich in klaren Gewäſſern ſpiegeln! Man ſpricht, es werde Licht! und ſtreut den Sonnenſchein beliebig über Kräuter und Steine und läßt ihn unter ſchattigen Bäumen erlöſchen. Man reckt die Hand aus und es ſteht ein Unwetter da, welches die braune Erde beängſtigt, und läßt nachher die Sonne in Purpur untergehen! Und dies Alles, ohne ſich mit ſchlechten Menſchen vertragen zu müſſen; es iſt kein Mißton im ganzen Thun!«

»Giebt es denn eine ſolche Art der Kunſt und wird ſie anerkannt?« fragte der gute Schulmeiſter ganz verblüfft.

»Ja wohl,« erwiederte ich, »in den Städten, in den Häuſern der Vornehmen, da hängen ſchöne glänzende Gemälde, welche meiſtens ſtille grüne Wildniſſe vorſtellen, ſo reizend und trefflich gemalt, als ſähe man in Gottes freie Natur, und die eingeſchloſſenen, gefangenen Menſchen erfriſchen ihre Augen an den unſchuldigen Bildern und nähren Diejenigen reichlich, welche ſie zu Stande bringen!«

Der Schulmeiſter trat an das Fenſter und ſchaute etwas überraſcht hinaus.

»Alſo dieſer kleine See z. B., dieſe meine holdſelige Einſamkeit* würde ein genugſamer Gegenſtand ſein für die Kunſt, obgleich Niemand den Namen kennte, bloß wegen der Milde und Macht Gottes, die ſich auch hier offenbart?«

»Ja gewiß! ich hoffe noch, Euch dieſen See mit ſeinem dunklen Ufer, mit dieſer Abendſonne ſo zu malen, daß Ihr mit Vergnügen dieſen Nachmittag darin erkennen ſollt und ſelbſt ſagen müßt, es ſei weiter hierzu nichts nöthig, um bedeutend zu ſein, d. h. wenn ich ein Maler werden kann und etwas Rechtes lerne!« ſetzte ich hinzu.

»Jetzt habe ich alter Menſch wieder etwas Neues gelernt,« ſagte mein Vetter gerührt, »es iſt doch höchſt merkwürdig, in wie vielen Weiſen der menſchliche Geiſt ſich äußern kann. Mir ſcheint, Ihr ſeid auf einem guten und frommen Wege, und wenn Ihr ein ſolches Stück zu Stande bringen könnt, ſo möchte es leichtlich ſo verdienſtvoll ſein, als ein gutes geiſtliches Frühlings- oder Erntelied. »He, ihr Knaben!« rief er den jungen Fiſchkennern zu, welche immer noch an ihrem Geſchäfte waren, »holt ein Gefäß und ſucht ein tüchtiges Gericht Fiſche aus, Aale, Forellen oder Hechte, daß die Weiber ſie backen können!«

Indeſſen waren die Mädchen wieder in die Stube gekommen und hatten theilweiſe unſer Geſpräch angehört, ſo daß der redſelige Mann nicht verlegen war, auf einen neuen Stoff überzugehen und Alle für denſelben pflichtig zu machen. Ich ſelbſt wurde wieder ſtill und ziemlich befangen, da die zierliche Anna ungehört wieder da war und leiſe mit einer Baſe flüſterte. Der Alte ſprach nun von der Ernte, von den Weinhoffnungen, von den Baumfrüchten mit den Mädchen, aber Alles in einer feinen und ſalbungsvollen Weiſe, mir nebenbei manche Aufklärung gebend, wenn er meine Unbekanntſchaft mit dieſen Dingen vorausſetzte. Ich aber ſagte fürder Nichts, ſondern befand mich glücklich und wohlgemuth in der Nähe des lieblichen Mädchens, ohne ſie jedoch anzuſehen, und nur angenehm berührt, wenn ſie einmal ihr Stimmchen erhob.

Ein mächtiger Küchenduft verbreitete ſich durch das Haus, zog die Knaben herbei und veranlaßte den Schulmeiſter, auf ein Zeichen der alten Köchin, zum Aufbruch in das obere Stockwerk aufzufordern. Dort war ein kleiner, heller und kühler Saal, welcher zwiſchen ſeinen ganz geweißten Wänden nichts enthielt, als einen länglichen Tiſch, Stühle und eine alte Hausorgel. Der Tiſch war gedeckt, wir ſetzten uns zu einem fröhlichen Abendeſſen, welches aus den Fiſchen beſtand, ſo die Vettern mit wenig Beſcheidenheit ausgewählt hatten. Ländliches Backwerk und Früchte und ein milder unſchuldiger Wein, an der Höhe hinter dem Hauſe gewachſen, ſchmückten das einfache und in ſeiner Art doch gewählte und anſtändige Mahl, der Alte würzte es mit ſinnigen Reden, die Jungen ſcherzten und gaben ſich naive Räthſel und Wortſpiele auf, und dies Alles übergoldete ein gehobener ſonntäglicher Ton, anders, als ob man zu Hauſe, und anders, als ob man in einer gewöhnlichen Bauernfamilie wäre. Als wir uns genugſam erfriſcht, ſchritt der Schulmeiſter zu der Orgel hin und öffnete dieſelbe, daß die glänzende Pfeifenreihe zu Tage trat und das Innere der beiden Flügelthürchen das gemalte Paradies zeigte mit Adam und Eva, Blumen und Thieren. Er ſetzte ſich davor, wir mußten uns in einen Kreis um ihn herumſtellen, Anna theilte einige alte Muſikbücher aus, und nachdem ihr Vater gar anmuthig prälудirt, ſangen wir zu ſeinem Spiele und Vorſang einige ſchöne kirchliche Sommerlieder und hernach einen künſtlichen Kanon. Wir ſangen in heiterer Freude und aus voller Bruſt und doch mit Maß und Haltung, die Dankbarkeit gegen den Augenblick brachte beſſere Muſik hervor, als die ſtrengſte Schulprobe, und ich ſelbſt ließ mein inneres Glück unbeſangen und frei in den Geſang ſtrömen; denn dieſer Tag war für mich wieder neuer und ſchöner, als alle früheren. Wenn wir einen Vers geendigt hatten, erklang über den See her, von einer Wand im Walde, ein harmoniſch verhallendes Echo, die Orgeltöne und Menſchenſtimmen verſchmelzend zu einem neuen wunderbaren Tone, und zitterte eben aus, indem wir ſelbſt den Geſang wieder anhoben. An verſchiedenen Stellen, in der Höhe und Tiefe, wurden freudige Menſchenſtimmen wach, welche ihre Luſt in die ſtill webenden Lüfte ſangen und jauchzten, ſo daß unſer Kanon, mit welchem wir ſchloſſen, ſo zu ſagen ſich über das ganze Thal verbreitete.

Doch nun mußten wir aufbrechen, da die Sonne ſich ſchon den Bergen näherte; der Schulmeiſter entließ uns mit Zufriedenheit und verabſchiedete mich mit entſchiedenen Zeichen ſeines Wohlwollens. Ich mußte ihm verſprechen, auf meinen Streifzügen ſo oft als möglich in ſein Thal zu kommen und in ſeinem Hauſe meinen Sitz aufzuſchlagen, als ob er ebenfalls mein Oheim wäre. Anna wollte uns noch bis auf die Berghöhe begleiten, und ſo machten wir uns viel aufgeregter und lauter auf den Weg, als wir gekommen waren. Die Mädchen, ſo ſchon durch ein Nichts, durch die bloße freie Gelegenheit in die höchſte Stimmung reiner muthwilliger Luſt verſetzt, ſangen fort und fort mit glänzenden Augen und verlockten uns mit zu ſingen, indem ſie Welt- und Vaterlandslieder anſtimmten. Dazwiſchen machte ſich eine gegenſeitige Neckerei mit Herzensangelegenheiten unter den Geſchwiſtern geltend, das ganze ſüße Geplauder jenes hoffnungsreichen Alters befreite ſich aus den offenen Gemüthern und umſpann Alle mit gern gehörten Anſpielungen, verſtelltem Widerſtande und ſchelmiſcher Rückantwort. Nur Anna ſchien vor den Angriffen ſicher zu ſein, während ſie hie und da einen ſchüchternen Scherz hinwarf, und ich ſagte gar nichts dazu, weil mein Herz voll war von den Ergebniſſen des Tages. Wir ſtanden nun auf der Höhe, welche von der Gluth der untergehenden Sonne übergoſſen war, vor mir ſchwebte die federleichte, verklärte Geſtalt des jungen Mädchen und neben ihr glaubte ich den lieben Gott lächeln zu ſehen, den Freund und Schutzpatron der Landſchaftsmaler, als welchen ich ihn heute in dem Geſpräche mit dem Schulmeiſter entdeckt hatte; das ſcheidende Mädchen erröthete noch ſtärker in die Abendröthe hinein, als ſie zuletzt auch mir die Hand bot. Wir berührten uns kaum mit den Fingerſpitzen und nannten uns höflich Sie; aber die Vettern lachten uns aus und die Baſen verlangten ernſthaft, daß wir uns mit Du anreden ſollten, da hier zu Lande nichts Anderes geduldet würde unter jungen Leuten.

So wechſelten wir unſere Taufnamen, verzagt und ſpröde; aber der meinige ſchlüpfte wie ein Flötenton in mein Ohr, und als Anna ſchnell und ängſtlich im Schatten ihrer Bergſeite verſchwand und wir auf der unſerigen niederſtiegen, hatte ich zwei Dinge erworben: einen großen und mächtigen Kunſtgönner, der unſichtbar über die dämmernde Welt hinſchritt, und ein allerliebſtes Schätzchen von meinem Alter im Herzen.

Drittes Kapitel.

Ich konnte den unbeſtimmten Zwiſchenzuſtand nun nicht länger ertragen, ſondern ſuchte unter meinen Sachen nach einem feinen Blättchen Papier, um einen Brief an meine Mutter zu ſchreiben, den erſten in meinem Leben. Als ich ganz zu oberſt am Rande das »Liebe Mutter!« hinſetzte, ſchwebte ſie mir in einem neuen Lichte vor, ich empfand dieſen feinen Fortſchritt und Ernſt des Lebens wohl und meine Schreibgeläufigkeit ließ mich anfänglich im Stiche und kaum die erſten Sätze finden. Doch führten mich die Schilderungen meiner Reiſe und des Aufenthaltes im Pfarrhauſe, ſo wie der ſonſtigen Erlebniſſe bald in das Geleiſe zurück, und meine Beſchreibung fiel nur allzu geſchmückt und prahleriſch aus. Ich trug ein großes Behagen zur Schau und ein gewiſſes, ſonderbares Beſtreben, welches ſich nachher mehrmals wiederholte, auf meine Mutter mit einem glücklichen Befinden und mit meinen verſchiedenen Thaten und Abenteuern eine Art Eindruck zu bewirken, eine förmliche Sucht, auf naive Weiſe ſie zu unterhalten und zugleich dadurch mich geltend zu machen, als ob ich auch ohne den Quell meines Lebens dieſes zu finden und zu bezwingen wüßte. Alsdann ging ich auf den Zweck meines Schreibens über und erklärte ihr weitläufig, daß ich nun durchaus glaubte, ein Maler werden zu müſſen, und in Folge deſſen bat ich ſie, ſich vorläufig umzuſehen und mit den verſchiedenen Erfahrenen unſerer Bekanntſchaft ſich zu berathen. Die Familienberichte und Grüße, ſo wie einige wichtige Aufträge über kleine Gegenſtände bildeten den Schluß des Briefes, ich faltete ihn eng und künſtlich zuſammen und verſchloß ihn mit meinem Leibſiegel, einem unbehülflichen Anker, das Zeichen der Hoffnung, welches ich längſt in ein weiches Stückchen Alabaſter ſelbſt gegraben hatte und nun zum erſten Mal zu einem wirklichen Zwecke gebrauchte.

Die Adreſſe ſchrieb ich ſehr ausführlich und beſonders das »an Frau Lee, née Hartmann« mit ungemeiner Anſehnlichkeit.

Nach dem Empfange dieſes Briefes begab ſich meine Mutter in ihre Staatskleidung, ſchlicht und einfarbig, bauſchte ein friſches Taſchentuch zuſammen, das ſie in die Hand nahm, und begann feierlich ihren Rundgang bei den ihr zugänglichen Autoritäten.

Zuerſt ſprach ſie bei einem angeſehenen Schreinermeiſter vor, welcher viel in vornehmen Häuſern verkehrte und Weltkenntniß beſaß. Als Freund meines ſeligen Vaters pflegte er noch Freundſchaft und Wohlwollen für uns, ſo wie er auch die Bildungsbeſtrebungen jener Tage eifrig fortſetzte. Nachdem er Vortrag und Bericht der Mutter ernſtlich angehört, erwiederte er kurzweg, das ſei nichts und hieße ſo viel, als das Kind einer liederlichen und ungewiſſen Zukunft ausſetzen. Man ſolle ſich umſchauen, ſo viele Maler in unſerm Gebiete ſich noch hätten blicken laſſen, ſo viele arme Teufel und verkommene Menſchen wären es auch! So wies er vorzüglich auf einen

Portraitmaler hin, welcher jedes Jahr zwei Mal in unſere Stadt gekommen, um die inzwiſchen entſtandenen Bräute und ſolche bejahrte Herrſchaften zu malen, die ihre ſilberne oder goldene Hochzeit feierten, daneben auch etwa einen angeſehenen Magiſtraten, welcher ſich durch hinlängliches öffentliches Wirken für die Verewigung auf eindringliches Bitten ſeiner Verehrer reif erachtete. Dieſer Künſtler war ein Habenichts und Branntweinſäufer geweſen, hatte immer Schulden hinterlaſſen, trotz dem reichlichen Verdienſte, und war endlich auf der Landſtraße erfroren. Hingegen wußte der Schreiner beſſeren Rath, wenn einmal etwas Künſtleriſches ergriffen werden müſſe. Ein junger Vetter von ihm hatte ſich in einer entfernteren Stadt als Landkartenſtecher ausgebildet und genoß einen reichlichen und anſtändigen Erwerb, ſo daß er in den Augen ſeiner Sippſchaft als etwas Rechtes daſtand. Daher erbot ſich der Rathgeber, mich aus beſonderer Freundſchaft in der Nähe dieſes Mannes unterzubringen, wo ich dann, wenn wirklich etwas Tüchtiges in mir ſtäcke, es nicht nur bis zum Stechen, ſondern zum Selbſtentwerfen der Landkarten bringen könne, indem ich meine Zeit wohl anwende zur Erwerbung der nöthigen Kenntniſſe. Dies wäre dann ein feiner, ehrenvoller und zugleich ein nützlicher und in das große Leben paſſender Beruf.

Mit vermehrten Sorgen und Zweifeln gelangte meine Mutter zum zweiten Gönner und auch einem Freunde ihres Mannes. Derſelbe war ein Fabrikant von farbigen und bedruckten Tüchern, welcher ſein urſprünglich geringes Geſchäft nach und nach erweitert hatte und ſich eines wachſenden Wohlſtandes erfreute. Er erwiederte den Bericht meiner Mutter folgender Maßen:

»Dieſes Ereigniß, daß der junge Heinrich, der Sohn unſeres unvergeßlichen Freundes, ſich für eine künſtleriſche Laufbahn erklärt und die Nachricht, daß er ſchon lange ſich vorzugsweiſe mit Stift und Farben beſchäftigt, kommt ſehr erfreulich einer Idee entgegen, die ich ſchon einige Zeit in Bezug auf den Knaben hege. Es entſpricht ganz dem Geiſte ſeines wackern Vaters, daß er ſeine Neigung einer feineren Thätigkeit zuwendet, zu welcher Talente und ein höherer Schwung erforderlich ſind; allein dieſe Neigung muß auf eine ſolide und vernünftige Bahn gelenkt werden. Nun iſt Euch, wertheſte Frau und Freundin, die Art meines unbedeutenden Geſchäftes bekannt; ich fabrizire bunte Stoffe, und wenn ich einen leidlichen Verdienſt erzwecke, ſo geſchieht es hauptſächlich dadurch, daß ich mit Aufmerkſamkeit und Raſchheit allezeit die neueſten und gangbarſten Deſſins zu bringen und ſelbſt den herrſchenden Geſchmack durch ganz Neues und Originelles zu überbieten ſuche. Hierzu ſind eigene Zeichner vorhanden, deren Aufgabe es iſt, lediglich neue Deſſins zu erfinden und, in der behaglichen Stube ſitzend, nach Herzensluſt Blumen, Sterne und Linien durcheinander zu werfen. In meiner beſcheidenen Anſtalt habe ich drei ſolcher Leute, die gerade keine großen Kirchenlichter ſind, denen ich aber ein läſterliches Geld bezahlen und ſie obenhinein noch ſehr glimpflich behandeln muß. Sie ſind, obgleich ſie ganz geſchickt den Gang des Geſchäftes begreifen und verfolgen, doch nur zufällig zu dieſem Berufe gekommen und durch keinerlei innere Kraft vorher beſtimmt. Was könnte mir nun willkommener ſein, als ein junger Menſch, der mit ſolcher Energie ſich für Papier und Farben erklärt, in ſo frühem Alter, der den ganzen Tag, ohne weitere Anregung, Bäume und Blumengärtchen malt? Wir wollen ihm ſchon Blumen genug verſchaffen, in geordneten Reihen ſoll er ſie auf die Tücher zaubern, unerſchöpflich, immer neu; er ſoll aus der reichen Natur die wunderbarſten und zierlichſten Gebilde abſtrahiren, welche meine Konkurrenten zur Verzweiflung bringen! (Und der treffliche Mann erging ſich hier, meine Mutter beinahe vergeſſend, in den kühnſten Spekulationen.) Kurz, gebt mir Euren Sohn in's Haus! Ich werde ihn bald ſo weit gebracht haben, wie die Anderen, und wenn er einige Jahre älter iſt, ſo thun wir ihn nach Paris, wo die Sache in's Große betrieben wird und die ausgezeichnetſten Deſſinateurs der verſchiedenſten Induſtriezweige leben wie die Fürſten und von den Geſchäftsleuten auf Händen getragen werden. Hat er dort ſich gehörig emporgeſchwungen und ſeine Erfahrung bereichert, ſo iſt er ein gemachter Mann und kann ſein Loos ſelbſt beſtimmen. Will er alsdann ſich wieder mit mir verbinden, ſo wird das mir zur Freude und zum Vortheil gereichen, findet er aber ſein Glück anderswo, ſo habe ich nichts deſto weniger meine Zufriedenheit daran. Bedenket Euch, ich glaube mich nicht zu täuſchen!«

Er führte hierauf meine Mutter in ſeinem Geſchäfte herum und zeigte ihr die bunten Herrlichkeiten, die geſchnittenen Holzmöbel und vor Allem die kühnen Compoſitionen ſeiner Zeichner. Es leuchtete ihr Alles vollkommen ein und erfüllte ſie wieder mit Hoffnung. Abgeſehen von dem geſicherten und reichlichen Erwerbe, welchen ein gewandter Geſchäftsmann verbürgte, war ja dieſe ganze Kunſt dem Dienſte der Frauen gewidmet und ſo reinlich und friedſam, daß ein Sohn in ihrem Schooße wohl geborgen ſchien. Auch mochte es vielleicht eine Ader verzeihlicher Eitelkeit erwecken, wenn ſie ſich in einen der beſcheideneren Stoffe meiner Erfindung gekleidet dachte. Sie war ſo mit dieſen angenehmen

Gedanken beſchäftigt, daß ſie für diesmal ihre Wanderung einſtellte, um ſich ganz in denſelben zu ergehen.

Der folgende Tag jedoch rief ſie wieder zur gänzlichen Erfüllung ihrer Mutterpflicht auf und führte ſie mit neuen Sorgen und Zweifeln auf den Weg. Sie gelangte zu einem dritten Freunde des Vaters, einem Schuſter, der im Geruche tiefen Verſtandes lebte und ein gewaltiger Politiker war. Seit dem Tode meines Vaters war er durch die Zeitereigniſſe in eine ſtrenge demokratiſche und ſozialiſtiſche Richtung hineingetreten. Nach mißlauniſcher Anhörung des Berichtes und des Erfolges der geſtrigen Bemühungen brach er barſch los:

»Maler, Landkartenmacher, Blümchenzeichner, Stubenſitzer, Herrenknecht! Handlanger der Geldariſtokraten, Gehülfe des Luxus und der Verweichlichung, als Landkartenmacher ſogar direkter Vorſchubleiſter des beſtialiſchen Kriegsweſens! Handwerk, ehrliche und ſchwere Handarbeit iſt uns von nöthen, gute Frau! Wenn Euer Mann lebte, ſo würde er den Jungen ſo gewiß durch ſchwere Handarbeit in's Leben führen, als zwei mal zwei vier ſind! Zudem iſt der Junge ſchon ein Bischen ſchwächlich und verwöhnt durch Euere Weiberwirthſchaft; laßt ihn ein Maurer oder Steinmetz werden, oder beſſer, gebt ihn mir, ſo wird er die gehörige Demuth und damit den rechten Stolz eines Mannes aus dem Volke gewinnen, und bis er im Stande iſt, einen guten Schuh fix und fertig zu arbeiten, ſoll er gelernt haben, was ein Bürger iſt, wenn er anders ſeinem Vater nachfolgt, den wir ſehr vermiſſen, wir andere Handwerksleute! Beſinnt Euch, Frau Lee! von der Pike auf dienen, das macht den Mann! Waren die neuen Schuhe doch nicht zu eng, die ich letzthin ſchickte?«

Die Frau Lee ging aber nicht ſonderlich erbaut fort und murmelte vor ſich her: »Schlag du nur deine Zwecke ein, bei mir erreichſt du deinen Zweck nicht, Herr Schuſter, ungehobelter Mann! Bleib nur bei deinem Leiſten und warte, bis mein Kind kommt, dir Geſellſchaft zu leiſten! Draht iſt nicht Rath! Wenn du Gott fürchten würdeſt, ſo brauchteſt du nicht vor dem Gerber zu fliehen! Wer Pech angreift, beſudelt ſich!« Unter ſolchen Sarkasmen, welche ſie nachher wiederholte, ſo oft ſie auf dieſe Unterredung zu ſprechen kam, zog ſie die Klingel an einem hohen und ſchönen Hauſe, welches der Vater einſt für einen vornehmen Herrn gebaut hatte. Es war ein feiner und ernſter Mann, der in den Staatsgeſchäften ſtand, nicht viele Worte machte, jedoch für uns einige Geneigtheit bezeigte und ſchon mehrmals mit entſcheidendem Rath an die Hand gegangen war. Als er vernommen, warum es ſich handelte, erwiederte er mit höflich ablehnenden Worten:

»Es thut mir leid, gerade in dieſer Angelegenheit nicht dienen zu können! Ich verſtehe ſo viel wie Nichts von der Kunſt! Nur weiß ich, daß auch für das ausgezeichnetſte Talent lange Studienjahre und bedeutende Mittel erforderlich ſind. Wir haben wohl große Genies, welche ſich durch beſondere Widerwärtigkeiten endlich emporgeſchwungen; allein um zu beurtheilen, ob Ihr Sohn hierzu nur die geringſten Hoffnungen biete, dazu beſitzen wir in unſerer Stadt gar keine berechtigte Perſon! Was hier an Künſtlern und dergleichen lebt, iſt ziemlich entfernt von dem, was ich mir unter wirklicher Kunſt vorſtelle, und ich könnte nie rathen, einem ähnlichen verfehlten Ziele entgegenzugehen.« Dann beſann er ſich eine Weile und fuhr fort: »Betrachten Sie mit Ihrem Sohne die ganze Sache als eine kindiſche Träumerei; kann er ſich entſchließen, ſich von mir in einer unſerer Kanzleien unterbringen zu laſſen, ſo will ich hierzu gern die Hand bieten und ihn im Auge behalten. Ich habe gehört, daß er nicht ohne Talent ſei, beſonders in ſchriftlichen Arbeiten. Würde er ſich gut halten, ſo könnte er ſich mit der Zeit eben ſo gut zu einem tüchtigen Verwaltungsmanne emporarbeiten, als mancher andere wackere Mann, welcher eben ſo von unten angefangen und als armer Schreiberjunge in unſere Kanzleien getreten iſt. Dieſe Bemerkung mache ich übrigens nicht, um irgend große Hoffnungen zu erregen, ſondern nur um Ihnen zu zeigen, daß der Knabe auch auf dieſem Wege nicht unbedingt an ein dunkles und dürftiges Loos gebunden iſt.«

Dieſe Rede, indem ſie meiner Mutter eine ganz neue Ausſicht eröffnete, warf ſie gänzlich in Ungewißheit zurück, ob ſie nicht ernſtlich mich zu Aenderung meines Sinnes beſtimmen ſolle. Denn hier war noch mehr, als beim Fabrikanten, die Bürgſchaft eines angeſehenen und ſeiner Worte ſicheren Mannes zur Hand, welcher einen großen Theil unſerer Verhältniſſe eben ſo klar durchſchaute als mit beherrſchte und wohl im Stande war, diejenigen über dem Waſſer zu halten, die ſich ſeinem Rathe anvertrauten.

Sie ſchloß hier ihren beſchwerlichen Gang und beſchrieb mir in einem großen Briefe ſämmtlichen Erfolg deſſelben, jedoch die Vorſchläge des Fabrikanten und des Staatsmannes beſonders hervorhebend, und ermahnte mich, meinen beſtimmten Entſchluß noch hinauszuſchieben und eher darauf zu denken, auf welche Weiſe ich am füglichſten im Lande bleiben, mich redlich nähren, ihr ſelbſt ein Troſt und eine Stütze des Alters und doch meinen natürlichen Anlagen gerecht werden könne; denn daß ſie je dazu helfen würde, mich gewaltſam zu einem mir widerſtrebenden Lebensberufe zu beſtimmen, davon ſei keine Rede, da ſie hierüber die Grundſätze des Vaters genugſam kenne und es ihre einzige Aufgabe wäre, annähernd ſo zu verfahren, wie er gethan haben würde.

Dieſer Brief war überſchrieben »mein lieber Sohn!« und das Wort Sohn, das ich zum erſten Male hörte von ihr, rührte mich und ſchmeichelte mir auf's Eindringlichſte, daß ich für den übrigen Inhalt ſehr empfänglich und dadurch an mir ſelbſt irre und in Zweifel geſetzt wurde. Ich fühlte mich ganz allein und wehrlos mit meinen grünen Bäumen gegenüber dem ernſten kalten Weltleben und ſeinen Lenkern. Aber während ich ſchon begann, mich mit dem Gedanken, auf immer vom geliebten Walde zu ſcheiden, vertraut zu machen (ich wußte von keinem Dilettantismus und daß man auch als Weltmann ſeine Mußeſtunden dergleichen Neigungen widmen könne), gab ich mich nur um ſo inniger der Natur hin und ſchweifte den ganzen Tag in den Bergen, und die drohende Trennung ließ mich manches angehende Verſtändniß ſicherer ergreifen, als es ſonſt geſchehen wäre. Ich hatte ſchon ſämmtliche Studien des Junker Felix nachgezeichnet und dadurch einige Ausdrucksweiſe gewonnen, ſo daß meine Blätter wenigſtens ordentlich weiß und ſchwarz wurden von Stift und Tuſche.

Oft, am Morgen oder am Abend, ſtand ich auf der Höhe über dem tiefen See, wo unten der Schulmeiſter mit ſeinem Töchterchen wohnte, oder ich hielt mich auch einen ganzen Tag an einer Stelle des Abhanges auf, unter einer Buche oder Eiche, und ſah das Haus abwechſelnd im Sonnenſcheine oder im Schatten liegen; aber je länger ich zauderte, deſto weniger konnte ich es über mich gewinnen, hinabzugehen, da mir das Mädchen fortwährend im Sinne lag und ich deshalb glaubte, man würde mir auf der Stelle anſehen, daß ich ſeinetwegen käme. Meine Gedanken hatten von der feinen Erſcheinung Anna's plötzlich ſo vollſtändigen Beſitz ergriffen, daß ich alle Unbefangenheit ihr gegenüber im gleichen Augenblicke verloren und in beſchränkter Unerfahrenheit von ihrer Seite ſogleich das Gleiche vorausſetzte. Indem ich jedoch mich nach dem Wiederſehen ſehnte, war mir die Zwiſchenzeit und meine Unentſchloſſenheit gar nicht peinlich und unerträglich, vielmehr gefiel ich mir in dieſem gedanken- und erwartungsvollen Zuſtande und ſah einem zweiten Begegnen eher mit Unruhe entgegen. Wenn meine Baſen von ihr ſprachen, that ich, als hörte ich es nicht, indeſſen ich doch nicht von der Stelle wich, ſo lange das Geſpräch dauerte, und wenn ſie mich fragten, ob es denn nicht ein allerliebſtes Kind ſei, erwiederte ich ganz trocken: »Ja, gewiß!«

In dieſen Tagen fand ich kaum Zeit, bei meiner Großmutter den täglichen kurzen Aufenthalt zu nehmen und vernachläſſigte die anderen Verwandten ſo ziemlich, wenn ich nicht gerade beſtimmt eingeladen war zur Theilnahme an einem Ausnahmegericht oder ſonſtigem Schmauſe, wie ſolche durch den Wechſel der Feldfrüchte oder durch Schlachten und Backen hervorgerufen werden.

Auf dieſen Wegen war ich häufig am Hauſe der ſchönen Judith vorübergekommen und, da ich eben deswegen, weil ſie ein ſchönes Weib war, auch einige Befangenheit fühlte und Anſtand nahm einzutreten, von ihr gebieteriſch hereingerufen und feſtgehalten worden. Nach der Weiſe der aufopfernden und nimmermüden alten Frauen und auch aus unentbehrlicher Gewohnheit befand ſich ihre Mutter beinahe immer auf dem warmen Felde, während die kräftige Tochter das leichtere Theil erwählte und im kühlen Haus und Garten gemächlich und halb müßig waltete. Deswegen war dieſe bei gutem Wetter faſt immer allein zu Hauſe und ſah es gern, wenn Jemand, den ſie leiden mochte, bei ihr vorkehrte und mit ihr plauderte. Als ſie meine Malerkünſte entdeckt hatte, trug ſie mir ſogleich auf, ihr ein Blumenſträuschen zu malen, welches ſie mit Zufriedenheit in ihr Geſangbuch legte. Sie beſaß ein kleines Stammbüchelchen von der Stadt her, das nur zwei oder drei Inſchriften und eine Menge leerer Blätter mit Goldſchnitt enthielt; von dieſen gab ſie mir bei jedem Beſuche einige, daß ich eine Blume oder ein Kränzchen darauf male (Farben und Pinſel hatte ich ſchon bei ihr deponirt und ſie verwahrte dieſelben ſorgfältig), dann wurde ein Vers oder verliebter Spruch darunter geſchrieben und ihr Kirchenbuch mit ſolchen Bild=

chen, die ich in ein paar Minuten anfertigte, angefüllt. Die Verſe wurden einer großen Sammlung bedruckter Papierſtreifchen entnommen, welche ſie als Ueberbleibſel früher genoſſener Bonbons aufbewahrte. Durch dieſen Verkehr war ich heimiſch und vertraut bei ihr geworden, und, indem ich immer an die junge Anna dachte, hielt ich mich gern bei der ſchönen Judith auf, weil ich in jener unbewußten Zeit ein Weib für das andere nahm und nicht im Mindeſten eine Untreue zu begehen glaubte, wenn ich im Anblicke der entfalteten vollen Frauengeſtalt behaglicher an die abweſende zarte Knoſpe dachte, als anderswo, ja als in Gegenwart dieſer ſelbſt. Manchmal traf ich ſie am Morgen, wie ſie ihr üppiges Haar kämmte, welches geöffnet bis auf ihre Hüften fiel. Mit dieſer wallenden Seidenfluth fing ich neckend an zu ſpielen und Judith pflegte bald, ihre Hände in den Schooß legend, den meinigen ihr ſchönes Haupt zu überlaſſen und lächelnd die Liebkoſungen zu erdulden, in welche das Spiel allmälig überging. Das ſtille Glück, welches ich dabei empfand, nicht fragend, wie es entſtanden und wohin es führen könne, wurde mir Gewohnheit und Bedürfniß, daß ich bald täglich in das Haus huſchte, um eine halbe Stunde dort zuzubringen, eine Schale Milch zu trinken und der lachenden Frau die Haare aufzulöſen, ſelbſt wenn ſie ſchon geflochten waren. Dies that ich aber nur, wenn ſie ganz allein und keine Störung zu befürchten war, ſowie ſie auch nur dann es ſich gefallen ließ, und dieſe ſtillſchweigende Uebereinkunft der Heimlichkeit lieh dem ganzen Verkehre einen ſüßen Reiz.

So war ich eines Abends, vom Berge kommend, bei ihr eingekehrt; ſie ſaß hinter dem Hauſe am Brunnen und hatte ſo eben einen Korb grünen Salat gereinigt, ich hielt ihre Hände unter den klaren Waſſerſtrahl, wuſch und rieb dieſelben, wie einem Kinde, ließ ihr kalte Waſſertropfen in den Nacken träufeln und ſpritzte ihr ſolche endlich mit unbeholfenem Scherze in's Geſicht, bis ſie mich beim Kopfe kriegte und ihn auf ihren Schooß preßte, wo ſie ihn ziemlich derb zerarbeitete und walkte, daß mir die Ohren ſauſten. Obgleich ich dieſe Strafe halb und halb bezweckt hatte, wurde ſie mir doch zu arg: ich riß mich los und faßte meine Feindin, nach Rache dürſtend, nun meinerſeits beim Kopfe. Doch leiſtete ſie, indem ſie immer ſitzen blieb, ſo kräftigen Widerſtand, daß wir Beide zuletzt heftig athmend und erhitzt den Kampf aufgaben und ich, beide Arme um ihren weißen Hals geſchlungen, ausruhend an ihr hangen blieb; ihre Bruſt wogte auf und nieder, indeſſen ſie, die Hände erſchöpft auf ihre Kniee gelegt, vor ſich hin ſah. Meine Augen gingen den ihrigen nach in den rothen Abend hinaus, deſſen Stille uns umfächelte; Judith ſaß in tiefen Gedanken verſunken und verſchloß, die Wallung ihres aufgejagten Blutes bändigend, in ihrer Bruſt innere Wünſche und Regungen feſt vor meiner Jugend, während ich, unbewußt des brennenden Abgrundes, an dem ich ruhte, mich arglos der ſtillen Seligkeit hingab und in der durchſichtigen Roſengluth des Himmels das feine, ſchlanke Bild Anna's auftauchen ſah. Denn nur an ſie dachte ich in dieſem Augenblicke, ich ahnte das Leben und Weben der Liebe und es war mir, als müßte ich nun das gute Mädchen alſogleich ſehen. Plötzlich riß ich mich los und eilte nach Hauſe, von wo mir der ſchrille Ton einer Dorfgeige entgegenklang. Sämmtliche Jugend war in dem geräumigen Saale verſammelt und benutzte den kühlen, müßigen Abend, nach den Klängen des herbeigerufenen Geigers ſich gegenſeitig im Tanze zu unterrichten und zu üben; denn die älteren Mitglieder der Sippſchaft befanden für gut, auf die Feſte des nahenden Herbſtes den jüngeren Nachwuchs vorzubereiten und dadurch ſich ſelbſt ein vorläufiges Tanzvergnügen zu verſchaffen. Als ich in den Saal trat, wurde ich aufgefordert, ſogleich Theil zu nehmen, und indem ich mich fügte und unter die lachenden Reihen miſchte, erſah ich plötzlich die erröthende Anna, welche ſich hinter denſelben verſteckt hatte. Sogleich war ich zufrieden und innerlich hoch vergnügt; aber obgleich ſchon zwei Wochen vergangen, ſeit ich ſie zum erſten Male geſehen, ließ ich meine Zufriedenheit nicht merken und entfernte mich, nachdem ich ſie kurz begrüßt, wieder von ihr, und als meine Baſen mich aufforderten, mit ihr, die gleichfalls anfing, einen

Tanz zu thun, ſuchte ich ungehobelt und unter tauſend Ausflüchten auszuweichen. Dieſes half nichts, widerſtrebend fügten wir uns endlich und tanzten, einander nicht anſehend und uns kaum berührend, etwas ungeſchickt und beſchämt einmal durch den Saal. Ungeachtet es mir ſchien, als ob ich einen jungen Engel an der Hand führte und im Paradieſe herumwalzte, trennten wir uns doch nach der Tour ſo ſchleunig wie Feuer und Waſſer und waren in ſelbem Augenblicke an den entgegengeſetzten Enden des Saales zu ſehen. Ich, der ich kurz vorher unbefangen und muthwillig die Wangen der großen und ſchönen Judith zwiſchen meine Hände gepreßt, hatte jetzt gezittert, die ſchmale, faſt weſenloſe Geſtalt des Kindes zu umfangen und dieſelbe fahren laſſen, wie ein glühendes Eiſen. Sie verbarg ſich ihrerſeits wieder hinter die fröhlichen Mädchen und war ſo wenig mehr in die Reihen zu bringen als ich, hingegen beſtrebte ich mich, meine Worte an die Geſammtheit zu richten und ſo zu ſtellen, daß ſie von Anna auch hingenommen werden mußten, und bildete mir ein, ſie meine es mit den wenigen Wörtchen, die ſie hören ließ, ebenfalls ſo.

Sie war, da ſie mit den Töchtern meines Oheims einen lebhaften Taubenverkehr führte, mit einem Körbchen voll junger Täubchen hergekommen, was hauptſächlich das Heraufrufen des herumziehenden Geigers veranlaßt hatte. Nun wurde verabredet, daß die Tanzübungen mehrere Male wiederholt werden ſollten und Anna denſelben beiwohnen. Für jetzt aber war es nothwendig, da es dunkel geworden, daß Jemand ſie nach Hauſe begleite, und dazu wurde ich auserſehen. Dieſe Kunde klang mir zwar wie Muſik, doch drängte ich mich nicht ſonderlich vor und ſtellte mich eher, als ob es mir verdrießlich und unbequem wäre; denn es erwachte ein Stolz in mir, der es mir faſt unmöglich machte, gegen das junge Ding freundlich zu thun, und je lieber ich es in meinem Herzen gewann, deſto mürriſcher und unbeholfener wurde mein Aeußeres. Das Mädchen aber blieb immer gleich, ruhig, beſcheiden und fein, und band gelaſſen ſeinen breiten Strohhut um, auf welchem einige Kornblumen und eine brennendrothe Mohnblüthe lagen; der Nachtkühle wegen brachte die Muhme einen prachtvollen weißen Staatsſhawl aus alter Zeit mit Aſtern und Roſen beſäet, den man um ihr blaues, halb ländliches Kleid ſchlug, daß ſie mit ihren Goldhaaren und dem feinen Geſichtchen ausſah, wie eine junge Engländerin aus den neunziger Jahren. So wandte ſie ſich nun anſcheinend ganz ruhig zum Gehen, gewärtig, wer ſie begleiten würde, aber ſich deswegen nicht unentſchloſſen aufhaltend. Sie lächelte, durch den Muthwillen der Baſen belebt und gedeckt, über meine Ungeſchicklichkeit, ohne ſich nach mir umzublicken, und vermehrte ſo meine Verlegenheit, da ich gegenüber den zuſammenhaltenden und verſchworenen Mädchen allein daſtand und faſt Willens war, im Saale zurückzubleiben. Doch erbarmte ſich die älteſte Baſe meiner und rief mich noch einmal entſchieden heran, ſo daß es mit meiner Ehre verträglich war, mich wenigſtens dem Zuge anzuſchließen, der ſich vor das Haus bewegte. Wir gingen gemeinſchaftlich bis an das Ende des Dorfes, wo der Berg anhub, über welchen Anna zu gehen hatte. Dort wurde Abſchied genommen: ich ſtand im Hintergrunde und ſah, wie ſie ihr Tuch zuſammenfaßte und ſagte: »Ach, wer will nun eigentlich mit mir kommen?« Indeſſen die Mädchen ſchalten und ſagten: »Nun, wenn der Herr Maler ſo unartig iſt, ſo muß aber jemand Anders Dich begleiten!« und ein Bruder rief: »Ei, wenn es ſein muß, ſo gehe ich ſchon mit, obgleich der Maler ganz Recht hat, daß er nicht den Jungfernknecht ſpielt, wie ihr es immer gern einführen möchtet!« Ich trat aber hervor und ſagte barſch: »Ich habe gar nicht behauptet, daß ich es nicht thun wolle, und wenn es der Anna recht iſt, ſo begleite ich ſie ſchon.« »Warum ſollte es mir nicht recht ſein?« erwiederte ſie, und ich ſchickte mich an, neben ihr herzugehen. Allein die Uebrigen riefen, ich müßte ſie durchaus am Arme führen, da wir ſo feine Stadtleutchen ſeien, ich glaubte dies und ſchob meinen Arm in den ihrigen, ſie zog ihn raſch zurück und faßte mich unter den Arm, ſanft, aber entſchieden, indem ſie lächelnd nach dem ſpottenden Volke zurückſah; ich merkte meinen Fehler und ſchämte mich dergeſtalt, daß ich ohne zu ſprechen den Berg hinanſtürmte und das arme Kind mir beinahe nicht folgen konnte. Sie ließ ſich dies nicht anſehen, ſondern ſchritt tapfer aus, und ſobald wir allein waren, fing ſie ganz geläufig und ſicher an zu plaudern über die Wege, welche ſie mir zeigen mußte, über das Feld, über den Wald, wem dieſe und jene Parzelle gehöre und wie es hier und dort vor wenigen Jahren noch geweſen ſei. Ich wußte wenig zu erwiedern, während ich aufmerkſam zuhörte und jedes Wort wie einen Tropfen Muskatwein verſchlang; meine Eile hatte ſchon nachgelaſſen, als wir die Höhe des Berges erreichten und auf ſeiner Ebene gemächlich dahingingen. Der funkelnde Sternhimmel hing weit gebreitet über dem Lande und doch war es dunkel auf dem Berge, und die Dunkelheit band uns näher zuſammen, da wir, unſere Geſichter kaum ſehend, einander auch beſſer zu hören glaubten, wenn wir uns feſt zuſammenhielten. Das Waſſer rauſchte vertraulich im fernen Thale, hier und da ſahen wir ein mattes Licht auf der dunklen Erde glimmen, welche ſich maſſenhaft mit ihrem ſchwarzen Schatten vom Himmel ſonderte, der ſie am Rande mit einem blaſſen Dämmergürtel umgab. Ich beachtete dieſes Alles, lauſchte den Worten meiner Begleiterin und bedachte zugleich für mich meine Freude und meinen Stolz, eine Geliebte am Arme zu führen, als welche ich ſie ein für allemal betrachtete. Wir ſprachen nun ganz munter und aufgeräumt von tauſend Dingen, von gar Nichts, dann wieder mit wichtigen Worten von unſeren gemeinſamen Verwandten und ihren Verhältniſſen, wie alte kluge Leute. Je näher wir ihrer Wohnung kamen, deren Licht bereits in der Tiefe glühte wie ein Leuchtwurm, deſto ſicherer und lauter wurde Anna, ihre Stimme bimmelte unaufhörlich und fein, gleich einem fernen Vesperglöckchen, ich ſetzte ihren artigen Einfällen die beſten meiner eigenen Erfindung entgegen, und doch hatten wir uns den ganzen Abend noch nie unmittelbar angeredet und das Du war ſeit jenem einen Male nie mehr zwiſchen uns gefallen. Wir hüteten es, wenigſtens ich, im Herzen gleich einem goldenen Sparpfennige, den man auszugeben gar nicht nöthig hat; oder es ſchwebte wie ein Stern weit vor uns in neutraler Mitte, nach welchem ſich unſere Reden und Beziehungen richteten und ſich dort vereinigten, wie zwei Linien in einem Punkte, ohne ſich vorher unzart zu berühren. Erſt als wir in der Stube waren und ihren ſie erwartenden Vater begrüßt hatten, nannte ſie, die Ereigniſſe des Abends froh erzählend, beiläufig ganz unbefangen meinen Namen, ſo oft es erforderlich war, und nahm, unter dem Schutze ihres Vaterhauſes, wo ſie ſich geborgen fühlte, wie eine Taube im Neſte, unbeſehens das Wörtchen Du hervor und warf es unbekümmert hin, daß ich es nur aufzunehmen und ebenſo arglos zurückzugeben brauchte. Der Schulmeiſter machte mir Vorwürfe über mein langes Ausbleiben, und um ſicher zu gehen, forderte er mich zu dem Verſprechen auf, gleich am nächſten Morgen früh zu kommen und den ganzen Tag an ſeinem See zuzubringen. Anna übergab mir den Shawl, den ich wieder zurücktragen ſollte, dann leuchtete ſie mir vor das Haus und ſagte Adieu mit jenem angenehmen Tone, der ein anderer iſt nach einer ſtillſchweigend geſchloſſenen Freundſchaft, als vorher. Kaum war ich aus dem Bereiche des Hauſes, ſo ſchlug ich das blumige weiche Tuch, das mir eine Wolke des Himmels zu ſein dünkte, um Kopf und Schultern, und tanzte darin wie ein Beſeſſener über den nächtlichen Berg. Als ich auf ſeiner Höhe war unter den Sternen, ſchlug es unten im Dorfe Mitternacht, die Stille war nun nah und fern ſo tief geworden, daß ſie in ein geiſterhaftes Getöſe überzugehen ſchien, und nur, wenn ſich dieſe Täuſchung zerſtreute und man geſammelt horchte, rauſchte und zog der Fluß immer vernehmlich doch leiſe, wie ein im Traume klagendes Kind. Ein ſeliger Schauer ſchien, als ich einen Augenblick ſtand wie feſtgebannt, rings vom Geſichtskreiſe heranzuzittern an den Berg, in immer engeren Zirkeln bis an mein Herz heran. Das Glück des Lebens ſchien ſeinen Rundgang über die ſchlafende Welt zu machen und, mich auf dem Berge wachend findend, mich an die Hand und für immer an ſeine Seite zu nehmen. Ich entledigte mich andächtig meiner närriſchen Umhüllung, legte ſie zuſammen, ſtieg träumend den Abhang hinunter und fand den Weg durch ſtockfinſtere Waldwege nach Hauſe, ohne zu wiſſen wie.

Am nächſten Morgen legte ich denſelben Weg, der von Thau und Sonne funkelte und blitzte, mit meinem Geräthe beladen, zurück und ſah bald den See unter dem Morgendufte hervorleuchten. Haus und Garten waren vom jungen Tag übergoldet und warfen ein reizendes Farbenbild in die unbewegte Fluth, zwiſchen den Beeten bewegte ſich eine blaue Geſtalt, ſo fern und klein, wie in einem Nürnberger Spielzeuge, das Bild verſchwand wieder hinter den Bäumen, um bald deſto größer und näher hervorzutreten und mich in ſeinen Rahmen mit aufzunehmen. Schulmeiſters hatten mit dem Frühſtücke auf mich gewartet, ich war ſehr eßluſtig geworden durch den weiten Weg und ſah mich daher mit großer Zufriedenheit hinter dem Tiſche, während Anna die Tugenden eines angehenden Hausmütterchens auf's Lieblichſte ſpielen ließ und ſich endlich neben mich ſetzte und ſo zierlich und mäßig an dem Eſſen nippte wie eine Elfe, und als ob ſie keine irdiſchen Bedürfniſſe hätte. Ich ſah ſie indeß kaum eine Stunde nachher mit einem mächtigen Stück Brod in der Hand und mir auch ein ſolches bringend, unbefangen und tüchtig dreinbeißen mit ihren kleinen weißen Zähnen, und dies begierige Eſſen im Gehen und Plaudern ſtand ihr eben ſowohl an, wie vorher der beſcheidene Anſtand am Tiſche, und reizte mich, meinen Pferdekopf, wie wir die großen Brodſtücke nannten, ebenſo ſchnell und luſtig zu verzehren, trotz des reichlich genoſſenen Frühſtückes.

Nach dieſem war der Vater mit der alten Magd in ſeinen Weinberg geſtiegen, um von den reifenden Trauben das Laub zu brechen, welches den Sonnenſtrahlen den Zugang verſperrte. Die Beſorgung des Weinberges war, nebſt dem Schlagen und Kleinmachen des Holzes, ſeine Hauptarbeit in ſeinem beſchaulichen Leben. Ich hiagegen ſah mich nach einem Gegenſtande meiner Thätigkeit um. Anna hatte eine mächtige Wanne voll grüner Bohnen der Schwänzchen und Fäden zu entledigen und an lange Fäden zu reihen, um ſie zum Dörren vorzubereiten. Damit ich in ihrer Nähe bleiben konnte, gab ich vor, ich müßte nun zur Abwechſelung einmal Blumen nach der Natur malen, und bat ſie, mir einen Strauß derſelben zu brechen. Der Zuſammenſtellung wegen begleitete ich ſie in den Garten, und nach einer guten halben Stunde hatten wir endlich ein hübſches Bouquet beiſammen und ſetzten es in ein altmodiſches Prunkglas, dieſes auf einen Tiſch, der in einer Weinlaube hinter dem Hauſe ſtand, Anna ſchüttete ihre Bohnen rings darum her und wir ſetzten uns einander gegenüber, bis zur Mittagsſtunde arbeitend und von unſeren gegenſeitigen Lebensläufen, Eltern und Familien erzählend. Ich war nun ganz erwärmt und heimiſch geworden und begann bald mit der Ueberlegenheit eines Bruders dem guten Kinde mit wichtigen Urtheilen, eingeſtreuten Bemerkungen und Belehrungen zu imponiren, indeſſen ich meine Blumen mit verwegenen bunten Farben anlegte und ſie mir erſtaunt und vergnügt zuſchaute, über den Tiſch gebeugt und ein Büſchel Bohnen in der einen, das kleine Taſchenmeſſerchen in der anderen Hand. Ich zeichnete den Strauß in natürlicher Größe auf einen Bogen und gedachte damit ein rechtes Prunkſtück im Hauſe zurückzulaſſen. Inzwiſchen kam die Magd vom Berge und forderte meine Geſpielin auf, ihr zum Bereiten des Eſſens behülflich zu ſein. Dieſe kurze Trennung, dann das Wiederſehen am Tiſche, die Ruheſtunde nach demſelben, das aufrichtige Bewundern meiner vorgeſchrittenen Arbeit von Seiten des Schulmeiſters, gewürzt mit weiſen Sprüchen, und endlich die Ausſicht auf ein abermaliges Zuſammenſein bis zum Abend in der Laube veranlaßten ebenſo viele angenehme Bewegungen und Zwiſchenſpiele. Anna ſchien auch meines Sinnes zu ſein, da ſie eben wieder einen anſehnlichen Haufen Bohnen auf den Tiſch ſchüttete, welcher bis zum Abend auszureichen ſchien. Allein die Haushälterin erſchien plötzlich und erklärte, daß Anna mit in den Weinberg müßte, damit man heute mit demſelben noch fertig würde und eines kleinen Ueberbleibſels wegen nicht am anderen Tage hinzugehen brauche. Dieſe Erklärung betrübte mich und ich ward ſehr ärgerlich über die alte Frau, Anna hingegen brach ſogleich willig und freundlich auf und bezeigte weder Freude noch Verdruß über die Aenderung ihres Planes. Die Alte, als ſie mich bleiben ſah, ſagte, ob ich nicht auch mit komme, ich werde doch nicht allein hier ſein wollen und es ſei recht ſchön im Weinberge. Allein ich war nun ſchon zu tief betrübt und unwillig und erklärte, ich müßte meine Zeichnung zu Ende führen. Demgemäß wurde mir ein kleines Fläſchchen Wein und Brod in der Stube zurechtgeſetzt für die Vesperzeit und der Hausſchlüſſel übergeben, den ich neben mich legte. Bald war ich allein in der einſamen Gegend und der Nachmittagsſtille, und fühlte mich nun doch wieder zufrieden. Auch kam dies Alleinſein meinem Machwerke zugut, indem ich mir mehr Mühe gab, die natürlichen Blumen vor mir wirklich zu benutzen und an ihnen zu lernen, während ich am Vormittage mehr nach meiner früheren Kindermanier drauf losgepinſelt hatte. Ich miſchte die Farben genauer und verfuhr reinlicher und aufmerkſamer mit den Formen und Schattirungen, und dadurch entſtand ein Bild, welches an der

Wand unſchuldiger Landbewohner Etwas verſtellen konnte.

Darüber verfloß die Zeit ſchnell und leicht und brachte den Abend, indeſſen ich mit Liebe die Zeichnung nach meiner Einſicht vervollkommnete und überall ein Blatt oder einen Blumenſtiel ausbeſſerte und einen Schatten verſtärkte, dort einen vergeſſenen Staubfaden hinzufügte. Die Neigung für das Mädchen lehrte mich dies gewiſſenhafte Fertigmachen und Durchgehen der Arbeit, welches ich bis dahin noch nicht gekannt, und als ich gar nichts mehr anzubringen ſah, ſchrieb ich in eine Ecke des Blattes »Heinrich Lee fecit.«, was ich mir anderswo ſchon gemerkt hatte, und unter den Strauß mit ſchöner Schrift den Namen der künftigen Eigenthümerin.

Der Weinberg mußte inzwiſchen noch ein großes Stück Arbeit gegeben haben, denn ſchon ſchwebte die Sonne dicht über dem Waldrande und warf ein feuerfarbenes Band über das dunkelnde Gewäſſer her und noch hörte ich nichts von meinen Gaſtfreunden. Ich ſetzte mich auf die Stufen vor dem Hauſe, den Wein und das

Brod neben mir, wie ein Arbeiter, der ſeines Lohnes werth iſt. Die Sonne ging hinab und ließ eine hohe Roſengluth zurück, welche auf Alles einen ſterbenden Nachglanz warf und die Zeichnung auf meinen Knieen ſammt meinen Händen wunderbar röthete und etwas Rechtem gleichſehen ließ. Da ich ſehr früh aufgeſtanden war und in dieſem Augenblicke auch ſonſt nichts Beſſeres zu thun wußte, ſchlief ich allmälig ein, und als ich erwachte, ſtanden die Zurückgekehrten in der vorgerückten Dämmerung vor mir und am dunkelblauen Himmel wieder die Sterne. Meine Malerei wurde nun in der Stube bei Licht beſehen, die Magd ſchlug die Hände über den Kopf zuſammen und hatte noch nie etwas Aehnliches erblickt, der Schulmeiſter fand mein Werk gut und belobte meine Artigkeit gegen ſein Töchterchen mit ſchönen Worten und freute ſich darüber, Anna lächelte vergnügt auf das Geſchenk, wagte aber nicht, es anzurühren, ſondern ließ es auf dem flachen Tiſche liegen und guckte nur hinter den Anderen hervor darüber hin. Wir nahmen nun das Nachtmahl ein, nach welchem ich aufbrechen wollte; aber der Schulmeiſter verhinderte mich daran und gab Befehl, mir ein Lager zu bereiten, da ich mich auf dem dunklen Berge unfehlbar verirren würde. Obgleich ich einwandte, daß ich den nächtlichen Weg ja ſchon einmal zurückgelegt hätte, ließ ich mich doch leicht bereden, aus bloßer Freundſchaft da zu bleiben, worauf wir in den kleinen Saal mit der Orgel gingen. Der Schulmeiſter ſpielte und Anna und ich ſangen dazu einige Abendlieder, und der Magd zu Gefallen, welche gern mitſang, einen Pſalm, den ſie mit heller Stimme beherrſchte. Dann ging der Alte zu Bette. Doch jetzt begann erſt die Herrſchaft der alten Katherine, welche unten in der Stube einen ungeheuren Vorrath von Bohnen aufgethürmt hatte, welche heute Nacht noch ſämmtlich bearbeitet werden ſollten. Denn da ſie Nachts nicht viel ſchlafen konnte, beharrte ſie hartnäckig auf der ländlichen Sitte, dergleichen Dinge bis tief in die Nacht hinein vorzunehmen. So ſaßen wir bis um Ein Uhr um den grünen Bohnenberg herum und trugen ihn allmälig ab, indem Jedes einen tiefen Schacht vor ſich hineingrub und die Alte den ganzen Vorrath ihrer Sagen und Schwänke heraufbeſchwor und uns Beide, die wir wach und munter blieben, wie Wieſelchen, ſo lachen machte, daß uns die Thränen über die Wangen liefen. Anna, welche mir gegenüber ſaß, baute ihren Hohlweg in die Bohnen hinein mit vieler Kunſt, eine Bohne nach der andern herausnehmend, und grub unvermerkt einen unterirdiſchen Stollen, ſo daß plötzlich ihr kleines Händchen in meiner Höhle zu Tage trat, als ein Bergmännchen, und von meinen Bohnen wegſchleppte in die grauliche Finſterniß hinein. Katherine belehrte mich, daß Anna der Sitte gemäß verpflichtet ſei, mich zu küſſen, wenn ich ihre Finger erwiſchen könne, jedoch dürfe der Berg darüber nicht zuſammenfallen, und ich legte mich deshalb auf die Lauer. Nun grub ſie ſich noch verſchiedene Wege und begann mich auf die liſtigſte Weiſe zu necken; die Hand in der Tiefe des Bohnengebirges verſteckt, ſah ſie mich über daſſelbe her mit ihren blauen Augen neckiſch an, indeſſen ſie hier eine Fingerſpitze hervorgucken ließ, dort die Bohnen bewegte, wie ein unſichtbarer Maulwurf, dann plötzlich mit der ganzen Hand hervorſchoß und wieder zurückſchlüpfte, wie ein Mäuschen in's Loch, ohne daß es mir je gelang, ſie zu haſchen. Sie trieb es ſo weit, mir immer auf die Augen ſehend, daß ſie plötzlich eine Bohne, die ich eben ergreifen wollte, meinen Fingern entzog, ohne daß ich wußte, wo dieſelbe hingekommen. Katherine bog ſich zu mir herüber und flüſterte mir in's Ohr: »Laßt ſie nur machen, wenn ihr der Bau endlich zuſammenbricht über den vielen Löchern, ſo muß ſie Euch auf jeden Fall küſſen!« Anna wußte jedoch ſogleich, was die Alte zu mir ſagte; ſie ſprang auf, tanzte drei Mal um ſich ſelbſt herum, klatſchte in die Hände und rief: »Er bricht nicht! er bricht nicht, er bricht nicht!« Beim dritten Male gab Katherine mit ihrem Fuße dem Tiſche ſchnell einen Stoß und der unterhöhlte Berg ſtürzte jammervoll zuſammen. »Gilt nicht, gilt nicht!« rief Anna ſo laut und ſprang ſo ausgelaſſen im Zimmer umher, wie man es gar nicht hinter ihr vermuthet hätte. »Ihr habt an den Tiſch geſtoßen, ich hab' es wohl geſehen!«

»Es iſt nicht wahr,« behauptete Katherine, »Heinrich bekommt einen Kuß von Dir, Du Hexe!«

»Ei ſchäme Dich doch, ſo zu lügen, Katherine,« ſagte das verlegene Kind, und die unerbittliche Magd erwiederte: »Sei dem wie ihm wolle, der Berg iſt gefallen, ehe Du Dich drei Mal gedreht haſt, und Du biſt dem Herrn Heinrich einen Kuß ſchuldig!«

»Den will ich auch ſchuldig bleiben,« rief ſie lachend, und ich, ſelbſt froh der feierlichen Zeremonie entflohen zu ſein und doch die Sache zu meinem Vortheile lenkend, ſagte: »Gut, ſo verſprich mir, daß Du mir immer und jederzeit einen Kuß ſchuldig ſein willſt!«

»Ja, das will ich,« rief ſie und ſchlug leichtſinnig und muthwillig auf meine dargebotene Hand, daß es ſchallte. Sie war jetzt überhaupt ganz lebendig, laut und beweglich wie Queckſilber und ſchien ein ganz anderes Weſen zu ſein, als am Tage. Die Mitternacht ſchien ſie zu verwandeln, ihr Geſichtchen war ganz geröthet und ihre Augen glänzten vor Freude. Sie tanzte um die unbehülfliche Katherine herum, neckte ſie und wurde von ihr verfolgt, es entſtand eine Jagd in der Stube umher, in welche ich auch verwickelt wurde. Die alte Katherine verlor einen Schuh und zog ſich keuchend zurück, aber Anna ward immer wilder und behender. Endlich haſchte ich ſie und hielt ſie feſt, ſie legte ohne Weiteres ihre Arme um meinen Hals, näherte ihren Mund dem meinigen und ſagte leiſe, vom haſtigen Athmen unterbrochen:

»Es wohnt ein weißes Mäuschen
Im grünen Bergeshaus;
Das Häuslein wollte fallen,
Das Mäuslein floh daraus:«

worauf ich in gleicher Weiſe fortfuhr:

»Man hat es noch gefangen,
Am Füßchen angebunden
Und um die Vordertätzchen
Ein rothes Band gewunden;«

dann ſagten wir Beide im gleichen Rhythmus und indem wir uns geruhig hin und her wiegten:

»Es zappelte und ſchrie:
Was hab' ich denn verbrochen?
Da hat man ihm in's Herzlein
Ein geldnen Pfeil geſtochen.«

Und als das Liedchen zu Ende war, lagen unſere Lippen dicht auf einander, aber ohne ſich zu regen; wir küßten uns nicht und dachten gar nicht daran, nur unſer Hauch vermiſchte ſich auf der neuen, noch ungebrauchten Brücke und das Herz blieb froh und ruhig.

Am andern Morgen war Anna wieder wie gewöhnlich, ſtill und freundlich; der Schulmeiſter begehrte die Zeichnung bei Tage zu beſehen, und da ergab es ſich, daß ſie von Anna ſchon in den unzugänglichſten Gelaſſen ihres Kämmerchen verwahrt und begraben worden. Sie mußte dieſelbe aber wieder hervorholen, was ſie ungern that, der Vater nahm einen Rahmen von der Wand, in welchem eine vergilbte und verdorbene Gedächtnißtafel der Theuerung von 1817 hing, nahm ſie heraus und ſteckte den friſchen bunten Bogen hinter das Glas. »Es iſt endlich Zeit, daß wir dies traurige Denkmal von der Wand nehmen,« ſagte er, »da es ſelber nicht länger vorhalten will. Wir wollen es zu anderen verſchollenen und verborgenen Denkzeichen legen und dafür dieſes blühende Bild des Lebens aufpflanzen, das uns unſer junge Freund geſchaffen. Da er Dir die Ehre erwieſen hat, liebes Aennchen, Deinen Namen unter die Blumen zu ſetzen, ſo mag die Tafel zugleich Deine Ehren- und Denktafel in unſerem Hauſe ſein und ein Vorbild, immer heiter, mit geſchmückter Seele und ſchuldlos zu leben, wie dieſe zierlichen und ehrbaren Werke Gottes!«

Nach Tiſch machte ich mich endlich bereit zur Rückkehr; Anna erinnerte ſich, daß heute wieder Tanzübung ſtattfinde und erbat ſich die Erlaubniß, gleich mit mir gehen zu dürfen. Zugleich verkündete ſie, daß ſie bei ihren Baſen übernachten würde, um nicht wieder ſo ſpät über den Berg zu müſſen. Wir wählten den Weg längs des Flüßchens, um im Schatten zu gehen, und da dieſer Pfad vielfach feucht war und von tiefen Kräutern und Geſträuchen beengt, ſchürzte ſie das hellgrüne, mit rothen Punkten beſetzte Kleid, nahm den Strohhut der überhängenden Zweige wegen in die Hand und ſchritt anmuthig neben mir her durch das Helldunkel, durch welches die heimlich leuchtenden Wellen über roſenrothe, weiße und blaue Steine rieſelten. Ihre Goldzöpfe hingen tief über den Nacken hinab, ihr Geſicht war von einer allerliebſten weißen Krauſe von eigener Erfindung eingefaßt und dieſelbe bedeckte noch die jungen ſchmalen Schultern. Sie ſagte nicht viel und ſchien ſich ein wenig der vergangenen Nacht zu ſchämen; überall, wo ich Nichts gewahrte, ſah ſie verborgene Blüthen und brach dieſelben, daß ſie bald alle Hände voll zu tragen hatte. An einer Stelle, wo das Waſſer ſich in einer Erweiterung des Bettes ſammelte und ſtille ſtand, warf ſie ihre ſämmtliche Laſt zu Boden und ſagte: »Hier ruht man aus!« Wir ſetzten uns an den Rand des Teiches; Anna flocht einen feinen Kranz aus den kleinen vornehmen Waldblumen und ſetzte ihn auf. Nun ſah ſie ganz aus wie ein holdſeliges Mährchen, aus der tiefen, dunkelgrünen Fluth ſchaute ihr Bild lächelnd herauf, das weiß und rothe Geſicht wie durch ein dunkles Glas fabelhaft überſchattet. Aus der gegenüberliegenden Seite des Waſſers, nur zwanzig Schritte von uns, ſtieg eine Felswand empor, beinahe ſenkrecht und nur mit wenigem Geſträuche behangen. Ihre Steile verkündete, wie tief hier das kleine Gewäſſer ſein müſſe, und ihre Höhe betrug diejenige einer großen Kirche. An der Mitte derſelben war eine Vertiefung ſichtbar, die in den Stein hineinging und zu welcher man durchaus keinen Zugang entdeckte. Es ſah aus wie ein recht breites Fenſter an einem Thurme. Anna erzählte, daß dieſe Höhle die Heidenſtube genannt würde. »Als das Chriſtenthum in das Land drang,« ſagte ſie, »da mußten ſich die Heiden verbergen, welche nicht getauft ſein wollten. Eine ganze Haushaltung mit vielen Kindern flüchtete ſich in das Loch dort oben, man weiß gar nicht auf welche Weiſe. Und man konnte nicht zu ihnen gelangen, aber ſie fanden den Weg auch nicht mehr heraus. Sie hauſten und kochten eine Zeitlang und ein Kindlein nach dem andern fiel ihnen über die Wand herunter in's Waſſer hier und ertrank. Zuletzt waren nur noch Vater und Mutter übrig und hatten nichts mehr zu eſſen und nichts zu trinken, und zeigten ſich als zwei Jammergerippe am Eingange und ſtarrten auf das Grab ihrer Kinder, zuletzt fielen ſie vor Schwäche auch herunter, und die ganze Familie liegt in dieſem tiefen, tiefen Waſſer; denn hier geht es ſo weit hinunter, als der Stein hoch iſt!«

Wir ſchauten, in tiefem Schatten ſitzend, in die Höhe, wo der obere Theil des grauen Felſens im Sonnenſcheine glänzte und die ſeltſame Vertiefung erhellt war. Wie wir ſo hinſchauten, ſahen wir einen blauen glänzenden Rauch aus der Heidenſtube dringen und längs der Wand hinſteigen, und wie wir länger hinſtarrten, ſahen wir ein fremdartiges Weib, lang und hager, in der webenden Rauchwolke ſtehen, herabblicken aus hohlen Augen und wieder verſchwinden. Sprachlos ſahen wir hin, Anna ſchmiegte ſich dicht an mich und ich legte meinen Arm um ſie, wir waren erſchreckt und doch glücklich, und das Bild der Höhle ſchwamm verwirrt und verwiſcht vor unſeren emporgerichteten Augen, und als es wieder klar wurde, ſtanden ein Mann und ein Weib in der Höhe und ſchauten auf uns herab. Eine ganze Orgelpfeifenreihe von Knaben und Mädchen, halb oder ganz nackt, ſaß unter dem Loche und hing die Beine über die Wand herunter. Alle Augen ſtarrten nach uns, ſie lächelten ſchmerzlich und ſtreckten die Hände nach uns aus, wie wenn ſie um Etwas flehten. Es ward uns bange, wir ſtanden eilig auf, Anna flüſterte, indem ſie perlende Thränen vergoß: »O, die armen, armen Heidenleute!« Denn ſie glaubte feſt, die Geiſter derſelben zu ſehen, beſonders da man in der Gegend überzeugt war, daß kein menſchlicher Weg zu jener Stelle führe. »Wir wollen ihnen etwas opfern,« ſagte das Mädchen leiſe zu mir, »damit ſie unſer Mitleid gewahr werden!« Sie zog eine Münze aus ihrem Beutelchen, ich ahmte ihr nach und wir legten unſere Spende auf einen Stein, der am Ufer lag. Noch einmal ſahen wir hinauf, wo die ſeltſame Erſcheinung uns fortwährend beobachtete und mit dankenden Gebehrden nachſchaute.

Als wir im Dorfe anlangten, hieß es, man habe eine Bande Heimathloſer in der Gegend geſehen und man würde dieſelben nächſter Tage aufſuchen, um ſie über die Gränze zu bringen. Anna und ich konnten uns nun die Erſcheinung erklären, es mußte doch ein geheimer Weg dorthin führen, welcher nur unter dem unglücklichen Volke, das ſolche Schlupfwinkel braucht, bekannt ſein mochte. Wir gaben uns in einem einſamen Winkel feierlich das Wort, den Aufenthalt der Armen nicht zu verrathen, und hatten nun ein artiges Geheimniß zuſammen.

So lebten wir, unbefangen und glücklich, manche Tage dahin, bald ging ich über den Berg, bald kam Anna zu uns, und unſere Freundſchaft galt ſchon für eine ausgemachte Sache, an der Niemand ein Arges fand, und ich war am Ende der Einzige, welcher heimlich ihr den Namen Liebe gab, weil mir einmal nach alter Weiſe Alles ſich zum entſchiedenen Romane geſtaltete.

Um dieſe Zeit erkrankte meine Großmutter, nach und nach, doch immer ernſtlicher, und nach wenigen Wochen ſah man, daß ſie ſterben würde. Sie hatte genug gelebt und war müde; ſo lange ſie noch bei guten Sinnen war, ſah ſie gern, wenn ich eine Stunde oder zwei an ihrem Bette verweilte, und ich fügte mich willig dieſer Pflicht, obgleich der Anblick ihres Leidens und der Aufenthalt in der dumpfen Krankenſtube mir ungewohnt und trübſelig waren. Als ſie aber in das eigentliche Sterben kam, welches mehrere Tage dauerte, wurde mir dieſe Pflicht zu einer ernſten und ſtrengen Uebung. Ich hatte noch nie Jemanden ſterben ſehen und ſah nun die bewußtloſe, oder wenigſtens ſo ſcheinende Greiſin mehrere Tage röchelnd im Todeskampfe liegen, denn ihr Lebensfunke mochte faſt nicht erlöſchen. Die Sitte verlangte, daß immer mindeſtens drei Perſonen in dem Gemache ſich aufhielten, um abwechſelnd zu beten und den fremden Beſuchern, welche unabläſſig eintraten, die Ehren zu erweiſen und Nachricht zu geben. Nun hatten aber die Leute, bei dem goldenen Wetter, gerade viel zu arbeiten, und ich, der ich nichts zu thun hatte und geläufig las, war ihnen daher willkommen und wurde den größten Theil des Tages am Todesbette feſtgehalten. Die Weiber hatten zudem insbeſondere ein großes Bedürfniß, die Traurigkeit und den Schrecken des Todes recht auszubeuten, und da die Männer ſich niemals lange in der Kammer aufhielten, waren ſie froh, mich für Alle büßen zu laſſen und erklärten, der Tod meiner Großmutter müſſe ſich mir recht einprägen, dies würde mir für immer nützlich ſein. Auf einem Schemel ſitzend, ein Buch auf den Knieen, mußte ich mit vernehmlicher Stimme Gebete, Pſalmen und Sterbelieder leſen, erwarb mir zwar durch meine Ausdauer die Gunſt der Frauen, wofür ich aber den ſchönen Sonnenſchein nur von ferne und den Tod beſtändig in der Nähe betrachten durfte.

Ich konnte mich gar nicht mehr nach Anna umſehen, obſchon ſie mein ſüßeſter Troſt in meiner asketiſchen Lage war; da erſchien ſie, ſchüchtern und manierlich, unverſehens auf der Schwelle der Krankenſtube, um die ihr ſehr entfernt Verwandte zu beſuchen. Das junge Mädchen war beliebt und geehrt unter den Bäuerinnen und daher jetzt willkommen geheißen, und als ſie ſich, nach einigem ſtillen Aufenthalte, anbot, mich im Gebete abzulöſen, wurde ihr dies gern geſtattet, und ſo blieb ſie die noch übrige Sterbenszeit an meiner Seite und ſah mit mir die ringende Flamme verlöſchen. Wir ſprachen ſelten mit ein=

ander, nur wenn wir uns die geiſtlichen Bücher übergaben, flüſterten wir einige Worte, oder wenn wir Beide frei waren, ruhten wir behaglich neben einander aus und neckten uns im Stillen, da die Jugend einmal ihr Recht geltend machte. Als der Tod eingetreten und die Frauen laut ſchluchzten, da zerfloß auch Anna in Thränen und konnte ſich nicht zufrieden geben, da ſie doch der Todesfall weniger berührte als mich, der ich als Enkel der Todten, obgleich ernſt und nachdenklich, trockenen Auges blieb. Ich ward beſorgt für das arme Kind, welches immer heftiger weinte, und fühlte mich ſehr niedergeſchlagen und unglücklich noch zu der Trauer über den Tod hinzu; denn ich konnte das zarte Mädchen nicht leiden ſehen. Ich führte ſie in den Garten, ſtreichelte ihr die Wangen und bat ſie inſtändigſt, doch nicht ſo ſehr zu weinen. Da erheiterte ſich ihr Geſicht, wie die Sonne durch Regen, ſie trocknete die Augen und ſah mich urplötzlich lächelnd an.

Wir genoſſen nun wieder freie Tage und ich begleitete Anna zur Erholung ſogleich nach Hauſe, um dort zu bleiben bis zum Leichenbegängniſſe.

Ich blieb die Zeit über ziemlich ernſt, da der ganze Verlauf mich angegriffen und mir überdies die Großmutter ſehr lieb und verehrungswürdig geweſen, ungeachtet ich ſie ſeit Kurzem kannte. Dieſe Stimmung war nun wiederum meiner Freundin unbehaglich und ſie ſuchte mich mit tauſend Liſten aufzuheitern, und glich hierin den übrigen Frauen, welche alle wieder plaudernd und raiſonnirend vor ihren Häuſern ſtanden.

Der Mann der todten Großmutter that nun, während er ſich bequem fühlte, als ob er ſehr viel verloren und ſeine Frau im Leben werth gehalten hätte. Er ordnete eine pomphafte Leichenfeier an, woran über ſechzig Perſonen theilnehmen ſollten, und ließ es an Nichts fehlen, alle alten Gebräuche in ihrem vollen Umfange zu beobachten.

Am bezeichneten Tage begab ich mich mit dem Schulmeiſter und mit Anna auf den Weg; er trug einen feierlichen ſchwarzen Frack mit ſehr breiten Schößen und eine geſtickte weiße Halsbinde, Anna ebenfalls ihr ſchwarzes Kirchengewand und eine ihrer eigenthümlichen Krauſen, worin ſie ausſah wie eine Art Stiftsfräulein. Den Strohhut hingegen ließ ſie zu Hauſe und trug ihre Haare beſonders kunſtreich geflochten, dazu durchdrang ſie heute eine tiefe Frömmigkeit und Andacht, ſie war ſtill und ihre Bewegungen voll Sitte, und dieſes Alles ließ ſie in meinen Augen in neuem unendlichem Reize erſcheinen. In meine traurig feſtliche Stimmung miſchte ſich ein ſüßer Stolz, mit dieſem liebenswürdigen und ſeltenen Weſen ſo vertraut zu ſein, und zu dieſem Stolze geſellte ſich eine innige Verehrung, daß ich meine Bewegungen ebenfalls maß und zurückhielt und mit eigentlicher Ehrerbietung neben ihr her ging und ihr dienſtbar war, wo es der unebene Weg erforderte.

Wir machten vorerſt im Hauſe meines Oheims Halt, deſſen Familie ſchon gerüſtet war und ſich, als die Todtenglocke läutete, uns anſchloß. Im Sterbehauſe wurde ich von meinen ſämmtlichen Begleitern getrennt, da meine Stellung als Enkel die Gegenwart unter den nächſten Leidtragenden mit ſich brachte, und als der jüngſte und unmittelbarſte Nachkomme befand ich mich in meinem grünen Habit an der Spitze der ganzen Trauergeſellſchaft und war den umſtändlichen und langwierigen Zeremonien zuerſt ausgeſetzt. Die nähere Verwandtſchaft war in der aufgeräumten großen Wohnſtube verſammelt und harrte auf das weibliche Geſchlecht, welches erſcheinen ſollte, um hier ſeine Beileidsbezeugungen abzuſtatten. Nachdem wir eine geraume Weile ſtumm und aufrecht längs den Wänden geſtanden, traten nach und nach viele bejahrte Bäuerinnen herein, in ſchwarzer Tracht, fingen bei mir an, eine um die andere, indem ſie mir die Hand boten, ihren Spruch ſagten und zum Nächſten fortſchritten auf gleiche Weiſe. Dieſe Matronen gingen größtentheils gebückt und zitternd und ſprachen ihre Worte mit Rührung als alte Freundinnen und Bekannte der Seligen und als Solche, welche die Nähe des Todes doppelt empfanden. Sie ſahen mich alle feſt und bedeutungsvoll an, ich mußte jeder Einzelnen danken und ſie ebenfalls anſehen, was ich ohnehin gethan hätte, da mir jede dieſer Geſtalten ihres ausgeprägten Lebens und Schickſales wegen auffallen mußte. Manchmal war eine noch hohe und kraftvolle alte Frau darunter, welche aufrecht heranſchritt und mit Seelenruhe auf mich ſah, dann folgte aber gleich wieder ein gebeugtes Mütterchen, welche an ihrem eigenen Leiden dasjenige der Geſchiedenen zu kennen und zu ſchätzen ſchien. Doch wurden die Frauen immer jünger und in gleichem Verhältniſſe mehrte ſich die Zahl; die Stube war nun vollſtändig mit dunklen Geſtalten angefüllt, die ſich herbeidrängten, Weiber von vierzig und dreißig Jahren, voll Beweglichkeit und Neugierde, die verſchiedenen Leidenſchaften und Eigenthümlichkeiten waren kaum durch die gleichmachende Trauerhaltung verſchleiert. Der Andrang ſchien kein Ende nehmen zu wollen; denn nicht nur das ganze Dorf, ſondern auch viele Frauen aus der Umgegend waren erſchienen, weil die Großmutter eines großen Ruhmes unter ihnen genoß, der, zum Theil verjährt, jetzt noch einmal in vollem Glanze ſich geltend machte. Endlich wurden die Hände glätter und weicher, das jüngſte Geſchlecht zog vorüber und ich war ſchon ganz mürbe und müde, als meine Baſen herzutraten, mir aufmunternd und freundlich die Hand boten, und gleich hinter ihnen, wie ein Himmelsbote, die allerliebſte Anna, welche, blaß und aufgeregt, mir flüchtig das Händchen reichte und ſchimmernde Thränen darüber fallen ließ. Weil ich ſeltſamer Weiſe gar nicht an ſie gedacht und auf ſie gehofft hatte, ſchwebte ſie mir jetzt um ſo überraſchender und reizender vorüber, wie ein Bild aus glücklicheren Räumen.

Zuletzt erſchöpfte ſich doch die Frauenwelt und wir traten vor das Haus, wo eine unabſehbare Schaar bedächtiger Männer harrte, um mit uns, die wieder eine Reihe bildeten, den gleichen Gebrauch vorzunehmen. Sie machten es zwar bedeutend kürzer und raſcher, als ihre Weiber, Töchter und Schweſtern, allein dafür gebrauchten ſie ihre ſchwieligen harten Hände wie Schmiedezangen und Schraubſtöcke, und aus mancher Fauſt brauner Ackermänner glaubte ich meine Hand nicht mehr heil zurückzuziehen.

Endlich ſchwankte der Sarg vor uns her, die Weiber ſchluchzten und die Männer ſahen bedenklich und verlegen vor ſich nieder, der Geiſtliche erſchien auch und machte ſeine Würde geltend, und ohne viel zu wiſſen, wie es zugegangen, ſah ich mich endlich an der Spitze des langen Zuges auf dem Kirchhofe und dann in die kühle Kirche verſetzt, welche von der Gemeinde ganz angefüllt wurde. Ich hörte nun mit Verwunderung und Aufmerkſamkeit den urſprünglichen Familiennamen, die Abſtammung, das Alter, den Lebenslauf und das Lob der Großmutter von der Kanzel verkünden, und ſtimmte von Herzen in das Verſöhnungs- und Ruhelied, welches zum Schluſſe geſungen wurde. Als ich aber die Schaufeln klingen hörte vor der Kirchenthür, drängte ich mich hinaus, um in das Grab zu ſchauen. Der einfache Sarg lag ſchon darin, viele Menſchen ſtanden umher und weinten, die Schollen fielen hart auf den Deckel und verbargen ihn allmälig, ich ſah erſtaunt hinein und kam mir fremd und verwundert vor, und die Todte in der Erde erſchien mir auch fremd und ich fand keine Thränen. Erſt als es mir durch den Sinn fuhr, daß es die leibliche Mutter meines Vaters geweſen und an meine Mutter dachte, welche einſt auch alſo in die Erde gelegt werde, da vergegenwärtigte ſich mir wieder mein Zuſammenhang mit dieſem Grabe und das harte Wort: »Ein Geſchlecht vergeht und das andere entſteht!« verlor die ſcheinbare Kälte ſeiner Nothwendigkeit.

Der eingeladene Theil der Verſammlung begab ſich nun wieder nach dem Trauerhauſe, deſſen Räume alle mit den Vorrichtungen des Leichenmahles erfüllt waren. Als man zu Tiſche ſaß, verſetzte mich die Sitte wieder an die Seite des finſtern Wittwers, wo ich zwei volle Stunden aushalten mußte, ohne mit Jemandem ſprechen zu können, ſo lange die erſte herkömmliche Eſſenszeit mit allen ihren unvermeidlichen Gerichten dauerte. Ich ſah die lange Tafel hinunter und ſuchte den Schulmeiſter und ſein Kind, welche auch anweſend waren; ſie mußten aber im anſtoßenden Zimmer ſein, denn ich fand ſie nicht.

Anfänglich wurde mäßig und bedächtig geſprochen und die Speiſen in großer Ehrbarkeit eingenommen. Die Bauern ſaßen aufrecht an ihre Stühle oder an die Wand gelehnt, in beträchtlichem Abſtand vom Tiſche, und ſtachen die Fleiſchbiſſen mit feierlich ausgeſtrecktem Arme an, die Gabel am äußerſten Ende haltend. So führten ſie ihre Beute auf dem weiteſten Wege zum Munde und tranken den Wein in kleinen, züchtigen, aber häufigen Zügen. Die Aufwärterinnen trugen die breiten Zinnſchüſſeln in erhobenen Händen in der Höhe ihres Geſichtes heran, mit gemeſſenem Paradeſchritt, die Hüften gewaltig hin und her wiegend. Wo ſie die Tracht auf den Tiſch ſetzten, mußten die beiden Zunächſtſitzenden einen Wettſtreit beginnen, indem ſie ihnen ihre Gläſer zum Trinken boten und Jeder wenigſtens zwei gute Witze auf den Nebenbuhler losließ; dieſer kleine Kampf wurde dann dadurch geſchlichtet, daß die Aufwärterin aus jedem Glaſe nippte und mehr oder weniger zufrieden mit der Ausführung dieſer Etiquette ſich zurückzog.

Nach Verfluß zweier langen Stunden wurden die Gerichte feiner und leckerer, die Roheren unter den Gäſten näherten ſich immer mehr dem Tiſche, legten die Arme darauf, und begannen nun erſt, auf dem möglichſt kürzeſten Wege, ein ungeheures und heftiges Eſſen, wozu ſie den Wein in tiefen Zügen ſchluckten. Die Aelteren und Feineren aber wurden lauter im Geſpräche, rückten ihre Stühle mehr zuſammen und ließen die Unterhaltung allmälig in eine gehaltene Fröhlichkeit übergehen. Dieſe war wohl zu unterſcheiden von einer gewöhnlichen luſtigen Stimmung und eine ſymboliſche Abſicht, welche eine heitere Ergebung in den Lauf der Dinge und das Recht des Lebens gegen den Tod bedeuten ſollte.

Ich fand nun endlich Raum, meinen Platz zu verlaſſen und umherzugehen. Im nächſten Zimmer fand ich an einer kleineren Tafel Anna neben ihrem Vater ſitzen, welcher im Kreiſe einiger Klugen und Frommen die weiſe und fröhliche Ergebung in das Unvermeidliche mit ausgezeichneter Kunſt übte. Er machte einigen bejahrten Frauen den Hof und wußte Jeder noch zu ſagen, was ſie vor dreißig Jahren gern gehört; dafür ſchmeichelten ſie der kleinen Anna, lobten ihre Manieren und prieſen den Alten glücklich. Zu dieſer Gruppe ſetzte ich mich und horchte neben Anna auf die beſchaulichen Reden der Alten.

Dabei hielten wir Zwei, denen nun erſt behaglich zu Muthe wurde, noch eine kleine Mahlzeit aus der gleichen Schüſſel und tranken zuſammen ein Glas Wein.

Auf einmal fing es über unſeren Köpfen an zu brummen und zu quieken. Geige, Baß und Klarinette wurden angeſtimmt und ein Waldhorn erging ſich in ſchwülen, verliebten Tönen. Während der rüſtige Theil der Verſammlung aufbrach und nach dem geräumigen Boden hinaufſtieg, ſagte der Schulmeiſter: »So muß es alſo doch getanzt ſein? Ich glaubte, dieſer Gebrauch wäre endlich abgeſchafft, und gewiß iſt dies Dorf das einzige weit und breit, wo er noch manchmal geübt wird! Ich ehre das Alte, aber Alles, was ſo heißt, iſt doch nicht ehrwürdig und tauglich! Indeſſen mögt Ihr einmal zuſehen, Kinder, damit Ihr ſpäter noch davon ſagen könnt; denn hoffentlich wird das Tanzen auf Leichenbegängniſſen endlich doch verſchwinden!«

Wir huſchten ſogleich hinaus, wo auf der Flur und der Treppe, die nach oben führte, die Menge ſich zu einem Zuge ordnete und paarte, denn ungepaart durfte Niemand hinaufgehen. Ich nahm daher Anna bei der Hand und ſtellte mich in die Reihe, welche ſich, von den Muſikanten angeführt, in Bewegung ſetzte. Man ſpielte einen elendiglichen Trauermarſch, zog nach ſeinem Takte dreimal auf dem Boden herum, der zum Tanzſaal umgewandelt war, und ſtellte ſich dann in einen großen Kreis. Hierauf traten ſieben Paare in die Mitte und führten einen ſchwerfälligen alten Tanz auf von ſieben Figuren mit ſchwierigen Sprüngen, Kniefällen und Verſchlingungen, wozu ſchallend in die Hände geklatſcht wurde. Nachdem dies Schauſpiel ſeine gehörige Zeit gedauert hatte, erſchien der Wirth, ging einmal durch die Reihen, dankte den Gäſten für ihre Theilnahme an ſeinem Leid und flüſterte hier und dort einem jungen Burſchen, daß es Alle ſahen, in die Ohren, er möchte ſich die Trauer nicht allzuſehr zu Herzen gehen und ihn in ſeinem Schmerze jetzt nur allein und einſam laſſen, er empföhle ihm vielmehr, ſich nun wieder des Lebens zu freuen. Hierauf ſchritt er wieder geſenkten Hauptes von dannen und ſtieg die

Treppe hinunter, als ob es direkt in den Tartarus ginge. Die Muſik aber ging plötzlich in einen luſtigen Hopſer über, die Aelteren zogen ſich zurück und die Jugend brauſte jauchzend und ſtampfend über den dröhnenden Boden hin. Anna und ich ſtanden, noch immer Hand in Hand, verwundert an einem Fenſter und ſchauten dem dämoniſchen Wirbel zu. Auf der Straße ſahen wir die übrige Jugend des Dorfes dem Geigenklange nachziehen; die Mädchen ſtellten ſich vor die Hausthür, wurden von den Knaben heraufgeholt, und wenn ſie einen Tanz gethan, hatten ſie das Recht erworben, aus den Fenſtern die Burſchen, die noch unten waren, heraufzurufen. Es wurde Wein gebracht und in allerhand Dachwinkeln kleine Trinkſtätten hergeſtellt, und bald verſchmolz Alles in Einen rauſchenden und tobenden Wirbel der Luſt, welche ſich in ihrem Lärm um ſo ſonderbarer ausnahm, als es Werktag war und das Dorf ringsherum in gewöhnlicher ſtiller Arbeit begriffen.

Nachdem wir lange Zeit zugeſchaut, fortgegangen und wieder gekommen waren, ſagte

Anna erröthend, ſie möchte einmal probiren, ob ſie in der großen Menge tanzen könne. Dieſes kam mir ſehr gelegen und wir drehten uns im ſelben Augenblicke in den Kreiſen eines Walzers dahin. Von nun an tanzten wir mehrere Stunden ununterbrochen, ohne müde zu werden, die Welt und uns ſelbſt vergeſſend. Wenn die Muſik eine Pauſe machte, ſo ſtanden wir nicht ſtill, ſondern ſetzten unſern Weg durch die Menge fort in raſchem Schritte und fingen mit dem erſten Tone wieder zu tanzen an, wir mochten gerade gehen, wo es war.

Mit dem erſten Tone der Abendglocke aber ſtand auf einmal der Tanz ſtill mitten in einem Walzer, die Paare ließen ihre Hände fahren, die Dirnen wanden ſich aus den Armen der Tänzer, und Alles eilte, ſich ehrbar begrüßend, die Treppe hinunter, ſetzte ſich noch einmal hin, um Kaffee mit Kuchen zu genießen und dann ruhig nach Hauſe zu gehen. Anna ſtand, mit glühendem Geſichte, noch immer in meinem Arme und ich ſchaute verblüfft umher. Sie lächelte und zog mich fort; wir fanden ihren Vater nicht mehr im

Hauſe und gingen weg, ihn beim Oheim aufzuſuchen. Es war Dämmerung draußen und die allerſchönſte Nacht brach an. Als wir auf den Kirchhof kamen, lag das friſche Grab einſam und ſchweigend, vom aufgehenden goldfarbenen Monde beſtreift. Wir ſtanden vor dem braunen, nach feuchter Erde duftenden Hügel und hielten uns umfangen, zwei Nachtfalter flatterten durch die Büſche, die vielen Blüthen gaben einen mächtigen Duft und Anna athmete erſt jetzt ſchnell und ſtark. Wir gingen zwiſchen den Gräbern umher, für dasjenige der Großmutter einen Strauß zu ſammeln, und geriethen dabei, im tiefen thauigen Graſe wandelnd, in die verworrenen Schatten der üppigen Grabgeſträuche. Da und dort blinkte eine matte goldene Schrift aus dem Dunkel oder leuchtete ein Buſch weißer Roſen wie Schnee hervor, Anna brach, da hier von abgegränztem Eigenthume nicht die Rede war, ihr aufgeſchürztes ſchwarzes Kleid ganz voll weißer und rother Roſen, und als ſie, damit beladen und beide Hände beſchäftigt, mit dem Köpfchen ſich in den Zweigen eines dichten dunklen Hollunderſtrauches ſing, ich ſie befreien wollte und wir beide ſo in der ſtark duftenden Finſterniß ſtanden, da flüſterte ſie, ſie möchte mir jetzt etwas ſagen, aber ich müßte ſie nicht auslachen und es verſchweigen. Ich fragte: Was? und ſie ſagte, ſie wolle mir jetzt den Kuß geben, den ſie mir von jenem Abend her ſchuldig ſei. Ich hatte mich ſchon zu ihr geneigt und wir küßten uns zwei oder drei Mal, aber höchſt ungeſchickt, wir ſchämten uns, eilten zum Grabe, Anna warf die Blumenlaſt darauf hin, wir fielen uns um den Hals und küßten uns eine Viertelſtunde lang unaufhörlich, zuletzt ganz vollendet und ſchulgerecht.

Viertes Kapitel.

Als Anna mit ihrem Vater noch ſpät ſich verabſchiedete, war ich in dem Augenblicke nicht zugegen und ſie konnte mir daher nicht Adieu ſagen. Obgleich ich ſchmerzlich betroffen war, als ich ſie nicht mehr zugegen fand, überwog doch mein junges Seelenglück; auf meiner Kammer lag ich noch eine volle Stunde unter dem Fenſter und ſah die Geſtirne ihren fernen Gang thun, und die Wellen unter mir trugen das Mondenſilber auf ihren klaren Schultern haſtig und kichernd zu Thal, als ob ſie es geſtohlen hätten, warfen hier und da einige Schimmerſtücke an's Ufer, als ob ſie ihnen zu ſchwer würden, und ſangen fort und fort ihr muthwilliges Wanderlied. Auf meinem Munde lag es unſichtbar, aber ſüß und warm und doch friſch und thaukühl.

Als ich ſchlafen ging, ſpukte und rauſchte es die ganze Nacht auf meinen Lippen, durch Traum und Wachen, welche oft und heftig wechſelten; ich ſank von Traum zu Traum, farbig und blitzend, dunkel und ſchwül, dann wieder ſich erhellend aus dunkelblauer Finſterniß zu blumendurchwogter Klarheit, ich träumte nie von Anna, aber ich küßte Baumblätter, Blumen und die lautere Luft und wurde überall wieder geküßt, fremde Frauen gingen über den Kirchhof und wateten durch den Fluß mit ſilberglänzenden Füßen, die eine trug Anna's ſchwarzes Gewand, die andere ihr blaues, die dritte ihr grünes mit den rothen Blümchen, die vierte ihre Halskrauſe, und wenn mich dies ängſtigte und ich ihnen nachlief und darüber erwachte, war es, als ob die wirkliche Anna von meinem Lager ſoeben und leibhaftig wegſchliche, daß ich verwirrt und betäubt auffuhr und ſie laut beim Namen rief, bis mich die ſtille Glanznacht, welche getreulich im Thale lag, zu mir ſelbſt brachte und in neue Träume hüllte.

So ging es in den hellen Morgen hinein und beim Erwachen war ich wie von einem heißen Quell der Glückſeligkeit durchtränkt und berauſcht. Die Nacht in meinem Bewußtſein war wie ein großes ſchönes Ereigniß und alle ihre verwirrten Träume ließen den Eindruck der ſchönſten Wirklichkeit zurück, ich war wie ein neuer Menſch, reicher an Wiſſen und Erfahrung als geſtern, und doch wußte ich Nichts und hätte es in keine Worte faſſen können.

Ich ging noch immer trunken und träumend unter meine Verwandten und fand in der Wohnſtube den benachbarten Müller vor, welcher mit einem leichten Fuhrwerke meiner harrte, um mich mit nach der Stadt zu nehmen. Meine Rückkehr war nämlich, ſeit einiger Zeit beſtimmt, an die Geſchäftsreiſe dieſes Mannes geknüpft und zufällig verabredet worden, da das Fahren mit ihm einige Bequemlichkeit bot. Ich fragte nach dieſer ohnehin nicht viel, der Müller erſchien zudem unerwartet und früher als man geglaubt, mein Oheim und ſeine Sippſchaft forderten mich auf, ihn fahren zu laſſen und zu bleiben, in meinem Herzen ſchrie es nach Anna und nach dem ſtillen

See — aber ich verſicherte ernſthaft, daß meine Verhältniſſe geböten, dieſe Gelegenheit zu benutzen, frühſtückte eilig, nahm einige meiner Sachen zuſammen und von den verblüfften und faſt unwilligen Verwandten Abſchied und ſetzte mich mit dem Müller auf das Wägelchen, welches ohne Aufenthalt zum Dorfe hinaus und bald auf der ſtaubigen Landſtraße dahinrollte. Dies Alles that ich halb unbewußt in der Verwirrung, zum Theil, weil ich wähnte, man würde mir auf der Stelle anſehen, daß ich wegen Anna bliebe und daß ich ſie wirklich liebe, und endlich auch aus unerklärlicher Laune.

Sobald ich hundert Schritte vom Dorfe entfernt war, reute mich meine Abreiſe, ich wäre gern vom Wagen geſprungen, und drehte den Kopf immerwährend zurück nach den Höhen, welche um den See lagen, und ſchaute ſie an, ohne zu gewahren, wie ſie unter meinen Augen blau und klein wurden und hinter meinem Rücken das Hochgebirge aus größern und tiefern Seeen emporſtieg.

Ich konnte mich in den erſten Tagen meiner

Rückkehr kaum zurechtſinden. Im Angeſichte der großartigen und ſchönen Landſchaft, welche die Stadt umgiebt, ſchwebte mir nur die verlaſſene Gegend wie ein Paradies vor und ich fühlte erſt jetzt jeden Reiz ihrer einfachen und anſpruchloſen, aber ſo ruhigen und lieblichen Beſtandtheile. Wenn ich auf der höchſten Höhe über unſerer Stadt in das Land hinaus ſah, ſo war mir der kleine verſteckte Strich blauen Fernegebietes, wo das Dorf und nicht weit davon des Schulmeiſters See zu vermuthen waren, die ſchönſte Stelle des Geſichtskreiſes, die Luft wehte reiner und glücklicher von dort her, der mir unſichtbare Aufenthalt Anna's in jener entlegenen bläulichen Dämmerung wirkte magnetiſch über alles dazwiſchen liegende Land her; ja wenn ich, in der Tiefe gehend, jenen glücklichen Horizont nicht ſah, ſo ſuchte und fühlte ich doch die Himmelsgegend und ſah mit Heimweh und Sehnſucht das dorthin gehende Stück Himmel von näheren Bergen begränzt.

Indeſſen erneuerte ſich die Frage über meine Berufswahl und machte ſich täglich dringender geltend, da man mich nicht länger halb müßig und planlos ſehen konnte. Ich war einmal an den Thüren des Fabrikgebäudes vorbeigeſtrichen, wo der eine Gönner hauſte. Ein häßlicher Vitriolgeruch drang mir in die Naſe und bleiche Kinder arbeiteten innerhalb und lachten mit rohen Grimaſſen hervor. Ich verwarf unbedingt die Hoffnungen, die ſich hier darboten, und zog es vor, lieber ganz von ſolchen halbkünſtleriſchen Anſprüchen fern zu bleiben und mich dem Schreiberthume entſchieden in die Arme zu werfen, wenn einmal entſagt werden müſſe, und ich gab mich dieſem Gedanken ſchon geduldig hin. Denn nicht die mindeſte Ausſicht that ſich auf, bei irgend einem guten Künſtler untergebracht zu werden.

Da gewahrte ich eines Tages, wie eine Menge der gebildeten Leute der Stadt in einem öffentlichen Gebäude aus= und eingingen. Ich erkundigte mich nach der Urſache und erfuhr, daß in dem Hauſe eine Kunſtausſtellung ſtattfinde, welche, von einem Vereine mehrerer größerer Schweizerſtädte veranlaßt, in dieſen bereits ihre

Runde gemacht und nun noch durch die kleineren Städte zirkulire, um auch hier der Kunſt mehr Freunde zu gewinnen. Da ich ſah, daß nur fein gekleidete Leute hineingingen, lief ich nach Hauſe, putzte mich ebenfalls möglichſt heraus, als ob es in die Kirche ginge, und wagte mich alsbald in die geheimnißvollen Räume. Ich trat in einen hellen Saal, in welchem es von allen Wänden und von großen Geſtellen in friſchen Farben und Gold erglänzte. Der erſte Eindruck war ganz traumhaft, große klare Landſchaften tauchten von allen Seiten, ohne daß ich ſie vorerſt einzeln beſah, auf und ſchwammen vor meinen Blicken mit zauberhaften Lüſten und Baumwipfeln, Abendröthen brannten, Kinderköpfe, liebliche Studien, guckten dazwiſchen hervor und Alles entſchwand wieder vor neuen Gebilden, ſo daß ich mich ernſtlich umſehen mußte, wo denn dieſer herrliche Lindenhain oder jenes mächtige Gebirge hingekommen ſeien, die ich im Augenblicke noch zu ſehen geglaubt? Dazu verbreiteten die friſchen Firniſſe der Bilder einen ſonntäglichen Duft, der mir angenehmer dünkte, als der Weihrauch einer katholiſchen Kirche, obſchon ich dieſen ſehr gern roch.

Es ward mir kaum möglich, endlich vor einem Werke ſtillzuſtehen, und als dies geſchah, da vergaß ich mich vor demſelben und kam nicht mehr weg. Einige große Bilder der Genfer Schule, mächtige Baum- und Wolkenmaſſen in mir unbegreiflichem Schmelze gemalt, waren die Zierden der Ausſtellung, eine Menge Genrebildchen und Aquarellen reizten dazwiſchen als leichtes Plänklervolk, und ein paar Hiſtorien und Heiligenſcheine wurden kalt bewundert. Aber immer kehrte ich zu jenen großen Landſchaften zurück, verfolgte den Sonnenſchein, welcher durch Gras und Laub ſpielte, und prägte mir voll inniger Sympathie die ſchönen Wolkenbilder ein, welche von Glücklichen mit leichter und ſpielender Hand hingethürmt ſchienen.

Ich ſtak, ſo lange es dauerte, den ganzen Tag in dem wonniglichen Saale, wo es fein und anſtändig herging, die Leute ſich höflich begrüßten und vor den glänzenden Rahmen mit zierlichen Worten ſich beſprachen. Nach Hauſe gekommen, ſaß ich nachdenklich umher und beklagte fortwährend mein Schickſal, daß ich auf das Malen verzichten müſſe, daß es meiner Mutter durch's Herz ging und ſie nochmals eine Rundſchau anſtellte mit dem Vorſatze, mir meinen Willen zu thun, möchte es gehen, wie es wolle.

So trieb ſie endlich einen Mann auf die Beine, welcher in einem alten Frauenklöſterlein vor der Stadt, wenig beachtet, einen wunderlichen Kunſtſpuk trieb. Er war ein Maler, Kupferſtecher, Lithograph und Drucker in Einer Perſon, indem er, in einer verſchollenen Manier, vielbeſuchte Schweizerlandſchaften zeichnete, dieſelben in Kupfer kratzte, abdruckte und von einigen jungen Leuten mit Farben überziehen ließ. Dieſe Blätter verſandte er in alle Welt und führte einen dankbaren Handel damit. Dazu machte er, was ihm unter die Finger kam, ſonſt noch, riskirte Portraits, fertigte Etiquetten und Viſitenkarten, Taufſcheine mit Taufſtein und Pathen und Grabſchriften mit Trauerweiden und weinenden Genien; wenn dazwiſchen ein Unkundiger gekommen wäre und ihm geſagt hätte: Könnt ihr mir ein Bild malen, ſo ſchön es zu haben iſt, das unter Kennern zehntauſend Thaler werth iſt? Ich möchte ein Solches! ſo würde er die Beſtellung unbedenklich angenommen und ſich, nachdem die Hälfte des Preiſes zum Voraus bezahlt, unverweilt an die Arbeit gemacht haben. Bei dieſem Treiben unterſtützte ihn ein tapferes Häuflein Gerechter, und der Schauplatz ihrer Thaten war das ehemalige Refektorium der frommen Kloſterfrauen. Deſſen beide Langſeiten waren jede mit einem halben Dutzend hoher Fenſter verſehen mit runden Scheibchen, welche wohl Licht ein-, aber bei ihrer wellenförmigen Oberfläche keinen Blick hinausließen, was auf den Fleiß der hier waltenden Kunſtſchule wohlthätigen Einfluß übte. Jedes dieſer Fenſter war mit einem Kunſtbefliſſenen beſetzt, welcher, dem Hintermanne den Rücken zukehrend, dem Vordermanne in's Genick ſah. Das Haupttreffen dieſer Armee bildeten vier bis ſechs junge Leute, theils Knaben, welche die Schweizerlandſchaften blühend kolorirten; dann kam ein kränklicher, huſtender

Burſche, der mit Harz und Scheidewaſſer auf kleinen Kupferplatten herumſchmierte und bedenkliche Löcher hineinfreſſen ließ, auch wohl mit der Radirnadel dazwiſchen ſtach und der Kupferſtecher genannt wurde. Auf dieſen folgte der Lithograph, ein froher und unbefangener Geiſt, der verhältnißmäßig das weiteſte Gebiet umfaßte, nächſt dem Meiſter, da er ſtets gewärtig und bereit ſein mußte, das Bildniß eines Staatsmannes oder eine Weinkarte, den Plan einer Dreſchmaſchine, wie das Titelblatt für eine Erbauungsſchrift junger Töchter auf den Stein zu bringen mit Kreide, Feder, gravirt oder getuſcht. Im Hintergrunde des Refektoriums arbeiteten mit breiten Bewegungen zwei ſchwärzliche Geſellen, der Kupfer- und der Steindruckergehülfe, Jeder an ſeiner Preſſe, indem ſie die Werke obiger Künſtler auf feuchtes Papier abzogen. Endlich, im Rücken der ganzen Schaar und Alle überſehend, ſaß der Meiſter, Herr Kunſtmaler und Kunſthändler Haberſaat, Beſitzer einer Kupfer- und Steindruckerei und ſich allen entſprechenden Aufträgen empfehlend, an ſeinem Tiſche mit den feinſten und ſchwierigſten Aufgaben, meiſtens jedoch mit ſeinem Buche, Briefſchreiben und dem Verpacken der fertigen Sachen beſchäftigt.

Es herrſchte ein ſtreng ausgeſchiedener Geiſt in den Anſprüchen und Hoffnungen des Refektoriums. Der Kupferſtecher und der Lithograph waren fertige Leute, die ſelbſtändig in die Welt ſchauten, bei Meiſter Haberſaat um einen Gulden täglich ihre acht Stunden arbeiteten und ſich weiter weder um ihn was bekümmerten, noch große Hoffnungen nährten. Mit den jungen Koloriſten hingegen verhielt es ſich anders. Dieſe luſtigen Geiſter gingen mit wirklichen, leichten und durchſichtigen Farben um, ſie handhabten den Pinſel in Blau, Roth und Gelb, und das um ſo fröhlicher, als ſie ſich um Zeichnung und Anordnung Nichts zu bekümmern hatten und mit ihrem buntflüſſigen Elemente vornehm über die düſtern Schwarzkünſte des Kupferſtechers wegeilen durften. Sie waren die eigentlichen Maler in der Verſammlung, ihnen ſtand noch das Leben offen, und Jeder hoffte, wenn er nur erſt aus dieſem Fegefeuer des Meiſters Haberſaat entronnen, noch ein großer Künſtler zu werden. In dieſer Gruppe erbte ſich durch alle Generationen, welche ſchon im Dienſte des Meiſters durch das Refektorium geſchwunden, die große Künſtlertradition von Sammtrock und Bart fort; aber nur ſelten erreichte Einer dies Ziel, indem immer der Flug vorher ermüdete und die Mehrzahl der Getäuſchten nach ihrem Austritte noch ein gutes Handwerk erlernte. Es waren immer Söhne blutarmer Leute, welche, in der Wahl eines Unterkommens verlegen, von dem rührigen Manne in ſein Refektorium gelockt wurden unter der Ausſicht, eine Art Maler und Herren zu werden, die ihr Auskommen finden und immer noch etwas über den Schneider und Schuſter ſtehen würden. Da ſie gewöhnlich keine Gelder beibringen konnten, ſo mußten ſie ſich verbindlich machen, den Unterricht in der »Malerkunſt« abzuverdienen und vier Jahre für den Meiſter zu arbeiten. Er richtete ſie dann vom erſten Tage an zum Färben ſeiner Landſchaften ab und brachte ſie, ungeachtet ihrer gänzlichen Unberufenheit, durch Strenge ſo weit, daß ſie ihre Arbeit bald reinlich und klar und nach den überlieferten Gebräuchen verrichteten. Nebenbei durften ſie, wenn ſie wollten, an Feiertagen ein verkommenes oder zweckloſes Blatt nachzeichnen zur weiteren Ausbildung, und ſie wählten meiſtens ſolche Gegenſtände, welche Nichts zu lernen darboten, aber für den Augenblick am meiſten Effekt machten, und die ihnen der Meiſter korrigirte, wenn er nicht allzu beſchäftigt war. Er ſah es aber nicht einmal gern, wenn ſie dieſen Privatfleiß zu weit trieben; denn er hatte ſchon einige Mal erfahren, daß Solche, welche Geſchmack daran fanden und eine künſtleriſche Ader in ſich entdeckten, beim Koloriren ſeiner Proſpekte unreinlich und verwirrt geworden. Sie mußten ſtreng und anhaltend arbeiten und ſteckten um ſo mehr voll Poſſen und Schwänke, die ſich in jedem freien Augenblicke Luft machten, und erſt gegen das vierte Jahr hin, wenn die ſchönſte Zeit zur Erlernung von etwas Beſſerem verfloſſen war, wurden ſie gebeugt und gedrückt, von den Eltern mit Vorwürfen geplagt, daß ſie immer noch von ihrem Brode äßen, und dachten ernſtlich darauf, während ſie noch pinſelten, bei guter Zeit noch etwas Einträglicheres zu ergreifen, und auch Solche, die wirklich aus einem inneren Antriebe gekommen waren und außergewöhnliches Geſchick bezeigten, fielen ohne Weiteres ab, da ſie in ihrer ganzen Erfahrung zufällig nie gehört, daß man nur durch Entbehren, Dulden und Ausharren an's Ziel gelange, und dagegen einzig wußten, daß man ſo bald als möglich Geld verdienen müſſe. Die Jugendjahre von wohl Dreißigen ſolcher Knaben und Jünglinge hatte Haberſaat ſchon in blauen Sonntagshimmeln und grasgrünen Bäumen auf ſein Papier gehaucht, und der hüſtelnde Kupferſtecher war ſein infernaliſcher Helfershelfer, indem er mit ſeinem Scheidewaſſer die ſchwarze Unterlage dazu ätzte, wobei die melancholiſchen Drucker, an das knarrende Rad gefeſſelt, füglich eine Art gedrückter Unterteufel vorſtellten, nimmermüde Dämonen, die unter der Walze ihrer Preſſen die zu bemalenden Blätter unerſchöpflich, endlos hervorzogen. So begriff er vollſtändig das Weſen heutiger Induſtrie, deren Erzeugniſſe um ſo werthvoller und begehrenswerther zu ſein ſcheinen für die

Käufer, je mehr ſchlau entwendetes Kinderleben darin aufgegangen iſt. Es ſaßen im Refektorium zehnjährige Aeffchen in Höschen und Jäckchen, die ihnen zu kurz waren, und ließen ihre Finger ruhlos tanzen, in ſtrengſter Reinlichkeit die leichteren Anlagen bereitend; die Unglücklichen waren in dies Paradies gerathen, weil ſie zu Hauſe allzu emſig die Titelblätter und Vignetten ihrer Teſtamente illuminirt und ſo ihre Eltern irre und die Aufmerkſamkeit des Herrn Haberſaat auf ſich geleitet hatten. Er machte auch ganz ordentliche Geſchäfte, und galt daher für einen Mann, bei dem ſich was lernen ließe, wenn man nur wolle.

Von irgend einer Seite her war meiner Mutter angerathen worden, ſich mit ihm zu beſprechen und ſein Geſchäft einmal anzuſehen, da es wenigſtens für den Anfang eine Zuflucht zu weiterem Vorſchreiten böte, zumal man mit ihm übereinkäme, daß er mich nicht zu ſeinem Nutzen verwende, ſondern gegen genügende Entſchädigung nach ſeinem beſten Wiſſen unterrichte. Er zeigte ſich gern bereit und erfreut, einen jungen Menſchen einmal als eigentlichen Künſtler heranzubilden, und belobte meine Mutter höchlich für ihren kundgegebenen Entſchluß, die nöthigen Summen hieran wenden zu wollen; denn jetzt ſchien ihr der Zeitpunkt gekommen zu ſein, wo die Frucht ihrer unabläſſigen Sparſamkeit geopfert und auf den Altar meiner Beſtimmung mit voller Hand gelegt werden müſſe. Es ward alſo ein Contrakt geſchloſſen auf zwei Jahre, welche ich gegen regelmäßige Quartalzahlungen des Honorars im Refektorium zubringen ſollte unter den zweckdienlichſten Uebungen. Nach gegenſeitiger Unterſchreibung deſſelben verfügte ich mich eines Montags Morgen in das alte Kloſter und trug meine ſämmtlichen bisherigen Verſuche und Arbeiten in bunter Miſchung bei mir, um ſie auf Verlangen des neuen Meiſters vorzuzeigen. Er bezeugte, indem meine wunderlichen Blätter herumgingen, nachträglich ſeine Zufriedenheit mit meinem Eifer und meinen Abſichten, und ſtellte mich dem Perſonale, das ſich erhoben hatte und neugierig herumſtand, als einen wahren Beſtrebten vor, wie er beſchaffen ſein müſſe ſchon vor dem Eintritte in eine Kunſthalle. Sodann erklärte er, daß es ihm recht zum Vergnügen gereichen werde, einmal eine ordentliche Schule an einem Schüler durchzuführen, und ſprach ſeine Erwartungen hinſichtlich meines Fleißes und meiner Ausdauer feierlich aus.

Einer der Koloriſten mußte nun ſeinen Platz am Fenſter räumen und ſich neben einen andern ſetzen, indeſſen ich dort eingerichtet wurde, und hierauf, als ich erwartungsvoll der Dinge, die da kommen ſollten, vor dem leeren Tiſche ſtand, brachte Herr Haberſaat eine landſchaftliche Vorlage aus ſeinen Mappen hervor, den Umriß eines einfachen Motives aus einem lithographirten Werke, wie ich es ſchon in den Schulen vielfach geſehen hatte. Dies Blatt ſollte ich vorerſt aufmerkſam und ſtreng kopiren. Doch bevor ich mich hinſetzte, ſchickte mich der Meiſter wieder fort, Papier und Bleiſtift zu holen, an welche ich nicht gedacht, da ich überhaupt keinen Begriff von dem erſten Beginnen gehabt hatte. Er beſchrieb mir das Nöthige, und da ich kein Geld bei mir trug, mußte ich erſt den weiten Weg nach Hauſe machen und dann in einen Laden gehen, um es gut und neu einzukaufen, und als ich wieder hinkam, war es eine halbe Stunde vor Mittag. Dieſes Alles, daß man mir für dieſen Anfang nicht einmal ein Blatt Papier und einen Stift gab, ſondern fortſchickte, welche zu holen, ferner das Herumſchlendern in den Straßen, das Geldfordern bei der Mutter und endlich das Beginnen kurz vor der Stunde, wo Alles zum Eſſen auseinander ging, erſchien mir ſo nüchtern und kleinlich und im Gegenſatze zu dem Treiben, das ich mir dunkel in einer Künſtlerbehauſung vorgeſtellt hatte, daß es mir das Herz beengte.

Jedoch ward es bald von dieſem Eindrucke abgezogen, als die unſcheinbaren Aufgaben, die mir geſtellt wurden, mir mehr zu thun gaben, als ich mir anfänglich eingebildet; denn Haberſaat ſah vor Allem darauf, daß jeder Zug, den ich machte, genau die gleiche Größe des Vorbildes maß und das Ganze weder größer noch kleiner erſchien. Nun kamen aber meine Nachbildungen immer größer heraus, als das Original, obgleich in richtigem Verhältniſſe, und der Meiſter nahm hieran Gelegenheit, ſeine Genauigkeit und Strenge zu üben, die Schwierigkeit der Kunſt zu entwickeln und mich behaglich fühlen zu laſſen, daß es doch nicht ſo raſch ginge, als ich wohl geglaubt hätte.

Doch fand ich mich wohl und geborgen an meinem Tiſche (die Abweſenheit von Staffeleien, die ich mir als beſondere Zierde einer Werkſtatt gedacht, empfand ich freilich) und arbeitete mich tapfer durch dieſe kleinlichen Anfänge hindurch. Ich kopirte getreulich die ländlichen Schweinſtälle, Holzſchuppen und derlei Dinge, aus welchen, in Verbindungen mit allerlei magerem Strauchwerk, meine Vorbilder beſtanden, und die mir um ſo mühſeliger wurden, je verächtlicher ſie meinen Augen erſchienen. Denn mit dem Eintritte in den Saal des Meiſters hatte ſich mit der Pflicht und dem Gehorſame zugleich der Schein der Nüchternheit und Leerheit über dieſe Dinge ergoſſen für meinen ungebundenen und willkürlichen Geiſt. Auch kam es mir fremd vor, den ganzen Tag, an meinen Platz gebunden, über meinem Papiere zu ſitzen, zumal man nicht im Zimmer umhergehen und unaufgefordert nicht ſprechen durfte. Nur der Kupferſtecher und der Lithograph führten einen beſcheidenen Verkehr mit ſich und den betreffenden Druckergeſellen und richteten das Wort auch an den Meiſter, wenn es ihnen gutdünkte, ein bischen zu plaudern. Dieſer aber, wenn er guter Laune war, erzählte allerlei Geſchichten und geläufige Kunſtſagen, auch Schwänke aus ſeinem früheren Leben und Züge von der Herrlichkeit der Maler. Sowie er aber bemerkte, daß Einer zu eifrig aufhorchte und die Arbeit darüber vergaß, brach er ab und beobachtete eine geraume Zeit weiſe Zurückhaltung.

Ich genoß das Vorrecht, meine Vorlagen ſelbſt hervorzuholen, und verweilte dabei immer längere Zeit, die vorhandenen Schätze durchzugehen. Sie beſtanden aus einer großen Menge zufällig zuſammengeraffter Gegenſtände, aus guten alten Kupferſtichen, einzelnen Fetzen und Blättern ohne Bedeutung, wie ſie die Zeit anhäuft, Zeichnungen von einer gewiſſen Routine, ohne Naturwahrheit und einem unendlichen übrigen Miſchmaſch. Was mich zunächſt betraf, waren einige Hefte franzöſiſcher Landſchaftsſtudien, mit Eleganz und Bravour auf Stein gezeichnet, welche mir für das eigentliche Studium in Ausſicht geſtellt waren. Handzeichnungen nach der Natur, Blätter, die um ihrer ſelbſt willen da waren und denen man angeſehen hätte, daß ſie freie Luft und Sonne getrunken, fanden ſich nicht ein einziges Stück vor, denn der Meiſter hatte ſeine Kunſt und ſeinen Schlendrian innerhalb vier Wänden erworben, und begab ſich nur hinaus, um ſo ſchnell als möglich eine gangbare Anſicht zu entwerfen, wobei alle ſeine Bäume Einen neutralen Typus erhielten, und Erde, Weg und Steine mit den gleichen Tuſchen und Charakteren gebildet wurden, daß ſie alle aus dem nämlichen Stoffe zu beſtehen ſchienen. Indeſſen zeigten dieſe Arbeiten alle ein fertiges Geſchick in Betreff der Klarheit und Sauberkeit der Tinten; dieſelben waren nicht wahr und beſtanden aus ſogenannten Phantaſiefarben, welche in der Natur nicht anzutreffen waren, wenigſtens nicht an der Stelle, wo ſie gerade angewendet erſchienen; allein ſie ſpielten glänzend und anſprechend ineinander für den unkundigen Beſchauer. Dieſe gewandte, obſchon falſche Technik war das eigentliche Wiſſen meines Meiſters, und er legte alles Gewicht ſeines Unterrichtes auf dieſen Punkt. Da er, während meiner Uebungen mit Stift, Kreide und Feder, über den Zweck derſelben, als da ſind die Eigenthümlichkeiten in den Ausladungen, den Silhouetten und Laubmaſſen der Bäume, ſowie ihrer Charaktere, der Rinden und Aeſte, nicht viel zu ſagen wußte, ſo veranlaßte er mich bald, die lithographirten Pariſer Blätter, welche große effektvolle Baumgrüppen enthielten, in Tuſche, Sepia und dergleichen zu kopiren. Da dieſe Sachen nicht ſehr gründlich und gut gezeichnet, hingegen in Ton und Haltung äußerſt klar und kräftig waren, wobei Vieles der vollendeten Technik des Steindruckes zugeſchrieben werden konnte, ſo boten ſie meinem Vorgeſetzten günſtige Gelegenheit, ſeine Erfahrung und Strenge hinſichtlich durchſichtiger und reiner Töne und Halbtöne an den Mann zu bringen.

Anfänglich hielt er mich eine Weile in reſpektirlicher Abhängigkeit, indem ich den Unterſchied zwiſchen einem transparenten ſcharfen und einem rußigen ſtumpfen Vortrage nicht recht begriff und mehr auf Form und Charakter ſah; doch endlich, durch das fortwährende Pinſeln, gerieth ich hinter das Geheimniß, und nun fertigte ich in einem fixen Jargon eine Menge brillanter Tuſchzeichnungen an, ein Blatt um's andere. Schon ſah ich nur auf die Zahl des Gemachten und hatte meine Freude an der anſchwellenden Mappe, kaum daß bei meiner Wahl die wirkungsvollſten und auffallendſten Gegenſtände mir noch eine weitere Theilnahme abgewannen. So war, noch ehe der erſte Winter ganz zu Ende, ſchon meines Lehrers ganzer Vorrath an Vorlagen von mir durchgemacht, und zwar auf eine Weiſe, wie er es ſelbſt ungefähr konnte; denn nachdem ich einmal die Handgriffe und Mittel einer ſorgfältigen und reinlichen Behandlung gemerkt, erſtieg ich bald den Grad geläufiger Pinſelei, welchen der Meiſter ſelbſt inne hatte, um ſo ſchneller, als ich in dem wahren Weſen und Verſtändniß um ſo mehr und gänzlich zurückblieb. Haberſaat war desnahen ſchon nach dem erſten halben Jahre in einiger Verlegenheit, was er mir vorlegen ſollte, da er mich aus Sorge für ſich ſelbſt nicht ſchon in ſeine ganze Kunſt einweihen mochte; denn er hatte nun nur noch ſeine gewandte Behandlung der Waſſerfarben im Hinterhalte, welche, wie er ſie verſtand, ebenfalls keine Hexerei war. Weil Nachdenken und geiſtige Gewiſſenhaftigkeit im Refektorium nicht gekannt waren, ſo beſtand alles Können in demſelben aus einer bald erworbenen leeren Aeußerlichkeit. Doch fand ich ſelbſt einen Ausweg, als ich erklärte, eine kleine Sammlung großer Kupferſtiche mit meinem Tuſchpinſel vornehmen zu wollen. Er beſaß in derſelben etwa ſechs ſchöne Blätter nach Claude Lorrain von Haldenwang und Anderen geſtochen, zwei große Felſenlandſchaften mit Banditen nach Salvator Roſa und einige hübſche Stiche nach Ruisdael und Waterloo. Dieſe Sachen kopirte ich der Reihe nach in meiner geläufigen frechen Manier. Die Claude's und Roſa's geriethen nicht ſo übel, da ſie, abgeſehen davon, daß ſie ſelbſt etwas konventionell geſtochen waren, auch ſonſt mehr in ſymboliſchen und breiten Formen ſich darſtellten; die feinen und natürlichen Niederländer hingegen zerarbeitete ich auf eine gräuliche Weiſe, und Niemand ſah dieſe Laſterhaftigkeit ein.

Doch legte ſich durch dieſe Arbeit in mir ein Grund edlerer Anſchauung, und die ſchönen und durchdachten Formen, die ich vor mir hatte, hielten dem übrigen Treiben ein wohlthätiges Gegengewicht und ließen die Ahnung des Beſſeren nie ganz in mir verlöſchen. Auf der anderen Seite aber heftete ſich an dieſe gute Seite ſogleich wieder ein Nachtheil, indem ſich die alte voreilige Erfindungsluſt regte und ich, durch die einfache Größe der klaſſiſchen Gegenſtände verführt, zu Hauſe anfing, ſelber dergleichen heroiſche Landſchaftsbilder zu entwerfen und dieſe Thätigkeit bald in der eigentlichen Arbeitszeit bei dem Meiſter fortſetzte, meine Entwürfe in anſpruchsvollem Format mit der eingelernten Pinſelvirtuoſität ausführend. Herr Haberſaat hinderte mich in dieſem Thun nicht, ſondern ſah es vielmehr gern, da es ihn der weiteren Sorge um zweckdienliche Vorbilder enthob; er begleitete die ungeheuerlichen und unreifen Gedanken, welche ich zu Tage brachte, mit anſehnlichen Redensarten von Kompoſition, hiſtoriſcher Landſchaft u. dgl., und das Alles brachte ein gelehrtes Element in ſeine Werkſtatt, daß ich bald für einen Teufelsburſchen galt und auch die luſtigen Ausſichten der Zukunft, Reiſe nach Italien, Rom, große Oelbilder und Cartons, was man mir Alles vormalte, geſchmeichelt hinnahm. Doch überhob ich mich nicht in dieſen Dingen, ſondern lebte in Eintracht und Schelmerei mit meinen jungen Genoſſen, und war oft froh, das ewige Sitzen unterbrechen zu können, indem ich ihnen, die zugleich der Hausfrau unterthänig waren, einen Haufen Brennholz unter Dach bringen oder ihre ſämmtlichen Betten auf daſſelbe breiten und ausklopfen half. Ueberhaupt drängte ſich die Frau, eine zungenfertige und ſtreitbare Dame, mit Hausweſen und Familiengeſchichten, Kind und Magd, häufig in das Refektorium und machte es zum Schauplatze heißentbrannter Kämpfe, in welche nicht ſelten die ganze Mannſchaft verwickelt wurde. Dann ſtand der Mann an der Spitze einer ihm ergebenen Gruppe der Frau gegenüber, welche mit mächtigem Geräuſche vor ihrem Anhange ſich aufſtellte und nicht eher abzog, als bis ſie Alles niedergeſprochen hatte, was ſich ihr entgegenſetzte; manchmal befand ſich auch das Ehepaar zuſammen gegen das ganze übrige Haus im Streite, oft auch begann der Kupferſtecher oder der Lithograph eine drohende Bewegung als Vaſall, indeſſen die gemeinen Sklavenempörungen der Koloriſten mit Macht niedergeſchlagen wurden. Ich ſelbſt kam mehr als ein Mal in gefährliche Lage, indem mich die heftigen Scenen beluſtigten und ich dies zu unvorſichtig kund gab, und z. B. einſt eine ſolche theatraliſch nachbildete und in dem halb verfallenen Kreuzgange des Hauſes mit den jungen Malern zur Aufführung brachte. Denn obgleich ich um dieſe Zeit empfänglich und geneigt geweſen wäre, ein feines und reinſtrebendes Leben zu führen, da während der ſchönen Tage auf dem Lande ein ſtarkes Ahnen in mir erwacht war, ſo ſah ich mich doch, von aller männlichen Stütze und Leitung entblößt, an das derbe Treiben des Refektoriums gewieſen und machte allen Unfug getreulich und lebhaft mit, weil ich des Umganges und der Mittheilung bedurfte und am wenigſten mich auf weiſe Zurückhaltung und halbe Theilnahme verſtand. Und es war wohl auch am beſten ſo; indeſſen der innere, edlere Theil des Menſchen unentwickelt blieb, übte ſich wenigſtens der äußere tüchtig in der Reibung mit Anderen, in Vertheidigung und Angriff, und ſtreifte viel Unbeholſenheit und weichliches Weſen ab; zugleich lernte ich meine Nebenmenſchen und dadurch mich ſelbſt beſſer kennen und bereicherte meine Erfahrung, ſowie meine Einbildungskraft. Nur das gänzliche Stilleſtehen und die abſolute Bewegungsloſigkeit ſind das eigentliche Schlimme und gleichen dem Tode.

Daß aber das Heulen mit den Wölfen mir nicht Schaden that, wie ich glaube, verhütete der freundliche Stern Anna, der immer in meiner Seele aufging, ſobald ich in dem Hauſe meiner Mutter oder auf einſamen Gängen wieder allein war. An ſie knüpfte ich Alles, weſſen ich über den Tag hinaus bedurfte, und ſie war das ſtille Licht, welches das verdunkelte Herz jeden Abend erleuchtete, wenn die rothe Sonne niederging, und in der erhellten Bruſt wurde mir dann immer auch unſer gute Freund, der liebe Gott, ſichtbar, der um dieſe Zeit mit erhöhter Klarheit begann, ſeine hochherrlichen und ewigen Rechte auch an mir geltend zu machen.

Ich hatte, nach Büchern herumſpürend, in der Leihbibliothek unſerer Stadt einen Roman des Jean Paul in die Hände bekommen. In demſelben ſchien mir plötzlich Alles tröſtend und erfüllend entgegenzutreten, was ich bisher gewollt und geſucht, oder unruhig und dunkel empfunden: gefühlerfülltes und ſcharf beobachtetes Kleinleben und ſeine Spiegelung des nächſten Menſchenthums mit dem weiten Himmel des geahnten Unendlichen und Ewigen darüber; heitere, muthwillige Schrankenloſigkeit und Beweglichkeit des Geiſtes, die ſich jeden Augenblick in tiefes Sinnen und Träumen der Seele verwandelte; lächelndes Vertrautſein mit Noth und Wehmuth, daneben das Ergreifen poetiſcher Seligkeit, welche mit goldener Fluth alle kleine Qual und Grübelei hinwegſpülte und mich in glückliche Vergeſſen=

heit tauchen ließ: vor Allem aber die Naturſchilderung an der Hand der entfeſſelten Phantaſie, welche berauſcht über die blühende Erde ſchweifte und mit den Sternen ſpielte, wie ein Kind mit Blumen, je toller, deſto beſſer! Dieſe Herrlichkeit machte mich ſtutzen, dies ſchien mir das Wahre und Rechte! Und inmitten der Abendröthen und Regenbogen, der Lilienwälder und Sternenſaaten, der rauſchenden und plätſchernden Gewitter, die der aufgehenden Sonne das Kinderantlitz wuſchen, daß es einen Augenblick ſich weinend verzog und verdunkelte, um dann um ſo reiner und vergnügter zu ſtrahlen, inmitten all' des Feuerwerkes der Höhe und Tiefe, in dieſen ſaumloſen ſchillernden Weltmantel gehüllt der Unendliche, groß, aber voll Liebe, heilig, aber ein Gott des Lächelns und des Scherzes, furchtbar von Gewalt, doch ſich ſchmiegend und bergend in eine Kinderbruſt, hervorguckend aus einem Kindesauge, wie das Oſterhäschen aus Blumen! Das war ein anderer Herr und Gönner, als der ſilbenſtecheriſche Patron im Katechismus!

Früher hattte ich dergleichen Etwas geträumt, die Ohren hatten mir geläutet, nun ging mir der Morgen auf in den langen Winternächten, welche hindurch ich an drei mal zwölf Bände des unſterblichen Propheten las. Und als der Frühling kam und die Nächte kürzer wurden, las ich von Neuem in den köſtlichen Morgen hinein und gewöhnte mir darüber an, lange im Bette zu liegen und am hellen Tage, die Wange auf dem geliebten Buche, den Schlaf des Gerechten zu ſchlafen. Dazumal ſchloß ich einen neuen Bund mit Gott und ſeinem Jean Paul, welcher Vaterſtelle an mir vertrat, und mag dieſen die wandelbare Welt in ihrer Vergänglichkeit zu dem alten Eiſen werfen, mag ich ſelbſt dereinſt noch meinen und glauben, was es immer ſei: ihn werde ich nie verleugnen, ſo lange mein Herz nicht vertrocknet! Denn dieſes iſt der Unterſchied zwiſchen ihm und den andern Helden und Königen des Geiſtes! Bei dieſen iſt man vornehm zu Gaſte und geht umher in reichem Saale, wohl bewirthet, doch immer als Gaſt, bei ihm aber liegt man an einem Bruderherzen! Was kümmert uns da der wunderliche Bettlermantel ſeiner Kunſt und Art, der uns Beide ſo närriſch umhüllt? Er theilt ihn mit uns, noch liebevoller als St. Martin, denn er giebt uns nicht ein abgeſchnittenes Stück, ſondern zieht uns unter dem Ganzen an ſeine Bruſt, während Jene ſich ſtolz in ihren Purpur hüllen und im innerſten Winkel ihres Herzens ſprechen: Was willſt Du von mir?

Fünftes Kapitel.

Als der Frühling kam, welchen ich voll Ungeduld erwartet hatte, begab ich mich in den erſten warmen Tagen in's Freie, ausgerüſtet mit der erworbenen Fertigkeit, um an die Stelle der papiernen Vorbilder die Natur ſelbſt zu ſetzen. Das ſämmtliche Refektorium ſah voll Achtung und mit geheimem Neide auf meine umſtändlichen Zurüſtungen; denn es war das erſte Mal, daß eines ſeiner Mitglieder die Sache ſo großartig betrieb, und das Zeichnen »nach der Natur« war bisher ein wunderbarer Mythus geweſen. Ich ſelbſt ging nicht mehr mit der unverſchämten, aber gut meinenden Zutraulichkeit des letzten Sommers vor die runden, körperlichen und ſonnebeleuchteten Gegenſtände der Natur, ſondern mit einer weit gefährlicheren und ſelbſtgefälligen Vornirtheit. Denn was mir nicht klar war oder zu ſchwierig erſchien, das warf ich, mich ſelbſt betrügend, durcheinander und verhüllte es mit meiner unſeligen Pinſelgewandtheit, da ich, anſtatt beſcheiden mit dem Stifte anzufangen, ſogleich mit den angewöhnten Tuſchſchalen, Waſſerglas und Pinſel hinausging und beſtrebt war, gleich ganze Blätter in allen vier Ecken bildartig anzufüllen. Die Bäume waren noch unbelaubt und ich hätte daher Gelegenheit gefunden, einſtweilen den Bau ihrer Stämme, Aeſte und Zweige, die Verſchiedenheit und Anmuth im Verlaufe derſelben zu beobachten und mir einzuprägen; ſtatt deſſen aber zog ich es vor, ſolche Gegenſtände zu wählen, welche jetzt ſchon ein Ganzes vorſtellten, und gerieth deshalb an die ſchwierigſten und für jetzt zweckloſeſten Dinge. Ich ergriff entweder ganze Ausſichten mit See und Gebirgen, oder ging im Walde den Bergbächen nach, wo ich eine Menge kleiner und hübſcher Waſſerfälle fand, welche ſich anſehnlich zwiſchen vier Striche einrahmen ließen. Das lebendige, geiſtige und zarte Spiel des Waſſers im Fallen, Schäumen und eiligen Weiterfließen, ſeine Durchſichtigkeit und tauſendfältige Widerſpiegelung ergötzte mich, aber ich bannte es in die plumpen und renommiſtiſchen Formeln meiner lächerlichen Virtuoſität, daß Leben und Glanz verloren gingen, indeſſen nicht meine Mittel, ja nicht einmal die Materialien hinreichten, das bewegliche Weſen wiederzugeben. Leichter hätte ich die mannigfaltigen und ſchönen Steine und Felstrümmer der Bäche, in reicher Unordnung über einander geworfen, beherrſchen können, wenn nicht mein künſtleriſches Gewiſſen verdunkelt geweſen wäre. Wohl regte ſich dieſes oft mahnend, wenn ich perſpektiviſche Feinheiten und Verkürzungen der Steine, trotzdem daß ich ſie ſah und fühlte, überging und verhudelte, ſtatt den bedeutenden Linien nachzugehen, mit der Selbſtentſchuldigung, daß es auf dieſe oder jene Fläche nicht ankomme und die zufällige Natur ja wohl auch ſo ausſehen könnte, wie ich ſie nachbildete; allein die ganze Weiſe meines Arbeitens ließ ſolche Gewiſſensbiſſe nicht zur Geltung kommen, und der Meiſter, wenn ich ihm meine Machwerke vorzeigte, war nicht darauf eingerichtet, der fehlenden Naturwahrheit nachzuſpüren, die ſich gerade in den vernachläſſigten Zügen hätte zeigen ſollen, ſondern er beurtheilte die Sachen immer von ſeiner Stubenkunſt aus.

Abgeſehen von ſeinem Grundſatze der Reinlichkeit und Durchſichtigkeit des Vortrages, hegte er, in Beziehung auf inneren Gehalt, nur noch eine einzige Tradition, welche er in ſeinem Geſchäfte zwar nicht ſelbſt anwandte, als zu luxuriös und unpraktiſch, die er aber mir zu überliefern für angemeſſen hielt, nämlich die des Sonderbaren und Krankhaften, was mit dem Poetiſchen oder Maleriſchen und Genialen verwechſelt wurde. Er wies mich an, hohle, zerriſſene Weidenſtrünke, verwitterte Bäume und abenteuerliche Felsgeſpenſter aufzuſuchen mit den bunten Farben der Fäulniß und des Zerfalles, und pries mir ſolche Dinge als intereſſante Gegenſtände an. Dies ſagte mir ſehr zu, indem es meine Phantaſie reizte, und ich begab mich eifrig auf die Jagd nach ſolchen Erſcheinungen. Doch die Natur bot ſie mir nur ſpärlich, ſich einer volleren Geſundheit erfreuend, als mit meinen Wünſchen verträglich war, und was ich an unglücklichem Gewächſe vorfand, das wurde meinen überreizten Augen bald zu blöde und harmlos, wie einem Trinker, der nach immer ſtärkerem Schnapſe verlangt. Das blühende Leben in Berg und Wald fing daher an, mir gleichgültig zu werden im Einzelnen, und ich ſtreifte vom Morgen bis zum Abend in der Wildniß umher, ohne etwas zu thun, und überließ mich einem träumeriſchen Müßiggange. Ich ging immer ſchwer bepackt früh hinaus, warf mich an einer einſamen Stelle nieder und verzehrte zuerſt die Eßwaaren, ſo mir die Mutter für den ganzen Tag mitgegeben; alsdann las ich in einem mitgenommenen Buche, ſchaute in die Wellen der plaudernden Bäche, machte mit jedem Stein Bekanntſchaft und wiederholte wohl gar längſt vergeſſene kindiſche Spiele, wie wenn ich dieſelben vor Jahren nicht ganz ausgeſpielt hätte, indem ich allerlei Waſſerbauten aufführte, irrende Inſekten verfolgte und ſchamhaft um mich ſpähte, ob mich Niemand dabei belauſche. Auch ſah ich Tag für Tag das Hervorbringen des grünen jungen Laubes, und beobachtete genau, wie ein und derſelbe Baum nach und nach voll und rund wurde und die hervorkeimenden Pflanzen am Boden mit Blumen endigten, deren Art ich neugierig erwartet hatte. Ich drang immer tiefer in bisher nicht geſehene Winkel und Gründe; fand ich eine recht abgelegene und geheimnißvolle Stelle, ſo ließ ich mich dort nieder und fertigte raſch eine Zeichnung eigener Erfindung an, um ein Produkt nach Hauſe zu bringen. In derſelben häufte ich die ſeltſamſten Gebilde zuſammen, die meine Phantaſie hervorzutreiben vermochte, indem ich die bisher wahrgenommenen Eigenthümlichkeiten der Natur mit meiner erlangten Fertigkeit verſchmolz und ſo Dinge hervorbrachte, die ich Herrn Haberſaat als in der Natur beſtehend vorlegte und aus denen er nicht klug werden konnte. Er gratulirte mir zu meinen Entdeckungen und fand ſeine Ausſprüche über meinen Eifer und mein Talent beſtätigt, da ich hiermit beweiſe, daß ich unverkennbar ein ſcharfes und glückliches Auge für das Maleriſche hätte und Dinge auffände, an welchen tauſend Andere vorübergingen. Dieſe gutmüthige

Täuſchung erweckte mir eine üble Luſt, dergleichen fortzuſetzen und es förmlich darauf anzulegen, den guten Mann zu hintergehen. Ich erfand, irgendwo im Dunkel des Waldes ſitzend, immer tollere und muthwilligere Fratzen von Felſen und Bäumen, und freute mich im Voraus, daß ſie mein Lehrer für wahr und in nächſter Umgegend vorhanden erachten würde. Doch mag es mir zu einiger Entſchuldigung gereichen, daß ich in alten Kupferblättern, z. B. von Swanefeldt, die abenteuerlichſten Formationen als löbliche Meiſterwerke vorgebildet ſah und ſelbſt der guten Meinung lebte, dieſes ſei das Wahre und immerhin eine gute Uebung. Denn ſchon waren die edlen und geſunden Formen Claude Lorrain's im flüchtigen Jugendgemüthe wieder unter die Oberfläche getreten. Während der Winterabende war im Refektorium etwas Figurenzeichnen getrieben worden, und ich hatte mir, indem ich eine Menge radirter, bekleideter Staffagefiguren kopirte, einige grobe Uebung und Kenntniß im Entwerfen ſolcher erworben. So erfand ich nun zu meinen wunderlichen Landſchaftsſtudien noch viel wunderlichere Menſchen, zerlumpte Kerle, welche ich geſehen zu haben vorgab, und welche das ganze Haus des Lehrers oft unmäßig zum Lachen brachten. Es war ein nichtsnutziges und verrücktes Geſchlecht, welches in Verbindung mit der ſeltſamen Gegend eine Welt bildete, die nur in meinem Gehirne vorhanden war und endlich doch meinem Vorgeſetzten verdächtig und ärgerlich wurde. Doch bemerkte er nicht viel hierüber, ſondern ließ mich meine Wege gehen, da ihm einerſeits das friſche junge Gemüth mangelte, um dem Gedankengange und den Ränken meines Treibens nachzuſpüren und mich darüber zu ertappen und anderſeits die völlige Ueberlegenheit des eigenen Wiſſens. Dieſe beiden Vermögen bilden ja das Geheimniß aller Erziehung: unverwiſchte lebendige Jugendlichkeit und Kindlichkeit, welche allein die Jugend kennt und durchdringt, und die ſichere Ueberlegenheit der Perſon in allen Fällen. Eines kann oft das Andere zur Nothdurft erſetzen, wo aber beide fehlen, da iſt die Jugend eine verſchloſſene Muſchel in der Hand des Lehrers, die er nur durch Zertrümmerung öffnen kann. Beide Eigenſchaften gehen aber nur aus Einem und demſelben letzten Grunde hervor: aus unbedingter Ehrlichkeit, Reinheit und Unbefangenheit des Bewußtſeins.

Der Sommer war nun auf ſeine volle Höhe geſchritten, als ich, die Zeit allgemeiner Erholung erſehend, meinem geheimen Verlangen nach der andern Heimath, dem entlegenen Dorflande, nachgab und mit meinen Siebenſachen hinauszog. Die Mutter blieb wieder zurück in entſagender Unbeweglichkeit und Selbſtbeſchränkung, ungeachtet aller freundlichen Aufforderungen, die Wohnung doch ganz zu ſchließen und wieder einmal an den Orten ihrer Jugend ſich zu ergehen. Ich aber führte die umfangreichen Früchte meiner zwiſchenweiligen Thätigkeit mit mir, da ich mittelſt derſelben ein günſtiges Aufſehen zu erregen gedachte.

Die zahlreichen, kräftig geſchwärzten Blätter verurſachten im Hauſe meines Oheims allerdings einige Verwunderung, und im Allgemeinen ſah man, mich nun wirklich für einen Maler haltend, die Sache mit ziemlichem Reſpekt an; als jedoch der Oheim die Zeichnungen betrachtete, welche ich nach der Natur gefertigt haben wollte (denn ich glaubte nun wie ein verſtockter Lügner beinahe ſelbſt daran und wußte überdies, da ich die Dinge einmal unter freiem Himmel und immerhin unter dem Einfluſſe der Natur zuwege gebracht, keine andere Bezeichnung dafür aufzufinden), da ſchüttelte er bedenklich den Kopf und wunderte ſich, wo ich denn meine Augen gehabt hätte. In ſeinem realiſtiſchen Sinne, als tüchtiger Land- und Forſtmann, fand er trotz aller Unkunde in Kunſtdingen den Fehler ſchnell und leicht heraus.

»Dieſe Bäume,« ſagte er, »ſehen ja einer dem andern ähnlich und alle zuſammen gar keinem wirklichen! Dieſe Felſen und Steine könnten keinen Augenblick ſo aufeinanderliegen, ohne zuſammenzufallen! Hier iſt ein Waſſerfall, deſſen Maſſe einen der größeren Fälle verkündet, die aber über kleinliche Bachſteine ſtürzt, als ob ein Regiment Soldaten über einen Span ſtolperte; hierzu wäre eine tüchtige Felswand erforderlich, indeſſen nimmt es mich eigentlich Wunder, wo zum Teufel in der Nähe der Stadt ein ſolcher Fall zu finden iſt! Dann möchte ich auch wiſſen, was an ſolchen verfaulten Weidenſtöcken Zeichnenswerthes iſt, da dünkte mich doch eine geſunde Eiche oder Buche erbaulicher u. ſ. f.«

Die Frauensleute hingegen ärgerten ſich über meine Vagabunden, Keſſelflicker und Fratzengeſichter, und begriffen nicht, warum ich im Felde nicht lieber ein artiges vorübergehendes Landmädchen oder einen anſtändigen Ackersmann abgebildet habe, als mich fortwährend mit ſolchen Unholden zu beſchäftigen; die Söhne belachten meine ungeheuerlichen Berghöhlen, die unmöglichen und lächerlichen Brücken, die menſchenähnlichen Steinköpfe und Baumkrüppel, und gaben jeder ſolchen Tollheit einen luſtigen Namen, deſſen Lächerlichkeit auf mich zu fallen ſchien. Ich ſtand beſchämt da als ein Menſch, der voll närriſcher und eitler Dinge iſt, und die mitgebrachte künſtliche Krankhaftigkeit verkroch ſich vor der einfachen Geſundheit dieſes Hauſes und der ländlichen Luft.

Gleich am erſten Tage nach meiner Ankunft ſtellte mir der Oheim, um mich wieder auf eine reale Bahn zu leiten, die Aufgabe, ſeine Beſitzung, Haus, Garten und Bäume, genau und bedächtig zu zeichnen und ein getreues Bild davon zu entwerfen. Er machte mich aufmerkſam auf alle Eigenthümlichkeiten und auf das, was er beſonders hervorgehoben wünſchte, und wenn ſeine Andeutungen auch eher dem Bedürfniſſe eines rüſtigen Beſitzers, als denjenigen eines Kunſtverſtändigen entſprachen, ſo ward ich doch dadurch genöthigt, die Gegenſtände wieder einmal genau anzuſehen und in allen ihren eigenthümlichen Oberflächen zu verfolgen. Die aller einfachſten Dinge am Hauſe ſelbſt, ſogar die Ziegel auf dem Dache, gaben mir nun wieder mehr zu ſchaffen, als ich je gedacht hatte, und veranlaßten mich, auch die umſtehenden Bäume in gleicher Weiſe gewiſſenhafter zu zeichnen; ich lernte die aufrichtige Arbeit und Mühe wieder kennen, und indem darüber eine Arbeit entſtand, die mich in ihrer anſpruchloſen Durchgeführtheit ſelbſt unendlich mehr befriedigte, als die marktſchreieriſchen Produkte der jüngſten Zeit, erwarb ich mir mit ſaurer Mühe den Sinn des Schlichten, aber Wahren.

Inzwiſchen erfreute ich mich des Wiederfindens alles Deſſen, was ich im letzten Jahre hier verlaſſen, beobachtete alle Veränderungen, welche etwa vorgefallen, und harrte im Stillen auf den Augenblick, wo ich Anna wiederſehen oder wenigſtens zuerſt ihren Namen hören würde. Aber ſchon waren einige Tage verfloſſen, ohne daß die geringſte Erwähnung fiel, und je länger dies andauerte, deſto minder brachte ich die Frage nach ihr hervor. Man ſchien ſie völlig vergeſſen zu haben, ſie ſchien nie da geweſen zu ſein, und, was mich innerlich kränkte, Niemand ſchien die geringſte Ahnung zu haben, daß ich irgend eine Veranlaſſung oder ein Bedürfniß haben könnte, von ihr zu hören. Wohl ging ich halbwegs über den Berg, oder in den Schatten des Flußthales, allein jedesmal kehrte ich plötzlich um aus unerklärlicher Furcht, ihr zu begegnen. Ich ging auf den Kirchhof und ſtand an dem Grabe der Großmutter, welche nun ſchon ſeit einem Jahre in der Erde lag, aber die Luft war windſtill vom Gedächtniſſe Anna's, die Gräſer ſchienen nichts von ihr zu wiſſen, die Blumen flüſterten nicht ihren Namen, Berg und Thal ſchwiegen von ihr, nur mein Herz tönte ihn laut hinaus in die undankbare Stille.

Endlich wurde ich gefragt, warum ich den Schulmeiſter nicht beſuche? und da ergab es ſich zufällig, daß Anna ſchon ſeit einem halben Jahre nicht mehr im Lande ſei und daß man meine Kunde hierüber vorausgeſetzt habe. Ihr Vater hatte, in ſeiner ſteten Sehnſucht nach Bildung und Feinheit der Seele und in Betracht, daß nach ſeinem Tode ſein Kind, das einmal für eine Bäuerin zu zart ſei, verlaſſen in der rauhen dörflichen Umgebung bleiben würde, ſich plötzlich entſchloſſen, Anna in eine Bildungsanſtalt der franzöſiſchen Schweiz zu bringen, wo ſie ſich feinere Kenntniſſe und Selbſtſtändigkeit des Geiſtes erwerben ſollte. Er ließ ſich, als ſie ihre Abneigung dagegen ausſprach, durch ihre Thränen nicht erweichen, allein auf die Befriedigung ſeiner Wünſche bedacht, und begleitete das ungern ſcheidende Kind in das Haus des fernen, vornehm=

religiöſen Erziehers, wo ſie nun noch wenigſtens ein volles Jahr zu bleiben hatte. Dieſe Nachricht traf mich wie ein Schlag aus blauem Himmel. Nun wurde das ganze Land wieder beredt und voll ihres Lobes! Jedes Gras und jedes Blatt am Baume ſprach mir von ihr, der blaue Himmel hier ſchien mir tauſendmal ſchöner und ſehnſüchtiger, als anderswo, die blauen Bergzüge und die weißen Wolken zogen ihr nach, und von Weſten her, wo Anna weilte, dünkte es mir leis aber ſelig über die Bergrücken herzuläuten.

Ich ging nun alle Tage zu ihrem Vater, begleitete ihn auf ſeinen Wegen und hörte von ihr ſprechen; oft blieb ich mehrere Tage dort, alsdann wohnte ich in ihrem Kämmerchen, wagte mich jedoch faſt nicht zu rühren darin und betrachtete die wenigen einfachen Gegenſtände, welche es enthielt, mit heiliger Scheu. Es war klein und enge, die Abendſonne und der Mondſchein füllten es immer ganz aus, daß kein dunkler Punkt darin blieb und es bei jener wie ein rothgoldenes, bei dieſem wie ein ſilbernes

Juwelenkäſtchen ausſah, deſſen Kleinod ich nicht verfehlte mir hineinzudenken.

Wenn ich nach maleriſchen Gegenſtänden umherſtreifte, ſo ſuchte ich vorzüglich die Stellen auf, wo ich mit Anna geweilt hatte; ſo war die geheimnißvolle Felswand am Waſſer, wo ich mit ihr geruhet und jene Erſcheinung geſehen, ſchon von mir gezeichnet worden, und ich konnte mich nun nicht enthalten, auf der ſchneeweißen Wand des Kämmerchens ein ſauberes Viereck zu ziehen und das Bild mit der Heidenſtube ſo gut ich konnte hineinzumalen. Dies ſollte ein ſtiller Gruß für ſie ſein und ihr ſpäter bezeugen, wie beſtändig ich an ſie gedacht.

Dieſe fortwährende Erinnerung an ſie und ihre Abweſenheit machten mich in's Geheim immer kecker und vertraulicher mit ihrem Bilde; ich begann lange Liebesbriefe an ſie zu ſchreiben, die ich zuerſt verbrannte, dann aufbewahrte, und zuletzt ward ich ſo verwegen, Alles, was ich für Anna fühlte, auf ein offenes Blatt zu ſchreiben, in den heftigſten Ausdrücken, mit Vorſetzung ihres vollen Namens und Unterſchrift des meinigen, und dies Blatt auf das Flüßchen zu legen, daß es vor aller Welt hinabtrieb, dem Rheine und dem Meere zu, wie ich kindiſcherweiſe dachte. Ich kämpfte lange mit dieſem Vorſatze, allein ich unterlag zuletzt; denn es war eine befreiende That für mich und ein Bekenntniß meines Geheimniſſes, wobei ich freilich vorausſetzte, daß es in nächſter Nähe Niemand finden würde. Ich ſah, wie es gemächlich von Welle zu Welle ſchlüpfte, hier von einer überhängenden Staude aufgehalten wurde, dann lange an einer Blume hing, bis es ſich nach langem Beſinnen losriß; zuletzt kam es in Schuß und ſchwamm flott dahin, daß ich es aus den Augen verlor. Allein der Brief mußte ſich ſpäter doch wieder irgendwo geſäumt haben, denn erſt tief in der Nacht gelangte er zu der Felswand der Heidenſtube, an die Bruſt einer badenden Frau, welche niemand anders als Judith war, die ihn auffing, las und aufbewahrte.

Dies erfuhr ich erſt ſpäter, denn während meines jetzigen Aufenthaltes im Dorfe ging ich nie in ihr Haus und vermied den Weg deſſelben ſorgfältig. Das Jahr, um welches ich älter geworden, ließ mich mit Beſchämung auf das vertrauliche Verhältniß von früher zurückblicken und flößte mir eine trotzige Scheu ein vor der kräftigen und ſtolzen Geſtalt; ich verbarg mich, ohne zu grüßen, raſch, als ſie einmal am Hauſe vorüberging, und ſah ihr doch verlangend nach, wenn ich ſie von fern durch Gärten und Kornfelder ſchreiten ſah. Meine Wünſche, wenn ſie aus der Weite ruhlos zurückkehrten, flatterten Obdach ſuchend hin und her und niſteten ſich endlich bei der Judith ein, als ob ſie dort ein gutes Wort und das Geheimniß der Liebe erhaſchen könnten.

Ich kehrte dies Mal früher nach der Stadt zurück mit einer tiefen Sehnſucht im Gemüthe, welche ſich nun gänzlich ausgebildet hatte und Alles umfaßte, was mir fehlte und was ich in der Welt doch als vorhanden ahnte.

Mein Lehrer führte mich nun auf die letzten Stufen ſeiner Kunſt, indem er mir die Behandlung ſeiner Waſſerfarben mittheilte und mich mit aller Strenge zu deren ſauberer und flinker Anwendung anhielt. Da jedoch die Natur nicht in Frage kam, oder doch nur höchſt überlieferungsweiſe, ſo lernte ich bald, durch das endlich erreichte Ziel, »mit Farben umzugehen,« zu neuem Fleiße gereizt, gefärbte Zeichnungen hervorbringen, wie ſie ungefähr als das Beſte im Hauſe verlangt wurden, einzig aufgehalten und behindert, wenn ich geſehene Farben der Natur, die ſich mir während des vielen Zeichnens eingeprägt hatten, anbringen wollte und dadurch mit den im Refectorium herkömmlichen Mitteln in Widerſpruch gerieth. Alsdann wurden meine Arbeiten unrein und ungeſchickt, und der Meiſter war froh, mich der Unachtſamkeit und des Eigenſinnes zu beſchuldigen. Noch lange, ehe das zweite bedungene Jahr zu Ende war, ſah ich nicht viel mehr zu lernen, und übte mich, auf den Rath des Lehrers, in den verſchiedenſten Fertigkeiten, die dort ſonſt getrieben wurden. Ich radirte, laborirte in Scheidewaſſer, pfuſchte auf Stein herum, fertigte ſchlecht gezeichnete, aber buntgemalte kleine Portraits an, half den Genoſſen die Kupferdrucke färben, lernte ſolche verpacken und ſonſt mit allen den kleinen Geſchäften ſolchen Betriebes umgehen, kurz ich wuchs den Winter hindurch zu einer Art Tauſendkünſtler und Factotum heran, der nun für eine Bahn, wie ſie Haberſaat verfolgte, reif war und eigentlich das wirklich erreicht hatte, was dieſer ihm beizubringen ſich verpflichten konnte, der aber von dem Ziele, das ihm vorſchwebte, entfernter als je war. Ich fühlte dunkel, daß ich eigentlich erſt jetzt mit einigem Verſtande beginnen ſollte und ſah mich doch mit einer bedenklichen und leeren Fertigkeit ausgerüſtet und ohne etwas Rechtes zu können. Dies geſtand ich mir zwar nicht, aber es verurſachte doch einen untröſtlichen Widerſpruch; ich langweilte mich in dem alten Kloſter und blieb wochenlang zu Hauſe, um dort zu leſen oder Arbeiten zu beginnen, die ich vor dem Meiſter verbarg. Dieſer ſuchte meine Mutter auf, beſchwerte ſich über meine Zerſtreutheit, rühmte meine Fortſchritte und ſchlug vor, ich ſollte nun in ein anderes Verhältniß zu ihm treten, in ſeinem Geſchäfte für ihn arbeiten, fleißig und pünktlich, aber gegen reichliche Entſchädigung, da ich ihm gute Dienſte zu leiſten im Stande wäre, zufolge ſeiner Erziehung. Es ſei dies, erklärte er, das zweite Stadium, wo ich, indeſſen ich mich vorläufig immer mehr ausbilde, mich an vorſichtige Arbeit gewöhnen und zugleich Erſparniſſe machen könne, um in einigen Jahren in die Welt zu gehen, wozu es doch noch zu früh ſei. Er verſicherte, daß es nicht die Schlechteſten unter den berühmten Künſtlern wären, welche ſich durch jahrelange anſpruchloſere Arbeit endlich auf die Höhe der Kunſt geſchwungen, und eine mühevolle und beſcheidene Betriebſamkeit dieſer Art lege manchmal einen tüchtigeren Grund zur Ausdauer und Unabhängigkeit, als eine vornehme und ausſchließliche Künſtlererziehung. Er habe, ſagte er, talentvolle Söhne reicher Eltern gekannt, die es nur deswegen zu Nichts gebracht hätten, weil ſie nie zu Selbſthülfe und raſchem Erwerb gezwungen geweſen und in ewiger Selbſtverhätſchelung, falſchem Stolze und Sprödigkeit ſich verloren hätten.

Dieſe Worte waren ſehr verſtändig, obgleich ſie auf einigem Eigennutze beruhen mochten; allein ſie fanden keinen Anklang bei mir. Ich verabſcheute jeden Gedanken an Tagelohn und kleine Induſtrie und wollte allein auf dem geraden Wege an's Ziel gelangen. Das Refectorium erſchien mir mit jedem Tage mehr als ein Hinderniß und eine Beengung; ich ſehnte mich darnach, in unſerem Hauſe mir eine ſtille Werkſtatt einzurichten und mir ſelbſt zu helfen, ſo gut es ginge, und eines Morgens verabſchiedete ich mich, noch vor Beendigung meiner Lehrzeit, bei Herrn Haberſaat und erklärte der Mutter, ich würde nun zu Hauſe arbeiten, wenn ſie verlange, daß ich etwas verdienen ſolle, ſo könne ich dies auch ohne ihn thun, zu lernen wüßte ich Nichts mehr bei ihm.

Vergnügt und hoffnungsvoll ſchlug ich meinen Sitz zu oberſt im Hauſe auf, in einer Dachkammer, welche über einen Theil der Stadt weg weit nach Norden hin ſah, deren Fenſter am frühen Morgen und am Abend den erſten und letzten Sonnenblick auffingen. Es war mir eine ebenſo wichtige als angenehme Arbeit, mir hier eine eigene Welt zu ſchaffen, und ich brachte mehrere Tage mit der Einrichtung der Kammer zu. Die runden Fenſterſcheiben wurden klar gewaſchen, vor dieſelben auf ein breites Blumenbrett, mit der Mutter Beihülfe ein kleiner Garten gepflanzt und inwendig die Pfoſten ſowie die nächſte Wand mit Epheu bezogen, zu welchem im Sommer noch blühende Schlingpflanzen kamen, ſo daß das helle große Fenſter von einem grünen Urwald umgeben war. Die geweißten Wände behing ich theils mit Kupferſtichen und ſolchen Zeichnungen, welche irgend einen abenteuerlichen Knalleffect enthielten, theils zeichnete ich mit Kohle ſeltſame Larven oder ſchrieb Lieblingsſprüche und gewaltſame Verſe, die mir imponirt hatten, darauf. Ich ſtellte die älteſten und ehrwürdigſten unſerer Geräthe hinein, ſchleppte herzu, was nur irgend einem Buche gleichſah, und ſtellte es auf die gebräunten Möbeln, die verſchiedenſten Gegenſtände häuften ſich nach und nach an und vermehrten den maleriſchen Eindruck; in der Mitte aber ward eine mächtige Staffelei aufgepflanzt, das Ziel meiner langen Wünſche, und auf große Blendrahmen geſpanntes Papier darauf geſtellt; denn ich ſehnte mich nach tüchtigem Handtieren in weitläufiger, handgreiflicher Materie, und da ich noch keinen Weg zur Oelmalerei offen ſah, ſo half ich mir dadurch, daß ich einſtweilen auf grobem Papiere mit Kohle, Kreide und kräftigen Farbentönen ſattſam herumfegte. Ich freute mich großer Baumgruppen und Gebirgsformen, die ich ohne vieles Grübeln hervorrief, die Einzelnheiten, die ſich mir während meines Herumtreibens in der freien Natur mehr oder minder eingeprägt hatten, harmlos anwendend, Geſtein und Bäume reichlich mit Moos, Wurzel- und Flechtwerk bekleidend. Das Beſte davon waren noch die mannigfaltigen bewegten Lüfte; da ich von meiner hohen Warte aus ein weites Himmelsfeld beherrſchte, ſo ſah ich den ganzen Tag die Wolken kommen und gehen in allen Farben, und dies erregte in mir den Gedanken, eigene Luftſtudien zu machen. So oft ich daher eine ſchöne Wolkenmaſſe entdeckte, bildete ich ſie ſchnell mit meinen Waſſerfarben nach, indeſſen mich die compacten und doch ſchmelzvollen Gebilde eine unbeſtimmte Sehnſucht nach der Oelpalette empfinden ließen. Doch erreichte ich eine ziemliche Uebung und begann den lebendigen Himmel zu verſtehen; ich ging leidenſchaftlich den tauſend Reizen der Wolken nach, beſonders wandelten meine Blicke friedevoll durch die tiefen plaſtiſchen Thäler, über die weißen Höhen und um die ſonnigen Vorſprünge und Abhänge dieſer luſtigen Gebirge herum, ſie ſchlichen verwegen unter der ſchattigen blauen Baſis hindurch, die ungeheure Ausdehnung in der ſcheinbaren Verkürzung ermeſſend. Als ich ſpäter hörte, daß dieſe Uebung allerdings ein ſehr eifrig gepflegter Weg landſchaftlicher Kunſt ſei, war ich nicht wenig ſtolz darauf, in meiner Abgeſchiedenheit von ſelbſt darauf verfallen zu ſein, wie ich überhaupt erfuhr, daß das Bedürfniß ſolche Hülfen immer ſelbſt erfindet und die allgemeine Wahrheit ſich in jedem abgeſchiedenen aber lebendigen Beſtreben Bahn bricht.

Erſt jetzt, als die erſte Begierde nach Staffelei und umfangreichen Flächen geſtillt war, gewann es neuen Reiz für mich, daneben kleine ſaubere und zierliche Arbeiten auszuführen und ich hatte immer einen idylliſchen Gedanken in

Bereitſchaft, welchen ich in kleinem Umfange mit bunten und glänzenden Farbentönen aufs Sorgſamſte ausführte, im Gegenſatze zu den größeren verwegenen Unternehmungen. Dieſe doppelte Art der Thätigkeit entſprach einem natürlichem Bedürfniſſe und mochte als ein weiterer Beweis gelten, daß ſich ſolches immer von ſelbſt ausbildet und hilft, wo es nicht durch einſeitige Schule gehindert wird.

Ich war nun ganz mir ſelbſt überlaſſen, vollkommen frei und unabhängig, ohne die mindeſte Einwirkung und ohne Vorbild, noch Vorſchrift. Ich knüpfte abwechſelnden Verkehr an mit jungen Leuten, an denen mich ein verwandter Hang oder ein freundliches Eingehen anzog, am liebſten mit ehemaligen Schulgenoſſen, die in der Zeit ihre Studien fortſetzten und mir, mich in meiner Klauſe beſuchend, getreulich Bericht erſtatteten von ihren Fortſchritten und von Allem, was in den Schulen vorkam. Dieſe Gelegenheit benutzte ich, noch ein und andere Brocken aufzuſchnappen und ſah öfter ſchmerzlich durch die verſchloſſenen Gitter in den reichen Garten der reiferen Jugendbildung, erſt jetzt recht fühlend, was ich verloren. Doch lernte ich durch meine Freunde manches Buch und manchen Anknüpfungspunkt kennen, von wo aus ich weiter tappte am dürftigen Faden und, das Gefundene verſchmelzend mit dem phantaſtiſchen Weſen meiner Abgeſchiedenheit, gefiel ich mir in einer komiſchen, höchſt unſchuldigen Gelehrſamkeit, welche meine Beſchäftigungen ſeltſam bereicherte und vermehrte. Ich ſchrieb an frühen ſtillen Morgen oder in ſpäter Nacht hochtrabende Aufſätze, begeiſterte Schilderungen und Ausrufungen und war beſonders eitel auf tiefſinnige Aphorismen, die ich, mit Skizzen und Schnörkeleien vermiſcht, in Tagebüchern anbrachte. So glich meine Zelle, in welcher ſich geſuchte Gegenſtände und Zierrathen immer mehr anhäuften, dem kochenden Herde eines Hexenmeiſters oder Alchymiſten, auf welchem ein ringendes Leben gebraut wurde. Das Anmuthige und Geſunde und das Verzerrte und Sonderbare, Maß und Willkür brodelten durch einander und miſchten ſich oder ſchieden ſich in Lichtblicken aus.

Und ungeachtet meines äußerlich ſtillen Lebens trat doch manche frühe Trübung hinzu, welche mich ſorgenvoll oder leidenſchaftlich bewegte. Mein Trieb, mich zu unterrichten und zu unterhalten, und meine Sammlungsluſt führten mich überall hin, wo alte Bücher, Kupferſtiche und ſonſtige Dinge zu kaufen waren; denn die Bücher meines Vaters, deren Hauptzierde Schiller war, hatte ich längſt, ſo weit ſie mir verſtändlich, durchgeleſen und zu eigen gemacht und ſelbſt das Unverſtändliche überſetzte ich in eine eigens erfundene fabelhafte Wiſſenſchaft, mit Worten ſpielend; Kupferſtiche aber, wenn ich ſie ſah, reizten mich zum Beſitz und bildeten überdies faſt die einzige äußere Hülfsquelle für mich, ſo daß ihre Erwerbung mir Pflicht ſchien. Unſere Stadt zeugte in einer Menge alter guter Sammlungen von Büchern und Kupferſtichen, welche für wenig Geld faſt unerſchöpflich in Winkeln und Magazinen zu finden waren, daß in den guten Häuſern, aus welchen ſie herrührten, in der vergangenen Zeit große Bildung gepflegt worden ſei. Je mehr ich in Büchern und Bildwerken mich zurecht fand und mir was zu Gute that, in Namen und Zeit bewandert zu ſein, deſto eifriger wurde meine Beſitzluſt; ich kaufte anfänglich Manches für meine wenige Baarſchaft, dann entdeckte ich den verführeriſchen Ausweg ſchon früh, zu wählen und zu beſtellen und ſich, von der Bereitwilligkeit der Handelsleute unterſtützt, reichliche Sendungen zuſchicken und größere Rechnungen anlegen zu laſſen. Dieſe waren nun bei alledem nie ſehr bedenklich, und der Name meiner ſparſamen Mutter gab mir einen guten Credit. Allein da ich für mich allein handelte und meine Einkäufe ſelbſt bezahlen wollte durch verkaufte Arbeiten, dieſen Verkauf aber nicht einmal verſuchte und vor dem Augenblicke ſcheu zurückwich, wo ich Jemanden etwas antragen ſollte, ohne was doch kein Anfang denkbar war, blieben meine Rechnungen ſo lange unbezahlt, bis es den Antiquaren und wunderlichen Trödelleuten endlich auffiel und ſie mich durch höfliche Briefe mahnten. Dadurch gerieth ich in tauſend Aengſten, dachte aber nur unbeſtimmt auf Abhülfe, bis dieſe Mahnungen mir nicht mehr ſchrecklich waren. Dann erſchienen meine Gläubiger mit feierlich langgezogenen Geſichtern unverſehens im Hauſe, meine Mutter erſchreckend und mir ſelbſt nun ſtreng und unheimlich vorkommend, die mich ſonſt ſo freundliche bejahrte Leutchen gedünkt hatten. Dieſe Umwandlung der ſonſt ſo harmloſen Perſönlichkeiten durch ein Schuldverhältniß, aus einem unſcheinbaren Trödelmännchen z. B. in einen gefürchteten Verfolger, beunruhigte mich und ließ mich das Peinliche des Schuldenmachens empfinden, bis die Mutter, nachdem ſie mich eine gute Weile hatte zappeln laſſen, endlich unter ernſten Ermahnungen mich erlöſte. Dieſe Weiſe ſagte ihr gar nicht zu und war bisher unbekannt geweſen in ihrem Hauſe. Daher gedachte ſie ſolche Frühlingsſchwalben, die mit dem neuen Künſtlerleben ſo zeitig einzogen, am beſten zu vertreiben, wenn ſie mich die Unbequemlichkeit eine Zeit lang fühlen ließe.

Ferner hatte ich um die Zeit einen feurigen und lebhaften Freund, welcher meine Neigungen ſtärker theilte, als alle anderen Bekannten, viel mit mir zeichnete und poetiſch ſchwärmte und da er noch die Schulen beſuchte, reichlichen Stoff von da in meine Kammer brachte. Doch war unſer Verkehr mehr ein prahleriſches Feuerwerk und glänzende Uebung genialer und origineller Formen, die wir nachahmend aus Geleſenem erhaſchten. Zugleich war er lebensluſtig und trieb ſich eben ſo oft mit flotten Leuten in Wirthshäuſern herum, von deren Herrlichkeiten und energiſchen Gelagen er mir dann erzählte. Ich blieb meiſtens wehmüthig zu Hauſe, da mich meine Mutter in dieſer Beziehung äußerſt knapp hielt und keine Nothwendigkeit einer geringſten Ausgabe dieſer Art einſah. Deswegen ſah ich dem froh ſich Herumtummelnden nach wie ein gefangener Vogel einem in der Höhe fliegenden und träumte von der Freiheit einer glänzenden Zukunft, wo ich eine Zierde der Zechgelage zu werden mir vornahm. Inzwiſchen aber mißbilligte ich, wie der Fuchs, dem die Trauben zu ſauer ſind, öfter die Wildheit meines Freundes und ſuchte ihn mehr an meine ſtille Wohnung zu feſſeln. Dies verurſachte manche Mißſtimmung zwiſchen uns, und ich freute mich endlich innerlich ſeiner Abreiſe in die Ferne, welche zu einem feurigen Briefwechſel die willkommene Gelegenheit gab. Wir erhoben nun unſer Verhältniß zu einer idealen Freundſchaft, nicht getrübt von dem perſönlichen Zuſammenſein, und boten in regelmäßigen Briefen die ganze Beredſamkeit jugendlicher Begeiſterung auf. Nicht ohne Selbſtgefälligkeit und Abſicht ſuchte ich meine Epiſteln ſo ſchön und ſchwungreich als immer möglich zu ſchreiben und es koſtete mich viele Uebung im Nachdenken, meine unerfahrene Philoſophie einigermaßen in Form und Zuſammenhang zu bringen, weil die bisher erworbene Geſtaltungskraft beim Zeichnen und damit verbundene Einſicht in meine Schreibübungen überging und mich auch ohne Logik ein Bedürfniß von Harmonie empfinden ließ. Leichter wurde es, den ernſten Theil der Briefe in ein Gewand ausſchweifender Phantaſie zu hüllen und mit dem bei meinem Jean Paul gelernten Humor zu verbrämen: allein wie ſehr ich mich auch erhitzte und allen meinen Eifer aufbot, ſo übertrafen die Antworten des Freundes dieſes Alles jedesmal ſowohl an reiferen und gediegenen Gedanken, als an ſeinerem und gewähltem Witze, der mir beſchämend das Schreiende und Unruhige meiner Ergüſſe hervorhob. Ich bewunderte meinen Freund, war ſtolz auf ihn und nahm mich doppelt zuſammen, indem ich mich an ſeinen Briefen bildete, derſelben würdige und ebenbürtige Sendungen aufzubringen. Doch je mehr ich mich erhob, um ſo höher und unerreichbarer wich er zurück, wie ein glänzendes Luftbild, nach welchem ich fruchtlos zu ſchlagen ſtrebte, ich rang gleichſam mit einem neckiſchen Heldenſchatten. Dazu trugen ſeine Gedanken die abwechſelndſten Farben gleich dem ewigen Meere, ebenſo reizend launenhaft und überraſchend und ebenſo reich an Quellen, die aus der Tiefe, von Gebirgen herab und vom Himmel zugleich zu ſtrömen ſchienen; ich ſtaunte den fernen Genoſſen an wie eine geheimnißvolle großartige Erſcheinung, deren herrliche Entwickelung von Tag zu Tage Größeres verſprach, und rüſtete mich allen Ernſtes, an ihrer Seite in's Leben hinaus möglichſt Schritt zu halten.

Da fiel mir eines Tages Zimmermann's Buch über die Einſamkeit in die Hände, von welchem ich ſchon viel gehört, und das ich deshalb nun mit doppelter Begierde las, bis ich auf die Stelle traf, welche anfängt: »auf deiner Studirſtube möchte ich dich feſthalten, o Jüngling!« Jedes Wort ward mir bekannter und endlich fand ich einen der erſten Briefe meines Freundes hier wortgetreu abgeſchrieben. Bald darauf entdeckte ich einen anderen Brief in Diderot's unmaßgeblichen Gedanken über die Zeichnung, welche ich bei einem Antiquar erworben, und fand ſo die Quelle jener Schärfe und Klarheit, die mir ſo imponirt hatten. Und wie lange getrennte Ereigniſſe und Zufälle plötzlich haufenweiſe zu Tage treten und ſich ein verabredetes Rendez-vous zu geben ſcheinen, ſo trat nun raſch eine Entdeckung nach der anderen hervor und enthüllten eine ſeltſame Myſtification. Auch ſpürte ich den Büchern nach, von denen er in ſeinen Briefen beiläufig erwähnte. Ich fand Stellen aus Rouſſeau, wie aus dem Werther, aus Sterne und Hippel ſowohl, wie aus Leſſing, glänzende Gedichte aus Byron und Heine in briefliche Proſa umgewandelt, ſogar Ausſprüche tiefſinniger Philoſophen, die, unverſtanden, mich mit Achtung vor dem Freunde erfüllt hatten. Mit ſolchen hellen Sternen hatte ich ohnmächtig gerungen; ich war wie vom Blitz getroffen, ich ſah im Geiſte meinen Freund über mich lachend und konnte mir ſeine Handlungsweiſe nur durch eigenen Unwerth erklären. Doch fühlte ich mich ſchmerzlich beleidigt und ſchrieb nach einigem Schweigen einen ſpöttiſchen und anzüglichen Brief, mittelſt deſſen ich ſeine angemaßte geiſtige Herrſchaft abzuwerfen, doch nicht unſere Freundſchaft aufzuheben, vielmehr ihn zu treuer Wahrheit zurückzuführen gedachte. Allein mein verletzter Ehrgeiz ließ mich zu heftige und ſpitzige Ausdrücke wählen, mein Gegner hatte ſich nicht über mich luſtig machen, ſondern nur mit wenig Mühe meinem Eifer die Wage halten wollen, wie er ſich auch nachher, in ernſteren Dingen, immer mit ſolchen Mitteln zu helfen ſuchte, obgleich er die Talente zu wirklichem Streben in vollem Maße und daher auch Selbſtgefühl beſaß: ſo kam es, daß er, um ſeine Verlegenheit zu bedecken und ärgerlich über meine

Auflehnung, noch gereizter und beleidigter antwortete. Es ſtieg ein mächtiges Zorngewitter zwiſchen uns auf, wir ſchalten uns rückſichtslos und je mehr wir uns zugethan geweſen, mit deſto mehr Aufwand und tragiſchen, feindlichen Worten kündeten wir uns plötzlich die Freundſchaft auf und beſtrebten uns blindlings, Jeder der Erſte zu ſein, der den Andern aus ſeinem Gedächtniß verbanne!

Aber nicht nur ſeine, ſondern auch meine eigenen harten Worte ſchnitten mir in's Herz, ich trauerte mehrere Tage lang tief und ſchmerzvoll, indeſſen ich den Geſchiedenen zu gleicher Zeit noch achtete, liebte und haßte; ich empfand nun zum zweiten Male, in vorgerückterem Alter, das Weh beim Brechen einer engen Freundſchaft, aber um ſo edler und feiner und daher ſchmerzvoller, als die Verhältniſſe edler waren. Die innere Grundloſigkeit eines ſolchen Bruches läßt denſelben um ſo dämoniſcher und einſchneidender fühlen, da er durch ein feindliches unvermeidliches Schickſal herbeigeführt ſcheint.

In dieſe Bewegungen herein ſpielten abwechſelnd das gepflegte Andenken an Anna und die Hoffnung auf ihr Wiederſehen, ſo wie die Angſt vor meinen gemüthlichen Gläubigern, wenn ſie mit Rechnungen kamen für allerhand alte Schwarten, Kupferſtiche und verſtümmelte Gypsfiguren, ſo daß ich komiſcher Weiſe früh den Spruch auf mich anwenden konnte:

Ritterſachen, Weiber, Schulden —
Ach kein Ritter wird ſie los!

Sechstes Kapitel.

Der Frühling war gekommen; ſchon lagen viele Frühpflanzen, nachdem ſie flüchtige ſchöne Tage hindurch mit ihren Blüthen der Menſchen Augen vergnügt, nun in ſtiller Vergeſſenheit dem ſtillen Berufe ihres Reifens, der verborgenen Vorbereitung zu ihrer Fortpflanzung ob. Schlüſſelblümchen und Veilchen waren ſpurlos unter dem erſtarkten Graſe verſchwunden, Niemand beachtete ihre kleinen Früchtchen. Hingegen breiteten ſich Anemonen und die blauen Sterne des Immergrün zahllos aus um die lichten Stämme junger Birken, am Eingange der Gehölze, die Lenzſonne durchſchaute und überſchien die Räumlichkeiten zwiſchen den Bäumen, vergoldete den bunten Waldboden; denn noch ſah es hell und geräumig aus, wie in dem Hauſe eines Gelehrten, deſſen Liebſte daſſelbe in Ordnung gebracht und aufgeputzt hat, ehe er von einer Reiſe zurückkommt und bald Alles in die alte tolle Verwirrung verſetzt. Beſcheiden und abgemeſſen nahm das zartgrüne Laubwerk ſeinen Platz und ließ kaum ahnen, welche Gewalt und Herrlichkeit in ihm harrte. Die Blättchen ſaßen ſymmetriſch und zierlich an den Zweigen, zählbar, ein wenig ſteif, wie von der Putzmacherin angeordnet, die Einkerbungen und Fältchen noch höchſt exact und ſauber, wie in Papier geſchnitten und gepreßt, die Stiele und Zweigelchen röthlich lackirt, Alles äußerſt aufgedonnert. Frohe Lüfte wehten, am Himmel kräuſelten ſich glänzende Wolken, es kräuſelte ſich das junge Gras an den Rainen, die Wolle auf dem Rücken der Lämmer, überall bewegte es ſich leiſe muthwillig, die loſen Flocken im Genicke der jungen Mädchen kräuſelten ſich, wenn ſie in der Frühlingsluft gingen, es kräuſelte ſich in meinem Herzen. Ich lief über alle Höhen und blies an einſamen, ſchön gelegenen Stellen ſtundenlang auf einer alten großen Flöte, welche ich ſeit einem Jahre beſaß. Nachdem ich die erſten Griffe einem muſikaliſchen Schuhmachergeſellen abgelernt, war an weiteren Unterricht nicht zu denken und die ehemaligen Schulübungen waren längſt in ein tiefes Meer der dunkelſten Vergeſſenheit gerathen. Darum bildete ſich, da ich doch bis zum Uebermaß anhaltend ſpielte, eine wildgewachſene Fertigkeit aus, welche ſich in den wunderlichſten Trillern, Läufen und Cadenzen erging. Ich konnte eben ſo fertig blaſen, was ich mit dem Munde pfeifen oder aus dem Kopfe ſingen konnte, aber nur in der härteren Tonart, die weichere hatte ich allerdings empfunden und wußte ſie auch hervorzubringen, aber dann mußte ich langſam und vorſichtiger ſpielen, ſo daß dieſe Stellen gar melancholiſch und vielfach gebrochen ſich zwiſchen den übrigen Lärm verflochten. Muſikkundige, welche in entfernterer Nachbarſchaft mein Spiel hörten, hielten dasſelbe für etwas Rechtes, belobten mich und luden mich ein, an ihren Unterhaltungen Theil zu nehmen. Als ich mich aber mit meiner mächtigen braunen Röhre einfand, deren Klappe einer meſſingenen Thürklinke glich, und verlegen und mit böſem Gewiſſen die Ebenholzinſtrumente mit einer Unzahl ſilberner

Schlüſſel, die ſtattlichen Notenblätter ſah, bedeckt von Hieroglyphen, da ſtellte es ſich heraus, daß ich rein zu gar Nichts zu gebrauchen, und die Nachbaren ſchüttelten verwundert die Köpfe. Deſto eifriger erfüllte ich nun die freie Luft mit meinem Flötenſpiele, welches dem ſchmetternden und doch monotonen Geſange eines großen Vogels gleichen mochte, und empfand, unter ſtillen Waldſäumen liegend, innig das ſchäferliche Vergnügen des ſiebzehnten Jahrhunderts und zwar ohne Abſicht und Gemachtheit.

Um dieſe Zeit hörte ich ein flüchtiges Wort, Anna ſei in ihre Heimath zurückgekehrt. Ich hatte ſie nun ſeit zwei Jahren nicht geſehen, wir Beide gingen unſerem ſechszehnten Geburtstage entgegen. Sogleich rüſtete ich mich zur Ueberſiedelung nach dem Dorfe und machte mich eines Sonnabends wohlgemuth auf die geliebten Wege. Meine Stimme war gebrochen und ich ſang, dieſelbe mißbrauchend, mich müd durch die hallenden Wälder. Dann hielt ich inne und die ſeit kurzem gekommene Tiefe meiner Töne bedenkend, dachte ich an Anna's Stimme und ſuchte mir einzubilden, welchen Klang ſie nun haben möge. Darauf bedachte ich ihre Größe, und da ich ſelbſt in der Zeit raſch gewachſen, ſo konnte ich mich eines kleinen Schauers nicht erwehren, wenn ich mir die Geſtalt ſechszehnjähriger Mädchen unſerer Stadt vorſtellte. Dazwiſchen ſchwebte mir immer das halbkindliche Bild am See oder auf jenem Grabe vor, mit ſeiner Halskrauſe, ſeinen Goldzöpfen und freundlich unſchuldigen Augen. Dies Bild verſcheuchte einigermaßen die Unſicherheit und Zaghaftigkeit, welche ſich meiner bemächtigen wollten, daß ich getroſt fürbaß ſchritt und am Abend das Haus meines Oheims in alter Ordnung und lauter Fröhlichkeit fand.

Doch nur die älteren Perſonen waren ſich eigentlich ganz gleich geblieben, das junge Volk ließ einen etwas veränderten Ton in Scherz und Reden merklich werden. Als nach dem Nachteſſen ſich die Aeltern zurückgezogen und einige junge ledige Dorfbewohner beiderlei Geſchlechtes dafür ankamen, um noch einige Stunden zu plaudern, bemerkte ich, daß die Gegenſtände der Liebe und der geſchlechtlichen Verhältniſſe nun ausſchließlicher und ausgeprägter der Stoff der neckiſchen Geſpräche geworden, aber ſo, daß die Jünglinge mit gleichgültig verwegener und etwas ſpöttiſcher Galanterie den Schein tieferer Empfindung zu verhüllen, die Mädchen eine große Sprödigkeit, Männerverachtung und jungfräuliche Selbſtzufriedenheit an den Tag zu legen bemüht ſchienen, und an der Art und Weiſe, wie die ſich kreuzenden Scherze und Angriffe hier reizten, dort ſcheinbar verletzten, war nicht zu verkennen, daß hier die Kryſtallelemente zuſammenzuſchießen auf dem Punkte waren.

Ich war Anfangs ſtill und ſuchte mich in den wort- und witzreichen Scharmützeln zurechtzufinden; die Mädchen betrachteten mich als einen anſpruchsloſen Neutralen und ſchienen einen frommen und beſcheidenen Knappen an mir gewinnen zu wollen. Doch unverſehens nahm ich, das Scheingefecht für vollen Ernſt haltend, die Partei meines Geſchlechts. Die vermeintliche Bedürfnißloſigkeit und ſtolze Selbſtverklärung der Schönen ſchien mir gefährlich und beleidigend und entſprach nicht im Mindeſten meinen Gefühlen.

Aber leider ſetzte ich, anſtatt mich der praktiſcheren und beliebteren Waffen meiner Genoſſen zu bedienen, knabenhafter und ungalanter Weiſe den Mädchen ihre eigene Kriegführung entgegen. Der trotzige Stoicismus, welchen ich gegen das jungfräuliche Selbſtgenügen aufwandte, warf mich um ſo ſchneller in eine iſolirte und gefährliche Stellung, als ich in meiner Einfalt augenblicklich ſelber daran glaubte und mit heftigem Ernſte verfuhr. Ich vereinigte ſogleich alle Pfeile des Spottes auf mich, als ein nicht zu duldender Aufrührer; die männlichen Theilnehmer ließen mich auch im Stich oder hetzten mich fälſchlicher Weiſe auf, um bei den erzürnten Mädchen deſto beſſer ihre Rechnung zu finden, worüber ich wieder verdrießlich und eiferſüchtig ward, und es ärgerte mich gewaltig, wenn ich bemerkte, wie mitten im Kriege die verſtändnißvollen Blicke häufiger fielen und der ſchöne Feind ſeine Hände den Burſchen immer anhaltender und williger überließ. Kurz, als die Geſellſchaft auseinander ging und ich die Treppe hinanſtieg als ein erklärter Weiberfeind, verfolgten mich die drei Baſen, jede ihr Nachtlämpchen tragend, ſpottend bis vor die Thür meines Schlafzimmers. Dort wandte ich mich um und rief: Geht, ihr thörichten Jungfrauen mit euren Lampen! Obgleich jede nur zu bald ihren irdiſchen Bräutigam haben wird, fürchte ich doch, das Oel eurer Geduld reiche nicht aus für die kürzeſte Friſt; löſcht eure Lichter und ſchämt euch im Dunklen, ſo ſpart ihr das Bischen Oel, ihr verliebten Dinger!

Eine Magd trug gerade ein Becken mit Waſſer hinein; ſie tauchten ihre Finger in das Waſſer und ſpritzten mir dasſelbe in's Geſicht, während ſie mit ihren brennenden Lämpchen mir um Haar und Naſe herumzündeten und mich hart bedrängten. »Mit Feuer und Waſſer,« ſagten ſie, »taufen wir dich zu ewigem Frauenhaſſe! Nie ſoll Eine wünſchen, dieſen Haß ſchwinden zu ſehen und das Licht der Liebe ſoll dir für immerdar erlöſchen! Schlafen Sie recht wohl, geſtrenger Herr, und träumen Sie von keinem Mädchen!« Hiermit blieſen ſie meine Kerze aus und huſchten auseinander, daß ihre Lichtchen in dem dunklen Hauſe verſchwanden und ich im Finſtern ſtand. Ich tappte in das Zimmer, ſtieß an alle Gegenſtände und ſtreute in der Dunkelheit mißmuthig meine Kleider auf dem Boden umher. Und als ich endlich das Kopfende des Bettes gefunden und mich raſch unter die Decke ſchwingen wollte, fuhr ich mit den Füßen in einen verwünſchten Sack, daß ich ſie nicht ausſtrecken konnte, ſondern in meiner gewaltſamen Bewegung auf das Unangenehmſte gehemmt und zuſammengebogen wurde. Die Leintücher waren, in Folge einer ländlichſittlichen Neckerei, ſo künſtlich in einander geſchürzt und gefaltet, daß es allen meinen ungeduldigen Bemühungen nicht gelang, ſie zu entwirren, und ich mußte mich in der unbequemſten und lächerlichſten Lage von der Welt zum Schlafe zuſammenkauern. Allein dieſer wollte troß meiner Müdigkeit ſich nicht einfinden; ein ärgerliches und beſchämendes Gefühl, daß ich mich in eine ſchiefe Stellung geworfen, die Beſorgniß, wie Anna ſich zu all dieſem verhalten würde, und das verhexte Bett ließen mich die Augen nur auf Augenblicke ſchließen, wo dann die unruhigſten

Traumbilder mich verfolgten. Die Nacht im Thale war unruhig und geräuſchvoll, denn es war diejenige des Sonnabends auf den Sonntag, in welcher die ledigen Burſche bis zum Morgen zu ſchwärmen und ihren Liebeswegen nachzugehen pflegen. Ein Theil derſelben durchzog in Haufen ſingend und jauchzend die nächtliche Gegend, bald fern, bald nah laut werdend; ein anderer Theil ſchlich einzeln um die Wohnungen her, mit verhaltner Stimme Mädchennamen rufend, Leitern anlegend, Steinchen an Fenſterladen werfend. Ich ſtand auf und öffnete das Fenſter; balſamiſche Mailuft ſtrömte mir entgegen, die Sterne zwinkerten verliebt hernieder, ein Kätzchen duckte ſich um die eine Hausecke, um die andere bog ein ſchlanker Schatten mit einer langen Leiter und lehnte ſie an das Haus, drei oder vier Fenſter von mir. Rüſtig klomm er die Sproſſen entlang und rief halblaut den Namen der älteſten Baſe, worauf das Fenſter leiſe aufging und ein trauliches Geflüſter begann, von einem Geräuſche unterbrochen, welches von demjenigen feuriger Küſſe nicht im Mindeſten zu unterſcheiden war.

»Oho!« dachte ich, »das ſind feine Geſchichten!« und indem ich ſo dachte, ſah ich einen anderen Schatten aus dem Fenſter der mittleren Baſe, welche eine Treppe tiefer ſchlief, ſich auf den Aſt eines nahen Baumes ſchwingen und flink zur Erde gleiten; kaum war er aber fünfzig Schritte entfernt, ſo brach er, den fernen Nachtſchwärmern antwortend, in ein mörderliches Jauchzen aus, welches weithin widerhallte.

Mit ſehr gemiſchten Empfindungen machte ich vorſichtig das Fenſter zu und ſuchte in meinem boshaften Leinwandlabyrinth Mädchen, Liebe, Mainacht und Verdruß zu vergeſſen.

Noch gemiſchtere Gefühle jedoch kehrten zurück, als ich am Morgen meine gemachten Erfahrungen bedachte. Zuerſt machte ſich eine Art von Zorn geltend gegen meine Baſen und ihre Liebhaber, oder vielmehr eine gewiſſe Unbehaglichkeit, mir bekannte und nahſtehende Mädchen in einem engen Verhältniß zu fremden Perſonen zu ſehen. Es machte mir den Eindruck, wie wenn in einem heimlichen verſchloſſenen Garten allerlei Freimaurerei getrieben würde und ich als ein Verhöhnter vor dem Thore ſtände. Dann ſtellte ſich aber ſogleich das Bewußtſein heraus, mich im Beſitze eines Geheimniſſes zu finden, welches die Mädchen ſtark berührte und mit dieſem Bewußtſein noch ſchneller eine vorläufige Berathſchlagung, in welcher Weiſe das Geheimniß am vortheilhafteſten für meine Stellung zu dem ſchönen Geſchlechte zu verwenden ſei? Hier muß ich zu meiner Schande aufrichtig geſtehen, daß ich ſehr unbefangen die Wahl zwiſchen Verſchwiegenheit und Verrath ganz in der Ordnung fand, ja nicht einmal darüber dachte und allein meinen Nutzen in's Auge faßte. Es fragte ſich, ob ich mich durch offene Mittheilung mit einem Schlage in das erzwungene Vertrauen der Mädchen ſetzen oder durch ein ſchonendes allmäliges Merkenlaſſen ihre Gunſt beſſer erwerben könne; denn wenn auch das, was ich wußte, nicht für ſie gefährlich oder ſchädlich war und man ohnehin von jeder herangewachſenen Schönen beſtimmt vorausſetzen konnte, daß ſie mit ihrem Erwählten in der Sitte keine Ausnahme machen werde, wo dann der Grad der Hingabe immer noch von dem perſönlichen Charakter abhing, wie andere Dinge mehr im Leben: ſo war doch das Bekanntwerden des einzelnen Falles verpönt und vielmehr das Geſetz beliebt: du ſollſt dich nicht erwiſchen laſſen! wie bei anderen Dingen mehr, und ich entſchloß mich, gelegentlich und mit guter Manier die eine und andere meiner Baſen in meine Mitwiſſenſchaft blicken zu laſſen und durch ein vertrautes Verhältniß meine Ungeſchicklichkeit aufzuwiegen, zumal ich nun ſchon merkte, daß ich dem gewohnten Krieg und Verkehr nicht gewachſen war. Ich dachte mir nun nicht anders, als die Liebe wäre das Geheimniß eines gemeinſchaftlichen Ordens, in welchem voraus alle Frauen und Mädchen inbegriffen, der aber jedem Neuling, welcher ſich ungeſchickt anſtelle, den Eintritt erſchwere, und doch glaubte ich ſeiner ſchon vollkommen würdig und fähig zu ſein.

Indeſſen beſchloß ich, als es darauf ankam, in die große Wohnſtube zu gehen und mein nächſtes Benehmen zu bedenken, welches mir keineswegs klar war, vorderhand gänzliche Verſchwiegenheit zu üben, und dieſer Entſchluß kam mir ſo edel und großmüthig vor, daß ich, ganz aufgebläht davon, wähnte, die Mädchen müßten mir meine Großmuth auf der Stelle anſehen, als ich in die Stube trat. Ich erregte jedoch nicht die mindeſte Aufmerkſamkeit; wohl aber ſah ich an einem der Fenſter eine ſchlank aufgewachſene jungfräuliche Geſtalt ſtehen, umgeben von meinen drei Baſen. An ihren eigenthümlichen Zügen und der veränderten und doch gleich lieblich gebliebenen Stimme erkannte ich ſogleich Anna; ſie ſah fein und nobel aus und ich blieb ganz rathlos und verblüfft ſtehen. Fein und beſcheiden ſchaute ſie in die Landſchaft hinaus und die Baſen ſprachen gedämpft, zierlich und vertraulich mit ihr, wie es die Weiber zu thun pflegen, wenn ſie einen Beſuch haben, der ihrer Geſellſchaft zum Schmucke gereicht. Es ging ſo freundlich andächtig zu, als ob die vier hübſchen Kinder geraden Weges aus einer Kloſterſchule kämen, und beſonders die Töchter des Hauſes ſchienen nicht die leiſeſte Erinnerung an den Ton des geſtrigen Abends zu hegen. Unbefangen grüßten ſie mich, als ich endlich bemerkt wurde und ſtellten mich der Anna vor. Wir ſahen auf den Boden und boten uns die Fingerſpitzen, die ſich kaum berührten, wobei ſie, wie ich glaube, einen kleinen höflichen Knix machte. Ich ſagte ganz verlegen: Sie ſind alſo wieder zurückgekehrt? worauf ſie erwiederte: Ja — mit dem Tone eines Glöckchens, welches nicht recht weiß, ob es anfangen ſoll, Mittag oder Veſper zu läuten. Hierauf ſah ich mich wieder aus dem Mädchenkreiſe herausverſetzt, ohne zu wiſſen auf welche Weiſe, und machte mir eifrig mit einer Katze zu ſchaffen, indeſſen ich Anna verſtohlen betrachtete. Sie war eine ganz andere Geſtalt geworden, ſchmal und hoch, von einem ſchwarzen Seidenkleide umwallt, ihr Goldhaar lag ſchlicht und vornehm gebunden und ließ eine ſorgfältige Toilette ahnen, während früher manche Löckchen ſich auf eigne Hand gekräuſelt und zwiſchen den Flechten hervorgeguckt hatten. Die Geſichtszüge waren in ihrer Eigenthümlichkeit ganz gleich geblieben, nur hielten ſie ſich nun viel ruhiger, und die armen, ſchönen blauen Augen hatten ihre Freiheit verloren und lagen in den Banden vornehm bewußter Sitte.

Dies Alles unterſchied ich im Augenblick nicht genau, allein es machte zuſammen einen ſolchen Eindruck auf mich, daß ich erſchrak, als ich mich zum Frühſtück, welches inzwiſchen aufgetragen war, neben ſie ſetzen mußte; denn der Oheim hatte, da Anna aus Wälſchland kam, ſeine franzöſiſchen Künſte aus der eleganten Zeit des Pfarrhauſes wieder zuſammengeleſen und zu mir geſagt: Eh bien! monsieur le neveu! prenez place auprès de Mademoiselle votre cousine, s'il vous plait, hé, parbleu! est-ce que vous n'avez pas bien dormi? vous faites une triste figure, il me parait! und zu Anna, mit einem komiſchen Kratzfuße, indem er mit ſeinem Waldhörnchen ſalutirte: Veuillez accepter les services de ce pauvre jeune homme de la triste figure, Mademoiselle! souffrez, s'il vous plait, qu'il fasse vôtre galant, pour que notre illustre maison revisse les beaux jours d'autrefois! allons parler français toute la compagnie! Nun begann eine drollige Unterhaltung in franzöſiſchen Brocken, welche ſich auf die luſtigſte Weiſe kreuzten, indem Niemand ſich ſchämte, ſeine

Schwerfälligkeit und Unkunde zu verrathen und der Scherz als eine Art Huldigung der Anna Gelegenheit geben ſollte, ihre erworbene feine Bildung zu zeigen. Auch nahm ſie beſcheiden aber ſicher an dem ſeltſamen Geſpräche Theil und brachte ihre Reden mit artigem Accente vor, geziert mit den Wendungen wälſcher Converſation, als: En vérité! voilà qui est curieux! ah que c'est joliment dit! extrêmement, je vous dis! tenez! voyez! u. ſ. f., wozwiſchen der Oheim, ſeine Geiſtlichkeit vergeſſend, einige diables! einfügte. Mir waren dieſe Formen keineswegs geläufig und ich konnte meine Meinungen nur in ſtricter und nackter Uebertragung vorbringen, dazu nicht in dem lieblichſten Accente; daher ſagte ich nur dann und wann oui und non oder je ne sais pas! Die einzige Redensart, welche mir zu Gebote ſtand, war: Que voulez-vous, que je fasse! und ich brachte dieſe Blüthe mehrere Male an, ohne daß ſie gerade paßte. Als hierüber gelacht wurde, machte mich dies trübſelig und verſtimmt, denn mit jedem Augenblicke, ſeit ich an das ſeidene Kleid Anna's ſtreifte, wurde es mir bänger, daß ich als gänzlich werthlos und unbedeutend zum Vorſchein käme, während ich doch bisher überzeugt war, das Beſte und Höchſte ſchätzen und erſtreben zu wollen und gerade dadurch ſelber einen nicht unerheblichen Werth in mir zu tragen. In der Theorie hatte ich ſchon die Welt erobert und auch verdient und beſonders über Anna durchaus verfügt; da nun aber die Praxis begann, ſo beſchlich mich gleich im Anfange eine verzagte Demuth, welche ich ungefähr in folgende trotzige und gewaltige Rede zuſammenfaßte: Moi, j'aime assez la bonne et vénérable langue de mon pays, qui est heureusement la langue allemande, pour ne pas plaindre mon ignorance du français. Mais comme Mademoiselle ma cousine a le goût français et comme elle doit visiter l'église de notre village, c'est beaucoup à plaindre, qu'elle n'y trouvera point de ses orateurs vaudois, qui sont si élevés, élégants et savants. Aussi, que son déplaisir ne soit trop grand, je vous propose, Monsieur mon oncle, de remonter en chaire, nous ferons un petit mais élégant auditoire et vous nous ferez de beaux sermons français! Que voulez-vous que je fasse, fügte ich etwas verlegen hinzu, als ich dieſe Rede ſo haſtig und fließend als möglich gehalten hatte. Die Geſellſchaft war ſehr verwundert über dieſe langathmige Phraſe und betrachtete mich als einen unvermutheten Teufelskerl von Franzoſen, beſonders da ſie wegen der Schnelligkeit, mit der ich ſprach, nichts davon verſtanden hatten, außer dem Oheim, welcher vergnüglich lachte. Man ahnte freilich nicht, daß ich die Rede im Stillen förmlich ausgedacht und daß ich keineswegs mit dieſer Geläufigkeit fortzufahren im Stande wäre. Anna war die einzige Perſon, welche Alles verſtanden, und ſie ſagte kein Wort hierauf und ſchien innerlich beleidigt zu ſein, denn ſie ward roth und ſah verlegen vor ſich nieder. Sie verſtand nämlich, wie es ſich ſpäter zeigte, keinen Spaß in Bezug auf die waadtländiſchen Geiſtlichen, die ſie in dem Anflug kirchlichen Weſens, den das junge Ding nebſt dem Franzöſiſchen davon getragen, ſehr verehrte und deren Andenken für ſie eine ſchöne und bewußtvolle Erinnerung war. Da ich bemerkte, daß die verkehrte Art, meine innere Muthloſigkeit zu äußern, faſt einen üblen Eindruck gemacht, ſo flüchtete ich mich ſobald möglich vom Tiſche hinweg. Es läutete nun das letzte Zeichen zur Kirche und die ganze Familie rüſtete ſich zum Kirchgange. Anna zog ſeine glänzende Lederhandſchuhe an und die drei Mädchen des Hauſes, welche bisher, obgleich ſtädtiſch gekleidet, wie die Landmädchen ohne Handſchuhe zur Kirche gegangen, brachten nun ebenfalls deren geſtrickte aus Seide oder Baumwolle zum Vorſchein und putzten ſich damit aus. Anna zeigte, als man zum Gehen bereit war, ein geſammeltes und andächtiges Weſen, ſprach nicht mehr viel und ſah vor ſich nieder, und die übrigen Bäschen, welche von jeher lachend und fröhlich zur Kirche gegangen, gaben ſich nun auch ein feierliches Anſehen, daß ich ganz aus der Verfaſſung kam und nicht wußte, wie ich mich geberden ſollte. Ich ſtand aus Verlegenheit am Ofen, obſchon die junge Sommerſonne auf dem Garten ſich lagerte; man fragte mich, ob ich denn nicht mitginge? worauf ich, um endlich mir wieder etwas Geltung zu verſchaffen, mit Wichtigkeit ſprach: nein, ich hätte nicht Zeit, ich müßte ſchreiben!

Diesmal ging das ganze Haus zur Kirche, wohl Anna zu Ehren, und nur ich allein blieb zurück. Durch das Fenſter ſah ich dem anſehnlichen Zuge nach, welcher ſich durch die Wieſen unter den Bäumen hin bewegte und dann auf der Höhe des Kirchhofes zum Vorſchein kam, um endlich in der Kirchenthür zu verſchwinden. Dieſe wurde bald darauf geſchloſſen, das Geläute ſchwieg, der Geſang begann und hallte deutlich und ſchön herüber. Auch dieſer ſchwieg und nun verbreitete ſich ein Meer von Stille über das Dorf, welches einzig dann und wann durch einen kräftigeren Ruf des Predigers unterbrochen wurde. Das Laub und die Millionen Gräſer waren mäuschenſtill, trieben aber nichts deſto minder mit Hin- und Herwackeln allerlei lautloſen Unfug, wie muthwillige Kinder während einer feierlichen Verhandlung. Die abgebrochenen Töne der Predigt, welche durch einen offenen Fenſterflügel ſich in die Gegend verloren, klangen ſeltſam und manchmal wie hollaho! manchmal wie juchhe oder hopſa! bald in hohen Fiſteltönen, bald tief grollend, jetzt wie ein nächtlicher Feuerruf und dann wieder wie das Gelächter einer Lachtaube. Während der Pfarrer predigte und ich Anna in Gedanken aufmerkſam und ſtill daſitzen ſah, nahm ich Papier und Feder und ſchrieb meine Gefühle für ſie in feurigen Worten nieder. Ich erinnerte ſie an die zärtliche Begebenheit auf dem Grabe der Großmutter, nannte ſie mit ihrem Namen und brachte ſo häufig als möglich das Du an, welches ehedem zwiſchen uns gebräuchlich geweſen. Ich ward ganz beglückt über dieſem Schreiben, hielt manchmal inne und fuhr dann in um ſo ſchöneren Worten wieder fort. Das Beſte, was in meiner zufälligen und zerſtreuten Bildung angeſammelt lag, befreite ſich hier und vermiſchte ſich mit der Empfindung meiner augenblicklichen Lage. Ueberdies wob ſich eine ſchwermüthige Stimmung durch das Ganze, und als das Blatt vollgeſchrieben war, durchlas ich es mehrere Male, als ob ich damit jedes Wort der Anna in's Herz rufen könnte. Dann reizte es mich, das Blatt offen auf dem Tiſche liegen zu laſſen und in den

Garten zu geben, damit es der Himmel oder ſonſt wer durch das offene Fenſter leſen könne; aber nur die völlige Sicherheit, daß jetzt doch keine menſchliche Seele in der Nähe ſei, gab mir dieſe Verwegenheit, mit welcher ich zwiſchen den Beeten auf und nieder ſpazierte, nach dem Fenſter hinauf ſchauend, hinter welchem meine ſchöne Liebeserklärung lag. Ich glaubte etwas Rechtes gethan zu haben und fühlte mich zufrieden und befreit, verfügte mich aber bald wieder in die Stube, da ich dem Frieden doch nicht recht traute, und kam gerade dort an, als das Blatt, durch den Luftzug getragen, zum Fenſter hinausſäuſelte. Es ſetzte ſich auf einem Apfelbaume nieder; ich lief wieder in den Garten; dort ſah ich es ſich erheben und mit einem gewaltigen Schuſſe auf das Bienenhaus zufliegen, wo es hinter einem vollen ſummenden Bienenkorbe ſich feſt klemmte und verſchwand. Ich näherte mich dem Korbe, allein die Bienen waren, in Betracht der kurzen Sommerzeit, polizeilich von der Sonntagsfeier dispenſirt und in vollſter Bewegung und Thätigkeit begriffen; es ſummte und kreuzte ſich vor dem Hauſe, wie auf einem Jahrmarkte, daß an kein Durchkommen zu denken war." Unſchlüſſig und ängſtlich blieb ich ſtehen, doch ein empfindlicher Stich auf die Wange bedeutete mir, daß meine Liebeserklärung für einmal der bewaffneten Obhut dieſes Bienenſtaates anheimgegeben ſei. Für einige Monate lag ſie allerdings ſicher hinter dem Korbe; wenn aber der Honig ausgenommen wurde, ſo kam ſicher auch mein Blatt zu Tage, und was dann? Indeſſen betrachtete ich dieſen Vorfall als eine höhere Fügung und war halb und halb froh, meine Erklärung aus dem Bereiche meines Willens einer allfälligen Entdeckung ausgeſetzt zu wiſſen, gleich einem verlornen Samenkorn des Aufblühens harrend. Meine geſtochene Wange reibend verließ ich endlich die Bienen, nicht ohne genau nachzuſehen, ob nirgends ein Zipfelchen des weißen Blattes hervorgucke. Der Geſang in der Kirche ertönte wieder, die Glocken läuteten und die Geſellſchaft kam in einzelnen Gruppen zerſtreut nach Hauſe. Ich ſtand wieder oben am Fenſter und ſah Anna's Geſtalt durch das Grüne allmälig herannahen. Ihren weißen Hut abnehmend, ſtand ſie vor dem Bienenhauſe einige Zeit ſtill und ſchien die fleißigen Thierchen mit Wohlgefallen zu betrachten; mit noch größerem Wohlgefallen betrachtete ich jedoch ſie, welche ſo ruhig vor meinem verborgenen Geheimniſſe ſtand, und ich bildete mir ein, daß die Ahnung deſſelben ſie an der blühenden und lieblichen Stelle feſthalte. Als ſie herauf kam, zeigte ſie jene zufriedene Fröhlichkeit Andächtiger, welche aus der Kirche kommen, und machte ſich nun ein wenig lauter und zugänglicher, als vorher. Beim Mittageſſen, wo ich wieder neben ihr zu ſitzen kam, begann jedoch meine herb annehmliche Schule wieder. An Sonn- und Feſttagen glich der Tiſch meines Oheims ganz ſeinem Hauſe und zeigte deſſen merkwürdige und maleriſche Zuſammenſetzung in allen Stücken. Drei Viertheile deſſelben, von der Jugend und den Dienſtleuten beſetzt, trugen große ländliche Schüſſeln mit den entſprechenden Speiſen: mächtige Stücke Rindfleiſch und gewaltige Schinken. Neuer Wein aus einem großen Kruge wurde in einfache grünliche Gläſer geſchenkt, Meſſer und Gabeln waren auf's Billigſte beſchaffen und die Löffel von Zinn. Nach der Spitze der Tafel zu, wo der Oheim und die allfälligen Gäſte ſaßen, veränderte ſich die Geſtalt dieſer Dinge. Dort waren die Ergebniſſe der Jagd oder des Fiſchfanges nebſt anderen guten Dingen in kleinen Portionen aufgeſtellt; denn da die Muhme dem Zubereiten und Eſſen ſolcher Sachen nicht grün war, ſo behandelte ſie dieſelben apothekerhaft und zimpferlich, gleich einem Grobſchmied, der eine Uhr zuſammenſetzen will. Auf einem bunten alten Porzellanteller lag hier ein gebratener Vogel, dort ein Fiſch, einige rothe Krebſe oder ein feines Salätchen. Alter ſtarker Wein ſtand in kleineren Flaſchen, uralte Ziergläſer der verſchiedenſten Form dabei; die Löffel waren von Silber und das übrige Beſteck beſtand aus den Trümmern früherer Herrlichkeit, hier ein Meſſer mit einem Elfenbeinhefte, dort eine komiſch gezackte Gabel mit Emailgriff. Aus dem Gewimmel dieſer Zierlichkeiten ragte das ungeheure Brot wie ein Berg empor, als ein mächtiger Ausläufer des unteren Speiſengebirges, deſſen Anwohner ſich an der Ausſchließlichkeit der oberen Feinſchmecker dadurch rächten, daß ſie eine ſcharfe Kritik über deren Geſchicklichkeit im Eſſen ausübten. Wer nicht raſch und reinlich einen Fiſch zu verzehren oder die Knöchelchen eines Vogels zu zerlegen wußte, hatte für den Spott nicht zu ſorgen. Da ich bei der Mutter an die einfachſte Lebensweiſe gewöhnt war, ſo war meine Gewandtheit in Fiſch- und Vogeleſſen nur gering und ich ſah mich daher am meiſten den Witzen der Tiſchgenoſſen ausgeſetzt. So hielt mir auch heute ein Knecht einen Schinken her und bat mich, ihm dieſen Taubenflügel zu zerlegen, da ich ſo geſchickt hierin ſei; ein Anderer hielt mich für vortrefflich geeignet, den Rückgrat einer Bratwurſt zu benagen. Dazu ſollte ich als angeblicher Galan meine Schöne bedienen, was mir durchaus unbequem war: denn außer daß es mir lächerlich vorkam, ihr ein Gericht vorzuhalten, das ihr vor der Naſe ſtand, und ich ihr lieber mit dem Herzen, als mit den Händen dienen wollte, wo es nicht nöthig war, reichte meine Kenntniß hiefür nicht aus, indem ich manchmal den Schwanz eines Fiſches präſentirte, wo der Kopf gut war, und umgekehrt. Ich ließ ſie auch bald unbedient ſitzen und freute mich unbeſchwert ihrer Nähe; aber der Oheim weckte mich aus dieſem Vergnügen, indem er mich aufforderte, Anna einen Hechtkopf auseinander zu legen und ihr die Symbole des Leidens Chriſti zu zeigen, welche darin enthalten ſein ſollten. Allein ich hatte dieſen Kopf unbeſehens gegeſſen, obſchon man früher davon geſprochen, und ſtellte mich nun zugleich als einen unwiſſenden Heiden dar: darüber ärgerlich, ergriff ich mit der Fauſt den mittlerweile entblößten Schinkenknochen, hielt ihn der Anna unter die Augen und ſagte, hier wäre noch ein heiliger Nagel vom Kreuze. Ich behielt nun freilich wieder Recht in den Augen der Spötter, doch Anna hatte gerade ſolche Grobheit nicht verdient, da ſie mich nicht verſpottet und ganz ſtill neben mir geſeſſen hatte. Sie wurde über und über roth, ich fühlte augenblicklich mein Unrecht und hätte aus Reue gern den Knochen verſchlungen. Verlegen legte ich ihn auf meinen Teller und fügte noch ein paar ſchlechte Witze hinzu. »Dieſe Reliquie,« ſagte ich, »würde allerdings ein artiger Sparren im Kopfe ſein! Indeſſen mag es manchen Heiligen geben, deſſen chriſtliche Ideen einem Schinkenknochen gleichen.“ Hierauf antwortete Niemand etwas außer meinem Oheim, welcher mich ernſtlich erſucht haben wollte, dergleichen Mittheilungen zu unterlaſſen. Das Rothwerden war nun an mir und ich ſagte nichts mehr während der übrigen Zeit, die man am Tiſche zubrachte. Ich zog mich zurück in bitterem Unmuthe und gedachte mich nicht mehr ſehen zu laſſen, bis meine Bäschen mich aufſuchten und mich aufforderten, mit ihnen und ihren Brüdern Anna nach Hauſe zu begleiten und den Schulmeiſter zu beſuchen. Da ich durch den ſeltenen Verweis des Vaters in eine beſchämende Lage gerathen, ſo fanden ſie es angemeſſen, mich durch dieſe Freundlichkeit daraus zu ziehen; denn ſie wußten wohl, daß ich ſonſt nach der Etikette jenes Alters nicht mitkommen konnte, wo das Schmollen eine Ehrenſache und an beſtimmte Geſetze gebunden iſt.

Wir zogen alſo aus und gingen dem Flüßchen nach durch den Wald. Ich blieb ſtill, und als wir durch die Enge des Weges getrennt hinter einander gehen mußten, marſchirte ich als der Letzte hinten drein, dicht nach Anna, aber immer in tiefem Schweigen. Meine Augen hingen mit Andacht und Liebe an ihrer Geſtalt, immer bereit, ſich abzuwenden, ſobald ſie zurückſchauen würde. Doch that ſie dies nicht ein einziges Mal: hingegen bildete ich mir mit innerlichem Vergnügen ein, daß ſie hie und da mit einer kaum ſichtbaren Abſicht, zu gefallen, ſich über ſchwierige Stellen hinbewegte. Ich machte ein paar Mal ſchüchterne Anſtalten, ihr behülflich zu ſein, allein immer kam ſie meinen Händen zuvor. Da ſtand an einer erhöhten Stelle des Weges die ſchöne Judith unter einer dunklen Tanne, deren Stamm wie eine Säule von grauem Marmor emporſtieg. Ich hatte ſie lange nicht mehr geſehen, ſie ſchien mit der Zeit noch immer ſchöner zu werden und hatte die Arme über einander geſchlagen, eine Roſenknoſpe im Munde, mit welcher ihre Lippen nachläſſig ſpielten. Sie grüßte Eines um das Andere, ohne ſich in ein Geſpräch einzulaſſen, und als ich ſchließlich auch an die Reihe kam, nickte ſie mir leicht zu mit einem etwas ſpöttiſchen Lächeln.

Der Schulmeiſter begrüßte uns mit Freuden und vor Allen ſeine Tochter, die er ſehnlich zurück erwartet. Denn ſie war nun die Erfüllung ſeines Ideales geworden, ſchön, fein, gebildet und von andächtigem, edlem Gemüthe, und mit dem beſcheidenen Rauſchen ihres Seidenkleides war, nicht in ſchlimmem Sinne, eine neue ſchöne Welt für ihn aufgegangen. Er hatte zu ſeinem bisherigen Vermögen noch eine gute Erbſchaft gemacht und benutzte dieſe, ohne Vornehmthuerei, ſich mit allerhand anſtändigen Annehmlichkeiten zu umgeben. Was ſeine Tochter nach den aus Wälſchland mitgebrachten Bedürfniſſen irgend wünſchen konnte, ſchaffte er augenblicklich an und unter dieſem Vorwande überdies eine Menge ſchöner Bücher für ſeine eigenen Wünſche. Auch hatte er ſeinen grauen Frack mit einem feinen ſchwarzen Leibrock vertauſcht, wenn er ausging, und im Hauſe trug er einen ehrbaren talarartigen Schlafrock, um mehr das Anſehen eines würdigen, halbgeiſtlichen Privatgelehrten zu gewinnen.

Was irgend mit einer Stickerei geziert werden konnte an ſeiner Perſon oder an ſeinem Geräthe, das zeigte dieſen Schmuck in allen Manieren und Farben, da ihm ſolcher ausnehmend gefiel und Anna reichlich dafür ſorgte. In dem kleinen Orgelſaale ſtand nun ein prächtiges Sopha mit bunt geſtickten Kiſſen und vor demſelben lag ein großblumiger Teppich von Anna's Hand. Dieſe reiche Farbenpracht an einer Stelle zuſammengehäuft, nahm ſich vortrefflich und eigenthümlich aus im Gegenſatze zu dem einfachen weiß getünchten Saale. Nur die Orgel bot noch einigen Schmuck in glänzenden Pfeifen und mit ihren bemalten Thürchen. Anna erſchien nun in einem weißen Kleide und ſetzte ſich an die Orgel. Sie hatte in der Penſion Klavier ſpielen müſſen, lehnte es aber ab, ein Klavier zu haben, als ihr Vater ſogleich ein ſolches anſchaffen wollte; denn ſie war zu klug und zu ſtolz, die gewöhnliche Klimperei fortzuſetzen. Dagegen wandte ſie das Erlernte dazu an, ſich für einfache Lieder auf der Orgel einzuüben, ſie begleitete alſo jetzt unſeren Geſang und der Schulmeiſter ſtand dafür ſingend in unſerm Kreiſe. Er ſah fortwährend ſeine Tochter an und ich ebenfalls, da wir ihr im Rücken ſtanden, ſie ſah wirklich aus wie eine heilige Cäcilie, während die Stellung ihrer weißen Finger auf den Taſten noch etwas Kindliches ausdrückte. Als wir des muſikaliſchen Vergnügens ſatt waren, gingen wir vor das Haus; dort war auch Vieles verändert. Auf dem Treppchen ſtanden Mandel- und Oleanderbäumchen, das Gärtchen war nicht mehr ein krauſes Roſen- und Gelbveigeleingärtchen, ſondern Anna's jetziger Erſcheinung mehr angemeſſen mit fremden Gewächſen und einem grünen Tiſche nebſt einigen Gartenſtühlen verſehen. Nachdem wir hier eine kleine Abendmahlzeit eingenommen, gingen wir an das Ufer, wo ein neuer Kahn lag; Anna hatte auf dem Genferſee fahren gelernt und der Schulmeiſter deswegen das Fahrzeug machen laſſen, das erſte, welches auf dem kleinen See ſeit Menſchengedenken zu ſehen war. Außer dem Schulmeiſter ſtiegen wir Alle hinein und fuhren auf das ruhige glänzende Waſſer hinaus; ich ruderte, da ich als Anwohner eines größeren

Sees auch meine Künſte zeigen wollte, und die Mädchen ſaßen dicht beiſammen, die Burſche aber hielten ſich unruhig und ſuchten Scherz und Händel. Endlich gelang es ihnen, das Gefecht wieder zu eröffnen, zumal ſich ihre Schweſtern aus der gemeſſenen Haltung heraus nach freier Bewegung ſehnten. Sie hatten ſich nun genug darin gefallen, mit Anna die Feinen und Geſtrengen zu machen, und wünſchten vorzüglich die Früchte des Spuckes, welchen ſie ſich mit meinem Bette erlaubt hatten, mit Glanz einzuärnten. Deshalb wurde ich bald der Gegenſtand des Geſpräches; Margot, die Aelteſte, berichtete Anna, daß ich mich als einen ſtrengen Feind der Mädchen dargeſtellt hätte und daß nicht zu hoffen wäre, daß ich jemals mich eines ſchmachtenden Herzens erbarmen würde: ſie warne daher Anna zum Voraus, ſich nicht etwa früher oder ſpäter in mich zu verlieben, da ich ſonſt ein artiger junger Menſch ſei. Darauf bemerkte Liſette, es wäre dem Schein nicht zu trauen; ſie glaube vielmehr, daß ich innerhalb lichterloh brenne vor Verliebtheit, in wen, wiſſe ſie freilich nicht; allein

ein ſicheres Zeichen davon wäre mein unruhiger Schlaf, man hätte am Morgen mein Bett im allerſonderbarſten Zuſtande gefunden, die Leintücher ganz verwickelt, ſo daß zu vermuthen, ich habe mich die ganze Nacht um mich ſelbſt gedreht wie eine Spindel. Scheinbar beſorgt fragte Margot, ob ich in der That nicht gut geſchlafen habe? Wenn dem ſo wäre, ſo wüßte ſie allerdings nicht, was ſie von mir halten müßte. Sie wolle inzwiſchen hoffen, daß ich nicht ein ſolcher Heuchler ſei und den Mädchenfeind mache, während ich vor Liebe nicht wüßte, wo hinaus! Ueberdies wäre ich doch noch zu jung für ſolche Gedanken. Liſette erwiederte, eben das ſei das Unglück, daß ein Grünſchnabel wie ich ſchon ſo heftig verliebt ſei, daß er nicht einmal mehr ſchlafen könne. Dieſe letzte Rede brachte mich endlich auf und ich rief: »Wenn ich nicht ſchlafen konnte, ſo geſchah das, weil ich durch Euere eigene Verliebtheit die ganze Nacht geſtört wurde, und ich habe wenigſtens nicht allein gewacht!« »O gewiß ſind wir auch verliebt, bis über die Ohren!« ſagten ſie etwas betroffen, faßten ſich aber ſogleich und die Aeltere fuhr fort: »Weißt Du was, Vetterchen, wir wollen gemeinſam zu Werke gehen; vertraue uns einmal Deine Leiden und zum Danke dafür ſollſt Du unſer Vertrauter werden und unſer Rettungsengel in unſeren Liebesnöthen!« »Es dünkt mich, Du haſt keinen Rettungsengel nothwendig,« antwortete ich, »denn an Deinem Fenſter ſteigen die Engel ſchon ganz luſtig die Leiter auf und nieder!« — »Hört, nun redet er irre, es muß ſchon arg mit ihm ſtehen!« rief Margot, roth werdend, und Liſette, welche noch bei Zeiten ſich verſchanzen wollte, ſetzte hinzu: »Ach, laßt den armen Jungen in Ruh, er iſt mir recht lieb und dauert mich!« »Schweig Du!« ſagte ich noch mehr erboſt, »Dir fallen die Liebhaber von den Bäumen in die Kammer!«

Die Burſche klopften in die Hände und riefen: Oho, ſteht es ſo? Der Maler hat gewiß etwas geſehen, freilich, freilich, freilich! Wir haben's ſchon lange gemerkt! und nun nannten ſie die begünſtigten Liebhaber der beiden Dämchen, welche uns den Rücken wandten mit den Worten: Larifari! ihr ſeid alle verlogene Schelme und der

Maler ein recht böſer Hauptlügner! Lachend und flüſternd unterhielten ſie ſich hierauf mit den anderen beiden Mädchen, die nicht recht wußten woran ſie waren, und Alle würdigten uns keines Blickes mehr. So hatte ich das Geheimniß, das ich am Morgen großmüthig zu verſchweigen gelobt, noch vor Untergang der Sonne ausgeplaudert. Dadurch war der Krieg zwiſchen mir und den Schönen erklärt und ich ſah mich plötzlich himmelweit von dem Ziele meiner Hoffnungen gerückt; denn ich dachte mir alle Mädchen als eng verbündet und gleichſam Eine Perſon, mit welcher man im Ganzen gut ſtehen müſſe, wenn man ein Theilchen gewinnen wolle.

Siebentes Kapitel.

Um dieſe Zeit wurde der zweite Lehrer des Dorfes verſetzt und an ſeine Stelle kam ein blutjunges Schulmeiſterlein von kaum ſiebzehn Jahren, welches bald ein Original in der Gegend wurde. Es war ein wunderhübſches Bürſchchen mit roſenrothen Wänglein, einem kleinen lieblichen Munde, mit einem kleinen Stumpfnäschen, blauen Augen und blonden gelockten Haaren. Er nannte ſich ſelbſt einen Philoſophen, weshalb ihm dieſer Name allgemein zu Theil wurde, denn ſein Weſen und Treiben war in allen Stücken abſonderlich. Mit einem vortrefflichen Gedächtniſſe begabt, hatte er die zu ſeinem Berufe gehörigen Kenntniſſe bald erworben und ſich im Seminare daher mit dem Studium von allen möglichen Philoſophien abgegeben, welche er der Reihe nach auswendig lernte; der Director dieſer Anſtalt war ein Mann, welcher ſeinen Zöglingen, obgleich ſie nur Volkslehrer werden ſollten, gern zum allgemeinſten Wiſſen verhalf, wenn ſie ſich durch Fleiß die nöthige Zeit dazu erwarben. Das hatte freilich zur Folge, daß Alle, welche wirklich ein höheres und gründliches Wiſſen erreichten oder für erreichbar hielten, ſobald als möglich der Volksſchule Valet ſagten und andere Bahnen verfolgten. Dies war indeſſen nur billig; wenn das Seminar dabei ſeinen unmittelbaren Zweck verfehlte, ſo vergab es doch ſeiner Würde nichts, indem es armen Bauersſöhnen die Welt aufthat. Auch behielten dieſe, wenn ſie anſehnliche Gelehrte oder Staatsbeamte wurden, doch immer eine beſondere Anhänglichkeit und Liebe für die Volksſchule, welcher ſie ſich anfänglich geweiht hatten, und was dieſer oft zu Schutz und Gedeihen gereichte.

Aber es gab auch eine andere Art Wißbegieriger, welche mehr vom äußeren Schein und Hochmuth getrieben, Vieles erſchnappten, ohne je den rechten Schlüſſel zum wiſſenſchaftlichen Leben zu finden, auch ſonſt behindert und ohne Talent, Schulmeiſter bleiben mußten und manchmal tüchtige Lehrer abgaben, wenn ſie Eitelkeit und Unzufriedenheit überwunden, manchmal aber auch unnütze Geſellen wurden, welche alle Liebe für ihren Beruf verloren, während ſie doch von Jedermann die unbedingteſte Hochachtung verlangten, ihre Zeit zwiſchen Dorfintriguen und Kartenſpiel theilten oder unausgeſetzt um alle Mädchen im Lande ſich bewarben, die einige tauſend Gulden zu erben hatten. Am liebſten heiratheten ſie endlich, nach vielen verfehlten Plänen, irgend eine verwittwete Schenkebeſitzerin, wo ſie alsdann als gelehrte Wirthe ſtattlich figurirten, froh, dem Schulſtaube entronnen zu ſein.

Zu allen Dieſen gehörte jedoch der Philoſoph nicht. Er behauptete, der beſte Volksſchulmeiſter wäre nur derjenige, welcher auf dem höchſten und klarſten Gipfel menſchlichen Wiſſens ſtände, mit dem umfaſſenden Blicke über alle Dinge, das Bewußtſein bereichert mit allen Ideen der Welt, zugleich aber in Demuth und Einfalt, in ewiger Kindlichkeit wandelnd unter den Kleinen, wo möglichſt mit den Kleinſten. Demgemäß lebte er wirklich, aber dies Leben war ſeiner großen Jugend wegen eine allerliebſte Traveſtie in Miniatur. Gleich einem Staare wußte er alle Syſteme von Thales bis auf heute herzuſagen, allein er verſtand ſie immer im wörtlichſten und ſinnlichſten Sinn, wobei beſonders ſeine Auffaſſung der Gleichniſſe und Bilder einen komiſchen Unfug hervorbrachte. Wenn er von Spinoza ſprach, ſo war ihm nicht etwa die Idee aller möglichen Stühle der Welt, als ein Stück zweckmäßig gebrauchter Materie, der Modus, ſondern der einzelne Stuhl, der gerade vor ihm ſtand, war ihm der fertige und vollſtändige Modus, in welchem die göttliche Subſtanz in wirklichſter Gegenwart ſteckte, und der Stuhl wurde dadurch geheiligt. Bei Leibnitz fiel ihm nicht etwa die Welt in einem gräulichen Monadenſtaub auseinander, ſondern die Kaffeekanne auf dem Tiſch, mit welcher er gerade exemplirte, drohte auseinander zu gehen und der Kaffee, welcher im Gleichniß nicht mitbegriffen, auf den Tiſch zu fließen, ſo daß der Philoſoph ſich beeilen mußte, durch die präſtabilirte Harmonie die Kanne zuſammenzuhalten, wenn wir den erquickenden Trank genießen wollten. Bei Kant hörte man das göttliche Poſtulat ſo leibhaftig und zierlich erklingen, wie ein Poſthörnchen, aus der tiefen Ferne der innerſten Bruſt: bei Fichte verſchwand wieder alle Wirklichkeit gleich den Trauben in Auerbach's Keller, nur daß wir nicht einmal an unſere Naſen glauben durften, welche wir in den Händen hielten; wenn Feuerbach ſagte: Gott iſt nichts Anderes, als was der Menſch aus ſeinem eigenen Weſen und nach ſeinen Bedürfniſſen abgezogen und zu Gott gemacht hat, folglich iſt Niemand als der Menſch dieſer Gott ſelbſt, ſo verſetzte ſich der Philoſoph ſogleich in einen myſtiſchen Nimbus und betrachtete ſich ſelbſt mit anbetender Verehrung, ſo daß bei ihm, indem er die religiöſe Bedeutung des Wortes immer beibehielt, zu einer komiſchen Blasphemie wurde, was im Buche die ſtrengſte Entſagung und Selbſtbeſchränkung war. Am drolligſten nahm er ſich jedoch aus in ſeiner Anwendung der alten Schulen, deren Lebensregeln er in ſeinem äußeren Behaben vereinigte. Als Cyniker ſchnitt er alle überflüſſigen Knöpfe von ſeinem

Rocke, warf die Schuhriemen weg und riß das Band von ſeinem Hute, trug einen derben Prügel in der Hand, welcher zu ſeinem zarten Geſichtchen ſeltſam contraſtirte, und legte ſein Bett auf den bloßen Boden; bald trug er ſein ſchönes Goldhaar in langen tauſendfach geringelten Locken, weil die Scheere überflüſſig ſei, bald ſchnitt er es ſo dicht am Kopfe weg, daß man mit dem feinſten Zängelchen kaum ein Härchen hätte faſſen können, indem er die Locken als ſchnöden Luxus erklärte, und er ſah dann mit ſeinem geſchorenen Roſenköpfchen noch viel luſtiger aus. Im Eſſen war er hinwieder Epikuräer und die gewöhnliche Dorfkoſt verſchmähend, ſchmorte er ſich ein ſaures Eichhörnchen, briet ein Fiſchchen oder eine Wachtel, die er gefangen hatte, und aß ausgeſuchte kleine Böhnchen, junge Kräutchen u. dgl., wozu er ein halbes Gläschen alten Wein trank. Als Stoiker hingegen richtete er allerhand ſpaßhafte Händel an und brachte die Leute in Harniſch, um in dem entſtandenen Lärm dann einen kalten Gleichmuth zu behaupten und ſich Nichts anfechten zu laſſen; insbeſondere aber erklärte er ſich als einen Verächter der Frauen und führte einen beſtändigen Krieg mit ihnen, welche mit ihren ſinnlichen Reizen und ihrem eitlen Weſen die Männer ihrer Tugend und Ernſthaftigkeit berauben wollten. Als Cyniker verfolgte er die Frauen und Mädchen überall mit Natürlichkeiten, als Epikuräer mit erotiſchen Witzen, und als Stoiker ſagte er ihnen Grobheiten, war aber immer zu finden, wo drei bei einander ſtanden. Sie wehrten ſich mit geräuſchvollem Entſetzen gegen ihn, ſo daß überall, wo er erſchien, ein luſtiger Spectakel losging; nichts deſto minder ſah man ihn überall gern, die Männer achteten nicht auf ihn und die Kinder hingen mit großer Liebe an ihm; denn mit dieſen war er auf einmal wie ein Lamm und ſtand in dem reinſten und ſchönſten Verhältniſſe zu ihnen. Er hatte die Allerkleinſten zu beſorgen und er that dies ſo vortrefflich, daß man noch nie einen ſo wohlgearteten und ſittigen Schlag kleiner Jüngelchens und Dirnchens im Dorfe geſehen hatte. Deshalb überſah man ſeine übrigen Geſchichten, die er anrichtete, und die man ſeiner tollen Jugend zuſchrieb, und ſelbſt, daß er ſich für einen Atheiſten ausgab, konnte ihn der Gunſt des weiblichen Dorfes nicht berauben.

Er fand ſich auch im Hauſe meines Oheims ein, wo eine gute Anzahl Mädchen und junger Burſche, die durch vielfältigen Beſuch noch verſtärkt wurde, für ſeine Aufführungen empfänglich war. Ich geſellte mich dem Philoſophen bei, einestheils von ſeinem Philoſophiren angezogen, anderntheils von ſeinem Weiberkriege, da dieſer gerade mit meiner ſchiefen Lage zu den Mädchen zuſammentraf. Wir machten große Spaziergänge, auf welchen er mir die Syſteme der Reihe nach vortrug, wie er ſie im Kopfe hatte und wie ich ſie verſtehen konnte. Es kam mir Alles äußerſt wichtig und erbaulich vor und ich ehrte bald, gleich ihm, jede Lehre und jeden Denker, gleichviel, ob wir ſie billigten oder nicht. Ueber den chriſtlichen Glauben waren wir bald einig und machten in die Wette unſern Krieg gegen Pfaffen und Autoritätsleute jeder Art; als ich aber den lieben Gott und die Unſterblichkeit aufgeben ſollte und der Philoſoph dieſes mit höchſt unbefangenen Auseinanderſetzungen verlangte, da lachte ich eben ſo unbefangen, und es kam mir nicht einmal in den Sinn, die Sache ernſtlich zu unterſuchen. Ich ſagte, am Ende wäre die Hauptformel einer jeden Philoſophie, und ſei dieſe noch ſo logiſch, eine ebenſo große und gräuliche Myſtik, wie die Lehre von der Dreieinigkeit, und ich wollte von gar Nichts wiſſen, als von meiner perſönlichen angeborenen Ueberzeugung, ohne mir von irgend einem Sterblichen etwas dazwiſchen reden zu laſſen. Außerdem, daß ich nicht gewußt hätte, was ich anfangen ſollte ohne Gott und ich die Ahnung hatte, daß ich einer Vorſehung im Leben noch ſehr benöthigt ſein würde, band mich ein künſtleriſches Bewußtſein an dieſe Ueberzeugung. Ich fühlte, daß Alles, was Menſchen zu Wege bringen, ſeine Bedeutung nur dadurch hat, daß ſie es zu Wege bringen konnten, und daß es ein Werk der Vernunft und des freien Willens iſt; deshalb konnte mir die Natur, an die ich gewieſen war, auch nur einen Werth haben, wenn ich ſie als das Werk eines mir gleichfühlenden und vorausſehenden Geiſtes betrachten konnte. Ein ſonnedurchſchoſſener Buchengrund konnte nur dann ein Gegenſtand der Bewunderung ſein, wenn ich ihn mir durch ein ähnliches Gefühl der Freude und der Schönheit geſchaffen dachte. »Sehen Sie dieſe Blume,« ſagte ich zum Philoſophen, »es iſt gar nicht möglich, daß dieſe Symmetrie mit dieſen abgezählten Punkten und Zacken, dieſe weiß und rothen Streifchen, dies goldene Krönchen in der Mitte nicht vorher gedacht ſeien! Und wie ſchön und lieblich iſt ſie, ein Gedicht, ein Kunſtwerk, ein Witz, ein bunter und duftender Scherz! So was macht ſich nicht ſelbſt!« — »Auf jeden Fall iſt ſie ſchön,« ſagte der Philoſoph, »ſei ſie gemacht oder nicht gemacht! Fragen Sie einmal! Sie ſagt nichts, ſie hat auch nicht Zeit dazu, denn ſie muß blühen und kann ſich nicht um Ihre Zweifel kümmern! Denn das ſind alles Zweifel, was Sie vorbringen, Zweifel an Gott und ſchnöde Zweifel an der Natur, und es wird mir übel, wenn ich nur einen Zweifler höre, einen empfindſamen Zweifler! O weh!« Er hatte dieſen Trumpf beim Disputiren älterer Leute gehört und brachte denſelben wie ähnliche Gewandtheiten, die er ſich angeeignet, gegen mich vor, ſo daß ich zuletzt immer geſchlagen wurde; beſonders ſagte er zuletzt immer, ich verſtehe eben die Sache noch nicht und wüßte nicht richtig zu denken, was mich dann gewaltig erboſte, und wir geriethen manchmal in grimmigen Zank. Doch vereinigten wir uns immer wieder, wenn wir mit den Mädchen zuſammentrafen, wo wir einen gemeinſamen Kampf zu beſtehen hatten, von allen Seiten angegriffen. Wir ſchlugèn unſere Feinde eine Zeit lang mit unſeren Sarkasmen ſiegreich zurück, wenn ſie aber nicht mehr weiter konnten und zu ſehr gereizt waren, ſo ging der Krieg in Thätlichkeiten über; eine einzelne begann damit, Einem von uns unverſehens ein Glas Waſſer über den Kopf zu gießen und alſobald war ein hitziges Jagen und Verfolgen durch Haus und Gärten im Gange. Andere Burſche machten ſich ſchnell herbei, denn fünf bis ſechs zornige Mädchen waren eine zu reizende Gelegenheit für ſie. Man warf ſich mit Früchten, ſchlug ſich mit ausgeriſſenen Neſſelſtauben, ſuchte ſich gegenſeitig in's Waſſer zu drängen, wobei man in's allerengſte Handgemenge kam, und ich war ſehr verwundert, die tollen Kinder ſo rührig und wehrbar zu finden. Wenn ich eine junge Wilde mit aller Kraft umfaßt hielt, um ſie zu bändigen, während ſie mich böslich zu ſchädigen ſuchte, ſo ſtritt ich ganz ehrlich und tapfer, ohne irgend einen Nebenvortheil zu ſuchen, und ich wußte gar nicht, daß ich ein Mädchen in den Arm preßte. Solche Gefechte geſchahen immer in Anna's Abweſenheit; einſt aber entzündete ſich der Streit in ihrer Gegenwart, ohne daß man es gewollt hatte, ſie ſuchte ſich ſchleunigſt zu ſalviren, ich aber, der eben hitzig einer Anderen nachſtellte, um ſie für eine meuchleriſche Bosheit zu beſtrafen, kriegte plötzlich Anna zu faſſen und ließ erſchrocken meine Hände ſinken.

So muthig ich an der Seite des Philoſophen war, um ſo kleinlauter war ich, wenn ich den Mädchen allein gegenüber ſtand, denn alsdann war keine Rettung, als Alles über ſich ergehen zu laſſen. Der Philoſoph fürchtete ſich vor dieſer Feuertaufe nicht und tummelte ſich manchmal furchtlos in einer Hölle von zwölf jungen und alten Weibern umher, und er triumphirte um ſo lauter, je übler er von ihren Zungen und Händen zugerichtet wurde, wenn er ihnen weiberſchmähende Ausſprüche aus der Bibel und weltliche Argumente an den Kopf warf. Ich hingegen räumte das Feld, wenn mir die Sache zu arg wurde, oder ich ſtellte mich, als ob ich nicht ungeneigt wäre, mich belehren und bekehren zu laſſen. Wenn ich vollends mit einem der Mädchen ganz allein war, ſo wurde ſtets ein Waffenſtillſtand geſchloſſen und ich war immer halb bereit, unſere Sache zu verrathen und mich unter den Schutz des Feindes zu ſtellen. Jedoch muß ich dieſe Neigung ſchlecht zu äußeren gewußt haben, denn niemals ſchien man ſie zu bemerken und ich mußte zufrieden ſein, ſonſt ein vernünftiges Wort zu wechſeln. Ich wünſchte durch dieſen gemäßigten und freundlichen Verkehr allmälig dahin zu gelangen, auch mit Anna wieder im Einzelnen und allein zu ſprechen, und glaubte dies thörichter Weiſe immer am beſten auf weitläufigem Wege zu bewerkſtelligen, indem ich mich an die Anderen hielt, ſtatt Anna einfach einmal bei der Hand zu nehmen und anzureden. Allein dies Letztere ſchien mir eben noch himmelweit zu liegen und eine reine Unmöglichkeit; lieber hätte ich einen Drachen geküßt, als ſo leichtſinnig die Schranke gebrochen, obgleich es vielleicht nur an dieſem Drachenkuß, an dieſem erſten Worte hing, die ſchöne Jungfrau Vertraulichkeit aus der Verzauberung wieder zu gewinnen. Allein wer konnte wiſſen! Ein Sperling in der Hand iſt beſſer, als ein Adler auf dem Dache! Lieber noch dies ſtumme Nahſein ſicher behalten, als durch die beleidigte Ehre genöthigt zu ſein, auf immer zu ſcheiden! Dadurch ward ich immer mehr und mehr verhärtet, und zuletzt ward es mir unmöglich, das gleichgültigſte Wort an Anna zu richten; ſo kam es, als ſie auch nichts zu mir ſagte, daß nach einer ſehr ſtillſchweigenden Uebereinkunft wir für einander gar nicht da waren, ohne uns deswegen zu meiden. Sie kam eben ſo oft zu uns herüber, wenn ich da war, wie ſonſt, und ich beſuchte den Schulmeiſter nach wie vor, wo ſie ſich dann zufrieden herumzubewegen ſchien, ohne ſich um mich zu bekümmern. Indeſſen kam es mir wunderlich vor, daß kein Menſch unſere ſeltſame Haltung zu bemerken ſchien, obgleich es doch gewiß auffallen mußte, daß wir auch gar nie etwas zu einander ſagten. Die älteſte Baſe, Margot, hatte ſich dieſen Sommer mit dem jungen Müller verlobt, welcher ein ſtattlicher Reitersmann war, die mittlere duldete offen die Bewerbungen eines reichen Bauernſohnes, und die jüngſte, ein Ding von 16 Jahren, welches ſich im Kriege immer am wildeſten und feindſeligſten geberdet, war unmittelbar oder faſt während eines der hitzigſten Gefechte überraſcht worden, wie ſie in einer Laube ſich ſchnell von dem Philoſophen küſſen ließ; die Wolken der Zwietracht hatten ſich daher verzogen, der allgemeine Friede war hergeſtellt, nur zwiſchen mir und Anna, welche nie im Kriege gelegen mit einander, war auch kein Friede oder vielmehr ein ſehr ſtiller, denn unſer Verhältniß blieb ſich immer gleich. Anna hatte die erſte äußere Garnitur aus dem Welſchland ſchon abgelegt und war wieder friſcher und freier geworden; allein ſie blieb doch ein feines und ſprödes Kind, das überhaupt nicht viel ſprach, leicht beleidigt und gereizt wurde, was ein ſchnelles Erröthen immer anzeigte, und beſonders ſtellte ſich ein leichter Stolz heraus, der ſich mit etwas Eigenſinn verband. Dieſem Charakter zufolge war ſie unerbittlich und hätte eher den Tod genommen, als daß ſie ſich durch das geringſte Entgegenkommen etwas vergeben hätte. Deſto verliebter aber wurde ich mit jedem Tage, ſo daß ich mich fortwährend mit ihr beſchäftigte, wenn ich allein war, mich höchſt unglücklich fühlte und ſehnſüchtig träumend die Wälder und Höhen durchſtreifte; denn da ich nunmehr wieder der Einzige war, welcher ſeine Liebe verbergen mußte, wie ich wenigſtens glaubte, ſo ging ich auch vorzugsweiſe wieder allein und auf mich ſelbſt angewieſen. Ich brachte die Tage im tiefen Walde zu, mit meinem Handwerkszeuge verſehen; allein ich zeichnete nur wenig nach der Natur, ſondern wenn ich eine recht geheime Stelle gefunden, wo ich ſicher war, daß Niemand mich überraſchte, zog ich ein großes ſchönes Stück Pergament hervor, auf welchem ich Anna's Bildniß aus dem

Gedächtniß in Waſſerfarben malte. Dies war für mich das allergrößte Glück, wenn ich mich an einem klaren Spiegelwäſſerchen unter dichtem Blätterdache ſo wohnlich eingerichtet hatte, das Bild auf den Knieen. Ich konnte nicht zeichnen, daher fiel das Ganze etwas byzantiniſch aus, was ihm bei der Fertigkeit und dem Glanz der Farben ein eigenes Anſehen gab. Jeden Tag betrachtete ich Anna verſtohlen oder offen und verbeſſerte danach das Bild, bis es zuletzt ganz ähnlich wurde. Es war in ganzer Figur und ſtand in einem reichen Blumenbeete, deſſen hohe Blüthen und Kronen mit Anna's Haupt in den tiefblauen Himmel ragten; der obere Theil der Zeichnung war bogenförmig abgerundet und mit Rankenwerk eingefaßt, in welchem glänzende Vögel und Schmetterlinge ſaßen, deren Farben ich noch mit Goldlichtern erhöhte. Alles dies, ſowie Anna's Gewand, welches ich phantaſievoll bereicherte, war mir die angenehmſte Arbeit während vieler Tage, die ich im Walde zubrachte, und ich unterbrach dieſe Arbeit nur, um auf meiner Flöte zu ſpielen, welche ich beſtändig bei mir führte. Auch des Abends nach Sonnenuntergang ging ich oft mit der Flöte noch aus, ſtrich hoch über den Berg, bis wo der See in der Tiefe und des Schulmeiſters Haus daran lag und ließ dann meine ſelbſterfundenen Weiſen oder auch ein ſchönes Liebeslied durch Nacht und Mondſchein ertönen. Hierauf ſchien kein Menſch zu achten oder ſich wenigſtens ſo zu ſtellen; denn ich hätte ſogleich aufgehört, wenn irgend Jemand ſich darum bekümmert hätte, und doch ſuchte ich gerade dies und blies meine Flöte wie Einer, der gehört ſein will. So gingen die Sommermonate vorüber; ich verbarg das Bild ſorgfältig und gedachte es noch lange zu verbergen, indem es von Jedermann als ein ziemlich deutliches Geſtändniß der Liebe angeſehen werden mußte. An einem ſonnigen Septembernachmittage, als der herbſtliche Schein mild auf dem Garten lag und das Gemüth zur Freundlichkeit ſtimmte, wollte ich eben ausgehen, als ein ganz kleines Knäbchen mir die Botſchaft brachte, ich möchte in die größere Gartenlaube kommen. Ich wußte, daß ſämmtliche Mädchen dort mit Margot's Ausſteuer beſchäftigt waren und daß Anna ihnen half; das Herz klopfte mir daher ſogleich, weil ich irgend etwas Angenehmes ahnte, doch ging ich erſt nach einer kleinen Weile mit gleichgültiger Miene hin. Die Mädchen ſaßen in einem Halbkreiſe um das weiße Leinenzeug herum, unter dem grünen Rebendache, und ſie ſahen alle ſchön und blühend aus. Als ich eintrat und fragte, was ſie begehrten, lächelten und kicherten ſie eine Zeitlang verlegen, daß ich trotzig ſchon wieder umkehren und weggehen wollte. Jedoch Margot ergriff das Wort und rief: So bleib doch hier, wir werden dich nicht freſſen! und nachdem ſie ſich geräuſpert, fuhr ſie fort: Es ſind mannigfaltige Klagen über dich angeſammelt und wir haben daher uns als eine Art Gerichtshof hierher geſetzt, um dich zu richten und in's Verhör zu nehmen, lieber Vetter! und wir fordern dich hiermit auf, uns auf alle Fragen treu, wahr und beſcheiden zu antworten! Erſtlich wünſchen wir zu wiſſen — je, was wollten wir denn zuerſt fragen, Caton? Ob er gern Aprikoſen eſſe, erwiederte dieſe und Liſette rief: Nein, wie alt er ſei, müſſen wir zuerſt fragen, und wie er heiße! Bitte, macht euch nicht gar zu unnütz, ſagte ich, und rückt heraus mit eurem Anliegen! Doch Margot ſagte: Kurz und gut, du ſollſt einmal ſagen, was du gegen die Anna haſt, daß du dich ſo gegen ſie benimmſt? Wie ſo? antwortete ich verlegen, und Anna wurde ganz roth und ſah auf ihre Leinwand; Margot fuhr fort: Wie ſo? das möchte ich auch noch fragen! Mit Einem Wort, was haſt du für einen Grund, ſeit deiner Ankunft bei uns kein Sterbenswörtchen zu Anna zu ſagen und zu thun, als ob ſie gar nicht in der Welt wäre? Dies iſt nicht nur eine Beleidigung für ſie, ſondern für uns Alle, und ſchon des öffentlichen Anſtandes wegen muß es gehoben werden auf irgend eine Weiſe; wenn Anna dich beleidigt hat, ohne es zu wiſſen, ſo erkläre es, damit ſie dir demüthige Abbitte thun kann. Uebrigens brauchſt du hierauf nicht ſtolz zu ſein oder zu glauben, es ſei auf deine koſtbare Gunſt abgeſehen! Einzig und allein muß durch gegenwärtige Verhandlung die Schicklichkeit und das gute Recht gewahrt werden! Ich erwiederte, daß ich die Gründe für mein Benehmen gegen Anna angeben könne, ſobald ſie mir diejenigen für ihr eigenes Verhalten mittheilen wolle, indem ich mich ebenſowenig eines an mich gerichteten Wortes rühmen könne. Auf dieſe Rede ward mir vorgehalten: ein Frauenzimmer könne immer noch thun, was ſie wolle; jedenfalls müßte ich den Anfang machen, worauf dann Anna ſich verpflichten würde, in einem geſellſchaftlich freundlichen und zuvorkommenden Verkehr mit mir zu leben, wie mit Anderen.

Dies ließ ſich hören und ſchien mir ganz in dem Sinne geſagt zu ſein, in welchem ich die Frauen als eine verſchworene Einheit betrachtet hatte; es klang mir wie ein angenehmer Beweis davon, daß es gut ſei, wenn ſie eine Sache wohlwollend an die Hand nähmen. Ihre hochtrabenden Worte beirrten mich nicht und ich bildete mir gleich ein, daß man mich ſehr nöthig habe. Lächelnd erwiederte ich, daß ich mich einem vernünftigen Wort gern füge und daß ich nichts Beſſeres verlange, als mit aller Welt in Frieden zu leben. Nun ſtand ich aber wieder da, ohne Anna weiter anzuſehen, welche emſig nähte. Liſette ergriff nun das Wort und ſagte: Um einen Anfang zu machen, gieb nun der Anna die Hand und verſprich ihr mit deutlichen Worten, jedesmal, wo du mit ihr zuſammentriffſt, ſie mit ihrem Namen zu grüßen und ſie zu fragen, wie es ihr geht; hierbei ſoll feſtgeſetzt ſein, daß jedesmal, wo du ſie zuerſt an dem Tage ſiehſt, die Hand gereicht werde, wie es unter Chriſten gebräuchlich iſt! Ich näherte mich Anna, hielt meine Hand hin und ſprach eine verworrene kleine Rede; ohne aufzuſehen, gab ſie mir die Hand, wobei ſie die Naſe ein bischen rümpfte und ein wenig lächelte. Als ich hierauf mich aus der Laube entfernen wollte, begann Margot wieder: Geduld, Herr Vetter! Es kommt nun der zweite Punkt, welcher zu erledigen iſt. Sie ſchlug die Tücher, welche den Tiſch bedeckten, auseinander und enthüllte mein Bild Anna's. Wir wollen, fuhr ſie fort, nicht lange erörtern, wie wir zu dieſem geheimnißvollen Werke gelangt, genug, es iſt entdeckt und wir wünſchen nun zu wiſſen, mit welchem Recht und zu welchem Zweck harmloſe Mädchen ohne ihr Wiſſen abconterfeit werden?

Anna hatte einen flüchtigen Blick auf das bunte Pergament geworfen und ſaß ebenſo verlegen und unruhig da, als ich beſchämt und trotzig war. Ich erklärte, daß das Blatt mein Eigenthum und ich keiner ſterblichen Seele eine Verantwortung darüber ſchuldig wäre, gleichviel ob es an's Tageslicht getreten oder noch im Verborgenen liege, wo ich künftig meine Sachen zu laſſen bitte. Damit wollte ich meine Zeichnung ergreifen; allein die Mädchen deckten ſie ſchleunig mit Leinwand zu und thürmten die ganze Ausſteuer darauf. Es könne ihnen nicht gleichgültig ſein, ſagten ſie, ob ihre Bildniſſe heimlich und zu unbekanntem Zwecke angefertigt würden. Ich müßte alſo beſtimmt erklären, für wen ich beſagtes Werk angefertigt habe oder was ich damit zu machen gedenke; denn daß ich es für mich behalten wolle, ſei nach meinem bisherigen Verhalten nicht wohl anzunehmen, auch wäre dies nicht zu geſtatten. Die Sache iſt ſehr einfach, erwiederte ich endlich, ich habe dem Schulmeiſter, Anna's Vater, eine kleine Freude zu ſeinem Namenstage machen wollen und gedachte dies am beſten durch ein Portrait ſeiner Jungfer Tochter zu erreichen; habe ich damit Unrecht gethan, ſo thut es mir leid, ich werde es nicht wieder thun! Ich kann vielleicht durch eine Abbildung ſeines Hauſes und Gartens am See dem Herrn Vetter den gleichen Dienſt leiſten, mir verſchlägt es nichts!

Durch dieſe Ausflucht beraubte ich mich zwar ſelbſt des Bildes, das mir auch der Mühe und Arbeit wegen lieb geworden war, zugleich aber ſchnitt ich der unbequemen Verhandlung den Faden ab, indem die Mädchen hiegegen nichts mehr einzuwenden wußten und meine aufmerkſame Geſinnung für den Schulmeiſter noch zu loben veranlaßt wurden. Doch beſchloſſen ſie, das Pergament aufzubewahren bis zum beſtimmten Tage, wo wir es ſämmtlich dem Schulmeiſter feierlich überbringen würden. So kam ich um meinen Schatz, verhehlte aber meinen Verdruß, indeſſen die kleine Caton, noch nicht zufrieden, wieder anfing: »Ihm verſchlägt es nichts!« ob er das

Haus zeichne oder Anna, ſagte er! Was ſoll das wohl heißen? Und Margot erwiederte: Das ſoll heißen, daß er ein hochmüthiger Geſell iſt, welchem ein Haus und ein ſchönes Mädchen gleich unbedeutend ſind! Hauptſächlich aber ſoll es heißen: Glaubt ja nicht etwa, daß ich das mindeſte beſondere Intereſſe an dieſem Geſichtchen hatte, als ich es malte! Dies iſt eine neue Beleidigung und der armen Anna gebührt eine glänzende Genugthuung! Margot zog nun ein zuſammengefaltetes Blatt aus dem Buſen, entfaltete es und beauftragte Liſette, es laut und feierlich vorzuleſen. Ich war ſehr begierig, was es ſein möchte, Anna wußte ebenfalls nicht, was das bedeute und ſah ein wenig auf: nach den erſten Worten aber erkannte ich, daß es meine Liebeserklärung aus dem Bienenhauſe war. Es wurde mir kalt und heiß während des Leſens, Anna kam, ſo viel ich in meiner Verwirrung bemerken konnte, erſt nach und nach auf die Spur, die übrigen Mädchen, welche Anfangs übermüthige und lachende Geſichter zeigten, wurden durch die Stille während des Leſens und durch die ehrliche

Schönheit und Kraft jener Worte betroffen und beſchämt und ſie errötheten der Reihe nach, wie wenn die Erklärung ſie ſelber betroffen hätte. Indeſſen gab mir die Angſt ſchon eine neue Liſt ein, die Angſt, welche ich vor dem Verklingen des letzten Wortes hatte. Als die Leſerin ſchwieg, ſelbſt in nicht geringer Verlegenheit, ſagte ich ſo trocken als möglich: Teufel! das kommt mir ganz bekannt vor, zeigt einmal her! — Richtig! das iſt ein altes Blatt Papier, von mir beſchrieben!

Nun? Weiter? ſagte Margot etwas verblüfft, denn ſie wußte nun ihrerſeits nicht, wo es hinaus ſollte. Wo habt ihr das gefunden? fuhr ich fort, das iſt ein Stück Ueberſetzung aus dem Franzöſiſchen, das ich ſchon vor zwei Jahren hier im Hauſe gemacht habe. Die ganze Geſchichte ſteht in dem alten vergoldeten Schäferroman, der im Dachſtübchen liegt bei den alten Degen und Folianten; ich habe damals ſtatt des Namens Melinde den Namen Anna hingeſetzt zum Spaße. Hole einmal das Buch herunter kleine Caton! ich will euch die Stelle franzöſiſch vorleſen.

Hol' einmal ſelbſt, kleiner Heinrich, wir ſind gerade gleich alt! verſetzte die Kleine und die Uebrigen machten ganz enttäuſchte Geſichter, da meine Erfindung zu natürlich und wahrhaft ausſah. Nur Anna mußte wiſſen, daß die Erklärung doch ausſchließlich an ſie gerichtet war, weil ſie allein an der Berufung auf das Grab der Großmutter erkennen konnte, daß Stoff und Datum neu waren. Sie rührte ſich nicht. So war nun der Inhalt des fliegenden Blattes doch noch an ſeine rechte Beſtimmung gelangt und ich konnte ſeine Wirkung ſich ſelbſt überlaſſen, ohne mit meiner Perſon unmittelbar dazu zu ſtehen und ohne daß die Mädchen einen Triumph davon hatten. Ich wurde ſo ſicher und kühn, daß ich das Papier nahm, zuſammenfaltete und es der Anna mit einer komiſchen Verbeugung und den Worten überreichte: Da man dieſer Stylübung einmal einen höheren Zweck zugeſchrieben hat, ſo geruhen ſie, verehrtes Fräulein! dem irrenden Blatte ein ſchützendes Obdach zu geben und daſſelbe als eine Erinnerung an dieſen denkwürdigen Nachmittag von mir anzunehmen! Sie ließ mich erſt eine Weile ſtehen und wollte das Papier nicht nehmen; erſt als ich eben links abſchwenken wollte, nahm ſie es raſch und warf es neben ſich auf den Tiſch.

Mein Witz war indeſſen zu Ende und ich ſuchte mit guter Manier aus der Laube zu kommen. Mit einer zweiten ſcherzhaften Verbeugung empfahl ich mich, ſämmtliche Mädchen ſtanden zierlich auf und entließen mich unter ſpöttiſch-höflichen Verneigungen. Der Spott kam von ihrem weiblichen Grolle, daß ſie mich nicht gedemüthigt und untergekriegt hatten, die Höflichkeit von der Achtung, welche ihnen mein Benehmen einflößte; denn während das Bild ſowohl wie das beſchriebene Blatt von dem Vorhandenſein einer beſtimmten Neigung zeugten, war ich doch nicht aufdringlich und ſchwächlich mit derſelben und hatte trotz der Oeffentlichkeit der Verhandlung das eigentliche zarte Geheimniß ſo zu ſchützen gewußt, daß unter dem Mantel des Scherzes nicht nur ich, ſondern auch Anna die volle Freiheit behalten hatte, anzuerkennen, was ihr beliebte.

Höchſt zufrieden zog ich mich in das Dachſtübchen zurück, wo ich meinen Sitz aufgeſchlagen hatte, und verträumte dort eine kleine Stunde in der größten Seligkeit. Anna kam mir ſo liebenswerth und köſtlich vor, wie noch niemals, und indem mein eigenſüchtiger Sinn ſie ſich nun unentrinnbar verfallen dachte, bedauerte ich ſie in ihrer Feinheit beinahe und fühlte eine Art zärtlichen Mitleidens mit ihr. Doch machte ich mich bald wieder auf die Beine und ſchlich, da die Septemberſonne ſich ſchon zu neigen begann, dem Garten zu, um dem Tage die Krone aufzuſetzen und zu ſehen, ob ich Anna nach Hauſe geleiten könnte, zum erſten Male wieder ſeit den ſchönen Kindertagen. Sie aber war ſchon fort und allein über den Berg gegangen, die Baſen räumten ihre Arbeit zuſammen und thaten ſehr gleichmüthig und ruhig, ich überblickte den leeren Tiſch, hütete mich aber wohl zu fragen, ob Anna das Papier wirklich mitgenommen habe, und ſchlenderte das Thal hinauf in den Schatten hinein, unmuthig wie Einer, welcher von einem fröhlichen Mittagsmahle kommt und nicht weiß, wie er den Abend zubringen ſoll: denn ich dachte nicht daran, daß Anna, wenn ſie mich liebte, nun ja auch allein über den Berg wanderte.

Die nächſten Tage kam ſie nicht zu uns und ich getraute mir auch nicht zum Schulmeiſter zu gehen; ſie hatte nun ein ſchriftliches Geſtändniß von mir in den Händen, weswegen mir nun unſer Beider Freiheit verloren und deshalb unſer Benehmen ſchwieriger ſchien, weil ich die Gewaltſamkeit einer ſolchen Erklärung wohl fühlte. Ich ſehnte mich auch nicht ſowohl nach einer Erwiederung von ihrer Seite, als nach einem ſchweigenden und ruhigen Einverſtändniß und nach ſicheren Zeichen, daß nicht etwa eine andere Neigung in ihrem Herzchen entſtanden ſei. Wie nun ein Tag nach dem anderen vorüberging, verſchwand meine vergnügte Sicherheit wieder, beſonders da ich gar keinerlei Erwähnung und Spuren von dem Vorgange in der Laube erfuhr, und ich war eben wieder auf dem Punkte, in meinem Herzen trotzig zu verſtocken, als der Namenstag des Schulmeiſters, welchen ich in der

Noth angerufen hatte, wirklich da war und die Bäschen erklärten, wir würden auf den Abend Alle hingehen, um ihn zu beglückwünſchen. Erſt jetzt bekam ich mein Bild wieder zu ſehen, welches ganz fein eingerahmt war. An einem verdorbenen Kupferſtiche hatten die Mädchen einen ſchmalen, in Holz auf das Zierlichſte geſchnittenen Rahmen gefunden, welcher wohl ſiebenzig Jahr alt ſein mochte und eine auf einen ſchmalen Stab gelegte Reihe von Müſchelchen vorſtellte, von denen eins das andere halb bedeckte. An der inneren Kante lief eine feine Kette mit viereckigen Gelenken herum, faſt ganz frei ſtehend, die äußere Kante war mit einer Perlenſchnur umzogen. Der Dorfglaſer, welcher allerlei Künſte trieb und beſonders in verjährten Lackirarbeiten auf altmodiſchem Schachtelwerk ſtark war, hatte den Muſcheln einen röthlichen Glanz gegeben, die Kette vergoldet und die Perlen verſilbert und ein neues klares Glas genommen, ſo daß ich höchſt erſtaunt war, meine Zeichnung in dieſem Aufputze wieder zu finden. Sie erregte die Bewunderung aller ländlichen Beſchauer und beſonders meine Blumen und Vögel, ſowie die Goldſpangen und Edelſteine, womit ich Anna geſchmückt, auch die fromme und ſorgfältige Ausarbeitung ihrer Haare und ihrer weißen Halskrauſe, die ſchönblauen Augen und die roſenrothen Wangen, der tiefrothe Mund, Alles entſprach dem phantaſiereichen Sinne der Leute, welche ihre Augen an den mannigfaltigen Gegenſtänden vergnügten. Das Geſicht war faſt gar nicht modellirt und ganz licht, und dies gefiel ihnen nur um ſo mehr, obgleich dieſer vermeintliche Vorzug in meinem Nichtkönnen ſeinen einzigen Grund hatte.

Ich mußte das allerherrlichſte Werk eigenhändig tragen, als wir fortgingen, und wenn die Sonne ſich in dem glänzenden Glaſe ſpiegelte, ſo erwies es ſich recht eigentlich, daß kein Fädelein ſo fein geſponnen, das nicht endlich an die Sonne käme. Auch machten die Mädchen reichliche Witze, wenn ſie ſich nach mir umſahen, der den Rahmen ſorgfältig in Acht nehmen mußte und daher ausſah, als ob ich ein Palladium im Schweiße meines Angeſichts über den

Berg trüge. Aber die Freude, welche der Schulmeiſter bezeugte, entſchädigte mich reichlich für Alles, ſowie über den Verluſt des Bildes, zumal ich mir vornahm, für mich ſelbſt noch ein viel ſchöneres zu entwerfen. Ich war der Held des Tages, als das Bild nach genugſamem Betrachten über dem Sopha im Orgelſaale aufgehängt wurde, wo es ſich wie das Bild einer märchenhaften Kirchenheiligen ausnahm. Doch dies Alles trug dazu bei, meine Annäherung zu Anna zu erſchweren; es war mir unmöglich, dieſe Gelegenheit zu benutzen und mit ihr ſchön zu thun, ich begriff ebenfalls, daß ſie jetzt eben ſich ſehr gemeſſen benehmen mußte, und ich erkannte, daß es eigentlich gar kein Spaß ſei, einem Mädchen ſeine Neigung ſo beſtimmt kund zu thun. Deſto beſſer ſtand ich mich mit dem Schulmeiſter, mit welchem ich vielfach disputirte. Sein Bildungskreis umfaßte hauptſächlich das chriſtlich moraliſche Gebiet in einem halb aufgeklärten und halb myſtiſch andächtigen Sinne, wo der Grundſatz der Duldung und Liebe, gegründet auf Selbſterkenntniß und auf das Studium des Weſens Gottes und der Natur, zu oberſt ſtand. Daher war er ſehr bewandert in den memoirenartigen Schriften geiſtreich andächtiger Leute aus verſchiedenen Nationen, und er beſaß und kannte ſeltene und berühmte Bücher dieſer Art, die ihm die Ueberlieferung gleicher Bedürfniſſe in die Hände gegeben hatte. Es war viel Schönes, Vornehmes und allgemein Wahres zu leſen in dieſen Büchern und ich hörte mit Beſcheidenheit und Wohlgefallen ſeinen Vorträgen zu, indem das Grübeln nach dem Wahren und Guten mich immer mehr anzog. Meine Einſprachen beſtanden darin, daß ich gegen das Chriſtliche proteſtirte, welches das alleinige Merkzeichen alles Guten ſein ſollte. Ich befand mich in dieſer Hinſicht in einem peinlichen Zerwürfniſſe. Während ich die Perſon Chriſti liebte, wenn ſie auch, wie ich glaubte, in der Vollendung, wie ſie daſteht, eine Sage ſein ſollte, und während ich vielfach das Wohlthuende ihrer Erinnerung empfand, war ich doch gegen Alles, was ſich Chriſtlich nannte, ganz feindlich geſinnt geworden, ohne recht zu wiſſen warum, und ich war ſogar froh, dieſen Haß zu empfinden; denn wo ſich Chriſtenthum geltend machte, war für mich reizloſe und graue Nüchternheit. Ich ging deswegen ſchon ſeit ein paar Jahren nicht mehr in die Kirche, als an hohen Feſttagen, und die chriſtliche Unterweiſung beſuchte ich ſehr ſelten, obgleich ich geſetzlich dazu verpflichtet war; im Sommer kam ich durch, weil ich größtentheils auf dem Lande lebte, im Winter ging ich zwei oder drei Mal und man ſchien dies nicht zu bemerken, wie man mir überhaupt keine Schwierigkeiten machte, aus dem einfachen Grunde, weil ich der grüne Heinrich hieß, d. h., weil ich meiner ganzen Vergangenheit nach eine abgeſonderte und abgeſchiedene Erſcheinung war; auch machte ich ein ſo finſteres Geſicht dazu, daß die Geiſtlichen mich gern gehen ließen. So genoß ich einer vollſtändigen Freiheit, und wie ich glaube nur dadurch, daß ich mir dieſelbe, trotz meiner Jugend, entſchloſſen angemaßt; denn ich verſtand durchaus keinen Spaß hierin. Jedoch ein oder zwei Mal im Jahre mußte ich genugſam für dieſelbe bezahlen, wenn nämlich an mich die Reihe kam, in der Kirche

»aufzuſagen«, d. h. in der öffentlichen Kinderlehre nach vorhergegangener Einübung einige auswendig gelernte Fragen zu beantworten und ſchließlich eine Liederſtrophe herzuſagen. Dies war vor vielen Jahren ſchon eine Pein für mich geweſen, nun aber geradezu unerträglich; und doch unterzog ich mich dem Gebrauche oder mußte es vielmehr, da, abgeſehen von dem Kummer, den ich meiner Mutter gemacht hätte, das endliche geſetzliche Loskommen daran geknüpft war. Auf die nächſte Weihnacht ſollte ich nun confirmirt werden, was mir ungeachtet der gänzlichen Freiheit, welche mir nachher winkte, große Sorgen verurſachte. Daher äußerte ich mein Antichriſtenthum jetzt gegen den Schulmeiſter mehr, als ich ſonſt gethan haben würde, obgleich es in ganz anderer Weiſe geſchah, als wenn ich mit dem Philoſophen zuſammen war; ich mußte nicht nur den Vater Anna's, ſondern überhaupt den bejahrten Mann ehren, und beſonders ſeine duldſame und liebevolle Weiſe ſchrieb mir von ſelber vor, mich in meinem Ausdrücken mit Maß und Beſcheidenheit zu benehmen und ſogar die Vorausſetzung, daß ich als ein junger Burſche noch was zu lernen möglich fände, nicht aufzugeben. Auch war der Schulmeiſter eher froh über meine abweichenden Meinungen, indem ſie ihm Veranlaſſung zu geiſtiger Bewegung gaben und er Urſache fand, mich förmlich lieb zu gewinnen, der Mühe wegen, die ich ihm machte. Er ſagte, es ſei ganz in der Ordnung, ich ſei wieder einmal ein Menſch, bei welchem das Chriſtenthum das Ergebniß des Lebens und nicht der Kirche ſein würde, und werde noch ein rechter Chriſt werden, wenn ich erſt etwas erfahren habe. Der Schulmeiſter ſtand ſich nicht gut mit der Kirche und behauptete, ihre gegenwärtigen Diener wären unwiſſende und rohe Menſchen. Ich habe ihn aber ein wenig im Verdacht, daß dies nur darin ſeinen Grund hatte, daß ſie Hebräiſch und Griechiſch verſtanden, was ihm verſchloſſen war. Ich lernte bei ihm viele Bücher kennen, die wieder eine ganz andere Welt enthielten, als diejenigen des Philoſophen, welcher ein mächtiges Zuckerfaß voll philoſophiſcher Bücher in's Dorf gebracht hatte.

Indeſſen war die Ernte längſt vorüber und ich mußte an die Rückkehr denken. Mein Oheim wollte mich diesmal nach der Stadt bringen und zugleich ſeine Töchter mitnehmen, von denen die zwei jüngeren noch gar nie dort gewesen. Er ließ eine alte Kutſche beſpannen, welche ſeit Menſchengedenken im Wirthshauſe ſtand, und ſo fuhren wir davon, die Töchter in ihrem beſten Staate, zum Erſtaunen aller Dorfſchaften, durch welche wir kamen. Der Oheim fuhr am gleichen Tage mit Margot zurück, Liſette und Caton blieben eine Woche bei uns, wo die Reihe an ihnen war, die Blöden und Schüchternen zu ſpielen, denn ich zeigte ihnen mit wichtiger Miene alle Herrlichkeiten der Stadt und that, als ob mir dies Alles gehörte. Nicht lange nachdem ſie fort waren, kam eines Morgens ein leichtes Fuhrwerk vor unſer Haus gerollt und heraus ſtiegen der Schulmeiſter und ſein Töchterchen, letzteres durch einen fliegenden grünen Schleier gegen die ſcharfe Herbſtluft geſchützt. Eine lieblichere Ueberraſchung hätte mir gar nicht widerfahren können, und meine Mutter hatte die größte Freude an dem guten Kinde. Der Schulmeiſter wollte ſich umſehen, ob für den Winter eine geeignete Wohnung zu finden wäre, indem er doch allmälig ſein Kind mit der Welt mehr in Berührung bringen mußte, um ihre Anlagen nach allen Seiten ſich entwickeln zu laſſen. Es ſagte ihm jedoch keine Gelegenheit zu und er behielt ſich vor, lieber im nächſten Jahre ein kleines Haus in der Nähe der Stadt zu kaufen und ganz überzuſiedeln. Dieſe Ausſicht erfüllte mich theils mit Freuden, theils aber hätte ich mir Anna doch lieber für immer als das Kleinod jener grünen entlegenen Thäler gedacht, die mir einmal ſo lieb geworden. Indeſſen hatte ich das heimliche Vergnügen, zu ſehen, wie meine Mutter Freundſchaft ſchloß mit Anna, und wie dieſe eben ſo tiefen Reſpect als herzliche Zuneigung zu jener bezeigte und zu meiner allergrößten Genugthuung gern zu zeigen ſchien. Wir wetteiferten nun förmlich, ich dem Schulmeiſter meine Achtung darzuthun und ſie meiner Mutter, und über dieſem angenehmen Streite fanden wir keine Zeit, mit einander ſelbſt zu verkehren, oder wir verkehrten vielmehr nur dadurch mit einander. So ſchieden ſie von uns, ohne daß ich mit ihr einen einzigen beſondern Blick gewechſelt hätte.

Nun rückte der Winter heran und mit ihm das Weihnachtsfeſt. Wöchentlich drei Mal früh um fünf Uhr mußte ich in das Haus des Pfarrhelfers gehen, wo in einer langen ſchmalen riemenförmigen Stube an vierzig junge Leute zur Confirmation vorbereitet wurden. Wir waren Jünglinge, wie man uns nun nannte, aus allen Ständen; am oberen Ende, wo einige trübe Kerzen brannten, die Vornehmen und Studirenden, dann kam der mittlere Bürgerſtand, unbefangen und muthwillig, und zuletzt, ganz in der Dunkelheit, arme Schuhmacherlehrlinge, Dienſtboten und Fabrikarbeiter, etwas roh und ſchüchtern, unter denen nur dann und wann eine plumpe Störung vorfiel, während weiter oben man ſich mit Geſchicklichkeit fortwährend unruhig verhielt. Dieſe Ausſcheidung war gerade nicht abſichtlich angeordnet, ſondern ſie hatte ſich von ſelbſt gemacht. Wir waren nämlich nach unſerem Verhalten und nach unſerer Ausdauer geordnet: da nun die Vor=

nehmſten von Haus aus zum äußeren Frieden mit der Kirche ſtreng erzogen wurden und die meiſte Sicherheit im Sprechen beſaßen und dies Verhältniß durch alle Grade heruntergieng, ſo war dem Scheine nach die Rangordnung ganz natürlich, beſonders da die Ausnahmen ſich dann von ſelbſt zu ihres Gleichen hielten und durchaus nicht ſich unter die anderen Stände miſchen wollten. Es geziemte ſich auch, daß diejenigen, welche vermöge ihrer Verhältniſſe darauf gewieſen waren, als Männer einſt in der Kirche eine Stütze für ihre politiſchen und ſocialen Grundſätze und einen Schutz für das »Eigenthum« zu finden, in dieſer geweihten Werkſtätte des Chriſtenthumes obenan ſaßen und ſich aufmerkſam verhielten, während dem gezeichneten Häuflein, welchem eingeprägt werden mußte, daß Chriſti Reich nicht von dieſer Welt ſei, zur heilſamen Uebung auch hier der unterſte Platz gebührte.

Schon das pünktliche Aufſtehen und Hingehen am kalten dunklen Wintermorgen, an regelmäßigen Tagen und das Hinſitzen an einen beſtimmten Platz war mir unerträglich, da ich ſeit der Schulzeit dergleichen nicht mehr geübt. Nicht daß ich gänzlich unfügſam war für irgend eine Disciplin, wenn ich einen nothwendigen und vernünftigen Zweck einſah; denn als ich zwei Jahre ſpäter meiner Militärpflicht genügen und als Recrut mich an beſtimmten Tagen auf die Minute am Sammelplatze einfinden mußte, um mich nach dem Willen eines verſoffenen Exercirmeiſters ſechs Stunden lang auf dem Abſatze herumzudrehen, da that ich dies mit dem größten Vergnügen und war ängſtlich beſtrebt, mir das Lob des alten Commißbruders zu erwerben. Allein hier galt es, ſich zur Vertheidigung des Vaterlandes und ſeiner Freiheit fähig zu machen; das Land war ſichtbar, ich ſtand darauf und nährte mich von ſeiner Frucht. — Dort aber mußte ich mich gewaltſam aus Schlaf und Traum reißen, um in der düſteren Stube zwiſchen langen Reihen einer Schaar anderer ſchlaftrunkener Jünglinge das allerfabelhafteſte Traumleben zu führen unter dem eintönigen Befehl eines weichlichen Schwarzrockes, mit dem ich ſonſt auf der Welt Nichts zu ſchaffen hatte.

Was unter fernen öſtlichen Palmen vor Jahrtauſenden theils ſich begeben, theils von heiligen Träumern geträumt und niedergeſchrieben worden war, ein Buch der Sage, zart und luftig und weiſe wie alle Sage, das wurde hier als das höchſte und ernſthafteſte Lebenserforderniß, als die erſte Bedingung, Bürger zu ſein, Wort für Wort durchſprochen und der Glaube daran auf das Genaueſte regulirt. Die wunderbarſten Ausgeburten menſchlicher Phantaſie, bald heiter und reizend, bald finſter, brennend und blutig, aber immer durch den Duft einer entlegenen Ferne gleichmäßig umſchleiert, mußten als das wirklichſte und feſteſte Fundament unſeres ganzen Daſeins angeſehen werden und wurden uns nun zum letzten Male und ohne allen Spaß beſtimmt erklärt und erläutert, zu dem Zwecke, im Sinne jener Phantaſieen ein wenig Wein und ein wenig Brot am richtigſten genießen zu können; und wenn dies nicht geſchah, wenn wir uns dieſer fremden wunderbaren Disciplin nicht mit oder ohne Ueberzeugung unterwarfen, ſo waren wir ungültig im Staate, und es durfte Keiner nur eine Frau nehmen. Von Jahrhundert zu Jahrhundert war dies ſo geübt und die verſchiedene Auslegung der poetiſchen Vorſtellung hatte ſchon ein Meer von Blut gekoſtet, der jetzige Umfang und Beſtand unſeres Staates war größtentheils eine Folge jener Kämpfe, ſo daß für uns die Welt des Traumes auf das Engſte mit der merklichſten und greifbarſten Wirklichkeit verbunden war. Was als geſchichtliches Document vergangener Geiſtesträume von der größten poetiſchen Meiſterſchaft und künſtleriſchen Vernunftmäßigkeit war, wenn man es unbefangen betrachten durfte, das wurde als aufgedrungene gegenwärtige Realität mit Einem Schlage zu einem beängſtigenden Unſinn, und es ward mir zu Muthe, wenn ich den widerſpruchloſen Ernſt ſah, mit welchem ohne Mienenverzug das Fabelhafte behandelt wurde, als ob von alten Leuten ein Kinderſpiel mit Blumen getrieben würde, bei welchem jeder Fehler und jedes Lächeln Todesſtrafe nach ſich zog.

Welchen Boden die ausgeſtreute Lehre in dem Herzen jedes Einzelnen fand, war nicht zu merken. Alle hatten von Kindheit auf die gleichen Worte und Bilder des Chriſtenthumes gehört, immer ein wenig deutlicher; Alle fühlten jetzt, daß man nun das wahre Verſtändniß von ihnen verlange als ein Hauptkennzeichen ihrer menſchlichen Tauglichkeit und als eine Hauptbedingung ihrer Glückſeligkeit, aber Alle ſetzten dem beredten Lehrer ein farbloſes und ſtummes Schweigen entgegen, durch ihre knappen Antworten nur dürftig unterbrochen. Die ſtarrſinnigen Knüppelſtirnen ſowohl wie die glatten und heiteren, die engherzig ſchmalen und niederen wie die hohen freien Wölbungen, diejenigen Stirnen, welchen in der Mitte nur ein Knöpfchen fehlte, um ganz ein viereckiges Schublädchen vorzuſtellen, wie diejenigen, welche in edler Rundung eine ganze runde Welt abbildeten, alle waren in der gleichen kühlen Ruhe geſenkt; weder der künftige Freigeiſt, noch der künftige Fanatiker gaben ein Zeichen ihrer Natur von ſich, weil der größte Proſelytenmacher, das Menſchenſchickſal, nicht mit in der Stube war. Doch waren Alle einſtweilen aufmerkſam, und ich ſelbſt merkte wohl auf die inneren chriſtlichen

Grundlehren, während ich auf das wunderbare Gewand derſelben, auf die bibliſchen Geſtaltungen der göttlichen Perſönlichkeiten nicht achtete, und ich weiß mich nicht einmal einer Zeit zu entſinnen, wo ich darauf geachtet oder angefangen hätte, nicht daran zu glauben. Deſto mehr hatte ich in meinem Herzen gegen jenen inneren Gehalt zu eifern, welcher uns einzig unter der Bedingung zu Gut kommen ſollte, daß wir an die äußere Geſtalt glaubten, und mein Herz behauptete, daß es jenen Gehalt mit auf die Welt gebracht habe, ſo weit er brauchbar ſei, und daß der Erlöſer in ihm erwache, ſobald nur ein zweites Herz hinzukomme. Meine unchriſtliche und ungeiſtliche Geſinnung war mir damals nicht klar und ich hielt mich halb und halb ſelbſt für unfromm und lachte dazu, indem ich dabei doch keinerlei Schuld empfand. Die Sache war aber die, daß ich ſchon lebhaft fühlte, daß jener angeborne und berechtigte Gehalt viel zu zarter Natur war, als daß er in eine Staatsreligion geſpannt oder auch nur mit einem anderen als dem ſchlechtweg menſchlichen oder göttlichen Namen bezeichnet werden könnte.

Das Erſte, was uns der Lehrer als chriſtliches Erforderniß bezeichnete und worauf er eine weitläufige Wiſſenſchaft gründete, war das Erkennen und Bekennen der Sündhaftigkeit. Dieſe Lehre traf auf eine verwandte Richtung in mir, welche tief in meiner Natur begründet iſt, wie in derjenigen jedes ordentlichen Menſchen; ſie beſteht darin, daß man jeden Augenblick ſich ſelbſt klaren Wein einſchenken ſoll, nie und in keiner Weiſe ſich einen blauen Dunſt vormachen, ſondern das Unzulängliche und Fratzenhafte, das Schwache und Schlimme ſich und Anderen offen eingeſtehen. Der natürliche Menſch betrachtet ſich ſelbſt als einen Theil vom Ganzen und darum ebenſo unbefangen wie dieſes oder einen anderen Theil deſſelben; daher darf er ſich ebenſo wichtig und erbaulich vorkommen, wie alles Andere, ſich ſelbſt unbedenklich hervorkehren, wenn er nur zu gleicher Zeit jedes kranke Pünktchen an ſich ſelbſt ebenſo genau ſieht und in's Licht ſetzt. Ferner muß man die beſonderen Umſtände ſeiner Fehler oder Vergehen in Betracht ziehen und die jedesmalige Verantwortlichkeit feſtſtellen, welche immer eine andere iſt; denn das gleiche Vergehen kann bei dem einen Menſchen faſt unbedeutend ſein, während es für den anderen eine Sünde iſt; ja für ein und denſelben Menſchen iſt es zu der einen Stunde unverzeihlicher und ſchwerer, als zu der anderen Stunde. Das richtige und augenblickliche Erkennen iſt nicht eine weitläufige und ſchwerfällige Kunſt oder Uebung, ſondern eine ganz leichte, flüſſige und ſchmiegſame, weil Jeder alsbald recht wohl weiß, wo ihn der Schuh drückt. Das eine Mal beſteht unſer Vergehen nur darin, daß wir nicht auf der Hut waren und in der ſelbſtbeherrſchenden Haltung, welche wir uns nach dem Grade unſerer Einſicht, Fähigkeit und Erfahrung zu eigen gemacht und welche bei Jedem wieder einen anderen Maßſtab verlangt, nachgelaſſen haben, ohne deſſen inne zu werden; das andere Mal beſteht aber das Vergehen ſo recht in und durch ſich ſelbſt, indem wir es uns in der vollen Gegenwart unſerer Einſicht und Erfahrung zu Schulden kommen laſſen. Alsdann geht die Sünde ſo zu ſagen mit der Erkenntniß und Reue zuſammen, und es giebt allerdings eine Hälfte Menſchen, welche ihr Leben hindurch an der einen Hand die Sünde, an der anderen Hand die Reue gleichzeitig führen, ohne ſich je zu ändern; aber ebenſo gewiß giebt es eine Hälfte, welche im Verhältniß zu ihrer Erfahrung und Verantwortlichkeit in einem gewiſſen Grade von Schuldloſigkeit lebt, und jeder Einzelne, wenn er ſich recht beſinnen will, kennt gewiß Einzelne, bei welchen dieſe Schuldloſigkeit zu völliger Reinheit wird. Möge nun dieſes auch eine bloße Folge von zuſammengetroffenen glücklichen Umſtänden ſein, ſo daß ſolche Erſcheinungen z. B. durch ein paſſives Fernſein vom Böſen von jeher ſchuldlos blieben: warum denn nicht ebenſo gern an eine Unſchuld des Glückes, ja der Geburt glauben, als an eine Schuld des Mißgeſchickes, der Vorherbeſtimmung? Solchen Glücklichen, welche, ohne zu wiſſen warum und wie? gerecht und rein ſind, die Phantaſie verderben und verunreinigen mit dem Gedanken angeborener ekler Sündlichkeit, iſt im höchſten Grade unnütz und abgeſchmackt, und wenn man nicht zu ihnen gehört, für ſich ſelber das Bekenntniß der Sünden profeſſionsmäßig betreiben, verwandelt jene natürliche und unbefangene Selbſterkenntniß mit Einem Schlage in ein manierirtes Zopfthum, aus welchem mich eine unſägliche froſtige Nüchternheit und Schlaffheit anweht. Daher gedeiht dieſe Lehre am beſten bei den entnervten und erſchöpften Seelen; denn die Manierirtheit iſt der Ceremonienmeiſter des Unvermögens auf jedem Gebiete, und ſie iſt es, welche die friſchen Geiſter von jedem Gebiete wegſcheucht, wo ſie ſich breit macht.

Nach der Lehre von der Sünde kam gleich die Lehre vom Glauben, als der Erlöſung von jener, und auf ſie ward eigentlich das Hauptgewicht des ganzen Unterrichtes gelegt; trotz aller Beifügungen, wie daß auch gute Werke vonnöthen ſeien, blieb der Schlußgeſang doch immer und allein: Der Glaube macht ſelig! und dies uns einleuchtend zu machen als herangewachſenen jungen Leuten, wandte der geiſtliche Mann die möglichſt annehmliche und vernünftig ſcheinende Beredtſamkeit auf. Wenn ich auf den höchſten Berg laufe und den Himmel abzähle, Stern für Stern, als ob ſie ein Wochenlohn wären und ich ſie ſämmtlich in der Hoſentaſche hätte, ſo kann ich darunter kein Verdienſt des Glaubens entdecken, und wenn ich mich auf den Kopf ſtelle und den Maiblümchen unter den Kelch hinaufgucke, ſo kann ich nichts Verdienſtliches am Glauben ausfindig machen. Wer an eine Sache glaubt, kann ein guter Mann ſein, wer nicht, ein ebenſo guter. Wenn ich zweifle, ob zwei mal zwei vier ſeien, ſo ſind es darum nicht minder vier, und wenn ich glaube, daß zwei mal zwei vier ſeien, ſo habe ich mir darauf gar Nichts einzubilden und kein Menſch wird mich darum loben. Wenn Gott eine Welt geſchaffen und mit denkenden Weſen bevölkert hätte, darauf ſich in einen undurchdringlichen Schleier gehüllt, das geſchaffene Geſchlecht aber in Elend und Sünde verkommen laſſen, hierauf einzelnen Menſchen auf außerordentliche und wunderbare Weiſe ſich offenbart, auch einen Erlöſer geſendet unter Umſtänden, welche nachher mit dem Verſtande nicht mehr begriffen werden konnten, von dem Glauben daran aber die Rettung und Glückſeligkeit aller Creatur abhängig gemacht hätte, alles dieſes nur, um das Vergnügen zu genießen, daß an Ihn geglaubt würde, Er, der ſeiner doch ziemlich ſicher ſein dürfte: ſo würde dieſe ganze Procedur eine gemachte Komödie ſein, welche für mich dem Daſein Gottes, der Welt und meiner ſelbſt alles Tröſtliche und Erfreuliche benähme. Glaube! O wie unſäglich blöde klingt mich dies Wort an! Es iſt die allerverzwickteſte Erfindung, welche der Menſchengeiſt machen konnte in einer zugeſpitzten Lammslaune! Wenn ich des Daſeins Gottes und ſeiner Vorſehung bedürftig und gewiß bin, wie entfernt iſt dies Gefühl von dem, was man Glauben nennt! Wie ſicher weiß ich, daß die Vorſehung über mir geht gleich einem Stern am Himmel, der ſeinen Gang thut, ob ich nach ihm ſehe oder nicht nach ihm ſehe. Gott weiß, denn er iſt allwiſſend, jeden Gedanken, der in meinem Inneren aufſteigt, er kennt den vorigen, aus welchem er hervorging, und ſieht den folgenden, in welchen er übergeht; er hat allen meinen Gedanken ihre Bahn gegeben, die ebenſo unausweichlich iſt, wie die Bahn der Sterne und der Weg des Blutes; ich kann alſo wohl ſagen: ich will dies thun oder jenes laſſen, ich will gut ſein oder mich darüber hinwegſetzen, und ich kann durch Treue und Uebung es vollführen; ich kann aber nie ſagen: ich will glauben oder nicht glauben; ich will mich einer Wahrheit verſchließen oder ich will mich ihr öffnen! Ich kann nicht einmal bitten um Glauben, weil, was ich nicht einſehe, mir niemals wünſchbar ſein kann, weil ein klares Unglück, das ich begreife, noch immer eine lebendige Luft zum Athmen für mich iſt, während eine Seligkeit, die ich nicht begriffe, Stickluft für meine Seele wäre.

Dennoch liegt in dem Worte: der Glaube macht ſelig! etwas Tiefes und Wahres, inſofern es das Gefühl unſchuldiger und naiver Zufriedenheit bezeichnet, welches alle Menſchen umfängt, wenn ſie gern und leicht an das Gute, Schöne und Merkwürdige glauben, gegenüber denjenigen, welche aus Dünkel und Verbiſſenheit oder aus Selbſtſucht Alles in Frage ſtellen und bemäkeln, was ihnen als gut, ſchön oder merkwürdig erzählt wird. Wo das religiöſe Glauben bei mangelnder Ueberlegungskraft ſeinen Grund in jener liebenswürdigen und gutmüthigen Leichtgläubigkeit hat, da ſagt man mit Recht, es mache ſelig, und denjenigen Unglauben, welcher aus der anderen Quelle herrührt, kann man billig unſelig nennen. Allein mit der eigentlichen dogmatiſchen Lehre vom Glauben haben beide rein Nichts zu thun; denn während es chriſtlich Gläubige giebt, welche in allen anderen Dingen die unangenehmſten Bezweifler und Bemäkler ſind, gibt es eben ſo viele Ungläubige, ſogar Atheiſten, welche ſonſt an alles Hoffnungsvolle und Erfreuliche mit allbereiter Leichtigkeit glauben, und es iſt ein beliebtes Argument der chriſtlichen Polemiker, daß ſie Solchen höhniſch vorhalten, wie ſie jeden auffallenden Quark als baare Münze annähmen und ſich von Illuſionen nährten, während ſie nur das Große und Eine nicht glauben wollten. So haben wir das komiſche Schauſpiel, wie Menſchen ſich der abſtracteſten aller Ideologieen hingeben, um nachher Jeden, der an etwas erreichbar Gutes und Schönes glaubt, einen Ideologen zu nennen; ſie bilden eine eigene wunderliche Bank der Spötter, vom Cäſar Napoleon bis herunter zum letzten Zappler und Stänker, der vor Hochmuth und Unruhe nicht weiß, was er anfangen ſoll und, da es ihm an jedem Körnlein von Autorität und Witz mangelt, ſich an die Rückwand des Glaubens lehnt, um was hinter ſich zu haben, von wo aus er rumoren kann. Der Cäſar ehrt den Glauben als Tyrann und Ariſtokrat, der Zappler und Stänker ſchätzt ihn als geiſtiger Proletarier und Scandalmacher, Beide aus Selbſtſucht. Will man die Bedeutung des Glaubens kennen, ſo muß man nicht ſowohl die orthodoxen Kirchenleute betrachten, bei denen der Inſtitutionen wegen Alles über Einen Kamm geſchoren iſt und das Eigenthümliche daher zurücktritt, als vielmehr die undisciplinirten Wildlinge des Glaubens, welche außerhalb der Kirchenmauern frei umherſchwirren, ſei es in entſtehenden Secten, ſei es in einzelnen Perſonen. Hier treten die rechten Beweggründe und das Urſprüngliche in Schickſal und Charakter hervor und werfen Licht in das verwachſene und feſt gewordene Gebilde der großen geſchichtlichen Maſſe.

Es lebte in unſerer Stadt ein Mann, welcher ſich ein Vergnügen daraus machte, den Leuten, welche ſich mit ihm abgaben, allerlei Erfindungen und Aufſchneidereien vorzutragen, um ſie nachher ihrer Leichtgläubigkeit wegen zu verhöhnen, indem er erklärte, die Geſchichte ſei gar nicht wahr. Jemand Anders aber mochte erzählen was er wollte, ſo ſtellte der Mann es in Abrede und hatte eine ganz eigene tückiſche Manier, die Treuherzigkeit, mit welcher ihm etwas geſagt wurde, in's Lächerliche zu ziehen, auf die gleiche Weiſe, wie er die Treuherzigkeit derer, welche ihm glaubten, ſpöttiſch zu machen wußte. Er aß keine Krumme Brotes, die er ſich nicht durch eine Lüge verſchafft; denn er wäre lieber Hungers geſtorben, eh' als er in ein auf geradem Wege erworbenes Stück Brot gebiſſen hätte. Aß er aber ſein Brot, ſo ſagte er, es ſei gut, wenn es ſchlecht war, und ſchlecht, wenn es gut war; hatte er Hunger, ſo benagte er es zimpferlich und warf die Brocken umher; hatte er keinen Hunger, ſo nahm er Anderen den Biſſen weg, den ſie eben in den Mund ſtecken wollten, und fraß ſich ſo voll, daß er krank wurde; alsdann behauptete er, ſich ſehr wohl zu befinden! Ueberhaupt ging ſein ganzes Streben dahin, ſich immer für etwas Anderes zu geben, als er war, was ihm ein fortgeſetztes Studium verurſachte, ſo daß er, der eigentlich nichts that und nie etwas genützt hatte, doch zu jeder Minute in der complicirteſten Thätigkeit begriffen war. Hierzu bedurfte er eines fortgeſetzten Schleichens und Lauerns, theils um die günſtigen Momente zu erhaſchen, um ſeine Narrheiten vorzubringen, theils um Andere auf ſchwachen Seiten zu ertappen, da eine Hauptleidenſchaft von ihm darin beſtand, die ganze Welt der Unwahrheit und Lüge zu überführen, und es war nichts Luſtigeres zu ſehen, als wenn er, ſoeben hinter einer Thür, wo er gelauert hatte, auf den Zehen hervorhüpfend, plötzlich ſtrack und ſteif da ſtand, mit rollenden Augen um ſich ſtierte und mit bombaſtiſchen Worten ſeine Gradheit, Ehrlichkeit und argloſe Derbheit anrühmte. Da er bei Alledem wohl fühlte, daß Jedermann beſſer daran war als er, ſo erfüllte ein unnennbar neidiſches Weſen ſeine Seele, welches ihn verzehrte wie ein glühendes Feuer, und welches ſich dadurch äußerte, daß ſein drittes Wort immer das Wort »Neid« war. Er verſicherte, ſich in einer ewig glückſeligen moraliſchen Ueberlegenheit zu befinden, und ſah daher in jedem Blatte, das nicht nach ſeiner Weiſe ſäuſelte, einen neidiſchen Widerſacher, und die ganze Welt war nur ein vor Neid zitternder Wald für ihn. Widerſprach ihm Jemand, ſo ſchrieb er jeden Widerſpruch dem Neide zu, ſchwieg man während ſeiner Vorträge, ſo ward er wüthend und konnte kaum das Weggehen des Schweigenden abwarten, um denſelben des Neides zu beſchuldigen, ſo daß ſeine ganze Rede durch das unaufhörlich wiederkehrende Wort Neid recht eigentlich zum neidiſch tönenden Geſange des Neides ſelbſt wurde. So war er in Allem der perſönliche Feind der Wahrheit und athmete nur in Abweſenheit derſelben, wie die Mäuſe auf dem Tiſche tanzen, wenn die Katze nicht zu Hauſe iſt, und die Wahrheit rächte ſich auf die einfachſte Weiſe an ihm. Sein Grundübel war, daß er ſchon im Mutterleibe hatte geſcheidter ſein wollen als ſeine Mutter, und in Folge deſſen konnte er nur leben, wenn er Nichts zu glauben brauchte, was irgend ein Menſch ſagte, alle Menſchen aber glaubten, was Er ſagte. Nun konnte er ſich freilich ſtellen, als ob dem ſo wäre, und er that es auch, was ſchon eine energiſche Zuſammenfaſſung der einzelnen Verlogenheiten und ſeine Hauptlüge war; allein der Beweis vom wahren Sachverhalte machte ſich doch zu offenbar im Gelächter ſeiner Nebenmenſchen. Daher fand er kurz und gut ſeinen beſten Stützpunkt in derjenigen Lehre, welche den unbedingten Glauben zum Panier erhebt. Schon daß die allgemeine Richtung der Zeit ſich vom Glauben abwandte und die Mehrzahl der denkenden Menſchen, wenn ſie ſich auch nicht dagegen ausſprachen, doch denſelben gut ſein ließen und in der Praxis nur auf das Begreifliche und Erkennbare bauten, war ihm Grund genug, ſich dieſer Richtung ſchnurſtracks entgegenzuſtellen und dabei zu behaupten, der Hang und Drang der Zeit ginge unverkennbar auf den erneuten Glauben los; denn er konnte das Lügen nirgends laſſen. Diejenigen, welche wirklich glaubten, waren ihm höchſt langweilig und er bekümmerte ſich nicht um ſie, daher er auch nie in einer Kirche oder religiöſen Gemeinſchaft geſehen wurde. Dagegen hatte er es um ſo mehr mit denen zu thun, welche nicht glaubten. Nicht daß er ſich um das Seelenheil derſelben viel gekümmert hätte, obgleich er die Sache mit ängſtlicher Haſt verfolgte; ſeine Angſt war die: Hatte er einmal geſagt, daß Er glaube, ſo mußten für ihn Alle, welche nicht glaubten, Eſel ſein, und wenn dies auf ſein Wort hin nicht angenommen wurde, ſo glaubte Er ſelbſt als ein Eſel dazuſtehen. Er hatte ſich im Mutterleibe ſchon geſagt: Wenn du nun an's Licht kommſt, ſo wird die Frage deiner Exiſtenz die ſein: Entweder biſt du ein Eſel, oder alle Anderen ſind Eſel! Er verrieth dies in ſchwachen Augenblicken des Streites, wenn er ſich in eine Sackgaſſe verrannt, indem ihm alsdann das Wort entſchlüpfte: Nun, da müßte ich alſo ein Eſel ſein, wenn ich ſo was glaubte, was nicht wahr wäre! und er bezeichnete damit, ohne es zu wollen, ſeinen Standpunkt und auch das Herz, welches er für ſeine Sache hatte. In der That könnte man den unſeligen Streit die Eſelfrage nennen, da gewiß von tauſend Fanatikern, welche für ihre religiöſe Meinung im Blute wateten, neunhundert neun und neunzig nur aus dem Grunde den Frieden verriethen und Scheiterhaufen anzündeten, weil ihnen aus dem Trotze der Verfolgten das Wort Eſel entgegen zu tönen ſchien. Nichts haßte der Mann mehr, als die gewiſſenhafte und redliche Forſchung und die Entdeckungen der Wiſſenſchaft; wenn irgend ein Ergebniß derſelben bekannt wurde, ſo zappelte er mit Händen und Füßen dagegen und ſuchte es lächerlich zu machen, und wenn es ſich als richtig erwies und ſeine bedeutenden Folgen auf allen Gaſſen zu ſehen und zu greifen waren, ſo tobte er erſt recht und nannte es in's Angeſicht eine Lüge. Das Einmaleins und eine chemiſche Schaale waren ihm unerträglicher, als dem Teufel Vaterunſer und Weihkeſſel; aber auch die Natur rächte ſich lächelnd an ihm. Denn während er die fünf Sinne nicht gelten ließ, war er ſtets bemüht, dieſelben durch einige erfundene Sinne zu vermehren, durch deren poſſierliche Ausmalung er die chriſtliche Wunderwelt erklären wollte. Wenn er hiedurch vielfach gegen den chriſtlichen Geiſt verſtieß und man ihm dies durch das neue Teſtament bewies, ſo ſagte er, er pfeife auf das neue Teſtament, er habe ſeinen eigenen Kopf, im gleichen Augenblicke, wo er es das Buch des Lebens genannt hatte. Trotz alledem glaubte er aufrichtig, denn nach irgend einer Seite hin muß jeder Menſch ſich ergeben, und er glaubte um ſo aufrichtiger, als eines Theils der Gegenſtand des Glaubens unerwieſen, unbegreiflich und überirdiſch war, anderentheils ihn das innere Gefühl ſeines verunglückten Witzes ſentimal und weinerlich machte.

Eines Tages ging er mit einer luſtigen Geſellſchaft über eine Felſenhöhe am Seeufer. Er war urſprünglich gut gewachſen, doch die andauernde Verdrehtheit ſeiner Seele hatte ſeinen Körper ganz windſchief gemacht, daß er ausſah wie ein verbogener Wetterhahn. Sein ſchöner Wuchs war aber ein Lieblingsthema ſeiner Rede und jeden Augenblick war er bereit, ſich auszukleiden und ihn zu zeigen, während er an allen Sterblichen etwas auszuſetzen hatte, ungefragt dieſem einen Höcker andichtete, jenem krumme Beine

Als er nun etwas verſtimmt vor den übrigen Geſellen herging, die ihn ſchon verſchiedentlich aufgezogen hatten, rief plötzlich Einer, welcher ihn zum erſten Mal genauer in's Auge faßte: Sie! Herr Oelſinger! Sie ſind eigentlich verteufelt krumm! Erſtaunt kehrte er ſich um und ſagte: Sie träumen wohl, oder ſoll das ein Witz ſein? Der Andere wandte ſich aber zur Geſellſchaft und forderte ſie auf, ihn ebenfalls näher zu betrachten; man hieß ihn einige Schritte vorwärts gehen, er that es, und Jedermann beſtätigte nun: Ja, er ſei ſchief! Aufgebracht ſtellte er ſich ſogleich neben den Angreifer und wollte ihm beweiſen, daß dieſer ſelbſt der Mißgewachſene ſei. Der war aber ſchlank wie eine Tanne und die Geſellſchaft fing an zu lachen. Sprachlos und haſtig kleidete er ſich aus und ging ſplitternackt vor den Uebrigen her; die rechte Schulter war vom unaufhörlichen ſpöttiſchen Achſelzucken höher als die linke, die Elbogen von ſeiner eitlen Geſpreiztheit nach auswärts gedreht und die Hüften verſchoben; dazu wurde er durch das Beſtreben, gerade zu ſcheinen, nur noch krummer:

er machte in ſeiner Nacktheit die wunderlichſten Beine, als er ſo dahin ſchritt und ſich dann und wann ängſtlich umſah, ob ihm noch nicht Beifall und Achtung der Geſellſchaft nachfolge. Als dieſe aber in ein maßloſes Gelächter ausbrach, gerieth er in großen Zorn und begann, um ſich Achtung zu erzwingen, ungeheuerliche Sprünge und Kunſtſtücke zu machen, um die Stärke ſeines Körpers zu zeigen. Das Gelächter wurde immer größer und die Lachenden mußten ſich auf die Erde ſetzen. An jener Stelle war vor Zeiten ein Fichtenwald in den See geſtürzt und wurde in der Tiefe durch die nachgerollten Felsblöcke feſtgehalten. Wie nun der nackt umher Tanzende ſah, daß die lachenden Menſchen ſich bereits auf der Erde wälzten mit naſſen Augen, ſprang er plötzlich in einem Anfall von unſäglicher Wuth und irgend etwas Wunderbares erzwingen wollend, mit einem mächtigen Satz über den Rand hinaus in den See, hoch hinunter, wo der verſunkene Wald lag. Erſt eine geraume Weile nachher, als die lachende Geſellſchaft ſich einigermaßen geſammelt hatte, bemerkten ſie ſein Verſchwinden, ſuchten ihn überall, traten an den Rand des Abgrundes, aber Niemand hat ihn wieder geſehen.

Dies krankhafte Beiſpiel von den wunderbaren Gängen, welche die Entſtehung des »Glaubens« in den Menſchen verfolgt, mag nun freilich ſehr vereinzelt daſtehen; doch wenn ſie auch bei der Mehrzahl einen edleren Grund und Boden hat, ſo werden ihre Schneckenlinien doch nicht grad. Ich würde mich ſchämen, wenn ich jemals dahin kommen würde, Jemanden ſeines Glaubens wegen zu verachten oder zu verhöhnen, oder den Gegenſtand deſſelben nicht zu ehren, wenn der Gläubige darin ſeinen Troſt findet: aber die nackte und gewaltſame Forderung des Glaubens, ſo zu ſagen die Theorie des Glaubens ſelbſt, iſt eine ſo mißliche Sache für mich, daß ich, indem ich dieſe meine geheime Schreiberei überſehe, mein Herz durch die lange Kundgebung gegen den Glauben beinahe ſo ſtaubig, trocken und unangenehm fühle, als wenn ich ein ehrbarer Theologe wäre und für den Glauben polemiſirt hätte, und ich muß mich beeilen, aus dieſem unerquicklichen Gebiete wieder zu den Geſtalten des einfachen wirklichen Lebens zu gelangen.

Die dritte Hauptlehre, welche der Geiſtliche uns als chriſtlich vortrug, handelte von der Liebe. Hierüber weiß ich nicht viel Worte zu machen; ich habe noch keine Liebe bethätigen können und doch fühle ich, daß ſolche in mir iſt, daß ich aber auf Befehl und theoretiſch nicht lieben kann. Inwiefern durch die ſtäte Wiederholung des Worts das Chriſtenthum einen gewiſſen Beſtand wirklicher Liebe in die Welt gebracht habe, wage ich nicht zu beurtheilen; doch dünkt es mich, es habe vor zweitauſend Jahren auch Liebe gegeben und gebe auch jetzt noch, wo das Chriſtenthum nicht hingelangt iſt, wenn man nur die verſchiedenen Formen unterſcheiden will, in welche das wahre Gefühl ſich hüllt. Gewiß iſt ſchon mancher einzelne Unglücksmenſch und mancher arme rauhe Volksſtamm durch das eindringlich und heiß ausgeſprochene Wort Liebe aufgeweckt und einem helleren und ſchöneren Daſein gewonnen worden; wenn aber ſolche gewonnenen Völker, einmal dem

Chriſtenthum einverleibt, endlich das ganze Bewußtſein und die Bildung der chriſtlichen Welt, welche wir Alle zuſammen ausmachen, erreicht haben, dann wird jenes naive Morgengefühl der Liebe wieder untergehen in der allgemeinen Kälte der alten Chriſtenwelt und nur da beſtehen, wo es urſprünglich in den Menſchen wurzelte, alſo zuletzt überall auferſtehen. Schon die unmittelbare Rückſicht auf den lieben Gott iſt mir hinderlich und unbequem, wenn ſich die natürliche Liebe in mir geltend machen will. Da einmal bei unſeren Handlungen das Denken an Gott und das Verdienſt in den Augen Gottes ſo feſt in die Menſchenwelt gewebt iſt, ſo kann man oft trotz aller Unbefangenheit nicht verhindern, daß bei guten oder vielmehr pflichtmäßigen Handlungen nicht im tiefſten Innern der Hinblick auf Gott auftaucht mit der eigennützigen Hoffnung, daß Er uns die That wohlgefällig gut ſchreiben werde. Schon oft iſt es mir begegnet, daß ich einen armen Mann auf der Straße abwies, weil ich, während ich ihm eben das Wenige geben wollte, das ich hatte, zugleich an das Wohlgefallen Gottes dachte und nicht aus Eigennutz handeln wollte. Dann dauerte mich aber der Arme, ich lief zurück; allein während des Zurücklaufens dünkte meiner Selbſtſucht gerade dieſes Bedauern wieder artig und verdienſtlich, ich kehrte nochmals um, bis ich endlich auf den vernünftigen Gedanken kam: Möge dem ſein, wie ihm wolle, der arme Teufel müſſe jedenfalls zu ſeiner Sache kommen, das ſei die erſte Frage! Manchmal kommt dieſer Gedanke aber zu ſpät und die Gabe bleibt in meiner Taſche, wo ſie mir alsdann unerträglich iſt. Daher freue ich mich immer wie ein Kind, wenn es mir paſſirt, daß ich unbedacht meine Pflicht erfüllt habe und es mir erſt nachträglich einfällt, daß das etwas Verdienſtliches ſein dürfte; ich pflege dann höchſt vergnügt ein Schnippchen gegen den Himmel zu ſchlagen und zu rufen: Siehſt du alter Papa! nun bin ich Dir doch durchgewiſcht! Das höchſte Vergnügen erreiche ich aber, wenn ich mir in ſolchen Augenblicken denke, wie ich Ihm nun ſehr komiſch vorkommen müſſe: denn da der liebe Gott Alles verſteht, ſo muß er auch Spaß verſtehen, obgleich man auch wieder mit Recht ſagen kann, der liebe Gott verſtehe keinen Spaß!

Das Heiterſte und Schönſte war mir die Lehre vom Geiſte, als welcher ewig iſt und Alles durchdringt. Er war mächtig im Chriſtenthume, deſſen Beweglichkeit und Feinheit die Welt fortbaute, ſo lange es geiſtig war; als es aber geiſtlich wurde, war dieſe Geiſtlichkeit die Schlangenhaut, welche der alte Geiſt abwarf. Denn Gott iſt nicht geiſtlich, ſondern ein weltlicher Geiſt, weil er die Welt iſt und die Welt in ihm; Gott ſtrahlt von Weltlichkeit.

Alles in Allem genommen, glaube ich doch, daß ich unter Menſchen, welche rein in dem urſprünglichen geiſtigen Chriſtenthum lebten, glücklich ſein und auch nicht ganz ohne deren Achtung leben würde, und wenn ich dies Anna's Vater, dem Schulmeiſter, eingeſtehen mußte, forderte er, das Wunderbare und die Glaubensfragen einſtweilen freiſinnig bei Seite ſetzend, mich auf, das Chriſtenthum wenigſtens dieſer geiſtigen Bedeutung nach anzuerkennen und darauf zu hoffen, daß es in ſeiner wahren Reinheit erſt noch erſcheinen und ſeinen Namen behaupten werde; etwas Beſſeres ſei einmal nicht da, noch abzuſehen. Hierauf erwiederte ich aber: der Geiſt könne wohl durch einen Menſchen leidlich ſchön ausgeſprochen, niemals aber erfunden werden, da er von jeher und unendlich ſei; daher die Bezeichnung der Wahrheit mit einem Menſchennamen ein Raub am unendlichen Gemeingute ſei, aus welchem der fortgeſetzte Raub des Autoritäts- und Pfaffenweſens aller Art entſpringe. In einer Republik, ſagte ich, fordere man das Größte und Beſte von jedem Bürger, ohne ihm durch den Untergang der Republik zu vergelten, indem man ſeinen Namen an die Spitze pflanze und ihn zum Fürſten erhebe; ebenſo betrachte ich die Welt der Geiſter als eine Republik, die nur Gott als Protector über ſich habe, deſſen Majeſtät in vollkommener Freiheit das Geſetz heilig hielte, das er gegeben, und dieſe Freiheit ſei auch unſere Freiheit, und unſere die ſeinige! Und wenn mir jede Abendwolke eine Fahne der Unſterblichkeit, ſo ſei mir auch jede Morgenwolke die goldene Fahne der Weltrepublik! »In welcher Jeder Fähndrich werden kann!« ſagte freundlich lachend der Schulmeiſter: ich aber behauptete: die moraliſche Wichtigkeit dieſes Unabhängigkeitsſinnes ſcheine mir ſehr groß und größer zu ſein, als wir es uns vielleicht denken könnten.

Der geiſtliche Unterricht ging nun zu Ende; wir mußten auf unſere Ausſtattung denken, um würdig bei der Feſtlichkeit zu erſcheinen. Es war unabänderliche Sitte, daß die jungen Leute auf dieſe Tage den erſten Frack machen ließen, den Hemdekragen in die Höhe richteten und eine ſteife Halsbinde darum banden, auch die erſte Hutröhre auf den Kopf ſetzten; zudem ſchnitt Jeder, wer jugendlich lange Haare getragen, dieſelben nun kurz und klein, gleich den engliſchen Rundköpfen. Dies waren mir alles unſägliche Gräuel und ich ſchwur, dieſelben nun und nimmermehr nachzumachen. Die grünen Kleider meines Vaters waren endlich zu Ende und zum erſten Male mußte neues Tuch gekauft werden. Die grüne Farbe war mir einmal eigen geworden und ich wünſchte nicht einmal meinen Uebernamen abzuſchaffen, der mir noch immer gegeben wurde, wenn man von mir ſprach. Leicht wußte ich meine Mutter zu überreden, grünes Tuch zu wählen und ſtatt eines Frackes einen hübſchen kurzen Rock mit einigen Schnüren machen zu laſſen, dazu ſtatt des gefürchteten Hutes ein ſchwarzes Sammetbaret, da Hut und Frack doch ſelten getragen und wegen meines Wachsthums, ſowie wegen der Mode alſo eine unnütze Ausgabe ſein würden. Es leuchtete ihr klar ein, um ſo mehr, da die armen Lehrlinge und Tagelöhnerſöhne auch keinen ſchwarzen Habit zu tragen pflegten, ſondern in ihren gewöhnlichen Sonntagskleidern erſchienen, und ich erklärte, es ſei mir vollkommen gleichgültig, ob man mich zu den ehrbaren Bürgersſöhnen zähle oder nicht. So breit ich konnte, ſchlug ich den Hemdekragen zurück, ſtrich mein langes Haar kühn hinter die Ohren und erſchien ſo, das Baret in der Hand, am heiligen Abend in der Stube des Geiſtlichen, wo noch eine herzliche und vertrauliche Vorbereitung ſtattfinden ſollte. Als ich mich unter die feierliche ſteif geputzte Jugend ſtellte, wurde ich mit einiger Verwunderung betrachtet, denn ich ſtand allerdings in meinem Aufzuge als ein vollendeter Proteſtant da; weil ich aber ohne Trotz und Unbeſcheidenheit mich eher zu verbergen ſuchte, ſo verlor ich mich wieder und wurde nicht weiter beachtet. Die Anſprache des Geiſtlichen gefiel mir ſehr wohl; ihr Hauptinhalt war, daß von nun an ein neues Leben für uns beginne, daß alle bisherigen Vergehungen vergeben und vergeſſen ſein ſollten, hingegen die künftigen mit einem ſtrengeren Maße gemeſſen würden. Ich fühlte wohl, daß ein ſolcher Uebergang nothwendig und die Zeit dazu gekommen ſei; darum ſchloß ich mich mit meinen ernſten Vorſätzen, welche ich insbeſondere faßte, gern und aufrichtig dieſem öffentlichen Vorgange an und war auch dem Manne gut, als er angelegentlich uns ermahnte, nie das Vertrauen zum Beſſeren in uns ſelbſt zu verlieren. Aus ſeiner Behauſung zogen wir in die Kirche vor die ganze Gemeinde, wo die eigentliche Feier vor ſich ging. Dort war der Geiſtliche plötzlich ein ganz Anderer; er trat gewaltig und hoch auf, holte ſeine Beredtſamkeit aus der Rüſtkammer der beſtehenden Kirche und führte in tönenden Worten Himmel und

Hölle an uns vorüber. Seine Rede war kunſtvoll gebaut und mit ſteigender Spannung auf Einen Moment hingerichtet, welcher die ganze Gemeinde erſchüttern ſollte, als wir, die in einem weiten Kreiſe um ihn herumſtanden, ein lautes und feierliches Ja ausſprechen mußten. Ich hörte nicht auf den Sinn ſeiner Worte und flüſterte ein Ja mit, ohne die Frage deutlich verſtanden zu haben; jedoch durchfuhr mich ein Schauer und ich zitterte einen Augenblick lang, ohne daß ich dieſer Bewegung Herr werden konnte. Sie war eine dunkle Miſchung von unwillkürlicher Hingabe an die allgemeine Rührung und von einem tiefen Schrecken, welcher mich über dem Gedanken ergriff, daß ich, ſo jung noch und unerfahren, doch einer ſo uralten Meinung und einer gewaltigen Gemeinſchaft, von der ich ein unbedeutendes Theilchen war, abgefallen gegenüberſtand.

Am Weihnachtsmorgen mußten wir wieder im vereinten Zuge zur Kirche gehen, um nun das Nachtmahl zu nehmen. Ich war ſchon in der Frühe guter Laune, noch ein paar Stunden und ich ſollte frei ſein von allem geiſtigen Zwange, frei wie der Vogel in der Luft! Ich fühlte mich daher mild und verſöhnlich geſinnt und ging zur Kirche, wie man zum letzten Mal in eine Geſellſchaft geht, mit welcher man nichts gemein hat, daher der Abſchied aufgeweckt und höflich iſt. In der Kirche angekommen, durften wir uns unter die älteren Leute miſchen und Jeder ſeinen Platz nehmen, wo ihm beliebte. Ich nahm zum erſten und letzten Male in dem Männerſtuhle Platz, welcher zu unſerem Hauſe gehörte und deſſen Nummer mir die Mutter in ihrem häuslichen Sinne ſorglich eingeprägt hatte. Er war ſeit dem Tode des Vaters, alſo viele Jahre, leer geblieben oder vielmehr hatte ſich ein armes Männchen, das ſich keines Grundbeſitzes erfreute, darin angeſiedelt. Als er heran kam und mich an dem Orte vorfand, erſuchte er mich mit kirchlicher Freundlichkeit, »ſeinen Ort« räumen zu wollen, und fügte belehrend hinzu, in dieſem Reviere ſeien alles eigenthümliche Orte. Ich hätte als ein grüner Junge füglich dem bejahrten Männchen Platz machen und mir eine andere Stelle ſuchen können; allein dieſer Geiſt des Eigenthums und des Wegdrängens mitten im Herzen chriſtlicher Kirche reizte meine kritiſche Laune; zweitens wollte ich den frommen Kirchgänger für ſeine gemüthliche Anmaßung beſtrafen, und drittens that ich dieſes nur in dem Bewußtſein, daß der Abgewieſene alſobald wieder und für immer ſeinen gewohnten Platz einnehmen könne, und dieſer Gedanke machte mir das größte Vergnügen. Als ich ihn meinerſeits auch belehrt und ihn ganz verblüfft und traurig eine entfernte Stelle unter den unſtät herumwandernden Beſitzloſen aufſuchen ſah, nahm ich mir vor, ihm am anderen Tage anzudeuten, daß er ſich immerhin meines Stuhles bedienen ſolle, indem ich denſelben nicht brauche. Ein Mal aber wollte ich darin ſitzen und ſtehen, wie es mein Vater gethan. Derſelbe beſuchte an allen Feſttagen die Kirche, denn alle hohen Feſte erfüllten ihn mit heiterer Freude und tapferem Muthe, indem er den großen und guten Geiſt, welchen er in aller Welt und Natur ſich erfüllen ſah, alsdann beſonders fühlte und verehrte. Weihnachten, Oſtern, Himmelfahrt und Pfingſten waren ihm die herrlichſten Freudentage, an welchen es mit edlen Betrachtungen, Kirchenbeſuch, duftendem Mittagsmahl und frohen Spaziergängen auf grüne Berge hoch / her ging. Dieſe Art hat ſich auf mich vererbt, nämlich das frohe Genießen der Feſttage, und wenn ich an einem Pfingſtmorgen auf einem duftigen Berge ſtehe in der kryſtallklaren Luft, ſo iſt mir das Glockengeläute in der fernen Tiefe die allerſchönſte Muſik und ich habe ſchon oft darüber ſpintiſirt, durch welchen Gebrauch bei einer allfälligen Abſchaffung des Kirchenthumes das ſchöne Geläute wohl erhalten werden dürfte. Es wollte mir jedoch Nichts einfallen, was nicht thöricht und gemacht ausgeſehen hätte, und ich fand zuletzt immer, daß der ſehnſüchtige Reiz der Glockentöne gerade in dem jetzigen Zuſtande beſtehe, wo ſie fern aus der blauen Tiefe herüberklangen und mir ſagten, daß dort das Volk in alten gläubigen Erinnerungen verſammelt war. In meiner Freiheit ehrte ich dann dieſe Erinnerungen, wie diejenigen der Kindheit, und eben dadurch, daß ich von ihnen geſchieden war, wurden mir die Glocken, die ſo viele Jahrhunderte in dem alten ſchönen Lande klangen, wehmüthig ergreifend. Ich empfand, daß man Nichts

»machen« kann, und daß die Vergänglichkeit, der ewige Wandel alles Irdiſchen ſchon genugſam für poetiſch ſehnſüchtigen Reiz ſorgen.

Der Freiheitsſinn meines Vaters in religiöſer Hinſicht war vorzüglich gegen die Uebergriffe des Ultramontanismus und gegen die Unduldſamkeit und Verknöcherung reformirter Orthodoxen gerichtet, gegen abſichtliche Verdummung und Heuchelei jeder Art, und das Wort Pfaff war bei ihm daher öfter zu hören. Würdige Geiſtliche ehrte er aber und freute ſich, ihnen Ergebenheit zu zeigen, und wenn es wo möglich ein erzkatholiſcher, aber ehrenwerther Prieſter war, welchem er Ehrerbietung beweiſen konnte, ſo machte ihm dies um ſo größeres Vergnügen, gerade weil er ſich im Schooße der Zwingli'ſchen Kirche ſehr geborgen fühlte. Zwingli's Erſcheinung iſt reiner und milder, als diejenige Luther's. Er hatte einen freieren Geiſt und einen weiteren Blick, war viel weniger ein Pfaff als ein humaner Staatsmann, und beſiegelte ſein Wirken mit einem ſchönen Tode auf dem Schlachtfeld, das Schwert in der Hand. Daher war ſein Bild meinem Vater ein geliebter ſichrer Führer und Bürge. Ich aber ſtand nun auf einem anderen Boden und fühlte wohl, daß ich bei aller Ehrerbietung für den Reformator und Helden doch nicht Eines Glaubens mit meinem Vater ſein würde, während ich ſeiner vollkommenen Duldſamkeit und Achtung für die Unabhängigkeit meiner Ueberzeugung gewiß war. Dieſes friedliche und achtungsvolle Ausſcheiben in Glaubensſachen zwiſchen Vater und Sohn feierte ich nun in dem Kirchenſtuhle, indem ich mir den Vater noch lebend vorſtellte und ein geiſtiges Geſpräch mit ihm führte, und als die Gemeinde ſein ehemaliges Lieblings- und Weihnachtslied: »Dies iſt der Tag, den Gott gemacht!« anſtimmte, ſang ich es für meinen Vater laut und froh mit, obgleich ich Mühe hatte, den richtigen Ton zu halten; denn rechts ſtand ein alter Kupferſchmied, links ein gebrechlicher Chorherr, welche mich mit den wunderbarſten Variationen von der rechten Bahn zu locken ſuchten und dies um ſo lauter und kühner, je ſtandhafter ich blieb. Dann hörte ich aufmerkſam auf die Predigt, kritiſirte ſie und fand ſie gar nicht übel; je näher das Ende rückte und mir die Freiheit winkte, deſto trefflicher fand ich die Predigt, und ich nannte in meinem Herzen den Pfarrer einen wackeren Mann. Meine Stimmung ward immer heiterer, endlich wurde das Nachtmahl genommen; aufmerkſam verfolgte ich die Zurüſtungen und beobachtete Alles ſehr genau, um es nicht zu vergeſſen; denn ich gedachte nicht mehr dabei zu erſcheinen. Das Brot beſteht aus weißen Blättern von der Größe und Dicke einer Karte und ſieht ſeinem glänzendem Papiere ähnlich. Der Küſter backt es und die Kinder kaufen ſich bei ihm die Abfälle als einen unſchuldigen Leckerbiſſen, und ich ſelbſt hatte mir manchmal eine Mütze voll erworben und mich gewundert, daß man eigentlich doch nichts daran äße. Zahlreiche Kirchendiener bieten es aus, den Reihen entlang, worauf die Andächtigen eine Ecke davon brechen und die Blätter weitergeben, während andere Beamtete den Wein in hölzernen Bechern nachfolgen laſſen. Manche Leute, beſonders die Frauen und Mädchen, behalten gern ein Blättchen zurück, um es andächtig in ihr Geſangbuch zu legen. Auf ein ſolches, daß ich im Buche einer meiner Baſen gefunden, hatte ich einſt ein Oſterlämmchen gemalt mit einem Amor, der darauf reitet, und bei der Entdeckung ein ſtrenges Verhör nebſt Verweis zu beſtehen gehabt; als ich jetzt mehrere ſolcher Blätter in der Hand hielt, erinnerte ich mich daran und mußte lächeln; auch gelüſtete es mich einen Augenblick lang, eins zurückzubehalten, um irgend ein luſtiges Erinnerungszeichen an meinen Abſchied von der Kirche darauf zu malen. Aber ich beſann mich, daß ich in dem väterlichen Stuhle ſtand, und gab das Brot weiter, nachdem ich eine Ecke davon in den Mund geſteckt, zum andächtigen aber allerletzten Abſchiede von der Kinderzeit und der Kinderſpeiſe, die ich beim Küſter gekauft hatte. Als ich den Becher in der Hand hielt, blickte ich feſt in den Wein, ehe ich trank; aber es rührte mich nicht, ich nahm einen Schluck, gab die Schale weiter und, indem ich mit den Gedanken ſchon weit auf dem Wege nach Hauſe, den Wein hinabſchluckte, drehte ich ungeduldig mein Sammetbaret in der Hand und mochte kaum das

Ende des Gottesdienſtes abwarten, da es mich anfing, gewaltig an den Füßen zu frieren und das Stillſtehen ſehr ſchwierig wurde.

Als die Kirchenthüren geöffnet wurden, drängte ich mich geſchmeidig durch die vielen Leute, ohne die Freude meiner Freiheit ſichtbar werden zu laſſen und ohne Jemanden anzuſtoßen, und war bei aller Gelaſſenheit doch der Erſte, der ſich in einiger Entfernung von der Kirche befand. Dort erwartete ich meine Mutter, welche ſich endlich in ihrem ſchwarzen Gewande demüthig aus der Menge herverſpann, und ging mit ihr nach Hauſe, gänzlich unbekümmert um meine Genoſſenſchaft des geiſtlichen Unterrichts. Es war kein Einziger darunter, mit welchem ich in näherer Berührung ſtand, und Viele derſelben ſind mir bis jetzt noch gar nicht wieder begegnet. In unſerer warmen Stube angekommen, warf ich vergnügt mein Geſangbuch hin, indeſſen die Mutter nach dem Eſſen ſah, welches ſie am Morgen in den Ofen geſetzt hatte. Es ſollte heute ſo reichlich und feſtlich ſein, wie unſer Tiſch ſeit den Tagen des Vaters nie mehr geſehen hatte, und eine arme Wittwe war dazu eingela=

den, welche der Mutter manche kleine Dienſte leiſtete und ſich jetzt pünktlich einfand. Am Weihnachtstage wird immer das erſte Sauerkraut genoſſen, und ſo wurde es auch hier aufgeſtellt mit ſchmackhaften Schweinsrippchen. Die Beurtheilung deſſelben gab den Frauen einen guten Anfang zum Geſpräche. Die Wittwe war von eben ſo gutmüthiger als polternder Gemüthsart; als hierauf eine Paſtete kam, ſchlug ſie die Hände über dem Kopfe zuſammen und verſicherte, ſie eſſe gewiß Nichts davon, es wäre Schade dafür. Den Schluß machte ein gebratener Haſe, den der Oheim geſendet hatte. Dieſen, ermahnte die Frau, ſollten wir unangetaſtet laſſen und auf den zweiten Feiertag verſparen, es ſei nun ſchon mehr als genug; trotzdem aßen wir Alle mit trefflichem Appetit und ſaßen lange bei Tiſch, auf's Beſte unterhalten von der armen Frau, welche die Tiſchreden mit der Erzählung ihres Schickſales durchflocht und die Schleuſen ihres Herzens weit öffnete. Sie hatte vor langer Zeit einmal ein Jahr lang einen nichtsnutzigen Mann gehabt, der in alle Welt gegangen mit Hinterlaſſung eines Sohnes, welchen ſie mit großer Noth ſo weit gebracht, daß er als Geſelle bei Dorfſchneidern ſich kümmerlich umhertreiben konnte, während ſie in der Stadt ihr Brot mit Waſſertragen, Waſchen und ſolchen Dingen verdienen mußte. Schon die Beſchreibung ihres Mannes, des Lumpenhundes, wie ſie ihn nannte, machte uns höchlich lachen, doch noch mehr das Verhältniß, in welchem ſie zu ihrem Sohne ſtand. Während ſie ihn als eine Frucht des Lumpenhundes mit der größten Verachtung bezeichnete, war derſelbe doch der einzige Gegenſtand ihrer Liebe und ihrer Sorge, ſo daß ſie fortwährend von ihm ſprach. Sie gab ihm Alles, was ſie irgend konnte, und gerade die Kleinheit dieſer Gaben, die für ſie ſo viel waren, mußte uns rühren und zugleich zum Lachen reizen, wenn ſie die »Opfer«, welche ſie fortwährend bringe, mit gutmüthiger Prahlerei aufzählte. Letzte Oſtern, erzählte ſie, habe er ein roth und gelbes Kattunfoulard von ihr erhalten, auf Pfingſten ein Paar Schuh und zu Neujahr hätte ſie ihm ein Paar wollene Strümpfe und eine Pelzkappe bereit, dem miſerablen Kerl, dem Knirps, dem Milchſuppengeſicht! Seit drei Jahren hätte er an zwei Louisd'or nach und nach von ihr empfangen, der Seuberling, die elende Krautſtorze. Aber für Alles müſſe er ihr eine Beſcheinigung zuſtellen, denn ſo wahr ſie lebe, müſſe ihr Mann, der Landſtreicher, ihr jeden Liar erſetzen, wenn er ſich nur einmal ſehen ließe. Die Beſcheinigungen ihres Sohnes, des Stuhlbeines, ſeien ſehr ſchön, denn derſelbe könne beſſer ſchreiben als der eidgenöſſiſche Staatskanzler, auch blaſe er die Clarinette gleich einer Nachtigall, daß man weinen müſſe, wenn man ihm zuhöre. Allein er ſei ein ganz miſerabler Burſche, denn Nichts gedeihe bei ihm, und ſo viel Speck und Kartoffeln er auch verſchlinge, wenn er mit ſeinem Meiſter bei den Bauern auf Kundſchaft gehe, Nichts helfe es und er bleibe mager grün und bleich, wie eine Rübe. Ein Mal habe er die Idee gehabt, zu heirathen, da er nun doch dreißig Jahr alt ſei. Da ſie aber nun gerade ein Paar Strümpfe für ihn fertig gehabt, habe ſie ſelbige unter den Arm genommen, auch eine Wurſt gekauft, und ſei auf das Dorf hinaus gerannt, um ihm die ſaubere Idee auszutreiben. Bis er die Wurſt fertig gegeſſen, habe er auch ſich endlich in ſein Schickſal ergeben, und nachher habe er noch auf das Schönſte die Clarinette geblaſen. Er könne nähen wie der Teufel, ſo wie auch ſein Vater nicht auf den Kopf gefallen ſei, und die beſten Garnhäspel zu machen verſtehe weit und breit; allein es wäre einmal ein böſes Blut in dieſen verteufelten Burſchen und daher müſſe der junge Seuberling im Zaume gehalten und mit dem Heirathen vorſichtig verfahren werden. Sie lobte das Eſſen unaufhörlich und pries jeden Biſſen mit den überſchwänglichſten Worten, nur bedauernd, daß ſie ihrem Galgenſtrick nichts davon geben könne, obſchon er es nicht verdiene. Dazwiſchen brachte ſie die Geſchichte von drei oder vier Meiſterfamilien an, bei denen ihr Söhnchen gearbeitet, die unſchuldigen Zerwürfniſſe mit denſelben und luſtige Vorfälle, welche ſich in den Dörfern ereignet, wo Meiſter und Geſelle geſchneidert hatten, ſo daß die Schickſale einer großen Menge unſer Mahl würzten, ohne daß dieſe etwas davon ahnte. Nach dem Eſſen nahm die Frau, durch ein paar Gläſer Wein luſtig geworden, meine Flöte und ſuchte darauf zu blaſen, gab ſie dann mir und bat mich, einen Tanz aufzuſpielen. Als ich dies that, faßte ſie ihre Sonntagsſchürze und tanzte ein Mal zierlich durch die Stube herum, wir kamen aus dem Lachen nicht heraus und waren Alle höchſt zufrieden. Sie ſagte, ſeit ihrer Hochzeit habe ſie nicht mehr getanzt, es ſei doch der ſchönſte Tag ihres Lebens wenn ſchon der Hochzeiter ein Lumpenhund geweſen; und am Ende müſſe ſie dankbar bekennen, daß der liebe Gott es immer gut mit ihr gemeint und für ihr Brot geſorgt, auch ihr noch jederzeit eine fröhliche Stunde gegönnt habe; ſo hätte ſie noch geſtern nicht gedacht, daß ſie einen ſo vergnügten Weihnachtstag erleben würde. Dadurch wurden die beiden Frauen veranlaßt, ernſthaftere und zufriedene Betrachtungen anzuſtellen, indeſſen ich Gelegenheit hatte, einen Blick in das Leben einer Wittwe zu werfen, welche aus ihrem Sohne einen Mann machen möchte und hierzu nichts thun kann, als demſelben Strümpfe zu ſtricken. Auch mußte ich geſtehen, daß meine Lebensverhältniſſe, welche mir oft arm und verlaſſen ſchienen, wahrhaftes Gold waren im Vergleich zu der dürftigen Verlaſſenheit und Getrenntheit, in welcher die Wittwe und ihr armer magerer Sohn lebten und die mir wie ſchlechtes Blei vorkamen.

Achtes Kapitel.

Einige Wochen nach Neujahr, als ich eben den Frühling herbei wünſchte, erhielt ich vom Dorfe aus die Kunde, daß mehrere Ortſchaften jener Gegend ſich verbunden hätten, dieſes Jahr zuſammen die Faſtnachtsbeluſtigungen durch eine großartige dramatiſche Schauſtellung zu verherrlichen. Die ehemalige katholiſche Faſchingsluſt hat ſich nämlich als allgemeine Frühlingsfeier bei uns erhalten, und ſeit einer Reihe von Jahren haben ſich die derben Volksmummereien nach und nach in vaterländiſche Aufführungen unter freiem Himmel verwandelt, an welchen erſt nur die reifere Jugend, dann aber auch fröhliche Männer Theil nahmen; bald wurde eine Schweizerſchlacht dargeſtellt, bald eine Handlung aus dem Leben berühmter Schweizerhelden, und nach dem Maßſtabe der Bildung und des Wohlſtandes einer Gegend wurden ſolche Aufzüge mit mehr oder weniger Ernſt und Aufwand vorbereitet und ausgeführt. Einige Ortſchaften waren ſchon berühmt und jedesmal ſtark beſucht durch dieſelben, andere ſuchten es zu werden. Mein Heimathdorf war nebſt ein paar anderen Dörfern von einem benachbarten Marktflecken eingeladen worden zu einer großen Darſtellung des Wilhelm Tell, und in Folge deſſen war ich wieder durch meine Verwandten aufgefordert worden, hinaus zu kommen und an den Vorbereitungen Theil zu nehmen, da man mir manche Einſicht und Fertigkeit beſonders als Maler zutraute, um ſo mehr, als unſer Dorf in einer faſt ausſchließlichen Bauerngegend lag und in ſolchen Dingen wenig Gewandtheit beſaß. Ich war vollſtändig Herr meiner Zeit, auch war eine Unterbrechung zu ſolchem Zwecke zu ſehr im Geiſte meines Vaters, als daß die Mutter dagegen Bedenken erhoben hätte; alſo ließ ich es mir nicht zwei Mal ſagen und ging jede Woche für einige Tage hinaus, wobei mir ſchon das ſtete Wandern zu dieſer Jahreszeit, manchmal durch die ſchneebedeckten Felder und Wälder, die größte

Freude machte. Ich ſah nun das Land auch im Winter, die Winterbeſchäftigungen und Winterfreuden der Landleute und wie dieſelben dem erwachenden Frühling entgegengehen.

Man legte der Aufführung Schiller's Tell zu Grunde, welcher in einer Volksſchulausgabe vielfach vorhanden war und welchem nur die Liebesepiſode zwiſchen Bertha von Brunneck und Ulrich von Rudenz fehlte. Das Buch iſt den Leuten ſehr geläufig, denn es drückt auf eine wunderbar richtige Weiſe die ſchweizeriſche Geſinnung aus, und beſonders der Charakter des Tell entſpricht ganz der Wahrheit und dem Leben, und wenn Börne darin nur ein ſelbſtſüchtiges und philiſtröſes Ungeheuer finden konnte, ſo ſcheint mir dies ein Beweis zu ſein, wie wenig die krankhafte Empfindſamkeit der Unterdrückten geeignet iſt, die Art und Weiſe unabhängiger Männer zu begreifen. Weitaus der größere Theil der Theilnehmer ſollte als Hirten, Bauern, Fiſcher, Jäger das Volk darſtellen und in ſeiner Maſſe von Schauplatz zu Schauplatz ziehen, wo die Handlung vor ſich ging, getragen durch Solche, welche ſich zu einem kühnen Auftreten für berufen hielten; in den Reihen des Volks nahmen auch junge Mädchen Theil, sich höchſtens in den gemeinſchaftlichen Geſängen äußernd, während die handelnden Frauenrollen blühenden Jünglingen übertragen waren. Es ſollte nur vorgeführt werden, was wirklich geſchichtlich iſt, mit Weglaſſung aller Vorbereitungen und dramatiſchen Zwiſchenſpiele, das Geſchichtliche aber mit dem Schiller'ſchen Perſonal und Dialog, außerdem aber auch ſeine poetiſche Färbung über dem Ganzen walten. Der Schauplatz der eigentlichen Handlung war auf alle Ortſchaften vertheilt, je nach ihrer Eigenthümlichkeit, ſo daß dadurch ein feſtliches Hin- und Herwogen der koſtümirten Menge und der Zuſchauermaſſen bedingt wurde.

Ich erwies mich als brauchbar bei den Vorbereitungen und wurde mit manchen Geſchäften betraut, welche in der Stadt zu beſorgen waren. Ich ſtöberte alle Magazine durch, wo ſich etwa Flitter- und Maskenwerk vorfinden mochte und ſuchte das Tauglichſte vorzuſchlagen, beſonders da andere Beauftragte geneigt waren, zuerſt nach dem Grellen und Auffallenden zu greifen. Ja ich kam ſogar mit den Beamten der Republik in Berührung und fand Gelegenheit, mich als einen tapferen Vertreter meiner Landesgegend zu zeigen, da mir die Auswahl und Uebernahme der alten Waffen übergeben wurde, welche die Regierung unter der Bedingung treuer Sorgfalt bewilligte. Weil aber gerade diesmal mehrere ähnliche Feſte ſtattfanden, ſo mußten beinahe alle Vorräthe geräumt werden, und nur die werthvollſten Trophäen, an welche ſich beſtimmte Erinnerungen knüpften, blieben zurück. Ueberdies ſtritten ſich die Abgeordneten der Gemeinden um die Waffen, alle wollten daſſelbe haben, obſchon es nicht für alle ſich ſchickte; eine Anzahl großer Schlachtſchwerter und Morgenſterne, welche ich für meine Eidgenoſſen ausgeſucht, wollte mir von einem Gegner durchaus abgerungen werden, ungeachtet ich ihm vorſtellte, daß er für den Schwabenkrieg, aus welchem ſeine Leute eine Schlacht ſpielen wollten, ganz anderer Gegenſtände bedürfe. Ich berief mich endlich auf den Zeugwart, welcher mir Recht gab, und der anſehnliche ſtarke

Wirth aus den Dörfern, welcher hinter mir ſtand, um die Sachen wegzuführen, triumphirte und reſpectirte mich freundlich. Allein die Gegner hielten mich nun für einen gefährlichen Burſchen, der das Beſte vorwegnähme, und gingen mir auf Schritt und Tritt nach in dem alten Zeughauſe, gerade das auserſehend, was ich in's Auge faßte, ſo daß ich nur mit der äußerſten Beharrlichkeit noch einen Wagen voll Eiſenhüte und Hellebarden für meine reiſigen Tyrannenknechte zur Seite brachte. So kam ich mir ſehr wichtig vor, als ich mit den Aufſehern das Verzeichniß der verabfolgten Sachen feſtſtellte, obgleich der Wirth der eigentliche Gewährsmann war und daſſelbe unterſchrieb.

Dann hatte ich wieder auf dem Lande vollauf zu thun und begab mich mit einigen Packeten Farbſtoff und mächtigen Pinſeln hinaus, um ein ſchönes neues Bauernhaus an der Straße noch völlig in Stauffacher's Wohnung umzuwandeln mittelſt bunter Zierrathen und Sprüche; denn nicht nur ſollte da die Unterredung zwiſchen Stauffacher und ſeinem Weibe ſtattfinden, ſondern der Zwingherr vorher ſelbſt heranreiten und ſeine böſe Harrangue loslaſſen.

Im Hauſe des Oheims war ich ein eigentliches Factotum und eifrig beſtrebt, die Kleidung der Söhne ſo hiſtoriſch als möglich zu machen und die Töchter, welche ſich ſehr modern aufputzen wollten, von ſolchem Beginnen abzuhalten. Mit Ausnahme der Braut wollten ſich alle Kinder des Oheims betheiligen und ſie ſuchten auch Anna zu überreden, welche überdies von dem leitenden Ausſchuſſe dringend eingeladen war. Allein ſie wollte ſich durchaus nicht dazu verſtehen, ich glaube nicht nur aus Zaghaftigkeit, ſondern auch ein wenig aus Stolz, bis der Schulmeiſter, für dieſe Veredlung der alten roheren Spiele durchaus begeiſtert, ſie entſchieden aufforderte, auch das Ihrige beizutragen. Nun war aber die große Frage, was ſie vorſtellen ſollte; ihre Feinheit und Bildung ſollte dem Feſte zur Zierde gereichen, während doch alle hervorragenden Frauenrollen jungen Männern zu Theil geworden. Ich hatte mir aber längſt etwas für ſie ausgedacht und überzeugte bald meine Baſen und den Schulmeiſter von der Trefflichkeit meines Vorſchlages. Obgleich die Rolle der Bertha von Brunneck gänzlich wegfiel, ſo konnte ſie doch als ſtumme Perſon das ritterliche Gefolge Geßler's verherrlichen. Dieſes war ſonſt vom Volkshumor ziemlich ſchofel und wild, und beſonders der Tyrann ſehr fratzenhaft und lächerlich dargeſtellt worden; dagegen hatte ich nun durchgeſetzt, daß der Aufzug des Landvogts recht glänzend und herriſch ſein müſſe, weil der Sieg über einen elenden Widerſacher nichts Abſonderliches ſei. Ich ſelbſt hatte den Rudenz übernommen, auch ſein Verhältniß zum Attinghauſen fiel weg und erſt am Schluſſe hatte »er zum Volke überzugehen«, ſo daß mir viel Freiheit und Zeit zu mancher Aushülfe und vor Allem wenig zu ſprechen blieb. Einer der Vettern machte Rudolph den Harras und Anna konnte alſo ſich im Schutze von zwei Verwandten befinden. Zufällig war die Originalausgabe von Schiller gar nicht bekannt im Hauſe, und ſelbſt der Schulmeiſter las dieſen Dichter nicht, weil ſeine Bildung nach anderen Seiten hin ſtrebte; alſo ahnte kein Menſch die Beziehungen, welche ich in meinen Plan legte, und Anna ging arglos in die ihr geſtellte Falle. Das Schwerſte war, ſie zum Reiten zu bringen; ein kugelrunder gemüthlicher Schimmel ſtand im Stalle meines Oheims, welcher nie Jemandem ein Haar gekrümmt hatte und auf welchem der Oheim über Land zu reiten pflegte. Auf dem Boden befand ſich ein vergeſſener Damenſattel aus der alten Zeit; dieſer wurde mit rothem Plüſch neu bezogen, welchen man einem ehrwürdigen Lehnſtuhle entnahm, und als Anna zum erſten Mal ſich darauf ſetzte, ging es ganz trefflich, beſonders da der reitkundige Nachbar Müller einige Anleitung gab, und Anna fand zuletzt großes Vergnügen an dem guten Schimmel. Eine mächtige hellgrüne Damaſtgardine, welche einſt ein Himmelbett umgeben hatte, wurde zerſchnitten und in ein Reitkleid umgewandelt; auch beſaß der Schulmeiſter als ein altes Erbſtück eine Krone von ſilbernem Flechtwerke, wie ſie ehemals die Bräute getragen; Anna's goldglänzendes Haar wurde nur zunächſt der Schläfe zierlich geflochten, unterhalb aber in ſeiner ganzen Länge frei ausgebreitet und dann die Krone aufgeſetzt, auch ein breites goldenes Halsband umgethan, auf meinen Rath einige Ringe über die weißen Handſchuhe geſteckt, und als ſie zum erſten Mal dieſen ganzen Anzug probirte, ſah ſie nicht nur aus wie ein Ritterfräulein, ſondern wie eine Feenkönigin, und das ganze Haus war in ihren lieblichem Anblick verloren. Aber jetzt weigerte ſie ſich auf's Neue, an dem Spiele Theil zu nehmen, weil ſie ſich ſelber ſo fremd vorkam, und wenn nicht die ganze Bevölkerung in ihren ehrbarſten Familien bei der Sache geweſen wäre, ſo hätte man ſie nicht dazu gebracht. Unterdeſſen hatte ich nicht geruht, und mit meinen Herren Vettern ein wenig in's Sattlerhandwerk gepfuſcht, indem wir die nicht ſehr ſauberen Zügelriemen des Oheims mit rothem Seidenzeuge umnähten, welches wir von einem Juden billig gekauft; denn Anna's Hände ſollten das alte Lederwerk nicht unmittelbar berühren.

Meinen eigenen Anzug hatte ich längſt in Ordnung gebracht und denſelben grün und jägermäßig gewählt, da dadurch eine größere Einfachheit möglich war für meine geringen Mittel. Doch war er noch erträglich getreu, eine große zimmetfarbene Decke, ohne Beſchädigung in einen faltenreichen Mantel umgewandelt, verhüllte die Unvollkommenheiten; auf dem Rücken trug ich eine Armbruſt und auf dem Kopfe einen grauen Filz. Allein da der Menſch immer eine ſchwache Seite haben muß, ſo ſchnallte ich den langen Toledodegen um aus der Dachkammer; ich hatte alle Anderen zu hiſtoriſcher Treue ermahnt, hatte zeitgemäße Waffen in Menge ſelbſt aus dem Zeughauſe geholt und doch wählte ich dieſen ſpaniſchen Bratſpieß, ohne daß ich mir heute klar machen kann, was ich mir dabei dachte!

Der wichtige und erſehnte Tag brach an mit dem allerſchönſten Morgen; der Himmel war ganz wolkenlos, es war in dieſem Hornung ſchon ſo warm, daß die Bäume anfingen auszuſchlagen und die Wieſen grünten. Mit Sonnenaufgang, als eben der Schimmel an dem funkelnden Flüßchen ſtand und gewaſchen wurde, tönten Alpenhörner und Heerdengeläute durch das Dorf herab und ein Zug von mehr als hundert prächtigen Kühen, bekränzt und mit Schellen verſehen, kam heran, begleitet von einer großen Menge junger Burſche und Mädchen, um das Thal hinauf zu ziehen in die anderen Dörfer und ſo eine Bergfahrt vorzuſtellen. Die Leute hatten nur ihre altherkömmliche Sonntagstracht anzuziehen gebraucht, mit Ausſchluß aller eingedrungenen Neuheiten und Hinzufügung einiger Prachtſtücke ihrer Aeltern oder Großältern, um ganz feſtlich und maleriſch auszuſehen, und der ſtärkſte Anachronismus waren die kurzen Pfeifen, welche die Burſche unbekümmert im Munde trugen. Die friſchen Hemdärmel der Jünglinge und Mädchen, ihre rothen Weſten und blumigen Mieder leuchteten weithin in frohem Gewimmel, und als ſie vor unſerem Hauſe und der benachbarten Mühle anhielten und unter den Bäumen plötzlich das bunteſte Gewühl entſtand, von Geſang, Jauchzen und Gelächter begleitet, als ſie mit lautem Grüßen einen Frühtrunk verlangten, da fuhren wir vom reichlichen Frühſtück, um welches wir, mit Ausnahme Anna's, ſchon angekleidet verſammelt waren, luſtig auf und die Freude überraſchte uns in ihrer Wirklichkeit viel gewaltiger und feuriger, als wir bei aller Erwartung darauf gefaßt waren. Schnell begaben wir uns mit den bereitgehaltenen Weingefäßen und einer Menge Gläſer in das Gewimmel, der Oheim und ſeine Frau mit großen Körben voll ländlichen Backwerkes. Dieſer erſte Jubel, weit entfernt eine frühe Erſchöpfung zu bedeuten, war nur der ſichere Vorbote eines langen Freudentages und noch herrlicherer Dinge. Die Muhme prüfte und pries das ſchöne Vieh, ſtreichelte und kraute berühmte Kühe, welche ihr wohlbekannt waren, und machte tauſend Späße mit dem jungen Volke; der Oheim ſchenkte unaufhörlich ein, ſeine Töchter boten die Gläſer herum und ſuchten die Mädchen zum Trinken zu überreden, während ſie wohl wußten, daß ihr ehrſames Geſchlecht am frühen Morgen keinen Wein trinkt. Deſto munterer ſprachen die Hirtinnen den ſchmackhaften Kuchen zu und verſorgten mit denſelben die vielen Kinder, welche nebſt ihren Ziegen den Zug vergrößerten. In der Mitte des Gedränges ſtießen wir auf die Müllersleute, welche den Feind von der anderen Seite her angegriffen hatten, angeführt vom jungen Müller, der als geharniſchter Reiter ſchwer einherklirrte und ſein verjährtes Eiſengewand andächtig verehren und betaſten ließ. Auf einmal zeigte ſich Anna, ſchüchtern und verſchämt; doch ihre Zaghaftigkeit ward von der Gewalt der allgemeinen Freude ſogleich vernichtet und ſie war in einem Augenblicke wie umgewandelt. Sie lächelte ſicher und wohlgemuth, ihre Silberkrone blitzte in der Sonne, ihr Haar wehte und flatterte ſchön im Morgenwind und ſie ging ſo anmuthig und ſicher in ihrem aufgeſchürzten Reitkleide, das ſie mit den ringgeſchmückten Händen hielt, als ob ſie ihr Lebenlang ein ſolches getragen hätte. Sie mußte überall herumgehen und wurde mit ſtaunender Bewunderung begrüßt. Endlich aber bewegte ſich der Zug weiter und mit ſeinem Aufbruche theilte ſich auch unſer Hausſtand. Die zwei jüngeren Baſen und zwei ihrer Brüder ſchloſſen ſich demſelben an, die verlobte Schweſter und der Schulmeiſter ſetzten ſich in ein leichtes Fuhrwerk, um als Zuſchauer ihren eigenen Weg zu fahren und uns gelegentlich zu treffen, auch um Anna aufzunehmen, im Falle ihr die Sache nicht zuſagen würde. Der Oheim und die Frau blieben zu Hauſe, um andere Herumſchwärmer zu bewirthen und abwechſelnd etwa ſich in der Nähe umzuſehen. Anna, Rudolph der Harras und ich aber ſetzten uns nun zu Pferde, eſcortirt von dem klirrenden Müller. Dieſer hatte für mich unter ſeinen Pferden einen ehrlichen Braunen ausgeſucht und über den Sattel zu mehrerer Sicherheit einen Schafpelz geſchnallt. Doch kümmerte ich mich im mindeſten nicht um die Reitkunſt und da auch kein Menſch ſich um dergleichen bekümmerte, ſo ſchwang ich mich ganz unbefangen auf den Braunen und tummelte denſelben mit einer Keckheit herum, die ich jetzt gar nicht mehr begreiſe. Auf dem Lande kann Jedermann reiten, der von einem dreſſirten Pferde herunterfallen würde. So ritten wir ſtattlich das Dorf hinauf und gaben nun ſelbſt ein Schauſpiel für die Leute, welche zurückblieben, und für eine Menge Kinder, welche uns nachlieſen, bis eine andere Gruppe ihre Aufmerkſamkeit erregte. Vor dem Dorfe ſahen wir es bunt und ſchimmernd von allen Seiten her ſich bewegen, und als wir eine viertel Stunde weit geritten waren, kamen wir an eine Schenke an einer Kreuzſtraße, vor welcher die ſechs barmherzigen Brüder ſaßen, welche den Geßler wegtragen ſollten. Dies waren die luſtigſten Burſche der Umgegend, hatten ſich unter den Kutten ungeheure Bäuche gemacht und ſchreckliche Bärte von Werg umgebunden, auch die Naſen roth gefärbt; ſie gedachten den ganzen Tag ſich auf eigene Fauſt herumzutreiben und ſpielten gegenwärtig Karten mit großem Halloh, wobei ſie andere Spielkarten aus den Kapuzen zogen und ſtatt der Heiligen an die Leute austheilten. Auch führten ſie große Proviantſäcke mit ſich und ſchienen ſchon ziemlich angeglüht, ſo daß wir für die Feierlichkeit ihrer Verrichtung bei Geßler's Tod etwas beſorgt wurden. Im nächſten Dorf ſahen wir den Arnold von Melchthal ruhig einem Stadtmetzger einen Ochſen verkaufen, wozu er ſchon ſeine alte Tracht trug; dann kam ein Zug mit Trommel und Pfeife und mit dem Hut auf der Stange, um in der Umgegend das höhniſche Geſetz zu verkünden. Denn dies war das Schönſte bei dem Feſte, daß man ſich nicht an die theatraliſche Einſchränkung hielt, daß man es nicht auf Ueberraſchung abſah, ſondern ſich frei herum bewegte und wie aus der Wirklichkeit heraus und wie von ſelbſt an den Orten zuſammentraf, wo die Handlung vor ſich ging. Hundert kleine Schauſpiele entſtanden dazwiſchen und überall gab es was zu ſehen und zu lachen, während doch bei den wichtigen Vorgängen die ganze Menge andächtig und geſammelt zuſammentraf. Schon war unſer Zug anſehnlich gewachſen, um mehrere Berittene und auch durch Fußvolk verſtärkt, welche Alle zu dem Ritterzuge gehörten; wir kamen an eine neue Brücke, die über einen großen Fluß führt; von der anderen Seite näherte ſich ein großer Theil der Bergfahrt, um das Vieh nach Hauſe zu bringen und nachher wieder als Volk zu erſcheinen. Nun war ein knauſeriger Zolleinnehmer auf der Brücke, welcher durchaus von Kühen und Pferden den Zoll erheben wollte, gemäß dem Geſetze; er hatte den Schlagbaum heruntergelaſſen und ließ ſich durchaus nicht bereden, diesmal von ſeiner Forderung abzuſtehen, indem man jetzt nicht eingerichtet und aufgelegt ſei, dieſe Umſtändlichkeiten zu befolgen. Es entſtand ein großes Gedränge, ohne daß man jedoch wagte, mit Gewalt durchzukommen. Da erſchien unverſehens der Tell, welcher mit ſeinem Knaben einſam ſeines Weges ging. Es war ein berühmter feſter Wirth und Schütze, ein angeſehener und zuverläſſiger Mann von etwa vierzig Jahren, auf welchen die Wahl zum Tell unwillkürlich und einſtimmig gefallen war. Er hatte ſich in die Tracht gekleidet, in welcher ſich das Volk die alten Schweizer ein für allemal vorſtellt, roth und weiß mit vielen Puffen und Litzen, roth und weiße Federn auf dem eingekerbten roth und weißen Hütchen. Ueberdies trug er noch eine ſeidene Schärpe über der Bruſt und wenn dies Alles nichts weniger als dem einfachen Waidmann angemeſſen war, ſo zeigte doch der Ernſt des Mannes, wie ſehr er das Bild des Helden in ſeinem Sinn durch dieſen Pomp ehrte: denn in dieſem Sinne war der Tell nicht nur ein ſchlichter Jäger, ſondern auch ein politiſcher Schutzpatron und Heiliger, der nur in den Farben des Landes, in Sammet und Seide, mit wallenden Federn denkbar war. Der Schnitt ſeines Kleides war aus dem ſechszehnten Jahrhundert, ſo wie er überhaupt als alte Schweizertracht noch bei dem Volke gilt und aus den letzten großen Heldentagen der Schweizer herrührt. Sie pflegten ſich mit einer Laſt von Federn zu ſchmücken und ſonſt großen Aufwand zu treiben aus Beute und fremdem Gold und gingen ſo in den Tod für fremde Herren. Aber in ſeiner braven Einfalt ahnte unſer Tell die Ironie ſeines prächtigen Anzuges nicht: er trat mit ſeinem eigenen Knaben, der wie eine Art Genius aufgeputzt war, beſonnen auf die Brücke und fragte nach der Verwirrung. Als man ihm die Gründe angab, ſetzte er dem Zöllner auseinander, daß er gar kein Recht habe, den Zoll zu erheben, indem ſämmtliche Thiere nicht aus der Ferne kämen oder dahin gingen, ſondern als im gewöhnlichen Verkehr zu betrachten ſeien. Der Zollmann aber, erpicht auf die vielen Kreuzer, beharrte ſpitzfindig darauf, daß die Thiere in einem großen Zuge los und ledig auf der Straße getrieben würden und gar nicht vom Felde kämen, alſo er den Zoll zu fordern berechtigt ſei. Hierauf faßte der wackere Tell den Schlagbaum, drückte ihn wie eine leichte Feder in die Höhe und ließ Alles durchpaſſiren, die Verantwortung auf ſich nehmend. Die Bauern ermahnte er, ſich zeitig wieder einzufinden, um ſeinen Thaten zuzuſehen, uns Rittersleute aber grüßte er kalt und ſtolz und er ſchien uns auf unſeren Pferden für wirkliches Tyrannengeſindel anzuſehen, ſo ſehr war er in ſeine Würde vertieft.

Endlich gelangten wir in den Marktflecken, welcher für heute unſer Altorf war. Als wir durch das alte Thor ritten, fanden wir das winzige Städtchen, welches nur einen mäßigen Platz bildete, ſchon ganz belebt, voll Muſik, Fahnen und Tannenreiſer an allen Häuſern. Eben ritt Herr Geßler hinaus, um in der Umgegend einige Unthaten zu begehen, und nahm den Müller und den Harras mit; ich ſtieg mit Anna vor dem Rathhauſe ab, wo die übrigen Herrſchaften verſammelt waren, und begleitete ſie in den Saal, wo ſie von dem Ausſchuſſe und den verſammelten Gemeinderathsfrauen bewunderungsvoll begrüßt wurde. Ich war hier nur wenig bekannt und lebte nur in dem Glanze, welchen Anna auf mich warf. Jetzt kam auch der Schulmeiſter angefahren mit ſeiner Begleiterin; ſie geſellten ſich zu uns, nachdem das Gefährt nothdürftig untergebracht, und erzählten, wie ſoeben auf der Landſchaft dem jungen Melchthal die Ochſen vom Pfluge genommen, er flüchtig geworden und ſein Vater gefangen worden ſei, wie die Tyrannen überhaupt ihren Spuk trieben und vor dem Stauffacher'ſchen Hauſe merkwürdige Scenen ſtattgefunden hätten vor vielen Zuſchauern. Dieſe ſtrömten auch bald zum Thore herein; denn obgleich nicht Alle überall ſein wollten, ſo begehrte doch die größere Zahl die ehrwürdigen und bedeutungsvollen Hauptbegebenheiten zu ſchauen und vor Allem den Tellenſchuß. Bereits ſahen wir auch aus dem Fenſter des Rathhauſes die Spießknechte mit der verhaßten Stange ankommen, dieſelbe mitten auf dem Platze aufpflanzen und unter Trommelſchlag das Geſetz verkünden.

Der Platz wurde jetzt geräumt, das ſämmtliche Volk, mit und ohne Koſtüm, an die Seiten verwieſen und vor allen Fenſtern, auf Treppen, Galerien und Dächern wimmelte die Menge. Bei der Stange gingen die beiden Wachen auf und ab, jetzt kam der Tell mit ſeinem Knaben über den Platz gegangen, von rauſchendem Beifall begrüßt; er hielt das Geſpräch mit dem Kinde nicht, ſondern wurde bald in den ſchlimmen Handel mit den Schergen verwickelt, dem das Volk mit geſpannter Aufmerkſamkeit zuſah, indeſſen Anna und ich nebſt anderm zwingherrlichen Gelichter uns zur Hinterthür hinaus begaben und zu Pferde ſtiegen, da es Zeit war, uns mit dem Geßler'ſchen Jagdzuge zu vereinigen, der ſchon vor dem Thore hielt. Wir ritten nun unter Trompetenklang herein und fanden die Handlung in vollem Gange, den Tell in großen Nöthen und das Volk in lebhafter Bewegung und nur zu geneigt, den Helden ſeinen Drängern zu entreißen. Doch als der Landvogt ſeine Reden begann, wurde es ſtill. Die Rollen wurden nicht theatraliſch und mit Geberdenſpiel geſprochen, ſondern mehr wie die Reden in einer Volksverſammlung, laut, eintönig und etwas ſingend, da es doch Verſe waren; man konnte ſie auf dem ganzen Platze vernehmen, und wenn Jemand, eingeſchüchtert, nicht verſtanden wurde, ſo rief das Volk: »lauter, lauter!« und war höchſt zufrieden, die Stelle noch einmal zu hören, ohne ſich die Illuſion ſtören zu laſſen. So erging es auch mir, als ich Einiges zu ſprechen hatte; ich wurde aber glücklicher Weiſe durch einen komiſchen Vorgang unterbrochen. Es trieben ſich nämlich ein Dutzend Vermummte der alten Sorte herum, arme Teufel, welche weiße Hemden über ihre ärmlichen Kleider gezogen hatten, ganz mit bunten Läppchen beſetzt, auf dem Kopfe trugen ſie hohe kegelförmige Papiermützen, mit Fratzen bemalt und vor dem Geſicht ein durchlöchertes Tuch. Dieſer Anzug war ſonſt die allgemeine Vermummung geweſen zur Faſtnachtszeit und in derſelben allerlei Späße getrieben worden; er ſcheint von der löblichen Tracht herzurühren, in welcher einſt die verurtheilten Ketzer verhöhnt wurden und welche nachher in den Faſtnachtsſpielen ſich erhielt. Die armen Kerle waren den neueren Spielen nicht grün, da ſie in dieſer ſeltſamen Maskirung ſich Gaben zu ſammeln gewohnt und daher für deren Erhaltung begeiſtert waren. Sie ſtellten gewiſſermaßen den Rückſchritt und die Verkommenheit vor und tanzten jetzt wunderlich genug mit Pritſchen und Beſen umher. Beſonders zwei derſelben ſtörten das Schauſpiel, als ich eben reden ſollte, indem ſie einander am Rücktheile des Hemdes herumzerrten, welches mit Senf beſtrichen war. Jeder hielt eine Wurſt in der Hand und rieb ſie, indem er ſie aß, an dem Hemde des Andern, während ſie fortwährend ſich im Kreiſe herumdrehten, wie zwei Hunde, die einander nach dem Schwanze ſchnappen. Auf dieſe Weiſe tanzten ſie zwiſchen Geßler und Tell vorbei und glaubten Wunder was zu thun in ihrer Unwiſſenheit; auch erfolgte ein ſchallendes Gelächter, indem das Volk im erſten Augenblicke ſeinen alten Rücken nicht widerſtehen konnte. Doch alſobald erfolgten auch derbe Püffe und Stöße mit Schwertknäufen und Partiſanen, die erſchrockenen Spaßmacher ſuchten ſich unter die

Zuſchauer zu retten, wurden aber überall mit Gelächter zurückgeſtoßen, ſo daß ſie längs der fröhlichen Reihen kein Unterkommen fanden und ängſtlich umherirrten, mit zerzauſten Mützen und furchtſam ihre Verhüllung an das Geſicht drückend, damit ſie nicht erkannt würden. Anna empfand Mitleiden mit ihnen und beauftragte Rudolph den Harras und mich, den mißhandelten Fratzen einen Ausweg zu verſchaffen, und ſo wurde ich meiner Rede enthoben. Dies ſtörte übrigens nicht, da man gar nicht die Worte zählte und manchmal ſogar die Schiller'ſchen Jamben mit eigenen Kraftausdrücken verzierte, ſo wie es die Bewegung eben mit ſich brachte. Doch machte ſich der Volkshumor im Schooße des Schauſpieles ſelbſt geltend, als es zum Schuſſe kam. Hier war ſeit undenklichen Zeiten, wenn bei Aufzügen die That des Tell auf derbe Weiſe vorgeführt wurde, der Scherz üblich geweſen, daß der Knabe während des Hin- und Herredens den Apfel vom Kopfe nahm und zum großen Jubel des Volkes gemüthlich verſpeiſte. Dies Vergnügen war auch hier wieder eingeſchmuggelt worden, und als Geßler den Jungen grimmig anfuhr, was das zu bedeuten hätte, erwiederte dieſer keck: Herr! Mein Vater iſt ein ſo guter Schütz, daß er ſich ſchämen würde, auf einen ſo großen Apfel zu ſchießen! Legt mir einen auf, der nicht größer iſt, als Euere Barmherzigkeit und der Vater wird ihn um ſo beſſer treffen! Als der Tell ſchoß, ſchien es ihm faſt leid zu thun, daß er nicht ſeine Kugelbüchſe zur Hand hatte und nur einen blinden Theaterſchuß abſenden konnte. Doch zitterte er wirklich und unwillkürlich, indem er anlegte, ſo ſehr war er von der Ehre durchdrungen, dieſe geheiligte Handlung darſtellen zu dürfen. Und als er dem Tyrannen den zweiten Pfeil drohend unter die Augen hielt, während alles Volk in athemloſer Beklemmung zuſah, da zitterte ſeine Hand wieder mit dem Pfeile, er durchbohrte den Geßler mit den Augen und ſeine Stimme erhob ſich einen Augenblick lang mit ſolcher Gewalt der Leidenſchaft, daß Geßler erblaßte und ein Schrecken über den ganzen Markt fuhr. Dann verbreitete ſich ein frohes Gemurmel, tief tönend, man ſchüttelte ſich die Hände und ſagte, der Wirth wäre ein ganzer Mann und ſo lange wir ſolche hättet, thue es nicht Noth! Doch ward der wackere Mann einſtweilen gefänglich abgeführt und die Menge ſtrömte aus dem Thore nach verſchiedenen Seiten, theils um anderen Scenen beizuwohnen, theils um ſich ſonſt vergnüglich umher zu treiben. Viele blieben auch im Orte, um dem Klange der Geigen nachzugehen, welche da und dort ſich hören ließen. Auf die Mittagsſtunde machte ſich aber Alles bereit, auf dem Grütli einzutreffen, wo der Bund beſchworen wurde, mit Weglaſſung der Schiller'ſchen Stellen, die ſich auf die Nacht bezogen. Eine ſchöne Wieſe an dem breiten Strom, von anſteigendem Gehölz umſchloſſen, war dazu beſtimmt, wie auch der Strom überhaupt den See erſetzen mußte und den Fiſchern und Schiffsleuten zum Schauplatz diente. Anna ſetzte ſich zu ihrem Vater in das Gefährt, ich ritt neben her und ſo begaben wir uns gemächlich auf den Weg dahin, um als Zuſchauer auszuruhen und ausruhend zu genießen. Auf dem Grütli ging es ſehr ernſt und feierlich her; während das bunte Volk auf den Abhängen unter den Bäumen umherſaß, tagten die Eidgenoſſen in der Tiefe. Man ſah dort die eigentlichen wehrbaren Männer mit den großen Schwertern und Bärten, kräftige Jünglinge mit Morgenſternen und die drei Führer in der Mitte. Alles begab ſich auf das Beſte und mit vielem Bewußtſein, der Fluß wogte breit glänzend und zufrieden vorüber; nur tadelte der Schulmeiſter, daß die Jungen und die Alten bei der feierlichen Handlung keinen Augenblick die Pfeifen aus dem Munde thäten, und kaum Walter Fürſt und Stauffacher die ihrigen bei Seite gethan hätten: Melchthal aber, der viel Geld mit dem Ochſenhandel verdiente, rauchte eine Cigarre und der Pfarrer Röſſelmann ſchnupfte unaufhörlich. Das ſtörte in der That aber Niemand als den Schulmeiſter, welcher weder rauchte noch ſchnupfte.

Als der Schweizerbund unter donnerndem Zuruf des lebendigen Berges umher beſchworen war, ſetzte ſich die ganze Menge, Zuſchauer und Spieler unter einander gemiſcht, in Bewegung; der größte Theil wogte wie eine Völkerwanderung nach dem Städtchen, wo ein einfaches Mahl bereitet und faſt jedes Haus in eine Herberge umgewandelt war, ſei es für Freunde und Bekannte, ſei es für Fremde gegen einen billigen Zehrpfennig; denn ſo unbefangen, wie wir die Aufzüge des Stückes durcheinander geworfen, hielten wir auch für gut, ſie durch eine Erholungsſtunde zu unterbrechen, um nachher die gewaltſamen Schlußereigniſſe mit deſto friſcherem Muthe herbeizuführen. Der eigentliche Feſtwirth hatte in Betracht des ungewöhnlich warmen Wetters raſch den Markt, oder beſſer geſagt, den ganzen und einzigen inneren Raum des Städtchens in einen Speiſeſaal umgeſchaffen; lange Tiſchreihen waren errichtet und gedeckt für diejenigen der »Verkleideten« und ſonſtigen Ehrenperſonen, welche das gemeinſame Eſſen theilen wollten, die übrigen beſetzten die Häuſer und viele einzelne Tiſche, welche vor die Häuſer geſtellt waren. So gewann das Städtchen doch wieder das Anſehen einer einzigen Familie, aus allen Fenſtern blickten die abgeſonderten Geſellſchaften auf die große Haupttafel, und diejenigen vor den Häuſern ſahen bald wie unregelmäßige Verzweigungen derſelben aus. Den Stoff zu den lauten Geſprächen lieh die allgemeine Theaterkritik, die ſich über alle Tiſche verbreitete, und deren mündliche Artikel die Künſtler ſelbſt verfaßten. Dieſe Kritik befaßte ſich weniger mit dem Inhalte des Dramas und mit der Darſtellung deſſelben, als mit dem romantiſchen Ausſehen der Helden und mit der Vergleichung mit ihrem gewöhnlichen Behaben. Daraus entſtanden hundertfache ſcherzhafte Beziehungen und Anſpielungen, von denen kaum der Tell allein frei gehalten wurde; denn dieſer ſchien unangreifbar. Aber der Tyrann Geßler gerieth in ein ſolches Kreuzfeuer, daß er in der Hitze des Gefechtes einen kleinen Rauſch trank und ſeinen blinden Ingrimm bald auf ſehr natürliche Weiſe darzuſtellen im Stande war. Die heiterſten Scherze veranlaßten die jungen Leute, welche in Frauentracht an der Tafel ſaßen. Es waren drei oder vier Burſchen wie Milch und Blut, mit Sorgfalt gekleidet und benahmen ſich ſehr züchtig und zimpferlich; während ſie verliebter und kecker Natur und angehende Don Juans waren, ließen ſie ſich nun von ihren Cameraden, den ländlichen Cavalieren, ſpröde den Hof machen und ahmten auf's Beſte die Art ſittſamer Frauen nach. Die wirklichen Mädchen betrachteten aus der Entfernung ziemlich wohlgefällig ihre neuen Rivalinnen; doch wenn die verkleideten Schälke plötzlich ſich unter ſie miſchten und ein mädchenhaft vertrauliches Wort flüſtern wollten, fuhren ſie ſchreiend auseinander. Aber dies alles beluſtigte mich nicht ſehr, da ich mich genug um Anna zu kümmern hatte. Sie ſaß am Ehrenplatze zwiſchen ihrem Vater und dem Regierungsſtatthalter, gegenüber dem Tell und ſeiner wirklichen anweſenden Ehefrau. Nachdem ſie ſchon ihrer reizenden und vornehmen Erſcheinung wegen die allgemeine Aufmerkſamkeit erregt, machte ſich nun auch der ehrbare Ruf ihres Vaters, ihre feine Erziehung und im Hintergrunde ihr artiges Erbe geltend; ich mußte zu meiner großen Bekümmerniß ſehen, wie der Platz, wo ſie ſaß, von allerhand hoffnungsvollen Geſellen belagert wurde, ja wie alle vier Facultäten ſich beſtrebten, dem gravitätiſchen Schulmeiſter zu Geſallen zu leben. Ein friſch patentirter junger Doctor ſpielte den Erfahrenen, ein Juriſt machte Witze, ein Vicarius verdrehte die Augen und ſprach von der Poeſie, wie eine Kuh von der Muscatnuß (um das Sprüchwort zu gebrauchen), und ein rationeller Landwirth, der die Philoſophie vertrat, zog alle Augenblicke eine große Schweinsblaſe hervor, welche wenigſtens funfzig Gulden in allen Silberſorten enthielt, und ſuchte mit ſtarkem Geraſſel einige Kreuzer, um einen Aufwärter zu bezahlen. Doch Alle waren ſtattliche blühende Burſche mit einer behaglichen Zukunft; ich war arm und hatte einen Beruf gewählt, der nicht nur mit ewiger Armuth verbunden war nach meinen eigenen Begriffen und zu meinem ſtolzen Vergnügen, ſondern überhaupt bei allen dieſen Leuten nichts gelten konnte, während der Stand eines jeden der vier Hoffnungsvollen, ſelbſt wenn dieſe arm waren, großes Anſehen bei dem Volke genoß, wie Alles, was es nach ſeinen Begriffen für nothwendig hält und vom Staate controlirt oder beſoldet ſieht. Ich entdeckte daher zum erſten Mal mit Schrecken, welch' einer geſchloſſenen

Macht ich gegenüberſtand. Anna war gegen Alle gleich freundlich, ſo unbefangen und offen, wie ich ſie gar nie geſehen und am wenigſten gegen mich; aber obgleich mich gerade das hätte beruhigen ſollen und ich überdies die ungewöhnlich edle Denkart des Schulmeiſters kannte, ſo wurde es mir doch ganz heiß und ich beſchuldigte ſogleich die Weiber, daß ſie unter dem Vorwande der Selbſtverläugnung und des kindlichen Gehorſams es doch immer vorzögen, wenn auch unter heuchleriſchen Thränen, ſich unvermerkt dahin zu ſalviren, wo guter Rath und Wohlſtand wäre, und wenn ſie eine Ausnahme machten, ſo geſchähe das weniger aus Liebe, als aus Eigenſinn, welcher ſich auch in Uebertreibung und Ungeberdigkeit alſobald kund gebe! Doch kam mir kein Gedanke an einen beſonderen Vorwurf gegen Anna, weil mir Alles achtungswerth und nothwendig ſchien, was ſie that oder je thun würde, und ich entſchuldigte ſie ſogar im Voraus, wenn ſie etwa in den Fall gerathen ſollte, nach dem Willen ihres Vaters einem Angeſehenen und Reichen ihre Hand zu geben. Auch achtete ich dieſe ganze mächtige Volksſchaft zu ſehr und fühlte mich nur unbedeutend und unnütz in dieſem Augenblicke. Betrübt erhob ich mich von meinem Sitze, wo ich zufällig zwiſchen zwei fremde Perſonen gerathen war, und ſchlenderte um die Tiſche herum, meine Vettern und Baſen aufſuchend, die ſich im vollen Jubel befanden. Sie waren zu ſehr mit ihrer Freude beſchäftigt, als daß ſie meinen Trübſinn hätten bemerken können, und ich war nahe daran, in das empfindſame Mitleid mit mir ſelbſt, das ich in früheren Tagen gekannt, zu verfallen, als Margot, die Braut, welche in ſtiller Glückſeligkeit neben dem Müller ſaß, mich heranwinkte, mit freudeſtrahlenden und doch theilnehmenden Augen fragte, warum ich mich ſo einſam und düſter umhertreibe, mich mit ungewohnter Herzlichkeit beim Arme nahm und an ihrem Stuhle feſthielt. Ich hätte ſie aus Dankbarkeit umhalſen und küſſen mögen, zumal ſie mir ſo ſchön und liebenswürdig vorkam, wie früher nie. Eine Braut zur Beſchützerin zu haben, ſchien mir halb gewonnenes Spiel. Ich empfand ſogleich eine warme und treue Freundſchaft für ſie, und auch ſie ſchien froh zu ſein, die dünne Scheidewand der bisherigen Ironie zwiſchen uns fallen zu laſſen und einen ihrem künftigen Hauſe ergebenen Vetter aus mir zu machen. Sie unterhielt ſich fortwährend und angelegentlich mit mir und veranlaßte den Müller, an dem vertraulichen Geplauder Theil zu nehmen. Das that er denn auch mit freundſchaftlicher Kraft, wir wurden herzlicher und offener gegen einander, kurz, ich glaubte endlich zu meinem großen Troſte zu entdecken, daß man mich achtete und werth hielt. Zutraulich bei dieſem hübſchen Paare ſtehend, ſah ich nun ruhiger über die Verſammlung hin und rückte endlich ein Stück weiter, um mich bei dem Schulmeiſter und ſeiner Tochter einzufinden. Trotz des Verkommniſſes in der Gartenlaube war unſer Verkehr nicht ſehr fortgeſchritten, wir wechſelten kaum einige Worte, im Uebrigen blieben wir ſtill und zufrieden in unſerer gegenſeitigen Nähe, und ſelbſt heute hatten wir faſt Nichts unmittelbar zu einander geſprochen. Als ich mich nachläſſig hinter Anna's Stuhl lehnte, bot mir der Schulmeiſter, während er mit den Nachbaren ſprach, leichthin das Glas, wie man einem Angehörigen thut, den man oft ſieht; ſeine Tochter kehrte ſich nicht einmal um und fuhr fort, ihre Verehrer anzuhören. Das ſchmeichelte mir nun wieder, vor einer Viertelſtunde hätte es meine Betrübniß vermehrt; ich ſchlug die Arme übereinander und hörte gelaſſen dem Geſpräche zu. In ihrem Wetteiſer waren die vier jungen Herren ein wenig kühn und prahleriſch geworden; ihre Studentenbildung und die Sitten ihres ländlichen Herkommens geriethen wunderlich durch einander, ſie verloren ihren Takt gegenüber dem feinen Kinde, das ſie wie eine Mücke zu fangen glaubten, ſagten Dummheiten ohne alle Originalität und Anmuth, und als das Zeichen zum Aufbruch erklang, gaben ſie Anna ihre Viſitenkarten! Was das heißen ſollte, wußte kein Menſch; Einer hatte angefangen, die Anderen wollten nicht zurückbleiben. Sie hatten dieſe Karten beim Abgange von der Univerſität machen laſſen, wie ſie es bei Anderen geſehen, die Hälfte davon gegen diejenigen ihrer Freunde vertauſcht, indem ſie einander beſuchten, wenn ſie nicht zu Hauſe waren, die andere Hälfte war nun noch vorräthig, und obgleich hier zu Lande keine Viſitenkarten abgegeben wurden, wenn die Leute nicht zu Hauſe waren, ſo trugen ſie doch ſtets einige bei ſich, wie die Habichte auf einen günſtigen Zufall lauernd, wo ſie eine derſelben anbringen konnten. Jetzt hatten ſie mit kühner Hand ſich die Gelegenheit vom Zaun gebrochen und ohne Weiteres die glänzenden Dinger hervorgeholt. Anna hielt ſie anſcheinend bewunderungsvoll in der Hand; auf einem ſtand Dr. med., auf dem andern Cand. jur., auf dem des Vicars V. D. M. Als Anna fragte, was Letzteres bedeute, lag es mir auf der Zunge, zu ſagen: VerDammter Mucker! Denn der arme junge Prieſter war zwar ein ſogenannter freiſinniger Theologe, hatte aber von der Univerſität eine bedenkliche äſthetiſche Muckerei heimgebracht. Er erklärte aber, es hieße Verbi divini Minister. Nur der rationelle Landwirth beſaß keine Karte; dafür zog er noch einmal ſeine Blaſe heraus, ſetzte ſie klirrend auf den Tiſch, grub einen Franken aus derſelben hervor und warf denſelden ohne alle Veranlaſſung einem Kinde hin. Ich bemerkte, daß dies von den Anweſenden ſehr mißfällig angeſehen wurde und triumphirte nun vollkommen in meinem ſchadenfrohen Gemüthe. Es kann mich aber vielleicht entſchuldigen, daß alle Vier ſechs bis ſieben Jahre älter als ich und ſchon gereiſt waren; auch haben ſie ſeither nach ihrem Wunſche achtbare und vermögliche Frauen bekommen und ſind eben ſo tüchtige als geachtete junge Männer mit Ausnahme des Verbi divini Minister, welcher einen ſchlimmen Handel bekam und außer Landes ging.

Auf einmal kehrte ſich Anna um und bat mich, ihr die Karten aufzubewahren; ſie bemerkte lächelnd, ich möchte ja recht Sorge dazu tragen, und als ich ſie einſteckte, war mir, als ob ich alle vier Helden in der Taſche trüge. Doch dieſe mochten auch bereits einſehen, daß ſie einen unſchicklichen und thörichten Streich begangen, und verloren ſich aus unſerer Umgebung; denn als kluger Bauern eben ſo kluge Söhnlein waren ſie nur oberflächlich in ſolche Schnörkeleien hineingerathen und ſo eben durch Anna's feines Weſen fälſchlich zu deren Anwendung verlockt worden.

Während man nun von allen Seiten aufbrach, hatte ſich in unſerer Nähe, wo der Statthalter, Wilhelm Tell, der Wirth und andere Männer von Gewicht ſaßen, eine bedächtige Unterhandlung entſponnen. Es handelte ſich um die Richtung einer neuen Straße erſter Klaſſe, welche von der Hauptſtadt her durch dieſe Gegend an die Gränze geführt werden ſollte. Zwei verſchiedene Pläne ſtanden ſich in Bezug auf unſer engeres Gebiet entgegen, welche mit gleichwiegenden Vortheilen und Schwierigkeiten verbunden waren; die eine Richtung ging über eine gedehnte Anhöhe, faſt zuſammenfallend mit einer älteren Straße zweiten Ranges, mußte aber im Zickzack geführt werden und ſtellte bedeutende Koſten in Ausſicht; die andere ging mehr gerad und eben über den Fluß, allein hier war das anzukaufende Land theurer und überdies ein Brückenbau nothwendig, ſo daß die Koſten alſo ſich gleich kamen, während die Verkehrsverhältniſſe die Wünſchbarkeit ebenfalls ziemlich gleich vertheilten. Aber an der älteren Straße auf der Anhöhe lag das Gaſthaus des Tell, weit hinſchauend und viel beſucht von Geſchäftsmännern und Fuhrleuten; durch die große Straße in der Niederung würde ſich der Verkehr dort hingezogen haben und das alte berühmte Haus vereinſamt worden ſein; daher ſprach ſich der wackere Tell, an der Spitze eines Anhanges anderer Bewohner der Anhöhe, energiſch für die Nothwendigkeit aus, daß die neue Straße über dieſelbe gezogen werde. In der Tiefe hingegen hatte ein reicher Holzhändler, die Schifffahrt abwärts benutzend, ſeine weitläufigen Räume angelegt, dem nun die Straße zum Transport aufwärts unentbehrlich ſchien. Er war ſeit einer Reihe von Jahren, ſchon in der Reſtaurationszeit, Mitglied des großen Rathes und einer jener Männer, die weniger ideellen Stoff in eine geſetzgebende Behörde bringen, als durch geſchäftliche Sach- und Localkenntniß eben ſo ſchlichte als unentbehrliche und darum ſtehende Erſcheinungen in denſelben und jeder herrſchenden Partei von Nutzen ſind. Er war radical und ſtimmte in allen politiſchen Fragen im Sinne des Fortſchrittes, aber ohne viel Umſtände, indem er mehr durch ſein Beiſpiel, als durch Reden wirkte. Nur wenn eine Frage in den Geldbeutel eingriff, pflegte er die Debatte mit genauen Erörterungen und Bedenklichkeiten aufzuhalten; denn auch der Radicalismus war ihm ein Geſchäft und er der Meinung, mit den äußerſten Erſparniſſen, die man den Koſten von ſechs Unternehmungen abgezwackt, könne man eine ſiebente obendrein ermöglichen. Er wollte die Sache der Freiheit und Aufklärung nach der Weiſe eines klugen Fabrikanten betrieben wiſſen, welcher nicht darauf ausgeht, mit ungeheuren Koſten auf Ein Mal ein koloſſales Prachtgebäude herzuſtellen, in welchem er die Arbeiter zur Noth beſchäftigen könnte, ſondern der es vorzieht, unſcheinbare räucherige Gebäude, Werkſtatt an Werkſtatt, Schuppen an Schuppen zu reihen, wie es Bedürfniß und Gewinn erlauben, bald proviſoriſch, bald ſolid, nach und nach, aber immer raſcher mit der Zeit, daß es raucht und dampft, pocht und hämmert an allen Ecken, während jeder Beſchäftigte in dem luſtigen Wirrſal ſeinen Griff und Tritt kennt.

Deswegen eiferte er immer gegen die ſchönen großen Schulhäuſer, gegen die erhöhten Beſoldungen der Lehrer u. dgl., weil ein Land, welches mit einer Menge beſcheidener, aber mit allen Mitteln vollgepropfter Schulſtuben geſpickt ſei, in bequemer Nähe überall, wo ein Paar Kinder wohnen, und wo an allen Ecken und Enden tapfer und emſig gelernt würde in aller Unſcheinbarkeit, erſt die wahre Cultur aufzeige. Der gravitätiſche Aufwand, behauptete der Holzhändler, behindere nur die tüchtige Bewegung; nicht ein goldenes Schwert thue Noth, deſſen mit Edelſteinen beſetzter Griff die Hand genire, ſondern eine ſcharfe leichte Axt, deren hölzerner Stiel, vom rüſtigen Gebrauche geglättet, der Hand vollkommen gerecht ſei zur Vertheidigung wie zur Arbeit, und die ehrwürdige Politur an einem ſolchen Axtſtiele ſei ein viel ſchönerer Glanz, als Gold und Steine jenes Schwertgriffes darböten. Ein Volk, welches Paläſte baue, beſtelle ſich nur zierliche Grabſteine, und der Wandelbarkeit könne noch am beſten widerſtanden werden, wenn man ſich unter ihrem Panier ſchlau durch die Zeit bugſire, leicht und behende; erſt ein Volk, das dies begriffen, immer bewaffnet und marſchfertig, ohne unnützes Gepäck, aber mit gefüllter Kriegskaſſe verſehen ſei, deſſen Tempel, Palaſt, Feſtung und Wohnhaus in Einem Stück das leichte, luftige und doch unzerſtörbare Wanderzelt ſeiner geiſtigen Erfahrung und Grundſätze ſei, überall mitzuführen und aufzuſchlagen, könne ſich Hoffnung auf wahre Dauer machen, und ſelbſt ſeinen geographiſchen Wohnſitz vermöge ein ſolches länger zu behaupten. Beſonders von den Schweizern wäre es ein Unſinn, wenn ſie ihre Berge mit ſchönen Gebäuden bekleben wollten; höchſtens am Eingange wären allenfalls ein paar anſehnliche Städte zu dulden, ſonſt aber müßten wir es ganz der Natur überlaſſen, die Honneurs zu machen; dies ſei nicht nur das Billigſte, ſondern auch das Klügſte. Von den Künſten ließ er einzig Beredſamkeit und Geſang gelten, weil ſie ſeinem »Wanderzelte« entſprachen, Nichts koſten und keinen Platz einnehmen. Sein eigenes Beſitzthum ſah ganz nach ſeinen Grundſätzen aus; Brenn- und Bauholz, Kohlen, Eiſen und Steine bildeten in ungeheuren Vorräthen ein großes Labyrinth, dazwiſchen kleine und große Gärten, denn wenn ein Platz für einen Sommer frei war, ſo wurde ſchnell Gemüſe darauf geſäet; hie und da beſchatteten mächtige Tannen, die er noch hatte ſtehen laſſen, eine Sägemühle oder Schmiede. Sein Wohnhaus lag mehr wie eine Arbeiterhütte, als wie ein Herrenhaus dazwiſchen hingeworfen und ſeine Frauensleute mußten für ein beſcheidenes Ziergärtchen einen fortwährenden Krieg führen und mit demſelben ſtets um das Haus herum flüchten; bald wurde es an dieſe, bald an jene Ecke geſchoben, von Hecken oder Geländern war auf dem ganzen Grundſtück nichts zu ſehen. Es lag ein großer Reichthum darin, aber dieſer änderte täglich ſeine äußere Geſtalt; ſelbſt die Dächer von den Gebäuden verkaufte der Mann manchmal, wenn ſich günſtige Gelegenheit bot, und doch ſaß er ſeit langer Zeit auf dieſem Beſitze und die fragliche Straße ſchien demſelben die Krone aufzuſetzen; denn eine gute Straße dünkte ihm das beſte Ding von der Welt, nur müſſe ſie ohne koſtſpielige Meilenzeiger und ohne Akazienbäumchen und derlei Firlefanz ſein. Auch war er faſt immer auf der Straße in einem leichten, einfachen, aber vortrefflichen Fuhrwerke, deſſen Remiſe ebenfalls auf ſteter Wanderung begriffen war und lediglich aus loſen Bauhölzern beſtand. Der Holzhändler meinte nun, der Wirth müſſe oben ſeine Hütte zuſchließen und einen Gaſthof unten an die neue Straße und Brücke bauen, wo noch ein größerer Verkehr zu erwarten wäre, da hier noch die Schiffsleute hinzukämen. Allein der Wirth war der entgegengeſetzten Geſinnung. Er ſaß in dem Hauſe ſeiner Väter; es war ſeit alten Zeiten immer ein Gaſthaus geweſen; von ſeiner ſonnigen Höhe war er gewohnt, über das Land hinzublicken und das Haus hatte er mit ſchönen Schweizergeſchichten bemalen laſſen. Von der Vertheidigung mit einer ſchlechten Art wollte er nichts hören, dieſelbe ſei höchſtens zum gelegentlichen Erſchlagen eines Wolfenſchießen gut; ſonſt bedurfte er einer trefflichen und fein gearbeiteten Büchſe, die Uebung mit derſelben war ihm der edelſte Zeitvertreib. Er war auch der Meinung, ein freier Bürger müſſe arbeiten und ſorgen, ſich ein unabhängiges Auskommen zu ſchaffen und zu erhalten, aber nicht mehr als nöthig ſei, und wenn die Sache in ſicherem Gange, ſo zieme dem Mann eine anſtändige Ruhe, ein vernünftiges Wort beim Glaſe Wein, eine erbauliche Betrachtung der Vergangenheit des Landes und ſeiner Zukunft. Er betrieb einen beſchränkten Weinhandel, nur mit gutem und werthvollem Wein, mehr gelegentlich als geſchäftsmäßig; in ſeinem Hauſe ging Alles ſeinen Gang, ohne daß er viel umherſprang, wozu er auch zu beleibt war. Auch er war ein Mann des Rathes und der That, aber mehr in der moraliſchen Welt und in politiſchen Dingen ein einflußreicher Volksmann, ohne daß er im großen Rathe ſaß. Bei den Wahlen hörten Viele auf ihn; daher mochte die Regierung ihn ſo wenig gegen ſich aufbringen als den Holzhändler. Sie hatte dem großen Rathe, behufs eines Geſetzes über den fraglichen Straßenbau, ihr Gutachten vorzulegen; man wünſchte, daß der betreffende Nachtheil des Entſcheides nicht den Behörden zur Laſt gelegt, ſondern an Ort und Stelle ausgekocht würde, und zu dieſem Ende hin hatte der Statthalter dieſe Gelegenheit ergriffen, die beiden Männer an einander zu bringen und zu einer Verſtändigung aufzufordern. Der Statthalter war ein freundlicher und wohlbeleibter Mann mit einem hübſchen Geſichte und vornehm grauen Haaren; er trug feine Wäſche und einen feinen Rock, an der feinen Hand goldene Ringe und lachte gern. Immer war er gelaſſen, führte ſeine Geſchäfte mit Feſtigkeit durch, ohne ſich auf die Gewalt zu berufen und als Regierungsperſon zu brüſten. Er war ſehr gebildet, allein davon zeigte er jederzeit nur ſo viel nöthig war und that dies auf eine Weiſe, als ob er den Bauern nur etwas erzählte, das er zufällig erfahren und ſie eben ſo gut wiſſen könnten, wenn es ſich juſt gefügt hätte. Mit ſeinem feinen Rock und ſeinen Manſchetten ging er überall hin, wo ein Bauersmann hinging, nahm ſeinen Putz nicht in Acht dabei und verdarb ihn doch nicht. Zu den Leuten verhielt er ſich nicht wie ein Vogt zu ſeinen Untergebenen, oder wie ein Offizier zu ſeinen Soldaten, auch nicht wie ein Vater zu den Kindern oder ein Patriarch zu ſeinen Hirten, ſondern unbefangen wie ein Mann, der mit dem Andern ein Geſchäft zu verrichten und eine Pflicht zu erfüllen hat. Er ſtrebte weder herablaſſend, noch leutſelig zu ſein, am wenigſten ſuchte er den beſoldeten Diener des Volkes zu affectiren. Er gründete ſeine Feſtigkeit gar nicht auf die Amtsehre, ſondern auf das Pflichtgefühl; doch wenn er nicht mehr ſein wollte als ein Anderer, ſo wollte er auch nicht weniger ſein. Oder vielmehr wollte er gar nicht, denn er war Alles, was er vorſtellte. Und doch war er kein unabhängiger Mann; einer reichen, aber verſchwenderiſchen Familie entſproſſen und in ſeiner Jugend ſelbſt ein luſtiger Vogel, kehrte er mit erlangter Beſonnenheit gerade in das väterliche Haus zurück, als daſſelbe in Verfall gerieth; es war gar Nichts zu leben übrig geblieben, ſein verkommener, lärmender Vater mußte noch erhalten werden, ſo ſah ſich der junge Mann genöthigt, gleich ein Amt zu ſuchen und war endlich unter vielen Wechſeln und Erfahrungen Einer von Denen geworden, die ohne ihr Amt Bettler und Regierungsperſonen von Profeſſion ſind. Er konnte aber als eine Ehrenrettung und Verklärung dieſer verrufenen Lebensart gelten; den erſten Schritt hatte er in der Jugend und in der Noth gethan, und als es nachher nicht mehr zu ändern war, zog er ſich wenigſtens mit Ehre und wahrer Klugheit aus der Sache. Der Schulmeiſter pflegte von ihm zu ſagen: er ſei Einer von den Wenigen, die durch das Regieren weiſe werden. Doch alle Weisheit half ihm jetzt nicht, den Holzhändler und den Wirth zu einer Verſtändigung zu bringen, damit er der Regierung berichten könne, welcher Zug der Straße in der Gegend allgemein gewünſcht werde. Jeder der beiden Männer vertheidigte hartnäckig ſeinen Vortheil; der Holzhändler hielt ſich ſchlechtweg an den Vernunftgrund, daß die Wahl zwiſchen einer ebenen und geraden Linie und zwiſchen einem Berge heutzutage unzweifelhaft ſein müſſe, und barg ſo ſeinen eigenen Vortheil hinter die Vernunft; auch ließ er merken, daß er als Mitglied der Behörde derſelben zum Siege zu verhelfen hoffe. Der Wirth dagegen ſagte geradezu, er wolle ſehen, ob er es um die Regierung verdient habe, daß man ihm das Haus ſeiner Väter in eine Einöde ſetze! Herabzuſteigen und an dem feuchten Waſſer ſich anzuniſten, wie eine Fiſchotter, dazu werde man ihn nicht überreden; oben, wo es trocken und ſonnig, ſei er geboren, und dort werde er auch bleiben! Hierauf verſetzte ſein Gegner lächelnd: Das möge er unbehindert thun und von der Freiheit träumen, während er ein Unterthan ſeiner Vorurtheile ſei; Andere zögen es vor, in der That frei zu ſein und ſich munter umherzutreiben. Schon fing die Gelaſſenheit an zu weichen und bei den beiderſeitigen Anhängern Worte wie: Starrſinn und Eigennutz! laut zu werden, als ein fröhlicher Haufe den Tell zur Fortſetzung ſeiner Thaten abholte; denn er ſollte noch auf die Platte ſpringen und den Vogt erſchießen. Etwas zornig brach er auf, indeß auch die Uebrigen ſich zerſtreuten und nur Anna mit ihrem Vater und ich ſitzen blieben. Die Unterredung hatte einen peinlichen Eindruck auf mich gemacht; beſonders am Wirth hatte mich dies unverholene Verfechten des eigenen Vortheiles, an dieſem Tage und in ſolchem Gewande gekränkt; dieſe Privatanſprüche an ein öffentliches Werk, von vorleuchtenden Männern mit Heftigkeit unter ſich behauptet, das Hervorkehern des perſönlichen Verdienſtes und Anſehens widerſprachen durchaus dem Bilde, welches von dem unparteiiſchen und unberührten Weſen des Staates in mir war und das ich mir auch von den berühmten Volksmännern gemacht hatte. Ich äußerte dieſen Eindruck in vorlauten Worten gegen Anna's Vater, hinzufügend, daß mir der Vorwurf der Kleinlichkeit, des Eigennutzes und der Engherzigkeit, welcher den Schweizern von fremden, namentlich deutſchen Reiſenden gemacht würde, nun bald gerecht erſchiene. Der Schulmeiſter milderte in etwas meinen Tadel und forderte mich zur Duldſamkeit auf mit der menſchlichen Unvollkommenheit, welche auch dieſe ſonſt wackeren Männer überſchatte. Uebrigens, meinte er, ſei nicht zu läugnen, daß unſere Freiheitsliebe noch zu ſehr ein Gewächs der Scholle ſei und daß unſeren Fortſchrittsmännern die wahre Religioſität fehle, welche in das ſchwere politiſche Leben jenen heiteren, frommen, liebevollen Leicht=

ſinn bringe, der aus warmem Gottvertrauen entſpringe und erſt die rechte Opferfreudigkeit, die allerfreieſte Beweglichkeit von Leib und Seele möglich mache. Wenn unſere fleißigen Männer einmal einſähen, daß im Evangelio noch eine viel aufgewecktere und ſchönere Beweglichkeit gelehrt würde, als diejenige ſei, welche der Holzhändler predige, ſo werde das Politiſiren noch viel erklecklicher von Statten gehen und erſt die reifen Früchte bringen. Ich wollte eben hiergegen mein rundes Veto einlegen, als Jemand mir auf die Achſel klopfte; als ich mich umwandte, ſtand der Statthalter hinter uns, welcher freundlich ſagte: Obgleich ich nicht der Anſicht bin, daß man in einer guten Republik ſtark auf die Meinungen der Jugend achte, ſo lange die Alten das Salz nicht verloren haben und Thoren geworden ſind, ſo will ich doch verſuchen, junger Herr! euren Kummer zu lindern, damit euch über vermeintlichen trüben Erfahrungen nicht dieſer ſchöne Tag zu Schanden gehe; zudem habt ihr noch nicht einmal jenes Jugendalter erreicht, welches ich eigentlich meine, und da ihr ſchon ſo kräftig zu tadeln wißt, ſo verſteht ihr gewiß noch eben ſo gut zu lernen. Vor Allem freut es mich, euch in Betreff der beiden Männer, welche ſo eben weggingen, euren Muth wieder aufzurichten; es mögen allerdings nicht Alle gleich ſein in unſerem Schweizerlande; doch vom Herrn Cantonsrath ſowohl, wie vom Leuenwirth mögt ihr ſicher glauben, daß ſie Hab und Gut ſowohl dem Lande in Gefahr hingeben, als es Einer für den Andern opfern würde, wenn er in's Unglück geriethe, und das vielleicht gerade deſto unbedenklicher, als der Andere ſich heut kräftiger um die Straße gewehrt hat. Sodann merkt euch für eure künftige Tage, wer ſeinen Vortheil nicht mit unverholener Hand zu erringen und zu wahren verſteht, der wird auch nie im Stande ſein, ſeinem Nächſten aus freier That einen Vortheil zu verſchaffen! Denn es iſt (hier ſchien ſich der Statthalter mehr an den Schulmeiſter zu wenden) ein großer Unterſchied zwiſchen dem freien Preisgeben oder Mittheilen eines erworbenen, errungenen Gutes und zwiſchen dem trägen Fahrenlaſſen deſſen, was man nie beſeſſen hat oder dem Entſagen auf das, was man zu ſchwächlich iſt, zu vertheidigen. Jenes gleicht dem wohlthätigen Gebrauche eines wohlerworbenen Vermögens, dieſes aber der Verſchleuderung ererbter oder gefundener Reichthümer. Einer, der immer und ewig entſagt, überall ſanftmüthig hintenanſteht, mag ein guter harmloſer Menſch ſein; aber Niemand wird es ihm Dank wiſſen und von ihm ſagen: Dieſer hat mir einen Vortheil verſchafft! Denn dieſes kann, wie ſchon geſagt, nur der thun, der den Vortheil erſt zu erwerben und zu behaupten weiß. Wo man dies aber mit friſchem Muthe und ohne Heuchelei thut, da ſcheint mir Geſundheit zu herrſchen, und gelegentlich ein tüchtiger Zank um den Vortheil ein Zeichen von Geſundheit zu ſein. Wo man nicht frei heraus für ſeinen Nutzen und für ſein Gut einſtehen kann, da möchte ich mich nicht niederlaſſen; denn da iſt nichts zu erholen, als die magere Bettelſuppe der Verſtellung, der Gnadenſeligkeit und der romantiſchen Verderbniß, da entſagen Alle, weil Allen die Trauben zu ſauer ſind, und die Fuchsſchwänze ſchlagen mit bitterſüßem Wedeln um die dürren

Flanken. Was aber die Meinung der Fremden betrifft (hier wandte er ſich wieder mehr an mich), ſo werdet ihr einſt auf euren Reiſen lernen, weniger darauf zu achten. Man macht den Engländern und den Amerikanern die gleichen Vorwürfe der Engherzigkeit, des Eigennutzes; uns, die wir als kleine Schaar unter den Tadlern leben, hängt man ſcharfſinniger Weiſe noch die Kleinlichkeit an; wenn ihr aber einſt die Gränzen überſchreitet, ſo werdet ihr erleben, daß der große Sinn nicht mit den Quadratmeilen zunimmt, und wo etwas dergleichen in den Lüften zu ſchweben ſcheint, es eigentlich nur ein trügeriſcher Wolkenmantel der Unentſchloſſenheit und der Verzweiflung iſt.

Nach dieſer Rede ſchüttelte uns der Statthalter die Hände und entfernte ſich. Ich war indeſſen nicht überzeugt worden, ſo wenig als dem Schulmeiſter die Wendung des Geſprächs zu behagen ſchien. Doch kamen wir darin überein, daß er ein liebenswürdiger und kluger Mann ſei, und indem ich ihm, mich durch ſeine Anſprache geehrt fühlend, wohlwollend nachblickte, pries ich ihn gegen den Schulmeiſter als einen verdienſtvollen und daher gewiß glücklichen Mann. Der Schulmeiſter ſchüttelte aber den Kopf, und meinte, es wäre nicht Alles Gold, was glänze. Er hatte ſeit einiger Zeit angefangen, mich zu dutzen und fuhr daher jetzt fort: Da du ein nachdenklicher Jüngling biſt, ſo gebührt es dir auch, früher als Viele einen Blick in das Leben der Menſchen zu gewinnen; denn ich halte dafür, daß die Kenntniß recht vieler Fälle und Geſtaltungen jungen Leuten mehr nützt, als alle moraliſchen Theorien; dieſe kommen erſt dem Manne von Erfahrung zu, gewiſſermaßen als eine Entſchädigung für das, was nicht mehr zu ändern iſt. Der Statthalter eifert nur darum ſo ſehr gegen das, was er Entſagung nennt, weil er ſelbſt eine Art Entſagender iſt, d. h. weil er ſelbſt diejenige Wirkſamkeit geopfert hat, die ihn erſt glücklich machen würde und ſeinen Eigenſchaften entſpräche. Obgleich dieſe Selbſtverläugnung in meinen Augen eine Tugend iſt und er in ſeiner jetzigen Wirkſamkeit ſo verdienſtlich und nützlich daſteht, als er es kaum anderswie könnte, ſo iſt er doch nicht dieſer Meinung und er hat manchmal ſo düſtere und prüfungsreiche Stunden, wie man es ſeiner heiteren und freundlichen Weiſe nicht zumuthen würde. Von Natur nämlich iſt er eben ſo feuriger Gemüthsart, als von einem großen und klaren Verſtande begabt, und daher mehr dazu geſchaffen, im Kampfe der Grundſätze beim Aufeinanderplatzen der Geiſter einen tapferen Führer abzugeben und im Großen Menſchen zu beſtimmen, als in ein und demſelben Amte ein ſtehender Verwalter zu ſein. Allein er hat nicht den Muth, auf einen Tag brotlos zu werden, er hat gar keine Ahnung davon, wie ſich die Vögel und die Lilien des Feldes ohne ein fixes Einkommen nähren und kleiden, und daher hat er ſich der Geltendmachung ſeiner eigenen Meinungen begeben. Schon mehr als ein Mal, wenn durch den Parteienkampf Regierungswechſel herbeigeführt wurden und der ſiegende Theil den unterlegenen durch ungeſetzliche Maßregeln zwacken wollte, hat er ſich wie ein Ehrenmann in ſeinem Amte dagegen geſtemmt, aber das, was er ſeinem Temperament nach am liebſten gethan hätte, nämlich der Regierung ſein Amt vor die Füße zu werfen, ſich an die Spitze einer Bewegung zu ſtellen und mittelſt ſeiner Einſicht und ſeiner Energie die Gewalthaber wieder dahin zu jagen, von wannen ſie gekommen: das hat er unterlaſſen, und dies Unterlaſſen koſtet ihm zehnmal mehr Mühe und Bitterkeit, als ſeine ununterbrochene arbeitsvolle Amtsführung. Den Landleuten gegenüber braucht er nur zu leben, wie er es thut, um in ſeiner Würde feſt zu ſtehen. Bei den Behörden aber und in der Hauptſtadt braucht es manches verbindliche Lächeln, manche, wenn auch noch ſo unſchuldige Schnörkelei, wo er lieber ſagen würde: Herr! Sie ſind ein großer Narr! oder: Herr! Sie ſcheinen ein Spitzbube zu ſein! Denn wie geſagt, er hat ein dunkles Grauen vor dem, was man Brotloſigkeit nennt.

Aber zum Teufel! ſagte ich, ſind denn unſere Herren Regenten zu irgend einer Zeit etwas Anderes, als ein Stück Volk und leben wir nicht in einer Republik?

Allerdings, mein lieber Sohn! erwiederte der Schulmeiſter; allein es bleibt eine wunderbare

Thatſache, wie beſonders in neuerer Zeit ein ſolches Stück Volk, ein repräſentativer Körper durch den einfachen Prozeß der Wahl ſogleich etwas ganz merkwürdig Verſchiedenes wird, eines Theils immer noch Volk, und andern Theils etwas dem ganz Entgegengeſetztes, faſt Feindliches wird. Es iſt wie mit einer chemiſchen Materie, welche durch das bloße Eintauchen eines Stäbchens, ja ſogar durch bloßes Stehen auf geheimnißvolle Weiſe ſich in ihrem ganzen Weſen verändert. Manchmal will es faſt ſcheinen, als ob die alten patriciſchen Regierungen mehr den Grundcharakter ihres Volkes zu zeigen und zu bewahren vermochten. Aber laſſe dich ja nicht etwa verführen, unſere repräſentative Demokratie nicht für die beſte Verfaſſung zu halten! Beſagte Erſcheinung dient bei einem geſunden Volke nur zu einer wohlthätigen Heiterkeit, da es ſich mit aller Gemüthsruhe den Spaß macht, die wunderbar verwandelte Materie manchmal etwas zu rütteln, die Phiole gegen das Licht zu halten, prüfend hindurch zu gucken, und ſie am Ende doch zu ſeinem Nutzen zu verwenden.

Den Schulmeiſter unterbrechend, fragte ich, ob denn der Statthalter als ein Mann von ſolchen Kenntniſſen und ſolchem Verſtande ſich nicht reichlicher durch eine Privatthätigkeit ernähren könnte als durch ein Amt? Worauf er antwortete: daß er dies nicht kann, oder nicht zu können glaubt, iſt wahrſcheinlich eben das Geheimniß ſeiner Lebenslage! Der freie Erwerb iſt eine Sache, für welche manchen Menſchen der Sinn ſehr ſpät, manchen gar nie aufgeht. Vielen iſt es ein einfacher Tick, deſſen Verſtändniß ihnen durch ein Handumdrehen, durch Zufall und Glück gekommen, Vielen iſt es eine langſam zu erringende Kunſt. Wer nicht in ſeiner Jugend durch Uebung und Vorbild ſeiner Umgebung, ſo zu ſagen, durch die Ueberlieferung ſeines Geburtshauſes, oder ſonſt im rechten Moment den rechFleck erwiſcht, wo der Tick liegt, der muß manchmal bis in ſein vierzigſtes oder funfzigſtes Jahr ein umhergeworſener und bettelhafter Menſch ſein, oft ſtirbt er als ein ſogenannter Lump. Viele Perſonen des Staates, welche zeitlebens tüchtige Angeſtellte waren, haben keinen Begriff vom Erwerde; denn alle öffentlich Beſoldeten bilden unter ſich ein Phalanſterium, ſie theilen die Arbeit unter ſich und Jeder bezieht aus den allgemeinen Einkünften ſeinen Lebensbedarf ohne weitere Sorge um Regen oder Sonnenſchein, Mißwachs, Krieg oder Frieden, Gelingen oder Scheitern. Sie ſtehen ſo als eine ganz verſchiedene Welt dem Volke gegenüber, deſſen öffentliche Einrichtung ſie verwalten. Dieſe Welt hat für Solche, die von jeher darin lebten, etwas Entnervendes in Bezug auf die Erwerbsfähigkeit. Sie kennen die Arbeit, die Gewiſſenhaftigkeit, die Sparſamkeit, aber ſie wiſſen nicht, wie die runde Summe, welche ſie als Lohn erhalten, im Wind und Wetter der Koncurrenz zuſammengekommen iſt. Mancher iſt ſein Leben lang ein fleißiger Richter und Executor in Geldſachen geweſen, der es nie dazu brächte, einen Wechſel auf ſeinen Namen in Umlauf zu ſetzen. Wer eſſen will, der ſoll auch arbeiten; ob aber der verdiente Lohn der Arbeit ſicher und ohne Sorgen ſein, oder ob er außer der einfachen Arbeit noch ein Ergebniß der Sorge, des Geſchickes und dadurch zum Gewinnſt werden ſoll, welches von beiden das Vernünftige und von höherer Abſicht dem Menſchen Beſtimmte ſei: das zu entſcheiden wage ich nicht, vielleicht wird es die Zukunft thun. Aber wir haben beide Arten in unſeren Zuſtänden und dadurch ein verworrenes Gemiſch von Abhängigkeit und Freiheit und von verſchiedenen Anſchauungen. Der Statthalter glaubt ſich abhängig und enthält ſich während jeder Kriſe mit edlem Stolze gleichmäßig aller eigenen Kundgebung und weiß dabei nicht einmal, wie Viele ſich bemühen, hinter ſeinem Rücken ſeine innerſten Gedanken zu erfahren, um ſich danach zu richten.

Ich empfand eine große Theilnahme für den Statthalter und ehrte ihn aufrichtig, ohne mir darüber Rechenſchaft geben zu können; denn ich mißbilligte höchlich ſeine Scheu vor der Armuth, und erſt ſpäter ward es mir klar, daß er das Schwerſte gelöſt habe: eine gezwungene Stellung ganz ſo auszufüllen, als ob er dazu allein gemacht wäre, ohne mürriſch oder gar gemein zu werden. Indeſſen waren mir die Reden des Schulmeiſters über das Erwerben und über den rechten Tick keine liebliche Muſik; es wurde mir ängſtlich, ob ich dieſen auch erwiſchen würde, da ich einzuſehen begann, daß für alles dies rüſtige Volk die Freiheit erſt ein Gut war, wenn es ſich ſeines Brotes verſichert hatte, und ich fühlte vor den langen nun leeren Tiſchreihen, daß ſelbſt dieſes Feſt bei hungrigem Magen und leerem Beutel ein ſehr trübſeliges geweſen wäre. Ich war froh, daß wir endlich aufbrachen. Anna's Vater ſchlug vor, wir Beide ſollten uns zu ihm in's Fuhrwerk ſetzen, damit wir zuſammen dem Schauſpiele nachführen; doch gab ſie den Wunſch zu erkennen, lieber noch ein Mal den Schimmel zu beſteigen und noch ein wenig hinaus zu reiten, da es ſpäter unter keinem Vorwande mehr geſchehen würde. Hiermit war der Schulmeiſter auch zufrieden und erklärte: ſo wolle er wenigſtens mit uns fahren, bis er etwa Gelegenheit finde, einer bejahrten Perſon den Heimweg zu erleichtern, da ihn die Jungen alle im Stiche ließen. Ich aber lief mit frohen Gedanken nach dem Hauſe, wo unſere Pferde ſtanden, ließ dieſelben auf die Straße bringen, und als ich Anna in den Sattel half, klopfte mir das Herz vor heftigem Vergnügen und ſtand wieder ſtill vor angenehmem Schreck, weil ich vorausſah, bald allein neben ihr durch die Landſchaft zu reiten.

Dies traf auch ein, obgleich noch auf andere Weiſe, als ich es gehofft hatte. Wir waren noch nicht weit aus dem Thore, als der gaſtliche Schulmeiſter ſein Wägelchen ſchon mit drei alten Leutchen beladen hatte und in luſtigem Trabe vorausfuhr, der angenommenen hohlen Gaſſe zu. Still ritten wir nun im Schritte dahin und grüßten ſehr befliſſen die fröhlichen Leute, denen wir begegneten, links und rechts, bis wir in die Nähe der wogenden und ſummenden Menge kamen und dieſelbe beinah erreichten. Da ſtießen wir auf den Philoſophen, deſſen ſchönes Geſichtchen vor Muthwillen glühte und den tollen Spuk verkündigte, welchen er ſchon ausgeübt. Er war in gewöhnlicher Kleidung und trug ein Buch in der Hand, da er nebſt einem anderen Lehrer das Amt eines Einbläſers übernommen, um überall zur Hand zu ſein, wenn einen Helden die Erinnerung verlaſſen ſollte. Doch erzählte er jetzt, wie die Leute gar Nichts mehr hören wollten und Alles von ſelber ſeinen ziemlich wilden Gang ginge; er habe daher, rief er, nun die ſchönſte Muße, uns Beiden zu der Jagdſcene zu ſoufſliren, die wir ohne Zweifel aufzuführen ſo einſam ausgezogen wären; es ſei auch die höchſte Zeit dazu und wir wollten uns ungeſäumt an's Werk machen!

Ich wurde roth und trieb die Pferde an; aber der Philoſoph fiel uns in die Zügel; Anna fragte, was denn das wäre mit der Jagdſcene, worauf er lachend ausrief: er werde uns doch nicht ſagen müſſen, was alle Welt beluſtige und uns ohne Zweifel mehr, als alle Welt! Anna wurde nun auch roth und verlangte ſtandhaft zu wiſſen, was er meine. Da reichte er ihr das aufgeſchlagene Buch, und während mein Brauner und ihr Schimmel behaglich ſich beſchnupperten, ich aber wie auf Kohlen ſaß, las ſie, das Buch auf dem rechten Knie haltend, aufmerkſam die Scene, wo Rudenz und Bertha ihr ſchönes Bündniß ſchließen, von Anfang bis zu Ende, mehr und mehr erröthend. Die Schlinge kam nun an den Tag, welche ich ihr ſo harmlos gelegt, der Philoſoph rüſtete ſich ſichtbar zu endloſem Unfuge, als Anna plötzlich das Buch zuſchlug, es hinwarf, und höchſt entſchieden erklärte, ſie wolle ſogleich nach Hauſe. Zugleich wandte ſie ihr Pferd und begann feldein zu reiten auf einem ſchmalen Fahrwege, ungefähr in der Richtung nach unſerm Dorfe. Verlegen und unentſchloſſen ſah ich ihr eine Weile nach; doch faßte ich mir ein Herz und trabte bald hinter ihr her, da ſie doch einen Begleiter haben mußte; während ich ſie erreichte, ſang uns der Philoſoph ein loſes Lied nach, welches jedoch immer ſchwächer hinter uns verklang, und zuletzt hörten wir nichts mehr als die muntere, aber ferne Hochzeitsmuſik aus der hohlen Gaſſe und vereinzelte Freudenrufe und Jauchzer an verſchiedenen Punkten der Landſchaft. Dieſe erſchien aber durch die Unterbrechungen nur um ſo ſtiller und lag mit Feldern und Wäldern friedevoll und doch ſo freudenvoll im Glanze der Nachmittagsſonne, wie im reinſten Golde. Wir ritten nun auf einer geſtreckten Höhe, ich hielt mein Pferd immer noch um eine Kopflänge hinter dem ihrigen zurück und wagte nicht, ein Wort zu ſagen. Da gab Anna dem Schimmel einen kecken Schlag mit der Gerte und ſetzte ihn in Galop, ich that das Gleiche; ein lauer Wind wehte uns entgegen, und als ich auf einmal ſah, daß ſie, ganz geröthet die balſamiſche Luft einathmend und während ihr Haar wie ein leuchtender Streif wagrecht ſchwebte, langhin flatternd: daß ſie ſo ganz vergnügt vor ſich hin lächelte, den Kopf hoch aufgehalten mit dem funkelnden Krönchen, da ſchloß ich mich dicht an ihre Seite, und ſo jagten wir wohl fünf Minuten lang über die einſame Höhe dahin. Aber dieſe fünf Minuten, kurz wie ein Augenblick, ſchienen doch eine Ewigkeit von Glück zu ſein, es war ein Stück Daſein, an welchem die Zeit ihr Maß verlor, welches einer Blume vollkommen glich, einer Blume, von der man keine Frucht zu verlangen braucht, weil die bloße Erinnerung ihrer Blüthezeit ein volles Genügen und ein Schutzbrief iſt für alle Zukunft. Der Weg war noch halb feucht und doch feſt, rechts unter uns zog der Fluß, wir ſahen ſeine glänzende Länge hinauf, jenſeits erhob ſich das ſteile Ufer mit dunklem Walde und darüber hin ſahen wir über viele Höhenzüge weg im Nordoſten ein paar ſchwäbiſche Berge, einſame Pyramiden, in unendlicher Stille und Ferne. Im Südweſten lagen die Alpen weit herum, noch tief herunter mit Schnee bedeckt, und über ihnen lagerte ein wunderſchönes mächtiges Wolkengebirge im gleichen Glanze, Licht und Schatten ganz von gleicher Farbe, wie die Berge, ein Meer von leuchtendem Weiß und tiefem Blau, aber in tauſend Formen gegoſſen, von denen eine die andere überthürmte, Gletſcherhäupter und Wolken durcheinander geworfen. Das Ganze war eine ſenkrecht aufgerichtete glänzende und wunderbare Wildniß, gewaltig und nah an das Gemüth rückend und doch ſo lautlos, unbeweglich und fern. Wir ſahen Alles zugleich, ohne daß wir beſonders hinblickten; wie ein unendlicher Kranz ſchien ſich die weite Welt um uns zu drehen, bis ſie ſich verengte, als wir allmälig bergab jagten, dem Fluſſe zu. Aber es war uns nur, als ob wir im Traume in einen geträumten Traum träten, als wir auf einer Fähre über den Fluß fuhren, die durchſichtig grünen Wellen ſich rauſchend am Schiff brachen und unter uns wegzogen, während wir doch auf Pferden ſaßen und uns in einem ſchönen Halbbogen über die Strömung weg bewegten. Und wieder glaubten wir uns in einen andern Traum verſetzt, als wir, am andern Ufer angekommen, langſam einen dunklen Hohlweg emporklommen, in welchem ſchmelzender Schnee lag. Hier war es kalt, feucht und ſchauerlich; von den dunklen Büſchen tropfte es und fielen zahlreiche Schneeklumpen, wir befanden uns ganz in einer kräftig braunen Dunkelheit, in deren Schatten der alte Schnee traurig ſchimmerte, nur hoch über uns glänzte der goldene Himmel. Auch hatten wir den Weg nun verloren und wußten nicht recht, wo wir waren, als es mit einem Male grün und trocken um uns wurde. Wir kamen auf die Höhe und befanden uns in einem hohen Tannenwald, deſſen Stämme drei bis vier Schritte aus einander ſtanden, deſſen Boden dicht mit trockenem Mooſe bezogen war und deſſen Aeſte hoch oben ein dunkelgrünes Dach bildeten, ſo daß wir vom Himmel faſt Nichts mehr ſehen konnten. Ein warmer Hauch empfing uns hier, goldene Lichter ſtreiſten hier und da über das Moos und an den Stämmen, der Tritt der Pferde war unhörbar, wir ritten gemächlich zwiſchen durch, um die Tannen herum, bald trennten wir uns und bald drängten wir uns nahe zuſammen zwiſchen zwei Säulen durch, wie durch eine Himmelspforte. Eine ſolche Pforte fanden wir aber geſperrt durch den quergezogenen Faden einer frühen Spinne; derſelbe blitzte in einem Streiflichte in allen Farben, blau, grün und roth, wie ein Diamantſtrahl. Wir bückten uns einmüthig darunter weg und in dieſem Augenblicke kamen ſich unſere Geſichter ſo nah, daß wir uns unwillkürlich küßten. Wir hatten ſchon im Hohlweg zu ſprechen angefangen und plauderten nun eine Weile ganz glückſelig, bis wir uns darauf beſannen, daß wir uns geküßt, und ſahen, daß wir roth wurden, wenn wir uns anblickten. Da wurden wir wieder ſtill. Der Wald ſenkte ſich nun auf die andere Seite hin und ſtand wieder im tiefen Schatten. In der Tiefe ſahen wir ein Waſſer glänzen und die gegenüberſtehende Berghalde, ganz nah, leuchtete mit Felſen und Fichten im hellen Sonnenſcheine durch die dunklen Stämme, unter denen wir zogen, und warf ein wunderbares Zwielicht in die ſchattigen Hallen unſeres Tannenwaldes. Der Boden wurde jetzt ſo abſchüſſig, daß wir abſteigen mußten. Als ich Anna vom Pferde hob, küßten wir uns zum zweiten Male, ſie ſprang aber ſogleich weg und wandelte vor mir über den weichen grünen Teppich hinunter, während ich die beiden Thiere führte. Wie ich die reizende, faſt mährchenhafte Geſtalt ſo durch die Tannen gehen ſah, glaubte ich wieder zu träumen und hatte die größte Mühe, die Pferde nicht fahren zu laſſen, um mich von der Wirklichkeit zu überzeugen, indem ich ihr nachſtürzte und ſie in die Arme ſchloß. So kamen wir endlich an das Waſſer und ſahen nun, daß wir uns bei der Heidenſtube befanden, in einem wohlbekannten Bezirke. Hier war es wo möglich noch ſtiller, als in dem Tannenwalde, und am allerheimlichſten; die beſonnte Felswand ſpiegelte ſich in dem reinen Waſſer, über ihr kreiſten drei große Weihen in der Luft, ſich unaufhörlich begegnend, und das Braun auf ihren Schwingen und das Weiß an der inneren Seite wechſelten und blitzten mit dem Flügelſchlage und den Schwenkungen im Sonnenſcheine, während wir unten im Schatten waren. Ich ſah dies Alles in meinem Glücke, indeſſen ich den guten Gäulen, welche nach dem Waſſer begehrten, die Zäume abnahm. Anna erblickte ein weißes Blümchen, ich weiß nicht was für eines, brach es und trat auf mich zu, es auf meinen Hut zu ſtecken; ich ſah und hörte jetzt Nichts mehr, als wir uns zum dritten Male küßten. Zugleich umſchlang ich ſie mit den Armen, drückte ſie mit Heftigkeit an mich und fing an, ſie mit Küſſen zu bedecken. Erſt hielt ſie zitternd einen Augenblick ſtill, dann legte ſie ihre Arme um meinen Hals und küßte mich wieder; aber bei dem fünften oder ſechsten Kuſſe wurde ſie todtenbleich und ſuchte ſich loszumachen, indeſſen ich ebenfalls eine ſonderbare Verwandlung fühlte. Die Küſſe erloſchen wie von ſelbſt, es war mir, als ob ich einen urfremden, weſenloſen Gegenſtand im Arme hielte, wir ſahen uns fremd und erſchreckt in's Geſicht, unentſchloſſen hielt ich meine Arme immer noch um ſie geſchlungen und wagte ſie weder loszulaſſen, noch feſter an mich zu ziehen. Mich dünkte, ich müßte ſie in eine grundloſe Tiefe fallen laſſen, wenn ich ſie los ließe, und tödten, wenn ich ſie ferner gefangen hielt; eine große Angſt und Traurigkeit ſenkte ſich auf unſere kindiſchen Herzen. Endlich wurden mir die Arme locker und fielen auseinander, beſchämt und niedergeſchlagen ſtanden wir da und blickten auf den Boden. Dann ſetzte ſich Anna auf einen Stein, dicht an dem klaren tiefen Waſſer und fing bitterlich an zu weinen. Erſt als ich dies ſah, konnte ich mich wieder mit ihr beſchäftigen, ſo ſehr war ich in meine eigene Verwirrung und in die eiſige Kälte verſunken, die uns überfallen hatte. Ich näherte mich dem ſchönen, trauernden Mädchen und ſuchte eine Hand zu faſſen, indem ich zaghaft ihren Namen nannte. Aber ſie hüllte ihr Geſicht feſt in die Falten des langen grünen Kleides, fortwährend reichliche Thränen vergießend. Endlich erholte ſie ſich ein wenig und ſagte bloß: »O es war ſo ſchön! wir waren ſo glücklich bis jetzt!« Ich glaubte ſie zu verſtehen, weil ich ziemlich das Gleiche fühlte, nur nicht ſo tief und fein wie ſie; daher erwiederte ich Nichts, ſondern ſetzte mich ſtill neben ſie, ſie lehnte ſich auf meine Schulter und ſo blickten wir mit düſterem Schweigen in das feuchte Element, von deſſen Grund unſer Spiegelbild, Haupt neben Haupt, zu uns herauf ſah.

Nicht nur unſere Neigung, ſondern unſere ganze gegenſeitige Art, war zu ernſt und zu tief, als daß ein ſo frühzeitiges unbeſchränktes Liebkoſen, Herzen und Küſſen derſelben hätte entſprechen können; wir waren keine Kinder mehr und doch lagen noch zu viele Jugendjahre vor uns, deren allmälige Blüthen voraus zu brechen unſere Natur zu ſtolz war. Meine Phantaſie war zwar ſchon ſeit geraumer Zeit, eigentlich von jeher wach; allein abgeſehen davon, daß zwiſchen Phantaſie und Wirklichkeit eine jähe Kluft liegt, hatte ich, wenn mich verlangte, ſchöne Frauen zu liebkoſen, immer mir ſonſt gleichgültige, meiſt nicht ganz junge Weiber im Sinne, nicht ein einziges Mal aber Anna, welcher immer nah zu ſein und ſie mein eigen zu wiſſen mein einziger

Wunſch war. Um wie viel mehr mußte ſie betroffen ſein, welche ein Mädchen und dazu tauſendmal feiner, reiner und ſtolzer war, als alle Anderen! Indem ich ſie ſo gewaltſam an mich drückte und küßte und ſie in der Verwirrung dies erwiederte, neigten wir den Becher unſerer unſchuldigen Luſt zu ſehr; ſein Trank überſchüttete uns mit plötzlicher Kälte und das faſt feindliche Fühlen des Körpers riß uns vollends aus dem Himmel. Dieſe Folgen einer ſo unſchuldigen und herzlichen Aufwallung zwiſchen zwei jungen Leutchen, welche als Kinder ſchon genau daſſelbe gethan ohne alle Bekümmerniß, mögen Vielen närriſch vorkommen; uns aber dünkte die Sache gar nicht ſpaßhaft, und wir ſaßen mit wirklichem Grame an dem Waſſer, das um keinen Grad reiner war, als Anna's Seele. Unſere Lage war um ſo peinlicher, als wir uns dieſe Rechenſchaft darüber damals nicht zu geben vermochten. Ich meinerſeits befand mich in der völligſten Verwirrung. Daß wir etwas Unrechtes gethan, konnte mir nicht einfallen; ich glaubte daher, daß der Vorfall irgend etwas Fremdes, Unheimliches zwiſchen uns an's Licht geführt, gar gezeigt hätte, daß Eines von uns das Andere nicht liebe; und doch fühlte ich wahrer als je meine Liebe und wagte auch nicht zu denken, daß Anna mich nicht lieben ſollte. Den wahren Grund der ſchreckhaften Begebenheit ahnte ich gar nicht; denn ich hatte keine Ahnung davon, daß in jenem Alter das rothe Blut weiſer ſei, als der Geiſt, und ſich von ſelbſt zurückdämme, wenn es in ungehörige Wellen geſchlagen worden. Anna hingegen mochte ſich hauptſächlich vorwerfen, daß ſie nun doch für ihr Nachgeben, dem Feſte beizuwohnen, beſtraft und ihre eigene Art und Weiſe, unſer Verhältniß nach ihrem freien und zarten Fühlen ſich entwickeln zu laſſen, gewaltſam geſtört worden ſei. Wäre ich ein paar Jahre älter geweſen als ſie, ſo hätte ich ein gewiſſes Recht und damit auch die Kraft und Sicherheit gehabt, ihre Sprödigkeit zu überwinden und zu beruhigen; ſo aber vermehrte meine eigene Rathloſigkeit die Vorwürfe, die ſie ſich machte, während doch alle Schuld auf mir lag. Ja, es ſchien nun ausgemacht, daß eigentlich mein Plan, daß ſie heute die Brunneckerin vorſtellen ſollte, während ich den Rudenz machte, das Ereigniß herbeigeführt und daß unſere Küſſe in den ſeltſamen Kleidern wohnten, welche wir anhatten. Jedenfalls hätte ich ohne dieſen Umſtand noch lange warten können, bis uns eine ſolche Vertraulichkeit widerfahren wäre.

Ein gewaltiges Rauſchen in den Baumkronen rings um uns weckte uns aus der melancholiſchen Verſenkung, die eigentlich ſchon wieder an eine andere Art von ſchönem Glück ſtreifte; denn meiner Erinnerung ſind die letzten Augenblicke, ehe uns der ſtarke Südwind wach rauſchte, nicht weniger lieb und koſtbar, als jener Ritt auf der Höhe und durch den Tannenwald. Auch Anna ſchien ſich zufriedener zu fühlen; als wir uns erhoben, lächelte ſie flüchtig gegen unſer verſchwindendes Bild im Waſſer, doch ſchienen ihre anmuthig entſchiedenen Bewegungen zugleich zu ſagen: Wage es ferner nicht, uns berührend zu begegnen, bis die rechte Stunde gekommen!

Die Pferde hatten längſt zu trinken aufgehört und ſtanden verwundert in der engen Wildniß, wo ſie zwiſchen Steinen und Waſſer keinen Raum fanden, zu ſtampfen oder zu ſcharren; ich legte ihnen das Gebiß an, hob Anna auf den Schimmel und denſelben führend, ſuchte ich auf dem ſchmalen, oft vom Flüßchen beeinträchtigten Pfade ſo gut als möglich vorwärts zu dringen, während der Braune geduldig und treulich nachfolgte. Wir gelangten auch wohlbehalten auf die Wieſen und endlich unter die Bäume vor dem alten Pfarrhauſe. Kein Menſch war daheim, ſelbſt der Oheim und ſeine Frau waren auf den Abend fortgegangen und Alles ſtill um das Haus. Derweil Anna ſogleich hinein eilte, zog ich den Schimmel in den Stall, ſattelte ihn ab und ſteckte ihm ſein Heu vor. Dann ging ich hinauf, um für den Braunen etwas Brot zu holen, da ich auf ihm noch dem Schauſpiele zuzueilen gedachte. Auch forderte mich Anna gleich dazu auf, als ich in die Stube kam. Sie war ſchon umgekleidet und flocht eben ihr Haar etwas haſtig in ſeine gewohnten Zöpfe; über dieſer Beſchäftigung von mir betroffen, erröthete ſie auf's Neue und ward verlegen. »Reut dich denn,« ſagte ich, »dieſer

Tag ſo ganz und gar?« — »O nein!« erwiederte ſie, auf ihr Coſtüm deutend, welches ſchon zuſammengelegt auf dem Tiſche lag, die Krone oben auf, »ich will auch dieſe Sachen aufbewahren und ſie ſollen nie mehr getragen werden!«

Ich ging hinab, den Braunen zu füttern, und während ich ihm das Brot vorſchnitt und ein Stück um das andere in das Maul ſteckte, ſtand Anna an dem offenen Fenſter, ihr Haar vollends aufbindend, und ſchaute mir zu. Die gemächliche Beſchäftigung unſerer Hände in der Stille, die über dem Gehöfte lagerte, erfüllte uns mit einer tiefen und von Grund aus glücklichen Ruhe, und wir hätten Jahre lang ſo verharren mögen; manchmal biß ich ſelbſt ein Stück von dem Brote, ehe ich es dem Pferde gab, worauf ſich Anna ebenfalls Brot aus dem Schranke holte und am Fenſter aß. Darüber mußten wir lachen, und wie uns das trockene Brot ſo wohl ſchmeckte nach dem feſtlichen und geräuſchvollen Mahle, ſo ſchien auch die jetzige Art unſeres Zuſammenlebens das rechte Fahrwaſſer zu ſein, in welches wir nach dem kleinen Sturme eingelaufen und in welchem wir bleiben ſollten. Anna gab ihre Zufriedenheit auch dadurch zu erkennen, daß ſie das Fenſter nicht verließ, bis ich weggeritten war, und mir noch ein liebevoll ſchalkhaftes Adieu nachrief.

Gleich vor dem Dorfe kam der Schulmeiſter heim gefahren mit dem oheimlichen Ehepaar, denen ich ſagte, daß Anna ſchon zu Hauſe ſei, und ein Stück weiter ſtieß ich auf des Müllers Knecht, welcher deſſen Pferd nach Hauſe führte. Da ich vernahm, daß ſchon Alles bei dem Zwinguri verſammelt und dort ein großes Halloh ſei, auch der Weg dahin nicht mehr weit war, gab ich meinen Gaul auch dem Knecht und eilte zu Fuß weiter. Zum Zwinguri hatte man eine verfallene Burgruine beſtimmt, welche auf dem höchſten Punkte einer Bergallmende ſteht und eine weite Ausſicht in's Gebirge hinüber gewährt. Die Trümmer waren durch einiges Stangen- und Brettergerüſt ſo bekleidet, als ob ſie eben im Aufbau ſtatt im Verfalle wären, und mit den Kränzen der triumphirenden Tyrannei behangen. Die Sonne ging eben unter, als ich ankam und ſah, wie das Volk das Gerüſte zuſammen brach und mit den Kränzen auf einen gewaltigen Holz- und Reiſighaufen warf und dieſen anzündete. Hier ging auch die Verherrlichung des Tell vor ſich, ſtatt vor ſeinem Hauſe, doch nicht mehr nach der geſchriebenen Ordnung, ſondern in Folge einer allgemeinen Erfindungsluſt, wie der Augenblick ſie in den tauſend Köpfen erweckte, und der Schluß der Handlung ging unbeſtimmt in eine rauſchende Freudenfeier über. Die weggejagten Zwingherren mit ihrem Troſſe waren wieder herangeſchlichen und gingen um unter dem Volke als vergnügte Geſpenſter; ſie ſtellten die harmloſeſte Reaction vor. Auf allen Hügeln und Bergen ſahen wir jetzt die Faſtnachtsfeuer brennen; das unſrige flammte bereits in großem Umfange, wir ſtanden in einem Kreiſe hundertweiſe darum und Tell, der Schütz, zeigte ſich jetzt auch als einen guten Sänger, ſogar als einen Propheten, indem er ein kräftiges Volkslied von der Sempacherſchlacht vorſang, deſſen Chorzeilen von Allen wiederholt wurden. Wein war in Menge vorhanden, es bildeten ſich mehrere Liederchöre, ſchlichte, einſtimmige, welche alte Lieder ſangen, wie vierſtimmige Männerchöre mit neuen Liedern, gemiſchte Singſchulen von Mädchen und Jünglingen, Kinderſchaaren, Alles ſang, klang und wogte durcheinander auf der Allmende, über welche das Feuer einen röthlichen Schein verbreitete. Vom Gebirge herüber wehte immer ſtärker und wärmer der Föhn und wälzte große Wolkenzüge über den Himmel; je dunkler die Luft wurde, deſto lauter ward die Freude, welche, zunächſt um Burgtrümmer und Feuer in einem großen Körper lagernd, weiterhin die Halde hinab ſich in viele Gruppen und Einzelne vertheilte, die bald noch im röthlichen Scheine ſtreiften, bald in der Dunkelheit jauchzten. Noch weiterhin ſummte die Luft aus den dunklen Gefilden und wiederglänzte zuletzt wieder ſichtbar in den zahlreichen Flammen am Horizonte. Der uralte gewaltige Frühlingshauch dieſes Landes, obſchon er Gefahr und Noth bringen konnte, weckte ein altes, trotzig frohes Naturgefühl, und indem er in die Geſichter und in die wilden Flammen wehte, ging die Ahnung zurück vom Feuerzeichen des politiſchen

Bewußtſeins, über die Chriſtenfeuer des Mittelalters zu dem Frühlingsfeuer der Heidenzeit, das vielleicht zur ſelben Stunde, auf derſelben Stelle gebrannt. In den dunklen Wolkenlagern ſchienen Heerzüge verſchwundener Geſchlechter vorüberzuziehen, manchmal anzuhalten über dem nächtlich ſingenden und tönenden Volkshaufen, als ob ſie Luſt hätten herabzuſteigen und ſich unter die zu miſchen, welche ihre Spanne Zeit am Feuer vergaßen. Es war aber auch eine köſtliche Stelle, dieſe Allmende; der bräunliche Boden, vom erſten Anflug des ergrünenden wilden Graſes überſchoſſen, dünkte uns weicher und elaſtiſcher als Sammetpolſter, und vor der fränkiſchen Zeit ſchon war er für die Bewohner der Gegend daſſelbe geweſen, was heute.

Die Stimmen der Weiber waren mit der Nacht lauter geworden; während die älteren ſchon fortgegangen und die verheiratheten Männer ſich zuſammenthaten, um vertraute Zechſtuben aufzuſuchen, begannen die Mädchen ihre Herrſchaft unbefangener auszuüben, erſt in lachenden Kreiſen, bis zuletzt Alles bei einander war, was zuſammengehörte, und jedes Paar auf ſeine Weiſe ſich zeigte oder verbarg. Doch als das Feuer zuſammenfiel, löſten ſich die verſchlungenen Menſchenkränze und begannen in großen und kleinen Gruppen dem Städtchen zuzuziehen, wo auf dem Rathhauſe, ſowie in einigen Gaſthäuſern Pfeifen und Geigen ſie erwarteten. Ich hatte mich in dem Gedränge unſtät herumgetrieben; denn wo es die Geſchlechter mit einander zu thun haben, wird auf den Vereinzelten keine Rückſicht genommen, und Jeder iſt nur mit dem Gegenſtande ſeiner Neigung beſchäftigt, das Errungene feſthaltend oder das noch nicht Errungene mit ſeinen Wünſchen verfolgend. So war ich achtlos zurückgeblieben und vergnügte mich an der verlöſchenden Gluth, um welche außer einigen Knaben nur noch jene Fratzgeſtalten herumtanzten, weil das für ſie Nichts koſtete. Sie ſahen in den flatternden Hemden und mit den hohen Papiermützen aus wie Geſpenſter, die dem grauen Gemäuer entſtiegen. Einige zählten auch die Münzen, welche ſie etwa erhaſcht, Andere ſuchten aus dem Feuer noch ein verkohltes Holzſcheit zu ziehen, und beſonders ſah ich Einen, welcher ſich zu den tollſten Sprüngen angeſtrengt, und den ich für einen jungen Taugenichts gehalten, nunmehr nach der Entlarvung als ein eisgraues Männchen zum Vorſchein kommen und ſich haſtig mit einem rauchenden Fichtenklotze abquälen.

Ich wandte mich endlich hinweg und ging langſam davon, unſchlüſſig, ob ich nach Hauſe gehen oder dem Städtchen zuſteuern ſollte. Mein Mantel, der Degen und die Armbruſt waren mir längſt hinderlich; ich nahm Alles zuſammen unter dem Arm, und indem ich raſcher von der Allmende herunter ſchritt, fühlte ich mich ſo munter und lebensluſtig, wie am frühen Morgen, und je länger ich ging, deſto ſtärker erwachte mir ein unbändiger Durſt, einmal die Nacht zu durchſchwärmen, und zugleich ein mächtiger Zorn, daß ich Anna ſo leichten Kaufes entlaſſen. Ich bildete mir ein, ganz der Mann dazu zu ſein, in hohem Liebesglücke ein Liebchen eine feſtliche Nacht entlang zu führen, unter Tanz, Becherklang, Scherz und Kuß. Ich machte mir die bitterſten Vorwürfe, den einzigen Tag ſo ungeſchickt und ſchwachmüthig verpfuſcht zu haben, und ſtellte mir zugleich voll Eitelkeit vor, daß es Anna eben ſo ergehe und ſie vielleicht ſchlaflos auf ihrem Lager ſich nach mir ſehne; denn es mochte ſchon zehn Uhr vorüber ſein. Unverſehens war ich in dem Flecken angelangt, welcher von Muſik ertönte, und als ich in einen übervollen Saal trat, in welchem die blühenden Paare ſich drehten, da klopfte mein Blut immer unwilliger und heißer; ich bedachte nicht, daß wir die einzigen ſechszehnjährigen Leutchen geweſen wären, die ſich im offenkundigen Vereine zeigten, noch weniger, daß unſere heutigen Erlebniſſe zehnmal ſchöner und bedeutſamer waren, als Alles, was dieſe lärmende Jugend hier genießen konnte, und daß ich mich in der Erinnerung derſelben reich und glücklich genug hätte fühlen ſollen. Ich ſah nur die Freude der Zwanzigjährigen, der Verlobten und Selbſtändigen, und maßte mir ihr Recht an, ohne im Mindeſten zu ahnen, daß mein prahleriſches Blut, ſobald ich Anna wirklich zur Seite gehabt hätte, augenblicklich wieder zahm und ſittig geworden wäre. Es gereicht mir auch nicht zur Ehre, daß es ihrer leibhaften Gegenwart bedurft hätte, zur Beſcheidenheit zurückzukehren. Doch als ich von meinen Vettern und Bekannten als ein verloren Geglaubter tapfer begrüßt und in den Strudel gezogen wurde, blendete mich das Licht der Freude, daß ich mich und meinen Aerger vergaß und der Reihe nach mit meinen drei Baſen tanzte. Nach dieſen tanzte ich mit einem fremden zierlichen Mädchen; allein ich erhitzte mich immer mehr, ohne zufrieden zu ſein; die Luſt, welche im Ganzen ſo viel Geräuſch machte, ging mir im Einzelnen viel zu langſam und nüchtern vor ſich. So freudeſtrahlend alle die jungen Leute drein blickten, ſchien es mir doch nur ein matter Schimmer zu ſein gegen den Glanz, der in meiner Phantaſie wach geworden. Unruhig ſtreifte ich durch einige Trinkſtuben, die neben dem Saale waren, und wurde von einer Geſellſchaft junger Burſchen angehalten, welche purpurrothen Wein tranken und dazu ſangen. Hier ſchien meine Sehnſucht endlich ein Ziel zu finden, ich trank von dem kühlen Wein, deſſen ſchöne Farbe meinen Augen ſehr wohl gefiel, und fing leidenſchaftlich an zu ſingen. Kaum hatte ein Lied geendet, ſo begann ich ein anderes, ſchlug ein raſcheres Tempo an und erhob bei ausdrucksvollen Stellen die Stimme, daß ſie bald die Anderen übertönte. Verwundert, daß der Duckmäuſer aus der Stadt noch beſſer trinken und lärmen könne, als ſie, wollten die Burſchen nicht zurückbleiben, wir feuerten uns gegenſeitig an, ich ſang und ſang immer zu und bemerkte erſt bei einem Rundgeſange, wo ich eine Weile ſchweigen mußte, daß ſämmtliche Bäschen durch die Thüre guckten und mich mit vergnügtem Erſtaunen in meiner Gloria ſitzen ſahen. Sie lachten mir zu, winkten mir drohend, weil ich ihr Panier verlaſſen, und forderten mich auf, wieder zu tanzen. Aber ich war nun ein gemachter und angeſehener Mann unter meinen Geſellen, ganz wie einſt als Knabe, wo ich eine Zeit lang den Renommiſten geſpielt, und als einige davon ſich wieder nach Mädchen umſahen, brach ich mit zwei wilden Jünglingen auf, das Städtchen zu durchziehen. Arm in Arm ſtürmte ich mit den geſunden Bauersſöhnen über die Straße, wir gaben uns die luſtigſten Redensarten zum Beſten, ſangen und empfanden das reine und edle Vergnügen, welches entſteht, wenn Ungleiches ſich eint und zu Gefallen lebt. Doch ſchon im nächſten Tanzhauſe, in welches wir traten, verlor ich einen um den anderen meiner neuen Freunde, indem ſie hier fanden, was ſie wahrſcheinlich geſucht hatten, und ich ſetzte allein, aber raſtlos, meinen Streifzug fort. Hie und da ſchaute ich einen Augenblick zu, trank bei Bekannten ein Glas, erwiederte ungeſäumt und etwas geſalzen die Späße, die man an mich richtete, bis ich in eine Stube kam, wo an einem großen runden Tiſche noch vier von den barmherzigen Brüdern ſaßen. Zwei waren ſchon abgefallen und verſchwunden; die hier ſaßen, hatten bereits ihren dritten Rauſch hinter ſich und befanden ſich nun in jenem läſſigen Zuſtande, in welchem erfahrene Zechbrüder einen luſtigen Tag austönen laſſen, wohlgeſchliffene Witze machen und ihren Wein ſo trinken, als ob ſie nicht mehr viel darum gäben, ſich aber wohl hüten, ſchließlich einen Tropfen ſtehen zu laſſen. Etwas entfernt von ihnen ſaß am gleichen Tiſche die Judith, welcher die Brüder der Sitte gemäß ein Glas geboten. Sie ſchien ſich ganz allein bei dem Feſte umgeſehen zu haben und ſich nun am beſten zu gefallen, die Witze und Verfänglichkeiten dieſer Herren ſchlagfertig zurückzugeben und ſie in Reſpect zu halten, wozu es keiner geringen Gewandtheit und Kraft bedurfte. Sie ſaß eben ſo läſſig da, zurückgelehnt und halb abgewandt und warf ihre Erwiederungen gleichmüthig hin. Die Mönche hatten ihre Flachsbärte abgelegt und die gefärbten Naſen gewaſchen; nur der Aelteſte, welcher einen angehenden Kahlkopf und eine natürliche Feuernaſe beſaß, prangte noch mit dem hohen Roth derſelben. Dies war der Unnützeſte und rief mir zu, als ich vorübergehen wollte: »Heda, Grünſpecht! wo hinaus?« Ich ſtand ſtill und erwiederte: »Guter Freund! ihr habt vergeſſen, den Zinnober von eurer Naſe zu wiſchen, wie die anderen Herren doch gethan! Ich mache euch hiermit aufmerkſam, damit ihr nicht etwa euer Kopfkiſſen roth macht.«

Das Gelächter der Uebrigen nahm mich ſogleich in den holden Bund auf; ich mußte mich ſetzen und ein Glas annehmen, worauf ſie ſagten: »Und dennoch, könnt ihr glauben, daß dieſer Kerl es noch für nöthig befunden hat, heut ſeine Naſe zu ſchminken?« — »Das war freilich,« erwiederte ich, »ebenſo thöricht, als wenn man eine Roſe ſchminken wollte!«

»Und dazu viel gefährlicher,« verſetzte ein Anderer, »denn eine Roſe ſchminken, heißt ein Werk Gottes verbeſſern wollen, und der liebe Gott verzeiht! Aber eine rothe Naſe ſchminken, heißt den Teufel verhöhnen, und der verzeiht nicht!«

So ging es fort; ſie verhandelten nun ſeinen Kahlkopf, wobei ich aber bald weit zurückblieb, indem ſie über dieſen Gegenſtand allein wohl zwanzig verſchiedene Witze machten, welche in der Phantaſie die lächerlichſten Vorſtellungen erregten, und von denen einer den andern an Neuheit und Kühnheit der Bilder überbot. Judith lachte, als die Taugenichtſe über ſich ſelbſt herfuhren, und als der Angegriffene dies ſah, ſuchte er ſich aus dem Feuer zu retten, indem er ſich gegen ſie wendete. Sie ſaß da in einem ſchlichten braunen Kleide, die Bruſt mit einem weißen Halstuche bedeckt, welches ein wenig ihren prächtigen Hals ſehen ließ; um dieſen lag eine feine Goldkette und verlor ſich im Halstuche, ſonſt trug ſie keinen Putz, als ihr ſchönes braunes Haar. Der Kahlkopf blinzelte mit den Augen und ſang:

»Mein Schatz, um deinen weißen Hals
Geht eine Schnur von Katzengold,
Die führt an deinem Buſam
Tenf in dein falſches Herz!«

Judith erwiederte ſchnell: »Damit ihr meinen weißen Hals einmal vergeßt, will ich euch auch ein Lied von etwas Weißem berichten!« und ſie ſang nicht, ſondern ſagte einfach wohlklingend:

»Es iſt eine üble Zeit!
Luna, die weiland keuſche Maid,
Liebäugelt auf den Köpfen aller Sünder
Am hellen Tag und höhnt uns arme Kinder.
Schäm' dich, Mondſchein!

Ich that das Fenſter auf
In dunkler Nacht und ſuchte Luna's Lauf;
Da glänzt ſie frech an meines Hauſes Schwelle,
Wild goß ich Waſſer auf die weiße Stelle.
Schäm' dich, Mondſchein!«

Ihre Mutter war geſtorben, auch hatte ſie ſeither in einer ausländiſchen Lotterie mehrere Tauſend Gulden gewonnen, da ſie aus langer Weile ſich mit dergleichen Dingen befaßte. So ſchien ſie nun mehr als je für ſchwere und leichte Schnapphähne ein guter Fang und der Kahle glaubte ſie, nachdem er verſchiedene Anleihen bei ihr gemacht, welche ſie ihm lachend gewährte, im Sturme nehmen zu können, ward aber eben ſo lachend abgewieſen. Das obige Liedchen aber ſchien ſogar auf ein ſchlimmes Abenteuer zu deuten, welches er auf ſeiner Freite beſtanden. Denn mit einer ganz heilloſen Discretion ſahen ſich die drei Uebrigen an, mit funkelnden Augen und mühſam verhaltenem Munde, indem ſie anfingen, halblaut zu ſummen:

Hm! hm! — hm! hm! hm!
Hm! hm! hm! — hm! hm! hm!

Der Rhythmus dieſes Geſummes war ſo verführeriſch, daß ich mit einſtimmte und eine ſtolze Glückſeligkeit empfand, mit den Spöttern ſingen zu dürfen: hm hm hm! hm hm hm! — es war ſtill und feierlich in der nur noch ſchwach erleuchteten Stube und mit feierlicher Behaglichkeit ſetzten wir die ſeltſamen Takte fort. Judith lachte hell auf und rief: »O ihr Kindsköpfe!« Da brachen wir laut aus: Ha ha ha! — ha ha ha! Der Gehöhnte aber ſpähte umher, zog unverſehens dem lauteſten Spötter ein hervorguckendes Blatt aus der Kutte und las deſſen Ueberſchrift: »Chriſtliche Wochenbötin, ein conſervatives Volksblättlein.« Der Spott entlud ſich nun auf den Ueberraſchten, deſſen ſchwache Seite ſein Conſervatismus war, den er weder genugſam zu erklären noch zu vertheidigen vermochte. Dieſe Benennung war erſt ſeit einiger Zeit im Umlauf und fing einige Leute, welche vorher im Nebelhaften geſchwebt. Der Kahle forderte den Conſervativen auf, er ſolle einmal ſagen, was er ſich eigentlich darunter denke, wenn er behaupte, conſervativ zu ſein. Dieſer wollte thun, als ob er hierüber keinen Spaß verſtehe und wünſchte mit wichtigem Geſicht, nicht zu politiſiren! Doch ein Anderer rief: »Die Erklärung iſt ſchon im Paradies zu ſuchen! Als Adam den Thieren ihren Namen gab, war Eines darunter, das wedelte gar bedächtig mit den Ohren und ſagte, es ſei conſervativ; es konnte aber keinen Grund hiefür angeben und Adam ſagte: du ſollſt Eſel heißen!« Erboſt rückte dieſer nun mit ſeinem innerſten und eigentlichen Grunde, der ſeine fixe Idee war, heraus und warf dem Radicalismus vor, daß er den Wein verſäuert und vertheuert hätte. Wenn man noch ein ſüßes und billiges Glas trinken wolle, ſo ſei dieſes einzig in den abgelegenen altväteriſchen Wirthſchaften zu finden, wo die alten Zöpfe hinkröchen, ſich vor der Welt zu verbergen. »Sauft,« ſchrie er, »den radicalen Rachenputzer eurer berühmten politiſchen Wirthe! Ich halt' es mit den Zöpfen!« Da allerdings etwas Wahres in dieſem Vorwurfe lag, ſo entbrannten die drei Uebrigen ihrerſeits im Zorne, ſchalten den Conſervativen einen Verleumder und ſuchten ihm zu beweiſen, daß er ohne den Radicalismus gar keinen Wein zu riechen bekäme, weder guten, noch ſchlechten, daß er ſelbſt als conſervativer Parteibedienter völlig überflüſſig wäre und von ſeinen Zöpfen den Schuh unter den Rücken erhielte ſtatt des ſtärkenden Weinchens der Proſelytenbelohnung. Dies führte zu einem hitzigen Gefechte, worin die Herren gegenſeitig ihre Grundſätze, Thatſachen und Parteichefs herunter machten und das in Ausdrücken, Vergleichungen und Wendungen, Schlag auf Schlag, wie ſie kein dramatiſcher Dichter für ſeine Volksſcenen treffender und eigenthümlicher erfinden könnte; nicht einmal nachzuſchreiben wären ſie, ſo leicht und blitzähnlich entſprangen die Witze aus den Vorausſetzungen, welche bald ſcharf zutreffend, bald böslich erſonnen, doch immer ſich auf die Verhältniſſe und Perſonen gründeten und zu immer neuen Gruppen verſchlangen. Ein Leitartikel oder eine Rede wäre zwar aus dieſem Turnier nicht zu ſchöpfen geweſen; doch konnte man ſehen, welch' eine ganz vertracte Kritik das Volk auf ſeine Weiſe führt, und wie ſehr ſich derjenige trügt, welcher, von der Tribüne herunter zu zweifelhaften Zwecken das »biedere, gute Volk« anrufend, irgend ein wohlwollendes und naives Pathos vorausſetzt. Selbſt Aeußerlichkeiten, Angewöhnungen und körperliche Gebrechen wurden in einen ſolchen Zuſammenhang mit den Worten und Handlungen hervorragender Männer gebracht, daß die letzten nur eine nothwendige Folge der erſten zu ſein ſchienen und man glaubte, in den ungelehrten, aber phantaſiereichen Volksherren die doctrinärſten Phyſiognomiſten vor ſich zu ſehen. Mancher angeſehene Mann ward hier zu einem lächerlichen oder unheimlichen Popanz umgeſchaffen, daß er leibhaft zu ſehen war, und ſelbſt die Vertheidigung deſſelben hätte etwas Demüthigendes für ihn gehabt, wenn er ſie gehört hätte. Wie in einer ganz anderen Welt war ich hier, als bei dem Schulmeiſter; und doch fühlte ich mich gleich zu Hauſe und ſchlürfte die ſtarken und rückſichtsloſen Redensarten, die ſpöttiſchen und wilden Einfälle ebenſo andächtig ein, wie die gewählten ruhigen Worte von Anna's Vater, ohne deswegen den Verkehr mit dieſem zu verachten. Ich ſchien mir dort ein Anderer und hier ein Anderer und doch immer der Gleiche zu ſein. Ich freute mich, daß mein Leben eine Seite um die andere vor mir aufthat, und war ſtolz darauf, indem ich mir einbildete, daß dieſe luſtigen Männer mich ihrer Geſellſchaft würdig hielten und ihre Witze vor mir nicht zurückhielten. Mit Vergnügen dachte ich an den Schulmeiſter und wie ich fürder ernſthaft und anſtändig mit ihm disputiren wolle, während ich doch noch von was Anderem wüßte; denn es ſchien mir nun darauf anzukommen, nirgends ausgeſchloſſen zu ſein und Alles zu überſehen, in welchem Vorſatze ich mir unendlich klug vorkam und nicht bemerkte, daß meine Einſicht bereits hintergangen war und ich als ein rechter Knabe in den Schlingen der ſchönen Judith ſaß; denn ihrer Anweſenheit war ein guter Theil meiner Behaglichkeit zuzuſchreiben.

Die barmherzigen Brüder waren durch die Politik wieder rüſtig und munter geworden und hatten die Flaſchen wieder füllen laſſen, obgleich Mitternacht lange vorüber, als Judith plötzlich aufbrach und ſagte: Frauen und junge Knaben gehören nun nach Hauſe! Wollt ihr nicht mitkommen, Vetter, da wir den gleichen Weg haben? Ich ſagte Ja, doch müßte ich erſt nach meinen Verwandten ſehen, welche wahrſcheinlich auch mitkommen würden. „Die werden wohl ſchon fort ſein,« erwiederte ſie, »denn es iſt ſpät; wenn ich nicht darauf gerechnet hätte, daß ich mit euch gehen könnte, ſo wäre ich auch längſt fort.« »Oho!« riefen die Zecher, »als ob wir nicht auch da wären! Wir Alle begleiten euch! Das ſoll nicht geſagt ſein, daß die Judith nicht Begleiter zur Auswahl habe!« brachen auf und ſorgten, noch den friſchen Wein unterzubringen, während Judith mir winkte und auf dem Flur angekommen ſagte: »Dieſe vier Heiden wollen wir ſchön anführen!« Auf der Straße ſah ich, daß der Saal, wo meine Vettern und Baſen ſich aufgehalten, ſchon dunkel war, und mehrere Leute beſtätigten ihre Heimkehr. So mußte ich der Judith folgen, als ſie mich durch ein dunkles Seitengäßchen in's Freie und durch einige Feldwege auf die Landſtraße führte, daß wir einen Vorſprung gewannen und die vier Männer hinter uns rufen hörten. Indem wir eilend weiter ſchritten, gingen wir um einige Spannen entfernt neben einander her; ich hielt mich ſpröde zurück, während mein Ohr keinen Ton ihres feſten und doch leichten Schrittes verlor und begierig das leiſe Rauſchen ihres Kleides vernahm. Die Nacht war dunkel, aber das Frauenhafte, Sichere und die Fülle ihres Weſens wirkte aus allen Umriſſen ihrer Geſtalt wie berauſchend auf mich, daß ich alle Augenblicke hinüberſchielen mußte, gleich einem angſtvollen Wanderer, dem ein Feldgeſpenſt zur Seite geht. Und wie der Wanderer mitten in ſeiner Angſt ſein chriſtliches Bewußtſein wach ruft zum Schutze gegen den unheimlichen Begleiter, trug ich während des verlockenden Ganges einen geiſtlichen Hochmuth der Sprödigkeit und der Unfehlbarkeit in mir. Judith ſprach von den Männern und lachte über ſie, erzählte mir unbefangen die Dummheiten, die der Eine ihr gemacht, und fragte mich, ob Luna nicht eine alte Mondgöttin wäre? Wenigſtens habe ſie das immer vermuthet, wenn ſie jenes Lied in einem alten Buche geleſen; es habe auch gut für den Schlingel gepaßt. Dann fragte ſie mich plötzlich, warum ich ſo ſtolz geworden ſei und ſie ſeit Jahren nie mehr angeſehen, viel weniger beſucht habe? Ich wollte mich damit entſchuldigen, daß ſie keinen Verkehr mit dem Hauſe meines Oheims pflege und ich daher ſchicklicher Weiſe nicht allein ſie beſuchen könne. »Ach was!« ſagte ſie, »ihr ſeid ja auch noch mein Vetter und könnt mich von Rechtswegen wohl heimſuchen, wenn ihr wollt! Damals, wo ihr ſo jung geweſen, habt ihr mich ſo gern gehabt und ihr ſeid mir immer ein wenig lieb; aber jetzt habt ihr ein Schätzchen, in welches ihr verliebt ſeid, und meint, keine andere Frau mehr anſehen zu dürfen!« — »Ich ein Schätzchen?« erwiederte ich und als ſie dieſe Behauptung wiederholte und Anna nannte, läugnete ich die Sache auf das Beſtimmteſte. Wir waren unverſehens beim Dorfe angekommen, in welchem noch viele Stimmen laut wurden und die jungen Leute über die Straße gingen; Judith wünſchte ihnen aus dem Wege zu gehen, und obgleich ich nun füglich meine Straße hätte ziehen können, leiſtete ich doch keinen Widerſtand und folgte ihr unwillkürlich, als ſie mich bei der Hand nahm und zwiſchen Hecken und Mauern durch ein dunkles Wirrſal führte, um ungeſehen in ihr Haus zu gelangen. Sie hatte ihre Aecker verkauft und nur einen ſchönen Baumgarten nächſt dem Hauſe behalten, in welchem ſie ganz allein wohnte. Der genoſſene Wein erhöhte die Aufregung, in welcher ich mich befand, wie wir ſo durch die engen Wege hinſchlüpften, und als bei dem Hauſe angekommen Judith ſagte: »Kommt herein, ich will noch einen Kaffee kochen!« und ich hineinging und ſie die Hausthüre feſt hinter uns verriegelte, da klopfte mir das Herz wie mit Hämmern, während ich mich übermüthig des Abenteuers freute und mich vermaß, daſſelbe zu meiner Ehre, aber verwegen zu beſtehen. An Anna dachte ich gar nicht, mein wallendes Blut verfinſterte ihr Bild und ließ nur den Stern meiner Eitelkeit durchſchimmern; denn, genau erwogen, wollte ich nur um meiner ſelbſt willen meine Standhaftigkeit erproben. So ſtark iſt die Selbſtſucht, daß ſie ſelbſt da noch leuchtet, wo die reinſte Liebe untergeht, und mit trügeriſchen Vorſpiegelungen den Willen zu gängeln weiß. Doch darf ich mir geſtehen, daß es im Grunde eine Art romantiſchen Pflichtgefühls war, welches mich unbefangen antrieb, keiner merkwürdigen Erfahrung auszuweichen. Auch verlor ſich die unheimliche Aufregung, ſobald Judith Licht angezündet und ein helles Feuer entflammt hatte. Ich ſaß auf dem Herde und plauderte ganz vergnüglich mit ihr, und indem ich fortwährend in ihr vom Feuer beglänztes Geſicht ſah, glaubte ich ſtolz mit der Gefahr ſpielen zu können und träumte mich in die Lage der Dinge zurück, wie ich vor zwei Jahren noch ihr Haar auf- und zugeflochten hatte. Während der Kaffee ſingend kochte, ging ſie in die Stube, um ihr Halstuch abzulegen und ihr Sonntagskleid auszuziehen, und kam im weißen Untergewande zurück, mit bloßen Armen, und aus der ſchneeweißen Leinwand enthüllten ſich mit blendender Schönheit ihre Schultern. Sogleich ward ich wieder verwirrt und erſt allmälig, indem ich unverwandt ſie anſchaute, entwirrte ſich mein flimmernder Blick an der ruhigen Klarheit dieſer Formen. Ich hatte ſie ſchon als Knabe ein oder zwei Mal ſo geſehen, wenn ſie beim Ankleiden nicht ſehr auf mich achtete, und obgleich ich jetzt anders ſah, als damals, ſchien doch die gleiche Vorwurfsloſigkeit auf dieſem Schnee zu ruhen, auch bewegte ſich Judith ſo ſicher und frei, daß dieſe Sicherheit auch auf mich überging. Sie trug den fertigen Kaffee in die Stube, ſetzte ſich neben mich und indem ſie das herbeigeholte Kirchenbuch aufſchlug, ſagte ſie: »Seht, ich habe alle die Bildchen noch, die ihr mir gezeichnet habt!« Wir betrachteten die komiſchen Dinger, eins um's andere, und die unſicheren Striche von damals kamen mir höchſt ſeltſam vor, wie vergeſſene Zeichen einer unabſehbar entſchwundenen Zeit. Ich erſtaunte vor dieſen Abgründen der Vergeſſenheit, die zwiſchen den kurzen Jugendjahren liegen, und betrachtete die Blättchen ſehr nachdenklich; auch die Handſchrift, womit ich die Sprüche hineingeſchrieben, war eine ganz andere und noch diejenige aus der Schule. Die ängſtlichen Züge ſahen mich traurig an; Judith ſah auch eine Zeitlang ſtill auf das gleiche Bildchen mit mir, dann ſah ſie mir plötzlich dicht in die Augen, indem ſie ihre Arme um meinen Hals legte, und ſagte: »Du biſt immer noch der Gleiche! An was denkſt du jetzt?« — »Ich weiß nicht,« erwiederte ich; »weißt du, fuhr ſie fort, daß ich dich gleich freſſen möchte, wenn du ſo ſtudirſt, in's Blaue hinaus!« und ſie drückte mich enger an ſich, während ich ſagte: »Warum denn?« — »Ich weiß ſelbſt nicht recht; aber es iſt ſo langweilig unter den Leuten, daß man oft froh iſt, wenn man an etwas Anderes denken kann; ich möchte dies auch gern, aber ich weiß nicht viel und denke immer das Gleiche, obſchon mir etwas Unbekanntes im Kopfe herumgeht; wenn ich dich nun ſo ſtaunen ſehe, ſo iſt es mir, als ob du gerade an das denkſt, woran ich auch gern ſinnen möchte, ich meine immer, es müßte Einem ſo wohl ſein, wenn man mit deinen geheimen Gedanken ſo in die Weite ſpazieren könnte! O, es muß Einem da ſo ſtill und klug, ſo traurig und glückſelig zu Muthe ſein!« So etwas hatte ich noch niemals zu hören bekommen; obgleich ich wohl einſah, daß die Judith ſich allzuſehr zu meinen Gunſten täuſchte, was meine inneren Gedanken betraf, und ich tief beſchämt erröthete, daß ich glaubte, die Röthe meiner brennenden Wange müſſe ihre weiße Schulter anglühen, an welcher ſie lag: ſo ſog ich doch Wort für Wort dieſer ſüßeſten Schmeichelei begierig ein, und meine Augen ruhten dabei auf der Höhe der Bruſt, welche ſtill und groß aus dem friſchen Linnen emporſtieg und in unmittelbarſter Nähe vor meinem Blicke glänzte wie die ewige Heimath des Glückes. Judith wußte nicht, oder wenigſtens nicht recht, daß es jetzt an ihrer eigenen Bruſt ſtill und klug, traurig und doch glückſelig zu ſein war. Es dünkt mich, die Ruhe an der Bruſt einer ſchönen Frau ſei der einzige und wahre irdiſche Lohn für die Mühe des Helden jeder Art und für alles Dulden des Mannes, und mehr werth, als Gold, Lorbeer und Wein zuſammen. Nun war ich zwar ſechszehn Jahr alt und weder ein Held noch Mann, der was gethan hatte; doch fühlte ich mich ganz außer der Zeit, wir waren gleich alt oder gleich jung in dieſem Augenblicke und mir ging es durch das Herz, als ob ich jetzt jene ſchöne Ruhe vorausnähme für alles Leid und alle Mühe, die noch kommen ſollten. Ja dieſer Augenblick ſchien ſo ſehr ſeine Rechtfertigung in ſich ſelbſt zu tragen, daß ich nicht einmal aufſchreckte, als Judith, in dem Geſangbuch blätternd, ein zuſammengefaltetes Blatt hervorzog, es aufmachte, mir vorhielt und ich nach langem Sinnen jenes beſchriebene und an Anna gerichtete Liebesbriefchen erkannte, das ich vor Jahren einſt den Wellen übergeben hatte. »Läugneſt du noch, daß dies gute Kind dein Schätzchen ſei?« ſagte ſie, und ich läugnete es aus Muthwillen zum zweiten Male, das Blatt als eine vergeſſene Kinderei erklärend. In dieſem Augenblicke riefen Stimmen vor dem Hauſe, welche wir als diejenigen der vier Männer erkannten. Sogleich löſchte ſie das Licht aus, daß wir im Dunkeln ſaßen; doch die unten begehrten nichts deſto minder Einlaß, indem ſie riefen: »So macht doch auf, ſchöne Judith, und wartet uns mit einer Taſſe heißem Kaffee auf! wir wollen uns ehrbar benehmen und noch ein vernünftiges Wort ſprechen! Aber macht auf, zum Lohn dafür, daß ihr uns ſo angeführt habt; es iſt Faſtnacht und ihr dürft ohne Gefährde einmal die vier ruhmwürdigſten Cumpane des Landes bewirthen!« Wir hielten uns aber ganz ſtill; ſchwere Regentropfen ſchlugen an die Scheiben, es wetterleuchtete ſogar und in der Ferne donnerte es, daß es klang, als wäre es Mai oder Juni; um Judith kirre zu machen, ſangen die Männer mit heuchleriſcher Sorgfalt ein vierſtimmiges Lied, ſo ſchön ſie konnten, und ihr überwachter Zuſtand gab ihren Stimmen wirklich etwas gerührt Vibrirendes. Als dies Alles nichts half, fingen ſie an zu fluchen, und Einer kletterte am Spalier zum Fenſter empor, um in die dunkle Stube zu ſehen. Wir bemerkten wohl ſeine ſpitzige Kapuze, die er über den Kopf gezogen hatte; da erhellte mit einem Mal ein Blitz die Stube, und der Späher konnte Judith ihres weißen Zeuges wegen erkennen. »Die verwünſchte Hexe ſitzt ganz aufrecht und munter am Tiſch!« rief er gedämpft hinunter; ein Anderer ſagte: »Laß mich einmal ſehen!« Doch während ſie ſich ablöſten und die Stube wieder finſter war, huſchte Judith ſchnell zu ihrem Bett, nahm die weiße Decke deſſelben und warf ſie über den Stuhl, worauf ſie mich leis nach dem Bett hinzog, welches man vom Fenſter aus nicht ſehen konnte. Als jetzt ein zweiter, noch ſtärkerer Blitz die Stube ganz klar machte, ſagte der Mann, welcher die Augen wie eine Doppelbüchſe auf den Stuhl gerichtet hatte. »Es iſt ſie nicht, es iſt nur ein weißes Tuch; das Kaffeegeſchirr ſteht auf dem Tiſch und das Kirchenbuch liegt dabei. Der Himmelteufel iſt am Ende frömmer, als man glaubt!« Judith aber flüſterte mir in's Ohr: »Der Schelm hätte dich jetzt ganz gewiß erblickt, wenn wir ſitzen geblieben wären!« Doch die gewaltigen Regengüſſe, Blitz und Donner, die nun hereinbrachen, vertrieben den Späher vom Fenſter; wir hörten, wie ſie ihre Kutten ſchüttelten und auseinander ſprangen, um im Dorfe ein Unterkommen zu ſuchen, da ſie alle weit von Hauſe waren. Als wir Nichts mehr von ihnen hörten, ſaßen wir noch eine Weile ganz ſtill auf dem Bette und lauſchten auf das Gewitter, welches das Häuschen erzittern machte, ſo daß ich mein eigenes leiſes Zittern nicht recht davon unterſcheiden konnte. Ich umfaßte Judith, um nur dies beklemmende Zittern zu unterbrechen, und küßte ſie auf den Mund; ſie küßte mich wieder, feſt und warm; doch dann löſte ſie meine Arme von ihrem

Hals und ſagte: »Glück iſt Glück und es giebt nur Ein Glück; aber ich kann dich nicht länger hier behalten, wenn du mir nicht geſtehen willſt, daß du und des Schulmeiſters Tochter einander gern habt! Denn nur das Lügen macht Alles ſchlimm!«

Ohne Rückhalt begann ich nun, ihr die ganze Geſchichte zu erzählen von Anfang bis zu Ende, Alles, was je zwiſchen Anna vorgefallen, und verband die beredte Schilderung ihres Weſens mit derjenigen der Gefühle, die ich für ſie empfand. Ich erzählte auch genau die Geſchichte des heutigen Tages und klagte der Judith meine Pein in Betreff der Sprödigkeit und Scheue, welche immer wieder zwiſchen uns traten. Nachdem ich lange ſo erzählt und geklagt, antwortete ſie auf meine Klagen nicht, ſondern fragte mich: »Und was denkſt du dir jetzt eigentlich darunter, daß du bei mir biſt?« Ganz verwirrt und beſchämt ſchwieg ich und ſuchte ein Wort; dann ſagte ich endlich zaghaft: »du haſt mich ja mitgenommen!« — »Ja«, erwiederte ſie, »aber wäreſt du mit jeder anderen hübſchen Frau ebenſo gegangen, die dich gelockt hätte? Beſinne dich einmal hierauf!« Ich beſann mich in der That und ſagte dann ganz entſchieden: »Nein, mit gar keiner!« »Alſo biſt du mir auch ein Bischen gut?« fuhr ſie fort. Jetzt gerieth ich in die größte Verlegenheit; denn die Frage zu bejahen, fühlte ich nun deutlich, würde die erſte eigentliche Untreue geweſen ſein und doch, indem es mich trieb, ehrlich nachzudenken, konnte ich noch weniger ein Nein hervorbringen. Endlich konnte ich doch nicht anders und ſagte: »Ja — aber doch nicht ſo, wie der Anna!« — »Wie denn?« Ich umſchlang ſie ungeſtüm und indem ich ſie ſtreichelte und ihr auf alle Weiſe ſchmeichelte, fuhr ich fort: »Siehſt du! für die Anna möchte ich alles Mögliche ertragen und jedem Winke gehorchen; ich möchte für ſie ein braver und ehrenvoller Mann werden, an welchem Alles durch und durch rein und klar iſt, daß ſie mich durchſchauen dürfte wie einen Kryſtall, Nichts thun, ohne ihrer zu gedenken und in alle Ewigkeit mit ihrer Seele leben, auch wenn ich von heute an ſie nicht mehr ſehen würde! Dies Alles könnte ich für dich nicht

Landes-Bibl.

thun! Und doch liebe ich dich von ganzem Herzen und wenn du zum Beweis dafür verlangteſt, ich ſollte mir von dir ein Meſſer in die Bruſt ſtoßen laſſen, ſo würde ich in dieſem Augenblicke ganz ſtill dazu halten und mein Blut ruhig auf deinen Schooß fließen laſſen!« Ich erſchrak ſogleich über dieſen Worten und entdeckte zugleich, daß ſie nichts weniger als übertrieben, ſondern ganz der Empfindung gemäß waren, die ich von jeher für Judith unbewußt getragen. Mit meinen Liebkoſungen plötzlich inne haltend, ließ ich die Hand auf ihrer Wange liegen und in dieſem Augenblicke fühlte ich eine Thräne darauf fallen. Zugleich ſeufzte ſie und ſagte: »Was thue ich mit deinem Blute! — O! nie hat ein Mann gewünſcht, brav, klar und lauter vor mir zu erſcheinen und doch liebe ich die Wahrheit wie mich ſelbſt!« Betrübt ſagte ich: »Aber ich könnte doch nicht dein ernſthafter Liebhaber oder gar dein Mann ſein?« — »O das weiß ich wohl und fällt mir auch gar nicht ein!« erwiederte ſie, »ich will dir auch ſagen, was du von mir zu denken haſt! Ich habe dich zu mir gelockt, erſtens, weil ich wieder einmal ein wenig küſſen wollte, was ich auch gleich hernach thun will, du biſt mir dazu gerade recht! Zweitens wollte ich dich als ein hochmüthiges Bürſchchen ein wenig in die Schule nehmen, und drittens macht es mir Vergnügen, in Ermangelung eines Anderen, den Mann zu lieben, der noch in dir verborgen iſt, wie ich dich ſchon als Kind gern geſehen habe.« Mit dieſen Worten packte ſie mich und fing an mich zu küſſen, daß es mir gluthheiß wurde und ich nur, um die Gluth zu kühlen, ihre feuchten Lippen feſthalten und wieder küſſen mußte. Als ich Anna geküßt, war es geweſen, als ob mein Mund eine wirkliche Roſe berührt hätte; jetzt aber küßte ich eben einen heißen, leibhaften Mund und der geheimnißvolle balſamiſche Athem aus dem Inneren eines ſchönen und ſtarken Weibes ſtrömte in vollen Zügen in mich über. Dieſer Unterſchied fiel mir ſo auf, daß mitten im heftigen Küſſen Anna's Stern aufging, eben als Judith mehr wie für ſich flüſterte: »Denkſt du nun auch an dein Schätzchen?« — »Ja,« erwiederte ich, »und ich geh' nun!« und wollte mich losmachen. »So geh'!« ſagte ſie lächelnd, doch löſte ſie ihre weichen nackten Arme auf eine ſo ſonderbare Weiſe aus einander, daß es mir ſchneidend weh that, mich frei zu fühlen, und eben wieder im Begriffe war, in dieſelben zu ſinken, als ſie aufſprang, mich noch einmal küßte und dann von ſich ſtieß, indem ſie leiſe ſagte: »Nun pack' dich, es iſt jetzt Zeit, daß du heim kommſt!« Beſchämt ſuchte ich meinen Hut und eilte davon, daß ſie laut lachte und mir kaum nachkommen konnte, um mir die Hausthüre aufzumachen. »Halt,« flüſterte ſie, als ich davon laufen wollte, »geh' da oben durch den Baumgarten hinaus und ein wenig um's Dorf herum!« und ſie kam mit mir durch den Garten in ihrem leichten Gewande, obgleich es regnete und ſtürmte, was vom Himmel herunter mochte. Am Gatter ſtand ſie ſtill und ſagte: »Hör' einmal! ich ſehe nie einen Mann in meinem Hauſe und du biſt der Erſte, den ich ſeit langer Zeit geküßt! Ich habe Luſt, dir nun erſt recht treu zu bleiben, frage mich nicht warum, ich muß etwas probiren für die lange Zeit und es macht mir Spaß. Dafür verlange ich aber, daß du jedesmal zu mir kommſt, wenn du im Dorfe biſt, in der Nacht und heimlich; am Tage und vor den Leuten wollen wir thun, als ob wir uns kaum anſehen möchten. Ich verſpreche dir, daß es dich nie gereuen ſoll. Es wird in der Welt nicht ſo gehen, wie du es denkſt und vielleicht auch mit Anna nicht; das Alles wirſt du ſchon ſehen; ich ſage dir nur, daß du ſpäter froh ſein ſollſt, wenn du zu mir gekommen biſt!« — »Nie komme ich wieder!« rief ich etwas heftig — »Bſt! nicht ſo laut,« ſagte ſie; dann ſah ſie mir ernſthaft in die Augen, daß ich trotz Sturm und Dunkelheit die ihrigen glänzen ſah, und fuhr fort: »Wenn du mir nicht heilig und auf deine Ehre verſprichſt, daß du wiederkommen willſt, ſo nehm' ich dich ſogleich wieder mit, nehme dich zu mir in's Bett und du mußt bei mir ſchlafen! Das ſchwöre ich bei Gott!« Es kam mir gar nicht in den Sinn, über dieſe Drohung zu lachen oder dieſelbe zu verachten; vielmehr verſprach ich, ſo ſchnell ich konnte, in Judith's Hand, daß ich wieder kommen wollte, und eilte davon. Ich lief darauf zu, ohne zu wiſſen wohin; denn der strömende Regen that mir wohl; ſo war ich bald aus dem Dorfe und auf eine Höhe gekommen, auf welcher ich weiter ging. Der Morgen graute und warf ein ſchwaches Licht in das Unwetter; ich machte mir die bitterſten Vorwürfe und fühlte mich ganz zerknirſcht, und als ich plötzlich zu meinen Füßen den kleinen See und des Schulmeiſters Haus erblickte, kaum erkennbar durch den grauen Schleier des Regens und der Dämmerung, da ſank ich erſchöpft auf den Boden und brach gar jämmerlich in Thränen aus. Es regnete immerfort auf mich nieder, die Windſtöße fuhren und pfiffen durch die Luft und heulten erbärmlich in den Bäumen, ich weinte dazu, was nur die Augen faſſen mochten; ſeltſamer Weiſe machte ich Niemandem Vorwürfe, als mir ſelbſt, und dachte nicht daran, der Judith irgend eine Schuld beizumeſſen. Ich fühlte mein Weſen in zwei Theile geſpalten und hätte mich vor Anna bei der Judith und vor Judith bei der Anna verbergen mögen. Ich gelobte aber, nie wieder zur Judith zu gehen und mein Verſprechen zu brechen; denn ich empfand ein gränzenloſes Mitleid mit Anna, die ich in der grauen feuchten Tiefe zu meinen Füßen jetzt ſo ſtill ſchlafend wußte. Endlich raffte ich mich auf und ſtieg wieder in's Dorf hinunter; der Rauch ſtieg aus den Schornſteinen und kroch in wunderlichen Fetzen durch den Regen, ich ſann etwas gefaßter darüber nach, was ich im Hauſe meines Oheims über mein nächtliches Ausbleiben vorgeben wolle. Ich wollte ſagen, ich hätte mich verirrt und ſei die ganze Nacht umhergeſtreift. Dies war ſeit den kritiſchen Knabenjahren das erſte Mal, wo ich zu einem eigennützigen Zwecke wieder lügen mußte; mehrere Jahre hindurch hatte ich nicht mehr gewußt, was lügen ſei, und dieſe Entdeckung machte mir vollends zu Muthe, als ob ich aus einem ſchönen Garten hinaus geſtoßen würde, in welchem ich eine Zeit lang zu Gaſt geweſen.

Der

grüne Heinrich.

Der

grüne Heinrich.

Roman

von

Gottfried Keller.

In vier Bänden.

Dritter Band.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.
1854.

Sächsische
Landesbibliothek
12. SEP. 1977
Dresden

Erſtes Kapitel.

Ich ſchlief feſt und traumlos bis zum Mittag; als ich erwachte, wehte noch immer der warme Südwind und es regnete in Einem fort. Ich ſah aus dem Fenſter und erblickte das Thal auf und nieder, wie Hunderte von Männern am Waſſer arbeiteten, um die Wehren und Dämme herzuſtellen, da in den Bergen aller Schnee ſchmelzen mußte und eine große Fluth zu erwarten war. Das Flüßchen rauſchte ſchon anſehnlich und grau gelblich daher; für unſer Haus war gar keine Gefahr, da es an einem ſicher abgedämmten Seitenarme lag, der die Mühle trieb; doch waren alle Mannsperſonen fort, um die Wieſen zu ſchützen, und ich ſaß mit den Frauensleuten allein zu Tiſche. Nachher ging ich auch hinaus und ſah die Männer eben ſo rüſtig und entſchloſſen bei der Arbeit, als ſie geſtern die Freude angefaßt hatten. Sie handtierten wie die Teufel in Erde, Holz und Steinen, ſtanden bis über die Kniee in Schlamm und Waſſer, ſchwangen Aexte und trugen Faſchinen und Balken umher, und wenn ſo acht Mann unter einem ſchweren Werkſtücke einher gingen, hielten die Witzbolde unter ihnen ohne Zeitverluſt keinen Einfall zurück; nur der Unterſchied war gegen geſtern, daß man keine Tabakspfeifen ſah, da dies Volk bei der Arbeit wohl wußte, was guter Ton iſt. Ich konnte nicht viel helfen und war den Leuten eher im Wege; nachdem ich daher eine Strecke weit das Waſſer hinaufgeſchlendert, kehrte ich oben durch das Dorf zurück und ſah auf dieſem Gange die Thätigkeit auf allen ihren gewohnten Wegen. Wer nicht am Waſſer beſchäftigt war, der fuhr in's Holz, um die dortige Arbeit noch ſchnell abzuthun, und auf einem Acker ſah ich einen Mann ſo ruhig und aufmerkſam pflügen, als ob weder der Nachtag eines Feſtes, noch eine Gefahr im Lande wären. Ich ſchämte mich, allein ſo müßig und zwecklos umherzugehen, und um nur etwas Entſchiedenes zu thun, entſchloß ich mich, ſogleich nach der Stadt zurückzukehren. Zwar hatte ich leider nicht viel zu verſäumen und meine ungeleitete haltloſe Arbeit bot mir in dieſem Augenblicke gar keine lockende Zuflucht, ja ſie kam mir ſchaal und nichtig vor; da aber der Nachmittag ſchon vorgerückt war und ich durch Koth und Regen in die Nacht hinein wandern mußte, ſo ließ eine aſcetiſche Laune mir dieſen Gang als eine Wohlthat erſcheinen, und ich machte mich trotz aller Einreden meiner Verwandten ungeſäumt auf den Weg.

So ſtürmiſch und mühevoll dieſer war, legte ich doch die bedeutende Strecke zurück wie einen ſonnigen Gartenpfad; denn in meinem Innern erwachten alle Gedanken und ſpielten fort und fort mit dem Räthſel des Lebens, wie mit einer goldenen Kugel, und ich war nicht wenig überraſcht, mich unverſehens vor dem Stadtthore zu befinden. Als ich vor unſer Haus kam, merkte ich an den dunkeln Fenſtern, daß meine Mutter ſchon ſchlief; mit einem heimkehrenden Hausgenoſſen ſchlüpfte ich in's Haus und auf meine

Kammer, und am Morgen that meine Mutter die Augen weit auf, als ſie mich unerwartet zum Frühſtück erſcheinen ſah.

Ich bemerkte ſogleich, daß in unſerer Stube eine kleine Veränderung vorgegangen war. Ein artiges Lotterbettchen ſtand an der Wand, welches die Mutter aus Gefälligkeit von einem Bekannten gekauft, der daſſelbe nicht mehr unterzubringen wußte; es war von der größten Einfachheit, leicht und zierlich gebaut und ſtatt des Polſters nur mit weiß und grünem Stroh überflochten und doch ein allerliebſtes Möbel. Aber auf demſelben lag ein anſehnlicher Stoß Bücher, an die fünfzig Bändchen, alle gleich gebunden, mit rothen Schildchen und goldenen Titeln auf dem Rücken verſehen und durch eine ſtarke vielfache Schnur zuſammengehalten, wie nur eine Frau oder ein Trödler etwas zuſammenbinden kann. Es waren Göthe's ſämmtliche Werke, welche einer meiner Plagegeiſter hergebracht hatte, um ſie mir zur Anſicht und zum Verkauf anzubieten. Es war mir zu Muthe, als ob der große Schatten ſelbſt über meine Schwelle getreten wäre: denn ſo wenige Jahre ſeit ſeinem Tode verfloſſen, ſo hatte ſein Bild in der Vorſtellung des jüngſten Geſchlechtes bereits etwas Dämoniſch-Göttliches angenommen, das, wenn es als eine Geſtaltung der entfeſſelten Phantaſie Einem im Traume erſchien, mit ahnungsvollem Schauer erfüllen konnte. Vor einigen Jahren hatte ein deutſcher Schreinergeſelle, welcher in unſerer Stube etwas zurecht hämmerte, dabei von ungefähr geſagt: »Der große Göthe iſt geſtorben,« und dies unbeachtete Wort klang mir immer wieder nach. Der unbekannte Todte ſchritt faſt durch alle Beſchäftigungen und Anregungen und überall zog er angeknüpfte Fäden an ſich, deren Enden nur in ſeiner unſichtbaren Hand verſchwanden. Als ob ich jetzt alle dieſe Fäden in dem ungeſchlachten Knoten der | Schnur, welche die Bücher umwand, beiſammen hätte, fiel ich über denſelben her und begann haſtig ihn aufzulöſen, und als er endlich aufging, da fielen die goldenen Früchte des achtzigjährigen Lebens auf das Schönſte auseinander, verbreiteten ſich über das Ruhbett und fielen über deſſen Rand auf den Boden, daß ich alle Hände voll zu thun hatte, den Reichthum zuſammen zu halten. Ich entfernte mich von ſelber Stunde an nicht mehr vom Lotterbettchen und las dreißig Tage lang, indeſſen es noch ein Mal ſtrenger Winter und wieder Frühling wurde; aber der weiße Schnee ging mir wie ein Traum vorüber, den ich unbeachtet von der Seite glänzen ſah. Ich griff zuerſt nach Allem, was ſich durch den Druck als Dramatiſch zeigte, dann las ich alles Gereimte, dann die Romane, dann die italieniſche Reiſe, dann einige künſtleriſche Monographien, und als ſich der Strom hinauf in die proſaiſchen Gefilde des täglichen Fleißes, der Einzelmühe verlief, ließ ich das Weitere liegen und fing von vorn an und entdeckte diesmal die einzelnen Sternbilder in ihren ſchönen Stellungen zu einander und dazwiſchen einzelne ſeltſam glänzende Sterne, wie den Reineke Fuchs oder den Benvenuto Cellini. So hatte ich noch ein Mal dieſen Himmel durchſchweift und Vieles wieder doppelt geleſen und entdeckte zuletzt noch einen ganz neuen hellen Stern: Dichtung und Wahrheit. Ich war eben mit dieſem Ein Mal zu Ende, als der Trödler hereintrat und ſich erkundigte, ob ich die Werke behalten wolle, da ſich ſonſt ein anderweitiger Käufer gezeigt habe. Unter dieſen Umſtänden mußte der Schatz baar bezahlt werden, was weit über meine Kräfte ging; die Mutter ſah wohl, daß er mir etwas Wichtiges war, aber mein dreißigtägiges Liegen und Leſen machte ſie unentſchloſſen und darüber ergriff der Mann wieder ſeine Schnur, band die Bücher zuſammen, ſchwang den Pack auf den Rücken und empfahl ſich.

Es war, als ob eine Schaar glänzender und ſingender Geiſter die Stube verließen, ſo daß dieſe auf einmal ſtill und leer ſchien: ich ſprang auf, ſah mich um und würde mich wie in einem Grabe gedünkt haben, wenn nicht die Stricknadeln meiner Mutter ein freundliches Geräuſch verurſacht hätten. Ich machte mich in's Freie; die alte Bergſtadt, Felſen, Wald, Fluß und See und das formenreiche Gebirge lagen im milden Schein der Märzſonne, und indem meine Blicke Alles umfaßten, empfand ich ein reines und nachhaltiges Vergnügen, das ich früher nicht gekannt. Es war die hingebende Liebe an alles Gewordene und Beſtehende, welche das Recht und die Bedeutung jeglichen Dinges ehrt und den Zuſammenhang und die Tiefe der Welt empfindet. Dieſe Liebe ſteht höher als das künſtleriſche Herausſtehlen des Einzelnen zu eigennützigem Zwecke, welches zuletzt immer zu Kleinlichkeit und Laune führt; ſie ſteht auch höher, als das Genießen und Abſondern nach Stimmungen und romantiſchen Liebhabereien, und nur ſie allein vermag eine gleichmäßige und dauernde Gluth zu geben. Es kam mir nun Alles und immer neu, ſchön und merkwürdig vor und ich begann, nicht nur die Form, ſondern auch den Inhalt, das Weſen und die Geſchichte der Dinge zu ſehen und zu lieben. Obgleich ich nicht ſtraks mit einem ſolchen fix und fertigen Bewußtſein herumlief, ſo entſprang das nach und nach Erwachende doch durchaus aus jenen dreißig Tagen, ſowie deren Geſammteindrucke noch folgende Ergebniſſe urſprünglich zuzuſchreiben ſind.

Nur die Ruhe in der Bewegung hält die

Welt und macht den Mann; die Welt iſt innerlich ruhig und ſtill, und ſo muß es auch der Mann ſein, der ſie verſtehen und als ein wirkender Theil von ihr ſie widerſpiegeln will. Ruhe zieht das Leben an, Unruhe verſcheucht es; Gott hält ſich mäuschenſtill, darum bewegt ſich die Welt um ihn. Für den künſtleriſchen Menſchen nun wäre dies ſo anzuwenden, daß er ſich eher leidend und zuſehend verhalten und die Dinge an ſich vorüberziehen laſſen, als ihnen nachjagen ſoll; denn wer in einem feſtlichen Zuge mitzieht, kann denſelben nicht ſo beſchreiben, wie der, welcher am Wege ſteht. Dieſer iſt darum nicht überflüſſig oder müßig, und der Seher iſt erſt das ganze Leben des Geſehenen, und wenn er ein rechter Seher iſt, ſo kommt der Augenblick, wo er ſich dem Zuge anſchließt mit ſeinem goldenen Spiegel, gleich dem achten Könige im Macbeth, der in ſeinem Spiegel noch viele Könige ſehen ließ. Auch nicht ohne äußere That und Mühe iſt das Sehen des ruhig Leidenden, gleichwie der Zuſchauer eines Feſtzuges genug Mühe hat, einen guten Platz zu erringen oder zu behaupten. Dies iſt die Erhaltung der Freiheit und Unbeſcholtenheit unſerer Augen.

Ferner ging eine Umwandlung vor in meiner Anſchauung vom Poetiſchen. Ich hatte mir, ohne zu wiſſen wann und wie, angewöhnt, Alles, was ich im Leben und Kunſt als brauchbar, gut und ſchön befand, poetiſch zu nennen, und ſelbſt die Gegenſtände meines erwählten Berufes, Farben wie Formen, nannte ich nicht maleriſch, ſondern immer poetiſch, ſo gut wie alle menſchlichen Ereigniſſe, welche mich anregend berührten. Dies war nun, wie ich glaube, ganz in der Ordnung, denn es iſt das gleiche Geſetz, welches die verſchiedenen Dinge poetiſch oder der Widerſpiegelung ihres Lebens werth macht: aber in Bezug auf Manches, was ich bisher poetiſch nannte, lernte ich nun, daß das Unbegreifliche und Unmögliche, das Abenteuerliche und Ueberſchwängliche nicht poetiſch ſind und daß, wie dort die Ruhe und Stille in der Bewegung, hier nur Schlichtheit und Ehrlichkeit mitten in Glanz und Geſtalten herrſchen müſſen, um etwas Poetiſches oder, was gleich bedeutend iſt, etwas Lebendiges und Vernünftiges hervorzubringen, mit einem Wort, daß die ſogenannte Zweckloſigkeit der Kunſt nicht mit Grundloſigkeit verwechſelt werden darf. Dies iſt zwar eine alte Geſchichte, indem man ſchon im Ariſtoteles erſehen kann, daß ſeine ſtofflichen Betrachtungen über die proſaiſch-politiſche Redekunſt zugleich die beſten Recepte auch für den Dichter ſind.

Denn wie es mir ſcheint, geht alles richtige Beſtreben auf Vereinfachung, Zurückführung und Vereinigung des ſcheinbar Getrennten und Verſchiedenen auf Einen Lebensgrund, und in dieſem Beſtreben das Nothwendige und Einfache mit Kraft und Fülle und in ſeinem ganzen Weſen darzuſtellen, iſt Kunſt: darum unterſcheiden ſich die Künſtler nur dadurch von den anderen Menſchen, daß ſie das Weſentliche gleich ſehen und es mit Fülle darzuſtellen wiſſen, während die Anderen dies wieder erkennen müſſen und darüber erſtaunen, und darum ſind auch alle die keine Meiſter, zu deren Verſtändniß es einer beſonderen Geſchmacksrichtung oder einer künſtlichen Schule bedarf.

Ich hatte es weder mit dem menſchlichen Wort, noch mit der menſchlichen Geſtalt zu thun und fühlte mich nur glücklich und zufrieden, daß ich auf das beſcheidenſte Gebiet mit meinen Fuß ſetzen konnte, auf den irdiſchen Grund und Boden, auf dem ſich der Menſch bewegt, und ſo in der poetiſchen Welt wenigſtens einen Teppichbewahrer abgeben durfte. Göthe hatte ja viel und mit Liebe von landſchaftlichen Dingen geſprochen und durch dieſe Brücke glaubte ich ohne Unbeſcheidenheit mich ein wenig mit ſeiner Welt verbinden zu können.

Ich wollte ſogleich anfangen, nun ſo recht mit Liebe und Aufmerkſamkeit die Dinge zu behandeln und mich ganz an die Natur zu halten, nichts Ueberflüſſiges oder Müſſiges zu machen und mir bei jedem Striche ganz klar zu ſein. Im Geiſte ſah ich ſchon einen reichen Schatz von Arbeiten vor mir, welche alle hübſch, werth- und gehaltvoll ausſahen, angefüllt mit zarten und ſtarken Strichen, von denen keiner ohne Bedeutung war. Ich ſetzte mich in's Freie, um das erſte Blatt dieſer vortrefflichen Sammlung zu beginnen; aber nun ergab es ſich, daß ich eben da fortfahren mußte, wo ich zuletzt aufgehört hatte, und daß ich durchaus nicht im Stande war, plötzlich etwas Neues zu ſchaffen, weil ich dazu erſt etwas Neues hätte ſehen müſſen. Da mir aber nicht Ein Blatt eines Meiſters zu Gebote ſtand und die prächtigen Blätter meiner Phantaſie ſogleich in Nichts ſich auflöſten, wenn ich den Stift auf das Papier ſetzte, ſo brachte ich ein trübſeliges Gekritzel zu Stande, indem ich aus meiner alten Weiſe herauszukommen ſuchte, welche ich verachtete, während ich ſie jetzt ſogar nur verdarb. So quälte ich mich mehrere Tage herum, in Gedanken immer eine gute und ſachgemäße Arbeit ſehend, aber rathlos mit der Hand. Es wurde mir angſt und bange, ich glaubte jetzt ſogleich verzweifeln zu müſſen, wenn es mir nicht gelänge, und ſeufzend bat ich Gott, mir aus der Klemme zu helfen. Ich betete noch mit den gleichen kindlichen Worten, wie ſchon vor zehn Jahren, immer das Gleiche wiederholend, ſo daß es mir ſelbſt auffiel, als ich halblaut vor mich hin flüſterte. Darüber nachſinnend hielt ich mit der haſtigen Arbeit inne und ſah in Gedanken verloren auf das Papier und mit einem wehmüthigen Lächeln. Da überſchattete ſich plötzlich der weiße Bogen auf meinen Knieen, der vorher von der Sonne beglänzt war; erſchrocken ſchaute ich um und ſah einen anſehnlichen, fremd gekleideten Mann hinter mir ſtehen, welcher den Schatten verurſachte. Er war groß und ſchlank, hatte ein bedeutſames und ernſtes Geſicht mit einer ſtark gebogenen Naſe und einem ſorgfältig gedrehten Schnurbart und trug ſehr feine Wäſche. In hochdeutſcher Sprache redete er mich an: »Darf man wohl ein wenig Ihre Arbeit beſehen, junger Herr?« Halb erfreut und halb verlegen hielt ich meine Zeichnung hin, welche er einige Augenblicke aufmerkſam beſah; dann fragte er mich, ob ich noch mehr in meiner Mappe bei mir hätte und ob ich wirklicher Künſtler werden wollte. Ich trug allerdings immer einen Vorrath des zuletzt Gemachten mit mir herum, wenn ich nach der Natur zeichnete, um jedenfalls Etwas zu tragen, wenn ich einen unergiebigen Tag hatte, und während ich nun die Sachen nach und nach hervorzog, erzählte ich fleißig und zutraulich meine bisherigen Künſtlerſchickſale; denn ich merkte ſogleich an der Art, wie der Fremde die Sachen anſah, daß er es verſtand, wo nicht ſelbſt ein Künſtler war. Dies beſtätigte ſich auch ſogleich, als er mich auf meine Hauptfehler aufmerkſam machte, die Studie, welche ich gerade vor hatte, mit der Natur verglich und mir an letzterer ſelbſt das Weſentliche hervorhob und mich es ſehen lehrte. Ich fühlte mich überglücklich und hielt mich ganz ſtill, wie Jemand, der ſich vergnüglich eine Wohlthat erzeigen läßt, als er einige Laubpartien auf meinem Papiere mit ihrem Vorbilde in der Natur verglich, mir zeigte, wie ich es ganz anders machen müßte, Schatten und Licht klar machte und auf dem Rande des Blattes mit wenigen mühloſen Meiſterſtrichen das herſtellte, was ich vergeblich geſucht hatte. Er blieb wohl eine halbe Stunde bei mir, dann ſagte er: »Sie haben vorhin den wackern Haberſaat genannt; wiſſen Sie, daß ich vor fünfzehn Jahren auch ein dienſtbarer Geiſt in ſeinem verwünſchten Kloſter war? Ich habe mich aber bei Zeiten aus dem Staube gemacht und bin ſeither immer in Italien und Frankreich geweſen. Ich bin Landſchafter, heiße Römer, und gedenke mich eine Zeit lang in meiner Heimath aufzuhalten. Es ſoll mich freuen, wenn ich Ihnen etwas nachhelfen kann, ich habe viele Sachen bei mir, beſuchen Sie mich einmal oder kommen Sie gleich mit mir nach Hauſe, wenn's Ihnen recht iſt!«

Ich packte eilig zuſammen und begleitete in feierlicher Stimmung den Herrn Römer, und mit nicht geringem Stolze. Ich hatte oft von ihm ſprechen gehört; denn er war eine der großen Sagen des Refektoriums und Meiſter Haberſaat that ſich nicht wenig darauf zu gut, wenn es hieß, ſein ehemaliger Schüler Römer ſei ein berühmter Aquarelliſt in Rom und verkaufe ſeine Arbeiten nur an Fürſten und Engländer. Auf dem Wege, ſo lange wir noch im Freien waren, zeigte mir Römer allerlei gute Dinge in der Natur, ſei es in Licht und Tönen, ſei es in Form und Charakter. Aufmerkſam begeiſtert ſah ich hin, wo er mit der Hand ſein wegſtreichend hindeutete; ich war erſtaunt, zu entdecken, daß ich eigentlich, ſo gut ich erſt kürzlich noch zu ſehen geglaubt, noch gar nichts geſehen hatte, und ich ſtaunte noch mehr, das Bedeutende und Lehrreiche nun meiſtens in Erſcheinungen zu finden, die ich vorher entweder überſehen, oder wenig beachtet. Jedoch freute ich mich, ſogleich zu verſtehen, was mein Begleiter jeweilig meinte, und mit ihm einen kräftigen und doch klaren Schatten, einen milden Ton oder eine zierliche Ausladung eines Baumes zu ſehen, und nachdem ich erſt einige Male mit ihm ſpaziert, hatte ich mich bald gewöhnt, die ganze landſchaftliche Natur nicht mehr als etwas Rundes und Greifliches, ſondern nur als Ein gemaltes Bilder- und Studiencabinet, als etwas bloß vom richtigen Standpunkte aus Sichtbares zu betrachten und in techniſchen Ausdrücken zu beurtheilen.

Als wir in ſeiner Wohnung anlangten, welche aus ein paar eleganten Zimmern in einem ſchönen Hauſe beſtand, ſetzte Römer ſogleich ſeine Mappen auf einen Stuhl vor das Sopha, hieß mich auf dieſes neben ihn ſitzen und begann die Sammlung ſeiner größten und werthvollſten

Studien eine um die andere umzuwenden und aufzuſtellen. Es waren alles umfangreiche Blätter aus Italien, auf ſtarkes grobkörniges Papier mit Waſſerfarben gemalt, doch auf eine mir ganz neue Weiſe und mit unbekannten kühnen und geiſtreichen Mitteln, ſo daß ſie eben ſo viel Schmelz und Duft, als Klarheit und Kraft zeigten und vor Allem aus in jedem Striche bewieſen, daß ſie vor der lebendigen Natur gemacht waren. Ich wußte nicht, ſollte ich über die glänzende und angenehm nahe tretende Meiſterſchaft der Behandlung oder über die Gegenſtände mehr Freude empfinden, denn von den mächtigen dunklen Cypreſſengruppen der römiſchen Villen, von den ſchönen Sabinerbergen bis zu den Ruinen von Päſtum und dem leuchtenden Golf von Neapel, bis zu den Küſten von Sicilien mit den zauberhaften hingehauchten, gedichteten Linien, tauchte Bild um Bild vor mir auf mit den köſtlichen Merkzeichen des Tages, des Ortes und des Sonnenſcheins, unter welchem ſie entſtanden. Schöne Klöſter und Kaſtelle glänzten in dieſem Sonnenſchein an ſchönen Bergabhängen, Himmel und Meer ruhten in tiefer Bläue oder in heitrem Silberton und in dieſem badete ſich die prächtige, edle Pflanzenwelt mit ihren klaſſiſch einfachen und doch ſo reichen Formen. Dazwiſchen ſangen und klangen die italiſchen Namen, wenn Römer die Gegenſtände benannte und Bemerkungen über ihre Natur und Lage machte. Manchmal ſah ich über die Blätter hinaus im Zimmer umher, wo ich hier eine rothe Fiſcherkappe aus Neapel, dort ein römiſches Taſchenmeſſer, eine Korallenſchnur oder einen ſilbernen Haarpfeil erblickte; dann ſah ich meinen neuen Beſchützer aufmerkſam und von Grund aus wohlwollend an, ſeine weiße Weſte, ſeine Manſchetten, und erſt, wenn er das Blatt umwandte, fuhr mein Blick wieder auf daſſelbe, um es noch einmal zu überfliegen, ehe das nächſte erſchien.

Als wir mit dieſer Mappe zu Ende waren, ließ mich Römer noch flüchtig in einige andere blicken, von denen die eine einen Reichthum farbiger Details, die andere eine Unzahl Bleiſtiftſtudien, eine dritte lauter auf das Meer, Schifffahrt und Fiſcherei Bezügliches, eine vierte endlich verſchiedene Phänomene und Farbenwunder, wie die blaue Grotte, außergewöhnliche Wolkenerſcheinungen, Veſuvausbrüche, glühende Lavabäche u. ſ. w. enthielten. Dann zeigte er mir noch im andern Zimmer ſeine gegenwärtige Arbeit, ein größeres Bild auf einer Staffelei, welches den Garten der Villa d'Eſte vorſtellte. Dunkle Rieſencypreſſen ragten aus flatternden Reben und Lorbeerbüſchen, aus Marmorbrunnen und blumigen Geländern, an welchen eine einzige Figur, Arioſt, lehnte, in ſchwarzem ritterlichen Kleide, den Degen an der Seite. Im Mittelgrunde zogen ſich Häuſer und Bäume von Tivoli hin, von Duft umhüllt, und darüber hinweg dehnte ſich das weite Feld, vom Purpur des Abends übergoſſen, in welchem am äußerſten Horizonte die Peterkuppel auftaud te.

»Genug für heute!« ſagte Römer, »kommen Sie öfter zu mir, alle Tage, wenn Sie Luſt haben; bringen Sie mir Ihre Sachen mit, vielleicht kann ich Ihnen Dies und Jenes zum Copiren mitgeben, damit Sie eine leichtere und zweckmäßigere Technik erlangen!«

Mit der dankbarſten Verehrung verabſchiedete ich mich und ſprang mehr, als ich ging, nach Hauſe. Dort erzählte ich meiner Mutter das glückliche Abenteuer mit den beredteſten Worten und verfehlte nicht, den fremden Herrn und Künſtler mit allem Glanz auszuſtatten, deſſen ich habhaft war: ich freute mich, ihr endlich ein Beiſpiel rühmlichen Gelingens als einen Troſt für meine eigene Zukunft vorführen zu können; beſonders da ja Römer ebenfalls aus Herrn Haberſaat's kümmerlicher Pflanzſchule hervorgegangen war. Allein die fünfzehn in der weiten Ferne zugebrachten Jahre, welche zu dieſem Gelingen gebraucht worden, leuchteten meiner Mutter nicht ſonderlich ein, auch hielt ſie dafür, daß es noch gar nicht ausgemacht wäre, ob der Fremde wirklich glücklich ſei, indem er als ſolcher ſo einſam und unbekannt in ſeiner Heimath angekommen ſei. Ich hatte aber ein anderweitiges geheimes Zeichen von der Richtigkeit meiner Hoffnungen, nämlich das plötzliche Erſcheinen Römer's unmittelbar nachdem ich gebetet hatte. Hiervon ſagte ich aber Nichts zu meiner Mutter, denn erſtens war zwiſchen uns nicht herkömmlich, daß man viel von ſolchen Dingen ſprach, beſonders wenn ſie nach ſalbungsvoller Prahlerei ausgeſehen hätten, und dann baute die Mutter wohl feſt auf die Hülfe Gottes, aber es würde ihr nicht gefallen haben, wenn ich mich eines ſo eclatanten und theatraliſchen Falles gerühmt hätte, und als ein ſolcher wäre ihr meine Erzählung ohne Zweifel erſchienen, da ſie viel zu ſchlicht und beſcheiden war, um ein ſolches Einſchreiten in ſolchen Angelegenheiten von Gott zu erwarten. Sie war froh, wenn er das Brot nicht ausgehen ließ und für ſchwere Leiden, für Fälle auf Leben und Tod ſeine Hülfe in Bereitſchaft hatte. Sie hätte mich wahrſcheinlich ziemlich ironiſch zurechtgewieſen; deſto mehr beſchäftigte ich mich den Abend hindurch mit dem Vorfalle und muß geſtehen, daß ich dabei doch eine grübelnde Empfindung hatte. Ich konnte mir die Vorſtellung eines langen Drahtes nicht unterdrücken, an welchem der fremde Mann auf mein Gebet herbeigezogen ſei, während, gegenüber dieſem lächerlichen Bilde, mir ein Zufall noch weniger munden wollte, da ich mir das Ausbleiben deſſelben nun gar nicht mehr denken mochte. Seither habe ich mich gewöhnt, dergleichen Glücksfälle, ſo wie ihr Gegentheil, wenn ich nämlich ein unangenehmes Ereigniß als die Strafe für einen unmittelbar vorhergegangenen, bewußten Fehler anzuſehen mich immer wieder getrieben fühle, als vollendete Thatſachen einzutragen und Gott dafür dankbar zu ſein, ohne mir des Genaueren einzubilden, es ſei unmittelbar und insbeſondere für mich geſchehen. Doch kann ich mich bei jeder Gelegenheit, wo ich mir nicht zu helfen weiß, nicht enthalten, von Neuem durch Gebet ſolche hübſche faits accomplis herbeizuführen und für die Zurechtweiſungen des Schickſals einen Grund in meinen Fehlern zu ſuchen und Gott Beſſerung zu geloben.

Ich wartete ungeduldig einen Tag und ging dann am darauf folgenden mit einer ganzen Laſt meiner bisherigen Arbeiten zu Römer. Er empfing mich freundlich zuvorkommend und beſah die Sachen mit aufmerkſamer Theilnahme. Dabei gab er mir fortwährend guten Rath und als wir zu Ende waren, ſagte er, ich müßte vor Allem die ungeſchickte alte Manier, das Material zu behandeln, aufgeben, denn damit ließe ſich gar Nichts mehr ausrichten. Nach der Natur ſollte ich fleißig vor der Hand mit einem weichen Blei zeichnen und für das Haus anfangen, ſeine Weiſe einzuüben, wobei er mir gerne behülflich ſein wolle. Auch ſuchte er mir aus ſeinen Mappen einige einfache Studien in Bleiſtift ſo wie in Farben, welche ich zur Probe copiren ſollte und als ich hierauf mich empfehlen wollte, ſagte er: „O! bleiben Sie noch ein Stündchen hier, Sie werden den Vormittag doch nichts mehr machen können: ſehen Sie mir ein wenig zu und plaudern wir ein Bischen!“ Mit Vergnügen that ich dies, hörte auf ſeine Bemerkungen, die er über ſein Verfahren machte, und ſah zum erſten Mal die einfache freie und ſichere Art, mit der ein Künſtler arbeitet. Es ging mir ein neues Licht auf und es dünkte mich, wenn ich mich ſelbſt auf meine bisherige Art arbeitend vorſtellte, als ob ich bis heute nur Strümpfe geſtrickt oder etwas Aehnliches gethan hätte.

Raſch copirte ich die Blätter, die Römer mir mitgab, mit aller Luſt und allen Gelingen, welche ein erſter Anlauf giebt, und als ich ſie ihm brachte, ſagte er: »Das geht ja vortrefflich, ganz gut!« An dieſem Tage lud er mich ein, da das Wetter ſehr ſchön war, einen Spaziergang mit ihm zu machen, und auf dieſem verband er das, was ich in ſeinem Hauſe bereits eingeſehen, mit der lebendigen Natur, und dazwiſchen ſprach er vertraulich über andere Dinge, Menſchen und Verhältniſſe, welche vorkamen, bald ſcharf kritiſch, bald ſcherzend, ſo daß ich mit einem Male einen zuverläſſigen Lehrer und einen unterhaltenden und umgänglichen Freund beſaß. Ich erzählte ihm Vieles von meinen Verhältniſſen und Geſchichten, faſt Alles, mit Ausnahme der Anna und Judith, und er faßte Alles ſo auf, wie ich nur wünſchen konnte, vom Standpunkte eines freien und erfahrenen Menſchen und als Künſtler. So ſtellte ſich ſchnell ein ungezwungener Umgang her, bei welchem ich mich ganz konnte gehen laſſen und keinen Einfall zu unterdrücken brauchte, ohne daß ich die Beſcheidenheit und Ehrerbietung zu ſehr verletzte, und wenn ich dies that, ſo glich die widerſpruchsloſe Bereitwilligkeit, welche jenes Alter den Zurechtweiſungen der wahren und wohlmeinenden Autorität entgegenbringt, den Fehler bald wieder aus.

Bald fühlte ich das Bedürfniß, immer und ganz in ſeiner Nähe zu ſein, und machte daher immer häufiger von meiner Freiheit, ihn zu beſuchen, Gebrauch, als er eines Tages, nachdem er mir gründlich und ſchon etwas ſtrenger eine Arbeit durchgeſehen, zu mir ſagte: »Es würde gut für Sie ſein, noch eine Zeit ganz unter der Leitung eines Lehrers zu ſtehen; es würde mir auch zum Vergnügen und zur Erheiterung gereichen, Ihnen meine Dienſte anzubieten; da aber meine Verhältniſſe leider nicht der Art ſind, daß ich dies ganz ohne Entſchädigung thun könnte, wenigſtens wenn es nicht durchaus ſein muß, ſo beſprechen Sie ſich mit Ihrer Frau Mutter, ob Sie monatlich zwei Louisd'or daran wenden wollen. Ich bleibe jedenfalls einige Zeit hier und in einem halben Jahre hoffe ich Sie ſo weit zu bringen, daß Sie ſpäter beſſer vorbereitet und ſelbſt im Stande, einigen Erwerb zu finden, Ihre Reiſen antreten könnten. Sie würden jeden

Morgen um acht Uhr kommen und den ganzen Tag bei mir arbeiten.«

Ich wünſchte nichts Beſſeres zu thun und lief eiligſt nach Hauſe, den Vorſchlag meiner Mutter zu hinterbringen. Allein ſie war nicht ſo eilig, wie ich, und ging, da es ſich um Ausgabe einer erklecklichen Summe handelte und ich ſelbſt einen Theil des an Haberſaat Bezahlten für verlorenes Geld hielt, erſt jenen vornehmen Herrn, bei dem ſie ſchon früher ein Mal geweſen, um Rath zu fragen; denn ſie dachte, derſelbe werde jedenfalls wiſſen, ob Römer wirklich der geachtete und berühmte Künſtler ſei, für welchen ich ihn ſo eifrig ausgab. Doch man zuckte die Achſeln, gab zwar zu, daß er als Künſtler talentvoll und in der Ferne renommirt ſei; über ſeinen Charakter jedoch hüllte man ſich in's Unklare, wollte nicht viel Gutes wiſſen, ohne etwas Näheres angeben zu können, und meinte ſchließlich, wir ſollten uns in Acht nehmen. Jedenfalls ſei die Forderung zu groß, unſere Stadt ſei nicht Rom oder Paris, auch hielte man dafür, es wäre gerathener, die Mittel für meine Reiſen aufzuſparen und dieſe deſto früher anzutreten, wo ich dann ſelbſt ſehen und holen könne, was Römer beſäße.

Das Wort Reiſen war nun ſchon wiederholt vorgekommen und war hinreichend, meine Mutter zu beſtimmen, jeden Pfennig zur Ausſtattung aufzubewahren. Daher theilte ſie mir die bedenklichen Aeußerungen mit, ohne zu viel Gewicht auf die den Charakter betreffenden zu legen, welche ich auch mit Entrüſtung zu Nichte machte; denn ich war ſchon dagegen gewaffnet, indem ich aus verſchiedenen räthſelhaften Aeußerungen Römer's entnommen, daß er mit der Welt nicht zum Beſten ſtehe und viel Unrecht erlitten habe. Ja, es hatte ſich ſchon eine verſtändnißvolle eigene Sprache über dieſen Punkt zwiſchen uns ausgebildet, indem ich mit ehrerbietiger Theilnahme ſeine Klagen entgegennahm und ſo erwiederte, als ob ich ſelbſt ſchon die bitterſten Erfahrungen gemacht oder wenigſtens zu erwarten hätte, welche ich aber feſten Fußes erwarten und dann zugleich mich und ihn rächen wollte. Wenn Römer hierauf mich zurechtwies und erinnerte, daß ich die

Menſchen doch nicht beſſer werde kennen, als er, ſo mußte ich dies annehmen und ließ mich mit wichtiger Miene belehren, wie es anzufangen wäre, ſich gehörig zu ſtellen, ohne daß ich eigentlich wußte, warum es ſich handelte und worin jene Erfahrungen denn beſtänden.

Ich entſchloß mich kurz und ſagte zur Mutter, ich wolle das Gold, welches in meinem ehemals geplünderten Sparkäſtchen übrig geblieben, für die Sache verwenden. Hiegegen hatte ſie Nichts einzuwenden und ſchien eher froh zu ſein, dieſen Mittelweg zu ſehen, auf welchem ich wenigſtens meine Selbſtbeſtimmung bethätigen konnte. Ich nahm alſo die Schaumünze und einige Dukaten, welche dabei waren, und trug Alles zu einem Goldſchmied, welcher mir acht Louisd'ors in Silber dafür bezahlte, brachte das Geld zu Römer und ſagte, das ſei Alles, was ich verwenden könnte und ich wünſchte wenigſtens vier Monate dafür ſeines Unterrichtes zu genießen. Zuvorkommend ſagte er, das ſei gar nicht ſo genau zu nehmen! Da ich thue, was ich könne, wie es einem Kunſtjünger gezieme, ſo wolle er nicht zurückbleiben und ebenfalls thun, was er könne, ſo lange er hier ſei, und ich ſolle nur gleich morgen kommen und anfangen.

So richtete ich mich mit großer Befriedigung bei ihm ein. Den erſten und zweiten Tag ging es noch ziemlich gemüthlich zu; allein ſchon am dritten begann Römer einen ganz anderen Ton zu ſingen, indem er urplötzlich höchſt kritiſch und ſtreng wurde, meine Arbeit erbarmungslos herunter machte und mir bewies, daß ich nicht nur noch nichts könne, ſondern auch läſſig und unachtſam ſei. Das kam mir höchſt wunderlich vor, ich nahm mich ein wenig zuſammen, was aber nicht viel Dank einbrachte; im Gegentheil wurde Römer immer ſtrenger und ironiſcher in ſeinem Tadel, den er nicht in die rückſichtsvollſten Ausdrücke faßte. Da nahm ich mich ernſtlicher zuſammen, der Tadel wurde ebenfalls ernſtlich und faſt rührend, bis ich endlich mich ganz zerknirſcht und demüthig daran machte, mir bei jedem Striche den Platz, wo er hin ſollte, wohl beſah, manchmal ihn zart und bedächtig hinſetzte, manchmal nach kurzem Erwägen plötzlich wie einen Würfel auf gut Glück hinwarf und endlich Alles genau ſo zu machen ſuchte, wie Römer es verlangte. So erreichte ich endlich etwelches Fahrwaſſer, auf welchem ich ganz ſtill dem Ziele einer leidlichen Arbeit zuſteuerte. Der Fuchs merkte aber meine Abſicht und erſchwerte mir unverſehens die Aufgaben, ſo daß die Noth von Neuem anging und die Kritik meines Meiſters ſchöner blühte, denn je. Wiederum ſteuerte ich endlich nach vieler Mühe einer angehenden Tadelloſigkeit entgegen und wurde nochmals durch ein erſchwertes Ziel zurückgeworfen, ſtatt daß ich, wie ich gehofft, ein Weilchen auf den Lorbeeren einer erreichten Stufe ausruhen konnte. So erhielt mich Römer einige Monate in großer Unterwürfigkeit, wobei jedoch die myſtiſchen Geſpräche über die bitteren Erfahrungen und über dies und jenes fortdauerten, und wenn die Tagesarbeit geſchloſſen war oder auf unſeren Spaziergängen blieb unſer Verkehr der alte. Dadurch entſtand eine ſeltſame Weiſe, indem Römer mitten in einer traulichen und tiefſinnigen Unterhaltung mich jählings andonnerte: »Was haben Sie da gemacht! Was ſoll denn das ſein! O Herr Jeſus! Haben Sie Ruß in den Augen?« ſo daß ich plötzlich ſtill wurde und voll Ingrimm über ihn und mich ſelbſt meine Arbeit mit verzweifelter Aufmerkſamkeit wieder aufnahm.

So lernte ich endlich die wahre Arbeit und Mühe kennen, ohne daß mir dieſelbe läſtig wurde, da ſie in ſich ſelbſt den Lohn der immer neuen Erholung und Verjüngung trägt, und ich ſah mich in den Stand geſetzt, eine große Studie Römer's, welche ſchon mehr ein ganzes Bild mit den verſchiedenſten Beſtandtheilen vorſtellte, vornehmen zu dürfen und dieſelbe ſo zu copiren, daß mein Lehrer erklärte, es ſei nun genug in dieſer Richtung, ich würde ihm ſonſt ſeine ganzen Mappen nachzeichnen; dieſelben ſeien ſein einziges Vermögen und er wünſche bei aller Freundſchaft doch nicht, eine förmliche Doublette deſſelben in anderen Händen zu wiſſen.

Durch dieſe Beſchäftigung war ich wunderlicher Weiſe im Süden weit mehr heimiſch geworden, als in meinem Vaterlande. Da die Sachen, nach welchen ich arbeitete, alle unter freiem Himmel und ſehr trefflich gemacht waren, auch die Erzählungen und Bemerkungen Römer's fortwährend meine Arbeit begleiteten, ſo verſtand ich die ſüdliche Sonne, jenen Himmel und das Meer beinahe, wie wenn ich ſie geſehen hätte, wußte Kakteen, Aloe und Myrthenſträuche beſſer darzuſtellen, als Diſteln, Neſſeln und Weißdorn, Pinien und immergrüne Eichen beſſer als Föhren und nordiſche Eichen, und Cypreſſen und Oelbäume waren mir bekannter als Pappeln und Weiden. Selbſt der ſüdliche Boden war mir viel leichter in der Hand als der nordiſche, da jener mit beſtimmten glänzenden Farben bekleidet war und ſich im Gegenſatze zu der tiefen Bläue der mittleren und fernen Gründe faſt von ſelbſt herſtellte, indeſſen dieſer, um wahr und gut zu ſcheinen, eine unmerkliche aber verzweifelt ſchwer zu treffende Verſchiedenheit und Feinheit in grauen Tönen erforderte. Am See von Nemi war ich beſſer zu Hauſe, als an unſerem See, die Umriſſe von Capri und Iſchia kannte ich genauer, als unſere nächſten Uferhöhen. Die rothen, mit Epheu bekleideten Bogen der Waſſerleitungen in der ſonnverbrannten braungelben römiſchen Campagne mit den blauen Höhenzügen in der Ferne und dem grauröthlichen Duft am Himmel konnte ich auswendig herpinſeln.

Und wie ſchön waren alle dieſe Gegenſtände! Auf einer ſicilianiſchen Küſtenſtudie war vorn zwiſchen goldenen Felſen eine Stelle im Meere, welche in der allerfabelhafteſten purpurnen Bläue funkelte, wie ſie der ausſchweifendſte Mährchendichter nicht auffallender hätte erſinnen können. Aber ſie war hier an ihrem rechten und geſetzmäßigen Platze und machte daher eine zehn Mal poetiſchere Wirkung, als wenn ſie in einer erfundenen Landſchaft unter anderen Umſtänden angebracht worden wäre.

Einen beſonderen Reiz gewährten mir die Trümmer griechiſcher Baukunſt, welche ſich da und dort fanden. Ich empfand wieder Poeſie, wenn ich das weiße, ſonnige Marmorgebälke eines doriſchen Tempels vom blauen Himmel abheben mußte. Die horizontalen Linien an Architrav, Fries und Kranz, ſowie die Kanelirungen der Säulen mußten mit der zarteſten Genauigkeit, mit wahrer Andacht, leis und doch ſicher und elegant hingezogen werden; die Schlagſchatten auf dieſem weißgoldenen edlen Geſtein waren rein blau und wenn ich den Blick fortwährend auf dies Blau gerichtet hatte, ſo glaubte ich zuletzt wirklich einen leibhaften Tempel zu ſehen. Jede Lücke im Gebälke, durch welche der Himmel ſchaute, jede Scharte an den Kanelirungen war mir heilig und ich hielt genau ihre kleinſten Eigenthümlichkeiten feſt.

Im Nachlaſſe meines Vaters fand ſich ein Werk über Architektur, in welchem die Geſchichte und Erklärung der alten Bauſtyle nebſt guten Abbildungen mit allem Detail enthalten waren. Dies zog ich nun hervor und ſtudirte es begierig, um die Trümmer beſſer zu verſtehen, und ihren Werth ganz zu kennen. Auch erinnerte ich mich der italieniſchen Reiſe von Goethe, welche ich kürzlich geleſen. Römer erzählte mir viel von den Menſchen und Sitten und der Vergangenheit Italiens. Er las faſt keine Bücher, als die deutſche Ueberſetzung von Homer und einen italieniſchen Arioſt. Den Homer forderte er mich auf zu leſen und ich ließ mir dies nicht zwei Mal ſagen. Im Anfange wollte es nicht recht gehen, ich fand wohl Alles ſchön, aber das Einfache und Koloſſale war mir noch zu ungewohnt und ich vermochte nicht lange nach einander auszuhalten. Am meiſten feſſelten mich nur die bewegteſten Vorgänge, beſonders in der Odyſſee, während die Ilias mir lange nicht nahe treten wollte. Aber Römer machte mich aufmerkſam, wie Homer in jeder Bewegung und Stellung das einzig Nöthige und Angemeſſene anwende, wie jedes Gefäß und jede Kleidung, die er beſchreibe, zugleich das Geſchmackvollſte ſei, was man ſich denken könne, und wie endlich jede Situation und jeder moraliſche Conflict bei ihm bei aller faſt kindlichen Einfachheit von der gewählteſten Poeſie getränkt ſei. »Da verlangt man heut zu Tage immer nach dem Ausgeſuchten, Intereſſanten und Pikanten und weiß in ſeiner Stumpfheit gar nicht, daß es gar nichts Ausgeſuchteres, Pikanteres und ewig Neues geben kann, als ſo einen homeriſchen Einfall in ſeiner einfachen Klaſſicität! Ich wünſche Ihnen nicht, lieber Lee, daß Sie jemals die ausgeſuchte pikante Wahrheit in der Lage des Odyſſeus, wo er nackt und mit Schlamm bedeckt vor Nauſikaa und ihren Geſpielen erſcheint, ſo recht aus Erfahrung empfinden lernen! Wollen Sie wiſſen, wie dies zugeht? Halten wir das Beiſpiel einmal feſt! Wenn Sie einſt getrennt von Ihrer Heimath und von Ihrer Mutter und Allem, was Ihnen lieb iſt, in der Fremde umherſchweifen, und Sie haben viel geſehen und viel erfahren, haben Kummer und Sorge, ſind wohl gar elend und verlaſſen: ſo wird es Ihnen des Nachts unfehlbar träumen, daß Sie ſich Ihrer Heimath nähern: Sie ſehen ſie glänzen und leuchten in den ſchönſten Farben: holde, feine und liebe Geſtalten treten Ihnen entgegen: da entdecken Sie plötzlich, daß Sie zerfetzt, nackt und kothbedeckt einhergehen; eine namenloſe Scham und Angſt faßt Sie, Sie ſuchen ſich zu bedecken, zu verbergen und erwachen in Schweiß gebadet. Dies iſt, ſo lange es Menſchen giebt, der Traum des kummervollen umhergeworfenen Mannes, und ſo hat Homer jene Lage aus dem tiefſten und ewigen Weſen der Menſchheit herausgenommen!«

Da es mir einmal beſtimmt ſcheint, immer ruckweiſe und durch kurze Blitze und Schlagwörter auf eine neue Spur zu kommen, ſo bewirkten dieſe Andeutungen Römer's, beſonders diejenigen über das Pikante, mehr, als wenn ich den Homer Jahre lang ſo für mich geleſen hätte. Ich war begierig, ſelbſt dergleichen aufzufinden und lernte dadurch mit mehr Bewußtſein und Abſicht leſen.

Inzwiſchen war es gut, daß das Intereſſe Römer's, hinſichtlich des Copirens ſeiner Sammlungen, ſich mit dem meinigen vereinigte; denn als ich nun, gemäß ſeiner Aufforderung, mich wieder vor die Natur hinſetzte, erwies es ſich, daß ich Gefahr lief, meine ganze Copirfertigkeit und mein italieniſches Wiſſen zu einer wunderlichen Fiction werden zu ſehen. Es koſtete mich die größte Beharrlichkeit und Mühe, ein nur zum zehnten Theile ſo anſtändiges Blatt zuwege zu bringen, als meine Copien waren; die erſten Verſuche mißlangen faſt gänzlich, und Römer ſagte ſchadenfroh: »Ja, mein Lieber, das geht nicht ſo raſch! Ich habe es wohl gedacht, daß es ſo kommen würde; nun heißt es auf eigenen Füßen ſtehen, oder vielmehr mit eigenen Augen ſehen! Eine gute Studie leidlich copiren, will nicht ſo viel heißen! Glauben Sie denn, man läßt ſich ohne Weiteres für Andere die Sonne auf den Buckel zünden?« u. ſ. f. Nun begann der ganze Krieg des Tadels gegen das Bemühen, demſelben zuvorzukommen und ihm boshafte Streiche zu ſpielen, von Neuem: Römer ging mit hinaus und malte ſelbſt, ſo daß er mich immer unter ſeinen Augen hatte. Es war hier nicht gerathen, die Thorheiten und Flauſen zu wiederholen, die ich unter Herrn Haberſaat geſpielt hatte, da Römer durch Steine und Bäume zu ſehen ſchien und jedem Striche anmerkte, ob derſelbe gewiſſenhaft ſei oder nicht. Er ſah es jedem Aſte an, ob derſelbe zu dick oder zu dünn ſei und wenn ich meinte, derſelbe könnte ja am Ende ſo gewachſen ſein, ſo ſagte er: »Laſſen Sie das gut ſein! Die Natur iſt vernünftig und zuverläſſig: übrigens kennen wir ſolche Fineſſen wohl! Sie ſind nicht der erſte Herenmeiſter, welcher der Natur und ſeinem Lehrer ein X für ein U machen will!«

Doch rückte ich allmälig vorwärts; aber leider muß ich geſtehen, daß mehr ein äußerer Ehrgeiz mich dazu antrieb, als eine innere Treue. Denn es war mir hauptſächlich darum zu thun, daß die Arbeiten, welche ich ſelbſt nach der Natur machte, nicht zu ſehr zurückſtehen möchten gegen meine copirte Sammlung, und recht bald ein geiſtiges Eigenthum von einigem Werth zu haben. Ich gelangte auch im Laufe des Sommers in Beſitz von einem Dutzend ſtarker und ſolider Papierbogen, auf welchen ſich anſehnliche Baumgruppen, Steingerölle und Buſchwerke ziemlich keck und ſachgemäß darſtellten, die einen Vorrath von guten Motiven enthielten, die Spuren der Natur und einer künſtleriſchen Leitung zeigten und desnahen, wenn ſie auch weit entfernt waren, etwas Meiſterhaftes zu verrathen, doch als eine erſte ordentliche Grundlage zu der Mappe eines Künſtlers betrachtet werden konnten, welche man nicht nur der Erinnerung, ſondern auch der fortdauernden Nutzbarkeit wegen aufbewahren mag. In dieſen Blättern war dann noch dieſe oder jene Lieblingsſtelle, wo ich einen glücklichen Ton getroffen und der Natur einen guten Blick abgelauſcht, ohne es zu wiſſen, irgend ein gutes Grünlich-Grau oder ein deutliches Sonnenlicht auf einem ſchwärzlichen Steine, womit Römer ſo zufrieden war, daß er es der Brauchbarkeit halber für ſich copirte. Er konnte dies unbeſchadet ſeiner Strenge thun; denn ich durfte nur einen Blick auf ſeine eigenen Studien werfen, welche er in dieſem Sommer machte, ſo verging mir alle Ueberhebung, und wenn ich noch ſo viel Freude an meinen Schülerwerken empfand, ſo war dieſe Freude noch viel größer und ſchöner, wenn ich Römer's glänzende und meiſterhafte Arbeiten ſah. Aber düſter und einſilbig legte er ſie zu ſeinen übrigen Sachen, als ob er ſagen wollte: Was hilft das Zeug! während ich die meinigen mit ſtolzer Hoffnung aufbewahrte und die Zeit nahe ſah, wo ich eben ſolche Meiſterwerke mein nennen würde.

Neben den ausgeführten Studien ſammelte

ſich noch ein artiger Schatz von kleinen und fragmentariſchen Bleiſtift- und Federſkizzen, die alle wohl zu brauchen waren, und mein erſtes, auf eigene Arbeit und wahre Einſicht gegründetes Beſitzthum vervollſtändigten.

Weil ich die mir durch den Aufenthalt Römer's zugemeſſene Zeit wohl benutzen mußte, ſo konnte ich nicht daran denken, das Dorf zu beſuchen, obſchon ich verſchiedene Grüße und Zeichen von daher erhalten hatte. Um ſo fleißiger dachte ich an Anna, wenn ich arbeitete und die grünen Bäume leiſe um mich rauſchten. Ich freute mich für ſie meines Lernens und daß ich in dieſem Jahre ſo reich an Erfahrung geworden gegen das frühere Jahr; ich hoffte einigen wirklichen Werth dadurch erhalten zu haben, der in ihren Augen für mich ſpräche und in ihrem Hauſe die Hoffnung begründe, die ich ſelbſt für mich zu hegen mir erlaubte.

Wenn ich aber nach gethaner Arbeit in meines Lehrers Wohnung ausruhte, ſeinen Erzählungen vom ſüdlichen Leben zuhörte und dabei ſeine Sachen beſchaute, worunter manches Studienbild einer ſchönen vollen Römerin oder Albanerin dunkeläugig glänzte, ſo trat unverſehens Judith's Bild vor mich und wich nicht von mir, bis es, von ſelbſt Anna's Geſtalt hervorrufend, von dieſer verdrängt wurde. Wenn ich eine blendend weiße Säulenreihe anſah und mit lebendiger Phantaſie das Weben der heißen Luft zu fühlen glaubte, in welcher ſie ſtand, ſo ſchien Judith plötzlich hinter einer Säule hervorzutreten, langſam die verfallenden Tempelſtufen herabzuſteigen und, mir winkend, in ein blühendes Oleandergebüſch zu verſchwinden, unter welchem eine klare Quelle hervorfloß. Folgten meine Gedanken aber dahin, ſo ſahen ſie Anna im grünen Kleide an der Quelle ſitzen, das ſilberne Krönchen auf dem Kopfe und ſilberblinkende Thränchen vergießend.

Der Herbſt war gekommen, und als ich eines Mittags zum Eſſen nach Hauſe ging und in unſere Stube trat, ſah ich auf dem Ruhbettchen einen ſchwarz ſeidenen Mantel liegen. Freudig betroffen eilte ich auf denſelben zu, hob das leichte angenehme Ding in die Höhe und beſah es von allen Seiten, auf der Stelle Anna's

Mantel erkennend. Ich eilte damit in die Küche, wo ich die Mutter beſchäftigt fand, ein feineres Eſſen, als gewöhnlich, zu bereiten. Sie beſtätigte mir die Ankunft des Schulmeiſters und ſeiner Tochter, ſetzte aber ſogleich mit beſorgtem Ernſt hinzu, daß dieſelben nicht zum Vergnügen gekommen wären, ſondern um einen berühmten Arzt zu beſuchen. Während die Mutter in die Stube ging und den Tiſch deckte, deutete ſie mir mit einigen Worten an, daß ſich bei Anna ſeltſame und beängſtigende Anzeichen eingeſtellt hätten, daß der Schulmeiſter ſehr bekümmert ſei und ſie, die Mutter, ſelbſt nicht minder, denn nach der ganzen Erſcheinung des armen Mädchens glaube ſie nicht, daß das feine zarte Weſen lange leben würde.

Ich ſaß auf dem Ruhbette, hielt den Mantel feſt in meinen Händen und hörte ganz verwundert auf dieſe Worte, die mir ſo unerwartet und fremd klangen, daß ſie mir mehr wunderlich als erſchreckend vorkamen. In dieſem Augenblicke ging die Thür auf, und die eben ſo geliebten, als wahrhaft geehrten Gäſte traten herein. Ueberraſcht ſtand ich auf und ging ihnen entgegen, und erſt als ich Anna die Hand geben wollte, ſah ich, daß ich immer noch ihren Mantel hielt. Sie erröthete und lächelte zugleich, während ich verlegen daſtand; der Schulmeiſter warf mir vor, warum ich mich den ganzen Sommer über nie ſehen laſſen, und ſo vergaß ich über dieſen Begrüßungen ganz die Mittheilung der Mutter, an welche mich auch nichts Auffallendes erinnerte. Erſt als wir am Tiſche ſaßen, wurde ich durch eine gewiſſe vermehrte Liebe und Aufmerkſamkeit, mit welcher meine Mutter Anna behandelte, erinnert und glaubte jetzt nur zu ſehen, daß ſie gegen früher faſt größer, aber auch zugleich zarter und ſchmächtiger erſchien: ihre Geſichtsfarbe war wie durchſichtig geworden und um ihre Augen, welche erhöht glänzten, bald in dem kindlichen Feuer früherer Tage, bald in einem träumeriſchen tiefen Nachdenken, lag etwas Leidendes. Sie war heiter und ſprach ziemlich viel, während ich ſchwieg, hörte und ſie anſah; denn ſie hatte ein dreifaches Recht zu ſprechen: als Gaſt, als Mädchen und als die Hauptperſon dieſes Beſuches, wenn auch die Urſache traurig war. Andächtig und gern beſchied ich mich und gönnte von ganzem Herzen Anna die Ehre, bei Tiſche mit den Aeltern auf gleichem Fuße zu ſtehen, zumal ſie durch ihr Schickſal dieſe Ehre mit frühen Leiden zu erkaufen beſtimmt ſchien. Auch der Schulmeiſter war heiter und ganz wie ſonſt; denn bei den Schickſalen und Leiden, welche uns Angehörige betreffen, benehmen wir uns nicht lamentabel, ſondern faſt vom erſten Augenblicke an mit der gleichen Gefaßtheit, mit dem gleichen Wechſel von Hoffnung, Furcht und Selbſttäuſchung, wie die Betroffenen ſelbſt. Doch ermahnte jetzt der Schulmeiſter ſeine Tochter, nicht zu viel zu ſprechen, und mich fragte er, ob ich die Urſache der kleinen Reiſe ſchon kenne, und fügte hinzu: »Ja, lieber Heinrich! meine Anna ſcheint krank werden zu wollen! Doch laßt uns den Muth nicht verlieren! Der Arzt hat ja geſagt, daß vor der Hand nicht viel zu ſagen und zu thun wäre. Er hat uns einige Verhaltungsregeln gegeben und anbefohlen, ruhig zurückzukehren und dort zu leben, anſtatt hieher zu ziehen, da die dortige Luft angemeſſener ſei. Für unſern Doctor will er uns einen Brief mitgeben und von Zeit zu Zeit ſelbſt hinauskommen und nachſehen.«

Ich wußte hierauf rein nichts zu erwiedern, noch meine Theilnahme zu bezeugen; vielmehr wurde ich ganz roth und ſchämte mich nur, nicht auch krank zu ſein. Anna hingegen ſah mich bei den Worten ihres Vaters lächelnd an, als ob ſie Mitleid mit mir hätte, ſo peinliche Dinge hören zu müſſen.

Nach dem Eſſen verlangte der Schulmeiſter, von meinen Beſchäftigungen zu wiſſen und Etwas zu ſehen; ich brachte meine wohlgefüllte Mappe herbei und erzählte von meinem Meiſter; doch ſah man jetzt wohl, daß er zu ſehr von ſeiner Sorge befangen war, als daß er lange bei dieſen Dingen hätte verweilen können. Er machte ſich bereit, einige Gänge zu thun und Einkäufe zu machen, welche hauptſächlich in einigen ausländiſchen Producten zu Nahrungsmitteln für Anna beſtanden, welche der Arzt einſtweilen verordnet. Meine Mutter begleitete ihn und ich blieb allein mit Anna zurück. Sie fuhr fort, meine Sachen auf=

merkſam zu beſchauen; auf dem Ruhbett ſitzend, ließ ſie ſich Alles von mir vorlegen und erklären. Während ſie auf meine Landſchaften ſah, blickte ich auf ſie nieder, manchmal mußte ich mich beugen, manchmal hielten wir ein Blatt zuſammen in den Händen lange Zeit, doch ereignete ſich ſonſt gar nichts Zärtliches zwiſchen uns; denn während ſie für mich nun wieder ein anderes Weſen war und ich mich ſcheute, ſie nur von ferne zu verletzen, häufte ſie alle Aeußerungen der Freude, der Aufmerkſamkeit und ſogar der Ehrenbezeugung allein auf meine Arbeiten, ſah ſie fort und fort an und wollte ſich gar nicht von denſelben trennen, während ſie mich ſelbſt nur wenig anſah.

Plötzlich ſagte ſie: »Unſere Tante im Pfarrhaus läßt Dir ſagen, Du ſolleſt mit uns ſogleich hinausfahren, ſonſt ſei ſie böſe! Willſt Du?« Ich erwiederte: »Ja, jetzt kann ich ſchon!« und ſetzte hinzu: »Was fehlt Dir denn eigentlich?« »Ach, ich weiß es ſelbſt nicht, ich bin immer müde und leide manchmal ein wenig; die Anderen machen mehr daraus, als ich ſelbſt!«

Meine Mutter und der Schulmeiſter kamen zurück; neben den ſeltſamen und fremdartigen Packeten, die er mit einem verſtohlenen Seufzer auf den Tiſch legte, brachte er einige Geſchenke für Anna mit, feine Kleiderſtoffe, einen ſchönen großen Shawl und eine goldene Uhr, als ob er mit dieſen koſtbaren und auf die Dauer berechneten Sachen eine günſtige Wendung des Geſchickes erzwingen wollte. Als Anna darüber erſchrak, ſagte er, ſie habe dieſe Dinge ſchon lange verdient und das bischen Geld hätte gar keinen Werth für ihn, wenn er nicht ihr eine kleine Freude dadurch verſchaffen könnte.

Er zeigte ſich zufrieden, daß ich mitfahren wollte; meine Mutter ſah es auch gern und legte mir einige Sachen zurecht, indeſſen ich das Gefährt aus dem Gaſthauſe holte, wo es eingeſtellt war. Anna ſah allerliebſt aus, als ſie wohl vermummt und verſchleiert dem Schulmeiſter zur Seite ſaß. Ich behauptete den Vorderſitz und hatte das Leitſeil des gutgenährten Pferdes ergriffen, welches ungeduldig ſcharrte; die Mutter machte ſich noch lange am Wagen zu ſchaffen und wiederholte dem Schulmeiſter ihre Anerbietungen zu jeglicher Hülfe und wenn es nothwendig würde, hinzukommen und Anna zu pflegen; die Nachbaren ſteckten die Köpfe aus den Fenſtern und vermehrten mein angenehmes Selbſtbewußtſein, als ich endlich mit meiner liebenswürdigen und anmuthigen Geſellſchaft die enge Straße entlang fuhr.

Es glänzte ein ſonniger Herbſtnachmittag auf dem Lande. Wir fuhren durch Dörfer und Felder, ſahen die Gehölze und Anhöhen im zarten Dufte liegen, hörten die Jägerhörnchen in der Ferne, begegneten überall zahlreichem Fuhrwerke, welches den Herbſtſegen einbrachte; hier machten die Leute die Gefäße zur Weinleſe zurecht, und bauten große Kufen, dort ſtanden ſie reihenweiſe auf den Aeckern und gruben Kartoffeln aus, anderswo wieder pflügten ſie die Erde um und die ganze Familie war dabei verſammelt, von der Herbſtſonne hinausgelockt; überall war es lebendig und zufrieden bewegt. Die Luft war ſo mild, daß Anna ihren grünen Schleier zurückſchlug und ihr liebliches Geſicht zeigte. Wir vergaßen alle Drei, warum wir eigentlich auf dieſen Wegen fuhren; der Schulmeiſter war geſprächig und erzählte uns viele Geſchichten von den Gegenden, durch welche wir kamen, zeigte uns die heiteren Wohnungen, wo berühmte Männer hauſten, deren wohlgeordnete und gepflegte Räume und Gärten die weiſe Klugheit ihrer Beſitzer verkündeten oder deren weiße Giebelwände und glänzende Fenſter auch von entlegenen Halden im Sonnenſchein die gleiche Kunde gaben. Da und dort wohnte eine berühmte Tochter oder deren zwei, von denen etwas zu erblicken wir im Vorüberfahren uns bemühten, und wenn dies gelang, ſo benahm ſich Anna mit dem beſcheidenen Anſtande derjenigen, welche ſelbſt Blumen des Landes ſind.

Doch dunkelte es eine geraume Weile, ehe wir an's Ziel gelangten, und mit der Dunkelheit fiel es mir plötzlich ein, daß ich Judith das Verſprechen gegeben, ſie jedesmal zu beſuchen, wenn ich in's Dorf käme. Anna hatte ſich wieder verhüllt, ich ſaß nun neben ihr, da der Schulmeiſter, welcher die Wege beſſer kannte, die Zügel genommen, und weil wir der Dunkelheit wegen nun ſchweigſamer waren, ſo hatte ich Zeit, darüber nachzudenken, was ich thun wollte.

Je unmöglicher es mir ſchien, mein Verſprechen zu halten, je weniger ich das Weſen, welches ich mir zur Seite fühlte und das ſich nun ſanft an mich lehnte, auch nur im Gedanken beleidigen und hintergehen mochte, deſto dringender ward auf der andern Seite die Ueberzeugung, daß ich am Ende doch mein Wort halten müſſe, da mich Judith nur im Vertrauen auf daſſelbe in jener Nacht entlaſſen, und ich nahm keinen Anſtand, mir einzubilden, daß das Brechen deſſelben ſie kränken und ihr weh thun würde. Ich mochte um Alles in der Welt gerade vor ihr nicht unmännlich als Einer erſcheinen, welcher aus Furcht ein Verſprechen gäbe und aus Furcht daſſelbe bräche. Da fand ich einen ſehr klugen Ausweg, wie ich dachte, der mich wenigſtens vor mir ſelbſt rechtfertigen ſollte. Ich brauchte nur bei dem Schulmeiſter zu wohnen, ſo war ich nicht im Dorfe, und wenn ich am Tage daſſelbe beſuchte, ſo brauchte ich Judith nicht zu ſehen, welche ſich nur meinen nächtlichen und geheimen Beſuch während eines Aufenthaltes im Dorfe ausbedungen hatte.

Als wir daher in des Schulmeiſters Haus ankamen und dort die Muhme mit einem Sohne und zwei Töchtern vorfanden, welche uns erwarteten, theils um ſogleich zu hören, was der Arzt geſprochen, theils um dem Schulmeiſter das Zurückbringen des geliehenen Fuhrwerks zu erſparen, als ſie nun mich mitnehmen wollten und der Schulmeiſter ſich freundlich dagegen beſchwerte, erklärte ich unverſehens, hier bleiben zu wollen, und die alte Katharine, welche jetzt Anna's wegen ſehr ſorgenvoll und kleinlaut war, eilte, mir ein Unterkommen zu bereiten, indeſſen Anna, welche ganz ermüdet und angegriffen war und von Huſten befallen wurde, ſich ſogleich zu Bett begeben mußte. Sie führte mich an einen artig eingerichteten Tiſch, auf welchem ihre Bücher und Arbeitsſachen, auch Papier und Schreibzeug lagen, ſetzte Licht darauf und ſagte lächelnd: »Mein Vater bleibt alle Abend bei mir, bis ich eingeſchlafen bin, und lieſt mir manchmal etwas vor. Hier kannſt Du Dich vielleicht ſo lange beſchäftigen.

Sieh, hier mache ich etwas für Dich!« und ſie zeigte mir eine Stickerei zu einer kleinen Mappe, welche ſie nach jener Blumenzeichnung verfertigte, die ich vor mehreren Jahren in der Weinlaube gemacht und ihr geſchenkt hatte. Das naive Bild hing über ihrem Tiſche. Dann gab ſie mir die Hand und ſagte wehmüthig leiſe und doch ſo freundlich: Gut' Nacht! und ich ſagte eben ſo leiſe Gut' Nacht.

Einige Augenblicke nachher, als ſie gegangen, kam der Schulmeiſter herein und ich ſah, daß er ein ſchön eingebundenes Andachtsbuch mitnahm, als er ſich wieder entfernte, um in Anna's Zimmer zu gehen. Ich hingegen beſchaute alle Sächelchen, welche auf dem Tiſche lagen, ſpielte mit ihrer Scheere und konnte mir gar nicht ernſtlich denken, daß irgend eine Gefahr für Anna ſein ſollte.

Zweites Kapitel.

Da ich in dem Hauſe meines Liebchens zu Gaſte war, ſo erwachte ich am Morgen ſehr früh, noch eh' eine Seele ſich regte. Ich machte das Fenſter auf und ſah lange auf den See hinaus, deſſen waldige Uferhöhen vom Morgenrothe beglänzt waren, indeſſen der ſpäte Mond noch am Himmel ſtand und ſich ziemlich kräftig im dunklen Waſſer ſpiegelte. Ich ſah ihn nach und nach erbleichen vor der Sonne, welche nun die gelben Kronen der Bäume vergoldete und einen zarten Schimmer über den erblauenden See warf. Zugleich aber begann die Luft ſich wieder zu verhüllen, ein leiſer Nebel zog ſich erſt wie ein Silberſchleier um alle Gegenſtände, und indem er ein glänzendes Bild um das andere auslöſchte, daß ſich rings ein Reigen von aufleuchtendem

Scheiden und Verſchwinden bewegte, wurde der Nebel plötzlich ſo dicht, daß ich nur noch das Gärtchen vor mir ſehen konnte, und zuletzt verhüllte er auch dieſes und drang feucht an das Fenſter. Ich ſchloß dieſes zu, trat aus der Kammer und fand die alte Katharine in der Küche an dem traulichen hellen Feuer.

Ich plauderte lange mit ihr; ſie ergoß ſich in zärtlichen Klagen über Anna's bedenklichen Zuſtand, berichtete mir, ſeit wann derſelbe begonnen, ohne daß ich jedoch über ſeine eigentliche Beſchaffenheit klar wurde, da ſie ſich mancher dunkeln und geheimnißvollen Anſpielung bediente. Dann begann ſie mit rührender, aber ganz trefflicher Beredtſamkeit das Lob Anna's zu verkünden und ihr bisheriges Leben zu beſchauen bis in die Kinderjahre zurück, und ich ſah deutlich vor mir das dreijährige Engelchen umherſpringen, in genau beſchriebener Kleidung, aber freilich auch ein frühes und leidenvolles Krankenlager, auf welches das kleine Weſen dann Jahre lang gelegt wurde, ſo daß ich nun ein ſchloßweißes, länglichgeſtrecktes Leichnamchen erblickte, mit geduldigem, klugem und immer lächelndem Angeſicht. Doch das kranke Reis erholte ſich, der wunderbare Ausdruck der durch das Leiden hervorgebrachten frühen Weisheit verſchwand wieder in ſeine unbekannte Heimath, und ein roſig unbefangenes Kind blühte, als ob nichts vorgefallen wäre, der Zeit entgegen, wo ich es zuerſt ſah.

Endlich zeigte ſich der Schulmeiſter, welcher, da ſeine Tochter nun des Morgens länger im Bette bleiben mußte und länger ſchlief als früher, ſich des frühen Aufſtehens auch nicht mehr freute und in ſeiner Zeiteintheilung ganz nach derjenigen ſeines kranken Kindes richtete. Nach einer guten Weile erſchien auch Anna und nahm ihr beſonders vorgeſchriebenes Frühſtück, indeſſen wir das gewöhnliche verzehrten. Es verbreitete ſich dadurch eine gewiſſe Wehmuth über den Tiſch, welche nach und nach in eine ernſte Beſchaulichkeit überging, als wir Drei ſitzen blieben und uns unterhielten. Der Schulmeiſter nahm ein Buch, die Nachfolge Chriſti von Thomas a Kempis, und las einige Seiten daraus vor, indeſſen Anna ihre Stickerei vornahm. Dann hob ihr Vater über das Geleſene ein Geſpräch an und ſuchte mich an demſelben zu betheiligen und nach der herkömmlichen Weiſe meine Urtheilskraft zu prüfen, zu mildern und zu gemeinſamer Erbauung auf einen belehrenden Vereinigungspunkt zu lenken. Aber ich hatte durch den letzten Sommer die Luſt an ſolchen Erörterungen faſt gänzlich verloren, mein Blick war auf ſinnliche Erſcheinung und Geſtalt gerichtet, und ſelbſt die räthſelhaften Betrachtungen über die Erfahrungen, die ich mit Römer anſtellte, gingen in einem durchaus weltlichen Sinne vor ſich. Außerdem fühlte ich, daß ich nun die größte Rückſicht auf Anna nehmen mußte, und als ich bemerkte, daß ſie ſogar froh ſchien, mich hier eingefangen und einem angehenden Bekehrungswerke preisgegeben zu ſehen, hütete ich mich wohl, einen Widerſpruch zu äußern, gab denjenigen Stellen, welche eine innere Wahrheit enthielten oder tief, ſchön und kraftvoll ausgedrückt waren, meinen aufrichtigen Beifall, oder überließ mich einer reizenden Langweile, die ſchönen Farben an Anna's Seidenknäulchen beſchauend.

Sie hatte ſich wohl ausgeruht und ſchien ziemlich munter zu ſein, ſo daß kein großer Unterſchied gegen ihr früheres Weſen während des Tages bemerklich war. Der angenehme Aufenthalt in ihrem Hauſe diente daher nur dazu, meinen Leichtſinn und meine Sorgloſigkeit zu beſtärken und eine Bewegungsluſt in mir anzufachen, die mich hinaustrieb. Außerdem mußte ich ja am Tage meine Verwandten im Dorfe beſuchen, wenn ich den kaſuiſtiſchen Ausweg, Judith zu hintergehen, anwenden wollte.

Als ich daher in den dichten Nebel hinausging, war ich, noch mehr aufgeweckt durch den friſchen Herbſtgeruch, ſehr guter Dinge und mußte lachen über meine ſeltſame Liſt, zumal das verborgene Wandeln in der weiß verhüllten Natur meinen Gang einem Schleichwege noch vollſtändig ähnlich machte. Ich ging über den Berg und gelangte bald zum Dorfe; doch verfehlte ich hier des Nebels wegen den rechten Weg und ſah mich bald in ein Netz von ſchmalen Garten- und Wieſenpfaden verſetzt, welche bald zu einem entlegenen Hauſe, bald wieder gänzlich zum Dorfe hinausführten. Ich konnte nicht vier Schritte vor mir ſehen, Leute hörte ich immer, ohne ſie zu erblicken, aber zufälliger Weiſe traf ich Niemanden auf meinen Wegen. Da kam ich zu einem offen ſtehenden Pförtchen und entſchloß mich, hindurch zu gehen und alle Gehöfte gerade zu durchkreuzen, um endlich wieder auf die Hauptſtraße zu kommen. Ich ſah mich in einen prächtigen großen Baumgarten verſetzt, deſſen Bäume alle voll der ſchönſten reifen Früchte hingen. Man ſah aber immer nur einen Baum ganz deutlich, die nächſten ſtanden ſchon halb verſchleiert im Kreiſe umher, und dahinter ſchloß ſich wieder die weiße Wand des Nebels. Es war daher, als ob man in einen weiten Tempel getreten, deſſen Säulen von Räucherwolken und Seidengeweben umhüllt und von deſſen Decke grüne Kränze mit goldenen und rubinfarbigen Früchten herabhingen. Plötzlich ſah ich Judith mir entgegen kommen, welche einen großen Korb mit Aepfeln gefüllt in beiden Händen vor ſich her trug, daß von der kräftigen Laſt die Korbweiden leiſe knarrten. Das Einſammeln des Obſtes war faſt die einzige Arbeit, der ſie ſich mit Liebe und Eifer hingab. Sie hatte ihr Kleid des naſſen Graſes wegen etwas aufgeſchürzt und zeigte die ſchönſten Füße; ihr Haar war von Feuchte ſchwer und das Geſicht von der Herbſtluft mit reinem Purpur geröthet. So kam ſie gerade auf mich zu, auf ihren Korb blickend, ſah mich plötzlich, ſtellte erſt erbleichend den Korb zur Erde und eilte dann mit den Zeichen der herzlichſten und aufrichtigſten Freude auf mich zu, fiel mir um den Hals und drückte mir ein Dutzend voll und rein ausgeprägte Küſſe auf die Lippen. Ich hatte Mühe, dies nicht zu erwiedern und rang mich endlich von ihrer Bruſt los.

»Sieh, ſieh! Du geſcheidtes Bürſchchen!« ſagte ſie froh lachend, »Du biſt heute gekommen und machſt Dir gleich den Nebel zu Nutze, mich noch vor Nacht heimzuſuchen; das hätte ich Dir nicht einmal zugetraut!« — »Nein,« erwiederte ich zur Erde blickend, »ich bin geſtern gekommen und wohne bei'm Schulmeiſter, weil Anna krank iſt. Unter dieſen Umſtänden kann ich jedenfalls nicht zu Dir kommen!« Judith ſchwieg eine Weile, die Arme über einander geſchlagen und ſah mich klug und durchdringend an, daß mein Blick in die Höhe gezogen und auf den ihrigen gerichtet wurde.

»Das wäre allerdings noch geſcheidter, als wie ich es meinte,« ſagte ſie endlich, »wenn es Dir nur etwas helfen würde! Doch weil unſer armes Schätzchen krank iſt, ſo will ich billig ſein und unſere Uebereinkunft abändern. Der Nebel wird ſich wenigſtens zwei Wochen lang täglich mehrere Stunden auf dieſelbe Weiſe zeigen. Wenn Du jeden Tag während deſſelben zu mir kommſt, ſo will ich Dich für die Nacht Deiner Pflicht entbinden und Dir zugleich verſprechen, Dich nie zu liebkoſen und Dich ſelbſt zurecht zu weiſen, wenn du es thun wollteſt; nur mußt Du mir jedes Mal auf ein und dieſelbe Frage ein einziges Wörtchen antworten, ohne zu lügen!« »Welche Frage?« ſagte ich. »Das wirſt Du ſchon ſehen!« erwiederte ſie; »komm', ich habe ſchöne Aepfel!«

Sie ging mir voran zu einem Baume, deſſen Aeſte und Blätter edler gebaut ſchienen, als die der übrigen, ſtieg auf einer Leiter einige Sproſſen hinan und brach einige ſchön geformte und gefärbte Aepfel. Einen derſelben, der noch im feuchten Dufte glänzte, biß ſie mit ihren weißen Zähnen entzwei, gab mir die abgebiſſene Hälfte und fing an die andere zu eſſen. Ich aß die meinige ebenfalls und raſch; ſie war von der ſeltenſten Friſche und Gewürzigkeit, und ich konnte kaum erwarten, bis ſie es mit dem zweiten Apfel ebenſo machte. Als wir drei Früchte ſo gegeſſen, war mein Mund ſo ſüß erfriſcht, daß ich mich zwingen mußte, Judith nicht zu küſſen und die Süße von ihrem Munde noch dazu zu nehmen. Sie ſah es, lachte und ſprach: »Nun ſage: bin ich Dir lieb?« Sie blickte mich dabei feſt an, und ich konnte, obgleich ich jetzt lebhaft und beſtimmt an Anna dachte, nicht anders und ſagte Ja! Zufrieden ſagte Judith: »Dies ſollſt Du mir jeden Tag ſagen!«

Hierauf fing ſie an zu plaudern und ſagte: »Weißt Du eigentlich, wie es mit dem guten Kinde ſteht?« Als ich erwiederte, daß ich allerdings nicht klug daraus würde, fuhr ſie fort: »Man ſagt, daß das arme Mädchen ſeit einiger

Zeit merkwürdige Träume und Ahnungen habe, daß ſie ſchon ein paar Dinge vorausgeſagt, die wirklich eingetroffen, daß manchmal im Traume, wie im Wachen ſie plötzlich eine Art Vorſtellung und Ahnung von dem bekomme, was entfernte Perſonen, die ihr lieb ſind, jetzt thun oder laſſen oder wie ſie ſich befinden, daß ſie jetzt ganz fromm ſei und endlich auf der Bruſt leide! Ich glaube dergleichen Sachen nicht, aber krank iſt ſie gewiß, und ich wünſche ihr aufrichtig alles Gute, denn ſie iſt mir auch lieb um deinetwillen. — Aber Alle müſſen leiden, was ihnen beſtimmt iſt!« ſetzte ſie nachdenklich hinzu.

Während ich ungläubig den Kopf ſchüttelte, durchfuhr mich doch ein leichter Schauer, und ein ſeltſamer Schleier der Fremdartigkeit legte ſich um Anna's Geſtalt, welche meinem inneren Auge vorſchwebte. Und faſt in demſelben Augenblicke war es mir auch, als ob ſie mich jetzt ſehen müſſe, wie ich vertraulich bei der Judith ſtand; ich erſchrak darüber und ſah mich um. Der Nebel löſte ſich auf, ſchon ſah man durch ſeine ſilbernen Flocken den blauen Himmel, einzelne Sonnenſtrahlen fielen ſchimmernd auf die feuchten Zweige und beglänzten die Tropfen, welche von denſelben fielen; ſchon ſah man den blauen Schatten eines Mannes vorübergehen und endlich drang die Klarheit überall durch, umgab uns und warf, wie wir waren, unſer Beider Schlagſchatten auf den matt beſonnten Grasboden.

Ich eilte davon und hörte in dem Hauſe meines Oheims die Beſtätigung deſſen, was mir Judith mitgetheilt; wohl aufgehoben in dem lebendigen Hauſe und beruhigt durch das vertrauliche Geſpräch, lächelte ich wieder ungläubig und war froh, in meinen jungen Vettern Genoſſen zu finden, welche ſich auch nicht viel aus dergleichen machten. Doch blieb immer eine gemiſchte Empfindung in mir zurück, da ſchon die Neigung zu ſolchen Erſcheinungen, der Anſpruch auf dieſelben mir beinahe eine Anmaßung zu ſein ſchien, die ich der guten Anna zwar keineswegs, aber doch einem mir fremden und nicht willkommenen Weſen zurechnen konnte, in welchem ich ſie jetzt befangen ſah. So trat ich ihr, als ich Abends zurückkehrte, mit einer gewiſſen Scheu entgegen, welche jedoch durch ihre liebliche Gegenwart bald wieder zerſtreut wurde, und als ſie nun ſelbſt, in Gegenwart ihres Vaters, leiſe anfing, von einem Traume zu ſprechen, den ſie vor einigen Tagen geträumt, und ich daher ſah, daß ſie Willens ſei, mich in das vermeintliche Geheimniß zu ziehen, glaubte ich unverweilt an die Sache, ehrte ſie und fand ſie nur um ſo liebenswürdiger, je mehr ich vorhin daran gezweifelt.

Als ich mich allein befand, dachte ich mehr darüber nach und erinnerte mich, von ſolchen Berichten geleſen zu haben, wo, ohne etwas Wunderbares und Uebernatürliches anzunehmen, auf noch unerforſchte Gebiete und Fähigkeiten der Natur ſelbſt hingewieſen wurde, ſo wie ich überhaupt bei reiflicher Betrachtung noch manches verborgene Band und Geſetz möglich halten mußte, wenn ich meine größte Möglichkeit, den lieben Gott, nicht zu ſehr bloßſtellen und in eine öde Einſamkeit bannen wollte.

Ich lag im Bette, als mir dieſe Gedanken klar wurden und ich mit denſelben der Unſchuld und Redlichkeit Anna's gedachte, als welche doch auch zu berückſichtigen wären; und nicht ſo bald befiel mich dieſe Vorſtellung, ſo ſtreckte ich mich anſtändig aus, kreuzte die Hände zierlich über der Bruſt und nahm ſo eine höchſt gewählte und ideale Stellung ein, um mit Ehren zu beſtehen, wenn Anna's Geiſterauge mich etwa unbewußt erblicken ſollte. Allein das Einſchlafen brachte mich bald aus dieſer ungewohnten Lage und ich fand mich am Morgen zu meinem Verdruſſe in der behaglichſten und trivialſten Figur von der Welt.

Ich raffte mich haſtig zuſammen, und wie man des Morgens Geſicht und Hände wäſcht, ſo wuſch ich gewiſſermaßen Geſicht und Hände meiner Seele und nahm ein zuſammengefaßtes und ſorgfältiges Weſen an, ſuchte meine Gedanken zu beherrſchen und in jedem Augenblicke klar und rein zu ſein. So erſchien ich vor Anna, wo mir ein ſolch' gereinigtes und feſttägliches Daſein leicht wurde, indem in ihrer Gegegenwart eigentlich kein anderes möglich war. Der Morgen nahm wieder ſeinen Verlauf wie geſtern, der Rebel ſtand dicht vor den Fenſtern und ſchien mich hinaus zu rufen. Wenn mich jetzt eine Unruhe befiel, Judith aufzuſuchen, ſo war dies weniger eine maßloſe Unbeſtändigkeit und Schwäche, als eine gutmüthige Dankbarkeit, die ich fühlte und die mich drängte, der reizenden Frau für ihre Neigung freundlich zu ſein; denn nach der unvorbereiteten und unverſtellten Freude, in welcher ich ſie geſtern überraſcht, durfte ich mir nun wirklich einbilden, von ihr herzlich geliebt zu ſein. Und ich glaubte ihr unbedenklich ſagen zu können, daß ſie mir lieb ſei, indem ich ſonderbarer Weiſe dadurch gar keinen Abbruch meiner Gefühle für Anna wahrnahm und es mir nicht bewußt war, daß ich mit dieſer Verſicherung faſt nur das Verlangen ausſprach, ihr recht heftig um den Hals zu fallen. Zudem betrachtete ich meinen Beſuch als eine gute Gelegenheit, mich zu beherrſchen und in der gefährlichſten Umgebung doch immer ſo zu ſein, daß mich ein verrätheriſcher Traum zeigen durfte.

Unter ſolchen Sophismen machte ich mich auf, nicht ohne einen ängſtlichen Blick auf Anna zu werfen, an welcher ich aber keinen Schatten eines Zweifels wahrnahm. Draußen zögerte ich wieder, fand aber den Weg unbeirrt zu Judith's Garten. Sie ſelbſt mußte ich erſt eine Weile ſuchen, weil ſie, mich gleich am Eingange ſehend, ſich verbarg, in den Nebelwolken hin und her ſchlüpfte und dadurch ſelbſt irre wurde, ſo daß ſie zuletzt ſtill ſtand und mir leiſe rief, bis ich ſie fand. Wir machten Beide unwillkürlich eine Bewegung, uns in den Arm zu fallen, hielten uns aber zurück und gaben uns nur die Hand. Sie ſammelte immer noch Obſt ein, aber nur die edleren Arten, welche an kleinen Bäumen wuchſen; das Uebrige verkaufte ſie und ließ es von den Käufern ſelbſt vom Baume nehmen. Ich half ihr einen Korb voll brechen und ſtieg auf einige Bäume, wo ſie nicht hingelangen konnte. Aus Muthwillen ſtieg ich auch zu oberſt auf einen hohen Apfelbaum, wo ſie mich des Nebels wegen nicht mehr ſehen konnte. Sie fragte mich unten, ob ich ſie lieb hätte, und ich antwortete gleichſam aus den Wolken mein Ja. Da rief ſie ſchmeichelnd: »Ach, das iſt ein ſchönes Lied, das hör' ich gern! Komm herunter, du junger Vogel, der ſo artig ſingt!«

So brachten wir alle Tage eine Stunde zu, eh' ich zu meinem Oheim ging; wir ſprachen dabei über dies und jenes, ich erzählte viel von Anna und ſie mußte Alles anhören und that es mit großer Geduld, nur damit ich da bliebe. Denn während ich in Anna den beſſeren und geiſtigeren Theil meiner ſelbſt liebte, ſuchte Judith wieder etwas Edleres in meiner Jugend, als ihr die Welt bisher geboten; und doch ſah ſie wohl, daß ſie nur meine ſinnliche Hälfte anlockte, und wenn ſie auch ahnte, daß mein Herz mehr dabei war, als ich ſelbſt wußte, ſo hütete ſie ſich wohl, es merken zu laſſen und ließ mich ihre tägliche Frage in dem guten Glauben beantworten, daß es nicht ſo viel auf ſich hätte.

Oft drang ich auch in ſie, mir von ihrem Leben zu erzählen und warum ſie ſo einſam ſei. Sie that es und ich hörte ihr begierig zu. Ihren verſtorbenen Mann hatte ſie als junges Mädchen geheirathet, weil er ſchön und kraftvoll ausſah. Aber es zeigte ſich, daß er dumm, kleinlich und klatſchhaft war und ein lächerlicher Topfgucker, welche Eigenſchaften ſich alle hinter der ſchweigſamen Blödigkeit des Freiers verſteckt hatten. Sie ſagte unbefangen, ſein Tod ſei ein großes Glück geweſen. Nachher bewarben ſich nur ſolche Männer um ſie, welche ihr kleines Vermögen im Auge hatten und ſich ſchnell anderswohin richteten, wenn ſie ein paar hundert Gulden mehr verſpürten. Sie ſah, wie blühende, kluge und handliche Männer ganz windſchiefe und blaſſe Weibchen heiratheten mit ſpitzigen Naſen und vielem Gelde, weswegen ſie ſich über alle luſtig machte und ſie ſchnöde behandelte. »Aber ich muß ſelbſt Buße thun,« fügte ſie hinzu, »warum hab' ich einen ſchönen Eſel genommen!«.

Nach acht Tagen kehrte ich zur Stadt zurück und nahm meine Arbeit bei Römer wieder auf. Da es mit dem Zeichnen im Freien vorbei und auch nichts weiter zu copiren war, leitete mich Römer an, zu verſuchen, ob ich aus dem Gewonnenen ein Ganzes und Selbſtändiges herſtellen könne. Ich mußte unter meinen Studien ein Motiv ſuchen und ſelbiges zu einem kleinen Bilde ausdehnen und abgränzen. »Da wir hier ohne alle Mittel ſind,« ſagte er, »außer meiner eigenen Mappe, welche Sie mir dieſen Winter hindurch in die Ihrige hinüberpinſeln würden, wenn ich es zugäbe, ſo iſt es am Beſten, wir machen es ſo: Sie ſind zwar noch zu jung dazu und werden noch ein oder zwei Mal mit neuen Erfahrungen von vorn anfangen müſſen, ehe Sie etwas Dauerhaftes machen. Indeſſen wollen wir immerhin verſuchen, ein Viereck ſo auszufüllen, daß Sie es im Nothfall verkaufen können!«

Mit der erſten Probe ging es ganz ordentlich; ebenſo mit der zweiten und dritten. Die friſche Luſt, die Einfachheit des Gegenſtandes und Römer's ſichere Erfahrung ließen die Gründe ſich wie von ſelbſt aneinander fügen, das Licht wurde ohne Schwierigkeit vertheilt und jede Partie in Licht und Schatten vernünftig und klar ausgefüllt, ſo daß keine nichtsſagenden und verworrenen Stellen übrig blieben. Großes Vergnügen gewährte es mir, wenn ich einen oder einige Gegenſtände, zu denen die vorliegenden Studien im Licht gehalten waren, in Schatten ſetzen mußte oder umgekehrt, wo dann durch eigenes Nachdenken und Berechnung ein Neues und doch einzig Nothwendiges bezweckt wurde, nach den Bedingungen der Localfarbe, der Tageszeit, des blauen oder bewölkten Himmels und der benachbarten Gegenſtände, welche mehr oder weniger Licht und Farbe zurückwerfen mußten Gelang es mir, den wahrſcheinlichen Ton zu treffen, der unter ähnlichen Verhältniſſen über der Natur ſelbſt geſchwebt hätte — was man gleich ſah, indem ein wahrer Ton immer einen ganz eigenthümlichen Zauber übt — ſo beſchlich mich ein pantheiſtiſch ſtolzes Gefühl, in welchem mir meine Erfahrung und das Weben der Natur Eins zu ſein ſchienen. Dazu war es höchſt vergnüglich, in Gedanken um einen ſchönen, gemalten Baum herum zu gehen und ſeine andere Seite zu betrachten, um zu ermeſſen, wie viel Licht ſie wohl auf einen benachbarten Baum werfen könne. Ich ſah dann allerlei Geheimniſſe und Aeſte ſäuſeln, die nicht auf dem Papiere waren, und guckte auf dieſen Wanderungen auch nebenaus in verborgene Winkel und Gründe der Landſchaft Dies war beſonders im Winter ſehr angenehm, wenn die Schneeflocken vor dem Fenſter tanzten.

Allein das Vergnügen wurde bald ſchwieriger, als umfang- und inhaltsreichere Sachen unternommen wurden, und, durch dieſe Thätigkeit hervorgerufen, trotz Göthe, Natur und gutem Lehrer, meine Erfindungsluſt wieder auftauchte und überwucherte. Das gewichtige Wort Componiren ſummte mir mit prahleriſchem Klang in den Ohren und ich ließ, als ich nun förmliche Skizzen entwarf, die zur Ausführung beſtimmt waren, meinem Hange den Zügel ſchießen. Ueberall ſuchte ich poetiſche Winkel und Plätzchen, geiſtreiche Beziehungen und Bedeutungen anzubringen, welche mit der erforderlichen Ruhe und Einfachheit in Widerſpruch geriethen. Römer ließ mich eine ſolche Skizze unbeſchnitten ausführen und das Bild nach allen Erfahrungen des Naturſtudiums und der Technik fertig machen, und als das Machwerk mir ſelbſt nicht behagen wollte, ohne daß ich wußte warum, zeigte er mir triumphirend, daß die techniſchen Mittel und die Naturwahrheiten im Einzelnen der anſpruchsvollen und geſuchten Compoſition wegen keine Wirkung thun, zu keiner Geſammtwahrheit werden könnten und um meine hervorſtechende Zeichnung hingen, wie bunte Flitter um ein Gerippe, ja daß ſogar im Einzelnen keine friſche Wahrheit möglich ſei, auch bei dem beſten Willen nicht, weil vor der überwiegenden Erfindung, vor dem anmaßenden Spiritualismus (wie er ſich ausdrückte) die Naturfriſche ſich ſogleich ſozuſagen aus der Pinſelſpitze in den Pinſelſtiel ſpröde zurückziehe.

„Es giebt allerdings,“ ſagte Römer,„ eine Richtung, deren Hauptgewicht auf der Erfindung, auf Koſten der unmittelbaren Wahrheit, beruht. Solche Bilder ſehen aber eher wie geſchriebene Gedichte, als wie wirkliche Bilder aus, wie es ja auch Gedichte giebt, welche mehr den Eindruck einer Malerei machen möchten, als eines geiſtig tönenden Wortes. Wenn Sie in Rom wären und die Arbeiten des alten Koch oder Reinhard's ſähen, ſo würden Sie, Ihrer deutlichen Neigung nach, ſich entzückt den alten Käuzen anſchließen; es iſt aber gut, daß Sie nicht dort ſind, denn dies iſt eine gefährliche Sache für einen jungen

Künſtler. Es gehört dazu eine durchaus gediegene faſt wiſſenſchaftliche Bildung, eine ſtrenge, ſichere und feine Zeichnung, welche noch mehr auf dem Studium der menſchlichen Geſtalt, als auf demjenigen der Bäume und Sträucher beruht, mit einem Wort: ein großer Styl, welcher nur in dem Werthe einer ganzen reichen Erfahrung beſtehen kann, um den Glanz gemeiner Naturwahrheit vergeſſen zu laſſen; und mit allem Dieſem iſt man erſt zu einer ewigen Sonderlingsſtellung und Armuth verdammt, und das mit Recht, denn die ganze Art iſt unberechtigt und thöricht!«

Ich fügte mich dieſen Reden aber nicht, weil ich ihm ſchon abgemerkt hatte, daß das Erfinden und ein tieferer Gehalt nicht ſeine Stärke waren; denn ſchon mehr als ein Mal hatte er, meine Anordnungen corrigirend, Lieblingsſtellen in Bergzügen oder Waldgründen, die ich recht bedeutſam glaubte, gar nicht einmal geſehen, indem er ſie mit dem markigen Bleiſtifte ſchonungslos überſchraffirte und zu einem kräftigen aber nichtsſagenden Grunde ausglich. Wenn ſie auch ſtörten, ſo hätte er meiner Meinung nach wenigſtens ſie bemerken, mich verſtehen und etwas darüber ſagen müſſen.

Ich wagte daher zu widerſprechen, ſchob die Schuld auf die Waſſerfarben, in welchen keine Kraft und Freiheit möglich ſei, und ſprach meine Sehnſucht aus nach guter Leinwand und Oelfarben, wo Alles ſchon von ſelbſt eine reſpectable Geſtalt und Haltung gewinnen würde. Hiemit griff ich aber meinen Lehrer in ſeiner Exiſtenz an, indem er glaubte und behauptete, daß die ganze und volle Künſtlerſchaft ſich hinlänglich und vorzüglich nur durch etwas weißes Papier und einige engliſche Farbentäfelchen bethätigen und zeigen könne Er hatte ſeine Bahn abgeſchloſſen und gedachte nichts Anderes mehr zu leiſten, als er ſchon that, daher beleidigte ihn, wie ich nun zu erkennen gab, daß ich das durch ihn Gelernte nur als eine Staffel betrachte und bereits mich darüber hinweg zu etwas Höherem berufen fühle. Er wurde um ſo empfindlicher, als ich einen lebhaften und wiederholten Streit über dieſen Gegenſtand hartnäckig aushielt, von meinen Hoffnungen nicht ablieſs und ſeine Ausſprüche, wenn ſie in's Allgemeine gingen, nicht mehr unbedingt annahm, vielmehr ungeſcheut beſtritt. Hieran war hauptſächlich der Umſtand ſchuld, daſs ſeine ſonſtigen Geſpräche und Mittheilungen einerſeits immer deutlicher, andererſeits aber immer ſonderbarer und auffallender geworden und meine Achtung vor ſeiner Urtheilskraft geſchwächt hatten. Manches fiel zuſammen mit den dunklen Gerüchten, die über ihn ergingen, ſo daſs ich eine Zeitlang in der peinlichſten Spannung mich befand, aus einem geehrten und zuverläſſigen Lehrer die ſeltſamſte und räthſelhafteſte Geſtalt ſich herausſchälen zu ſehen.

Schon ſeit einiger Zeit wurden ſeine Aeuſserungen über Menſchen und Verhältniſſe immer härter und zugleich beſtimmter, indem ſie ſich ausſchlieſslicher auf politiſche Dinge bezogen. Er ging alle Abende in den Leſezirkel unſerer Stadt, las dort die franzöſiſchen und engliſchen Blätter und pflegte ſich Vieles zu notiren, ſowie er auch in ſeiner Wohnung allerlei geheimniſsvolle Papierſchnitzel handhabte und ſich oft über wichtigem

Schreiben betreffen ließ. Vorzüglich machte er ſich oft mit dem Journal des Débats zu ſchaffen. Unſere Regierung nannte er einen Trupp ungeſchickter Krähwinkler, den großen Rath aber ein verächtliches Geſindel und unſere heimiſchen Zuſtände im Ganzen dummes Zeug Darüber ward ich ſtutzig und hielt mit meinen Zuſtimmungen zurück oder vertheidigte unſere Verhältniſſe und hielt ihn für einen malcontanten Menſchen, welchen der lange Aufenthalt in fremden großen Städten mit Verachtung der engen Heimath gefüllt habe. Er ſprach oft von Louis Philipp und tadelte deſſen Maßregeln und Schritte, wie Einer, der eine geheime Vorſchrift nicht pünktlich befolgt ſieht. Einſt kam er ganz unwirſch nach Hauſe und beklagte ſich über eine Rede, welche der Miniſter Thiers gehalten. »Mit dieſem vertracten kleinen Burſchen iſt Nichts anzufangen!« rief er, indem er ein Zeitungsexcerpt zerknitterte, »ich hätte ihm dieſe eigenmächtige Naſeweisheit gar nicht angeſehen! Ich glaubte in ihm den gelehrigſten meiner Schüler zu haben.« — »Zeichnet denn der Herr Thiers auch Landſchaften?«

fragte ich und Römer erwiederte, indem er ſich bedeutungsvoll die Hände rieb: »Das eben nicht! laſſen wir das!«

Doch bald darauf deutete er mir an, daß alle Fäden der europäiſchen Politik in ſeiner Hand zuſammenliefen und daß ein Tag, eine Stunde des Nachlaſſes in ſeiner angeſtrengten Geiſtesarbeit, die ſeinen Körper aufzureiben drohe, ſich alſobald durch eine allgemeine Verwirrung der öffentlichen Angelegenheiten bemerklich mache, daß eine confuſe und ängſtliche Nummer des Journal des Débats jedesmal bedeute, daß Er unpäßlich oder abgeſpannt und ſein Rath ausgeblieben ſei. Ich ſah meinen Lehrer ernſthaft an, er machte ein unbefangenes und ernſthaftes Geſicht, die gebogene Naſe ſtand wie immer mitten darin, darunter der wohlgepflegte Schnurbart und über die Augen flog auch nicht das leiſeſte ungewiſſe Zucken.

Mein Erſtaunen gewann nicht Zeit, ſich aufzuhellen, indem ich ferner erfuhr, daß Römer, während er der verborgene Mittelpunkt aller Weltregierung, zugleich das Opfer unerhörter

Tyranneien und Mißhandlungen war. Er, der vor Aller Augen auf dem mächtigſten Throne Europas hätte ſitzen ſollen von mehr als Eines Rechtes wegen, wurde durch einen geheimnißvollen Zwang gleich einem gebannten Dämon in Verborgenheit und Armuth gehalten, daß er kein Glied ohne den Willen ſeiner Tyrannen rühren konnte, während ſie ihm täglich gerade ſo viel von ſeinem Genius abzapften, als ſie zu ihrer kleinlichen Weltbeſorgung gebrauchten. Freilich, wäre er zu ſeinem Recht und zu ſeiner Freiheit gekommen, ſo würde im ſelben Augenblicke die Mäuſewirthſchaft aufgehört haben und ein freies, lichtes und glückliches Zeitalter angebrochen ſein. Allein, die winzigen Doſen ſeines Geiſtes, welche nun ſo tropfenweiſe verwandt würden, ſammelten ſich doch allmälig zu einem allmächtigen Meere, indem es ihre Art ſei, daß keine davon wieder vergehen oder aufgehoben werden könne, und in jenem allbezwingenden Meere werde ſein Weſen zu ſeinem Rechte kommen und die Welt erlöſen, daher er gerne ſeine körperliche Perſon wolle verſchmachten laſſen.

»Hören Sie dieſen verfluchten Hahn krähen?« rief er, »dies iſt nur ein Mittel von Tauſenden, die ſie zu meiner Qual anwenden; ſie wiſſen, daß der Hahnenſchrei mein ganzes Nervenſyſtem erſchüttert und mich zu jedem Nachdenken untauglich macht; deshalb hält man überall Hähne in meiner Nähe und läßt ſie ſpielen, ſobald man die verlangten Depeſchen von mir hat, damit das Räderwerk meines Geiſtes für den übrigen Tag ſtill ſtehe! Glauben Sie wohl, daß dies Haus hier ganz mit verborgenen Röhren durchzogen iſt, daß man jedes Wort hört, das wir ſprechen, und Alles ſieht, was wir thun?«

Ich ſah mich im Zimmer um und verſuchte einige Einwendungen zu machen, welche jedoch durch ſeine beſtimmten, geheimnißvollen und wichtigen Blicke und Worte unterdrückt wurden. So lange ich mit ihm ſprach, befand ich mich in der wunderlichen Stimmung, in welcher ein Knabe halbgläubig das Mährchen eines Erwachſenen anhört, welcher ihm lieb iſt und ſeiner Achtung genießt; war ich aber allein, ſo mußte ich mir geſtehen, daß ich daß Beſte, was ich bisher gelernt, aus der Hand des Wahnſinns empfangen habe. Dieſer Gedanke empörte mich und ich begriff nicht, wie Jemand wahnſinnig ſein könne. Eine gewiſſe Unbarmherzigkeit erfüllte mich, ich nahm mir vor, mit Einem klaren Worte die ganze unſinnige Wolke gewiß zerſtreuen zu wollen; ſtand ich aber dem Wahnſinne gegenüber, ſo mußte ich ſeine Stärke und Undurchdringlichkeit ſogleich fühlen und froh ſein, wenn ich Worte fand, welche, auf die verirrten Gedanken eingehend, dem Leidenden durch Mittheilung einige Erleichterung gewähren konnten. Denn daß er wirklich unglücklich und leidend war und alle eingebildeten Qualen wirklich fühlte, konnte ich nicht verkennen. Unter ſeinen Einbildungen war eine einzige, welche ihm ein Erſatz für den übrigen Schaden zu ſein ſchien und zugleich ſo komiſch, daß ſie mich zum Gelächter reizte. Er lebte nämlich der Ueberzeugung, daß er bei allen hohen diplomatiſchen Verheirathungen eine Art Recht der erſten Nacht genöſſe, theils um einer jeden europäiſchen Verbindung durch ſeine perſönliche Einwirkung die rechte Weihe zu geben, theils um ihn durch ſolche Annehmlichkeit einzuſchläfern und ihn abzuhalten, eine eigene hohe Heirath einzugehen, um ſeine Selbſtändigkeit zu verhindern, da, wie er behauptete, durch die feſte Verbindung des Mannes mit dem Weibe, jener erſt ſeine volle Freiheit und Bedeutung erhielte. Wenn daher in den Zeitungen eine wichtige politiſche Heirath gemeldet wurde, ſo machte er ſich für eine kurze Zeit unſichtbar und überließ ſich nachher noch lange einer geheimnißvollen ſüßen Träumerei, deren Schleier er mich nur mit verhüllten Worten durchblicken ließ. Ich mußte mir alsdann die Möglichkeit vorzuſtellen ſuchen, wie er an einem Tage an das entfernteſte Ende Europas und wieder zurückgelangen konnte.

Jedoch fiel aus dem Unſinne manch vernünftiges Geſpräch, und die Erörterungen über ſein Unglück und die dasſelbe veranlaſſenden Menſchen waren oft lehrreich. Einſt ſagte er: »Ich kann mich ganz genau des Wendepunktes entſinnen, wo mein Geſchick ſich verfinſterte. Ich war in Rom und lag auf dieſem alten Weltplatze meinen tiefen Studien ob. Nebenbei betrieb ich die

Landſchaftmalerei, theils um durch ſie nach und nach das Terrain von ganz Europa auf die genaueſte Weiſe kennen zu lernen, theils um, wie ich ſelbſt für nöthig fand, das Geheimniß meiner Perſon zu verhüllen. Die diplomatiſche Welt hatte dieſe Maske acceptirt und nahm mich unter derſelben bei ſich auf. Wenn von meinen Arbeiten geſprochen wurde, ſo war dies nur eine ſymboliſche Blumenſprache, die jeder Eingeweihte verſtand. Ich glaubte mich auf dem beſten Wege, zu meiner offenen und freien Thatkraft zu gelangen, als ich einen hochgeſtellten Mann unverſehens gegen mich einnahm: es war der . . . 'ſche Geſandte, welcher zum Zeitvertreibe Kunſtnotizen in ein auswärtiges weitverbreitetes Blatt ſchrieb und in einer ſolchen auch meiner erwähnte, deſſen geniale Aquarellen in römiſchen Kreiſen ein günſtiges Aufſehen für den »beſcheidenen« jungen Mann erregten. Er legte ein Hauptgewicht auf meine vermeintliche Beſcheidenheit, obgleich der Eſel gar nicht wiſſen konnte, ob ich beſcheiden oder nicht beſcheiden ſei. Die Beſprechung meiner Arbeiten war inſofern nicht übel, als man in Paris, London und Petersburg leidlich verſtehen konnte, was darunter gemeint ſei; die ausführliche Beſchreibung meiner Beſcheidenheit hingegen war die erſte Sonde, die man an mich legte, um zu erfahren, ob ich das volle Gefühl meiner Größe in mir trage. Ich ging richtig in die Falle und warf dem unbeſcheidenen Geſchäftsmacher ſeine Anmaßung vor, indem ich ihm erklärte, ich ſei gar nicht beſcheiden und er habe kein Recht, dies von mir zu ſagen. Von dieſem Tage an desavouirte mich die große Welt öffentlich und feſſelte mich an mein unglückſeliges Joch; denn ſie fühlte wohl, daß das Bewußtſein meiner Größe ſie bald auseinander blaſen würde. Ich rathe Ihnen wohlmeinend, junger Mann! wenn einſt ein einfältiger Gönner von Ihnen ſagen ſollte, Sie ſeien ein beſcheidener Menſch, ſo widerſprechen Sie nicht, ſonſt ſind Sie verloren!«

Ich verſchwieg Römer's Irrſinn lange gegen Jedermann und ſelbſt gegen meine Mutter, weil ich meine eigene Ehre dabei betheiligt glaubte, wenn ein ſo trefflicher Lehrer und Künſtler als toll erſchien, und weil es mir widerſtrebte, den ſchlimmen Gerüchten, die über ihn im Umlauf waren, entgegen zu kommen. Es war mir auch aufgefallen, daß Römer ganz vereinſamt lebte und trotzdem, daß er mehrere Herren aus angeſehenen Häuſern kannte, die ſich zu gleicher Zeit mit ihm in jenen großen Städten aufgehalten, doch von denſelben gemieden wurde. Daher wollte ich ſeine Lage nicht noch verſchlimmern. Doch verlockte mich einſt ein unwilliges republikaniſches Gefühl zum Plaudern. Nachdem er nämlich öfter bedeutungsvoll bald von den Bourbonen, bald von den Napoleoniden, bald von den Habsburgern geſprochen, ereignete es ſich einſt, daß die Königin-Mutter aus Neapel, eine alte Frau mit vielen Dienern und Schachteln, einige Tage ſich in unſerer Stadt aufhielt. Sogleich gerieth Römer in eine große Aufregung, lenkte auf Spaziergängen unſern Weg an dem Gaſthofe vorbei, wo ſie logirte, ging in das Haus, als ob er mit der Dame, die er als ſehr intrigant beſchäftigt und ſeinetwegen hergekommen ſchilderte, wichtige Unterredungen hätte, und ließ mich lange unten warten. Doch bemerkte ich, daß er ſich nur an dem geheimſten und zugleich zugänglichſten Ort des Hauſes aufhielt, welches ein unangenehmer Duft verrieth, den er an die friſche Luft mit ſich brachte. Dieſe Narrenspoſſen, von einem Manne mit ſo edlem und ernſtem Aeußern, empörten mich um ſo mehr, da ſie mit einer lächerlichen Liſtigkeit betrieben wurden. Ein ander Mal, nach dem Straßburger Attentat, als Frankreich die Auslieferung des Urhebers Louis Napoleon verlangte, mit Gewalt drohte und deshalb zum Schutze des Aſylrechtes oder vielmehr des Bürgerrechtes eine große Aufregung herrſchte und ſogar ſchon Truppen aufgeboten wurden, ſtellte er ſich, als ob Thiers nur nach ſeinen, des Schweizers, Vorſchriften handelte und das Ganze nur ein berechneter Zug in ſeinem großen Schachſpiele wäre. Dazumal hielt ſich der beſagte Prinz zwei Tage in der Stadt auf, um ſeine Angelegenheit auch in unſerm Canton zu empfehlen; denn er hatte ſich noch nicht entſchloſſen, freiwillig das Land zu verlaſſen. Wir trafen ihn auf der Straße als einen jungen bleichen Mann mit einer großen Naſe, der in Begleitung eines älteren Mannes ging, welcher ein rothes Bändchen im Knopfloch trug. Die Leute blickten ihm ernſthaft nach, beſonders die Frauen ſahen gar bedenklich darein, da ihre Männer und Söhne ſchon in Waffen umhergingen und bereits Stunden lang im Regen ſtanden, um zum Abmarſche Pulver und Blei, Aexte, Keſſel u. d. gl. zu faſſen. Nur Römer fühlte von Allem Nichts und grüßte im Vorübergehen den Fremdling vertraulich lächelnd wie ein ebenbürtiger Vornehmer, wobei ich zugleich bemerkte, daß er vor Aufregung zitterte, einem Napoleoniden ſo nahe zu ſein.

Wenn ich den Wahnſinn verzeihen und tragen mußte, ſo konnte ich hier die innere Urſache nicht verzeihen, welche demſelben zu Grunde zu liegen und nichts Anderes zu ſein ſchien, als jene unerträgliche Sucht eitler Menſchen, von der weſentlichen und inhaltvollen Einfachheit der Heimath abzufallen und dem lächerlichen Schatten ausländiſch-diplomatiſcher Klug- und Feinthuerei nachzutrachten. Die aufbrauſende Jugend war dazumal ſo ſchon erzürnt über einige gereiſte Gelbſchnäbel, welche ſich eine Zeit lang darin gefielen, in dem läppiſchen Style müßiger Geſandtſchaftsbedienter Berichte über unſere Heimath in fremde Blätter zu ſenden und ſich dabei das Anſehen zu geben, als ob ſie durch ihre Diplomatie dem Lande oder ihrer Partei Wunder was genützt hätten. Als Römer ſich ein Stückchen rothes Band an einem Frack befeſtigte und dieſen wie von ungefähr auf einen Stuhl legte, ſchien er mir die zuſammengezogene Erſcheinung jenes verwerflichen Unſinnes zu ſein, und ich ging mit großem Zorne weg und beklagte mich zu Hauſe über den Unglücklichen. Es waren gerade Leute da, welche mehr von ihm wußten, und ich erfuhr, daß es längſt von ihm bekannt ſei, daß er ſich bald für einen Sohn Napoleon's, bald für den Sprößling dieſer oder jener älteren Dynaſtie halte. Von ſeinen einzelnen und ausführlichen Narrheiten wußten nur wenig Leute, hingegen hielt man jene fixe Idee für eine abſichtliche Verſtellung, um mittelſt derſelben ſich ungehörige Vortheile zu verſchaffen, Andere um's Geld zu bringen und ein müßiges, abenteuerliches Leben zu führen, da er nicht gern arbeite und vom Hochmuthe beſeſſen ſei, und man ſchrieb ihm demzufolge einen gefährlichen Charakter zu. Dieſe Beurtheilung war im höchſten Grade oberflächlich und ungerecht, und ich habe mit Mühe nach und nach folgenden Sachverhalt herausbringen können.

Er war auf dem Lande geboren und als ein kleiner Junge nach der Stadt zu Haberſaat gebracht worden, da er große Neigung verrieth, etwas Anderes zu werden, als ein Ackerbauer. Es war in der Reſtaurationszeit, wo arme Bauernkinder, wenn ſie etwas lernen wollten, nur die Wahl hatten zwiſchen einem Handwerk und einem Plätzchen in einem ſtädtiſchen Gewerbe. Es war ein Glück für ſie, wenn ſie als Laufbürſchchen in Handelshäuſern, Fabriken oder Kanzleien ein Fleckchen fanden, auf dem ſie Fuß faſſen und, wenn etwas an ihnen war, ſich aufarbeiten konnten. Da Haberſaat's Anſtalt auch eine Unterkunft dieſer Art war, obgleich eine ſchlimme, ſo gerieth Römer ganz zufällig dahin, ohne viel zu wiſſen, was man aus ihm machen würde. Er war fleißig und hielt ſeine Zeit aus, nach welcher ihn ein franzöſiſcher Kunſthändler, welcher durchreiſte, um ein Werk ſchweizeriſcher Proſpecte vorzubereiten, nebſt einigen anderen jungen Leuten mit nach Paris nahm, indem der Mann dort die Haberſaat'ſche Art, welche er ſehr praktiſch fand, anwenden wollte. Römer hielt ſich tapfer; nach wenigen Jahren hatte er eine artige Summe erſpart, mit welcher er nach Rom ging, entſchloſſen, etwas Rechtes zu werden. Indem er ſich umſah, ergriff er alſobald die engliſche Art, in Aquarell zu malen, hielt ſich aber dabei gründlich an die Natur und verbeſſerte das Mittel durch einen reineren Zweck, ſo daß ſeine Arbeiten einiges Aufſehen erregten und er unter dem Zuſammenfluß von Künſtlern aller Nationen bald ſeine eigenthümliche Stellung einnahm. Indeſſen ſuchte er ſich auch ſonſt auszubilden und ſtellte ſich endlich als ein feiner und unterrichteter Mann in jeder Weiſe dar Seine geiſtreichen und zugleich eleganten Zeichnungen kamen beſonders dem Bedürfniß der vornehmen Welt entgegen; einer römiſchen Prinzeſſin gefielen ſie ſo ſehr, daß er berufen wurde, ihr in ſeiner Technik Unterricht zu geben, und täglich in den Palaſt ihres Gemahles gehen mußte. Dies verdrehte ihm den Kopf oder lenkte ihn vielmehr auf den Weg, deſſen Anfang von je in ihm war; er machte irgend eine Dummheit, auch mochte der Vorfall mit der Beſcheidenheit, den er auf ſeine Weiſe mir erzählt, dazukommen: ſein Glück verließ ihn plötzlich, er wurde vermieden und ging nach Paris zurück. Dort gelang es ihm durch den Kunſthändler, auf günſtige Weiſe bekannt zu werden; er mußte eines Tages in die Tuilerien gehen, ſeine Mappen vorlegen und ſah ſich in einen allerliebſten kleinen Salon verſetzt, in welchem die blühenden Kinder des Königs, Mädchen und Söhne, ſcherzend und lachend um ſeine Arbeiten ſich drängten und Blätter für ihre Albums auswählten. Dieſe Auszeichnung wurde in den Pariſer Journalen gemeldet und er las ſeinen Namen im Journal des Débats, aber zum erſten und letzten Male, obgleich er ſeither keinen Tag ruhig ſchlafen konnte, wenn er dies Blatt nicht geleſen.

Von nun an nahm der Irrſinn vollſtändig Platz in ihm, er behandelte ſeinen Beruf als Nebenſache und trachtete mehr danach, ſeinen eingebildeten Rechten Geltung zu verſchaffen. Zum zweiten Mal von der vornehmen Welt zurückgewieſen, mußte er in einen nachtheiligen Verkehr mit Händlern treten, um nur dann und wann ein Blatt zu verkaufen. Von wohlhabenden Landsleuten, die ſich zum Vergnügen in Paris aufhielten und den Umgang des Künſtlers geſucht hatten, lieh er Geld, wenn er in Noth war, und da er dieſes mit ernſthaften und anſtändigen Manieren that, das Geliehene aber nicht zurückgab, vielmehr von großen und wichtigen Dingen ſprach, während er doch ſonſt ein kluger und einſichtiger Mann ſchien, ſo hielt man ihn bald für einen durchtriebenen und gefährlichen Schelm, der nur darauf ausgehe, Andere auf tückiſche Weiſe um das Ihrige zu bringen. Daß er in der feſten Ueberzeugung lebte, jeden Tag ſein großes Schickſal aufgehen zu ſehen, wo er als ein König dieſer Welt alles Empfangene hundertfach vergelten könne, wurde ihm nicht angerechnet; vielmehr verzieh man ihm nicht, wenn er einmal verrückt ſei, daß er doch mit ſo viel ſchlauem Anſtand und wahrer Menſchenkenntniß ſeine wohlhabenden Bekannten wiederholt habe anführen können. Er fühlte dies recht gut mit ſeiner vernünftigeren Hälfte, welche durch die Noth immer zur Noth wach gehalten wurde; denn während unſerer ſeltſamen Geſpräche über die Erfahrungen ſagte er mir einſt: »Wenn Sie einſt in Verlegenheit gerathen und Geld leihen müſſen, ſo thun Sie dies ja nicht auf eine anſtändige und geſchickte Weiſe, wie es ernſten Leuten geziemt, wenn Sie nicht ganz ſicher ſind, es auf den beſtimmten Tag zurückzugeben, ſonſt wird man Sie für einen abgefeimten Betrüger halten! vielmehr thun Sie es ohne alle Scham und auf liederliche, närriſche Weiſe, damit die Leute ſagen können: Es iſt ein Lump, aber ein guter Teufel, man muß ihm helfen!«

Ueberhaupt erſchien er ſonſt in allen Dingen als ein gewandter und verſtändiger Mann und wußte ſeinen Irrſinn lange zu verbergen. Auch hatte er nach Art der Irren doch immer ein böſes Gewiſſen, welches ihn trachten ließ, die Leute über ihn im Unklaren zu halten, um nicht gewaltſam in ſeinen Gedankengängen geſtört zu werden, und jene Liſt, welche ſich manchmal vernünftig ſtellt, um einen freieren Spielraum zum Unſinne zu gewinnen. In einem ſolchen Gefühle war er endlich in ſeine Heimath zurückgekehrt, um ſich da auszuruhen und durch fleißige Arbeit und ein vernünftiges Leben zu Kräften und zu einem feſteren Standpunkte zu gelangen, von dem aus er ſeinen Stern erwarten könnte. Allein er fand durch die Familien von einem oder zweien jener Mutterſöhnchen, denen er mäßige Summen ſchuldete, die Stimmung ſo gegen ſich eingenommen, daß er überall abgeſtoßen und mit Verdacht umgeben ward. Er ſchrieb dies Mißgeſchick den Kabalen der europäiſchen Kabinette zu, hielt ſich ganz ſtill, um dieſe zu täuſchen und einzuſchläfern, und machte dabei die ſchönſten Zeichnungen. Dieſe ſandte er aber nicht an namhafte Plätze, weil er der Meinung war, ſeine Feinde würden den Verkauf verhindern, ſondern an entlegene Orte, von wo ſie immer unverkauft zurückkamen. Ich glaube, daß Römer während der Zeit ſeines Aufenthaltes keine anderen Mittel hatte, als das wenige Geld, was er von mir empfangen. Es ſtellte ſich erſt nachher heraus, daß er nie etwas Warmes genoſſen, ſondern ſich heimlich mit Brot und Käſe ernährte, und ſeine größte Ausgabe beſtand in der Unterhaltung ſeiner feinen Wäſche und der Handſchuhe. Zu ſeinen Kleidern wußte er ſo Sorge zu tragen, daß ſie bei ſeiner Abreiſe noch eben ſo gut ausſahen, wie bei der Ankunft, obſchon er immer dieſelben trug.

Nachdem ich vier Monate unter ſeiner Leitung zugebracht, wollte ich mich zurückziehen, indem ich die bezahlte Summe nun als ausgeglichen betrachtete. Doch er wiederholte ſeine Aeußerung, daß es hiemit nicht ſo genau zu nehmen und die Studien deshalb nicht abzubrechen wären; es ſei ihm im Gegentheil ein angenehmes Bedürfniß, unſern Verkehr fortzuſetzen. So arbeitete ich zwar nicht mehr anhaltend in ſeiner Wohnung, beſuchte ihn aber jeden Tag, empfing ſeinen Rath und richtete mich manchmal auch vorübergehend bei ihm ein. Weitere vier Monate vergingen ſo, während welcher er, durch die Noth gezwungen, aber leicht hin und beiläufig mich anfragte, ob meine Mutter ihm mit einem kleinen Darlehen auf kurze Zeit aushelfen könne? Er bezeichnete ungefähr eine gleiche Summe, wie die ſchon empfangene, und ich brachte ihm dieſelbe noch am gleichen Tage. Im Frühjahr endlich gelang es ihm, aber erſt in Folge eines mühſeligen Briefwechſels, wieder einmal eine Arbeit zu verkaufen, wodurch er zum erſten Mal ſeit langer Zeit eine Summe in die Hände bekam. Mit dieſer beſchloß er, wieder nach Paris zu gehen, da ihm hier kein Heil blühen wollte und ihn ſonſt auch der Wahn forttrieb, durch Ortsveränderung ein beſſeres Loos erzwingen zu können. Denn trotz allem ſcharfſinnigen Inſtincte, den ein Irrſinniger und Unglücklicher hat, ahnte er von ferne nicht, daß ſein wirkliches Geſchick viel ſchlimmer, als ſein eingebildetes Leiden, und daß die Welt übereingekommen war, ſeine armen ſchönen Zeichnungen und Bilder entgelten zu laſſen, was man von ſeiner vermeintlichen Schlechtigkeit hielt.

Ich fand ihn, wie er ſeine Sachen zuſammenpackte und einige Rechnungen bezahlte. Er kündigte mir ſeine Abreiſe an, die am andern Tage erfolgen ſollte, und verabſchiedete ſich zugleich freundlich von mir, noch einige geheimnißvolle Andeutungen über den Zweck der Reiſe beifügend. Als ich meiner Mutter die Nachricht mittheilte, fragte ſie ſogleich, ob er denn nichts von dem geliehenen Gelde geſagt habe?

Ich hatte bei Römer einen entſchiedenen Fortſchritt gemacht, mein ganzes Können abgerundet und meinen Blick erweitert, und es war gar nicht zu berechnen und ſchon nicht mehr zu denken, wie es ohne dies Alles mit mir hätte gehen ſollen. Deswegen hätten wir das Geld füglich als eine wohlangewandte Entſchädigung anſehen müſſen, und dies um ſo mehr, als Römer mir die letzte Zeit nach wie vor ſeinen Rath gegeben hatte. Allein wir glaubten nur einen Beweis von der Richtigkeit jener Gerüchte zu ſehen und wußten auch dazumal noch nicht, wie kümmerlich er lebte; wir dachten ihn im Beſitze guter Mittel, denn er hatte ſeine Armuth ſorgfältig verborgen. Meine Mutter beſtand darauf, daß er das Geliehene zurückgeben müſſe, und war zornig, daß Jemand von dem zum Beſten ihres Söhnleins beſtimmten kleinen Geldvorrathe ſich ohne Weiteres einen Theil aneignen wolle. Was ich gelernt, zog ſie nicht in Betracht, weil ſie es für die Schuldigkeit aller Welt hielt, mir mitzutheilen, was man irgend Gutes wußte.

Ich dagegen, theils weil ich zuletzt auch gegen Römer eingenommen war und ihn für eine Art Schwindler hielt, theils weil ich meine Mutter zur Herausgabe der Summe beredet, und endlich aus Unverſtand und Verblendung, hatte nichts einzuwenden und war vielmehr faſt ſchadenfroh, Römer etwas Feindliches anzuthun. Als daher die Mutter ein Billet an ihn ſchrieb und ich einſah, daß er, wenn er entſchloſſen war, das Geld zu behalten, die Mahnung einer in ſeinen Augen gewöhnlichen Frau nicht beachten werde, caſſirte ich das Schreiben meiner Mutter, welche ohnedies verlegen war, an einen ſo anſehnlichen und fremdartigen Mann zu ſchreiben, und entwarf ein anderes, welches, ich muß es zu meiner Schande geſtehen, höchſt zweckmäßig eingerichtet war. In höflicher und geiſtreicher Sprache berechnete ich halb ſeine fixen Ideen, halb ſeinen Stolz und ſein Ehrgefühl (dieſes dachte ich durch jene zu zwingen) und indem das beſcheidene Billet erſt zu einer Bitterkeit wurde, wenn es unberückſichtigt blieb, war es, wenn Römer alles das verlachen ſollte, ſchließlich ſo beſchaffen, daß er doch nicht lachen, ſondern ſich durchſchaut ſehen konnte. So viel brauchte es indeſſen gar nicht; denn als wir das Machwerk hinſchickten, kehrte der Bote augenblicklich mit dem Gelde zurück. Ich war etwas beſchämt; doch ſprachen wir jetzt alles Gute von ihm, er ſei doch nicht ſo übel u. ſ. f., nur weil er uns das elende Häufchen Silber herausgegeben.

Ich glaube, wenn Römer ſich eingebildet hätte, ein Nilpferd oder ein Speiſeſchrank zu ſein, ſo wäre ich nicht ſo unbarmherzig und undankbar gegen ihn geweſen; da er aber ein großer Prophet ſein wollte, ſo fühlte ſich meine eigene Eitelkeit dadurch verletzt und waffnete ſich mit den äußerlichen ſcheinbaren Gründen.

Nach einem Monate erhielt ich von Römer folgenden Brief aus Paris:

„Mein werther junger Freund!

Ich bin Ihnen eine Nachricht über mein Befinden ſchuldig, da ich gern annehme, mich Ihrer ferneren Theilnahme und Freundſchaft erfreuen zu dürfen. Bin ich Ihnen doch meine endliche Befreiung und Herrſchaft ſchuldig. Durch Ihre Vermittlung, indem Sie das Geld von mir zurückverlangten (welches ich nicht vergeſſen hatte, aber Ihnen in einem freieren Augenblicke zurückgeben wollte), bin ich endlich in den Palaſt meiner Väter eingezogen und meiner wahren Beſtimmung anheimgegeben! Aber es koſtete Mühſeligkeit. Ich gedachte jene Summe zu meinem erſten Aufenthalte hier zu verwenden; da Sie aber ſelbige zurückverlangten, ſo blieb mir nach Abzug der Reiſekoſten noch 1 Franc übrig, mit welchem ich von der Poſt ging. Es regnete ſehr ſtark und verwandte ich daher den beſagten Franc dazu, nach dem Mont piété zu fahren und dorten meinen Koffer zu verſetzen. Bald darauf ſah ich mich genöthigt, meine Sammlungen einem Trödler für ein Trinkgeld zu verkaufen und erſt jetzt, als ich endlich von aller angenommenen Künſtlermaske und allem Kunſtapparate glücklich befreit und hungernd in den Straßen umherlief, ohne Obdach, ohne Kleider, doch jubelnd über meine Freiheit, da fanden mich treue Diener meines erlauchten Hauſes und führten mich im Triumph heim! Aber noch beobachtet man mich zuweilen und ich benutze eine günſtige Gelegenheit, dies Zeichen zu ſenden. Sie ſind mir werth geworden und ich habe etwas Gutes mit Ihnen vor! Inzwiſchen nehmen Sie meinen Dank für die günſtige Wendung, die Sie herbeigeführt! Möge alles Elend der Erde in Ihr Herz fahren, jugendlicher Held! Mögen Hunger, Verdacht und Mißtrauen Sie liebkoſen und die ſchlimme Erfahrung Ihr Tiſch- und Bettgenoſſe ſein! Als aufmerkſame Pagen ſende ich Ihnen meine ewigen Verwünſchungen, mit denen ich mich bis auf Weiteres Ihnen treulichſt empfehle!

Ihr wohlgewogener Freund.

Dies nur in Eile, ich bin zu ſehr beſchäftigt!«

Erſt vor einem Jahre erfuhr ich, daß Römer in einem franzöſiſchen Irrenhauſe verſchollen ſei. Wie es dazu kam, wird in obigem Briefe ziemlich klar. Meine Mutter, welcher ich Alles verhehlte, konnte keine Schuld treffen, als diejenige aller Frauen, welche aus Sorge für ihre Angehörigen engherzig und rückſichtslos gegen alle Welt werden. Ich hingegen, der ich gerade zu dieſer Zeit mich gut und ſtrebſam glaubte, ſah nun ein, welche Teufelei ich begangen hatte. Ich log, verläumdete, betrog oder ſtahl nicht, wie ich es als Kind gethan, aber ich war undankbar, ungerecht und hartherzig unter dem Scheine des äußeren Rechtes. Ich mochte mir lange ſagen, daß jene Forderung ja nur eine einfache Bitte um das Geliehene geweſen ſei, wie ſie alle Welt verſucht, und daß weder meine Mutter, noch ich je gewaltſam darauf beſtanden hätten, ich mochte mir lange ſagen, daß Erfahrung den Meiſter mache und man auch dieſe Art Unrecht, als die gangbarſte und am leichteſten zu begehende, am beſten durch ein tüchtiges Erlebniß recht einſehen und vermeiden lerne, mochte ich mich auch überreden, daß Römer's Weſen und Schickſal mein Verhalten hervorgerufen und auch ohne dieſen Vorgang ſeine Erfüllung erreicht hätte; alles dies hinderte nicht, daß ich mir doch die bitterſten Vorwürfe machen mußte und mich ſchämte, ſo oft Römer's Geſtalt vor meinen Sinn trat. Wenn ich auch die Welt verwünſchte, welche dergleichen Handlungen als klug und recht anerkennt (denn die rechtlichſten Leute hatten uns zu der Wiedererlangung der Summe beglückwünſcht), ſo fiel doch alle Schuld wieder auf mich allein zurück, wenn ich an die Anfertigung jenes Billets dachte, welches ich ſo recht con amore und ohne die mindeſte Mühe geſchrieben und gleichſam aus dem Aermel geſchüttelt hatte. Ich war bald achtzehn Jahre alt und entdeckte jetzt erſt, wie ruhig und unbefangen ich ſeit den Knabenſünden und Kriſen gelebt, ſechs lange Jahre! Und nun plötzlich dieſe Teufelei! Wenn ich ſchließlich bedachte, wie ich jenes unverhoffte Erſcheinen Römer's als eine höhere Fügung angeſehen, ſo wußte ich nicht, ſollte ich lachen oder weinen über den Dank, den ich dafür geſpendet. Den unheimlichen Brief wagte ich nicht zu verbrennen und fürchtete mich ihn aufzubewahren; bald begrub ich ihn unter entlegenem Gerümpel, bald zog ich ihn hervor und legte ihn zu meinen liebſten Papieren, und noch jetzt, ſo oft ich ihn finde, verändere ich ſeinen Ort und bringe ihn anderswo hin, ſo daß er auf ſteter Wanderſchaft iſt.

Drittes Kapitel.

Dieſe Demüthigung traf mich um ſo ſtärker, als ich, in Anna's Träumen und Ahnungen rein und gut zu erſcheinen, den Winter über ein puritaniſches Weſen angenommen hatte und nicht nur meine äußerliche Haltung, ſondern auch meine Gedanken ſorgfältig überwachte und mich beſtrebte wie ein Glas zu ſein, das man jeden Augenblick durchſchauen dürfe. Welche Ziererei und Selbſtgefälligkeit dabei thätig war, wurde mir jetzt erſt bei dieſer gewaltſamen Störung deutlich, und meine Selbſtanklage wurde noch durch das Gefühl der Narrheit und Eitelkeit verbittert.

Anna hatte während des Winters ſtreng das Zimmer hüten gemußt und wurde im Frühling bettlägerig. Der arme Schulmeiſter kam in die Stadt, um meine Mutter abzuholen: er weinte als er in die Stube trat. Wir ſchloſſen alſo unſere Wohnung zu und fuhren mit ihm hinaus, wo meine Mutter wie ein halbes Meerwunder empfangen und geehrt wurde. Sie enthielt ſich jedoch, alle die Orte, die ihr theuer waren, aufzuſuchen und ihre gealterten Bekannten zu ſehen, ſondern eilte, ſich bei dem kranken Kinde einzurichten; erſt nach und nach benutzte ſie günſtige Augenblicke, und es dauerte Monate lang, bis ſie alle Jugendfreunde geſehen, obgleich die meiſten in der Nähe wohnten.

Ich hielt mich im Hauſe des Oheims auf und ging alle Tage an den See hinüber. Anna litt Morgens und Abends und in der Nacht am meiſten; den Tag über ſchlummerte ſie oder lag lächelnd im Bette und ich ſaß an demſelben, ohne viel zu wiſſen, was ich ſagen ſollte. Unſer Verhältniß trat äußerlich zurück vor dem ſchweren Leiden und der Trauer, welche die Zukunft nur halb verhüllte. Wenn ich manchmal ganz allein auf eine Viertelſtunde bei ihr ſaß, ſo hielt ich ihre Hand, während ſie mich bald ernſt, bald lächelnd anſah, ohne zu ſprechen, oder höchſtens, um ein Glas oder ſonſt einen Gegenſtand von mir zu verlangen. Auch ließ ſie ſich oft ihre Schächtelchen und kleinen Schätze auf das Bett bringen, kramte dieſelben aus, bis ſie müde war, wo ſie mich dann Alles wieder einpacken ließ. Dies erfüllte uns mit einem ſtillen Glücke und wenn ich dann beinahe ſtolz auf dies ſo zarte und reine Verhältniß fortging, ſo konnte ich nicht begreifen, wie und warum ich Anna in Erwartung ſchmerzenvoller Qualen zurückließ.

Der Frühling blühte nun in aller Pracht; aber das arme Kind konnte kaum und ſelten an's Fenſter gebracht werden. Wir füllten daher die Wohnſtube, in welcher ihr weißes Bett ſtand, mit Blumenſtöcken und bauten vor dem Fenſter ein breites Gerüſte, um auf demſelben durch größere Töpfe möglichſt einen Garten einzurichten. Wenn Anna an ſonnigen Nachmittagen eine gute Stunde hatte und wir der warmen Maiſonne das Fenſter öffneten, der ſilberne See durch die Roſen und Oleanderblüthen herein glänzte und Anna in ihrem weißen Krankenkleide dalag, ſo ſchien hier ein ſanfter trauernder Kultus des Todes begangen zu werden.

Manchmal aber wurde Anna in ſolchen Stunden ganz munter und verhältnißmäßig redſelig; wir ſetzten uns dann um ihr Bett herum und führten ein gemächliches Geſpräch über Perſonen und Begebenheiten, bald heiterer Natur, und bald ernſter, ſo daß Anna Bericht erhielt von dem, was unſere kleine Welt bewegte. Eines Tages, als meine Mutter in das Dorf gegangen war, fiel das Geſpräch auf mich ſelbſt, und der Schulmeiſter wie ſeine Tochter ſchienen es auf dieſem Gegenſtande ſo wohlwollend feſthalten zu wollen, daß ich mich äußerſt geſchmeichelt fühlte, und aus behaglicher Dankbarkeit die größte Aufrichtigkeit entgegen brachte. Ich benutzte den Anlaß, mein Verhältniß zu dem unglücklichen Römer zu erzählen, über welches ich ſeit jenem Briefe mit Niemanden geſprochen, und ich brach in die heftigſten Klagen über den Vorfall und mein Verhalten aus. Der Schulmeiſter verſtand mich aber nicht recht; denn er wollte mich beruhigen und die Sache als nicht halb ſo ſchlimm dar=

ſtellen, und was darin noch gefehlt war, ſollte mich aufmerkſam machen, daß wir eben allzumal Sünder und der Barmherzigkeit des Erlöſers bedürftig ſeien. Das Wort Sünder war mir aber ein für alle Mal verhaßt und lächerlich und ebenſo die Barmherzigkeit; vielmehr wollte ich ganz unbarmherzig die Sache mit mir ſelbſt ausfechten und mich verurtheilen auf gut weltlich gerichtliche Art und durchaus nicht auf geiſtliche Weiſe. Plötzlich aber bekam Anna, welche ſich bisher ſtill verhalten, aufgeregt durch meine Erzählung und durch mein Gebaren, einen heftigen Anfall ihrer Krämpfe und Leiden, daß ich das arme zarte Weſen zum erſten Mal ſeiner ganzen hülfloſen Qual verfallen ſah. Große Thränen, durch Noth und Angſt erpreßt, rollten über ihre weißen Wangen, ohne daß ſie dieſelben aufhalten konnte. Sie war ganz durch die Bewegungen ihrer Leiden beſchäftigt, ſo daß bald alle Rückſicht und Haltung verſchwinden mußten, und nur dann und wann richtete ſie einen kurzen irrenden Blick auf mich, wie aus einer fremden Welt des Schmerzes heraus; zugleich ſchien ſie dann eine zarte Scham zu ängſtigen, ſo maßlos vor mir leiden zu müſſen; und ich muß bekennen, daß meine Verlegenheit, ſo geſund und ungeſchlacht vor dem Heiligthume dieſer Leidensſtätte zu ſtehen, faſt ſo groß war, als mein Mitleiden. Ueberzeugt, daß ich ihr dadurch wenigſtens einige Befreiung verſchaffe, ließ ich ſie in den Armen ihres Vaters und eilte beſtürzt und beſchämt davon, meine Mutter herbeizuholen.

Nachdem dieſe mit einer Nichte ſich fortbegeben, um das kranke Kind zu pflegen, blieb ich den Reſt des Tages im oheimlichen Hauſe, mir Vorwürfe machend über mein plumpes Ungeſchick. Nicht nur mein Unrecht gegen Römer, ſondern ſogar das Bekenntniß deſſelben und ſeine heutigen Folgen warfen einen gehäſſigen Schein auf mich, und ich fühlte mich gebannt in einer jener dunklen Stimmungen, wo Einem der Zweifel aufſteigt, ob man wirklich ein guter, zum Glück beſtimmter Menſch ſei? wo es ſcheint, als ob nicht ſowohl eine Schlechtigkeit des Herzens und des Charakters, als eine gewiſſe Schlechtigkeit des Kopfes, des Geſchickes Einem anhafte, welche noch unglücklicher macht, als die entſchiedene Teufelei. Ich konnte nicht einſchlafen vor dem Bedürfniſſe, mich zu äußern, da das immerwährende Verſchweigen, wie die mißlungene Aufrichtigkeit den Anſtrich des Unheimlichen noch vermehrt. Ich ſtand nach Mitternacht auf, kleidete mich an und ſchlich mich aus dem Hauſe, um Judith aufzuſuchen. Ungeſehen kam ich durch Gärten und Hecken, fand aber Alles dunkel und verſchloſſen bei ihr. Ich ſtand einige Zeit unſchlüſſig vor dem Hauſe; doch kletterte ich zuletzt am Spalier empor und klopfte zaghaft an das Fenſter; denn ich fürchtete mich, das gereifte und kluge Weib aus dem geheimnißvollen Schleier der Nacht aufzuſchrecken, ich beſorgte zu meiner Beſchämung erfahren zu müſſen, daß ein ſolches Weib zuletzt doch manchmal zu thun für gut finden könne, was nicht jeder Junge zu wiſſen brauche. Aber ſie war ganz allein, hörte und erkannte mich ſogleich, ſtand auf, zog ſich leicht an und ließ mich zum Fenſter hinein. Dann machte ſie Licht, Helle zu verbreiten, weil ſie glaubte, ich ſei in der Abſicht gekommen, irgend einige Liebkoſungen zu wagen. Aber ſie war ſehr verwundert, als ich anfing, meine Geſchichten zu erzählen, erſt die gewaltſame Störung, welche ich heute in die ſtille Krankenſtube getragen, und dann die unglückliche Geſchichte mit Römer, deren ganzen Verlauf ich ſchilderte. Nachdem ich meinen kunſtreichen Mahnbrief und den darauf erhaltenen Pariſerbrief beſchrieben, aus deſſen Inhalt wir wohl Römer's Schickſal ahnen konnten, nur daß wir ſtatt des Irrenhauſes gar ein Gefängniß vermutheten, rief Judith: »Das iſt ja ganz abſcheulich! Schämſt Du Dich denn nicht, Du Knirps?« Und indem ſie zornig auf und niederging, malte ſie recht genau aus, wie Römer ſich vielleicht erholt hätte, wenn man ihm nicht die Mittel zu ſeinem erſten Aufenthalte in Paris entzogen, wie ihn der Erhaltungstrieb vielleicht, ja ſicher eine Zeitlang hätte klug ſein laſſen und hieraus unberechenbar eine beſſere Wendung auf dieſe oder jene Weiſe möglich geweſen. »O hätte ich den armen Mann pflegen können,« rief ſie aus, »gewiß hätte ich ihn kurirt! Ich hätte ihn ausgelacht und ihm geſchmeichelt, bis er klug geworden wäre!« Dann ſtand ſie ſtill, ſah mich an und ſagte: »Weißt Du wohl, Heinrich, daß Du allbereits ein Menſchenleben auf Deiner grünen Seele haſt?« Dieſen Gedanken hatte ich mir noch nicht einmal klar gemacht, und ich ſagte betroffen: »Ho, ſo arg iſt es wohl nicht! Im ſchlimmſten Falle wäre es ein unglücklicher Zufall, den ich nicht herbeizuführen je wähnen konnte!« — »Ja,« erwiderte ſie ſachte, »wenn Du eine einfache, ſogar grobe Forderung geſtellt hätteſt! Durch Deinen ſauberen Höllenzwang aber haſt Du ihm förmlich den Dolch auf die Bruſt geſetzt, wie es auch ganz einer Zeit gemäß iſt, wo man ſich mit Worten und Brieflein todt ſticht! Ach, der arme Kerl! er war ſo fleißig und gab ſich Mühe, aus der Patſche zu kommen, und als er endlich ein Röllchen Geld erwarb, nimmt man es ihm weg! Es iſt ſo natürlich, den Lohn der Arbeit zu ſeiner Ernährung zu verwenden; aber da heißt es: gieb erſt zurück, wenn Du geborgt haſt, und dann verhungere!«

Wir ſaßen Beide eine Weile düſter und nachdenklich da; dann ſagte ich: »Das hilft nichts, geſchehene Dinge ſind einmal nicht zu åndern. Die Geſchichte ſoll mir zur Warnung dienen; aber ich kann ſie nicht ewig mit mir herumſchleppen, und da ich mein Unrecht einſehe und bereue, ſo mußt Du es mir endlich verzeihen und mir die Gewißheit geben, daß ich deswegen nicht haſſenswerth und garſtig ausſehe!«

Ich merkte nåmlich erſt jetzt, daß ich darum hergekommen und allerdings bedůrftig war, durch Mittheilung und durch die Vermittlung eines fremden Mundes die Vertilgung eines drůckenden Gefůhles oder Verzeihung zu erlangen, wenn ich mich auch gegen des Schulmeiſters chriſtliche Vermittlung ſtråubte. Aber Judith antwortete: »Daraus wird Nichts! Die Vorwůrfe Deines Gewiſſens ſind ein ganz geſundes Brot fůr Dich, und daran ſollſt Du Dein Leben lang kauen, ohne daß ich Dir die Butter der Verzeihung darauf ſtreiche! Dies kônnte ich nicht einmal; denn was nicht zu åndern iſt, iſt eben deswegen auch nicht zu vergeſſen, důnkt mich, ich habe dies genugſam erfahren! Uebrigens fůhle ich leider nicht, daß Du mir irgend widerwärtig geworden wäreſt; wozu wäre man da, wenn man nicht die Menſchen, wie ſie ſind, lieb haben müßte?« Und ſie drückte, da ſie auf dem Rande des Bettes und ich auf einer altmodiſch bemalten Kiſte zu ihren Füßen ſaß, meinen Kopf auf ihren Schoß und verband ihre Hände liebevoll unter meinem Kinn.

Dieſe ſeltſame Aeußerung in Judith's Munde machte mich tief betroffen und verurſachte mir ein langes Nachſinnen; je länger ich ſann, deſto gewiſſer wurde es mir, daß Judith das Rechte getroffen, und ich gelangte zu einem Schluß, welcher, indem er zugleich zu einem Entſchluß wurde, nämlich das Bewußtſein des begangenen Unrechtes nie mehr vergeſſen und immer in ſeiner ganzen Friſche tragen zu wollen, mir die einzig mögliche Ausgleichung zu ſein ſchien. Nur Einer kann und ſoll verzeihen und vergeſſen, der von Unrecht Betroffene ſelbſt, der Thäter und alle Anderen können es niemals, ſo lange eine innere oder äußere Spur übrig bleibt. Dies kann man am deutlichſten an den großen Beiſpielen der Geſchichte ſehen. Die Tauſende, welche Philipp der Zweite verbrennen ließ, haben ihm gewiß längſt verziehen und betrachten ihn wie einen anderen Mann, der gefehlt hat, während die Millionen Proteſtanten, welche leben, ihm immer noch nicht verzeihen können, weil die Wirkungen ſeiner That noch täglich vor unſer Aller Augen ſind, und, ihn ſelbſt betreffend, iſt es gar nicht denkbar, daß er ſein weltgeſchichtliches Unrecht habe vergeſſen können; denn wenn er auch mit ſeinem Tode als König abgeſetzt und in den Wirbel der anderen Weſen geriſſen wurde, ſo hörte er darum nicht auf, Philipp der Zweite zu ſein, vielmehr, wenn er es je geweſen iſt, wird er es ewig bleiben. Dadurch aber, daß nur die vom Unrecht Betroffenen unmittelbar verzeihen, was man ſo verzeihen nennt, bleibt zuletzt doch kein Haß übrig, als derjenige gegen das Böſe, das man in ſich ſelber hat; denn das Nichtverzeihen der Uebrigen iſt wieder etwas Anderes.

Es iſt merkwürdig, daß die Menſchen immer nur große Dummheiten, die ſie begangen, glauben nicht vergeſſen zu können, ſich bei deren Erin=

nerung vor den Kopf ſchlagen und kein Hehl daraus machen, zum Zeichen, daß ſie nun klüger geworden; begangenes Unrecht aber machen ſie ſich weiß, allmälig vergeſſen zu können, während es in der That nicht ſo iſt, ſchon deswegen, weil das Unrecht mit der Dummheit nahe verwandt und ähnlicher Natur iſt. Ja, dachte ich, ſo unverzeihlich mir meine Dummheiten ſind, wird es auch mein Unrecht ſein! Was ich an Römer gethan, werde ich von nun an nie mehr vergeſſen und, wenn ich unſterblich bin, in die Unſterblichkeit hinübernehmen, denn es gehört zu meiner Perſon, zu meiner Geſchichte, zu meinem Weſen, ſonſt wäre es nicht paſſirt! Meine einzige Sorge wird ſein, zu trachten, daß ich noch ſo viel Rechtes thue, daß mein Daſein erträglich bleibt!

Ich ſprang auf und verkündete der Judith dieſe Ausführung und Anwendung ihrer einfachen Worte; denn es dünkte mir ein wichtiges Ereigniß, ſo für immer auf das Vergeſſen einer Uebelthat zu verzichten. Judith zog mich nieder und ſagte mir in's Ohr: »Ja, ſo wird es ſein; Du biſt jetzt erwachſen und haſt in dieſem Handel ſchon Deine moraliſche Jungfernſchaft verloren! Nun kannſt Du Dich in Acht nehmen, Bürſchchen, daß es nicht ſo fort geht!« Der drollige Ausdruck, den ſie gebrauchte, ſtellte mir die Sache noch in ein neues und lächerlich deutliches Licht, daß ich einen großen Aerger empfand und mich einen ausgeſuchten Eſel, Laffen und aufgebläheten Popanz ſchalt, der ſich ſo blindlings habe übertölpeln laſſen. Judith lachte und rief: »Denke daran, wenn man am geſcheidteſten zu ſein glaubt, ſo kommt man am eheſten als ein Eſel zum Vorſchein!« — »Du brauchſt nicht zu lachen!« erwiederte ich ärgerlich, »ich habe Dir ſo eben, als ich kam, auch einen Tort angethan; ich habe gefürchtet, daß Du vielleicht einen fremden Mann bei Dir haben könnteſt!«

Sie gab mir ſogleich eine Ohrfeige, doch wie es mir ſchien, mehr aus Vergnügen, als aus Zorn und ſagte: »Du biſt ein recht unverſchämter Geſell und glaubſt wohl, Du brauchſt Deine ſchändlichen Gedanken nur einzugeſtehen, um von mir abſolvirt zu ſein! Freilich ſind es nur die beſchränkten und vernagelten Leute, welche nie etwas eingeſtehen wollen; aber die Uebrigen machen deswegen damit auch nicht Alles gut! Zur Strafe gehſt Du mir jetzt gleich zum Tempel hinaus und machſt, daß Du nach Hauſe kommſt! Morgen des Nachts darfſt Du Dich wieder zeigen!« Sie trieb mich unerbittlich aus dem Hauſe; denn ſie hatte jetzt genugſam gemerkt, daß es mich ſtark zu ihr hin zog und daß ich eiferſüchtig auf ſie war.

Ich begab mich nun, ſo oft es anging, des Nachts zu ihr; ſie brachte den Tag meiſtens allein und einſam zu, während ich entweder weite Streifzüge unternahm, um zu zeichnen, oder in des Schulmeiſters Haus, als in einer Schule des Leidens, mich ſtill und gemeſſen halten mußte. So hatten wir in dieſen Nächten vollauf zu plaudern und ſaßen oft ſtundenlang am offenen Fenſter, wo der Glanz des nächtlichen Himmels über der ſommerlichen Welt lag, oder wir machten daſſelbe zu, ſchloſſen die Laden und ſetzten uns an den Tiſch und laſen zuſammen. Ich hatte ihr im Herbſt auf ihr Verlangen nach einem Buche eine deutſche Ueberſetzung des raſenden

Roland zurückgelaſſen, welchen ich ſelbſt noch nicht näher kannte; Judith hatte aber den Winter über oft darin geleſen und pries mir jetzt das Buch als das allerſchönſte in der Welt an. Judith zweifelte nicht mehr an Anna's baldigem Tod und ſagte mir dies unverholen, obgleich ich es nicht zugeben wollte; durch dieſen Gegenſtand und meine Berichte von jenem Krankenlager wurden wir trübſelig und düſter, jedes auf ſeine Weiſe, und wenn wir nun im Arioſt laſen, ſo vergaßen wir alle Trübſal und tauchten uns in eine friſche glänzende Welt. Judith hatte das Buch erſt ganz volksthümlich als etwas Gedrucktes genommen, wie es war, ohne über ſeinen Urſprung und ſeine Bedeutung zu grübeln: als wir aber jetzt zuſammen darin laſen, verlangte ſie Manches zu wiſſen, und ich mußte ihr, ſo gut ich konnte, einen Begriff geben von der Entſtehungsweiſe und der Geltung eines ſolchen Werkes, von dem Wollen und den bewußten Abſichten des Dichters, und ich erzählte, ſo viel ich wußte, von Arioſt. Nun würde ſie erſt recht fröhlich, nannte ihn einen klugen und weiſen Mann und las die Geſänge mit verdoppelter Luſt, da ſie wußte, daß dieſen ſo heiteren und ſo tiefſinnigen Wechſelgeſchichten eine helle und tiefgefühlte Abſicht zu Grunde lag, ein Wollen, Schaffen und Geſtalten, eine Einſicht und ein Wiſſen, das ihr in ſeiner Neuheit wie ein Stern aus dunkler Nacht erglänzte. Wenn die in Schönheit leuchtenden Geſchöpfe raſtlos an uns vorüberzogen, von Täuſchung zu Täuſchung und leidenſchaftlich ſich jagend und haſchend, immer Eins dem Anderen entſchwand und ein Drittes hervortrat, oder wenn ſie in kurzen Augenblicken beſtraft und trauernd ruheten von ihrer Leidenſchaft, oder vielmehr ſich tiefer in dieſelbe hinein zu ruhen ſchienen an klaren Gewäſſern, unter wundervollen Bäumen, ſo rief Judith: »O kluger Mann! Ja, ſo geht es zu, ſo ſind die Menſchen und ihr Leben, ſo ſind wir ſelbſt, wir Narren!«

Noch mehr glaubte ich ſelbſt der Gegenſtand eines poetiſchen Scherzes zu ſein, wenn ich mich neben einem Weibe ſah, welches ganz wie jene Fabelweſen auf der Stufe der voll entfalteten Kraft und Schönheit ſtill zu ſtehen und dazu an=

gethan ſchien, unabläſſig die Leidenſchaft fahrender Helden zu erregen. An ihrer ganzen Geſtalt hatte jeder Zug ein ſiegreiches feſtes Gepräge, und die Faltenlagen ihrer einfachen Kleider waren immer ſo ſchmuck und ſtattlich, daß man durch ſie hindurch in der Aufregung wohl goldene Spangen oder gar ſchimmernde Waffenſtücke zu ahnen glaubte. Entblößte jedoch das üppige Gedicht ſeine Frauen von Schmuck und Kleidung und brachte ihre bloßgegebene Schönheit in offene Bedrängniß oder in eine muthwillig verführeriſche Lage, während ich mich nur durch einen dünnen Faden von der blühendſten Wirklichkeit geſchieden ſah, ſo war es mir vollends, als wäre ich ein thörichter Fabelheld und das Spielzeug eines ausgelaſſenen Dichters; nicht nur das platoniſche Pflicht= und Treuegefühl gegen das von chriſtlichen Gebeten umgebene Leidensbett eines zarten Weſens, ſondern auch die Furcht, ſchlechtweg durch Anna's krankhafte Träume verrathen zu werden, legten ein Band um die verlangenden Sinne, während Judith aus Rückſicht für Anna und mich und aus dem Bedürfniſſe ſich beherrſchte, in dem zierlich platoniſchen Weſen der Jugend noch etwas mit zu leben. Unſere Hände bewegten ſich manchmal unwillkürlich nach den Schultern oder den Hüften des Anderen, um ſich darum zu legen, tappten aber auf halbem Wege in der Luft und endigten mit einem zaghaften abgebrochenen Wangenſtreicheln, ſo daß wir närriſcher Weiſe zwei jungen Katzen glichen, welche mit den Pfötchen nach einander auslangen, elektriſch zitternd und unſchlüſſig, ob ſie ſpielen oder ſich zerzauſen ſollen.

In ſolchen Augenblicken rafften wir uns auf; Judith zog ihre Schuhe an und begleitete mich in die Sommernacht hinaus; es reizte uns, ungeſehen in's Freie zu gelangen und auf nächtliche Abenteuer durch den Wald und über die Höhen zu gehen. Solche romantiſche Gewohnheiten vergnügten meine Begleiterin um ſo mehr, als ſie ihr neu waren und ſie noch nie ohne einen beſtimmten und außerordentlichen Zweck nächtlicher Weiſe aus dem Dorfe gegangen war. Sie freuete ſich aber dieſer Freiheit um ihrer ſelbſt willen und nicht aus Naturſchwärmerei, weil ſie einmal ein abgeſondertes und eigenes Leben führte, obgleich urſprünglich Niemand beſſer als ſie zu einem friſchen Zuſammenleben geſchaffen war. Sie ſtellte daher keine gefühlvollen Betrachtungen über den Mondſchein an, ſondern ſie rauſchte muthwillig und raſch durch die Gebüſche, oder knickte halb unmuthig manchen grünen Zweig, mit dem ſie mir in's Geſicht, ſchlug, als ob ſie damit Alles wegzaubern wollte, was zwiſchen mir und ihr lag, die Jahre, die fremde Liebe und den ungleichen Stand. Sie wurde dann ganz anders, als ſie erſt in der Stube geweſen, und förmlich boshaft, ſpielte mir tauſend Schabernack, verlor ſich im dunkeln Dickicht, daß ich ſie plötzlich zu faſſen bekam, oder hob beim Springen über einen Graben das Kleid ſo hoch, daß ich in Verwirrung gerieth. Einmal erzählte ich ihr das Abenteuer, das ich als kleiner Junge mit jener Schauſpielerin gehabt, und vertraute ihr ganz offen, welchen Eindruck mir der erſte Anblick einer bloßen Frauenbruſt gemacht, ſo daß ich dieſelbe noch immer in dem weißen Mondlicht vor mir ſehe und dabei der längſt entſchwundenen Frau faſt ſehnſüchtig gedenke, während ihre Geſichtszüge und ihr Name ſchon lange bis auf die letzte Spur in meinem Gedächtniß verwiſcht. Wir gingen gerade dem Waldbache entlang, über welchem der Mond ein geheimnißvolles Netz von Dunkel und Licht zittern ließ; Judith verſchwand plötzlich von meiner Seite und huſchte durch die Büſche, während ich verblüfft vorwärts ging. Dies dauerte wohl fünf Minuten, während welcher ich keinen Laut vernahm außer dem leiſen Wehen der Bäume und dem Rieſeln der Wellen. Es wurde mir zu Muthe, wie wenn Judith ſich aufgelöſt hätte und ſtill in die Natur verſchwunden wäre, in welcher mich ihre Elemente geiſterhaft neckend umrauſchten. So gelangte ich unverſehens in die Gegend der Heidenſtube und ſah nun die graue Felswand im hellen Vollmond, der über den Bäumen ſtand, in den Himmel ragen; das Waſſer und die Steine zu meinen Füßen waren ebenfalls beſchienen. Auf den Steinen lagen Kleider, zu oberſt ein weißes Hemd, welches, als ich es aufhob, noch ganz warm war, wie eine ſo eben entſeelte irdiſche Hülle. Ich vernahm aber keinen Laut, noch ſah ich etwas von Judith, es wurde mir wirklich unheimlich zu Muthe, da die Stille der Nacht von einer dämoniſchen Abſicht ganz getränkt erſchien. Ich wollte eben Judith beim Namen rufen, als ich ſeltſame, halb ſeufzende, halb ſingende Töne vernahm, aus denen zuletzt ein deutliches altes Lied wurde, das ich ſchon hundertmal gehört und jetzt doch einen zauberhaften Eindruck auf mich machte. Sein Inhalt war die Tiefe des Waſſers, etwas von Liebe und ſonſt nichts weiter; aber zuletzt war es von einem faſt ſichtbaren verführeriſchen Lächeln durchdrungen und von einem ſilbernen Geräuſch begleitet, wie wenn Jemand im Waſſer plätſchert und ſich daſſelbe in ſanften Wellen gegen die Lenden ſchlägt. Wie ich ſo hinhorchte, entdeckte ich endlich mir gegenüber eine undeutliche weiße Geſtalt, welche ſich im Schatten hinter dem Felſen bewegte, ſich an überhängende Zweige hing und den Körper im Waſſer treiben ließ oder plötzlich ſich hoch aufrichtete und eine Weile geſpenſtiſch unbeweglich hielt. Es führte ein untiefer Damm des Geſchiebes zu jener Stelle und zwar in einem ziemlich weiten Bogen, und als ich einen Augenblick mich vergeſſen hatte, ſah ich unverſehens die nackte Judith ſchon auf der Mitte dieſes Weges angelangt und auf mich zukommen. Sie war bis unter die Bruſt im Waſſer; ſie näherte ſich im Bogen und ich drehete mich magnetiſch nach ihren Bewegungen. Jetzt trat ſie aus dem ſchief über das Flüßchen fallenden Schlagſchatten und erſchien plötzlich im Mondlichte; zugleich erreichte ſie bald das Ufer und ſtieg immer höher aus dem Waſſer und dieſes rauſchte jetzt glänzend von ihren Hüften und Knieen zurück. Jetzt ſetzte ſie den triefenden weißen Fuß auf die trockenen Steine, ſah mich an und ich ſie; ſie war nur noch drei Schritte von mir und ſtand einen Augenblick ſtill; ich ſah jedes Glied in dem hellen Lichte deutlich, aber wie fabelhaft vergrößert und verſchönt, gleich einem über lebensgroßen alten Marmorbilde. Auf den Schultern, auf den Brüſten und auf den Hüften ſchimmerte das Waſſer, aber noch mehr leuchteten ihre Augen, die ſie ſchweigend auf mich gerichtet hielt. Jetzt hob ſie die Arme und bewegte ſich gegen mich; aber ich, von einem heißkalten Schauer und Reſpect durchrieſelt, ging mit jedem Schritt, den ſie vorwärts that, wie ein Krebs einen Schritt rückwärts, aber ſie nicht aus den Augen verlierend. So trat ich unter die Bäume zurück, bis ich mich in den Brombeerſtauden fing und wieder ſtill ſtand. Ich war nun verborgen und im Dunkeln, während ſie im Lichte mir vorſchwebte und ſchimmerte; ich drückte meinen Kopf an einen kühlen Stamm und beſah unverwandt die Erſcheinung. Jetzt ward es ihr ſelbſt unheimlich; ſie ſtand dicht bei ihrem Gewande und begann wie der Blitz ſich anzuziehen. Ich ſah aber, daß ſie erſt jetzt in Verlegenheit gerieth, und trat unwillkürlich, meine eigene Verwirrung vergeſſend, hervor, half ihr zitternd den Rock über der Bruſt zuheften und reichte ihr das große weiße Halstuch. Hierauf umſchlang ich ihren Hals und küßte ſie auf den Mund, gewiſſermaßen um keinen müſſigen Augenblick aufkommen zu laſſen; ſie fühlte dies wohl; denn ſie war nun über und über roth bis in die noch feuchte Bruſt hinein; ſie ſteckte haſtig ihre feinen Strümpfe in die Taſche und ſchlüpfte mit bloßen Füßen in die Schuhe, worauf ſie mich noch einmal umſchloß und heftig küßte, dann quer durch die Bäume die Halde hinan eilte und verſchwand, indeſſen ich das Waſſer entlang nach Hauſe ging. Ich fühlte ſonderbarer Weiſe die Schuld dieſes Abenteuers allein auf mir ruhen, obgleich ich mich leidend dabei verhalten, während ich ſchon empfand, wie unauslöſchlich der nächtliche Spuk, die glänzende Geſtalt für immer meinen Sinnen eingeprägt ſei und wie ein weißes Feuer in meinem Gehirne und in meinem Blute umging.

Zu dieſen ſo ganz entgegengeſetzten Aufregungen der Tage und der Nächte kamen dieſen Sommer noch verſchiedene Auftritte im ländlichen Familienleben, welche bei aller Einfachheit doch den gewaltigen Wechſel des Lebens und ſein unaufhaltſames Vorübergehen in's Licht ſtellten. Der Haushalt des jungen Müllers ließ ſeine Heirath nicht länger aufſchieben, und es wurde alſo e[illegible] dreitägige Hochzeit gefeiert, bei welcher die ſpärlichen Ueberreſte ſtädtiſchen Gebrauches, ſo die Braut aus ihrem Hauſe mitbrachte, gar jämmerlich dem ländlichen Pomp unterliegen mußten

Die Geigen ſchwiegen nicht während der drei Tage; ich ging jeden Abend hin und fand Judith feſtlich geſchmückt unter dem Gedränge der Gäſte; ein und das andere Mal tanzte ich beſcheiden und wie ein Fremder mit ihr, und auch ſie hielt ſich zurück, obgleich wir während der geräuſchvollen Nächte Gelegenheit genug hatten, uns unbemerkt nahe zu ſein. Aber erſt dadurch empfand ich recht, welch ein zwingender Reiz in einem ſolchen Doppelleben und welch ein Zauber in dem Geheimniß liegt; ich war innerlich wie berauſcht, und die ſchöne Judith ſah es wohl und bewegte ſich um ſo ruhiger und mit allen Leuten lachend, plaudernd herum, wobei es mir doch wohlgefiel, daß ſie im Geheimen doch auch ernſter und leidenſchaftlich bewegt ſchien. Alles war mir wie ein Mährchen; die Geigen und die Gläſer klangen, die Leute ſangen und tanzten, überall faßte man ſich bei den Händen und lachte ſich an, und wenn mich ſo eben ein luſtiges Mädchen ge[illegible]t und angeredet, und ich ſchweigend etwa das goldene Herzchen, das ihr vor der klopfenden Bruſt tanzte, in die Hand genommen und von allen

Seiten beſchaut, bis ſie mir auf die Finger-ſchlug, ſo ging ich um ſo nachdenklicher weiter. Dann kam die glückliche Braut, welche der Reihe nach mit aller Welt einer geheim vertraulichen Unterhaltung pflag, zog auch mich bei Seite, fragte, warum ich nicht luſtiger ſei und verſicherte mir angelegentlich, daß ich ein guter Junge und ihr ſehr lieb ſei. Ich ward gerührt und betroffen und mußte mich von ihr wenden, da mir die Thränen nahe waren, ohne daß ich eigentlich wußte, warum, und ſie noch weniger. Noch tiefer fühlte ich mich betroffen, als ich an einem der Tage meine Mutter, welche auf ein halbes Stündchen erſchienen war, fortbegleitete und plötzlich aus dem Lärm und Gedränge der Hochzeit heraus mich auf die ſtillen grünen Sommerpfade verſetzt ſah. Meine Mutter war ſo ruhig, zufrieden und geſprächig im Gefühle der erfüllten Pflicht und eines immer gleichen anſpruchloſen Lebens, daß mein leidenſ[illegible]ftlich bewegtes Treiben im grellſten Lichte dagegen abſtach, und ich, obgleich ich nun ſchon ein anderes Sittengeſetz zu kennen glaubte, als das überkommene, mir den Gedanken nicht verwehren konnte, daß ich ſie mit dem hintergehe, wovon ſie keine Ahnung hatte.

Kaum war die Hochzeit vorüber, ſo erkrankte die Muhme, welche noch nicht funfzig Jahre alt war, und ſtarb in Zeit von drei Wochen. Sie war eine ſtarke und geſunde Frau, daher ihre Todeskrankheit um ſo gewaltſamer, und ſie ſtarb ſehr ungern. Sie litt heftig und unruhig und ergab ſich erſt in den letzten zwei Tagen, und an dem Schrecken, der ſich im Hauſe verbreitete, konnte man erſt ſehen, was ſie Allen geweſen. Aber wie nach dem Hinſinken eines guten Soldaten auf dem Felde der Ehre die Lücke ſchnell wieder ausgefüllt wird und der Kampf rüſtig fortgeht, ſo erwies ſich die Art des Lebens und des Todes dieſer tapfern Frau auch auf das Schönſte dadurch, daß die Reihen ohne Lamentiren raſch ſich ſchloſſen, die Kinder theilten ſich in Arbeit und Sorge und verſparten den beſchaulichen Schmerz bis auf die Tage, wo geruht und wo ihnen der Verluſt ihrer Mutter erſt ein ſchweres Wahrzeichen des Lebens werden wird. Nur der Oheim äußerte erſt einige tiefere Klagen, faßte dieſe aber bald in das Wort »meine ſelige Frau« zuſammen, das er nun bei jeder Gelegenheit anbrachte. An dem Leichenbegängniſſe ſah ich Judith unter den fremden Frauen. Sie trug ein ſtädtiſches ſchwarzes Kleid bis unter das Kinn zugeknöpft, ſah demüthig auf den Boden und ging doch hoch und ſtolz einher.

Wenige Wochen ſpäter erſchien der junge philoſophiſche Schullehrer im Hauſe und bewarb ſich unverſehens um die jüngſte Tochter. Die Jungen wußten zwar ſchon längſt, daß die Beiden ſich leidenſchaftlich verbunden; allein dem Vater kam es ganz unerwartet und man ſah nun an ſeinem Erſtaunen und an ſeinem Unwillen, den er wenig verhehlte, welch ein unwillkommener Gaſt er bei allem Scherz für eine engere Verbindung war. Der Oheim wies ihn ab oder wenigſtens auf die Zukunft, wegen des kürzlichen Todes ſeiner Frau und weil er auch deswegen jetzt keine Tochter mehr entbehren könne, am wenigſten die jüngſte. Doch der Philoſoph gab ſich nicht zufrieden, ſondern wandte ein, daß er, zum Oberlehrer vorgerückt, nun einen eigenen Haushalt zu führen und eine Frau zu haben wünſche, überhaupt er kein Hinderniß ſehe, zu heirathen, da er und das Mädchen einverſtanden ſeien. Hierauf ſetzte er eine lange Denkſchrift auf, in welcher er durch philoſophiſche und rechtliche Gründe ſeine Sache vertheidigte, mit großer Logik vom naturrechtlichen Standpunkt aus in die verwickelteren Verhältniſſe unſeres Land- und Familienrechtes überging und alle Conſequenzen in Ausſicht ſtellte, welche er zu benutzen oder hervorzurufen wiſſen werde. Alles war in den kunſtreichſten und ernſthafteſten Phraſen abgefaßt, und er erſchien mit der Schrift und las dieſelbe nach verlangter Erlaubniß mit ſeinem Silberſtimmchen vor. Der Vater und die Söhne, welche letztere durch ſein rückſichtsloſes Benehmen nun auch gegen ihn eingenommen waren, glaubten nun ihre Sache gewonnen und entſchieden, da ſie, beſonders wenn ſie das immer noch zierliche Miniaturgeſichtchen des Philoſophen anſahen, einer ſo ſpaßhaften Wendung unmöglich eine ernſte Folge zuſchreiben mochten. Aber ſie täuſchten ſich ſehr. Sie warfen ihn zwar aus dem Hauſe, wobei ſie auf das Schweſterchen keine große Rückſicht nahmen, allein der ſeltſame Werber verklagte ſie ſogleich und begann einen Proceß um ſein Recht, den er mit ſolcher Conſequenz und Energie durchführte, daß der Oheim entrüſtet und aufgeregt ſchon auf halbem Wege erklärte, das Kind könne laufen, wohin es wolle. Noch glaubte man, das junge Mädchen, das man immer noch als Kind anzuſehen gewohnt war, würde jetzt wenigſtens noch eine Zeit bleiben, bis es im Frieden gehen könne, und man konnte ſeinen Abfall von der Familie nicht begreifen und ſchrieb denſelben einem ſtörriſchen und mangelhaften Herzen zu; aber es kümmerte ſich nicht darum, ſah nicht Vater, noch Schweſtern und Brüder und kaum das Grab ſeiner Mutter an und zog ohne Ausſteuer, ohne Sang und Klang mit dem Philoſophen aus dem Dorfe. Mit Verwunderung ſah ich, wie Logik und Leidenſchaft im Bunde in noch ſo jungen Köpfchen wohl ſo viel Bewegung verurſachen können, als Erfahrung und gereifter Wille der Alten. Denn das Philoſöphchen hatte ſich vorgenommen, ſtreng nach ſeiner Vernunft und ſeinem Naturrechte zu handeln und auch ſeine Handlungen ganz in dieſem Sinne durchgeführt, ſo daß er ſich unter der ganzen Lehrerſchaft ein großes Anſehen erwarb, als ein Beſieger des Vorurtheils, während das Mädchen durch ſeine unerwartete und rückſichtsloſe Leidenſchaft, für die es auf der ganzen Welt keine Richtſchnur mehr gab, als der Wille des Geliebten, weit herum ein wunderliches Aufſehen erregte.

So war in kurzer Zeit die Geſtalt des oheimlichen Hauſes verändert und durch die verſchiedenen Vorgänge Alles älter und ernſter geworden. Von der traurigen Schaubühne ihres Krankenbettes ſah die arme Anna alle dieſe Veränderungen, aber ſchon mehr als äußerlich getrennt von den Ereigniſſen. Sie hatte eine geraume Zeit im gleichen Zuſtande verharrt und Alle hofften, daß ſie am Ende wieder aufleben würde. Aber da man es am wenigſten dachte, erſchien eines Morgens im Herbſte der Schulmeiſter ſchwarz gekleidet bei dem Oheim, welcher ſelbſt noch ſchwarz ging, und verkündete ihren Tod.

In einem Augenblicke war nicht nur das Haus von Klagen erfüllt, ſondern auch die benachbarte Mühle, und die Vorübergehenden verbreiteten das Leid im ganzen Dorfe. Seit bald einem Jahre war der Gedanke an Anna's Tod groß gezogen worden, und die Leute ſchienen ſich ein rechtes Feſt der Klage und des Bedaurens aufgeſpart zu haben; denn für eine allgemeine Todtentrauer war dieſer anmuthige, ſchuldloſe und geehrte Gegenſtand geeigneter, als die eigenen Verluſte.

Ich hielt mich ganz ſtill im Hintergrunde; denn wenn ich auch bei freudigen Anläſſen laut wurde und unwillkürlich eine anmaßende Rolle ſpielte, ſo wußte ich dagegen, wo es traurig herging, mich gar nicht vorzudrängen und gerieth immer in die Verlegenheit, für theilnahmlos und verhärtet angeſehen zu werden, und dies um ſo mehr, als mir von jeher nur die aus Schuld oder Unrecht entſtandenen Mißſtimmungen, die innere Berührung der Menſchen, nie aber das unmittelbare Unglück oder der Tod Thränen zu entlocken vermochten.

Jetzt aber war ich erſtaunt über den frühen

Tod und noch mehr darüber, daß dies arme todte Mädchen meine Geliebte war. Ich verſank in tiefes Nachdenken darüber, ohne Schrecken oder heftigen Schmerz zu empfinden, obgleich ich das Ereigniß mit meinen Gedanken nach allen Seiten durchfühlte. Nicht einmal die Erinnerung an Judith verurſachte mir Unruhe. Nachdem der Schulmeiſter einige Anordnungen getroffen, wurde ich endlich aus meiner Verborgenheit hervorgezogen, indem er mich aufforderte, nunmehr mit ihm zurückzugehen und einige Zeit bei ihm zu wohnen. Wir machten uns auf den Weg, indeſſen die übrigen Verwandten, beſonders die noch im Hauſe lebende Tochter und die junge Müllerin, verſprachen, ſogleich nachzukommen.

Auf dem Wege faßte der Schulmeiſter ſein Leid zuſammen und gab ihm durch die nochmalige Schilderung der letzten Nacht und des Sterbens, das gegen Morgen eintraf, Worte. Ich hörte Alles aufmerkſam und ſchweigend an; die Nacht war beängſtigend und leidenvoll geweſen, der Tod ſelbſt aber faſt unmerklich und ſanft.

Meine Mutter und die alte Katherine hatten die Leiche ſchon geſchmückt und in Anna's Kämmerchen gelegt. Da lag ſie, nach des Schulmeiſters Willen, auf dem ſchönen Blumenteppich, den ſie einſt für ihren Vater geſtickt und man jetzt über ihr ſchmales Bettchen gebreitet hatte; denn nach ſolchem Dienſte gedachte der gute Mann dieſe Decke immer zunächſt um ſich zu haben, ſo lange er noch lebte. Ueber ihr an der Wand hatte Katherine, deren Haar nun ſchon ganz ergraut war und die auf's Heftigſte und Zärtlichſte lamentirte, das Bild hingehängt, das ich einſt von Anna gemacht, und gegenüber ſah man immer noch die Landſchaft mit der Heidenſtube, welche ich vor Jahren auf die weiße Mauer gemalt. Die beiden Flügelthüren von Anna's Schrank ſtanden geöffnet und ihr unſchuldiges Eigenthum trat zu Tage und verlieh der ſtillen Todtenkammer einen wohlthuenden Schein von Leben. Auch geſellte ſich der Schulmeiſter zu den beiden Frauen, die vor dem Schranke ſich aufhielten, und half ihnen, die zierlichſten und erinnerungsreichſten Sächelchen, deren die Selige von früher Kindheit an geſammelt, hervorziehen und beſchauen. Dies gewährte ihm eine lindernde Zerſtreuung, welche ihn doch nicht von dem Gegenſtande ſeines Schmerzes abzog. Manches holte er ſogar aus ſeinem eigenen Verwahrſam herbei, wie z. B. ein Bündelchen Briefe, welche das Kind aus Welſchland an ihn geſchrieben; dieſe legte er, nebſt den Antworten, die er nun im Schranke vorfand, auf Anna's kleinen Tiſch, und ebenſo noch andere Sachen, ihre Lieblingsbücher, angefangene und vollendete Arbeiten, einige Kleinode, jene ſilberne Brautkrone. Einiges wurde ſogar ihr zur Seite auf den Teppich gelegt, ſo daß hier unbewußt und gegen den ſonſtigen Gebrauch von dieſen einfachen Leuten eine Sitte alter Völker geübt wurde. Dabei ſprachen ſie immer ſo miteinander, als ob die Todte es noch hören könnte und Keines mochte ſich gern aus der Kammer entfernen.

Indeſſen verweilte ich ruhig bei der Leiche und beſchauete ſie mit unverwandten Blicken; aber ich ward durch das unmittelbare Anſchauen des Todes nicht klüger aus dem Geheimniß deſſelben, oder vielmehr nicht aufgeregter, als vorhin. Anna lag da, nicht viel anders, als ich ſie zuletzt geſehen, nur daß die Augen geſchloſſen waren und das blüthenweiße Geſicht auf den Wangen wunderbarer Weiſe mit einem leiſen roſigen Hauche überflogen, wie vom Widerſchein eines fernen, fernen Morgen- oder Abendrothes. Ihr Haar glänzte friſch und golden, und ihre weißen Händchen lagen gefaltet auf dem weißen Kleide mit einer weißen Roſe. Ich ſah Alles wohl und empfand beinahe eine Art glücklichen Stolzes, in einer ſo traurigen Lage zu ſein und eine ſo poetiſch ſchöne todte Jugendgeliebte vor mir zu ſehen. Erſt als mir die alte Katherine jene Stickerei in die Hände gab, welche Anna zu einer Mappe für mich beſtimmt und mühſam vollendet hatte, mit dem Bericht, daß die Leidende während der verwichenen Nacht plötzlich einmal geſagt, man ſolle nicht vergeſſen, mir das Geſchenk zu übergeben, ſo bald ich wieder komme, erſt jetzt fiel es mir ein, daß wir unſterblich ſind und fühlte mich durch ein unauflösliches Band mit Anna verbunden.

Auch meine Mutter und der Schulmeiſter ſchienen ſtillſchweigend mir ein nahes Recht auf die

Verſtorbene zuzugeſtehen, als man verabredete, daß fortwährend Jemand bei der Todten weilen und ich die erſte Wache halten ſollte, damit die Uebrigen ſich in ihrer Erſchöpfung einſtweilen zurückziehen und etwas erholen konnten. Ohne jene Vorausſetzung hätten ſie mir eine ſolche zugleich zarte und ernſte Zumuthung wohl nicht geſtellt.

Ich blieb aber nicht lange allein mit der Anna, da bald die Baſen aus dem Dorfe kamen und nach ihnen viele andere Mädchen und Frauen, denen ein ſo rührendes Ereigniß und eine ſo berühmte Leiche wichtig genug waren, die drängendſte Arbeit liegen zu laſſen und dem ehrfurchtsvollen Dienſte des Menſchengeſchickes, des Todes, nachzugehen. Die Kammer füllte ſich mit Frauensleuten, welche erſt einer feierlich flüſternden Unterhaltung pflagen, dann aber in ein ziemliches Geplauder geriethen. Sie ſtanden dicht gedrängt um die ſtille Anna herum, die Jungen mit ehrbar aufeinander gelegten Händen, die Aeltern mit untergeſchlagenen Armen. Die Kammerthür ſtand geöffnet für die Ab- und Zugehenden und ich nahm die Gelegenheit wahr, mich hinaus zu machen und im Freien umher zu ſchlendern, wo die nach dem Dorfe führenden Wege ungewöhnlich belebt waren.

Erſt nach Mitternacht traf mich die Reihe wieder, die Todtenwache zu verſehen, welche wir ſeltſamer Weiſe nun einmal eingerichtet. Ich blieb nun bis zum Morgen in der Kammer; aber ſo ſchnell mir die Stunden vorübergingen, wie ein Augenblick, ſo wenig wüßte ich eigentlich zu ſagen, was ich gedacht und empfunden. Es war ſo ſtill, daß ich durch die Stille hindurch glaubte das Rauſchen der Ewigkeit zu hören; das todte weiße Mädchen lag unbeweglich fort und fort, die farbigen Blumen des Teppichs aber ſchienen zu wachſen in dem ſchwachen Lichte. Nun ging der Morgenſtern auf und ſpiegelte ſich im See; ich löſchte die Lampe ihm zu Ehren, damit er allein Anna's Todtenlicht ſei, ſaß nun im Dunkeln in meiner Ecke und ſah nach und nach die Kammer ſich erhellen. Mit dem Morgengrauen, welches in das reinſte goldene Morgenroth überging, ſchien es zu leben und zu weben um die ſtille Geſtalt, bis ſie deutlich und reglos im goldenen Tage da lag. Ich hatte mich erhoben und vor das Bett geſtellt und indem ihre Geſichtszüge klar wurden, nannte ich ihren Namen, aber nur hauchend und tonlos; es blieb todtenſtill und als ich zugleich zaghaft ihre Hand berührte, zog ich die meinige entſetzt zurück, als ob ich an glühendes Eiſen gekommen wäre; denn die Hand war kalt, wie ein Häuflein kühler Thon.

Wie dies abſtoßende kalte Gefühl meinen ganzen Körper durchrieſelte, ließ es mir nun auch plötzlich das Geſicht der Leiche ſo ſeelenlos und abweſend erſcheinen, daß mir beinahe der erſchreckte Ausruf entfuhr: »Was hab' ich mit Dir zu ſchaffen?« als aus dem Saale her die Orgel in milden und doch kräftigen Tönen erklang, welche nur manchmal in leidvollem Zittern ſchwankten, dann aber wieder zu harmoniſcher Kraft ſich ermannten. Es war der Schulmeiſter, welcher in dieſer Morgenfrühe ſeinen Schmerz und ſeine Klage durch die Melodie eines alten Liedes zum Lob der Unſterblichkeit zu lindern ſuchte. Ich lauſchte der Melodie, ſie bezwang meinen körperlichen Schrecken, ihre geheimnißvollen Töne öffneten die unſterbliche Geiſterwelt, und reuevoll gelobte ich Anna ewige Treue.

Ich fühlte mich ſtolz und glücklich durch dieſen Entſchluß; aber zugleich wurde mir nun der Aufenthalt in der Todtenkammer zuwider und ich war froh, mit dem Gedanken der Unſterblichkeit hinaus zu kommen in's lebendige Grüne. Es erſchien an dieſem Tage ein Schreinergeſell aus dem Dorfe, um hier den Sarg zu machen. Der Schulmeiſter hatte vor Jahren ſchon eigenhändig ein ſchlankes Tännlein gefällt und zu ſeinem Sarge beſtimmt. Daſſelbe lag in Bretter geſägt hinter dem Hauſe, durch das Vordach geſchützt, und hatte immer zu einer Ruhebank gedient, auf welcher der Schulmeiſter zu leſen und ſeine Tochter als Kind zu ſpielen pflegte. Es zeigte ſich nun, daß die obere ſchlankere Hälfte des Baumes den ſchmalen Todtenſchrein Anna's abgeben könne, ohne den zukünftigen Sarg des Vaters zu beeinträchtigen; die wohlgetrockneten Bretter wurden abgehoben und eines nach dem anderen entzwei geſägt. Der Schulmeiſter vermochte aber nicht lange dabei zu ſein, und ſelbſt die Frauen im

Hauſe klagten über den Ton der Säge. Der Schreiner und ich trugen daher die Bretter und das Werkzeug in den leichten Nachen und fuhren an eine entlegene Stelle des Ufers, wo das Flüßchen aus dem Gehölze hervortritt und in den See mündet. Junge Buchen bilden dort am Waſſer eine lichte Vorhalle, und indem der Schreiner einige der Bretter mittelſt Schraubzwingen an den Stämmchen befeſtigte, ſtellte er eine zweckmäßige Hobelbank her, über welcher die goldenen Laubkronen der Buchen ſich wölbten. Zuerſt mußte der Boden des Sarges zuſammen gefügt und geleimt werden. Ich machte aus den erſten Hobelſpänen und aus Reiſig ein Feuer und ſetzte die Leimpfanne darauf, in welche ich mit der Hand aus dem Bache Waſſer träufelte, indeſſen der Schreiner rüſtig darauf los ſägte und hobelte. Während die gerollten Späne ſich mit dem fallenden Laube vermiſchten und die Bretter weiß wurden, machte ich die nähere Bekanntſchaft des jungen Geſellen. Es war ein Norddeutſcher von der fernſten Oſtſee, groß und ſchlank gewachſen, mit kühnen und ſchön geſchnittenen Geſichtszügen, hellblauen aber feurigen Augen und mit ſtarkem goldenem Haar, welches man immer über die freie Stirn zurückgeſtrichen und hinten in einen Schopf gebunden zu ſehen glaubte, ſo urgermaniſch ſah er aus. Seine Bewegungen bei der Arbeit waren elegant und dabei hatte ſein Weſen doch etwas Kindliches. Wir wurden bald vertraut und er erzählte mir von ſeiner Heimath, von den alten Städten im Norden, vom Meere und von der mächtigen Hanſa. Wohl unterrichtet, erzählte er mir von der Vergangenheit, den Sitten und Gebräuchen jener Seeküſten; ich ſah den langen und hartnäckigen Kampf der Städte mit den Seeräubern, den Vitalienbrüdern, und wie Klaus Stürzenbecher mit vielen Geſellen von den Hamburgern geköpft wurde; dann ſah ich wieder, wie am erſten Mai aus den Thoren von Stralſund der jüngſte Rathsherr mit einem glänzenden Jugendgefolge im Waffenſchmuck zog und in den prächtigen Buchenwäldern zum Maigrafen gekrönt wurde mit einer grünen Laubkrone, und wie er Abends mit einer ſchönen Maigräfin tanzte. Auch beſchrieb er die Wohnungen und Trachten nordiſcher Bauern, von den Hinterpommern bis zu den tüchtigen Frieſen, bei welchen noch Spuren männlichen Freiheitſinnes zu finden; ich ſah ihre Hochzeiten und Leichenbegängniſſe, bis der Geſelle endlich auch von der Freiheit deutſcher Nation redete, und wie bald die ſtattliche Republik eingeführt werden müßte. Ich ſchnitzte unterdeſſen nach ſeiner Anleitung eine Anzahl hölzerner Nägel, er aber führte ſchon mit dem Doppelhobel die letzten Stöße über die Bretter, ſeine Späne löſten ſich gleich zarten glänzenden Seidenbändern und mit einem hell ſingenden Tone, welcher unter den Bäumen ein ſeltſames Lied war. Die Herbſtſonne ſchien warm und lieblich drein, glänzte frei auf dem Waſſer und verlor ſich im blauen Duſt der Waldnacht, an deren Eingang wir uns angeſiedelt. Jetzt baueten wir die glatten weißen Bretter zuſammen, die Hammerſchläge hallten wieder durch den Wald, daß die Vögel überraſcht aufflogen und die Schwalben erſchreckt über den Seeſpiegel ſtreiften, und bald ſtand der fertige Sarg in ſeiner Einfachheit vor uns, ſchlank und ebenmäßig, der Deckel ſchön gewölbt. Der Schreiner hobelte mit wenigen Zügen eine ſchmale zierliche Hohlkehle um die Kanten, und ich ſah verwundert, wie die zarten Linien ſich ſpielend dem weichen Holze eindrückten; dann zog er zwei ſchöne Stücke Bimsſtein hervor und rieb ſie aneinander, indem er ſie über den Sarg hielt und das weiße Pulver über denſelben verbreitete; ich mußte lachen, als er die Stücke gerade ſo gewandt und anmuthig handhabte und abklopfte, wie ich bei meiner Mutter geſehen, wenn ſie zwei Zuckerſchollen über einem Kuchen rieb. Als er aber den Sarg vollends mit dem Steine abſchliff, wurde derſelbe ſo weiß, wie Schnee, und kaum der leiſeſte röthliche Hauch des Tannenholzes ſchimmerte noch durch, wie bei einer Apfelblüthe. Er ſah ſo weit ſchöner und edler aus, als wenn er gemalt, vergoldet oder gar mit Erz beſchlagen geweſen wäre. Am Haupte hatte der Schreiner der Sitte gemäß eine Oeffnung mit einem Schieber angebracht, durch welche man das Geſicht ſehen konnte, bis der Sarg verſenkt wurde; es galt nun noch eine Glasſcheibe einzuſetzen, welche man vergeſſen, und ich fuhr nach dem Hauſe, um eine ſolche zu holen. Ich wußte ſchon, daß auf einem Schranke ein alter kleiner Rahmen lag, aus welchem das Bild lange verſchwunden. Ich nahm das vergeſſene Glas, legte es vorſichtig in den Nachen und fuhr zurück. Der Geſelle ſtreifte ein wenig im Gehölze umher und ſuchte Haſelnüſſe; ich probirte indeſſen die Scheibe, und als ich fand, daß ſie genau in die Oeffnung paßte, tauchte ich ſie, da ſie ganz beſtaubt und verdunkelt war, in den klaren Bach und wuſch ſie ſorgfältig, ohne ſie an den Steinen zu zerbrechen. Dann hob ich ſie empor und ließ das lautere Waſſer ablaufen, und indem ich das glänzende Glas hoch gegen die Sonne hielt und durch daſſelbe ſchaute, erblickte ich das lieblichſte Wunder, das ich je geſehen. Ich ſah nämlich drei reizende, muſicirende Engelknaben; der mittlere hielt ein Notenblatt und ſang, die beiden anderen ſpielten auf alterthümlichen Geigen, und Alle ſchaueten freudig und andachtsvoll nach oben; aber die Erſcheinung war ſo luſtig und zart durchſichtig, daß ich nicht wußte, ob ſie auf den Sonnenſtrahlen, im Glaſe, oder nur in meiner Phantaſie ſchwebte. Wenn ich die Scheibe bewegte, ſo verſchwanden die Engel auf Augenblicke, bis ich ſie plötzlich mit einer anderen Wendung wieder entdeckte. Ich habe ſeither erfahren, daß Kupferſtiche oder Zeichnungen, welche lange, lange Jahre hinter einem Glaſe ungeſtört liegen, während der dunklen Nächte dieſer Jahre ſich dem Glaſe mittheilen und gleichſam ihr dauerndes Spiegelbild in demſelben zurücklaſſen. Ich ahnte jetzt auch etwas dergleichen, als ich die fromme Schraffirung altdeutſcher Kupferſtecherei und in dem Bilde die Art Van Eyck'ſcher Engel entdeckte. Eine Schrift war nicht zu ſehen und alſo das Blatt vielleicht ein ſeltener Probedruck geweſen, der in dieſe Thäler auf ebenſo wunderbare Weiſe gekommen, als er wieder verſchwunden war. Jetzt aber war mir die koſtbare Scheibe die ſchönſte Gabe, welche ich in den Sarg legen konnte, und ich befeſtigte ſie ſelbſt an dem Deckel, ohne Jemandem etwas von dem Geheimniß zu ſagen. Der Deutſche kam wieder herbei; wir ſuchten die feinſten Hobelſpäne, unter welche ſich manches gefallene Laub miſchte, zuſammen, und breiteten ſie zum letzten Bett in den Sarg; dann ſchloſſen wir ihn zu, trugen ihn in den Kahn und ſchifften mit dem weithin ſcheinenden weißen Geräth über den glänzenden ſtillen See, und die Frauen mit dem Schulmeiſter brachen in lautes Weinen aus, als ſie uns heranfahren und landen ſahen.

Am folgenden Tage wurde die Aermſte in den Sarg gelegt, von allen Blumen umgeben, welche in Haus und Garten augenblicklich blüheten; aber auf die Wölbung des Sarges wurde ein ſchwerer Kranz von Myrthenzweigen und weißen Roſen gelegt, welchen die Jungfrauen aus der Kirchgemeinde brachten, und außerdem noch ſo viele einzelne Sträuße weißer duftender Blüthen aller Art, daß die ganze Oberfläche davon bedeckt wurde und nur die Glasſcheibe frei blieb, durch welche man das weiße zarte Geſicht der Leiche ſah.

Das Begräbniß ſollte vom Hauſe des Oheims aus ſtattfinden, und zu dieſem Ende hin mußte Anna erſt über den Berg getragen werden. Es erſchienen daher eine Anzahl Jünglinge aus dem Dorfe, welche die Bahre abwechſelnd auf ihre Schultern nahmen, und unſer kleines Gefolge der nächſten Angehörigen begleitete den Zug. Auf der ſonnigen Höhe des Berges wurde ein kurzer Halt gemacht und die Bahre auf die Erde geſetzt. Es war ſo ſchön hier oben! der Blick ſchweifte über die umliegenden Thäler bis in die blauen Berge, das Land lag in glänzender Farbenpracht rings um uns. Die vier kräftigen Jünglinge, welche die Bahre zuletzt getragen, ſaßen ruhend auf den Tragewangen derſelben, die Häupter auf ihre Hände geſtützt, und ſchaueten ſchweigend in alle vier Weltgegenden hinaus. Hoch am blauen Himmel zogen leuchtende weiße Wolken und ſchienen über dem Blumenſarge einen Augenblick ſtill zu ſtehen und neugierig durch das Fenſterchen zu gucken, welches faſt ſchalkhaft zwiſchen den Myrthen und Roſen hervorfunkelte im Widerſcheine der Wolken. Wir ſaßen, wie es ſich traf, umher und ſelbſt mich rührte jetzt eine große Traurigkeit, ſo daß mir einige Thränen entfielen, als ich bedachte, daß Anna nun zum letzten Mal und todt über dieſen ſchönen Berg gehe.

Als wir in's Dorf hinunter geſtiegen, läutete die Todtenglocke zum erſten Mal; Kinder begleiteten uns in Schaaren bis zum Hauſe, wo man den Sarg unter die Nußbäume vor die Thür hinſtellte. Wehmüthig gewährten die Verwandten der Todten das Gaſtrecht bei dieſer letzten Einkehr; es waren nun kaum anderthalb Jahre vergangen, ſeit jener fröhliche Feſtzug der Hirten ſich unter dieſen ſelben Bäumen bewegte und mit bewundernder Luſt Anna's damalige Erſcheinung begrüßte. Bald war der Platz voll Menſchen, welche ſich herandrängten, um der Seligen zum letzten Mal in's Angeſicht zu ſchauen.

Nun ging der Leichenzug vor ſich, welcher außerordentlich groß war; der Schulmeiſter, welcher dicht hinter dem Sarge ging, ſchluchzte fortwährend wie ein Kind. Ich bereute jetzt, keinen ſchwarzen ehrbaren Anzug zu beſitzen, denn ich ging unter meinen ſchwarz gekleideten Vettern in meinem grünen Habit, wie ein fremder Heide. Die Kirche war ganz mit Leuten angefüllt, obgleich es im Felde viel zu thun gab. Nachdem die Gemeinde den gewohnten Gottesdienſt beendigt und mit einem Choral beſchloſſen, ſchaarte man ſich draußen um das Grab, wo die ganze Jugend, außergewöhnlicher Weiſe, einige ſorgfältig eingeübte Figuralgeſänge mit heller und reiner Stimme ſang. Ich hatte mich dicht an den Rand des Grabes geſtellt, während die übrigen Verwandten mit dem leidvollen Vater in der Kirche blieben. Jetzt ward der Sarg hinabgelaſſen; der Todtengräber reichte den Kranz und die Blumen herauf, daß man ſie aufbewahre, und der arme Sarg ſtand nun blank in der feuchten Tiefe. Der Geſang dauerte fort, aber alle Frauen ſchluchzten. Der letzte Sonnenſtrahl leuchtete nun durch die Glasſcheibe in das bleiche Geſicht, das darunter lag; das Gefühl, das ich jetzt empfand, war ſo ſeltſam, daß ich es nicht anders, als mit dem fremden hochtrabenden und kalten Worte »objectiv« benennen kann, welches die deutſche Aeſthetik erfunden hat. Ich glaube, die Glasſcheibe that es mir an, daß ich das Gut, was ſie verſchloß, gleich einem in Glas und Rahmen gefaßten Theil meiner Erfahrung, meines Lebens, in gehobener und feierlicher Stimmung, aber in vollkommener Ruhe begraben ſah; noch heute weiß ich nicht, war es Stärke oder Schwäche, daß ich dies tragiſche und feierliche Ereigniß viel eher genoß, als erduldete und mich beinahe des nun ernſt werdenden Wechſels des Lebens freute.

Der Schieber wurde zugethan, der Todtengräber und ſein Gehülfe ſtiegen herauf und bald war der braune Hügel aufgebaut.

Judith ließ ſich nicht ſehen am Grabe; in einem demüthigen und entſagenden Gefühle der Fremdheit hielt ſie ſich in ihrem Hauſe verſchloſſen.

Am anderen Tage, als der Schulmeiſter zu erkennen gab, daß er nun ſeinen Schmerz in der Einſamkeit allein mit ſeinem Gott überwinden wolle, ſchickte ich mich an, mit der Mutter nach der Stadt zurück zu kehren. Vorher ging ich zur Judith und fand ſie beſchäftigt, ihre Bäume zu muſtern, da die Zeit wieder gekommen war, wo man das Obſt einſammelte. Der Herbſtnebel traf gerade heute zum erſten Mal ein und verſchleierte ſchon den Baumgarten mit ſeinem ſilbernen Gewebe. Judith war ernſt und etwas verlegen, als ſie mich ſah, da ſie nicht recht wußte, wie ſie ſich zu dem traurigen Erlebniß ſtellen ſollte, während ſie doch ſchon die Zeit vor ſich ſah, wo ich mich wenigſtens ſo lange ihr ohne Rückhalt hingeben konnte, bis das Leben mich weiter führte.

Ich ſagte aber ernſthaft, ich wäre gekommen, um Abſchied von ihr zu nehmen, und zwar für immer; denn ich könnte ſie nun nie wieder ſehen. Sie erſchrak und rief lächelnd, das werde nicht ſo unwiderruflich feſtſtehen; ſie war bei dieſem Lächeln ſo erbleicht und doch ſo freundlich, daß dieſer Zauber mich beinahe umkehrte, wie man einen Handſchuh umkehrt. Doch ich bezwang mich und fuhr fort: daß es ferner nicht ſo gehen könne, daß ich Anna von Kindheit auf gern gehabt, daß ſie mich bis zu ihrem Tode wahrhaft geliebt und meiner Treue verſichert geweſen ſei. Treue und Glauben müßten aber in der Welt ſein, an etwas Sicheres müßte man ſich halten, und ich betrachte es nicht nur für meine Pflicht, ſondern auch als ein ſchönes Glück, in dem Andenken der Verſtorbenen, im Hinblick auf unſere gemeinſame Unſterblichkeit, einen ſo klaren und lieblichen Stern für das ganze Leben zu haben, nach dem ſich alle meine Handlungen richten könnten.

Als Judith dieſe Worte hörte, erſchrak ſie noch mehr und wurde zugleich ſchmerzlich berührt. Es waren wieder von den Worten, von denen ſie behauptete, daß niemals Jemand zu ihr welche geſagt habe. Heftig ging ſie unter den Bäumen umher und ſagte dann: »Ich habe geglaubt, daß Du mich wenigſtens auch etwas liebteſt!«

»Gerade deswegen,« erwiederte ich, »weil ich wohl fühle, daß ich heftig an Dir hange, muß ein Ende gemacht werden!«

»Nein, gerade deswegen mußt Du erſt anfangen, mich recht und ganz zu lieben!«

»Das wäre eine ſchöne Wirthſchaft!« rief ich, »was ſoll dann aus Anna werden?«

»Anna iſt todt!«

»Nein! Sie iſt nicht todt, ich werde ſie wiederſehen und ich kann doch nicht einen ganzen Harem von Frauen für die Ewigkeit anſammeln!«

Bitter lachend ſtand Judith vor mir ſtill und ſagte:

»Das wäre allerdings komiſch! Aber wiſſen wir denn, ob es eigentlich eine Ewigkeit giebt?«

»So oder ſo,« erwiederte ich, »giebt es Eine, und wenn es nur diejenige des Gedankens und der Wahrheit wäre! Ja, wenn das todte Mädchen für immer in das Nichts hingeſchwunden und ſich gänzlich aufgelöſt hätte, bis auf den Namen, ſo wäre dies erſt ein rechter Grund, der armen Abweſenden Treue und Glauben zu halten! Ich habe es gelobt und Nichts ſoll mich in meinem Vorſatz wankend machen!«

»Nichts!« rief Judith, »o Du närriſcher Geſell! Willſt Du in ein Kloſter gehen? Du ſiehſt mir darnach aus! Aber wir wollen über dieſe heikle Sache nicht ferner ſtreiten; ich habe nicht gewünſcht, daß Du nach der traurigen Begebenheit ſogleich zu mir kommeſt und habe Dich nicht erwartet. Geh' nach der Stadt und halte Dich ein halbes Jahr ſtill und ruhig, und dann wirſt Du ſchon ſehen, was ſich ferner begeben wird!«

»Ich ſeh' es jetzt ſchon,« erwiederte ich, »Du wirſt mich nie wieder ſehen und ſprechen, dies ſchwöre ich hiermit bei Gott und Allem, was heilig iſt, bei dem beſſeren Theil meiner ſelbſt und —«

»Halt inne!« rief Judith ängſtlich und legte mir die Hand auf den Mund; »Du würdeſt es ſicher noch einmal bereuen, Dir ſelbſt eine ſo grauſame Schlinge gelegt zu haben! Welche Teufelei ſteckt in den Köpfen dieſer Menſchen! Und dazu behaupten ſie und machen ſich ſelber weiß, daß ſie nach ihrem Herzen handeln. Fühlſt Du denn gar nicht, daß ein Herz ſeine wahre Ehre nur darin finden kann, zu lieben, wo es geliebt wird, wenn es dies kann? Du kannſt es und thuſt es heimlich doch, und ſomit wäre Alles in der Ordnung! Sobald Du mich nicht mehr leiden magſt, ſobald die Jahre uns ſonſt auseinander führen, ſollſt Du mich ganz und für immer verlaſſen und vergeſſen, ich will dies über mich nehmen; aber nur jetzt verlaß mich und zwinge Dich nicht, mich zu verlaſſen, dies allein thut mir weh, und es würde mich wahrhaft unglückich machen, allein um unſerer Dummheit willen nicht einmal ein oder zwei Jahre noch glücklich ſein zu dürfen!«

»Dieſe zwei Jahre,« ſagte ich, »müſſen und werden auch ſo vorübergehen, und gerade dann werden wir beide glücklicher ſein, wenn wir jetzt ſcheiden; es iſt nun gerade noch die höchſte Zeit, es ohne ſpätere Reue und das Bisherige gut zu machen, zu thun. Und wenn ich Dir es deutſch heraus ſagen ſoll, ſo wiſſe, daß ich mir auch Dein Andenken, was immer ein Andenken der Verirrung für mich ſein wird, doch noch ſo rein und ſchön als möglich retten und erhalten möchte, und das kann nur noch durch ein raſches Scheiden in dieſem Augenblicke geſchehen. Du ſagſt und beklagſt es, daß Du nie Theil gehabt an der edleren und höheren Hälfte der Liebe! Welche beſſere Gelegenheit kannſt Du ergreifen, als wenn Du aus Liebe zu mir mir freiwillig erleichterſt, Deiner mit Achtung und Liebe zu gedenken und zugleich der Verſtorbenen treu zu ſein? Wirſt Du Dich dadurch nicht an jener tieferen Art der Liebe betheiligen?«

»O Alles Luſt und Schall!« rief Judith, »ich habe nichts geſagt, ich will nichts geſagt haben! Ich will nicht Deine Achtung, ich will Dich ſelbſt haben, ſo lange ich kann!«

Sie ſuchte meine beiden Hände zu faſſen, ergriff dieſelben, und während ich ſie ihr vergeblich zu entziehen mich bemühte, indeß ſie mir ganz flehentlich in die Augen ſah, fuhr ſie mit leidenſchaftlichem Tone fort:

»O liebſter Heinrich! Geh' nach der Stadt, aber verſprich mir, Dich nicht ſelbſt zu binden und zu zwingen durch ſolche ſchreckliche Schwüre und Gelübde! Laß Dich —«

Ich wollte ſie unterbrechen, aber ſie verhinderte mich am Reden und überflügelte mich:

»Laß es gehen, wie es will, ſag' ich Dir! Auch an mich darfſt Du Dich nicht binden, Du ſollſt frei ſein, wie der Wind! Gefällt es Dir —«

Aber ich ließ Judith nicht ausreden, ſondern riß mich los und rief:

»Nie werd' ich Dich wieder ſehen, ſo gewiß ich ehrlich zu bleiben hoffe! Judith! leb' wohl!«

Ich eilte davon, ſah mich aber noch ein Mal um, wie von einer ſtarken Gewalt gezwungen, und ſah ſie in ihrer Rede unterbrochen daſtehen, die Hände noch ausgeſtreckt von dem Losreißen der meinigen, und überraſcht, kummervoll und beleidigt zugleich mir nachſchauend, ohne ein Wort hervorzubringen, bis mir der von der Sonne durchwirkte Nebel ihr Bild verſchleierte.

Eine Stunde ſpäter ſaß ich mit meiner Mutter auf einem Gefährt, und einer der Söhne meines Oheims führte uns nach der Stadt. Ich blieb den ganzen Winter allein und ohne allen Umgang; meine Mappe und mein Handwerkszeug mochte ich kaum anſehen, da es mich immer an den unglücklichen Römer erinnerte und ich mir kaum ein Recht zu haben ſchien, das, was er mich gelehrt, fortzubilden und anzuwenden. Manchmal machte ich den Verſuch, eine neue und eigene Art zu erfinden, wobei ſich aber ſogleich herausſtellte, daß ich ſelbſt das Urtheil und die Mittel, die ich dazu verwandte, nur Römern verdankte. Dagegen las ich fort und fort, vom Morgen bis zum Abend und tief in die Nacht hinein. Ich las immer deutſche Bücher und auf die ſeltſamſte Weiſe. Jeden Abend nahm ich mir vor, den nächſten Morgen, und jeden Morgen, den nächſten Mittag die Bücher bei Seite zu werfen und an meine Arbeit zu gehen; ſelbſt von Stunde zu Stunde ſetzte ich den Termin; aber die Stunden ſtahlen ſich fort, indem ich die Buchſeiten umſchlug, ich vergaß ſie buchſtäblich; die Tage, Wochen und Monate vergingen ſo ſachte und heimtückiſch, als ob ſie, leiſe ſich drängend, ſich ſelbſt entwendeten und zu meiner fortwährenden Beunruhigung lachend verſchwänden. Sonſt, wenn ich die Bücher alter und fremder Völker las, füllten mich dieſelben ſtets mit friſcher Luſt zur Arbeit, und ſelbſt die neueren franzöſiſchen oder italieniſchen Sachen waren, ſelbſt wenn ihr Gehalt nicht vom erlauchteſten Geiſte, doch von ſolcher Geſtaltungsluſt getränkt, daß ich ſie oft fröhlich wegwarf und auf eigenes Thun ſann. Durch die deutſchen Bücher hingegen wurde ich tief und tiefer in einen ſchmerzlichen Genuß unrechtmäßiger Ruhe und Beſchaulichkeit hineingezogen, aus welchem mich der immer wache Vorwurf doch nicht reißen konnte. Ja, ich empfand trotz des böſen Gewiſſens ſogar mehr und mehr eine Sehnſucht, ſelbſt über den Rhein zu ſetzen und erſt recht mitten in dieſe Welt zu gerathen.

Jedoch brachte der Frühling eine kräftige Erlöſung aus dieſem unbehaglichen Zuſtande: ich hatte nun das achtzehnte Jahr überſchritten, war militärpflichtig geworden und mußte mich am feſtgeſetzten Tage in der Kaſerne einfinden, um die kleinen Geheimniſſe der Vaterlandsvertheidigung zu lernen. Ich ſtieß auf ein ſummendes Gewimmel von vielen hundert jungen Leuten aus allen Ständen, welche jedoch bald von einer Handvoll grimmiger Kriegsleute zur Stille gebracht, abgetheilt und während vieler Stunden als ungefüger Rohſtoff hin und her geſchoben wurden, bis ſie das Brauchbare zuſammengeſtellt hatten. Als ſodann die Uebungen begannen und die Abtheilungen zum erſten Mal unter den einzelnen ſeltſamen Vorgeſetzten, welches vielumhergerathene Soldatennaturen waren, zuſammen kamen, wurde mir, der ich nichts bedacht hatte, unter Gelächter mein langes Haar dicht am Kopfe weggeſchnitten. Aber ich legte es mit dem größten Vergnügen auf den Altar des Vaterlandes und fühlte behaglich die friſche Luft um meinen geſchorenen Kopf wehen. Jetzt mußten wir aber auch die Hände darſtrecken, ob ſie gewaſchen und die Nägel ordentlich beſchnitten ſeien und nun war die Reihe an manchem biederen Handarbeiter, ſich geräuſchvoll belehren zu laſſen. Dann gab man uns ein kleines Büchelchen, das erſte einer ganzen Reihe, in welchem Pflichten und Haltung des angehenden Soldaten in wunderlichen Sätzen als Fragen und Antworten deutlich gedruckt und numerirt waren. Jeder Regel war aber eine tüchtige kurze Begründung beigefügt und wenn auch manchmal dieſe in den Satz der Regel, die Regel aber hintennach in die Begründung hineingerathen war, ſo lernten wir doch Alle jedes Wort eifrig und andächtig auswendig und ſetzten eine Ehre darein, das Penſum ohne Stottern herzuſagen. Endlich verging der Reſt des erſten Tages über den Bemühungen, von Neuem gerade ſtehen und einige Schritte gehen zu lernen, was unter dem Wechſel von Muth und Niedergeſchlagenheit ſich vollendete.

Es galt nun, ſich einer eiſernen Ordnung zu fügen und ſich jeder Pünktlichkeit zu befleißen, und obgleich dies mich aus meiner vollkommenen Freiheit und Selbſtherrlichkeit herausriß, ſo empfand ich doch einen wahren Durſt, mich dieſer Strenge hinzugeben, ſo komiſch auch ihre nächſten kleinen Zwecke waren, und als ich einige Mal nahe an der Strafe hinſtreifte, und zwar nur aus Verſehen, überkam mich ein wahrhaftes Schamgefühl vor den Kameraden, welche ſich ihrerſeits ganz ähnlich verhielten.

Als wir ſoweit waren, mit Ehren über die Straße zu marſchiren, zogen wir jeden Tag auf den Exercierplatz, welcher im Freien lag und von der Landſtraße durchſchnitten wurde. Eines Tages, als ich mitten in einem Gliede von etwa fünfzehn Mann nach dem Kommando des Inſtruktors, der unermüdlich rückwärts vor uns her ging, ſchreiend und mit den Händen das Tempo ſchlagend, ſo ſchon ſtundenlang den weiten Platz nach allen Richtungen durchmeſſen und vielfach in unſeren Schwenkungen die vielen anderen Abtheilungen gekreuzt hatte, kamen wir plötzlich dicht an die Landſtraße zu ſtehen und machten dort Halt und Front gegen dieſelbe. Der Exerciermeiſter, welcher hinter der Front ſtand, ließ uns eine Weile regungslos verharren, um einige nicht ſchmeichelhafte Bemerkungen und Ausſtellungen an unſeren Gliedmaßen anzubringen. Während er hinter unſerm Rücken lärmte und fluchte, ſo weit es ihm Geſetz und Sitte nur immer erlaubten, und wir ſo mit dem Geſichte gegen die Straße gewendet ihm zuhörten, kam ein großer, mit ſechs Pferden beſpannter Wagen angefahren, wie die Auswanderer ihn herzurichten pflegen, welche ſich nach den franzöſiſchen Häfen begeben. Dieſer Wagen war mit anſehnlichem Gute beladen und ſchien einer oder zwei ſtattlichen Familien zu dienen, die nach Amerika gingen. Zwei kräftige Männer gingen neben den Pferden, vier oder fünf Frauen ſaßen auf dem Wagen unter einem bequemen Zeltdache, nebſt mehreren Kindern und ſelbſt einem Greiſe. Aber dieſen Leuten hatte ſich Judith angeſchloſſen; denn ich entdeckte ſie, als ich zufällig hinſah, hoch und ſchön unter den Frauen, mit Reiſekleidern angethan. Ich erſchrak heftig und das Herz ſchlug mir gewaltig, während ich mich nicht regen noch rühren durfte. Judith, welche im Vorüberfahren, wie mir ſchien, mit finſterem Blicke auf die Soldatenreihe ſah, erſchaute mich mitten in derſelben und ſtreckte ſogleich die Hände nach mir aus. Aber im gleichen Augenblicke kommandirte unſer Tyrann »Kehrt Euch!« und führte uns wie ein Beſeſſener im

Geſchwindſchritte ganz an das entgegengeſetzte Ende des weiten Platzes. Ich lief immer mit, die Arme vorſchriftsmäßig längs des Leibes angeſchloſſen, »die kleinen Finger an der Hoſennaht, die Daumen auswärts gekehrt,« ohne mir was anſehen zu laſſen, obgleich ich heftig bewegt war; denn in dieſem Augenblicke war es mir, als ob ſich mir das Herz in der Bruſt wenden wollte. Als wir endlich das Geſicht wieder der Straße zukehrten, nach den maßgebenden Zickzackgedanken im Gehirne des Führers, verſchwand der Wagen eben in weiter Ferne.

Glücklicher Weiſe ging man nun auseinander, und indem ich mich ſogleich entfernte und die Einſamkeit ſuchte, fühlte ich, daß jetzt der erſte Theil meines Lebens für mich abgeſchloſſen ſei und ein anderer beginne.

In dieſem Frühling traf es ſich noch, daß ich mich zugleich in anderer Weiſe zum erſten Mal als Bürger geltend machen durfte, indem eine Integral-Erneuerung der geſetzgebenden Behörde und die von dieſer abhängige Erneuerung der verwaltenden und richterlichen Gewalt vor ſich ging und die Wahlen dazu feſtgeſetzt waren.

Als ich mich aber, hierzu aufgefordert, in einige Vorverſammlungen und endlich am erſten Maiſonntage in die Kirche begab, um meine Stimme abzugeben, fand ich darin nicht jene Erhebung, auf welche ich mich ſchon lange gefreut, obgleich ich von den immer noch lebensfrohen Freunden meines Vaters tapfer begrüßt und aufgemuntert wurde. Ich ſah, daß alle anderen jungen Leute, die zum erſten Mal hier erſchienen, als Handwerker, Kaufleute oder Studirende entweder ſchon ſelbſtändig oder durch ihre Väter oder durch einen beſtimmten, nahe geſteckten Zweck mit der öffentlichen Wohlfahrt in einem klaren und ſicheren Zuſammenhang ſtanden; und wenn ſelbſt dieſe Jünglinge ſich höchſt beſcheiden und ſtill verhielten bei der Ausübung ihres Rechtes, ſo mußte ich dies noch weit mehr thun und ſogar von einer gewiſſen kühlen Schüchternheit befangen werden, da ich noch gar nicht abſah, wie bald und auf welche Weiſe ich ein nützliches und wirkſames Glied dieſer Geſammtheit werden würde.

Bis jetzt war durch mich noch nicht ein Biſſen Brod in die Welt gekommen, und mein bisheriges Treiben hatte mich weit von dem betriebſamen Verkehr abgeführt; ich gab alſo ohne großen Aufwand von Gefühlen meine Erſtlingsſtimme in öffentlichen Dingen, mehr um einſtweilen mein Recht zu wahren und daſſelbe bloß andeutungsweiſe einmal auszuüben, ehe ich in die Weite ging, um erſt etwas zu werden. Indeſſen betrachtete ich mit Vergnügen die verſammelten Männer und ihr Behaben, und freute mich an ihnen ſowohl, wie an den zahlloſen Blüthen, welche überall die Erde bedeckten und an dem blauen Maihimmel, welcher über Alle ſich ausſpannte.

Mein einziges Trachten ging aber von nun an dahin, ſo bald als möglich über den Rhein zu gelangen, und um mir bis dahin die Stunden zu verkürzen, habe ich mir dieſe Schrift geſchrieben.

Ende der Jugendgeſchichte.

Viertes Kapitel.

Das zweite Jahr ging ſeinem Ende entgegen, ſeit Heinrich in der deutſchen Hauptſtadt, dem Sitze eines vielſeitigen Kunſt-, Gelehrten- und Volkslebens, ſich aufhielt, mitten in einem Zuſammenfluſſe von Fremden aller Gegenden in und außer Deutſchland. Er hatte längſt ſein Sammetbaret und den beſchnürten grünen Rock abgelegt und ging in ſchlichten Kleidern und mit einem Hute, der nur durch etwas breitere Krämpen und durch die ſorgloſe Art, mit welcher er behandelt und getragen wurde, den Künſtler bezeichnete. Aber deſto tiefer hatte ſich der inwendige grüne Heinrich das Baretchen in die Augen gezogen und in das närriſche Röckchen eingeknöpft, und wenn unſer Held in der großen Stadt raſch die Freiheit und Sicherheit der äußerlichen Bewegung unter den vielen jungen Leuten angenommen hatte, ſo verkündete dagegen ſein ſelbſtvergeſſenes und wie im Traume blitzendes Auge, daß er nicht mehr der durch Einſamkeit frühreife und unbefangene Beobachter ſeiner ſelbſt und der Welt war, wie er ſich in ſeiner Jugendgeſchichte gezeigt, ſondern daß er von der Gewalt einer großen Nationalkultur, wie dieſe an ſolchem Punkte und zu dieſer Zeit gerade beſtand, gut oder ſchlecht, in ihre Kreiſe gezogen worden. Er ſchwamm tapfer mit in dieſer Strömung und hielt Vieles, was oft nur Liebhaberei und Ziererei iſt, für dauernd und wohnlich, dem man ſich eifrig hingeben müſſe. Denn wenn man von einer ganzen Menge, die eine eigene techniſche Sprache dafür hat, irgend eine Sache ernſthaft und fertig betreiben ſieht, ſo hält man ſich leicht für geborgen, wenn man dieſelbe nur mitſpielen kann und darf.

Da ihn aber dennoch irgend ein Gefühl ahnen ließ, daß auch dieſe Zeit mit ihren Anregungen vorübergehen werde, ſo gab er ſich nur mit einem bitterſüßen Widerſtreben hin, von dem er nicht wußte, woher es kam. Heinrich war ausgezogen, die große Germania ſelbſt zu küſſen, und hatte ſich ſtatt deſſen in einem der ſchimmernden Haarnetze gefangen, mit welchen ſie ihre ſeltſamen Söhne zu ſchmücken pflegen.

Sein täglicher Umgang beſtand in zwei Genoſſen, welche, gleich ihm vom äußerſten Saume deutſchen Volksthumes herbeigekommen, in verſchiedener und doch ähnlicher Lage ſich befanden. Der Zufall, welcher das Kleeblatt zuſammengeführt, ſchien bald ein nothwendiges Geſetz zu ſein, ſo ſehr gewöhnten ſie ſich an einander.

Der Erſte und Hervorragendſte an körperlicher Größe und Wohlgeſtalt war Erickſon, ein Kind der nördlichen Gewäſſer, ein wahrer Rieſe, welcher ſelbſt nicht wußte, ob er eigentlich ein Däne oder ein Deutſcher ſei, indeſſen gern deutſch geſinnt war, wenn er um dieſen Preis den großen Stock der Deutſchen, gewiſſermaßen das Reich der Mitte, wie er es nannte, als charakterlos und aus der Art geſchlagen tadeln durfte. Er war ein vollkommener Jäger, ging ſtets in rauher Jägertracht und hielt ſich häufig auf dem Lande, im Gebirge auf, um Birkhühner zu ſchießen, ſich in der Gemsjagd zu verſuchen oder ſich ſelbſt den Männern des Gebirges anzuſchließen, wenn ſie nach einem ſeltenen Bären auszogen. Alle Vierteljahr malte er regelmäßig ein Bildchen vom allerkleinſten Maßſtabe, nicht größer, als ſein Handteller, das in einem oder anderthalb Tagen fertig war. Dieſe Bildchen verkaufte er jedesmal ziemlich theuer, und aus dem Erlöſe lebte er und rührte dann keinen Pinſel wieder an, bis die Baarſchaft zu Ende ging. Seine kleinen Werke enthielten weiter nichts, als ein Sandbord, einige Zaunpfähle mit Kürbiſſen oder ein paar magere Birken mit einem blaſſen ſchwindſüchtigen Wölkchen in der Luft. Warum ſie den Liebhabern gefielen und wie er ſelbſt dazu gekommen, ſie zu malen, wußte er nicht zu ſagen und Niemand. Erickſon war nicht etwa ein ſchlechter Maler, dazu war er zu geiſtreich; er war gar kein Maler. Das wußte er ſelbſt am beſten, und aus humoriſtiſcher Verzweiflung verhüllte er die Nüchternheit und Dürre ſeiner Erfindungen und ſeine gänzliche Unproduktivität mit ſo verzwickten zierlichen Pinſelſtrichen, geiſtreichen Schwänzchen und Schnörkelchen, daß die reichen Kenner ihn für einen ausgeſuchten Kabinetsmaler hielten und ſich um ſeine ſeltſamen Arbeiten ſtritten. Seine größte, tiefſinnigſte Kunſt, und von wahrhaftem Verdienſt, beſtand in der weiſen Oekonomie, mit welcher er ſeine Bildchen ſo anzuordnen wußte, daß weder durch den Gegenſtand, noch durch die Beleuchtung Schwierigkeiten erwuchſen und die Inhaltloſigkeit und Armuth als elegante Abſichtlichkeit erſchienen. Aber trotzdem waren jedesmal die anderthalb Tage Arbeit ein hölliſches Fegefeuer für den biederen Erickſon. Seine Hünengeſtalt, die ſonſt nur in ruhig kräftiger That ſich bewegte, ängſtigte ſich alsdann in peinlicher Unruhe vor dem kleinen Rähmchen, das er bemalte: er ſtieß mächtige Rauchwolken aus der kurzen Jägerpfeife, welche ihm an den Lippen hing, ſeufzte und ſtöhnte, ſtand hundert Mal auf und ſetzte ſich wieder und klagte, rief oder brummte: „O heiliges Donnerwetter! Welcher Teufel mußte mir einblaſen, ein Maler zu werden! Dieſer verfluchte Aſt! Da hab' ich zu viel Laub angebracht, ich kann in meinem Leben nicht eine ſo anſehnliche Maſſe Baumſchlag zuſammenbringen! Welcher Hafer hat mich geſtochen, daß ich ein ſo complicirtes Geſträuch wagte? O Gott, o Gott, o Gott, o Gott! O wär' ich wo der Pfeffer wächſt! ei, ei, ei, ei! Das iſt eine ſaubere Geſchichte — wenn ich nur diesmal noch aus der Tinte komme! Oh! warum bin ich nicht zu Hauſe geblieben und ein ehrlicher Seemann geworden!«

Dann fing er aus Verzweiflung an zu ſingen; denn er ſang ſo ſchön und gewaltig, wie ein alter Seekönig, und ſang mit mächtiger Stimme:

»O wär' ich auf der hohen See
Und ſäße feſt am Steuer!«

Er ſang Lied auf Lied, Trinklieder, Wanderlieder, Jagdlieder, der Glanz und Duft der Natur kam über ihn, er pinſelte in ſeiner Angſt kühn darauf los, und ſeine winzige Schilderei erhielt zuletzt wirklich einen gewiſſen Zauber. War das Bildchen fertig, ſo verſah es Erickſon mit einem prachtvollen goldenen Rahmen, ſendete es weg, und ſo bald er die gewichtigen Goldſtücke in der Taſche hatte, hütete er ſich, an die überſtandenen Leiden zu denken oder von Kunſt zu ſprechen, ſondern ging unbekümmert und ſtolz einher, war ein herrlicher Kumpan und Zechbruder und machte ſich bereit, in's Gebirge zu ziehen, aber nicht mit Farben und Stift, ſondern mit Gewehr und Schrot.

Der Hervorragendſte an ſeinem Geiſte und überlegenem Können in dem Bunde war ein Holländer aus Amſterdam, Namens Ferdinand Lys, ein junger Mann mit anmuthigen, verführeriſchen Geſichtszügen, der letzte Sprößling einer reichen Handelsfamilie, ohne Aeltern und Geſchwiſter, ſchon früh in der Welt alleinſtehend und von halb ſchwermüthiger, halb lebensluſtiger Gemüthsart, gewandt und ſelbſtändig und wegen des Zuſammentreffens ſeines großen Reichthumes, ſeiner Einſamkeit und ſeines genußdürſtigen Witzes ein großer Egoiſt.

Während mehrerer Jahre, welche Ferdinand in der Werkſtatt eines berühmten genialen Meiſters zugebracht, hatte ſich ſein glänzendes Talent immer beſtimmter und ſiegreicher hervorgethan: indem er ſich eifrig und aufrichtig der neuen deutſchen Kunſt anſchloß, ſchrieb er mit ſeiner Kohle ſchon faſt eben ſo ſchön und ſicher, wie der Meiſter, auf den Karton die menſchliche Geſtalt, nackt oder bekleidet, in Einem Zuge, langſam, feſt und edel, gleich dem Zuge des Schwanes auf dem glatten Waſſerſpiegel. Ebenſo zeigte er ſich in Aneignung und Verſtändniß der Farbe von Tag zu Tag blühender und männlicher, und die ſeltene Reife in der Vereinigung beider Theile überraſchte Jedermann, erwarb ihm die Achtung von Alten und Jungen und erweckte die größten Hoffnungen, wenn Erfahrung und Jahre ihm auch den tieferen Inhalt und das Ziel für dieſe glänzenden Fortſchritte brächten.

Als Ferdinand aber von einem vorläufigen einjährigen Aufenthalt in Italien zurückkehrte, war er wie umgewandelt. Er zerriß alle ſeine früheren Entwürfe und Skizzen von Schlachten, Staatsaktionen, mythologiſchen Inhalts und diejenigen, welche nach Dichtungen gebildet waren, was er Alles in ſeiner alten Wohnung aufgehäuft fand, in tauſend Stücke und ließ Nichts beſtehen, als ſeine ſchönen muſterhaften Studien nach der Natur und ſeine Kopien nach den alten Italienern. Eh' er nach Rom gegangen, war er ein ſtolzer und ſpröder Jüngling, der mit jugendlichem Ernſte nach dem Ideale der alten herkömmlichen großen Hiſtorie ſtrebte und von Zeit und Leben keine Erfahrung hatte. Italien, ſeine Luft und ſeine Frauen lehrten ihn, daß Form, Farbe und Glanz nicht nur für die Leinwand, ſondern auch zum lebendigen Gebrauch gut und dienlich ſeien. Er wurde ein Realiſt und gewann von Tag zu Tag eine ſolche Kraft und Tiefe in der Empfindung des Lebens und des Menſchlichen, daß die Ueberlieferungen ſeiner Jugend und Schülerzeit dagegen erbleichen mußten. Wohl drängte ſich dieſe Kraft gleich in die Malerhand: aber indem er mit gewiſſenhaftem Fleiße ſich in die Werke der Alten vertiefte, mußte er ſich überzeugen, daß dieſe großen Realiſten ſchon Alles gethan, was in unſerem Jahrtauſend vielleicht überhaupt erreicht werden konnte, und daß wir einſtweilen weder ſo erfinden und zeichnen werden, wie Raphael und Michel Angelo, noch ſo malen, wie die Venetianer. Und wenn wir es könnten, ſagte er ſich, ſo hätten wir keinen Gegenſtand dafür. Wir ſind wohl Etwas, aber wir ſehen wunderlicher Weiſe nicht wie Etwas aus, wir ſind bloßes Uebergangsgeſchiebe. Wir achten die alte Staats- und religiöſe Geſchichte nicht mehr und haben noch keine neue hinter uns, die zu malen wäre, das Geſicht Napoleon's etwas ausgenommen; wir haben das Paradies der Unſchuld, in welchem Jene noch Alles malen konnten, was ihnen unter die Hände kam, verloren und leben nur in einem Fegefeuer. Wenigſtens war es bei ihm wirklich der Fall. Lys gähnte ſchon, wenn er von Weitem ein hiſtoriſches, allegoriſches oder bibliſches Bild ſah, war es auch von noch ſo gebildeten und talentvollen Leuten gemacht, und rief: »Der Teufel ſoll den holen, welcher behauptet, ergriffen zu ſein von dieſer Verſammlung von Bärten und Nichtbärten, welche die Arme ausrecken und geſtikuliren!« Von dem Anlehnen des Malers an die Dichtung oder gar an die Geſchichte der Dichtung wollte er jetzt auch nichts mehr wiſſen; denn ſeine Kunſt ſollte nicht die Bettlerin bei einer anderen ſein. Alle dieſe Widerſprüche zu überwinden und ihnen zum Trotz das darzuſtellen, was er nicht fühlte noch glaubte, aber es durch die Energie ſeines Talentes doch zum Leben zu bringen, nur um zu malen, dazu war er zu ſehr Philoſoph und, ſo ſeltſam es klingen mag, zu wenig Maler.

So ſchloß er ſich nach ſeiner Rückkehr ab, malte nur wenig und langſam, und was er malte, war wie ein Taſten nach der Zukunft, ein Suchen nach dem ruhevollen Ausdruck des menſchlichen Weſens, in dem Beſeligtſein in ſeiner eigenen körperlichen Form, ſei ſie von Luſt oder Schmerz durchdrungen. Er malte am liebſten ſchöne Weiber nach der Natur, oder ſolche männliche Köpfe, deren Inhaber Geiſt, Charakter und etwas Erlebniß beſaßen. Die wenigen Bilder, welche er Jahre lang unvollendet und doch mit großem Reiz übergoſſen bei ſich ſtehen hatte, enthielten einzelne oder wenige Figuren in ruhiger Lage, und zuletzt verfiel er ganz auf einen Kultus der Perſönlichkeit, deſſen naive Andacht, verbunden mit der Ueberlegenheit des Machwerkes, allein das Lachen der Anderen verhindern konnte. Dieſer Kultus, heiſſe Sinnlichkeit und eine geheimnißvolle Trauer waren ziemlich die Elemente ſeiner Thätigkeit.

Er hatte drei oder vier Bilder, die er nie ganz vollendete, die Niemand außer ſeinen nächſten Freunden zu ſehen bekam, aber auf Jeden, welcher ſie ſah, einen immer neuen tiefen Eindruck machten. Das erſte war ein Salomo mit der Königin von Saba. Es war ein Mann von wunderbarer Schönheit, der ſowohl das hohe Lied gedichtet, als geſchrieben haben mußte: es iſt Alles eitel unter der Sonne! Die Königin war als Weib, was er als Mann, und Beide, in reiche, üppige Wänder gehüllt, ſaßen allein und einſam ſich gegenüber und ſchienen, die brennenden Augen Eines auf das Andere geheftet, in heißem, faſt feindlichem Wortſpiele ſich das Räthſel ihres Weſens, der Weisheit und des Glückes herauslocken zu wollen. Das Merkwürdige dabei war, daß der ſchöne König in ſeinen Geſichtszügen ein zehnmal verſchönter und verſtärkter Ferdinand Lys zu ſein ſchien.

Ein anderes Bild ſtellte einen Hamlet dar, aber nicht nach einer Scene des großen Trauerſpieles, ſondern als Portrait und ſo, als ob ein anachroniſcher Vandyk den Prinzen in ſeinen Staatsgewändern gemalt hätte, ganz jung, blühend und hoffnungsvoll, und doch mit ſeinem ganzen Schickſal ſchon um Stirn und Augen. Dieſer Hamlet glich ebenfalls ſtark dem Maler ſelbſt.

Obgleich im ſtrengſten Styl gehalten, machte doch einen überwältigenden, verführeriſchen Eindruck eine Königin, welche, ſchon von jeder Hülle entblößt, eben mit dem Fuß in einen klaren Bach zum Bade tritt und vergeſſen hat, ihre goldene Krone vom Haupte zu thun. So trat ſie, mit derſelben geſchmückt, dem Beſchauer gerade entgegen, jeder Zoll ein majeſtätiſches Weib, aus einem Lorbeergebüſch hervor, den ruhigen Blick auf das kühle Waſſer geſenkt. Dies Bild, ſo gewaltig es war, war doch mit wahrhaft klaſſiſcher Liebe und Kindlichkeit ausgeſchmückt und ausgeführt. Das Beiwerk, die glänzenden Steine im Bach, die durchſichtigen ſpielenden Wellen, die ſtahlblauen Libellen darüber, die Blumen am Ufer, die Lorbeerbäumchen und endlich die Wolken am tiefblauen Himmel, Alles war ſo friſch und leuchtend und doch ſo ſtreng und fromm geformt, daß die ſinnliche Gewalt, welche auf den reichen Gliedern der Hauptfigur herrſchte, auf dem heiligſten Rechtsboden zu ſtehen ſchien.

Das Hauptbild aber und auf welches er den meiſten Fleiß verwandte, war eine größere Kompoſition, deren Veranlaſſung die Pſalmworte geben: Wohl dem, der nicht ſitzet auf der Bank der Spötter! Auf einer halbkreisförmigen Steinbank in einer römiſchen Villa, unter einem Rebendache, ſaßen vier bis fünf Männer in der Tracht des achtzehnten Jahrhunderts, einen antiken Marmortiſch vor ſich, auf welchem Champagner in hohen venetianiſchen Gläſern perlte. Vor dem Tiſche, mit dem Rücken gegen den Beſchauer gewendet, ſaß einzeln ein üppig gewachſenes junges Mädchen, feſtlich geſchmückt, welches eine Laute ſtimmt und, während ſie mit beiden Händen damit beſchäftigt iſt, aus einem Glaſe trinkt, das ihr der nächſte der Männer, ein kaum neunzehnjähriger Jüngling, an den Mund hält. Dieſer ſah beim läſſigen Hinhalten des Glaſes nicht auf das Mädchen, ſondern fixirte den Beſchauer, indeſſen er ſich zu gleicher Zeit an einen ſilberhaarigen Greis mit kahler Stirn und röthlichem Geſicht lehnte. Der Greis ſah ebenfalls auf den Beſchauer und ſchlug dazu ſpöttiſch muthwillig Schnippchen mit der einen Hand, indeſſen die andere ſich gegen den Tiſch ſtemmte. Er blinzelte ganz verzwickt freundlich mit den Augen und zeigte allen Muthwillen eines Neunzehnjährigen, indeſſen der Junge, mit trotzig ſchönen Lippen, matt glühenden ſchwarzen Augen und unbändigen Haaren, deren Ebenholzſchwärze durch den verwiſchten Puder glänzte, die Erfahrungen eines Greiſes in ſich zu tragen ſchien. Auf der Mitte der Bank, deren hohe zierlich gemeißelte Lehne man durch die Lücken bemerkte, ſaß ein ausgemachter Taugenichts und Hanswurſt, welcher mit offenbarem Hohne, die Naſe verziehend, aus dem Bilde ſah, und ſeinen Hohn dadurch noch beleidigender machte, daß er ſich durch eine vor den Mund gehaltene Roſe das Anſehen gab, als wolle er denſelben gutmüthig verhehlen. Auf dieſen folgte ein ſtattlicher ernſter Mann: dieſer blickte ruhig, faſt ſchwermüthig, aber mit mitleidigem, bedauerlichem Spott drein, und endlich ſchloß den Halbkreis, dem Jüngling gegenüber, ein eleganter Abbé in ſeidener Soutane, welcher, wie eben erſt aufmerkſam gemacht, einen forſchenden ſtechenden Blick auf den Beſchauer richtete, während er eine Priſe in die Naſe drückte und in dieſem Geſchäft einen Augenblick anhielt, ſo ſehr ſchien ihn die Lächerlichkeit, Hohlheit oder Unlauterkeit des Beſchauers zu frappiren und zu heilloſen Witzen aufzufordern. So waren alle Blicke, mit Ausnahme derer des Mädchens, auf den gerichtet, welcher vor das Bild trat, und ſie ſchienen mit unabwehrbarer Durchdringung jede Selbſttäuſchung, Halbheit, Schwärmerei, jede verborgene Schwäche, jede unbewußte Heuchelei aus ihm herauszufiſchen oder vielmehr ſchon entdeckt zu haben. Auf ihren eigenen Stirnen und über ihren Augen, um ihre Mundwinkel ruhte zwar unverkennbare Hoffnungsloſigkeit; aber trotz ihrer Marmorbläſſe, die alle, ohne den röthlichen Greis, überzog, ſtaken ſie in einer ſo unverwüſtlichen muntern Geſundheit, und der Beſchauer, der nicht ganz ſeiner bewußt war, befand ſich ſo übel unter dieſen Blicken, daß man eher verſucht war auszurufen: Weh' dem, der da ſteht vor der Bank der Spötter! und ſich gern in das Bild hinein geflüchtet hätte.

Waren nun Abſicht und Wirkung dieſes Bildes durchaus verneinender Natur, ſo war dagegen die Ausführung mit der poſitivſten Lebensessenz getränkt. Jeder Kopf zeigte eine inhaltvolle eigenthümlichſte Individualität und war für ſich eine ganze tragiſche Welt oder eine Komödie, und nebſt den ſchönen arbeitloſen Händen vortrefflich beleuchtet und gemalt. Die geſtickten Kleider der wunderlichen Herren, der grüne Sammet und der rothe Atlaß an der reichen Tracht des Weibes, ihr blendender Nacken, die Korallenſchnur darum, ihre von Perlenſchnüren durchzogenen ſchwarzen Zöpfe und Locken, die goldene ſonnige Bildhauerarbeit an dem alten Marmortiſche, die Gläſer mit den aufſchäumenden Perlen, ſelbſt der glänzende Sand des Bodens, in welchen ſich der reizende Fuß des Mädchens drückte, dieſe zarten weißen Knöchel im rothſeidenen Schuh: Alles dies war ſo zweifellos, breit und ſicher und doch ohne alle Manier und Unbeſcheidenheit, ſondern aus dem reinſten naiven Weſen der Kunſt und aus der Natur herausgemalt, daß der Widerſpruch zwiſchen dieſem freudigen, kraftvollen Glanz und dem kritiſchen Gegenſtand der Bilder die wunderbarſte Wirkung hervorrief. Dies klare und frohe Leuchten der Formenwelt war Antwort und Verſöhnung, und die ehrliche Arbeit, das volle Können, welche ihm zu Grunde lagen, waren der Lohn und Troſt für den, der die ſkeptiſchen Blicke der Spötter nicht zu ſcheuen brauchte, oder ſie tapfer aushielt.

Lys nannte dies Bild ſeine »hohe Commiſſion,« ſeinen Ausſchuß der Sachverſtändigen, vor welchen er ſich ſelbſt zuweilen mit zerknirſchtem Herzen ſtelle; auch führte er manchmal einen armen Sünder, deſſen gezierte Gefühligkeit und Weisheit nicht aus dem lauterſten Himmel zu ſtammen ſchien, vor die Leinwand, wo dann der Kauz mit ſeltſamem etwas einfältigem Lächeln ſeine Augen irgendwo unterzubringen ſuchte und machte, daß er bald davon kam.

Heinrich wurde von ſeinen beiden Freunden und anderen Geſellen auch hier der grüne Heinrich genannt, da er ſie einſt mit dieſem Titel bekannt gemacht, und er trug ihn, wie man ihn gab, um ſo lieber, als er ſeiner grünen Bäume und ſeiner hoffnungsvollen Geſinnung wegen denſelben wohl zu verdienen ſchien und ſich überdies heimathlich dadurch berührt fühlte. Uebrigens war er, wie es einſt der unglückliche Römer prophezeit, richtig in den Hafen der gelehrten und ſtyliſirten Landſchaften eingelaufen und gab ſich, indem er ſeit ſeinem Hierſein nicht mehr aus den Mauern der großen Stadt gekommen, rückhaltlos einem Spiritualismus hin, welcher ſeinen grünen, an den friſchen Wald erinnernden Namen faſt zu einem bloßen Symbol machte.

Sobald er die angehäuften Kunſtſchätze der Reſidenz und dasjenige, was von Lebenden täglich neu ausgeſtellt wurde, geſehen, auch ſich in den Mappen einiger jungen Leute umgeſchaut, welche aus poetiſchen Schulen herkamen, ergriff er ſogleich diejenige Richtung, welche ſich in reicher und bedeutungsvoller Erfindung, in mannigfaltigen, ſich kreuzenden Linien und Gedanken bewegt und es vorzieht, eine ideale Natur fortwährend aus dem Kopfe zu erzeugen, anſtatt ſich die tägliche Nahrung aus der einfachen Wirklichkeit zu holen.

Der Verfaſſer dieſer Geſchichte fühlt ſich hier veranlaßt, ſich gewiſſermaßen zu entſchuldigen, daß er ſo oft und ſo lange bei dieſen Künſtlerſachen und Entwickelungen verweilt, und ſogar eine kleine Rechtfertigung zu verſuchen. Es iſt nicht ſeine Abſicht, ſo ſehr es ſcheinen möchte, einen ſogenannten Künſtlerroman zu ſchreiben und dieſe oder jene Kunſtanſchauungen durchzuführen, ſondern die vorliegenden Kunſtbegebenheiten ſind als reine gegebene Facta zu betrachten, und was das Verweilen bei denſelben betrifft, ſo hat es allein den Zweck, das menſchliche Verhalten, das moraliſche Geſchick des grünen Heinrich, und ſomit das Allgemeine in dieſen ſcheinbar zu abſonderlichen und berufsmäßigen Dingen zu ſchildern. Wenn oft die Klage erhoben wird, daß die Helden mancher Romane ſich eigentlich mit Nichts beſchäftigen und durch einen andauernden Müßiggang den fleißigen Leſer ärgern, ſo dürfte ſich der Verfaſſer ſogar noch beglückwünſchen, daß der Seinige wenigſtens etwas thut, und wenn er auch nur Landſchaften verfertigt. Das Handwerk hat einen goldenen Boden und ganz gewiß in einem Romane ebenſowohl wie anderswo. Uebrigens iſt nur zu wünſchen, daß der weitere Verlauf die Endabſicht klar machen und der aufmerkſame Leſer inzwiſchen ſolche Stellen dulden und von beſagtem Standpunkte aus anſehen möge.

Alſo Heinrich verſenkte ſich nun ganz in jene geiſtreiche und ſymboliſche Art. Da er ſeine Jugendjahre meiſtens im Freien zugebracht, ſo bewahrte er in ſeinem Gedächtniſſe, unterſtützt von einer lebendigen Vorſtellungskraft und ſeinen alten Studienblättern, eine ziemliche Kenntniß der grünen Natur, und dieſer Jugendſchatz kam ihm jetzt gut zu Statten; denn von ihm zehrte er dieſe ganzen Jahre. Aber dieſer Vorrath blaßte endlich aus, man ſah es an Heinrichs Bäumen; je geiſtreicher und gebildeter dieſe wurden, deſto mehr wurden ſie grau oder bräunlich, ſtatt grün; je künſtlicher und beziehungsreicher ſeine Steingruppirungen und Steinchen ſich darſtellten, ſeine Stämme und Wurzeln, deſto blaſſer waren ſie, ohne Glanz und Thau, und am Ende wurden alle dieſe Dinge zu bloßen ſchattenhaften Symbolen, zu geſpenſtigen Schemen, welche er mit wahrer Behendigkeit regierte und in immer neuen Entwürfen verwandte. Er malte überhaupt nur wenig und machte ſelten etwas ganz fertig; deſto eifriger war er dahinter her, in Schwarz oder Grau große Kartons und Skizzen auszuführen, welche immer einen beſtimmten, ſehr gelehrten oder poetiſchen Gedanken enthielten und ſehr ehrwürdig ausſahen.

Und merkwürdiger Weiſe waren dieſe Gegenſtände faſt immer ſolche, deren Natur er nicht aus eigener Anſchauung kannte, oſſianiſche oder nordiſch mythologiſche Wüſteneien, zwiſchen deren Felſenmälern und knorrigen Eichenhainen man die Meereslinie am Horizonte ſah, düſtere Haidebilder mit ungeheuren Wolkenzügen, in welchen ein einſames Hünengrab ragte, oder förmliche Kulturbilder, welche etwa einen deutſchen Landſtrich im

Mittelalter, mit gothiſchen Städtchen, Brücken, Klöſtern, Stadtmauern, Galgen, Gärten, kurz ein ganzes Weichbild aus einem andern Jahrhundert ausbreiteten, endlich ſogar hochtragiſche Scenen aus den letzten Bewegungen der Erdoberfläche, wo dann die rüſtige Reißkohle gänzlich in Hypotheſen hin und wieder fegte.

Daß Heinrich, dem doch ſo früh ein guter Sinn für das Wahre und Natürliche aufgegangen war, ſich dennoch ſo ſchnell und anhaltend dieſem künſtlichen und abſonderlichen Weſen hingeben konnte, davon lag einer der Gründe nahe genug.

Er hatte von Jugend auf, ſeit er kaum ſein inneres Auge aufgethan, alle Ueberlieferung und alles Wunder von ſich geſtoßen und ſich einem ſelbſtgemachten, manchmal etwas flachen Rationalismus hingegeben, wie ihn eben ein ſich ſelbſt überlaſſener Knabe einſeitig gebären kann.

In dem zweifelhaften Lichte dieſer Aufklärung ſtand einſam und unvermittelt ſein Gott, ein wahrer Diamantberg von einem Wunder, in welchem ſich die Zuſtände und Bedürfniſſe Heinrichs abſpiegelten und in flüchtigen Regenbogenfarben ausſtrahlten. Er glaubte dieſen Diamantfels ureigen in ſeiner Menſchenbruſt begründet und angeboren, weil unvorbereitet und ungezwungen ein inniges und tiefes Gefühl der Gottheit ihn erfüllte, ſobald er nur einen Blick an den Sternenhimmel warf oder Bedürfniß und Verwirrung ihn drängten.

Er wußte oder bedachte aber nicht, daß das Angeborne eines Gedankens noch kein Beweis für deſſen Erfüllung iſt, ſondern ein bloßes Ergebniß der langen Fortpflanzung in den Geſchlechtsfolgen ſein kann; wie es denn wirklich ſittliche oder unſittliche Eigenſchaften giebt, welche ſich unbeſtritten in einzelnen Familien wie in ganzen Stämmen fortpflanzen und oft ganz nah an das Gebiet der Ideen ſtreifen, aber dennoch nicht unaustilgbar ſind. Es iſt wahrſcheinlich, daß die angelſächſiſche Race nahezu lange genug frei geweſen iſt, um das Freiheitsgefühl phyſiſch angeboren zu beſitzen, ohne es deswegen für alle Zukunft geſichert zu haben, während den Ruſſen die Zuſammenfaſſung und Verherrlichung der Nationalität in einer abſoluten und deſpotiſchen Perſon und der daraus entſpringende Unterwürfigkeitstrieb ebenſowohl angeboren iſt, ohne deswegen unſterblich zu ſein. Da alſo beide, der Freiheitsſinn ſowohl, wie das Unterthanenbewußtſein im Menſchen angeboren vorkommen, ſo kann keines ſich darauf berufen, um ſich als die unbedingte Wahrheit darzuſtellen; aber beide beſtehen in der That um ſo kräftiger, als ihr Daſein eben die Frucht tauſendjährigen Wachsthumes iſt.

Wo nun der Fall eintritt, daß der Gegenſtand eines angeborenen Glaubens und Fühlens, welches durch Jahrtauſende ſich im Blut überliefert, außer dieſer körperlichen Welt ſein ſoll, alſo gar nicht vorhanden iſt, da ſpielt das erhabenſte Trauer- und Luſtſpiel, wie es nur die ganze Menſchheit mit Allen, die je gelebt haben und leben, ſpielen kann, und zu deſſen Schauen es wirklicher Götter bedürfte, wenn nicht eben dieſe Menſchheit aus der gleichen Gemüthstiefe, aus welcher ſie die große Tragikomödie dichtete, auch das volle Verſtändniß zum Selbſtgenuß ſchöpfen könnte.

Zahllos ſind die Verſchlingungen und Variationen des uralten Themas und erſcheinen da am ſeltſamſten und merkwürdigſten, wo ſie mit Bildung und Sinnigkeit verwebt ſind.

Weil Heinrich auf eine unberechtigte und willkürliche Weiſe an Gott glaubte, ſo machte er unter anderem auch allegoriſche Landſchaften und geiſtreiche, magere Bäume; denn wo der wunderthätige Spiritualismus im Blute ſteckt, da muß er trotz Aufklärung und Proteſtation irgendwo heraustreten. Der Spiritualismus iſt diejenige Arbeitsſcheu, welche aus Mangel an Einſicht und Gleichgewicht der Erfahrungen und Ueberzeugungen hervorgeht und den Fleiß des wirklichen Lebens durch Wunderthätigkeit erſetzen, aus Steinen Brot machen will, anſtatt zu ackern, zu ſäen, das Wachsthum der Aehren abzuwarten, zu ſchneiden, dreſchen, malen und zu backen. Das Herausſpinnen einer fingirten, künſtlichen, allegoriſchen Welt aus der Erfindungskraft, mit Umgehung der guten Natur, iſt eben nichts anderes als jene Arbeitsſcheu; und wenn Romantiker und Allegoriſten aller Art den ganzen Tag ſchreiben, dichten, malen und operiren, ſo iſt dies alles nur Trägheit gegenüber derjenigen Thätigkeit, welche nichts anderes iſt, als das nothwendige und geſetzliche Wachsthum der Dinge. Alles Schaffen aus dem Nothwendigen und Wirklichen heraus ſind Leben und Mühe, die ſich ſelbſt verzehren, wie im Blühen das Vergehen ſchon herannaht; dies Erblühen iſt die wahre Arbeit und der wahre Fleiß; ſogar eine ſimple Roſe muß vom Morgen bis zum Abend tapfer dabei ſein mit ihrem ganzen Corpus und hat zum Lohne das Welken. Dafür iſt ſie aber eine wahrhaftige Roſe geweſen.

Es war ſo artig und bequem für Heinrich, daß er eine ſo lebendige Erfindungsgabe beſaß, aus dem Nichts heraus fort und fort ſchaffen, zuſammenſetzen, binden und löſen konnte! Wie ſchön, lieblich und mühelos war dieſe Thätigkeit, wie wenig ahnte er, daß ſie nur ein übertünchtes Grab ſei, das eine Welt umſchloß, welche nie geweſen iſt, nicht iſt und nicht ſein wird! Wie wunderbar dünkte ihm die ſchöne Gottesgabe des vermeintlichen Ingeniums, und wie ſüß ſchmeckte das Wunder dem rationellen aber dankbaren Gottgläubigen! Er wußte ſich nicht recht zu erklären und ging darüber hinweg, daß ſein Freund Lys, wenn er nur einige Stunden in der Woche ſtill und aufmerkſam gemalt hatte, viel zufriedener und vergnügter ſchien, obgleich er ein arger Atheiſt war, als Heinrich, wenn er die ganze Woche componirt und mit der Kohle gedichtet. Deſto beſcheiden wohlgefälliger nahm er die Achtung vieler jungen Deutſchen hin, welche ſein tiefſinniges Beſtreben lobten und ihn für einen höchſt reſpectablen Scholaren erklärten.

Warum Heinrich nicht auf dem kürzeſten Wege, durch das gute Beiſpiel Ferdinand's, das ihm ſo nahe war, zur geſunden Wahrheit zurückkehrte, fand ſeinen Grund eben in der Verſchiedenheit ihrer religiöſen Einſichten. Der Holländer hatte ohne beſondere Aufregungen abgeſchloſſen und war ruhig; Heinrich griff ihn beſtändig an; aber Ferdinand ſetzte ihm jene Art von Ueberlegenheit entgegen, welche nicht ſowohl aus der Wahrheit als aus der Harmonie der Grundſätze mit dem übrigen Thun und Laſſen entſpringt, während Heinrich die Unruhe einer einzelnen, verfrühten oder verſpäteten Ueberzeugung äußerte und ſonderbarer Weiſe, um dem Spotte, an welchen vielleicht Niemand dachte, zuvorzukommen, Scharfſinn und Phantaſie aufbot, Andersdenkende durch Witze in die Enge zu treiben. Wenn er vor Ferdinands hoher Commiſſion, vor der gemalten Bank der Spötter ſtand, ſo lachte er den wunderlichen Käuzen in's Geſicht und freute ſich über ſie; denn er hielt ſich wegen ſeines Rationalismus, auf den er ſich guthmüthig viel zu gut that, halb und halb von der Geſellſchaft, bis ihn plötzlich die zornige Ahnung überkam, daß es auch auf ihn gemünzt wäre, und der gute Lys, welcher Heinrich wirklich liebte und wohl wußte, daß er nicht vor dies Tribunal gehöre, mußte dann hundert Angriffe und Sarkasmen aushalten.

Außer dieſem Umſtande verurſachte noch ein anderer eine Ungleichheit zwiſchen beiden Freunden. Lys, der wie Erikſon um ſechs bis ſieben Jahre älter war, als Heinrich, liebte das Glück bei den Weibern und ſah, wo er es fand, ohne bisher ein Gefühl für Treue und bindende Dauer empfunden zu haben. Er war höflich und aufmerkſam gegen ſie, ohne für ſie eine allzugroße Achtung in ſich zu beherbergen, während Heinrich zurückhaltend, ſcheu und faſt grob gegen ſie war und doch eine herzliche Achtung für jedes weibliche Weſen hegte, das ſich nur einigermaßen zu halten wußte. So ſeltſam vertraut und ſinnlich ſein Umgang mit Judith geweſen, hatte ihn doch der Inſtinct der Jugend und die ganze Lage der Dinge vor dem Aeußerſten bewahrt, und dieſe Rettung, auf die er ſich nun mit der Coquetterie der Zwanzigjährigen viel zu gute that, betrachtete er nun als ein zu erhaltendes Glück und als eine Erleichterung, dem reineren Andenken Annas leben zu können. Denn obgleich er nun auch bereits merkte, daß jenes jugendliche Gelübde ein Traum geweſen ſei, ſo war er doch weit entfernt, irgend eine neue Liebe zu hoffen und nahe zu ſehen, und ſeine Sehnſucht ging mit ihren Bildern und Träumen daher immer in die Vergangenheit zurück. Dies gab ſeiner Denkungsart etwas Zartes und Edles, welches er wirklich fühlte und ihn über ſich ſelbſt täuſchte.

Wenn daher Ferdinand die Weiber beurtheilte, wie ein Kenner eine Sache, wenn er in galanten, eleganten und ausgeſuchten, ja frivolen Dingen, Geräthſchaften, Geſprächen und Gebräuchen ſich gefiel, wenn er wirklich auf ein Abenteuer ausging oder von einem ſolchen erzählte, ſo wurde Heinrich in ſeiner Geſinnung betroffen und verlegen. Ferdinand beſaß ein mit einem Schloſſe verſehenes Album, in welches er alle ſeine Liebesabenteuer in verſchiedenen Ländern gezeichnet hatte. Man erblickte die bald empfindſamen, bald leichtfertigen Schönen in den verſchiedenſten Lagen, bald ſchmollend, zornig, weinend, bald übermüthig und zärtlich in Ferdinand's Armen, dieſen aber immer mit der größten Sorgfalt ähnlich gemacht bis auf die Kleidungsſtücke, und nicht zu ſeinem Nachtheile, während den zornigen und ſchmollenden Schönen durch allerlei Schabernack, entblößte Waden oder triviale Faltenlagen in den Gewändern weniger ein Reiz, als ein Anflug von Lächerlichkeit und Erniedrigung gegeben war. Dies Buch konnte Heinrich nicht ausſtehen; ſein Freund ſchien ihm darin ſich ſelbſt herabgewürdigt zu haben; aber weit entfernt, mit ihm darüber zu disputiren oder den Sittenrichter zu ſpielen, lächelte er vielmehr dazu. Anders, als in den religiöſen Fragen, wo er die Exiſtenz ſeines Bewußtſeins auf dem Spiele glaubte, zwang er ſich hier, die Art und Weiſe Anderer gelten zu laſſen und ſie ſogar anzuerkennen. Es war ein Zeichen ſeiner gänzlichen geiſtigen Unſchuld; denn bei mehr Erfahrung hätte das Verhältniß gerade umgekehrt ſein müſſen.

Aber alles zuſammengenommen bewirkte, daß Heinrich glaubte, ſich ſeinen eigenen Weg in jeder Hinſicht frei halten zu müſſen, und für Ferdinand's künſtleriſches Beiſpiel unzugänglich wurde, zumal in deſſen fertiger und bewußter Tüchtigkeit etwas von der Keckheit und Erfahrungsreife, von dem Liebesglücke Ferdinand's zu liegen ſchien.

Sonſt waren die Drei, Lys, Erikſon und Heinrich, die beſten Freunde von der Welt, und Jeder gab ſeinen Charakter in der unbefangenſten Weiſe dem Andern zum beſten. Sie waren um ſo lieber und unzertrennlicher zuſammen, als noch ein beſonderes gemeinſames Band ſie vereinigte. Jeder von ihnen ſtammte aus einer Heimath, wo germaniſches Weſen noch in ausgeprägter und alter Feſte lebte in Sitte, Sprachgebrauch und perſönlichem Unabhängigkeitsſinne; alle Drei waren von dem Sonderleben ihrer tüchtigen Heimath abgefallen und zu dem großen Kern des beweglichen deutſchen Lebens geſtoßen, und alle Drei hatten daſſelbe, erſtaunt und erſchreckt über deſſen Art, in der Nähe geſehen. Schon die Sprache, welche der große Haufen in Deutſchland führt, war ihnen unverſtändlich und beklemmend; die tauſend und aber tauſend »Entſchuldigen Sie gefälligſt, Erlauben Sie gütigſt, Wenn ich bitten darf, Bitt' um Entſchuldigung«, welche die Luft durchſchwirrten und bei den nichtsſagendſten Anläſſen unaufhörlich verwendet wurden, hatten ſie in ihrem Leben nie und in keiner anderen Sprache gehört, ſelbſt das »Pardon Monſieur« der höflichen Franzoſen ſchien ihnen zehnmal kürzer und ſtolzer, wie es auch nur in dem zehnten Falle gebraucht wird, wo der Deutſche jedesmal um Verzeihung bittet. Aber durch den dünnen Flor dieſer Höflichkeit brachen nur zu oft die harten Ecken einer inneren Grobheit und Taktloſigkeit, welche ebenfalls ihren eigenthümlichen Ausdruck hatten. Sie erinnerten ſich, niemals weder in ihrer Heimath noch in fremden Sprachen die in Deutſchland ſo geläufigen Geſellſchaftsformeln gehört zu haben: »Das verſtehen Sie nicht, mein Herr! Wie können Sie behaupten, da Sie nicht einmal zu wiſſen ſcheinen! Das iſt nicht wahr!« oder ſo häufige leiſe Andeutungen im freundſchaftlichen Geſpräche, daß man das, was ein Anderer ſo eben geſagt, für erlogen halte, — welches wieder auf einen anderen noch tieferen Uebelſtand ſchließen ließ. Auch die allgemeine deutſche Autoritätsſucht, welche ſo wunderlich mit der unendlichen Nachgiebigkeit und Unterwürfigkeit contraſtirte, machte einen peinlichen Eindruck auf die Deutſchen vom Gränzſaume des großen Volkes; Einer donnerte, die Vortheile ſeiner Stellung benutzend, den Andern an, und wer Niemand mehr um ſich hatte, den er anfahren, dem er imponiren konnte, der prügelte ſeinen Hund. Recht eigentlich weh aber that den Freunden die gegenſeitige Verachtung, welche ſich die Süd- und Norddeutſchen bei jeder Gelegenheit angedeihen ließen, und welche ihnen ebenſo auf ganz grundloſen Vorurtheilen zu beruhen als ſchädlich ſchien. Bei Völkerfamilien und Sprachgenoſſenſchaften, welche zuſammen ein Ganzes bilden ſollen, iſt es ein wahres Glück, wenn ſie unter einander ſich etwas aufzurücken und zu ſticheln haben; denn wie durch alle Welt und Natur bindet auch da die Verſchiedenheit und Mannigfaltigkeit, und das Ungleiche und doch Verwandte hält beſſer zuſammen; aber es muß Gemüth und Verſtand in dem Scherzkampfe ſein und dieſer zutreffend auf das wahre Weſen der Gegenſätze. Das, was die Nord- und Süddeutſchen ſich vorwerfen, iſt tödtlich beleidigend, indem dieſe jenen das Herz, jene aber dieſen den Verſtand abſprechen, und zugleich kann es keine unbegründetere und unbegreiflichere Tradition und Meinung geben, die nur von wenigen der tüchtigſten Männer beider Hälften nicht getheilt wird. Wo im Norden wahrer Geiſt iſt, da iſt immer und zuverläſſig auch Gemüth, wo im Süden wahres Gemüth, da auch Geiſt. Es giebt in Norddeutſchland Unwiſſende und Strohköpfe unter den Gebildeten und in Süddeutſchland unter den Bauern Witzbolde und Spekulanten. Wenn nun die Drei ſo oft hören mußten, wie die Nordmänner die Süddeutſchen für einfältige Leutchen, für eine Art gemüthlicher Duſeler ausgaben, und dieſe ihre nordiſchen Brüder hinter dem Rücken anmaßende Schwätzer und unerträgliche Prahlhänſe ſchalten, ſo ſchnitt ihnen dies widerliche Schauſpiel in's Herz, weil ſie gekommen waren, den Herd des guten lebendigen deutſchen Geiſtes zu finden und nun eine große Waſchküche voll unnützen Geplauders zu ſehen glaubten.

Wie es Fremdlingen oft zu ergehen pflegt, welche in einem Lande oder in einer Stadt im Genuſſe des Gaſtrechtes zuſammentreffen, daß ſie, daſſelbe übel vergeltend, Geiſt und Sitten, welche ſie vorfinden, mit der entfernten Heimath vergleichen und ſich in gemeinſamem Tadel auf Koſten des gaſtlichen Landes einigen, übertrieben auch die drei Freunde vielfach ihren Tadel, nachdem ſie einmal den Schmerz einer großen Enttäuſchung empfunden zu haben glaubten, und ſie redeten ſich oft in einen großen Zorn hinein und ſagten Deutſchland feierlich ab. Erikſon ſagte, er wolle ſeiner Zwitternatur ein Ende machen und ein guter Däne werden; Lys behauptete, man müſſe an den Deutſchen ihr Großes und Eigenthümliches benutzen und ſich im Uebrigen Nichts um ſie bekümmern; nur der grüne Heinrich hing mit ſeinem ganzen Herzen an Deutſchland. Er ſchmähte es zwar auch mit dem Munde und ſprach vielleicht noch Stärkeres als die Anderen; er ſagte, da er vor allem aus Schweizer ſei, wünſche er manchmal ein Wälſcher zu ſein, um nicht mehr deutſch denken zu müſſen, und er ſei beinahe verſucht, franzöſiſch ſchreiben und denken zu lernen. Aber gerade weil es ihm hiermit bitterer Ernſt war und mehr, als den Freunden, war auch ſein Verdruß tiefer und gründlicher. In der Sprache, mit der man geboren, welche die Väter geſprochen, denkt man ſein ganzes Leben lang, ſo fertig man eine andere ſpricht; und dies anders zu wünſchen, die Sprache, in der man ſein Geheimſtes denkt, vergeſſen zu wollen, zeigt, wie tief man getroffen iſt und wie ſehr man gerade dieſe Sprache liebt.

Aber deſſen ungeachtet ward er mit jedem

Tage träumeriſcher und deutſcher und baute alle Hoffnung auf das Deutſche; denn ſeit er in Deutſchland war, hatte er die Krankheit überkommen, aller Einſicht zum Trotz das Gegentheil von dem zu thun, was er ſprach, und Theorie und Praxis himmelweit von einander zu trennen.

Fünftes Kapitel.

Die beſte Gelegenheit, ihren Unmuth und Groll zu vergeſſen und ſich wenigſtens an dem heraufbeſchworenen Glanze früherer deutſcher Herrlichkeit zu erheitern, fanden ſie, als die ganze reich geartete Künſtlerſchaft ſich zuſammenthat, um in einem großen Schau- und Feſtzuge für die kommende Faſchingszeit ein Bild untergegangener Reichsherrlichkeit zu ſchaffen; denn es war ein wirkliches Schaffen, nicht mittelſt Leinwand, Pinſel, Stein und Hammer, ſondern wo man die eigene Perſon als Stoff einſetzte und in vielhundertfältigem Zuſammenthun Jeder ein lebendiger Theil des Ganzen war und das Leben des Ganzen in jedem Einzelnen pulſirte, von Auge zu Auge ſtrahlte und eine kurze Nacht ſich ſelber zur Wirklichkeit träumte.

Es ſollte das alte Nürnberg wieder auferweckt werden, wie es wenigſtens in beweglichen Menſchengeſtalten ſich darſtellen konnte und wie es zu der Zeit war, als der letzte Ritter, Kaiſer Maximilian I, in ihm Feſttage feierte und ſeinen beſten Sohn, Albrecht Dürer, mit Ehren und Wappen bekleidete. In einem einzelnen Kopfe entſtanden, wurde die Idee ſogleich von achthundert Männern und Jünglingen, Kunſtbefliſſenen aller Grade, aufgenommen und als tüchtiger Handwerksſtoff ausgearbeitet, geſchmiedet und ausgefeilt, als ob es gälte, ein Werk für die Nachwelt zu ſchaffen. Das Vollkommene hat in dem Augenblicke ſeinen ganzen Werth, wo es geworden iſt, und in dieſem Augenblicke liegt eine Ewigkeit, welche durch eine Dauer von Jahren nur weggeſpottet wird; die Künſtler empfanden daher in der ſachgerechten und allſeitigen Vorbereitung eine anhaltend wachſende Luſt und Geſelligkeit, welche wohl von der Freude der eigentlichen Feſtſtunden überboten wurde, aber in der Erinnerung endlich der hellere und deutlichere Theil vom Ganzen blieb.

Der große Feſtzug zerfiel in drei einzelne Hauptzüge, von denen der erſte die Nürnbergiſche Bürger-, Kunſt- und Gewerbswelt, der zweite den Kaiſer mit Reichsrittern und Helden und der dritte einen mittelalterlichen Mummenſchanz umfaßte, wie von der reichen Stadt dem gekrönten Gaſt etwa gegeben wurde. In dieſem letzten Theile, welcher recht eigentlich ein Traum im Traume genannt werden konnte, in welchem die in hiſtoriſche Vergangenheit ſich Zurückträumenden mit den Sinnen dieſer Vergangenheit das Mährchen und die Sage ſchauten, hatten die drei Freunde ihren Raum gewählt, um als verdoppelte Phantaſiegebilde dem Phantaſiebilde der geſtorbenen Reichsherrlichkeit vorzutanzen.

Die Töchter, Schweſtern und Bräute vieler Künſtler hatten ſich artig und froh ergeben, dem lebendigen Kunſtwerke zum höchſten Schmucke zu gereichen, in manchem Hauſe waren die Hände geſchäftig, ſchöne Frauenkörper in die weiblichen Prachtgewänder der alten Reichsſtadt zu kleiden, und es war nicht das geringſte Vergnügen der Künſtler, auch hier die Hand anzulegen und, die alten Trachtenbücher und den Weißkunig vor ſich, in Stoff, Schnitt und Schmuck die eigenſinnigen Neigungen, den unkundigen Modegeſchmack der Frauensleute im Zaum zu halten. Wo Liebe mithalf, da ſpielte der anmuthigſte Roman in den Sammet- und Goldſtoffen und um die Perlenſchnüre, und manche zur Probe Vollgeſchmückte entzog ſich den verlangenden Armen ihres augenſeligen Geliebten mit einem Lächeln, welches den weiſen Sinn der Schönen verrieth, daß ſie auf einen beſſern Augenblick zu hoffen wiſſe, wann Pauken und Trompeten ertönten und die glänzenden Paarreihen ſich ſchwängen.

Heinrich ſah ſolchem Glücke halb gleichgültig, halb ſehnſüchtig zu und war, als frei und ledig und mit ſeinen eigenen Sachen handlich und ohne Geräuſch bald fertig, Anderen dienſtbar in ihren vermehrten Geſchäften. Es war ſein mütterliches Erbtheil, daß er ſtill und raſch ſeine eigene Perſon zu verſehen und zugleich alle Aufmerkſamkeit Anderen zu ſchenken wußte. Solche Züge verkünden ein tüchtiges Geblüt und weit mehr ein wahrhaft gutes Herkommen, als alle angelernten Höflichkeiten und Anſtandsformen. Wo ſie ſich, wie hier, in unwichtigen Dingen, ſogar nur in Sachen des Vergnügens äußern, während ihre Ausbildung und Bethätigung in den großen Lebenslagen ſtockt, da muß ein ernſtes Schickſal, eine tiefe Verirrung im Anzuge ſein, welche ſich nur dem unkundigen Beobachter verbergen.

Beide Freunde Heinrich's waren zwei reizenden Weſen für das kommende Feſt verpflichtet. In einer vergeſſenen alterthümlichen Gegend der Stadt lag ein ganz kleiner, gevierter ſonniger Platz, wo zwiſchen anderen ein ſchmales Häuschen im Renaiſſance-Styl zierlichſt ſich auszeichnete, in der Breite ein einziges Fenſter von den ſchönſten Verhältniſſen zeigend. Beide Stockwerke bildeten zuſammen einen kleinen Thurm oder eher ein Monument und waren durch den Gedanken der Gliederung ein Ganzes; die wohlgefügten, von der Zeit geſchwärzten Backſteine zeigten eine ſcharfe und gediegene Arbeit, und ſelbſt der Thürklopfer von Erz, welcher ein ſchlankes, den ſchmalen Leib kühn hinausbiegendes Meerweibchen vorſtellte, verrieth die Spuren vortrefflicher Künſtlerarbeit. Ueber der reich verzierten Thür ragte ein morgenländiſches Marienbild von ſchwarzem Marmor, das auf einem ſtark im Feuer vergoldeten metallenen Halbmonde ſtand. So erinnerte das Ganze an jene kleinen zierlichen Baudenkmäler, welche einſt große Herren für irgend eine Geliebte, oder berühmte Künſtler zu ihrem eigenen Wohnſitze bauten. Hierher hatte Ferdinand ſeine Schritte zu lenken; denn in dem reich geſimſten Fenſter ſah man ein dunkles Mädchenhaupt auf ſchmalem Körper ſchwanken, wie eine Mohnblume auf ihrem Stengel. Die Wittwe eines Malers aus der vorhergegangenen Periode wohnte in dem Häuschen, eines Malers, der zu ſeiner Zeit oft genannt wurde, von welchem aber nirgends mehr die Werke zu finden waren; ſogar ſeine ſeltſame Wittwe, die einſt nur außerordentlich ſchön geweſen, hatte das letzte Fetzchen gefärbter Leinwand weggeräumt und dafür das alte Haus inwendig bekleidet mit allen Erzeugniſſen der Modeninduſtrie und den Spielereien der Bequemlichkeit. Nur ihr pomphaftes Bildniß, wie der Verſtorbene ſie einſt als geſchmückte Braut gemalt in aller ihrer Schönheit, bewahrte ſie an einem altarähnlichen Platze und betete das Bild unverdroſſen an. Sonſt war die achtzehnjährige Tochter Agnes der einzige äſthetiſche Nachlaß des Mannes, und man bedauerte bei ihrem Anblick den Aermſten, daß er dieſes ſein beſtes Kunſtwerk nicht ſelber mehr ſehen konnte, und man bedauerte um ſo tiefer, als die Wittwe gar kein Auge für das liebliche Wunder zu haben ſchien, ſondern, in die Betrachtung ihrer eigenen früheren Schönheit verſunken, die zarte Blume des Kindes ſchwanken und blühen ließ wie ſie eben wollte.

Von einer Schulter zur andern, mit Inbegriff beider, war Agnes kaum eine Spanne breit, aber Hals und Schultern waren bei aller Feinheit wie aus Elfenbein gedrechſelt und rund, wie die zwei kleinen vollkommenen Brüſtchen, und wie die ſchlanken Arme, deren Ellbogen bei aller Schlänke ein anmuthiges Grübchen zeigten. Bis zu den Hüften wurde der Leib immer ſchlangenartiger und ſelbſt die Hüften verurſachten eine faſt unmerkliche Wölbung; aber dieſe war ſo ſchön, daß ſie beinahe mehr Kraft und Leben verrieth, als die breiteſten Lenden. Das Gewand ſaß ihr ſchön und ſicher auf dem Leibe; ſie liebte es ganz knapp zu tragen, ſo daß ihre ganze Schmalheit erſt recht zu Tage trat, und doch berauſchten ſich die Augen deſſen, der ſie ſah, mehr in dieſer Erſcheinung, als in den reichen Formen eines üppigen Weibes, und wer einer vollen Schönheit kalt vorüberging, glaubte dies ſchmale Weſen augenblicklich in die Arme ſchließen zu müſſen. Auf ſolchem ſchwanken Stengel aber wiegte ſich die wunderbarſte Blume des Hauptes. In dem marmorweißen Geſicht glänzten zwei große dunkelblaue Augen und ein kirſchrother Mund, und das Rund des Geſichtes ſpitzte ſich ſtark in dem kleinen reizenden Kinne zu, und doch war dies Kinn nicht ſo klein, daß es nicht noch die reizendſte Andeutung einer Verdoppelung geziert hätte. Aber der breiteſte Theil der ganzen Geſtalt im wörtlichen Sinne ſchien das große volle Haar zu ſein, welches ſie krönte; die gewaltige, tiefſchwarze Laſt, vielfach geflochten und gewunden und immer mit grünem Seidenbande durchzogen, wuchtete rund um den kleinen Kopf, und da, wenn die ſchlanke Geſchmeidige ſich anmuthig und leicht bewegte und das ſchöne Haupt ſenkte, dies unwillkürlich die Vorſtellung erregte, das Gewicht des dunklen Haarbundes verurſache das liebliche Schwanken und Beugen, ſo rief ſie von ſelbſt das Bild einer Blume hervor; aber noch froher überraſchte es, wenn ſie ſich unverſehens frei aufrichtete und die ſchwere Krone ſo leicht und unbewußt trug, wie ein ſchlanker Hirſch ſein Geweih.

In ihr geiſtiges Leben war noch kein ſicherer Blick zu thun. Meiſt ſchien ſie kindlicher zu ſein, als es ihrem Mädchenalter eigentlich zukam; gelernt hatte ſie auch nicht viel und las nicht gern, ausgenommen komiſche Erzählungen, wenn ſie deren habhaft werden konnte; aber ſie mußten gut, ja klaſſiſch ſein, und alsdann ſtudirte ſie dieſelben ſehr ernſthaft und verzog nicht den Mund. Manchmal ſchien ſie entſchieden beſchränkten Verſtandes und unbehülflich; ſobald aber Ferdinand da war, überfloß ſie von klarem kryſtallenem Witze, der noch in der Sonne der Kindheit funkelte, indeſſen ihre Augen eine reife Sinnenwärme ausſtrahlten, wenn ſie neckend und zärtlich an ſeinem Halſe hing. Er durfte aber alsdann nicht wagen, ſie koſend ebenfalls zu umfaſſen, wie er überhaupt ſich leidend verhalten mußte, wenn er ſie nicht erzürnen und von ſich ſcheuchen wollte.

Wie Ferdinand in das Haus gekommen, wußte er ſelber kaum mehr zu ſagen; er hatte das ſeltene Gebilde im Rahmen des alten Fenſters geſehen, und es war ihm nachtwandlerhaft gelungen, ſich alſogleich einzuführen und der tägliche Beſucher zu werden.

Aber bald mußte er in einen Zwieſpalt mit ſich ſelbſt gerathen, da das eigenthümliche und räthſelhafte Weſen nicht die gewohnte Art zuließ, das Glück bei Frauen zu erhaſchen. Dieſe Erſcheinung war zu köſtlich, zu ſelten und zugleich zu kindlich und zu unbefangen, als daß ſie durfte zum Gegenſtande einer vorübergehenden Neigung gemacht werden, und auch wieder zu eigen und abſonderlich unbeſtimmt, um gleich den Gedanken einer Verbindung für das Leben zu erlauben. Ferdinand ſah, daß das Kind ihn liebte, und er fühlte auch, daß er ihr von Herzen gut war, noch über das leidenſchaftliche Wohlgefallen hinaus, welches ihr Aeußeres erregte; aber er glaubte überhaupt nicht an ſeine Liebe, er bildete ſich ein, nicht dauernd lieben zu können oder zu dürfen, und wußte nicht, daß Liebe im Grunde leichter zu erhalten, als auszulöſchen iſt; und gerade dieſer verzweifelte Zweifel an ſich ſelbſt ließ keine tiefere Neigung in ihm reif werden.

»Sie iſt ein Phänomen!« ſagte er ſich und glaubte zu erſchrecken bei dem Gedanken, ſich für immer ein ſolches zu verbinden oder, einfach geſagt, ein Phänomen zur Frau zu haben. Und doch war es ihm unmöglich, nur einen Tag vorübergehen zu laſſen, ohne das reizende Wunder zu ſehen. Nun beſchuldigte er ſich wieder, daß ſolches Bedürfniß nur die geheime Begierde ſei, die Blume zu brechen, um ſie dann zu vergeſſen, und da er feſt gewillt war, ſich treu und ehrlich zu verhalten, ſchon aus einer Art von künſtleriſchem Gewiſſen die Verpflichtung fühlend, dies außergewöhnliche Daſein nicht zu verwirren und zu ſtören, ſo hielt er ſich ſtandhaft in ſeiner paſſiven Stellung und ſuchte derſelben einen brüderlich freundſchaftlichen Anſtrich zu geben. Er behandelte ſie mehr als Kind und nahm ſcheinbar ihre Liebkoſungen als diejenigen einer kleinen Freundin hin, ſuchte ſie zu unterrichten und nahm hin und wieder ein kaltes und ernſthaftes Anſehen an. Aengſtlich vermied er, das Wort Liebe auszuſprechen oder es zu veranlaſſen und vermied mit dem Mädchen allein zu ſein. So glaubte er als ein Mann zu handeln und ſeiner Pflicht und Ehre zu genügen und ahnte nicht, daß er ächt weiblich zu Werke ging. Denn er war nun wirklich auf dem Punkte angelangt, wo liebenswürdige und geiſtreiche Männer gerade ſo auf eigennützige Weiſe mit weiblichen Weſen ſpielen, wie es tugendhafte Coquetten mit jungen Männern zu thun pflegen.

Auch wußte das ärmſte Kind ihm keinen Dank dafür. Sie achtete nicht auf ſeinen Unterricht und wurde traurig oder unmuthig, wenn er die väterliche Art annahm. Hundertmal ſuchte ſie das Wort auf Liebe und verliebte Dinge ſchüchtern zu lenken; allein er ſtellte ſich, als kennte er dergleichen nicht, und der erwachende Trotz verſchloß ihr den Mund. Hundertmal liebkoſte ſie ihn jetzt und hielt ſich dann ein Weilchen geduckt und ſtill, damit er das Koſen erwidern ſolle, und ſie war nicht mehr bereit, zornig davon zu fliehen; allein er rührte ſich nicht und ertrug das ungeduldige Spiel des ſchmalen ſchlangenähnlichen Körpers mit der größten Standhaftigkeit. Dennoch ſah die Arme recht gut, daß er mit ganz anderen Gefühlen zu ihr kam, als mit denen eines Bruders oder ſchulmeiſterlichen Freundes, und ſah wohl das verhaltene Feuer in ſeinen Augen, wenn ſie ihm nahe trat und das unabläſſig betrachtende Wohlgefallen, wenn ſie umherging; und ſie war nur bekümmert, den Grund ſeines Betragens nicht zu kennen und fürchtete, da ſie die Welt nicht kannte, ihr verborgene, unheilvolle Dinge, die gar in ihr ſelbſt lägen, dürften ihrem Glücke im Wege ſtehen.

In dem Maße aber, in welchem ſie täglich verliebter und trauriger wurde, gewann ihr Weſen an Entſchiedenheit und Klugheit, und im gleichen Maße wuchs die Verlegenheit Ferdinand's;

denn er ſah nun ein, daß er nicht länger ſich alſo verhalten durfte. Ihr verliebtes und ſich hingebendes Weſen ſchreckte ihn durchaus nicht ab, weil er deſſen Grund und Natur durchſchaute und ſie darum nur um ſo reizender fand; dagegen mußte er nun geſtehen, daß wohl eine artige und köſtliche Frau aus ihr zu machen wäre und ſchüttelte ſich innerlich bei dem Gedanken, ſie je in eines Andern Händen zu ſehen, während der Unſelige doch immer noch ſich nicht entſchließen konnte, ſeine Selbſtherrlichkeit mit einem anderen Weſen für immer zu theilen und noch für eine zweite Hälfte zu leben.

Beide Wagſchalen ſtanden ſich vollkommen gleich und das Zünglein ſeiner Unentſchloſſenheit ſchwebte ſtill in der Mitte, als das Künſtlerfeſt herannahte. Agnes ſollte daran Theil nehmen; Ferdinand war befliſſen, ihre Geſtalt vollends zu einem Feenmährchen zu machen und faßte dabei den Vorſatz, es nunmehr darauf ankommen zu laſſen, ob das Feſt eine Entſcheidung herbeiführe oder nicht; er wollte eine ſolche weder ſuchen noch ihr widerſtehen; denn noch immer hielt er ſich in ſeiner Selbſtſucht für vollkommen frei. Wenn er aber das Mädchen nur ein einziges Mal geküßt habe, gab er ſich das Wort, ſo ſolle ſie unverbrüchlich die Seinige ſein.

Agnes aber hatte einen ähnlichen Plan in ihrem Herzchen ausgeſponnen, der indeſſen ſehr einfach war. Sie gedachte, in einem geeigneten günſtigen Augenblicke ohne Weiteres mit ihren Armen den Geliebten zu umſtricken und zum Geſtändniß ſeiner Neigung zu zwingen, und falls dies noch nicht hülfe, die Aufregung der Feſtfreude benutzend, ihn ſo mit Liebeſchmeicheln zu berauſchen und förmlich zu verführen, daß er das Opfer ihrer Unſchuld nähme. Dieſer verzweifelte Plan gohr und rumorte in ihrem pochenden Buſen, daß ſie wie eine Träumende umherging und nicht einmal bemerkte, wie Ferdinand ſtarr auf ihren jungen Buſen hinſah, als er einen Augenblick beim Probiren der ſchimmernden Feſtgewänder entblößt wurde. Sie war in ihrer Unſchuld feſt überzeugt, daß Ferdinand, wenn ihr Plan gelänge, alsdann für immer der Ihrige würde.

In nicht ſo bedenklicher Lage fand ſich Erikſon, welchem ſich alle Dinge, außer ſeinen Bildern, mühelos und körnig geſtalteten; er ſchritt auch mit ausreichenden Waidmannsſchritten, obwohl nicht ohne die nöthige Behutſamkeit, durch ſein Liebesverhältniß und auf das Theil zu, das er oder das Schickſal ſich erwählt.

Eine reiche und ſchöne Brauerswittwe hatte bei der Verlooſung der großen Gemäldeausſtellung ein Bildchen von ihm gewonnen, welches ihm theuer bezahlt worden war. Die Dame ſtand nicht im Rufe einer beſonderen Kunſtfreundin, und Erikſon hoffte, ſie würde froh ſein, ihm den Gewinnſt um einen ermäßigten Preis wieder abzutreten; er gedachte dann das Bild anderwärts zu verſenden zu erhöhtem Preiſe und ſo abermals eine Summe einzunehmen, ohne der Qual und Mühſal des Erfindens und der Ausführung eines neuen Gegenſtandes ausgeſetzt zu ſein. Dieſe Ausſicht gewährte ihm ſo viel Vergnügen, daß er ſich unverweilt aufmachte und mit dem Wunſche, alle ſeine ſauern Arbeiten noch einmal und immer wieder verkaufen zu können, das Haus der Wittwe aufſuchte.

Bald ſtand er auf dem Vorſaale des ſtattlichen Wittwenſitzes, deſſen Pracht das Gerücht von dem unmäßigen hinterlaſſenen Vermögen des verſtorbenen Bierbrauers zu beſtätigen ſchien. Eine alte Aufwärterin, welcher er ſein Anliegen mittheilen mußte, brachte ihm indeſſen gleich den Bericht, daß die Herrin das Bild mit Vergnügen wieder abtrete, daß er aber ein ander Mal vorſprechen möge. Weit entfernt, über dieſe Willfährigkeit und Geringſchätzung empfindlich zu ſein, ging Erikſon ein zweites und drittes Mal hin, und erſt das dritte Mal wurde er etwas betroffen und erboſt, als dieſelbe Aufwärterin endlich kund that, daß die bequeme Dame das Bild um ein Viertel des angegebenen Werthes wieder verkaufe und die Summe für die Armen beſtimme, daß der Herr Maler, um ihm nicht fernere Mühe zu machen, es am anderen Tage beſtimmt abholen und das Geld mitbringen möchte. Er tröſtete ſich indeſſen mit der Ausſicht, nunmehr ſicher ein Vierteljahr nicht malen zu müſſen, und das Wetter betrachtend, ob es gute Jagdtage verſpräche, machte er ſich zum vierten Male auf den Weg.

Die unvermeidliche Alte führte ihn in ihr kleines Wärtergemach und ließ ihn da ſtehen, um das Kunſtwerkchen herbeizuholen. Dieſes war aber nirgends zu finden; immer mehr Bedienſtete, Köchin, Kammermädchen und Hausknecht rannten umher und ſuchten in Küche, Keller und Kammern. Endlich rief das Geräuſch die ſchöne Wittwe ſelbſt herbei, und als ſie, die, nach dem kleinen wunderlichen Bildchen urtheilend, gewähnt hatte, einen ebenſo kleinen und dürftigen Urheber zu finden, als ſie nun den gewaltigen Erikſon daſtehen ſah, der mit der Stirn beinahe die Decke des niedern Verſchlages berührte, indeſſen ſein nordiſches Goldhaar glänzend auf die breiten Schultern fiel, da gerieth ſie in die größte Verlegenheit, zumal er, aus einem ruhigen Lächeln erwachend, ſie jetzt mit feſtem und wohlgefälligem Blick betrachtete. Sie war aber auch des längſten Anſchauens werth; kaum ſechs und zwanzig Sommer alt, ſtand Roſalie liebreizend da, von der Roſenfarbe der Geſundheit und Lebensfriſche überhaucht, von freundlichen Geſichtszügen, mit braunem Seidenhaar und noch brauneren lachenden Augen. Indeſſen, um ihre Verlegenheit zu endigen, lud ſie den Maler ein, in das Zimmer zu kommen, und wie ſie eintraten, ſahen ſie Beide zugleich die kleine Gemäldekiſte, welche als Fußſchemel unter dem Arbeitstiſchchen der Wittwe ſtand, dieſer ſelbſt unbewußt und vergeſſen, daß ſie ſchon ſeit einigen Tagen mit ihren Füßchen muthwillig darauf getrommelt.

Erröthend lachte ſie und zog das Bild eigenhändig hervor. Zugleich aber ſagte ſie, indem ſie einen flüchtigen Blick auf Erikſon warf, ſie hätte ſich eines anderen beſonnen und bedaure, ihm das Bild nicht mehr für ein Viertel, ſondern nur für die Hälfte des Werthes laſſen zu können. Beſorgt, ſie möchte noch mehr den Preis ſteigern, zog er ſeine Börſe und legte die Goldſtücke auf den Tiſch, indeſſen ſie das Bild anſcheinend aufmerkſam betrachtete und wieder begann. Je mehr ſie die Arbeit, welche ſie bisher nur oberflächlich beſehen, in's Auge faſſe, deſto beſſer gefiele ſie ihr, ſie müſſe nunmehr wirklich die volle Summe fordern! Seufzend bot er drei Viertheile der Summe. Allein die ſchöne Wittwe war unerbittlich und ſagte: »Ihr Eifer, mein Herr, durch baares Geld ihr eigenes Bild wieder zu erwerben, beweiſt mir den Werth, den ich erſt verkannt habe. Ich fordere nur die doppelte Summe, die Freiheit der Frauenlaune benutzend, oder ich will das Werk lieber behalten.«

Als Erikſon dieſe ſeltſame Steigerung auffiel und er ſie zu ſeinen Gunſten auszulegen und zu wenden beſchloß, verbeugte er ſich lächelnd, ſtrich ſein Geld wieder ein und erwiederte: »Da mein kleines Bild eine ſo gute Stelle gefunden, wäre es lieblos von mir, es derſelben zu berauben!« Die Schöne aber fuhr fort: »Und damit Sie ſehen, daß nicht Habſucht mich zu dieſer Steigerung antrieb, bitte ich, mir ein Seitenſtück um dieſen verdoppelten Preis zu malen, ſo bald als möglich, und mir jetzt gleich den Platz für beide Bilder ausſuchen zu helfen!«

Erikſon ſpazierte wohl eine Stunde mit ihr in den Gemächern herum, bis er den geeigneten Platz gefunden, und als er ſich verabſchiedete, grüßte ſie ihn freundlich, aber kurz, und lud ihn nicht ein, ſonſt wieder zu kommen.

Aber er hatte wohlweislich vergeſſen, das Maß des Bildchens gleich zu nehmen, und ſah ſich daher gezwungen, am zweiten Tage ſich wieder hinzubegeben, um Vieles ſorgfältiger gekleidet. Sie erſchien ſogleich ſelbſt und führte ihn zu dem Bildchen, hielt ihn aber nach gethaner Verrichtung durchaus nicht weiter auf. Und doch ſchien ſie dem Weggehenden ſo froh und munter während des kurzen Beſuches, daß er höchſt zufrieden nach Hauſe ging und die neue Arbeit begann. Auch vergingen kaum einige Tage, als ihn Roſalie höchſt dringend rufen ließ, um ſich wegen des Rahmens mit ihm zu beſprechen; derjenige des erſten Bildes gefiele ihr ausnehmend wohl und ſie wünſche einen ganz gleichen zum zweiten zu bekommen.

Als er ſie über dieſen Punkt einigermaßen beruhigt, entließ ihn die ihn ſtets ſchöner dünkende Roſalie auf das Freundlichſte, doch nicht ohne ihn auf den kommenden Sonntag zu Tiſche gebeten zu haben, indem ſie, wie ſie anmuthig ſich ausdrückte, dieſe Gelegenheit nun zu benutzen wünſche, ihr Haus mit einiger Künſtlerſchaft zu zieren und etwas zu lernen, damit ſolche grobe Verſtöße, wie der begangene, immer weniger wiederkehren könnten.

Erikſon betrug ſich ruhig und beſcheiden, und wie ein Jäger auf ein edles Wild ging er auf ſein ſchönes Ziel los mit klopfendem Herzen, aber ohne einen Schritt zu viel, noch zu wenig zu thun, und zwar nicht aus allzutiefer Berechnung, ſondern aus natürlicher Klugheit.

Inzwiſchen malte er das beſtellte Bildchen und ließ ſich alle Zeit dazu; er malte diesmal mit wahrer Zufriedenheit ein recht hoffnungsgrünes Frühlingslandſchäftchen, welches faſt reich und anmuthig zu nennen war; denn es ſchwante ihm, daß dieſes ſeine letzte Schilderei ſein werde.

Es war im Spätherbſte, als ihm dies Abenteuer begegnete, und im Februar war er ſchon ſo weit, daß Roſalie unter ſeinem offenen Schutze an dem Künſtlerfeſte erſcheinen wollte. Noch hatte weder Erikſon Ferdinand's wunderſame Agnes, noch dieſer die anmuthsvolle und freundliche Wittwe geſehen, und Beide waren übereingekommen, daß dies am Feſte zum erſten Male geſchehen ſollte. Heinrich hingegen war beiden Geliebten als ein ungefährliches junges Blut gelegentlich vorgeſtellt worden und er freute ſich, ohne leidenſchaftlich betheiligt zu ſein, die kommende Feſtzeit in dem Scheine ſolcher zwei Sterne mit genießen zu können.

Sechstes Kapitel.

Das große Theater war in einen Saal umgewandelt und hatte, voll erleuchtet, bereits die beiden Hauptkörper des Feſtheeres, die, welche das Feſtgeben, und die, welche es ſehen ſollten, in ſich aufgenommen Während in den Logenreihen die wohlhabendere und gebildete Hälfte der Stadt in vollem Schmucke verſammelt harrte, den königlichen Hof in der Mitte, waren die Seitenſäle und Gänge dicht angefüllt von den ſich ordnenden Künſtlerſchaaren. Hier wogte es hundertfarbig und ſchimmernd durcheinander. Jeder war für ſich eine inhaltvolle Erſcheinung, und indem er ſelber etwas Rechtem gleich ſah, betrachtete er freudig den Nächſten, welcher, durch die ſchöne Tracht gänzlich umgewandelt, nun ebenfalls ſo vortheilhaft und kräftig erſchien, wie man es gar nicht in ihm geſucht hätte.

Allen klopfte das Herz vor froher Erwartung, und doch hielten ſie ſich ruhig und gemeſſen, wie Leute, welche fühlten, daß ihnen eine ſchönere äußere Erſcheinung für das ganze Leben gebührte und nicht bloß für eine Nacht.

Seltſame Zeit, wo die Menſchen, wenn ſie ſich freudig erheben wollen, das Gewand der Vergangenheit anziehen müſſen, um nur anſtändig zu erſcheinen! Und allerdings iſt es ein prickliches Gefühl, zu wiſſen, daß die Nachkommen unſere jetzige Tracht nur etwa hervorziehen werden, um ſich im Spotte zu ergehen, wie wir dies jetzo mit derjenigen des achtzehnten Jahrhunderts thun, welches ſich ſelbſt doch ſo wohl gefiel. Und wir können uns nicht anders rächen, als indem wir, wie öfter geſchieht, die verborgene Zukunft in muthmaßenden Zerrbildern lächerlich machen und zum Voraus beſchimpfen! Wann wird wieder eine Zeit kommen, wo wir uns um die eigene Achſe drehen und uns in eigener Gegenwart genügen?

Nun öffneten ſich endlich die Thüren und die Trompeter und Pauker, welche klangvoll erſchienen, verbargen in ihrer Breite den hinter ihnen anſchwellenden Zug, ſo daß man ungeduldig harrte, bis ſie weiter vorgeſchritten und der reichen Entfaltung Raum gaben. Ihnen folgten zwei Zugführer mit dem alten Wappen von Nürnberg, dem Jungfernadler auf den weißen und rothen Wappenröcken, und hinter ihnen ſchritt ſchlank und zierlich einher, in dieſelben Farben gekleidet, aber mit einem mächtigen Laubkranze auf dem Kopfe, der Zunftführer, welcher der ſtattlichen Zunft der Meſſterſänger voranging mit ſeinem goldenen Stabe. Alle bekränzt, ging jetzt die gute Schaar der nürnbergiſchen Meiſterſänger daher mit ihrer Spruchtafel, die Jugend, in welcher noch das abenteuernde Wanderblut wallte, voran in kurzer Tracht mit der Zither auf dem Rücken; dann aber folgten die Alten, um den ehrwürdigen Hans Sachs geſellet; dieſer ſtellte ſich dar in dunkelfarbigem Pelzmantel, ehrbar und ſtattlich wie ein wohlgelungenes Leben und doch mit dem Sonnenſchein ewiger Jugend um das weiße Haupt.

Das junge Weib mit voller Bruſt und rundem Leib, wie Göthe ſang, hatte ihm gezeigt:

»Der Menſchen wunderliches Weben,
Ihr Wirren, Suchen, Stoßen und Treiben,
Schieben, Reißen, Drängen und Reiben,
Wie kunterbunt die Wirthſchaft tollert,
Der Ameishauf' durcheinander kollert! —
Unter dem Himmel allerlei Weſen,
Wie ihr's möcht in ſein'n Schriften leſen.«

Welcher auch das alte Weiblein zu ihm gleiten ſah:

»Man nennet ſie Hiſtoria,
Mythologia, Fabula.
Sie iſt rumpfet, ſtrumpfet, bucklet und krumb,
Aber eben ehrwürdig darumb« —

auch welcher that einen Narren ſpüren

»mit Bocks- und Affen-Sprüngen hofiren;«

welchem endlich ſtieg

»auf einer Wolke Saum
Herein zu's Oberfenſters Raum
Die Muſe, heilig anzuſchau'n
Wie'n Bild unſrer lieben Frau'n.
Die umgiebt ihn mit ihrer Klarheit,
Immer kräftig wirkender Wahrheit«. —

Und obgleich hier der Sängergreis ganz erſchien, wie ihn ſein wackerer Schüler Puſchmann beſchrieben:

»In dem Saal ſtund unecket
bedecket
ein Tiſch mit ſeiden grüne,
an ſelbem ſaß
ein Alt Mann, was
Grau und weiß, wie ein Daub dermaß,
der heit ein'n großen Bart fürbas;
in ein'm ſchönen großen Buch las
mit Gold beſchlagen ſchön;«

ſo verſtand der Darſteller doch ſein Urbild ſo wohl, daß man ihm noch anſah, was Göthe wieder ſang:

»Ein holdes Mägdlein ſitzend warten
Am Bächlein bei'm Hollunderſtrauch;
Mit abgeſenktem Haupt und Aug
Sitzt's unter einem Apfelbaum
Und ſpürt die Welt ringsum ſich kaum;
Hat Roſen in ihr'n Schooß gepflückt
Und bindet ein Kränzlein gar geſchickt,
Mit hellen Knospen und Blättern drein.
Für wen mag wohl das Kränzel ſein. —
— Wie er den ſchlanken Leib umfaßt,
Von aller Müh er findet Raſt;
Wie er in's runde Aermlein ſinkt,
Neue Lebenstäg und Kräfte trinkt. —
— So wird die Liebe nimmer alt
Und wird der Dichter nimmer kalt«. —

So ging er jetzt im Schmucke des Alters und der Poeſie daher, ein großes Buch tragend.

Aber das bürgerliche Lied war dazumal ſo reich und überquellend, daß es mit jeder Meiſterſchaft unzertrennlich war und hauptſächlich auch unter dem Banner der nun folgenden Baderzunft hinter Scheermeſſer und Bartbecken herging. Da war unter den Kränze-geſchmückten Geſellen Hans Roſenplüt, genannt der Schnepperer, der vielgewanderte Schalks- und Wappendichter, ein krumbuckliger munterer Geſell mit einer großen Klyſtirſpritze im Arm. Mit langen Schritten folgte dieſem der hochbeinige magere Hans Foltz von Worms, der berühmte Barbier und Dichter der Faſtnachtsſpiele und Schwänke und als ſolcher Genoß des Roſenplüt und Vorzünder des Hans Sachs. Zwei Bartſcheerer und ein Schuhmacher pflegten ſo das zarte Schoß des deutſchen Theaters.

Liederreich waren alle die alten Zünfte, die jetzt folgten in ihren beſtimmten Farben an Kleid und Banner; die Schäffler und Brauer, die Metzger, welche in rothem und ſchwarzem, mit Fuchspelz verbrämten Zunftgewande höchſt tüchtig ausſahen, ſo wie die hechtgrauen und weißen Bäcker; die Wachszieher, lieblich in grün, roth und weiß, und die berühmten Lebküchler, hellbraun mit dunkelroth gekleidet; die unſterblichen Schuſter, ſchwarz und grün, in die Farbe des Peches und der Hoffnung gehüllt; buntflickig die Schneider; die Damaſt- und Teppichwirker, bei welchen das Künſtlichere den Anfang nahm und ſchon meiſterliche Namen aufzeichnete; denn dieſe webten und wirkten die fürſtlichen Teppiche und Tücher, mit denen die Häuſer der großen Kaufherren und Patricier angefüllt waren.

Alle nun folgenden Zünfte waren angefüllt mit einer wahren Republik kraftvoller, erfindungsreicher und arbeittreuer Handwerks- und Kunſtmänner. Die Tüchtigkeit theilte ſich ſowohl unter die Geſellen, welche manchen handlichen berühmten Burſchen aufzuweiſen hatten, als unter die Meiſter. Schon die Dreher zeigten den Meiſter Hieronimus Gärtner, welcher mit kindlich frommem Eifer aus einem Stücklein Holz eine Kirſche ſchnitzte, ſo zart, daß ſie auf dem Stiele ſchwankte, und die Fliege, welche auf ihr ſaß, mit den Flügeln wehte und auf den Füßen ſich bewegte, wenn man daran hauchte — der aber zugleich ein erfahrener Meiſter und Errichter von Waſſerwerken und kunſtreichen Brunnen war.

Unter den Hufſchmieden, roth und ſchwarz gekleidet wie Feuer und Kohle, ging Meiſter Melchior, der die großen eiſernen Schlangengeſchütze aus freier Hand ſchmiedete; unter den Büchſenmachern der erfindungsreiche Geſelle Hans Danner, welcher ſchon dazumal von den harten Metallen Späne trieb, als hätte er weiches Holz unter den Händen, und ſein Bruder Leonhard, der Erfinder von mauerſtürzenden Brechſchrauben. Da ging auch der Meiſter Wolff Danner, der Erfinder des Feuerſteinſchloſſes an den Gewehren und Büchſen, die er trefflich ſchmiedete und künſtlich ausbohrte, und neben ihm Böheim, der Meiſter der Geſchützgießer, welche ihre gleißenden, wohlverzierten Geſchützröhren, Kanonen, Metzen und Karthaunen durch alle Welt berühmt machten.

Ueberhaupt war der Krieg die zehnte Muſe. Die Zunft der Schwertfeger und Waffenſchmiede allein umfaßte eine mehrfach gegliederte Welt kunſtreicher, feiner und fleißiger Metallarbeiter. Der Schwertfeger, der Haubenſchmied, der Harniſchmacher, jeder von dieſen brachte den Theil der kriegeriſchen Rüſtung, der ſeinem Namen entſprach, zur größten Gediegenheit und Zierlichkeit und bewährte darin ein nachhaltiges Künſtlerdaſein. Wunderbar löſte ſich dieſe ſtrenge Eintheilung und Beſchränkung in die Freiheit und Allſeitigkeit, mit welcher die ſchlichten Zunftmänner wieder zu den wichtigſten Thaten und Erfindungen vorſchritten und Alle wieder Alles konnten, oft ohne leſen und ſchreiben zu können. So der Schloſſer Hans Bullmann, der Verfertiger großer Uhrwerke mit Planetenſyſtemen und muſicirenden Figuren, und der Vervollkommner dieſer, Andreas Heinlein, welcher auch ſo kleine Uhren zu wege brachte, daß ſie im Knopfe der Spazierſtöcke Platz fanden; auch Peter Hele, der eigentliche Erfinder der Taſchenuhren, ging hier unter dem handfeſten Namen eines Schloſſermeiſters.

Gleich auf dies handlich ſinnige Zunftweſen folgte dasjenige, welches am ſchärfſten dieſe Zeit von einem früheren Jahrtauſend unterſchied, nämlich das der Buchdrucker und Formſchneider, welche für Wort und Bild die Schleuſen der unendlichen Vervielfältigung aufthaten und den Strom losließen, der nun die Welt überſchwemmt. Vor bald vierhundert Jahren haben ſie den Zapfen ausgeſtoßen, daß das Brünnlein ſprang, und wo ſtehen wir jetzt? Es iſt ein großes unentbehrliches Mittel geworden, welches der Unſinn ebenſo behende braucht, als die Vernunft; es iſt die Luft, welche der Gerechte, wie der Ungerechte athmet, und der Tiſchklopfer badet ſich ſo munter und unbefangen in ſeiner Fluth, wie der Sperling im Bache. Weit hinter dieſer Fluth iſt die langſame aber ſtäte Bewegung des eigentlichen Geiſtes geblieben, des Geiſtes, der nicht auf dem Papier, ſondern in Fleiſch und Blut lebt und ſich nur von Leib zu Leib, von Auge zu Auge, von Ohr zu Ohr mittheilt, überzeugt, trennt und einigt.

Auch hier kommt zuletzt alles wieder auf den perſönlichen Menſchen an, wie er leibt und lebt und zu dem Anderen hintritt mit ſeiner Wahrheit oder Täuſchung.

Aber nichts deſto minder wollen wir die Gruppe der Meiſter höchlich ehren, welche nun ſchwarz und weiß gekleidet daher kam. Es waren die Männer, welche nebſt der unſchätzbaren Bibel freilich auch das Corpus juris druckten, aber daneben auch eifrig bemüht waren, ſtattliche Ausgaben der wieder erſtandenen Klaſſiker herzuſtellen, und eine Ehre darein ſetzten. So wackere und fähige Werkleute waren ſie, daß ſie nicht nur das kitzliche und zuſammengeſetzte Handwerkszeug ſelbſt anfertigten und verbeſſerten, ſondern auch die griechiſchen und lateiniſchen Bücher ſelbſt zu corrigiren verſtanden.

Es lag aber etwas Griechiſches in der Luft jener Zeit, und wie alle Gewerke ſchon durch den Meiſtergeſang mit der Kunſt verbunden waren, ſo ging beinahe jedes Einzelne unmittelbar in die bildende Kunſt über und hatte bei derſelben als Legaten die Sprößlinge ſeiner Werkſtatt. So waren hier mit den Buchdruckern die Formſchneider gepaart, deren Kunſt alſobald der jungen Buchdruckerei zur Seite ging und in dem damaligen Drange, jedem geeigneten Raume Form und

Bild aufzudrücken, ſich blühend entfaltete. Ein tödtlicher Froſt iſt dann lange Jahre hindurch auf dieſen Blüthendrang, der in allem Handwerk trieb, gefallen, und erſt in neueſter Zeit erholt er ſich wieder ein wenig und fängt gerade, die bis zur Ueberfeinerung gediehene Kupferſtecherei der verdunkelten Jahre überſpringend, wieder da an, wie ehemals, nämlich beim Holzſchnitt. Aber noch wuchert mit der zehnfachen Mühe, mit welcher das Gute zu thun wäre, das Krabbeliche, Charakterloſe und Schwächliche und überwuchert das Klare und Feſte, und das Uebel ſcheint von oben zu kommen, wo man den feſten Gedanken, der zur feſten Form gehört, nicht freigeben will. Bezeichnend hiefür iſt ein Zug, welcher ſich unlängſt zutrug. Der König eines großen deutſchen Staates hatte über ſeine eigenen Porzellanwerkſtätten in ernſter Kunſt ergraute Männer geſetzt, daß ſie die Formen der Gefäße überwachten und den unreinen Geſchmack austrieben und fernhielten. Allein eine überroyaliſtiſche Zeitung tadelte des Königs Maßregel und bemerkte ziemlich unbotmäßig, daß ſich die vornehme Welt wohl keinen

Geſchmack vorſchreiben ließe, und den Rococoſtyl, welchen ſie einmal zu ihrem Zeichen erhoben, aufrecht zu halten wiſſen werde. Dieſe Palaſtrevolution gelang denn auch inſofern, als die Pairs des Landes nicht des Königs rein geformte Blumengeſchirre kauften, ſondern ſich anderwärts mit ſolchen verſahen, welche einem aufrechtſtehenden gefrorenen Waſchlappen gleichen, und die Wächter des Geſchmackes bewachten trauernd des Königs Ladenhüter.

Neben Hans Schäufelein, dem fleißigen Schüler Albrecht Dürers, ging unter den Holzſchneidern ein kleines Männchen in einem Mäntelchen von Katzenpelz und einer eben ſolchen Zipfelkappe. Dies war Hieronimus Rösch, ein großer Katzenfreund, in deſſen ſtiller Arbeitsſtube überall ſpinnende Katzen ſaßen, am Fenſter, auf Bänken und auf dem Tiſche.

Auf das dunkle Katzenmännchen folgte eine lichte Erſcheinung, die Silberſchmiede in himmelblauem und roſenrothem Gewand mit weißem Ueberwurf, die Klarheit und das kunſtweckende Weſen ihres Metalles verkündend, während die

Goldſchmiede, ganz roth gekleidet in ſchwarz-damaſtenem Mantel und reich mit Gold geſtickt, den tieferen Glanz ihres Stoffes zur Schau trugen. Silberne Bildtafeln und goldgetriebene Schalen wurden ihnen vorangetragen; die plaſtiſche Kunſt lächelte hier aus ſilberner Wiege und die neugeborene Kupferſtecherkunſt hatte hier ihren metalliſchen Urſprung, wunderlich getrennt von dem Holzſchnitt, welcher mit der ſchwärzlichen Buchdruckerei ging.

Mit Holz und Kupfer nur hatten es die nun auftretenden Kupfertreiber und Ornamentſchneider zu thun, dafür waren ſie aber ſchon ganz Künſtler und unbezweifelte Bildwerker. Sebaſtian Lindenaſt arbeitete ſeine kupfernen Gefäße und Schalen ſo ſchön und koſtbar, daß ihm der Kaiſer das Vorrecht verlieh, ſie zu vergolden, welches ſonſt Niemand durfte. Obgleich dergleichen für heute nicht mehr ziemte, ſo kann es doch keine ſinnigere Beſchränkung und Befreiung von derſelben geben, als dieſe, wo ein kunſtreicher treuer Mann vom oberſten Haupte der Nation, des Reiches die Befugniß erhielt, ſein geringes Metall der edlen

Form wegen, die er ihm zu geben wußte, mit Goldglanz zu umgeben und es ſo zum Golde zu erheben.

Neben dieſer, um dieſes Umſtandes willen ſo lieblichen und wohlthuenden Geſtalt des Lindenaſt (wie deutſch und grün wehend war ſchon dieſer Name!) ging Veit Stoß, der Mann von wunderlichſter Miſchung. Dieſer ſchnitzte aus Holz ſo holde Marienbilder und Engel, und bekleidete ſie ſo lieblich mit Farben, güldenem Haar und Edelſteinen, daß damalige Dichter begeiſtert ſeine Werke beſangen. Dazu war er ein mäßiger und ſtiller Mann, der keinen Wein trank und fleißig ſeines Werkes oblag, die frommen Wunderbilder für die Altäre zu Tage fördernd. Welch reines Gemüth mußte dieſer Künſtler in ſich tragen. Aber er machte eifrigſt falſche Werthpapiere, um ſein Gut zu erhöhen, und als er ertappt ward, durchſtach man ihm beide Wangen öffentlich mit glühendem Eiſen. Aber weit entfernt, von ſolcher Schmach gebrochen zu werden, erreichte er in aller Gemächlichkeit ein Alter von fünf und neunzig Jahren und ſchnitt nebenbei ſchöne und lehrreiche

Reliefkarten von Landſchaften mit Städten, Gebirgen und Flüſſen; auch malte er und ſtach in Kupfer.

Noch ein ſinnreicher Arbeiter in Kupfer war Hans Frei, Dürer's Schwiegervater, welcher reizende und muthwillige Frauenfiguren in Kupfer trieb, die aus den Brüſten und auf dem Kopfputze Waſſer ſpringen ließen; zugleich ſpielte er trefflich die Harfe und war in Muſik und Poeſie wohl erfahren. Seine ſchöne böſe Tochter Agnes aber, in welcher ſich Liebreiz und Unerträglichkeit unabläſſig vermählten, brachte den Schönheit bedürftigen und ſanftmüthigen Albrecht unter den Boden.

Doch als ein ganzer und klaſſiſcher Genoß trat nun, unter dem ſchlichten Namen der Gelb- und Rothgießer, Peter Viſcher einher mit ſeinen fünf Söhnen, die Handtierer in glänzendem Erze. Er ſah aus mit ſeinem kräftig gelockten Bart, ſeiner runden Filzmütze und ſeinem Schmiedefell, wie der wackere Hephäſtos ſelber. Sein freundliches großes Auge verkündete, daß es ihm gelang, aus reinlichem Erz ſich ein unvergängliches Denkmal zu ſetzen, reich in der Arbeit vieler Jahre und beſchienen von der fernen Sonne griechiſcher Welt. Noch heute ſteht ſein Grabmal des heiligen Sebaldus, ein ſchlank edler Aufbau von romantiſcher Phantaſie und klaſſiſcher Anmuth, der reiche Wohnſitz einer Schaar edler mannigfaltiger Bildwerke, die in lichtem Raume den ſilbernen Sarg des Heiligen hüten. Er wohnte mit ſeinen fünf Söhnen ſammt deren Weibern und Kindern in Einem Hauſe, an Einer Werkſtatt, und konnte ſo mit ſeiner Familie einem geheiligten Baume verglichen werden, in deſſen Aeſten die köſtlichen Früchte von Erz reiſten, die in alle Länder hin ſich verbreiteten. Die Wiege eines Helden, Staatsmannes oder Dichters müßte einmal in ſolcher Werkſtatt ſtehen, wo unter leidenſchaftlich bewegter Arbeit die ehernen Geſtalten und eine Welt ebenmäßiger Zierrathen aus Einem Kerne ſich bilden und das lang ausdauernde Schaffen einem lebendigen Epos gleicht.

Zu den edelſten und vertrauenswertheſten Geſtalten einer wohlbeſtehenden Stadt gehören die kundigen Baumeiſter. Sie ſtehen unter allen

Künſtlern dem Rath am nächſten und ſind dem Bürgerkinde ſtets eine werthe Erſcheinung, welche ihm Einſicht, Maß und Zierde bedeutet, Rath und That für das öffentliche Ganze, wie für das Bedürfniß des Einzelnen. Sie ſind am innigſten mit Land und Boden verbunden; denn ſie bauen das Unbewegliche und müſſen daher kundig ſein in Fels und Wald, wie am rauſchenden Waſſer. Ganz in dieſem Sinne erſchien in dem Zuge mit den Maurer- und Zimmermeiſtern beſonders der Eine der beiden Behaims, Hans, von dem die Nachrichten ſagen, er ſei angeſehen geweſen bei Rath und Gemeinde, freundlich und gütigen Beſcheids gegen Jedermann, wie gegen die geringſten ſeiner Arbeitsleute. Wenn man an die zierbegabten und gewaltigen Bauwerke jener Glanzzeit denkt, ſo muß man dieſes Mannes vorzüglich zugleich gedenken. Wir aber, die wir nach menſchlicher Schwachheit immer lieber das auffallende und ſeltſame Gute, als das in gereihter ſicherer Ordnung erwachſene, betrachten, ſehen jetzt mit Vorliebe jenen großen dickſtarken Mann heranſchreiten, den Zimmermann Georg Weber, zu deſſen grauem Kleide es einer Unzahl von Ellen handfeſten Tuches bedurfte. Dieſer war ein rechter Wälderverfilger; denn mit ſeinen Werkleuten, die er alle ſo groß und ſtark ausſuchte, wie er ſelber war, mit dieſer Rieſenſchaft werkte er ſo mächtig in Bäumen und Balken und zugleich ſo ſinnreich und künſtlich, daß er ſeines Gleichen nicht fand. Aber er war auch ein trotziger Volksmann und machte im Bauernkrieg den Bauern Geſchütze aus grünen Waldbäumen, aus welchen ſie ganz emſig auf die Adeligen ſchoſſen. Er ſollte desnahen zu Dinkelsbühl geköpft werden. Allein der Rath von Nürnberg löſte ihn wegen ſeiner Kunſt und Nutzbarkeit aus und machte ihn zum Stadtzimmermeiſter; denn er baute nicht nur ſchönes und feſtes Sparren- und Balkenwerk, ſondern auch Mühl- und Hebemaſchinen und gewaltige laſttragende Wagen und fand für jedes Hinderniß, eine jede Gewichtmaſſe einen Anſchlag unter ſeiner ſtarken Hirnſchale. Das Merkwürdigſte war nun, daß er weder leſen noch ſchreiben konnte und bei aller dieſer trotzigen Stärke doch ſo genau, maßtreffend, ſorgfältig und faſt zart in ſeinem Werke war, wie es nur die mit frommer Kindesunſchuld gepaarte Kraft des Volkes ſein kann.

Endlich erſchien, eröffnet von zwei »Lehrbuben«, die eigentliche Zunft der Maler und Bildhauer; wie bei allen anderen Zünften folgten auch hier nach den Lehrlingen die Träger der Zunftzeichen, und nach dieſen zwei Geſellen, der Maler Hans Spring in Klee, Dürer's Schüler und Hausgenoß und kunſtreich im Malen auf Pergament, in zierlich goldſchimmernden und azurblauen Arabesken und Figuren; dann der Bildhauer Peter Flötner, ein geiſtvoller handſicherer Geſell und Künſtler. Einzeln ging jetzt ein ſchöner Edelknabe mit dem Wappen, das in himmelblauem Felde drei ſilberne Schildchen zeigt, und von Maximilian dem großen Meiſter für die ganze geehrte Künſtlerſchaft gegeben worden iſt. Der Sinn dieſes Wappens dürfte ſich am einfachſten in den Begriff von Tafeln oder Schilderei auflöſen. Hätten die Maler ſelbſt es beſtimmen dürfen, ſo würden ſie wahrſcheinlich in hergebrachtem Sinne eine Trophäe der bekannten Malergeräthſchaften gewählt haben; der wappenkundige und poetiſche Kaiſer aber wußte das einfache Beſondere in die einfachſte allgemeine ſinnige Form zu kleiden.

Hinter dieſem anmuthigen Wappen ſchritt nun Albrecht Dürer, zwiſchen ſeinem Lehrer Wohlgemuth und Adam Kraft, wie zwiſchen den guten Genien ſeines eigenen Namens. Für ſeine Perſon hatte ſich ein Maler gefunden, der ſein Aeußeres, mit Ausnahme der Kleidung, nicht zu ändern brauchte, um dem Bildniſſe des deutſchen Meiſters, das dieſer ſelbſt von ſich gefertigt, beinahe ganz zu gleichen. Die hellen Ringellocken fielen zu beiden Seiten gleich geſcheitelt ganz ſo auf die breiten Pelz geſchmückten Schultern nieder, das gedankentiefe, fromme heitere Antlitz ſchien aus jenem Bilde herausgeſchnitten, und ein ſchlank geformter geſchmeidiger Leib bewegte ſich in dem ſchwarzen Untergewande. Dieſe Erſcheinung war ganz germaniſch und ganz chriſtlich, und wenn ſich auch in den geringelten Haaren ein anmuthiger Schalk ahnen ließ, ſo war auch dieſer chriſtlich und ließ ſich von der kirchlich an=

getrauten böſen Ehehälfte geduldig unter die Erde zanken.

Wie anders jener römiſche Raphael, der, vom Anſchauen des alten Marmors geſättigt, im Chriſtlichen nur das Menſchliche ſah und ſein kurzes blühendes Leben in freudebringendem gewaltigen Schaffen und freier Frauenliebe verzehrte. Albrecht war ein eifriger Reformationsmann, eben weil er ein tiefer Chriſt war; hätte Raphael die Reformation empfunden und mitgelebt, er würde vielleicht nicht Raphael geweſen ſein. Der Glückliche träumte in einer anderen Welt, und Papſt wie Luther gingen wie Schatten an ſeinem Auge vorüber.

Albrecht Dürer ſchloß als der letzte die vorüberwandelnde Schaar der Bildner und Werkleute. Sie war der bedeutſamſte Theil des ganzen Zuges geweſen, weil ſie für Alle noch eine Wahrheit war. Wenn auch nicht als organiſches, republikaniſch bürgerliches Gemeinweſen erwachſen, wie jenes reichsſtädtiſche, ſondern durch das Wort eines zufälligen Fürſten zuſammengerufen, gepflegt und beſtärkt, hatten alle dieſe Männer und Jünglinge nicht nur durch die ungebrochene äußere Geſtalt, ſondern auch durch ihr Können und Wollen die Fähigkeit und das Recht, jene bewährten Verfahren darzuſtellen. Denn es war kein dilletantiſches Beſtreben, was in dieſer Stadt herrſchte, ſondern die Meiſterſchaft blühte in hundert Zweigen in glänzend reifender Technik. Außer den vielen Malern und Bildhauern gingen Baumeiſter, Erzgießer, Glas- und Porzellanmaler, Holzſchneider, Kupferſtecher, Steinzeichner, Medailleure und viele andere Angehörige eines vollen Kunſtlebens. In den Gießhäuſern ſtanden zwölf Ahnenbilder für den Palaſt des Königs, ſo eben vollendet, jedes zwölf Fuß hoch und vom Scheitel bis zur Zehe im Feuer vergoldet; zahlreiche koloſſale Statuen von Fürſten, Dichtern und anderen Großen der Nation, zu Roß und Fuß, ſammt den reichen Bildwerken ihrer Fußgeſtelle, waren ſchon vollendet und über Deutſchland zerſtreut, rieſenhafte Unternehmungen begonnen und es ging in dieſen Feuerhäuſern wohl ſchon ſo gewaltſam und kraftvoll her, wie an jenem Gußofen zu Florenz, als Benvenuto ſeinen Perſeus goß. In

Freſko und in Wachs waren ſchon unabſehbare Wände bemalt, ja in dieſem Gebiete war ein Unerhörtes und Neues geſchehen, indem ein ſchlichter Meiſter lange Hallen mit italieniſchen und helleniſchen Landſchaften auf eine maßgebende und bleibende Weiſe und zwar ſo bemalt hatte, daß die Griechen, deren plaſtiſchem Auge unſere heutige Landſchafterei wahrſcheinlich ungenießbar wäre, dieſe Bilder verſtanden und genoſſen und darin unſerer Zeit einen Vortheil beneidet hätten. Haushohe Glasfenſter wurden hier gebrannt und zuſammengeſetzt in einem Farbenfeuer und mit ſolch bewußtem Geſchmacke, daß ſie gegen die alten Reſte, die wir beſitzen, als eine neue That gelten konnten, und was die Gemäldeſammlungen des Staates an ſeltenen und unerſetzbaren Schätzen auf verwitterter Leinwand bewahrten, wurde zur Erhaltung von bewährten Arbeitern mit anſpruchloſem Fleiße auf Porzellanplatten und edle Gefäße getreu übergetragen mit einer Kunſt, die man ſelbſt vor zwanzig Jahren nicht geübt hatte. Neue bedeutſame Sammlungen entſtanden auf dieſe Art.

Nachdem nun, was eine Stadt baut und ziert und von ihr liebend gehegt wird, vorangegangen, trat gewiſſermaßen die Stadt ſelbſt auf, wenn der nun folgende Zug von jenem irgend noch zu trennen iſt; denn beide zuſammen machten ja das Ganze aus, und ſein rühmliches Wohl kannte nur Einen Boden für ſeine Wurzeln.

Von zwei bärtigen Helebardirern begleitet wurde das große Stadtbanner getragen. Hoch trug der kecke Träger im weiß und rothen, üppig geſchlitzten Kleide die wallende Fahne, die eine Fauſt ſtattlich in die Seite geſtemmt und anmuthig den Fuß vorſetzend. Alsdann kam der Stadthauptmann, kriegeriſch prachtvoll in roth und ſchwarz gekleidet, mit einem Bruſtharniſch angethan und den Kopf mit breitem, von Federn wogenden Barettbute bedeckt.

Ihm folgten gleich die beiden Bürgermeiſter, ſtaatsmänniſchen und weiſen Anſehens, dann der Syndikus und die Rathsherren, unter denen manch ein im weiten Reich angeſehener und demſelben erſprießlicher Mann war.

Von den beiden Stadtſchreibern, welche neben einander gingen, war der eine ſchmächtige Schwarzgekleidete, mit der ſchön geſchnitzten Elfenbeinbrille auf der Naſe, in Wirklichkeit der Literator der Künſtlerſchaft und der gelehrte Beſchreiber des Feſtes. Sein rühmliches Gedenkbuch iſt unſerem Gedächtniß dankbar zur Hülfe genommen.

Den Schluß bildeten nun die feſtlichen Reihen der ehrbaren Geſchlechter. Seide, Gold und Juwelen glänzten hier in ſchwerem Ueberfluß. Dieſe kaufmänniſchen Patricier, deren Güter auf allen Meeren ſchwammen, die zugleich in kriegeriſcher Haltung mit dem ſelbſt gegoſſenen trefflichen Geſchütze ihre Stadt vertheidigten und an Reichskriegen Theil nahmen, übertrafen den Adel an Pracht und Reichthum und unterſchieden ſich von ihm durch Gemeinſinn und ſittliche Würde, vom gemeinen Bürger aber durch weitſehenden Blick und umfaſſenden erhaltenden Sinn. Ihre Frauen und Töchter rauſchten wie große lebende Blumen einher, und die Damen mußten ſich ſelbſt geſtehen, daß man vor vierhundert Jahren ſich auch zu putzen wußte. Einige gingen mit goldenen Netzen und Häubchen um die ſchön gezöpften Haare, andere mit federwallenden Baretten und Hüten;

manche die Brüſte ſtraff in Goldſtoff und Perlenſtickerei geſpannt, zwei Rubinen auf den höchſten Punkten, mit feinſtem Linnen den Hals umſchloſſen, manche aber mit prächtig entblößten Schultern, von köſtlichem Rauhwerk eingefaßt. Das Fremde und Eigenſinnige im Schnitt der Gewänder entſtellte nicht, wie ſonſt verjährte oder unkluge Moden, ſondern es ſchmückte auf das Höchſte und berauſchte den Blick durch Eigenthümlichkeit und Phantaſie. Dieſe Trachten waren allerdings den klaſſiſchen einfachen Gewandmaſſen griechiſcher Welt gerade entgegengeſetzt; aber nichts deſto minder verkündeten ſie eine kecke Freude am Leben und am Leiblichen, nur daß der perſönliche Sinn, der im Chriſtenthume liegt, ſich in den wunderlich ausgedachten Umſpannungen und Angehängſeln des ſchönen Körpers zeigte.

Ueberhaupt machte der ganze Feſtzug durch die bloße Tracht, welche auf das Genaueſte wiedergegeben war, einen ganz anderen Eindruck, als unſere neueſten frömmelnden Romantiker in ihren unkundigen und ſiechen Schilderungen des Mittelalters beabſichtigen.

Inmitten dieſen glänzenden Reihen gingen einige venetianiſche Patricier und Maler, als Gäſte gedacht, poetiſch in ihre wälſchen, purpurnen und ſchwarzen Mäntel gehüllt um Haupt und Schultern. Dieſe Geſtalten lenkten trefflich die Vorſtellungskraft auf die Lagunenſtadt und von da in's ungemeſſene Weite an die Küſten der alten und neuen Welt, um von da wieder zurückzukehren zur ſpitzbogigen Wunderſtadt mitten im Feſtlande.

Trompeter und Pauker, gefolgt von drei Zugführern in Gold und Schwarz mit dem Reichsadler, eröffneten jetzt den Zug des Kaiſers und Reiches, mit Allem was dieſes an Tapferkeit und Glanz um jenen geſchaart hatte.

Ein Haufen Landsknechte mit ſeinem robuſten Hauptmann gab ſogleich ein lebendiges Bild jener Kriegszeit und ihres unruhigen, auf Abenteuer gehenden, wilden und doch ſangluſtigen kindlichen Volksthumes. Dieſe frommen Landsknechte, einen Wald von achtzehn Schuh langen Spießen tragend, ſahen ſehr unfromm aus in ihrer bunten, aus aller Herren Ländern zuſammengeraubten Tracht. Die rechte und linke Seite an demſelben Mann war nicht nur ungleichfarbig, ſondern auch ungleich geſchnitten; das rechte Bein, der linke Arm ſteckten in ungeheuer aufgebauſchten, fabelhaft zerſchlitzten und bebänderten Gewandſtücken, während der rechte Arm und das linke Bein in knappeſter Umhüllung ſich formten. Der Eine trug Hals und Schultern nackt und ſonnenverbrannt, der andere mit einem erbeuteten Panzerſtück bedeckt; dieſem ſaß das leichtfertig gekerbte Barett ſchief auf dem Kopfe, indeſſen die langen angehäuften Federn ihm unten an die Kniekehle ſchlugen; Jener hatte es auf dem Rücken hängen und ſchleifte die geſtohlenen Federn gar am Boden. Sonſt nannten ſie nichts ihre, als den ſicheren Tod im Felde, und auf dies ſchlimme Gut, auf Wein und Weibsbilder und etwa noch auf ihren geliebten Führer Frundsberg dichteten ſie die artigſten Liedchen. In dieſen weithinziehenden Fußknechten ſah der innere Blick Berg und Thal, Wälder, Burgen und Veſten, deutſches und wälſches Land ſich ausbreiten, nachdem die ſchöngebaute, mauergeſchützte und maßvolle Stadt ſich vorhin kund gethan.

Vier Edelknaben mit den Wappenſchildern von Burgund, von Holland, von Flandern und von Oeſterreich, dann vier Ritter mit den Bannern von Steyer, Tyrol, Habsburg und mit dem kaiſerlichen Paniere folgten; dann ein Schwertträger und zwei Herolde mit dem ſchwarzen Doppeladler auf dem goldenen Bruſt- und Rückentheil ihrer Röcke. Auf die Flamberge tragende Leibwache des Kaiſers kam eine zarte Schaar Edelknaben in kurzen goldſtoffenen Wämſern, goldene Pokale tragend, dem kaiſerlichen Mundſchenk vorauf. Ebenſo gingen grüne Jäger und Falkoniere dem Oberjägermeiſter voran, und wiederum Edelknaben dem Kaiſer ſelbſt.

Fackelträger mit vergitterten Geſicht umgaben dieſen. Rock und Hermelinmantel von ſchwarzdurchwirktem Goldſtoff, einen goldenen Bruſtharniſch tragend, nebſt goldenem Schwert in rother Sammetſcheide, und auf dem Barett den königlichen Zackenreif, ging Maximilian I. heroiſch daher, das edle Angeſicht auf das Heldenmüthige, Ritterhafte, Gemüth- und Sinnreiche gerichtet. So konnte man ſagen ſelbſt bei dieſem lebenden Konterfei. Denn es hatte ſich für das Bild des Kaiſers ein junger Mann aus den fernſten Gauen des ehemaligen Reiches eingefunden, der, ein merkwürdiges Naturſpiel, von edler Haltung und edlem Angeſicht, wie dazu geſchaffen war, ganz daſſelbe offene, mannhafte und angenehme Geſicht, die ſtarke gebogene Naſe, die bei den beſſeren Habsburgern immer angenehm hervortretende Unterlippe und das kräftige ſchlichte, rund um den Kopf gleichgeſchnittene Haar.

Unmittelbar hinter dem Kaiſer ging ſein luſtiger Rath Kunz von der Roſen, aber nicht gleich einem Narren, ſondern wie ein kluger und wehrbarer Held launiger Weisheit. Er war ganz in roſenrothen Sammet gekleidet, knapp am Leibe, aber mit weiten ausgezackten hängenden Oberärmeln. Auf dem Kopfe trug er ein azurblaues Barett mit einem Kranze von je einer Roſe und einer goldenen Schelle; an der Hüfte aber hing an roſenfarbenem Gehänge ein breites langes Schlachtſchwert von gutem Stahl. Wie ſein Held und Kaiſer war er nicht ſowohl ein Dichter, als was ſchöner iſt, ſelbſt ein Gedicht.

Der Erbſchenk von Kärnthen und Statthalter der innerösterreichiſchen Lande, Sigmund von Dietrichſtein, der als vertrauteſter und treueſter Rath Maximilian's zu deſſen Seite begraben liegt, und der zum tüchtigen Feldherrn gediehene gelahrte Doktor der Rechte, Ulrich von Schellenberg, eröffneten nun die lange Reihe deſſen, was die Tafelrunde Maxens an glänzenden Ritter- und Fürſtengeſtalten aufzuweiſen hatte. Da ſchritt in Stahl gehüllt und waffenklirrend einher, was von der Lüneburger Haide bis zur alten Stadt Rom, von den Pyrenäen bis zur türkiſchen Donau gefochten, geblutet und geſiegt hatte. Schlachten und harte Belagerungen, Schießen, Mauerbrechen, Hängen und Köpfen, ritterlich treues Leben und ruhmreiche Thaten knüpften ſich an die Namen aller dieſer Kämpen, welche alle jedoch von den raſtloſen wunderbaren Abenteuern und Thaten des einzigen Kaiſers übertroffen wurden.

Den Feldherrnſtab auf die Hüfte geſtützt, trat zuerſt auf Georg von Frondsberg, allein ſchon eine ganze Kriegszeit und Hiſtorie. Das Schwert Franz I. von Frankreich wurde ihm auf goldenem Kiſſen vorangetragen mit der Inſchrift: Pavia 1525. Ein bärtiger Landsknecht trug ſeine Hellebarte; denn er liebte es, mit gutem Werkzeug in der Schlacht hie und da ſelbſt mit einigen Streichen nachzuhelfen und auszubeſſern, wie ein guter Handwerksmeiſter, und man ſah ihn dann dergeſtalt handtieren, daß er mit jedem Schlage einen Mann niederſchlug und dazu hauchte, wie ein Holzhacker. Ein Bergſchütz aus ſeinem Stammland Tyrol, mit Armbruſt, Köcher, Panzerhemd und Schwert, trug ſeinen Wappenſchild.

Ihm folgte ein hoher gewaltiger Ritter, Herzog Erich von Braunſchweig; ſeinen Stahlhelm zierte die Herzogskrone, aus welcher ein ſchillernder Buſch von Pfauenfedern empor ſchwankte, und über dieſem ſchwebte hoch ein goldener Stern. Voraus ging ein Edelknabe mit einer böhmiſchen Fahne, auf welcher geſchrieben ſtand: Regensburg 1504. Die wilde Böhmenſchlacht, in welcher er dem Kaiſer das Leben gerettet, trat hiemit vor das geiſtige Auge.

Schwer an Erinnerung und Bedeutſamkeit folgte Franz von Sickingen, in Eiſen gehüllt, mit ſeinem langen, gerechten und Freiheit liebenden Schwert, ſeinem langen Arm. Ein Edelknabe trug die Fahne der Picardie voran mit der Inſchrift: Bouillon 1518. Zwei geharniſchte Reiterknechte gingen hinter ihm mit Waffen und Schild, der ſeinen Wahlſpruch glänzen ließ: Gottes Freund, aller Welt Feind. Er ſelbſt aber ſah wohl aus wie der, welcher in der Noth eines blutigen wilden Belagerungstodes im Harniſchkaſten begraben wurde.

Wilhelm von Roggendorf und Graf Niklas Salm, jener von mauriſchen Siegeszeichen und der Inſchrift: Berg Spadan 1522, dieſer mit türkiſchen und der Inſchrift: Wien 1529 begleitet, gaben das Bild einer ſchönen Heldenfreundſchaft. Denn der Eine, welcher als Jüngling in die Waffenlehre des Anderen gegeben ward, wurde in ſeltſam leidenſchaftlicher Umkehrung des Weltlaufes der jugendliche Schwiegervater des Heldengreiſes, der ſeine Tochter liebte und auch vor ihm, in heißer Türkenſchlacht in ſeinen Armen ſtarb. Beide aber ruhen in derſelben Gruft.

Dem Grafen Andreas von Sonnenburg ward die franzöſiſche Fahne mit der Inſchrift: Guinegaſte 1479 vorgetragen Ein Bergſchütz aus ſeiner tyroliſchen Grafſchaft, in Panzerhemd und Jägerhut, mit breitem Gürtel, langem Bogen und Köcher folgte und trug den Schild mit dem alten ſchwäbiſchen Wappen, zu Ehren ſeines Ahnherrn, der den letzten Hohenſtaufen im Tode beiſtand.

Dem Fürſten Rudolph von Anhalt ging eine Fahne mit der Inſchrift: Stuhlweißenburg 1490 voran, und ſeine Knappen trugen Lanze und Schild mit den Worten: Anhalt das treue Blut. Und endlich trug dem in blauer Rüſtung und ſchwarzem Helmbuſch ſchreitenden Marx Sittich von Hohenems ein Edelknabe die venetianiſche Fahne mit der Inſchrift: Verona 1516 voran.

Jetzt erſchienen die gelehrten Räthe des Kaiſers; allein gleich der erſte derſelben, der berühmte Wilibald Pirkheimer war wieder ein Stück Krieg, und nicht nur Schriftſteller, Alterthumskenner und Beſchützer aller Gelehrten und Künſtler, ſondern auch zuweilen Feldherr; der edle und treue Freund Dürer's führte eine Kriegsſchaar ſeiner Vaterſtadt Nürnberg, ein zweiter Xenophon, gegen die Schweizer im Schwabenkriege; und der gelehrte Mann mußte ſich freilich mit noch bewährteren Kriegsfürſten tröſten, wenn er in dieſer ſchlimmen Gegend nicht die Lorbeeren holte, wie auf den ruhigen Gefilden der Wiſſenſchaft.

Melchior Pſinzing, Verfaſſer des Teuerdank, und Marx Treitzſauerwein, der Geheimſchreiber des Kaiſers und Ordner des Weißkuniges, erſchienen als die Zeugen der ſinnreichen und fabelweiſen Gemüthsrichtung des römiſchen Königs.

Ein reicher Hof von Rittern und Edelfrauen und endlich ein einſamer fahrender Ritter, geharniſcht und die Zither über der Schulter, ſchloſſen das Gefolge des Kaiſers, welches ein zweiter Haufen Landsknechte von dem folgenden Zuge trennte.

Auch dieſe Ritter- und Kriegswelt, von friedlichen Künſtlern dargeſtellt, zeigte ſich deſſen ungeachtet wahr und weſentlich, getragen von ſtattlich körperlicher Befähigung. Hier waren vorzugsweiſe die in männlicher Reiſe, Kunſt und bürgerlicher Stellung vorgerückten Mitglieder vertreten, deren durch rüſtiges und gelungenes Schaffen erreichter Wohlſtand die koſtbaren Gewänder möglich machte. Sie trugen mit kriegeriſchem Anſtand die reichgeſchmiedeten Rüſtungen aus dem Zeughauſe, und die kecken, mannigfach geſchnittenen Bärte ſchienen weniger die Zeichen maleriſchen Behabens, als die Zierden wirklich thatenreicher Kämpen zu ſein. Da nun aber jeder einzelne Mann nicht etwa ein ſchöngewachſenes Schema, ein bloßer Statiſt, ſondern eine bedeutende Perſönlichkeit, ein rechter Schmied ſeines Glückes war, der aus dieſem, der aus jenem Winkel deutſchen Volksthumes hervorgekommen, ſo mußte man beim Anblick ſo Vieler unwillkürlich die Hoffnung faſſen, daß ein ſolches Volk doch noch zu was Anderem fähig ſei, als zur Darſtellung der Vergangenheit, und daß dieſe körperliche Wohlgeſtalt, welche ſo ähnliche Bilder todter Helden und Kaiſer zeigte, unausbleiblich einſt die wahren Kaiſer, die rechten Schmiede und Herrſcher des eigenen Geſchickes, die ſelbſtändigen Männer der Zukunft hervorbringen werde.

Während die Schaaren aller bisher Vorübergeſchrittenen weithin dem Blicke entſchwanden und im weiten Rundgange ſich kreuzten, rauſchte und tanzte jetzt die Mummerei heran, in welcher alles, was die Künſtlerſchaft an übermüthigen Sonderlingen, Witzbolden, ſeltſamen Lückenbüßern und Kometennaturen in ſich hegte, Platz gewählt hatte.

Der Mummereimeiſter Peter von Altenhaus eröffnete auf einem launiſchen Eſel den träumeriſchen Zug, und hinter ihm kollerten die altdeutſchen Narrengeſtalten, die zierlichen bunten Narren Gylyme, Pöck und Guggerillis und die verwachſenen Schälke Metterſchi und Duweindel daher nebſt vielen anderen Narren, welche aber nie beiſammen blieben, ſondern unaufhörlich zwiſchen den Gruppen des Zuges herumfuhren.

Dann kam der bekränzte Thyrſusträger, welcher die behaarte, gehörnte und geſchwänzte Muſikbande führte. In ihren Bockshäuten nach der eigenen Muſik hüpfend und hopſend, brachten dieſe Geſellen eine uralte, ſeltſam ſchreiende und brummende Muſik hervor, bald in der Octave, bald in lauter Quinten pfeifend und ſchnarrend, jetzt in ſchwindelnder Höhe, dann in der tiefſten Tiefe.

Mit goldenem umlaubten Thyrſusſtabe ſchritt der Anführer des Bacchuszuges vor. Ein Kranz blauer Trauben umſchattete tief ſeine glühende Stirn; von den Schultern flatterte und wallte eine feſtliche Laſt buntgeſtreifter Seidenbänder bis auf die Füße und verhüllte wehend den unbekleideten Körper. Nur die Füße waren mit goldenen Sandalen verſehen.

In bibliſcher Erinnerung trugen hierauf, umtanzt von halb mittelalterlich, halb antik geſchürzten Winzern mit Krügen, Traubenbutten, die zwei Kundſchafter aus dem gelobten Lande an ſchwer gebogener Stange die große Traube. Vier noch kernhaftere Männer trugen an vier aufrechten Fichten eine noch viel größere Traube. Auch der dicke Silen, welcher unbehülflich und ängſtlich zu Fuß ging und die tobende Schaar von Schenken, Faunen und Winzern, welche den Wagen des Bacchus zogen, ſchoben und umſchwärmten, Schalen, Becken und Stäbe zuſammenſchlagend, waren halb modern, halb mythologiſch gekleidet. Selbſt der junge, epheubekränzte Bacchus, ſonſt ganz nackt, trug mittelalterlich gedacht ein zierliches Küferſchürzchen um die runden Hüften. Eine Rebenlaube wölbte ſich und die dichten Trauben bildeten einen dunkelblauen Himmel über ihm, in den er ſehnſüchtig hineinlächelte. Es war ein ſchöner roſiger Jüngling mit ſchwarzgelocktem Haar.

Könige mit Krone und Scepter, zerlumpte Bettler mit dem Schnappſack, Pfaffen und Juden, Türken und Mohren, Knaben und weiße Greiſe zogen nun den Triumphwagen der Venus herbei. Dieſe war Niemand anders als die ſchöne Roſalie in aller Anmuth ihres roſig lachenden Weſens. Sie ruhete auf einem Roſenlager unter durchſichtiger Blumenlaube, in ein ſeidenes antikes Purpurkleid gehüllt, mit bloßen Armen und Füßen. Ueber der Stirn ſtrahlte ein goldener Stern aus den dunklen Locken, in der Hand hielt ſie eine goldene Weltkugel, auf welcher zwei ſilberne Täubchen ſaßen, die mit den Flügeln ſchlagend ſich ſchnäbelten. Zwei Kreuzfahrer gingen unter den Gefangenen der Venus zu beiden Seiten des Wagens und gereichten ihr mit aufmerkſamer Haltung zu beſonderem Schutzgeleit. Sie aber ſah ſich dann und wann begierig und lächelnd um, da gleich hinter ihrem Wagen der biedere Erikſon, welcher den Zug der Diana anführte, als wilder Mann einherſchritt, ſeinen kraftvollen ſchönen Körper nur um Lenden und Stirn mit dichtem Eichenlaub geziert; er überragte um einen Kopf ſeine Umgebung, obgleich noch manche ſtattliche Geſtalt dabei war. Viele Jäger folgten ihm mit grünen Zweigen auf Hüten und Kappen, die großen Hifthörner mit Laubwerk umwunden, das Jagdkleid aber mit Iltisfellen, Luchsköpfen, Rehpfoten und Eberzähnen beſétzt. Einige führten Rüden und Windſpiele, einige, mit Gebirgsſchuhen und Steigeiſen am Gürtel, trugen Gemsböcke auf dem Rücken, andere Auerhähne und Bündel von Faſanen und wieder andere auf Bahren Schwarzwild und Hirſche mit verſilberten Hauern, Geweihen und Pfoten. Dann trug eine Schaar trotziger wilder Männer einen wandernden Wald belaubter Bäume aller Gattung, in welchen Affen, wilde Katzen und Eichhörnchen kletterten und Vögel niſteten. Durch die Stämme dieſes Waldes aber ſah man bereits die ſilberne Geſtalt der ſchmalen Diana ſchimmern, der lieblichen Agnes, wie ſie von Ferdinand geſchmückt worden war. Ihr Wagen war von allem möglichen Wilde bedeckt und deſſen Köpfe umkränzten ihn mit vergoldetem Gehörn und bunten Federn. Sie ſelbſt ſaß mit Bogen und Pfeil auf einem bemoſten Fels, aus welchem ein lebendiger Quell in ein natürliches Becken von Tropfſteinen ſprang, an welches die wilden Männer und Jäger ſich manchmal durſtig niederbeugten und aus der Hand tranken.

Agnes war in ein Gewand von Silberſtoff gekleidet, welches bis tief auf die Hüften ganz anliegend war und alle ihre geſchmeidigen Formen wie in Silber gegoſſen erſcheinen ließ. Die kleine klare Bruſt war wie von einem Silberſchmied zierlich getrieben. Vom Schooße abwärts aber, der von einem grünen Gürtel mehrfach umwunden war, floß das Gewand weit und faltig, mehrfach geſchürzt, doch bis auf die Füßchen, welche mit ſilbernen Sandalen keuſch hervorguckten. Im ſchwarzen, griechiſch geknüpften Haare machte ſich mit Mühe die ſtrahlende Mondſichel ſichtbar, und wenn ſich Agnes nur ein bischen regte, ſo wurde ſie von den dunklen Locken zeitweiſe ganz bedeckt. Ihr Geſicht war weiß wie Mondſchein und noch bleicher als gewöhnlich; ihr Auge flammte dunkel und ſuchte den Geliebten, während in dem ſilberglänzenden Buſen der kühne Anſchlag, den ſie gefaßt, pochte und rumorte.

Ferdinand aber, welcher das Gewand eines jagdliebenden Königs gewählt hatte, um der Diana nahe zu ſein, hatte ſich längſt unter den Triumphzug der Venus gemiſcht, betrachtete ſie wie ein Träumender unverwandt und wich keinen Schritt von ihrem Wagen, ohne ſich deſſen inne zu werden; denn kaum hatte er Roſalien beim Beginne des Feſtes geſehen, ſo ließ er Agnes, die er geſchmückt und ſo eben auf den Wagen gehoben, wie ſie war, und folgte jener gleich einem Nachtwandler.

Heinrich hatte ſich in ein laubgrünes Narrenkleid gehüllt und trug einen Jagdſpieß ſtatt des

Kolbens; um die Schellenkappe hatte er ein Geflecht von Stachelpflanzen und Stechpalme mit ihren rothen Beeren geſchlungen als eine grünende Dornenkrone. Was er damit wollte, wußte er ſelbſt kaum zu ſagen; es war eine mehr unwillkürliche Geſchmacksäußerung, welche der innerſten Seelenſtimmung entſprang. Er ging, nur hie und da ſich umſehend und durch den wandelnden Wald huſchend, immer der Diana zur Seite, da ſonſt kein Befreundeter um ſie war; denn Erikſon, der wilde Mann, hielt ſein Auge auf Roſalien und Ferdinand gerichtet, ohne indeſſen ſtark aus ſeiner Gemüthsruhe zu gerathen.

Als nordiſches Mährchen folgte dieſen ſüdlichen Bildern der Zug des Bergkönigs. Ein anſehnliches Gebirge von glänzenden Erzſtufen und Kryſtallen war auf ſeinem Wagen errichtet und darauf thronte die rieſige Geſtalt in grauem Pelztalar, den ſchneeweißen Bart, wie das Haar bis auf die Hüften gebreitet und dieſe davon umwallt. Das Haupt trug eine hohe goldene Zackenkrone.

Um ihn her ſchlüpften und gruben kleine Gnomen in den Höhlen und Gängen; dieſes waren wirkliche kleine Bübchen; aber der kleine Berggeiſt, welcher vorn auf dem Wagen ſtand, ein ſtrahlendes Grubenlicht auf dem Köpfchen, den Hammer in der Hand, war ein kaum drei Spannen hoher, ausgewachſener Künſtler, aber dennoch ebenmäßig fein gebaut, mit männlich ſchönem Geſichtchen, wundervollen blauen Augen und blondem Zwickelbart; das kleine Weſen, einem Zaubermährchen gleichend, war nichts weniger als eine bloße Seltſamkeit, vielmehr ein wohlbewußter und rühmlicher Maler.

Hinter dem Bergkönig auf demſelben Wagen ſchlug der Prägemeiſter aus Silber und blankem Kupfer (ſtatt des Goldes) kleine Denkmünzen auf das Feſt; ein Drache ſpeiete ſie in ein klingendes Becken und ſie dieſem entnehmend, warfen zwei Pagen »Gold« und »Silber«, die ſchimmernden Münzen, unter das ſchauende Volk.

Ganz zuletzt und einſam ſchlich der Narr Gülichiſch her, traurig und achſelzuckend den geleerten Beutel ſchüttelnd, umkehrend und rings umher zeigend. Es war aber noch nicht ernſt gemeint mit dieſem Bedauern; denn dem nach=

hinkenden Narren auf dem Fuße folgte wieder der glänzende Anfang; wieder gingen die Zünfte, das alte Nürnberg, Kaiſer und Reich und die Fabelwelt vorüber, und ſo zum dritten Male, bis aller Augen ſich an dem Geſtaltenwechſel geſättigt hatten.

Dann ſchaarte ſich die ganze Maſſe in gedrängte Ordnung; die ſangkundige Menge der Künſtler ließ die Feſtlieder ertönen und brachte dem vergnügten wirklichen Könige, in deſſen Machtkreis zuletzt dieſe ganze Traumwelt hing, ein opferndes Lebehoch. Durch den Logenſaal der königlichen Familie, wo dieſe verſammelt war, bewegte ſich nun der ganze Zug und auf bedeckten Gängen in die Reſidenz hinüber, durch deren Säle und Korridore, welche alle von begünſtigten Zuſchauern angefüllt waren.

Als Heinrich in die Nähe des zufriedenen Königs kam, gedachte er jenes wunderlichen Auftrittes, wo dieſer ihm die Mütze heruntergeſchlagen hatte. Er hatte ihn nie wieder ſo nahe geſehen bis jetzt, und ihm längſt verziehen; denn wenn die Könige nicht beleidigt werden dürfen, ſo kön=

nen ſie auch nicht beleidigen noch beſchimpfen, da ihre einſame Willkür alle gewöhnliche Wirkung aufhebt. Doch mußte er jetzt lachen, als er ſich vorſtellte, wie ſchön der König ſich nun vergreifen würde, wenn er ihm die ſtachlichte Schellenkappe abſchlagen wollte. Muthwillig bot er ihm ſein beſtechpalmtes Haupt hin und ſagte leiſe: He König! ſchlag' mir die Kappe 'runter! Der König ſah ihn betroffen an, ſchien ſich zu erinnern und ſagte kein Wort. Heinrich ſah ihn ernſthaft an, klingelte bedeutſam mit den Schellen auf ſeinem Kopfe und ſprang davon.

In den Gemächern und Gängen des Palaſtes, wie in den Gartenarkaden gingen die Künſtler recht durch ihr eigenes Werk, das in vielfältiger Geſtalt, von Säulen, Wänden, Decken und Treppen, in Gold, Farben und Marmor ſie umglänzte. Und als ſie über den von Pechflammen erleuchteten Platz zogen, durch das Gewoge des Stadtvolkes hin, ragte wieder überall ihr Werk in Erzbildern und hohen Gebäuden.

Doch mündete nun der Zug in das benachbarte große Odeon und ergoß ſich froh aufathmend in den zu Bankett und Spiel geſchmückten mächtigen Saal. Mit Mühe gelang es den Führern und Ceremonien-Meiſtern die Plätze zu ordnen, da die traumhafte Selbſttäuſchung auch hier fortdauern und die Theilnehmer nach Rang und Bedeutung bankettiren ſollten. Ein erhöhtes Halbrund war mit des Königs koſtbaren Teppichen, welche er ſammt reichem Tiſchzeug, Silbergeſchirr und goldenen Pokalen und Kannen aus ſeinen Kammern gegeben, bekleidet, um den Kaiſer mit ſeinen Grafen und den Patriziern aufzunehmen. Mit großem Anſtande nahmen ſie Platz, und noch mehr, als der glänzende Kaiſer, welcher ſich mit wirklich monarchiſchem Behagen gefiel, wußten ſich die ſchönen Damen in adelichem Thun zu gefallen. Die Mundſchenken und Edelknaben aber dienten und warteten auf und fanden hierin, unter Luſt und Scherz, ihre volle Zufriedenheit.

An langen Tafeln ſaßen die Zünfte und die Landsknechte; nur Albrecht Dürer hatte ſeinen Platz neben dem Kaiſer, wo auch der majeſtätiſche mährchenhafte Bergkönig ragte.

Von hohen, mit goldgeſtickten Teppichen behangenen, blumenüberwölbten Gallerien tönten die lauten Muſikchöre, bald ſelbſtändig, bald die Bankettlieder begleitend; es war nicht ein Schuh von moderner proſaiſcher Kleidung im Saale, und ſelbſt in den Nebengemächern, wo noch viele kleinere Kreiſe tafelten und zechten, ſah man nichts als Mittelalter bis auf die Leute des Wirthes, welche alle koſtümirt waren. Darum verbreitete ſich ein prächtig rauſchender Strom der Freude über die Menge, in welchem ſie ſich froh und aufblühend badete. Kaum konnte der Kaiſer mit der ſchönſten Dame den alterthümlichen Fackeltanz eröffnen, bis die Reihen der Handwerksmänner und Landsknechte, welche an den ſpringenden goldenen Weinquellen ſaßen, allmälig ſich zurückdrängen ließen, und ſie thaten es endlich um ſo williger, als die prächtigen Damen ſich weigerten, mit den Schuſtergeſellen und wilden Fußknechten zu tanzen. Denn die Schönen hatten ſich ſchon ſo tief in ihre Gewänder hineingelebt, daß ſie vergaßen, wie mancher der Verſchmähten von gleichem Range mit ihnen war und obgleich er ein reinliches neues Schurzfell trug und in weißen

Hemdsärmeln ging, doch gleich ihnen ſich freute, von einem würdigen Kaufmann, Profeſſor oder geheimen Regiſtrator abzuſtammen. Für den Anblick gewann jedoch durch dieſe Wunderlichkeit der Tanz an Schönheit, als die Ritterpaare, Raum gewinnend, mit wogenden Federn und wehenden Mänteln in langſamem Walzer oder anderen Tänzen ſich feierlich bewegten.

Doch wurde der Tanz öfters unterbrochen durch die Schauzüge, welche in immer neuer Geſtaltungsluſt durch den Saal toſten. Bald erſchien der Mummenſchanz, welcher nicht ſatt wurde, ſich in neue Mährchen umzubilden und ſeine einzelnen Theile fabelhaft zu vermiſchen, bald ſtürmten die ſingenden Landsknechte vorbei, welche es ſo gut trieben, daß ſich von dieſem Feſte her noch lang eine förmliche Landsknechtscultur erhielt in Bild und Lied, und deren Zechweiſe und verlorenes Leben als das löblichſte Bild deutſcher Romantik erſchien. Bald gaben die Zünfte eine Schauſtellung, bald führten die Narren dem Kaiſer ihre Schwänke auf.

Die Meiſterſänger hielten in einem kleineren

Saale bei offenen Thüren eine Singſchule. Es wurde unter den zünftigen Gebräuchen wettgeſungen, ein Schulfreund oder Singer zum Meiſter geſprochen u. dergl. Die vorgetragenen Gedichte enthielten Lobpreiſungen und Dankſagungen gegen den kunſtſinnigen König, dann aber hauptſächlich Hecheleien der verſchiedenen Kunſtrichtungen, Verſpottung irgend einer anmaßlichen oder eigenſinnigen Geſtalt der Künſtlerſchaft, Klagen über Verwaltung gemeinſamer Anſtalten, geſellige Uebelſtände und ſolches mehr. Es war ſo zu ſagen eine allgemeine Abrechnung, und vorſorglich hatte jede Richtung und jede Größe ihren Vertreter mit fertigem Gedicht unter die Meiſterſänger geſteckt. Es erklangen öfter ganz ſcharfe und ſatyriſche Verſe, aber dieſer Inhalt nahm ſich höchſt ſeltſam aus in den trockenen und feierlichen Formen, in denen er vorgebracht wurde, und mit dem komiſchen Weſen dieſer Formen. Denn während alle Singenden in demſelben eintönigen und ſchalkhaften Leierton ihr Gedicht ſangen, und in denſelben Knittelverſen, ſo wurde doch bei jedem vorher mit lautem Ausruf eine andere neue Weiſe angegeben, wie ſie ehemals von den wackeren Meiſterſängern erfunden und getauft wurden. Da wurde angeblich geſungen in der »glatten Seidenweiſe, der rothbacketen Oepfelinweiſe, der Strohhalmweiſe, der Schreibpapierweiſe, in der Stechpalmweiſe, ſüßen Pfirſichweiſe, blauen Traubenweiſe, Silberweiſe, überhohen Bergweiſe, glitzerigen Thurngockelweiſe, Roſentonweiſe, ſpitzigen Pfeilweiſe, krummen Zinkenweiſe, Orpheus ſehnlicher Klagweiſe«, in der »gelben Löwenhautweiſe, ſtachlichten Igelweiſe«, in der »ſchwarzen Agatſteinweiſe, blauen Kornblümelweiſe«, wie in der »verſchloſſenen Helmweiſe«. Das Gelächter war groß, wenn nach dieſen pomphaften, maleriſchen und poetiſchen Ankündigungen ſich immer der alte grämliche Leierton mit den trockenen Witzen hören ließ. Aber nicht alle Gedichte waren dieſes ſatyriſchen Inhaltes. Einige blutjunge Meiſterſingerlein wagten es, ihre durch den lauſchenden Frauenkranz angeregten Gefühle zu äußern und dieſe oder jene Geſtalt nicht undeutlich zu beſingen. Ein blühendes Schuhmächerlein pries, um Rache zu nehmen für den Stolz, welchen die Damen beim Tanz gezeigt hatten, ſein heimliches Glück bei mehr als einer goldenen Gräfin, und ſogleich nahm ein luſtiger Schneiderlehrling den Kampf mit ihm auf in Feſtſetzung der Liebes- und Glücksregeln im Frauendienſt. Der Schuſter behauptete, daß Tiefſinnigkeit, poetiſches Weſen und ſtolze Beſcheidenheit die Frauen gewännen; der Schneider hingegen verlangte zu ſolchem Glücke Anmaßung, Muthwillen und leichtſinniges Aufgeben der eigenen Perſon. Hans Roſenplüth, der Schnepperer, aber ſchlichtete den Streit und erklärte die Frauen für wunderliche Weſen, welche ſtets die eine Art liebten, wenn die andere gerade nicht zu haben wäre, und daß beide abwechſelnd ihres Glückes genöſſen.

In einer ſchön geſchmückten großen Niſche war um Roſalien ein ordentlicher Venushof verſammelt. Zwei oder drei anmuthige Frauen hatten ſich ihr zugeſellt, weil es hier fröhlich und galant herging und ſich der ganze Schwarm der Gefangenen der Schönheit mit großer Geſchicklichkeit und Aufrichtigkeit in ſeine Rolle fand.

In einer anderen Niſche, welche mit dieſer durch eine offene Thür verbunden war, hatten die Jäger ihren Sitz aufgeſchlagen, und einige luſtige junge Mädchen zur Geſellſchaft der Diana herbeigelockt. Heinrich ſaß Agnes zur Seite und beſchützte ſie insbeſondere. Erikſon, der wilde Mann, ging ab und zu; er konnte ſeiner ſeltſamen Tracht wegen nicht wohl tanzen, noch ſich in zu große Nähe der Frauen ſetzen und beſchränkte ſich daher, hier und dort einen Becher zu trinken oder an den improviſirten Spielen Theil zu nehmen. Faſt bereute er, dieſe Rolle gewählt zu haben, und ſah ziemlich unbehaglich, wie Ferdinand fort und fort Roſalien den Hof machte; ſie hatte ſich mit weißen Atlasſchuhen verſehen und tanzte zuweilen mit Ferdinand, der in ſeinem Hubertusgewande ſehr wohl ausſah und ſich mit ſicherem Anſtande betrug. Er hatte einige koſtbare Brilianten, Zeichen ſeines holländiſchen Reichthumes, in Ringen und Spangen angelegt, und die reiche Roſalie benahm ſich gegen ihn mit der heiteren Ungezwungenheit, welche die geſicherten Reichen gegenſeitig zu üben pflegen.

Sie lachte, ſcherzte und ſtrahlte von freundlichem Liebreiz, indem ſie gegen Alle ſich hold und froh zeigte, gegen Ferdinand aber ihre Unwiſſenheit beklagte und bedauerte, welche ſie ſo lange von den wahrhaft frohen und klugen Kreiſen der Künſtler fern gehalten habe und ſie ſelbſt jetzt nur ihre Freude, nicht aber den Ernſt ihrer Arbeit verſtehen laſſe. Sie drückte ſich aber mit ſo artigen und klugen Worten aus, daß Ferdinand von ihrem naiven, anmuthigen Geiſte entzückt wurde und immer weniger ſeine Blicke von ihr wandte oder von ihrer Seite wich. Es wehte ein ſüßer Hauch der Frauenhaftigkeit ihn an, wenn ſie lächelte und ſprach, und der Stern in ihren Locken glänzte wirklich wie der Stern der Venus.

Er fühlte eine Feſſelung aller Sinne, welche ihn alles Andere vergeſſen und alles Trachten auf das reizende Weib richten ließ, von dem ſie ausging, als ob ſonſt kein Heil in Zeit und Ewigkeit zu finden wäre. Bei den meiſten Männern iſt dies ein vorübergehendes inneres Begehren, eine raſche, allmälig verwehende Aufwallung des

Denkens, die hundertmal entſteht und hundertmal verſchwindet. Ferdinand war aber Einer von denen, welche, in allen anderen Dingen klar und beſonnen, in dieſem Einen Punkte die Verblendung und Aufwallung mit ſchrankenloſer und unverhüllter Selbſtſucht kund geben. Roſalie lieh ſeiner beredten Aufmerkſamkeit ein williges Ohr und blickte ihn dabei mit großem Wohlwollen an, nur zuweilen einen flüchtigen, aber zufriedenen Blick auf die prachtvoll und mächtig geformte Geſtalt Eriksſon's werfend, wenn er vorüber ging, ſo daß dieſer mit der Wahl ſeines Koſtümes ſich ausgeſöhnt, wenn er dieſe Blicke geſehen hätte. Er ließ aber den Unmuth nicht über ſich Herr werden, ſondern betrug ſich gleichmüthig und ſtolz, und nur wenn ſein Blick denjenigen Roſaliens traf, ſah er ſie mit großen fragenden Augen an.

Agnes hatte ſchon lange ſtumm neben Heinrich geſeſſen; ſie wiegte trauernd, und den Buſen von ungeſtümem Schmerze bewegt, das ſchwarz gelockte Haupt auf den ſchmalen Silberſchultern, und nur zuweilen ſchoß ſie einen flammenden

Blick zu Ferdinand und Roſalien hinüber, zuweilen ſah ſie verwundert und wehmüthig hin, aber immer ſah ſie daſſelbe Schauſpiel.

Heinrich, welcher aus Ferdinand's Betragen nicht klug wurde, indem ihm eine ſolche Unmittelbarkeit des Wechſels und unter ſolchen Umſtänden doch nicht glaubhaft ſchien, verſank in tiefes Sinnen. Die vergangene Zeit kam über ihn, und indem er an die bemalte Decke des Saales empor ſah, erinnerte er ſich jener Faſtnacht, wo er unter dem freien Himmel der Heimath, auf luſtigen Bergen unter Vermummten ſich umgetrieben oder neben der todten Anna durch den Wald geritten. Er verfiel mehr und mehr auf das Andenken dieſes guten Mädchens, und eine große Verliebtheit erfüllte ihn, wie er ſie lange nicht empfunden.

Ein tiefer Seufzer weckte ihn auf, welchen die ſilberne Agnes neben ihm that, und ſogleich ſchloſſen ſich ſeine Empfindungen, die aus dem Schattenreiche gleich Abendnebeln aufgeſtiegen, an dieſen lebendigen Kern; er ſah ihre ſeltſame Schönheit und trank verwirrt aus ſeinem Weinglaſe, als Agnes ihn plötzlich aufforderte, mit ihr zu tanzen. Schon drehten ſie ſich raſch durch die rauſchende Menge, und Jedermann lachte voll Vergnügen, als der grüngekleidete Narr mit der elfengleichen Diana dahin walzte. Sie tanzten zwei und dreimal um den Saal und begegneten jedesmal der roſigen Venus, deren Purpurgewand flog und den mit ihr tanzenden Lys zeitweiſe halb verhüllte. Dieſer grüßte das Dianenpaar froh und zufrieden, wie man Kinder grüßt, welche ſich gut zu unterhalten ſcheinen, denn er war in dieſer Sache ſo verblendet, daß er ſich vollkommen unverpflichtet und frei glaubte, bloß weil er mit dem armen Mädchen abſichtlich noch nie von Liebe geſprochen hatte. Roſalie hingegen, welche von der früheren Bewandtniß dieſes Verhältniſſes nichts wußte, freute ſich über das zierliche Kind und verlangte daſſelbe in ihrer Nähe zu haben, als Heinrich mit Anderen an einigen luſtigen Spielen, die aufgeführt wurden, theilnehmen mußte.

Kunz von der Roſen führte an einem langen Seile alle vorhandenen Narren durch das Gedränge; jeder trug auf einer Tafel geſchrieben den Namen ſeiner Narrheit, und von den leichteren und liebenswürdigeren Narrheiten ſchied der luſtige Rath neun ſchwere aus und ſtellte mit ihnen vor dem Kaiſer ein Kegelſpiel auf. So ſtanden da vor Aller Augen: Hochmuth, Neid, Vielwiſſerei, Grobheit, Eitelkeit, Wankelmuth in der Hoffnung, Halsſtarrigkeit, thatloſe Vergleichungsſucht und unfruchtbare Selbſtbeſpiegelung. Mit einer ungeheuren Kugel, welche die leichteren Narren mit komiſch heftigen Geberden herbeiwälzten, verſuchte nun mancher Ritter und Bürger, nach den neun Narren zu ſchieben, aber nicht Einer wankte allen dieſen Einzelwürfen, bis endlich der kaiſerliche, tadelloſe Held, in welchem ſich gewiſſermaßen das ganze deutſche Volk darſtellte, ſie alle mit Einem Wurfe über den Haufen warf, daß ſie poſſierlich übereinander purzelten.

Kunz von der Roſen richtete die Gefallenen halb auf und ordnete ſie zu einer plaſtiſch-mimiſchen Darſtellung der Niobiden-Gruppe, und von dieſem Scherze ging er zur Bildung anderer berühmten Gruppen über; drei reizende, nicht völlig ausgewachſene Schüler im Narrenhabit ſtellten die Grazien dar, und das ſo anmuthig ſchalkhaft, daß ſie, kaum auseinander gegangen, in den Kreis der Damen gelockt wurden, ohne zu wiſſen wie, und ſich dort auf's liebreichſte geſchmeichelt und gehätſchelt ſahen. Des gleichen Vorzuges genoß ein ſchöner Zwerg, der kleinere Bruder jenes Koboldes auf dem Wagen des Bergkönigs, und welcher mit klaſſiſchem Anſtande den ſterbenden Fechter machte in ſeinem Schellenkleidchen. Dann ſtellte Erikſon den Laokoon vor durch mächtige Papierſchlangen mit zwei jungen Narren verbunden.

Als er in der beſchwerlichen Stellung da ſaß und ſich nicht rühren durfte, indeſſen ſeine kräftigen Muskeln alle in wunderſchönem Spiele ſeiner Bewegung gehorchten, ſah er, wie Roſalie, deren Augen unverwandt an ihm gehangen, faſt gewaltſam von Ferdinand weggezogen und durch die Räume geführt wurde. Er hielt es nun nicht länger aus, und kaum von den Schlangen losgewickelt, durchſtürmte er das Haus und bettelte ſich von befreundeten Geſtalten Gewandſtücke zuſammen, die ſie in der vorgerückten Stunde nun wohl entbehren konnten, und warf ſich dieſelben haſtig über. Wunderlich gekleidet, theilweiſe ein Mönch, ein Jäger und ein wilder Mann, den Kopf noch grün belaubt, ſuchte er die engere Geſellſchaft auf und ſetzte ſich dicht an die andere Seite Roſaliens; denn die Bacchusleute, die Jäger und der Hof der Venus hatten ſich nun in einem großen Kreiſe vereinigt, um bis zum nahenden Morgen gemeinſam zu jubiliren, und Ferdinand wich nicht von der Seite der ſchönen Wittwe. Mit der größten Tollheit fuhr er fort, ihr den Hof zu machen, obgleich er die Hoffnungen Erikſon's wohl kannte. Dieſer ſaß und lauſchte ſeinen Worten, ohne daß er ſich ſeine Unruhe anmerken ließ und ohne ſeine Schöne zu beläſtigen, welche ebenfalls fortfuhr, Ferdinand's Huldigungen ihre Freundlichkeit entgegen zu ſetzen und ſich von ihm auf's Angenehmſte unterhalten zu laſſen. Erikſon beſorgte wohl, daß der Teufel ſein Spiel treiben und ihm die Jagd verderben könnte; aber als ein erfahrener Jäger verharrte er unbeweglich auf dem Anſtande, weil ihm das zu erjagende Wild zu koſtbar und edel war, als daß er ſich durch Leidenſchaftlichkeit verwirren wollte.

Gegenüber an dem großen Tiſche ſaß Agnes, welche den grünen Heinrich ängſtlich bei ſich feſthielt, da er Ferdinand's Freund und das einzige Band war, welches ſie mit dieſem Ungetreuen einigermaßen zuſammenhielt. Alles freute und ergötzte ſich, klang und jubelte in gewichtiger rauſchender Pracht um ſie her, nur ſie allein verzehrte ſich in ungeſtillter Begierde. Die Nacht näherte ſich ihrem Ende, und ſtatt die gehoffte Liebesentſcheidung zu bringen, ſah ſie ihr Glück deutlich entfliehen.

In der ſchmerzlichſten Aufregung verlangte ſie wieder zu tanzen und zog Heinrich fort. Dieſer berauſchte ſich, indem er ſie zum Tanze umfing, an ihrem Anblick: ein heftiges Begehren wallte durch ſeinen ganzen Körper, daß der äußerſte Zipfel an ſeiner grünen Kappe erzitterte und die Schelle daran leiſe erklang. Als aber Agnes plötzlich anhielt, ihm die Hand auf die Schulter legte und leidenſchaftlich ſchmeichelnd bat, er möchte doch ſogleich hingehen und Ferdinand bitten, daß er nur ein Mal mit ihr tanze, lief er gehorſam, ja eifrig hin, zog ſeinen Freund zur Seite und beſchwor ihn mit zärtlichen Worten, es zu thun. Lys bat ihn angelegentlich, ſtatt ſeiner mit Agnes zu tanzen, und entzog ſich ihm raſch.

Die beiden jungen Leute drehten ſich nun wieder heftig und luſtig herum. Das Mädchen athmete ſo hoch, daß die ſchmale Spanne ihrer Silberbruſt wogte und funkelte, wie die glänzenden Wellen im Mondſchein, und alle Glöckchen an Heinrich's Kleid und Kappe zitterten und klangen.

Abermals ſandte ſie ihn zu Ferdinand mit dem nämlichen Auftrag, und da Heinrich dieſen mit eindringlichen und tadelnden Worten, ſehr aufgeregt, ausrichtete, fuhr ihn jener an und ſagte: »Was iſt denn das für eine Sitte von einem jungen Mädchen? Tanzt mit einander und laßt mich zufrieden!«

Heinrich fühlte ſich halb erzürnt und halb erfreut über dieſe Antwort, und die dämoniſche Luſt, eine ſchlimme Sachlage zu benutzen, ſtieg in ihm auf: doch bis er zu dem harrenden Mädchen gelangte, ſiegte das Mitleid und die natürliche Artigkeit, und er hinterbrachte ihr nicht Ferdinand's harte Worte, ſondern ſuchte ſie zu vertröſten.

Noch einmal tanzten ſie und noch bewegter und ungeſtümer herum, und noch einmal ſandte ſie ihn zu dem Wankelmüthigen und ließ dieſen bitten, ſie nach Hauſe zu bringen.

Ferdinand eilte jetzt ſogleich herbei, beſorgte den warmen Mantel des Mädchens und ihre Ueberſchuhe, und als ſie gut verhüllt war, führte er ſie unter die Hausthür, legte ihren Arm in denjenigen Heinrich's und bat dieſen, indem er ſich von Agnes in freundlich väterlichem Wohlwollen verabſchiedete, ſeine kleine Schutzbefohlene recht ſorgſam und wacker nach Hauſe zu geleiten.

Zugleich verſchwand er, nachdem er Beiden die Hände gedrückt, wieder in der Menge, welche die breite Treppe auf und nieder ſtieg.

Da ſtanden ſie nun auf der Straße: der Wagen, welcher ſie hergebracht, war nicht zu finden, und nachdem Agnes traurig an das erleuchtete Haus, in welchem es ſang und klang, hinaufgeſehen, kehrte ſie ihm noch trauriger den Rücken und trat, von Heinrich geführt, den Rückweg an durch die ſtillen Gaſſen, in denen der Morgen graute.

Sie hielt das Köpfchen tief geſenkt und vermochte nicht auf den Mantel Acht zu geben, welcher alle Augenblicke von den Schultern ſank, ſo daß ihr feiner Oberkörper durch das Zwielicht ſchimmerte, bis Heinrich ſie wieder verhüllte. In der Hand trug ſie unbewußt den großen eiſernen Hausſchlüſſel, welchen ihr Lys in der Zerſtreuung zugeſteckt, ſtatt ihrem Begleiter. Sie trug ihn feſt umſchloſſen in dem dunklen Gefühle, daß Ferdinand ihr das kalte roſtige Eiſen gegeben. Als ſie bei dem Hauſe angekommen waren, ſtand ſie ſchweigend und rührte ſich nicht, obgleich Heinrich ſie wiederholt fragte, ob er die Glocke ziehen ſollte, und erſt als er den Schlüſſel in ihrer Hand entdeckte, aufſchloß und ſie bat, hineinzugehen, legte ſie ihm langſam die Arme um den Hals und küßte ihn, aber wie im Traume und ohne ihn anzuſehen. Sie zog hierauf die

Arme enger zuſammen und küßte ihn heißer und heißer, bis Heinrich unwillkürlich ſich regte und ſie auch in die Arme ſchließen wollte. Da erkannte ſie ihn, eilte wie wahnſinnig in's Haus und ſchlug die Thür zu. Heinrich hörte, wie ſie, die Treppe hinaufgehend, ſich wiederholt an den Stufen ſtieß. Alles war dunkel und ſtill in dem romantiſchen Hauſe; die Mutter ſchien feſt zu ſchlafen, und nachdem Heinrich eine Weile auf dem kleinen Platze, von ſeltſamen Empfindungen und Gedanken erfüllt, umhergegangen, ſchlug er endlich den Rückweg nach dem Odeon ein.

Die Sonne ging eben auf, als er in den Saal trat. Alle Frauen und viele ältere Männer waren ſchon weggegangen; die große Menge der Jungen aber, von höchſter Luſt bewegt, tummelte ſich ſingend durch einander und ſchickte ſich an, eine Reihe von Wagen zu beſteigen, um unverzüglich, ohne auszuruhen, in's Land hineinzufahren und das Gelage in den Forſthäuſern und Waldſchenken fortzuſetzen, welche romantiſch an den Ufern des breiten Gebirgsſtromes lagen.

Roſalie beſaß in jener Gegend ein Landhaus, und ſie hatte die fröhlichen Leute der Mummerei eingeladen, ſich auf den Mittag dort einzufinden, bis wohin ſie als bereite Wirthin ebenfalls da ſein würde. Insbeſondere hatte ſie viele Damen gebeten, und dieſe hatten ausgemacht, da es einmal Faſching ſei, in der mittelalterlichen Tracht hinaus zu fahren: denn auch ſie wünſchten ſo lange als möglich ſich des ſchönen Ausnahmezuſtandes zu erfreuen.

Erikſon war nach Hauſe geeilt, um ſich nun gänzlich umzukleiden; mit Hülfe einer ganzen Schneiderwerkſtatt brachte er in einigen Stunden noch ein gutes ehrbares Jägergewand zu Stande, in welchem er hinaus eilte. Aber auch Ferdinand war nicht müſſig. Er nahm einen Wagen, kaufte theure Stoffe ein und fuhr von Schneider zu Schneider, jedem ein Stück in die Arbeit gebend und dieſelben zur größten Eile anſpornend. In kaum einer Stunde war die Tracht eines altorientaliſchen Königs fertig, von feinſter weißer Leinwand und Purpurſeide. Dann fuhr er zu einem Banquier und von da zu allen Juwelieren, den tauglichſten Schmuck ausſuchend und ſich mit demſelben bedeckend; er verwandte eine ſolche Summe für Gold und Steine, als ob er damit handeln wollte, und doch wußte er recht gut, daß es nur eine vorübergehende Leidenſchaft, eine Art Tollwuth ſei, für welche er ſo hartnäckig alles daran ſetzte, der ſonſt kein Verſchwender war, ſondern vielmehr mit großer Sparſamkeit und ſehr zweckmäßig die Mittel abwog, welche er an ſein Leben und Vergnügen wandte.

Zuletzt ließ er ſich das lockige Haar ſalben mit den köſtlichſten Oelen; die Arme trug er bloß und mit goldenen Spangen geſchmückt, und ſo erſchien er Mittags, ohne vorher die im Walde lagernden Künſtler aufgeſucht zu haben, in Roſaliens Landhaus.

Heinrich hingegen fuhr gleich in der Morgenfrühe mit der übrigen Schaar hinaus. Große Wagen mit Landsknechten über und überladen und von deren Spießen ſtarrend, fuhren voraus, und ihnen nach die lange Reihe der bunten Geſtalten in die helle Morgenſonne hinein, am Rande der ſchönen Buchenwälder, hoch auf dem Ufer des tiefliegenden Stromes, der in glänzenden

Windungen ſich um die Geſchiebe- und Gebüſchinſeln wälzte. Ueber den Wäldern ſah man wie blaue Schatten die Kuppen des fernen Hochlandes.

Es war ein milder Februartag und der Himmel blau; die herrlichen Buchen wurden bald von der wärmenden Sonne durchſchoſſen, und wenn ihnen das Laub fehlte, ſo glänzte das weiche Moos am Boden und auf den Stämmen um ſo grüner, und in der Tiefe dampfte und leuchtete das blaue Bergwaſſer.

Der Zug ergoß ſich über eine maleriſche Gruppe von Häuſern, welche vom Wald umgeben auf der Uferhöhe lag. Ein Forſthof, ein alterthümliches Wirthshaus und eine Mühle an ſchäumendem Waldbach waren bald in ein gemeinſames, von Farben glänzendes Freudenlager verwandelt und verbunden; die ſtillen Bewohner ſahen ſich wie von einem lebendig gewordenen Traume überfallen und umklungen; den Künſtlern aber weckte die freie Natur, der erwachende Lenz den Witz in der tiefſten Seele. Die friſche Luft verwehte den Rauſch der Nacht und legte die zarteſten und beweglichſten Fühlfäden der Freude und Aufgeregtheit bloß; wenn die Luſt der verſchwundenen Feſtnacht zum größten Theil auf Verabredung und Einrichtung beruhte, ſo lockte dagegen die heutige ganz frei und in ſich ſelbſt gegründet, wie eine am Baume prangende Frucht zum läſſigen Pflücken. Die ſchönen, dem phantaſtiſchen Fühlen und Genießen angemeſſenen Kleider waren nun wie etwas Hergebrachtes, das ſchon nicht mehr anders ſein kann, und in ihnen begingen die Glücklichen tauſend neue Scherze, Spiele und Tollheiten von der geiſtreichſten, wie von der allerkindlichſten Art, oft plötzlich unterbrochen durch den wohlklingenden, feſten Männergeſang.

Heinrich trieb ſich überall umher und vergaß ſich ſelber; er war überwacht und doch nicht müde, vielmehr neugierig und begierig, erſt recht in den glänzenden Becher des Lebens zu ſchauen. Das klare Licht, das Land, die Leute, der Geſang umwirkten ihn ſeltſam. Als alle die Hundert auf den närriſchen Einfall eines Einzelnen plötzlich auf die Bäume geklettert waren und wie ein großer Schwarm fremder, farbiger Vögel in den kahlen Aeſten ſaßen, blieb er, nachdem ſie voll Gelächter hinabgeſprungen, in Gedanken auf einer ſchwanken Birke ſitzen; denn er verwunderte ſich, wie nun das ganze Weſen in die Runde gleich einer ſtillen weiten Ferne um ihn war und die Rufe und Lieder ſelbſt wie über eine weite See her klangen, auch die Geſtalten wirr und traumhaft ſich bewegten. Es war einer jener Augenblicke, wo die Zeit eine Minute ſtill zu ſtehen ſcheint und man von aller Außenwelt losgelöſt endlich ſich ſelbſt ſieht, fühlt und bemerkt. Es fiel ihm auf, daß er nun ſchon bei fünf und ſechs Jahren zurückzählen konnte, ohne aus dem Bereiche des bewußten, reifenden Alters zu gerathen; er fühlte zum erſten Male die Flucht des Lebens. Er war nun zwei und zwanzig Jahre alt; plötzlich kam es ihm in den Sinn, daß er in ſeiner Wohnung dieſe und jene kleine Gegenſtände beſaß, ein Pappdeckelchen, eine Schachtel oder gar etwas, das an Spielzeug gränzte, welche unmittelbar aus der Kinderzeit ſtammten und die er in fortwährendem Gebrauche um ſich gehabt, ohne ſich deſſen inne zu ſein.

Er ſah deutlich ihre Geſtalt, kleine Beſchädigungen, und erinnerte ſich, wo und wann er ſie verfertigt, ein Stückchen Papier abgeriſſen oder mit dem Federmeſſer daran gekritzelt hatte.

Sogleich glaubte er vom Baume herunterſpringen, nach Hauſe laufen und die unſchuldigen Sachen vernichten zu müſſen. Denn ſie kamen ihm nun ganz unerträglich vor. Er ſah auch ſeine Jugendgeſchichte vor Augen, ihren Einband, den er ſelbſt verfertigt, das Geſchreibſel, Alles würde er ſogleich zerriſſen und vernichtet haben, wenn er es in Händen gehabt hätte.

Alles Vergangene erſchien ihm thöricht, dumpf und beſchämend, auch erinnerte er ſich genau aller Dummheiten, die er gemacht, ſogar ſolcher, die er im Kinderröckchen begangen, und er fühlte ſich roth werden über alle, weil er ſich jetzt unendlich klug und gereiſt vorkam. Auch nahm er ſich vor, von dieſem Augenblicke an ganz klug zu ſein und durchaus nichts Thörichtes mehr anzuſtellen.

Aber alles dies geſchah mit reißender Schnelligkeit in wenig Augenblicken, und er ließ ſich, ſchon von anderen Gedanken ergriffen, von der Birke herunter, als eben Erikſon aus der Stadt herangeſchritten kam.

Ihr erſtes Geſpräch war das Benehmen Ferdinand's. Erikſon ſagte nicht viel, während Heinrich mit großer Beredſamkeit ſein Erſtaunen ausdrückte, wie jener ein ſolches Weſen, wie Agnes ſei, alſo behandeln könne. Er ergoß ſich in den bitterſten Tadel und um ſo lauter, als er ſelbſt in das ſchöne Kind verliebt war und ſein Gewiſſen ihm ſagte, daß das nichts weniger als in der Ordnung ſei.

Erikſon hörte nicht viel darauf, ſondern ſagte: »Ich will wetten, daß er das arme Ding heute ſitzen läßt und nicht mitbringt. Wir ſollten ihm aber einen Streich ſpielen, damit er zur Vernunft kommt Nimm einen der Wagen, fahre in die Stadt und ſieh ein wenig zu! Findeſt Du den verliebten Teufel nicht zu Hauſe, noch bei dem Mädchen, ſo bring' dieſes ohne Weiteres mit, und zwar in Roſaliens Namen und Auftrag, ſo kann die Mutter nichts dagegen haben; ich werde dies verantworten. Zu Lys wirſt Du nachher einfach ſagen, daß Du das für Deine Pflicht gehalten, da er Dir die Schöne am Abend vorher ſo hartnäckig anvertraut.«

Heinrich ließ ſich nicht zweimal auffordern und fuhr ſogleich in die Stadt. Auf dem Wege traf er Ferdinand ganz allein in einer Kutſche.

»Wohin willſt Du?« rief er Heinrich zu. »Ich ſoll,« erwiderte dieſer, »Dich aufſuchen und ſehen, daß Du das feine Mädchen mitbringſt, im Fall Du es nicht ohnehin thun würdeſt. Dies ſcheint nun ſo zu ſein und ich will ſie holen, wenn Du nichts dagegen haſt Erikſon's ſchöne Wittwe wünſcht es.«

»Thu' das, mein Sohn!« erwiderte Ferdinand ganz gleichgültig, indem er ſich dichter in ſeinen Mantel hüllte und fuhr ſeines Weges, und Heinrich hielt bald darauf vor Agneſens Wohnung an. Das Rollen und plötzliche Stillſtehen der Räder widerhallte auffallend auf dem kleinen ſtillen Platze; ſo daß Agnes im ſelben Augenblicke mit ſtrahlenden Augen an's Fenſter fuhr. Als ſie

Heinrich ausſteigen ſah, verſchleierte ſich der Blick wieder, doch harrte ſie neugierig, daß er in die Stube träte.

Ihre Mutter empfing ihn, beſchaute ihn um und um, und indem ſie fortfuhr, mit einer Straußfeder, die ſie in der Hand hielt, ihren Altar, das darauf ſtehende Bild ihrer vergangenen Schönheit, die Porzellanſachen und Prunkgläſer davor, abzuſtäuben und zu reinigen, begann ſie mit einem ſeelenloſen, ſingenden Tone zu plaudern: »Ei, da kommt uns ja auch ein Stück Carneval in's Haus, gelobt ſei Maria! Welch' allerliebſter Narr iſt der Herr! Aber was tauſend habt Ihr denn, was hat Herr Lys nur mit meiner Tochter angefangen? Da ſitzt ſie den ganzen Morgen, ſagt nichts, ißt nichts, ſchläft nicht, lacht nicht und weint nicht! Dies iſt mein Bild, Herr! wie ich vor zwanzig Jahren geweſen bin! Dank ſei unſerem Herrn Jeſus Chriſt, man darf es anſehen! Sagen Sie nur, was iſt es mit dem Kinde? Gewiß hat ſie Herr Lys zurechtweiſen müſſen, ich ſag' es immer, ſie iſt noch zu ungebildet für den feinen Herrn, ſie lernt nichts und beträgt ſich unanſtändig. Ja, ja, ſieh nur zu, Neſi! lernſt Du das von mir? Siehſt Du nicht auf dieſem Bild, welchen Anſtand ich hatte, als ich jung war? Sah ich nicht aus, wie eine Edeldame?«

Heinrich antwortete auf alles dies mit ſeiner Einladung, welche er ſowohl in Ferdinand's als in Roſaliens Namen ausrichtete; er ſuchte einige Gründe hervor, warum er und nicht jener ſelbſt komme, indeſſen die Mutter einmal über das andere rief: »So mach', ſo mach', Neſi! Jeſus Maria, wie reiche Leute ſind da beiſammen! Ein Bischen zu klein, ein kleines Bischen iſt die gnädige Frau, ſonſt aber reizend! Nun kannſt Du nachholen, was Du geſtern etwa verſäumt und verbrochen! Geh, kleide Dich an, Undankbare! mit den koſtbaren Kleidern, die Herr Ferdinand Dir geſchenkt! Da liegt der köſtliche Halbmond am Boden. Aber komm, jetzt muß ich Dir das Haar machen, wenn's der Herr erlaubt!«

Agnes ſetzte ſich mitten in die Stube; ihre Augen funkelten und die Wangen rötheten ſich leis von Hoffnung. Ihre Mutter friſirte ſie nun mit großer Geſchicklichkeit; ſie führte mit großer Anmuth den Kamm und Heinrich mußte geſtehen, als er die hochgewachſene Frau betrachtete und die immer noch ſchönen Anlagen und Züge ihres Geſichtes ſah, daß ſie wenigſtens einen wahren Grund ihrer Eitelkeit gehabt. Doch wurde ſein Auge bald von Agnes allein beſchäftigt. Sie ſaß mit bloßem Halſe, von der Nacht der aufgelöſten Haare umſchattet; um die langen Stränge zu kämmen und zu ſalben, mußte die Mutter weit von ihr zurücktreten. Sie ſprach fortwährend, indeſſen weder Heinrich noch Agnes etwas ſagten. Er hätte gewünſcht, ein Jahr in dieſer Ruhe zu verharren und keinen anderen Anblick zu haben, als dieſen.

Endlich war das Haar gemacht und Agneſe ging in ihre Kammer, das Dianengewand wieder anzuziehen; die Mutter ging mit, ihr zu helfen; allein ſobald ſie einigermaßen damit zu Stande gekommen, erſchienen ſie wieder und vollendeten den Anzug in der Stube, weil die Alte ſich unterhalten wollte.

Agnes ſah nun wo möglich noch wunderbarer aus, als geſtern; denn ihr ſeltſamer Zuſtand, in dem ſie nicht geſchlafen hatte, während ſie doch von neuer Hoffnung und Sehnſucht belebt und durchglübt war, warf einen geiſterhaften Glanz über ſie.

Sie fuhren in verſchloſſenem Wagen durch die Stadt; ſobald ſie aber im ſonnigen Freien waren, ließ Heinrich die Decke zurückſchlagen. Agnes athmete auf und fing an zu plaudern. Heinrich mußte ihr erzählen, wie die heutige Luſtbarkeit ſich veranlaßt habe, wer draußen zu treffen und wo Ferdinand ſei. Sie wurde immer vertraulicher, ſah ihm freundlich lächelnd in die Augen und ergriff ſeine Hand; denn er war ihr wie ein guter Engel erſchienen, der ſie zum Glücke führen ſollte. Die Landleute am Wege ſahen mit Verwunderung das einzelne Pärchen dahin fahren, das wie aus einer anderen Welt kam, und Heinrich fühlte ſich zufrieden und beglückt.

Der Menſch nährt ſich, wird gut oder böſe, vom Schein. Wenn ihm das Glück eine bloße Situation giebt, ſo wurzelt er daran, wie eine Pflanze am nackten Felſen. Weil Heinrich nun wieder mit einem reizenden und ungewöhnlichen Mädchen, in ſchöner Tracht, in vertrautem Zuſammenſein unter dem blauen Himmel dahin fuhr wie vor Jahren, als er mit einem wirklichen Liebchen über den Berg geritten, erklärte ſich ſein Herz zufrieden und verlangte nichts Beſſeres.

Er faßte ſich alſo zuſammen und nahm ſich vor, ordentlich zu ſein. Zwar fühlte er ſich noch mehr als geſtern in Agnes verliebt, aber er fühlte nun auch, daß er ihr herzlich gut war und nur Gutes wünſchte. Daher entſchloß er ſich, ihr als treuer Freund zu dienen und Alles daran zu ſetzen, daß ihr kein Unrecht geſchähe.

Als ſie ſchon das weiße Landhaus in geringer Entfernung glänzen ſahen, gerieth Agnes auf's Neue in große Aufregung: ſie wurde bald roth, bald blaß, und da ſich eine kleine ländliche Kapelle am Wege zeigte, verlangte ſie auszuſteigen.

Sie eilte, ihr langes Silbergewand zierlich zuſammennehmend, in die Kapelle; der Kutſcher nahm ſeinen Hut ab und ſtellte ihn neben ſich auf den Bock, um die fromme Muße auch zu einem Vaterunſer zu benutzen, und Heinrich trat verlegen unter die offene Thür. Das Innere der Kapelle zeigte nichts, als einen wurmſtichigen Altar, bedeckt mit einer verblichenen veilchenblauen Decke. Das Altarbild enthielt einen engliſchen Gruß, und vor demſelben ſtand noch ein kleines Marienbildchen in einem ſtarren Reifröckchen von Seide und Metallſlittern in allen Farben. Rings um den Altar hingen geopferte Herzen von Wachs, in allen Größen und auf die mannigfaltigſte Weiſe verziert; im einen ſtak ein Papierblümchen, im anderen eine Flamme von Rauſchgold, das dritte durchbohrte ein Pfeil, wieder ein anderes war ganz in rothe Seidenläppchen gewickelt und mit Goldfaden umwunden, eines war gar mit großen Stecknadeln beſteckt, wie ein Nadelkiſſen, wohl zum Zeichen der ſchmerzvollen Pein ſeiner Spenderin.

Auf den Bänken aber lagen zahlreiche Abdrücke eines Gebetes, das auf Pappe gezogen auch an der Thür hing und folgende Ueberſchrift trug: Gebet zur allerlieblichſten, allerſeligſten und allerhoffnungsreichſten heiligen Jungfrau Maria, der gnadenreichen und hülfeſpendenden Fürbitterin

Mutter Gottes. Approbirt und zum wirkſamen Gebrauche empfohlen für bedrängte weibliche Herzen durch den hochwürdigſten Herrn Biſchof ꝛc.

Dazu war noch eine Gebrauchsanweiſung gefügt, wie viele Ave und andere Sprüche dazwiſchen zu beten ſeien.

Agnes lag auf den Knieen vor dem Altare, und den Roſenkranz, den ſie aus dem Buſen gezogen, um die Hände gebunden, betete ſie leiſe aber inbrünſtig, das Gebet vor ſich auf dem Boden. Wenn ſie einige Worte abgeleſen hatte, ſo ſchaute ſie flehend auf zu dem Marienpüppchen und bat die göttliche Frau mit heiligem Ernſt, ihr beizuſtehen in ihrer Bedrängniß und in ihrem Vorhaben.

Endlich ſtand ſie mit einem großen Seufzer auf und ging nach dem Weihkeſſel, in welchen ſie ihre weißen Finger tauchte. Da ſah ſie Heinrich in die Thür gelehnt, wie er ſie unverwandt betrachtete und an ſeiner Haltung ſah ſie, daß er ein Ketzer ſei. Aengſtlich tauchte ſie den vorhandenen Wedel tief in den Keſſel, eilte damit auf Heinrich zu, wuſch ihm förmlich das Geſicht und beſprengte ihn über und über mit Waſſer, indem ſie mit dem Wedel unaufhörliche Kreuze ſchlug. Nachdem ſie ſo die ſchädliche Einwirkung ſeiner Ketzerei auf ihre Andacht gebannt, ergriff ſie beruhigter ſeinen Arm und ließ ſich wieder in die Kutſche heben.

Heinrich zog ſein Taſchentuch und trocknete ſich das Geſicht, welches von Weihwaſſer troff: Agnes wollte ihn daran verhindern und zog ihm das Tuch weg, und indem ſie ſo in einen Streit geriethen, der zuletzt zum muthwilligen Scherz wurde, vergaßen ſie ganz, daß ſie bereits an dem Garten Roſaliens angekommen waren.

Die zahlreiche Geſellſchaft, welche ſchon in dem Landhauſe verſammelt war, begrüßte die liebliche Erſcheinung mit lauter Freude. Roſalie hatte außer den Künſtlern und den Damen von geſtern noch mehrere ihrer Verwandten und Freunde holen laſſen, welche ſich nun in ſonntäglicher moderner Kleidung unter die Vermummten miſchten, wovon die Geſellſchaft ein zufälliges und leichtes Anſehen gewann. Roſalie ſelbſt, um ihren Pflichten als Wirthin beſſer nachzukommen, zeigte ſich in einfacher häuslicher Tracht, welcher ſie auf das Anmuthvollſte einigen heiteren Schmuck beigefügt hatte.

Als Agnes Ferdinand in ſeinem fremdartigen und faſt weiblichen Schmucke erblickte, blieb ſie einen Augenblick offenen Mundes ſtehen und gerieth in eine verwirrte Berauſchung, da er zärtlich auf ſie zueilte, Heinrich für ſeine Mühe dankte und mit voller Aufmerkſamkeit für ſie beſorgt war. Erſt nach und nach kam ſie wieder zum Bewußtſein, wachte nun auf in froher Hoffnung und ging, indem es ihr wie ein Stein vom Herzen fiel, in eine blühende Fröhlichkeit über. Sie fing an zu zwitſchern, wie ein Vögelchen im Frühling, und ſchaute vergnügt um ſich; denn ſie ſah nun wirklich Ferdinand neben ſich ſitzen und hörte ſeine vertraute Stimme in artigen Worten, die er an ſie richtete.

Das kleine, ſchön gebaute Haus war mit Gäſten angefüllt. In dem mäßigen Saale und den wohnlichen Zimmern brannte lockendes Kaminfeuer, indeſſen die Sonne wärmend durch die Fenſter ſchien und auf dem Garten lag, ſo daß man durch die offenen Glasthüren aus und ein ging. Ueberall blühten Hyacinthen und Tulpen, und das Treibhaus, welches im ſchönſten Flore ſtand, war zwiſchen ſeinen grünen Gebüſchen mit gedeckten Tiſchchen verſehen. Einige Muſiker waren beſtellt und man tanzte in dem Saale, jedoch ohne Haſt und ohne Ceremonien, ſondern behaglich und abwechſelnd. Es war anmuthig zu ſehen, wie ein Theil der Geſellſchaft zierlich und fröhlich tanzte, während ein anderer Theil ſich in Spielen und Erfindungen erging in Haus und Garten, indeſſen ein dritter ſich im traulichen Zimmer in weitem Ringe um den runden Tiſch reihte und die Champagnergläſer hob. Die Wirthin war ſo unermüdlich und liebenswürdig, daß der Fremdeſte ſich bald zu Hauſe fühlte. Jedem wußte ſie durch einen einzigen Blick, durch ein Wort oder eine Frage dies Gefühl zu geben, und diejenigen jungen Leute, welche aus dürftiger Dachkammer herabgeſtiegen, nur durch ihr Faſchingsgewand in dieſe Räume der Wohlhabenheit und Zierlichkeit geführt und wenig an die Gebräuche der ſogenannten guten Geſellſchaft gewöhnt waren, richteten ſich nichts deſto minder mit großer Unbefangenheit an ihren Trinktiſchen ein, und Roſalie ſchien geehrt und erfreut zu ſein durch das treuherzige Schenkeleben, welches ſie mit Maß und Sitte zur Schau ſtellten.

Dadurch gewann ſie ſich die Herzen aller Anweſenden, ſo daß ſich alle mehr oder weniger in ſie verliebten. Sie war ſo zu ſagen die Frau von Gottes Gnaden, deren Anmuth Wohlwollen und Troſt ausſtrahlte und allgemeines Wohlwollen erntete, und indem in ihrer Umgebung jeder Einzelne bei ihrem Anblick des Glaubens wurde, daß ſie ihm beſonders freundlich ſei, ſo begnügte er ſich mit dieſem Gefühle, und ſie ſah ſich von der Beſcheidenheit und Sitte Aller umgeben.

Nur Ferdinand verhärtete ſich immer mehr in ſeiner Leidenſchaft. Er hatte ſein Benehmen gegen Agnes nur geändert, um ihren Werth und ihre Schönheit erſt recht an das Licht zu ſtellen, zu zeigen, welch' ein ſeltenes Weſen er ſo gut wie in der Hand hätte, wie dieſes ihn aber ganz unberührt laſſe, ja, wie er ſie ganz und gar nur als ein liebliches Kind betrachte, welches neben der gereiften Schönheit Roſaliens nicht in Rede kommen könne. Er hatte auch mit großer Feinheit ſeine Rolle geſpielt, ſo daß Niemand deren Falſchheit bemerkte, als Roſalie und Agnes ſelbſt, welche bald nach ihrer erſten Freude die alte Weiſe Ferdinand's erkannte und darüber tödtlich erſchrak.

Roſalien war ſeine veränderte kokette Tracht aufgefallen, und ſie fühlte ſich dadurch beleidigt; auch hatte ſie von Erikſon, ſo viel dieſer davon wußte, ſein Verhältniß zu Agnes erfahren und war erſt Willens, durch ein kluges Verfahren dem jungen ſeltſamen Mädchen, das ihr wohl gefiel, zu ſeinem Rechte zu verhelfen und Ferdinand in Güte zu ihr hinzulenken. Im Verlauf des Tages ſah ſie aber ein, daß er kein Glück ſei für ein ſo naives Kind und daß ſie mit gutem Gewiſſen nicht in deſſen Geſchick eingreifen dürfe, und ſie entſchloß ſich, den ſelbſtſüchtigen Untreuen ſeinen Weg gehen zu laſſen und ihn auf ihre Weiſe zu beſtrafen.

Als er daher Agnes, nachdem er ſie der Obhut Heinrich's übergeben, plötzlich wieder verließ und begann, ſeine Bewerbungen um Roſalien fortzuſetzen, empfing ſie ihn mit alter Freundlichkeit, und als er ſie auf Schritt und Tritt begleitete, hörte ſie ihn holdſelig an und that, als ob ſie weder dies, noch die mißbilligende Verwunderung der Geſellſchaft bemerkte.

In einem Seitengemache gefiel ſich eine gewählte Geſellſchaft darin, in den glänzenden Fabelgewändern ruhig eine Partie Whiſt zu ſpielen. Roſalie und Ferdinand traten ein, um ſich hier umzuſehen, und betheiligten ſich am Spiele. Er benutzte daſſelbe, um allerlei Galanterien zu begehen und ungeſtört eine Weile ihr gegenüber zu ſitzen. Sie lächelte ihm zu und hielt gut mit ihm zuſammen Als die Partie geendet, ergriff ſie die Karten und bat die Spieler und Andere, welche in der Nähe waren und welche alle aus vermöglichen Perſonen beſtanden, eine kleine Rede von ihr anzuhören.

„Ich habe mich,“ ſagte ſie, bisher arg gegen die Kunſt verſündigt und trotzdem, daß ich mit Glücksgütern geſegnet bin, ſo viel wie nichts für ſie gethan; ich bin um ſo tiefer beſchämt, als ich durch dieſes Feſt die ſinnige, treuliche Lebensluſt empfinden gelernt habe, welche in den Künſtlern iſt und von ihnen ausgeht, und ich möchte einen beſſeren Anfang machen und wünſche in meiner Dankbarkeit, daß heute in meinem Hauſe, welches durch die fröhliche Anweſenheit ſo vieler Künſtler geehrt wird, etwas Gutes geſchähe und daß ich, was wie ich glaube für die rechte Kunſtbeförderung eben ſo nothwendig iſt, auch Andere veranlaſſe, etwas Gutes zu thun. Ich ſehe unter meinen Gäſten ſo manches junge Bürſchchen mit glänzenden Augen, dem es aber, nach ſeiner ſchüchternen Haltung zu urtheilen, nicht zum Beſten geht. Wie ſchön wäre es, wenn wir wenigſtens einen oder zwei dieſer flüggen Vögel unmittelbar aus dieſer Feſtfreude heraus nach Italien ſchicken könnten! Da ich aber an Niemanden beſtimmte Anforderungen machen darf, ſo will ich hier Bank halten und diejenigen, welche es können, zum Spiele einladen. Was gewonnen wird, legen wir zuſammen, ich verdoppele die Summe alsdann, und je nach dem Befunde wählt dann die anweſende Geſellſchaft denjenigen aus ihrer

Mitte, welchen ſie für den Würdigſten und Bedürftigſten hält!«

Und mit verbindlichem Lächeln ſich zu Ferdinand wendend und ihn zum Tiſche ziehend, ſagte ſie: »Herr Lys, ſie ſind ein reicher Mann! Geben Sie ein gutes Beiſpiel und fangen Sie an!«

Ferdinand hatte von der bedeutenden Summe, welche er in ſeiner Narrheit bei den Juwelieren ausgegeben, noch zehn bis zwölf Louisd'ors übrig, die er in ein Papier gewickelt in den Buſen geſteckt hatte, da in der Eile an ſeinem ganzen Coſtüm nicht eine Taſche angebracht worden. Verlegen zog er das Geld hervor, wie ein Mädchen einen Liebesbrief, und verlor es ſchnell an die ſchöne Bankhalterin.

Sie warf es in eine leere Fruchtſchale und dankte ihm, indem ſie zugleich bedauerte, daß er nicht mehr zu verlieren habe. Ihm ſchien aber das Verlorene ſchon zu viel zu ſein und um wieder etwas davon zu gewinnen, warf er, ſcheinbar um noch mehr beizutragen, den kleinſten ſeiner Ringe hin.

Allein er verlor auch dieſen. Roſalie hatte zu ihrer großen Freude ein merkwürdiges Glück, Ferdinand verlor Stück um Stück von ſeinem Schmucke: Armſpangen, Agraffen, Ringe und Ketten warf er auf den Tiſch in dem aufgeregten Beſtreben, wieder zu dem Seinigen zu kommen; Roſalie ſetzte gemünztes Gold dagegen, aber nach wenigen Schwankungen lag der ganze Schmuck Ferdinand's, im Werth von über drei tauſend Gulden, ſchimmernd in der Schale.

Roſalie klatſchte in die Hände und verkündete unverhohlen ihre Freude über dies unverhoffte Gelingen, und als ſie Ferdinand holdſelig dankend die Hand reichte, mußte auch dieſer eine gute Miene machen, obgleich er nun eine ſeltſame Figur ſpielte, da der noch ſeltſamere Schmuck jetzt erſt recht die Aufmerkſamkeit erregte.

Aber nun ging es erſt recht an. Die Damen wurden von den Edelſteinen mächtig angezogen, und in der Hoffnung, dies oder jenes, was ihnen beſonders gefiel, zu gewinnen, drängten ſich bald alle um den Tiſch und ſpielten eifrig um den Schmuck; denn ſie nahmen ſich ſammt und ſonders vor, ihre Männer oder Väter zu bewegen, den verhofften Gewinnſt mit baarem Gelde auszulöſen. Allein Roſalie hatte unverwüſtliches Glück und häufte endlich faſt alles vorhandene Geld zu dem Schmuck in die Schale, und als zuletzt Niemand mehr ſpielte, rief ſie: »Obgleich mein Unternehmen einen Umfang gewonnen hat weit über das erwartete Ziel hinaus, ſo freue ich mich dennoch, mein Wort zu halten und dieſen ganzen Gewinnſt zu verdoppeln!«

Einige angeſehene ältere Künſtler und ein anweſender Kaufmann beriethen nun die Sache, und es fand ſich, daß man zwei junge Leute reichlich ausſtatten könne auf einige Jahre.

Das Ereigniß erregte das größte Erſtaunen und den freudigſten Jubel im ganzen Hauſe, und die Freude war ſo plötzlich gekommen, daß nicht der leiſeſte Schatten von Neid ſich darunter miſchte, als man nun auf Roſaliens Wunſch die zwei jungen Maler auswählte, welche die Reiſe nach Italien machen ſollten.

Die Wahl war ein neues und das edelſte Vergnügen von allen bisherigen, und es wurde auf das Sinnreichſte und Lieblichſte hin und her gewandt, da es ſo gut ſchmeckte, und endlich wurden zwei Brüder gewählt, welche ſich ebenſo durch ihren Fleiß, als durch ihre Armuth auszeichneten, zwei liebenswürdige Bürſchchen aus Sachſen, welchen während ihres Aufenthaltes in der Kunſtſtadt Vater und Mutter geſtorben und jeder Unterhalt verloren war. Man begriff nicht, wie ſie leben konnten, ſo kümmerlich nährten ſie ſich, und doch waren ſie der Kunſt ſo anhänglich und treu und immer ſo guten Muthes, daß ſie bei aller Armuth und Sparſamkeit doch immer einige blanke Gulden bereit hatten, jedes Künſtlerfeſt mit zu feiern und Jedermann durch ihre beſcheidene Fröhlichkeit zu erfreuen.

Die zwei Kirchenmäuſe wußten nicht, wie ihnen geſchah und küßten in ihrer Verwirrung der reizenden Urheberin dankbar die Hand. Roſalie konnte ſich nicht enthalten, den ſchüchternen jungen Bürſchchen die Wangen zu ſtreicheln und hätte ſie gern geküßt, wenn es ſich hätte thun laſſen.

Sie wurden im Triumph herumgeführt, woraus ſich ein neues Anordnungs- und Wandervergnügen ergab.

Indeſſen verfiel Ferdinand gänzlich ſeinem Geſchick. Es begab ſich mit ihm, was ſich immer begeben hat, er gerieth durch das Schiefe und Unrechte der einen Leidenſchaft in eine Niedrigkeit des Empfindens und Denkens, welche ſonſt nicht in ihm lag. Er war allerdings ſelbſtſüchtig und ſparſam gegen Andere, ſobald es Geld oder Gut betraf, aber doch nicht in dem Grade, daß es ſich nicht im Allgemeinen mit einem anſtändigen und liebenswürdigen Charakter vertragen hätte; er würde über den erlittenen Verluſt unter allen Umſtänden verdrießlich geworden ſein, aber nicht ſo ſehr, daß der Verdruß im mindeſten auf andere Ideen und Vorſtellungen eingewirkt oder dieſelben getrübt hätte. Jetzt aber verband ſich mit ſeinem geheimen Aerger ſogleich der Gedanke, ſich zu entſchädigen; er machte in ſeinem Inneren Roſalien ſich verpflichtet und hielt ſie durch den Vorfall für gebunden an ihn durch ein ſtarkes Band.

Dieſe bedenkliche Ausſchweifung verwirrte ihn ganz und trieb ihn demgemäß zum Handeln. Er nahm ſich alſo äußerlich zuſammen, da er in ſeiner Thorheit ſeiner Sache ſicher zu ſein glaubte, und beobachtete Roſalien mit mehr Ruhe, um den günſtigen Augenblick zu finden, ſie allein zu ſehen.

Roſalie ſchien ihn hierin zu unterſtützen; denn er bemerkte, daß ſie mehrmals allein wegging auf eine Weiſe, als ob ſie wünſche, daß Jemand ihr folge und ſie aufſuche.

Sie hatte Spiel, Schmuck und Ferdinand vergeſſen und war jetzt mit einem anderen Gedanken beſchäftigt, und dieſer Gedanke röthete ihre Wangen und entfachte ihre Augen in holder Gluth. Sie wünſchte, daß Erikſon ſie ſuchte und allein ſpräche, ohne daß ſie ihn geradezu aufforderte. Aber dieſer merkte von allem nichts, und anſtatt daß er ſelber auf den Gedanken kam, den er vielmehr beinahe ſcheute, wie eine gefährliche Entſcheidung, beobachtete er Ferdinand, der ſich nun ruhiger hielt, und glich einem Jäger, der nach einer anderen Seite ſieht, wo er etwa einen Fuchs vermuthet, während das ſchöne Reh in Schußweite vor ihm hinſpringt.

Ferdinand aber verlor nun keine Zeit mehr, ſondern verſchwand unverſehens aus dem Saale, als er geſehen, daß Roſalie ſich wiederum entfernt habe. Sobald er auf dem Gange war, folgte er ihr mit ſtürmiſchen Schritten, daß ſeine aſſyriſchen Gewänder nur ſo flogen, erreichte ſie in einem abgelegenen ſtillen Zimmerchen, welches zur Sommerzeit ihr Boudoir war, ergriff ihre beiden Hände und begann dieſelben leidenſchaftlich zu küſſen. Sie hatte gehofft, daß Erikſon hinter ihr her käme; aber bald erkannte ſie an dem leichten Schritte, daß er es nicht ſei, und wußte nun in der Verwirrung nicht ſogleich, was ſie anfangen ſollte.

Doch entzog ſie ihm die Hände, indeſſen er ſagte: »Schönſte Frau! Sie haben zwei Glückliche gemacht! Beglücken Sie den dritten, indem Sie mir erlauben, Ihnen zu ſagen, wie tief ich von Ihrer Schönheit und Anmuth, von Ihrem ganzen Weſen ergriffen bin!«

Roſalie zappelte mit ihren Händchen, ihn abwehrend, und rief halb ängſtlich, halb lachend: »Herr Lys! Herr Lys! ich bitte Sie! Sehen Sie denn nicht, daß ich heute in meinen Alltagskleidern ſtecke und nicht mehr die Göttin der Liebe bin?«

»O ſchöne, liebe Roſalie!« rief Lys und fuhr fort mit ſchöner Beredſamkeit, »mehr als je ſind Sie die Schönheit und Liebe ſelbſt und alles das, was die Alten ſo tiefſinnig vergöttert haben! Sie ſind eine ganze Frau im edelſten Sinne des Wortes, in Ihnen iſt nur Anmuth und Wohlwollen, und Sie verwandeln alles dazu, was um Sie iſt. O jetzt begreife ich, warum ich ein Ungetreuer und Wankelmüthiger war mein Leben lang! Wie kann man treu und ganz ſein, wo man immer nur das halbe und durch Sonderlichkeit getrübte Weib trifft, bald unfertig in ſeinem Bewußtſein, bald eigenſinnig und überreif in demſelben? Sie ſind das wahre Weib, in dem der Mann ſeine Ruhe und ſeinen dauernden Troſt findet, Sie ſind heiter und ſich ſelber gleich, wie der Stern der Venus, den Sie geſtern trugen! O verkennen Sie ſich nicht, erkennen Sie Ihr eigenes Weſen! Dieſe göttliche Freundlichkeit, welche Sie beſeelt, iſt nichts als Liebe, welche gewähren muß, ſobald ſie erkannt und verſtanden wird! Sie muß ſich äußern hoch über der trüben Welt von Tugend und Sünde, Pflicht und Verrath, in der Höhe des klaren unveränderlichen Lebens ihres eigenen Weſens!«

Er hatte wieder ihre Hand ergriffen und ſah jetzt ſo ſchön und aufrichtig aus, daß ſie ihm nicht gram werden konnte; ſie ließ ihm desnahen noch eine Weile die Hand und ſagte mit großer Anmuth und Freundlichkeit: »Sie ſind jetzt ſehr liebenswürdig, Herr Lys! und ich will deshalb vernünftig mit ihnen ſprechen. Ich bin weit entfernt, Ihre Grundſätze zu verdammen, oder Ihnen eine zimperliche Predigt halten zu wollen, da ich ſehe, daß dieſelben nicht leere Worte eines unſicheren Mannes, vielmehr nur zu deutlich die Aeußerung einer tiefer begründeten Lebensrichtung ſind. Sehen Sie zu, wie Sie dabei ihr Glück und Ihre Ruhe finden, von der Sie ſprechen! Aber ich muß Ihnen wenigſtens ſagen und kann Sie auf das Heiligſte verſichern, daß ich mich ſelber ſehr wohl kenne und daß Sie ſich hinſichtlich meines Weſens vollkommen getäuſcht haben. Sehen Sie, Herr Lys! (und hier zog ſie ihre Hand zurück und maß ihm eine roſige Fingerſpitze vor, indeſſen ſie etwas ungeduldig mit den Füßchen ſtrampelte) ich empfinde nicht ſo viel Neigung für Sie, und ich ſchwöre Ihnen, daß, was meine Freundlichkeit betrifft, dieſelbe nun und nimmermehr das für Sie ſein wird, was Sie Liebe nennen oder was ich Liebe nenne! Ja vielmehr ſteht ſie auf dem Punkte, in Haß und Abſcheu umzuſchlagen, wenn Sie Ihr Benehmen nicht ſogleich ändern! Entſchließen Sie ſich dazu, oder ich bitte Sie, mein Haus zu verlaſſen, denn Sie ſtören mir alle Freude und machen ein unnützes Aufſehen!«

Als ſie dies ſprach, funkelte zuletzt durch alle lächelnde Freundlichkeit ein lichter Zorn in ihren Augen, gleich einen Blitz im Sonnenſchein, welcher zwar bezaubernd, aber auch ſo deutlich und entſchieden war, daß Lys nicht ein Wort zu erwidern wußte. Er ſah ſie erſtaunt und wehmüthig an, wie einer, der aus ſeiner ganzen perſönlichen Beſchaffenheit und Ueberzeugung heraus gehandelt hat und darüber traurig iſt, daß er keinen Anklang findet. Dann ging er ohne ein Wort zu ſagen langſam aus dem Zimmer.

Roſalie ſchaute ihm nach, und während ſie aufathmend ſich auf ein Sopha warf, miſchte ſich in den freundlichen Spott, den ſie empfand, doch ein geheimſtes bedauerndes Gefühl, daß ihr Wohlwollen nicht etwas der Art ſein dürfe, für was Lys es gehalten wiſſen wollte.

Inzwiſchen hatte Erikſon endlich ihre und Ferdinand's gleichzeitige Abweſenheit entdeckt und da er Roſalien zu ſehr ehrte und liebte in ſeiner breiten Bruſt, um ſie genauer zu kennen, und auch ein ziemlicher Neuling in dieſer Lage war, ſo verließ ihn plötzlich ſein bisheriges Phlegma und er gerieth in die heftigſte Aufregung.

Die abenteuerlichſten und graulichſten Geſchichten von der geheimen Verworfenheit und Schwachheit der Weiber, welche er in Schenken und Männergeſellſchaften gehört, fuhren ihm wie Geſpenſter durch den Kopf, die wunderlichſten Eroberungen und Ueberrumpelungen durch kühne

Geſellen, unter den ſchwierigſten Umſtänden, kamen ihm in den Sinn und wechſelten mit dem Bilde der ſich immer gleichen Roſalie, und dies Bild verſcheuchte dann alle jene Schrecken für einen Augenblick; aber ſie kehrten wieder und peinigten ihn auf das Aergſte.

Und als er ſie endlich gewaltſam unterdrückte, ſagte er ſich: Und was wäre es denn, wenn mir dieſer Teufel zuvorkäme und das thäte, was ich ſchon längſt hätte wagen ſollen? Wer wäre zu tadeln, als ich ſelbſt? Soll mir die liebe Schöne ſich ſelbſt auf einem Teller präſentiren? Hole der Henker das Geld! Ich glaube, ich wäre nicht halb ſo blöde, wenn ſie nicht ſo reich wäre! Aber was thut das zur Sache? Sie iſt ein Weib, ich ein Mann, Himmel! ſie wird mir den Kopf nicht abbeißen!

Als ob ſeine Seligkeit auf dem Spiele ſtände, durchmaß er alle Zimmer, und als er ſie nirgends fand, riß er voll Furcht und Zorn die letzte Thür auf, die ihm noch übrig blieb, trat haſtig in das ſchwach erleuchtete Stübchen und fand Roſalien auf dem Sopha ſitzend. Sie hielt ſich ganz ſtill und ſah ihn an, und Eritſon ſtand plötzlich rathlos da.

Nachdem er eine Weile geſtanden, indeſſen ſich die Schöne nicht gerührt, gewann er über ihrem Anblicke ſeine Bewegung wieder, ſtärker als vorhin, aber nun rein und gleichmäßig, eine ſchöne, mächtige Wallung. Er that einen Schritt auf ſie zu, ergriff ihren Arm ſo feſt, daß es ſie ſchmerzte und gab nun ſeinen Gefühlen und Meinungen Worte, ſo gut er ſie zu finden vermochte.

Roſalie beklagte ſich nicht über den Druck ſeiner ſtarken Hand, es ſchien ſogar, als ob ihr der kleine Schmerz das größte Vergnügen gewähre. Sie hörte ihn mit ſchwerverhaltenem Lächeln an, und eine Viertelſtunde nachher ſah man ihn feierlich und zufrieden durch die Räume kommen, mit glänzenden Augen einige Verwandte Roſaliens zuſammen zu ſuchen und zu ihr zu berufen, und abermals eine Viertelſtunde nachher erſchienen dieſe wieder und ordneten in dem Saale eine Abendtafel für die geſetztere Hälfte der Geſellſchaft und beſonders für ſämmtliche Verwandte und Freunde Roſaliens, deren noch manche ſchnell geholt wurden: und als alles dies zu Stande gekommen, indeſſen auch die Lichter angeſteckt wurden, verkündete ein ehrwürdiger Oheim die unverhoffte Verlobung, und das glückliche Paar nahm die überraſchten Glückwünſche von allen Seiten frohlauſchend auf.

Alle, die in gewöhnlicher Kleidung anweſend waren, führten unter ſich alsbald eine gelinde Kritik über die ſeltſame Verlobung und die künſtleriſchen Neigungen der reichen Wittwe, die ſo raſch nach einander zu Tage träten: doch wenn ſie, beſonders die Schönen, auf Erikſon blickten, ſo blieben ihre Worte nur noch tönende, während das Auge geſtehen mußte, daß die feine Roſalie wohl zu wählen gewußt habe.

Die Künſtler aber freuten ſich unbändig über dieſe neue glückliche Wendung zu Ehren ihres Standes und machten Erikſon glückwünſchend zu ihrem Helden, nicht ahnend, welcher Abfall von Pinſel und Palette mit dieſer Verlobung ſich vollende. Denn Erikſon hat in der That nie wieder gemalt, obgleich er den Künſtlern zugethan blieb und mit vieler Behaglichkeit ſich ſpäter eine Bilderſammlung anlegte.

Nur Ferdinand ertrug dieſen Vorfall nicht; er verlor ſich in der größten Uneinigkeit mit ſich ſelbſt aus dem Hauſe und ſtürmte in den Buchenwald hinaus, in welchem viele einzelne Masken umherirrten und lärmten Viele kamen auch von den Forſthäuſern auf die Kunde von den artigen Begebenheiten in das Landhaus der Wittwe oder nunmehrigen Braut und wurden da bewirthet. Erikſon rührte ſich ſogleich luſtig als künftiger Herr des Hauſes und ſchaffte mit ausgiebiger Bewegung Raum und Stoff in die Verwirrung, die rauſchend hereingebrochen war.

Dann aber geleitete er Roſalien, die ſich zurückziehen wollte, als ſie Alles im beſten Gange und durch treue Freunde und Diener überwacht ſah, nach der Stadt. Sie erbebte in der Dunkelheit vor Vergnügen, als er ſie in den Wagen hob und als der leichte Kaſten heftig ſchaukelte, da der hünenmäßige Erikſon einſtieg.

Während ſich dies Alles begeben, hauſte in dem Gewächshauſe ein kleines Trüppchen Leute, abgelegen und vergeſſen von der großen Geſellſchaft, und führte zwiſchen den Myrthen- und Orangenbäumen ein wunderlich verborgenes Leben. Da ſaß an einem Tiſchchen der fabelhafte Bergkönig, welcher mit ſeiner Krone und ſeinem weißen Barte ausſah, als wäre er eben aus den Fluthen des Rheines, aus der Nibelungenzeit heraufgeſtiegen, und ſang, indem er das lange Kelchglas ſchwenkte, die luſtigſten Lieder; neben ihm zechte ein Winzer aus dem Bacchuszuge, ein wirklicher Rheinländer, welcher eine Anzahl Champagnerflaſchen erhaſcht und unter den Myrthen verborgen hatte. Es war ein unterſetzter Mann von dreißig Jahren mit einem braunen Krauskopfe und kindlich lachenden Augen, welche bald mit frommem Ausdrucke in die Welt ſchauten, bald in ſchlauer Luſtigkeit funkelten. Seine Hände verkündeten einen fleißigen Metallarbeiter und der weichgeſchnittene Mund einen andächtigen Trinker, indeſſen doch die Mundwinkel einen ſinnenden feſten Zug hatten vom häufigen Verſchließen und Verziehen des Mundes über der beharrlichen plaſtiſchen Arbeit. Man nannte ihn den kleinen

Gottesmacher, weil er nicht nur alle für den katholiſchen Cultus nothwendigen Silbergefäße, ſondern auch ſehr wohlgearbeitete Chriſtusbilder in Elfenbein verfertigte. Nebenbei war er ein trefflicher Muſikus, der mehrere Inſtrumente ſpielte und ein Kenner der alten Kirchenmuſik ſowohl, als einer Menge melancholiſcher Volkslieder war. Dieſe ſang er jetzt abwechſelnd mit dem Bergkönig und dem grünen Heinrich, welcher mit Agnes den kleinen Kreis vervollſtändigte.

Das verzweifelte Mädchen hatte ſich hieher zurückgezogen, weil ſie nicht unter den anderen Frauensleuten ſein mochte, die alle glücklich waren und ſich ihres Lebens freuten. Sie ſaß nun wieder ſtumm und ſtill und lauſchte auf die Worte Heinrich's, welcher ihr fortwährend Hoffnung machte und zuflüſterte, ſie ſolle nur Geduld haben; wenn erſt dieſe tolle Zeit vorüber ſei, ſo würde ſich Ferdinand ſchon beſinnen und müſſe es, er wolle ihn dazu zwingen. Als das Geräuſch der Verlobung ſich verbreitete, eilte Heinrich weg, um Ferdinand aufzuſuchen, während Agnes mit banger Hoffnung und aufblitzender Lebensluſt ſeiner harrte. Aber er fand ihn nirgends und kehrte allein zurück.

Agnes verſank in eine tiefe Erſtarrung, alles vergeſſend, was um ſie war. Der Bergkönig und der Winzer begannen jetzt ihren Zuſtand zu erkennen und bewährten ſich als beſcheidene und treuherzige Geſellen, welche mit herzlicher Schicklichkeit ihrer ſchonten und zugleich mit derſelben ſie aufzuwecken und zu beleben ſuchten.

Heinrich bot ihr an, ſie nach Hauſe zu bringen; allein ſie verweigerte es und ging nicht von der Stelle, indem ſie behauptete, Ferdinand müſſe ſie nach Hauſe begleiten und würde gewiß noch kommen. Sie trank nun mehrere Mal von dem brauſenden Weine, den ſie in ihrem Leben noch nie getrunken, und als derſelbe ſeine Wärme durch ihr Blut ergoß, wurde ſie allmälig laut und ergab ſich einer ſelbſtbetäubenden Freude. Sie ſang nun ſelbſt mit den Geſellen und ließ eine ſo wohlklingende Stimme ertönen, daß alle bezaubert wurden. Sie wurde immer luſtiger und trank in kurzer Zeit einige Gläſer aus.

Die drei Burſchen, wenig erfahren in ſo bedenklichen Sachen, ließen ſich nun ohne Arg von ihrer Ausgelaſſenheit hinreißen und freuten ſich über das reizende luſtige Mädchen, über welches ein eigenthümlicher dämoniſcher Zauber gegoſſen war. Sie brach blühende Myrthen- und Lorbeerzweige und flocht Kränze daraus; ſie plünderte das ganze Gewächshaus, um Sträuße zu binden, und indem ſie ihre Zechbrüder mit den fremden Wunderblumen aufputzte und ihnen die Kränze aufſetzte, ſowie ſich ſelbſt, tanzte ſie nicht wie eine Diana, ſondern wie eine kleine angehende Bacchantin herum, ohne daß indeß die ganze Scene das Geringſte von ihrer Unſchuld und Harmloſigkeit verloren hätte.

Aber plötzlich, als die Luſt am größten war, veränderte ſich ihr Geſicht und ſie fing bitterlich an zu weinen; ſie warf ſich auf einen Stuhl und weinte mehr und mehr, es war als ob alle Quellen des Leides ſich geöffnet hätten, und bald war das Tiſchtuch, auf das ſie ihr ſchluchzendes Haupt niederbeugte, von ihren ſtrömenden Thränen benetzt, die ſich mit dem Champagner ihres umgeſtürzten Glaſes vermiſchten.

Mit durchdringender, klagender Stimme rief ſie, vom Schluchzen unterbrochen, nach Ferdinand, nach ihrer Mutter. In größter Rathloſigkeit ſuchten die Geſellen ſie zu beruhigen und aufzurichten, zugleich befürchtend, daß andere Gäſte herbeikommen und Agneſens bedenklichen Zuſtand ſehen möchten.

Allein ihr Schrecken wurde noch größer, als die Thränen unverſehens verſiegten, Agnes vom Stuhle ſank und in wilde Krämpfe und Zuckungen verfiel. Sie warf ihre feinen weißen Arme umher, die Bruſt drohte das ſpannende Silbergewand zu ſprengen, und die ſchönen dunkelblauen Augen rollten wie irre Sterne in dem bleichen Geſicht. Heinrich wollte nach Hülfe rufen, aber der Bergkönig, welcher der älteſte war, hielt ihn davon ab, um einen allgemeinen Auftritt zu verhüten. Sie hofften, der Anfall würde vorübergehen, ſprengten ihr Waſſer in's Geſicht und lüfteten das Bruſtgewand, daß der kleine pochende Buſen offen leuchtete. Heinrich hielt das ſchöne tobende Mädchen, das mehr dem Tode, als dem Leben nahe ſchien, auf ſeinen Knieen, da kein geeigneter Ruheſitz im Treibhauſe war, und indem er das zärtlichſte Mitleid für ſie fühlte, verwünſchte er den eigenſüchtigen Ferdinand, welcher nun weiß Gott wo umherſchweifen mochte.

Als aber der unglückliche Zuſtand, anſtatt vorüberzugehen, immer ſchlimmer und bedrohlicher wurde, indem die Zuckende kaum mehr zu halten war, entſchloſſen ſie ſich in der größten Angſt, die Kranke vorſichtig nach dem Hauſe zu tragen.

Der Bergkönig und der Winzer hoben ſie auf ihre Arme und trugen die tobende Diana auf dem dunkelſten Seitenwege durch den Garten, indeſſen Heinrich voranging und die Gelegenheit erſpähte. So gelangten ſie mit der verrätheriſch glänzenden und ächzenden Laſt mit Mühe endlich durch eine Hinterthür in das Haus und in das obere Stockwerk, wo ſie ein mit Betten verſehenes Zimmer fanden. Sie legten dort das arme Kind hin und ſuchten in der Stille einige weibliche Hülfe herbei. Es war auch die höchſte Zeit, denn ſie lag nun in tiefer Ohnmacht; zugleich erregte aber die herbeigeeilte Gärtnersfrau, die Heinrich gefunden, ein ſolches Lamento, daß bald alle noch anweſenden Damen in dem Zimmer waren, der Vorfall nun mit dem größten Aufſehen bekannt ward und die betroffenen drei Zecher ſich in den Hintergrund ziehen mußten.

Es gelang endlich, die Ohnmächtige wieder in's Leben zu rufen, und da ſich auch zweckmäßige Hülfsmittel fanden, erholte ſie ſich in etwas, ohne jedoch zum klaren Verſtande zu kommen. Doch konnte keine Rede davon ſein, ſie noch heute nach Hauſe zu bringen, obgleich ein ſchnell herbeigekommener Arzt die Sache nicht für gefährlich erklärte und Ruhe und Schlaf als die ſicherſte Hülfe zur gänzlichen Erholung bezeichnete.

Heinrich machte ſich auf den Weg nach der Stadt, um Agneſens Mutter zu benachrichtigen. Die Fahrſtraße war bedeckt mit Wagen, die, mit Tannenreis geſchmückt, die heimkehrenden Masken trugen, und dazwiſchen von vielen Fußgängern. Um ſchneller vorwärts zu gelangen und ungeſtörter zu ſein, ſchlug Heinrich einen Fußpfad ein, welcher im lichten Walde ſich hinzog zur Seite der Straße. Als er einige Zeit gegangen, holte er Ferdinand ein, deſſen weiter ſeidener Mantel, ſowie der Saum des battiſtenen langen Rockes ſich unablässig in den Sträuchern und Dornen verwickelten und zerriſſen und ſo ſein Fortkommen erſchwerten. Fluchend ſchlug er ſich mit dem Geſtrüpp herum, als Heinrich zu ihm ſtieß.

Sobald ſie ſich erkannten, erzählte Heinrich das Vorgefallene und in einem Tone, welcher deutlich verrieth, wo der Erzähler hinaus wollte. Ferdinand, welcher ein ausdauernder Trinker war, aber alle eigentliche Betrunkenheit ſchon an Männern verabſcheute, empfand einen tiefen Verdruß und ſuchte überdies mit der Aeußerung desſelben den weiteren Auslaſſungen Heinrich's zuvorzukommen.

»Das iſt eine ſchöne Geſchichte!« rief er, »iſt das nun Deine größte Heldenthat? Ein unerfahrenes Mädchen berauſcht zu machen? Wahrhaftig, ich habe das arme Kind guten Händen übergeben!«

»Uebergeben! Verlaſſen, verrathen willſt Du ſagen!« rief Heinrich und übergoß nun ſeinen Freund mit einer Fluth der bitterſten Vorwürfe.

»Iſt es denn ſo ſchwer,« ſchloß er, »ſeinen

Neigungen einen feſten Halt zu geben und gerade dadurch die Geſammtheit der Weiber recht zu lieben und zu ehren, daß man Einer treu iſt? Denn es iſt ja doch Eine wie die Andere und in der Einen hat man Alle!«

Ferdinand hatte ſich indeſſen aus den Dornen losgewickelt; er ſah nun aus wie ein zerzauſter und gerupfter Vogel. Da er ſah, daß er Heinrich nicht einſchüchtern konnte, ergab er ſich und ſagte ruhig, indem ſie weiter gingen: »Laß mich zufrieden, Du verſtehſt das nicht!«

Heinrich brauſte auf und rief: »Lange genug habe ich mir eingebildet, daß in Deiner Sinnes- und Handlungsweiſe etwas liege, was ich mit meiner Erfahrung nicht überſehen und beurtheilen könne! Jetzt aber ſehe ich nur zu deutlich, daß es die trivialſte und nüchternſte Selbſtſucht und Rückſichtsloſigkeit iſt, welche Dich treibt, ſo leicht erkennbar, als verabſcheuenswerth. O wenn Du wüßteſt, wie tief Dich dieſe Art entſtellt und befleckt und allen Denen weh thut, welche Dich kennen und achten, Du würdeſt aus eben dieſer

Selbſtſucht heraus Dich ändern und dieſen häßlichen Makel von Dir thun!«

»Ich ſage noch einmal,« erwiderte Lys, »Du verſtehſt das nicht! Und das iſt Deine beſte Entſchuldigung in meinen Augen für Deine unziemlichen Reden! Nun, Du Tugendheld! ich will Dich nicht an Deine Jugendgeſchichte erinnern, die Du ſo artig aufgeſchrieben haſt, erſtens um Dein Vertrauen nicht zu mißbrauchen, und zweitens, weil Dir nach meiner Anſicht aus derſelben wirklich nichts vorzuwerfen iſt. Denn Du haſt gethan, was Du nicht laſſen konnteſt, Du thuſt es jetzt, und Du wirſt es thun, ſo lange Du lebſt.«

»Halt,« ſagte Heinrich, »ich hoffe wenigſtens, daß ich immer weniger das thue, was ich laſſen kann, und daß ich zu jeder Zeit etwas laſſen kann, das ſchlecht und verwerflich iſt, ſobald ich es nur erkenne!«

»Du wirſt zu jeder Zeit,« erwiderte Ferdinand kaltblütig, »das laſſen, was Dir nicht angenehm iſt!«

Heinrich wollte ihn ungeduldig nochmals unterbrechen, allein Lys überſprach ihn und fuhr fort: »Angenehm oder unangenehm aber iſt nicht nur alles Sinnliche, ſondern auch die moraliſchen Hirngeſpinnſte ſind es. So biſt Du jetzt ſinnlich verliebt in das eigenthümliche Mädchen, deſſen abſonderliche Geſtalt und Art die äußerſten Sinne reizt, wie ich nun an mir einſehe; dies iſt Dir angenehm; aber weil Du wohl merkſt, daß Du dabei kein rechtes Herz haſt, nicht in Deinem eigentlichen Sinne liebſt, ſo verbindeſt Du mit jenem Reiz noch die moraliſche Annehmlichkeit, Dich für das ſchmale Weſen in's Zeug zu werfen und den uneigennützigen Beſchützer zu machen. Wiſſe aber, wenn Du einen Funken eigentlicher Leidenſchaft verſpürteſt, ſo würdeſt und müßteſt Du allein darnach trachten, Deinen Schützling meinem Bereiche ganz zu entziehen und Dir anzueignen. Du haſt aber die wahre Leidenſchaft noch nie gekannt, weder in meinem noch in Deinem Sinne. Was Du als halbes Kind erlebt, war das bloße Erwachen Deines Bewußtſeins, das ſich auf ſehr normale Weiſe ſogleich in zwei Theile ſpaltete und an die erſten zufälligen Gegenſtände haftete, die Dir entgegen traten. Die ſinnliche Hälfte an das reife kräftige Weib, die zartere geiſtige an das junge transparente Mädchen, das Du an jenes verrathen haſt. Dies würdeſt Du, trotz Deiner ſelbſt, nie gethan haben, wenn eine wirkliche ganze Liebe in Dir geweſen wäre! Wiſſe ferner, was mich betrifft: jeder ganze Mann muß jedes annehmliche Weib ſogleich lieben, ſei es für kürzer, länger oder immer, der Unterſchied der Dauer liegt bloß in den äußeren Umſtänden. Das Auge iſt der Urheber, der Vermittler und der Erhalter oder Vernichter der Liebe; ich kann mir vornehmen, treu zu ſein, aber das Auge nimmt ſich nichts vor, das gehorcht und fügt ſich der Kette der ewigen Naturgeſetze. Luther hat nur als Normalmann, als einer von Denen geſprochen, welche Religionen ſtiften, oder ſäubern und die Welt verändern, wenn er ſagte, er könne kein Weib anſehen ohne ihrer zu begehren! Erſt durch ein Weib, welches durch ſpecifiſches Weſen, durch Reinheit von allem eigenſinnigen, kränklichen und abſonderlichen Beiwerke, eine Darſtellung einer ganzen Welt von

Weibern iſt, durch ein Weib von ſo unverwüſtlicher Geſundheit, Heiterkeit, Güte und Klugheit, wie dieſe Roſalie — kann ein kluger Mann für immer gefeſſelt werden. Wie beſchämt ſehe ich nun ein, welche vergängliche Specialität, welch phänomenartiges Weſen ich in dieſer Agnes mir zu verbinden im Begriffe war! Du aber ſchäme Dich ebenfalls, als ſolch ein zierlich entworfenes, aber noch leeres Schema in der Welt umherzulaufen, wie ein Schatten ohne Körper! Suche, daß Du endlich einen Inhalt, eine ſolide Füllung bekommſt, anſtatt Anderen mit Deinem Wortgeklingel beſchwerlich zu fallen!«

Vielfach beleidigt ſchwieg Heinrich eine Weile; er war tief gereizt und es kochte und gährte gewaltig in ihm; denn er war in ſeinem beſten Bewußtſein angegriffen und fühlte ſich um ſo verletzter und verwirrter, als in Ferdinand's Worten etwas lag, das er im Augenblick nicht zu erwidern wußte. Der genoſſene Wein und die nun ſchon vierundzwanzigſtündige ununterbrochene Aufregung thaten auch das ihrige, ſeine Luſt, die Sache vollends auszufechten, zu entflammen, und

Staat. Landes-Bibl.

er begann daher wieder mit entſchiedener Stimme: »Nach Deiner vorhinnigen Aeußerung zu urtheilen, biſt Du alſo nicht ſehr Willens, dem Mädchen die Hoffnungen, die Du ihr leichſinniger Weiſe angeregt, zu erfüllen?«

»Ich habe keine Hoffnungen angeregt,« ſagte Lys, »ich bin frei und meines Willens Herr, gegen ein Weib ſowohl wie gegen alle Welt! Uebrigens werde ich für das gute Kind thun, was ich kann, und ihr ein wahrer und uneigennütziger Freund ſein, ohne Ziererei und ohne Phraſen! Und zum letzten Mal geſagt: Kümmere Dich nicht um meine Liebſchaften, ich weiſe es durchaus ab!«

»Ich werde mich aber darum kümmern,« rief Heinrich, »entweder ſollſt Du einmal Treue und Ehre halten, oder ich will es Dir in die Seele hinein beweiſen, daß Du Unrecht thuſt! Das kommt aber nur von dem trivialen troſtloſen Atheismus! Wo kein Gott iſt, da iſt kein Salz und kein Schmalz, nichts als haltloſes Zeug!«

Ferdinand lachte laut auf und rief: »Nun Dein Gott ſei gelobt! Dacht' ich doch, daß Du endlich noch in dieſen glückſeligen Hafen einlaufen würdeſt! Ich bitte Dich aber jetzt, grüner Heinrich, laß den lieben Gott aus dem Spiele, der hat hier ganz und gar nichts damit zu thun! Ich verſichere Dich, ich würde mit oder ohne Gott ganz der Gleiche ſein! Das hängt nicht von meinem Glauben, ſondern von meinen Augen, von meinem Hirn, von meinem ganzen körperlichen Weſen ab!«

»Und von Deinem Herzen!« rief Heinrich zornig und außer ſich, »ja, ſagen wir es nur heraus, nicht Dein Kopf, ſondern Dein Herz kennt keinen Gott! Dein Glauben oder vielmehr Dein Nichtglauben iſt Dein Charakter!«

»Nun hab' ich genug, Verläumder!« donnerte Ferdinand mit ſtarkem und erſchreckendem Tone, »obgleich es ein Unſinn iſt, den Du ſprichſt, welcher an ſich nicht beleidigen kann, ſo weiß ich, wie Du es meinſt; denn ich kenne dieſe unverſchämte Sprache der Hirnſpinner und Fanatiker, die ich Dir nie, nie zugetraut hätte! Sogleich nimm zurück, was Du geſagt haſt! Denn ich laſſe nicht ungeſtraft meinen Charakter antaſten!«

»Nichts nehm' ich zurück und werfe Dir Deinen Verläumder zu eigenem Gebrauche zu! Nun wollen wir ſehen, wie weit Dich Deine gottloſe Tollheit führt!« Dies ſagte Heinrich, während eine wilde Streitluſt in ihm aufflammte. Ferdinand aber antwortete mit bitterer verdrußvoller Stimme: »Genug des Schimpfens! Du biſt von mir gefordert! Und zwar mit Tagesanbruch halte Dich bereit, einmal mit der Klinge in der Hand für Deinen Gott einzuſtehen, für den Du ſo weidlich zu ſchimpfen verſtehſt! Sorge für Deinen Beiſtand, und nun geh' Deines Weges und laß mich allein!«

Er brauchte dies nicht zweimal zu ſagen; denn Heinrich hatte unter anderen Thorheiten, als er fechten gelernt, ſich auch das großländiſche Benehmen in ſogenannten Ehrenſachen gemerkt und angeeignet, ohne daß er es bis jetzt bethätigen konnte; und obgleich er noch genug auf dem Herzen hatte und gern noch lange geſprochen und gezankt hätte, gleich den alten Helden, welche wenigſtens eben ſo viele Worte als Streiche auszugeben wußten und bei aller Thatkräftigkeit doch gern vorher den Streit gründlich beſprachen, ſo ging er doch jetzt eben ſo ſtramm und lautlos von hinnen, wie ein geforderter Student oder Gardeofficier, während der Zipfel ſeiner Kappe gemüthlich klingelte und ſein Herz gewaltig klopfte.

Beide erzürnte Freunde fanden nur zu leicht und bald andere Thörichte unter den heimwärts ſchwärmenden Künſtlern, welche ſogleich mit feierlicher Bereitwilligkeit die erforderlichen Verabredungen und Vorbereitungen trafen. Das Duell ſollte in Ferdinands Wohnung ſtattfinden.

Dieſer begab ſich nach Hauſe und blieb den übrigen Theil der Nacht auf, ohne ſich umzukleiden. Er ſchrieb einige Briefe und verſiegelte ſie, warf das erotiſche Album, das ihm in die Hände fiel, unwillkürlich und erröthend in's Feuer, ordnete dies und jenes, und als er damit zu Ende war, löſchte er das Licht, ſetzte ſich an das Fenſter und erwartete den anbrechenden Morgen. Ohne Haß gegen Heinrich zu empfinden, war er doch ſehr traurig und gekränkt durch das unbedachte und bösartige Wort, welches dieſer ihm in's Geſicht geworfen. Er unterdrückte daher den Gedanken, als der Aeltere die Beleidigung zu verzeihen und ſich bei kaltem Blute mit dem jungen Freunde auszugleichen, und gedachte dem Unbeſonnenen als einem Vertreter einer ganzen Gattung und Lebensrichtung einmal eine Lection zu geben, oder wenigſtens durch den Ernſt des Vorfalles ihm die Augen zu öffnen. Für ſich war er nicht beſorgt und es war ihm in ſeiner jetzigen Stimmung gleichgültig, was ihn betreffen möchte, ja er wünſchte, daß Heinrich ihn träfe und ſein Blut vergöſſe, damit er recht empfindlich für ſeine leichtſinnige Kränkung beſtraft würde.

Dann richtete er ſeine Gedanken auf Roſalien, die ihm nun, da ſie liebte und verlobt war, noch ſchöner und wünſchenswerther erſchien. Er glaubte überzeugt zu ſein, daß er ſie dauernd geliebt hätte und ſah ſich die ſchöne Frau wie ein guter Stern entſchwinden, der nie wiederkehrt.

Heinrich fühlte ſich ſo aufgeregt und munter, daß er, anſtatt nach Hauſe zu gehen und auszuruhen, ſich bis zum Morgen in verſchiedenen Zechſtuben herumtrieb, wo die unermüdlichſten der Künſtler die zweite Nacht ohne Schlaf bei

Wein und Geſang vollendeten. Auch ſagte ihm ein ſchlauer Inſtinkt, daß er, wenn er anders das tüchtige Erlebniß, das thatkräftige Gebaren, das ihn lockend durchfieberte, nicht verlieren wollte, die Sache nicht vorher beſchlafen und mit der Einkehr in ſeine Behauſung und bei ſich ſelbſt etwa auf nüchterne Gedanken kommen dürfe.

Er ſah jetzt nur das Kreuzen der glänzenden Klingen, mit welchem er das Daſein Gottes entweder in die Bruſt des liebſten Freundes ſchreiben, oder es mit ſeinem eigenen Blute beſiegeln wollte. Beides reizte ihn gleich angenehm, und er dachte daher an Ferdinand mit ungewöhnlicher Zärtlichkeit, wie an ein köſtliches Pergament, auf welches man ſeine heiligſte Ueberzeugung ſchreiben will. Der Morgen ging endlich auf und Heinrich eilte an den verabredeten Ort. Unterwegs kam er an ſeiner Wohnung vorbei; aber er ging nicht hinein, um nur das Geringſte zu beſorgen, ſondern eilte haſtig weiter. An einem Brunnen wuſch er ſich ſorgfältig Geſicht und Hände und ordnete ſeine Kleider, und darauf trat er friſch und munter, mit ſeltſam geſpannter Lebenskraft in Ferdinand's großes Atelier, wo ſchon alle Betheiligten verſammelt waren.

Man hatte kurze dreikantige Stoßdegen gewählt, welche mit einer vergoldeten Glocke verſehen waren, ſehr hübſch ausſahen und Pariſer genannt wurden. Jeder nahm ſeine Waffe, ohne den Anderen anzuſehen; doch als ſie ſich gegenüberſtanden, mußten ſie unwillkürlich lächeln und begannen mit ſehnſüchtiger Luſt die Klingen in behaglicher Langſamkeit aneinander hingleiten zu laſſen.

Sie ſtanden gerade vor dem wandgroßen Bilde, auf welchem die Bank der Spötter gemalt war. Das ſchöne Bild glänzte im Morgenlicht und in all' ſeiner feſten, vollen Farbenpracht, und die Spötter ſchienen die Kämpfenden neugierig und launig zu betrachten. Der Abbé nahm ſeine Priſe, der Alte ſchlug ein Schnippchen und der Taugenichts hielt die Roſe vor den höhniſchen Mund.

Bis jetzt war das Fechten ein Spiel geweſen, bei welchem nichts herauskommen konnte, da Jeder mit Leichtigkeit die Stöße des Anderen überſah und parirte. Die ſcharfgeſchliffenen Spitzen, welche vor ihren Augen herumflirrten, übten aber eine unwiderſtehliche Lockung, und Beide gingen faſt gleichzeitig in ein raſcheres Tempo über. Heinrich, welcher der Hitzigere und Bethörtere war, in welchem auch eine Menge Weines glühte, wurde noch ungeſtümer und entſchiedener, und unverſehens trat Lys mit einem leiſen Schrei einen Schritt zurück und ſank dann auf einen Stuhl.

Er war in die rechte Seite getroffen, das Blut tropfte erſt langſam durch das weiße Kleid, bis der Arzt die Wunde unterſuchte und offen hielt, worauf es in vollen Strömen ſich ergoß. Nach einigen Minuten, während welcher Ferdinand ſich munter und aufrecht hielt, beruhigte der Arzt die Anweſenden möglichſt und erklärte die Verletzung zwar für gefährlich und bedenklich, aber nicht für unbedingt tödtlich. Die Lunge ſei verletzt und alle Hoffnungen oder Befürchtungen eines ſolchen Falles müßten mit ruhiger Vorſicht abgewartet werden.

Heinrich hörte dies aber nicht, obgleich er dicht bei dem Verwundeten ſtand und denſelben umfaßt hielt. Er war nun todtenbleich und ſah ſich ganz verwundert um. Die Kraft verließ ihn und er mußte ſich ſelbſt auf einen Stuhl ſetzen, wo er wie durch einen Traum hindurch das rothe Blut fließen ſah.

Erikſon, welchen es trieb, die Freunde aufzuſuchen und, da er ſich nun geborgen ſah, in gemüthlichem Scherze den verunglückten Ferdinand zu tröſten und etwas zu hänſeln, trat jetzt ein und ſah mit Schrecken das angerichtete Unheil, nicht wiſſend, was es bedeute.

»Was zum Teufel treibt ihr denn da?« rief er und eilte beſtürzt und beſorgt auf Ferdinand zu.

»Nichts weiter,« ſagte dieſer ſchmerzlich lächelnd, »der grüne Heinrich hat nur die Feder, mit welcher er ſeine Jugendgeſchichte geſchrieben, an meiner Lunge ausgewiſcht — ein komiſcher Kauz. —«

Weiter konnte er nicht ſprechen, da ihm Blut aus dem Munde drang und eine tiefe Ohnmacht ihn befiel.

Ende des dritten Bandes.

Ogly

Der
grüne Heinrich.

Der

grüne Heinrich.

Roman

von

Gottfried Keller.

In vier Bänden.

Vierter Band.

Braunſchweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.
1855.

LEIHB
von
R.AB
DRESD

Sächsische
Landesbibliothek
12. SEP. 1977
Dresden

Erſtes Kapitel.

Da der wunderliche Zweikampf in Ferdinand's Wohnung vorgefallen war und der ſchwer Verwundete ohne Aufſehen daſelbſt gepflegt wurde, ſo konnte der unglückliche Vorfall ohne Mühe gänzlich geheim gehalten werden. Es wurde ausgeſagt, Lys habe eine Reiſe angetreten, und Heinrich hielt ſich ebenfalls in ſeiner Werkſtatt verſchloſſen, ohne ſich ſehen zu laſſen.

Agnes ſaß in troſtloſer Traurigkeit in ihrem Häuschen; ſie hatte die vorgebliche Abreiſe Ferdinand's vernommen, daß er weit, weit fortgegangen ſei, und wähnte der alleinige Grund dieſer plötzlichen Entfernung zu ſein. In der Stadt hatte ſich das Gerücht gebildet, daß das ſeltſame

Mädchen ſich an dem Feſte höchſt leidenſchaftlich und ungeberdig übernommen, ſich berauſcht und ſo den reichen Holländer, deſſen Hand ihr ſchon ſicher geweſen ſei, von ſich abgeſchreckt und zu eiliger Flucht bewogen hätte. Dieſe Sage drang auch in ihr Haus, die zornige Mutter, welche eine geborgene glanzvolle Zukunft ſich entſchwinden ſah, überhäufte die Arme mit ihren ſingenden monotonen Vorwürfen, und ſo ſaß Agnes, welche ſelbſt einen Theil dieſes Geredes für wahr hielt und ſich ſchuldig glaubte, voll Scham und Furcht und in verlorner Sehnſucht da.

Da Heinrich in jener Nacht über dem Streite mit Ferdinand ganz ſeine Abſicht vergeſſen hatte Agneſens Mutter von dem Unfalle zu benachrichtigen, und alſo weder dieſe, noch Ferdinand, noch Heinrich wieder in dem Landhauſe erſchienen, ſo hatte ſich das verlaſſene Mädchen aufgerafft und entſchieden begehrt, in die Stadt gebracht zu werden. Sie war daher in einen Wagen geſetzt und durch die Gärtnersfrau begleitet worden. Ueberdies hatte ſich der rheiniſche Gottesmacher auf den Bock geſetzt und war treulich beſorgt geweſen, die kranke Schöne in ihrer Behauſung unterzubringen.

Als einige Tage verfloſſen waren und die Blume jenes Gerüchtes völlig aufgegangen, verſammelte der Gottesmacher einige Muſikgenoſſen, mit welchen er gewöhnlich Quartett ſpielte, und übte mit ihnen einen ganzen Tag lang. Am Abend führte er ſie vor Agneſens kunſtreiches Häuschen; der Violoncelliſt, welcher ein Landſchafter war, hatte ſeinen Feldſtuhl mitgenommen und ſetzte ſich auf denſelben zum Spiele, die anderen Drei ſtanden neben ihm, und nachdem ſie leiſe und ſorgfältig die Saiten geſtimmt, erklangen die harmoniſchen, gehaltenen Töne der Geigen über den kleinen, ſtillen Platz. Augenblicklich öffneten ſich alle Fenſter in der Runde, die Nachbaren ſteckten neugierig entzückt die Köpfe in die laue Märznacht hinaus, und die Frauen und Mädchen ſpähten, wem die unerwartete Serenade gelten möchte.

Die Muſiker ſpielten einige ernſte, klagende Stellen aus älteren Tonwerken, deren edle, kräftige Unbefangenheit ſüß und wohllautend das helle Mondlicht durchklang und in ihrer klaren Beſtimmtheit mit den ſcharfen Umriſſen der voll beleuchteten Gegenſtände wetteiferte. Agnes ſaß zuhinterſt in der matt erleuchteten Stube; die ſchöne Muſik tönte in ihren dumpfen Schmerz hinein, ſie erhob das ſchwere Köpfchen und lauſchte alſobald mit kindlich neugierigem Wohlbehagen den Tönen, ohne ſich zu wundern noch zu kümmern, woher ſie kämen. Ihre Mutter dagegen eilte an's Fenſter, und ſobald ſie ſich überzeugt hatte, daß die Herren nur an ihr Haus hinaufſpielten, rief ſie: »Bei Maria's Hülf und frommer Fürbitte! Wir haben ein Ständchen! Wir haben ein Ständchen!« Sie zündete ſogleich die zwei roſenrothen Wachskerzen an, welche ſonſt immer wie Altarleuchter vor ihrem Bildniſſe ſtanden, und ſtellte dieſelben feierlich auf den Tiſch, damit Jedermann an der hell erleuchteten Stube ſehen ſollte, wem die Muſik gelte. Dann zog ſie ihre Tochter, die ſie kurz vorher geſcholten hatte, freundlich zum Fenſter und Agnes ſah lächelnd auf die freundlichen Muſiker nieder. Dieſe gingen nun in einen raſcheren Takt und in hellere Weiſen über, und nachdem ſie dieſelben mit kräftigem Bogenſtrich geſchloſſen, begannen ſie plötzlich, ebenſo geübt im Geſange, wie im Spiel, ein vierſtimmiges Frühlingslied zu ſingen, daß der wohltönende Geſang heiter in die Lüfte ſtieg. Sie begleiteten ſich ſelbſt auf ihren Inſtrumenten, bald mit zartem Bogenſtrich, bald mit der Hand die Saiten rührend.

In der zarten und doch feſten Tüchtigkeit dieſes Vortrages that ſich ein wohlbeſtelltes Gemüth kund, und die zuſammenklingenden Männerſtimmen richteten Agneſens Seelchen auf und drangen mit ehrendem und tröſtendem Schmeicheln in ihr verzagtes Blut.

Sie erröthete freundlich und ſchlief dieſe Nacht wieder zum erſten Mal froh und ruhig, in beiden zierlichen Ohrmuſcheln die wohlthuenden Töne bewahrend.

Am anderen Tage fand ſich der Gottesmacher im Häuschen der Malerswittwe ein und ſtellte ſich als den Urheber des nächtlichen Concertes vor. Die Alte erröthete noch mehr als ihre Tochter, und alle Drei befanden ſich in einiger

Verlegenheit. Um dieſe zu unterbrechen, erbat ſich der Rheinländer Entſchuldigung für die Freiheit, die er ſich genommen, ſo ohne Weiteres mit einer Nachtmuſik aufzuwarten, und zugleich die Erlaubniß, ſeine Beſuche fortſetzen zu dürfen. Dieſe wurde ihm gewährt; das junge Mädchen fand ſich durch die muſikaliſche Ehrenrettung aus einer peinvollen und öden Lage erlöſt; ſie fühlte nun reiner das ſüßherbe Weh des Liebesunglückes, und in ihr Leid um Ferdinand Lys miſchte ſich mit nicht abzuwehrender Wärme die Dankbarkeit gegen den wohlgeſinnten Gottesmacher.

Dieſer brachte mehrere Male ſeine Freunde ſammt den Inſtrumenten mit und führte mit ihnen in Agneſens Wohnung kleine Concerte auf, denen Niemand zuhörte, als ſie und ihre Mutter. Die klare Muſik, die wohlgemeſſenen Töne hellten ihren Geiſt auf und erweckten reifende, bewußte Gedanken in ihr, ſo daß eine ernſte Haltung, ein inhaltsvollerer Blick mit ihrer Kindlichkeit und ihrem naiven Weſen ſich mit großem Reize vereinigten.

Als eines Abends der Gottesmacher ſich mit ſeinen Freunden entfernt hatte, kehrte er gleich darauf allein zurück und in ſonderbarer angenehmer Aufregung, und indem er einen glänzenden Blick auf die reizende Geſtalt des Mädchens warf, küßte er der Mutter die Hand, nahm ſich zuſammen und hielt, im Anfang nicht ohne Stottern, folgende Rede:

»Sie ſind, liebeköſtliche Agnes — Ihre Tochter iſt, verehrte Frau! von einem glänzenden Liebhaber herzlos verlaſſen. Weder mit den perſönlichen Vorzügen, noch mit den Reichthümern jenes Treuloſen begabt, fühle ich dennoch mich unaufhaltſam getrieben und gezwungen, das Glück herauszufordern, mich an die Stelle des Verſchwundenen zu drängen und mit meiner Hand der Verlaſſenen ein leidenſchaftlich erregtes aber dauerhaftes und treues Herz anzubieten! — Ich bin ein Silberſchmied und am Rhein zu Hauſe; meine Eltern ſind mir ſchon früh geſtorben, ſo daß ich von Jugend auf allein in der Welt ſtand. Aber nachdem ich in Arbeit, Muſik und Luſtigkeit viele ſorgenvolle und luſtige, klangvolle Jahre zugebracht, fiel mir von weiter Verwandtſchaft her das Erbe eines ſchönen, frommen und nährenden Heimweſens zu, durch den Schutz der gebenedeiten Jungfrau. Ich hatte nun reichlicher zu leben und durfte, einigen künſtleriſchen Neigungen folgend, mit denen ich verſehen bin, auf einige Jahre hierher kommen, um in dieſer gut katholiſchen Stadt mein Handwerk durch etwas gute Bildnerei verbeſſern zu lernen. Die vorgeſetzte Zeit iſt nun vorüber, ich kehre nächſtens an den ſchönen Strom zurück, wo Kirchen, Klöſter und vornehme Prälaten meine Arbeiten begehren. Mein Gut liegt zwiſchen zwei uralten Städtchen am ſonnigen Abhang, aus dem Hauſe tritt man in den Garten und ſchaut den göldenen Rheingau hinauf und hinunter, Thürme und Felſen ſchwimmen in bläulichem Dufte, durch welchen ſich das glänzende Waſſer zieht; hinter dem Hauſe legt ſich der edle, einträgliche Wein, der mir Gut und Freude bringt, an den aufſteigenden Berg, und oben ſteht eine Kapelle unſerer lieben Frau, die weit über die Gauen, Wälder und in die Berge hineinſchaut und ſich in's letzte Abendroth taucht. Dicht daneben habe ich ein kleines Luſthäuschen gebaut und unter demſelben einen kleinen Keller in den Felſen gehauen, wo ſtets ein Dutzend Flaſchen klaren Weins liegen. Wenn ich nun einen neuen kunſtreichen Kelch fertig habe, ſo ſteige ich, eh' ich ihn inwendig vergolde, hier hinauf, und nachdem ich der Jungfrau meinen Dank abgeſtattet für ihre Hülfe bei der Arbeit, probire und weihe ich das Gefäß in dem luftigen Häuschen, und leere es drei, auch wohl vier Mal auf das Wohl aller Heiligen und aller unſchuldigen frohen Leute. Ich führe dies hier an, weil ich damit meine Schwäche bekenne, daß ich nämlich bis jetzt ein bischen viel Wein getrunken habe, zwar nie ſo viel, daß ich nicht jenen Berg wieder allein hätte hinunter gehen können, ſo ſteil er auch iſt. Meine Silberarbeit, Muſik und Wein ſind meine einzige Freude geweſen und meine ſchönſten Tage die ſonnigen Kirchentage der Mutter Gottes, wenn ich zu ihrem Preiſe auf dem Chore der benachbarten Kirchen ſpielte, während unten am belaubten und bekränzten Altare meine Gefäße glänzten. Ein klingendes und ſingendes Weinräuſchchen an heiterer Pfaffentafel, in Refectorien oder in ſchön gebohnten, duftenden Pfarrhäuſern war dann der Gipfel des vergnügten Daſeins. — Aber ſeit einiger Zeit ſehnten ſich meine Lippen auch nach einem anderen Tranke, es war mir immer, als möchte ich die unſichtbare Himmelskönigin einmal küſſen, und wenn ich die Bilder, die ich von ihr in Silber oder Elfenbein machte, zu küſſen mich gewaltſam bekämpfen mußte, bat ich die ſchöne Gottesfrau ſchmerzlich, mir aus meiner Noth zu helfen — Da habe ich Dich bei dem Feſte geſehen, ärmſte, ſchönſte Agnes, und ſogleich war es mir, als hätte die Jungfrau ſelbſt Deine Geſtalt angenommen, mir zur Freude, und meinem Silber, meinem Elfenbein zu Vorbild und Richtſchnur; denn was ich bislang an zartem Gebilde in Traum und Wachen vergeblich geſucht und angeſtrebt, das ſah ich nun plötzlich lebendig vor mir! Ich wußte nicht, drängte es mich zuerſt, zu Stift und Griffel zu greifen, um Deine koſtbare Erſcheinung haſtig dem edlen Metalle einzugraben: oder, Dich mit dem Schwure zu umſchließen, daß ich Dich nun und immerdar mir aneignen und auf Händen tragen wolle, das lichte Seelchen, das in Deiner Geſtalt wohnt, in Frömmigkeit küſſend! Kommſt Du mit mir in meine Heimath, ſo ſoll die Zeit des Weines für mich vorüber ſein und die Zeit der Liebe und Schönheit beginnen! Das Land iſt ſchön und fromm und fröhlich, Ruhe und Heiterkeit ſollen Dich und Deine geehrte Mutter umgeben, indeſſen jeder Punkt Deines Daſeins und Deiner Erſcheinung ein Gegenſtand meiner immerwährenden Verehrung ſein wird. Zahlreiche Kapellen und Kirchlein unſerer lieben Frau, die aus allen lauſchigen Winkeln, auf Bergen und im Strome glänzen, ſtehen bereit, Deine ſonſtigen Wünſche und Anliegen und meine Dankgebete für die Eine Gnade Deines Beſitzes aufzunehmen.«

Als der Gottesmacher ſeine Rede in ſchöner und einnehmender Erregtheit geendet, und Agneſens Hand ergreifend, ſie mit ſeinen lebhaften Aeuglein, die in gemüthvollem poetiſchen Feuer funkelten, anblickte, wollte die Mutter mit diplomatiſcher Geberde das Wort ergreifen; allein ihre Tochter, welche während der Zeit ihr prächtiges Auge mit melancholiſchem Lächeln auf die Erde gerichtet hatte, richtete ſich jetzt auf, unterbrach die Alte und erwiederte mit einem freien und vollen Blicke auf den Rheinländer, indem ſie ihm die Hand ließ:

„Ja, ich will Dein ſein, mein lieber Freund! Du haſt mir Ehre erwieſen und Troſt gebracht und Deine ſchöne Muſik hat ein helles Licht ich meinem verwirrten Gemüthe verbreitet! Und indem ich überlege, wie ich es Dir am beſten und wahrſten danken kann, fühle ich wohl und fühle es gern, daß es am beſten mit meinem verlaſſenen Selbſt geſchieht, das nun nicht mehr verlaſſen iſt! Ohne zu forſchen, ob Deine Neigung feſt und dauernd ſei, will ich mich mit all' der Sehnſucht meiner verſchmähten Liebe unter den Schutz Deines fröhlichen Herzens flüchten und ſo zugleich das Unheil einer neuen Verſchmähung verhüten. Ich will nicht rückwärts ſchauen und nur fühlen, daß ich mit meiner Einen Kraft liebe und wieder geliebt werde. Sollte es mir geſchehen, daß ich einmal den Namen des Verſchwundenen ſtatt des Deinigen ausſpreche, ſo ſei mir nicht böſe, ich will Dich dafür zweimal an's Herz drücken! Was den Wein betrifft, ſo bitte ich Dich, wegen meiner nicht einen Becher weniger zu trinken! Dieſer goldene Schelm hat mir Weh gethan und ich habe ihn ſchmerzlicher Weiſe dafür lieb gewonnen; ich ſah, daß an ſeinen Quellen ehrliche Freude, Herzlichkeit und Artigkeit wohnen; jene Stunden zwiſchen den Myrthen und Orangen, obgleich ich ſie nie zurück wünſche, ſind wie ein unauslöſchliches Mährchen in meinem Gedächtniß, wie ein ſchmerzlich ſüßer Traum, welchen ich zwiſchen neuen, unbekannten und doch vertrauten treuherzigen Geſtalten geträumt.

»Aber noch Eines muß ich ſagen. In die vielen Kirchen und Kapellen am Rheine werde ich nicht eintreten! Ich habe in meiner Noth um den Ungetreuen zu der fabelhaften Frau im Himmel gefleht und ſie hat mir nicht geholfen! Oder ich habe um Ungehöriges und Sündliches gefleht; dann aber dünkt es mich, daß ein wahres göttliches Weſen hierzu niemals verlocken kann. Als ich noch hoffte, den ſchlimmen Ferdinand mein zu nennen, wußte ich, daß er nichts glaubte und im

Stillen über mein Vertrauen zur Jungfrau lächelte. Ich war darüber bekümmert und gedachte in meiner Kindheit, ihn noch gut katholiſch zu machen. Jetzt, wo ſeine Entfernung und ſein ſelbſtſüchtiger Verrath mir ſeine Grundſätze doppelt verdächtig und verhaßt machen ſollten, fühle ich mich ſeltſamer Weiſe zu denſelben hingezogen, ja ich wünſche zuweilen, wie wenn ich nach ſeinem Beifall lüſtern wäre, daß er es wiſſen möchte!

»Zürne nicht hierüber, liebſter frommer Gottesmacher! Ich will Dir kein Aergerniß geben, ſondern Dein gehorſames und treues Haus- und Bergfräulein ſein! Ich will fromm Deiner Trauben pflegen und Dir jeden Becher credenzen, den Du trinkeſt!«

Die Zuhörer waren höchlich verwundert über dieſe Reden; die Mutter bekreuzte ſich dreimal, indem ſie ſowohl über Agneſens Beredtſamkeit, als über den Inhalt ihrer Worte ſich entſetzte, und ſie wollte ein lautes Lamentiren beginnen. Aber ſie wurde wieder unterbrochen durch den Gottesmacher, welcher, nachdem er ſich von ſeinem Erſtaunen erholt, erwiederte:

»Ich hätte allerdings nicht vermuthet, daß meine ehrwürdige, von frommen Meiſtern geſetzte Muſik ein Licht dieſer Art in einem jugendlichen Frauenhaupte aufſtecken und eine ſolche anmuthige Beredtſamkeit erzeugen würde! Doch die Wege des Herrn ſind wunderbar! möchte ich faſt ſagen, wenn nur dieſes Sprichwort hier beſſer angewendet wäre!

»Ich bin in dem andächtigen Glauben an Gott und ſeine Heiligen erzogen, und insbeſondere das Bild der Maria hat mich von Kindheit auf in ſeiner Milde und Schönheit angelacht. Ihr Cultus hat mich zur Kunſt begeiſtert und mir Brot gegeben, als ich arm, verlaſſen und unwiſſend war; ſie war mir Mütterchen, Geliebte, göttliche Fürbitterin, Muſe in Bild und Tönen, und überdies belebte ſie wie eine allgegenwärtige Göttin die Fluren meiner ſchönen Heimath. Aus der Bläue des Himmels, auf goldenen Wolken, im Glänzen des Gewäſſers, im leuchtenden Grün der Wälder, auf den Blumenſternen, auf den rothen Roſen lächelte mir die unſichtbare Himmelsfrau ſichtbar entgegen und weckte ein ſüßes Sehnen in meiner

Bruſt. Jetzt iſt mir beinahe, als wäre dies Sehnen geſtillt, auch weiß ich gar wohl, daß derlei katholiſche Dinge von aufgeklärten oder auch nur unbefangenen Leuten nicht mehr geglaubt werden; aber warum wollen wir die ſelige Menſchgöttin unſerer Jugendzeit, die uns Unſchuld und Anmuth bedeutet, ſo ohne Weiteres abſetzen? Iſt es uns nicht lieblicher und vertrauter, die Altbekannte, Schöne ferner über unſeren Fluren zu ahnen und ſie mit dem armen Volke in den geſchmückten Tempeln zu verehren, in denen wir ſo wohl zu Hauſe ſind, als uns den Kopf zu zerbrechen und für das, was uns beglückt, gelehrte heidniſche Namen oder gar nur tönende Worte zu gebrauchen? Wenn ich erſt einmal anfinge, mich in ſolche Dinge einzulaſſen, ſo hätte ich nicht mehr Zeit, mein Silber zu treiben; denn mein Kopf iſt nicht zu leichten Uebergängen eingerichtet und muß Alles gründlich einüben. Alſo ſchlage ich vor, daß wir uns dieſe Sache nicht unnöthig ſchwer machen, vielmehr dieſelbe, ſo zu ſagen, der heiligen Jungfrau ſelbſt überlaſſen! Was jenen unglücklichen Verräther betrifft, ſo wage ich zu hoffen, daß ich ſein Andenken je länger, je weniger zu fürchten brauche, ja ſogar, daß das Beſtreben, in Glauben oder Unglauben zu gefallen, eines Tages ſich mir gänzlich zuwenden werde; denn ich fühle eine ſolche Ganzheit und Sicherheit der Liebe zu Dir in mir, daß ich mir Meiſterſchaft und Kunſt genug zutraue, den Lauf Deines Geblütes endlich ganz zu meinem Gunſten zu lenken!«

Agnes blickte während dieſer Worte wieder vor ſich nieder, ohne den Mund zu verziehen, wie in tiefen Gedanken verloren; doch dann ſtand ſie auf und küßte den Gottesmacher mehrere Male auf den Mund.

Es wurde nun beſchloſſen, gleich mit dem Beginne des Frühlings die Hochzeit zu begehen und nach dem Rheine zu ziehen, was auch Alles auf das Beſte geſchah, und der Gottesmacher war und blieb ſo glücklich, daß daraus nothwendig auf Agneſens eigenes Glück zu ſchließen war. Ihre Mutter war erſt in der großen belebten Stadt geblieben, da ihrem eiteln Sinne dieſelbe zur Unterlage nöthig ſchien; auch hoffte ſie im

Geheimen durch die Abweſenheit der ſtörenden Schönheit ihrer Tochter noch einen ſtillen und erbaulichen Nachſommer ihrer eigenen Perſon zu genießen, wenn auch nur vor ſich ſelbſt und Angeſichts ihres Bildes. Aber bald mußte ſie zu ihrem Schrecken erfahren, daß ihr Licht nicht mehr genugſam leuchtete, und daß ſie, ohne es zu wiſſen, ſchon bislang im Widerſchein von ihres Kindes Schönheit geathmet hatte. Sie fühlte ſich einſam, alt und verwelkt, mehr, als ſie es im Grunde war, erhob einen großen Jammer, bis ſie zu dem jungen Paare reiſen konnte, und es war rührend zu ſehen, wie ſie ſich klagend beeilte, nur wieder in den Bereich der Jugend und Schönheit zu kommen, die Jugend von ihrer Jugend und Schönheit von ihrer Schönheit war.

Ehe aber das ſeltſam erregte Paar abgereiſt, hatte es auf den beſonderen Wunſch Agneſens den abgeſchloſſenen Heinrich aufgeſucht, um ſich bei ihm zu verabſchieden.

Die erſte Gefahr in Ferdinand's Zuſtande war einſtweilen vorüber und der Verwundete ging einer leiblichen Herſtellung entgegen. Heinrich hatte ihn aber noch nicht wieder geſehen. Eine tiefe Verwirrung und Scham, welche ihn in der ſtarken Abſpannung nach jenen aufgeregten Tagen befiel, miſchte ſich mit einer Art trotziger Scheu, ſich an das Krankenbett zu drängen, und als die Lebenskräfte des Kranken ſich wieder geſammelt, fragte er wohl nach Heinrich, aber er verlangte ihn nicht zu ſehen. Ein bitteres Schmollen waltete zwiſchen Beiden, welches zwar bei Jedem mehr gegen ſich ſelbſt gerichtet war, aber doch den Anderen mit hineinzog, da ohne denſelben die begangene gefährliche Thorheit nicht möglich geworden wäre. Und wie eine ſündliche Thorheit, in Aufregung und Verblendung hereingebrochen und für einmal noch gnädig ablaufend, doch den Vorhang lüftet vor einem unliebſamen Dunkel, das in uns zu wogen ſcheint, ſo zeigte das Vorgefallene dem melancholiſchen grünen Heinrich eine dunkle Leere in ſich ſelber, in welcher ſeine eigene Geſtalt mit tauſend Fehlern und Irrthümern behaftet ganz unleidlich auf und nieder tauchte.

Er wohnte längſt nicht mehr in jenem behaglichen Stübchen, das er bei ſeiner Ankunft gemiethet, ſondern in einem großen ſaalartigen Raume mit hohen grauen Wänden, der durch ein mächtiges helles Fenſter erleuchtet war. Seine ungeheuerlichen Cartons mit den abenteuerlichen Compoſitionen, die großen blaſſen Bilder auf Leinwand bildeten zuſammen ein Labyrinth von verſchiedenen helldunkeln Gelaſſen und Winkeln, als ob Eine koloſſale ſpaniſche Wand, mit ſpaniſchen Schlöſſern bemalt, ſich durch den Raum zöge. Der einzige Luxusgegenſtand im Zimmer war ein mächtiges breites Sopha, das aber ganz mit Papier und Büchern bedeckt war und dadurch verrieth, daß der junge Bewohner ſich noch ſtramm und aufrecht zu halten gewohnt war und trotz ſeiner Melancholie keines Lotterbettes bedurfte. Sonſt war jede Zierlichkeit und Fülle vermieden; auf ein paar wackeligen Tiſchchen lagen beſtäubt die Geräthe Heinrich's, auf dem Boden ſeine Mappen, die Wände waren kahl und öde, und wenn er früher einer muſeumartigen Fülle, einer beſchaulichen Kramſeligkeit bedurft hatte, um ſich zu gefallen, ſo ſchien er jetzt mit einer düſtern Leere und Schmuckloſigkeit zu cokettiren. Nur ein etwa anderthalb Fuß hoher borgheſiſcher Fechter, trefflich gearbeitet, aber vielfach beſchädigt und beräuchert, ſtand in einer Ecke auf dem Boden, und von der Fenſterniſche herab hing zerriſſen und verdorrt eine große Epheuranke. Auf der kahlen Mauer, wo der Epheu früher in die Höhe gewachſen, ſah man dieſelbe Ranke mit Kohle höchſt ſorgfältig und reinlich nachgezeichnet, nämlich nach den Umriſſen des Schattens, welchen der Epheu einſt in der frühen Morgenſonne auf die Mauer geworfen hatte.

Aber dieſe Spur eines melancholiſchen Müßigganges war noch höchſt heiter und tüchtig zu nennen im Vergleich zu einer anderen, welche in Heinrich's Werkſtatt zu entdecken war, oder vielmehr dem erſten Blicke auffiel. Unter den großen Schildereien ragte beſonders ein wenigſtens acht Fuß langer und entſprechend hoher Rahmen hervor, mit grauem Papiere beſpannt, der auf einer mächtigen Staffelei im vollen Lichte ſtand. Am Fuße deſſelben war mit Kohle ein Vordergrund angefangen und einige Föhrenſtämme, mit zwei leichten Strichen angegeben, ſtiegen in die Höhe. Davon war Einiges bereits mit der Schilffeder markirt, dann ſchien die Arbeit ſtehen geblieben. Ueber den ganzen übrigen leeren Raum ſchien ein ungeheures graues Spinnennetz zu hangen, welches ſich aber bei näherer Unterſuchung als die ſonderbarſte Arbeit von der Welt auswies. An eine gedankenloſe Kritzelei, welche Heinrich in einer Ecke angebracht, um die Feder zu proben, hatte ſich nach und nach ein unendliches Gewebe von Federſtrichen angeſetzt, welches er jeden Tag und faſt jede Stunde in zerſtreutem Hinbrüten weiter ſpann, ſo daß es nun den größten Theil des Rahmens bedeckte. Betrachtete man das Wirrſal noch genauer, ſo entdeckte man den bewunderungswertheſten Zuſammenhang, den löblichſten Fleiß darin, indem es in Einem fortgeſetzten Zuge von Federſtrichen und Krümmungen, welche vielleicht Tauſende von Ellen ausmachten, ein Labyrinth bildete, das vom Anfangspunkte bis zum Ende zu verfolgen war. Zuweilen zeigte ſich eine neue Manier, gewiſſermaßen eine neue Epoche der Arbeit, neue Muſter und

Motive, oft ſehr zart und anmuthig, tauchten auf, und wenn die Summe der Aufmerkſamkeit, Zweckmäßigkeit und Beharrlichkeit, welche zu dieſer unſinnigen Moſaik erforderlich war, verbunden mit Heinrich's geſammeltem Talente, auf eine wirkliche Arbeit verwendet worden wäre, ſo hätte er ein Meiſterwerk liefern müſſen. Nur hier und da zeigten ſich kleinere oder größere Stockungen, gewiſſermaßen Verknotungen in dieſen Irrgängen einer zerſtreuten, gramſeligen Seele, und die ſorgſame und kluge Art, wie ſich die Federſpitze aus der Verlegenheit zu ziehen geſucht, bewies deutlich, daß das träumende Bewußtſein Heinrich's aus irgend einer Patſche hinauszukommen ſuchte.

Schon ſeit vielen Wochen hatte er jeden Tag zur eigentlichen Arbeit angehoben und war alſobald, ohne es zu wiſſen noch zu wollen, in dunklem Selbſtvergeſſen an die Fortſetzung der koloſſalen Kritzelei gerathen, und er arbeitete eben wieder mit eingeſchlummerter Seele, aber großem Fleiß und Scharfſinn an derſelben, als an die Thür geklopft wurde.

Er erſchrak heftig und fuhr zuſammen, als ob er über einem Verbrechen ertappt wäre. Agnes und ihr Bräutigam traten herein, und kaum hatte man ſich begrüßt, ſo erſchien Erikſon mit ſeiner nunmehrigen Frau Roſalie, und Heinrich ſah ſich von Geräuſch, Leben und Schönheit wach gerüttelt. Er hatte weder von Erikſon's Hochzeit, als von Agneſens Verlobung Etwas gewußt, und der Zufall wollte, daß beide Paare am folgenden Tage abreiſen wollten, das eine nach dem Rheine, das andere nach Italien.

»Meine Frau,« ſagte Erikſon, »beſtand darauf, mit hinaufzukommen, als ich, unten vorbei gehend, mich beurlauben wollte, um Dir Adieu zu ſagen. Wir bleiben bis zum Juni im Süden, dann gehen wir durch Frankreich nach dem Norden, ſtreichen in meiner Heimath herum und ſehen, wo wir da einmal leben wollen. Vielleicht in einer Seeſtadt, etwa Hamburg. Hernach beſuchſt Du uns auf einige Zeit, wir wollen Dich protegiren und ein Bischen zurechtſtutzen!« Roſalie unterbrach ihn und verlangte auf das Freundlichſte von Heinrich das Verſprechen, daß er ſie aufſuchen werde, und Agnes nebſt dem

Gottesmacher begehrten, daß er jedenfalls den Rhein hinunterfahren und auch ſie beſuchen ſolle.

Inzwiſchen hatte ſich Erikſon vor die Staffelei geſtellt und betrachtete höchſt verwundert Heinrich's neueſte Arbeit. Dann betrachtete er mit bedenklichen Blicken den Urheber, welcher in peinlicher Verlegenheit daſtand, und ſagte: »Du haſt, grüner Heinrich, mit dieſem bedeutenden Werke eine neue Phaſe angetreten und begonnen, ein Problem zu löſen, welches von größtem Einfluſſe auf unſere deutſche Kunſtentwickelung ſein kann. Es war in der That längſt nicht mehr auszuhalten, immer von der freien und für ſich beſtehenden Welt des Schönen, welche durch keine Realität, durch keine Tendenz getrübt werden dürfe, ſprechen und raiſonniren zu hören, während man mit der gröbſten Inconſequenz doch immer Menſchen, Thiere, Himmel, Sterne, Wald, Feld und Flur und lauter ſolche trivial wirkliche Dinge zum Ausdrucke gebrauchte. Du haſt hier einen gewaltigen Schritt vorwärts gethan von noch nicht zu beſtimmender Tragweite. Denn was iſt das Schöne? Eine reine Idee, dargeſtellt mit

Zweckmäßigkeit, Klarheit, gelungener Abſicht! Dieſe Million Striche und Strichelchen, zart und geiſtreich oder feſt und markig, wie ſie ſind, in einer Landſchaft auf materielle Weiſe placirt, würden allerdings ein ſogenanntes Bild im alten Sinne ausmachen und ſo der hergebrachten gröbſten Tendenz fröhnen! Wohlan! Du haſt Dich kurz entſchloſſen und alles Gegenſtändliche hinausgeworfen! Dieſe fleißigen Schraffirungen ſind Schraffirungen an ſich, in der vollkommenſten Freiheit des Schönen ſchwebend, dies iſt der Fleiß, die Zweckmäßigkeit, die Klarheit an ſich, in der holdeſten, reizendſten Abſtraction! Und dieſe Verknotungen, aus denen Du Dich auf ſo treffliche Weiſe gezogen haſt, ſind ſie nicht der triumphirende Beweis, wie Logik und Kunſtmäßigkeit erſt im Weſenloſen recht ihre Siege feiern, im Nichts ſich Leidenſchaften und Verfinſterungen gebären und ſie glänzend überwinden? Aus Nichts hat Gott die Welt geſchaffen! Sie iſt ein krankhafter Abſceß dieſes Nichts, ein Abfall Gottes von ſich ſelbſt. Das Schöne, das poetiſche, das Göttliche beſteht eben darin, daß wir uns aus dieſem materiellen Geſchwür wieder in's Nichts zurück abſtrahiren, nur dies kann eine Kunſt ſein! — Aber mein Lob muß ſogleich einen Tadel gebären, oder vielmehr die Aufforderung zu weiterem energiſchen Fortſchritt! In dieſem reformatoriſchen Verſuch liegt noch immer ein Thema vor, welches an Etwas erinnert, auch wirſt Du nicht umhin können, um dem herrlichen Gewebe einen Stützpunkt zu geben, daſſelbe durch einige verlängerte Fäden an den Aeſten dieſer Föhren zu befeſtigen, ſonſt fürchtet man jeden Augenblick, es durch ſeine eigene Schwere herabſinken zu ſehen. Hierdurch aber knüpft es ſich wiederum an die abſcheulichſte Realität! Nein, grüner Heinrich! nicht alſo! nicht hier bleibe ſtehen! Die Striche, indem ſie bald ſternförmig, bald in der Wellenlinie, bald roſettenartig, bald geviereckt, bald radienartig, ſtrahlenförmig ſich geſtalten, bilden ein noch viel zu materielles Muſter, welches an Tapeten oder bedruckten Kattun erinnert. Fort damit! Fange oben in der Ecke an und ſetze einzeln neben einander Strich für Strich, eine Zeile unter die andere; von Zehn zu

Zehn mache durch einen verlängerten Strich eine Unterabtheilung, von Hundert zu Hundert eine wackere Oberabtheilung, von Tauſend zu Tauſend einen Abſchluß durch einen tüchtigen Sparren. Solches Decimalſyſtem iſt vollkommene Zweckmäßigkeit und Logik, das Hinſetzen der einzelnen Striche aber der in vollkommener Tendenzfreiheit in reinem Daſein ſich ergehende Fleiß. Zugleich wird dadurch ein höherer Zweck erreicht. Hier in dieſem Verſuche zeigt ſich immer noch ein gewiſſes Können; ein Unerfahrener, Nichtkünſtler hätte dieſe Gruſelei nimmer zu Stande gebracht. Das Können aber iſt von zu leibhafter Schwere und verurſacht tauſend Trübungen und Ungleichheiten zwiſchen den Wollenden; es bringt die tendenziöſe Kritik hervor und ſteht der reinen Abſicht fort und fort feindlich entgegen. Das moderne Epos zeigt uns die richtige Bahn! In ihm zeigen uns begeiſterte Seher, wie durch dünnere oder dickere Bände hindurch die unbefleckte, unſchuldige, himmliſch reine Abſicht geführt werden kann, ohne je auf die finſteren Mächte irdiſchen Könnens zu ſtoßen! Eine goldſchnittheitere, ewige Gleichheit herrſcht zwiſchen der Brüderſchaft der Wollenden! Müheloß und ohne Kummer theilen ſie einige tauſend Zeilen in Geſänge und Strophen ab; der wahre Fleiß an ſich freut ſich ſeines Daſeins, kein ſchlackenbeſchwerter Könnender ſtört die Harmonie der Wollenden. Und weit entfernt, daß der Bund der Wollenden etwa eine einförmige, langweilige Schaar darſtellte, birgt er vielmehr die reizendſte Mannigfaltigkeit in ſich und kommt auf den verſchiedenſten Wegen zum Ziele. Hauptſächlich theilt er ſich in drei große Heerlager; das eine dieſer Heerlager will, das heißt arbeitet, ohne Etwas gelernt zu haben; das zweite wendet mit eiſerner Ausdauer das Gelernte, aber nicht Begriffene an; das dritte endlich arbeitet und will, ohne das Gelernte und Begriffene auf ſich ſelber anzuwenden, und alle drei Heerzüge vereinen ſich an Einem friedlichen Ziele. Wer kann ermeſſen, wie nahe die Zeit iſt, wo auch die Dichtung die zu ſchweren Wortzeilen wegwirft, zu jenem Decimalſyſtem der leichtbeſchwingten Striche greift und mit der bildenden Kunſt in Einer äußeren Form ſich vermählt?

Alsdann wird der reine Schöpfer- und Dichtergeiſt, welcher in jedem Bürger ſchlummert, durch keine Schranke mehr gehemmt, zu Tage treten, und wo ſich zwei Städtebewohner träſen, wäre der Gruß hörbar: »Dichter?« »Dichter!« oder: »Künſtler?« »Künſtler!« Ein zuſammengeſetzter Senat geprüfter Buchbinder und Rahmenvergolder würde in wöchentlichen olympiſchen Spielen maſſenhaft die Würde des Prachteinbandes und des goldenen Rahmens ertheilen, nachdem ſie ſich eidlich verpflichtet, während der Dauer ihres Richteramtes ſelbſt keine Epen und keine Bilder zu machen, und ganze Cohorten wiſſenſchaftlich wie äſthetiſch verbildeter Verleger würden die gekrönten Epen in ſtündlich folgenden Auflagen von je einem Exemplare über ganz Deutſchland hin ſo tiefſinnig verlegen, daß ſie kein Teufel wieder finden könnte!«

»Lieber Mann, was befällt Dich, wo willſt Du hin?« rief Roſalie, die wie die Anderen mit offenem Munde dageſtanden und abwechſelnd bald den über und über bekritzelten Rahmen, bald den Redner betrachtet hatte, indeſſen Heinrich, mit Roth begoſſen, dann bleich werdend, in der unglückſeligſten Laune verharrte. »Laßt es gut ſein!« ſagte Erikſon, »dieſer Witz, dieſes Geſchwätz ſei für einmal mein gerührter Abſchied von Deutſchland! Von nun an wollen wir dergleichen hinter uns werfen und uns eines wohlangewandten Lebens befleißen!« Dann nahm er mit ernſterem Blicke Heinrich bei der Hand, führte ihn hinter einen großen Carton und ſagte leiſe zu ihm: »Lys läßt Dich freundlichſt grüßen; der Arzt hat ihm gerathen, nun ſogleich nach dem Süden zu gehen und ſich dort wenigſtens zwei Jahre aufzuhalten. Er wird nach Palermo und dort geneſend in ſich gehen; die Krankheit ſcheint doch etwas an ihm geändert zu haben. Dein Gekritzel da auf dem Rahmen zeigt mir, daß Du Dich übel befindeſt und nicht mit Dir einig biſt; ſieh, wie Du aus der verfluchten Spinnwebe herauskommſt, die Du da angelegt haſt, und wenn Du Dich mit dem Ding, mit der Kunſt oder deren Richtung irgend getäuſcht fändeſt, ſo beſinne Dich nicht lange und ſtelle die Segel anders! Ich bin im gleichen Falle und muß erſt jetzt ſehen, wie ich noch etwas Tüchtiges hantiren werde, daß einige nützliche Bewegung von mir ausgeht!«

Heinrich ward ſehr beklemmt und erwiederte nichts, als: »Wann geht Ferdinand fort?« »In den nächſten Tagen,« ſagte Erikſon, »er wünſcht indeß, daß Ihr Euch für jetzt nicht ſehet; überhaupt laßt uns alle Drei auf's Gerathewohl auseinander gehen, ernſt und doch leicht, und es der Zukunft überlaſſen, was ſie aus Jedem machen und ob ſie uns wieder zuſammenführen wird! Ein dreifaches ſtilles Gedenken mag um ſo treuer in uns leben; Du beſonders biſt uns beiden Anderen lieb, wie ein kleiner Benjamin, und es nimmt uns höchlich Wunder, was aus Dir, welcher ſo viel jünger iſt als wir, eigentlich ſich noch hervorſpinnen wird.«

Als ſie wieder hinter ihrer Couliſſe hervorgetreten, wurde raſch Abſchied genommen. Erikſon und der Gottesmacher drückten ihm kräftig die Hand; Roſalie, welche mit feinem Sinne wohl ahnte, daß Heinrich Etwas fehlte, dämpfte mit zartem Gefühl den munteren Glanz des Glückes in ihren Augen, als ſie ihm die Hand reichte und freundlich lächelte, und Agnes, welche ſich zugleich herandrängte, ſchoß vollends einen warmen, dunklen Blick in ſeine Augen, und zwiſchen ihren ſchwarzen Wimpern ſchimmerte es wie ſilberner Thau. Er fühlte, daß das wunderſame Weſen ihm mit Wenigem viel ſagen möchte, daß ſie dem Vertrauten jener ſchmerzlichen Freudentage ihre tiefbewegte Verwunderung über ſich ſelbſt, über den Lauf der Welt verſchweigen mußte. Selbſt verwundert ſtand Heinrich einen Augenblick zwiſchen zwei reizvollen Weibern, dann ſah er ſich allein und ſchaute in dem grauen, zum Theil düſteren, zum Theil mit grellem Lichte durchſtrahlten Raum herum, in welchem ſoeben ſich kräftige und ſchöne, glücklich gepaarte Menſchengeſtalten bewegt hatten.

Er ſah auf die Thür, durch welche ſie verſchwunden und welche mit ihrer weißgeſtrichenen Fläche vor ſeinen Augen ſchwirrte und flimmerte wie eine Leinwand, von welcher mit Einem Zuge ein lebendiges Gemälde weggewiſcht worden. Er ſah durch das hohe Fenſter, deſſen untere Hälfte verhüllt war, in die leere Luft hinaus, das freundliche Stück blauen Himmels ſchien anderswohin niederzublicken auf rüſtig bewegtes Menſchengewimmel; ſein Blick irrte hierauf über die umherſtehenden anſpruchsvollen Arbeiten hin, welche grau in grau, als weſenloſe Fictionen von Bäumen und Steinen, in einander ſchwammen. Eine beklemmende Unruhe bemächtigte ſich ſeiner, heftig ſchritt er auf und nieder und ſich Raum ſchaffend rückte und ſchob er die Bilder und Cartons ringsherum zurück, zuſammen, drängte ſie auf einen Haufen an die Wand, bis das große Zimmer leer und geräumig erſchien. Wie einen guten tröſtenden Freund entdeckte er da die Gypsfigur des borgheſiſchen Fechters, welche aus ihrem Winkel zu Tage trat. Unwillkürlich hob er ſie empor und ſetzte ſie auf ein Tiſchchen mitten in das hereinſtrömende Licht.

Alles war Leben in dem von Sonne, Wind und Wetter gereiften Körper dieſes abgehärteten Kriegers, der mit ehrlichem Fleiße ſich ſeiner Haut wehrte. Den feindlichen Angriff abwehrend und zugleich ſelbſt kraftvoll angreifend, war der ganze Mann mit allen Gliedern in der Anregung dieſes Doppelzweckes geſpannt; Vertheidigung und Ausfall, Selbſterhaltung und Wirkung nach außen, Zuſammenziehen und Ausdehnung vereinigten ſich in Einem Momente, in welchem das ſchönſte Spiel der Muskeln darſtellte, wie das Leben recht eigentlich durch ſich ſelbſt um ſich ſelber kämpfte in dieſer munteren Menſchenkrabbe.

Trotz des bröcklichen beſchmutzten Gypſes ging ein Licht von dem rüſtigen, tapferen Bilde aus, welches erhellend in Heinrich's Augen fiel. Er hatte ſonderbarer Weiſe noch nie einen ernſtlichen Verſuch zur kundigen Nachahmung der menſchlichen Geſtalt gemacht und gerade ſeit ſeinem Aufenthalte in der Kunſtreſidenz, wo Mittel und Aufforderung genug im größten Maßſtabe ſich aufdrängten, ſich eigenſinnig davon zurückgehalten, in der willkürlich beſcheidenen Einbildung, daß Beruf und Beſtimmung die ausſchließliche Ausbildung des einmal gewählten Zweiges erforderten. Nicht nur verkannte er das Geſetz, daß je weiter und mannigfaltiger die Kunde verwandter Gegenſtände iſt, deſto freier und vollkommener ein Auserwähltes betrieben werde, ſondern es verbarg ſich in jener Beſcheidenheit auch die Anmaßung, ſchließlich in dem Einen Fache ſo glänzen zu wollen, daß alle andere Kenntniß entbehrlich erſchiene. Nicht ſowohl in der Erkenntniß dieſes Irrthums, als mehr um ſich irgend Luft zu verſchaffen, ſpitzte er raſch eine ſchlanke Reißkohle ſcharf zu, ſtemmte einen Blendrahmen, mit friſchem Papier bezogen, gegen die Knie und begann aufmerkſam und aufgeregt den Fechter zu zeichnen. Obſchon er nicht die mindeſte Kenntniß von dem beſaß, was unter der Haut wirkte und ſich darſtellte, und kaum eine zufällige Ahnung vom Knochengerüſte hatte, ging es doch in der erſten Anſpannung und Hitze ganz gut vonſtatten, und er freute ſich ſogar, die Dinge zu nehmen, wie er ſie unmittelbar ſah, und mit natürlichem Scharfblicke ſich zurechtzufinden.

Er zeichnete anhaltend mehrere Stunden und brachte nicht eine elegante Studie, ſondern eine Arbeit zu Stande, welche ihn unvermutheter Weiſe wenigſtens nicht abſchreckte. Aber je länger er zeichnete, deſto wunderlicher erging es ihm;

die Phantaſie eilte, indem die Kohle in der Hand rüſtig arbeitete, mächtig voraus und ſah ſich bereits weit vorgeſchritten in der Behandlung und Verwendung der menſchlichen Geſtalt. Und wie in der fieberiſchen Aufregung die Glieder des Fechters ſich verhältnißmäßig leicht geſtalteten und die kraftvollen Muskelwölbungen ſich reihten, deren Namen und Bedeutung er nicht kannte, flog die Phantaſie in die Vergangenheit zurück, und Heinrich erinnerte ſich plötzlich, wie frühere und früheſte Verſuche in Figuren, in der Heimath aus Scherz oder Laune unternommen, ihn eigentlich nicht ein Jota mehr Mühe gekoſtet, als andere Dinge; er malte ſich die Erinnerung, die Gegenſtände und Anläſſe auf das Genaueſte aus und glaubte deutlich zu ſehen, wie nur der Mangel an Pflege und Fortſetzung Schuld ſei, warum er nicht in dieſem Gebiete ebenſo viel und vielleicht Beſſeres leiſtete, als in der erwählten Landſchaft. Mit Einem Worte, mit einem ſeltſamen Fröſteln überzeugte er ſich, aufſpringend und die Tafel von ſich ſchleudernd, daß ſeine geliebte und begeiſterte Wahl, der er vom vierzehnten Jahre an bis heute gelebt, nicht viel mehr als ein Zufall, eine durch zufällige Umſtände bedingte Ideenverbindung geweſen ſei.

Jünglinge von zwei oder drei und zwanzig Jahren wiſſen noch nicht, daß jedes Leben ſeinen eigenen Mann macht, und haben noch keine Troſtgründe für Jahre, welche ſie verloren wähnen. Wenn ſie ſchon bei acht Jahre zurückzählen können, die ſie über einer Lebensthätigkeit zugebracht, ſo befällt ſie eine Art heiligen Grauens, ſelbſt wenn dieſe Jahre wohl angewandt ſind. Sie vertändeln, verträumen die Stunden und Tage, aber ſie hegen einen tiefen Reſpect vor den Jahren, thun ſich auf ihre Jugend ſo viel als möglich zu gut und ſtecken ſich unaufhörlich feſte Ziele, welche ſie in ſo oder ſo viel Jahren erreichen wollen.

Um ſo verdutzter und bitterlicher lächelte Heinrich jetzt vor ſich hin. Er ergriff in der Verwirrung ſeine alte Flöte, that einige ſeiner naturwüchſigen ſelbſterfundenen Läufe darauf und warf ſie wieder weg. Der Aermſte ahnte aber nicht einmal, was die verklungenen Töne geſungen hatten, und daß, wenn zufällig ein Klavier in ſeinem älterlichen Hauſe geſtanden und er etwa als Kind einen Muſikkundigen in der Nähe gehabt hätte, es ſich vielleicht jetzt gar nicht einmal um Bäume oder Menſchen handeln, ſondern er irgendwo als eingeübter Muſikant oder gar als hoffnungsvoller Componiſt exiſtiren würde, der auf ſeinen ſelbſtgewählten Beruf ſchwüre, ohne auf einem feſteren Grunde zu ſtehen, kurz, daß ihn der Zufall auf hundert andere vermeintliche Beſtimmungen hätte führen können.

Zweites Kapitel.

Mehr um für ſeine verwirrten Gedanken ein Unterkommen zu finden, als aus einem feſten Entſchluſſe, drehte nun Heinrich den Fechter herum und zeichnete denſelben während mehrerer Tage von verſchiedenen Seiten. Sobald aber das erſte inſtinctive Geſchick und Feuer ſich abgekühlt, drängte es ihn, die Erſcheinungen, welche ſich auf dieſer bewegten Oberfläche zeigten, in ihrem Grund und Weſen näher zu kennen. In der Meinung, keine Zeit mehr zu verlieren, ging er vor Allem aus, eine genauere Kunde vom menſchlichen Körper zu erwerben, und ſuchte zu dieſem Zwecke einige junge Mediciner auf, die er als Landsleute kennen gelernt und zuweilen geſehen hatte. Sie zeigten ihm bereitwillig ihre anatomiſchen Atlanten, erklärten aus ihrem Wiſſen heraus, was ihnen gut dünkte, und führten ihn in die öffentlichen Sammlungen, wohl auch durch die Säle, wo ein blühendes Geſchlecht von Jünglingen, geleitet von gewandten Männern, mit vergnügtem Eifer einen Vorrath von Leichen zerlegte.

Als Heinrich erſtaunte, ſo viele begeiſterte Leute zu ſehen, welche ein und denſelben Gegenſtand in allſeitigſter Beſtrebung hin und her wandten, und ſich der bloßen Erkenntniß freuten, ohne Etwas dazu noch davon zu thun, noch die mindeſte Erfindungsluſt zu beſitzen, als er noch mehr erſtaunte über die reiche Welt ſelbſt, welche ſich bei näherer Einſicht an dieſem einzigen Gegenſtande ſelbſt aufthat, mit weiten unerforſchten Gebieten, Vermuthungen, Hoffnungen, welche ſo voll und wichtig klangen, wie diejenigen, welche die Vorgänge des Weltraumes, des geſtirnten Himmels zum Gegenſtande hatten; als er endlich nicht wußte, wie er ſich zu all dieſem verhalten ſollte, rieth ihm ein junger Doctor, eine berühmte Vorleſung über Anthropologie zu beſuchen, welche eben in dieſen Tagen ihren Anfang nahm. Der kluge junge Mann wußte wohl, daß dergleichen allgemeine, einleitende Lehren am beſten geeignet wären, die erſte verzeihliche Neugierde zu ſtillen, den Nichtberufenen aber gerade dadurch abhielten, ſich dann ferner da zwecklos umherzutreiben, wo er nicht hingehörte.

So trat Heinrich zum erſten Male in das weitläufige, palaſtartige Univerſitätsgebäude und ſah ſich unter die ſummende Menge junger Leute verwickelt, welche aus allen Sälen ſtrömte und auf den Gängen und Treppen ſich kreuzte. Heinrich mußte alle dieſe jungen Männer als ſeit zarteſter Jugend der Schule angehörend ſich denken, unter dem doppelten Schutze des Staates und der Familie ununterbrochen lernend in's männliche Alter und in die Selbſtändigkeit hinüberreiſend, und zwar ſo, daß mit der letzten Prüfung zugleich der ſichere Eintritt in das bürgerliche Leben verbunden war. Sie bildeten gewiſſermaßen die Staatsjugend, gegenüber welcher er ſich als obſcuren Gegenſtand, als Stoff des Staates fühlte, beſonders da ſein heimathliches demokratiſches Bewußtſein hier zurücktrat vor der allgemeinen Kluft, welche durch alle europäiſche Erziehung ſich ausdehnt. Dieſe durcheinanderwogenden Jünglinge erſchienen ihm auf den erſten Blick rückſichtslos und ſelbſtgefällig, und in Erwartung von Amt und Würden, welche ſie zu verhöhnen vorgaben, einſtweilen ihren Entwickelungszuſtand zu einer Art ſouverainer Autorität machend, von welcher aus Alles ſich bemeſſen und verachten ließe; ja innerhalb derſelben ſchien es noch verſchiedene Kaſten, Stufen und Abzeichen zu geben, als reichliche Gelegenheit, ſchon hier, unter dem Deckmantel der akademiſchen Freiheit, den Corporalsſtab der Autorität tüchtig zu ſchwingen, und mancher jugendliche Führer ſah ſchon leibhaftig aus, wie ein Recruten quälender Corporal.

Doch dieſe Eindrücke wechſelten raſch mit anderen, als Heinrich in den bezeichneten Hörſaal trat, deſſen Bänke noch leer waren. Die kahle Wand, die ſchwarze Tafel an derſelben, die zerſchnittenen und mit Tinte beklecksten Tiſche, Alles erweckte in ihm das Gefühl, als verwirkliche ſich jener ängſtliche Traum aller Autodidakten, welche ſich im Mannesalter, ja mit grauen Haaren in die Schulſtube verſetzt ſehen, mitten unter ein Geſchlecht muthwilliger Knaben, den alten ſtrengen Lehrer vor ſich, der ſie beſchämt und um ganze Reihen von blühenden Buben hinunterrücken läßt. Er fürchtete ſich, aufgefordert zu werden, aufzuſtehen und Rechenſchaft zu geben von Allem, was er nicht gelernt habe.

Nun füllte ſich aber allmälig der Saal, und voll Verwunderung änderte ſich Heinrich's Stimmung wieder, als er die gedrängte Verſammlung überſah. Neben einer Menge junger Leute ſeines Alters, welche höchſt ſelbſtändig und rückſichtslos ihre Plätze einnahmen und behaupteten, erſchienen Viele vorgerückteren Alters, gut oder ſchlecht gekleidet, welche ſchon ſtiller und beſcheidener unterzukommen ſuchten, und ſogar einige alte Herren mit weißem Haar, ſelbſt rühmliche Lehrer in anderen Gebieten, nahmen entlegene Seitenplätze ein, um dort zu ſehen, was es noch für ſie zu lernen gäbe. So mochten über hundert Zuhörer verſammelt ſein, welche des Vortragenden harrten, Jeder mit anderer Empfänglichkeit, anderen Abſichten und anderen Erfahrungen, ſo daß eigentlich Jeder im wahren Sinne des Wortes hier ein Autodidakt war, das heißt, ein Solcher, der ſich am Ende ſelbſt zu dem macht, was er iſt und wird. Dies wurde in der That augenſcheinlich, als der berühmte Mann endlich in die Thür trat, ſich das Haar zurecht ſtrich, raſch und anſtändig nach ſeinem Känzelchen eilte und dort mit achtungsvoller Anrede ſeinen Vortrag begann, nicht wie Einer, der ſtreng und trocken lehren will, ſondern wie ein Künſtler, welcher durch Artigkeit, Wahl der Worte, Verbindung der Gedanken, durch Geiſt und Witz ſich hervorthun möchte und ſichtlich beſtrebt iſt, ſich den Beifall auch der geringſten ſeiner Zuhörer zu erwerben. Aus der leichten Anordnung und dem redneriſchen fließenden Vortrage des Gegenſtandes, ohne alle geſchriebene Vorlage, machten ſich nicht im mindeſten die mühſeligen Studien und die gewiſſenhaft ſorgfältigen Arbeiten fühlbar, welche ſie gekoſtet hatten; die ſchnell vorübergehende anſchauliche Rede ſchien mehr eine Anregung und

Aufforderung zu eigener Belehrung, als eine feſtſtehende unveränderliche Lehre zu ſein, bei Jedem wieder anders wirkend und ſein unmittelbares Selbſturtheil erweckend. Der gleiche Gegenſtand führte den Einen ſofort und vielleicht für immer zu philoſophiſchem Denken, den Anderen zu umfaſſender Naturbetrachtung, den Dritten zur beſonderen Erforſchung des menchſlichen Körpers oder zur Heilkunſt: der Vierte endlich, durch die Darſtellung des Nahrungsproceſſes, verfiel gar auf nationalökonomiſche Studien und wurde vielleicht ein großer Politicus, während der Fünfte, Sechste und Siebente die gleichen Dinge nur anhörten und niederſchrieben, um ſie in einem halben Jahre gänzlich zu vergeſſen und ſpäter als große Theologen, Seelenkundige und Sittenlehrer von Fleiſchesluſt, Herzensverſtocktheit, Augen- und Ohrendienſt zu reden, ohne eine klare Vorſtellung von den betreffenden Organen zu beſitzen.

Auf Heinrich, welcher arglos gekommen war, zu äußerer plaſtiſcher Verwendung einige gute Kenntniſſe zu holen, wirkte ſchon die erſte Stunde ſo, daß er ſowohl ſeinen Zweck als alle ſeine

Verhältniſſe vergaß und allein geſpannt war auf die zuſtrömende Erfahrung. Hauptſächlich beſchäftigte ihn alſobald die wunderbar ſcheinende Zweckmäßgkeit in den Einzelheiten des thieriſchen Organismus; jede neue Thatſache ſchien ihm ein Beweis zu ſein von der Scharfſinnigkeit und Geſchicklichkeit Gottes, und obgleich er ſich ſein Leben lang die ganze Welt nur als vorgedacht und geſchaffen vorgeſtellt hatte, ſo war es ihm nun bei dieſem erſten Einblicke zu Muth, als ob er bisher eigentlich gar nichts gewußt hätte von der Erſchaffung der Creatur, dagegen jetzt mit der lebendigſten Ueberzeugung wider Jedermann das Daſein und die Weisheit des Schöpfers behaupten könne und wolle. Aber nachdem der kluge Lehrer die Trefflichkeit und Unentbehrlichkeit der Dinge auf das Schönſte geſchildert, ließ er ſie unvermerkt in ſich ſelbſt ruhen und ſo vollkommen in einander aufgehen, daß die ausſchweifenden Schöpfergedanken eben ſo unvermerkt zurückkehrten und in den geſchloſſenen Kreis der Thatſachen gebannt blieben, welcher jener Schlange der Ewigkeit gleicht, die ſich ſelbſt in den Schwanz heißt. Und wo ein Theil noch unerklärlich war und dunkel in's Fabelhafte verſchwand, da holte der Redner ein helles Licht aus dem Erklärten und ließ es in jene Dunkelheit glänzen, ſo daß wenigſtens alle unbeſcheidenen und ungehörigen Seitengedanken vertrieben wurden und der dunkle Gegenſtand unberührt und jungfräulich ſeiner Zeit harrte, wie eine ferne Küſte im Frühlichte. Selbſt da, wo er entſagen zu müſſen glaubte auf eine jemalige Erkenntniß, that er dies mit der überzeugenden Hinweiſung, daß doch Alles mit rechten Dingen zuginge und in der Gränze des menſchlichen Wahrnehmungsvermögens keineswegs eine Gränze der Folgerichtigkeit und Einheit der Natur läge. Hierbei brauchte er keinerlei gewaltſame Reden und vermied gewiſſe theologiſche Ausdrücke ſo gut, wie den Widerſpruch dagegen; die Stumpfſinnigen und Eingenommenen merkten auch von Allem nichts, und ſchrieben unverdroſſen nieder, was ihnen zweckdienlich ſchien für Eigenliebe und aufzuſtellende Meinungen, während die Unbefangenen alle Hintergedanken fahren ließen und bei des Lehrers klugen Wendungen mit frohem Lächeln die Achtung vor dem reinen Wiſſen lernten.

Auch im zuhörenden Heinrich traten die willkürlichen Vorausſetzungen und Anwendungen bald in den Hintergrund, ohne daß er wußte, wie ihm geſchah, als er ſich den Einwirkungen der einfachen Thatſachen hingab; denn das Suchen nach Wahrheit iſt immer ohne Arg, unverfänglich und ſchuldlos; nur in dem Augenblicke, wo es aufhört, fängt die Lüge an bei Chriſt und Heide. Er verſäumte nun keine Stunde in dem Hörſaal und nahm begierig ein neues Ganzes in ſich auf, welches er vom Anfang bis zum Ende verſtand und überſehen konnte. Wie ein Alp fiel es ihm vom Herzen, daß er nun doch noch etwas zu wiſſen anfing; im gleichen Augenblicke bereute er auch nicht mehr die gewaltſame und lange Unterbrechung des Lernens, da daſſelbe dem Stillen des leiblichen Hungers gleicht: ſobald der Menſch zu eſſen hat, empfindet er nichts mehr von der Pein und der Ungeduld des Hungers. Das Glück des Wiſſens gehört auch dadurch zum wahren Glücke, daß es einfach und rückhaltlos und ob es früh oder ſpät eintrete, immer ganz das iſt, was es ſein kann, ohne Reue über das Verſäumte zu erwecken; es weiſet vorwärts und nicht zurück und läßt über dem unabänderlichen Beſtand und Leben des Geſetzes die eigene Vergänglichkeit vergeſſen.

Heinrich wurde von Wohlwollen und Liebe erfüllt gegen den beredten Lehrer, von dem er nicht gekannt war und mit welchem er nicht ein Wort geſprochen hatte; denn es iſt nicht eine ſchlimme Eigenſchaft des Menſchen, daß er für geiſtige Wohlthaten dankbarer iſt als für leibliche, und ſogar in dem erhöhten Maße, daß die Dankbarkeit und Anhänglichkeit wächſt, je weniger ſelbſt die geiſtige Wohlthat irgend einem unmittelbaren äußerlichen Nutzen Vorſchub zu leiſten ſcheint. Nur wenn leibliches Wohlthun ſo hingebend und unwandelbar iſt, daß es Zeugniß giebt von einer moraliſchen Kraft, alſo dem Empfänger wiederum zu einer geiſtigen Erfahrung und Wohlthat, zu einem inneren Halt- und Stützpunkte wird, erreicht ſeine Dankbarkeit eine ſchönere Höhe, welche ihn ſelber bildet und veredelt.

Die Erfahrung, daß unbedingte Tugend und Güte irgendwo ſind, iſt ja die ſchönſte, die man machen kann, und ſelbſt die Seele des Laſterhaften reibt ſich vor Vergnügen ihre unſichtbaren dunklen Hände, wenn ſie ſich überzeugt, daß Andere für ſie gut und tugendhaft ſind.

Mit dem praktiſchen Sinne und dem raſchen Aneignungsvermögen des Autodidakten fand ſich Heinrich zurecht in der reichen Welt, die ſich ihm aufthat; mit der plaſtiſchen Anſchauungsweiſe, welche er als Künſtler mitbrachte, wußte er die verſchiedenen Momente des organiſchen Weſens lebendig aufzufaſſen, auseinander zu halten, wieder zu verbinden und ſich deutlich einzuprägen, und ſo die Kunde von dem, woraus er eigentlich beſtand, wodurch er athmete und lebte, in dem edelſten Theile deſſelben ſelbſt aufzubewahren und mit ſich herumzutragen, ein Vorgang, deſſen Natürlichkeit jetzt endlich wohl ſo einleuchtend werden dürfte, daß er zum Gegenſtande allgemeinſter Erziehung gemacht wird. Mit dieſer Kenntniß, auf welche der Menſch das erſte Anrecht hat, müßten alle Volksſchulen abſchließen:

ſie iſt es, welche alle anderen von ſelbſt anzieht, und in nothwendigſter Weiſe ſehr zweckmäßig gerade je nach Beſchaffenheit des lernenden jungen Menſchen. Alle Einwürfe von Altklugheit, Halbverſtändniß oder gar von Verbreitung einer allgemeinen Hypochondrie in das unbefangene Volksgemüth werden verſtummen, ſobald die claſſiſche Form für den großen öffentlichen Unterricht vom leiblichen Menſchen gefunden iſt.

Die Kenntniß vom Charakteriſtiſchen und Weſentlichen der Dinge läßt diejenige vom letzten Grunde einſtweilen eher vermiſſen oder führt wenigſtens auf den Weg, denſelben auf eine vernünftigere und mildere Weiſe zu ſuchen, während ſie zugleich alle unnützen, müßigen Mährchen und Vorurtheile hinwegräumt und dem Menſchen einen ſchönen, wirklichen Stoff und Halt zum Nachdenken giebt, ein Nachdenken, welches dann zu dem einzig möglichen Ideal, zu dem, was wirklich beſteht, hinführt. Welch' ein Unterſchied iſt zwiſchen dem theoſophiſchen Phantaſten, der immerdar von der Quelle des Lichtes, als von einem irgendwo in's Centrum geſetzten ſprühenden Feuertopfe ſpricht, und zwiſchen dem ſterbenden Goethe, welcher nach mehr Licht rief, aber ein beſſeres Recht dazu beſaß, als jener, der nie ſich um einen wahrhaften wirklichen Lichtſtrahl bekümmert hat. Welch' ein Erſatz für das hergebrachte begriffsloſe Wort Ewigkeit iſt die Kenntnißnahme von der Entfernung der Himmelskörper und der Schnelligkeit des Lichtes, von der Thatſache, daß wir allaugenblicklich Licht, alſo Körper mit ihren Schickſalen, in ihrem Beſtehen, wahrnehmen, welches vor einem Jahre, vor hundert, tauſend und mehr Jahren geweſen iſt, daß wir alſo mit Einem Blicke tauſend Exiſtenzen tauſend verſchiedener Zeiträume auffaſſen, vom nächſten Baume an, welchen wir gleichzeitig mit ſeinem wirklichen augenblicklichen Daſein wahrnehmen, bis zu dem fernen Stern, deſſen Licht länger unterweges iſt, als das Menſchengeſchlecht unſers Wiſſens beſteht, und der vielleicht ſchon nicht mehr war, ehe daſſelbe begann, und den wir doch jetzt erſt ſehen.

Wo bleibt da noch eine Unruhe, ein zweifelhaftes Sehnen nach einer unbegriffenen Ewigkeit, wenn wir ſehen, daß Alles entſteht und vergeht, ſein Daſein abmißt nach einander und doch wieder zumal iſt.

Das Licht hat aber den Sehnerv gereiſt und ihn mit der Blume des Auges gekrönt, gleich wie die Sonne die Knospen der Pflanzen erſchließt; es hat das Auge ſcheinbar ſelbſtändig ſich gegenüber geſetzt, ſo daß, wenn das Auge des Thieres und des bewußtloſen Menſchen ſich ſchließt, für daſſelbe auch kein Licht mehr in der Welt iſt; aber im bewußten Menſchen bleibt die Erfahrung, und durch die Generationen vereinigt die eingeborne Kunde wieder die Welle mit der Quelle, das Auge mit dem Lichte, ſo daß beide Eines ſind, und wenn ein Auge ſich ſchließet, ſo weiß es: noch iſt das Licht da und genug Augen, es zu ſehen. Das Licht hat den Geſichtsſinn hervorgerufen, die Erfahrung iſt die Blüthe des Geſichtsſinnes und ihre Frucht iſt der ſelbſtbewußte Geiſt; durch dieſen aber geſtaltet ſich das Körperliche ſelbſt um, bildet ſich aus, und das Licht kehrt in ſich ſelber zurück aus dem von Geiſt ſtrahlenden Auge. Denn der Geiſt, welchen die Materie die Macht hat in ſich zu halten, hat ſeinerſeits die Kraft, in ſeinen Organen dieſelbe zu modificiren und zu veredeln, Alles mit »natürlichen Dingen«, und jeder Lebende, der mit Vernunft lebt und inſofern er ſich fortpflanzt oder erhebliche Geiſtesthaten übt, hat im ſtrengſten Sinne des Wortes ſeinen beſtimmten Antheil z. B. an der Ausbildung und Vergeiſtigung des menſchlichen Gehirnes, ſeinen ganz perſönlichen, wenn auch unmeßbaren Antheil.

Nur dieſen Kreislauf können wir ſehen und erkennen, und wir thun es; was darüber hinaus liegen ſollte, das geht uns zunächſt nichts an, und darf uns nichts angehen: denn ſo erfordert es die große Oekonomie des Weltlebens und der Welterkenntniß. Sollte wider allen ſinnlichen Anſchein und alles ſinnliche Gefühl ein übernatürliches geiſtiges Gottweſen der Urgrund der Natur und unſer Aller ſein, ſo würde erſt recht dieſes Weſen ſelbſt ſolche Oekonomie in die Welt gelegt und angeordnet haben, auf daß Alles ſeinen Gang gehe und Nichts vorweggenommen werde. Dieſe Oekonomie verlangt, daß wir an das Natürliche glauben, ſo lange wir es nicht ausgemeſſen haben und mit unſeren kleinen Schädeln an den Rand geſtoßen ſind, und ſie iſt es, welche uns zuruft: Was wollet ihr aus der Schule laufen und ſuchet ein Verdienſt darin, an das Uebernatürliche zu glauben, welches der Tod des Natürlichen iſt, ſo lange eure kühnſten und erhabenſten übernatürlichen Einbildungen und Vorſtellungen noch tauſendmal dunkler, ungewiſſer und kleiner ſind, als die natürlichen Wirklichkeiten, zu deren Erkenntniß und Begriff ihr ein ſicheres Pfand in der Hand habt? Iſt das Verdienſt, Treue, Ausdauer und Weisheit? Nein, es iſt Untreue, Feldflüchtigkeit und Thorheit!

Dergleichen Dinge ließ der vortragende Lehrer, nicht in ſolchen Ausdrücken, aber mit ſolchen Eindrücken ſeine Zuhörer gelegentlich zwiſchen den Zeilen leſen. Heinrich gehörte zu denen, welche recht wohl zwiſchen den Zeilen zu leſen wußten, und zwar weil er einen natürlichen Sinn für das Erhebliche beſaß, auf welches es ankommt, und mit der Aufmerkſamkeit und dem raſchen Inſtincte der Autodidakten das Weſentliche erſah, das hinter den Dingen liegt. Er merkte auch bald, daß es ſich um nichts Geringeres, als um ſeinen Glauben an Gott und Unſterblichkeit handle; aber indem er denſelben für lange geborgen und es nicht für nöthig hielt, auf ſeine Rettung bedacht zu ſein, war er um ſo freiſinniger befliſſen, Alles aufzufaſſen und zu begreifen, was die innere Nothwendigkeit, Identität und Selbſtändigkeit der natürlichen Dinge bewies; denn eine wahrhaft wahre und freie Natur ſteht nicht an, ſondern ſie ſucht es gefliſſentlich, Zugeſtändniſſe zu machen, wo ſie nur immer kann, gleich jenem idealen Könige, der noch nie dageweſen iſt, und von welchem man träumt, daß er nicht aus Klugheit, ſondern um ihrer ſelbſt willen und rein zu ſeinem Vergnügen Conceſſionen mache. Rechthaberei und Noth ſind die Mütter der Lüge; aber die Nothlüge iſt ein unſchuldiges Engelskind gegenüber der Lüge aus Rechthaberei, welche Eines iſt mit Hochmuth, Eitelkeit, Engherzigkeit und nackter Selbſtſucht und nie ein Zugeſtändniß macht, eben um keines zu machen. So entſtand aus der Lüge die Rechtgläubigkeit auf Erden und aus der

Rechtgläubigkeit wieder die Lüge: freilich auch ein Kreislauf und eine Identität!

Heinrich freute ſich im Gegentheile, im Namen ſeines liberalen und generöſen Gottes jedes Fleckchen Welt einzuräumen, das ſich ſelbſt bewirthſchaften konnte, und er gab ſich redliche Mühe, ein feſtes Bewußtſein von ſolcher freien Nothwendigkeit oder nothwendigen Freiheit zu gewinnen, nicht zweifelnd, daß Alles zur größeren Ehre Gottes geſchehe wie des Menſchen, deſſen Ehre mit der größeren Selbſtändigkeit und Verantwortlichkeit wachſen mußte.

Er ſuchte ſich daher auch außer den anthropologiſchen Stunden ſo gut als möglich zu unterrichten, und wie er z. B. durch die Lehre vom Auge zum erſten Male veranlaßt wurde, ſich in das Weſen des Lichtes einen Blick zu verſchaffen, dadurch in die unendlichen Räume der Außenwelt geführt ward und von da wieder in den ſelbſtbewußten Punkt ſeines eigenen ſehenden Auges zurückkehrte, ſo geſchah es noch in manch' anderer Hinſicht, und alles das ohne zu große Mühe noch Zeitaufwand. Die Ergebniſſe der wahren

Wiſſenſchaft haben die gute Eigenſchaft, daß ſie ſich auf den erſten Blick von allem Phantaſtiſchen und Willkürlichen unterſcheiden und in kürzerer oder längerer Zeit zum überzeugenden feſten Lehrſatz eignen ohne fortwährende Probe ihres beſonderen Rechenerempels. Der Satz, daß die Erde ſich um die Sonne bewegt, wird in allen Kinderſchulen gelehrt, und die Kinder nehmen ihn in ihr Wiſſen auf, ohne die phyſikaliſche Unterſuchung ſeines Beweiſes anzuſtellen, während ſie für ein einziges religiöſes Dogma bis zu ihrer Mündigwerdung mit allem katechetiſchen Apparate unterwieſen werden, ohne am Ende mehr zu wiſſen als am Anfange, und ohne wider den Zweifel geſchützt zu ſein. Noch nie hat es einen Krieg gegeben wegen verſchiedener Meinungen über Naturgeſetze, weil ihre Art friedfertig, rein und genügend iſt, und es gelang den Theologen nicht einmal, eine wehrbare Secte für die ſtehende Erde oder zum Schutze der moſaiſchen Schöpfungsgeſchichte auf die Beine zu bringen; Religionskriege aber wird es geben, ſo lange es Prieſter, Dogmen und Bekenntniſſe giebt. Im Kleinen ſchaut man dieſen Vorgang alle Tage; hat Jemand eine gute Wahrheit oder Thatſache geäußert, und ſie wird ihm angezweifelt, ſo fällt es ihm nicht ein, darüber aufgebracht zu werden und ſich in's Zeug zu werfen; wenn derſelbe Menſch aber eine Sache erzählt oder vorgiebt, von der er doch nicht ſo recht überzeugt und überführt iſt, ſo wird er alſobald in die größte Hitze gerathen und Ehre, Gut und Leben verpfänden, am liebſten aber demjenigen gleich an den Kragen gehen, der ihm einen Zweifel entgegenſetzt. Wenn ein Bauersmann ſagt: Ich habe das Korn beſehen; es iſt reif! der Nachbar aber erwiedert: Ich glaube nicht, daß es reif iſt! ſo wird er ruhig ſprechen: Das iſt eure Sache! Ich halt' es für reif und werde es ſchneiden! Wenn derſelbe Bauer aber ſagt: Ich ſah vergangene Nacht einen Geiſt auf meinem Markſtein ſitzen, und der Nachbar, ſpricht: Das iſt nicht möglich, denn es giebt keine Geiſter! ſo wird der Bauer einen großen Lärm erheben, erſtlich weil man ihm abſtreitet, was er mit eigenen Augen geſehen haben will, zweitens weil man die Geiſter läugnet, und endlich weil man in Folge deſſen wohl gar nicht an ein »anderes Leben« und an eine Wiedervergeltung nach dem Tode glaubt. Ja, er wird deswegen vielleicht dem Nachbar gar nicht antworten, aber demſelben nichts mehr vertrauen und allen Umgang mit ihm abbrechen; und doch hätte er als Bauer mehr Grund, jenem zu mißtrauen, welcher die Reife des Kornes nicht zu beurtheilen weiß, da derſelbe in ſeinen Augen nothwendig ein ſchlechter Landwirth ſein muß. Aber er thut dies im Grunde auch ganz gewiß; nur macht er kein Aufhebens davon und läßt es ſich nicht anmerken, da er über die Sache klar und ruhig iſt, da er ſie überſieht und weiß, daß Zank die Wahrheit nicht ändert, das Korn nicht unreif macht und die Regeln des Ackerbaues nicht aufhebt. Sein Lärm gegen den Geſpenſterläugner hingegen iſt ein blinder Lärm und Trotz, der mehr gegen ſich ſelbſt gerichtet iſt, gegen die Dunkelheit und Unſicherheit des eigenen Bewußtſeins über den kitzligen Punkt. Und ſo iſt es von je geweſen, iſt es und wird es ſein. Jeder, der einem Anderen moraliſche oder phyſiſche Gewalt anthut wegen deſſen, was er nur glaubt oder behauptet, aber nicht weiß, giebt mit jedem Gewaltſtreiche ſich ſelbſt eine Ohrfeige, und dieſer geheime Uebelſtand verleiht ſolchem Streite den ſchmerzlichen, bitterlichen und fanatiſchen Charakter, den Religionskriegen das vertracte hypochondriſche Anſehen.

Ketzer braten iſt ein durchaus hypochondriſches, trübſinniges Vergnügen, ein ſelbſtquäleriſches und wehmüthiges Geſchäft und gar nicht ſo luſtig, wie es den Anſchein hat.

Heinrich faßte indeſſen alles Wiſſen, das er erwarb, ſogleich in ausdrucksvolle poetiſche Vorſtellungen, wie ſie aus dem Weſen des Gegenſtandes hervorgingen und mit demſelben Eines waren, ſo daß, wenn er damit hantirte, er die allerſchönſten Symbole beſaß, die in Wirklichkeit und ohne Auslegerei die Sache ſelbſt waren und nicht etwa darüber ſchwammen, wie die Fettaugen über einer Waſſerſuppe. So waren ihm die beiden Syſteme des Blutkreislaufes und der Nerven mit dem Gehirne, jedes in ſich geſchloſſen und in ſich zurückkehrend, wie die runde Welt, und doch jedes das andere bedingend, die ſchönſten plaſtiſchen Charakterweſen, welche ihm allezeit bewundernswerth, geheimnißvoll und anlockend waren, ohne myſtiſch zu ſein. Das ſchöne rothe Blut, ſicht-, fühl- und hörbar, unabläſſig umgetrieben und wandernd, gegenüber dem unbeweglichen, ſtill verharrenden und farbloſen Nervenſyſtem, welches doch der allgegenwärtige und allmächtige Herr der Bewegung iſt, mit geheimnißvoller Blitzesſchnelle herrſchend, während jenes in ehrlicher und handgreiflicher Arbeit wandern muß, das Blut war ihm der allgemeine Strom organiſchen Lebens, angefüllt mit ſphäriſchen Körpern, jeder ſchon eine kleine Welt und ungezählt, wie die Sterne des Himmels; und jeder dieſer Myriaden Körper, der einige Pulsſchläge lang kreiſte, ehe er unterging, war ihm ſo wichtig und merkwürdig, wie jene leuchtenden Globen, welche Millionen Jahre ſich im Strome fortſchwingen, ehe ſie eben auch wieder anderen Platz machen. Wenn man dem Menſchen einen beſtimmten Theil ſeines Blutes entzieht und weggießt, ſo wird er dadurch weder verſtümmelt, noch verändert, und jenes Blut erſetzt ſich unaufhörlich; daher ſah der grüne

Heinrich recht eigentlich in ihm das rothe Lebensbächlein, das vorüber fließt, an welchem erſt die bleiche geheimnißvolle Individualität des Nervenſyſtemes ſitzt, wie der Knabe an der Quelle, immer durſtig daraus trinkend, behende um ſich ſchauend und dabei ein wahrer Hexenmeiſter von Proteus, bald Geſicht, bald Gehör, bald Geruch, bald Gefühl, jetzt Bewegung und jetzt Gedanke und Bewußtſein, und doch bezwingbar wie Proteus, ſich in ſeiner wahren Geſtalt zu zeigen, wenn man das ſeltſame Weſen unerſchrocken greift und feſthält.

Die Menſchen, inſofern ſie ſich unterrichten, zerfallen unter ſich vorzüglich in zwei verſchiedene Arten oder Claſſen; die eine derſelben lernt ohne plaſtiſchen und draſtiſchen Anknüpfungspunkt Alles, was ihr unter die Zähne geräth, Alles zumal, Alles mit gleicher Leichtigkeit oder Schwierigkeit, das Wichtige wie das Unwichtige, und Alles zu äußerlichem Gebrauche, ſchnell es ausgebend und noch ſchneller vergeſſend, oder auch wohl die tönende Formel unermüdlich wiederholend, während der lebendige Inhalt ſchon längſt todt und verſchwunden iſt. Da dieſe Heerſchaar das Weſentliche vom Unweſentlichen, wie es von Zeit und Umſtänden bedingt wird, nie unterſcheidet, ſondern beides mit gleichem Eifer betreibt, das Weſentliche aber ſeiner gewichtigeren Natur nach unter dieſem Eifer leicht zu Boden fällt, ſo bleibt ihr meiſtens die Spreu des Unweſentlichen zwiſchen den Fingern, welche ſie haſtig hin und her wendet, beſieht und an die Naſe hält. Weil ſie das Weſentliche immer entſchlüpfen läßt, ſo hält ſie es für ſchwieriger und höchſt geheimnißvoll, zunftmäßig und exclusiv, ſtreitet ſich darüber mit den Manieren und Eigenſchaften des Unweſentlichen, mit dem ſie es gewöhnlich zu thun hat, oder behandelt dieſes mit dem Gewichte des Weſentlichen, welches ihr längſt unter den Händen verſchwunden iſt. In der That iſt aber beides gleich leicht und gleich ſchwer zu lernen, das Weſentliche und das Unweſentliche, wenn es nur zur rechten Stunde geſchieht, und die Verkennung dieſer Thatſache, welche mit dem ganzen Geſetz der Natur innig verbunden und vereint iſt, bringt den Lärm und Ruf der falſchen Gelehrſamkeit hervor, welche die Welt erfüllt, verwirrt und verdunkelt, ſtatt ſie zu erhellen.

Die zweite Claſſe der Lernenden beſteht aus denjenigen, welche Nichts lernen, ohne daß der innere Antrieb und die Einſicht des vernünftigen Zweckes mit dem äußeren Anlaſſe zuſammenfällt, welche abſolut Nichts verſtehen, was nicht ververnünftig und weſentlich für ſie iſt, denen alle Mittel furchtbare Räthſel ſind, ſo lange ſie nicht das Geſetz einſehen, das ſie bewegt, und den Zweck, um deſſentwillen ſie da ſind. Vor allem Unweſentlichen ſtehen dieſe wie Dummköpfe und begreifen das Treiben der Welt nicht, und ſie verharren in ihrer Demuth und halten das auch wohl für etwas, was ſie eben nicht verſtehen; gewohnt, ſelbſt nur das Weſentliche und Lebendige zu begreifen und zu verſtehen, ſetzen ſie dies auch von allen Anderen voraus, welche vorgeben, etwas zu verſtehen. Aus dieſem letzteren Umſtande, wenn ſie endlich doch einen Zipfel erhaſchen, ſich Luſt verſchaffen und mit der erſten Claſſe zuſammenſtoßen, entſtehen alsdann neue ſonderbare Mißverſtändniſſe und Verwirrungen, indem die Leute des Weſentlichen den Leuten des Unweſentlichen das, worauf es ankommt, entgegen halten, was dieſe nicht verſtehen: dieſe aber das, worauf es nicht ankommt, hervorkehren, was jene hinwieder nicht begreifen. Beide Abtheilungen verfallen aber einer ſehr tragiſchen Schuld; die eine, weil ſie ſich immer mit Dingen abgiebt, auf welche es unter den gegebenen Umſtänden niemals ankommt, läßt ſich eine muthwillige und unnütze Thätigkeit zu Schulden kommen: die andere, weil in der allgemeinen Verwirrung ihr leicht Alles eitel und werthlos erſcheint, hat eine Neigung, es dem Zufall zu überlaſſen, ob er ihr Anknüpfungspunkte zum Erfaſſen und Durcharbeiten zuführen wolle, und einen bedenklichen Hang zur Trägheit, anſtatt die Dinge zu ſchütteln und das Weſentliche aus freiem Entſchluſſe an die Oberfläche und an ſich heranzuziehen. Jene leben daher in munterer Begehungsſünde, dieſe leiden an Unterlaſſungsſünden.

Heinrich fühlte plötzlich, daß er, was wenigſtens das Unterlaſſen betrifft, bisanher zu der letzteren Sündenſchaar gehört habe, als der Profeſſor die Nervenlehre mit einigen Bemerkungen über den ſogenannten freien Willen abſchloß. Denn obgleich er ſchon hundertmal dieſen Ausdruck gehört und geleſen, auch genügſam wilde Philoſophie und Theologie, wie ſie in ſeinem Garten wuchs, getrieben hatte, ſo war es ihm doch noch nie eingefallen, darüber nachzudenken, oder hielt höchſtens den »freien Willen« für eine Art müßigen Lückenbüßers für zuſammengeſetzte Dinge, woran er nicht ganz unrecht that, nur daß er dazu nicht reif und befähigt war, ehe er die fragliche Sache näher kannte und verſtand. Es giebt eine Redensart, daß man nicht nur niederreißen, ſondern auch aufzubauen wiſſen müſſe, welche von gemüthlichen und oberflächlichen Leuten allerwege angebracht wird, wo ihnen eine ſichtende Thätigkeit oder Disciplin unbequem in den Weg tritt. Dieſe Redensart iſt da am Platze, wo man abſpricht oder negirt, was man nicht durchlebt und durchdacht hat, ſonſt aber iſt ſie überall ein Unſinn; denn man reißt nicht immer nieder, um wieder aufzubauen; im Gegentheil, man reißt recht mit Fleiß nieder, um einen freien Raum für das Licht und die friſche Luft der Welt zu gewinnen, welche von ſelbſt überall da Platz nehmen, wo ein ſperrender Gegenſtand weggenommen iſt. Wenn man den Dingen in's Geſicht ſieht und ſie mit Aufrichtigkeit gegen ſich ſelbſt behandelt, ſo iſt Nichts negativ, ſondern Alles iſt poſitiv, um dieſen Pfefferkuchenausdruck zu gebrauchen, und die wahre Philoſophie kennt keinen andern Nihilismus, als die Sünde wider den Geiſt, d. h. das Beharren im ſelbſtgefühlten Unſinn zu einem eigennützigen oder eitlen Zwecke.

Was aber Heinrich beſonders zu ſeinen Gedanken über den freien Willen antrieb, das war die auffallende Energie, welche in den kurzen Bemerkungen des Lehrers lag, gegen deſſen ſonſtige Gewohnheit in ſolchen heikeln Punkten. Denn es war das Steckenpferd des ſonſt durchaus unbefangenen und duldſamen Mannes, die Lehre vom freien Willen des Menſchen überall anzugreifen und abzuthun, wo und wie er ihr nur beikommen konnte, und er ließ ſich desnahen ſogar in ſeinen Vorleſungen an dieſer Stelle jedesmal zu einer kurzen aber ſehr kräftigen Demonſtration gegen das Daſein der moraliſchen Kraft, die man freien Willen nennt, hinreißen in einem auf die Spitze getriebenen materialiſtiſchen Sinne. Dieſe Abſonderlichkeit war nun zwar durchaus keine negative nihiliſtiſche Manie, ſondern ſie ruhte auf der »poſitiven« Grundlage einer durchgeführten Nachſicht und Geduldſamkeit für die Irrthümer, Schwächen und trübſelig thieriſchen Handlungen der ſchlechtbeſtellten Menſchenkinder; aber nichts deſto minder hatte ſie ihren Grund in der unglücklichen Neigung vieler, ſelbſt ausgezeichneter Naturaliſten, auch an ungehöriger Stelle die Materie auf abſtoßende und ganz überflüſſige Weiſe zu betonen. Wenn man aus einem grünen Tannenbaum drei Dinge macht: eine Wiege, einen Tiſch und einen Sarg, ſo ſagt man nicht, ſo lange dieſe Dinge ihre nutzbare Beſtimmung erfüllen: bringt mir das Tannenholz, das dermalen eine Wiege formirt: ſetzt euch an das Tannenholz, welches auf vier Beinen ſich zum Tiſche erhebt, legt mich in das ſechsbretterige Tannenholz; ſondern man nennt dieſe Gegenſtände ſchlechtweg eine Wiege, einen Tiſch und einen Sarg.

und erſt wenn ſie ihre vergängliche Beſtimmung erfüllt haben, erinnert man ſich wieder an das Holz, aus welchem ſie gemacht, und man ſagt beim Anblicke ihrer Trümmer: dies iſt altes Tannenholz, laſſet es uns verbrennen; Alles zu ſeiner Zeit!

Ihre Zeit hat auch die Roſe. Wer wird, wenn ſie erblüht, um ſie herum ſpringen und rufen: He! Dies iſt nichts als Pottaſche und einige andere Stoffe, in den Boden damit, auf daß der unſterbliche Stoffwechſel nicht aufgehalten werde! Nein, man ſagt: Dies iſt zur Zeit eine Roſe für uns und nichts Anderes, freuen wir uns ihrer, ſo lange ſie blüht!

Während Schiller, der idealſte Dichter einer großen Nation, ſeine unſterblichen Werke ſchrieb, konnte er nicht anders arbeiten, als wenn eine Schublade ſeines Schreibtiſches gänzlich mit faulen Aepfeln angefüllt war, deren Ausdünſtung er begierig einathmete, und Goethe, den großen Realiſten, befiel eine halbe Ohnmacht, als er ſich einſt an Schiller's Schreibtiſch ſetzte. So niederſchlägend dieſer ausgeſuchte Fall für alle verklärten und übernatürlichen Idealiſten ſein mag, ſo wird während des Genuſſes von Schiller's Geiſtesthaten deswegen Niemand an die faulen Aepfel denken oder mit beſonderer Aufmerkſamkeit bei ihrer Erinnerung verweilen.

Aber der Profeſſor konnte ſich von der Vorſtellung des ununterbrochenen activen und paſſiven Verhaltens des Gehirnes und der Nerven, als des hervorbringenden lebendigen Ackergrundes, niemals trennen zu Gunſten des Hervorgebrachten, der moraliſchen Frucht, als ob eine Aehre und eine Erdſcholle nicht unzweifelhaft zwei Dinge, zwei Gegenſtände wären.

Das kam daher, daß er jedesmal auf dieſem Punkte einer kleinen Verwirrung anheimfiel, welche ſeine Begeiſterung für ſeinen materiellen Gegenſtand anrichtete, und in welcher er ein wenig zu jener großen Schule derer gehörte, die das Weſentliche vom Unweſentlichen nicht zu unterſcheiden wiſſen; denn in dem Augenblicke, wo es ſich um eine moraliſche Welt handelt, hört die Materie, ſo feſt jene an dieſe geſchmiedet iſt, auf, das Höchſte zu ſein, und nach dem Edleren muß man trachten, ſonſt wird das, was man ſchon hat, blind und unedel.

Es reizte Heinrich, auch in dieſer Frage die Welt ſeinem Gotte, zwar immer in deſſen Namen, unabhängig gegenüber zu ſtellen und einen moraliſchen freien Willen des Menſchen, als in deſſen Geſammtorganismus begründet und als deſſen höchſtes Gut, aufzufinden. Sogleich ſagte ihm ein guter Sinn, daß wenn auch dieſer freie Wille urſprünglich in den erſten Geſchlechtern und auch jetzt noch in wilden Völkerſtämmen und verwahrloſten Einzelnen nicht vorhanden, derſelbe ſich doch einfinden und auswachſen mußte, ſobald überhaupt die Frage nach ihm ſich einfand, und daß, wenn Voltaire's Trumpf: »wenn es keinen Gott gäbe, ſo müßte man einen erfinden!« viel mehr eine Blasphemie als eine »poſitive« Redensart war, es ſich nicht alſo verhalte, wenn man dieſelbe auf das Daſein des freien Willens anwende, und man vielmehr nach Menſchenpflicht und Recht ſagen müſſe: Wenn es bis dieſen Augenblick wirklich keinen freien Willen gegeben hätte, ſo wäre es »des Schweißes der Edlen« werth, einen ſolchen zu erringen, hervorzubringen und ſeinem Geſchlechte für alle Zeiten zu übertragen.

Gegenüber den materialiſtiſchen ſowohl, als den myſtiſchen Gegnern des freien Willens, den Leuten von der Gnadenwahl, ſteht die rationelle Richtung, die Vernunftgläubigkeit von Gottes Gnaden, die Bekennerin des beſtimmten und unbeſchränkten freien Willens, göttlichen Urſprungs, unzweifelhafter Allmacht und der untrügliche Richter ſeiner ſelbſt. Aber dieſe Richtung hegt, bei dieſem Anlaſſe, eben ſo wenig Achtung vor dem Körperlich-Organiſchen und deſſen bedingender Continuität, als die Materialiſten von der gröbſten Sorte vor dem vermeintlichen Abſtractum, und ihr abſoluter rationaliſtiſcher freier Wille iſt ein kleiner Springinsfeld, deſſen Leben, Meinungen und Thaten eben auch nicht weiter reichen, als es gelegentlich allerlei Umſtände erlauben wollen. Heinrich, welcher ſeinen bisherigen Meinungen nach ganz dazu angethan war, ſich zu dieſer Fahne zu ſchlagen, hatte jetzt ſchon zu viel Aufmerkſamkeit und Achtung für das Leibhafte und deſſen geſetzliche Macht erworben, als daß er es unbedingt gethan hätte. Vielmehr gerieth er auf den natürlichen Gedanken, daß das Wahrſte und Beſte hier wohl in der Mitte liegen dürfte, daß innerhalb des ununterbrochenen organiſchen Verhaltens, der darin eingeſchachtelten Reihenfolge der Eindrücke, Erfahrungen und Vorſtellungen, zuinnerſt der moraliſche Fruchtkern eines freien Willens keime zum emporſtrebenden Baume, deſſen Aeſte gleichwohl wieder ſich zum Grunde hinabbögen, dem ſie entſproſſen, um dort unabläſſig aufs Neue Wurzeln zu ſchlagen.

»Dieſen Proceß,« ſagte er ſich, »kann man am füglichſten mit einer Reitbahn vergleichen. Der Boden derſelben iſt das Leben dieſer Welt, über welches es gilt hinwegzukommen auf gute Manier, und kann zugleich den feſten derben Grund aller Materie vorſtellen. Das wohlgeartete und geſchulte Pferd iſt das beſondere, immer noch materielle Organ, der Reiter darauf der gute menſchliche Wille, welcher jenes zu beherrſchen und zum freien Willen zu werden trachtet, um auf edlere Weiſe über jenen derben Grund wegzukommen; der Stallmeiſter endlich mit ſeinen hohen Stieſeln und ſeiner Peitſche iſt das moraliſche Geſetz, das aber einzig und allein auf die Natur und Eigenſchaften des Pferdes gegründet iſt und ohne dieſes gar nicht vorhanden wäre, nicht 'gedacht werden könnte', wie die Juden ſagen. Das Pferd aber würde ein Unding ſein, wenn nicht der Boden da wäre, auf welchem es traben kann, ſo daß alſo ſämmtliche Glieder dieſes Kreiſes durch einander bedingt ſind und keines ſein Daſein ohne das andere hat, ausgenommen den Boden der ſtummen und blinden Materie, welcher daliegt, ob Jemand über ihn hinreite oder nicht. Nichtsdeſtoweniger giebt es gute und ſchlechte Reitſchüler, und zwar nicht allein nach der körperlichen Befähigung, ſondern auch, und zwar vorzüglich, in Folge des freien entſchloſſenen Zuſammennehmens. Den Beweis dafür liefert das erſte beſte Reiterregiment, das uns über den Weg reitet. Die tauſend Mann Gemeine, welche keine Wahl hatten, mehr oder weniger aufmerkſam zu lernen, ſondern durch eine eiſerne Disciplin in den Sattel gewöhnt wurden, ſind alle gleich zuverläſſige und brave Reiter, keiner zeichnet ſich beſonders.

aus, keiner bleibt zurück, und um das Bild von einem tüchtigen und geſunden Schlendrian des gemeinen Lebens vollſtändig zu machen, kommen ihnen die zuſammengedrängten und in die Reihe gewöhnten Pferde auf halbem Wege entgegen, und was der Reiter etwa verſäumen ſollte, thut unfehlbar ſein Organ, das Pferd, von ſelbſt. Erſt wo dieſer Zwang und Schlendrian, oder das bitter Nothwendige der Maſſe aufhört und wo die Freiheit beginnt, beim hochlöblichen Offiziercorps, giebt es ſogenannte gute Reiter, ſchlechtere Reiter und vorzügliche Reiter; denn dieſe haben es in ihrer Gewalt, über das geforderte Maß hinaus mehr oder weniger zu leiſten. Das Ausgezeichnete, Kühne, was der Gemeine erſt im Drange der Schlacht, in unausweichlicher Gefahr und Noth unwillkürlich und unbewußt thut, die großen Sätze und Sprünge übt der Offizier alle Tage zu ſeinem Vergnügen, aus freiem Willen und gewiſſermaßen theoretiſch; doch fern ſei es von ihm, daß er deswegen allmächtig ſei und nicht trotz allem Muth und aller ſeiner Kunſt von einem erſchreckten Pferde einmal abgeworfen, oder von ſeinem allzu überlegenen Thiere bewogen werden könne, durch ein anderes Sträßlein zu reiten, als er eigentlich gewollt hat. Ob nun ein gutes Reiterregiment denkbar wäre, das aus lauter Offizieren beſtände, das heißt aus Leuten, welche ihren freien Willen zur Grundlage ihrer Tüchtigkeit machten, und in Betracht, daß Bürgerwehrcavallerie, wo dies der Fall iſt, nicht viel taugt, dies zu beantworten, gehört nicht hierher, da jedes Gleichniß hinkt, welches man über ſeine Beſtimmung hinaus verfolgt.«

»Wird der Steuermann,« fuhr Heinrich fort, »zufälliger Stürme wegen, die ihn verſchlagen können, der Abhängigkeit wegen von günſtigen Winden, wegen ſchlechtbeſtellten Fahrzeuges und unvermutheter Klippen, wegen verhüllter Leitſterne und verdunkelter Sonne ſagen: es giebt keine Steuermannskunſt! und es aufgeben, nach beſtem Vermögen ſein vorgenommenes Ziel zu erreichen?«

Nein, gerade die Unerbittlichkeit, aber auch die Folgerichtigkeit, Nothwendigkeit der tauſend ineinandergreifenden Bedingungen in ihrer Klarheit müſſen uns reizen, das Steuer nicht fahren zu laſſen und wenigſtens die Ehre eines tüchtigen Schwimmers zu erkämpfen, welcher in möglichſt gerader Richtung quer durch einen ſtark ziehenden Strom ſchwimmt. Nur Zwei werden nicht über ſolchen Strom gelangen: derjenige, welcher ſich nicht die Kraft zutraut und ſich von den Wellen widerſtandlos fortreißen läßt, und der Andere, welcher vorgiebt, er brauche gar nicht zu ſchwimmen, er wolle hinüberfliegen in der Luft, er wolle nur noch ein Weilchen warten, bis es ihm recht gelegen und angenehm ſei!«

Dann kam Heinrich noch einmal auf den Satz zurück, wiederholte ihn und befeſtigte ihn recht in ſich: die Frage nach einem geſetzmäßigen freien Willen iſt zugleich in ihrem Entſtehen die Urſache und Erfüllung derſelben, und wer einmal dieſe Frage gethan, hat die Verantwortung für eine ſittliche Bejahung auf ſich genommen.

Dies war einſtweilen das Schlußergebniß, welches er aus jenen anthropologiſchen Vorleſungen davontrug, und indem er daſſelbe ſich ernſthaft vorſagte, merkte er erſt, daß er bis jetzt vom Zufälligen ſich habe treiben laſſen, wie ein Blatt auf dem Bache; oder er dachte ſogleich an ſeine aufgeſchriebene Jugendgeſchichte, die in ſeinem alten Koffer lag, und an alles ſeither Erlebte, und Alles kam ihm nunmehr mit Einem Blicke vor wie ein unbewußter Traum. Zugleich fühlte er aber, daß er von nun an ſein Schifflein tapfer lenken und ſeines Glückes und des Guten Schmied ſein müſſe, und ein ſonderbares, verantwortlichkeitsſchwangeres Weſen kräuſelte ſich tief in ſeinem Gemüthe, wie er es bis jetzt noch nie empfunden zu haben ſich erinnerte.

Drittes Kapitel.

Aber der freie Wille des Menſchen gleicht dem Keime, der im Samenkorne liegt und des feuchten und warmen Erdreiches bedarf, um ſich entwickeln und wachſen zu können. Heinrich mußte ſogleich erfahren, daß dieſer Keim, dieſer löbliche Vorſatz des freien Willens, auch beim beſten Willen, noch über ſeine Meinung hinaus das bedingteſte Weſen von der Welt iſt und ohne die nothwendige Nahrung, ohne einen geſättigten Grund von Erfahrung, Einſicht und bereits erfüllten Beſtimmungen ſo ruhig ſchläft, wie das Weizenkorn auf dem Speicher. Dieſer Grund, dieſer Humus aber iſt für jede Anlage ein anderer, gleichwie die Diſtel nicht da gedeiht, wo das Korn wächſt, die Fichte noch fortkommt, wo die Tanne verſchwindet, und ſelbſt auf dem gleichen Boden bildet der Lindenkeim ein rundes Blatt, die Eiche ein gezacktes.

Heinrich's Lage erforderte, daß er ſich nun mit allem Ernſte in ſeinem erwählten Berufe an ein Ziel bringe, entweder ſeine eingetretene Muthloſigkeit und Täuſchung in der Wahl, wenn dieſelbe eine vorübergehende war, überwinde, oder, wenn er ſich darüber klar gemacht, mit raſchem Entſchluſſe ein anderes Beſtimmtes ergreiſe, ehe noch mehr Jahre in's Land gingen. Allein eben zu dieſem Entſchluſſe, noch zu irgend einem hatte er durchaus keine Wahl, weil er ſich zu dieſer Zeit an Erfahrung und Umſicht tauſendmal ärmer fühlte, als früher, da er ein beſcheidenes aber ſicher begränztes Ziel verfolgt hatte. Doch er war ſich nicht einmal dieſes Mangels einer Wahl und eines freien Entſchluſſes bewußt, ſondern wie der Keim eines Samenkornes, ſobald er etwas Wärme und Feuchte verſpürt, nur erſt ein Würzelchen auszudehnen und ein Stämmchen an das Licht zu bringen ſucht, ehe er ſeine beſondere Blattform anſetzt, ſo wurde Heinrich durch ſeinen

Inſtinct getrieben, das Bewußtſein ohne Nutzanwendung und Mäßigung zu bereichern, und zu erfahren, was es eigentlich überhaupt zu lernen und zu bebauen gäbe in der Menſchengeſchichte.

So ſog er, während er mit ernſtem Pathos einen bewußten freien Willen zu üben wähnte, aber willenlos alle ſeine Angelegenheiten und bisherige Thätigkeit da liegen ließ, wo ſie zuletzt gelegen, ſo ſog er jetzt, einer willenloſen durſtigen Pflanze gleich die Nahrung der Erfahrung und das Lebenslicht der Einſicht in ſich und ſetzte damit nur den im zarten Knabenalter gewaltſam unterbrochenen Proceß fort, aber mit um ſo größerer Schwere, als er unterdeſſen ein erwachſener Menſch geworden.

Sein liebſter Aufenthalt war nun das Univerſitätsgebäude. Er beſuchte die verſchiedenſten Vorleſungen und ſah überall, was da gelernt werde, darüber alle Sorgen vergeſſend und das äußere Auge vor der Zukunft verſchließend, aber innerlich umhertaſtend gleich der Raupe, die für ihren beſtimmungsvollen Heißhunger ein anderes Baumblatt ſucht.

Zu der Zeit ſeiner Jean Paul'ſchen Beleſenheitsbildung hatte er das Rechtsweſen für eine Sache gehalten, von der abſolut nichts zu wiſſen, noch zu ahnen, eine Ehre für jeden wohl angelegten Menſchen ſein müſſe, und die Juriſten waren ihm eine Art unglücklicher, in keiner Beziehung beneidenswerther Schickſalsgenoſſen geweſen, deren unterſte Stufe etwa die Häſcher und Abdecker wären, vom Abhub und Eiter der Geſellſchaft lebend. Der Civilrichter war ihm dazumal noch viel verächtlicher, als der Proceßſüchtige und deſſen Advocat; denn, ſagte er, wenn die Menſchen ſtupid und ſchlecht genug ſind, unklare und falſche Anſprüche gegen einander zu erheben und ſich um des Kaiſers Bart zu zanken, ſo iſt derjenige noch der viel größere Eſel, der ſich dazu hergiebt, ſich von den Zankbolden anſchreien und belügen zu laſſen und ihre ſchmutzige Wäſche rein zu machen. Vielmehr, meinte er, ſollte man alle Leute ſich ſo lange zanken laſſen, bis der Eine oder der Andere Gewalt braucht, dieſen alsdann beim Kopf nehmen, dem Strafrichter überweiſen und erſt jetzt zugleich mit dem

Strafproceſſe die civilrechtliche Frage entſcheiden, den aber noch beſonders abſtrafen, der den Proceß verliert. Denn mit dem Strafrichter allein machte er eine Ausnahme, und der war ihm eine geheiligte Perſon.

Solche harmloſe Ausſprüche der Unſchuld vergeſſend, war Heinrich jetzt öfter in den verrufenſten aller Vorleſungen, in den Pandekten zu finden, faſt leidenſchaftlich befliſſen, ein Stück Textur und Gewebe römiſchen Rechtes vor ſeinen Augen ausbreiten und erklären zu ſehen. Er ſah aus den naturwüchſig concreten Anfängen mit ihren plaſtiſchen Gebräuchen das allgemeinſte in ſich ſelbſt ruhende Rechtsleben hervorgehen, zu einer ungeheuren für Jahrtauſende maßgebenden Disciplin ſich entwickeln, doch in jeder Faſer eine Abſpiegelung der Menſchenverhältniſſe, ihrer Beſtimmungen, Bedürfniſſe, Leidenſchaften, Sitten und Zuſtände, Fähigkeiten und Mängel, Tugenden und Laſter darſtellen. Er ſah, wie dies ganze Weſen, dem Rechts- und Freiheitsgefühl einer Race entſproſſen, in ſeiner Befähigung zur Allgemeinheit, ſeither neben der ſtaatlichen Verkommenheit und der Knechtſchaft hergehend, von dieſer allein geübt und gepflegt, gerade ſeiner in ſich wurzelnden Allgemeinheit wegen als eine Fähigkeit des menſchlichen Geſchlechtes eher geeignet war, unter den betrübteſten Verhältniſſen den Sinn des Rechtes und mit dieſem den Sinn der Freiheit, wenn auch ſchlafend, aufzubewahren, als das germaniſche Recht, welches ſeiner Gewohnheitsnatur, ſeiner eigenſinnigen Liebhabereien, ſeines äußerlichen Gebrauchsweſens und ſeines unächten Individualismus halber ſich unfähig gezeigt hat, den vielgerühmten germaniſchen Sinn für Recht und Freiheit im Ganzen und Großen zu erhalten, ſo wenig als ſich ſelbſt. Denn das Recht iſt eigentlich nichts als Kritik; dieſe ſoll ſo allgemein und grundſätzlich als möglich ſein, und das productive Leben, der Gegenſtand dieſer Kritik, iſt es, welches allzeit naturwüchſig und individuell ſein ſoll.

Dafür regte das, was er vom germaniſchen Recht erfaßte, durch den poetiſchen und ehrwürdigen Duft und Glanz ſeiner verjährten Sprache und durch das maleriſche Coſtüm ſeine Begier und Aufmerkſamkeit für die Geſchichte. Er hatte, durch den fragmentariſchen Einblick in dieſe Disciplinen aufgefordert, damit geſchloſſen, ſich einen allgemeinen Begriff von der Rechtsgeſchichte zu verſchaffen, und indem er, durch das Leſen deutſcher Rechtsalterthümer veranlaßt, Vergangenheit und Urſprung der deutſchen Sprache in den von trefflichen Männern dargebotenen Werken betrachtete, erſtaunte er, in dieſer Sprachgeſchichte, die zugleich die ſchönſte Völkergeſchichte war, ein wahrhaftes, großes, ſingendes und klingendes Epos zu finden, in zahlloſen Völkerſtämmen herüberziehend und rauſchend aus den grünen Waldſchatten der Vorzeit, an Strömen und Meerborden hin- und herwandelnd, Völkerſchlachten ſchlagend, Städte bauend und eine Geſchichte lebend in frommem Ernſt und derbem Schwank, in Feſtglanz und Todesſchauern. Die uralte heilige Ehrbarkeit, mit welcher in der Menſchenſprache überall das Abgetheilte, Zahl, Maß und Gewicht, Trockenes und Flüſſiges, Bodeneintheilung und Geſchlechtsverwandtſchaft erſchienen, wies von ſelbſt wieder hin auf die Rechtsgeſchichte und beſtätigte deren Qualität in der Menſchennatur, ſowie die ehrwürdige und urſprüngliche Allgemeinheit der Wörter für die wichtigſten phyſiſchen Gegenſtände mit der inneren Einfachheit und Allgemeinheit der Natur ſelbſt zuſammentraf, wie er ſie in den betreffenden Betrachtungen und Studien kennen und ehren gelernt hatte.

So gewann nun Heinrich, durch die unmittelbare Anſchauung ſolcher Dinge, erſt eine lebendige Liebe zu der Geſchichte, wie überhaupt die unmittelbare Kenntniß der Faſer und der Textur der Wirklichkeit tiefere, nachhaltigere und fruchtbarere Begeiſterung erweckt in allen Uebungen, als alles abſtracte Phantaſiren. Und ſelbſt diejenigen, welche nur theilweiſe Kenntniß genommen haben vom Beſtehen dieſes organiſch-nothwendigen Gewebes, dieſer Textur der Dinge, werden dem Ganzen erſprießlicher ſein durch die erworbene Fähigkeit, ſich alles gewaltſamen Raiſonnirens zu enthalten und nicht länger eine ungleichmüthige Verwirrung bald feiger, bald übermüthiger Stimmungen und Forderungen über die Dinge auszugießen, die ſie nicht begreifen und die ſich doch von ſelbſt verſtehen und machen.

Heinrich trug ein zwiefaches praktiſches Ergebniß von ſeinem Selbſtunterricht in der Geſchichte davon. Erſtlich gewöhnte er ſich gänzlich ab, irgend einen entſchwundenen Völkerzuſtand, und ſei er noch ſo glänzend geweſen, zu beklagen, da deſſen Untergang der erſte Beweis ſeiner Unvollſtändigkeit iſt. Er bedauerte nun weder die beſte Zeit des Griechenthums noch des Römerthums, da das, was an ihr gut und ſchön war, nichts weniger als vergangen, ſondern in jedes bewußten Mannes Bewußtſein aufbewahrt und lebendig iſt, und in dem Grade, nebſt anderen guten Dingen, endlich wieder hervortreten wird, als das Bewußtſein der Menſchengeſchichte, d. h. die wahre menſchliche Bildung allgemein werden wird. Inſofern beſtimmte Geſchlechter und Perſonen die Träger der Tugenden vergangener Glanztage ſind, müſſen wir ihnen, da dieſe Hingegangenen Fleiſch von unſerem Fleiſche ſind, den Zoll weihen, der allem Weſentlichen, was war und iſt, gebührt, ohne ſie zurückzuwünſchen, da ſonſt wir ſelbſt nicht Raum noch Daſein hätten.

Sodann lernte er die unruhigen Gegenſätze von Hoffnung und Furcht, wie ſie durch Fortſchritt und Rückſchritt in der Geſchichte wach gehalten werden, in ſich bändigen und ausgleichen, und zwar in Bezug auf den Theil davon, den die nächſte Zeit und der Einzelne ſelbſt erlebt. Er ſah, daß die Geſchichte nicht einem ſchlechten Romane gleicht, wo eine Anzahl gemüthlicher und tadelloſer Menſchen von der willkürlichen Teufelei abſoluter Schurken gehemmt und verwickelt wird, ſondern daß in ihr das Unheil eben nur der Lückenbüßer und Aehrenleſer des Heiles, d. h. der Rückſchritt nichts Anderes als der ſtockende Fortſchritt iſt; oder mit deutlicheren Worten geſagt, wenn ein ſogenannter Fortſchritt nicht Stich hält, ſo iſt er eben keiner geweſen.

Daher iſt der Grund und das Weſen einer Reaction nicht in ihr ſelbſt zu ſuchen, als in einer ſelbſtändigen feindlichen Kraft, ſondern in der Unvollkommenheit des Fortſchrittes; denn es giebt nur Eine wirkliche Bewegung, diejenige nach vorwärts; alle Völker und Menſchen wollen vorwärtsſchreiten auf ihre Weiſe, und die Reactionäre von Profeſſion, die ſich ſo nennen, wiſſen ſelbſt nicht, warum und woher ſie in der Welt ſind. Sie ſind nämlich nur die Fußſchwielen der vorwärtsſchreitenden Menſchheit. So wenig die Phyſiker der Wärme gegenüber eine eigenthümliche Kälte kennen, ſo wenig es dem Schönen gegenüber eine abſolute dämoniſche Häßlichkeit giebt, wie die dualiſtiſchen Aeſthetiker glauben, ſo wenig wie es ein gehörntes und geſchwänztes Princip des Böſen, einen ſelbſtherrlichen Teufel giebt, ſo wenig giebt es eine Reaction, welche aus eigener innewohnender Kraft und nach einem urſprünglichen Geſetze zu beſtehen vermöchte.

Der hervorſpringendſte Beweis hiervon iſt die umfangreichſte That der Reaction, wie ſie iſt, der Jeſuitismus. Dieſer iſt an ſich nichts, als die Anziehung und Beſchäftigung aller unnützen und eitlen Köpfe, welche zur Ausübung ihres Unſinnes einer koloſſalen Methode bedürfen, um ſich ſelbſt zu genügen. Dies iſt das innerſte Geheimniß des Jeſuitismus.

Daß er eine ungeheure hohle Blaſe iſt, ein eingefleiſchter Widerſpruch und Muthwillen, beweiſt die fürchterliche Dummheit, mit welcher er tiefer zu ſein glaubt, als die Kluft zwiſchen Wahrheit und Lüge, die gräuliche Naivetät, mit welcher er allen Ernſtes glaubt, etwas Erkleckliches hervorzubringen durch die kraſſe Weltklugheit, die er in tauſend verbohrte Schädel pflanzt, geſchwollen von Herrſch- und Imponirſucht, und der Köhlerglaube, daß eine Armee ſolcher methodiſirten Hans Narren eine höhere poſitive Welt bauen und ſichern werden, die einen eigenen Leib und Geiſt habe.

Welch' eine kindiſche Unbefangenheit für Leute, welche etwas Großes wollen: fortwährend mit der einen Hand eine ſogenannte Caſuiſtik anzuwenden und mit der anderen abzuläugnen, als ob der Weltgang Muße und Unſchuld genug hätte, auf dergleichen Thorheiten einzugehen, und als ob ein großer Zweck mit kleinlichen Mittteln erreichbar wäre! Deswegen iſt auch der Jeſuitenſpruch: der Zweck heiligt die Mittel! ein charakteriſtiſcher Hauptunſinn; denn nicht nur heiligt kein Zweck ihm entgegengeſetzte Mittel, ſondern er kennt gar keine ſolchen Mittel in ſeiner Eigenſchaft als Zweck. Hätten die Jeſuiten einen einfachen, offen auszuſprechenden, materiell weltlichen Zweck für ihr Daſein, ſo würden ihre materielle Machtverbreitung, ihre Schlauheit, ihre Politik, ihre Gewaltſamkeit und Fügſamkeit, ihre tauſend Künſte vielleicht große Mittel ſein; ſo wie ſie aber einen religiöſen, geiſtlichen, überweltlichen Zweck zu haben auch nur vorgeben, ſo werden in einem Handumkehren alle jene Anſtrengungen zu unſäglich kleinen mißgriffenen und thörichten Mitteln, welche die ewigen Henker ihres eigenen Zweckes ſind. Auch arbeiten die Jeſuiten, als moderne Siſyphuſſe, im Schweiße ihres Angeſichtes an ihrer unausgeſetzten Selbſtaufhebung, und wo ſich die rechtmäßige Weltbewegung, die keine Ränke übt, nur im Schlafe ſchüttelt, müſſen ſie davonlaufen oder der Bewegung dienen ohne Dank. Am ſeltſamſten nehmen ſich in ſolchen Kataſtrophen alle jene Müßiggänger aus, welche unter dem drohenden Namen von »geheimen Jeſuiten« in aller Welt herumliegen und thun, als ob ſie was zu thun hätten außer der zweckloſen Unruh- und Zwietrachtserregung, die ihr närriſches Gebahren hervorbringt!

Weil die Reformation ihrer Zeit und Möglichkeit nach eine Halbheit war, ſo entſtand durch ihre Bewegung ſogleich der Jeſuitismus, um den leeren Raum zu füllen; oder vielmehr war er ſelbſt eine leere Löwenhaut, in welche ſich, dem wirklichen Löwen der Reformation gegenüber, andere Thiere ſteckten, vom Eſel an bis zum Wolf und Tiger, und ſelbſt wenn ſich ein löwenartiges Thier darin verbarg, ſo hob ſich dieſes ſelbſt wieder auf durch die doppelte Haut, wie zwei Nein ſich aufheben oder zwei Ja wirkungslos und matt werden.

Dieſe Löwenhaut iſt eben die Methode, die Verfaſſung, die Weltverbreitung, das ſcheinbare Gelingen der Jeſuiten, und das tragikomiſche Schickſal dieſes gewaltigen Balges ohne ein eingewachſenes, eigenthümliches Thier hat ein neuerer Schriftſteller wohl bezeichnet, wenn er ſagt „dadurch, daß der Jeſuitismus in die weltliche Geſellſchaft eintritt und ſich mit ihr vereinigt, wird er unfähig, ſich von ihr loszumachen,

d. h. ſie etwas Beſonderes zu lehren, die Welt hat ihn erobert, nicht er die Welt.«

Es giebt daher, wenigſtens in unſerer Zeit, keinen edleren Principienkampf gegen ihn, ſondern nur Polizei, Execution und Austreibung, wo immer er ſich mit fleißiger Rührigkeit dazu reif gemacht hat. Die neue Bundesverfaſſung der Schweizer that ſehr wohl daran, die Verpönung der Jeſuiten unmittelbar neben den Paragraphen zu ſetzen, welcher von den gemeingefährlichen Seuchen handelt; denn eben ſo äußerlich, wie dieſe, kommt, verſchwindet und kommt wieder der Jeſuitismus. Gegen ihn ſelbſt ſoll darum keine tiefere Leidenſchaft des Haſſes mehr Raum finden; dagegen ſoll ſich dieſe wider alles das kehren, was dem Jeſuitismus Nahrung giebt, d. h. wir müſſen das edle Pathos des wahren Haſſes zur Reinigung unſerer ſelbſt gegen das wenden, was im allgemeinen Vorrath unſerer Eigenſchaften, Neigungen und Zuſtände dem Jeſuitismus den Stoff und die Werkzeuge liefert. Der Stoff iſt das zu verführende, zu beherrſchende oder zu beſtimmende Volk; dieſes dem Jeſuitismus abzuringen, iſt der einzig radicale Weg: ſich in allen Ränken den Jeſuiten *geradeentgegengeſetzt* zu verhalten, in der That und in der Wahrheit. Was dies heißen will, darüber ſoll Jeder im vorkommenden Fall nachdenken. Die Werkzeuge ſind obige unnütze und eitle Köpfe, blaſirte und verdorbene Fähigkeiten aller Art, deren verkünſteltem und autoritätsſüchtigem Weſen es beſſer zuſagt, ſich in eine marktſchreieriſche und methodiſche Autoritätscompagnie zu retten, wenn auch als »Leichnam«, als ſich der offenen, einfachen und naiven Weltbewegung, die ſie in ihrer Verſchrobenheit für trivial halten, anzuſchließen. Es iſt eine Krankheit, welche man die Talentfäulniß nennen könnte und welche vorzüglich in Uebergangszeiten entſteht und wuchert. Den damit Behafteten iſt es nicht gegeben und nicht möglich, ihre Anlagen reifen zu laſſen und mit anderen ehrlichen Leuten an derſelben unmittelbaren Sonne des Lebens zu gehen und zu wirken; ſie wollen das Allgemeine überholen und überliſten, und indem ſie einen Vorſprung zu gewinnen trachten, geben ſie ſich dem Gemachten und Künſtlichen, dem Complicirten und Mittelbaren hin, dem Unächten und dem Erlogenen, und von dieſem Gebiete aus, wo es ihnen nicht mehr möglich iſt, recht zu thun, werden ſie die geſchworenen Feinde des Allgemeinen, das ſchlecht und recht vorwärts geht. Dies Unweſen in allen Graden, auf jedem Boden und in jeder Umgebung zu bekämpfen und zu erſticken und jedes kranke Glied abzuſchneiden, iſt der beſte Kampf auch gegen den Jeſuitismus.

So kam Heinrich zu der Ueberzeugung, daß das hiſtoriſche und politiſche Bewußtſein weniger in der Ausbildung eines ſpecifiſchen Haſſes gegen die Hemmung, als in der Reinigung und Befeſtigung ſeiner ſelbſt beſtehen und hierdurch weſentlich die Aufmerkſamkeit, Thätigkeit und Hoffnung gelenkt werden ſolle. Schon weil alles das, was ſich reactionär nennt, jederzeit haßerfüllt, ſtraf- und rachſüchtig iſt, ſo kann es der Fortſchritt unmöglich ſein, oder er iſt keiner. Die Reaction liebt z. B. das Blut, folglich darf es der Fortſchritt nicht lieben, wenn er ihr wahrhaft überlegen ſein will. Auch die gerechteſte Rache führt den eigenen ſchließlichen Untergang mit ſich, und die heldenmüthigſten Rächer bringen mit ihrem Siege höchſtens eine große Tragödie zu Stande; es handelt ſich aber eben in der Geſchichte und Politik um das, was die kurzathmigen Helden und Rhetoren nie einſehen: nicht um ein Trauerſpiel, ſondern um ein gutes Ziel und Ende, wo die geläuterte unbedingte Einſicht Alle verſöhnt, um ein großes heiteres Luſtſpiel, wo Niemand mehr blutet und Niemand weint. Langſam aber ſicher geht die Welt dieſem Ziele entgegen.

Mit Einem Worte, Heinrich erlangte die gute und nützliche Erkenntniß: Alles, was wir an unſeren Gegnern verwerflich und tadelnswerth finden, das müſſen wir ſelber vermeiden und nur das an ſich Gute und Rechte thun, nicht allein aus Gutmüthigkeit und Neigung, ſondern recht aus Zweckmäßigkeit und energiſchem geſchichtlichen Bewußtſein.

Wie er nun dazu noch ſah, daß jede geſchichtliche Erſcheinung genau die Dauer hat, welche ihre Gründlichkeit und lebendige Innerlichkeit verdient und der Art ihres Entſtehens entſpricht, wie die Dauer jedes Erfolges nur die Abrechnung der verwendeten Mittel und die Prüfung des Verſtändniſſes iſt, und wie gegen die ununterbrochene Urſachenreihe auch in der Geſchichte weder hoffen noch fürchten, weder jammern noch toben, weder Uebermuth noch Verzagtheit etwas hilft, ſondern Bewegung und Rückſchlag ihren wohlgemeſſenen und begründeten Rhythmus haben, ſo gab er beſonders Acht auf die Zeit- und Dauerverhältniſſe in der Geſchichte und verglich den Charakter der Ereigniſſe und Zuſtände mit ihrer Dauer und dem Wechſel ihrer Folge: welche Art von anhaltenden Zuſtänden z. B. ein plötzliches oder ein allmäliges Ende nehmen, oder welche Art von unerwarteten raſchen Ereigniſſen dennoch einen dauernden Erfolg haben, und warum? Welche Bewegungsarten einen ſchnellen oder langſamen, einen gänzlichen oder theilweiſen Rückſchlag hervorrufen, welche von ihnen ſcheinbar täuſchen und in die Irre führen, und welche den erwarteten Gang offen gehen? In welchem Verhältniß überhaupt die Summe des moraliſchen Inhaltes zu dem Rhythmus der Jahrhunderte, der Jahre, der Wochen und der einzelnen Tage in der Geſchichte ſtehe u. ſ. w.? Dies alles betrieb er nicht, um eine Kalenderwiſſenſchaft aufzuſtellen, ſondern lediglich um die Eine moraliſche Anſchauung von allen Dingen zu verſtärken. Durch dieſe Anſchauung wurde er befähigt, ſchon im Beginn einer Bewegung nach ihren Mitteln und nach ihrer Natur die Hoffnung oder Furcht zu beſchränken, die er auf ſie zu ſetzen hatte, wie es einem beſonnenen, freien Staats- und Weltbürger geziemt. Es iſt, nicht leider, ſondern glücklicher Weiſe, kein Gemeinplatz, ſondern eine eiſerne Wahrheit, daß in der Geſchichte überall keine Hexerei, ſondern das Sprüchlein: wie man's treibt, ſo geht's! die lehrreichſte Erklärung für Alles iſt.

Der ruhige feſte Gleichmuth, welcher aus ſolcher Auffaſſung des Ganzen und Vergleichung des Einzelnen hervorgeht, glücklich gemiſcht mit lebendigem Gefühl und Feuer für das nächſt zu Ergreifende und Selbſterlebte, macht erſt den guten und wohlgebildeten Weltbürger aus. Denn wenn er in dieſen, in ſeinen eigenen Beſtrebungen ſcheitert oder ein großes Mißlingen oder einen

Untergang miterlebt, ſo giebt nur jene Ruhe ihm denjenigen Troſt und Halt, ohne welchen kein ſelbſtbewußtes menſchliches Weſen denkbar iſt und leben kann.

Heinrich erwarb ſich indeſſen nichts weniger als eine große Gelehrſamkeit oder gar die bloße Einbildung einer ſolchen; lediglich ſchaute er ſich um, von einem dringenden Inſtincte getrieben, erhellte ſein Bewußtſein von den Dingen, die da ſind, gelehrt, gelernt und betrieben werden, und hatte an Allem eine ungetrübte gleichmäßige Freude, ohne ſich anzumaßen, ſich ſelbſt etwa hervorthun zu wollen, oder ſich für dies oder jenes ſelbſtthätig entſcheiden zu können. Alles, was gründlich und zweckmäßig betrieben wurde und ächt menſchlich war, erſchien ihm jetzt gleich preiswürdig und weſentlich, und Jeder ſchien ihm glücklich und beneidenswerth, der, ſeinen Beruf recht begreifend, in Bewegung und Geſellſchaft der Menſchen, mit ihnen und für ſie, unmittelbar wirken kann.

Dies alles hatte die kleine Figur des borgheſiſchen Fechters veranlaßt, und Heinrich trieb es, wie etwa der Sohn eines wohlhabenden, guten

Hauſes, welcher ſich zu ſeiner Formirung im Auslande aufhält und einige allgemeine Studien treibt, von Allem ein Bischen lernt, um dereinſt einen wohlbeſtellten und unterrichteten Bürgersmann vorzuſtellen, welcher weiß, warum es ſich handelt, und, ohne gelehrt zu ſein, doch in manchem Falle, wo er nicht ſchon eine eigene Meinung hat, im Stande iſt, ſich eine ſolche auf dem kürzeſten Wege anzueignen.

So verging die Zeit, und während Heinrich ohne freien Willen, denn er konnte gar nicht anders, rückſichtslos und gänzlich die Zeit verwendete, ſich Zeug und Stoff für ſeinen freien Willen zu verſchaffen, nämlich Einſicht, wußte er bereits nicht mehr, wovon er leben ſollte und ſah ſich plötzlich zu ſeinem großen Erſtaunen von Noth und Sorge umgeben, ſo daß er kaum wußte, wie ihm geſchah.

Viertes Kapitel.

Als er vor nun bald vier Jahren ſein Vaterhaus und ſeine Heimath verließ, war zu ſeinem Eintritt in die Welt die mäßige Baarſumme beſtimmt, welche ſeine Mutter während ihres Wittwenſtandes, trotz ihrer beſchränkten Verhältniſſe und ungeachtet ſie zu gleicher Zeit einen Sohn erzog, doch unbemerkt erſpart hatte. Dieſe Summe war bei beſcheidener Lebensweiſe für etwa ein Jahr hinreichend, nach deſſen Ablauf ſich ernähren und zugleich weiterbilden zu können Heinrich nicht zweifelte und ſeine Mutter eben ſo ſicher hoffte, da es geſchehen mußte, und ſie ihrer ganzen Lebensart nach ſelbſt von nichts Anderem wußte, als dem Nothwendigen ſich zu fügen und ihm gerecht zu werden. Sie nannte dies -ſich nach der Decke ſtrecken", und verzierte jeden ihrer Briefe, die ſie an den Sohn ſchrieb, ſorgfältigſt am Eingang und am Schluſſe mit dieſer Metapher, und der Sohn nannte dieſelbe ſcherzweiſe das Prokruſtesbette ſeiner Mutter. Indeſſen, um für alle Fälle das Ihrige zu thun, veränderte ſie ſogleich am Tage nach ſeiner Abreiſe ihre Wirthſchaft und verwandelte dieſelbe beinahe vollſtändig in die Kunſt, von Nichts zu leben.

Sie erfand ein eigenthümliches Gericht, eine Art ſchwarzer Suppe, welches ſie Jahr aus, Jahr ein, einen Tag wie den anderen um die Mittagszeit kochte, auf einem Feuerchen, welches ebenfalls beinahe von Nichts brannte und ein Klafter Holz ewig dauern ließ. Sie deckte während der Woche nicht mehr den Tiſch, da ſie nun ganz allein aß, nicht um die Mühe, ſondern die Koſten der Wäſche zu erſparen, und ſetzte ihr Schüſſelchen auf ein einfaches Strohmättchen, welches immer ſauber blieb, und indem ſie ihren abgeſchliffenen Dreiviertels-Löffel in die Suppe ſteckte, rief ſie pünktlich den lieben Gott an, denſelben für alle Leute um das tägliche Brot bittend, beſonders aber für ihren Sohn. Nur an den Sonn- und Feſttagen deckte ſie den Tiſch förmlich, und ſetzte ein Pfündchen Rindfleiſch darauf, welches ſie am Sonnabend eingekauft. Dieſen Einkauf ſelber machte ſie weniger aus Bedürfniß — denn ſie hätte ſich für ihre Perſon auch am Sonntage noch mit der lakoniſchen Suppe begnügt, wenn es hätte ſein müſſen —, als vielmehr um noch einen Zuſammenhang mit der Welt und Gelegenheit zu haben, wenigſtens ein Mal die Woche auf dem alten Markt zu erſcheinen und den Weltlauf zu ſehen. So marſchirte ſie denn ſtill und eifrig, ein kleines Körbchen am Arm, erſt nach den Fleiſchbänken, und während ſie dort klug und beſcheiden hinter dem Gedränge der großen Hausfrauen und Mägde ſtand, welche lärmend und ſtolz ihre großen Körbe füllen ließen, machte ſie höchſt kritiſche Betrachtungen über das Gebahren der Leute und ärgerte ſich beſonders über die munteren leichtſinnigen Dienſtmägde, welche ſich von den luſtigen Metzgerknechten alſo bethören ließen, daß ſie, während ſie mit ihnen ſcherzten und lachten, ihnen unverſehens eine ungeheure

Menge Knochen und Luftröhrenfragmente in die Wagſchale warfen, ſo daß es die Frau Eliſabeth Lee faſt nicht mit anſehen konnte. Wenn ſie die Herrin ſolcher Mädchen geweſen wäre, ſo hätten dieſe ihre Verliebtheit an den Fleiſchbänken theuer büßen und jedenfalls die Knorpel und Röhren der falſchen trügeriſchen Geſellen ſelbſt eſſen müſſen. Allein es iſt dafür geſorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen, und diejenige, welche von allen anweſenden Frauen vielleicht die böſeſte und ſtrengſte geweſen wäre, hatte dermalen nicht mehr Macht, als über ihr eigenes Pfündlein Fleiſch, das ſie mit Umſicht und Ausdauer einkaufte. Sobald ſie es im Körbchen hatte, richtete ſie ihren Gang nach dem Gemüſemarkt am Waſſer und erlabte ihre Augen an dem Grün, an den friſchen Früchten, welche aus Gärten und Fluren hereingebracht waren. Sie wandelte von Korb zu Korb und über die ſchwankenden Bretter von Schiff zu Schiff, das aufgehäufte Wachsthum überſehend und an deſſen Schönheit und Billigkeit die Wohlfahrt des Staates und deſſen innewohnende Gerechtigkeit ermeſſend, und zugleich tauchten in ihrer Erinnerung die grünen Landſtriche und die Gärten ihrer Jugend auf, in welchen ſie einſt ſelbſt ſo gedeihlich gepflanzt hatte, daß ſie zehnmal mehr wegzuſchenken im Stande war, als ſie jetzt bedächtig und theuer einkaufen mußte. Hätte ſie noch große Vorräthe für eine zahlreiche Familie einzukaufen und zu ordnen gehabt, ſo würde das ein Erſatz geweſen ſein für das Pflanzen und Graben; aber auch dieſer Beruf war ihr genommen und daher war die Handvoll grüner Bohnen, Spinatblättchen oder junge Rübchen, welche ſie endlich in ihr Körbchen that, nachdem ſie manchen ſcharfen Verweis und Zuſpruch wegen Uebertheuerung ausgetheilt, ihr ein nothdürftiges Pfand und Symbolum, ſammt dem Büſchelchen Peterſilie oder Schnittlauch, das ſie gratis erkämpft. Dies war ihre Poeſie, Elegie und Samſtagstragödie.

Das ſchöne weiße Stadtbrot, das bislang in ihrem Hauſe gegolten, ſchaffte ſie nach Heinrich's Abreiſe ſogleich ab und bezog alle vierzehn Tage ein billiges raubes Landbrot, welches ſie ſo ſparſam aß, daß es zuletzt immer ſteinhart wurde, und daſſelbe vergnüglich und zufrieden bewältigend, ſchwelgte ſie ordentlich in ihrer freiwilligen Ascese.

Zugleich wurde ſie karg und herb gegen Jedermann, in ihrem geſellſchaftlichen Leben vorſichtig und zurückhaltend, um alle Ausgaben zu vermeiden, und bewirthete Niemanden, oder doch ſo knapp und ängſtlich, daß ſie bald für geizig und ungefällig gegolten hätte, wenn ſie nicht durch eine verdoppelte Bereitwilligkeit mit dem, was ſie durch die Mühe ihrer Hände, ohne andere Koſten, bewirken konnte, jene herbe Sparſamkeit aufgewogen hätte. Ueberall wo ſie mit Rath und That beiſtehen konnte, im ganzen Umkreiſe ihrer Nachbarſchaft, war ſie immer wach und rüſtig bei der Hand, keine Mühe und Ausdauer vermeidend, inſofern ſie nur nichts koſtete, und da ſie für ſich bald fertig war und ſonſt nichts zu thun hatte, ſo verwandte ſie faſt ihre ganze Zeit zu ſolchen Dienſtleiſtungen, ſtill und fleißig denſelben obliegend, bald in dieſem Hauſe, bald in jenem, wo Krankheit oder Tod die Menſchen bedrängten.

Aber überallhin brachte ſie ihre ſtrenge Eintheilung und Sparſamkeit mit, ſo daß die unerfahrenen und behäbigen Weiber, während ſie dankbar und rühmend ihre unermüdliche Hülfe ſich gefallen ließen, doch hinter ihrem Rücken ſagten, es wäre eigentlich doch eine Sünde von der Frau Lee, daß ſie gar ſo ängſtlich ſei und ſo ſpröde in ſich verſchloſſen dem lieben Gott nichts überlaſſen könne oder wolle. Dies war aber durchaus nicht der Fall; ſie überließ der Verſehung des Gottes Alles, was ſie nicht verſtand, vorerſt die Verwicklungen und Entwicklungen der moraliſchen Welt, mit denen ſie nicht viel zu thun hatte, da ſie ſich nicht in Gefahr begab; nichts deſto minder war Gott ihr auch der Grundpfeiler in der Victualienfrage; aber dieſe hielt ſie für ſo wichtig, daß es für ſie eine eigentliche Ehrenſache war, ſich zuerſt ſelber mit Hand und Fuß zu wehren. Denn ein doppelter Strick halte beſſer, und wenn auf Erden und im Himmel zugleich geſorgt würde, ſo könne es um ſo weniger fehlen!

Und mit eiſerner Treue hielt ſie an ihrer Weiſe feſt; weder durch die Sonnenblicke der Fröhlichkeit, noch durch düſteres Unbehagen, weder im Scherz noch im Ernſt ließ ſie ſich verleiten und überrumpeln, auch die kleinſte ungewohnte Ausgabe zu machen. Sie legte Groſchen zu Groſchen, und wo dieſe einmal lagen, waren ſie ſo ſicher aufgehoben, wie im Kaſten des eingefleiſchten Geizes. Mit der Ausdauer und Conſequenz des Geizes ſammelte ſie Geld, aber nicht zu ihrer Freude und zur Luſt ihrer Augen, denn das Geſammelte beſchaute ſie niemals und überzählte es nie, und hierdurch unterſchied ſich ihr Thun und Laſſen von demjenigen der Geizigen.

Allein dieſe ihre Art, indem ſie zurückhaltend, ängſtlich und geizig erſchien und zugleich dienſtfertig, ſtill, hülfreich und liebenswürdig war, verlieh ihr einen eigenthümlichen und einſamen Charakter, ſo daß die Leute ihre freundliche und nützliche Seite annahmen und über ihr ſtilles, ſtrenges Sorgen, Hoffen und Fürchten ſie nicht befragten.

Zudem würden ſie daſſelbe weder begriffen, noch gebilligt haben; denn alle verlangten von ihren eigenen Söhnen, wenn ſie nicht Gelehrte wurden, daß ſie ſich zeitig ſelbſt ernährten, und wenn je einmal eine ganz behagliche Familie ihrem in die Klemme gerathenen Sohn Schreiner oder Schloſſer einige Thaler überſandte, ſo geſchah dies mit einem erheblichen Aufwande von Lärm, und des Goldeinwechſelns, Verpackens, Verſiegelns, Verſicherns auf der Poſt und des Sprechens von alledem war kein Ende; daß aber Heinrich ſchon abgereiſt war, um förmlich im Auslande von einer beſtimmten Summe zu leben, dazu hatten die Nachbaren ſchon die Köpfe geſchüttelt und gemeint, er hätte doch ſchon genug gekoſtet und könnte nun ſehen, etwas zu verdienen, wie anderer Leute Kinder auch. Deßhalb ſagte ſeine Mutter zu Niemandem, warum ſie ſo ſparſam ſei.

Der Held dieſer Geſchichte reichte auch mit jener Summe für ein Jahr ſo knapp aus; denn obgleich dieſelbe ſehr beſcheiden war, ſo waren ſeine Gewohnheiten und Anſprüche zu jener Zeit trotz aller Anlage zu einem tüchtigen Aufſchwunge eben ſo beſcheiden, und da die Mutter ihm das Geld vorſorglich nur in vielen kleinen Abtheilungen überſandte, jede in einen Brief mit obigem Motto gewickelt, ſo kam mit den guten Silberſtücken, von denen ſie jedes einzelne in den ſparſamen Händen gehabt, jedesmal auch ihr häuslicher Machteinfluß und die eiſerne Gewohnheit der Beſcheidenheit und des Reſpectes mit. Als jedoch das erſte Jahr und mit ihm die mütterlichen Sendungen zu Ende gingen, da hatte Heinrich noch nicht die mindeſten Anſtalten getroffen, ſich auf eigene Fauſt zu ernähren; denn hier trat nun der Zeitpunkt ein, wo die allgemeine und doch ſo geheimnißvolle Macht dieſer modernen Kunſt und Heldenſchaft ſich ihm offenbaren ſollte. In der heutigen Welt ſind Alle, die in der Werkſtatt der fortſchreitenden Cultur beſchäftigt ſind und es mit einem Zweige derſelben zu thun haben, geſchieden von Acker und Herde, vom Wald und oft ſogar vom Waſſer. Kein Stück Brot, ſich zu nähren, kein Bündel Reiſig, ſich zu wärmen, keine Flocke Flachs oder Wolle, ſich zu kleiden, in großen Städten keinen friſchen Trunk Waſſer können ſie unmittelbar durch eigene frohe Mühe und Leibesbewegung von der Natur gewinnen.

Viele unter ihnen, wie die Künſtler und Schriftmenſchen, empfangen ihre Nahrung nicht einmal von denen, welche der Natur näher ſtehen, ſondern wieder von ſolchen, welche ihr eben ſo entfernt ſtehen, wie ſie ſelbſt, und eine künſtliche abſtracte Exiſtenz führen, ſo daß der ganze Verkehr ein Gefecht in der Luft, eine ungeheure Abſtraction iſt, hoch über dem feſten Boden der Mutter Natur. Und ſelbſt dann noch, wenn die Einen die Mittel ihres Daſeins von den Anderen empfangen, geſchieht dieſes ſo unberechenbar, launenhaft und zufällig, daß Jeder, dem es gelungen iſt, dies nicht als den Lohn ſeines Strebens, ſein Verdienſt betrachten darf, ſondern es als einen blinden Glücksfall, als einen Lotteriegewinnſt preiſen muß. In dieſem ſeltſamen Zuſammentreffen der Geiſter, oder vielmehr der Leiber iſt der unmittelbare Proceß des Eſſens, des Zuſichnehmens der Nahrung zwar noch nicht offen als eine Tugend und Ehre an ſich ausgeſprochen, und noch immer gilt zur Nothdurft die Moral, daß das Eſſen eine verdienſtloſe Nothwendigkeit ſei, obgleich Mancher ſein Brot ſo ißt, daß man ſieht, er macht ſich das Beißen und Kauen ſchon zur Ehre, und kaut dem, der keines hat, recht unter die Naſe; aber der glückliche Erwerb des Brotes iſt zu dieſer Zeit aus einer einfachen Naturpflicht zu einer ausgeſuchten Ehrentugend und Ritterſchaft geworden, zu deren Erlangung der Neuling nicht ohne Weiteres zugelaſſen wird, ſondern verſchiedene freimaureriſche Grade der Niederträchtigkeit oder der Verdrehtheit und zweckwidrigen Unſinnes jeder Art durchmachen muß. In der Bevölkerung, welche ihr Leben unmittelbar der Natur und dem unterſten Bedürfniß abgewinnt, iſt die Heiligkeit und die Bedeutung der Arbeit noch klar und verſtändlich; da verſteht es ſich von ſelbſt, daß Keiner dem Anderen zuſehen darf, wie er gräbt und ſchaufelt, um ihm das Herausgegrabene wegzunehmen und zu verzehren. Alles, was einer da thut, hilft ihn und die Welt erhalten und hat einen unbezweifelten, wahren und ſicheren Zweck. In jener höheren abſtracten Welt aber iſt einſtweilen Alles auf den Kopf geſtellt und die Begriffe von der Bedeutung der Arbeit verkehrt bis zum Unkenntlichwerden.

Hier führt ein bloßes Wollen, ein glücklicher Einfall ohne Mühe zu reichlichem Erwerb, dort eine geordnete und nachhaltige Mühe, welche mehr der wirklichen Arbeit gleicht, aber ohne innere Wahrheit, ohne vernünftigen Zweck, ohne Idee. Hier heißt Arbeit, lohnt ſich und wird zur Tugend, was dort Nutzloſigkeit, Müßiggang und Laſter iſt. Hier nützt und hilft etwas theilweiſe, ohne wahr zu ſein; dort iſt etwas wahr und natürlich, ohne zu nützen, und immer iſt der Erfolg der König, der den Ritterſchlag in dieſer künſtlichen Welt ertheilt. Und alle dieſe Momente vermiſchen und kreuzen ſich auf ſo wunderliche Weiſe, daß für die geſunde Vernunft das Urtheil ſchwer wird.

Ein Speculant geräth auf die Idee der Revalenta arabica und bebaut dieſelbe mit aller Umſicht und Ausdauer; ſie gewinnt eine auffallende Ausbreitung und gelingt glänzend; Hunderttauſende, vielleicht Millionen werden dadurch in Bewegung geſetzt und gewonnen, und doch ſagt Jedermann: es iſt ein Betrug und ein Schwindel! Und doch muß man die Sache näher anſehen. Betrug und Schwindel nennt man ſonſt, was gewinnen ſoll ohne Arbeit und Mühe, gegründet auf eine Vorſpiegelung oder Täuſchung. Niemand wird aber ſagen können, daß das Revalentageſchäft ohne Arbeit betrieben werde; es herrſcht da gewiß eine ſo gute Ordnung, Fleißigkeit, Betriebſamkeit, Um- und Ueberſicht, wie in dem nothwendigſten, ſolideſten Handelszweige oder Staatsgeſchäfte; es iſt, gegründet auf den Einfall des Speculanten, eine umfaſſende Thätigkeit, eine wirkliche Arbeit entſtanden.

Die Beſchaffung des Mehles, die Anfertigung der Blechbüchſen, die Verpackung und Verſendung, der Vertrieb in den verſchiedenſten Ländern ſchafft vielen Menſchen Handarbeit und Gewinn. Die zahlloſen marktſchreieriſchen Ankündigungen, mit einer durchdachten und mühevollen Umſicht betrieben, bringen Hunderten von Zeitungen reichlichen Gewinn, und dieſe brauchen in gleichem Maße vermehrte Arbeitskräfte; Setzer und Drucker finden viele Tage Nahrung in dem weiteſten Umkreiſe nur durch die Inſerate der Revalentamänner, und dieſe ſelbſt, das Ganze beherrſchend, nennen ihre Thätigkeit gewiß nicht minder Arbeit, wenn ſie aus ihrem Comptoir kommen, als ein Rothſchild die ſeinige. Hier ſind der ſpeculative Einfall, oder was die Unternehmer wahrſcheinlich die Idee nennen, und die Mühe, die wirklichſte Arbeit verbunden; es wird gewirkt und genützt im vollen Maße und wohl Niemandem was geſchadet, und doch iſt das Ganze ein ſcandalöſer Schwindel und ſein Kern eine hohle Nuß, indem die Hauptſache, der vorgegebene Zweck, die Eigenſchaft des Gegenſtandes dieſer ganzen Thätigkeit eine offenkundige Täuſchung iſt, und deſſenungeachtet doch wieder der Chef dieſer ungeheuren Blaſe der Zeit in ſeiner Umgebung ſo geachtet und geſchätzt, wie jeder andere Geſchäftsmann. Wo liegt hier die Ehre und wo die Schande? Dies iſt aber nur ein grobes Beiſpiel aus dem gröberen Weltverkehr. Es wird Revalenta arabica gemacht in Kunſt und Wiſſenſchaft, in Theologie und Politik, in Philoſophie und bürgerlicher Ehre aller Art, nur mit dem Unterſchied, daß es nicht immer ſo unſchädliches Bohnenmehl iſt, aber mit dergleichen räthſelhafter Vermiſchung von Arbeit und Täuſchung, innerer Leerheit und äußerem Erfolg, Unſinn und weiſem Betriebe, von Zwecklosigkeit und ſtattlich ausgebreitetem Gelingen, bis der Herbſtwind des Todes Alles hinwegſegt und auf dem öden Stoppelfelde nichts übrig läßt, als hier ein ſeltſam zuſammengewürfeltes Vermögen, dort ein Haus, deſſen Erben nicht zu ſagen wiſſen, auf welchem Grund und mit welchem Recht es gegründet iſt, und wenn dies Erbe auch noch verweht iſt, ſo iſt weder eine geiſtige noch leibliche Spur, noch ein Zuſammenhang mehr zu finden zum Zeugniß, daß jene Betriebſamen einſt auch dageweſen ſeien und ſich, obgleich fleißig, doch mit Recht und Ehre genährt haben, während jeder wohlbeſtellte Acker ein Denkmal iſt deſſen, der ihn einſt geackert hat.

Will man hingegen aus der großen öffentlichen Welt ein Beiſpiel wirkungsreicher Arbeit, die zugleich ein wahres und vernünftiges Leben iſt, betrachten, ſo muß man das Leben und Wirken Schiller's anſehen. Dieſer, aus dem Kreiſe hinausflüchtend, in welchem Familie und Landesherr ihn halten wollten, alles das im Stiche laſſend, zu was man ihn machen wollte, ſtellte ſich in früher Jugend auf eigene Fauſt, nur das thuend, was er nicht laſſen konnte, und ſchaffte ſich, um ein eigengehöriges Leben zu beginnen, ſogar durch eine ſchreiende Ausſchweifung, durch eine überſchwengliche und wilde Räubergeſchichte, durch einen Jugendfehler Luft und Licht; aber ſobald er dies gewonnen, veredelte er ſich unabläſſig von innen heraus und ſein Leben ward nichts Anderes, als die Erfüllung ſeines innerſten Weſens, die folgerechte und kryſtallreine Arbeit der Wahrheit und des Idealen, die in ihm und ſeiner Zeit lagen. Und dieſes einfach fleißige Daſein verſchaffte ihm Alles, was ſeinem perſönlichen Weſen gebührte: denn da er, mit Reſpect zu melden, bei alledem ein Stubenſitzer war, ſo lag es nicht in demſelben, ein reicher und glänzender Weltmann zu ſein. Eine kleine Abweichung in ſeinem leiblichen und geiſtigen Charakter, die eben nicht Schilleriſch war, und er wäre es auch geworden. Aber nach ſeinem Tode erſt, kann man ſagen, begann ſein ehrliches, klares und wahres Arbeitsleben ſeine Wirkung und ſeine Erwerbsfähigkeit zu zeigen, und wenn man ganz abſieht von ſeiner geiſtigen Erbſchaft, welche er der Welt hinterlaſſen, ſo muß man erſtaunen über die materielle Bewegung, über den bloß leiblichen Nutzen, den er durch das bloße treue Hervorkehren ſeines geiſtigen Ideales hinterließ. So weit die deutſche Sprache reicht, iſt in den Städten kaum ein Haus, in welchem nicht ſeine Werke ein- oder mehrfach auf Geſims und Schränken ſtehen, und in Dörfern wenigſtens in einem oder zwei Häuſern. Je weiter aber die Bildung der Nation ſich verbreitet, deſto größer wird die jetzt ſchon ungeheure Vervielfältigung dieſer Werke werden und zuletzt in die niederſte Hütte dringen. Hundert Geſchäftshungrige lauern nur auf das Erlöſchen des Privilegiums, um die edle Lebensarbeit Schiller's ſo maſſenhaft und wohlfeil zu verbreiten, wie die Bibel, und der umfangreiche leibliche Erwerb, der während der erſten Hälfte eines Jahrhunderts ſtattgefunden, wird während der zweiten Hälfte derſelben um das Doppelte wachſen und vielleicht im kommenden Jahrhundert noch einmal um das Doppelte. Welch' eine Menge von Papiermachern, Papierhändlern, Buchdruckersleuten, Verkäufern, Laufburſchen, Commentatoren der Werke, Lederhändlern, Buchbindern verdienten und werden ihr Brot noch verdienen, welch' eine fortwährende That, welch' nachhaltiger Erwerb im materiellſten Sinne waren alſo die kurzen Schiller'ſchen Arbeits- und Lebensjahre. Dies iſt, im Gegenſatz zu der Revalenta arabica manches Treibens, auch eine umfangreiche Bewegung, aber mit einem ſüßen und gehaltreichen Kern, und nur die äußere derbe Schale eines noch größeren und wichtigeren geiſtigen Glückes, der reinſten nationalen Freude.

Gegenüber dieſem einheitlichen organiſchen Leben giebt es nun auch ein geſpaltenes, getrenntes, gewiſſermaßen unorganiſches Leben, wie wenn Spinoza und Rouſſeau große Denker ſind ihrem inneren Berufe nach, und um ſich zu ernähren, zugleich Brillengläſer ſchleifen und Noten ſchreiben Dieſe Art beruht auf einer Entſagung, welche in Ausnahmsfällen dem ſelbſtbewußten Menſchen wohl anſteht, als Zeugniß ſeiner Gewalt. Die Natur ſelbſt aber weiſt nicht auf ein ſolches Doppelleben, und wenn dieſe Entſagung, die Spaltung des Weſens eines Menſchen allgemein gültig ſein ſollte, ſo würde ſie die Welt mit Schmerz und Elend erfüllen. So feſt und allgemein wie das Naturgeſetz ſelber ſollen wir unſer Daſein durch das nähren, was wir ſind und bedeuten, und das mit Ehren ſein, was uns nährt. Nur dadurch ſind wir ganz, bewahren uns vor Einſeitigkeit und Ueberſpanntheit und leben mit der Welt im Frieden, ſo wie ſie mit uns, indem wir ſie ſowohl bedürfen mit ihrer ganzen Art, mit ihrem Genuß und ihrer Müh', als ſie unſer bedarf zu ihrer Vollſtändigkeit, und alles das, ohne daß wir einen Augenblick aus unſerer wahren Beſtimmung und Eigenſchaft herausgehen.

Wenn nun ſchon unter den hervorragenden Exiſtenzen jenes künſtlichen Ernährungsverkehres ein ſolches Durcheinander von Geltung, Pflicht, Ehre und Zweckmäßigkeit herrſcht, ſo daß dieſe in jedem Augenblicke und an jeder Stelle einen anderen Maßſtab und eine andere Anerkennung verlangen, eine andere Energie und eine andere Geſchicklichkeit, wie ſchwierig wird dieſe Verwickelung erſt für den unbefangenen und einfach gearteten Neuling, Kleinen und Werdenden! Weit entfernt, ſein wahres Weſen hervorkehren zu dürfen und dieſes einfach wirken zu laſſen, ſoll er tauſend kleine Künſte und Fähigkeiten lügen oder gewaltſam erwerben, welche zu Allem, was er ſonſt iſt, treibt und gelernt hat, ſich vollkommen unſinnig und zweckwidrig verhalten. Er ſoll lernen, auf den Vortheil zu ſchießen, wie eine Spinne auf die Mücke, während vielleicht die beſondere Natur ſeines Berufes langſam, gründlich und beſchaulich iſt; er ſoll demüthig und kriechend ſein, wo er ſtolz ſein möchte, und hinwieder unverſchämt und prahleriſch, wo er nur beſcheiden ſein kann; er muß geizig und zurückhaltend ſein mit dem Reifen und Fertigen, das ſich wie die Frucht von dem Baume ſeines Daſeins ablöſen will, und er muß hinwieder mit blutendem Herzen freigebig ſein mit dem Unreifen und Werdenden und es wegwerfen um des Erwerbes willen. Wenn er nimmt, was ihm gebührt, ſo muß er dafür danken, und erſt wenn er empfängt, was ihm nicht gebührt, ſo iſt er des Dankes quitt und hat Ehre davon, ſo daß ſchon die nothwendige Angewöhnung und Gewandtheit des Erwerbes unwillkürlich nach einem verwerflichen Ziele führt.

Welch' eine Menge von kleinen perſönlichen und geſellſchaftlichen Verumſtändungen gehört dazu, wenn es dem jungen Künſtler gelingen ſoll, ſein Erſtlingswerk an den Mann zu bringen, und von dieſem einzigen Erfolge hängt meiſtens das weitere glückliche Fortſchreiten der nächſten fünf, ja zehn Jahr ab, die Entſcheidung, ob die lange Jugend bis tief in die Männerjahre hinein eine blühende und glückliche Zeit, oder eine dürre und finſtere ſein, freilich auch oft, ob der Mann auf der leichtfertigen und oberflächlichen, oder auf der tieferen und nachhaltigen Seite des Lebens ſtehen ſoll. Gleich dem armen Weibe, deſſen Leben im Niedergange iſt und welches aus zarter Baumwolle und etwas Goldſchaum ein Schäfchen wickelt, daſſelbe auf den Weihnachtsmarkt trägt und dort mit ſeinen vier ſteifen Beinchen auf einen trockenen Stein ſetzt, gewärtigend, ob einer von den tauſend Vorübergehenden ſeinen Blick auf das Schäfchen lenke und daſſelbe kaufe, ſtellt in der

Regel der junge Kunſtmann, deſſen Leben im Aufgange iſt, ſein erſtes Werk an einen öffentlichen Ort, und all' ſein Vertrauen und ſeine Hoffnung auf das, was er gelernt und geleiſtet hat, vergeſſend, iſt er ſchon bereit, nur den Zufall zu preiſen, der einen geneigten Käufer vor ſein Weihnachtslämmchen führt und durch ein halbes Almoſen vielleicht ſeinem Lebenslaufe den Ausſchlag giebt.

Als Heinrich zu Ende des erſten Jahres ſeinen letzten Thaler in der Hand hielt, und vorher keinen Augenblick, machte er endlich ernſtliche Anſtalten, ſich ſein Brot zu erwerben, und zweifelte nicht im mindeſten, daß dieſes bei der erſten offenen Bemühung ſofort gelingen werde, zumal er täglich Arbeiten verkaufen ſah, welche zu Stande zu bringen er für kein Hexenwerk hielt. Er beſchloß, ein Bild auszuſtellen, und erſann zu dieſem Ende hin ein anmuthiges und reichhaltiges Motiv, welches nicht nur die Entfaltung poetiſcher Einfälle und feiner Zeichnung, ſondern auch ſchöne Farbenverhältniſſe von ſelbſt bedingte und mithin ein ſehr glücklich und richtig gewähltes war.

Als er es entworfen hatte, erſuchte er einen Künſtler, welchem er vom Sehen einigermaßen bekannt war, ihn einmal mit ſeinem Beſuch zu beehren und ſeines guten Rathes theilhaftig zu machen. Der Künſtler, ein ſtattlicher verheiratheter Mann mit einem anſehnlichen Leibe, war einer von denen, die in der Wolle ſitzen, und er verdiente es auch vollkommen; denn er war ein geſunder und meiſterhafter Kumpan und ſchritt mit ſeinen ſchön und energiſch gemalten Bildern, die von ſelbſt eine glänzende Kritik alles Schwächlichen waren, rüſtig über den krabbelnden und kletternden Anſpruch des gedankenloſen Haufens hinweg. Sein Wahlſpruch war: »Erſt etwas recht lernen und dann gute Muſik machen! Nichts trübſeliger, als allerlei lernen und dann ſchlecht muſiciren!«

Es war ſeit Jahren das erſte Mal, daß ein erfahrener Meiſter wieder Heinrich's Arbeit berieth und kritiſirte, und dieſer fand alle Urſache, über ſein eigenes Ungeſchick zu erſtaunen, als der Mann in ſeinem Entwurfe herumwirthſchaftete und denſelben ſo trefflich behandelte und zuſammenrückte, daß durch die Anwendung der kräftigen und praktiſchen Meiſterkünſte des dicken Herrn Heinrich's Idee erſt ſchön und wahrhaft idealiſirt wurde. Es zeigte ſich, daß das reale techniſche Wiſſen und Empfinden allein die Gedanken gut macht und noch beſſere von ſich aus vermittelt und hervorzurufen im Stande iſt. Durch das bloße Beſprechen und Durcharbeiten der äußeren techniſchen Seite des Gegenſtandes thaten ſich mehrere ganz neue und glückliche Motive auf, welche gewiſſermaßen in der Natur der Sache lagen und doch die urſprünglichen Erfindungen des armen Heinrich, ſo geiſtreich dieſelben waren, an Wirkung weit hinter ſich ließen.

Der Künſtler hatte in einer halben Stunde, immerfort ſprechend, auf ein beſonderes Blatt ſeine Meinung hingezeichnet und ſo in aller Raſchheit eine treffliche Meiſterſkizze hergeſtellt, welche füglich für eine werthvolle Handzeichnung gelten konnte und welche Heinrich mit äußerſtem Wohlgefallen betrachtete. Als aber die Audienz beendigt war, faltete der Meiſter ruhig das Blatt zuſammen, ſteckte es in die Taſche und überließ den dankbaren Heinrich freundlich ſeinen weiteren Beſtrebungen.

Dieſer ſetzte ſich denn auch rüſtig an die Arbeit; allein hier ahnte er eben nicht, woran es lag, daß ſein Bild nun doch nicht ſo wurde, wie es nach allen dieſen Umſtänden hätte werden ſollen. Das zu einer Sache berufene beſondere Talent macht dieſe, ſobald ihm ein Licht aufgeſteckt iſt, ohne Weiteres immer gut, und das erſte, was es von Hauſe aus mitbringt, iſt ein glückliches Geſchick zum vollſtändigen Gelingen. Der allgemeine wohleingerichtete Kopf aber kann ſich mit hundert Dingen beſchäftigen, dieſelben verſtehen und einſehen, ohne es darin zu einem reif geſtalteten Abſchluß zu bringen; nur eine lange und bittere Erfahrung oder eine augenblickliche Erleuchtung können manchmal ein vorübergehendes Zuſammenraffen und eine Ausnahme hervorbringen, welche aber das ganze Weſen nur noch räthſelhafter und meiſtens mißlicher machen. Dies iſt das innere Weſen des gebildeten, ſtrebſamen, talentvollen Dilettantismus, und tauſend Exiſtenzen in allen Lebensthätigkeiten, berühmt oder unberühmt, haben in ihm ihr Geheimniß. Sie treiben und betreiben, ſuchen und haſchen im Schweiße ihres Angeſichtes und mit hochtrabender Zufriedenheit, während ihr wahres Geſchick, ihre eigenthümliche Kraft ſchlummert für ewige Zeiten oder für eine andere Sache aufbewahrt bleibt. Beſonders in Literatur und Kunſt ſucht der Dilettantismus die mangelnde naive Meiſterſchaft durch Neuheit und Betriebſamkeit in allerhand Verſuchen zu erſetzen, zeichnet ſich fortwährend durch halbe Anläufe aus und gewinnt nach dieſen einige Poeſie, einiges Pathos in einem wehmüthigen elegiſchen Ende. Er bereitet die Blüthenzeit vor, bringt ſie zu Fall und verſcharrt ſie eifrigſt, düngt aber wieder ihr Grab zu neuem Wachsthum. Er iſt der große Vermittler, Dämpfer und Hinhalter in der Weltökonomie; denn wenn die ſchlafenden Meiſternaturen, die zweifelsohne jeden Augenblick vorhanden ſind, aber unbewußt hinter dem Pfluge gehen oder auf dem Dreifuß des Schuſters ſitzen, alle ihre Beſtimmung entdecken und erfüllen würden, ſo würde unſere Erdenherrlichkeit längſt ihr Lied abgeſchnurrt haben, gleich einer Uhr, aus welcher man die Hemmung genommen hat; denn jenes Liedchen hat eigentlich einen einfachen und eintönigen Inhalt. Indeſſen iſt der Dilettantismus trotz ſeiner umfangreichen Macht ein unerfreuliches Daſein; im Grunde ſind trotz aller äußeren Schickſale nur die Meiſter glücklich, d. h. die das Geſchäft verſtehen, was ſie betreiben, und wohl Jedem, der zur rechten Zeit in ſich zu gehen weiß. Er wird, einen Stiefel zurechthämmernd, ein ſouveräner König ſein neben dem hypochondriſchen Ritter vom Dilettantismus, der im durchlöcherten Ordensmantel melancholiſch einherſtolzirt.

Heinrich's Werklein, als es fertig war, ſah nun höchſt ſeltſam aus. Er hatte ſich die vollſaftige Friſche des Vortrages, auf welche die von dem Meiſter gerathene Anordnung durchaus berechnet war, doch nicht geben können und war unwillkürlich wieder in ſeine blaſſe traumhafte Malerei verfallen, während die vielen naiven und liebenswürdigen Züge eines erfindungsluſtigen Gemüthes, welche auch ein ſolches mangelhaftes Werk gewiſſermaßen anſprechend und unterhaltend machen, daraus entfernt waren. So ſtellte es nun durch ſeinen geſichteten Inhalt und das magere ſcheinloſe Machwerk den geübten geiſtreichen Dilettantismus dar, obgleich es auf der Stube noch ziemlich reſpectabel ausſah und von den Leuten, welche das ernſtlich Angeſtrebte, aber nicht ganz Gelungene immer zärtlicher behandeln als das ſchlechtweg Gute, vergnüglich belobt wurde.

Er ließ es nun mit einem knappen hölzernen Rahmen verſehen, um dem Bilde noch mehr ein ernſtgemeintes und gelehrtes Anſehen zu geben, brachte es auf den Saal, wo wöchentlich die neueſten Arbeiten ausgeſtellt wurden, gab ſchüchtern und verſchämt die Anzeige der Verkäuflichkeit und den Preis ab, der ihn nun bis auf Weiteres ernähren ſollte, und zog ſich ſo eilig aus dem Hauſe zurück, als ob er etwas darin habe entwenden wollen.

Als der Sonntagmorgen kam, wo ein elegantes Publicum die Räume füllte, in welchem die neuen glänzenden Bilder hingen, ging Heinrich mit einigen Bekannten hin und ſah ſein Werk, weit weg an ihm vorübergehend, mit einem halben

Blick dahängen. Sogleich kam es ihm, indem ſein Auge auf andere ſtattliche Gegenſtände hinüberſtreifte, unerträglich vor in ſeiner bleichen Farbloſigkeit. Als er aber in einen Nebenſaal trat, hing da im beſten Lichte der gleiche Gegenſtand, unübertrefflich gemalt mit wenigen ſehr zweckmäßigen Abänderungen von jenem tüchtigen Meiſter, welcher ſeine Skizze kritiſirt und die hübſche Kritik in die Taſche geſteckt hatte. Wie vom Donner gerührt betrachtete Heinrich das Bild und konnte nicht umhin, über das, was der Künſtler daraus gemacht hatte, die größte Freude allmälig zu empfinden und ſich ſogar geſchmeichelt zu fühlen. Uebrigens war das Bild ſchon mit einem Zettel verſehen, welcher anzeigte, daß die Commiſſion daſſelbe bereits zu einem ſehr erklecklichen Preiſe angekauft, noch ehe es ausgeſtellt geweſen, und Jedermann lobte den Kauf.

Heinrich's Bekannte, welche ſo ſchlecht und recht zum betriebſamen nicht ungeſchickten Mittelſchlage gehörten, waren höchlich entrüſtet über das Verfahren eines wohlverſorgten und glücklichen Meiſters und nannten ſein friſch und munter glänzendes Werk einen Diebſtahl und eine rückſichtsloſe Räuberei, eine Herzloſigkeit und eine Gemeinheit. Heinrich jedoch ſchwieg ſtill und verarbeitete, als ein löblicher und gelehriger Jüngling, die ſoeben gemachte Erfahrung, die er ſogleich begriff: daß es in Sachen der Kunſt keinerlei Patent giebt, ſondern nur den einen Satz: Mach's, wer kann! Sei's wer's wolle, wenn's nur entſteht! und daß, wer eine gute Idee ſchlecht ausführt, dem Rabenvater gleicht, welcher ein Kind ausſetzt, wer ſie rettet, demjenigen, der es aufnimmt und pflegt!

Er fühlte keinen Groll gegen den behenden Meiſter, ſondern veranſtaltete ſtracks die Wegnahme ſeiner eigenen Arbeit und ſteckte beſchämt jenen Zettel wieder ein, auf welchem er ſeinen Preis angegeben hatte nebſt ſeinem Namen.

Dies war einſtweilen der erſte und letzte Verſuch Heinrich's, durch ſeiner Hände Arbeit ſein Leben zu gewinnen, und nichts ging daraus hervor, als die unbezahlte Rechnung für den ernſthaften ſtoiſchen Rahmen. Er begann zwar bald einige andere Sachen, welche er beſſer zu machen gedachte, und man ſollte glauben, daß er bei ſeiner Unbefangenheit und Einſicht dies wirklich hätte müſſen zu Wege bringen; aber es iſt eben das Kennzeichen der berufenen Meiſter einer Art, daß ſie von ſelbſt mit dem Guten und Richtigen den Drang verbinden nach gemeiner Brauchbarkeit und Genießbarkeit und das Ziel erreichen, ohne ihrer Ehre zu vergeben; der Dilettanten dagegen, daß ſie immer wieder in ihren unfruchtbaren Eigenſinn zurückfallen und dem angenehmen Erfolge hochfahrend entſagen. Dies nennen ſie meiſtens edlen Stolz und treues Beharren am Höheren. Bei Heinrich war es indeß nicht ſowohl dieſer Eigenſinn, als die zuſtrömende Gedankenthätigkeit, welche, keinen anderen Ausweg ſehend, ihn abermals bald auf das alte Erfindungsweſen und die wechſelnde Unternehmungsluſt gerathen ließ, das dringende Lebensbedürfniß allmälig vergeſſend. Dazu war er ſcheu und zag geworden, der Welt ſeine Arbeit gegen Geld anzubieten, und war aufrichtig überzeugt, daß dieſes unrechtmäßig gewonnen wäre, ſo lange er nicht ſelbſt zufrieden ſei mit ſeinen Erzeugniſſen, ungleich jenen rüſtigen Weltmenſchen, welche ſich deſto mehr mit einem glückhaften Erwerbe brüſten, je werthloſer und thörichter das iſt, was ſie leiſten und durch irgend eine verkehrte Laune des Geſchmackes unterzubringen wiſſen.

Während er aber ſolche ſtolze Ehrlichkeit beſaß, beſann er ſich, da er Credit fand als ein unbeſcholtener junger Menſch, gar nicht, Schulden zu machen, und fand es ganz in der Ordnung, auf dieſe Weiſe bequem und ohne weiteres Kopfzerbrechen das zweite Jahr hindurch zu leben.

Die Schulden ſind für den modernen Menſchen eine ordentliche hohe Schule, in welcher ſich ſein Charakter auf das Trefflichſte entwickeln und bewähren, oder in welcher er, falls dieſer von Hauſe aus feſt iſt, ſein Urtheil und ſeine Anſchauungsweiſe der Welt gründen und reguliren kann. Jener beliebte Paragraph in den gang und gäben Verhaltungslehren »eines Vaters an ſeinen Sohn«: Borge von Niemandem, aber borge auch Niemandem, denn das Borgen entfremdet die beſten Freunde und ſtört alle Verhältniſſe! iſt ein gedankenloſer, ſchäbiger Paragraph, der Paragraph der Kindsköpfe, die nichts erfahren haben, nichts erfahren wollen und nichts ſein und bleiben werden, als eben Kindsköpfe. Verhältniſſe, welche durch Schulden zerſtört werden, haben von Anfang an nichts getaugt, und es iſt ein närriſches Weſen der Leute, daß ſie wollen Leute ſein und gute Freunde bleiben, ohne ihr gemüthliches Vertrauen, ihre Achtung und Liebe irgendwie auf eine wirklich »unbequeme« Weiſe prüfen und beweiſen zu müſſen. Ein kluger Mann wird daher jene kurzgeſchorene Kahlmäuſer-Weisheit kaſſiren und zu ſeinem Sohne ſagen: »Mein Sohn! wenn Du ohne Noth und ſo zu ſagen zu Deinem Vergnügen Schulden machſt, ſo biſt Du in meinen Augen nicht ſowohl ein Leichtſinniger, als vielmehr eine niedrige Seele, die ich im Verdachte eines ſchmutzigen Eigennutzes habe, der Andere unter dem Deckmantel einer gemüthlichen Liederlichkeit abſichtlich um ihre Habe bringt. Wenn aber ein Solcher von Dir borgen will, ſo weiſe ihn ab; denn es iſt beſſer, Du lacheſt über ihn, als er über Dich! Wenn Du hingegen in Verlegenheit geräthſt, ſo borge ſo viel es ſein muß, und ebenſo diene Deinen Freunden, ohne zu rechnen, und alsdann trachte, für Deine Schulden aufzukommen, Verluſte verſchmerzen oder zu dem Deinigen gelangen zu können, ohne zu wanken und ohne ſchimpflichen Zank; denn nicht nur der Schuldner, der ſeine Verpflichtungen einhält, ſondern auch der Gläubiger, der ohne Zank dennoch zu dem Seinigen kommt, beweiſt, daß er ein wohlbeſtellter Mann iſt, welcher Ehrgefühl um ſich verbreitet. Bitte Keinen zweimal, der Dir nicht borgen will, und laß Dich eben ſo wenig drängen; denke immer, daß Deine Ehre an die Bezahlung der Schulden geknüpft ſei, oder vielmehr denke das nicht einmal, denke an gar nichts, als daß ſo und ſo viel zu bezahlen ſei; aber hüte Dich, über einen Anderen, der Dir ein gegebenes Verſprechen nicht einhalten kann, ſogleich den Stab zu brechen und Dich auf ſeine Ehre zu berufen. Nach dem Maße aber, in welchem Du Dich in Verpflichtungen begiebſt und Deine in Dir ſelbſt liegenden Kräfte dabei in Erwägung ziehſt, wirſt Du erfahren, ob Du Dich überhaupt unter- oder überſchätzeſt, und wenn eines von Beidem der Fall wäre, ſo würde es gleichgültig ſein, ob Du es gerade noch in Schuldſachen thäteſt, da Du es in allen anderen Dingen doch auch thun und ein unglückſeliger Patron mit oder ohne Schulden ſein würdeſt. Wenn Du aus alledem unbeſcholten und als ein Freund Deiner Freunde hervorgehſt, ſo biſt Du mein Mann! Du wirſt die Abhängigkeit unſeres Daſeins menſchlich fühlen gelernt haben und das Gut der erkämpften Unabhängigkeit auf eine edlere Weiſe zu brauchen wiſſen, als der, welcher nichts geben und nichts ſchuldig ſein will.«

Idealiſirt iſt das wahre Weſen des ehrlichen Schuldenmachens im Cid, welcher den Juden eine Kiſte voll Sand verſetzt und ſagt: Es iſt Silber darin! und dann erſt auszieht, um auf gut Glück mit dem Schwerte in der Hand ſeine Lüge wahr zu machen! Welche Verdrießlichkeiten, wenn ein Neugieriger vor der Zeit die Kiſte erbrochen und unterſucht hätte! Und doch wäre es derſelbe Cid geweſen, deſſen Leiche noch das Schwert ein Bischen aus der Scheide zog, als ſie ein Jude am Bart zupfen wollte!

Wir wollen indeſſen den grünen Heinrich nicht mit jenem tapferen Cid vergleichen, welcher in ſeinem Manneshandwerk ein Meiſter war und jeden Augenblick wußte, was er wollte. Heinrich wußte dies, als er wie ein Robinſon in der civiliſirten Wildniß nach Nahrungsmitteln ausgehen ſollte, ſchon nicht mehr deutlich, und die beiden Entdeckungsreiſen, diejenige nach ſeiner menſchlichen Beſtimmung und diejenige nach dem zwiſchenweiligen Auskommen, trafen auf höchſt mißliche Weiſe zuſammen. Genug, da er vor allem Muße brauchte, ſo war er ſein eigener Mäcen und machte Schulden.

Fünftes Kapitel.

Er verſchwieg dies ſorgſam vor ſeiner Mutter, ſchrieb ihr aber auch nicht, daß er etwas erwerbe, da es ihm nicht einfiel, ſie anzulügen, und da es ihm in der That bei ſeiner Sorgloſigkeit und ſeinem ſicheren Gefühl, daß er ſchon etwas werden müſſe und würde, ganz gut erging, ſo berichtete er der Mutter in jedem Briefe, es ginge ihm gut, und erzählte ihr weitläufig allerlei luſtige Dinge, die ihm begegneten oder welche er in dem fremden Lande beobachtete. Die Mutter hingegen glaubte ächt frauenhaft, wenn man von einem Uebel nicht ſpreche, ſo bleibe es ungeſchehen, und hütete ſich, ihn nach etwaigen Schulden zu befragen, in der Meinung, daß wenn ſolche noch nicht vorhanden wären, ſo würden ſie durch dieſe Erkundigung hervorgerufen werden; auch hatte ſie keine Ahnung davon, daß ihr Söhnchen, welches ſie ſo knapp gehalten hatte, in ſeiner Freiheit etwa ſo lange Credit finden würde. Sie hielt ihre Erſparniſſe fortwährend bereit, um ſie auf die erſte Klage theilweiſe oder ganz abzuſenden, während Heinrich ſeine Lage verſchwieg und ſich an das Schuldenweſen gewöhnte, und es war rührend komiſch, wie beide Theile über dieſen Punkt ein feierliches Schweigen beobachteten und ſich ſtellten, als ob man von der Luft leben könnte; der eine Theil aus Selbſtvertrauen, der andere aus weiblicher Klugheit.

Gerade mit einem Jahreslaufe ging aber Heinrich's Credit zu Ende oder vielmehr bedurften die Leute ihr Geld, und in dem Maße als ſie ihn zu drängen anfingen und er höchſt verlegen und kleinlaut war, wurden auch ſeine Briefe ſeltener und einſilbiger, ſo daß die Mutter Angſt bekam, die Urſache errieth und ihn endlich zur Rede ſtellte und ihm ihre Hülfe anbot. Dieſe ergriff er nun ohne beſondere dankbare Redensarten, die Mutter ſandte ſogleich ihren Schatz ab, froh, zur rechten Zeit dafür geſorgt zu haben, und zweifelte nicht, daß damit nun etwas Gründliches und Rechtes gethan ſei. Der Sohn aber hatte nun Gelegenheit, die andere Seite des Schuldenmachens kennen zu lernen, welche iſt die nachträgliche Bezahlung eines ſchon genoſſenen und vergangenen Stück Lebens, eine unerbittliche und kühle Ausgleichung, gleichviel ob die gelebten Tage, deren Morgen- und Abendbrot angeſchrieben ſteht, etwas getaugt haben oder nicht. Ehe zwei Stunden verfloſſen, hatte Heinrich in Einem Gange die zweijährige Erſparniß der Mutter nach allen Winden hin ausgetragen und behielt gerade ſo viel übrig, als zu dem Mitmachen jenes Künſtlerfeſtes erforderlich war.

Ein recht vorſichtiger und gewiſſenhafter Menſch würde nun ohne Zweifel in Rückſicht auf dieſe Umſtände und auf die Herkunft des koſtbaren Geldes ſich vom Feſte zurückgezogen und doppelt ſparſam gelebt haben; aber derſelbe hätte ſich auch recht beſcheiden und ärmlich angeſtellt, die Größe der erhaltenen mütterlichen Gelder verſchwiegen und ſeine Gläubiger demüthig und vorſichtig hingehalten, Alles aus der gleichen Rückſicht, und hätte ſeine Vorſicht mit dem lebendigen Gefühl der Kindespflicht gerechtfertigt. Heinrich aber, da er dies nicht that, befand ſich nach dem Feſte wieder wie vorher, und wenn er ſich darüber nicht verwunderte oder grämte, ſo geſchah dies nur, weil ſeine Gedanken und Sorgen durch jene anderweitigen Folgen der übel abgelaufenen Luſtbarkeit abgelenkt wurden.

Er lebte alſo von Neuem auf Borg, und da er dieſe Lebensart nun ſchon eingeübt hatte, auch dieſelbe nach der ſtattgehabten Abrechnung trefflich von Statten ging, Heinrich zugleich aber nicht mehr an der zuſammenhaltenden Handarbeit ſaß und auch nicht mehr mit ſolchen Freunden umging, die den Tag über an zurückgezogener werkthätiger Arbeit ſaßen, ſondern mit allerlei ſtudirendem, oft halbmüßigem Volke, ſo gewann dies neue Schuldenweſen wieder einen anderen Anſtrich als das frühere; je weniger er bei ſeinem neuen Treiben ein nahes Ziel und eine Auskunft vor ſich ſah, deſto mehr verlor und vergaß er ſein armes Muttergut und den Mutterwitz der ökonomiſchen Beſcheidenheit und Sparſamkeit, die Kunſt, ſich nach der Decke zu ſtrecken, und den Maßſtab des Möglichen auch mitten in der Verwirrung. Er verlor dies Muttergut zwar nicht von Grund aus und für immer wie einen Anker, den ein Verzweifelter ſinken läßt, ſondern wie ein Geräth, welches für einen gewagten Auszug nicht recht paßt und welches man unwillkürlich liegen läßt, um es bei der Rückkehr wieder aufzunehmen, wie eine feine koſtbare Uhr, welche man vor einer zu erwartenden Balgerei von ſich legt, oder wie das ehrbare Bürgerkleid, welches man in den Schrank hängt beim Einbruch der Elemente, der Regenfluth und des Schmutzwetters.

Die vermehrten Vorſtellungen und Kenntniſſe, das täglich neu genährte Denkvermögen, welches ſo lange geſchlummert, erweckten von ſelbſt eine rührige Bewegung, ſo daß Heinrich ſich vielfach umtrieb und mit einer Menge von Leuten umging, welche den verſchiedenſten Studien, Richtungen und Stimmungen angehörten. Es wiederholte ſich jener Vorgang aus ſeiner Kinderzeit, als er, indem er ſeine Sparbüchſe verſchwendete, plötzlich ein lauter und beredter Tonangeber geworden war. Auch jetzt entwickelte er unverſehens eine große Beredtſamkeit, ward, was er ſich früher auch einmal ſehnlich gewünſcht hatte, ein meiſterlicher Zecher, welcher die deutſche Zechweiſe mit ſo viel Phantaſie und Geſchicklichkeit betrieb, daß die ſo verbrachten Stunden und Nächte eher ein lehrreicher Gewinn, eine Art peripatetiſcher Weisheit ſchienen, als ein Verluſt. Das was man lernte und ſich mittheilend kehrte und wendete, gerieth durch das aufgeregte Blut erſt recht in Bewegung und durch die geſellſchaftlichen Gegenſätze, durch die hundert bald komiſchen, bald ernſten Conflicte in lebendigen Fluß, und das ſcheinbar rein Wiſſenſchaftliche und Farbloſe bekam durch das geſellſchaftliche und moraliſche Verhalten der Leute beſtimmte Färbung und Anwendung oder diente dieſem zu ſofortiger Erklärung. Erſt war die gewohnte Art herrſchend geweſen, bei hervortretendem Widerſpruche ſich unwiderruflich auf ſeiner Seite zu halten, die Ehre in der Hartnäckigkeit zu ſuchen, mit welcher man um jeden Preis eine Meinung behaupten zu müſſen glaubt und im Allgemeinen bei allen Andersdenkenden einen böſen Willen oder Unfähigkeit und Unwiſſenheit vorauszuſetzen. Heinrich aber, welchen nun die Dinge von Grund aus zu berühren anfingen und welcher ſich mit warmer Liebe um das Geheimniß ehrlicher Weltwahrheit bekümmerte, wie ſie im Menſchen ſich birgt, ihn bewegt oder verläßt, brachte mit unbefangener und durchdringender Kraft zur anfänglichen Verwunderung der Anderen die Lebensart auf, Recht- oder Unrechthaben als ganz gleichgültige Dinge zu betrachten und erſt ihre Quellen als einen beachtenswerthen Gegenſtand aufzunehmen, in der höflichen und artigen Vorausſetzung, daß es Alle gut meinen und Alle fähig wären, das Gute einzuſehen. Dabei war er, wenn er ſich in's Unrechthaben hineingeredet hatte, ſelbſt der Erſte, welcher darüber nachdachte und bei kühlerem Blute ſich ſelbſt preisgab, die Sache wieder aufnahm und ſeinen Irrthum auch nach den eifrigſten und härteſten Aeußerungen eingeſtand und von Neuem unterſuchen half, jene falſche Höflichkeit verdrängend, welche mit dem kalten Aufſichberuhenlaſſen einer Sache einen um ſo größeren heimlichen Hochmuth und einen Dorn im Bewußtſein Aller davonträgt. Dieſe Weiſe machte ſich um ſo leichter geltend, als es ſich bald bemerklich machte, daß nur diejenigen, welche einen wirklich böſen Willen oder eine gewiſſe Unfähigkeit beſitzen mochten, mit jenem kalthöflichen Abbrechen ſich zurückzuziehen beliebten, und Jeder alſo auch den Schein hiervon vermeiden wollte. In ſolchen Fällen ſtellte es ſich dann auf das Liebenswürdigſte heraus, daß durch dieſen bloßen Schein die innerlich Widerſtrebenden und Murrenden doch eine goldene Brücke fanden und unvermerkt auf die beſſere Seite gezogen wurden und ſo einen Gewinn davontrugen, den ſie früher nie gekannt in ihrem verſtockten Weſen. Zugleich kam die löbliche Manier auf, Alles im gleichen Fluſſe und mit gleicher Schwere oder Leichtigkeit zu behandeln und die anmaßliche Art zu unterdrücken, einzelne vorübergehende Entdeckungen, Einfälle und Bemerkungen feierlich zu betonen und ſteifſchreieriſch vorzutragen, als ob jeden Augenblick eine Perle gefunden wäre zu ungeheuerſter Erbauung, welche Art derjenigen ſchlechter Scribenten gleicht, die alle Augenblicke ein Wort unterſtreichen, einen neuen Abſatz machen und ihre magere Schrift mit allen aufgehäuften interpunctoriſchen Mitteln überſtreuen. Denn die gute ſchriftliche Rede ſoll ſo beſchaffen ſein, daß wenn ſie durch Zeit und Schickſale aller äußeren Unterſcheidungszeichen beraubt und nur eine zuſammengelaufene Schriftmaſſe bilden würde, ſie dennoch nicht ein Jota an ihrem Inhalt und an ihrer Klarheit verlöre.

Alle dieſe Lebensart gewann nun einen gewiſſermaßen veredelnden und rechtfertigenden Anſtrich dadurch, daß von dem Verkehr mit Weibern keine Rede war, ſondern zufällig eine Schaar junger Leute zuſammentraf, welche ſich darin gefiel, in dieſen Dingen unberührt zu heißen oder höchſtens einer Neigung ſich bewußt zu ſein, welche heilig gehalten und unbeſprochen ſein wollte. Heinrich war ſogleich ſeiner äußeren leiblichen Unſchuld froh und vergaß gänzlich, daß er jemals nach ſchönen Geſichtern geſehen hatte und daß es ſolche überhaupt in der Welt gab, die Fähigkeit des Menſchen erfahrend, zu jeder Zeit neu werden zu können, wenn er die letzten zarten Schranken der Dinge nirgends überwältigt und durchbrochen hat. Er fühlte dieſe ganze Seite des Lebens wohlthuend in ſich ruhen und ſchlummern, und je früher und ſtärker ſeine Phantaſie und ſeine Neigungen ſonſt wach geweſen waren, um ſo kühler und unbekümmerter lebte er jetzt und glich einen langen Zeitraum hindurch an wirklicher Reinheit der Gedanken dem jüngſten und ſprödeſten der Geſellen. Höchſtens ſpielten die Frauen als Gegenſtand der Betrachtung und Unterſuchung in den Geſprächen eine zierliche Rolle, wobei ſie denn freilich, da die Erfahrung der rüſtigen Meinungskraft nicht gleich kam, meiſtens nicht zu gerecht beurtheilt wurden. So war denn auch ſogar dieſer Umſtand ſchon in jener Knabenzeit vorgezeichnet, wo die jungen Zecher und Prahler zugleich die Mädchenfeinde ſpielten.

Sollte ſich nun vollends jener Abſchluß der Knabenzeit, die Ausſtoßung aus der Schule, als eine ſolche Vorzeichnung erweiſen und Heinrich in der Schule des Lebens unhaltbar werden, ſo waren ſeine Ausſichten nicht die roſenfarbenſten, und ein Gefühl dieſer Art, abgeſehen von dem neulich Erlebten, gab ſeinem Treiben eine dunkle Grundlage. Indeſſen war es ihm unmöglich, aus ſich herauszugehen, und da er ſich unterrichtete und zugleich deutſche Luft athmete, ſo war es erklärlich, daß er in ſeiner rhetoriſchen Welt ein Weiſer und Gerechter, ein geachteter Tonangeber war, äußerſt Weiſes und Gerechtes dachte und ſprach, ohne im mindeſten etwas Gerechtes wirklich zu thun, d. h. für Gegenwart und Zukunft thätlich einzuſtehen.

Das Ende davon war, daß er ſich nach Verlauf einer guten Zeit mit noch weit bedeutenderen Schulden überhäuft ſah als das erſte Mal, und diesmal war Er es, welcher zuerſt das Schweigen brach und, da er ſich durchaus zu leben und etwas zu werden getraute, ſeiner Mutter in einem überzeugenden und hoffnungsvollen Briefe die Nothwendigkeit darthat, noch einmal eine gründliche und umfangreichere Aushülfe zu veranſtalten. Es war dies weniger eine unedle und ſelbſtſüchtige Zumuthung, als das ehrliche Beſtreben, ehe man die fremden Menſchen beeinträchtige, mit Allem, was einem angehört und alſo auch mit dem Gute ſeiner Angehörigen einzuſtehen und von dieſen zuerſt zu verlangen, volles Vertrauen in das Daſein der Ihrigen zu ſetzen und mit denſelben zu ſtehen oder zu fallen.

Die Mutter erſchrak heftig über ſeinen Brief; ſtatt deſſelben hatte ſie den Sohn ſelber bald erwartet und jetzt ſchien Alles wieder in Frage geſtellt. Jedoch da er ja mehrere Jahre älter war, in der Fremde lebte unter ſo viel geſcheidten Leuten, und beſonders da ſie erfuhr, daß er Manches lerne und ſtudire und ſo doch noch von der wenig empfohlenen Künſtlerei abzukommen ſchien, hauptſächlich aber weil in ihm der gleiche Trieb, etwas zu werden, wie im verſtorbenen Vater zu leben ſchien und ſie ſelbſt ja ſich nur als eine Vermittelung zwiſchen dieſen beiden Gliedern betrachtete, zuletzt aber auch einzig und allein, weil das Kind deſſen bedürftig war und es forderte, ſo traf ſie unverweilt Anſtalten, dem Verlangen zu genügen. Die Erſparniſſe wollten aber dießmal nicht viel ſagen und ſie mußte, um die angegebenen Mittel aufzubringen, eine Summe auf ihr Haus aufnehmen und eintragen laſſen. Dies war nun ſeit langen Jahren das erſte Mal, daß an ihrem kleinen Beſitzthum eine eingreifende Veränderung vorgenommen wurde, und zwar nicht zu deſſen Vermehrung; zudem herrſchte gerade eine Geldklemme, ſo daß die gute Frau viele Mühe und viele ſaure Gänge bei Geſchäftsleuten und Unterhändlern aller Art zu beſtehen hatte, bis endlich das Geld in ihrem Schreibtiſche lag und ſie dazu noch die Darleiher, welche für ihren Nutzen hinlänglich geſorgt hatten, als große Wohlthäter betrachten mußte. Nun war ſie aber auch ſo müde und eingeſchüchtert, daß ſie nicht vermochte, ſich etwa nach einem bequemen Wechſelbrief umzuſehen, ſondern ſie wickelte das Geld in vieles ſtarkes Papier ein, umwand es mit vielen dicken Schnüren und wandte es ſeufzend und unter Thränen um und um, überall das heiße Siegelwachs aufträufelnd und höchſt ungeſchickt ſiegelnd und petſchirend. Dann legte ſie das ſchwere unbeholfene Packet in ihren Strickbeutel, nahm dieſen auf den Arm und ſchlich damit auf

Seitenwegen zur Poſt; denn ſie wünſchte um Alles in der Welt nicht, daß Jemand ſie ſähe, und zwar aus dem Grunde, weil ſie, befragt, wo ſie mit dem Gelde hinwolle, durchaus um eine Antwort verlegen geweſen wäre. Sie reichte, den ſeidenen Ridikül verſchämt und zitternd abſtreifend, den Pack durch das Schiebfenſterchen, der Poſtbeamte beſah die Adreſſe und dann die Frau, gab ihr den Empfangſchein, und ſie machte ſich davon, als ob ſie ſo viel Geld Jemandem genommen, anſtatt gegeben hatte. Der linke Arm, auf welchem ſie das Geld getragen, war ganz ſteif und ermüdet, und ſo kehrte ſie auch körperlich angegriffen in ihre Behauſung zurück und war froh, als ſie dort war. Nichts deſto minder fühlte ſie einen gewiſſen mütterlichen Stolz, als ſie durch ſo viele ſelbſtzufriedene und prahlende Männer und Weiber hindurchging, welche unfehlbar ihren Gang ſcharf getadelt hätten und ſelbſt eher dafür, daß ſie den Knieriemen tüchtig handhabten, ſich am liebſten von ihren Kindern gleich einen Erziehergehalt ausbezahlen ließen, anſtatt irgend etwas Ungewöhnliches für ſie zu opfern oder zu wagen.

Mit Heinrich, als er das Geld empfing, begab ſich jetzt etwas ſehr Natürliches und doch wieder ſehr Sonderbares. Er hatte ſeiner Mutter gerade um ſo viel Geld geſchrieben, als ſeine Schulden betrugen, aus Gewiſſenhaftigkeit und Beſcheidenheit mitten im Leichtſinn, und erſt als die Summe unterwegs war, fiel ihm ein, daß er ja, wenn die Schulden bezahlt ſeien, abermals auf dem gleichen Punkte ſtehe wie vorher. Er nahm ſich alſo vor, diesmal weltklug zu ſein und, wie er es ſchon öfter bei anderen ganz ehrbaren Leuten geſehen, ſeinen Gläubigern einſtweilen die Hälfte ihrer Forderungen zu tilgen, mit der anderen Hälfte aber dann gut Haus zu halten und ganz gewiß und mit feſtem Willen den Anfang zu einem ſelbſtändigen Leben zu machen. Die Gläubiger waren alles ſolche, welche den entſchieden und verſtändig angebrachten Antrag gern angenommen hätten, und auch der zweite Vorſatz war bei dem erweiterten Geſichtskreis und guten Willen keine Unmöglichkeit; vielmehr kam es nur auf friſche Luſt, gute Laune und einiges Glück an, das jeder Tag bringt, wenn der Menſch nur bereit iſt, es zu haſchen. Als aber die Gläubiger, die diesmal ſich nicht aufſuchen ließen, erſchienen und ſich freuten, ſich auch hier nicht getäuſcht zu haben in der Ehrlichkeit der Jugend, da brachte es Heinrich nicht über ſich, auch nur bei einem Einzigen mit ſeinem Vorſchlag herauszurücken; er befriedigte vielmehr einen Jeden bei Heller und Pfennig, ohne zu zögern und zu ſeufzen, und dem Letzten, welcher weniger eilig war und ſich nicht ſehen ließ, brachte er ſein Guthaben ängſtlich ins Haus beim ärgſten Regenwetter. Jetzt hatte er noch einige Thaler in der Hand, welche er, ohne einen Groſchen weniger auszugeben, aufbrauchte und zu Ende gehen ſah. Dies geſchah auch in kurzer Zeit, und eines Morgens, als er aufſtand, erinnerte er ſich, daß er nicht einen Pfennig mehr im Vermögen hatte. Obgleich er dies vorausgewußt, ſo war er doch ganz verblüfft darüber und noch mehr, als er nun klar fühlte, daß er unmöglich jetzt von Neuem borgen könne; denn theils wußte er nun beſtimmt, daß er neue Schulden nicht mehr bezahlen könne, theils widerſtrebte es ihm, nach Verlauf einiger

Tage abermals bei denen anzuklopfen, die er ſoeben befriedigt hatte, kurz auf einmal verließ ihn alle die Herrlichkeit, Weisheit und Gewandtheit, der Schleier fiel von der dürren Lage der Dinge und er ergab ſich ganz demüthig und geduldig dem Gefühle der nackten Armuth. Als der Mittag kam, ging er aus in alter Gewohnheit, verbarg ſich aber vor allen Bekannten; er kehrte wieder in ſeine Wohnung, und als der Abend kam, war er doch höchlich verwundert, nichts gegeſſen zu haben an dieſem Tage. Als aber der nächſte Tag eben ſo verlief und es ihn anfing, tüchtig zu hungern, erinnerte er ſich plötzlich der weiſen Tiſchreden ſeiner Mutter, wenn er als kleiner Junge das Eſſen getadelt hatte und ſie ihm dann vorhielt, wie er einſt vielleicht froh ſein würde, nur ſolches Eſſen zu haben. Das erſte Gefühl, was er hierbei empfand, war ein Gefühl der Achtung vor der ordentlichen Regelmäßigkeit und Folgerichtigkeit der Dinge, wie Alles ſo ſchön eintreffe; und in der That iſt nichts ſo geeignet, den nothwendigen und gründlichen Weltlauf recht einzuprägen, als wenn der Menſch hungert, weil er nichts gegeſſen hat, und nichts zu eſſen hat, weil er nichts beſitzt, nichts beſitzt, weil er ſich nichts erworben hat. An dieſen einfachen und unſcheinbaren Gedankengang reihen ſich dann von ſelbſt alle weiteren Folgerungen und Unterſuchungen, und Heinrich, indem er nun in ſeiner Einſamkeit vollſtändige Muße hatte und von keiner irdiſchen Nahrung beſchwert war, überdachte ſein Leben und ſeine Sünden, welche jedoch, da der Hunger ihn unmittelbar zum Mitleid mit ſich ſelbſt ſtimmte, mehr als die Sättigung, welche manche übermüthige und geiſtreiche Asceſe hervorbringt, noch ziemlich glimpflich ausfielen. Im Ganzen befand er ſich nicht ſehr trübſelig; die Einſamkeit that ihm eher wohl und das Hungern verwunderte ihn immer auf's Neue, während er in des Königs Gärten auf abgelegenen ſonnigen Pfaden ſpazierte oder durch die belebte Stadt nach Hauſe ging; auch wunderte es ihn, daß ihm das Niemand anſah und ihn Niemand befragte, ob er gegeſſen habe? worauf er ſich ſogleich antwortete, daß dies ſehr geſetzmäßig der Fall ſei, da es Niemanden was anginge und er ſich auch nichts anſehen laſſe, woran ſich denn wieder weitere Gedanken knüpften. Am dritten Tage, als er begann ſich wirklich ſchwächer zu fühlen und eine bedenkliche Mattigkeit in den Füßen ſich kund gab, kam ihm dies erſt lächerlich vor; dann aber begann er ängſtlich zu werden, und als er ſich zum dritten Mal ungegeſſen in's Bett legen mußte, ward es ihm höchſt weinerlich und ärgerlich zu Muthe und er gedachte, durch den in ſeiner Schwäche rumorenden Leib gemahnt, ſehnlich und bitterlich ſeiner Mutter, nicht beſſer als ein ſechsjähriges Mädchen, das ſich verlaufen hat. Wie er aber an die Geberin ſeines Lebens dachte, fiel ihm auch der höchſte Schutzpatron und Obervictualienmeiſter ſeiner Mutter, der liebe Gott, ein, und da Noth beten lehrt, ſo betete er ohne weiteres Zögern, und zwar zum erſten Mal ſo zu ſagen in ſeinem Leben um das tägliche Brot. Denn bisher hatte er nur um Aushülfe in moraliſchen Dingen oder um Gerechtigkeit und gute Weltordnung gebeten in allerhand Angelegenheiten für andere Leute; in den letzten Jahren z. B., daß der liebe Gott den Polen helfen und den

Kaiſer von Rußland unſchädlich machen möge, oder daß er den Amerikanern über die Calamität der Sklavenfrage auf eine gute Weiſe hinweghelfen möchte, damit die Republik und Hoffnung der Welt nicht in Gefahr käme und dergleichen Dinge mehr. Jetzt aber widerſetzte er ſich nicht mehr, um ſeine Lebensnahrung zu beten; doch benahm er ſich noch höchſt manierlich und anſtändig dabei, indem er trotz ſeines bedenklichen Zuſtandes erſt bei der Bitte für die Mutter anfing, dann einige andere edlere Punkte vorbrachte und dann erſt mit der Eßfrage hervorrückte; jedoch nicht ſowohl, um den lieben Gott hinter das Licht zu führen, als um zwangsweiſe den allgemeinen Anſtand zu wahren, auch vor ſich ſelbſt.

Jedoch betete er nicht etwa laut, ſondern es war mehr ein ſtilles Zuſammenfaſſen ſeiner Gedanken und er dachte das Gebet nur, und trotzdem war es ihm ganz ſeltſam zu Muthe, ſich wieder einmal perſönlich an Gott zu wenden, welchen er zwar nicht vergeſſen oder aufgegeben, aber etwas auf ſich beruhen gelaſſen und unter ihm einſtweilen alle ewige Weltordnung und Vorſehung gedacht hatte.

Am Morgen ſtand er in aller Frühe auf und pfiff, ſo gut es mit ſeiner immer ängſtlicher ſchnappenden Lunge gehen mochte, munter ein Liedchen; es war ihm, als ob jetzt eine gute Mahlzeit alſogleich vor der Thür ſein müſſe, denn weiter als an eine ſolche dachte er nicht mehr. Zugleich ergriff er unwillkürlich ein ſtattliches und höchſt inhaltreiches Buch, das da zunächſt beſtaubt auf einer Tiſchecke lag, ging damit zu einem Büchertrödler, dem er ſchon manches Buch abgekauft hatte, und trug einige Augenblicke darauf mehrere nagelneue blanke Guldenſtücke davon, welche der gute Jude freundlich aus ſeinem ledernen Beutelchen geklaubt. Heinrich hatte die lieblichen Münzen nur beim Uebergang aus des Juden Taſche in die ſeinige flüchtig blinken geſehen; aber dies Blinken machte auf ihn in ſeiner Leibesſchwäche vollkommen den Eindruck, wie der Sonnenaufblitz eines unmittelbaren allernächſten Wunders. Er gewann auch unmittelbar durch dieſen bloßen Eindruck einige Lebensgeiſter, ſo daß er, obgleich es nun ſchon der vierte Faſttag war, ſich vornahm, doch nicht vor Mittag zu Tiſche zu gehen, ſondern ſeinen wunderlichen Zuſtand noch recht erbaulich auszugenießen. Er begab ſich alſo wieder in den Schatten eines lieblichen Wäldchens, ſetzte ſich auf eine Bank und zog unverweilt die ſchönen Gulden hervor, ſie nunmehr in aller Behaglichkeit betrachtend. Es war ihm, als ob er niemals Geld beſeſſen hätte, als ob es eine Ewigkeit her wäre, ſeit er in der Geſellſchaft von Menſchen geweſen und ſich gleich ihnen genährt, und ſo ein hinfälliges Ding iſt der Menſch, daß Heinrich eine kindliche Freude über den Beſitz dieſer par elenden Münzen empfand und ſie mit gierigen Blicken verſchlang. Es ſchien ihm das reinſte und höchſte Glück zu ſein, was er da in der Hand hielt; denn es war die unzweifelhafteſte Lebensfriſtung, Rettung und Erquickung, und darüber hinaus dachte der Frohe gar nicht. Er dankte dem lieben Gott ſehr zufrieden für die Erhörung ſeines Gebetes, wie in den Tagen ſeiner Kindheit; ſonſt dachte er nicht viel, denn die Gedanken waren allbereits ſehr kurz und dünn geſäet; er genoß nur mit ſtillem Wohlgefühl den durch das Grün flimmernden Sonnenſchein und den Glanz der klingenden Silberſtücke.

Hier wird ſich nun der dogmatiſche Leſer in zwei Heerſäulen ſpalten; die eine wird behaupten, daß es allerdings die Kraft des Gebetes und die Hülfe der Vorſehung geweſen ſei, welche die magiſchen Guldenſtücke auf Heinrich's Hand legten, und ſie wird dieſen Moment, da wir bereits mitten im letzten Bande ſtehen, als den Wendepunkt betrachten und ſich eines erbaulichen Endes verſehen. Die andere Partei wird ſprechen: »Unſinn! Heinrich würde ſich ſo wie ſo endlich dadurch haben helfen müſſen, daß er das Buch oder irgend einen anderen Gegenſtand verkaufte, und das Wunderbare an dieſem Helden iſt nur, daß er dies nicht ſchon am erſten Tage that! Es ſollte uns übrigens nicht wundern, wenn der dünne Feldweg dieſer Geſchichte doch noch in eine frömmliche Kapelle hineinführt!« Wir aber als die verfaſſenden Geiſter dieſes Buches können hier nichts thun, als das Geſchehene berichten und enthalten uns diesmal aller Reflexion mit Ausnahme des Zurufes: Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet!« Selbſt wenn wir nun gleich erzählen, welches Verhalten Heinrich annahm, nachdem er ſich durch einige gute Nahrung geſtärkt, ſo werden wir durchaus nicht unſere Meinung hinzufügen, ob der nüchterne oder der geſättigte grüne Heinrich Recht habe.

Er begab ſich alſo nun mit kurzen Schritten nach dem gewohnten Speiſehaus, welches ihm als der allerſeligſte Aufenthalt vorkam, und der Geruch der Speiſen dünkte ihn köſtlicher denn der Duft von tauſend Roſengärten. Die aufwartenden Mädchen, welche ſonſt ſchon hübſch und munter waren, erſchienen ihm wie huldreiche Engel, in deren Obhut es gut wohnen ſei, und gerührt darüber, daß es in der Welt doch ſo wohlmeinend zugehe, ſetzte ſich der gänzlich Ausgehungerte und mürbe Gewordene zu Tiſch, in der feſten Abſicht, ſich für das Faſten gründlich zu entſchädigen.

Hatte aber der bloße Anblick des vielvermögenden Geldes ihn aufgemuntert, ſo ſtärkte ihn jetzt das Eſſen zuſehends, daß er ordentlich zu Gedanken kam, und ſchon während er die kräftige Fleiſchbrühe einſchlürfte, beſann er ſich und nahm ſich vor, nicht mehr zu eſſen als gewöhnlich und ſich überhaupt anſtändig zu verhalten. Als er jedoch ein ſaftiges Stück Ochſenfleiſch und einen guten Teller Blumenkohl verzehrt, dazu einen Krug ſchäumenden Bieres vor ſich ſtehen hatte, ſtrich und kräuſelte er ſich wieder ganz ſelbſtbewußt den jungen Bart und indem er das ganze Abenteuer gemächlich überdachte, ſchämte er ſich jetzt plötzlich ſeines Wunderglaubens und daß er ſo ganz haltlos in die Falle gegangen, in ſeiner Schwäche den trivialſten Vorgang von der Welt als eine unmittelbare Einwirkung einer höheren Vorſehung zu nehmem. Er bat den lieben Gott ſogar um Verzeihung für die Zumuthung, ſich mit ſeiner Ernährung unmittelbar zu behelligen, den natürlichen Lauf der Dinge unterbrechend, während er ſellbſt die Hände in den Schooß gelegt.

Sechstes Kapitel.

Als er ſolchergeſtalt dieſe Dinge betrachtete, nicht eben denkend, daß ſie damit noch lange nicht zu Ende ſeien, und einen kräftigen Zug aus ſeinem Kruge that, kamen einige ſeiner Bekannten heran und überhäuften ihn mit Fragen, warum er ſich ſo lange nicht ſehen laſſen und wo er geweſen ſei. Heinrich that, als ob nichts geſchehen wäre, und froh, wieder unter frohen Menſchen zu ſein, zechte und ſcherzte er mit ihnen, während in ſeinem Gemüthe dieſer erſte kräftige Stoß des ſtillen aber unerbittlichen Lebens langſam verſchmerzte. Denn er fühlte erſt jetzt, als mitten in Scherz und Gelächter die Bruſt ſich noch heftig bewegte und er eine nur allmälig ſich legende Aufregung empfand, wie ſo vielſagend und ſchonungslos dieſer Stoß geweſen, daß er ſich wie geſchändet fühlte und ihn unwillkürlich verſchwieg.

Er ging deſſenungeachtet mit dem wenigen Gelde um, als ob er ohne alle Sorgen wäre, und das betrachten wir eher als eine Tugend, denn als einen Fehler. Die einen Menſchen verhalten ſich unabläſſig im Kleinen höchſt zweckmäßig, ausdauernd und ängſtlich, ohne je einen feſten Grund unter den Füßen und ein klares Ziel vor Augen zu haben, indeſſen Anderen es unmöglich iſt, ohne dieſen Grund und dieſes Ziel ſich zweckmäßig und abſichtlich zu verhalten, aus dem einfachen Grunde, weil ſie gerade aus Zweckmäßigkeit nicht aus Nichts etwas machen können und wollen. Dieſe halten es dann für die größte Zweckmäßigkeit, ſich nicht am Nichtsſagenden aufzureiben, ſondern Wind und Wellen mit der tieferen, der wahren menſchlichen Geduld über ſich ergehen zu laſſen, aber jeden Augenblick bereit, das rettende Tau zu ergreifen, wenn ſie nur erſt ſehen, daß es irgendwo befeſtigt iſt. Sind ſie am Lande, ſo wiſſen ſie, daß ſie alsdann wieder die Meiſter ſind, während jene noch auf ihren kleinen Balken und Brettchen herumſchwimmen, die über eine Spanne weit immer zu Ende ſind. Wer immer emſig zappelt und zweckmißt, deſſen Ausdauer iſt alles Andere, nur keine Geduld, welche wirklich etwas erdulden und über ſich ergehen laſſen will.

Heinrich entledigte ſich nun, da die Sachen blieben wie ſie waren, nach und nach aller Gegenſtände, für welche man ihm irgend etwas geben wollte, und indem er je nach dieſen Einkünften ſich gütlich that oder ſich dürftig behelfen mußte, wurde er erſt jetzt, als ſein fahrendes wunderliches Eigenthum verſchwand, arm wie eine Kirchenmaus. Das Letzte, was er beſaß, waren ſeine Mappen. Er hatte ſchon wiederholt verſucht, eine beſſere Studie oder Zeichnung, da dergleichen oft zum Verkaufe geeignet und geſucht iſt, bei den Kunſthändlern anzubringen; allein er war zu ſeiner Beſchämung immer kurz abgewieſen worden als Einer, der etwas anbietet und zwar, wie es zu ſehen war, aus Noth. Jetzt nahm er abermals einige Blätter und ging damit in eine abgelegene Seitengaſſe zu einem alten ſeltſamen Männchen, welches einen erbärmlichen Kram von allerlei Schnickſchnack führte und in ſeinem dunklen Laden ſaß und allerhand laborirte. Am Fenſter hatte dieſer Mann immer einige vergilbte Zeichnungen oder Druckblätter hängen ohne Werth, wie ſie der Zufall zuſammengeweht, und eben ſo werthlos war eine kleine Bilderſammlung im Innern des armſeligen Magazins, das Ganze eine jener Zufluchtsſtätten und Vermittelungsanſtalten für jene gottverlaſſene Claſſe von Kunſtbefliſſenen, die gänzlich von jeder Weihe, jedem Bewußtſein und jeder Bildung entfernt ihr Weſen treibt in ſeltſamer Induſtrie und Armuth, ohne Handwerker zu ſein. Hier holten ſich die Bierwirthe der unterſten Ordnung oder die Kunſtfreunde mit fünfhundert Gulden Einkommen ihren Bedarf, um das für wenige Münzen erſtandene Meiſterwerk, ſobald es in ihrem Beſitze war, mit rührender Bewunderung zu preiſen. Heinrich hatte bei dem Männchen in ſeinen guten Tagen zuweilen eine verlorene gute Radirung und dergleichen gekauft, welche der Seltſame, der ſich mit eben der Befugniß, welche ſeine Käufer zu Kunſtkennern ſchuf, zum Kunſtmäkler aufgeworfen hatte, mit großem Mißtrauen und Widerſtreben zu geringen Preiſen abließ, indem er den Werth nicht beweiſen konnte und, wenn ein gebildeter Käufer ſich bei ihm einfand, ſtets um einen ungeheuren verborgenen Schatz gebracht zu werden fürchtete. Auf den Tiſch dieſes Mannes, der außerdem noch mit einer Kaffeekanne, einer auseinandergenommenen Schwarzwälderuhr, einem Kleiſtertopfe und verſchiedenen Firnißgläſern beladen war, legte Heinrich jetzt ſeine guten Blätter, welche fleißig und treulich gezeichnete Waldſtellen aus ſeiner Heimath enthielten, und mit dem gleichen Mißtrauen, mit dem das greiſe Männchen ſonſt ihm etwas verkauft hatte, betrachtete er jetzo die unſchuldigen Studien und den jungen Mann. Seine erſte Frage war, ob er ſie ſelbſt gemacht habe, und Heinrich zögerte mit der Antwort; denn noch war er zu hochmüthig gegenüber dem übrigens freundlichen Trödelmännchen, zu geſtehen, daß die Noth ihn mit ſeiner eigenen Arbeit in deſſen düſtere Spelunke treibe. Der graue Krämersmann jedoch, wenn er ein ſehr ſchlecht berathener

Kunſtkenner war, verſtand ſich um ſo beſſer auf die Menſchen und ſchmeichelte dem Widerſtrebenden ohne Weiteres die Wahrheit ab, deren er ſich, wie er aufmunternd ſagte, nicht zu ſchämen brauche, vielmehr zu rühmen hätte; denn die Sachen ſchienen ihm in der That gar nicht übel und er wolle es wagen und etwas Erkleckliches daran wenden. Er gab ihm auch ſo viel dafür, daß Heinrich einen oder zwei Tage davon leben konnte, und dieſem ſchien das ein Gewinn, deſſen er froh war, obſchon er ſeinerzeit luſt- und fleißerfüllte Wochen über dieſen Sachen zugebracht hatte. Jetzt aber wog er das erhaltene winzige Sümmchen nicht gegen den Werth ſeiner Arbeiten ab, ſondern gegen die Noth des Augenblickes, und da erſchien ihm denn der ärmliche Handelsmann mit ſeiner kleinen Caſſe noch als ein freundlicher Wohlthäter; denn er hätte ihn ja auch abweiſen können, und das Wenige, was er mit gutem Willen und gutmüthigen Geberden gab, war ſo viel, als wenn jene reichen Bilderhändler erkleckliche Summen für eine Laune oder Speculation ihres eben ſo unſicheren Geſchmackes hingaben.

Aber noch in Heinrich's Anweſenheit befeſtigte der alte Kauz die unglücklichen Blätter an ſeinem Fenſter und Heinrich machte erröthend, daß er fortkam. Auf der Straße warf er einen flüchtigen Blick auf das Fenſter und ſah die liebſten Erinnerungen an Heimath und Jugendarbeit be- und wehmüthig an dieſem Pranger der Armuth und Verkommenheit hangen.

Aber nichts deſto minder ſchlich er in zwei Tagen abermals mit einem Blatte zu dem Mann, welcher ihn ganz aufgeweckt und freundſchaftlich empfing; denn er hatte die erſten Sachen ſchon verkauft, während er ſonſt gewohnt war, ſeine Erwerbungen Jahre lang in ſeiner Obhut zu hegen und an ſeinen Thürpfoſten hängen zu ſehen. Sie wurden bald des Handels einig; Heinrich machte eine vergebliche kurze Anſtrengung, einen barmherzigeren Preis zu erhalten; ungewohnt zu feilſchen und fürchtend, den Handel abgebrochen zu ſehen, da er nach der beſtimmten Aeußerung, mehr haben zu wollen, ja nicht mehr hätte nachgeben dürfen oder gar zum zweiten Male wieder kommen, war er bald froh, daß der Alte nur noch kaufluſtig blieb, und dieſer munterte ihn auf, nur zu bringen, wenn er etwas fertig hätte (denn er bildete ſich ein, der arme junge Künſtler mache dieſe Sachen vorweg), ſich ferner zu beſcheiden und hübſch fleißig und ſparſam zu ſein, und die Zeit würde gewiß kommen, wo aus dieſem kleinen Anfang etwas Tüchtiges würde; dabei klopfte er ihm vertraulich auf die Achſel und forderte ihn auf, nicht ſo traurig und einſilbig zu ſein.

Heinrich's ganzes künſtleriſches Beſitzthum wanderte nun nach und nach in den dunklen Winkel des immer kaufluſtigen Hökers; wenn es auch manchmal Monate dauerte, bis dieſer wieder etwas verkaufte davon, ſo blieb er ſich doch gleich, und hierin war es nun nicht zu verkennen, daß der Alte, ſo knapp er Heinrich hielt, denſelben doch nicht wollte im Stiche laſſen und auch bei der Befürchtung, die ganze Beſcheerung auf dem Halſe zu behalten, denſelben nicht abweiſen wollte. Das war die Treue, die Gemüthsehre der Armuth und Einfalt. Mit dieſem Weſen ſchmeichelte er förmlich den armen Heinrich in eine große Demuth und Vertraulichkeit hinein; denn nicht nur erzwang er von ihm eine gute Miene zum böſen Spiel, ſondern, wenn dieſe endlich erfolgte und Heinrich ſich plaudernd und lachend ein Stündchen bei ihm aufhielt, dann aber weggehen wollte, forderte er ihn auf, nicht in's Wirthshaus zu laufen und ſein Geldchen zu verthun, ſondern mit ihm etwas Geſchmortes oder Gebratenes zu eſſen. Der allein lebende katholiſche alte Geſell hatte nämlich bei aller Knauſerei ſtets ein gutes Gericht in dem Ofen ſeines dunklen Gewölbes ſtehen und war ein vortrefflicher Koch. Bald war es eine Gans, bald ein Haſe, welche er ſich auf den Feiertag zubereitete, bald kochte er meiſterhaft ein gutes Gemüſe, welches er durch die Verbindung mit kräftigem Rind- oder Schweinsfleiſch, je nach ſeinem Charakter, zum trefflichſten Gerichte zu machen wußte. Beſonders verſtand er ſich auf die Faſtenſpeiſen, welche er mehr aus Schleckerei als aus Frömmigkeit nie umging, und jeden Freitag gab es bei ihm entweder köſtliche Fiſche, d. h. ziemlich beſcheidene und wohlfeile Waſſerthiere, die er aber durch ſeine vielſeitige Kunſt zum höchſten Rang erhob, oder es duftete eine Macaronipaſtete in ſeinem Laden, zwiſchen welche er kleine Bratwürſtchen und Schinken hackte, welche unerlaubte Fragmente er ſpaßhaft Sünder nannte und, indem er ſeinem Gaſt vorlegte, eifrig ausſuchte und zuſchob.

Hierbei blieb er aber nicht ſtehen, ſondern eines Tages, als er den armen jungen Heiden beſonders kirre gemacht, wickelte er eine fette Gänskeule nebſt einem Stück Brot in ein Papier und ſuchte es ihm ſchmunzelnd in die Taſche zu ſtecken. Heinrich wehrte ſich ganz roth werdend heftig dagegen; wie aber der Alte den Finger aufhob und leiſe ſagte: »Na, was iſt denn das? Es braucht's ja kein Menſch zu wiſſen!« da ergab er ſich demüthig in den Willen des ſeltſamen Mannes, der ein unerklärliches Vergnügen zu empfinden ſchien, den ihm fremden Menſchen auf dieſe Weiſe gemüthlich zu tyranniſiren. Das Seltſamſte war, daß er ſich nicht um deſſen Herkunft und Schickſal bekümmerte, nicht einmal fragte, wo er wohne, und am wenigſten den Gründen ſeiner jetzigen Armuth nachforſchte. Das ſchien ſich Alles von ſelbſt zu verſtehen.

Heinrich trug dazumal die Ganskeule wirklich nach Hauſe. Auf der Schwelle ſah er ein Bettelweib ſitzen, welches ihn in ſo erbärmlichen Tönen um Barmherzigkeit anflehte, als ob es am Spieße ſtäke, und Heinrich fuhr mit der Hand in die Taſche, um hier auf die beſte Weiſe das Nahrungsmittel anzubringen und zugleich dem Alten einen Streich zu ſpielen. Wie er aber die elende und hinfällige alte Frau näher anſah, da verging ihm endlich der letzte Stolz, und ſtatt des Fleiſches gab er ihr eines der Geldſtücke, die er eben von ſeinem Gönner erhalten, ging auf ſeine Stube und aß die Ganskeule aus der einen Hand, aus der anderen das Brot, nicht um ſich gütlich zu thun, ſondern zu Ehren und zu Liebe der Menſchlichkeit und der Armuth, welche die Mutter der Menſchlichkeit iſt, und dieſe einſame Mahlzeit war gewiſſermaßen ſeine nachgeholte und verbeſſerte Abendmahlsfeier.

So erhielt er ſich ein gutes halbes Jahr, und ſo wenig der Alte ihm für ſeine mannigfaltigen Studienblätter, Skizzen und Zeichnungen gab, ſo waren dieſelben doch ſo zahlreich, daß ſie kein Ende zu nehmen ſchienen. Nie ſagte ihm der Wunderliche, wer eigentlich die Sachen kaufe und was er daran gewinne, und Heinrich fragte nicht mehr darnach. Er war im Gegentheil froh, wie er nun geſtimmt war, Alles hinzugeben und das kärgliche Brot, welches die Welt ihm gewährte, verſchwenderiſch zu bezahlen, was nun freilich wieder nicht ſehr demüthig war; aber der Menſch lebt vom Widerſpruch! Indeſſen war das Wenige, was er erhielt, das Erſte, was er ſeinen eigenen Händen verdankte, und desnahen lernte er davon, ſich einzurichten und ſich mit Wenigem zu begnügen. Unter ſeinen vielen Zechgeſellen und Studiengenoſſen war es längſt bemerkt worden, daß er gänzlich verarmt ſei; Niemand fragte ihn aber darum, und da er das tonangebende Weſen wieder verloren hatte, oder wenn es unerwartet ſich geltend machte, in Heftigkeit und Leidenſchaft ausbrach, ſo löſten ſich alle dieſe munteren Verhältniſſe und Heinrich zog ſich zurück und fand ſich bald ganz allein, oder wenn ihm dies unerträglich wurde, trieb er ſich mit allerlei zufälligen

Geſellen, wie ſie die Aehnlichkeit des Schickſales vorübergehend herbeiführte, herum.

Gleichzeitig nahm aber ſein ernährender Jugendvorrath ein Ende, nachdem er ſchon ſorgfältig die letzten Fetzen und Fragmente zuſammengeſucht und für den Alten zugeſtutzt hatte. Endlich bot er ihm ſeine großen Bilder und Cartons an und der Alte ſagte, er ſolle ſie nur einmal herbringen. Heinrich erwiederte, das ginge nicht wohl an, und bat ihn um ſo viel Geld, daß er ſie könne hertragen laſſen. »Warum nicht gar, hertragen laſſen! Sie Sapperloter! Gleich gehen Sie hin und holen ein Stück her! Fürchten Sie denn, man werde Ihnen den Kopf abbeißen?« Und er ſchmeichelte und ſchalt ſo lange, bis Heinrich ſich entſchloß und nach Hauſe ging und das Bild holte, welches er einſt ſo unglücklich ausgeſtellt hatte. Es war ſehr ſchwer und der weite Weg ermüdete ſeine Arme auf ungewohnte Weiſe. Der Alte aber lächelte und ſchmunzelte und rief: »Ei, ei! ſieh, ſieh! das iſt ja ein ganzes Gemälde! Verſtehe nicht den Teufel davon! Aber hochtragiſch ſieht's aus (er wollte ſagen hochtragend oder hochſtelzig), habe in meinem Leben nichts ſo im Laden gehabt! Wiſſen Sie was, Freundchen, jetzt holen Sie hübſch noch die anderen Sachen, damit wir Alles beiſammen haben. Nachher wollen wir ſchauen, ob ſich ein Handel machen läßt. Gehen Sie, gehen Sie, Bewegung iſt immer geſund!«

Heinrich ging abermals nach ſeiner Wohnung und ergriff den größten Carton, einen mit Papier beſpannten Blendrahmen von acht Fuß Breite und entſprechender Höhe. Dies Ungethüm war leicht von Gewicht, aber ungefüg zu tragen wegen ſeiner Größe, und als der unmuthige Träger damit auf die Straße gelangte, blies ſofort ein luſtiger Oſtwind darein, daß es Heinrich kaum zu halten vermochte. Ueberdies mußte er, da die große Fahne nur auf der Rückſeite an der Kreuzleiſte zu halten war, die bemalte Seite nach außen kehren, und ſo begann er, ſich dahinter beſtmöglich verbergend, mit ſeiner Oriflamme durch die belebten Straßen zu ziehen. Alſobald zog eine Schaar Knaben und Mädchen vor der wandelnden Landſchaft her, und jeder Erwachſene ging ebenfalls ein Dutzend Schritte daneben hin und ſtolperte, während er die offenbaren und preisgegebenen Erfindungen Heinrich's zu enträthſeln ſuchte, über die Steine. Zwei wohlhabende und angeſehene Künſtler gingen vorüber und betrachteten vornehm und verwundert den beſchämten Träger, der ihnen bekannt vorkam; er fuhr mit ſeiner ſpaniſchen Wand gegen einen Wagen, den er nicht ſehen konnte, ſo daß die Pferde ſcheu wurden, der Fuhrmann fluchte, und zugleich brachten ſtarke Windſtöße das ganze Weſen in's Schwanken und dieſes ſtieß Heinrich's Hut herunter, ſo daß er nun nicht wußte, ſollte er den im Kothe dahin rollenden oder ſein beherztes Werk fahren laſſen. Dieſe Flucht ſeines Hutes war einer jener kleinen lächerlichen Unfälle, welche einen tiefen Verdruß oder grämliches Leiden auf den Gipfel bringen, und ſo ſtand Heinrich ganz elend und rathlos da und unterdrückte einen bitterlichen Zorn im Herzen. Er war in der Verwirrung mitten auf den Gemüſemarkt gerathen und konnte ſich vollends nicht mehr rühren. Fluchend that er einen Ruck und ſchwang ſeinen Carton über ſeinen Kopf, um ihn dort in die andere Hand und in eine bequemere Lage zu bringen; als das unſelige Werk aber in der Luft ſchwebte, fand er nicht mehr Raum, es wieder herunter zu nehmen, und hielt es ſo über den wogenden Köpfen der Menſchenmenge. Erſt jetzt gab es einen rechten Auflauf auf dem Markte, denn das Luftphänomen zog alle Leute herbei, die Fenſter in den umliegenden Häuſern thaten ſich auf, Alles lachte, ſchimpfte und rief: Wer wird denn mit ſolchem Ofenſchirm über den Markt gehen um dieſe Zeit? Da drängte ſich Heinrich's Gönnermännchen aus dem Dickicht, im grauen Schlafrock und ſeine weiße Zipfelkappe auf dem Kopfe, über die Schulter ein Netz mit Gemüſe und Fleiſch geworfen und Heinrich's übelzugerichteten Hut in der Hand. Freundlich winkte die lächerliche Geſtalt ihm zu und Heinrich ſtreckte ſehnlich die Hand nach ſeinem Hute. Aber der Alte rief mit wahrer Dämonenfreude: »Nicht doch! mit nichten, Freundchen! Ihr kommt ſo viel beſſer fort! will Euch den Hut ſchon tragen und den Weg bahnen!« und der Aermſte, er mochte flehen wie er wollte, mußte mit bloßem Kopfe, den mächtigen Rahmen über demſelben ſchwingend, den übrigen Weg zurücklegen, den ſchlurfenden Alten mit ſeinem Netz vor ſich her, der ſich zu größerer Bequemlichkeit den Hut über die Zipfelkappe geſtülpt hatte und ſchreiend und lärmend voranſchritt.

Als ſie endlich vor dem Häuschen des Alten angekommen und die Unheilsfahne mit vieler Mühe in den engen Laden hineingezwängt hatten, ſchien das freundliche boshafte Greischen befriedigt. Er öffnete ausnahmsweiſe ſein kleines Pult zur Hälfte, denn bisher hatte er ſeine winzigen Auszahlungen immer aus der Hoſentaſche beſtritten, und griff behutſam unter den Deckel, wie Einer, der eine Maus aus der Falle herausgreifen will, und indem er die Hand zurückzog, drückte er dem ausruhenden Heinrich zehn nagelneue Guldenſtücke in die Hand für die beiden Schildereien, ohne ihn zu fragen, ob er damit einverſtanden ſei. „Für ein Mal,“ ſagte er zutraulich leiſe, „will ich es mit dieſen beiden Tauſendſaſſa's von Bildern wagen! Wenn ich ſie auch behalten muß, was thut's? Ihr ſeid mir darum nicht feil, Freundchen, Schweizerchen! habt euch heute gut gehalten, wie? hä hä hä, hi hi hi, was iſt das für ein Kreuz mit ſo hochfahrendem Blute!«

Heinrich ſagte kurz und bündig: »Das verſteht Ihr nicht, alter Herr!« »Was, verſteh' ich nicht?« flüſterte der Alte, und der Junge wollte fortfahren: »Es iſt nicht das, was Ihr meint, etwa Hochmuth oder dergleichen: es iſt vielmehr der beſcheidene Wunſch, nicht aller Welt in die Augen zu fallen und Narrheiten zu treiben auf offener Straße; denn ein Renommiſt und ein Narr iſt, wer mit einer Kleinigkeit einem armen Teufel dienen könnte und ihn das thun laſſen, wozu er geſchickt und gewöhnt iſt, und ſtatt deſſen ſelber auf Abenteuer ausgeht —«; der unbelehrbare Alte ließ ihn aber nicht ausreden, ſondern zwang ihn, noch einen Fiſchſchwanz aufzueſſen, oder vielmehr die Brühe aufzutunken, welches die Hauptſache ſei, und er ließ ihn nicht eher los, bis er den Teller, an welchem ein Stück Rand fehlte, ganz leer gegeſſen. Erſt als das geſchehen, ſah Heinrich, daß der Tyrann vom Fenſter eine große Zeichnung weggenommen hatte, ſo daß der eſſende Heinrich in der Spelunke recht ſichtbar wurde, und er grüßte dabei mit ſeiner Zipfelmütze grinſend nach allen Seiten, um die Leute aufmerkſam zu machen und herbeizuziehen. Ueber dieſes ſonderbare Vergnügen des Männchens mußte endlich Heinrich ſo herzlich lachen, daß er ganz aufgeweckt wurde und in ſeiner Freude dem Alten die Zipfelmütze abriß und ſich ſelbſt aufſetzte. Zugleich trat aber auf dem kahlen Schädel des Alten eine ſeltſame Erhöhung oder runder Wulſt zu Tage, ein hügelartiger Auswuchs des Knochens, und auf dieſer einſam ragenden Extrakuppe ein ſtehen gebliebenes Wäldchen grauer Haare, was einen höchſt lächerlichen Anblick gewährte. Die zornige Verlegenheit des alſo Beſchaffenen bewies, daß dieſes ſein Geheimniß und ſeine ſchwache Seite war; aber Heinrich hatte ihm, als er dies geſehen, unwillkürlich die Zipfelmütze ſo blitzſchnell wieder aufgeſetzt und gerieth ſelbſt in ſo harmloſe Mitverlegenheit, daß der Alte ſich halb ſchmunzelnd, halb murrend zufrieden gab und überdies etwas nachdenklich wurde.

Heinrich hatte indeſſen lange nicht ſo viel Geld beſeſſen wie jetzt, und er beſchloß, ehe daſſelbe zu Ende gehe, ſich neues zu erwerben und was im Großen nicht hatte gelingen wollen, allmälig im Kleinen zu verſuchen. Da ſeine guten Studienblätter alle verſchwunden waren, ſo machte er ſich daran, welche aus dem Stegreif zu ſchaffen, und fabricirte in kurzer Zeit eine Anzahl flüchtiger, aber bunter und kecker Skizzen, ohne Andacht und Liebe, denen man es auf den erſten Blick anſah, daß ſie nicht im Freien, ſondern in der Stube entſtanden. Ueber dieſer herzloſen Beſchäftigung ſtand natürlich alles tiefere und innere Streben und Sein vollends ſtill, wie denn auch, da kein Buch mehr in ſeinem Beſitze war und er ſich aus den Hörſälen zurückgezogen, ſeine Selbſtbildung von dieſer Seite unterbrochen war, indeſſen er ſich in einer anderen Schule befand, wo der Alte Profeſſor war; denn man kann nicht Alles zumal treiben. Der Alte empfing ihn aber ganz vergnügt mit den neuen Sachen, die ihm ſehr in die Augen ſprangen; er nahm ihm ab, was er ihm brachte, war aber nach einiger Zeit verwundert, daß er hiervon auch nicht ein Stück verkaufte und der Käufer, welcher die guten Sachen alle geholt hatte, plötzlich wegblieb. Er theilte dies ſeinem Schützling mit, ſchob aber die Schuld auf die Wunderlichkeit und den Eigenſinn der Leute und forderte Heinrich auf, nur nicht nachzulaſſen, ſie wollten einmal auf den Vorrath arbeiten, bis ſich neue Käufer finden würden Heinrich konnte das aber nicht länger mit anſehen und ſagte dem Alten, daß er wahrſcheinlich nie einen Fetzen von dieſer neuen Art verkaufen würde und daß er ſein Geld, ſo wenig es ſei, wegwerfe. Ganz verblüfft verlangte der Alte eine deutlichere Belehrung und Heinrich ſetzte ihm, ſo gut es ging, auseinander, welcher Unterſchied zwiſchen dieſen und den früheren Sachen beſtehe, wie jene eben etwas Gewordenes, dieſe etwas Gemachtes ſeien, jene ohne des Künſtlers beſonderes Verdienſt von einem ganz beſtimmten Stoff und Werth, dieſe dagegen vollkommen werthlos. Er ſei nun ſogar froh, ſetzte er hinzu, daß dieſe

Induſtrie vollſtändig mißlungen, und um ſein Gewiſſen vollſtändig zu beſchwichtigen, zog er ſeinen Geldbeutel, der die zehn Gulden enthielt, und anerbot dem Alten, ihm wieder zu erſetzen, was er ihm für die liederlichen Arbeiten gegeben. Denn er hatte jetzt vollſtändig das Schmähliche einer hohlen herzloſen Thätigkeit empfinden gelernt, die, ohne nur eine ordentliche ehrliche Handarbeit zu ſein, ſich den Schein eines edleren Berufes giebt.

Der Alte hörte aufmerkſam zu, nahm eine Priſe über die andere, lächelte dann ſchlau und vergnügt, indem er das angebotene Geld ſogleich einſtrich, und ſtreichelte dem Jungen die Backen, welcher Liebkoſung ſich dieſer ſachte entzog. Er hatte den Erſatz unwillkürlich angeboten und war jetzt doch etwas betroffen, denſelben angenommen zu ſehen, da ſeine kleine Baarſchaft dadurch ſtark abnahm, ohne nun weiter zu wiſſen, was er thun ſollte.

Der Alte aber nahm ihn bei der Hand und ſagte: »Nur munter, Freundchen! wir wollen ſogleich eine Arbeit beginnen, die ſich ſehen laſſen kann und wird! Jetzt ſind wir gerade auf dem rechten

Punkt, da darf nicht gefeiert und nicht gemault werden!« Und er führte und ſchob ihn in ein noch dunkleres Verlies, das hinter dem Laden lag und ſein Licht nur durch eine ſchmale Schießſcharte empfing, die in der feuchten ſchimmligen Mauer ſich aufthat. Als Heinrich ſich einigermaßen an dieſe Dunkelheit gewöhnt, erblickte er das Loch angefüllt mit einer Unzahl hölzerner Stäbe und Stangen, ganz neu, rund und glatt gehobelt, von allen Größen laſtweiſe an den Wänden ſtehend. Auf einer verjährten längſt erloſchenen Feuereſſe, welche das Denkmal irgend eines Laboranten war, der vielleicht vor hundert Jahren in dieſem Finſterniß ſein Weſen getrieben, ſtand ein tüchtiger Eimer voll weißer Leimfarbe inmitten mehrerer Töpfe mit anderen Farben, jeder mit einem mäßigen Streicherpinſel verſehen. »In vierzehn Tagen,« liſpelte der Alte, abwechſelnd ſchreiend, »wird die Braut unſeres Kronprinzen in unſerer Reſidenz ihren Einzug halten; die ganze Stadt wird geſchmückt und verziert werden, tauſende und aber tauſende von Fenſtern werden mit Fahnen in unſeren und den Landesfarben der Braut verſehen; Kattunfahnen von jeder Größe werden die nächſten zwei Wochen die geſuchteſte Waare ſein, habe ſchon zweimal in meinem Geſchäft den Witz mitgemacht und jedesmal ein gut Stück Geld verdient; wer der Erſte, Schnellſte und Billigſte iſt, der hat den Zulauf. Darum friſch dran, keine Zeit zu verlieren! Habe ſchon ſeit zwei Wochen vorgeſehen und Stöcke machen laſſen, weitere Lieferungen ſind beſtellt, das Kattunſchneiden und Nähen wird ebenfalls beginnen, Ihr aber, Schweizermännchen, müßt die Stangen anſtreichen. Bſt! nicht gemukſt! Hier für dieſe großen gebe ich einen Kreuzer das Stück für dieſe kleineren einen halben, von dieſen ganz kleinen aber, welche für die Mauslöcher und Blinzelfenſter der Armuth beſtimmt ſind, müſſen vier Stück auf den Kreuzer gehen! Jetzt aber paßt auf, wie das zu machen iſt, Alles will gelernt ſein!«

Er hatte ſchon mehrere Stücke theils halb, theils ganz vorgearbeitet; nachdem die Stange mit der weißen Grundfarbe verſehen, welche für beide Landesfarben dieſelbe war, wurde ſie durch die andere Farbe mit einer Spirallinie umwunden. Der Alte legte eine grundirte Stange am einen Ende in die Schießſcharte, hielt ſie mit der linken Hand wagerecht, und indem er, den Pinſel eintauchend, Heinrich aufmerkſam machte, wie dieſer nicht zu voll, noch zu leer ſein dürfe, damit eine ſichere und ſaubere Linie in Einem Zuge entſtände, begann er, die Stange langſam drehend, von oben an die himmelblaue Spirale zu ziehen, wo möglichſt ohne zu zittern oder eine Stelle nachholen zu müſſen. Er zitterte aber doch, auch gerieth ihm der weiße Zwiſchenraum nicht gleichmäßig, ſo daß er das mißlungene Werk wegwarf und rief: »Item! auf dieſe Weiſe mein' ich's! Eure Sache iſt es nun, das Zeug beſſer zu machen, denn wofür ſeid Ihr jung?«

Heinrich legte nun auch eine Stange in die Schießſcharte und verſuchte ſich in dieſer ſeltſamen Arbeit, und bald ging es ganz ordentlich von Statten, während der Alte vorn im Laden hauſ'te und zwei oder drei Nähtermädchen, die ſich eingefunden hatten, rüſtig Zeug zuſchnitt, damit ſie es in zwei Farben zuſammennäheten.

Draußen war es anhaltend das lieblichſte Sommerwetter, der Sonnenſchein lag auf der Stadt und dem ganzen Lande und die Leute trieben ſich lebhafter als ſonſt im Freien herum, theils im Verkehre für die zu treffenden Vorbereitungen, theils im Vorgenuß der kommenden Feſttage, welche dies dem Genuſſe nachhangende Volk recht auszubeuten gedachte. Der Laden des Alten war angefüllt mit Leuten, welche Fahnen beſtellten und holten, nähenden Mädchen, Tiſchlern, die Stangen brachten, und er ſelbſt regierte, lärmte und hantirte dazwiſchen herum, nahm Geld ein und zählte Fahnen, und ab und zu ging er einmal in Heinrich's Verlies hinein, wo dieſer mutterſeelenallein in dem blaſſen Lichtſtrahl der Mauerritze ſtand, ſeinen weißen Stab drehete und die ſorgfältige reinliche Spirale zog.

Der Alte klopfte ihm dann ſachte auf die Schulter und flüſterte ihm in's Ohr: »So recht, mein Söhnchen! dies iſt die wahre Lebenslinie; wenn Du die recht accurat und raſch ziehen lernſt, ſo haſt Du Vieles gelernt!« Und wirklich fand Heinrich in dieſer einfachen und verachteten Arbeit allmälig einen ſolchen Reiz, daß ihm die langen Sommertage, in dieſem Loch zugebracht, gleich Stunden vorübergingen. Er hatte ſich bald eine große Geſchicklichkeit erworben, welche trotz ihrer Geringfügigkeit recht bedeutſam war; denn nicht nur galt es, die ewige Linie ohne Anſtoß und Aufenthalt, ohne Abſchweifung und Ungleichheit fortzuführen, ſondern ſie auch ſo zu beſchleunigen, daß es überhaupt der Mühe lohnte und den Anforderungen genügt wurde, ohne daß durch die Eile die Arbeit ſchlechter wurde und die Linie ſich verwirrte.

Unablässig zog er dieſelbe, gleichmäßig, raſch und doch vorſichtig, ohne zuletzt einen Klecks zu machen, einen Stab ausſchießen zu müſſen oder einen Augenblick zu verlieren durch Unſchlüſſigkeit oder Träumereien, und während ſich ſo die umwundenen Stäbe unaufhörlich anhäuften und weggingen, während ebenſo unaufhörlich neue ankamen, um welche alle ſich daſſelbe endloſe Band hinzog, wußte er doch jeden Augenblick, was er geleiſtet, und jeder Stab hatte ſeinen beſtimmten Werth. Er brachte es in den erſten

Tagen ſo weit, daß ihm der ganz verdutzte Alte am Abend jedesmal nicht weniger als zwei Kronenthaler auszahlen mußte. Erſt ſperrte er ſich dagegen und ſchrie, er hätte ſich verrechnet; als aber Heinrich mit einer ihm ganz neuen Beharrlichkeit erklärte, ſo ginge es nicht, und ihm nachwies, daß er froh ſein müſſe, ſo viel liefern zu können, indem ihn Heinrich's erworbene Fertigkeit nichts anginge, gab ſich der Alte mit einer gewiſſen Achtung und forderte ihn auf, nur ſo fortzufahren, denn die Sache ſei beſtens im Gange. Wirklich hatte er auch einen gewaltigen Zulauf und verſorgte einen großen Theil der Stadt mit ſeinen Freudenpanieren. Heinrich drehte unverdroſſen ſeinen Stab, und zwar ſo ſicher und geläufig, daß er dabei ein ganzes Leben durchdrehte und auf der ſich abwickelnden blauen Linie eine Welt durchwanderte, bald traurig und verzagt, bald hoffnungsvoll, bald heiter und ausgelaſſen, die ſchnurrigſten Abenteuer erlebend.

Am Abend, nachdem er in einer entlegenen Schenke ein ſpärliches Abendbrot gegeſſen, ſeinen Erwerb geizig zuſammenhaltend, kehrte er müde und zufrieden in ſeine Wohnung zurück und konnte kaum den Tag erwarten, wo er in aller Frühe wieder an die ſeltſame Arbeit gehen durfte.

So kam endlich der Tag heran, an welchem die künftige Königin ihren Einzug hielt. Schon am frühen Morgen fingen die Straßen an das allerbunteſte Gewand anzuziehen, und die Bevölkerung wogte hin und her, der beſitzende, angeſeſſene oder abhängige Theil noch mit den Anſtalten beſchäftigt, der müßige und unabhängige Theil gaffend und ſich an dem Thun der Anderen vergnügend. Werkleute hämmerten und kletterten an Gerüſten und Ehrenbogen umher, Gärtner und Bauern führten ganze Laſten grünen Zeuges herbei, indeſſen die Behörden und Zünfte auf den Beinen waren und ihren Aufzug in zweckloſem Umherſtehen und Gehen den ganzen Tag hielten. Die dicke geſpreizte Magiſtratsperſon, die nicht wußte, wo ihr der Kopf ſtand vor aufgeblähtem Eifer, Wohldienerei und Wichtigthuerei, rannte die arme Wittwe über den Haufen, die noch in der letzten Stunde ein Kränzchen oder Fähnchen herbeiholte, und der reiche

Hofſchuhmacher ſtieß mit der ungeheuren Schilderei, welche er an ſeinem Laden aufrichtete, der über ihm wohnenden alten Jungfer den verblühten Myrthenſtock herunter, welchen die Geizige ſtatt allen Aufwandes vor das Fenſter geſetzt.

Im Laden des Alten war es allmälig leer geworden, nur einzelne arme Leute kamen am Nachmittage noch, um nach reiflichem Entſchluſſe und Erwägung des Nutzens oder des Schadens, welchen die Unterlaſſung bringen könnte, noch eine billige Fahne oder zwei zu holen, und feilſchten hartnäckig um den Preis. Der Alte zählte jetzt ſeine Einnahme, und vollauf damit beſchäftigt, forderte er Heinrich auf, ſich jetzt hinauszumachen, unter die Leute zu gehen, den Einzug anzuſehen und ſich etwas gütlich zu thun. »Sie machen ſich wohl nichts daraus, wie?« fügte er hinzu, als er ſah, daß der Aufgeforderte keine beſondere Luſt zeigte, »ſehen Sie, ſo wird man geſetzt und klug! Schon weiſer geworden dahinten bei der alten Eſſe in der kurzen Zeit! Das iſt recht, ſo muß es kommen! Aber geht dennoch ein bischen hinaus, Liebſter, und wäre es nur, um einmal die Sonne zu genießen und ein ſchönes junges Königskind anzuſehen.« Heinrich fühlte ſich nicht berufen, dem Alten auseinanderzuſetzen, inwiefern er Recht oder Unrecht habe mit ſeiner Zufriedenheit und ſeiner Anſchauung, ging jedoch vor die Stadt hinaus, um jedenfalls etwas Luft zu ſchöpfen. Er ſah nun auf dem Wege die ganze Herrlichkeit fertig und mit einem Male, Alles ſchwamm, flatterte, glänzte und ſchimmerte in Farben, Gold und Grün, und ein unzähliger Menſchenſtrom wälzte ſich vor das Thor, wo eine ſchon vorhandene gleiche Menge auf dem Felde lagerte und zechte, als ob es gälte, ein Ilion von Tonnen zu bezwingen. Aber die goldene Nachmittagsſonne rechtfertigte und verklärte allen Lärm, alles Toben und alle Luſt; Heinrich athmete tief auf und es war ihm zu Muth, als ob er ein Jahr lang am Schatten gelegen hätte in einem kalten Gefängniß, ſo wärmend und wohlthuend ſtrömte der goldene Schein auf ihn ein.

Plötzlich ertönte Kanonendonner, Glockengeläute über der ganzen weitgedehnten Stadt, Muſik erſchallte an allen Enden, die Trommeln wurden gerührt, auf der breiten Landſtraße wälzte ſich erſt ein laufender Menſchenknäuel daher, dann raſſelte ein geharniſchter Reiterhaufen, ritten Beamtete aller Art heran und an der Spitze eines langen Wagenzuges rollte jetzt der Blumenwagen vorüber, in welchem ein liebliches junges Mädchen ſaß in Reiſekleidern und höchſt vergnügt das tobende Volk begrüßte. Doch Alles ging ſo ſchnell vorüber wie ein Traum, und hinter den letzten Reitern fluthete die Menge zuſammen und bedeckte, ſich langſam nach der Stadt wälzend, alle Gehöfte, Wirthshäuſer und Schenken im Umkreiſe und fiel ſingend, lärmend, prügelnd in die zahlloſen Fallen, welche ihr die ſtillen Speculanten des Tages überall aufgeſtellt.

Auch Heinrich ſchlenderte in die Stadt zurück und unterhielt ſich nun damit, ſeine Fahnenſtangen vor den anderen herauszuſuchen; er kannte ſie bald an verſchiedenen Zeichen, und ein um das andere Haus wies dieſe Erzeugniſſe ſeines Fleißes auf. Unverſehens aber erwachte der Republikaner in ihm und er rief ſchmerzlich in ſich hinein: »Das iſt alſo nun das Ende vom Liede, daß Du in dieſer Stadt ſitzeſt und ſolchen Unſinn beiträgſt zum Unſinn!« Und als ob alle Leute ihm anſehen könnten, daß Er die unzähligen Stängelchen und Stangen bemalt, während in der That kein Sterblicher eine Ahnung hatte außer dem Alten, eilte Heinrich voll Scham und Zerknirſchtheit wieder aus der Stadt an den abendlichen Fluß hinaus und in die ſchönen Gehölze, die ſich längs deſſelben hinzogen. Er ging auf denſelben Wegen, auf welchen er einſt in Floribus als hoffnungsreicher Kunſtjünger gefahren und gegangen in jener grünen Narrentracht, und mit Ferdinand Lys geſtritten hatte. Die politiſchen Bedenken wegen ſeiner Steckenarbeit traten jetzt zwar zurück, aber nur um noch tieferen Platz zu machen. »Das war nun,« ſagte er ſich, »ſo ein Stück Schulzeit in der Schule dieſes Alten! aber nun iſt es nachgerade mehr als genug!« Der rauſchende Fluß, die rauſchenden Bäume, die balſamiſche Luft der hereinbrechenden Nacht, die er alle ſo lange nicht genoſſen, ſchienen ihn aufzurufen zur Treue gegen ſich ſelbſt und zum Widerſtand gegen jedes unnatürliche

Joch, und ſchienen zu ſingen: Siehe, wir rauſchen, wehen und fließen, athmen und leben und ſind alle Augenblicke da, wie wir ſind und laſſen uns nichts anfechten. Wir biegen und neigen uns, leiden und laſſen es über uns dahin brauſen und brauſen ſelbſt mit und ſind doch nie etwas Anderes, als das was wir ſind! Wir gehen unter und leben doch, und was wir leben, das ſorgen wir nicht! Im Herbſt ſchütteln wir alle Blätter ab, und im Lenz bekleiden wir uns mit jungem Grün; heute verrinnen wir und ſcheinen verſiegt und morgen ſind wir da und ſtrömen einher, und ich, der Wind, wehe wohin ich muß und thue es mit Freuden, ob ich auf meinen Flügeln Roſengerüche trage oder die Wolken des Unheils!

Als Heinrich nach der Stadt zurückkehrte, beſchloß er, nie mehr zum Alten zu gehen, möge ihm geſchehen was da wolle, und ſo ſchwer es ihm auch fiel; denn er hatte das ungewöhnliche graue Männchen lieb gewonnen.

Siebentes Kapitel.

Den anderen Morgen, als Heinrich aufgeſtanden, empfing er einen Beſuch von ſeiner Hauswirthin, welche eine unvermögliche Frau war und einen ganzen Trupp Kinder zu ernähren hatte, während ihr Mann ſeinen Erwerb anderweitig hintrug. Heinrich war ihr ſeit einem halben Jahre die Miethe ſchuldig; denn dies war ein Gegenſtand, welcher ihm keine Wahl ließ, Schulden zu machen oder nicht, da er ein Obdach haben mußte. Die arme Frau hatte ihn nie gedrängt und wußte, daß die, ſo in Sorgen leben, am beſten mit Geduld und Nachſicht zuſammen auskommen, was aber dann eine um ſo größere Zuverläſſigkeit und Ehrlichkeit mit ſich bringt, die wiederum nicht ſowohl wie eine harte Geſchäftspflicht, als mit frohem Dank aufgenommen wird. Jetzt bat ſie ihn um Berichtigumg ſeiner Schuld, da mit ihrer Beobachtung, daß Heinrich einiger Baarſchaft froh war, zugleich das eigene nicht eine Stunde länger zu ertragende Bedürfniß ſich geſteigert hatte, und zwar in aller Aufrichtigkeit und Ueberzeugung. Denn das iſt das ergötzliche und artige Band bei der Armuth, wenn Eines ein Häppchen erſchnappt hat, ſo ſchreit das Andere, das ſich bislang ganz ſtill gehalten, plötzlich und ohne Bosheit, als ob es am Spieße ſtäke, und dieſer liebenswürdige Wechſel von Entbehrung und Mitgenuß, von Opferfreudigkeit und unverhohlenem Anſpruch läßt ſie nur um ſo natürlicher und menſchlicher empfinden und zum Vorſchein kommen. Heinrich, der ſeinerſeits eben ſo unbefangen nicht an ſeine Schuld gedacht hatte, war in der gleichen Unbefangenheit nur froh, der Frau ſogleich genügen zu können, und ſah ſich, ehe er ſich ganz ermuntert, beinahe des ganzen Ergebniſſes ſeiner Spirallinie beraubt. So erfuhr er nun eine noch bedeutſamere Seite der Schuldbarkeit und Pflichterfüllung, nämlich wie es thut, wenn man nicht etwa nur mit leicht erworbenen oder fremden Mitteln zierlich und gern ſeine Pflicht löſt, ſondern auch mit der Frucht der bitteren und anhaltenden Arbeit Recht und Menſchlichkeit zufriedenſtellt, ehe man an die eigene Noth denkt. Dies war ſein glückliches Erbgut, das weit mehr in ſeinem Blute als in ſeinem Wiſſen lag, daß er durchaus keinen Unterſchied zu machen vermochte zwiſchen dem Gelde, das er ohne Mühe durch die Sorge Anderer erhalten, und zwiſchen dem, was er ſich ſauer erworben; denn es hinderte ihn nun, in der Verſuchung der Noth jener Klugheit und anſcheinend gerechtfertigter Berechnung zu verfallen, welche ſo manche Menſchen in ſchlimmeren Zeiten wohl ſchlau über dem Waſſer hält, aber nur um ſie dann gänzlich in Selbſtſucht und Gemüthsſchmutz untergehen zu laſſen.

Die bedrängte Wirthin befreite ſich noch am ſelben Tage von einer Menge kleiner heftiger Gläubiger, erhielt neuen Credit beim Bäcker, that ſich etwas gütlich mit ihren vom Vater verlaſſenen Kindern, erwarb ſogar ein Stück geringen Zeuges zu neuen Hemdchen für dieſelben, kurz, ſie athmete auf und lebte nach ihrer Weiſe herrlich und in Freuden, während Heinrich am gleichen Tage einen ſo rathloſen Zeitraum antrat, wie er ihn vor Kurzem noch nicht geahnt. Hatte ſich ſeine Wohnung von allem Beſitzthume geleert, ſo ſah er jetzt, daß ſie dennoch noch leerer und kahler werden konnte, indem er von den letzten faſt völlig werthloſen Gegenſtändchen und Bruchſtücken zehrte, und bald ſah es ſo verzweifelt dürr und hoffnungsarm um ihn aus, daß die Wirthin ihn auffordern mußte, ſich eine andere Wohnung zu ſuchen; denn er war nun, wie ſie wohl ſah, unter den Stand ihrer eigenen Armuth hinabgeſunken, und bei dieſer Ungleichheit lag es nicht mehr in ihrem Vermögen, etwa auf ſein beſſeres Glück zu bauen und die Selbſterhaltung hintan zu ſetzen.

So zog er mit ſeinem leeren Koffer, in welchem allein das Buch ſeiner Jugendgeſchichte lag, in eine neue Wohnung und erlebte es zum erſten Male, von unbekannten Leuten gleich als Habenichts ohne Höflichkeit und mit Mißtrauen empfangen und angeſehen zu werden, als ſie ſeine Nichthabe bemerkten. Er ging jetzt auch ſchlecht in Kleidern einher und mußte tauſend Geſchicklichkeiten erwerben, dies ſo gut als möglich zu verbergen, und alles dies und wenn ihm das Waſſer in die zerriſſenen Sohlen drang, lehrte ihn mit ſtummer Beredtſamkeit die menſchlichen Dinge zu empfinden und zog und bog den grünen Zweig ſeines Weſens kräftig nach allen Seiten, daß er geſchmeidig wurde.

Er ertrug das Härteſte ohne Verbitterung und ohne Hoffnungsloſigkeit, wohl fühlend, daß eher ein Berg einſtürzt, als ein Menſchenweſen ohne angemeſſene Schuld zu Grunde geht; wenn er ſich ſelbſt ſah, wie er eben ſo ſtill und geduldig alle Strapazen, Entbehrungen und Demüthigungen zu beſtehen, als behende und begehrlich, wie ein hungriges Füchslein, ein ſich darbietendes Lebensmittelchen zu erſchnappen und auch dem Allerwenigſten dankbar einen hohen Werth beizulegen verſtand, ohne ſich doch gierig und thieriſch zu geberden, ſo übte er ſich gerade an dieſem Schauſpiel, ſein beſſeres Bewußtſein über daſſelbe zu erheben ohne geiſtige Ueberhebung und Myſticismus, und ſein edleres Ich beſchaulich aus dem dunklen Spiegel der leiblichen Noth zurückleuchten zu ſehen.

Es fand ſich und kam ihm gut, daß Heinrich von Natur aus verſtand geduldig zu ſein und äußeres leibliches Leidweſen zu dulden, ohne die Beweglichkeit der Seele zu verlieren. Dieſe Kunſt des Duldens, welche das Chriſtenthum vorzüglich ſich angeeignet und zu einer ausgebildeten Cultur erhoben hat, iſt eine löbliche Eigenſchaft des urſprünglichen Menſchen und das Chriſtenthum hat ſie weder vom Himmel geholt, noch ſonſt erfunden, ſondern fertig im Vermögen des Menſchen vorgefunden, und ſie iſt ſo gut weltlicher Natur, daß nicht nur kluge und edle Heiden ſie beſeſſen, ſondern auch am kranken und leidenden Thiere täglich zu ſehen iſt, und zwar nicht zum Zeugniß ihrer Niedrigkeit, ſondern ihrer maßgeblichen Urſprünglichkeit und Natürlichkeit. Freilich iſt das Dulden der meiſten Chriſten längſt nicht mehr dieſer edle und kraftvolle Grundzug, ſondern ein künſtliches Weſen, welches darauf hinausläuft, ſobald als möglich nicht mehr dulden zu wollen und für das Erduldete hinlänglich entſchädigt zu werden, daher auch die gedankenloſen und lärmenden Gegner des Chriſtenthums das Kind mit dem Bade ausſchütten, alles Leiden entweder für Heuchelei und Beſchränktheit oder für Feigheit halten, und ſich geberden wie eigenſinnige kreiſchende Kinder, die keine Suppe eſſen wollen.

Obgleich Heinrich das Unglück um ſeiner ſelbſtwillen ertrug als eine in's Leben getretene ſehr deutlich geſtaltete Sache, die um ihrer Klarheit willen zu einem Gute wurde, ſo verfiel er doch täglich immer wieder der chriſtlichen Weiſe, Gott um unmittelbare Hülfe zu bitten in allen möglichen Tonarten, und zwar nicht ſeinetwegen, ſondern um ſeiner Mutter willen, da deren Ruhe und Wohlfahrt jetzt von ſeinem eigenen Befinden abhing. Seit ihr letztes Opfer einen ſo plötzlichen ſchlechten Erfolg gehabt, war es ihm nicht möglich geweſen, ihr wieder zu ſchreiben, da er ihr nichts Gutes berichten konnte und ſie doch nicht anlügen mochte. Von Woche zu Woche eine günſtigere Wendung verhoffend, verſchob er das Schreiben, bis eine ſo lange Zeit verſtrichen war und ſich ein trauriges Schweigen ſo in ihm feſtgeſetzt hatte, daß er dieſes nun nicht mehr brechen zu können meinte, als zugleich mit den wohlgefälligſten Nachrichten und am beſten mit einer glücklich beſtellten Rückkehr. Die Mutter hatte ihm noch einige Mal geſchrieben und die Hoffnung ſeiner baldigen Heimkehr jedesmal mit der Todesanzeige eines Verwandten, Freundes oder Nachbarn geſchloſſen, ſo erſt mit derjenigen des Schulmeiſters, des Oheims, dann mit derjenigen alter Leute ſowohl wie junger kräftiger Menſchen aus Dorf und Stadt, und zahlreiche Familienereigniſſe und Veränderungen, Entfremdung alter Verhältniſſe, Untergang manches bekannten Wohlergehens und Daſeins und die Begründung gänzlich neuer verkündeten vollends dem fernen Sohne die unerbittliche Flucht der Zeit und ließen ihn die Vereinſamung ſeiner Mutter und den Werth eines jeden Tages doppelt fühlen. Als ſie aber keine Antwort mehr erhielt, ſchwieg ſie endlich ſtill, und nun ſprach dieſe Stille beredter als alle Briefe in Heinrich's Seele, welcher ſich doch nicht rühren noch regen konnte.

So kam es, daß er, während er für ſeine Perſon ſich ſchuldlos fühlte und die Dinge nicht fürchtete, in Anſehung ſeiner Mutter eine große Schuld erwachſen ſah, an der er doch wieder nicht ſchuld zu ſein meinte, und daher wußte er in dieſem Doppelzuſtande keinen anderen Ausweg, als Gott zu bitten, ſeine Mutter vor Kummer und Leid zu ſchützen. Daß er bei dieſem Schutze ſelber gut weg kam, darüber gab er ſich vollkommen Rechenſchaft und ſuchte ſich zu überzeugen, daß dennoch ſein Gebet uneigennützig und es ihm durchaus nicht um ſich ſelbſt zu thun ſei; dann mußte er ſich aber wieder ſagen, daß ſeine Mutter ohne Zweifel zu Hauſe in der nämlichen Weiſe Gott für ihr Kind und nicht für ſich ſelbſt bitte, und da doch Alles beim Alten blieb und Gott in der Mitte der ſich kreuzenden flehentlichen Bitten ſich ganz ſtill verhielt, ſo vermehrten ſtarke Zweifel an der Vernünftigkeit dieſes ganzen Weſens ſein Leid und ſein Schuldbewußtſein. Denn wenn er ſich bemühte, um ſich das Verhalten eines wirklich vorſehenden und eingreifenden Gottes glaubwürdig und begreiflich zu machen, an der Mutter ſelbſt eine Art Schuld aufzufinden, welche eine ſolche Leidensſchule verurſacht, ſo konnte er keine finden, und dieſe ganze Unterſuchung dünkte ihn läſterlich und unkindlich; oder wenn er endlich etwa dachte, daß vielleicht gerade das ängſtliche Weſen der Mutter in irdiſchen Dingen, der große Werth, den ſie auf ein ſicheres Auskommen und auf eine herbe Sparſamkeit legte, ihr Vergehen ſei, welches eine weiſe Schule Gottes hervorgerufen, ſo konnte er doch zwiſchen der anhaltenden und bitteren Strenge dieſer Schule und der geringfügigen harmloſen und unſchädlichen Urſache derſelben durchaus kein gerechtes und weiſes Verhältniß finden, und wenn noch irgend etwas Verhältnißmäßiges da war, ſo dünkte es ihn erträglicher und edler, es lediglich als die innewohnende Folgerichtigkeit und Nothwendigkeit der Dinge zu betrachten, als es dem vorſätzlichen Benehmen eines überkritiſchen Gottes zuzuſchreiben. Nichts deſto minder wandte er ſich jedesmal, wenn das verlorene Schweigen zwiſchen ihm und der Mutter recht in ihn hineinfraß, wieder mit einem wahren ſehnſüchtigen Höllenzwang von heißen Gebeten an eben dieſen ſich mäuschenſtill verhaltenden Gott.

Als er eines Tages niedergeſchlagen und in ſchlechten Zuſtänden auf der Straße ging und ſich von keinem Menſchen beachtet glaubte, kam ein ſtattlicher junger Bürgersmann mit einem blühenden Weib am Arme auf ihn zu und redete ihn in ſeiner Heimathſprache an, welche ihm wie ein Laut aus beſſerer Welt klang in dem Rauſchen und Dröhnen der fremden Stadt. Der Landsmann zeigte ſich erfreut, ihn endlich gefunden zu haben, und verkündete ihm Grüße von ſeiner Mutter. Während in Heinrich ſüße Freude und trauriger Schreck ſich miſchten und bekämpften und er roth und blaß wurde, erzählte der Fremde, wer er ſei, und wunderte ſich, von Heinrich nicht gekannt zu ſein. Es war aber Niemand anders, als ein nächſter Nachbar des väterlichen Hauſes und jener junge Handwerker, welcher mit Heinrich am gleichen Tage in die Fremde gezogen, aber zu Fuß und ein ſchweres Felleiſen tragend, von ſeiner armen Mutter begleitet, indeſſen jener ſo hoffnungsvoll auf dem Poſtwagen in die Welt hinein fuhr. Sich in ſeinem einfachen Handwerk beſchränkend und nichts Anderes kennend, als die unermüdete Nutzanwendung ſeiner fleißigen und geſchickten Hand, jeden Vortheil für dieſelbe erſehend und die Augen überall aufmachend, aber nur auf ein und denſelben Gegenſtand gerichtet und aller Orten nur dieſen ſehend, war er nach wenigen Jahren als ein wohlgeſchulter und entſchloſſener junger Mann zurückgekehrt und begann die Gründung ſeines Hauſes mit ſo zweifelloſem und glücklichem Willen, als ob es gar nicht anders hergehen könnte, und die Welt empfing und förderte ihn dabei, als ob es nur ſo ſein müßte, von ſeinem klaren Muthe angezogen und bezwungen, und als Pfand gab ſie ihm ein ſchönes und wohlhabendes Bürgermädchen zur Frau, mit welcher er jetzt eben, nicht ohne kluge geſchäftliche Nebenzwecke, die Hochzeitreiſe machte.

Er hatte vor ſeiner Abreiſe bei Heinrich's Mutter angefragt, ob ſie etwas für ihren Sohn auszurichten hätte, und dieſe, indem ſie mit Beſchämung geſtehen mußte, daß ſie nicht einmal wiſſe, wo er ſei, und ſich zu dieſem Geſtändniß nur widerſtrebend verſtand, bat ihn, den Sohn aufzuſuchen und denſelben aufzufordern, ihr Nachricht von ſich zu geben, oder ihn womöglich zu beſtimmen, nach Hauſe zu kommen.

So ſtand Heinrich nun vor dem ſtattlich ausſehenden blühenden Paare, welches bei aller Freundlichkeit ſich nicht enthalten konnte, prüfende Blicke auf ſeinen ſchlechten Anzug zu werfen. Da es der letzte Tag ihres Aufenthaltes war und ſie auf den Abend abreiſen wollten, ſo luden ſie ihn ein, mit ihnen zu gehen und die übrige Zeit noch mit ihnen zu verbringen. Sie führten ihn in den Gaſthof und Heinrich aß mit ihnen zu Mittag. Es war lange her, ſeit er ſich an einem ſo wohlbeſetzten Tiſche geſehen und feuriger Wein ſeine Lippen berührt. Der landsmänniſche Gaſtfreund ließ reichlich auftragen und drang wohlmeinend in ihn, es ſich ſchmecken zu laſſen, und alles dies machte Heinrich nur um ſo verlegener und ließ ihn ſeine Armuth doppelt empfinden, und indem er ſah, daß die jungen Eheleute das wohl bemerkten, ſich in ihrer glücklichen Stimmung mäßigten und mit zartem Sinne einen der ſeltſamen Lage angemeſſenen Ton inne zu halten ſuchten, empfand er es wieder bitter, nicht nur ſelbſt unglücklich zu ſein, ſondern durch ſein ſo beſchaffenes Daſein die heitere Stimmung Anderer vorübergehend zu trüben, gleich einer Regenwolke, die über einen hellen Himmel hinzieht.

Obgleich es ihn drängte, ſo viel als möglich von ſeiner Mutter ſprechen zu hören, ſuchte er ſich lange zu bezwingen und nicht durch Fragen zu verrathen, daß er gar nichts von ihr wiſſe, bis der edle Wein, welchen der Mann genugſam ſtrömen ließ, ihm die Zunge löſte, ihn alles Widerſtreben vergeſſen, ſehnlich und unverhohlen nach der Mutter fragen ließ.

Da nahm ſich der Landsmann zuſammen und ſagte: »Ich will es Ihnen nicht verhehlen, Herr Lee, daß Ihre Mutter ſehr Ihrer Rückkunft bedarf, und ich würde Ihnen rathen und fordere Sie ſogar auf, ſobald als immer möglich heim zu kommen; denn während die brave Frau den tiefſten Kummer und die Sehnſucht nach Ihnen zu verbergen ſucht, ſehen wir wohl, wie ſie ſich darin aufzehrt und Tag und Nacht nichts Anderes denkt. So viel ich jetzo ſehe, wenn Sie meine Freiheit nicht übel nehmen wollen, ſteht es nicht zum Beſten mit Ihnen, und erachte ich, daß Sie in dem Stadium ſind, wo die Herren Künſtler allerlei durchmachen müſſen, um endlich mit Ehre und ſtattlichem Anſehen aus der Noth hervorzugehen. Unſereines hat wohl auch allerlei Strapazen auf der Wanderſchaft durchzumachen oder als Anfänger harte Zeit zu erleben; allein mit der Arbeit können wir, wenn wir nur wollen, uns jederzeit helfen, und unſere Hände ſind immer ſo gut wie baares Geld oder gebackenes Brot und für jede Stunde eine unmittelbare Selbſthülfe, während es bei Ihnen dazu noch gutes Glück und allerlei Unerhörtes braucht, wovon ich nichts verſtehe. Vorlaute und unverſtändige Weibſen und auch eben ſolche Männer in unſerer Stadt, wo es ruchbar geworden, daß Ihre Mutter große Summen an Sie gewendet und ihr eigenes Auskommen dadurch bedeutend geſchmälert hat, haben es ſich beikommen laſſen, dieſelbe hart zu tadeln hinter ihrem Rücken und auch ihr in's Geſicht ungefragt zu ſagen, daß ſie unrecht gethan und ſowohl ihrem Sohne ſchlecht gedient, als durch ſelche unzukömmliche Opfer ſich ſelbſt überhoben habe. Jedermann, der Ihre Mutter kennt, weiß, daß Alles eher als dieſes der Fall iſt, aber das unverſtändige Geſchwätz hat ſie vollends eingeſchüchtert, daß ſie faſt mit Niemand zuſammenkommt und ſo in Einſamkeit und harter Selbſtverläugnung dahinlebt. Obgleich die Nachbaren ihr manche Dienſte anbieten, nimmt ſie nichts an, und die Art, wie ſie dies thut und wie ſie ihre Sachen beſorgt, hat, ſo viel man davon ſehen kann, etwas höchſt Seltſames und Schwermüthig machendes für uns Zuſchauer. Sie ſitzt den ganzen Tag am Fenſter und ſpinnt, ſie ſpinnt Jahr aus und ein, als ob ſie zwölf Töchter auszuſteuern hätte, und zwar, wie ſie ſagt, damit doch mittlerweile etwas angeſammelt würde, und da ſie nichts Anderes anſammeln könne, wenigſtens ihr Sohn für ſein Leben lang und für ſein ganzes Haus genug Leinwand finde. Wie es ſcheint, glaubt ſie durch dieſen Vorrath weißen Tuches, das ſie jedes Jahr weben läßt, Ihr Glück herbeizulocken, gleichſam wie in ein aufgeſpanntes Netz, damit es durch einen tüchtigen Hausſtand ausgefüllt werde, oder gleichſam wie die Gelehrten und Schriftſteller durch ein Buch weißes Papier gereizt und veranlaßt werden ſollen, ein gutes Werk darauf zu ſchreiben, oder die Maler durch eine ausgeſpannte Leinwand, ein ſchönes Stück Leben darauf zu malen. Zuweilen ſtützt ſie ausruhend den Kopf auf die Hand und ſtaunt unverwandt in das Land hinaus über die Dächer weg oder in die Wolken; wenn es aber dunkelt, ſo läßt ſie das Rad ſtill ſtehen und bleibt ſo im Dunkeln ſitzen, ohne Licht anzuzünden, und wenn der Mond oder ein fremder Lichtſtrahl auf ihr Fenſter fällt, ſo kann man alsdann unfehlbar ihre Geſtalt in demſelben ſehen, wie ſie immer gleich in's Weite hinausſchaut. Seit Jahren geht ſie in demſelben braunen Kleide, welches ſich gar nicht abzutragen ſcheint, über die Straße und hat ſich ſtreng von aller auch der einfachſten Zier entblößt, daß es unſere Weiber ärgert, welche gewöhnt ſind, ſich mit der Zeit immer reicher zu kleiden, anſtatt ſchlichter, und darnach ihr Gedeihen berechnen. Wahrhaft melancholiſch aber iſt es anzuſehen, wenn ſie zuweilen ihre Betten ſonnt; anſtatt ſie mit Hülfe Anderer auf unſeren geräumigen Platz hinzutragen, wo der große Brunnen ſteht, ſchleppt ſie dieſelben allein auf das hohe ſchwarze Dach Eures Hauſes, breitet ſie dort an der Sonnenſeite aus, geht emſig auf dem ſteilen Dache umher, ohne Schuhe zwar, aber bis an den Rand hin, klopft die Stücke aus, kehrt ſie, ſchüttelt ſie und hantirt dermaßen ſeelenallein in dieſer ſchwindligen Höhe unter dem offenen Himmel, daß es höchſt verwegen und ſonderbar anzuſehen iſt, zumal wenn ſie, einen Augenblick innehaltend, die Hand über die Augen hält und da hoch oben in der Sonne ſtehend in die weite Ferne hinaus ſieht. Ich konnte es einmal nicht länger anſehen von meinem Hofe aus, wo ich eben einen Wagen lackirte, ging hinüber, ſtieg bis zum Dache hinauf und hielt unter der Luke eine Anrede an ſie, indem ich ihr die Gefahr ihres Thuns vorſtellte und bat, doch die Hülfe anderer Leute in Anſpruch zu nehmen. Sie lächelte aber nur und bedankte ſich, und bin ich auch der Meinung, daß nur durch Ihre Heimkehr ſolche peinliche Abſtinenz und Pönitenz vertrieben werden kann!«

Der wackere Mann, welcher keinen Augenblick Heinrich verächtlich behandelte, vielmehr deſſen Lage mit achtungsvollem Mitgefühl für einen nothwendigen Künſtlerzuſtand hielt, aus welchem herauszukommen und dann die Herrlichkeiten des Künſtlerthums anzutreten nur von einem feſten Wollen und Zuſammenraffen Heinrich's abhinge, munterte ihn nun wiederholt auf, nach Hauſe zu kommen, und malte ihm aus, wie die ſichere Luft der Heimath meiſtens in ſolchen Fällen eine günſtige Wendung herbeiführe und dem Erfahrenen und Geprüften einen neuen Muth und zugleich einen klaren Ueberblick gebe, ſo daß er entweder gedeihlich im Lande bliebe, oder wenn es der Beruf ſo mit ſich führe, mit neuer Kraft und größerer Zweckmäßigkeit zum zweiten Mal ausfliegen könne. Er bot ihm, indem er von der Mutter den Auftrag zu haben vorgab, die nöthige Baarſchaft an zur Heimreiſe.

Heinrich hatte dem Erzähler unverwandt zugehört; ſtatt auf die Vorſchläge des braven Nachbars zu hören, deſſen Anerbieten und jetziges Weſen er vor Jahren kaum geahnt hätte und den er dazumal kaum näher gekannt, ſah er fort und fort die ſeltſamen Bilder ſeiner Mutter, welche der Landsmann ihm entworfen, und ſie prägten ſich ſeinem Sinne in einer goldenen ſonnigen Verklärung ein, ſo daß er träumend ihnen nachhing. Als der Landsmann ihn endlich ermunterte und, ſein Glas füllend, ſein Anerbieten und ſeine Aufforderung wiederholte, lehnte er Alles mit beſcheidenem Danke ab und bat, die freundlichen Leutchen möchten ſeine Mutter tauſend Mal grüßen und nur ſagen, es ginge ihm ganz ordentlich, er würde gewiß ſobald immer thunlich zurückkehren Denn das Anerbieten des Mannes zu ergreifen und in dieſem Augenblicke und auf dieſe Weiſe nach der Heimath zu gehen, ſchien ihm ganz gewaltſam und wie aus der Schule gelaufen, ohne ſeine Tagesaufgabe gelöſt zu haben.

Er begleitete das Paar nach dem Bahnhofe und ſah ſie mit Hunderten von glücklichen Reiſenden davonfliegen, indeß er ſelbſt traurig in die Stadt zurückkehrte, welche ihm nun vollends zu einem Aufenthalt des Elendes, der Verbannung wurde. Aber dieſer Zuſtand war nun ſchon wieder ein anderer geworden als erſt vor einem Tage, und durch die Begegnung mit dem Landsmanne und deſſen Mittheilungen nahm ſein leidendes Verhalten eine beſtimmte und veredelte Geſtalt, und er fühlte ſich durch einen klaren nothwendigen Verlauf der Dinge, durch die Erfüllung eines jeden Theilchens ſeiner Selbſtbeſtimmung und Verſchuldung an das ferne Elend gefeſſelt, während alle ſeine Gedanken mit tiefer Sehnſucht nach der Heimath zogen, wo er unaufhörlich das Bild ſeiner Mutter an dem drehenden Rade ſitzen, durch die Straßen der alten Stadt gehen oder auf dem ſonnbeglänzten Hausdache emporragen ſah.

Sein ganzes Weſen wurde von dieſen Bildern und von glänzenden Vorſtellungen der Heimath getränkt und durchdrungen, und die einfache Rückkehr nach derſelben erſchien ihm jetzt nach all den Hoffnungen und Beſtrebungen das wünſchenswertheſte und höchſte Gut, welches doch wiederum durch eine ſeltſame künſtleriſche Gewiſſenhaftigkeit in eine ungewiſſe, faſt unerreichbare Ferne gerückt wurde, durch die künſtleriſche Gewiſſenhaftigkeit nicht etwa des Malers, ſondern des Menſchen, welchem es unmöglich erſchien, ohne Grund und Abſchluß, ohne das Verdienſt eines erreichten Lebens jenes Glück vom Zaune zu brechen und gewaltſam herbeizuführen.

Allein das heiße Verlangen nach dieſem ſo einfachen und natürlichen Gute wirkte ſo mächtig in ihm, daß in tiefer Nacht, wenn der Schlaf ihn endlich heimgeſucht, eine ſchöpferiſche Traumwelt lebendig wurde und durch die glühendſten Farben, durch den reichſten Geſtaltenwechſel und durch die ſeligſten, mit dem allerausgeſuchteſten Leide gepaarten Empfindungen den Schlafenden beglückte, mit ihrer Nacherinnerung aber auch den Wachen für alles Uebel vollkommen ſchadlos hielt und das Unerträgliche erträglich machte, ja ſogar zu einer Art von bemerkenswerthem Glücke umwandelte.

Ganz wie es ihm einſt Römer, ſein unkluger und doch ſo erfahrener Lehrer, verkündet, ſah er nun im Traume bald die Stadt, bald das ſchöne Dorf auf wunderbare Weiſe verklärt und verändert, ohne je hinein gelangen zu können, oder wenn er dort war, mit einem plötzlichen traurigen Ausgang und Erwachen. Er durchreiſte die ſchönſten Gegenden ſeines Vaterlandes, welche er in der Wirklichkeit niegeſehen, ſah die Gebirge, Thäler und Ströme mit wohlbekannten und doch ganz unerhörten Namen, die wie Muſik klangen und doch etwas kindiſch Komiſches an ſich hatten, wie es nur der Traum gebären kann; er näherte ſich allmälig der Stadt, worin das Vaterhaus lag, auf wunderbaren Wegen, am Rande breiter Ströme, auf denen jede Welle einen ſchwimmenden Roſenſtock trug, ſo daß unter dem dahinziehenden Roſenwalde das Waſſer kaum hindurch funkelte. Ein Landmann pflügte mit einem goldenen Pfluge am Ufer mit milchweißen Ochſen, unter deren Tritten große Kornblumen aufſproßten; die Furche füllte ſich mit goldenen Körnern, welche der Bauer, indem er mit der einen Hand den Pflug lenkte, mit der anderen aufſchöpfte und weithin in die Luft warf, worauf ſie in einem goldenen Regen über Heinrich herabfielen, der ſie in ſeinem Hute auffing und ſah, daß ſie ſich in lauter goldene Schaumünzen verwandelten, auf welchen ein alter Schweizer mit dem Schwerte geprägt war und mit einem ſehr langen Barte. Er zählte ſie eifrig und konnte ſie doch nicht auszählen, füllte aber alle Taſchen damit; die er nicht hineinbrachte, als ſie voll waren, warf er wieder in die Luft, da verwandelte ſich der Goldregen in einen prächtigen Goldfuchs, welcher wiehernd an der Erde ſcharrte, aus welcher dann der ſchönſte Hafer in Haufen hervorquoll, den der Goldfuchs muthwillig verſchmähte. Jedes Haferkorn war ein ſüßer Mandelkern, eine getrocknete Weinbeere und ein neuer Batzen, die in rothe Seide zuſammengewickelt und mit einem goldenen Faden zugebunden waren; zugleich war ein Endchen Schweinsborſte eingebunden, welche einen angenehm kitzelte, und indem das ſchöne Pferd ſich behaglich darin wälzte, rief es: der Hafer ſticht mich! der Hafer ſticht mich! Heinrich beſtieg das Pferd, ritt beſchaulich am Ufer hin und ſah, wie der Bauer in die Roſen hineinpflügte und mit ſeinem ganzen Geſpann darunter verſank. Die Roſen nahmen ein Ende, und während ſie ſich zu dichten Schaaren verzogen und in die Ferne hinſchwammen, eine hohe Röthe am runden Horizonte ausbreitend, der Fluß aber jetzt rein und wie ein unermeßliches Band fließenden blauen Stahles erſchien, fuhr der Bauer auf ſeinem Pfluge, der ſich in ein Schiff verwandelt hatte, deſſen Steuer ſich aus der goldenen Pflugſchar formirte, ſingend dahin und ſang: »Das Alpenglühen rückt aus und geht ums Vaterland herum!« Dann bohrte er eifrig ein Loch in den Schiffboden; dann ſteckte er das eherne Mundſtück einer Trompete an das Loch, ſog einen Augenblick kräftig daran, worauf es mächtig erklang, gleich einem Harſthorn, und einen glänzenden Waſſerſtrahl ausſtieß, der den herrlichſten Springbrunnen in dem fahrenden Schifflein bildete. Der Bauer nahm den Brunnenſtrahl, ſetzte ſich auf den Rand des Schiffes und ſchmiedete auf ſeinen Knieen und mit der rechten Fauſt ein mächtiges Schwert daraus, daß die Funken nur ſo ſtoben. Als das Schwert fertig war, probirte er es an einem ausgerupften Barthaar und überreichte es höflich ſich ſelbſt, der plötzlich als jener dicke Wirth ihm gegenüberſtand, welcher an jenem Volksfeſte den Wilhelm Tell vorgeſtellt. Dieſer nahm das Schwert, ſchwang es und ſang mächtig:

Heio heio! bin auch noch do
Und immer meines Schießens froh!
Heio heio! die Zeit iſt weit,
Der Pfeil des Tellen fleugt noch heut!

Heio heio! ſeht ihr ihn nicht?
Dort oben fliegt er hoch im Licht!
Man weiß nicht, wo er ſtecken bleibt,
Heio, heio! 's iſt, wie man's treibt!

Dann hieb der dicke Tell mit dem Schwerte von der Schiffswand, die nun eine Speckſeite war, urplötzlich einen dicken Span herunter und trat mit demſelben feierlich in die Kajüte, um einen Imbiß zu halten.

Heinrich ritt nun auf ſeinem Goldfuchs in das Dorf ein, darin ſein Oheim wohnte; es ſah ganz fremd aus, die Häuſer waren neugebaut und alle Kamine rauchten, indeſſen die Bewohner ſämmtlich hinter den hellen Fenſtern zu erblicken waren, wie ſie eifrig um den Tiſch herum ſaßen und aßen, keine Seele ſich aber auf der Straße ſehen ließ und ihn alſo auch Niemand bemerkte. Deſſen war er aber höchlich froh; denn er entdeckte erſt jetzt, daß er auf ſeinem leuchtenden Pferde noch die alten abgeſchabten und anbrüchigen Kleider anhatte. Er beſtrebte ſich desnahen auch, ungeſehen hinter das Haus des Oheims zu gelangen; aber wie wunderte er ſich, als dieſes über und über mit Epheu bewachſen und außerdem noch ganz von den alten wuchtigen Nußbäumen überhangen war, ſo daß kein Stein und kein Ziegel zu ſehen war und nur hie und da ein Stückchen Fenſterſcheibe durch das dichte Grün blinkte. Er ſah wohl, daß ſich Leute hinter denſelben bewegten, aber er konnte Niemanden erkennen. Der Garten war mit einer Wildniß von wuchernden Feldblumen bedeckt, aus denen die alten verwilderten Gartenſtauden baumhoch emporragten, und Schwärme wild gewordener Bienen brauſten auf dieſer Blumenwildniß umher. Im Bienenhauſe aber lag ſein alter Liebesbrief, den der Wind einſt dahingetragen, vergilbt und vom Wetter zugerichtet, ohne daß ihn die Jahre her Jemand gefunden, obgleich er offen dalag: er nahm ihn und wollte ihn entfalten, da riß ihn Jemand aus ſeiner Hand, und als er ſich umſah, huſchte Judith damit lachend um die Ecke und küßte Heinrich aus der Entfernung durch die Luft, daß er den Kuß auf ſeinem Munde fühlte; aber der Kuß verwandelte ſich ſogleich in ein Apfelküchlein, das er begierig aß, da er im Schlafe mächtigen Hunger empfand. Dies ſah er auch ſogleich ein und überlegte, daß er ja träume, daß aber der Apfelkuchen von jenen Aepfeln herkomme, welche er einſt küſſend mit Judith zuſammengegeſſen. Aber das Stückchen Kuchen machte ihn erſt recht heißhungrig und er gedachte, daß es nun Zeit ſei, in das Haus zu gehen, wo wohl eine gute Mahlzeit bereit ſein würde. Er packte alſo einen ſchweren Mantelſack aus, welcher ſich unverſehens auf ſeinem Pferde befand, nachdem er daſſelbe an einen Baum gebunden, und aus ſeinem Mantelſack rollten die ſchönſten Kleider hervor und ein feines weißes Hemd mit geſtickter Bruſt. Wie er dieſes auseinanderfaltete, wurden zwei daraus, aus den zweien vier, aus den vieren acht, kurz eine Menge der feinſten Leibwäſche breitete ſich aus, welche wieder in den Mantelſack zu packen Heinrich ſich abmühte, aber vergeblich; immer wurden es mehr Hemden und bedeckten den Boden umher und Heinrich empfand die größte Angſt, über dieſem ſonderbaren Geſchäft von ſeinen Verwandten überraſcht zu werden. Endlich ergriff er in der Verzweiflung eines, um es anzuziehen, und ſtellte ſich ſchamhaft hinter einen Nußbaum; aber man ſah von Hauſe aus an dieſe Stelle und er ſchlich ſich beklemmt hinter einen anderen und ſo immer fort von einem Baume zum anderen, bis er dicht an das Haus gelehnt und ſich in den Epheu hineindrückend in der größten Verwirrung und Eile den Anzug wechſelte, die ſchönen Kleider anzog und doch faſt nicht fertig damit werden konnte, und als er es endlich war, befand er ſich wieder in der größten Noth, wohin er das traurige Bündel der alten Kleider bergen möge. Wohin er es auch trug, immer fiel ihm ein Stück auf die Erde; zuletzt gelang es mit ſaurer Mühe, das Zeug in den Bach zu werfen, wo es aber durchaus nicht thalab ſchwimmen wollte, ſondern ſich immer an ſelber Stelle herumdrehte ganz gemächlich. Er ergriff eine verwitterte Bohnenſtange, die ihm in den Händen zerbrach, und quälte ſich ab, die ſchlechten Lumpen in die Strömung hineinzuſtoßen; aber die morſche Stange brach und brach immer wieder und zerſplitterte bis auf das letzte Stümpfchen. Da berührte ein ſüßer duftiger Hauch ſeine Wangen, den er ſo recht durch allen Traum hindurch empfand, und Anna ſtand vor ihm und führte ihn freundlich in das grüne Haus hinein. Er ſtieg Hand in Hand mit ihr die Treppe hinauf und trat in die Stube, wo der Oheim, die Tante, die Baſen und die Vettern ſämmtlich verſammelt waren und ihn herzlich begrüßten. Er ſah ſich aufathmend um; die alte Wohnung war ganz neu und ſonntäglich aufgeputzt, manches neue, ihm noch unbekannte Möbel, wie es im Laufe der Jahre wohl in ein Haus kommt, ſtand da, und es war ſo ſonnenhell in dem Gemach, daß Heinrich nicht begriff, wie durch den dicken Epheu all das Licht herkomme. Der Oheim und die Tante waren in ihren beſten Jahren, die Bäschen und die Vettern luſtig und blühender als je, der Schulmeiſter ebenfalls ein ſehr ſchöner Mann und aufgeräumt wie ein Jüngling, und Anna war als Mädchen von vierzehn Jahren in jenem rothgeblümten Kleide und mit der lieblichen Halskrauſe. Was aber ſehr ſonderbar war: Alle, Anna nicht ausgenommen, trugen lange feine kölniſche Pfeifen in den Händen und rauchten einen wohlriechenden Tabak und Heinrich ebenfalls. Dabei ſtanden ſie, die Verſtorbenen und die noch Lebendigen, keinen Augenblick ſtill, ſondern gingen mit freundlichen frohen Mienen unabläſſig die Stube auf und nieder, hin und her, und dazwiſchen niedrig am Boden die zahlreichen Jagdhunde, das Reh, der Marder, zahme Falken und Tauben in friedlicher Eintracht, nur daß die Thiere den entgegengeſetzten Strich mit den Menſchen gingen und ſo ein wunderbares Weben durcheinanderging. Der große Nußbaumtiſch war mit dem ſchönſten weißen Damaſttuche gedeckt und mit einer duftenden vollaufgerüſteten Mahlzeit beſetzt, an welche aber Niemand rührte. Heinrich konnte kaum erwarten, bis man ſich zu Tiſche ſetze, ſo wäſſerte ihm der Mund, und unterdeſſen ſagte er zum Oheim: Ei, Ihr ſcheint es Euch da recht wohl ſein zu laſſen! »Verſteht ſich!« ſagte der, und Alle wiederholten: »Verſteht ſich!« mit angenehm klingender Stimme.

Plötzlich befahl der Oheim, daß man zu Tiſche ſitze, und Alle ſtellten die Pfeifen pyramidenweiſe zuſammen auf den Boden, je drei und drei, wie die Soldaten die Gewehre Darauf ſchienen ſie unverſehens wieder zu vergeſſen, daß ſie ſich eigentlich zu Tiſch ſetzen wollten zum großen Verdruß Heinrich's; denn ſie gingen nun ohne die Pfeifen wieder umher und fingen allmälig an zu ſingen, und Heinrich ſang mit:

Wir träumen, wir träumen,
Wir träumen. träumen, träumen,
Wir ſäumen, träumen. ſäumen,
Wir eilen und wir weilen.
Wir weilen und wir eilen,
Sind da und ſind doch dort,

Wir gehen bleibend fort.
Wem convenirt es nicht?
Wie ſchön iſt dies Gericht!
Halloh, halloh!
Es lebe was auf Erden ſtolzirt in grüner Tracht,
Die Wälder und die Felder, die Jäger und die Jagd!

Dieſe merkwürdige Traumcompoſition ſangen die Weiber und Männer mit wundervoller Harmonie und Luſt und das Halloh ſtimmte der Oheim mit gewaltiger Stimme an, ſo daß die ganze Schaar mit verſtärktem Geſange dareintönte und rauſchte und zugleich bläſſer und bläſſer werdend ſich in einen wirren Nebel auflöſte, während Heinrich bitterlich weinte und ſchluchzte und die Thränen ſtromweis floſſen. Er erwachte in Thränen gebadet, und ſein ſchlechtes Lager, welches ſeine jetzigen Wirthsleute, weil er nicht bezahlen konnte, lange nicht aufgefriſcht, war von Thränen benetzt. Als er dieſe mit Mühe getrocknet, war das Erſte, deſſen er ſich erinnerte, der wohlbeſetzte Tiſch, der ihm ſo ſchnöde entſchwunden, und erſt dann fiel ihm nach und nach der ganze Traum bei und er ſchlief voll Sehnſucht hurtig wieder ein, um nur ſchnell wieder in das gelobte Land zu kommen und die Heimreiſe zu vollenden.

Er fand ſich in einem großen Walde wieder und ging auf einem wunderlichen ſchmalen Bretterſteig welcher ſich hoch durch die Aeſte und Baumkronen wand, eine Art endloſen hängenden Brückenbaues, indeſſen der bequeme Boden unten unbenutzt blieb. Aber es war ſchön hinabzuſchauen auf denſelben, da er ganz aus grünem Mooſe beſtand, welches in tiefer Dunkelheit lag. Auf dem Mooſe wuchſen Tauſende von einzelnen ſternförmigen Blumen auf ſchwankem Stengel, die ſich immer dem oben gehenden Beſchauer zuwandten; im Schatten jeder Blume ſtand ein kleines Bergmännchen, welches mittelſt eines in einem goldenen Laternchen eingefaßten Karfunkels die nächſte Blume beleuchtete, daß ſie aus der Tiefe glänzte wie ein blauer oder rother Stern, und indem ſich die Blumengeſtirne langſamer oder ſchneller drehten, gingen die Männchen mit ihren Laternchen um ſie herum und lenkten ſorgfältig den Lichtſtrahl auf den Kelch. Jede

Blume hatte ihr eigenes Männchen, und das kreiſende Leuchten in der dunklen Tiefe ſah ſich von dem hohen Bretterwege wie ein unterirdiſcher Sternhimmel an, nur daß er grün war und die Sterne in allen Farben ſtrahlten. Heinrich ging entzückt auf ſeiner Hängebrücke weiter und ſchlug ſich tapfer durch die Buchen- und Eichenkronen, manchmal kam er in eine Föhrengruppe hinein, welche etwas lichter war, und das purpurrothe von der Sonne durchglühte, ſtarkduftende Holzwerk der Fichtenkronen bot einen fabelhaften Anblick und Aufenthalt, da es wie künſtlich bearbeitet, gezimmert und mit wunderlichem Bildwerk verziert erſchien und doch natürliches Aſtwerk war. Manchmal führte der Steg auch ganz über die Bäume hinweg unter den offenen Himmel und Sonnenſchein, und Heinrich ſtellte ſich auf das ſchwanke Geländer, um zu ſehen, wo es hinausginge; aber nichts war zu erblicken, als ein endlos Meer von grünen Baumwipfeln, ſo weit das Auge reichte, auf dem der heiße Sommertag flimmerte und Abertauſende von wilden Tauben, Hähern, Mandelkrähen, Finken, Weihen und

Dohlen herumſchwärmten, und das Wunderbare war nur, daß man auch die allerfernſten Vögel deutlich erkannte und ihre glänzenden Farben unterſcheiden konnte. Nachdem Heinrich ſich ſattſam umgeſchaut, ging er weiter und ſchaute wieder in die Tiefe, wo er jetzt eine noch viel tiefere Felsſchlucht entdeckte, die aber für ſich allein gänzlich von der Sonne erhellt war, welche durch irgend eine Bergſpalte hereinbrach. Auf dem Grunde war eine kleine Wieſe an einem klaren Bache; mitten auf der Wieſe ſaß auf ihrem kleinen Strohſeſſel Heinrich's Mutter in einem braunen Einſiedlerkleide und mit eisgrauen Haaren. Sie war uralt und gebeugt, und Heinrich konnte ungeachtet der fernen Tiefe jeden ihrer Züge genau erkennen. Sie hütete mit einer grünenden Ruthe eine kleine Heerde großer Silberfaſanen, und wenn einer ſich aus ihrem Umkreiſe entfernen wollte, ſchlug ſie leiſe auf ſeine Flügel, worauf einige glänzende Federn emporſchwebten und in der Sonne ſpielten. Am Bächlein aber ſtand ihr Spinnrad, das mit Schaufeln verſehen und eigentlich ein kleines Mühlrad war und ſich blitzſchnell drehte; ſie ſpann nur mit der einen Hand den leuchtenden Faden, der ſich nicht auf die Spule wickelte, ſondern kreuz und quer an dem Abhange herumzog und ſich da ſogleich zu großen Flächen blendender Leinwand bildete. Dieſe ſtieg höher und höher hinan, und plötzlich fühlte Heinrich ein ſchweres Gewicht auf ſeiner Schulter und entdeckte, daß er den vergeſſenen Mantelſack trug, der von den feinen Hemden ganz geſchwollen war. Indem er ſich mühſelig damit ſchleppte, ſah er wie die Faſanen plötzlich ſchöne Bettſtücke waren, die ſeine Mutter ſonnte und eifrig ausklopfte. Dann nahm ſie dieſelben zuſammen und trug ſie geſchäftig herum und eines um's andere in den Berg hinein. Wenn ſie wieder herauskam, ſo ſchaute ſie mit der Hand über den Augen ſich um und ſang:

Mein Sohn, mein Sohn,
O ſchöner Ton!
Wie ſchön er verhallt
Im tönenden Wald!
Mein Sohn, mein Sohn geht durch den Wald!

Ihre Stimme tönte rührend hell und klingend in der weit und breiten Stille; da erſah ſie ihn plötzlich, als er hoch über der Schlucht auf ſeinem ſchwebenden Stege ſtand und ſehnlich auf ſie herabſchaute. Sie ſtieß einen lauten weithin verklingenden Freudenſchrei aus und ſchwebte blitzſchnell wie ein Geiſt davon über Stock und Stein, ohne zu gehen, ſo daß ſie Heinrich immer in der größten Ferne zu entſchwinden drohte, während er ihr vergeblich rufend nacheilte, daß die Baumkronen um ihn tanzten und ſauſten und der Steg ſich bog und knarrte.

Plötzlich war der Wald aus und Heinrich ſah ſich auf dem ſteilen Berge ſtehen, welcher ſeiner Geburtsſtadt gegenüberlag, aber welch einen Anblick bot dieſe. Der Fluß war zehnmal breiter als ſonſt und glänzte wie ein Spiegel; die Häuſer waren alle ſo groß wie ſonſt die Münſterkirche, von der fabelhafteſten Bauart und leuchteten im Sonnenſchein; alle Fenſter waren mit einer Fülle der ſeltenſten Blumen bedeckt, die ſchwer über die mit Bildwerk bedeckten Mauern herabhingen, die Linden ſtiegen in unabſehbarer Höhe in den dunkelblauen durchſichtigen Himmel hinein, der ein einziger Edelſtein ſchien, und die rieſenhaften Lindenwipfel wehten daran hin und her, als ob ſie ihn noch blanker fegen wollten, und zuletzt wuchſen ſie in die durchſichtige blaue Maſſe hinein, daß es vollkommen anzuſehen war wie die Moospflänzchen, die man im Bernſtein eingeſchloſſen ſieht, nur unendlich größer.

Zwiſchen den ungeheuren grünen Laubmaſſen der Linden ſtiegen die beiden gothiſchen Thürme des Münſters empor, indeſſen das byzantiniſche Schiff der Kirche wie ein Steingebirge unter der Laubmaſſe lag; aber wo etwas davon ſichtbar wurde, war es die künſtlichſte Bildhauerarbeit. Die beiden goldenen Kronen aber, welche, Heinrich wohlbekannt, die Thurmknöpfe bildeten, funkelten in der Himmelshöhe und waren voll junger Mädchen, die darin tanzten. Obgleich er trotz des breiten Stromes jede Fuge an der Stadt und jedes einzelne Lindenblatt klar und ſcharf erkennen konnte, ſo konnte er doch nicht ſehen, wer die Mädchen waren, und er beeilte ſich, hinüberzukommen, da es ihn ſehr Wunder nahm, wer ſie ſein möchten.

Zur rechten Zeit ſah er den Goldfuchs neben ſich ſtehen, legte ihm den Mantelſack auf und begann den jähen Staffelweg hinunterzureiten, der an die Brücke führte. Jede Staffel war aber ein geſchliffener Bergkryſtall, in welchem gewiſſermaßen als Kern ein ſpannelanges pudelnacktes Weibchen eingeſchloſſen lag, von unbeſchreiblichem Ebenmaß und Schönheit der kleinen Gliederchen. Während der Goldfuchs den halsbrechenden Weg hinuntertrabte und jeden Augenblick mit ſeinem Reiter in den Abgrund zu ſtürzen drohte, bog ſich Heinrich links und rechts vom Sattel und ſuchte mit ſehnſuchtsvollen Blicken in den Kern der durchſichtigen Kryſtallſtufen zu dringen. »Tauſend noch einmal!« rief er lüſtern aus, was mögen das nur für allerliebſte närriſche Weſen ſein in dieſer verwünſchten Treppe?« »Ei was wird's ſein?« erwiederte das Pferd, indem es ſpringend den Kopf zurückwandte, »das ſind nur die guten Dinge und Ideen, welche der Boden der Heimath in ſich ſchließt, und welche derjenige herausklopft der im Lande bleibt und ſich redlich nährt!«

»Teufel,« rief Heinrich, »ich werde gleich morgen hier herausgehen und mir einige Staffeln aufklopfen!« und er konnte ſeine Blicke nicht wegwenden von der langen Treppe, die ſich ſchon glänzend hinter ihm den Berg hinaufwand. Er war jetzt unten bei der Brücke angekommen; das war aber nicht mehr die alte hölzerne Brücke, ſondern ein marmorner Palaſt, welcher in zwei Stockwerken eine unabſehbare Säulenhalle bildete und ſo als eine niegeſehene Prachtbrücke über den Fluß führte. »Was ſich doch Alles verändert und vorwärts ſchreitet, wenn man nur einige Jahre weg iſt!« ſagte Heinrich, als er gemächlich in die weite Brückenhalle hineinritt. Während das Gebäude von außen nur in weißem, rothem und grünem Marmor glänzte, allerdings in den herrlichſten Verhältniſſen und Gliederungen, waren die Wände inwendig mit zahlloſen Malereien bedeckt, welche die ganze fortlaufende Geſchichte und alle Thätigkeiten des Landes darſtellten. Hirten und Jäger, Bauern und Pfaffen, Staatsmänner, Künſtler, Handwerker, Schiffer, Kaufleute, Gemsjäger, Mönche, Jünglinge und

Greiſe, alle waren in ihrem Weſen kenntlich und verſchieden und doch ſich alle gleich und traten in den dargeſtellten Handlungen ungezwungen zuſammen in den beſtimmteſten und klarſten Farben. Die Malerei war einfach, hatte durchaus den Charakter der alten ſoliden Freskomalerei, aber alle Abweſenheit von gebrochenen Farben und den Künſten des Helldunkels ließ die Bilder nur um ſo klarer und beſtimmter erſcheinen und gab ihnen einen unbefangenen und munteren Anſtrich. Auch verſtand ſie alles Volk, das auf der Brücke hin und her wogte, und während ſie ſo durch einen guten und männlichen Styl für den Gebildeten erfreulich blieben, wurden ſie durch jene Künſte nicht ungenießbar für den weniger Geſchulten; denn die Bedeutung der alten Freskomalerei liegt in ihrer tüchtigen Verſtändlichkeit und Gemeingenießbarkeit, während die Vorzüge der neueren Malerei ein geübtes Auge erfordern und das Volk ſich den Teufel um gebrochene Töne kümmert

Das lebendige Volk, welches ſich auf der Brücke bewegte, war aber ganz das gleiche, wie das gemalte und mit demſelben Eines, wie es unter ſich Eines war, ja viele der gemalten Figuren traten aus den Bildern heraus und wirkten in dem lebendigen Treiben mit, während aus dieſem manche unter die Gemalten gingen und an die Wand verſetzt wurden. Dieſe glänzten dann in um ſo helleren Farben, als ſie in jeder Faſer aus dem Weſen des Ganzen hervorgegangen und ein beſtimmter Zug im Ausdrucke deſſelben waren. Ueberhaupt ſah man Jeden entſtehen und werden und der ganze Verkehr war wie ein Blutumlauf in durchſichtigen Adern. In dem geſchliffenen Granitboden der Halle waren verſchiedene Löcher angebracht mit eingepaßten Granitdeckeln, und was ſich Geheimnißvolles oder Fremdartiges in dem Handel und Wandel erblicken ließ, wurde durch dieſe Löcher mit einem großen Beſen hinabgekehrt in den unten durchziehenden Fluß, der es ſchleunig weit wegführte. Der Ein- und Ausgang der Brücke aber war offen und unbewacht, und indem der Zug über dieſelbe beſtändig im Gange war, der Austauſch zwiſchen dem gemalten und wirklichen Leben unausgeſetzt ſtattfand und Alles ſich unmerklich jeden Augenblick erneuerte und doch das Alte blieb, ſchienen auf dieſer wunderbar belebten Brücke Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft nur Ein Ding zu ſein.

»Nun möcht' ich wohl wiſſen,« ſagte Heinrich vor ſich hin, während er aufmerkſam Alles auf's Genaueſte betrachtete, »was dies für eine muntere und luſtige Sache hier iſt!«

Das Pferd erwiederte auf der Stelle: »Dies nennt man die Identität der Nation!«

»Himmel!« rief ſein Reiter, »Du biſt ein ſehr gelehrtes Pferd! Der Hafer muß Dich wirklich ſtechen! Wo haſt Du dieſe gelehrte Anſchauung erworben?«

»Erinnere Dich,« ſagte der Goldfuchs, »auf wem Du reiteſt! Bin ich nicht aus Gold entſtanden? Gold aber iſt Reichthum und Reichthum iſt Einſicht.«

Bei dieſen Worten merkte Heinrich plötzlich, daß ſein Mantelſack ſtatt mit Wäſche jetzt gänzlich mit jenen goldenen Münzen angefüllt und ausgerundet war, welche er mit den alten Kleidern in das Waſſer geworfen hatte. Ohne zu grübeln, woher ſie ſo unvermuthet wieder kämen, fühlte er ſich höchſt zufrieden in ihrem Beſitze, und obſchon er dem weiſen Gaule nicht mit gutem Gewiſſen Recht geben konnte, daß Reichthum Einſicht ſei, ſo war er doch ſchon inſoweit von ſeiner Behauptung angeſteckt und fand ſich doch plötzlich ſo leidlich einſichtsvoll, daß er wenigſtens nichts erwiederte und gemüthlich weiter ritt auf der ſchönen Brücke.

»Nun ſage mir, Du weiſer Salomo!« begann er nach einer Weile wieder, »heißt eigentlich die Brücke oder die Leute ſo darauf ſind: die Identität? oder welches von beiden nennſt Du ſo?«

»Beide zuſammen ſind die Identität!« ſagte das Pferd.

»Der Nation?« fragte Heinrich.

»Der Nation, zum Teufel noch einmal, verſteht ſich!« ſprach der Goldfuchs.

»Gut! aber welches iſt denn die Nation, die Brücke oder die Leute, ſo darüber rennen?« ſagte Heinrich.

»Ei ſeit wann,« rief das Pferd, »iſt denn eine Brücke eine Nation? Nur Leute können eine

Nation ſein, folglich ſind dieſe Leute hier die Nation!«

»So! und doch ſagteſt Du ſoeben, die Nation und die Brücke zuſammen machten eine Identität aus!« — erwiederte Heinrich.

»Das ſagt' ich auch und bleibe dabei!« verſetzte das Pferd.

»Nun, alſo?« fuhr Heinrich fort.

»Wiſſe,« antwortete der Gaul bedächtig, indem er ſich auf allen Vieren ausſpreizte und tiefſinnig in den Boden hineinſah, »wiſſe, wer dieſe heiklige Frage zu beantworten, den Widerſpruch zu löſen verſteht, ohne den ſcheinbaren Gegenſatz aufzuheben, der iſt ein Meiſter hier zu Lande und arbeitet an der Identität ſelber mit. Wenn ich die richtige Antwort, die mir wohl ſo im Maule herumläuft, rund und nett zu formuliren verſtände, ſo wäre ich nicht ein Pferd, ſondern längſt hier an die Wand gemalt. Uebrigens erinnere Dich, daß ich nur ein von Dir geträumtes Pferd bin und alſo unſer ganzes Geſpräch eine ſubjective Ausgeburt und Grübelei Deines eigenen Gehirnes iſt, die Du Aberwitziger mit über den Rhein gebracht haſt. Mithin magſt Du fernere Fragen Dir nur ſelbſt beantworten aus der allererſten Hand!«

»Ha! Du widerſpenſtige Beſtie!« ſchrie Heinrich in anthropologiſchem Zorne und ſpornte das Pferd heftig, »um ſo mehr, undankbarer Klepper, biſt Du mir zu Red' und Antwort verpflichtet, da ich Dich aus meinem ſo ſauer ergänzten Blute erzeugen und dieſen Traum lang ſpeiſen und unterhalten muß!«

»Hat auch was Rechtes auf ſich!« erwiederte das Pferd ganz gelaſſen. »Dieſes ganze Geſpräch, überhaupt unſere ganze werthe Bekanntſchaft iſt das Werk und die Dauer von kaum zwei Secunden und koſtet doch wohl kaum einen Hauch von Deinem geehrten Körperlichen.«

»Wie, zwei Secunden?« rief Heinrich und hielt das ſchöne Goldthier an, »iſt es nicht wenigſtens eine Stunde, daß wir auf dieſer endloſen Brücke reiten und uns umſehen in dem Getümmel?«

»Gerade eine Secunde iſt's,« ſagte der Gaul, »daß ein berittener Nachtwächter um die Straßenecke bog, und ein einziger Hufſchlag hat in Dir meine Erſcheinung erneuert, welche überhaupt veranlaßt wurde, als vor einer halben Stunde derſelbe Nachtwächter des entgegengeſetzten Weges kam. Auch iſt dieſes Minimum von Zeit ein und daſſelbe Minimum von Raum, kurz die identiſche Kleinigkeit Deines in das Kopfkiſſen gedrückten Schädels, in welchem ſich eine ſo weite Gegend und tauſend belebte und verſchiedene Dinge gleichzeitig ausbreiten und zwar Alles auf Rechnung des einen Hufſchlages, welcher nichts deſto minder nur als ein gemeiner Hammerſchlag zu betrachten iſt, der nur dazu dient, den Kaſten Deines eigenen Weſens aufzuthun, worin Alles ſchon hübſch zuſammengepäſchelt liegt, was —«

»Um's Himmelswillen!« rief Heinrich, »vergeude nicht länger die koſtbare Dauer des Hufſchlages mit Deinen Auseinanderſetzungen, ſonſt iſt der nur allzukurze Augenblick vorbei, ehe ich über dieſe ſchöne Brücke im Reinen bin!«

»Eilt gar nicht! Alles, was wir für jetzo zu erleben und zu erfahren haben, geht vollkommen in das Maß des wackeren Pferdetrittes hinein, und wenn der ſehr richtig denkende Pſalmiſt den Herrn ſeinen Gott anſchrie: Tauſend Jahre ſind vor Dir wie ein Augenblick! ſo iſt dieſe gut begründete Hypotheſe von hinten geleſen eine und dieſelbe Wahrheit: Ein Augenblick iſt wie tauſend Jahre! Wir könnten noch tauſendmal mehr ſehen und hören während dieſes Hufſchlages, wenn wir nur das Zeug dazu in uns hätten, lieber Mann! Doch alles Preſſiren oder Zögern hilft da nichts, Alles hat ſeine bequemliche Erfüllung und wir können uns ganz gemächlich Zeit laſſen mit unſerem Traum, er iſt was er iſt und dauert einen Schlag und nicht mehr noch minder!« ſagte das Pferd.

»Gut, ſo beantworte mir ohne Anſtand noch dieſe Frage!« erwiederte Heinrich, »ich muß mir aber die Frage erſt noch ein wenig zurechtlegen und deutlich abfaſſen; denn ich weiß nicht recht, wie ich mich ausdrücken ſoll Bereite Dich indeſſen, da wir, wie Du ſagſt, ausreichende Traumeszeit haben, recht gründlich auf die Beantwortung vor!«

»Wie kann ich mich zur Antwort vorbereiten, eh' ich nur die Frage kenne?« ſagte das Pferd verwundert.

»Was?« rief Heinrich erboſt, »das weißt Du nicht? Deinen guten Willen und Dein bischen Ehrlichkeit ſollſt Du zuſammennehmen und den Vorſatz faſſen, ohne alle Heuchelei und Ausſchmückung zu antworten, und ſelbſt wenn Du gar nichts zu antworten weißt, ſo ſollſt Du dies mit gutem ehrlichen Willen bekennen, und dies wird alsdann die geſundeſte Antwort ſein. Kurz, Du ſollſt, während Du philoſophirſt, wirklich ein Philoſoph ſein und nicht etwa ein Buchbinder oder ein Kattundrucker!«

»Es iſt doch wunderbar mit den Menſchen!« bemerkte der Goldfuchs melancholiſch. »Biſt denn Du etwa jetzt ein Philoſoph, während Du Dir erſt ein Pferd träumſt, um Dir von demſelben Fragen beantworten zu laſſen, welche Du Dir einfacher und unmittelbar aus Dir ſelbſt beantworten kannſt? Muß denn Dein träumender Verſtand wirklich erſt ein Pferd formen, es auf vier Beinen dahinſtellen und ſich rittlings daraufſetzen, um aus dem Munde dieſes Geſchöpfes das Orakel zu vernehmen?«

Heinrich lächelte vergnügt und ſelbſtzufrieden wie Einer, der es wohl weiß, daß er ſich ſelbſt einen Spaß vormacht, und verſetzte: »Antworte! Ich ſehe hier eine Brücke; dieſelbe iſt aber vollkommen gebaut und eingerichtet wie ein Palaſt oder großer Tempel, ſo daß es in dieſer Hinſicht wieder mehr als eine Brücke zu ſein ſcheint, während eine ſolche vielmehr nur der Weg etwa zu einem guten Tempel oder derartigen Bauwerke zu ſein pflegt. Auch beginnt am Ausgange dieſer herrlichen Palaſtbrücke oder dieſes Brückenpalaſtes eine herrliche alte Stadt, deren himmelhohe Lindenwipfel und goldene Thurmknöpfe wir wohl unter dieſe Bogenwölbungen können einherfunkeln ſehen, wenn wir uns bücken, ſo wie wir ja auch aus der ſchönſten Landſchaft herkommen und ſoeben über die treffliche ideenhaltige Kryſtalltreppe heruntergeſtolpert ſind. Trotzdem ſcheint Alles auf dieſer Brücke ſo zu leben und zu weben, als ob Nichts als dieſe Brücke da wäre, und ich bin nun begierig, zu hören, ob dies ſtattliche Brückenleben eigentlich ein Uebergang, wie es einer Brücke geziemt, oder ein Ziel, wie es ihr auch wieder geziemen könnte, da ſie ſo hübſch iſt, ein Zweck oder ein Mittel ſei? Ein bloßes Bindemittel oder eine in ſich ruhende Vereinigung? Ein Ausgang oder ein Eingang, ein Anfang oder ein Ende? ein A oder ein O? Dies nimmt mich Wunder!«

Das weiſe Pferd erwiederte: »Alles dies iſt zumal der Fall und das iſt eben das Herrliche und Bedeutungsvolle an der Sache! Ohne die ſchönen Ufer wäre die Brücke nichts und ohne die Brücke wären die Ufer nichts. Alles, was auf der Brücke geht, iſt und bedeutet nur etwas, insofern es aus dem Gelände hüben und drüben kommt und wieder dahin geht und dort etwas Rechtes iſt, und dort kann man es wiederum nur ſein, wenn man als etwas Rechtes über die Brücke gegangen iſt. Wenn man auf der Brücke iſt, ſo denkt man an nichts Anderes und ſtürzt ſich in den Verkehr, indeſſen man doch unverſehens hinüber gelangt und wieder in ſeiner beſonderen Behauſung iſt. Dort duſelt und hantirt man in Küche und Keller, auf dem Eſtrich rund in der Stube herum, als ob man nie auf der Brücke geweſen wäre, bis man plötzlich einmal den Kopf aus dem Fenſter ſteckt und ſieht, ob ſie noch ſtehe; denn von allen Punkten aus kann man ſie ragen und ſich erſtrecken ſehen. So iſt ſie ein prächtiges Monument und doch nur eine Brücke, nicht mehr als der geringſte Bretterſteg; eine bloße Geh- und Fahrbrücke und doch wieder eine ſtatiöſe Volkshalle«

Plötzlich bemerkte Heinrich, daß er von allen Seiten mit biederer Achtung begrüßt wurde, welche ſich beſonders dadurch kund gab, daß Manche mit einem vertraulichen Griffe und wichtiger Miene ſeinen ſtrotzenden Mantelſack betaſteten, wie etwa die Bauern auf den Viehmärkten die Weichen einer Kuh betaſten und kneifen und dann wieder weiter gehen

»Der Tauſend,« ſagte Heinrich, »das ſind ja abſonderliche Manieren! ich glaubte, es kenne mich hier kein Menſch«

»Es gilt auch,« ſagte das Pferd, »nicht ſowohl Dir, als Deinem ſchweren Querſack, Deiner dicken Goldwurſt, die auf meinem Kreuz liegt.«

»So?« ſagte Heinrich, »alſo iſt das Geheimniß und die Löſung dieſer ganzen Identitätsherrlichkeit doch nur das Gold, und zwar das gemünzte? Denn ſonſt würden ſie Dich ja auch betaſten, da Du aus dem nämlichen Stoffe biſt!«

»Hm,« ſagte das Pferd, »das kann man eigentlich nicht behaupten! Die Leute auf dieſer Brücke haben vorerſt ihr Augenmerk darauf gerichtet, ihre Identität allerdings zu behaupten und gegen jeglichen Angriff zu vertheidigen. Nun wiſſen ſie aber ſehr wohl, daß ein kampffähiger guter Soldat wohlgenährt ſein muß und ein gutes Frühſtück im Magen haben muß, wenn er ſich ſchlagen ſoll. Da dies aber am bequemſten durch allerlei Gemünztes zu erreichen und zu ſichern iſt, ſo betrachten ſie Jeden, der mit dergleichen wohl verſehen, als einen gerüſteten Vertheidiger und Unterſtützer der Identität und ſehen ihn drum an. Sei dem wie ihm wolle, ich rathe Dir, Dein Capital hier noch ein wenig in Umlauf zu ſetzen und zu vermehren. Wenn die

Meinung der Leute im Allgemeinen auch eine irrige iſt, ſo ſteht es doch Jedem frei, ſie für ſich zu einer Wahrheit und ſo ſeine öffentliche Stellung angenehm zu machen.«

Heinrich griff in ſeinen Sack und warf einige Hände voll Goldmünzen in die Höhe, welche ſogleich von hundert in die Luft greifenden Händen aufgefangen und weiter geworfen wurden. Heinrich warf immer mehr Gold aus, und daſſelbe wanderte von Hand zu Hand über die ganze Brücke und über dieſelbe hinaus über das Land; Jeder gab es emſig weiter, nachdem er es beſehen und ein bischen an ſeinem eigenen Golde gerieben hatte, wodurch ſich dieſes verdoppelte, und bald kehrten alle Goldſtücke Heinrich's in Geſellſchaft von drei bis vier anderen wieder zurück, und zwar ſo, daß die urſprüngliche Münze, auf welcher der alte Schweizer geprägt war, die übrigen anführte mit einem Gepräge aus aller Herren Länder. Er wies ihnen mit ſeinem Schwerte, welches jetzt ein Mercuriusſtab war, den Platz an und es regnete von allen Seiten auf Heinrich ein. Das Gold ſetzte ſich klumpenweiſe an alle vier Beine des Pferdes, wie der Blumenſtaub, welcher die Höschen der Bienen bildet, ſo daß es bald nicht mehr gehen konnte. Da es aber immer mehr Gold regnete, ſo bildete dieſes noch zwei große Flügel an dem Thiere und dieſes glich nun wirklich mehr einer ungeheuren beladenen Biene als einem Pferde, und flog mit Heinrich luſtig von der Brücke auf, welche jetzt endlich zu Ende war.

Heinrich ritt oder flog jetzt durch die ſonnigen Straßen der Stadt, welche herrlich und fabelhaft ausſahen und ihm doch ganz bekannt waren, bis er unter die himmelhohen Linden kam, zwiſchen welchen in der Höhe die zwei goldenen Münſterkronen glänzten mit lebendigen Mädchen angefüllt. Das goldene Bienenpferd ſchwang ſich mit ihm höher und höher und ſetzte ſich endlich auf einen grünen Lindenaſt, welcher gerade zwiſchen beiden Kronen mitteninne ſchwebte.

»Das ſind,« ſagte das luſtige Vogelthier, »die heirathsluſtigen Jungfernmädchen dieſes Landes, unter denen Du Dir als wohlbeſtellter Mann füglich eine Frau ausſuchen kannſt.« Heinrich blickte unentſchloſſen in beide Kronen hinüber, wie der Eſel des Buridan zwiſchen den Heuſchobern, und flog endlich mit ſeinem Thiere in die eine der Kronen, ſo daß er wie eine Reiterſtatue plötzlich in einem Kranze ältlicher Mädchen ſtand, welche anſtändig und gemeſſen um ihn herum tanzten und ſangen: »Wir ſind diejenigen heirathsfähigen Frauenzimmer, welche gerade mannbar waren, als Du in die Fremde gereiſet biſt, und welche ſeitdem alte Jungfern geworden! kennſt Du uns noch? Unten in der Kirche wird getraut!«

»Teufel noch einmal,« ſagte Heinrich, »wie die Zeit vergeht! Wer hätte das gedacht! Ich will aber ſehen, was das da drüben für welche ſind!«

Er flog in die andere Krone und ſah ſich unter eine Schaar ſiebzehn- bis achtzehnjähriger Jüngferchen verſetzt, welche die Locken ſchüttelnd muthwillig und doch zartverſchämt um ihn tanzten, ihn dabei mit offenen Rehaugen anſahen und ſangen: »Wir ſind diejenigen heirathsfähigen

Frauenzimmer, welche noch mit der Puppe ſpielten, als Du verreiſet biſt! Kennſt Du uns noch?«

»Alle Himmel!« rief Heinrich, »wie die Zeit vergeht! Wer hätte das gedacht? Eure Geſichtchen ſind aber lieblichere Zeitſonnenuhren, als die da drüben! Welche Zeit iſt es, Du kleine Schlanke?«

»Es iſt Heirathenszeit,« lachte hold die Angeredete, und Heinrich rief hocherfreut und lachend, indem er ihr das zarte Kinn ſtreichelte: »Warte Du einen Augenblick, ich will nur erſt meine Mutter aufſuchen und mit ihr Abſprache nehmen!«

Er flog eilig vom Thurm hernieder und die bergige Stadt hinanreitend ſuchte er endlich die Straße und das Haus ſeiner Mutter auf. Das ſchwere Pferd konnte aber nur mühſam vorwärts und es dünkte Heinrich eine qualvolle Ewigkeit, bis er endlich vor dem erſehnten Hauſe anlangte. Da fiel das Thier vor der Hausthür zuſammen und verwandelte ſich zum Theil wieder in das Gold, aus welchem es entſtanden, zum Theil in die ſchönſten und reichſten Effecten und

Merkwürdigkeiten aller Art, wie man ſie nur von einer bedeutſamen und glücklichen Reiſe zurückbringen kann; Heinrich aber ſtand verlegen bei dem aufgethürmten Haufen von Koſtbarkeiten, der ſich ganz offen ohne alle tragbare Hülle auf der Straße ausbreitete, und vergeblich ſuchte er den Drücker der verſchloſſenen Hausthür oder den Glockenzug. Ungeduldig und rathlos, indem er ängſtlich ſeine Reichthümer hütete, ſah er an das Haus hinauf und bemerkte erſt jetzt, wie ſeltſam es ausſah. Es war gleich einem alten edlen und fachreichen Schrankwerke ganz von dunklem Nußbaumholz gebaut mit unzähligen Geſimſen, Balkonen und Galerien, Alles auf das Feinſte gearbeitet und ſpiegelhell polirt. Auf den Geſimſen und Galerien ſtanden alterthümliche ſilberne Trinkbecher von jeder Geſtalt, koſtbare Porzellangefäße und kleine feine Marmorbilder aufgereiht. Große Fenſterſcheiben von klarem Kryſtallglas, denen aber das dunkle Innere des Hauſes einen dunklen geheimnißvollen Glanz gab, funkelten hinter den Galerien, oder herrlich gemaſerte Holzthüren, welche in's Innere führten und mit reich geformten blanken Stahlſchlüſſeln verſehen waren, boten dem Lichte ihre glänzende Fläche dar; denn der Himmel wölbte ſich jetzt ganz dunkelblau über dem Hauſe, und eine merkwürdige halbnächtliche Sonne ſpiegelte ſich in der dunklen Pracht des Nußbaumholzes, im Silber der Gefäße und in den Fenſterſcheiben. Alles dies ſah aus wie das nach außen gekehrte Inwendige eines altbeſtandenen reichen Hauſes, und hatte doch ein ſehr feſtes und bauliches Anſehen. Jetzt entdeckte Heinrich, daß außen ſchön geſchnitzte Treppen zu den Galerien hinaufführten, und beſtieg dieſelben, Einlaß ſuchend. Wenn er aber eine der Thüren öffnete, ſo ſah er nichts als ein Gelaß vor ſich, welches mit Vorräthen der verſchiedenſten Art angefüllt war. Hier that ſich eine reiche Bücherei auf, deren dunkle Lederbände von Gold glänzten, dort war Geräth und Geſchirr aller Art übereinandergeſchichtet, was man nur wünſchen mochte zur Annehmlichkeit des Lebens, dort wieder thürmte ſich ein Schneegebirge feiner Leinwand empor, oder ein duftender Schrank that ſich auf mit hundert köſtlichen

Käſtchen voll Spezereien und Gewürze. Er machte eine Thür nach der anderen wieder zu, wohlzufrieden mit dem Geſehenen und nur ängſtlich, daß er die Mutter nirgend fand, um ſich in dem trefflichen Heimweſen ſogleich einrichten zu können. Suchend drückte er ſich an eines der prächtigen Fenſter und hielt die Hand an die Schläfe, um die Blendung des dunklen Kryſtalles zu vermeiden; da ſah er, anſtatt in ein Gemach hinein, in einen herrlichen Garten hinaus, der im Sonnenlichte lag, und dort glaubte er zu ſehen, wie ſeine Mutter im Glanze der Jugend und Schönheit, angethan mit ſeidenen Gewändern, durch die Blumenbeete wandelte. Er wollte ihr eben ſehnlich zurufen, als er unten auf der Gaſſe ein häßliches Zanken vernahm. Erſchreckt ſah er ſich um und ſprang im Nu hinunter; denn unten ſtand der vom Thurme geſtürzte junge Menſch aus der Jugendzeit, jener feindliche Meierlein, und ſtörte mit einem Stecken Heinrich's ſchöne Effecten auseinander. Wie dieſer aber unten war, geriethen ſie einander in die Haare und rauften ſich ganz unbarmherzig. Der wüthende Gegner riß dem keuchenden Heinrich alle ſeine ſchönen Kleider in Fetzen, und erſt, als dieſer ihm einige verzweifelte Knüffe verſetzte, entſchwand er ihm unter den Händen und ließ den Ermatteten und ganz Troſtloſen in der verdunkelten kalten Straße ſtehen. Heinrich ſah ſich angſtvoll mit bloßen Füßen und mit nichts als einem zerriſſenen Hemde bekleidet daſtehen; das Haus aber war das alte wirkliche Haus, jedoch halb verfallen, mit zerbröckelndem Mauerwerk, erblindeten Fenſtern, in denen leere oder verdorrte Blumenſcherben ſtanden, und mit Fenſterläden, die im Winde klapperten und nur noch an einer Angel hingen. Von ſeiner vortrefflichen Traumeshabe war nichts mehr zu ſehen, als einige zertretene Reſte auf dem kothigen Pflaſter, welche dazu von nichts Beſonderem herzurühren ſchienen, und in der Hand hielt er nichts, als den ſeinem böſen Feinde entrungenen Stecken. Heinrich trat entſetzt auf die andere Seite der Straße und blickte kummervoll nach den öden Fenſtern empor, wo er deutlich ſeine Mutter, alt und grau, hinter der dunklen Scheibe ſitzen ſah, in tiefem

Sinnen über die ſchwarzen Dächer der Nachbarſchaft hinausſchauend.

Heinrich ſtreckte die Arme nach dem Fenſter empor; als ſich die Mutter aber leiſe rührte, verbarg er ſich hinter einem Mauervorſprung und ſuchte angſtvoll aus der ſtillen dunklen Stadt zu entkommen, ohne geſehen zu werden. Er drückte ſich längs den Häuſern hin und wanderte auch alsbald an ſeinem ſchlechten Stecken auf einer unabſehbaren Landſtraße dahin zurück, wo er hergekommen war. Er wanderte und wanderte raſtlos und mühſelig, ohne ſich umzuſehen, und als er in ſein wirkliches Elend aufwachte, fiel ihm ein Stein vom Herzen und er war ſo froh, als ob der glücklichſte Tag ihn begrüßte.

So zeigte ſich dem ſchlafenden Heinrich die Kraft und Schönheit des Vaterlandes in den lieblichſten Traumbildern, wo Alles glänzend übertrieben war in dem Maße, als er ſich dahin zurückſehnte und ſeine verlangende Phantaſie das Erſehnte ausmalte. Er wunderte ſich über dieſe Traumgewalt und freute ſich derſelben wie einer ſchönen Freundin, welche ihm das Elend verſüßte;

denn er zehrte Tage lang von der Erinnerung der ſchönen Träume. Noch mehr wunderte er ſich über die Gier, mit welcher der Mangel ihn fortwährend von Geld und Gut und allen guten Dingen träumen ließ, was aber gewöhnlich ein ſchlimmes Ende nahm, und ſtudirte darüber, ob dieſe Gier wirklich etwa eine in ihm ſchlummernde Untugend ſein möchte? Je tiefer er aber in gänzliche Verlaſſenheit hineinlebte, deſto weniger nährchenhaft und unſinnig wurden die Träume, aber ſie nahmen eine einfache Schönheit und Wahrheit an, welche, ſelbſt wenn ſie traurigen Inhaltes war, eine tröſtliche Rührung und Ruhe in Heinrich's Gemüth verbreitete. Die Träume wurden ſo folgerichtig und lebendig, daß er ſich ſo zu ſagen ſogar während des Traumes jene unmäßigen Geld- und Gutphantaſien abgewöhnen konnte mit ihren närriſchen Täuſchungen und ſich auf einfach artige Bilder beſchränkte. So träumte er eine Nacht, daß er an dem Rande des Vaterlandes auf einem dunklen Berge ſäße, während das Land in hellem Scheine vor ihm ausgebreitet lag. Auf den weißen Straßen, auf den grünen

Fluren wallten und zogen viele Schaaren von Landleuten und ſammelten ſich zu heiteren Feſten, zu allerhand Handlungen und Lebensübungen, was er Alles aufmerkſam beobachtete. Wenn aber ſolche Züge nahe an ihm vorübergingen und er manche Befreundete erkennen konnte, ſo ſchalten dieſe ihn im Vorbeigehen, wie er, theilnahmlos in ſeinem Elende verharrend, nicht ſehen könne, was um ihn herum vorgehe. Er vertheidigte ſich, indem ſie vorüberzogen, und rief ihnen ſorgfältig gefügte Worte nach, welche wie ein Lied klangen, und dieſer Klang lag ihm nach dem Erwachen fort und fort im Gehör, indeſſen er ſich wohl noch des Sinnes, aber durchaus nicht mehr der Worte erinnern konnte, oder wenigſtens nur ſo viel, daß ſie wohl an ſich ſinnlos, aber gut gemeint geweſen ſeien. Es reizte ihn aber unwiderſtehlich, die liedartige Rede herzuſtellen oder vielmehr von Neuem abzufaſſen bei wachen Sinnen, und indem er ein altes Bleiſtümpfchen und ein Fetzchen Papier mit Mühe zuſammenſuchte, ſchrieb er, in Takt gerathend und mit den Fingern zählend, dieſe Strophen auf:

Klagt mich nicht an, daß ich vor Leid
Mein eigen Bild nur könne ſehen!
Ich ſeh' durch meinen grauen Flor
Wohl euere Geſtalten gehen.

Und durch den ſtarken Wellenſchlag
Der See, die gegen mich verſchworen,
Geht mir von euerem Geſang,
Wenn auch gedämpft, kein Ton verloren!

Und wie die Danaide wohl
Einmal neugierig um ſich blicket,
So ſchau' ich euch verwundert nach,
Beſorgt, wie ihr euch fügt und ſchicket.

Je herber und trockener dieſe Verſe an ſich waren, deſto unmittelbarer und wahrer drückten ſie ſeine Gemüthsverfaſſung aus, da ein blühendes und vollkommenes Kunſtwerkchen nicht in einer ſolchen ſelbſt, ſondern erſt in der verſöhnten Erinnerung entſtehen kann. Die Zeilen dünkten den über ſeine plötzliche Kunſt Verwunderten aber die ſchönſte Muſik; er vertrieb ſich die öde Zeit, indem er ferner dergleichen Träume feſthielt, und als er wieder von dem ſchlimmen Meierlein träumte, hämmerte er in ſtillem Ingrimm einige bittere Verſe zurecht:

Im Traum ſah ich den ſchlimmen Jugendfeind,
Mit dem ich in der Schule einſt geſeſſen;
Sein Name ſchon verdunkelt mir den Sinn,
Wie viel der Jahre auch gefloh'n indeſſen!

Als bärt'ge Männer trafen wir uns nun;
Doch Jeder trug annoch ſein Bücherränzchen,
Das warf er ab und rief dem Andern zu,
Die Fäuſte ballend: he, willſt du ein Tänzchen?

Wir rauften uns, er ſpie mir in's Geſicht,
Ich unterlag in Schmach und wildem Bangen;
Da bin in Schweiß und Thränen ich erwacht
Und ſah die Sonne kalt am Himmel prangen.

Inzwiſchen erhielt er endlich wieder einen Brief von ſeiner Mutter, welche ihn beſchwor, Nachricht von ſich zu geben und, wie er ſei, nach Hauſe zu kehren, auch wenn er gar Nichts erreicht von allen Hoffnungen und Alles verloren habe. Sie warf ihm vor, daß er ſie zwinge, zuerſt das Schweigen zu brechen, indem ſie es nicht mehr aushalten könne, und erzählte ihm, ihren Kummer vergeſſend und des Schreibens froh, allerlei

Dinge, unter anderen auch, wie ſie geträumt habe, daß Heinrich auf einem ſchönen Pferde reitend in der Vaterſtadt angekommen und vor dem Hauſe abgeſtiegen ſei, was ſie für eine günſtige Vorbedeutung halten wolle.

Es war ihm unmöglich, auch nur eine Zeile zur Erwiederung hervorzubringen; dagegen folgte dem erſten Schmerz über den rührenden Brief ein begieriges Aufſichladen einer verhängnißvollen Verſchuldung, indem er ſein ganzes Leben und ſein Schickſal ſich als ſeine Schuld beimaß und ſich darin gefiel, in Ermangelung einer anderen froheren Thätigkeit, dieſe Schuld als ein köſtliches Gut und Schoßkind zu hätſcheln, ohne welches ihm das Elend unerträglich geweſen wäre. Seine Traumgedichte vergeſſend, brachte er dieſe neue Leidſeligkeit in gereimte Wortzeilen und feilte die folgenden mit ſo wehevollem Herzen aus, als ob er die ſchlimmſten Dinge verübt hätte:

O ich erkenn' das Unglück ganz und gar
Und ſehe jedes Glied an ſeiner Kette!
Es iſt vernünftig, liebenswürdig klar!
Kein Schlag, den ich nicht ganz verſchuldet hätte!

Nicht zehnmal Aergeres hat mir gebührt,
Gerecht iſt mir die Schale zugemeſſen!
Doch zehnmal bittrer hab ich ſie verſpürt,
Als ich im Glück zu träumen mir vermeſſen!

Doch zehnmal leichter bring' ich ſie zum Mund,
Als die Erinn'rung einſt ſich noch entſinnet;
Der quellenklare Perltrank iſt geſund,
Ich lieb' ihn drum und weiß woher er rinnet!

Wenn er aber in dies Weſen ſich recht hineingegrämt hatte, wobei ihn die traurigſten Erlebniſſe unterſtützten, die nicht erbaulich zu beſchreiben wären, die er aber anfing mit Luſt in ſich hineinzutrinken, ſo ſchrieb er plötzlich voll guten Muthes, einem friſchen Lufthauch Raum gebend:

Ein Meiſter bin ich worden,
Zu tragen Gram und Leid,
Und meine Kunſt zu leiden
Wird mir zur Seligkeit.

Doch fühl' ich auch zum Glücke
In mir die volle Kraft
Und werde leichtlich üben
Die ſchön're Meiſterſchaft!

Auf einem gold'nen Feuer
Von Zimmet ſüß und ächt
Will zierlich ich verbrennen
Das ſchnöde Dorngeflecht.

Das mir um's Haupt gelegen
So viele Tage lang,
Und lachend übertön' ich
Der Bettlerkrone Kniſterſang!

Als er aber eines Abends nach ſeiner Wohnung zurückkehrte, ſich auf die Dunkelheit und Vergeſſenheit der Nacht freuend, fand er die Wirthsleute darin, welche die ärmliche Stube eifrig aufräumten und zurecht machten. Das Bett war ſchon weggenommen, die leeren Schränke ſtanden ſpöttiſch offen, ſein Koffer war erbrochen und durchſucht, und deſſen einziger Inhalt, Heinrich's Jugendgeſchichte, lag zerblättert und zerknittert auf die Dielen geworfen. Dir Wirthsleute kündigten ihm mit harten Worten an, daß er hier nicht länger wohnen könne, ſondern noch heute das Haus verlaſſen ſolle. Schweigend nahm er das Buch auf, wickelte es in ein Stückchen altes Wachstuch, das auch noch in dem Kofſer lag und dem man es anſah, daß es ebenfalls um und um gekehrt worden, und entfernte ſich mit dieſem Päcklein aus dem Hauſe, indeß die Leute höhniſch hinter ihm nachſchalten.

Ohne einen Pfennig in der Taſche, ohne etwas zu ſich zu nehmen, ging er mit einbrechender Nacht aus dem Thore und ſchlug die Straße nach der Heimath ein. Er dachte nichts Anderes, als unaufhaltſam und auf jede Weiſe zu gehen und zu gehen, wie er ging und ſtand, bis er dort angekommen. Denn nun dünkte ihn, daß ſein Geſchick die zur Rückkehr nothwendige klare und fertige Form angenommen habe, und da er nicht mit erfüllten Hoffnungen wiederkehren konnte, kehrte er doch in dem ernſten heiligen Bettlerkleide eines gänzlich Obdachloſen und Hülfeſuchenden, und zeigte ſo wenigſtens eine beſtimmte Geſtalt und Gewandung dem mitlebenden Geſchlechte und nahm einen erkennbaren Rang in demſelben ein. Dies war nichts weniger als etwa Trotz und Hohn, ſondern er hielt es aufrichtig für ein koſtbares und erlöſendes Gut, und das Wie war ihm gleichgültig, wenn nur das

Geſchick für einmal erfüllt war. Ja der Augenblick, wo er in voller Demuth und mit der reichen Erfahrung von Noth und Abhängigkeit unter das Dach der Mutter treten würde, erſchien ihm als das ſüßeſte Glück und kaum zu erwarten, und er ſchätzte jeden Schritt, den er auf der nächtlichen Straße that, mit einem Seufzer nach dem Maß und Werth, in welchem er ihn ſeinem Ziele näher brachte.

Achtes Kapitel.

Aber er lernte erſt jetzt die allerurſprünglichſten menſchlichen Zuſtände kennen Er war auf dem Dampfwagen angekommen vor Jahren und ſeitdem nach dieſer Seite hin kaum über das Weichbild der Stadt hinausgelangt und hatte ſich um die Lage der Ortſchaften und um das Straßennetz nicht gekümmert. Bald ſtieß er in der Dunkelheit auf den Eiſenbahndamm, welcher die Landſtraße durchſchnitt; ein ſpäter Zug brauſte vorüber, der in fliegender Eile an das gleiche Ziel führte, welches Heinrich zu erreichen ſtrebte, und wehmüthig ſah er die dröhnende Wagenburg in der nächtlichen Ferne verſchwinden. Jetzt theilte ſich die Straße in zwei faſt gleich große Zweige, und da er den Unterſchied wegen der Nacht nicht bemerkte, folgte er dem etwas ſchmäleren Zweige; nach einer Stunde wiederholte ſich der gleiche Irrthum, indem die Straße ſich abermals in eine unmerklich kleinere abzweigte, und endlich war Heinrich, auf einem ſchmalen holperigen Fahrweg gehend, weit ſeitwärts von der Heerſtraße und in das Innere des alten Landes gerathen. Er ging über dunkle Höhen, durch Gehölze, über Feld- und Wieſenfluren, an Dörfern vorüber, deren ſchwache Umriſſe oder matte Lichter weit vom Wege lagen; er begegnete einzelnen unkenntlichen Menſchen, welche ihn ebenſo wenig erkennen mochten und behutſam grüßten oder auch ſchweigend vorbeigingen. Aber er fragte Niemanden nach dem Wege, da er einen näheren Ort in der Richtung nach der Schweiz nicht zu nennen wußte, und nach der letzteren am wenigſten fragen mochte in der Ueberzeugung, daß die Frage ſo tief im fremden Lande, auf nächtlichen Wegen an herumdämmernde Landleute gerichtet, vollkommen zwecklos und thöricht erſcheinen, ja ſogar bedenklich auffallen würde. So ging er mitten in dem civiliſirteſten Welttheil wie in einer unbewohnten

Wildniß und ſuchte nur die Richtung nach der Heimath inne zu halten, indem er die Himmelsgegend nach den Spuren des verloſchenen herbſtlichen Abendrothes im Auge behielt. Obſchon er müde ward, ſo wanderte er unverdroſſen weiter, ſein Päckchen bald unter dieſen, bald unter jenen Arm nehmend; denn die Nacht war froſtig und kalt. Bald ſchmerzten ihn auch die ſteinigen harten Geleiſe der Wege durch die ſchlechten Sohlen und er ſchlotterte in ſeinen dünnen Kleidern. Die tiefſte Einſamkeit waltete jetzt auf Erden, da es Mitternacht war und Heinrich über weite Felder ging; aber um ſo belebter waren die herbſtlichen, mondloſen aber mit tauſend Sternbildern durchwirkten Lüfte, denn ſingende, zwitſchernde Staaren- und Schwalbenvölker zogen nach Süden, ja die ganze Nacht hindurch rauſchte und tönte es auf den himmliſchen Straßen von Sängerſchaaren, wilden Tauben-, Hühner- und Gänſezügen, welche entweder weit aus Norden kamen, oder aus dieſen Fluren aufbrachen und ſüdwärts reiſten. Noch nie hatte Heinrich dieſen herbſtlichen Nachtverkehr der Lüfte ſo genau und auffallend geſehen, und indem er ſich unten auf der dunklen harten Erde mühſelig forthalf, blickte er fortwährend nach dem Himmel und beobachtete neugierig das Ziehen und Begegnen der geſiederten Völkerſchaften, denen mit Sonnenaufgang das wärmere Land und die neue luſtige Heimath gewiß war.

Dann gerieth er in einen großen Forſt und die Dunkelheit wurde vollkommen. Still huſchte der Kauz an ſeinem Geſichte vorüber, die Waldſchnepfe bog hier und dort blitzſchnell um die Büſche, wovon er aber nur ein leiſes Wehen hörte, aus der Tiefe ſchrie der Uhu. Dieſen hatte Heinrich nie gehört und er kannte ſein Geſchrei nicht, daher machte es die Verwirrung und Fremdheit des Abenteuers vollſtändig. Doch ſtieß er nun an einer Lichtung auf einem rauchenden Kohlenmeiler, deſſen Hüter in der Erdhütte ſteckte und ſchlief. Heinrich ſetzte ſich auf einen Baumſtrunk an den heißen Meiler und wärmte ſich, und er wäre ganz glücklich geweſen, wenn er jetzt nur etwas zu eſſen und zu trinken gehabt hätte. Er ging zwar einigemal unter die Bäume und ein Wenig in ſie hinein und griff gierig mit den Händen im Dunkeln herum, ob nicht etwa ein Thier oder Vogel in dieſelben gerathen möchte, was er würgen und braten könnte; es rauſchte auch auf und gab Laut da und dort; allein nichts kam ihm unter die begierigen Hände und traurig kehrte er an ſeinen Platz zurück, wo er endlich einſchlief. Ein Flug laut ſchreiender Wanderfalken, deren ſilberblaue Flügel und weiße Federbrüſte im erſten Morgenroth blitzten, weckte den Schläfer aus verlorenen Träumen, und da, wie er ſich ermunterte, der Köhler ſich zugleich zu regen und aus ſeiner Hütte zu kriechen begann, die Füße voran, ſo ſtand Heinrich auf und ſetzte ſeinen Weg fort, dem Köhler einen guten Morgen wünſchend, und der Köhler dankte ihm, des Glaubens, es wäre ein früh vorübergehender Reiſender mit kleinem Wachstuchbündel. »Der mag auch kaum ein altes Hemde in ſeinem Päckchen haben!« ſagte er vor ſich hin, als die dürftige Geſtalt im Walde verſchwand.

Doch dieſes nahm bald ein Ende und Heinrich trat in eine weite, wunderſchöne deutſche

Herbſtmorgenlandſchaft hinaus. Waldige und dunkle Gebirgszüge umgaben den Horizont, durch das weite Thal ſchlängelte ſich ein röthlicher Fluß daher, weil der halbe Himmel im Morgenroth flammte und die purpuriſch angeglühten Wolkenſchichten über Feldern, Höhen, Dörfern und kleinen grauen Städten hingen. Nebel rauchte an den Waldhängen und verzog ſich an den dunkelblauen Bergen; Burgen, hohe Stadtthore und Kirchthürme glänzten röthlich auf, und über all' dem ſtand noch der ſpät aufgegangene Mond am Himmel und vermehrte, ohne zu leuchten, den Reichthum dieſer Herbſtwelt um ſein goldenes Rund. Längs des Waldrandes, über welchem er ſchwebte, entſpann ſich ein hallender Jagdlärm; Hörner tönten, Hunde muſicirten fern und nah, Schüſſe knallten, und ein ſchöner Hirſch ſprang an Heinrich vorüber, als er eben den Forſt verließ. Das Morgenroth und der alte Mond waren ſo ruhig und heimathlich, ihn dünkte, er müſſe und müſſe zu Hauſe ſein, während das fremde Gebirge ihm nur zu deutlich ſagte, wie fern er noch ſei, und das Morgenroth überdies noch den Seufzer entlockte: Morgenroth bringt ein naſſes Abendbrot! Jenes verkündete einen unzweifelhaften tüchtigen Regentag, und der wandernde Heinrich dachte mit Schrecken an die kommenden Fluthen und daß er durchnäßt bis auf die Haut in die zweite Nacht hinein gehen müſſe. Die Näſſe und der Schmutz beſiegeln jeglichen ſchlechten Humor des Schickſals und nehmen dem Verlaſſenen noch den letzten Troſt, ſich etwa erſchöpft an die trockene Erde zu werfen, wo es Niemand ſieht. Ueberall kältet ihm die bitterliche Feuchte entgegen und er iſt gezwungen, aufrecht über ſie hin zu tanzen und doch immer zu verſinken.

Bald verhüllte auch ein dichtes Nebeltuch alle die Morgenpracht, und das graue Tuch begann ſich langſam in naſſe Fäden zu entfaſern, bis ein gleichmäßiger ſtarker Regen weit und breit herniederfuhr, welcher den ganzen Tag anhielt. Nur manchmal wechſelte das naßkalte Einerlei mit noch ſtärkeren Waſſergüſſen, welche einen kräftigen Rhythmus in das Schlamm- und Waſſerleben brachten, das bald alles Land und alle

Wege überzog. Heinrich ging unverdroſſen durch die Fluthen, welche längſt ſeine Kleider durchdrangen, in den Nacken ſtrömten und aus den Rockärmeln heraus liefen. Einen Bauernknecht auf dem Felde fragte er nun nach der Gegend und vernahm, daß er im Allgemeinen die rechte Richtung innegehalten und nur um einige Stunden ſeitwärts gerathen ſei. Er ſah mit Seufzen ein, daß er unmöglich in Einem Zuge nach der Heimath gelangen könne, ohne etwas zu eſſen; doch berechnete er, daß er bis zum nächſten Tage eine Landſchaft erreichen müſſe, wo ſeiner dunklen Erinnerung nach ſchon etwas Obſt wuchs, daß er gefallene Früchte ſuchen, ſich leiblich ſtärken und unter irgend einer Feldſcheune ruhen könne, um dann in einem zweiten Anlauf die Schweizergränze zu erreichen, wo er heimiſch und geborgen war. Doch ſchon um die Mittagszeit, als er durch ein triefendes Gehölz ging und es rings im Lande Mittag läutete, ſchien ihm der Hunger und die Ermattung unerträglich und er ſetzte ſich rathlos auf einen naſſen Steinblock. Da kam ein altes Mütterchen daher getrippelt, welches mit der einen Hand ein elendes Bündel kurzen Reiſigs auf dem grauen Kopfe trug, deſſen Haare ſo rauh und ſtruppig waren, wie das Reiſig, und mit der anderen Hand mühſelig eine abgebrochene Birkenſtaude nachſchleppte. Mit tauſend kurzen, zitternden Schrittchen zerrte ſie emſig und keuchend, viele Seufzer ausſtoßend, den widerſpenſtigen Buſch über alle Hinderniſſe nach ſich, gleich einer Ameiſe, die einen zu ſchweren Halm nach dem Bau ſchleppt. Heinrich bedachte eben mit Scham über ſeine eigene Ungeduld, wie das ſchwache bejahrte Weib, das vielleicht dem Lande arbeitende und ſtarke Söhne geboren hatte, ſein ganzes Leben nur Einen fortgeſetzten Gang in Regen und Noth ging, ohne Grund und ohne Schuld, als ein dicker Flurſchütz des Weges kam, wohl eben ſo alt, wie das arme Weib, aber mit rothem trotzigen Geſicht und einem eisgrauen Schnurrbart und ſcheibenrunden thöricht rollenden Augen. Dieſer fuhr ſogleich über die Frau her, welche den Buſch zitternd fahren ließ, und ſchrie: Haſt wieder Holz geſtohlen, du Strolchin! Bei allen Heiligen betheuerte die Alte, daß ſie das

Birkenbäumchen alſo geknickt mitten auf dem Wege gefunden habe; aber er rief: Lügen thuſt du auch noch? wart' ich werd' dir's austreiben! Und der alte Mann nahm die alte Graue beim vertrockneten Ohr, welches unter der verſchobenen geblümten Katunhaube hervor guckte, und zerrte ſie mehrmals an ſelbem hin und her, wie man etwa einen böſen jungen Buben ſchüttelt, daß es höchſt ſeltſam und unnatürlich anzuſehen war. Heinrich ſprang mit einem Satze hinzu und ſchlug dem böſen Holzvogt ſein hartes Wachstuchpäcklein einige Mal ſo heftig um die Ohren und auf das Geſicht, daß der Unhold taumelte und ihm das übermüthige Blut aus Mund und Naſe rann. Das Frauchen machte ſich, ſo ſchnell es konnte, aus dem Staube, oder vielmehr aus dem Regen, der Feldwärtel aber wollte ſeinen Säbel ziehen, und indem dieſer nicht hervorkommen wollte, verharrte der Wüthende krampfhaft in der ziehenden Stellung, die eine Hand am Griff, die andere an der Scheide, ſchnaubend und fluchend, und gab in dieſer gebannten Lage ein ſo herausforderndes Bild der höchſten Wuth, daß Heinrich noch einmal auf ihn zu ſprang, ihm noch mehrere Maulſchellen gab und mit Scheltworten, Stößen und Schlägen davon jagte. Froher als der junge Moſes, der den ägyptiſchen Aufſeher erſchlagen, athmete er auf und fand plötzlich, daß das unvorhergeſehene Abenteuer ein gutes Mittagsmahl war, denn er fühlte nicht mehr den mindeſten Hunger und ſich ſo angenehm aufgeregt und bei Kräften, daß er wohlgemuth ſeinen Weg fortſetzte und ſich nicht ſtark um die Rache des Flurſchützen kümmerte, welcher wahrſcheinlich Mannſchaften herbeiholte.

Wie er nun ſo vorwärts drang durch Wind und Regen, wirkte die Wärme der guten That, welche die Stelle eines nahrhaften Imbiſſes bei ihm vertreten, immer angenehmer nach; es ging wie ein Licht in ihm auf und es wollte ihn bedünken, als ob eine ſolche fortgeſetzte und fleißige Thätigkeit in lebendigem Menſchenſtoffe doch etwas ganz anderes wäre, als das abgeſchloſſene Phantaſiren auf Papier und Leinwand, inſonderheit wenn man für dieſes nicht ſehr geeignet ſei. Oder vielmehr begann es ihm klarer zu werden mitten in dem düſtern Unwetter, in welcher Weiſe er ſich in der Berufswahl getäuſcht, da erſt jetzt, und noch viel eindringlicher als durch jenes borghesiſche Fechterbild, das runde lebendige Menſchenleben ſich in ſeiner Hand abgedruckt und noch deutlich nachfühlte, im Gegenſatz zu dem kalten Flächenleben, dem er ſich ſonſt ergeben.

Auf der Höhe des nahen Gehölzes fürbas ſchreitend, dachte er ſich den Fall, daß er den böſen Flurſchützen in der Hitze eines Kampfes todt geſchlagen und in Folge deſſen gefangen worden und vor ein Gericht über Leben und Tod geſtellt ſei, und er dachte ſich eine feurige und ſiegreiche Vertheidigungsrede aus, welche ihn nicht nur aus dem böſen Handel zöge, ſondern auch der Sache der Menſchlichkeit ein kräftiges Wort liehe und aus dem Angeklagten einen Ankläger machen würde. Dann von dieſen gewaltſamen Gegenſtande zu anderen Vorſtellungen übergehend, ſah er ſich handelnd und redend, ſtreitend und überzeugend oder ſich unbefangen überzeugen laſſend, unter den Menſchen verkehren und durch das bloße Hervorkehren eines guten Gewiſſens, einer wahren Natur und Offenheit, eines unverhohlenen und kräftigen Benehmens die Lügner überführen, die Unentſchloſſenen antreiben und die vorſätzlich Unklaren zum Sehen zu zwingen, jeden Handel beſtehen, jede Verwirrung zerſtreuen und durch das einfachſte und unverfänglichſte Daſein das Wahre an ſich ziehen und Heiterkeit um ſich verbreiten. Er ſah ſich das Verwerfliche unter allen Bedingungen verwerfen und ohne Prahlerei und Salbung, ohne Verzerrung des Geſichtes und Verrenkung des Lebens überall für das Sprüchlein einſtehen: Ehrlich währt am längſten und was dem Einen Recht, iſt dem Anderen billig; und er lachte ruhig und unbekümmert diejenigen aus, welche weiſer zu ſein glaubten, als dieſe einfache Lehre, und weitſehender, als deren unabweichliche Folgen. Dann indem er wieder des Flurſchützen gedachte und den Grund von deſſen beſtialiſchem Weſen aufzufinden ſich bemühte, ſtellte er ſich die Geſtalt deſſelben nochmals lebendig vor die Augen, und indem er die rollenden Augen, die hochrothen Backen und Naſenpolſter, den grauen wohl im Stand gehaltenen Schnurrbart, den dicken Bauch und die blanken Knöpfe des Dienſtrockes betrachtete, ſah er wohl, daß das Fundament alles dieſes anmaßlichen behaglich brutalen Gebauſches eine unbegränzte Eitelkeit ſei, die ſich, da ſie einer halben Beſtie angehörte, nicht anders als in ſolcher Weiſe äußern konnte: »Dieſer Kerl, welcher vielleicht der beſte Vater und Gatte war und ein ganz guter Geſelle unter ſeines Gleichen, inſofern man ihn nur nicht im Prahlen und Ausbreiten ſeiner Art behinderte, dieſer Kerl gefiel ſich ausnehmend wohl und hielt ſich für einen Kerl, nach Maßgabe ſeiner Dummheit, als er die alte Frau am Ohr zerrte. Nicht daß er etwa in der Kirche oder im Beichtſtuhl zuweilen nicht einſähe, daß er unchriſtlich lebe und handle; der Rauſch der Eitelkeit und Selbſtgefälligkeit iſt es, welcher ihn alle Augenblicke fortreißt und ſeinem Götzen fröhnen läßt. Gleichermaßen ſieht er das Laſter an ſeinem nächſten Vorgeſetzten, dieſer an dem ſeinigen und ſo fort ſtufenweiſe, indem Einer es am Anderen gar wohl bemerkt, ſelbſt aber nichts Eifriges zu thun hat, als der eigenen Unart voll Wuth den Zügel ſchieſen zu laſſen, um nicht zu kurz zu kommen und ſich herrlich darzuſtellen. Alle die tauſend von einander Abhängigen ſtreichen ihre grauen Schnäuze und laſſen die Augen rollen, nicht aus Bosheit, ſondern aus kindiſcher Eitelkeit; ſie ſind eitel im Befehlen und eitel im Gehorchen, eitel im Stolz und eitel in der Demuth; ſie lügen aus Eitelkeit und die Wahrheit wird aus Eitelkeit in ihrem Munde zur Lüge; denn ſie ſagen eine Wahrheit nicht um ihrer ſelbſt willen, ſondern weil es ihnen im Augenblicke gut anzuſtehen ſcheint. Stolz, Herrſchſucht, Neid, Habſucht, Hartherzigkeit, Verläumdung, alle dieſe Laſter laſſen ſich bändigen und zurückhalten oder in Schlummer ſingen; nur die Eitelkeit iſt immer wach und verſtrickt den Menſchen unaufhörlich in tauſend lügenhafte Dinge, Brutalitäten und kleinere oder größere Gefahren, die alle zuletzt ein ganz anderes Weſen aus ihm machen, als er urſprünglich war und eigentlich ſein will. Denn die Eitelkeit iſt nichts anderes, als die krankhafte Abirrung von ſich ſelbſt, der Mangel an genügendem Gefühl ſeines ſichern Daſeins und die Angſt, gerade durch dieſe Verwirrung um das Daſein zu kommen. Hiergegen hilft kein Chriſtenthum; denn der bekehrte Sünder iſt erſt recht eitel auf ſeine Reue und auf die Gnade des Herrn und wird ſeinen neuen Tick darin finden, über die Eitelkeit der Welt zu jammern. Gegen alles das Uebel, was von dieſem Mehlſtaub Eitelkeit ſtammt, hilft nur die einfache rein ſachliche Gegenwirkung; die Eitelkeit immer und allüberall zu verletzen, ſie bei der Naſe zu nehmen und ihr die eigene Zweckloſigkeit deutlich zu machen, d. h. in ſofern als ſie nicht die unſchuldige Beſchäftigung mit der eigenen Perſon, ſondern die Reibung an den Mitmenſchen zu ihrer Befriedigung wählt. In der That ſieht man oft, wie ein einziger Menſch, der nicht eitel iſt oder doch das Gift unſchädlich zu verbergen weiß, wenn er nur will, einen friſchen Luftzug unter die Leute bringt, und wo mehrere zuſammentreffen, die ſich nur leidlich zu mäßigen vermögen, wird ſogleich Ruhe, Ehre, Offenheit und Sicherheit herrſchen und etwas Erkleckliches gethan werden.« »Iſt die Eitelkeit, indem ſie in der Zudringlichkeit, in der gewaltſamen Verfügung über die Meinung und Gemüthsruhe Anderer beſteht, ein Riß und eine Abirrung vom eigenen Weſen, ſo iſt hingegen die unſchuldige Eitelkeit, welche in einer gutartigen Verzierung des eigenen Weſens und in der Freude an demſelben beſteht, eine wahrhafte Ergänzung desſelben, ſo zu ſagen das goldene Hausmittelchen der Menſchlichkeit und das beſte Gegengift für jene bösartige weltliche Eitelkeit. Aber die gute und ſchöne Eitelkeit, als die zierliche Vervollkommnung oder Ausrundung unſeres Weſens, indem ſie alle Keimchen zum Blühen bringt, die uns brauchbar und annehmlich machen für die äußere Welt, iſt zugleich der beſte und feinſte Richter und Regulator ihrer ſelbſt und treibt uns an, das Gute und Wahre, was wir auch ſonſt vorbringen würden, ohne häßliche Manier, ohne Aufgeblaſenheit und Schnörkelei zu vertreten, und ſo veredelt ſie ſich von ſelbſt zum guten Geſchmack, welcher ſeinerſeits wieder nichts anderes als die Geſundheit und das Vernünftige ſelbſt iſt.«

Indem Heinrich dergeſtalt vor ſich hin predigte, lenkte er endlich ſeine Gedanken auf ſich ſelbſt und fragte ſich, zum erſten Male in ſeinem Leben, ob er ſelbſt nicht eitel ſei, und in welcher Weiſe, in der verwerflichen oder in der guten Art? Er ſetzte ſich abermals höchſt bedächtig auf einen Stein und ſann darüber nach, traurig und verfroren; denn in guten jungen Tagen fragt man ſich wohl einmal, ob man gut oder böſe ſei, ob aber eitel, anmaßend oder unerträglich, erſt wenn man etwas mürbe geworden und ordentlich durchgeregnet iſt. Da fiel ſein Blick auf das triefende Päcklein, das er in ſeinen Händen hielt, und er fand ſofort, daß der Inhalt desſelben wohl das Produkt der Selbſtgefälligkeit ſein dürfte, welche ihn in ſo frühem Alter unbewußt getrieben hatte, ein Bild von ſich ſelbſt zu entwerfen und feſtzuhalten. Doch als er dieſes ſelbe Bild näher und nicht unliebſam betrachtete und der Sonnenſchein der entſchwundenen Jugendzeit durch das dunkle feuchte Wachstüchelchen zu leuchten begann, glaubte er ſich ſagen zu dürfen, daß die Eitelkeit der eingewickelten Bücher zu der guten Art gehöre, welche ihren Inhaber zierlich verlockt, ſich ſelbſt zu ergänzen und darzuſtellen und ihm hilft zu ſein, was er ſeiner Natur nach ſein kann. Wie er nun das verhüllte Buch in Gedanken durchblätterte, ſah er jene Stelle, wo er in den früheſten Tagen der Kindheit ſeine kleinen Mitſchüler in's Unglück hinein gelogen und eine ganze Malefizgeſchichte über ſie aus dem Stegreif erſonnen hatte, und damit tauchte die weitere Frage in ihm auf, ob er eigentlich von Grund aus eine Neigung zum Wahren oder zu deſſen Gegentheil habe; denn ohne die Liebe zur Wahrheit und Aufrichtigkeit iſt die Eitelkeit in allen Fällen ein ſchädliches Laſter. Da er aber ſeit nun bald zwanzig Jahren nicht die mindeſte Luſt zu ſolcher Teufelei mehr verſpürt und ſich auch geſtehen konnte, aufrichtig um das Wahre bekümmert zu ſein, ſo beruhigte er ſich über dieſen Punkt und ſuchte ſich nur jene ſo ausgeprägte Kinderunthat auf andere Weiſe zu erklären.

Und da führte er ſich dann den ſeltſamen Vorgang auf die angeborne Luſt und Neigung zurück, im lebendigen Menſchenverkehr zu wirken und zu hantiren und ſeinerſeits dazu beizutragen, daß alle Dinge, an denen er betheiligt, einen or=

dentlichen Verlauf nähmen. Dem Kinde war der Unterſchied zwiſchen gut und böſe oder vielmehr zwiſchen wahrer und falſcher Sachlage nicht bewußt und völlig gleichgültig; die Erwachſenen hatten jenen Handel unvernünftig eingeleitet, das Kind hatte nichts zu thun, als da ihm die wirkliche Gerechtigkeit verborgen war, eine poetiſche Gerechtigkeit herzuſtellen und dazu erſt einen ordentlichen faktiſchen Stoff zu ſchaffen. Auch erinnerte er ſich noch heute, daß er damals ohne die mindeſten Gewiſſensbiſſe und mit dem unbefangenſten Intereſſe dem angerichteten Schaden zugeſehen. Gedachte er nun noch, wie er um die gleiche Zeit ſich Bilder von Wachs gemacht und eine tabellariſche Schickſals- und Gerechtigkeitsordnung über ſie geführt, ſo ſchien es ihm jetzt beinahe gewiß, daß in ihm mehr als alles Andere eigentlich eine Luſt läge, im lebendigen Wechſelverkehr der Menſchen, auf vertrautem Boden und in feſtbegründeten Sitten das Leben ſelbſt zum Gegenſtande des Lebens zu machen.

Mit dieſen tüchtigen Gedanken ſtand Heinrich auf und ſah, daß er ſich über einem Thale beſand, und dicht zu ſeinen Füßen lag ein alterthümliches Städtlein, wo um ein graues mächtiges Kirchenſchiff und um den Giebel des Rathhauſes ſich ein hundert kleine Häuſer zuſammenkauerten. Heinrich ſah in die paar Sträßlein und auf den Platz hinein, wie auf einen Pfannkuchen, und ſah zu ſeiner Verwunderung, daß die ganze Einwohnerſchaft trotz des Regenwetters auf den Beinen war und die kleine Oeffentlichkeit des Ortes erfüllte. Er bemerkte auch alsbald, daß einige Feuerſpritzen, begleitet von vielen Männern in kühnen Feuerkappen, ſich durch das Gedränge bewegten, und da er keinen Rauch ſah, ſo nahm er an, daß dieſe Leute wohl ihre herbſtliche Feuermuſterung und Spritzenprobe hielten. So war es auch; denn indem um das Rathhaus herum Platz gemacht wurde und man Feuerleitern daran legte, fingirte man kühnlich einen Brand auf dem Dache deſſelben, und alle Fenſter des Städtleins waren geöffnet und die Einwohner, ſo nicht auf der Straße waren, harrten vergnügt unter den Fenſtern der tapferen jährlichen Beſpritzung ihres Rathhausgiebels. Um die Uebung unternehmender und künſtlicher zu geſtalten, waren die Spritzen in kleinen Seitengäßchen vertheilt, und die langen Schläuche zur Freude der Stadtjugend, die verſtohlen darauf herumtrampelte, zogen ſich in mäandriſchen Windungen bis zu dem unſichtbaren Feuer hinan. Männer ſtanden hoch auf den Leitern und ſchritten auf dem Dache, die metallenen Wendröhren in der Hand, während andere ihnen von unten auf Befehlsworte zuſandten und ſie auf die gefährlichſten Punkte aufmerkſam machten. Aber als nun das Abenteuer von Statten gehen ſollte, da gab es eine große Verwirrung, ein Rufen, Schreien, Schelten, und zuletzt ein bedenkliches Durcheinanderdrängen und Puffen, ohne daß die Leute wußten, woran es lag und wie ſie ſich helfen ſollten. Heinrich aber ſah ganz herrlich, woher die Noth kam, und hätte gern gelacht, wenn er nicht ſo naß geweſen wäre; denn die Wendrohrführer hatten in der kunſtreichen Verſchlingung der Schläuche Jeder das unrechte Rohr ergriffen, und als ſie nun oben auf dem Capitol ihrer Spritzenmannſchaft laut zuriefen, Waſſer zu geben oder damit nachzulaſſen, je nach der Wendung des Abenteuers, da gab immer die Spritze eines Andern Waſſer oder verſiegte plötzlich, ſo daß ihr Vorkämpfer vergeblich ſein Rohr kühnlich emporhielt und klug zielend hin und her ſchwenkte, während ſein Nebenmann, der an nichts dachte, unerwartet Waſſer bekam und dem Bürgermeiſter damit die Perrücke abſpritzte, der den Kopf aus einer Dachluke ſtreckte. Immer größer ward die Verwirrung, und ein allgemeiner Kampf ſchien zu entſtehen; denn den einfachen Grund, die Verwechslung der Wendröhre, entdeckte Niemand, da die verſchlungenen Schläuche um die Ecke gingen und Keiner die Sachlage überſah.

Heinrich ging ſtill an dem Städtlein vorüber voll Nachdenken über dies wunderbare Geſicht. Dann rief er mit allem Feuer, deſſen ſein ausgehungertes und erfrorenes Leibwerk noch habhaft war: »Dies iſt das Geheimniß! O wer allezeit auf rechte Weiſe zu ſehen verſtände, unbefangen mitten in der Theilnahme, ruhig in edler Leidenſchaft, ſelbſtbewußt, doch anſpruchlos, kunſtlos und doch zweckmäßig! Ich will nun aber doch gehen und noch irgend etwas Lebendiges lernen, wodurch ich unter den Menſchen etwas wirke und nütze!«

Alſo ging er darauf zu, als ob die nächſten hundert Schritte ihn dahin bringen könnten, und die einfache Sehnſucht nach der Heimath verwandelte ſich nun in ſchönſte Hoffnung und gewichtige Entſchlüſſe, alſo daß Heinrich, da er ganz im Unſtern war und verlaſſen als ein Bettler im Unwetter dahin trieb, ſich ſelbſt erhöhte und wenigſtens vor ſich ſelbſt gute Figur machte.

Neuntes Kapitel.

Jedoch hielten dieſe moraliſchen Lebensgeiſter den Wanderer kaum noch ein Stündchen aufrecht, worauf, als es Abend wurde, ſeine Kräfte endlich nachzulaſſen begannen und er merkte, daß er in keinem Falle die Nacht hindurch gehen könne. Die leibliche Noth, Schwäche, Hunger und Kälte machten ſich jetzt ſo vermehrt und unmittelbar geltend, daß Heinrich gänzlich jener Niedergeſchlagenheit und Rathloſigkeit anheimfiel, welche durch den Aerger noch erbittert wird, daß ja keine Rede davon ſein könne, etwa umzukommen oder unterzugehen, und alſo das ſchlechte Abenteuer nur eine entbehrliche Vexation ſei. Doch raffte er ſich noch einmal zuſammen und behauptete dem guten Muthe mit verzweifelter Kraftanſtrengung die Oberhand. Er war jetzt aus einer Waldſtraße getreten und ſah ein breites Thal vor ſich, welches ein groſses Gut zu enthalten ſchien, denn ſchöne Parkbäume, die eine herrſchaftliche Dächergruppe umgaben, wechſelten mit den Waldungen ab und zwiſchen weiten Wieſengründen und Feldern lag eine weitläufige Dorfſchaft zerſtreut. Zunächſt vor ihm ſah er ein katholiſches Kirchlein ſtehen, deſſen Thüren offen waren.

Er trat hinein, wo es ſchon ganz dämmerig war und das ewige Licht wie ein Stern vor dem Altar ſchwebte. Die Kirche ſchien uralt zu ſein, die Fenſter waren zum Theil gemalt und die Wände ſo wie der Boden mit adeligen Grabſteinen bedeckt. »Hier will ich die Nacht zubringen,« ſagte Heinrich zu ſich ſelbſt, »und unter dem Schutze der allerchriſtlichſten Kirche austrocknen und ausruhen.« Er ſetzte ſich in einen dunklen Beichtſtuhl, in welchem ein ſtattliches Kiſſen lag, und wollte eben das grüne ſeidene Vorhängelchen vorziehen, um augenblicklich einzuſchlafen, als eine derbe Hand das Vorhängelchen anhielt, und der Küſter, der ihm nachgegangen, vor ihm ſtand und ſagte: »Wollt Ihr etwa hier übernachten, guter Freund? Hier könnt Ihr nicht bleiben!«

»Warum nicht?« ſagte Heinrich.

»Weil ich ſogleich die Kirche zuſchließen werde! Gehet ſogleich hinaus!« erwiederte der Küſter.

»Ich kann nicht gehen,« ſagte Heinrich, »laßt mich hier ſitzen, die Mutter Gottes wird es Euch nicht übel nehmen!«

»Geht jetzt ſogleich hinaus! Ihr könnt durchaus nicht hier bleiben!« rief der Küſter, und Heinrich ſchlich trübſelig aus der Kirche, während der Küſter raſſelnd die Thüren zuſchlug und um die Kirche herumging. Heinrich ſtand jetzt auf einem Kirchhof, welcher durchaus einem ſchönen und wohlgepflegten Garten glich, indem jedes Grab ein Blumenbeet vorſtellte, die Gräber zwanglos und maleriſch gruppirt waren, hier ein einzelnes großes Grab, dort ein ſolches nebſt einem Kindergräbchen, dann eine ganze Colonie kleiner Kindergräber, dann wieder eine größere oder kleinere Familie großer Gräber u. ſ. f., welche alle in verſchiedenem Charakter bepflanzt und mit Blumen beſetzt waren. Die Wege waren ſorgfältig mit Kies bedeckt und gerechet, und verloren ſich ohne Scheidemauer unter die dunklen Bäume eines Luſtwaldes, große Ahornbäume, Ulmen und Eichen. Es hatte etwas zu regnen nachgelaſſen, doch tröpfelte es noch ziemlich, indeſſen gegen Abend ein ſchmaler feuriger Streifen Abendroth auf den Hügeln lag und einen ſchwachen Schein auf die Leichenſteine warf. Heinrich ſank auf eine zierliche Gartenbank unter den Gräbern; denn er vermochte kaum mehr zu ſtehen. Nun kam ein ſchlankes weibliches Weſen unter den Bäumen hervor mit raſchen leichten Schritten, welches eine ſchwarz ſeidene Mantille trug, reiche dunkle Locken luſtig im Winde ſchüttelte, und mit der einen Hand die Mantille über der Bruſt feſt hielt, indeß die andere Hand einen leichten Regenſchirm trug, der aber nicht aufgeſpannt war. Dieſe ſehr anmuthige Geſtalt eilte gar wohlgemuth zwiſchen den Gräbern herum und ſchien dieſelben aufmerkſam zu beſichtigen, ob die Gewächſe von Sturm und Regen nicht gelitten hätten. Hie und da kauerte ſie nieder, warf ihr Schirmchen auf den Kiesweg und band eine flatternde Roſe friſch auf oder ſchnitt ſich mit einem Scheerchen eine Blume ab, worauf ſie wieder weiter eilte. Heinrich ſah, erſchöpft wie er war, dieſe ſchöne Erſcheinung wie einen Traum vor ſich hin ſchweben und dachte nicht viel dabei, obſchon ſie ihm einen angenehmen Eindruck machte, als der Küſter wieder hinter der Kirche hervorkam und Heinrich abermals anredete.

»Hier könnt Ihr auch nicht bleiben, guter Freund!« ſagte er, »dieſer Gottesacker gehört gewiſſermaßen zu den herrſchaftlichen Gärten, und kein Fremder darf ſich da zur Nachtzeit herumtreiben.«

Heinrich antwortete gar nicht, ſondern ſah theilnahmlos vor ſich hin.

»Nun, hört Ihr nicht? Auf! Steht in Gottes Namen auf, guter Freund!« rief der Küſter etwas lauter und rüttelte den Müden an der Schulter, wie man etwa einen Betrunkenen aufmuntert. In dieſem Augenblicke kam jenes Frauenzimmer zur Stelle und hielt ihren zierlichen Gang an, um dem Handel neugierig zuzuſchauen. Dieſe Neugierde war ſo kindlich und gutmüthig, und zugleich war die ganze Erſcheinung, welche Heinrich die ſchönäugigſte und anmuthigſte Perſon dünkte, die er je geſehen, von ſo unverhohlener, natürlicher und doch kluger Freundlichkeit, daß er von dem Anblick ein neues Leben gewann, ſich ſchnell aufrichtete und eine höfliche Verbeugung vor ihr machte. Aber indem er ſeinen naſſen Hut ſchwenkte, fiel derſelbe gänzlich zuſammen und er hielt den übel ausſehenden wie ein ſchlechtes Symbol in der Hand. So ſtand er denn auch gar über und über mit Schlamm und Koth bedeckt vor der ſchönen Perſon, die ihn aufmerkſam betrachtete, und er ſchlug höchſt verlegen die Augen nieder und ſchämte ſich vor ihr, indeſſen er doch ein wenig lächeln mußte, denn er gedachte ſogleich wieder des unglückſeligen Römer, welcher ihm einſt den vor der ſchönen Nauſikaa ſich ſchämenden Odyſſeus poetiſch erklärt hatte. »O,« dachte er, »da es noch hie und da eine Nauſikaa giebt, ſo werde ich auch mein Ithaka noch erreichen! Aber welch' närriſche Odyſſeen ſind dies im neunzehnten Jahrhundert chriſtlicher Zeitrechnung!«

Dieſe Betrachtung dauerte aber nur einen

Augenblick und die liebliche Jungfrau ſagte inzwiſchen zu dem unholden Kirchendiener: »Was giebt es hier mit dieſem Manne?«

»Ei, gnädiges Fräulein!« erwiederte der Küſter, »weiß Gott, was dies für ein Heide mag ſein! Er will durchaus in der Kirche oder auf dem Kirchhof einſchlafen; das kann doch nicht geſchehen, und wenn er ein armer Landfahrer iſt, ſo ſchläft er gewiß beſſer im Dorf in irgend einer Scheune!«

Die junge Dame ſah den Heinrich an und ſagte freundlich: »Warum wollen Sie durchaus hier ſchlafen? Lieben ſie die Todten ſo ſehr?«

»Ach, mein Fräulein,« ſagte Heinrich, indem er ziemlich furchtſam aufblickte, »ich hielt ſie für die eigentlichen Inhaber und Gaſtgeber der Erde, die keinen Müden abweiſen: aber wie ich ſehe, ſo ſind ſie von den Lebendigen auch in dieſer Hinſicht arg bevormundet und wird ihre Intention ſtets ausgelegt, wie es denen gefällt, die über ihren Köpfen dahin gehen!«

»Das ſollen Sie nicht ſagen,« erwiederte lieblich lachend das Fräulein, »daß wir hier zu Lande ſchlimmer geſinnt ſeien, als die Todten! Wenn Sie ſich nur erſt ein bischen ausweiſen wollen und ſagen, wie es Ihnen geht, ſo werden Sie uns Lebendige hier ſchon als leidliche Leute finden!«

»Was meine Herkunft betrifft,« antwortete Heinrich und blickte ſie jetzt ſicher und ernſthaft an, »ſo bin ich ſehr guter Leute Kind und eben im Begriff, ſo ſehr ich kann zu laufen, wo ich her gekommen bin. Ich bin aus der Schweiz und ſeit mehreren Jahren habe ich als Künſtler in der Hauptſtadt dieſes Landes gelebt, um zu entdecken, daß ich eigentlich kein Künſtler ſei. Dabei erging es mir übel und ich begab mich ohne alle Mittel wie ich ging und ſtand auf den Heimweg, um mich zu beſſern. Ich wünſche und hoffe aber unbemerkt und ohne irgend den Menſchen unterwegs auf- und läſtig zu fallen nach Hauſe zu kommen. Ich wollte ungeſehen und unbemerkt in dieſer Kirche die Nacht zubringen, da es ſo abſcheuliches Wetter iſt, und in aller Stille am Morgen wieder weiter ziehen. Wenn hier ganz in der Nähe irgend ein Vordach oder eine Hütte iſt, denn weiter kann ich nicht mehr, ſo befehlen Sie, daß man mich dort ruhen läßt und thut, als ob ich gar nicht da wäre, und am Morgen werde ich dankbar wieder verſchwunden ſein.«

Das Mädchen beſann ſich eine kleine Weile, den Fremden anſehend, und ſagte dann mit unveränderter Freundlichkeit: »Sie kommen mir zwar ganz fremd vor; doch wollt' ich wetten, daß Sie jener junge Schweizer ſind, der vor ſechs Jahren mit uns in dem Gaſthofe zuſammentraf, einige Stunden von hier, und der dann mit meinem Papa weiter fuhr nach der Reſidenz! Erinnern Sie ſich nicht mehr des kleinen Hündchens, welchem Sie Kuchen gaben über den Tiſch?«

Heinrich ſah jetzt das hochgewachſene ſchöne Frauenzimmer, das zwei bis drei und zwanzig Jahre zählen mochte, erſtaunt an. Das alſo war jenes liebliche und freundliche Mädchenkind, und welch' artiges Wunder, daß eben jetzt bei ſeinem traurigen Abzug aus Deutſchland das gleiche Weſen in reifer Vollendung ihm entgegentreten mußte, das ihm bei ſeinem pompöſen

Einzug als angehende Grazie begrüßt hatte! Und wie wohlbeſtellt mußte dies Weſen im Gemüthe ſein, da es jene wahrhaft wohlgezogene Höflichkeit des Herzens beſaß, welche auch das Gleichgültigſte und Vorübergehendſte nicht vergißt und jedem Menſchenantlitz, ſo ihr einmal begegnet iſt, ein freundliches unverhohlenes Gedächtniß entgegen bringt! Dieſe höfliche und aufmerkſame Gemüthsgegenwart erwärmte und belebte den Durchnäßten ſichtlich und gab ihm einen guten Muth zu ſich ſelber, da ein ſo preiswerthes und zierbegabtes Gewächs ſeine Perſon der Wiedererkennung würdigte.

»O ſicher erinnere ich mich,« ſagte er erröthend, »aber ich würde ſie doch nicht wieder erkannt haben; denn Sie ſind ſo viel größer geworden!«

Bei dieſen Worten erröthete ſie auch ein weniges, aber ſehr unverfänglich und nur inſofern, als ſie fühlte, welch' einen roſigen Glanz die Erwähnung der märzlich flimmernden und ſchimmernden Mädchenflegeljahre über eine Großgewordene verbreitet, die man lange nicht geſehen. Dann ſagte ſie aber mit herzlicher Bekümmerniß:

»Ach Gott! Sie müſſen alſo nun auf ſo traurige Weiſe wieder in Ihre Heimath kehren?«

»O das hat gar nichts zu ſagen,« erwiederte Heinrich lachend, »ich bin bereits auf dem Wege wieder ganz munter geworden und habe es nun gut vor, wenn ich nur erſt dort bin!«

»Kommen Sie nun jedenfalls mit mir, »ſagte das Fräulein, »mein Papa iſt den ganzen Tag weggeweſen, und bis er nach Hauſe kommt, will ich es über mich nehmen und Ihnen ein vorläufiges Unterkommen anbieten in meinem Gartenhauſe; ich bin verſichert, daß er ſich wohl Ihrer erinnert und Sie nicht fortlaſſen wird dieſe Nacht! Kommen Sie nur, gleich unter dieſen Bäumen treibe ich ſo den ganzen Sommer und Herbſt mein Weſen, und Ihr, Küſter, folgt uns als dienſtbare Begleitung zur Strafe, daß Ihr dieſen Herrn ſo ungaſtlich behandelt!«

Heinrich war zu ſchwach, als daß er ſich hätte bedenken können, ob er der Einladung Folge leiſten wolle oder nicht; auch machte dieſelbe einen ſo herzlichen und unbefangenen Eindruck auf ihn, daß er der Schönen gern folgte und, ſo raſch er noch vermochte, neben ihr hin marſchirte, ſich einzig nach einer Ruheſtelle und etwas Wärme ſehnend, indeſſen der Küſter ganz verblüfft und mißtrauiſch hinter dem Paare her ging. Es hatte endlich ganz zu regnen aufgehört, der feſte Boden unter den großen alten Bäumen war faſt gänzlich trocken und in das prächtige Dunkel, in in dem ſie jetzt gingen, leuchteten nur zwiſchen den Stämmen der feurige Abendſtreif und im Hintergrunde die erhellten Fenſter eines Park- oder Gartenhauſes. In dieſem befand ſich ein kleiner Saal, der nur durch eine Glasthür vom Parke getrennt war, und in dem Saale brannte ein helles Kaminfeuer; als ſie eingetreten, rückte das Frauenzimmer einen Stuhl zum Feuer und forderte Heinrich auf, ſich auszuruhen. Ohne Verzug ſetzte er ſich und ſchämte ſich noch eine Weile ſeines ſchlechten Ausſehens; die junge Dame ſchien das zu bemerken und ſtellte ſich voll Mitleid vor ihn hin, indem ſie ſagte: »Sagen ſie doch, Herr — wie heißen Sie denn?«

»Heinrich Lee,« ſagte er.

»Herr Lee, geht es denn Ihnen ganz ſchlecht?

ich habe keinen rechten Begriff davon; Sie ſind doch am Ende nicht ſo arm, daß Sie auch nichts zu eſſen haben?«

Heinrich lächelte und ſagte: »Es hat nicht zum mindeſten etwas zu bedeuten, wie ich Ihnen ſage, aber im Augenblick iſt es allerdings ſo!« Er erzählte ihr hierauf mit wenig Worten ſein Abenteuer, worauf ſie die Hände zuſammenſchlug und rief: »Herr Gott! aber warum thun Sie denn das? Wie können ſie ſich ſo der Noth ausſetzen?«

»Nun, mit Abſicht hab' ich es gerade nicht gethan,« ſagte er, »da es aber einmal ſo iſt, ſo bin ich ſogar ſehr froh darüber; ſehen Sie, man lernt an Allem etwas und hat manchmal ſogar die beſten Früchte daran. Für Frauen ſind dergleichen Uebungen nicht nothwendig, denn ſie thun ſo immer, was ſie nicht laſſen können; für uns Männer aber ſind immer ſo recht handgreifliche Exercitien gut, denn was wir nicht ſehen und fühlen, ſind wir nie zu glauben geneigt oder halten es für unvernünftig und verächtlich.«

Das gute Mädchen hatte indeſſen ein kleines

Tiſchchen herbeigeholt und vor ihn hingeſtellt, auf welchem einiges Eſſen ſtand. »Hier ſteht zum Glück,« rief ſie, »noch faſt mein ganzes Eſſen; ich ließ es mir hieher bringen, da ich heute allein war, und eſſen Sie wenigſtens ſogleich etwas, bis mein Papa zu Hauſe kommt und für Sie ſorgt. Geht ſogleich nach dem Hauſe, Küſter, und holt eine Flaſche Wein, ſogleich, hört Ihr? Die Brigitte wird ſie Euch geben! Trinken Sie lieber weißen Wein oder Rothwein, Herr Lee?«

»Rothen« ſagte er.

»So ſagt der Brigitte, ſie ſolle Euch von Papas Wein geben!« rief ſie dem Küſter noch nach. Dann zog ſie tüchtig an einer Klingelſchnur, worauf ein ländlich gekleidetes feines Mädchen herbeigelaufen kam, welches des Gärtners Tochter war und den eſſenden Heinrich neugierig betrachtete; denn dieſer hatte ſich ſehr andächtig über ein Stück kalten Rehbratens hergemacht, wunderte ſich jedoch bald, daß er gar nicht ſo viel zu eſſen vermochte, als er zuerſt gedacht, und er legte bald die zierlichen Eßwerkzeuge hin und vermochte jetzt erſt recht nicht mehr zu eſſen, als er bemerkte, daß es wohl diejenigen des Fräuleins ſelbſt waren, die man ihm im erſten Eifer vorgelegt hatte. Er fand ſich in einer ſonderbaren Lage und wünſchte doch lieber wieder auf dem nächtlichen Wege zu ſein, um frei und frank ſeinem Lande zuzuſchreiten. Denn es ſchnürte ihm irgend eine Befangenheit das Herz zu und es war ihm, als ob er beſſer gethan hätte, Alles darauf ankommen zu laſſen und unter Gottes freiem Himmel zu bleiben. Er nahm die kleine ſilberne Gabel, welche faſt noch eine Kindergabel war und ſchon viele Jahre gebraucht ſchien, noch einmal in die Hand und betrachtete ſie, und als er ſah, daß der Name »Dorothea« höchſt ſauber in kleiner gothiſcher Schrift darauf gravirt war, legte er das Inſtrumentchen ſo ſchleunig wieder hin, als ob es ihn geſtochen hätte, und es erwachte plötzlich ein heftiger Stolz in ihm, wenn er ſich dachte, daß man nur im geringſten etwa meinen könnte, er hätte ſich etwas zu gute darauf gethan, mit dem allerliebſten Leibbeſteck dieſes ſchönen und vornehmen Fräuleins zu eſſen, und zwar ſo wie geſtohlen, durch die Gunſt eines Verſehens. Sie hieß alſo Dorothea und die Gärtnerstochter nannte ſie auch ſoeben mit dieſem Namen, während ſie ſelbſt Apollönchen genannt wurde. Die beiden Mädchen hatten ſich an einen großen viereckigen Tiſch zurückgezogen, der in der Mitte des Saales ſtand, und ſprachen dort mit halblauter Stimme mit einander, als ob ſonſt Niemand zugegen wäre; denn es ſchien deutlich, daß Dorothea einſtweilen das Ihrige gethan glaubte und ſich einer gemeſſenen Zurückhaltung ergab; aber in derſelben war ſie unbefangen und anmuthig, daß Heinrich nur in um ſo größere Verlegenheit gerieth, und er, der eben noch kaum ſeine Glieder zuſammenhalten konnte, alſogleich von der Oppoſition beſeſſen ward, in welche ein unverdorbener junger Menſch ſolchen Erſcheinungen gegenüber geräth, als müßte er ſich ſeiner Haut wehren, wo Niemand denkt, ihn in Unruhe zu verſetzen. Doch ließ er ſich nichts anſehen, und da der Wein inzwiſchen gekommen war und Apollönchen ihm eingeſchenkt hatte, wobei ſie ihn im Fluge und mit kritiſchen Aeugelein muſterte, trank er binnen kurzem ein groſes Glas voll aus und ſah nun dem Treiben der Frauenzimmer zu. Die Gärtnerstochter ſtand bei der Herrntochter, welche am Tiſche ſaß, und indem ſie kurzweilig und vertraulich plauderten, half jene dieſer in ihrer Hantirung und reichte ihr was ſie bedurfte. Der große Tiſch war ganz mit Gegenſtänden bedeckt, worunter vorzüglich allerlei Gefäße und Gläſer hervorragten, welche ſämmtlich mit Blumen angefüllt waren, die im Waſſer ſtanden. Meiſtens waren es Spätroſen und die Sträuße, große und kleine, befanden ſich im verſchiedenſten Zuſtande, ſo daß man ſah, daß es die Ergebniſſe vieler Tage waren und auch der älteſte Strauß noch mit Liebe erhalten und gepflegt wurde, ſo hinfällig er auch ausſah. Da Heinrich ſah, daß die heutigen Blumen vom Kirchhofe ſogleich in ein Glas geſtellt worden, ſo vermuthete er, daß alle Blumen von den Gräbern herrührten, und dachte ſich, die Schöne müſſe eine liebevolle Freundin und Pflegerin der Todten ſein, was ihr um ſo mehr Reiz verlieh, als ſie eine Gräfin und die draußen Liegenden ſämmtlich Bauern und Unterthanen waren.

Außerdem lagen auf dem Tiſche noch eine Menge ſpäte Feldblümchen verwelkt oder noch leidlich friſch, und wunderſchöne purpurrothe oder goldene Baumblätter, allerlei Prachtexemplare, wie ſie jetzt von den Bäumen fielen, und noch andere ſolche Herbſtputzſachen aus Wald und Garten, welche über den ganzen Tiſch geſtreut waren, ſo daß die Dame für die Gegenſtände, mit denen ſie ſich beſchäftigte, fortwährend Raum ſchaffen und das bunte Blätterwerk mit liebenswürdigem Unwillen wegſtreifen mußte. Vor ihr lag eine große offene Mappe, welche ganz mit Bildern und Zeichnungen gefüllt ſchien, welche auf ſtattliche Bogen grauen Papieres zu heften ihre Arbeit war, daß ſie geſchützt und mit einem anſtändigen Rande verſehen wurden. Heinrich ſah ſie von ſeinem Sitze aus verkehrt; doch erkannte er, daß es landſchaftliche Studien waren, indeſſen ſie ihn wenig rührten, da die Zeit dieſer Dinge ſchon wie ein Traum hinter ihm zu liegen ſchien; vielmehr empfand er einen Widerwillen, hier auf dergleichen zu ſtoßen, was ihm ſo viel Täuſchung und Leidweſen bereitet hatte.

Apollönchen ſchnitt, nach Dorothea's Anweiſung, das graue Papier zurecht je nach dem Maße des Studienblattes, mit einer niedlichen Scheere, und Beide benahmen ſich dabei, als ob ſie Leinwand vor ſich hätten und eine Ausſteuer zuſchnitten. Apollönchen fuhr mit der Scheere haſtig und raſch vorwärts, wie ſie es beim Zeuge gewohnt war, welches von ſelbſt reißt dem Faden nach, und ſie machte deßnahen viele Riſſe und Krümmungen in das Papier, und daſſelbe ſchrumpfte ſich ſtellenweiſe auf jene unangenehme Weiſe auf der Scheerenklinge zuſammen, wenn man zu unvorſichtig durchfährt, ſo daß das emſige Mädchen fortwährend mit den Fingerchen zu glätten, zu ſeufzen und zu erröthen hatte.

»Ei ei, Kind!« ſagte Dorothea, »Du machſt mir ja ganz gefranzte Ränder zu meinen herrlichen Bildern! Ich will wetten, daß der Papa unſere ſämmtliche Arbeit kaſſirt und ſich endlich ſelbſt dahinter macht, die Sachen zu ordnen!«

»Ach Du!« ſagte jene, »mach' Du's doch beſſer mit dieſem vertrackten Papier! Sieh, Du klebſt ja alle die Landkarten krumm auf den Bogen, daß ſie ganz windſchief daſtehen!«

»Ach ſo ſchweig doch,« ſagte Dorethea weinerlich, »ich weiß es ja ſchon! Es ſind aber auch gar zu große Dinger, man kann ſie ja gar nicht ordentlich überſehen!«

»Was nur daran zu ſehen iſt?« ſagte Apollönchen, »zu was braucht man ſie denn?«

»Ei du Aff! zu was? zum Nutzen und Vergnügen! Siehſt Du denn nicht, wie hübſch dies ausſieht, alle dieſe luſtigen Bäume, wie das kribbelt und krabbelt von Zweigen und Blättern, und wie die Sonne darauf ſpielt?«

Apollönchen legte die Arme auf den Tiſch, neigte das Näschen gegen das Blatt und ſagte: »Wahrhaftig ja, es iſt wirklich hübſch und ſo ſchön grün! Iſt dies hier ein See?«

»Ein See! o du närriſches Weſen!« rief die Andere und lachte mit dem vergnügteſten Muthwillen, »dies iſt ja der blaue Himmel, der über den Bäumen ſteht! Seit wann wären denn die Bäume unten und das Waſſer oben?«

»Geh doch,« ſagte dieſe ſchmollend, »der

Himmel iſt ja rund und dies Blaue hier iſt viereckig, gerade wie der neue Weiher hinter der Mühle, wo der Herr die Linden hat drum pflanzen laſſen. Und gewiß haſt Du das Bild verkehrt aufgemacht! Kehr' es nur einmal um, dann iſt das Waſſer ſchon unten und die Bäume ſind oben!«

»Ja, mit den Wurzeln!« ſagte Dorothea noch immer lachend, »dies iſt ja nur ein Stück vom Himmel, du Kind! Guck einmal durch's Fenſter, ſo ſieheſt Du auch nur ein ſolches Viereck, Du Viereck!«

»Und Du Dreieck!« ſagte Apollönchen und ſchlug der jungen Herrin mit der flachen Hand auf den Nacken. Plötzlich hielt dieſe aber an ſich und legte bedenklich den Finger an den offenen Mund, als ob ihr etwas ſehr Wichtiges einfiele; denn auf dem Blatte, das ſie jetzt in die Hand genommen, war zwiſchen den Bäumen ein Stück von einer helvetiſchen Alpenkette zu ſehen. Heinrich war über den lieblichen fibrirenden Modulationen des Mädchengezwitſchers ſanft eingeſchlafen, und er hörte im Schlafe jetzt einen jener unarticulirten aber metallreichen Frauenausrufe, welche ſo ergötzlich klingen, wenn ſie von etwas überraſcht oder halb erſchreckt werden. Sie war nämlich plötzlich auf den Gedanken gekommen, da die Zeichnungen offenbar aus der Schweiz herrührten, daß am Ende Heinrich der Urheber derſelben ſein dürfte, und weil der Zufall ſchon ſo viel gethan, ſo ſchien es ihr ſogar gewiß, und ſie ging mit der Lebhaftigkeit darauf los, welche ſolchen Weſen eigen iſt, wenn ſie ein unſchuldiges und argloſes Abenteuer herbeiführen mögen. Sie ſtand jetzt vor dem inzwiſchen feſt Eingeſchlafenen und hielt den großen Bogen vor ihn hin, indem ſie die beiden oberen Ecken zierlich gefaßt, wie eine Kirchenſtandarte. Sie rief ihn beim Namen, worauf er ſogleich erwachte; aber er war ſchon ſo ſchlaftrunken von der Müdigkeit, daß er die erſten Augenblicke nicht wußte, wo er war. Er ſah nur ein ſchönes Weſen vor ſich ſtehen, gleich einem Traumengel, der ein Bild vor der Bruſt hielt und mit freundlichen Sternaugen über dasſelbe herblickte. Voll traumhafter Neugierde beugte er ſich vor und ſtarrte auf das Bild, bis ihm erſt die Landſchaft mit den Bäumen und Schneefirnen bekannt vorkamen und er dann auch ſeine Jugendarbeit erkannte. Dann ſah er in das vom Feuer beglänzte Geſicht hinauf, und auch dieſes kam ihm ſo bekannt vor, und doch wußte er nicht wo er es ſchon geſehen, denn das, was er zehn Minuten zuvor erlebt, lag ſeinem verwirrten Zuſtande in ein dunkles Vergeſſen entrückt. Nun zweifelte er nicht länger, daß er mitten in einem jener Träume ſich befinde, die er in jener Stadt geträumt, und daß er wiederum auf jener langen und bezauberten Heimreiſe begriffen ſei Er hielt die Erſcheinung für ein neckendes verklärtes Bild ſeiner Jugend, das ihm nur erſchienen ſei, um wieder zu verſchwinden und ihn in tiefer Hoffnungsloſigkeit zu laſſen. Seine Gedanken hielt er für jenes ſonderbare Bewußtwerden im Traume, er fürchtete zu erwachen und das ſchöne Bild zu verlieren, und als er wieder auf die ſorgſam gemachte, ſtille und unſchuldige Landſchaft blickte, entfielen Thränen ſeinen Augen. Jetzt hielt er ſich für erwacht und ſuchte das Kopfkiſſen, um das Geſicht hinein zu drücken und den Traum bequemlich auszuweinen; da er aber kein Kiſſen fand, fuhr er verwirrt empor, ſchaute ſich um, erwachte jetzt wirklich, und ſah durch ſeine Thränen das Bild doch noch immer daſtehen. Dorothea, welche ihn erſt vergnügt und munter zur Rede ſtellen wollte, war ſogleich verſtummt und ſah ergriffen dem ſeltſamen Weſen zu, ſo daß ſie ſich eine Weile nicht zu rühren vermochte und in ihrer reizenden Stellung verharrte. Als Heinrich aber ſich inzwiſchen geſammelt und mit wachen Sinnen den Bogen ergriff und betrachtete, ſagte ſie gerührt und theilnahmvoll: »Sind dieſe Sachen nicht von Ihnen?« »Gewiß«, erwiederte er voll Verwunderung und trat an den Tiſch, wo er ſein ehmaliges Eigenthum in ſchönſter Eintracht beiſammen ſah, Alles, was er zu dem alten Trödelmännchen getragen hatte für ein Almoſen.

Er freute ſich höchlich, die Sachen wieder zu ſehen, obgleich ſie nicht mehr ſein waren, und wühlte begierig darin herum; ſie kamen ihm vor, als ob ſie ein Anderer gemacht hätte, und wie ſo

Alles wieder beiſammen war, was er nach und nach verloren und ſeinem jetzigen Weſen ſo fern ab lag, auch da er nichts mehr von dieſen Dingen hoffte, ſo fand er jetzt, daß ein ganz beſtimmter und ſchätzbarer Werth in der Sammlung lag, und freute ſich dieſelbe in ſo lieblichen Händen zu ſehen.

»Welch' ein Zufall!« ſagte er, »wie kommen Sie denn nur dazu?«

»Das iſt köſtlich, köſtlich!« rief ſie und klatſchte voll Freude in die Hände, »einzig, ſage ich! Nun ſollen ſie uns aber auch willkommen und in aller Ordnung aufgenommen ſein! Noch ſind Sie ganz durchnäßt und jämmerlich zu wege; zuerſt müſſen Sie ſich durchaus trocknen und warm ankleiden und nehmen Sie nicht übel, daß ich ſogleich einige Vorkehrungen treffe! Bleibe ſo lange hier, Apollönchen, daß dem armſten Herrn Lee Niemand was zu Leide thut!« ſagte ſie ſcherzend und eilte fort.

»Himmel!« ſagte Heinrich, als ſie fort war, »das ſetzt mich aber in die größte Verlegenheit.«

»O machen Sie ſich gar nichts daraus, mein

Herr!« erwiederte das freundliche Mädchen und verneigte ſich ganz anmuthig, »der Herr und das Fräulein Dorothea thun immer was ihnen beliebt und was recht iſt. Wie ſie es thun, ſo meinen ſie es auch und ſind auch gar nicht wie andere Herrſchaften! Ueberdies wird ſich der Herr ganz gewiß verwundern und freuen über dieſe Begebenheit; denn als er vor längerer Zeit die Bilder aus der Reſidenz brachte, hat die Herrſchaft ſie wochenlang alle Tage nach Tiſch betrachtet und die Mappe mußte immer im Familienzimmer ſtehen.«

Heinrich ging aber dennoch höchſt unruhig hin und her; denn er mochte nicht unhöflich und eigenſinnig dem Thun der ungewöhnlichen und tüchtigen Dame entgegen ſein, und doch fühlte er ſich ganz befangen und beſchämt, ſich dergeſtalt einzuquartieren und umzukleiden in einem adeligen Hauſe.

Inzwiſchen entſtand Geräuſch in dem Gartenhaus, und Dorothea trat wieder ein und ſagte: »So, nun gehen Sie und thun mir den Gefallen, ſich umzukleiden; kommen Sie, hierhin, zu Apollöndchens Vater! Komm, zeig' ihm den Weg, mein Mädchen!«

Er ging nach der Anweiſung der Frauenzimmer durch einen Gang und trat in die Gärtnerſtube, wo der alte Gärtner und der Küſter beiſammen ſaßen und eifrig Tabak rauchten. Als er da abgegeben war, zog ſich das Fräulein zurück und das Apollönchen huſchte hinter ihr drein ebenfalls auf und davon.

»Kommen Sie nur, Herr oder wer Sie ſind!« ſagte der Gärtner treuherzig, als er ſah, daß Heinrich verblüfft daſtand, »hier geht es nicht anders zu. Der Herr und das junge Fräulein ſtellen immer ſolche Geſchichten auf, das ſind wir ſchon gewohnt, und es hat noch nie ein ſchlimmes Ende genommen, ſondern ſich immer als richtig und erbaulich herausgeſtellt! Treten Sie nur in dieſe Kammer, wenn's beliebt, da hat die gute Dame einen ganzen Kram herſchleppen laſſen aus des Grafen Garderobe, und ſelbſt mit getragen!«

Heinrich ging demzufolge in die Kammer und fand da einen vollſtändigen Anzug vor vom Kopf bis zum Fuß, nebſt feiner friſcher Leibwäſche; nichts war vergeſſen, ſelbſt die warme ſeidene Halsbinde nicht. Er wuſch ſich erſt Geſicht und Hände und kämmte ſein wirres Haar; dann kleidete er ſich langſam und bedenklich an, und als er fertig war, getraute er ſich nicht hervorzukommen, ſondern ſetzte ſich auf einen Stuhl und ſtellte allerlei Betrachtungen an. Da fiel ſein Blick auf ſeine ſchlechten beſchmutzten Kleider, die am Boden lagen, und er ſchämte ſich, daß er ſie nun da laſſen ſollte, und wußte nicht was mit ihnen zu beginnen ſei, bis er ſie wieder anzöge. »Wahrhaftig,« ſagte er, »ganz wie ich es geträumt! Nun, zum Teufel, ſo lange das Leben ſo alle Traumgedichte überbietet, wollen wir munter ſein!« Er glaubte ſich endlich am beſten aus der Sache zu ziehen, wenn er die armen Kleidchen ordentlich zuſammenlegte. Er legte ſie ſäuberlich auf einen Stuhl in der Ecke, ſtellte die zerriſſenen Stiefelchen ehrbar unter den Stuhl, als ob es die feinſte Fußbekleidung wäre, und machte ſich endlich auf den Weg nach dem Saale.

Dort fand er unverſehens den Grafen vor nebſt einem ſtattlichen katholiſchen Prieſter, die

Beide von der Jagd gekommen ſchienen; denn der Graf war im grünen Jagdkleide mit hohen Stiefeln und der Geiſtliche trug noch über ſeinen wohlausgefüllten ſchwarzen Rock eine Waidtaſche und ſeine kanoniſchen Stiefeln waren arg voll Koth. Auf dem Boden lagen Haſen und Hühner nebſt einem todten Reh, und am Tiſche lehnten die Gewehre. Der Graf ſelbſt war ein großer ſchöner Mann und Heinrich erkannte ihn ſogleich wieder, nur daß ſeine Haare und ſein Bart ſtark mit Grau gefärbt waren, was ihm indeſſen ſehr wohl anſtand. Er ging raſch auf Heinrich zu, ſchüttelte ihm die Hand und ſagte: »Das iſt ja eine koſtbare Geſchichte, hören Sie! Nun ſein Sie willkommen, junger Mann! Ich erinnere mich Ihrer noch ſehr wohl und bin neugierig wie ein Stubenmädchen, was Sie uns zu erzählen haben werden. Morgen wollen wir des Weitläufigſten plaudern, jetzt aber ungeſäumt an's Abendbrot gehen! Herr Pfarrer! Sie werden nichts dagegen haben, kommen Sie!«

Er faßte Heinrich unter den Arm, der Pfarrer gab der Dorothea den Arm, indem er einen höflichen Kratzfuß machte und ein ſchalkhaft lächelndes Geſicht ſchnitt, und ſo brach die Geſellſchaft auf und ging durch einen langen Garten nach dem Hauſe, während die Gärtnerstochter ihrer Herrenfreundin muthwillig Gutnacht nachrief. Man trat jetzt in ein wohlgeheiztes behagliches Zimmer und ſetzte ſich um einen runden Tiſch, der bereits ſehr elegant und ſtattlich gedeckt und angerichtet war, und Heinrich aß abermals und mit gutem Behagen, da das ſichere und edle Weſen des gräflichen Mannes ihn vollſtändig aufgeweckt und beruhigt hatte. Denn für einen ordentlichen Menſchen iſt es faſt ebenſo wohlthuend und erbaulich, einen wohlbeſtellten, ſchönen und rechten Mann zu ſehen, als ſchöne und gute Frauen.

Die trefflichen Leute unterhielten ſich heiter und behaglich, ohne Heinrich beſonders in Anſpruch zu nehmen, und es athmete Alles, was ſie ſagten, ein feſtes und offenes Gemüth. Doch ſagte der Graf nach einer Weile zu ihm: »Es iſt doch eine allerliebſte Geſchichte! Ei, erinnern Sie ſich auch noch der Urſache unſerer

Bekanntſchaft, der groben Schlingel, die Ihnen damals die Mütze abſchlugen?«

»Sicher,« ſagte Heinrich lachend, »aber was dieſen Punkt betrifft, ſo habe ich heute bei meinem Abzug jenen Einzugsgruß mit Zinſen zurückgegeben!« Er erzählte hierauf ſein Abenteuer mit dem Flurſchützen. Der Graf warf ihm einen feurigen Blick zu und ſagte: »Wenn Sie aber müde ſind, ſo gehen Sie ohne Zaudern zu Bett, damit wir Morgen deſto munterer ſind!«

»Wenn Sie's erlauben!« ſagte Heinrich, ſtand auf und machte die zierlichſte Verbeugung, die er in ſeinem Leben je gemacht, und von der er am Morgen nicht geträumt hätte, daß er ſie je machen würde; doch mußte er beinahe dazu lachen. Die kleine Geſellſchaft lächelte ebenfalls freundlich, ſtand auf und entließ ihn mit Wohlwollen, worauf in einem guten Schlafzimmer er ſich in's Bett warf und ohne einen weiteren Gedanken zu verlieren, ſofort einſchlief.

Zehntes Kapitel.

Heinrich ſchlief wie ein Murmelthier bis zwölf Uhr des anderen Tages; eben erwachte er und rieb ſich ſehr zufrieden die Augen, als der Graf hereinkam und ſich nach ihm umſah. »Guten Tag, mein Lieber! Wie geht's Ihnen?« ſagte er und ſetzte ſich an das Bett, »bleiben Sie ruhig liegen und duſeln ſich gemüthlich aus!« Heinrich that das auch und ſagte: »O es geht gut, Herr Graf! Wie viel Uhr iſt es denn?« — »Es iſt gerade zwölf Uhr,« erwiederte Jener, »es freut mich, daß Sie in meinem Hauſe ſo gut geſchlafen haben. Nun halten Sie vorerſt eine gute Einkehr bei uns und thun ſie ganz, als ob ſie bei den beſten und zuverläſſigſten Freunden wären, von denen Sie wohl hergeſtellt und guten Muthes wieder auslaufen werden! Aber nun hören Sie, ſie ſind mir ja ein köſtlicher Geſell! Wir blieben geſtern Nacht noch ziemlich lange auf und da wir von Ihnen ſprachen, fiel uns ein, daß die Bildermappe noch im übel verſchloſſenen Gartenſaale lag. Ich gehe ſelbſt hin, ſie zu holen, denn ich wünſchte nicht, daß irgend ein Unheil damit geſchehe, und bemerke, daß auf dem Kaminſims eines kleines verkommenes Packetchen liegt; ich mußte lachen und dachte: Gewiß ſind dies die armüthigen Effektchen unſeres armen Kauzes von Vagabunden! Ich nahm es in die Hand und fand, daß die Hülle vom Regen und vom Tragen aufgelöſt war und auseinanderfiel, und ſiehe da, ſtatt etwa eines Strumpfes oder eines Schnupftuches, wie ich dachte, fällt mir ein ganz durchnäßtes Buch in die Hand; neugierig ſchlage ich es auf und ſehe lauter Geſchriebenes, und indem ich die erſte Seite leſe, vermuthe ich ſogleich, daß Sie ihre eigene Geſchichte geſchrieben haben. Ich ſehe das Ding etwas genauer an und erkenne an den Data, daß es Ihre Jugendgeſchichte iſt, die Sie ſchon damals mit in die Fremde genommen haben und mit welchem Buche der Erinnerung, als Ihrer letzten Habſeligkeit, Sie ſich wieder aus dem Staube machen! Ich laufe mit den Sachen zurück und rufe: ’Seht, Leute! Unſer Menſch ſchlägt ſich mit ſeinem Jugendbuche durch Regen und Sturm, wie Vetter Camoens mit ſeinem Gedichte durch die Wellen! Der Spaß wird köſtlich!“ Dortchen nimmt das Buch und beſieht es von allen Seiten. ’Ach du lieber Himmel,‘ ruft ſie, ’das arme Buch iſt ja durch und durch naß und droht zu Grunde zu gehen! Das muß ſogleich getrocknet werden!“ Es wird ein friſches Feuer in den Ofen gemacht, das Mädchen ſetzt ſich auf ein Tabouretchen davor und hält das Buch, die Blätter auseinander ſchüttelnd und es umwendend und kehrend, ſorgfältig an das Feuer und in weniger als einer Viertelſtunde iſt das tapfere Werk heil und gerettet. Nun aber laſen wir noch länger als zwei Stunden darin, an verſchiedenen Stellen, und wechſelten mit dem Vorleſen ab, und dieſen ganzen Vormittag hab’ ich auf meiner Stube darin geleſen. Auf den letzten Blättern ſtehen einige Gedichte, die haben Sie allem Anſcheine nach erſt neulich gemacht und hineingeſchrieben?« Heinrich bejahte dies und wurde roth, und der Graf fuhr fort: »Ich will mich gar nicht entſchuldigen für unſere Indiscretion; es macht ſich ſo Alles von ſelbſt und wir wollen unſere Unverſchämtheit nun mit gänzlicher Freundſchaftlichkeit abbüßen. Zuerſt muß ich Sie einmal küſſen, ſie ſind ein allerliebſter Kerl!«

»Bitte, Herr Graf!« ſagte Heinrich und duckte ſich ein Bischen unter die Decke, »Sie ſind allzu gütig; aber ich mache mir nicht viel daraus, Männer zu küſſen!«

»Ei ſieh da!« rief der treffliche Mann, »Sie ſchlaues Bürſchchen! Aber trotz alledem müſſen Sie mich doch ein Bischen wohl leiden, ich verlange es!«

»O gewiß ſag' ich Ihnen,« erwiederte Heinrich, mit ſchüchternen und doch zuthulichen Worten; »ich kann Sie gar nicht genug anſehen, ſo ſehr gefallen Sie meinen Augen und meinem Herzen!« Und er ſah ihn dabei wirklich mit glänzenden Augen an.

»Nun denn,« ſagte der Graf mit feinem

und gerührtem Lächeln, »ſo müſſen Sie durchaus geküßt ſein zur Beſiegelung unſeres guten Einvernehmens!« Er umarmte Heinrich und küßte ihn herzlich, und dieſer küßte ihn, ſein leiſes Sträuben aufgebend, herzhaft und ſeine Augen füllten ſich mit ſalzig heißem Waſſer, da er endlich einen ſolchen älteren Männerfreund gefunden nach langem Irrſal. Denn über Einen rechten Mann ſcheint die Welt wieder gelungen, recht und hoffnungsvoll zu ſein. Schweigend ſah er den Grafen an und dieſer ſchwieg auch eine Weile; dann drückte Heinrich die Augen in das Kiſſen und ſuchte ſie verſtohlen zu trocknen, ſagte aber dann: »Es geht mir recht närriſch! Als ich ein Schuljunge war, war nichts im Stande, mir Thränen zu entlocken, und ich galt für einen verſtockten Burſchen; ſeit ich groß geworden bin, iſt der Teufel alle Augenblick los und höchſtens bring' ich es zu einem oder zwei gänzlich trockenen Jahrgängen!«

Der Graf nahm ſeine Hand und ſprach: »Gedulden Sie ſich noch ein paar Jährchen und dann wird es vorbei ſein und ſtandhaftes trockenes

Sommerwetter werden. Es ging mir gerade ſo vor zwanzig und dreißig Jahren und reut mich noch heute nicht! Doch nun ſtehen Sie auf, ziehen ſich an und frühſtücken. Wiſſen Sie was! Ich werde es hieher beſtellen, und ſie erzählen mir wie es Ihnen ergangen, d. h. ſie liefern mir eine förmliche Fortſetzung der Jugendgeſchichte.«

Während Heinrich ſich ankleidete und frühſtückte, begann er zu erzählen und zündete dazu, als er mit Eſſen fertig war, eine gute Cigarre an, wie auch der Graf eine ſolche rauchte. Heinrich erzählte und beichtete mit Luſt und frohem Muth, mit Härte und Schärfe, bald muthwillig, bald traurig, bald ſchnell und feurig, dann wieder langſam und bedenklich, und that ſeinem Weſen nicht den mindeſten Zwang an, ohne eine Unſchicklichkeit zu ſagen, oder wenn er eine ſolche ſagte, ſo fühlte er es ſogleich und verbeſſerte ſich ohne großen Kummer; denn was aus einem ſchicklichen Gemüthe kommt, iſt leicht zu ertragen, und ſein Zuhörer, obgleich er ein älterer Mann war, verbreitete nichts als Freiheit und Sicherheit um ſich. Er war jung mit dem Jungen, ohne den Werth ſeiner Jahre zu verbergen, leicht beweglich und anmuthig, doch mit dem Gewichte eines Mannes, der gelebt und gedacht hat und feſt ſteht, wo er ſteht. Er hörte geläufig und aufmerkſam zu, ohne ängſtliche Spannung, und ließ ſich anſehen, daß der Erzähler bei ihm zu Hauſe war und verſtanden wurde mit ſeinem Sinne, auch wenn er ein Wort überhört hatte. Auch gab er ſein Verſtändniß nicht mit Ausrufen und Wortſtellungen zu erkennen, ſondern hörte eben ſo leicht und zwanglos, wie ihm erzählt wurde, und Heinrich konnte im Zimmer umhergehen, einen Gegenſtand betrachten oder etwas handthieren, ohne dabei den Zuhörer beim Erzählen zu deſſen Pein zu fixiren, ob er auch höre und verſtehe? So ſprach er zum erſten Mal, ſeit er jenes Buch geſchrieben, wieder ſo recht aus ſich heraus und fühlte mit bewegtem Herzen den Unterſchied, wenn man dem todten weißen Papier erzählt oder einem lebendigen Menſchenkind. So vergingen beinahe zwei Stunden, und als er mit ſeiner Ankunft auf dem Kirchhof geendet, ſagte der Graf: »Wenn Sie als Maler ein Pfuſcher geweſen wären, ſo hätte das Verlaſſen dieſes Berufes gar keine Bedeutung und könnte uns hier nicht weiter beſchäftigen. Da Sie aber, wie ich den Beweis im Hauſe habe, unter günſtigeren Umſtänden oder bei beſſerer Ausdauer gar wohl noch eine ſo gute Figur hätten machen können, als ſo mancher ſein Anſehen kümmerlich aufrechthaltende Geſell, der thut, als ob die Muſen an ſeiner Wiege geſtanden hätten, ſo gewinnt die Sache einen tieferen Sinn, und ich geſtehe aufrichtig, daß es mir ausnehmend wohl gefällt und mir als ein ſtolzer und wohlbewußter Streich erſcheint, ein Handwerk, das man verſteht, durchſchaut und ſehr wohl empfindet, dennoch wegzuwerfen, wie einen alten Handſchuh, weil es uns nicht zu erfüllen vermag, und ſich dafür unverweilt die weite lebendige Welt anzueignen.«

»Sie täuſchen ſich,« unterbrach ihn Heinrich, »ich konnte wirklich nichts machen, ich habe es ja verſucht, und auch bei günſtigeren Verhältniſſen würde ich höchſtens ein ſtelzbeiniger dilettantiſcher Akademiſt geworden ſein, einer jener Abſonderlichen, die etwas Apartes vorſtellen und dennoch nicht in die Welt und in die Zeit taugen!«

»Lariſari!« erwiederte der Graf, »ich ſage Ihnen, es war bloß Ihr guter Inſtinkt, der Sie damals Nichts zu wege bringen ließ. Ein Menſch, der zu was Beſſerem taugt, macht das Schlechtere immer ſchlecht, gerade ſo lange er es gezwungen und in guter Naivetät macht; denn nur das Höchſte, was er überhaupt hervorbringen kann, macht der Unbefangene gut; in allem Anderen macht er Unſinn und Dummheiten. Ein Anderes iſt, wenn er aus purem Uebermuth das Beſchränktere wieder vornimmt, da mag es ihm ſpielend gelingen. Und dies wollen wir, denk' ich, noch verſuchen; denn Sie müſſen nicht ſo jämmerlich davonlaufen, ſondern mit gutem Anſtand von dem Handwerk Ihrer Jugend ſcheiden, daß Keiner Ihnen ein ſchiefes Geſicht nachſchneiden kann! Auch was wir aufgeben, müſſen wir elegant und fertig aufgeben und ihm mit geſchloſſener Abrechnung freiwillig den Rücken kehren. Dann aber wollen wir beſtialiſche Flurſchützen prügeln, dies ſei unſer Metier, in Liebe und Haß wirken, in Neigung und Widerſtand! Sie werden aufhören, ſelbſt Thränen zu vergießen, aber dafür Andere deren vergießen laſſen, die Einen aus Freude, die Anderen aus Zorn und Aerger! Aber jetzt vor Allem zur Sache! Ich habe Ihre ſämmtlichen Studien bei dem alten Teufelskerl gekauft, Stück für Stück um einen Thaler. Ich lief eifrig hin, damit mir ja keine entgehe, denn die Sachen gefielen mir wohl, ohne daß ich jedoch viel dabei dachte, und erſt als ich ſah, daß hier ein ganzer wohlgeordneter Fleiß ſtückweiſe zum Vorſchein kam, vielleicht die heiteren Blüthenjahre eines unglücklich gewordenen Menſchen, gewann ich ein tieferes Intereſſe an den Sachen und ſammelte ſie ſorgfältig auf, ſeltſam bewegt, wenn ich ſie ſo beiſammen ſah und alle die verſchwendete Liebe und Treue eines Unbekannten, die Luſt eines ſchönen Landes und verlorener Heimath herausfühlte; denn man ſah wohl, daß dies nicht Reiſeſtudien waren, ſondern ein Grund und Boden vom Jugendlande des Urhebers. Der Trödler wollte mir aber nie ſagen, wo derſelbe aufzufinden und beharrte eigenſinnig auf ſeinem Geheimniß; er log mich an und ſagte, es ſchicke ſie ihm ein auswärtiger Händler, als ob der Kauz weiß Gott welche Geſchäftsverbin=

dungen hätte in ſeiner Spelunke. Nun ſagen Sie aber, wollen Sie die Sachen wieder haben, oder wollen Sie mir dieſelben laſſen?«

»Sie ſind ja Ihr Eigenthum!« ſagte Heinrich.

»Was da Eigenthum! Sie werden doch nicht glauben, daß ich, nun ich Sie kenne und in meinem Hauſe habe, Ihre Mappe um ſolches Bettelgeld behalten will, das wäre ja wie geſtohlen! Oder wollen Sie mich ſchon beſchenken, Sie armer Schlucker?«

»Ich meine,« ſagte Heinrich, »daß die Mappe ihre Dienſte gethan und ſich für mich vollſtändig verwerthet hat; erſt habe ich etwas daran gelernt und indem ich ich ſie zuſammenbrachte, nichts Schlechteres verübt; dann hat ſie mir zur Zeit der Noth das Leben gefriſtet und zwar auf eine Weiſe, durch welche ich wieder etwas gelernt habe, und auf die Größe der Summe kam es gar nicht an. Jeder Groſchen hatte für mich den Werth eines Thalers und machte mir eben ſo großes Vergnügen als ein ſolcher, und ſo habe ich zu Recht beſtehend mich der Sachen entäußert. Endlich hat ſie mir Ihr Wohlwollen erworben und mir das artigſte Abenteuer vorbereitet, und ſo denke ich, durch dies Alles ſei ich vollkommen entſchädigt.«

»Dies würde Alles ganz nach meinem eigenen Sinne ſein, wenn die Umſtände anders beſchaffen wären. So aber iſt es eine Düftelei, die wir laſſen wollen. Ich bin reich, und würde jetzt die Mappe unbedingt um jeden annehmbaren Preis kaufen, auch wenn Sie ſelbſt gar nichts davon bekämen, alſo ganz ohne Rückſicht auf Sie. Lernen Sie auf Ihrem Rechte beſtehen, wo es Niemand drückt und ängſtiget, wenn ſie Recht gewähren wollen, und nehmen Sie den Erwerb, der Ihnen gebührt, ohne Scheu, nachher können Sie damit thun, was Sie wollen! Alſo nennen Sie mir einen Preis, wie er Ihnen gut dünkt, und ich werde noch froh ſein, die Sachen zu behalten.«

»Gut denn,« ſagte Heinrich lachend, »ſo wollen wir den Handel abſchließen! Es ſind über achtzig Blätter; geben Sie mir für jedes ineinander gerechnet einen Louisd'or! Manches darunter würde ich, wenn ich ein florirender Künſtler wäre, nicht für zehn verkaufen, aber bei einem ſolchen Handel in Bauſch und Bogen iſt es nicht alſo zu nehmen; davon ziehen Sie dann achtzigmal den Thaler ab, den Sie dem Alten für jedes Stück gegeben, ſo wird die Affaire ſo ziemlich ehrbar und für beide Theile leidlich ausfallen!«

»Sehen Sie wohl!« ſagte der Graf und gab ihm lachend die Hand, »ſo gefallen Sie mir! Hätten Sie zu wenig oder zu viel verlangt, ſo würden Sie mir in beiden Fällen nicht ſo gefallen haben! Auch den Abzug des Thalers nehme ich an, und habe abſichtlich gleich Geld mitgebracht; hier iſt es, damit Sie mit einem guten Pfennig in der Taſche, als Gaſt und nicht als Bettler an unſeren Mittagstiſch kommen, wohin wir jetzt gehen wollen!«

Heinrich ſteckte die Papiere in die Bruſttaſche und einiges Silbergeld, welches die betreffende Summe vervollſtändigte, in die Weſtentaſche, denn eine Börſe beſaß er nicht, und indem er an des Grafen Arm nach dem Familienzimmer ging, ſagte er: »Wenn ehemals ein abenteuernder Held in einer befreundeten Burg einkehrte und ſich erholte, ſo reichte man ihm ein neues Schwert, wenn das ſeinige im Kampfe mit den Rieſen und Ungeheuern zerbrochen war. Heute reicht man ihm, wenn es recht hoch und kühnlich hergeht, ein Bündel Banknoten, welche er auch ganz ſtillvergnügt einſteckt, und mit denen er, ſtatt eines Schwertes, um ſich ſchlagen und weiter fechten muß, um ſich Luft zu ſchaffen für ſeine wunderlichen und unerheblichen Thaten.«

»So iſt es,« antwortete der Graf, »darum ſehen Sie zu, daß Ihnen das moderne Schwert nie mehr zerbricht! Denn nur wenn Sie Geld haben, brauchen Sie am wenigſten an daſſelbe zu denken und befinden ſich nur dann in vollkommener Freiheit! Wenn es nicht geht, ſo kann man allerdings auch ſonſt ein rechter Mann ſein; aber man muß alsdann einen abſonderlichen und beſchränkten Charakter annehmen, was der wahren Freiheit auch widerſpricht!«

Als ſie in das Zimmer traten, kam ihnen Dorothea entgegen und begrüßte Heinrich freundlich, doch mit einer gewiſſen anmuthigen Gemeſſenheit, indem ſie einen leichten Knix machte, ſich gleich wieder bolzgerad aufrichtete, den Lockenkopf allerliebſt auf eine Seite neigte und den Gaſt mit feizender Hochgnädigkeit anſah. Auch trug ſie ein Kleid von ſchwerem ſchwarzen Atlas, das ſehr ariſtokratiſch geſchnitten war, um den Hals eine feine Spitzenkrauſe, in welcher ſich ein glänzendes Perlenhalsband verlor, nicht ohne ſich zuerſt um ein Stückchen des weißen fräuleinhaften Halſes zu ſchmiegen.

Der Graf ſah ſeine Tochter etwas überraſcht an, auch ſchaute er ſich um und ſagte verwundert: »Ich dächte, wir wollten eſſen? und wo haſt Du denn decken laſſen?« »Ich habe heute im Ritterſaal decken laſſen,« ſagte ſie, »wir haben ſo lange nicht da gegeſſen und der Herr grüne Heinrich kann ſich da am beſten orientiren, bei wem er eigentlich iſt, wir haben uns, die wir ihn nun ſchon mehr kennen, ihm eigentlich noch gar nicht vorgeſtellt und kaum weiß er, wie wir heißen!«

Der Graf, welcher nicht wußte, was ſie im Schilde führen mochte, ließ ſie gewähren und ſo begab man ſich durch einige Gänge des weitläufigen Hauſes nach einem langen, etwas düſtern Saal. Dieſer war von unten bis oben mit Ahnenbildern angefüllt, faſt durchgängig ſchöne Män=

ner und Frauen in allen Lebensaltern, die der Tracht und der Kunſt nach zu urtheilen bis zum Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts hinaufreichten. Von da ab waren aber noch wohl drei Jahrhundert dargeſtellt in Waffen, ſilbernen Geſchirren, Hauschroniken in allerhand Pergamentbänden, alterthümlichen Urkundenſchränken und Kurioſitäten aller Art, welche ſämmtlich mit Daten, Wappen und deutlichen Merkmalen verſehen waren. Die Fenſter waren zum größten Theil mit gemalten Scheiben bedeckt, auf welchen allen das Wappen des Hauſes mit demjenigen der eingeheiratheten Frauen verbunden über bibliſchen Handlungen und Legenden ſchwebte. Auch war darin das Hauswappen in allen ſeinen Wandlungen, von ſeiner erſten kriegeriſchen Einfachheit bis zu ſeiner letzten Vermehrung und Zuſammenſetzung zu ſehen. Der Boden des Saales war ganz mit hochrothem Tuche bedeckt, was zu den dunklen alten Möbeln und Bilderrahmen prächtig und romantiſch abſtach, während die Tritte der Gehenden nur leiſe darauf ertönten; in dem Kamin von ſchwarzem Marmor glühten große Eichenklötze, und da das Gemach der langen Verſchloſſenheit wegen durchräuchert worden, erhöhte der feine Duft noch die Feierlichkeit und Vornehmheit dieſes Aufenthaltes.

»Ich habe,« ſagte der Graf, »meinen ganzen Familienkram hier auf einen Punkt aufgeſtapelt, da dergleichen auch ſein Recht will und ſich nicht ſo leicht entäußern läßt, als man glauben möchte. Sehen Sie ſich ein wenig um, es ſind manche hübſche Sachen darunter!«

Heinrich ſah ſich lebhaft um und bezeugte große Freude über die vielen werthvollen Stücke und über das Merkwürdige, was hier aufgehäuft war; unter den Bildern waren manche von den beſten Meiſtern der verſchiedenen Zeiten und Orte, wo die alten Herren auf ihren Zügen und Geſandtſchaften ſich umgetrieben. Andere, wenn auch von dunkleren örtlichen Pinſelieren gemalt, machten ſich durch ihren charaktervollen Gegenſtand und deſſen Schickſal geltend, das ihnen auf der Stirne ſtand; vorzüglich aber gefielen ihm die vielen feineren oder keckeren Kindergeſichter, welche gleich den Blüthen an dieſem großen Baume zwiſchen den reifen Früchten überall hervorlächelten, deren Schickſal, deſſen Beginn und Morgenroth hier für immer feſtgehalten ſchien, nun auch ſeit Jahrhunderten erfüllt und in die Erde gelegt war, oder gar nicht zur Erfüllung gekommen, da ein Kreuz oder ein denatus anſagte, daß ſie als Blüthen ſchon vom Baume geweht worden. Manches gemalte Schwert und Panzerſtück war im gleichen Saale auch in Wirklichkeit vorhanden, und der Graf hielt ihm die ſchweren Stücke mit leichter und kundiger Hand vor, indeſſen Heinrich ſie auch nicht wie ein Mädchen ihm abnahm, da ihm die Waffenfähigkeit und Liebhaberei ſeines Geburtslandes in den Fingern ſteckte. Dorothea hingegen bewegte ſich raſch und gefällig herum, ſtieg auf Schemel und Tritte, um einen alten ſilbernen Becher oder ein Käſtchen herabzuholen, und wies und erklärte die Sachen mit freundlicher, aber faſt mitleidiger Höflichkeit, was indeſſen Heinrich, der vollauf mit dem Beſchauen der Gegenſtände beſchäftigt war, nicht bemerkte, ſondern nur als einen angenehmen Eindruck zu dem übrigen empfand, ohne darauf zu achten. Erſt als ſie ſich zu Tiſche ſetzten und man ſich gegenüberſaß, wo Dorothea, die den Männern vorlegte, mit noch erhöhter vornehmer Freundlichkeit und Herablaſſung den Gaſt nach ſeinen Wünſchen und Bedürfniſſen fragte, fiel ihm dies Weſen auf, das ihm geſtern gar nicht vorhanden geſchienen. Es gefiel ihm aber gar wohl, da er geneigt war, ſolchen ſchönen Geſchöpfen nichts übel zu nehmen, wenn ſie nicht gerade zu herzlos waren, und um ſie darin zu beſtärken und ihr einen Gefallen zu thun, ſagte er: »Solche Anſchaulichkeit und Durchſichtigkeit einer langen Vergangenheit ſind doch eine Art von Concretum, das ſich nicht willkürlich vergeſſen und verwiſchen läßt. Wenn es einmal da iſt, ſo iſt es da, und man kann ſich nicht verhindern, an dem Vorhandenen ſeine Freude zu haben!«

»Gewiß,« erwiederte der Graf, »nur iſt es thöricht, willkürlich fortſetzen und machen zu wollen, was unter ganz anderen Verhältniſſen und Bedingungen geworden iſt. Desnahen nenne ich mich auch ungenirt noch von ſo und ſo, weil dieſe Landſchaft ſo heißt und nicht meine Perſon, welche kein Berg, ſondern ein Menſch iſt. Schon weil ſeltener Weiſe das Grundſtück nie aus unſerem Beſitz gekommen iſt und fortwährend welche von uns hier gewohnt haben in gerader Linie, ſo erfordert eine gewiſſe Dankbarkeit gegen dieſe Erſcheinung, daß man ihr die Ehre gebe. Ich ſelbſt habe eine bürgerliche Frau genommen, welche früh geſtorben iſt und mir keinen Erben hinterließ; ich habe ſie ſo geliebt, daß es mir nicht möglich war, wieder zu heirathen, und wenn es nicht zu ſeltſam klänge, ſo wäre ich faſt froh, keinen Sohn zu hinterlaſſen; denn wenn ich mir denken müßte, daß dieſe Familiengeſchichte noch einmal achthundert Jahre fortdauern könnte oder wollte, ſo würde mir dieſer Gedanke Kopfſchmerzen machen, da es Zeit iſt, daß wir wieder untertauchen in die erneuende Verborgenheit. Ich ſelbſt bin im Verfall des alten Reiches geboren und eigentlich ſchon ganz überflüſſig, ſo daß ſich unſer Stamm müde fühlt in mir und nach kräftigender Dunkelheit ſehnt. Wenn ich einen Sohn hätte, ſo würde ich auch Beſitz und Stamm gewaltſam aufgegeben haben und dahin gezogen ſein, wo kein Herkommen gilt und Jeder von vorn anfangen muß, damit das Leibliche der Linie gerettet werde und ferner nütze und genieße, da dieſes am Ende die Hauptſache iſt.«

Heinrich freute ſich dieſer Reden und fühlte ſich durch ſie geehrt. »Iſt jene ſtolze ſchöne Dame, welche dazumal das Hündchen auf den Tiſch ſetzte, vielleicht Ihre Gemahlin geweſen?« fragte er mit höflicher Theilnahme.

»Nein,« ſagte der Graf lachend, »das iſt meine Schweſter; die lebt als Gattin eines alten Edelmannes vom ſtolzeſten Geblüte tief in Polen und iſt ganz verbauert; auch hat ſie zur Strafe für ihre Narrheiten ſchon vier Jahre in Sibirien zubringen müſſen mit ihrem Eheherrn. Uebrigens iſt es eine ganz gute und liebe Dame und wenn ich ſterbe, ſo werde ich dieſen ganzen Trödel hier zuſammenpacken laſſen und ihr zuſchicken; vielleicht, wenn es gut geht, rutſcht er mit der Zeit weiter oſtwärts wieder nach Aſien hinüber, woher unſere Urväter gekommen ſind, und findet da ein gemüthliches Grab!«

Dorothea, welche ſah, daß ihrem Gaſte dieſe

Reden ſehr behagten, aber ſelbſt in ihrem Hochmuth verharrte, ſagte nun in der alten halb theilnehmenden, halb gleichgültigen, ja ſogar faſt moquanten Weiſe zu ihm: »Sie ſcheinen aber auch von einer Art guter Herkunft zu ſein, Herr Lee? wenigſtens freuen Sie ſich am Anfang Ihres hübſchen Buches Ihrer wackeren bürgerlichen Eltern?«

»Allerdings,« ſagte Heinrich, dem dieſe Frage in dieſem Augenblick etwas überquer kam, erröthend, »bin ich auch nicht auf der Straße gefunden!«

Da klatſchte ſie plötzlich jubelnd in die Hände, indem ſie wieder ihre geſtrige offene und natürliche Art annahm, und rief fröhlich: »Nun hab' ich Sie doch gefangen! Aber Ich bin auf der Straße gefunden, wie Sie mich da ſehen!«

Heinrich ſah ſie verblüfft an und wußte nicht was das heißen ſollte, indeſſen ſie fortfuhr ſich zu freuen und rief: »Sehen Sie, nun konnt' ich Sie doch noch verblüfft machen, der ſich von dieſen Herrlichkeiten ſo gar nicht verblüffen ließ! Ja ja, mein geſtrenger Herr von braver Abkunft, ich bin das richtigſte Findelkind und heiße mit Namen Dortchen Schönfund und nicht anders, ſo hat mich mein lieber Pflegepapa getauft!«

Heinrich ſah den Grafen verwundert an und dieſer lachte und ſagte: »Ei, iſt dies alſo nun das Ziel Deines Witzes? Wir mußten nämlich geſtern Abend lachen, lieber Freund! als wir Ihre Worte laſen: wenn Sie ſich ſelbſt bei der Naſe faſſen, ſo ſeien ſie ſattſam überzeugt, daß Sie zweiunddreißig Ahnen beſäßen! Als wir aber dann die ganz geſunde Freude laſen, welche Sie doch äußern, ſo ehrliche Etern zu beſitzen, und wie Sie ſich doch nicht enthalten können, über die Vorfahren einige Vermuthungen aufzuſtellen, mußten wir wieder lachen; nur das liebe Kind hier ſchmollte und beklagte ſich, daß Alle, Adelige wie Bürgerliche und Bauern, ſich ihrer Abkunft freuen und nur ſie allein ſich gänzlich ſchämen müſſe und gar keine Herkunft habe; denn ich habe ſie wirklich auf der Straße gefunden und ſie iſt meine brave und kluge Pflegetochter.« Er ſtreichelte ihr wohlgefällig die Locken, Heinrich aber war ganz beſchämt und ſagte kleinlaut: »Ich glaube wenigſtens zu ſehen, daß ich Sie nicht ernſtlich beleidigt habe, mein Fräulein! — Was jene Anzüglichkeiten betrifft in meinem Geſchreibſel über die adelige und bürgerliche Herkunft, ſo glaube ich nicht, daß ich ſie jetzt noch machen würde; denn ich habe ſeither gelernt, daß Jeder ſeine Würde am füglichſten wahrt, wenn er Andere vor allen Dingen als Menſchen betrachtet und gelten läßt und dann ſich gar nicht mit ihnen vergleicht und abwägt, haben ſie auch welche Stellung und Meinungen ſie wollen, ſondern auf ſich ſelbſt ruht, ſich nicht verblüffen läßt, aber auch nicht darauf ausgeht, Andere zu verblüffen, denn dies iſt immer unhöflich und von ordinärer Art. So geſtehe ich, daß ich die jetzige Beſchämung vollkommen verdient habe, indem ich mich doch verlocken ließ, die vermeintlich ſtolze Gräfin abtrumpfen zu wollen, anſtatt ſie in ihrer Art und Weiſe ungeſchoren zu laſſen! Uebrigens iſt Ihre Abkunft doch noch die vornehmſte, denn Sie kommen ſo recht unmittelbar aus Gottes weiter Welt und man kann ſich ja die hochgeſeltſteſten und wunderbarſten Dinge darunter denken!«

»Nein,« ſagte der Graf, »wir wollen ſie um Gotteswillen nicht zu einer verwunſchenen Prinzeſſin machen, die Sache iſt ſehr einfach und klar. Vor zwanzig Jahren, als meine Frau eben geſtorben, trieb ich mich ſehr ungeberdig und ſchmerzlich im Lande herum und kam an die Donau. Eines Abends, als eben die Sonne unterging, fand ich in ihrem Scheine ein zweijähriges Kind mutterſeelen allein im Felde auf einem hölzernen Bänkchen ſitzen, das unter einem Aepfelbaume war. Die Schönheit des Kindes rührte mich und ich blieb ſtehen, da es zugleich verlangend die Aermchen nach mir ausſtreckte und durch reichliche Thränen lächelte, ſo froh ſchien es, einen Menſchen zu ſehen. Ich ſchaute lange aus, ob niemand Angehöriger in der Nähe ſei, und da ich Niemand entdeckte im weiten Felde, ſetzte ich mich auf das Bänkchen und nahm das Kind auf den Schooß, das auch alſogleich einſchlief. Da nach Verlauf einer halben Stunde ſich Niemand zeigte, nahm ich es getroſt auf den Arm und ging nach dem nächſten Dorfe, um Nachfrage zu halten. Das Kind gehörte nicht in das Dorf, noch in die Gegend überhaupt; hingegen erfuhr ich, daß im Laufe des Nachmittages eine Schaar Auswanderer durchgezogen mit Weib und Kindern, die nach dem ſüdlichen Rußland gingen und ſich etwas weiter unten am Fluſſe den folgenden Morgen einſchiffen wollten. Ich gab das Kind nicht aus den Händen, blieb in dem Dorfe über Nacht und begab mich mit dem Morgengrauen nach der bezeichneten Stelle, wo ich den Trupp ſchon im Begriffe fand zu Schiffe zu gehen. Es fand ſich, daß die Mutter des Kindes, eine junge Wittwe, unterwegs geſtorben und begraben worden, und daß die Geſellſchaft daſſelbe gemeinſchaftlich mitgenommen. Aber noch war es nicht einmal vermißt worden, das arme Geſchöpfchen, das ſich während des Ausruhens verlaufen, und die guten Leute erſchraken ſehr, da ich mit dem lieben Thierchen unvermuthet erſchien. Es brauchte indeß nicht viel Beredtſamkeit, bis ſie mir meinen Fund überließen, da er ſoviel wie Nichts beſaß und die arme todte Mutter auf ihre gute Perſon allein die Hoffnungen der Zukunft gegründet hatte. Aber ſo eilig ging es zu mit der Abfahrt, daß ich mich nicht einmal nach den genaueren Namen erkundigen konnte. Das wurde rein vergeſſen und ich erinnerte mich nachher nur, daß die Leute aus Schwaben gekommen. Von dem Kinde erfuhr ich, daß es Dortchen heiße, und ſo nannte ich es Dortchen Schönfund, als ich ihm ſpäter ſein Heimathsrecht bei mir ſicherte, und ſo wiſſen wir endlich nur, daß Dortchen Schönfund hier ein Schwäblein iſt! Es nahm aber von Jahr zu Jahr ſo ſehr und mit ſolcher Leichtigkeit zu an Anmuth, Tugend und Sitte, daß wir die kleine Hexe ohne Wahl vollkommen als die Tochter des Hauſes halten und noch froh ſein mußten, wenn ſie nicht uns über den Kopf wuchs in allen guten Dingen. Meine Schweſter, die Adelige, wollte auch durchaus Mittel finden, das Weſen, durch irgend einen armen Teufel von Grafen zur Aufrechthaltung dieſes alten Caſtells zu verwenden, aber wie geſagt, hieran iſt mir nichts gelegen und Schönfündchen iſt mir dazu zu gut!«

Das Fräulein hatte bei Erwähnung ihres Fundes und beſonders ihrer armen unbekannten Mutter einige heiße Thränen vergoſſen, das ſchöne Köpfchen vorübergebeugt und in das Taſchentuch gedrückt. Doch lächelte ſie ſchon wieder und ſagte: »So, Herr Lee! nun kennen Sie meine glorreiche Geſchichte und können mich bedauerlich anſehen! Nun, ſo ſehen Sie mich doch ein Bischen bedauerlich an!«

»Ich werde mich wohl hüten,« ſagte dieſer, »ich empfinde erſt recht den tiefſten Reſpect, Fräulein! und ſehe gar nichts an Ihnen, das zu bedauern wäre; vielmehr bedauert man ſich ſogleich ſelbſt, wenn man ſo vor Ihnen daſitzt.« Er ſchämte ſich aber dies geſagt zu haben und ſah verlegen auf ſeinen Teller, während er in der That eine erhöhte Ehrerbietung gegen das Mädchen empfand, da alle ihre Feinheit und Würde einzig in ihrer Perſon beruhte und weder erworben noch anerzogen ſchien.

Als man aufſtand, hatte der Graf einige

Geſchäfte mit den Landleuten abzuthun und ließ Heinrich die Wahl, ob er ihn begleiten oder ſich allein in Haus und Garten umtreiben, oder in der Geſellſchaft ſeiner Pflegetochter bleiben wolle. Heinrich zog vor, da es ihm ſchicklicher ſchien, ſich in die Gärten zu begeben, und that dies auch, nachdem der Graf ſich entfernt. Die Sonne hatte wieder den ganzen Tag geſchienen und es war ein heiteres warmes Herbſtwetter geworden.

Eilftes Kapitel.

Höchſt angenehm geſtimmt und aufgeregt ging er in dem ſchönen Garten umher und fühlte ſich lieblich geſchmeichelt und geſtreichelt durch den artigen Scherz, welchen das Fräulein mit ihm aufgeführt, ſowie durch die unbefangene Art, mit welcher ſie die Erzählung ihres Herkommens und ihrer Verhältniſſe veranlaßt hatte. Aber erſt unter den dunklen Bäumen des Luſtwaldes ſtieg ihm plötzlich der ſchmeichelhafte Gedanke auf, daß er der Schönen am Ende wohl gefallen müſſe, weil ſie ſo unverhohlen und freundlich ſich mit ihm zu thun machte, und er warf unverweilt ſein inneres Auge auf ſie mit großem Wohlwollen, auch ſtellte ſich ihm im Fluge ein herrliches und edles Leben dar mit allen ſeinen Zierden an der Seite dieſes guten und liebenswerthen Frauenzimmers. Heftig ſchritt er in dem kühlen Schatten umher und fühlte ſein Herz ganz gewaltig ſchwellen und er kam ſich im höchſten Grade glückſelig und deshalb liebenswürdig vor. Aber auf dem oberſten Gipfel dieſer ſchönen Einbildungen ließ er den Kopf urplötzlich ſinken, indem es ihm unvermuthet einfiel, daß dergleichen unbefangene Scherze, frohes Benehmen und Zutraulichkeit ja eben die Kennzeichen und Sitten feiner, natürlicher und wohlgearteter Menſchen und einer glücklichen heiteren Geſelligkeit wären, welche Jeden, den ſie einmal arglos aufgenommen und zu kennen glaubt, auch ohne Arg mit ganzer Freundlichkeit behandelt; daß es ebenſowohl das Kennzeichen der Grobheit und Ungezogenheit wäre, zum Danke für ſolche feine Freundlichkeit ſogleich das Auge auf die Inhaberinnen derſelben zu werfen und ihre Perſon mit unverſchämten und eigenmächtigen Gedanken in Beſchlag zu nehmen. So hoch dieſe ſich vorhin verſtiegen hatten, um ſo tiefere Demuth befiel ihn jetzt und er beſchloß in derſelben, die Schönſte gegen ſich ſelbſt in Schutz zu nehmen, nicht ahnend, daß eine Neigung, die ſchon mit ſolcher inniger Achtung vor ihrem Gegenſtande beginnt, das allerſchärfſte Schwert in ſich birgt. Und er beſchloß ganz gründlich zu Werke zu gehen und die Dame auch in dem geheimſten Gemüthe nicht zu lieben, ſo daß ſie unbewußt ganz unbedenklich in demſelben wohnen könne, nur von ſeiner uneigennützigſten Ehrerbietung und guten Freundſchaft umgeben.

Dieſer herzhafte Beſchluß ſchwellte ihm abermals die Bruſt und hielt dann ſein Blut auf in ſeinem Laufe, aber ſehr ſchmerzlich ſüß, daß es ihm wohl und weh dabei ward. Erſteres, weil es immer wohl thut, einem liebenswürdigen Weſen Gutes zu erweiſen, ſelbſt wenn das durch Entſagung geſchieht, und weh, weil es doch eine häklige Sache iſt, eine junge Neigung ſo ohne Weiteres abzuwürgen und eine ganze werdende mögliche Welt im Keime zu zertreten. Indem er dies ſchmerzliche Gefühl empfand und darüber nachdachte, ſagte er: »Im Grunde — ein Mädchen zu lieben iſt nie eine

Unhöflichkeit, wenn man nur etwas Rechtes iſt! Aber von mir würde es jetzt unhöflich und grob ſein, weil ich ja nichts, ach ſo gar nichts bin und erſt Alles werden muß!« Zum erſten Mal bereute er ſo recht die vergangenen Jahre und die ſcheinbar nutzloſe Jugend, die ihn jetzt von dieſer Erſcheinung überraſcht werden ließ, ohne daß er bereit und werth war, auch nur im Geheimen eine herzhafte Leidenſchaft aufkommen zu laſſen und zu nähren. Er fuhr ſeufzend mit der Hand durch das Haar und entdeckte, daß er keinen Hut auf dem Kopfe hatte. »Ein Kerl!« rief er, »der nicht einmal einen guten Hut, das Zeichen der Freien, auf dem Kopfe trägt! Da lauf' ich barhäuptig wie ein Mönch in fremdem Beſitzthum umher! Ich muß einmal nach meinem Hute ſehen!«

Er lief in das Gartenhaus. Das freundliche Apollonchen allein war da und holte ihm auf ſein Begehren ſeinen Hut hervor; aber ſie hielt denſelben mit einem ſchalkhaften Lächeln dar, ſo weit dies ihrer Gutmüthigkeit immer möglich war: denn der Hut ſah ſchändlich aus und war gänzlich zu Grunde gerichtet. Vom Regen war er noch aus aller Form gewichen und ſtellte ſich von allen Seiten, wie man ihn auch wenden mochte, als ein höhniſches Unding vor. Wie Heinrich ihn ſo troſtlos in der Hand hielt und Apollonchen mit verhaltenem Lachen dabeiſtand, trat Dorothea aus dem Saale herein und rief: »Wo iſt denn das Herrchen? Ach da ſind Sie ja! Wenn es Ihnen lieb iſt, ſo wollen wir doch ein wenig ſpazieren gehen, ſehen Sie hier, da habe ich Ihnen einen Hut zurecht gezimmert, der Ihnen hoffentlich wohl anſtehen ſoll!« Wirklich hielt ſie einen breiten grauen Jägerhut in der Hand, um den ein grünes Band geſchlungen war Sie ſetzte ihm denſelben auf und ſagte: »Laſſen Sie ſehen! Ei vortrefflich, ſage ich Ihnen, ſieh' mal Apollonchen! Ich habe mir erlaubt, Ihre Jugendfarbe daran anzubringen, damit wir doch ein Bischen grünen Heinrich hier haben! Iſt dies Ihr Hut? Wollten Sie den aufſetzen? Zeigen Sie!«

»Ach ſehen Sie ihn doch nicht an!« rief Heinrich und wollte ihn wegnehmen, aber ſie entſchlüpfte ihm und den Trübſeligen pathetiſch vor ſich hinhaltend ſagte ſie: »Laſſen Sie! Ich möchte gar zu gern ein ſolch' ſchlechtes Ding und Krone der Armuth einmal ganz in der Nähe beſehen! Ja, es iſt wahr! kummervoll ſieht er aus, der Hut! Aber wiſſen Sie, ich möchte doch einmal ein Burſche ſein und mit ſolchem verwegenen Unglückshut ſo ganz allein in der Welt herumwandern! Aber durchaus müſſen wir ihn in unſerem Ritterſaal aufpflanzen als eine Trophäe unſerer Zeit unter den alten Eiſenhüten!«

Heinrich entriß ihr die Trophäe und ſteckte ſie in den Ofen, in dem eben ein helles Feuer brannte, und ging mit ihr, die ihn darüber ausſchalt, in's Freie. »Wenn er einmal verbrannt ſein mußte,« ſagte ſie, »ſo hätten wir ihn doch auf feierliche Weiſe verbrennen ſollen! Sie haben in Ihrem Schreibebuch ſelbſt ſo artig beſungen, wie Sie Ihre Dornenkrone luſtig auf einem Zimmetfeuerchen verbrennen wollten, nun hätten wir den ſchlimmen Hut dafür nehmen und ihn dergeſtalt mit guten Ceremonien verbrennen können, zum Zeichen, daß Sie entſchloſſen ſind, es ſich von nun an recht wohl gehen zu laſſen!«

Er antwortete hierauf nichts und dachte auch an gar nichts mehr, was er ſoeben erſt gedacht, ſondern überließ ſich ganz gedankenlos dem Vergnügen, an der Seite der ſchönen Jungfrau zu ſein, welche ihm die Gegend zeigte, vor ihm her über Waſſertümpelchen und Geleiſe ſprang, ihr Kleid anmuthig aufnehmend und zuweilen lachend zurückſah, ob er ihr auch ordentlich folge. Seit langer Zeit erging er ſich zum erſten Mal wieder auf dem Lande, ohne Sorgen und an einem ſchönen Abend, und er wurde durch alles dies ſo wohlgemuth, daß er auf die harmloſeſte Weiſe mit der Schönen umherlief und lachte und anfing Witze zu machen, ohne jedoch die Beſcheidenheit zu verletzen. Es dunkelte ſchon, als ſie wieder auf dem Kirchhof ankamen, wo ſie mit dem Herrn des Hauſes zuſammentrafen: dieſer nahm Heinrich mit ſich fort und begehrte mit ihm zu ſprechen, während Dorothea zurückblieb, um noch ſchnell, ſo weit es das ſcheidende Tageslicht erlaubte, die Gräber nachzuſehen, welche ordentlich unter ihrer Obhut zu ſtehen ſchienen.

»Ich habe,« ſagte der Graf, »jetzt Alles überdacht, was wir thun wollen Ich habe in der Hauptſtadt einige Geſchäfte und muß dieſen Herbſt noch hinreiſen. So wollen wir gleich morgen zuſammen hingehen; Sie verſehen ſich da mit allem Nöthigen, vorzüglich aber mit einigem Handwerkszeuge, ſoviel ſie zur Vollendung eines oder zweier anſehnlichen Bilder bedürfen, und dann kehren wir hieher zurück; denn ich möchte Sie durchaus nicht mehr in der Stadt wiſſen und Sie müſſen ſich vollkommen wohl befinden auf einige Zeit, dies legt eigentlich den beſten Grund zu einem guten Weſen; denn die Welt iſt nicht auf Grämlichkeit und Unzufriedenheit, ſondern auf das Gegentheil gegründet. Hier machen Sie mit leichtem Muth eine gute Arbeit, Sie werden es thun, ich weiß es; obgleich ich eigentlich kein Kunſtſchmecker und Kenner von Profeſſion bin und nur für weniges Gutes, was in ſeiner ganzen Art mich anſpricht, mich zuweilen intereſſire, ſo weiß ich dennoch, daß es in Ihrem bisherigen Handwerke gerade ſo zugeht, wie mit allem Anderen und daß man unter gewiſſen Umſtänden mit gutem Sinne immer das kann, was man will, wenn man nur etwas darin gethan hat. Iſt die Geſchichte fertig, ſo bringen wir ſie nach der Stadt, ſtellen ſie aus und ich werde alsdann mittelſt meiner geſellſchaftlichen Stellung das Nöthige veranlaſſen, daß Ihre Arbeit geſehen und mit Anſtand verkauft wird. Erſt dann können Sie mit Ehren dem Handwerke, das Ihnen unzulänglich dünkt, den Rücken wenden und Ihren Sinn auf das Weitere richten.«

Hierauf erwiederte Heinrich nichts, ſondern blieb einſilbig den übrigen Theil des Abends hindurch, ſelbſt als der ſeltſame Pfarrer am Abendeſſen Theil nahm und mit curioſem Humor die Geſellſchaft erheiterte. Aber als Heinrich im Bette lag, überdachte er alle dieſe Dinge mit großen Sorgen; denn er erinnerte ſich erſt jetzt mit Macht an ſeine Mutter, zu welcher er noch geſtern unaufhaltſam hatte laufen wollen, und es wollte ihn bedünken, daß er nun unverzüglich ſeinen Weg fortſetzen und ſich durch keine Umſtände von dieſer ſo einfachen und natürlichen Abſicht ablenken laſſen ſolle. Es ſchwebte ihm vor, wie wenn der Vorſchlag des Grafen, ſeine Freundſchaft, die Schönheit Dorothea's, das gaſtliche Haus und das feine Leben darin, alles dies eine künſtliche, glänzende und lockende Welt wäre, welche ihn von dem harten und ſchmalen Wege ſeines guten Inſtinktes wegziehen und in die Irre führen möchte. Obgleich er über dieſe unſinnige oder unklare Ahnung ſogleich lachen mußte, dachte er doch, es wäre für einmal beſſer, wenn er ſeiner Abſicht treu bliebe und unverzüglich nach Hauſe reiſe, um da auf heimathlichem Boden, aus ſich ſelbſt heraus und ohne alle Anſprüche zu ſehen, was er treibe. Er beſchloß desnahen, am anderen Tage unverbrüchlich jenen Weg einzuſchlagen, anſtatt mit dem Grafen zu gehen, und ſchlief mit dieſem Vorſatze ein, aber nicht ohne alſobald wieder aufzuwachen und nichts Anderes vor ſich zu ſehen in der Dunkelheit, als das Bild Dorothea's, welches freundlich aber unbarmherzig allen Schlaf verſcheuchte. Hierüber wunderte er ſich ſehr und fragte ſich bedenklich, ob er etwa wirklich verliebt ſei? Es war lange her, ſeit er dies geweſen, aber dennoch glaubte er aus dem Grunde zu wiſſen, was Liebe ſei, und hielt ſeine aufgeſchriebenen Knabengeſchichten noch immer für Meiſterwerke leidenſchaftlicher Erlebniſſe. Und dennoch konnte er ſich jetzo nicht entſinnen, auch nur ein einziges Mal etwa nicht geſchlafen zu haben während jener Geſchichten und war ganz verblüfft, erſt jetzt ein ihm bisher unbekanntes Gefühl ſeinen Rumor beginnen zu ſehen, welches ganz anders in's Zeug und in die Tiefe zu gehen ſchien, als alle jene Verwirrungen und Anfängerſtückchen. Eine frohe Bangigkeit durchſchauerte ihn, Furcht und Luſt zugleich, ſich ſelbſt zu verlieren und ſo gefährliche Dinge ſchienen ſich da ankündigen zu wollen, daß er doppelt beſchloß, ſich am anderen Tage zu flüchten.

Aber als er in der Frühe geweckt wurde und ein Wagen ſchon im Hofe ſtand, während der Graf und Heinrich das Frühſtück nahmen, war es ihm nicht möglich, mit einem Worte ſeines Entſchluſſes zu erwähnen, ja er dachte kaum noch daran, da es ſich von ſelbſt zu verſtehen ſchien, daß er nie einen Augenblick im Ernſte von der Seite dieſer Perſon wegkäme. Ohne Weiteres ſtieg er mit ſeinem Beſchützer in den Wagen und mußte der Dorothea verſprechen, ſich in der Hauptſtadt wieder einen grünen Rock anzuſchaffen. Als er das verſprach und der Wagen in den ſonnigen Herbſt hinausrollte in der gaſtlichen Gegend, war es ihm, als ob er böſe wäre auf ſeine arme Mütter, die da im Vaterland ſäße und in ihrem Schweigen die unerhörteſten Anſprüche erhöbe, Alles zu laſſen und ſtracks ein ungetheiltes Herz zu ihr zu bringen; denn in ſeiner Confuſion und bei der Neuheit der Empfindung glaubte er, daß es jetzt um die Liebe zu ſeiner Mutter geſchehen ſein müſſe, da er eine Fremde mit ſolchen Augen anſah, wie er noch nie eine angeſehen.

In der Stadt angekommen, ſah er ſich die Straßen, in denen er in ſeiner Trübſeligkeit umhergegangen, mit Muße an und ging in Gedanken immer ſelbander durch dieſelben hin. Er kaufte ſich zwei große Stücke Leinwand und alles dazu gehörige Zeug, auch verſah er ſich mit neuen

Kleidern und Effekten, und endlich wollte der Graf auch den alten Trödler aufſuchen, um durchaus die größeren Sachen Heinrich's wieder zu erwerben, die derſelbe ihm verkauft. Sie gingen mit einander hin und fanden in dem dunklen Gäßchen den kleinen Laden halb verſchloſſen. Die andere Hälfte ſtand nur ſo weit offen, ſo viel Licht einzulaſſen, als eine kleine armſelige Auction brauchte, welche in der Spelunke ſtattfand; denn das Männchen war vor wenigen Wochen geſtorben. Dies that Heinrich ſehr weh und er bereute es nun, nicht mehr zu dem Alten gegangen zu ſein, da er es bei aller Wunderlichkeit ſo gut mit ihm gemeint hatte. Es trieben ſich nur wenige geringe Leute in dem Laden herum und gingen die dunkle Treppe auf und nieder in der engen Wohnung des Verſchwundenen, um den Niemand ſich ſonſt gekümmert hatte, und der auch um Niemanden ſich gekümmert Heinrich's Bilder waren noch alle da mit den übrigen Siebenſachen, und es koſtete wenige Mühe und noch weniger Mittel, derſelben habhaft zu werden. Er verpackte ſie im Gaſthofe, ſie nahmen dieſelben gleich mit, und Heinrich ſah mit angenehmen Gefühlen wenigſtens den weſentlicheren Theil ſeines ehemaligen Beſitzthumes wieder beiſammen und in einem guten Hauſe aufgehoben, wo er ſelbſt ſo gern zeitlebens geblieben wäre.

Zwölftes Kapitel.

Was der Graf vorausgeſagt, geſchah nun wirklich. Heinrich ſchlug in einem hellen Gemache ſeine Werkſtatt auf, zwei große ausgeſpannte Tücher luden mit ihrer weißen Fläche Auge und Hand ein, ſich darauf zu ergehen, die alten Bilder und Cartons hingen ſtattlich an der Wand und ſeine Studien lagen ihm bequem zur Hand. Man kann eine Uebung lange Zeit unterbrochen haben, und dennoch, wenn man ſie zu guter Stunde plötzlich wieder beginnt mit einem neuen Bewußtſein und vermehrter innerer Erfahrung, etwas hervorbringen, das Alles übertrifft, was man einſt bei fortgeſetztem Fleiße und haſtigem Streben zuwege gebracht; eine günſtigere

Sonne ſcheint über dem ſpäteren Thun zu leuchten. So ging es jetzt Heinrich; er machte zwei große Forſtbilder, einen Laubwald und einen Nadelwald, welche er ſich als freundlichen grünen Schmuck für ein lichtes kleines Gemach dachte oder für ein hübſches Treppenhaus, damit da etwa im Winter oder in den Stadtmauern einige Grünigkeiten ſeien. Die Motive nahm er weislich aus den forſtreichen Umgebungen des Landſitzes und komponirte nicht viel darin herum, vielmehr fühlte er einmal das Bedürfniß, das Vorhandene weſentlich darzuſtellen und es für jedes offene Auge erfriſchend und wohlgefällig zu machen. Er überhaſtete ſich nicht und ſchleppte oder faullenzte nicht, ſondern führte Zug um Zug fort, bei der Beſchäftigung mit dem einen, ohne zerſtreut zu ſein, an den nächſten und an das Ganze denkend, und indem es ihm wohl gelang, freute er ſich deſſen und lachte darüber, ohne im geringſten ſeinen Entſchluß zu ändern und etwa neue Hoffnungen auf dergleichen zu ſetzen. Indem er ſo ſich mit etwas abgab, das er auf immer zu verlaſſen gedachte und nur aus äußeren

Nützlichkeitsgründen noch einmal vornahm, behandelte er dieſe Arbeit doch mit aller Liebe und Aufmerkſamkeit, und dieſe ruhige und klare Liebe gab ihm faſt mühelos die rechten Mittel ein, ſo daß unverſehens die Bilder eine Farbe bekamen, als ob er von jeher gut gemalt hätte und die Gewandtheit und Zweckmäßigkeit ſelber wäre. Dies machte ihm das größte Vergnügen und er bereute gar nicht, daß es das erſte und letzte Mal ſein ſollte, wo er ein guter Maler war, vielmehr dachte er ſchon während dieſer Arbeit an die neue Zukunft, und während er zweckmäßige und beſonnene klare Farben aufſetzte, gingen ihm allerhand Gedanken von der Zweckmäßigkeit des Lebens überhaupt durch den Kopf.

Der Graf war kein Gelehrter, was man ſo heißt, aber er kannte den Werth und die Bedeutung aller Disciplinen und wußte für das, weſſen er bedurfte, ſich das Weſentliche ſogleich zu beſchaffen und anzueignen und immer war bei ihm guter Rath und ein geſundes menſchliches Urtheil zu finden. Demgemäß waren auch ſeine Büchervorräthe und andere Hülfsmittel beſchaffen, ſo daß Heinrich ganz ordentliche Studien betreiben konnte in den Mußeſtunden und den langen Nächten; denn er war jetzt immer wach und munter und eigentlich war ihm Alles Mußezeit oder Alles Arbeitszeit, er mochte machen was er wollte. Er ſtudirte jetzt verſchiedene Geſchichtsvorgänge ganz im Einzelnen in ihrer faktiſchen und rethoriſchen Dialektik, und faſt war es ihm gleichgültig, was für ein Vorgang es war, überall nur das Eine und Alles ſehend, was in allen Dingen wirkt und treibt, und eben dieſes Eine packen lernend, wie die jungen Füchſe eine Wachtel.

Neben dieſen erheblichen Sachen fand er noch in dem Hauſe die beſte Gelegenheit, manche gute und nützliche Dinge zu lernen, an welche er bisher nicht gedacht und deren Mangel er erſt jetzt bemerkte. Obgleich der Graf ſeiner ſogenannten radikalen Geſinnung und abweichender Handlungen wegen in der ganzen Gegend bei Standesgenoſſen und anderen Reſpectsperſonen verſchrieen und verhaßt war, ſo hielt er doch einen gewiſſen Verkehr mit ihnen aufrecht und zwang ſie, während ſeiner Gegenwart wenigſtens menſchlich und möglichſt anſtändig zu ſein, wobei ihn ſeine Pflegetochter mit geringer Mühe und großem Erfolge unterſtützte. So kam es, daß der Gehaßte und Verläumdete doch überall willkommen war und die verkommenen übelwollenden Geſichter gegen ihren Willen aufheiterte, ſo wie ſie ſich auch etwas darauf zu gute thaten, in ſein Haus zu kommen, und trotz ihres Naſenrümpfens es nie verfehlten, wenn er von Zeit zu Zeit die Pflichten der Nachbarſchaft übte. Heinrich, als aus den mittleren alten Schichten des Volkes entſprungen, hatte bis jetzt dergleichen nicht geahnt oder geübt. Wen er nicht leiden konnte, mit dem ging er nicht um, und war gewohnt, ſeine Abneigung wenig zu verhehlen, ſowie auch jede Unverſchämtheit ſogleich zu erwiedern und nichts zu ertragen, was ihn nicht anſprach. Dieſe Volksart, an ſich gut und tugendhaft, iſt in der gebildeten Geſellſchaft hinderlich und unſtatthaft, da in dieſer wegen der Ungeſchicklichkeit im Kleinen das Große und Wichtige gehemmt und getödtet wird. Das Volk braucht nicht duldſam zu ſein im Kleinen, weil es das Große zu ertragen verſieht; Jene aber, welche dieſes ohnehin nicht haben oder es ſelten ertragen können, ſind darauf angewieſen, für ihre Armuth und Fratzenhaftigkeit Nachſicht und Duldung zu verlangen und gegenſeitig zu üben, ſo daß hieraus ein ſtarker Theil der guten Sitte entſpringt, die ſich ſogar zu veredeln und etwas Tieferes zu werden fähig iſt. So lernte jetzt Heinrich nach dem Beiſpiele des Grafen ſich auf ſeinem Stuhle ruhig zu verhalten, die Fratzen, die Rotznaſen und die Erbſenſchneller zu ertragen und ſich gegen Jedermann artig zu benehmen, und was er erſt mehr heuchelte als in guten Treuen empfand, lernte er nach und nach in der beſten Meinung von innen heraus thun, und befand ſich um vieles wohler dabei, erſehend, wie in jedem Geſchöpfe etwas iſt, was werth iſt, daß man einige Liebe auf es wirft und ihm einigen Werth verleiht. Zuletzt ſchämte er ſich ſogar bitterlich ſeines früheren Uebermuthes und fühlte, wie weit mehr man Gefahr läuft, den Armen und Widerſinnigen gleich zu werden, wenn man ſie befehdet und zwackt, als wenn man ſie gewähren läßt;

denn ſie haben etwas Dämoniſches und Verherendes an ſich.

In einem ganz ſonderlichen Verhältniſſe zu dem Hauſe ſtand der katholiſche Pfarrer des Ortes, welcher ſo oft in Geſellſchaft des Grafen erſchien, daß er für eine Art von Hausfreund gelten konnte. Er hatte eine dicke Mopsnaſe, welche durch einen Studentenhieb in zwei Abtheilungen getheilt war, zum Denkzeichen einer großen Vornäſigkeit in der Jugend. Der Mund war ſehr aufgeworfen und ſinnlich und die Tonſur hatte ſich allmälig ziemlich vergrößert, obgleich er ſie immer noch ſtreng in ihrer kreisrunden Form hielt, da er hierin gar keinen Spaß verſtand und die Reitbahn, welche ſich an ſeinem Hinterhaupte dem Blicke darbot, durchaus für eine Tonſur angeſehen wiſſen wollte. Dieſer Mann war nun vorzüglich drei Dinge, ein leidenſchaftlicher Eſſer und Trinker, ein großer religiöſer Idealiſt und ein noch größerer Humoriſt. Und zwar war er letzteres in dem Sinne, daß er alle drei Minuten lang das Wort Humor verwendete und es zum Maßſtabe und Kriterium alles deſſen machte, was irgendwie vorfiel oder geſprochen wurde. Alles, was er ſelbſt that, redete und fühlte, gab er zunächſt für humoriſtiſch aus, und obgleich es dies nur in den minderen Fällen war und mehr in einem maßloſen Klappern und Feuerwerken mit geſuchten Gegenſätzen, Bildern und Gleichniſſen beſtand, ſo ging aus dieſem Weſen dennoch ein gewiſſer Humor heraus, welcher die Leute lachen machte, beſonders wenn der Graf, Dorothea und Heinrich, welche in ihrem kleinen Finger, wenn ſie ihn bewegten, mehr Humor hatten, als der Pfarrer in ſeinem Gemüthe, zuſammenſaßen und er ihnen mit ungeheurem Wortſchwall erklärte, was Humor ſei und wie ſie von dieſer Gottesgabe auch nicht eines Senfkörnleins groß beſäßen. Er las eifrigſt alle humoriſtiſchen Schriften und alle, welche vom Humor handelten, und hatte ſich ein ordentliches Syſtem über dieſes Feuchte, Flüſſige, Aetheriſche, Weltumplätſchernde, wie er es nannte, aufgebaut, das ziemlich mit ſeiner Theologie zuſammenfiel. Cervantes führte er ebenſo oft im Munde, wie Shakeſpeare, aber er fand den größten Gefallen an den unzähligen Prügeln, welche Sancho und der Ritter bekommen, an den Einſeifungen, Prellereien und derben Sachen aller Art. Die göttlichen feineren Dinge ſah und verſtand er gar nicht oder wollte ſie nicht ſehen, beſonders wenn ſie wie auf ihn gemünzt waren, was dann zu den Verſicherungen ſeines eigenen Humors den ergötzlichſten Gegenſatz bildete. So ſah er in dem Abenteuer in der Höhle des Monteſinos nur eine äußere komiſche Schnurre; den feinen Humor, der in dem langen Seile liegt, welches ganz nutzlos abgerollt wird, indeſſen der Ritter ſchon im Anfange die Augen ſchließt, und insbeſondere die Art, wie er ſich nachher vielfältig in Hinſicht des in der Höhle Geſehenen benimmt, dies alles ſah er gar nicht oder rümpfte unmerklich die Naſe dazu.

Sein Idealismus, und er nannte ſich bald rühmend, bald entſchuldigend einen Idealiſten, beſtand darin, daß er gegenüber ſeinen Zuhörern, welche alles Wirkliche, Geſchehende und Beſtehende, ſofern es ſein eigenes Weſen ausreichend und gelungen ausdrückt, ideal nannten, eben dieſes Wirkliche materiellen und groben Miſt oder Staub ſchalt und dagegen alles Niegeſehene, Nichtbegriffene, Namenloſe und Unausſprechliche ideal hieß, was eben ſo gut war, als wenn man irgend einen leeren Raum am Himmel Hinterpommern nennen wollte. Als Prieſter aber war er höchſt freiſinnig und über ſeine Kirche, in welcher er predigte, hinaus; ſeine Religion dagegen war ein aufgeklärter Deismus, welchen er aber viel fanatiſcher vertrat, als irgend ein Pfaffe ſeine Satzungen. Er ſuchte einen rechten Höllenzwang auszuüben mit idealen und humoriſtiſchen Redensarten und bauete artige Scheiterhäuſchen aus Antitheſen, hinkenden Gleichniſſen und gewaltſamen Witzen, worauf er den Verſtand, den guten Willen und ſogar das gute Gewiſſen ſeiner Gegner zu verbrennen trachtete, ſeiner eigenen Meinung zum angenehmen Brandopfer.

Dieſe Lieblingsbeſchäftigung, nebſt dem reichlichen Tiſch des Grafen, führte ihn häufig in das Haus, und da er zugleich eine ehrliche Haut und ein redlicher Helfer bei allen guten Unternehmungen der Herrſchaft war, ſo wurde er zum Bedürfniß und zur bleibenden Heiterkeit des

Hauſes. Beſonders Dorothea wußte ihn mit der leichteſten Anmuth in den Irrgärten ſeines fanatiſchen Humors umherzuführen, neckend vor ihm hin zu huſchen und durch die verworrenen Buſchwerke ſeines krauſen Witzes zu ſchlüpfen. Unergründlich war es dabei, ob mehr ihr heiteres Wohlwollen oder ein bedenklicher Muthwillen im Spiele lag; denn eben ſo oft, als ſie dem Pfarrer Gelegenheit gab zu glänzen, verlockte ſie ſeine Eitelkeit auf das Eis, wo ſein Witz das Bein brach.

Heinrich ward hierüber etwas verdutzt und verwirrt und wußte ſich nicht recht in dieſen Ton zu finden, auch wußte er anfangs nicht, warum es ſich handelte, bis eines Mittags, als Dorothea in ebenſo zarter als fröhlicher Weiſe den Pfarrer verführte, ihr allerlei ſeltſame und abenteuerliche Beweiſe für die Unſterblichkeit aufzuzählen, der Graf ſagte: »Sie müſſen nämlich wiſſen, lieber Heinrich, daß Dortchen ganz auf eigene Fauſt nicht an die Unſterblichkeit glaubt, und zwar nicht etwa in Folge angelernter und geleſener Dinge oder durch meinen Einfluß, ſondern auf ganz originelle Weiſe, ſo zu ſagen von Kindesbeinen an!«

Dorothea ſchämte ſich wie ein Backfiſchchen, deſſen Herzensgeheimniß man verrathen hat, und drückte das rothgewordene Geſicht auf das Tiſchtuch, daß die ſchwarzen Locken ſich auf der weißen Fläche ausbreiteten.

Dieſer Vorgang machte auf Heinrich einen Eindruck, der aus Verwunderung und Ueberraſchung gemiſcht war und jenen angenehmen Schrecken herbeiführte, welcher uns befällt, wenn wir entdecken, daß eine geliebte Perſon Eigenthümlichkeiten und Rücken im Gemüthe führt, von denen wir uns bei aller Bewunderung nichts träumen ließen. Er vermochte aber gar nichts dazu zu ſagen, und erſt als er nach Tiſch mit dem Grafen durch die Gegend ſtrich, befragte er ihn um das Nähere.

»Es iſt in der That ſo;« erwiederte derſelbe, »ſeit ſie ihr Urtheil nur ein bischen rühren konnte und dieſe Dinge nennen hörte, wir wiſſen die Zeit kaum anzugeben, ſagte ſie mit aller Unbefangenheit, aus dem kindlichſten und reinſten

Herzen heraus, daß ſie gar nicht abſehen und glauben könne, wie die Menſchen unſterblich ſein ſollten. Es kommt allerdings oft vor, daß rechtliche Leute aus allen Ständen dies urſprüngliche ſchlichte Vergänglichkeitsgefühl ohne Weiteres aus der Natur ſchöpfen und ohne ſkeptiſcher oder kritiſcher Art zu ſein, daſſelbe unbekümmert bewahren wie eine allereinfachſte handgreifliche Wahrheit. Aber ſo lieblich und natürlich iſt mir dieſe Erſcheinung noch nie vorgekommen, wie bei dieſem Kinde, und ihre unſchuldige gemüthliche Ueberzeugung, die ſo ganz in ſich ſelbſt entſtand, veranlaßte mich, der ich Gott und Unſterblichkeit hatte liegen laſſen, wie ſie lagen, meinen philoſophiſchen Bildungsgang noch einmal vorzunehmen und zu revidiren, und als ich auf dem Wege des Denkens und der Bücher wieder da anlangte, wo das Kindsköpfchen von Hauſe aus geweſen, und Dortchen mir über die Schulter mit in die Bücher guckte, da war es erſt merkwürdig, wie ſich das beſtärkte und beſtätigte Gefühl in ihr geſtaltete. Wer ſagt, daß es keine Poeſie gebe ohne den Glauben an die Unſterblichkeit, der hätte ſie ſehen müſſen; denn nicht nur das Leben und die Welt um ſie herum, ſondern ſie ſelbſt wurde durch und durch poetiſch. Das Licht der Sonne ſchien ihr tauſendmal ſchöner als anderen Menſchen, was da lebt und webt war und iſt ihr theuer und lieb, das Leben wurde ihr heilig und der Tod wurde ihr heilig, welchen ſie ſehr ernſthaft nimmt. Sie gewöhnte ſich, zu jeder Stunde ohne Schrecken an den Tod zu denken, mitten in dem heiterſten Sonnenſchein des Glückes, und daß wir Alle einſt ohne Spaß und für immer davon ſcheiden müſſen. Dieſer wirkliche Tod lehrt ſie das Leben werth halten und gut verwenden und dies wiederum den Tod nicht fürchten, während das ganze vorübergehende Daſein unſerer Perſon, unſer aufblitzendes und verſchwindendes Tanzen im Weltlichte dieſem ganzen Weſen einen leichten, zarten, halb fröhlichen, halb elegiſchen Anhauch giebt, das drückende, beengende Gewicht vom Einzelnen nimmt und ſeinen ſchwerfälligen Anſprüchen, indeß das Ganze doch beſteht. Und welche Pietät und Mitleid hegt ſie für die Sterbenden und Todten! Ihnen, welche ihren Lohn dahin haben und abziehen mußten, wie ſie ſagt, ſchmückt ſie die Gräber, und es vergeht kein Tag, an welchem ſie nicht eine Stunde auf dem Kirchhofe zubringt. Dieſer iſt ihr Luſtgarten, ihre Univerſität, ihr Schmollwinkel und ihr Putzzimmer, und bald kehrt ſie fröhlich und übermüthig, bald ſtill und traurig wieder zurück.«

»Glaubt ſie denn auch nicht an Gott?« fragte Heinrich.

»Schulgerecht,« erwiederte ſein Freund, »ſind beide Fragen unzertrennlich, jedoch macht ſie ſich nichts aus der Schule und ſagt nur: Ach Gott! es iſt ja recht wohl möglich, daß Gott iſt, aber was kann ich ärmſtes Ding davon wiſſen? Wenn wir unſere Naſe in Alles ſtecken müßten, ſo wäre jedem von uns eine deutliche Anweiſung gegeben. Ich gönne jedem Menſchen ſeinen guten Glauben und mir mein gutes Gewiſſen!«

Obgleich Heinrich ſeinen lieben Gott, zwar etwas eingeſchlummert, immer noch im Gemüthe trug, ſo gefiel ihm doch dies alles, was er von Dorothea hörte, ausnehmend wohl, weil ſie es war, von welcher man dergleichen ſagte; nur behauptete er für ſich, daß er es eben ſo liebenswürdig und angenehm an ihr finden würde, wenn ſie eine eifrige Katholikin oder Jüdin wäre. Doch widerfuhr es ihm bei dieſer Gelegenheit zum erſten Mal, daß er ohne alle Bedenklichkeit und vielmehr mit ihm ſelbſt wohlthuender Gleichgültigkeit vom Sein oder Nichtſein dieſer Dinge ſprechen hörte, und er fühlte ohne Freude und ohne Schmerz, ohne Spott und ohne Schwere die anerzogenen Gedanken von Gott und Unſterblichkeit ſich in ihm löſen und beweglich werden

Die Welt ſah er ſchon durch Dortchens Augen an und ſie glänzte ihm in der That in ſtärkerem und tieferem Glanze, und ein ſüßes Weh durchſchauerte ihn, wenn er ſich nur die Möglichkeit dachte, für dies kurze Leben mit Dortchen in dieſer ſchönen Welt zuſammen zu ſein.

Doch kannegießerte er ſeit jenem Tage noch öfter mit dem Grafen über den lieben Gott. Der wahrhafte kluge Edelmann lehnte zwar durchaus ab, ihn belehren und überzeugen zu wollen, und wich ſeinen Anmuthungen gelaſſen aus. Nur eines Tages wurde er etwas wärmer, als Heinrich anfing: »Ich habe, ſeit ich in Ihrem Hauſe bin, wieder viel mit meiner Selbſtſucht zu kämpfen, indem ich nach alter eingewurzelter Gewohnheit immer dem lieben Gott für das Gute danken möchte, das er mir erwieſen. Denn obſchon ich mir ſchon ſeit längerer Zeit widerſtand und meine kleinen perſönlichen Erlebniſſe nicht mehr einer unmittelbaren Lenkung Gottes zuſchreiben mochte, ſo verlockt mich das, was mir hier geſchah, dennoch immer wieder dazu, und ich muß manchmal lachen, wenn ich bedenke, welch' ein luſtiges und liebliches Schauſpiel es für den guten weiſen Gott ſein muß, zu ſehen, wie ein junger Menſch ihm gern für etwas Gutes danken möchte und ſich ganz ehrlich dagegen ſperrt aus lauterer Vernunftmäßigkeit! Warum macht er ſich aber auch ſo närriſche Geſchöpfe!«

Der Graf ſagte: »Ich muß Ihnen diesmal, ganz abgeſehen vom lieben Gott, wirklich eine Zurechtweiſung angedeihen laſſen. Die Chriſten lehren von ihrem Standpunkt aus ganz praktiſch und weiſe, daß man, ſo ſchlecht es Einem auch erginge und ſo lange ſich auch Gottes Hülfe zu entziehen ſcheine, nie an ihm verzweifeln müſſe, da er dennoch immer da ſei. Was dem Einen recht, iſt dem Anderen billig! Warum, wenn wir in neunundneunzig Fällen, wo es uns ſchlimm ergeht, wo kein glücklicher Stern, d. h. kein guter Zufall uns begünſtigt, uns mit der Vernunft und Nothwendigkeit tröſten und unſere tüchtige feſte Haltung rühmen, warum denn im hundertſten Falle, wo einmal ein ſchönes und glückhaftes Ungefähr uns lacht, alsdann ſtracks an der Vernunft zu verzweifeln, an der natürlichen Schickung der Dinge, an unſerer eigenen geſetzmäßigen Anziehungskraft für das uns Angenehme und Nützliche? Iſt die Vernunft, welche uns über neunundneunzig unangenehme Dinge hinweggeholfen hat, nicht mehr da, wenn das hundertſte Ding ein angenehmes iſt? Dieſe Art zu denken und zu danken iſt eigentlich eher eine Blasphemie; denn indem wir für das Eine glückliche Ereigniß danken, ſchieben wir dem Schöpfer ja alle die ſchlimmen und ſchlechten Erfahrungen mit in die Schuhe. Daher ſind nur die asketiſchen Chriſten im Rechte, welche dem Gotte auch für das Uebel inbrünſtig danken. Dieſes thun unſere aufgeklärten Herren Deiſten aber doch nicht, ſie verdanken ihrem Gotte das Unglück nicht im mindeſten und er iſt nur ihr Sonntags- und Freudengott.

»Was nun Ihren lieben Gott betrifft, lieber Heinrich, ſo iſt es mir ganz gleichgültig, ob Sie an denſelben glauben oder nicht! Denn ich halte Sie für einen ſo wohlbeſtellten Kautz, daß es nicht darauf ankommt, ob Sie das Grundvermögen Ihres Bewußtſeins und Daſeins außer ſich oder in ſich verlegen, und wenn dem nicht ſo wäre, wenn ich denken müßte, Sie wären ein Anderer mit Gott und ein Anderer ohne Gott, ſo würden Sie mir nicht ſo lieb ſein, ſo würde ich nicht das Vertrauen zu Ihnen haben, das ich wirklich empfinde.

»Dies iſt es auch, was dieſe Zeiten zu vollbringen und herbeizuführen haben: nämlich vollkommene Sicherheit des menſchlichen Rechtes und der menſchlichen Ehre bei jedem Glauben und jeder Anſchauung, und zwar nicht nur im Staatsgeſetz, ſondern auch im perſönlichen vertraulichen

Verhalten der Menſchen zu einander. Es handelt ſich heut zu Tage nicht mehr um Atheismus und Freigeiſterei, um Frivolität, Zweifelſucht und Weltſchmerz und welche Spitznamen man alles erfunden hat für ſchwächliche und kränkliche Dinge! Es handelt ſich um das Recht, ruhig zu bleiben im Gemüth, was auch die Ergebniſſe des Nachdenkens und des Forſchens ſein mögen, und unangetaſtet und ungekränkt zu bleiben, was man auch mit wahrem und ehrlichem Sinne glauben mag. Uebrigens geht der Menſch in die Schule alle Tage und keiner vermag mit Sicherheit vorauszuſagen, was er am Abend ſeines Lebens glauben werde! Dafür haben wir die unbedingte Freiheit des Gewiſſens nach allen Seiten!

»Aber dahin muß die Welt gelangen, daß ſie mit eben der ſchuldloſen guten Ruhe, mit welcher ſie ein neues Naturgeſetz, einen neuen Stern am Himmel entdeckt, auch die Vorgänge und Ergebniſſe in der geiſtigen Welt hinnimmt und betrachtet, auf Alles gefaßt und ſtets ſich gleich als eine Menſchheit, die da in der Sonne ſteht und ſagt: hier ſtehe ich!«

Auf faſt ganz weibliche Weiſe ſchlüpfte Heinrich in die Grundſätze derer hinein, die er liebte und die ihm wohlwollten, und dies war wohl weniger unmännliche Schwäche, als der allgemeine Hergang in dieſen Dingen, wo die beſten Ueberzeugungen durch den Einfluß honetter und klarer Perſönlichkeit vermittelt werden. War doch der Graf ſelbſt, der gewiß ein Mann war, durch das Weſen eines kleinen unwiſſenden Mädchens zu ſeiner Abrechnung veranlaßt worden. Doch wollte Heinrich nicht hinter ihm zurückbleiben und ſtudirte, wohl aufgelegt und von einer anhaltenden neigungsvollen Wärme durchdrungen, die Geſchichte des theologiſchen und philoſophiſchen Gedankenganges der neueren Zeit, wobei ihm jede Erſcheinung, jedes Für und Wider, in ſofern ſie nur ganzer und weſentlicher Natur waren, gleich lieb und wichtig wurden, und nur das Naſeweiſe, Inquiſitoriſche und Fanatiſche in jeder Richtung widerte ihn an.

Die Cultur der Religionen vermag die Völker nur aus dem Gröbſten zu hobeln und zu verändern. Auf einer gewiſſen Stufe angekommen, hat jeder Menſch ſeinen beſtimmten Werth, welcher nicht um ein Quentchen verliert oder gewinnt, ob er dieſen Werth in oder außer ſich ſucht. Dies empfand Heinrich, wie der Graf ihm geſagt, mit leichtem Herzen und großem Behagen, und die ſich ſo oft geſtellte Frage, ob er an ſich gut ſei, glaubte er ſich nun freundlich beantworten zu dürfen, da er nicht die mindeſte Veränderung und Bewegung an ſich empfand und ſich von Grund aus weder um ein Haar beſſer noch ſchlimmer vorkam, ſeit er das halbe Weſen und das peinliche Polemiſiren mit dem Gott in ſeiner Bruſt aufgegeben

So verging der Winter in männigfacher aber ruhiger Bewegung. Der Pfarrer, welcher mit humoriſtiſchem Zorne den grünen Fremdling ſeine Fahne verlaſſen ſah, fand ſich noch öfter im Herrenhauſe ein und ſuchte durch einen Sprühregen von Angriffen und Witzcompoſitionen den Flüchtling zu bedrängen und einzufangen. Vorzüglich ging er darauf aus, die Welt unter dem Geſichtspunkte ſeiner Zuhörer als heillos nüchtern, trivial und poeſielos darzuſtellen, und um zu zeigen, wie ganz anders ſie ſich ausnehme im Lichte eines innigen Gottesglaubens, nahm er energiſche, phantaſievolle Myſtiker zu Hülfe, in welchen er weniger als Chriſt, denn als geiſtreicher Liebhaber ſehr beleſen war. Er brachte wiederholt dergleichen her und war ſehr willkommen damit, da, wenn man ſich einmal über ſolche Gegenſtände unterhält, Alles was aus ganzem Holze geſchnitten iſt, gleich wichtig erſcheint, belehrt und erbaut. So werden auch ſtets ein recht herzlicher glühender Myſtiker und ein rabbiater Atheiſt beſſer mit einander auskommen und größeres Intereſſe an einander haben, als etwa ein dürrer orthodoxer Proteſtant und ein flacher Rationaliſt, weil jene Beiden gegenſeitig wohl fühlen, daß ein höherer ſpecifiſcher Werth in ihnen treibt und durchſcheint.

So hatte er des Angelus Sileſius cherubiniſchen Wandersmann in das Haus gebracht und die kleine Geſellſchaft empfand die größte Freude über den vehementen Gottesſchauer, ſeine lebendige Sprache und poetiſche Gluth. Dieſe unbefangene Freude ärgerte aber gerade den guten

Pfarrer und wollte ihm gar nicht paſſen, und er ergriff eines Abends das Büchlein und begann um ſo eindringlicher und nachdrücklicher daraus vorzuleſen, als ob die Leutchen bis jetzt gar nicht gemerkt, was ſie eigentlich läſen. Als er ſich etwas müde geeifert, nahm Heinrich das Buch auch in die Hand, blätterte darin und ſagte dann: »Es iſt ein recht weſentliches und maßgebendes Büchlein! Wie richtig und trefflich fängt es ſogleich an mit dem Diſtichon: »Was fein iſt, das beſteht!«

Rein wie das feinſte Gold, ſteif wie ein Felſenſtein,
Ganz lauter wie Kryſtall, ſoll dein Gemüthe ſein.

»Kann man treffender die Grundlage aller dergleichen Uebungen und Denkarten, ſeien ſie bejahend oder verneinend, und den Werth, das Muttergut bezeichnen, das man von vornherein hinzubringen muß, wenn die ganze Sache erheblich ſein ſoll? Wenn wir uns aber weiter umſehen, ſo finden wir mit Vergnügen, wie die Extreme ſich berühren und im Umwenden Eines in's Andere umſchlagen kann. Da iſt Ludwig

Feuerbach, der beſtrickende Vogel, der auf einem grünen Aſte in der Wildniß ſitzt und mit ſeinem monotonen, tiefen und claſſiſchen Geſang den Gott aus der Menſchenbruſt wegſingt! Glaubt man nicht ihn zu hören, wenn wir die Verſe leſen:

Ich bin ſo groß als Gott, Er iſt als ich ſo klein:
Er kann nicht über mich, ich unter Ihm nicht ſein.

»Ferner:

Ich weiß, daß ohne mich Gott nicht ein Nun kann leben,
Werd' ich zunicht, er muß vor Noth den Geiſt aufgeben.

»Auch dies:

Daß Gott ſo ſelig iſt und lebet ohn' Verlangen,
Hat er ſowohl von mir, als ich von ihm empfangen.

Und wie einfach wahr findet man das Weſen der Zeit beſungen, wenn man das Sinngedichtchen lieſt: »Man muß ſich überſchwenken.«

Menſch! wo du deinen Geiſt ſchwingſt über Ort und Zeit,
So kannſt du jeden Blick ſein in der Ewigkeit.

»Beſonders aber dies: »Der Menſch iſt Ewigkeit.«

Ich ſelbſt bin Ewigkeit, wenn ich die Zeit verlaſſe
Und mich in Gott, und Gott in mich zuſammenfaſſe.

»Alles dies macht beinahe vollſtändig den Eindruck, als ob der gute Angelus nur heute zu leben brauchte und er nur einiger veränderter äußerer Schickſale bedürfte, und der kräftige Gottesſchauer wäre ein eben ſo kräftiger und ſchwungvoller Nichtſchauer und Feuerbachianer!«

»Das wird mir denn doch zu bunt,« ſchrie der Pfarrer, »aber Sie vergeſſen nur, daß es zu Scheffler's Zeiten denn doch auch ſchon Denker, Philoſophen und beſonders auch Reformatoren gegeben hat, und daß, wenn eine kleinſte Ader von Verneinung oder liberaler Humanität in ihm geweſen wäre, er ſchon vollkommen Gelegenheit gehabt hätte, ſie auszubilden!«

»Sie haben Recht!« erwiederte Heinrich, »aber nicht ganz in Ihrem Sinne. Was ihn abgehalten hätte und wahrſcheinlich noch heute abhalten würde, iſt der Gran von Frivolität und Geiſtreichigkeit, mit welcher ſein glühender Myſticismus verſetzt iſt; dieſe kleinen Elementchen würden ihn bei aller Energie des Gedankens auch jetzt noch im myſtiſchen Lager feſthalten!«

»Frivolität!« rief der Pfarrer, »immer beſſer! Was wollen Sie damit ſagen?«

»Auf dem Titel,« verſetzte Heinrich, »benennt der fromme Dichter ſein Buch mit dem Zuſatz: Geiſtreiche Sinn- und Schlußreime. Allerdings bedeutet das Wort geiſtreich im damaligen Sprachgebrauch etwas Anderes als heut zu Tage; wenn wir aber das Büchlein aufmerkſam durchgehen, ſo finden wir, daß es in der That auch im heutigen Sinne etwas allzu geiſtreich und zu wenig einfach iſt, ſo daß jene Bezeichnung jetzt wie eine ironiſche, aber richtige Vorbedeutung erſcheint. Dann ſehen Sie aber die Widmung an, die Dedication an den lieben Gott, worin der Mann ſeine hübſchen Verſe Gott dedicirt, indem er ganz die Form nachahmt, ſelbſt im Drucke, in welcher man dazumal großen Herren ein Buch zu widmen pflegte, ſelbſt mit der Unterſchrift: Sein Allezeit ſterbender Johannes Angelus. Betrachten ſie den bitterlich ernſten Gottesmann, den heiligen Auguſtinus, und geſtehen Sie aufrichtig, trauen Sie ihm zu, daß er ein Buch, worin er das Herzblut ſeines religiöſen Gefühles ergoſſen, mit ſolch einer witzelnden, affectirten Dedication verſehen hätte? Glauben Sie überhaupt, daß es demſelben möglich geweſen wäre, ein ſo kokettes Büchlein zu ſchreiben, wie dies eines iſt? Er hatte Geiſt ſo gut als Einer, aber wie ſtreng hält er ihn in der Zucht, wo er es mit Gott zu thun hat. Leſen ſie ſeine Bekenntniſſe, wie rührend und erbauend iſt es, wenn man ſieht, wie ängſtlich er alle ſinnliche und geiſtreiche Bilderpracht, alles Kokettiren, alle Selbſttäuſchung oder Täuſchung Gottes durch das ſinnliche Wort flieht und meidet. Wie er vielmehr jedes ſeiner ſtricten und ſchlichten Worte unmittelbar an Gott ſelbſt richtet und unter deſſen Augen ſchreibt, damit ja kein ungehöriger Schmuck, keine Illuſion, keine Art von Schönthun mit Unreinem hineinkomme in ſeine Geſtändniſſe! Ohne mich zu ſolchen Propheten zählen zu wollen, fühle ich dennoch dieſen ganzen und ernſtgemeinten Gott, und erſt jetzt, wo ich keinen mehr habe, bereue ich mit ziemlicher Scham die willkürliche und humoriſtiſche Manier meiner Jugend, in welcher ich in meiner vermeintlichen Religioſität die göttlichen Dinge zu behandeln pflegte, und ich könnte mich darüber nicht tröſten und müßte mich ſelbſt der Frivolität zeihen, wenn ich nicht annehmen müßte, daß jene verblümte und naiv ſpaßhafte Art eigentlich nur die Hülle der völligen Geiſtesfreiheit geweſen ſei, die ich mir endlich erworben habe!«

Dortchen hatte das Buch inzwiſchen auch in die Hand genommen und darin geblättert. »Wiſſen Sie, Herr Lee,« ſagte ſie und ſah ihn freundlich an, »daß es mir ſehr wohl gefällt, wie Sie ein ſo richtiges ernſtes und ehrbares Gefühl haben auch für den Gott, den Andere glauben? Dies iſt ſehr hübſch von Ihnen! Aber Himmel! welch' ein ſchöner Vers iſt dies hier:

Blüh' auf, gefrorner Chriſt! Der Mai iſt vor der Thür:
Du bleibeſt ewig todt, blühſt du nicht jetzt und hier.

Sie ſprang an's Clavier und ſpielte und ſang aus dem Stegreif dieſe ſehnſüchtig lockenden Worte, in geiſtlich choralartigen Maßen und Tonfällen, doch mit einem wie verliebt zitternden durchaus weltlichen Ausdruck ihrer ſchönen Stimme.

Dreizehntes Kapitel.

Blüh' auf, gefrorner Chriſt! Der Mai iſt vor der Thür:
Du bleibeſt ewig todt, blühſt du nicht jetzt und hier!

So klang es die ganze Nacht in Heinrich's Ohren, der kein Auge ſchloß. Ein lauer Südwind wehte über das Land, der Schnee ſchmolz an ſeinem Hauche und tropfte unabläſſig von allen Bäumen im Garten und von den Dächern, ſo daß das melodiſche Fallen der unzähligen Tropfen eine Frühlingsmuſik machte zu dem, was in dem Wachenden vorging. Noch geſtern hatte er geglaubt, mit ſeiner jetzigen verſchwiegenen Verliebtheit hoch über Allem zu ſtehen, was er je über Liebe gedacht und empfunden, und nun mußte er erfahren, daß er geſtern noch keine Ahnung hatte von der Veränderung, die in dieſer Nacht mit ihm vorging, und dieſe kurze Frühlingsnacht enthielt gleich einem kräftigen Prolog ſchon Alles, was er während vieler Wochen nun erleben und erleiden ſollte. Das Gattungsmäßige im Menſchen erwachte in ihm mit aller Gewalt und Pracht ſeines Weſens, das Gefühl der Schönheit und Vergänglichkeit des Lebens warf darein eine beklemmende Angſt, daß die, welche alles dies anrichtete und welche ihm ſo ganz nothwendig ſchien, um ferner zu leben, ihm ja gewiß nicht werden würde. Denn er ehrte ſie, indem er jetzt eine ganze Leidenſchaft zu empfinden begann, ſogleich ſo, daß er es nun entſchieden und entſchloſſen verſchmähte, ſie in ſeinen Gedanken mit ſeiner Perſon zu behelligen, indem er, der Welt gegenüber ſich keck und eroberungsluſtig fühlend, vor Dortchen eine gänzliche Demuth und Furcht empfand. Doch wechſelte die Furcht wohl zwanzig Mal mit der Hoffnung, wenn er manche freundliche Blicke, angenehme Worte und zuletzt die Stimme bedachte, mit welcher ſie obigen Frühlingsvers geſungen; doch endete auch dieſer

Wechſel mit gänzlicher Hoffnungsloſigkeit, da er ſchon in dem Stadium war, wo man einer Schönen, die man liebt, auch die leeren böswilligen Freundlichkeiten und Koketterien verzeiht und ſogar mit Dank hinnimmt, ohne eine Hoffnung darauf zu bauen. Dieſes war nicht eine ſentimentale Schwäche und Mädchenhaftigkeit, ſondern es rührte gerade von der Kraft und Tiefe der entfachten Leidenſchaft her und von dem ehrlichen Ernſte, mit welchem er ſie empfand. Denn wo es ſich um Alles handelt, um ein großes Glück oder Unglück, wird ein wohl eingerichteter Mann mitten in der Leidenſchaft dennoch Rückſicht für zehn nehmen, und gerade weil es ihm bitterer Ernſt iſt, glücklich zu ſein und glücklich zu machen, ſo ſetzt er ſein Heil auf die Karte der Hoffnungsloſigkeit, weil Liebe, wenn ſie durch Hoffnungsloſigkeit ihr Spiel verliert, nichts verloren hat, als ſich ſelbſt.

Am Morgen war er ſtiller als gewöhnlich und ließ ſich nichts anſehen; doch war es nun mit ſeiner Ruhe vorbei und mit der Arbeit jeglicher Art ebenfalls, denn ſo wie er etwas in die Hand nehmen wollte, verirrten ſich ſeine Augen in's Weite und alle ſeine Gedanken flohen dem Bilde der Geliebten nach, welches, ohne einen einzigen Augenblick zu verſchwinden, überall um ihn her ſchwebte, während daſſelbe Bild zu gleicher Zeit wie aus Eiſen gegoſſen ſchwer in ſeinem Herzen lag, ſchön, aber unerbittlich ſchwer. Von dieſem Drucke war er nur frei, und zwar gänzlich, wenn Dortchen zugegen war; alsdann war es ihm wohl und er verlangte nichts weiter und ſprach auch wenig mit ihr. Damit war ihr jedoch, als einem Weibe, nicht gedient. Sie fing an, allerlei kleine Teufeleien zu verüben, an ſich ganz unſchuldige Kindereien in Bewegungen oder Worten, welche einem vermehrten guten Humor zu entſpringen ſchienen, aber ebenſowohl täglich heller eine urgründliche Anmuth und Beweglichkeit des Gemüthes verriethen, als auch mit einer federleichten Wendung zeigten, daß ſie tauſend unergründliche Nücken unter den Locken ſitzen hatte. Wenn nun erſt die offene und klare Herzensgüte, das was man ſo die Holdſeligkeit am Weibe nennt, einen Mann gewinnt und gänzlich in Beſchlag nimmt, ſo bringen ihn nachher, wenn er in ſeiner Einfalt entdeckt, daß die Geliebte nicht nur ſchön, gut und huldvoll, ſondern auch geſcheidt und nicht auf den Kopf gefallen ſei, dieſe fröhliche Bosheit des Herzens, dieſe kindliche Tücke vollends um den Verſtand und um alle Seelenruhe, da es nun total entſchieden ſcheint, ohne dieſe ſei das Leben fürhin leer und todt. So ging auch Heinrich abermals ein neues Licht auf und es befiel ihn ein heftiger Schrecken, nun ganz gewiß nie wieder ruhig zu werden, da er gerade dies kurzweilige Frauenleben nicht ſein nennen könne. Denn wenn die Liebe nicht nur ſchön und tief, ſondern auch recht eigentlich kurzweilig iſt, ſo erneut ſie ſich ſelbſt durch tauſend kleine Züge und Luſtbarkeiten in jedem Augenblick das bischen Leben hindurch und verdoppelt den Werth deſſelben, und nichts macht trauriger, als ein ſolches Leben möglich zu ſehen, ohne es zu gewinnen, ja die allertraurigſten Leute ſind die, welche das Zeug dazu haben, recht luſtig zu ſein, und dennoch traurig ſein müſſen aus Mangel an guter Geſellſchaft.

Wie nun Heinrich an dieſen Spielereien und Neckereien aller Art ſich ſonnte, die oft in nichts Anderem beſtanden, als daß Dortchen eine Münze oder Glas zum Tanzen brachte und gegen ihn hin dirigirte, worauf er dem Gegenſtand einen Naſenſtüber gab, daß er wieder zurückflog, mußte er ſich tauſendmal in Acht nehmen, ſie nicht drum anzuſehen, wenn das Geldſtück umgepurzelt war, und über dem kindiſch leichten Thun ſein ſchweres Geheimniß zu verrathen. Desnahen hielt er ſich gewaltſam zurück: aber das that ihm ſo weh, daß er aus Verzweiflung unartig und launiſch wurde und ſich die ſchönſten Stunden unwiederbringlich verdarb.

Nun glaubte er ſich zu heilen, wenn er ſich Dortchens Gegenwart entzöge, und fing an, da es erklärter Frühling war, früh Morgens wegzugehen, ſich den ganzen Tag im Lande umherzutreiben und erſt in der Nacht zurückzukehren, wenn ſchon Alles ſchlief. Nachdem er dies einige Tage zu ſeiner großen Qual gethan, trieb es ihn, Dorotheen wieder zu ſehen und er fand ſich bei Tiſch ein; aber er war nun ganz verſchüchtert, und weil, wie man in den Wald ruft, es widertönt, ſo fing Dortchen auch an ſich zurückzuhalten und ſchien ſich nicht viel mehr daraus zu machen, mit Heinrich zu verkehren. Stracks verzog er ſich wieder in die Wälder und blieb drei Tage dort, während welcher er nur in der Nacht zurückkehrte. Das Holz fing ſachte an zu knospen und der braune Boden bedeckte ſich ſchon vielfältig mit Blumen. Heinrich verkroch ſich an einem wilden ſteinigen Abhange, der den ganzen Tag an der Sonne lag, unter ein hohes Gebüſch, durch welches eine klare Quelle rieſelte. Dort hockte er im Verborgenen, ſtierte über die duftigen Gehölze und Felder weg nach dem glänzenden Dache des Landhauſes in weiter Ferne und grübelte unaufhörlich über ſein Unheil. Er fing an, ſich zu vergeſſen und ſich nicht mehr zu beherrſchen; bisher hatte er, als ein wohlgeſchloſſener junger Menſch, noch nie laut gedacht oder vor ſich hin geſprochen; jetzt zwitſcherte und flüſterte er unaufhörlich, wo er ging und ſtand, und als er dies endlich entdeckte, war es ihm ſchon zur unentbehrlichen Gewohnheit geworden und ſchaffte ihm einige Erleichterung, weil die ſtille Luft wenigſtens ſeine Gedanken hören konnte, da ſonſt Niemand auf der Welt dieſelben zu ahnen und zu errathen ſchien. Selbſt der Graf befragte ihn gar nicht, was er hätte, und that als ob er gar nichts bemerkte von Heinrich's verändertem Weſen.

»O,« ſagte dieſer unter den Bäumen, »was für ein ungeſchickter und gefrorner Chriſt bin ich geweſen, da ich keine Ahnung hatte von dieſem leidvollen und ſüßen Leben! Iſt dieſe Teufelei alſo die Liebe? Habe ich nur ein Stückchen Brot weniger gegeſſen, als Anna krank war? Nein! Habe ich eine Thräne vergoſſen, als ſie ſtarb? Nein! Und doch that ich ſo ſchön mit meinen Gefühlen! Ich ſchwur, der Todten ewig treu zu ſein; hier aber wäre es mir nicht einmal möglich, dieſer Treue zu ſchwören, ſo lange ſie lebt und jung und ſchön iſt, da dies ſich ja von ſelbſt verſteht und ich mir nichts Anderes denken kann! Wäre es hier möglich, daß meine Neigung und mein Weſen in zwei verſchiedene Theile auseinander fiele, daß neben dieſer mich ein anderes Weib auch nur rühren könnte? Nein! Dieſe iſt die Welt, alle Weiber ſtecken in ihr beiſammen, ausgenommen die häßlichen und ſchlechten!

»Wenn dieſe ſchwer erkranken oder gar ſterben ſollte, würde ich alsdann im Stande ſein, dem traurigen Ereigniß ſo künſtleriſch zuzuſehen und es zu beſchreiben? O nein, ich fühle es! Es würde mich brechen wie einen Halm und die Welt würde ſich mir verfinſtern, ſelbſt wenn ich beſtimmt wüßte, daß ſie mich gar nicht leiden mag! Und dennoch, welch' ein praktiſcher Kerl bin ich geweſen, als ich ſo theoretiſch, ſo ganz nach dem Schema liebte und ein grünes Bürſchchen war! Wie unverſchämt hab' ich da geküßt, die Kleine und die Große, zum Morgen- und Abendbrot! Und jetzt, da ich ſo manches Jahr älter bin und dieſe ſchöne und gute Perſon liebe, wird es mir ſchon katzangſt, wenn ich nur daran denke, ſie in unbeſtimmter Zeit irgendeinmal küſſen zu dürfen, o weh und doch möchte ich lieber den Kopf in das Grab ſtecken, wenn dieſes mir nicht geſchehen kann! Nicht einmal weiß ich mehr es anzufangen, ein Sterbenswörtchen gegen ſie hervorzubringen!«

Dann ſtarrte er wieder über das Land hinaus; doch kaum waren einige Minuten vergangen, während welcher er neugierig eine Wolke oder einen Gegenſtand am Horizonte betrachtet oder auch ein ſchwankendes Gras zu ſeinen Füßen, ſo kehrten die Gedanken wieder zu ihrer alten Laſt zurück; denn Dortchens goldenes hartes Bild lag ſo ſchwer in ſeinem Herzen, daß es ein Loch in ſelbes zu reißen drohte und nicht erlaubte, daß die Gedanken länger anderswo ſpazieren gingen.

Obgleich er im Grunde dies gern litt und geſchehen ließ, ſo gedachte er doch nicht, ſich daran aufzureiben, und begann, andere Saiten aufzuziehen, indem er endlich beſtimmt und deutlich feſtzuſtellen ſuchte, daß Dorothea gewiß nichts für ihn fühlte, und daß ja auch gar kein vernünftiger Grund vorhanden ſei, das etwa ſich einzubilden. Er muſterte ihr Betragen durch und beſtärkte ſich ſchmerzlich in dieſer unerbaulichen Anſicht, da er ganz mürbe und demüthig geworden war und jetzt nicht das geringſte Liebenswürdige an ſich fand. So bitter dieſer ſelbſtgemiſchte Trank anfangs zu trinken war, ſo brachte er doch einige Ruhe zurück, in Folge derer die eingeſchlafene Vernunft auch wieder auftauchte und den Aufgeregten in ihre kühlenden Arme nahm.

Was dem Einen recht, iſt dem Andern billig, und wie du mir, ſo ich dir, ſind die zwei goldenen Sprüche auch in Liebeshändeln, wenigſtens bei geſunden und normalen Menſchen, und die beſte Kur für ein krankes Herz iſt die unzweifelhafte Gewißheit, daß ſein Leiden nicht im Mindeſten getheilt wird. Nur eigenſinnige, ſelbſtſüchtige und krankhafte Verfaſſungen laufen Gefahr, ſich aufzulöſen, wenn ſie durchaus nicht geliebt werden von denen, auf die ſie ihr Auge geworfen. Aber was hätte ſein können und nicht geworden iſt, macht wirklich unglücklich, und kein Troſt hilft, daß die Welt weit ſei und hinter dem Berge auch noch Leute wohnen; denn nur das Gegenwärtige, was man kennt, iſt heilig und tröſtlich, und es iſt jammerſchade um jedes todtgeborene Lebensglück.

Da nun der verliebte Heinrich bei ſich ausgemacht hatte, daß Dortchen gar nicht an ihn denke, ward er um Vieles ruhiger und befand ſich am ſechsten Tage ſeines Lebens in der Wildniß ſchon ſo weit, daß er darüber rathſchlagen konnte, ob er, zum Danke für ihre Liebenswürdigkeit und Schönheit, es ihr ſagen wolle oder nicht. Er gedachte ſich im erſten Falle wieder auf einen unbefangenen und guten Fuß mit ihr zu ſetzen, und ihr alsdann gelegentlich, eh' er abreiſte und wenn ſie einmal recht artig gegen ihn wäre, lachend und manierlich zu geſtehen, welchen Rumor ſie ihm angerichtet, und ihr zugleich zu ſagen, ſie ſollte ſich nicht im Geringſten darum kümmern, er habe es ihr nur ſagen wollen, um ihr vielleicht eine kleine Freude zu machen, die ſie ſo ſehr verdiene; im Uebrigen ſei nun Alles wieder gut und er wohl und munter! Vor Spott und Schadenfreude war er ſicher bei ihr, jedoch tauchte ihm ſogleich die Beſorgniß auf, man dürfte am Ende ein ſolches Geſtändniß doch für eine verkappte ernſtliche Liebeserklärung und angelegte Schlauheit anſehen. Dieſe Idee machte ihn ſogleich wieder traurig, da er nun es doch verſchweigen mußte, und wie er dies einſah, ſchien es ihm erſt unmöglich zu ſein und ſeine Gemüthsruhe nur dann wieder erreichbar, wenn er ſein beſtandenes Ungewitter bekennen durfte, am liebſten der Erregerin deſſelben ſelbſt. Auch ſchien ihr dieſe Kunde durchaus von Rechtswegen zu gebühren und Heinrich war ihr ſo gut, daß er ihr ohne allen Eigennutz nicht das Geringſte entziehen mochte, was ihr zukam. Daher rief er endlich: »Ich ſag' es ihr doch!« Aber dann fürchtete er wieder, es möchte dennoch ein Mißverſtändniß hervorgerufen werden und er endlich unter einem ſchlimmen Eindruck aus dem Hauſe abziehen müſſen, und er rief wieder: »Nein! Ich ſag' es doch nicht! Was geht es ſie an?« Endlich nahm er ein flaches rundes Steinchen aus dem klaren Bächlein, das auf einer Seite roſenroth und auf der anderen Seite milchweiß gefärbt war mit blauen Aederchen, und warf ſelbiges in die Höhe. Wenn die rothe Seite oben läge, wollte er reden, wenn die weiße, wollte er ſchweigen. Die weiße Seite lag oben und Heinrich war wieder ganz unglücklich, als ſie da in der Sonne glänzte. »Ach,« flüſterte er, »dies iſt nichts! wer wird Alles auf Einen Wurf wagen? dreimal will ich werfen und dann gewiß nicht mehr!« Und er warf wieder und abermals weiß. Zögernd und ſeufzend warf er zum dritten Mal, da glänzte es roth und eben ſo roth ward ſein Geſicht und eine unausſprechliche Freude ſtrahlte auf demſelben. »O nun will ich es ihr ſagen!« ſagte er, und ein Stein fiel ihm vom Herzen und er dachte, nun wäre Alles gut.

Der Herzenskundige wird hier wohl bemerken, daß dieſe Fröhlichkeit nur von der leiſen Hoffnung herrührte, welche ſich in Heinrich's Vorſatz mit einſchlich, und daß er, ohne es zu wollen, dennoch im Begriffe war, jene Schlauheit zu begehen, welche er ſich nicht zu Schulden wollte kommen laſſen.

Es war gerade Sonnabend und der Tag näherte ſich ſeinem Ende. Er nahm ſich alſo vor, noch bis in die Nacht umherzuſtreifen und am

Sonntag Morgen dann guter Dinge zu ſein, wieder ein unbefangenes Geſicht zu machen und, ſobald ſich der günſtige Augenblick böte, ihr unter Scherz und Lachen ſein Bekenntniß abzulegen mit der gemeſſenſten Aufforderung, daß ſie ſich gar nichts daraus machen und die Sache einzig wie eine kleine Morgenerheiterung aufnehmen ſolle. Der arme Teufel, wie er ſich ſelbſt belog!

Der Sonntagmorgen gerieth wunderſchön, der reine Himmel lachte durch alle Fenſter in das helle Haus und der Garten blühte ſchon an allen Enden. Heinrich war wirklich guter Dinge und putzte ſich ſorgfältiger heraus als gewohnt; er verlor den Muth nicht, da er ſich einbildete, nichts erreichen zu wollen, ſich allein wie ein Kind auf die herzliche Plauderei freuend, die er ihr vormuſiciren wollte, und ſich davon ein reines und ungetrübtes Glück und ein ruhiges Leben verſprechend. Und es fielen ihm tauſend Narrheiten in den Sinn, welche er dazwiſchen flechten wollte, um Dortchen zu ergötzen, damit ſie ja nicht die mindeſte Unruhe oder Betrübniß verſpüren ſollte. So war er in der roſigſten Laune und das Herz klopfte ihm ſtark und lebendig, und indem ihm fortwährend neue Witze einfielen, über die er lachen mußte, traten ihm zugleich Thränen in die Augen, ſo ſehr freute er ſich darauf, ihr nun endlich gegenüber zu ſein und mit ihr zu plaudern.

Aber es fand ſich, daß Dortchen ſchon am Sonnabend viele Meilen weit weggefahren war, um eine Freundin zu beſuchen, und wenigſtens drei Wochen lang wegbleiben wollte. Hilf Himmel! welch' ein Donnerſchlag! Der ganze ſchöne Sonntagsfrühling in Heinrich's Bruſt war mit einem Zuge weggewiſcht, die Narrheiten und Witze tauchten unverweilt ihre Köpfe ſpurlos unter die Fluth der dunkelſten Geſinnung und der blaue Himmel ward ſchwarz wie die Nacht vor Heinrich's Augen. Das Erſte, was er that, war, daß er wohl zwanzigmal den Weg vom Garten nach dem Kirchhofe hin und zurück ging, und er drückte ſich dabei genau an die Kante des Pfades, an welcher Dortchen hinzuſtreifen pflegte mit dem Saum ihres Gewandes. Aber auf dieſen Stationen brachte er weiter nichts heraus, als daß das alte Elend mit verſtärkter Gewalt wieder da war und alle Vernunft wie weggeblaſen. Das Gewicht im Herzen war auch wieder da und drückte fleißig darauf los.

Dieſe drei Wochen glaubte Heinrich nicht erleben zu können und beſchloß, ſich ſobald als möglich fortzumachen. Er zwang ſich deshalb zur Arbeit, ſo gut es gehen wollte. Zum Glück war dieſelbe vor dem Liebeswetter ſchon ſoweit gediehen, daß es nur der fortgeſetzten Anſtrengung weniger Tage bedurfte, um zu Ende zu ſein; allein wenn Heinrich unter bitteren Schmerzen eine Stunde gemalt hatte, mußte er die Pinſel wegwerfen und in den Wald hinauslaufen, um ſich wieder zu verbergen; denn unter den Menſchen wußte er nicht, wo er hinſehen ſollte. So brauchte er dennoch volle drei Wochen, bis er fertig war, und dieſe ſchienen ihm volle drei Jahre zu dauern, während welcher er tauſend Dinge und doch immer ein und daſſelbe lebte und dachte. Wenn es ſchönes Wetter war, ſo machte ihn der blaue Himmel und der Sonnenſchein noch tauſendmal unglücklicher und er ſehnte ſich nach Dunkelheit und Regengüſſen, und traten dieſe ein, ſo hoffte er auf den Sonnenſchein, der ihm helfen würde. Ueberdies begann er allerlei Unſtern zu haben, da er fortwährend zerſtreut war. So trat er eines Tages fehl, als er einen ſteilen Klippenpfad herunterſteigen wollte, und torkelte wie ein Sinnloſer über die Felſen hinunter, daß er nicht wußte, wie er unten ankam, und ihm die Sinne vergingen Dies kränkte und ſchämte ihn ſo heftig, daß er elendiglich zu weinen anfing. Ein andermal eilte und klomm er haſtig den Berg hinauf, immer höher, um weiter in das Land hinauszuſehen, als ob er alsdann Dortchen entdecken könnte, und als er endlich ganz oben angelangt und ſie nirgends ſah, legte er ſich auf den Boden und ſchluchzte jämmerlich und das Unwetter tobte ſo heftig in ihm, daß es ihn emporſchnellte und herumwarf, wie eine Forelle, die man in's grüne Gras geworfen hat und die nach Waſſer ſchnappet. Wiederum ein andermal ſetzte er ſich auf einen verlaſſenen Pflug, welcher in einer angefangenen Ackerfurche lag, und machte ein trübſeliges Geſicht; denn er begriff nicht, wie Jemand noch Freude daran finden könne, zu pflügen, zu ſäen und zu ärnten, und er machte allem Lebendigen umher Leerheit, Nichtigkeit und Seelenloſigkeit zum Vorwurf, da er Dortchen nicht hatte. Da ſchlenkerte ein vergnügt grinſender Feldlümmel daher, der ein irdenes Krüglein an einem Stricke über der Schulter trug, ſtand vor ihm ſtill, gaffte ihm in das betrübte Geſicht und fing endlich an, unbändig zu lachen, indem er ſich mit dem Aermel die Naſe wiſchte. Schon das arme Krüglein that Heinrich weh in den Augen und im Herzen, da es ſo ſtillvergnügt und unverſchämt am Rücken dieſes Burſchen baumelte; wie konnte man ein ſolches Krügelchen umhertragen, da Dortchen nicht im Lande war? Da nun der grobe Geſell nicht aufhörte dazuſtehen, und ihm in's Geſicht zu lachen, ſtand Heinrich auf, trat weinerlich und leidvoll auf ihn zu und ſchlug ihm dergeſtalt hinter das Ohr, daß der arme Kerl zur Seite taumelte, und ehe der ſich wieder faſſen konnte, prügelte Heinrich all' ſein Weh auf den fremden Rücken und ſchlug ſich an dem brechenden Kruge die Hand blutig, bis der Feldlümmel, welcher glaubte, der Teufel ſei hinter ihm her, ſich aus dem Staube machte und erſt aus der Entfernung anfing, mit Steinen nach dem tollen Heinrich zu werfen. Langſam ging dieſer davon und bedeckte ſeine überſtrömenden Augen mit beiden Händen. Solche Kunſtſtücke trieb er nun und der Himmel mochte wiſſen, wo er ſie gelernt hatte.

Endlich aber ſtellte ſich von dem andauernden Druck des beſagten goldenen Bildes ein bleibender körperlicher Schmerz auf der linken Seite ein, der erſt nur ganz leiſe war und ſich nur allmälig bemerklich machte. Als ihn Heinrich endlich entdeckte und von der gewohnten Beklemmung unterſchied, fuhr er unabläſſig mit der Hand über die Stelle, als ob er wegwiſchen könnte, was ihm weh that. Da es aber nicht weg ging, ſagte er: „So ſo, nun hat's mich!“ denn er dachte, dieſes wäre nun das wirkliche und wahrhaftige Herzeleid, an welchem man ſtürbe, wenn es nicht aufhörte. Und er wunderte ſich, daß alſo das bekannte Herzweh, welches in den Balladen und Romanzen vorkommt, in der That und Wahrheit exiſtire und gerade ihn betreffen müſſe. Erſt empfand er faſt eine kindiſche Schadenfreude, wie jener Junge, welcher ſagte, es geſchehe ſeinem Vater ganz recht, wenn er ſich die Hand erfröre, warum kaufe er ihm keine Handſchuhe. Doch dann ſchlug dies Vergnügen wieder in Traurigkeit um, als er ſich ernſtlicher bedachte und befand, daß nun gar keine Rede mehr davon ſein könne, Dortchen etwas zu ſagen, da die Sache bedenklich würde und ihr Sorgen und Befangenheit erwecken müßte.

Er ſuchte jetzt ſein Wäldchen wieder auf am Berge, das indeſſen ſchön grün geworden war und von Vogelſang ertönte. Auf dem Baume, unter dem Heinrich den ganzen Tag ſaß, war ein Staar und guckte, wenn er genug Würmchen gefreſſen hatte, zuthulich auf ihn herunter und ſtieg jeden Tag um einen Aſt näher herab. Während nun Heinrich darüber nachſann, wie dieſer Kummer alles Andere, was ihn ſchon gequält, weit hinter ſich laſſe, wie das Leid der Liebe ſo ſchuldlos ſei, denn was habe man gethan, daß Einem ein anderes Weſen ſo wohl gefalle? und dennoch ſo unerträglich und bitter und unvernünftig und Einen zu Grunde zu richten vermöge, und während er ſich jedoch vornahm, daß dies nicht geſchehen ſolle und er ſich ſchon ſeiner Haut wehren wolle, ſprach er nichts mehr, als immer den gleichen Seufzer: »O Dortchen, Dortchen — Dortchen, Dortchen Schönfund! Wenn du wüßteſt, wie mir es ergeht!« und dies ſo oft, daß eines ſchönen Morgens über ſeinem Kopfe unverſehens eine ſeltſame Stimme rief: »O Dortchen, Dortchen Schönfund! Wenn du wüßteſt, wie mir es ergeht!« Dies war der Staar, der dieſe Worte gemächlich auswendig gelernt und nun jedesmal damit fortfuhr, wenn Heinrich eine Weile geſchwiegen, ſo daß ſie nun unabläſſig in dem grünen Buſch ertönten. Manchmal, wenn Heinrich nur abgebrochen Dortchen rief und wieder ſchwieg, ſang der Staar: »Dortchen?« worauf Heinrich antwortete: »Ja, Dortchen iſt nicht Hierchen!« Oder wenn er bloß ſeufzte: »Wenn du wüßteſt!« ſo rief der Vogel nach einem Weilchen: »Wie mir es ergeht!«

Es erging ihm aber auch ſo ſchlimm, daß er ſich nach Dorotheens Wiederkehr ſehnte, bloß um eine äußerliche Veränderung zu erfahren und ſie noch einmal zu ſehen, um dann unverzüglich fortzugehen. Als er gerade am letzten Abend der drei Wochen ſich in's Haus begab, hoffte er nicht, daß ſie ſchon da ſein würde, ſah aber ſchon vom Garten her, daß Licht in ihrem Zimmer war, und erfuhr, daß ſie ſchon am Nachmittage pünktlich angekommen ſei. Sogleich befand er ſich um Vieles beſſer und ſchlief wieder einmal ziemlich gut, ohne von ihr zu träumen, da ſie ſonſt immer ihm im Traume erſchienen war. Dies hatte ihn auch immer ſo gequält, wenn die Geträumte ihm durchaus wohlgeneigt nahte, ein leiſes gütiges Wort flüſterte oder ihn freundlich anſah, und er dann nach dem Erwachen nicht faſſen und begreifen konnte, warum es nicht wahr ſein und er nicht zu ſeinem erträumten Rechte kommen ſollte, als ob die Gute für das verantwortlich wäre, was er träumte.

Am Morgen erklang ſchon früh ihre Stimme durch das Haus; ſie ſpielte und ſang wie eine Nachtigall an einem Pfingſtmorgen, und das Haus war voll Leben und Fröhlichkeit. Heinrich wurde zum Frühſtück eingeladen, um die Wiedergekehrte zu begrüßen. Haſtig und mit klopfendem

Herzen ging er hin; aber ſie war ſo luſtig und aufgeweckt, daß der Erznarr ſogleich wieder traurig wurde, da ſie auch gar nichts zu merken ſchien von dem, was mit ihm vorging.

Dennoch wirkte ihre Gegenwart ſo wohlthuend auf ihn, daß er ſich zuſammennahm, nicht mehr weglief, und ſich ſtill und beſcheiden verhielt, ohne viel Worte zu verlieren, allein darauf bedacht, bald fortzukommen. Aber ſie machte ihm dies nicht ſo leicht, ſondern trieb hundertfachen Muthwillen, der ihn immer wieder aufregte und ſtörte, wobei ſie ſich immer an Andere wandte und vorzüglich Apollönchen dazu brauchte, welche für ſie kichern und lachen mußte, ſo daß Heinrich nie wußte, wem es gelten ſollte, und hundertmal in Verſuchung gerieth, die Kleine beim Kopf zu nehmen und zu ſagen: »Du Gänschen, was willſt denn Du?«

Endlich wurden zwei große Kiſten gebracht, in welche die fertigen Bilder gepackt wurden. Heinrich ſchickte den Tiſchler fort und nagelte die Kiſten ſelber zu auf dem Hausflur, um nur etwas auszutoben. Er ſaß bitterlich wehmüthig auf dem

Deckel und trieb die Nägel mit zornigen Schlägen in das Holz, daß das Haus davon widerhallte; denn mit jedem Nagel, den er einschlug, nahm er ſich gewiſſer vor, am nächſten Tage fortzugehen, und ſo dünkte es ihn, als nagle er ſeinen eigenen Sarg zu. Aber nach jedem Schlage ſchallte ein klangreiches Gelächter oder ein fröhlicher Triller aus den oberen Gängen des Hauſes, die Mädchen jagten hin und her und ſchlugen die Thüren auf und zu. Dies bewirkte, daß Heinrich auf ſein Zimmer ging und gleich auch den Reiſekoffer packte. Als er damit fertig war, ging er höchſt ſchwermüthig, aber gefaßt, in's Freie und nach dem Kirchhofe; dort ſetzte er ſich auf eine Bank und hoffte, Dortchen werde etwa herkommen und er wenigſtens einige Minuten noch allein und ohne Bosheit bei ihr ſitzen können, um ſie noch einmal recht anzuſehen. Sie kam auch richtig nach einer Viertelſtunde herangerauſcht, aber von der Gärtnerstochter und dem großen Haushunde begleitet. Da entfernte er ſich eiligſt, glaubend, ſie hätten ihn noch nicht geſehen, und lief hinter die Kirche. Als er dort die Mädchen wieder ſprechen und lachen hörte, ging er in der Verwirrung in das Pfarrhaus hinein, das ganz in der Nähe war, und traf den Pfarrer eſſend am Tiſche ſitzen, über den die Nachmittagsſonne friedlich wegſchien. Heinrich ſetzte ſich zu ihm und ſah ihm zu. »Ich eſſe hier mein Veſperbrödchen,« ſagte der Pfarrer, »wollen Sie nicht mithalten?« »Ich danke,« erwiederte Heinrich, »wenn Sie erlauben, ſo will ich Ihnen ſonſt ein wenig Geſellſchaft leiſten!« »Das ſind mir junge Leute heut zu Tage,« ſagte der Hochwürdige, »das hat ja gar keinen ordentlichen deutſchen Appetit mehr! Na, die Gedanken ſind auch danach, da kann freilich nicht viel Anderes herauskommen, als Nichts und aber Nichts!« Der Pfarrer merkte nicht, wie materialiſtiſch er ſich mit dieſer ſpeiſeluſtigen Rede ſelbſt in's Geſicht ſchlug, ſondern war eifrig mit der großen Schüſſel beſchäftigt, die vor ihm ſtand. Dieſelbe enthielt viele Anhängſel eines friſch geſchlachteten Schweines, nämlich die Ohren, die Schnauze und den Ringelſchwanz, Alles ſoeben gekocht und dem Geiſtlichen lieblich in die Naſe duftend. Er pries das aufgethürmte Gericht als unübertrefflich an einfacher Zartheit und Unſchuld und trank einen tüchtigen Krug braunen klaren Bieres dazu.

Als Heinrich fünf Minuten traurig dageſeſſen und dem Paſtor zugeſehen hatte, klopfte es an der Thür und Dorothea trat, nur von dem ſchönen Hunde begleitet, anmuthig und höflich herein und ſchien aber ein ganz klein bischen befangen zu ſein. »Ich will die Herren nicht ſtören,« ſagte ſie, »ich wollte Sie nur bitten, Herr Pfarrer, heute Abend bei uns zu ſein, da Herr Lee morgen fortreiſt; Sie ſind doch nicht abgehalten?« — »Gewiß werde ich kommen, erwiederte der Pfarrer, der ſich ſchon wieder geſetzt hatte, »bitte, mein Liebſter, holen Sie doch einen Stuhl für das Fräulein!« Heinrich that dies mit großer Herzensfreude und ſtellte einen zweiten Stuhl an den Tiſch, ſich gegenüber. »Danke ſchön!« ſagte Dortchen, freundlich lächelnd und zierlich vor ſich nieder ſehend, indem ſie Platz nahm. Nun war Heinrich doch glückſelig, da er in der ſonnigen und wohnlichen Pfarrersſtube ihr gegenüberſaß und ſie ſich ſo gutmüthig und ſtill verhielt. Der Pfarrer, obgleich er fortaß, ſprach immer, und die beiden Leutchen brauchten ihm nur zuzuhören, indeß der Hund mit feurigen Augen und offenem Maule nach der Schüſſel ſtarrte. »Ach, der arme Hund, wie es ihn gelüſtet,« ſagte Dortchen, »eſſen Sie dies auch, Herr Pfarrer? oder erlauben Sie, daß ich es ihm gebe?« Sie zeigte hierbei auf das krumme Schwänzchen, das ſich manierlich auf dem Rande der Schüſſel darſtellte. »Dies Sauſchwänzchen?« ſagte der Pfarrer, »nein, mein Fräulein! das können Sie ihm nicht geben, das eſſ' ich ſelbſt! Warten Sie, hier iſt was für ihn!« und er ſetzte dem gierigen Thiere einen Teller vor, in welchen er allerlei Knöchelchen und Knorpelwerk geworfen hatte. Dortchen und Heinrich ſahen ſich unwillkürlich einander an und mußten lächeln, nicht über den Pfarrer aus Spott, ſondern weil ſeine vergnügte und ſelbſtzufriedene Freude an dem Sauſchwänzchen ſo luſtig war. Auch der Hund, der ſich eifrig und begierig mit ſeinen Knorpeln unterhielt, vermehrte durch ſeine Behaglichkeit die gute Stimmung der jungen Leute. Dortchen ſtreichelte ihm den Kopf, als

Heinrich ihm den Rücken ſtreichelte, und als ſie mit ihrer Hand achtlos der ſeinigen zu begegnen Gefahr lief, wich er ihr aus, wofür ſie ihn, irgend eine gleichgültige Frage benutzend, um ſo freundlicher anſah.

Am offenen Fenſter blühte ein Apfelbaum und weiße Schmetterlinge flogen in die Stube, und als es nun gar ſo lieblich war da zu ſitzen der Lieblichen gegenüber, konnte Heinrich nicht anders, als er mußte ſich den Pfarrer noch hinweg denken, die Stube zu ſeiner eigenen machen und ſich vorſtellen, als wäre Dortchen ſeine junge Frau und ſäße an einem ſolchen Mainachmittage am weiß gedeckten Tiſche herzensallein ihm gegenüber. Heiß werdend und verlegen ſtreichelte er wieder den Hund, und nun fiel ihm plötzlich ein, wie er vor Jahren mit dem ganz jungen Mädchen ja ſchon einmal gemeinſchaftlich einen Hund geliebkoſt habe, ohne zu ahnen, daß es je wieder begegnen würde. »Nun iſt ſie groß und ſchön geworden,« dachte er, was er freilich ſchon am erſten Tage Gelegenheit hatte zu bemerken, »und wenn abermals eine Reihe von Jahren dahin iſt, ſo wird ſie dem Alter entgegengehen und zuletzt dem Tode! Iſt es möglich, daß dies Weſen und dieſe Lieblichkeit vergehen ſoll?« Es ergriff ihn heftiges Leiden um ſie und es ſchien ihm beim Himmel nicht möglich und nicht möglich zu ſein, daß ſie anders als in ſeinen Armen glücklich und zufrieden alt werden könne! Er fühlte, daß ihm ſogleich die Augen übergehen würden, ſtand auf und ſagte: »Ich muß gehen, ich habe noch viel zu thun.« Er verbeugte ſich verzweifelt, Dortchen ſtand überraſcht auf und verbeugte ſich ebenfalls, und dies war ſehr komiſch und wehmüthig, da Beide bei dem einfachen Tone, der in dem Hauſe herrſchte, ſich längſt nicht mehr gegeneinander verbeugt hatten, ſondern ſich aufrecht begrüßten. —

Heinrich lief in die Kirche hinein, um ſich zu verbergen, und da dort ein altes Mütterchen knieete und ihr Vaterunſer betete, ſo flüchtete er in die Sakriſtei und ſetzte ſich dort in einen dunklen Winkel, um unaufhaltſam zu weinen und zu ſchluchzen. Werfe Niemand einen Stein auf ihn, weil er ſchwach war; denn dieſe Schwäche war nur der Gegenpol und die Kehrſeite der Tiefe und Kraft, mit welcher er das Leben zu empfinden fähig wurde in dieſem Hauſe, und nur wer den heißen Sonnenſchein, die leuchtende Trockenheit des Glückes recht voll und anhaltend zu ertragen berufen iſt, wird ſolcher Schwäche theilhaftig, wenn die Sonne ſich verhüllt So ſaß er eine gute halbe Stunde und es war ihm ſo elend zu Muthe, wie noch gar nie in ſeinem Leben. Denn Alles ging ihm durch den Sinn, was er wollte und hoffte, und formte ſich ſämmtlich in das Bild des einzigen Dortchens, dem zu Ehren und zu Lieb' er allein Alles thun und erleben mochte, was ihm irgend beſchieden war.

Die Sakriſtei war der älteſte Theil der ziemlich anſehnlichen Kirche und beſtand aus einer uralten Kapelle, die zuerſt auf dieſem Platze geſtanden. Es war ein dunkles romaniſches Gewölbe, deſſen Fenſter zum großen Theil vermauert waren, und man hatte hier viele Gegenſtände hingebracht und aufgeſtapelt, welche im Laufe der Zeit den Raum in der eigentlichen Kirche beengt

Vorzüglich aber ragte ein großes Grabmal hervor von ſchwarzem Marmor, auf welchem, aus dem gleichen Stein gehauen, ein langer Ritter ausgeſtreckt lag, die Hände auf der Bruſt gefaltet. An ſeiner linken Seite, auf dem Kranze des Sarkophags, ſtand eine verſchloſſene Büchſe von Erz, reich gearbeitet und mittelſt einer ehernen Kette an dem Marmor befeſtigt. Sie enthielt das vertrocknete Herz des Ritters, und ſein Wappen war auf ihr eingegraben. Die Büchſe und die feine Kette waren gänzlich oxydirt und ſchillerten ſchön grün im Zwielicht der Sakriſtei. Das Grabmal aber gehörte, laut den Hausberichten, einem franzöſiſchen Ritter an, welcher von wilder und heftiger, aber ehrlicher und verliebter Natur geweſen und deſſen Herz, als er vor allerhand Unſtern und Frauenmißhandlung flüchtig herumzog, in dieſer Gegend gewaltſam gebrochen war. Dies war zu Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts geſchehen und ſeine Familie hatte hier, wo er in den letzten Tagen gepflegt worden, das Grabmal errichten laſſen. Daſſelbe vor Augen ſaß Heinrich nun da in ſeinem Winkel zwiſchen alten Tabernakeln und Proceſſionsgeräthſchaften, als er hörte, daß wieder Leute in die Kirche traten. Es ſchienen zwei Frauenzimmer zu ſein, und bald unterſchied er Dortchens und Apollönchens Stimme, die mit einander leiſe ſprachen. Sie ſchienen diesmal nicht zu lachen, ſondern angelegentlich etwas zu berathen. Doch bald war ihnen der Ernſt zu lang und ſie kamen in die Sakriſtei hereingebuſcht, indem Dortchen rief: »Komm', wir wollen den verliebten Ritter beſehen!« Sie ſtellten ſich dicht vor das Grabmal und gafften dem ſtarren Rittersmann neugierig in das dunkle ehrliche Geſicht. »O Gott! ich fürchte mich!« flüſterte Apollönchen, »wir wollen hinausgehen!« — »Warum denn, Närrchen?« ſagte Dortchen laut, »der thut Niemand was zu Leid! Sieh, wie es ein guter Kerl iſt!« Sie nahm das erzene Gefäß in die Hand und wog es bedächtig; aber plötzlich ſchüttelte ſie es, ſo ſtark ſie konnte, auf und nieder, daß das arme todte Herz darin zu hören war und die Kette dazu erklang. Sie athmete heftig, war roth wie eine Roſe im Geſicht und ihr ſchöner Mund lachte und zeigte die weißen Zähne »Sieh die Klappernuß! Höre die Klappernuß!« rief ſie, »da! klappre auch einmal!«

Sie drückte dem zitternden Apollönchen die Herzbüchſe in die Hände; aber dieſes ſchrie ängſtlich auf, ließ die Büchſe fallen, und Dortchen fing ſie gewandt auf und klapperte abermals damit.

Heinrich, von deſſen Gegenwart ſie keine Ahnung hatten, ſah ganz erſtaunt zu. »Wart, du Teufel!« dachte er, »dich will ich ſchön erſchrecken!« Er wiſchte ſich die Augen trocken, ſtieß einen hohlen Seufzer aus und ſprach mit trauriger Zitterſtimme, welche er gar nicht zu verſtellen brauchte, und in altem Franzöſiſch: „Dame, s'il vous plaist, laissez cestuy cueur en repos!“ Erbleichend und mit einem Doppelſchrei flohen die Mädchen aus der Sakriſtei und Kirche wie beſeſſen, und zwar Dortchen voraus, welche mit einem elaſtiſchen Satz über Schwelle und Stufen der Kirchenthür hinausſprang, ſchneebleich, aber immer noch lachend, ihr Kleid zuſammennahm und über den Kirchhof wegeilte, bis ſie eine Gartenbank fand, auf welche ſie ſich warf. Bebend lief das erſchreckte Apollönchen hinter ihr drein, und flüchtete ſich an ihre Seite, ſich kaum faſſend. Dortchen, deren Geſicht faſt ſo weiß war, wie die Zähne, athmete hoch auf, lehnte ſich zurück und hielt die Hände um die Kniee geſchlungen. »O Gott, es hat geſpukt! das iſt mein Tod!« rief Apollönchen, und Dortchen ſagte: »Ja wohl, es ſpukt, es ſpukt!« und lachte wie eine Tolle. »Du Gottloſe, fürchteſt Du Dich nicht ein Bischen? Klopft Dein Herz nichtzehnmal ſtärker, als Du das Herz da drin gerüttelt haſt?« — »Mein Herz?« erwiederte Dortchen, »ich ſage Dir, es iſt guter Dinge!« — »Was hat es denn gerufen,« ſagte Apollönchen und hielt ſich beide Hände an die eigene pochende Herzſeite, »was hat das franzöſiſche Geſpenſt geſagt?« — Fräulein! hat es geſagt, wenn es Euch gefällt, ſo macht dies Herz zu Eurem Nadelkiſſen! Geh wieder hin und ſag, wir wollten uns bedenken, ob es uns gefiele!«

Eine Stunde ſpäter war Dortchen allein auf ihrem Zimmer, das ſie abgeſchloſſen hatte, und war eifrig damit beſchäftigt, ein Körbchen mit Naſchwerk zurecht zu machen für den Nachtiſch. Sie hatte nämlich die Gewohnheit, immer ein ſolches Körbchen unter ihrem Verſchluß zu halten, das mit feinem Zuckerwerk angefüllt war und das ſie in buntes Papier wickelte, nachdem ſie eine ſelbſt geſchriebene Deviſe dazu gelegt. Hierzu verwendete ſie ſchöne und graziöſe Verſe aus allen Sprachen und alten und neuen Dichtern, am liebſten kleine gute Sinngedichte, welche geeignet waren, angenehme und witzige Vorſtellungen zu erregen und eine heitere Fröhlichkeit zu verbreiten. Auch trieb ſie allerhand Schwank damit, indem ſie oft zwei verſchiedene Zeilen aus verſchiedenen Dichtern zu einem Diſtichon zuſammenfügte, ſo daß man glaubte Bekanntes zu leſen und doch nicht klug daraus wurde, indeſſen die neue zierliche Wendung, der entgegengeſetzte Sinn, welchen das Unbekannt-bekannte abgab, ergötzte und vielfältig in die Irre führte. Dortchen wickelte jetzt raſch und nachdenklich den ganzen Vorrath auf, warf die alten Zettelchen bei Seite, und ſchrieb auf neue Streifchen feinen Papieres zwanzig oder dreißig mal daſſelbe Sinngedicht eines alten ſchleſiſchen Poeten. Dann wickelte ſie dieſe Zettel mit dem Zuckerwerke wieder ein, wozu ſie neues, nur weißes Papier nahm, ſchloß ihre Thüre wieder auf und trug ihr Körbchen nach dem hübſchen Schränkchen, das ſie im Familienzimmer ebenfalls unter ihrem Verſchluß hatte.

Heinrich hatte unterdeſſen endlich ausgetobt, die Schluchzerei, deren er ſich ſchämte, und der Scherz hatten ihn erleichtert und ruhiger gemacht und er nahm ſich nun zum allerletzten Mal beſtimmt vor, Dortchen gut zu ſein, ohne an etwas Weiteres zu denken noch ſich zu bekümmern und ſeine Gedanken nach anderen Dingen und nach ſeiner Zukunft zu richten. Desnahen war er ziemlich zufrieden am Abendtiſch und weil er, als der Abreiſende, der Gegenſtand des Geſpräches war, ſeine Zukunft mit Wohlwollen beſprochen wurde und außerdem der Graf, als ſich von ſelbſt verſtehend, erklärte, abermals mit ihm zu zu reiſen nach der Hauptſtadt, da Heinrich das nicht gehofft hatte, ſo befand er ſich zuletzt ſo glücklich und luſtig wie je und lachte Dortchen freundſchaftlich an, als ſie endlich mit ihrem Körbchen zu ihm trat.

»Heut bekommen Sie zum letzten Mal ein

Bonbon von mir!« ſagte ſie, »ſuchen Sie ſich ein recht gutes aus!«

Heinrich ſuchte unbefangen einige Sekunden lang und nahm doch das erſte beſte, was ihm in die Hände kam, da er es vorzog, die Spenderin inzwiſchen anzuſehen, da dies auch ein letztes Bonbon war. Als er das Ergriffene aufmachte und den Zettel las, erröthete er und vermochte nicht denſelben laut zu leſen, denn es ſtand darauf:

Hoffnung hintergehet zwar,
Aber nur, was wankelmüthig;
Hoffnung zeigt ſich immerdar
Treugeſinnten Herzen gütig;
Hoffnung ſenket ihren Grund
In das Herz, nicht in den Mund!

Der Pfarrer nahm das Papier und las das Gedicht. »Allerliebſt!« rief er, »ſehr hübſch! Sie haben eine allerliebſte Deviſe zum Abſchied bekommen. Laſſen Sie ſehen, Fräulein Dortchen! was ich zum Dableiben erhalten werde!« Er griff begierig nach dem Körbchen, denn es juckte ihn auf der Zunge, etwas Süßes darauf zu legen. Dortchen zog aber das Körbchen weg und ſagte:

»Nächſten Sonntag bekommen Sie was zum Dableiben, Herr Pfarrer! Heute bekommt nur der, welcher geht!« Heinrich ſah ſie verwirrt und zweifelhaft an, die aufregenden Verſe im Herzen; aber mit der unergründlichen Halbheit der Weiber ſtand ſie da und verzog keine Miene. Raſch verſchloß ſie den Korb wieder in den Schrank und der arme Heinrich hatte keine Vermuthung, daß in allen dreißig Bonbons die gleichen Worte ſtanden.

Vierzehntes Kapitel.

Der Wagen ſtand in aller Frühe bepackt und bereit; Dortchen begleitete die Abreiſenden bis an denſelben, umgeben von den übrigen Leuten, ſowie auch Apollönchen und der alte Gärtner herbeikamen. Heinrich gab den zutraulichen Dienſtleuten allen die Hand und zuletzt auch der Dorothea, welche ihm freundlich die ihrige gab und nun ſagte: »Adieu, Herr Lee!« Von Wiederſehen oder dergleichen ſagte ſie gar nichts; ebenſo wenig als Heinrich, und ſo fuhren der Graf und er raſch von dannen.

Die Bilder kamen in zwei Tagen nach und waren bald zur öffentlichen Ausſtellung hergerichtet. Der Graf beſchäftigte ſich ſo munter mit der Sache, als ob er ſelbſt der Künſtler wäre, und hatte die größte Freude daran, überall dabei zu ſein und ſeinen Schützling zu bevormunden. Wie er es gewünſcht, ſo kam es auch, als die Bilder endlich in dem Saale hingen, wo die Künſtler und die wohlhabenden Liebhaber ab und zu gingen. Sie ſprangen ziemlich anſpruchsvoll in die Augen, hielten aber die erregte Aufmerkſamkeit tapfer aus; alte Bekannte wunderten ſich über das plötzliche Auftauchen des verſchollenen Heinrich, und drückten ihm mit Achtung und aufrichtigen Glückwünſchen die Hand; der Graf unterließ nicht, vornehm ausſehende Herren und Damen vor die Bilder zu führen, ſo daß ſich der Beifall herumſprach, und immer ein Trüppchen elegantes Publikum davorſtand, kurz Heinrich konnte nun doch noch mit Ehren und mit leichtem Sinne von dem Handwerk ſcheiden und dieſer Abſchied erhielt dadurch einen volleren und ſchwereren Gehalt. Als Heinrich endlich bei den Aufſehern der Säle den Preis der Bilder angeben wollte, drängte ſich der Graf dazwiſchen und ſchrieb den betreffenden Zettel ſelbſt auf. Aber er ſchrieb eine ſo ausgiebige Summe hin, daß Heinrich laut auflachte und rief: »Da werden wir lange warten können, bis wir die Fahnen an den Mann bringen!« — »Das werden wir ſchon ſehen,« erwiederte der Graf, »nur nicht blöde, mein Freund!« Und in der That wurden die Bilder in einigen Tagen gekauft, aber vom Grafen ſelbſt, ohne das Heinrich es wußte; denn er ließ den Kauf unter fremdem Namen vor ſich gehen und abſchließen, und zwar nicht, um Heinrich eine Art Geſchenk aufzudrängen, ſondern weil er die zwei Landſchaften, welche er veranlaßt und entſtehen geſehen, ſelber beſitzen wollte und ſchon ihren Platz in ſeinem Hauſe angeordnet hatte.

Nun hätte Heinrich endlich ohne Hinderniß nach ſeiner Heimath und zu ſeiner Mutter eilen können; allein wie er ſich dazu anſchickte, begegneten ihm noch zwei Abenteuer, die ihn ganz verſchieden betrafen. Ein alter Bekannter aus der Zeit, da Heinrich mit Ferdinand Lys und Erikſon umgegangen, welcher von ſeinem Wiederauftauchen gehört, ſuchte ihn auf und gab ihm einen Brief des Ferdinand, welcher ſchon vor Monaten aus Palermo gekommen war für Heinrich, und von Hand zu Hand ging, ohne beſtellt werden zu können. Zugleich theilte er ihm mit, daß neueren Nachrichten zufolge der Schreiber des Briefes ſeither geſtorben ſei, ohne jedoch etwas Näheres von den Verhältniſſen zu wiſſen.

Heinrich erſchrak und ahnte Schlimmes! er ließ daher den Ueberbringer erſt fortgehen, ehe er den Brief öffnete; dann aber that er ihn auf und las:

»Lieber Heinrich! Nachdem ich mich die Jahre her leidlich herumgeſchleppt, muß ich nächſtens nun endlich doch noch ſterben an dem Stich, den Du mir ſo tapfer verſetzt. Ich thue Dir dies ſelbſt noch kund, um Dir zugleich zu ſagen, daß Du mir zwar ein freundliches Andenken bewahren, aber die Sache Dich nicht etwa zu ſehr angreifen laſſen mögeſt. Es wäre mir eine Bitterkeit, zu denken, daß Du nur einen Tag lang deswegen unglücklich werden dürfteſt; denn was geſchehen iſt, iſt ſowohl meine Schuld, wie Deine, und da ich zufrieden und glücklich ſterbe und mit mir im Reinen bin, ſo iſt weiter gar nichts zu ſagen, als noch einmal: ich hoffe Du werdeſt ſo klug ſein und Dich meinen Tod nicht anfechten laſſen! Ich habe ſeither viel an Dich gedacht und bin ein förmlicher Philoſoph geworden! Nach meiner Berechnung, die ich angeſtellt, mußt Du jetzt aus der Thorheit auch heraus ſein, wozu ich Dir Glück wünſche! Lebe wohl, liebe die Welt, ſie iſt ſchön, und denke nur mit vollkommen ruhigem Sinn an Deinen treuen Freund! Der lange Erikſon iſt ſchon zweimal hier bei mir geweſen. Er hat einen großen Schacher und Handel angelegt und fährt auf einem eigenen Dampfſchiffe, das er ſelber ſteuert, in der halben Welt herum und ſeine Frau geht ihm nicht von der Seite. Wenn dieſer Brief Dich trifft, ſo ſchreibe mir, wie es Dir ergeht! Trifft er Dich nicht, ſo iſt es auch gut, denn alsdann bleibt Dir hoffentlich die ganze Affaire unbekannt!«

Heinrich gab den Brief dem Grafen, ohne etwas zu ſagen. Der Graf las ihn und beobachtete Heinrich aufmerkſam während einer Stunde, ohne daß ſie etwas über die Sache ſprachen.

Endlich aber ſagte der Graf: »Nun, wie iſt Ihnen zu Muth? Wie nehmen Sie dieſen Brief auf!« Ohne Verzug erwiederte Heinrich: »Ganz wie er geſchrieben iſt! Ich würde ihm eben ſo geſchrieben haben, wenn Ferdinand mich getödtet hätte! Uebrigens vermuthe ich, daß bei dieſer Gelegenheit der letzte Reſt von Willkürlichkeit und Narrheit aus mir ſchwindet.«

Noch am gleichen Tage wurde er durch eine gerichtliche Behörde, die ſchon lange nach ihm gefahndet, ausfindig gemacht und hinbeſchieden. Als er dort war und ſich als rechtmäßiges Ich ausgewieſen hatte, ward ihm eröffnet, wie jenes todte Trödelmännchen ihn zu ſeinem Erben eingeſetzt habe. Verwundert hörte Heinrich die Vorleſung des Teſtamentes an, nach welchem der fahrende Kram des Verſtorbenen gerichtlich verkauft, und erſt dann dem eingeſetzten Erben der letzte Wille bekannt gemacht und die vorhandene Baarſchaft eingehändigt werden mußte. Man hatte aber in einem alten ſilbernen Becher von mächtiger Größe, der mit einem Deckel verſehen war, einen ganzen Schatz in Gold und öffentlichen Papieren vorgefunden, was ein ordentliches bürgerliches Vermögen ausmachte und kein Menſch hinter dem Alten geſucht hätte. Dieſer ſonderbare Becher ſtand jetzt auf dem grünen Tiſche des Gerichtszimmers, wurde umgeſtürzt und der Inhalt dem Erben vorgezählt. Außerdem händigte man ihm einen Brief des Verſtorbenen ein, welcher mit kaum leſerlicher Schrift auf grobes Papier geſchrieben, folgendermaßen lautete:

„Du haſt mich böslich verlaſſen, mein Söhnchen, und biſt nie wieder zu mir gekommen, doch kenn' ich Dich wohl und vermache Dir mein Bischen Erſpartes, weil ich keine Blutsverwandten habe. Hoffentlich wirſt Du daſſelbige richtig erhalten; es ſoll das Löhnchen ſein für die Fahnenſtecken, ſo Du angemalet; denn dazumal, wie ich Dich bei dieſer Arbeit ſahe, habe ich es mir vorgenommen und wünſche ich ſomit, daß es nicht zu ſpät komme, um Dir einen Beitrag und Anlaß zu geben, wie Du Dich im Kleinen als einen treulichen Verwalter gezeigt haſt, es auch in beträchtlicheren

Dingen zu ſein; Du kannſt es wohl, wenn Du es willſt und nicht eigenſinnig biſt. Das Geldchen iſt nicht ohne alle Schlauheit, aber je dennoch auf ganz ehrlichem Weg erworben und iſt Niemand Unrecht geſchehen, ſo daß Du den Segen mit Anſtand verwenden magſt, wie Dir gut dünkt. Für den Fall, daß Du die Künſtlerei etwa verabſchiedet hätteſt, habe ich verordnet, daß mein Trödel verkauft wird, damit Du Deine alten Sachen nicht wieder zu Geſicht bekommſt. Dies bedünkte mich nämlich zweckmäßig und gut, und hiermit bin ich nun froh, mein Erſpartes, was mir viel Spaß machte, da die Leute ſo verſchlafen und ſpaßhaft ſind, noch an den Mann gebracht zu haben, und wenn ich hierdurch mir das freundſchaftliche Gedächtniß eines braven und geſchickten Menſchen erkauft habe, der Gott weiß in welcher Himmelsgegend luſtig in die zukünftige Zeit hineinlebet, ſo habe ich noch ein gutes Geſchäft gemacht und meinen Nutzen erreicht, und hiemit lebe wohl, mein Männchen.«

Nachdem den gerichtlichen Anſtalten Genüge geſchehen, zog Heinrich ab mit ſeinem Brief und Becher; in den Gängen des weitläufigen Gerichtshauſes, wo eine Menge bekümmerter oder erboſter Streitführender auf und niederging oder auf Bänken ſaß, Verklagte und Ankläger, Schuldner und Gläubiger, ſtellte er einen armen Kerl an, der ſich melancholiſch da umhertrieb, und gab ihm den ſchweren Becher zu tragen. Wie er durch die belebte Stadt vor dem Träger hereilte und oft durch mehrere Menſchen von ihm getrennt war, lüftete dieſer neugierig den Deckel und guckte, was darinnen wäre. Als er das Gold ſah, beſchloß er, mit dem Schatz zu entwiſchen, da ſeine armen verhungerten Gedanken nicht weiter gingen, als die eines Hundes, der einen Braten ſieht. Er wollte nur warten, bis Heinrich ein- oder zweimal ſich nach ihm umgeſehen, wo er dann ein vergnügtes und biederes Geſicht machen wollte, rüſtig einherſchreitend, jedoch unmittelbar nach dem zweiten oder dritten Umſehen wollte er auf die Seite ſpringen und ſich im Wirrſal verlieren, da er dann auf mehrere Minuten ſicher war. Da ſich aber Heinrich gar nicht nach ihm umſah und er immer darauf wartete, ſo wurde er an ſeiner That ſeltſam verhindert, immer nach dem Vorgänger hinſtarrend, und er gerieth in einen wunderlichen Bann, daß er nichts unternehmen konnte und der Weg zurückgelegt war, eh' er das Mindeſte ausgerichtet; denn plötzlich blieb Heinrich unter der Thür des Gaſthofes ſtehen, wandte ſich um und nahm ihm den Becher ab, indem er ihm eine Goldmünze aus demſelben gab.

»Nun hab' ich ja Geld wie ein Kornhändler!« ſagte Heinrich zu dem Grafen, der ſeiner harrte, ſetzte den Sparbecher des Alten vor ihn auf den Tiſch, erzählte ihm die Geſchichte und zeigte ihm auch den Brief.

»Seh' Einer an!« ſagte der Graf, »ich hielt die alte Zipfelkappe immer für einen Kauz; daß er aber ſolche Ideen hinter den Ohren hätte, ſah ich ihm doch nicht an!«

»Es iſt aber doch eine ſonderbare Sache,« erwiederte Heinrich, »ein ſolches gefundenes Gut zu haben und zu thun, als ob es Einem von Recht- und Verdienſteswegen gehörte!«

»Gefunden!« ſagte der Graf, »wie kommen Sie nur dazu, ſich wieder ſo zu zieren? Sie ſind ein weſentlicher Menſch, und aus Ihrem Weſen heraus haben Sie die Stängelchen bemalt oder die Spirallinie gezogen, wie Sie ſich ausdrücken. Hundert Andere hätten gerade das nicht gethan und nicht auf die Art gethan wie Sie, und dies hat der Alte ſehr richtig bemerkt, ſo daß Ihr eigenes Weſen das Glück, wie wir es immerhin nennen wollen, anzog und bezwang. Glück aber iſt nicht unanſtändig, Glück braucht jeder Geſchäftsmann, auch der, welcher ſein gutes Menſchenweſen in den Verkehr ſetzt! Aber nun machen Sie, daß Sie fortkommen, ſonſt fangen Sie mir wieder an zu ſpintiſiren und ſich zu zieren! Dieſen Becher, der ein altes tüchtiges Stück Geräth iſt, geben Sie mir mit zum Andenken! Vorher aber wollen wir einen guten Abſchied daraus trinken und auch den Alten leben laſſen!«

Sie ließen ein paar Flaſchen ſtarken Weines kommen; Heinrich warf den Inhalt des Gefäßes heraus und ſchwenkte das Gefäß aus, der Graf trocknete es mit frohem Sinn und einem friſchen Handtuch ſorgfältig ab, und nun goſſen ſie die erſte Flaſche in den Becher und tranken denſelben zum Andenken an den todten Alten.

Beim zweiten Becher aber ſagte der Graf: »Nun wollen wir auch Brüderſchaft trinken und uns fortan mit Du anreden, denn wir wollen uns getreu bleiben und gute Freunde ſein!«

Heinrich wurde ganz roth und ſah tief in den Becher hinein, ohne es zu wagen, das edle Anerbieten ſeines Freundes anzunehmen, noch auch, es abzulehnen, da zum erſten Mal ein viel älterer und ganzer Mann, deſſen Haare ſchon ergrauten, ihm ſolches anbot. Endlich aber gewann er durch den Werth, welcher durch des Mannes Vertrauen und Freundſchaft in ihn gelegt wurde, einen guten Muth und er gab dem Grafen die Hand und ſah ihn an; doch erſt nach einem Weilchen des gleichmüthigen und ruhigen Geſpräches brachte er auch endlich das Du über die Lippen, ſo gleichſam im Vorbeigehen brachte er es beſcheiden doch tapfer an, daß der Graf lächelte und ihn beim Kopf kriegte.

Der ältere Freund reiſte noch am ſelben Tage auf ſein Gut zurück und der jüngere machte ſich endlich am nächſten Morgen auf den Heimweg. Es widerſtrebte ihm, den alten geraden Weg, den er unter wechſelndem Geſchick ſchon ſo oft zur Hälfte zurückgelegt, abermals anzutreten, und reiſte daher in einem Bogen durch Süddeutſchland auf die Stadt Baſel zu. Er war nun gerade ſieben Jahre abweſend: dies dünkte ihn, ſo ſchnell ſie auch vorübergeſchwunden, jetzt eine Ewigkeit, da ihm mit einemmale, als er ſich dem Vaterlande nähern ſollte, Alles ſchwer auf's Herz fiel, was ſich in demſelben begeben, ohne daß er den allerkleinſten Theil daran hatte. Noch ſchwerer fiel ihm die Mutter auf's Gewiſſen, die er nun endlich wiederſehen ſollte, und in die Freude und Hoffnung über das Wiederſehen miſchte ſich eine ſeltſame Beklemmung und Furcht, wenn er ſich die Veränderung dachte, welche mit ihrem äußeren Ausſehen vorgegangen ſein mußte, und er fühlte die Flucht und das Gewicht dieſer ſieben Jahre tief mit für die alternde Mutter. Seit ſeine erſte Heimreiſe ſo romantiſch unterbrochen worden und er in dem Hauſe des Gaſtfreundes gelebt, hatte er erſt das Schreiben an ſie immer aufgeſchoben, weil er dachte, ſo bald als möglich ſelbſt hinzukommen und mit ſeiner wohlhergeſtellten Perſon Ende gut Alles gut zu ſpielen. Dann, als er in die Liebeskrankheit verfiel, vergaß er ſie zeitweiſe ganz, und wenn er an ſie dachte, wäre es ihm nicht möglich geweſen, auch nur eine Zeile zu ſchreiben, ſo wenig als etwas Anderes zu beginnen, und am wenigſten hätte er gewußt, in welchem Tone er an die Mutter ſchreiben ſollte, ohne ſie zu täuſchen, da er ſelbſt nicht wußte, ob er den Tod oder das Leben im Herzen trage. Er ließ daher die Dinge gehen wie ſie gingen, vertraute auf die gute Natur der Mutter und ſetzte ihre Ruhe mit ſeiner Ruhe auf die gleiche Karte. Jetzt aber befiel ihn, der noch vor Kurzem einen ſo großen Reſpekt und eine gewiſſe Furcht vor dem jungen ſchönen Weibe gehegt, das er liebte, jetzt befiel ihn dieſes Gefühl, wie eine Art Scheu, in verdoppeltem Maße vor der alten ſchwachen, lange nicht geſehenen Mutter, und es war ihm zu Muthe, wie

Sächs. Landes-Bibl.

wenn er einer ſtrengen Richterin entgegenginge, die ihn um ihn und ſein Leben zur Verantwortung zöge.

Zugleich bemerkte er, ſobald er einen Tag lang wieder ganz allein geweſen, daß unverſehens der heilloſe Druck von Dortchens Bild, der ſo lange er mit dem Grafen noch fröhlich beiſammen war, ſich nicht hatte verſpüren laſſen, wieder in ſeiner Bruſt ſaß, und er mußte nun fürchten, daß dies nie wieder wegginge, ohne daß er etwas dazu thun konnte.

Und zwar war es nun diesmal ſo, da er ſonſt ganz gefaßt und ruhig war, daß es ihm das Herz zuſammenſchnürte, ohne daß er beſonders an ſie dachte, und wenn er ganz beſchäftigt mit anderen Dingen war, ſo wartete der verborgene Herzdrücker und harrte freundſchaftlich aus, bis Heinrich ſich an die Urſache erinnerte und über ſie ſeufzte.

Um dieſer Dinge willen war er froh, einen mäßigen Umweg zu machen, um ſich nur erſt ein wenig zurechtzufinden, da ihm nun das Wiederſehen der Mutter wichtiger war, als wenn er vor eine Königin hätte treten müſſen, und er doch mit Ruhe und Unbefangenheit ankommen wollte.

So gelangte er an einem ſchönen Junimorgen in die alte ſchöne Stadt Baſel und ſah den Rhein wieder fließen, vorüber an dem alten Münſter. Schon alle Straßen, die nach der Stadt führten, waren mit Tauſenden von Fuhrwerken und Wagen bedeckt, welche eine unzählige Menſchenmenge aus allen Gauen, ſowie aus dem Franzöſiſchen und Deutſchen nach Baſel trugen; die Stadt ſelbſt aber war ganz mit Grün bedeckt und mit roth und weißen Tüchern, Flaggen und Fahnen, die von allen Thürmen wehten. Denn es wurde heute die vierhundertjährige Jubelfeier der Schlacht bei St. Jakob an der Birs begangen, wo tauſend Eidgenoſſen zehntauſend Feinde todtſchlugen und deren vierzigtauſend von den Landesgränzen abhielten durch den eigenen Opfertod, während im Schooße des Vaterlandes der Bürgerkrieg wüthete. Am gleichen Tage ward auch das große eidgenöſſiſche Schützenfeſt eröffnet, welches alle zwei Jahre wiederkehrt und dazumal in Baſel den höchſten bisherigen Glanz und Gehalt erreichte, da es gegenüber der alten kraftloſen Tagſatzung das politiſche Rendez-vous des Volkslebens war in einer gährenden Umwandlungszeit.

So ſtieß Heinrich gleich beim Eintritt in's Land mitten auf ſeine rauſchende und grollende Bewegung, und ohne auszuruhen ging er mit den hunderttauſend Zuſchauern auf das Schlachtfeld hinaus und wieder zurück in die reiche Stadt, welche mit ihren zahlreichen ſilbernen und goldenen Ehrengefäßen den Wirth machte. Doch mit dem Mittage räumte die geſchichtliche Feier der Vergangenheit der treibenden Gegenwart den Platz ein, und unter der großen Speiſehütte des Schießplatzes aßen ſchon an dieſem erſten Mittag fünftauſend waffenkundige Männer zuſammen, indeſſen am andern Ende des Platzes auf eine unabſehbare Scheibenreihe ein Rottenfeuer eröffnet wurde, welches acht Tage lang anhielt, ohne einen Augenblick aufzuhören. Dies war kein blindes Knattern wie von einem Regiment Soldaten, ſondern zu jedem Schuſſe gehörte ein wohlzielender Mann mit hellen Augen, der in einem guten Rocke ſteckte, ſeiner Glieder mächtig war und wußte was er wollte.

Inmitten der hölzernen Feſtſtadt, deren Ordnung, Gebrauch und Art trotz aller Luſtigkeit herkömmlich und feſtgeſtellt war und ihre eigene Architektur erzeugt hatte, ragten drei monumentale Zeichen aus dem Wogen der Völkerſchaft. die das große Viereck ausfüllte. Ganz in der Mitte die ungeheure grüne Tanne, aus deren Stamm ein vielröhriger Brunnen ſein lebendiges Waſſer in eine weite Schale goß. In einiger Entfernung davon ſtand die Fahnenburg, auf welche die Fahnen der ſtündlich ankommenden Schützengeſellſchaften geſteckt, und unter deren Bogen dieſelben begrüßt und verabſchiedet und die letzten Handſchläge, Vorſätze und Hoffnungen getauſcht wurden. Auf der andern Seite der Tanne war der Gabenſaal, welcher die Preiſe und Geſchenke enthielt aus dem ganzen Lande, ſowie von allen Orten diesſeits und jenſeits des Oceans, vom Geſtade des Mittelmeeres, von überall wo nur eine kleine Zahl wanderluſtiger, erwerbsfroher Schweizer ſich aufhielt oder die Jugend auf fernen Schulen weilte. Der Geſammtwerth erreichte diesmal eine größere Höhe, als früher je, und das Silbergeräth, die Waffen und andere gute Dinge waren maſſenhaft aufgethürmt.

Während nun in den Stuben der Doctrinäre, in den Sälen der Staatsleute vom alten Metier und in der Halle des Bundes von Anno funfzehn das politiſche Fortgedeihen ſtockte und nichts anzufangen war, trieb und ſchoß daſſelbe in mächtigen Keimen auf dieſem brauſenden toſenden Plan, über dem die vielen Fahnen rauſchten. Das Land war mitten in dem Kampfe und in der Mauſer begriffen, welche mit dem Umwandlungsproceſſe eines Jahrhunderte alten Staatenbundes in einen Bundesſtaat abſchloß und ein durchaus denkwürdiger, in ſich ſelbſt bedingter organiſcher Proceß war, der in ſeiner Mannigfaltigkeit, Vielſeitigkeit, in ſeinen wohlproportionirten Verhältniſſen und in ſeinem erſchöpfenden Weſen die äußere Kleinheit des Landes vergeſſen ließ und ſich ſchlechtweg lehrreich und erbaulich darſtellte, da an ſich nichts klein und nichts groß iſt und ein zellenreicher ſummender und wohlbewaffneter Bienenkorb bedeutſamer anzuſehen iſt, als ein mächtiger Sandhaufen.

Das erſte Jahrzehend, welches Anno dreißig die Fortbildung zur freien Selbſtbeſtimmung oder zu einem jederzeit berechtigten Daſein oder wie man ſolche Dinge benennen mag, wieder aufgenommen hatte, war unzureichend und flach verlaufen, weil die humaniſtiſchen Kräfte aus der Schule des vorigen Jahrhunderts, die den Anfang noch bewirkt, endlich verklungen waren, ehe ein ausreichendes Neues reif geworden, das für die ausdauernde Einzelarbeit zweckmäßig und rechtlich, in ſeinen Trägern friſch und anſtändig ſich darſtellte. In die Lücke, welche die Stockung hervorbrachte, trat ſofort die vermeintliche Reaction, welche ihrer Art gemäß ſich für höchſt ſelbſtändig und urſprünglich hielt, in der That aber nur dazu diente, dem Fortſchritt einen Schwung zu geben, und es ihm möglich machte, nach mehrjährigen Kämpfen endlich die ſichere und bewußte Mehrheit zu finden für die neue Bundesverfaſſung. Es begann jene Reihe von blutigen oder trockenen Umwälzungen, Wahlbewegungen und Verfaſſungsreviſionen, die man Putſche nannte und alles Schachzüge waren auf dem wunderlichen Schachbrett der Schweiz, wo jedes Feld eine kleinere oder größere Volkes- und Staatsſouveränetät war, die eine mit repräſentativer Einrichtung, die andere demokratiſch, dieſe mit, jene ohne Veto, dieſe von ſtädtiſchem Charakter, jene von ländlichem, und wieder eine andere wie eine Theokratie ausſehend, und die Schweizer bezeigten bald eine große Uebung in dieſem Schachſpielen und Putſchen.

Das Wort Putſch ſtammt aus der guten Stadt Zürich, wo man einen plötzlichen vorübergehenden Regenguß einen Putſch nennt und demgemäß die eiferſüchtigen Nachbarſtädte jede närriſche Gemüthsbewegung, Begeiſterung, Zornigkeit, Laune oder Mode der Züricher einen Zürichputſch nennen. Da nun die Züricher die Erſten waren, die geputſcht, ſo blieb der Name für alle jene Bewegungen und bürgerte ſich ſogar in die weitere Sprache ein, wie Sonderbündelei, Freiſchärler und andere Ausdrücke, die alle aus dem politiſchen Laboratorium der Schweiz herrühren.

Der Zürichputſch war aber eine religiöſe Bewegung geweſen, da der müßige Fortſchritt, eingedenk des Sprichwortes, daß Müßiggang aller Laſter Anfang iſt, etwas an der Religion machen wollte, wie die Bauern ſich ausdrückten, und zwar auf dogmatiſchem Wege. Die Kirche läßt ſich aber von unkirchlichen Leuten nicht ſchulmeiſtern und umgeſtalten, ſondern nur ignoriren oder abſchaffen, wenn die Mehrheit dafür da iſt. Die Juriſten waren ſehr betrübt und entſetzt, zu ſehen, daß die Religion dergeſtalt auf das Gemüth einwirken könne, daß ſelbſt eine aufgeſchriebene Verfaſſung damit zu brechen ſei, und ſie hielten über dieſen Folgen ihrer müßigen That den Untergang der Welt nahe; die folgenden Putſche aber gewannen durch dieſen Anfang ihr Loſungswort, den Glauben, und in Folge deſſen fanden ſich denn richtig die Jeſuiten ein als die vollendeten Lückenbüßer der Geſchichte und wurden von den der weiteren zweckmäßigen Ausgeſtaltung des Landes widerſtrebenden Dialektikern und Schachſpielern als handliche Schachfiguren benutzt, während ſie wähnten, um ihrer ſelbſt willen und aus eigener Kraft da zu ſein. Sie reichten gerade aus, durch ihr Weſen und ihre Beſtimmung einen kräftigen und höchſt produktiven Haß und Groll zu erregen, welcher auf dem Feſt zu Baſel dermaßen gewaltig rauſchte, daß davon die Rede war, in corpore aufzubrechen und in den Feſtkleidern, den Feſtwein im Blute hinzuziehen, um den Jeſuiten das Loch zu verſtopfen und ihre verrückte Theokratie zu zerſtören.

Dies blieb zwar nur eine Rede, doch wurde der Keim gelegt zu jener ſeltſamen Erſcheinung der Freiſchaarenzüge, wo ſeßhafte wohlgeſtellte Leute, die ſämmtlich in der Armee eingereiht waren, ſich in bürgerliche Kleidung ſteckten, ſich zuſammenthaten, durch fingirte Handſtreiche unter den Augen ihrer Regierungen Stück und Wagen aneigneten und gutbewaffnet auszogen, um in eine benachbarte Souveränetät einzubrechen und die dortige gleichgeſinnte Minderheit mit Gewalt zur Mehrheit zu machen. Dieſe vermummten Civilkrieger wollten für ſich nichts, weder Beute, noch Kriegsruhm noch Beförderung holen, ſondern zogen einzig für den reinen Gedanken aus; als ſie daher allein an dem Fluche der Ungeſetzlichkeit und offenen Vertragsbrüchigkeit untergingen, trat der noch ſeltſamere Fall ein, daß ſie ſich nicht ihrer That zu ſchämen brauchten und doch eingeſtehen durften, es ſei gut, daß ſie nicht gelungen, indem ohne den tragiſchen Verlauf der Freiſchaarenzüge der Sonderbund nicht jene energiſche Form gewonnen hätte, die den ſchließlichen Sieg der legalen und ruhigen Freiſinnigen herausgefordert und ermöglicht hat. Dem wahrhaft freiſinnigen Manne geziemt es, froh zu ſein, wenn ihm das Ungehörige und Unüberlegte mißlungen, und er überläßt es den Deſpoten und wilden Beſtien, einen blinden günſtigen Zufall als Gnade Gottes und die Schärfe der Klauen als Recht auszukündigen.

Indeſſen hinderte der Zorn die Schweizer in Baſel nicht, im größten Maßſtabe zu zechen, und Zorn und Freude ſchillerten ſo blitzend durcheinander, wie der rothe und weiße Wein, von welchem an dem bewegteſten Tage der Woche gegen neunzigtauſend Flaſchen getrunken wurden allein in der großen Hütte, während die leidenſchaftlichen Tiſchreden von der Tribüne tönten.

Als Heinrich, der drei Tage auf dem Platze blieb, dieſe Kraft und Fülle ſah, ſchien ihm dies faſt bedenklich; denn nach dem ſtillen und innerlichen Leben, das er in der letzten Zeit geführt, dröhnte ihm das gewaltige Getöſe betäubend in das Gemüth; denn obgleich da durchaus kein wüſtes oder kindiſches Geſchrei herrſchte, ſondern ein ausgedehntes Meer gehaltener Männerſtimmen wogte, aus dem nur hie und da eine lautere Brandung oder ein feſter feuriger Geſang aufſtieg, ſo bildete doch dieſe handfeſte Wirklichkeit und Rührigkeit einen grellen Gegenſatz zu dem lautloſen entſagungsbereiten Liebesleiden Heinrich's von jüngſt, aus dem nur etwa jener eintönige Staarenruf heraustönte. Doch erinnerte er ſich, daß dies eine alte Weiſe ſeiner Landsleute und nicht etwa ein Zeichen des Verfalles ſei, und daß die ſogenannten alten frommen Schweizer, welche ſo andächtig niederknieten, ehe ſie ſich ſchlugen, mit ihren langen Bärten und ſchiefen Kerbhütchen zuweilen noch viel wilder thun, bankettiren und rumoren konnten als die jetzigen, und daß alſo deswegen kein

Verfall eingetreten und die Schweizerſchützen immer noch die ſeien, deren Vorfahren vor Jahrhunderten die Straßburger beſucht, wenn dieſe ſchoſſen. Auch jetzt rollten ganze Bahnzüge voll Schweizer nach Straßburg hinunter; aber es gab dort keine freien reichsſtädtiſchen Straßburger mehr, ſondern nur franzöſiſche Elſäſſer und franzöſiſches Militair.

Heinrich verſöhnte ſich alſo mit dem Zechgetöſe, und zwar ließ er dem Gewalthaufen der Trinker ſein Recht der Majorität, ohne das Recht ſeiner Perſon aufzugeben und ſich diesmal ganz ruhig und nüchtern zu erhalten, da ihm die neueſte Vergangenheit mit Dortchen und die nächſte Zukunft mit ſeiner Mutter alle Luſt fern hielten, ſich irgendwie hervorthun und jubiliren zu wollen. Dagegen kaufte er ſich in der Stadt ein gutes Geſchoß und miſchte ſich unter die Schießenden, nicht um irgend ſein Glück zu verſuchen, ſondern um zu ſehen, ob er für ſeinen Handgebrauch und für den Nothfall etwa im Ernſte mitzugehen im Stande wäre. Er hatte früher, ehe er in die Fremde gegangen, nur wenig geſchoſſen bei zufälligen Gelegenheiten und bei dem Leichtſinn, mit welcher ſeine Jugend die Sache in die Hand nahm, nichts Sonderliches ausgerichtet. Jetzt erfuhr er, wie der Ernſt des Lebens und die Zeit fähig machen, auch die einfachſten Dinge beſonnener in die Hand zu nehmen, und während des Tages, an welchem er fleißig ſchoß, erlangte er die Gewißheit, bei fortgeſetzter Uebung ſich die Eigenſchaft zu erwerben, nicht bloß ein Maulheld zu ſein oder ein Bratenſchütze, ſondern in der Stunde der Gefahr etwa für ſeine Perſon und was ihm theuer war. einzuſtehen.

So wurde ſein Heimweg gehemmt und aufgehalten, wie nur eine ängſtliche Traumreiſe aufgehalten werden kann, und es war ihm faſt gleich zu Muthe wie in jenen Träumen, in denen er heimreiſte, und fühlte ſich beklommen, ſo daß er ſich losreißen mußte, um nur endlich weiter zu kommen. Da alle Poſten und Fuhrwerke überfüllt waren, ließ er bloß ſeine Sachen mit der Poſt gehen und machte ſich an einem kryſtallhellen Morgen zu Fuß auf den Weg, um endlich der Vaterſtadt zuzueilen von einer anderen Seite, als er ſie vor ſieben Jahren verlaſſen. Ueberall lag das Land im himmelblauen Duft, aus welchem der Silberſchein der Gebirgszüge und der Seen und Ströme funkelte und die Sonne ſpielte auf dem bethauten Grün. Er ſah die reichen Formen des Landes, in Ebenen und Gewäſſern ruhig und wagrecht, in den ſteilen Gebirgen gezackt und kühn, zu ſeinen Füßen fruchtreiche blühende Erde und in der Nähe des Himmels fabelhaftes Todtenreich und wilde Wüſte, alles dies abwechſelnd und überall die Thal- und Wahlſchaften bergend, die zu Füßen der fernen Gebirgsrieſen wohnten oder fern hinter denſelben. Er ſelbſt ſchritt rüſtig durch katholiſche und reformirte Gebietstheile, durch aufgeweckte und eigenſinnig verdunkelte, und wie er ſich ſo das ganze große Sieb von Verfaſſungen, Confeſſionen, Parteien, Souveränetäten und Bürgerſchaften dachte, durch welches die endliche ſichere und klare Rechtsmehrheit geſiebt werden mußte, die zugleich die Mehrheit der Kraft, des Gemüthes und des Geiſtes war, der fortzuleben fähig iſt, da wandelte ihn die feurige Luſt an, ſich als der einzelne Mann, als der wiederſpiegelnde Theil vom Ganzen zu dieſem Kampfe zu geſellen und mitten in demſelben die letzte Hand an ſich zu legen und ſich mit regen Kräften zurecht zu ſchmieden zum tüchtigen und lebendigen Einzelmann, der mit rathet und mit thatet und rüſtig darauf aus iſt, das edle Wild der Mehrheit erjagen zu helfen, von der er ſelbſt ein Theil iſt, und die ihm deswegen doch nicht theurer iſt, als die Minderheit, die er beſiegt, weil dieſe von gleichem Fleiſch und Blut iſt hinwieder mit der Mehrheit.

»Aber die Mehrheit,« rief er vor ſich her, »iſt die einzige wirkliche und nothwendige Macht im Lande, ſo greifbar und fühlbar, wie die körperliche Natur ſelbſt, an die wir gefeſſelt ſind. Sie iſt der einzig untrügliche Halt, immer jung und immer gleich mächtig; daher gilt es, unvermerkt ſie vernünftig und klar zu machen, wo ſie es nicht iſt. Dies iſt das höchſte und ſchönſte Ziel. Weil ſie nothwendig und unausweichlich iſt, ſo kehren ſich die übermüthigen und verkehrten Köpfe aller Extreme gegen ſie in unvermögender Wuth, indeſſen ſie ſtets abſchließt und ſelbſt den Unterlegenen ſicher und beruhigt macht, während ihr ewig jugendlicher Reiz ihn zu neuem Ringen mit ihr lockt und ſo ſein geiſtiges Leben erhält und nährt. Sie iſt immer liebenswürdig und wünſchbar, und ſelbſt wenn ſie irrt, hilft die gemeine Verantwortlichkeit den Schaden ertragen. Wenn ſie den Irrthum erkennt, ſo iſt das Erwachen aus demſelben ein friſcher Maimorgen und gleicht dem Schönſten und Anmuthigſten, was es giebt. Sie läßt es ſich nicht einfallen, ſich ſtark zu ſchämen, ja die allgemein verbreitete Heiterkeit läßt den begangenen Fehltritt kaum ungeſchehen wünſchen, da er ihre Erfahrung bereichert, dieſe Freude hervorgerufen hat und durch ſein ſchwindendes Dunkel das Licht erſt recht hell und fröhlich erſcheinen läßt.

Sie iſt die reizende Aufgabe, an welcher ſich ihr Einzelner meſſen kann, und indem er dies thut, wird er erſt zum ganzen Mann und es tritt eine wunderſame Wechſelwirkung ein zwiſchen dem Ganzen und ſeinem lebendigen Theile. Mit großen Augen beſchaut ſich erſt die Menge den

Einzelnen, der ihr etwas verſagen will, und dieſer, muthvoll ausharrend, kehrt ſein beſtes Weſen heraus, um zu ſiegen. Er denke aber nicht, ihr Meiſter zu ſein; denn vor ihm ſind Andere da geweſen, nach ihm werden Andere kommen, und Jeder wurde von der Menge geboren; er iſt ein Theil von ihr, welchen ſie ſich gegenüber ſtellt, um mit ihm, ihrem Kind und Eigenthum, ein erbauliches Selbſtgeſpräch zu führen. Jede wahre Volksrede iſt nur ein Monolog, den das Volk ſelber hält. Glücklich aber, wer in ſeinem Lande ein Spiegel ſeines Volkes ſein kann, der nichts widerſpiegelt, als dies Volk, indeſſen dieſes ſelbſt nur ein kleiner heller Spiegel der weiten lebendigen Welt iſt!

Funfzehntes Kapitel.

Jetzt war er auf dem Berge angekommen, der gegenüber der Stadt lag, und er ſah plötzlich deren Linden hoch in den Himmel tauchen und die goldenen Kronen der Münſterthürme in der Abendſonne glänzen. Weithin lag der See gebreitet mit ſeinen blauen Waſſern, der grüne Fluß ſtrömte ruhig aus demſelben durch die Stadt hin und Heinrich fand es in ſeiner Freude rührend und höchſt zuverläſſig, daß der Fluß während der ſieben Jahre auch nicht einen Augenblick zu ſtrömen aufgehört habe. Aber ſeine Augen hefteten ſich ſogleich wieder auf die goldene Abendſtadt und entdeckten eine Menge neuer Häuſer ſowie eine viel erweiterte Ausdehnung am See und am Fluſſe hin. Nur das alte dunkle Gemäuer mit dem Kirchhof dicht zu ſeinen Füßen diesſeits des Fluſſes war noch daſſelbe, und das Todtenglöcklein erklang traurig in demſelben, während ein Sarg über die Brücke getragen wurde, welchem ein langer zahlreicher Trauerzug folgte, wie wenn ein Unbeſcholtener begraben wird, der lange an einem Orte gewohnt hat. Eine kleine Weile ſah er dem langſam gehenden Zuge neugierig zu, bis derſelbe an dem Berge emporzuſteigen begann; dann ſtieg er aber den ſteilen Staffelberg hinab, von dem ihm geträumt, daß er eine Kryſtalltreppe wäre, und machte ſich dem Kirchhof zu, der nun von den Leuten angefüllt war; denn er wollte, indem er im Vorbeigehen dem Begräbniß beiwohnte, gleich zum Gruße an die Vaterſtadt eine geſellſchaftliche Pflicht erfüllen und gedachte auch Dortchen's, welche die Todten ſo ſehr bedauerte, die vergehen und für immer aus der Welt ſcheiden müſſen.

Er trat mit den Leuten, die ihn nicht kannten, in das kleine Kirchlein und hörte deutlich den Geiſtlichen, der das Gebet zu ſprechen hatte, den Namen ſeiner Mutter verkünden mit ihrem Geburts- und Todestage und die Zahl ihrer Jahre mit ihrem Herkommen und ihrem Stande.

Ohne weiter zu hören, ging er hinaus und ſuchte das Grab, an welchem der Sarg ſtand auf der Bahre. Eben nahm der altbekannte Todtengräber die obere ſchwarze Tuchdecke von demſelben und legte ſie bedächtig zuſammen, dann die untere von weißer Leinwand, welche der Sitte gemäß eine Handbreit unter der ſchwarzen Decke hervorſehen muß, und endlich ſtand das bloße roſige Tannenholz da. Heinrich konnte nicht durch die Bretter hindurchſehen, er ſah nur, wie jetzt der Sarg in die Erde geſenkt und mit derſelben zugedeckt wurde, und er rührte ſich nicht. Die Leute verlieſen ſich, unter denen Heinrich eine Menge ſah und kannte, ohne ſie doch zu ſehen und zu kennen; der Kirchhof leerte ſich, und ein Mann nahm ihn bei der Hand und führte ihn auch fort. Es war der brave Nachbar, welcher auf ſeiner Hochzeitreiſe ihn erſt aufgeſucht und ihm Nachricht von der Mutter gebracht hatte. Heinrich ging mit ihm über die Brücke und in die Stadt hinauf. Er betrachtete wohl alle Dinge auf dem Wege und warf hierhin einen Blick und dorthin einen, und antwortete auch dem Nachbar ordentlich auf ſeine Fragen, die derſelbe an ihn richtete, in der Meinung, ihn munter zu erhalten. Als ſie in die Gaſſe gelangten, wo das alte Haus ſtand, wollte Heinrich, ohne etwas Anderes zu denken, hineintreten; aber fremde Leute ſahen aus demſelben und der Nachbar führte ihn hinweg und in ſein eigenes Haus, ſo daß alſo Heinrich nicht wieder in die Thür treten konnte, durch welche ſeine Jugend aus- und eingegangen.

Als er bei dem Nachbar endlich in der Stube und von den guten glücklichen Leuten theilnehmend begrüßt war, erleichterte es ihr Benehmen gegen ihn, zu ſehen, daß er in ſeinem Aeußeren in guten Umſtänden und in guter Ordnung erſchien; er fragte ſie, indem er ſich ſetzte, nun um ſeine Mutter, und ſie erzählten ihm, was ſie wußten.

Nachdem ſie lange in Kummer und ſtummer Erwartung auf ihren Sohn oder ein Zeichen von ihm gewartet, wurde ſie gerade um die Zeit, als Heinrich ſich im Herbſte auf den Heimweg begeben hatte und dann im Hauſe des Grafen haften blieb, aus ihrem Hauſe vertrieben, in welchem ſie achtundzwanzig Jahre gewohnt; denn nachdem es ruchbar geworden, daß ſie jenes Kapital für ihren Sohn aufgenommen, von welchem nichts weiter zu hören war, hielt man ſie um dieſer Handlung willen für leichtſinnig und unzuverläſſig und kündigte ihr die Summe. Da ſie trotz aller Mühen dieſelbe nicht auf's Neue aufbringen konnte, indem Niemand ſich in dieſen Handel einlaſſen zu dürfen glaubte, mußte ſie endlich den Verkauf des Hauſes erdulden und mit ihrer eingewohnten Habe, von welcher jedes Stück ſeit ſo viel Jahren an ſelbem Platze unverrückt geſtanden, in eine fremde ärmliche Wohnung ziehen, über welchem mühſeligen und verwirrten Geſchäft ſie faſt den Kopf verlor. Den Reſt des Verkaufswerthes legte ſie aber nicht etwa wieder an, um auf's Neue zu ſparen und das Unmögliche möglich zu machen, ſondern ſie legte ihn gleichgültig hin und nahm davon das Wenige, was ſie brauchte, aber ohne zu rechnen. Uebrigens bemühten ſich jetzt die Leute um ſie, halfen ihr, wo ſie konnten, und verrichteten ihr alle Dienſte, welche ſie ſonſt Anderen ſo bereitwillig geleiſtet. Sie ließ es geſchehen und kümmerte ſich nichts darum, ſondern brütete unverwandt über dem Zweifel, ob ſie Unrecht gethan, Alles an die Ausbildung und gemächliche Selbſtbeſtimmung ihres Sohnes zu ſetzen, und dies Brüten wurde einzig unterbrochen von der zehrenden Sehnſucht, das Kind nur ein einziges Mal noch zu ſehen. Sie ſetzte zuletzt eine beſtimmte Hoffnung auf den Frühling, und als dieſer verging und der Sommer anbrach, ohne daß er kam, ſtarb ſie.

Auf Heinrich's Frage, ob ſie ihn angeklagt, verneinten das die Nachbarsleute, ſondern ſie habe ihn immer vertheidigt, wenn Jemand auf ſein Verhalten angeſpielt; jedoch habe ſie dabei geweint, und auf eine Weiſe, daß ihre Thränen unwillkürlichen Vorwurfs genug ſchienen gegen den verſchollenen Sohn. Dies verhehlten ihm die guten Leute nicht, weil ſie ein wenig Bitterkeit ihm für zuträglich hielten und dachten, es könne ihm, da er nun in gutem Gedeihen begriffen ſei, nicht ſchaden, etwas gekränkt zu werden, damit der Ernſt um ſo länger vorhalte und er nun ein gründlich guter Bürgersmann werde.

So war nun der ſchöne Spiegel, welcher ſein Volk wiederſpiegeln wollte, zerſchlagen und der Einzelne, welcher an der Mehrheit mitwachſen wollte, gebrochen. Denn da er die unmittelbare Lebensquelle, welche ihn mit ſeinem Volke verband, vernichtet, ſo hatte er kein Recht und keine Ehre, unter dieſem Volke mitwirken zu wollen, nach dem Worte: Wer die Welt will verbeſſern helfen, kehre erſt vor ſeiner Thür.

Ungeachtet des Widerſpruches ſeiner Gaſtfreunde, ſuchte er die Wohnung noch auf, in welcher die Mutter geſtorben, ließ ſich dieſelbe übergeben und brachte die Nacht darin zu, im Dunkeln ſitzend. Wenn ihr bloßer durch ihn verſchuldeter Tod ſein äußeres Leben und Wirken, auf das er nun alle Hoffnung geſetzt hatte, fortan unmöglich machte, ſo brach in dieſer Nacht die Thatſache ſein innerſtes Leben, daß ſie endlich mußte geglaubt haben, ihn als keinen guten Sohn zu durchſchauen, und es ſielen ihm ungerufen jene furchtbaren Worte ein, welche Manfred von einem durch ihn vernichteten blutsverwandten weiblichen Weſen ſpricht:

> Nicht meine Hand, mein Herz das brach das Ihre,
> Es welkte, mich durchſchauend.

Es war ihm, als ob alle Mütter der Erde ihn durchſchauten, alle glücklichen ihn verachteten und alle unglücklichen ihn haßten, als auch zur Rotte Korah gehörig. Da nun aber in Wirklichkeit nichts an ihm zu durchſchauen war, als das lauterſte und reinſte Waſſer eines ehrlichen Wollens, wie er jetzt war, ſo erſchien ihm dies Leben wie eine abſcheuliche, tückiſche Hintergehung, wie eine niederträchtige und tödtliche Narrethei und Vexation, und er brauchte alle Mühen ſeiner ringenden Vernunft, um dieſe Vorſtellung zu unterdrücken und der guten Meinung der Welt ihr Recht zu geben.

Als das enge Gemach ſich mit dem Morgengrauen ein wenig erhellte, ſah er den alten bekannten Hausrath, der einſt die bequemeren Räume erfüllt, unordentlich und ängſtlich zuſammengehäuft; er wagte nicht, einen Schrank zu öffnen, und that endlich nur einen altmodiſchen Koffer auf, der da zunächſt ſtand. Er enthielt die alten Trachten von den Vorfahrinnen ſeiner Mutter, wie ſie die Frauen gern aufzubewahren pflegen. Großblumige oder geſtreifte ſeidene Röcke und Jäckchen, rothe Schuhe mit hohen Abſätzen, ſilbergewirkte Bänder, Häubchen, mächtige weiße Halstücher mit reichen Stickereien, Fächer bemalt mit Schäferſpielen, Fiſchern und Vogelſtellern und eine Menge zerquetſchter künſtlicher Blumen, alles das lag vergilbt und zerknittert durcheinander und war doch mit einer gewiſſen unverwüſtlichen Friſche anzufühlen, da die weibliche Schonung und Sparſamkeit in der Aufregung dieſe Feſtkleider und Putzſachen wohl erhalten und ſo alt werden ließ. In früheren Jahren, da ſie noch eine jüngere Wittwe war, hatte ſich die Mutter alle Jahr einmal das beſcheidene

Vergnügen gemacht, an fröhlichen Feſttagen die Tracht ihrer Großmutter anzulegen und ſich darin etwa zu einem kleinen Abendſchmaus zu ſetzen, und der kleine Heinrich hatte ſie alsdann höchlich bewundert und nicht genugſam betrachten können.

Er drückte den Deckel wieder zu und ging durch die Stadt, um hier und da altbefreundete Leute zu begrüßen; man ſah ihn groß an, erwies ihm aber Ehre, und es hieß ſchon überall, er habe ein großes Glück in der Fremde gemacht. Dann begab er ſich auf's Land, um ſeine Vettern und Baſen zu ſehen, die zerſtreut waren. Alle hatten die Stuben voll Kinder, die Einen waren wohlhabend, die Anderen ſchienen bedrängt und klagten ſehr; doch alle waren gleichmäßig beſchäftigt und belaſtet mit ihren Zuſtänden, und ſchienen ſich ſelbſt nicht viel um einander zu kümmern. Die Frauen waren ſchon verblüht, raſch und geſalzen in ihrem Thun und Sprechen, und die Männer abwechſelnd gleichmüthig und einſilbig oder jähzornig. Sie ſchienen Heinrich zu beneiden, daß er nun Alles noch vor ſich habe, was ſie ſchon durchgelebt zum Theil, und das

Einzige, worin ſie ein herzliches Einverſtändniß mit ihm fanden, war die Klage um die Verſtorbenen.

Heinrich trieb ſich eine Zeitlang bei ihnen umher und gab ſich meiſtens mit ihren Kindern ab, da ihm dieſes unſchuldige Zerſtreuung war, welche auf Augenblicke wenigſtens ſeinen harten Zuſtand in ein linderes Weh verwandelte.

Eines Abends ſtreifte er in der Gegend umher und kam an den breiten Fluß. Ein großer ſiebzigjähriger Mann, den er noch nie geſehen, in einfacher aber ſauberer Kleidung, beſchäftigte ſich am Ufer mit Fiſcherzeug und ſang ein ſonderbares Lied dazu vom Recht und vom Glück, von dem man nicht wußte, wie es in die Gegend gekommen. Er ſang mit friſcher Stimme, indem er ſeine glänzenden Netze zuſammenraffte:

Recht im Glücke! gold'nes Loos,
Land und Leute machſt du groß!
Glück im Rechte! fröhlich Blut,
Wer dich hat, der treibt es gut!

Recht im Unglück, herrlich Schau'n,
Wie das Meer im Wettergrau'n!
Göttlich grollt's am Klippenrand,
Perlen wirft es auf den Sand!

Einen Seemann grau von Jahren
Sah ich auf den Waſſern fahren,
War wie ein Meduſenſchild
Der verſteinten Unruh' Bild.

Und er ſang: Viel tauſendmal
Schoß ich in das Wellenthal,
Fuhr ich auf zur Wogenhöh',
Ruht' ich auf der ſtillen See!

Und die Woge war mein Knecht,
Denn mein Kleines war das Recht.
Geſtern noch mit ihm ich ſchlief,
Ach! nun liegt's da unten tief!

In der dunklen Tiefe fern
Schimmert ein gefall'ner Stern,
Und ſchon dünkt mich's tauſend Jahr,
Daß das Recht einſt meines war.

Wenn die See nun wieder tobt,
Niemand mehr den Meiſter lobt.
Hab' ich Glück, verdien' ich's nicht,
Glück wie Unglück mich zerbricht.

Heinrich ſtand vor ihm ſtill und hörte zu. Der Alte ſah ihn aufmerkſam an und grüßte ihn. »Ihr ſcheint,« ſagte er, »ein Lee zu ſein, den Augen und der Naſe nach zu urtheilen?« »Ja,« ſagte Heinrich. »So ſo,« erwiederte der Mann, »ſo ſeid Ihr vielleicht des Baumeiſters Sohn aus der Stadt, der ſich vor Jahren viel hier aufhielt? Habt Euch lange nicht ſehen laſſen!« »Ich habe aber Euch doch nie geſehen mit Wiſſen!« verſetzte Heinrich, und der Mann ſagte: »So geht es wohl! Ich meinerſeits habe ſchon viel geſehen und ſehe Alles. Habe auch Eure Mutter recht wohl gekannt, was macht ſie, iſt ſie geſund und munter?« »Nein, ſie iſt todt!« antwortete Heinrich. »So ſo!« der Alte, »todt! ja, die Zeit vergeht! Es iſt mir, als ſei es heute, und ſind es doch gerade funfzig Jahr her, daß ich an dieſer Stelle hier als ein zwanzigjähriger Burſche die Leute über das Waſſer führte. Es kam eine Kutſche voll Stadtleute von Eurem Dorfe hergefahren, die luſtig und guter Dinge waren und über den Fluß ſetzen wollten. Eure Mutter war als ein dreijähriges Kind dabei, und ich hob es aus der

Kutſche und ſetzte es zu den blühenden und fröhlichen Eltern in's Schiff. — Das Kind hatte ein närriſches roſenrothes Kleidchen an und lächelte ſo holdſelig und gut, daß ich ſo dachte: dies iſt einmal ein ſauberes und freundliches Kind, das wird es gewiß immer gut haben. In dem ſchwankenden Schiff fing es aber an zu weinen, die hübſche junge Mutter ſchloß es in die Arme und beruhigte es, indeß die Anderen hellauf ein Lied ſangen im Ueberfahren, und ſich mit Waſſer beſpritzten. Dann ſah ich ſie wieder, als ſie etwa ſechszehn Jahr alt und ein ſittſames liebliches Mädchendings war. Es fuhr wieder ein ganzer Haufen jungen Volkes hierüber, ſo daß ich wohl dreimal fahren mußte, und auf der Wieſe drüben pflanzten ſie ſich auf und muſicirten und tanzten. Eure Mutter beſchied ſich aber in ihrer Fröhlichkeit und tanzte nicht ſo viel, und als ein Paar Gelbſchnäbel ihr zu eifrig den Hof machten, floh ſie in das angebundene Schifflein und fing fleißig an zu ſtricken. Alles das iſt lange her!«

Der Himmel jener Jahre ſchien dem zuhörenden Heinrich vorüberzuziehen in der blauen wolkenreinen Höhe. Er vermochte aber den lachenden Himmel und das grüne Land nicht länger zu ertragen und wollte zur Stadt zurück, wo er ſich in dem Sterbegemach der Mutter verbarg. Die Liebe und Sehnſucht zu Dortchen wachte auf's Neue mit verdoppelter Macht auf, ſeine Augen drangen den Sonnenſtrahlen nach, welche über die Dächer in die dunkle Wohnung ſtreiften, und ſeine Blicke glaubten auf dem goldenen Wege, der zu einem ſchmalen Stückchen blauer Luft führte, die Geliebte und das verlorene Glück finden zu müſſen.

Er ſchrieb Alles an den Grafen: aber ehe eine Antwort da ſein konnte, rieb es ihn auf, ſein Leib und Leben brach und er ſtarb in wenigen Tagen. Seine Leiche hielt jenes Zettelchen von Dortchen feſt in der Hand, worauf das Liedchen von der Hoffnung geſchrieben war. Er hatte es in der letzten Zeit nicht einen Augenblick aus der Hand gelaſſen, und ſelbſt wenn er einen Teller Suppe, ſeine einzige Speiſe, gegeſſen, das Papierchen eifrig mit dem Löffel zuſammen in der Hand gehalten oder es unterdeſſen in die andere Hand geſteckt.

So ging denn der todte grüne Heinrich auch den Weg hinauf in den alten Kirchhof, wo ſein Vater und ſeine Mutter lagen. Es war ein ſchöner freundlicher Sommerabend, als man ihn mit Verwunderung und Theilnahme begrub, und es iſt auf ſeinem Grabe ein recht friſches und grünes Gras gewachſen.

Die

Leute von Seldwyla.

Erzählungen

von

Gottfried Keller.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

[illegible] 7479

Braunſchweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.
1 8 5 6.

KÖNIGLICHE UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK
BERLIN

Inhalt.

Pankraz, der Schmoller 9
Frau Regel Amrain und ihr Jüngster 113
Romeo und Julia auf dem Dorfe 209
Die drei gerechten Kammmacher 360
Spiegel, das Kätzchen 447

Seldwyla bedeutet nach der älteren Sprache einen wonnigen und ſonnigen Ort, und ſo iſt auch in der That das kleine Städtchen dieſes Namens gelegen irgendwo in der Schweiz. Es ſteckt noch in den gleichen alten Ringmauern und Thürmen, wie vor dreihundert Jahren, und iſt alſo immer das gleiche Neſt; daß dies aber ein tiefer urſprünglicher Plan war, beweiſ't der Umſtand, daß die Gründer der Stadt dieſelbe eine gute halbe Stunde von einem ſchiffbaren Fluſſe angelegt, zum deutlichen Zeichen, daß nichts daraus werden ſolle. Aber ſchön iſt ſie gelegen mitten in grünen Bergen, die nach der Mittagſeite zu offen ſind, ſo daß wohl die Sonne herein kann, aber kein rauhes Lüftchen. Deswegen gedeiht auch ein ziemlich guter Wein rings um die alte Stadtmauer, während höher hinauf an den Bergen unabſehbare Waldungen ſich hinziehen, welche das Vermögen der Stadt ausmachen; denn dies iſt das Wahrzeichen und ſonderbare Schickſal derſelben, daß die Gemeinde reich iſt und die Bürgerſchaft arm, und zwar ſo, daß kein Menſch zu Seldwyla etwas hat und niemand weiß, wovon ſie ſeit Jahrhunderten eigentlich leben. Und ſie leben ſehr luſtig und guter Dinge, halten die Gemüthlichkeit für ihre beſondere Kunſt und wenn ſie irgendwo hinkommen, wo man anderes Holz brennt, ſo kritiſiren ſie zuerſt die dortige Gemüthlichkeit und meinen, ihnen thue es doch niemand zuvor in dieſer Handtierung.

Der Kern und der Glanz des Volkes beſteht aus den jungen Leuten von etwa zwanzig bis fünf, ſechs und dreißig Jahren, und dieſe ſind es, welche den Ton angeben, die Stange halten und die Herrlichkeit von Seldwyla darſtellen. Denn während dieſes Alters üben ſie das Geſchäft, das Handwerk, den Vortheil oder was ſie ſonſt gelernt haben, d. h. ſie laſſen, ſo lange es geht, fremde Leute für ſich arbeiten und benutzen ihre Profeſſion zur Betreibung eines trefflichen Schuldenverkehres, der eben die Grundlage der Macht, Herrlichkeit und Gemüthlichkeit der Herren von Seldwyl bildet und mit einer ausgezeichneten Gegenſeitigkeit und Verſtändnißinnigkeit gewahrt wird; aber wohlgemerkt, nur unter dieſer Ariſtokratie der Jugend. Denn ſo wie Einer die Grenze der beſagten blühenden Jahre erreicht, wo die Männer anderer Städtlein etwa anfangen erſt recht in ſich zu gehen und zu erſtarken, ſo iſt er in Seldwyla fertig; er muß fallen laſſen und hält ſich, wenn er ein ganz gewöhnlicher Seldwyler iſt, ferner am Orte auf als ein Entkräfteter und aus dem Paradies des Credites Verſtoßener, oder wenn noch etwas in ihm ſteckt, das noch nicht verbraucht iſt, ſo geht er in fremde Kriegsdienſte und lernt dort für einen fremden Tyrannen, was er für ſich ſelbſt zu üben verſchmäht hat, ſich einzuknöpfen und ſteif aufrecht zu halten. Dieſe kehren als tüchtige Kriegsmänner nach einer Reihe von Jahren zurück und gehören dann zu den beſten Exerziermeiſtern der Schweiz, welche die junge Mannſchaft zu erziehen wiſſen, daß es eine Luſt iſt. Andere ziehen noch anderwärts auf Abenteuer aus gegen das vierzigſte Jahr hin, und in den verſchiedenſten Welttheilen kann man Seldwyler treffen, die ſich alle dadurch auszeichnen, daß ſie ſehr geſchickt Fiſche zu eſſen verſtehen, in Auſtralien, in Californien, in Texas, wie in Paris oder Konſtantinopel.

Was aber zurückbleibt und am Orte alt wird, das lernt dann nachträglich arbeiten, und zwar jene krabbelige Arbeit von tauſend kleinen Dingen, die man eigentlich nicht gelernt, für den täglichen Kreuzer, und die alternden verarmten Seldwyler mit ihren Weibern und Kindern ſind die emſigſten Leutchen von der Welt, nachdem ſie das erlernte Handwerk aufgegeben, und es iſt rührend anzuſehen, wie thätig ſie dahinter her ſind, ſich die Mittelchen zu einem guten Stückchen Fleiſch von ehedem zu erwerben. Holz haben alle Bürger die Fülle und die Gemeinde verkauft jährlich noch einen guten Theil, woraus die große Armuth unterſtützt und genährt wird, und ſo ſteht das alte Städtchen in unveränderlichem Kreislauf der Dinge bis heute. Aber immer ſind ſie im Ganzen zufrieden und munter, und wenn je ein Schatten ihre Seele trübt, wenn etwa eine allzuhartnäckige Geldklemme über der Stadt weilt, ſo vertreiben ſie ſich die Zeit und ermuntern ſich durch ihre große politiſche Beweglichkeit, welche ein weiterer Charakterzug der Seldwyler iſt. Sie ſind nämlich leidenſchaftliche Parteileute, Verfaſſungsreviſoren und Antragſteller, und wenn ſie eine recht verrückte Motion ausgeheckt haben und durch ihr Großrathsmitglied ſtellen laſſen, oder wenn der Ruf nach Verfaſſungsänderung in Seldwyla ausgeht, ſo weiß man im Lande, daß im Augenblicke dort kein Geld zirkulirt. Dabei lieben ſie die Abwechſelung der Meinung und Grundſätze und ſind ſtets den Tag darauf, nachdem eine Regierung gewählt iſt, in der Oppoſition gegen dieſelbe. Iſt es ein radikales Regiment, ſo ſchaaren ſie ſich, um es zu ärgern, um den konſervativen frömmlichen Stadtpfarrer, den ſie noch geſtern gehänſelt, und machen ihm den Hof, indem ſie ſich mit verſtellter Begeiſterung in ſeine Kirche drängen, ſeine Predigten preiſen und mit großem Geräuſch ſeine gedruckten Tractätchen und Berichte der Baſeler-Miſſionsgeſellſchaft umherbieten, natürlich ohne ihm einen Pfennig beizuſteuern. Iſt aber ein Regiment am Ruder, welches nur halbwegs konſervativ ausſieht, ſtracks drängen ſie ſich um die vier Volkslehrer des Städtchens und der Pfarrer hat genug an den Glaſer zu zahlen für eingeworfene Scheiben. Beſteht hingegen die Regierung aus liberalen Juriſten, die viel auf die Form halten, und aus häcklichen Geldmännern, ſo laufen ſie flugs dem nächſt wohnenden Sozialiſten zu und ärgern die Regierung, indem ſie denſelben in den Rath wählen mit dem Feldgeſchrei: Es ſei nun genug des politiſchen Formenweſens, und die materiellen Intereſſen ſeien es, welche allein das Volk noch kümmern könnten. Heute wollen ſie das Veto haben und ſogar die unmittelbarſte Selbſtregierung mit permanenter Volksverſammlung, wozu freilich die Seldwyler am meiſten Zeit hätten, morgen ſtellen ſie ſich übermüdet und blaſirt in öffentlichen Dingen und laſſen ein halbes Dutzend alte Stillſtänder, die vor dreißig Jahren fallirt und ſich ſeither ſtillſchweigend rehabilitirt haben, die Wahlen beſorgen; alsdann ſehen ſie behaglich hinter den Wirthshausfenſtern hervor die Stillſtänder in die Kirche ſchleichen und lachen ſich in die Fauſt, wie jener Knabe, welcher ſagte: Es geſchieht meinem Vater ſchon recht, wenn ich mir die Hände verfriere, warum kauft er mir keine Handſchuhe! Geſtern ſchwärmten ſie allein für das eidgenöſſiſche Bundesleben und waren höchlich empört, daß man Anno 48 nicht gänzliche Einheit hergeſtellt habe; heute ſind ſie ganz verſeſſen auf die Kantonalſouveränetät und haben nicht mehr in den Nationalrath gewählt.

Wenn aber eine ihrer Aufregungen und Motionen der Landesmehrheit ſtörend und unbequem wird, ſo ſchickt ihnen die Regierung gewöhnlich als Beruhigungsmittel eine Unterſuchungskommiſſion auf den Hals, welche die Verwaltung des Seldwyler Gemeindegutes reguliren ſoll; dann haben ſie vollauf mit ſich ſelbſt zu thun und die Gefahr iſt abgeleitet.

Alles dies macht ihnen tauſend Spaß, der nur überboten wird, wenn ſie allherbſtlich ihren jungen Wein trinken, den gährenden Moſt, den ſie Sauſer nennen; wenn er gut iſt, ſo iſt man des Lebens nicht ſicher unter ihnen, und ſie machen einen Höllenlärm; die ganze Stadt duftet nach jungem Wein und die Seldwyler taugen dann auch gar nichts. Je weniger aber ein Seldwyler zu Hauſe was taugt, um ſo beſſer hält er ſich ſonderbarer Weiſe, wenn er ausrückt, und ob ſie einzeln oder in Kompagnie ausziehen, wie z. B. in früheren Kriegen, ſo haben ſie ſich doch immer gut gehalten. Auch als Spekulant und Geſchäftsmann hat ſchon mancher ſich rüſtig umgethan, wenn er nur erſt aus dem warmen ſonnigen Thale herauskam, wo er nicht gedieh.

In einer ſo luſtigen und ſeltſamen Stadt kann es an allerhand ſeltſamen Geſchichten und Lebensläufen nicht fehlen, da Müſſiggang aller Laſter Anfang iſt. Doch nicht ſolche Geſchichten, wie ſie in dem beſchriebenen Charakter von Seldwyla liegen, will ich eigentlich in dieſem Büchlein erzählen, ſondern einige ſonderbare Abfällſel, die ſo zwiſchen durch paſſirten, gewiſſermaßen ausnahmsweiſe, und doch auch gerade nur zu Seldwyla vor ſich gehen konnten.

Pankraz, der Schmoller.

Auf einem ſtillen Seitenplätzchen, nahe an der Stadtmauer, lebte die Wittwe eines Seldwylers, der ſchon lange fertig geworden und unter dem Boden war. Dieſer war keiner von den ſchlimmſten geweſen, vielmehr fühlte er eine ſo ſtarke Sehnſucht, ein ordentlicher und feſter Mann zu ſein, daß ihn der herrſchende Ton, dem er als junger Menſch nicht entgehen konnte, angriff, und als ſeine Glanzzeit vorüber war und er der Sitte gemäß abtreten mußte von dem Schauplatze der Thaten, da kam ihm alles wie ein wüſter Traum und wie ein Betrug um das Leben vor, und er bekam davon die Auszehrung und ſtarb unverweilt.

Er hinterließ ſeiner Wittwe ein kleines baufälliges Häuschen, einen Kartoffelacker vor dem Thore und zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter. Mit dem Spinnrocken verdiente ſie Milch und Butter, um die Kartoffeln zu kochen, die ſie pflanzte, und ein kleiner Wittwengehalt, den der Armenpfleger jährlich auszahlte, nachdem er ihn jedesmal einige Wochen über den Termin hinaus in ſeinem Geſchäfte benutzt, reichte gerade zu dem Kleiderbedarf und einigen anderen kleinen Ausgaben hin. Dieſes Geld wurde immer mit Schmerzen erwartet, indem die ärmlichen Gewänder der Kinder gerade um jene verlängerten Wochen zu früh gänzlich ſchadhaft waren und der Buttertopf überall ſeinen Grund durchblicken ließ. Dieſes Durchblicken des grünen Topfbodens war eine ſo regelmäßige jährliche Erſcheinung, wie irgend eine am Himmel, und verwandelte eben ſo regelmäßig eine Zeit lang die kühle, kümmerlich-ſtille Zufriedenheit der Familie in eine wirkliche Unzufriedenheit. Die Kinder plagten die Mutter um beſſeres und reichlicheres Eſſen; denn ſie hielten ſie in ihrem Unverſtande für mächtig genug dazu, weil ſie ihr Ein und Alles, ihr einziger Schutz und ihre einzige Oberbehörde war. Die Mutter war unzufrieden, daß die Kinder nicht entweder mehr

Verſtand, oder mehr zu eſſen, oder beides zuſammen erhielten.

Beſagte Kinder aber zeigten verſchiedene Eigenſchaften. Der Sohn war ein unanſehnlicher Knabe von vierzehn Jahren, mit grauen Augen und ernſthaften Geſichtszügen, welcher des Morgens lang im Bette lag, dann ein wenig in einem zerriſſenen Geſchichts- und Geographiebuche las, und alle Abend, Sommers wie Winters, auf den Berg lief, um dem Sonnenuntergang beizuwohnen, welches die einzige glänzende und pomphafte Begebenheit war, welche ſich für ihn zutrug. Sie ſchien für ihn etwa das zu ſein, was für die Kaufleute der Mittag auf der Börſe; wenigſtens kam er mit eben ſo abwechſelnder Stimmung von dieſem Vorgang zurück, und wenn es recht rothes und gelbes Gewölk gegeben hatte, welches gleich großen Schlachtheeren in Blut und Feuer geſtanden und majeſtätiſch manövrirte, ſo war er eigentlich vergnügt zu nennen.

Dann und wann, jedoch nur ſelten, beſchrieb er ein Blatt Papier mit ſeltſamen Liſten und Zahlen, welches er dann zu einem kleinen Bündel legte, das durch ein Endchen alte Goldtreſſe zuſammengehalten wurde. In dieſem Bündelchen ſtack hauptſächlich ein kleines Heft, aus einem zuſammengefalteten Bogen Goldpapier gefertigt, deſſen weiße Rückſeiten mit allerlei Linien, Figuren und aufgereihten Punkten, dazwiſchen Rauchwolken und fliegende Bomben, gefüllt und beſchrieben waren. Dies Büchlein betrachtete er oft mit großer Befriedigung und brachte neue Zeichnungen darin an, meiſtens um die Zeit, wenn das Kartoffelfeld in voller Blüthe ſtand. Er lag dann im blühenden Kraut unter dem blauen Himmel, und wenn er eine weiße beſchriebene Seite betrachtet hatte, ſo ſchaute er drei Mal ſo lange in das gegenüberſtehende glänzende Goldblatt, in welchem ſich die Sonne brach. Im Übrigen war es ein eigenſinniger und zum Schmollen geneigter Junge, welcher nie lachte und auf Gottes lieber Welt nichts that oder lernte.

Seine Schweſter war zwölf Jahre alt und ein bildſchönes Kind mit langem und dickem braunen Haar, großen braunen Augen und der allerweißeſten Hautfarbe. Dies Mädchen war ſanft und ſtill, ließ ſich vieles gefallen und murrte weit ſeltener als ſein Bruder. Es beſaß eine helle Stimme und ſang gleich einer Nachtigall; doch obgleich es mit alle dieſem freundlicher und lieblicher war, als der Knabe, ſo gab die Mutter doch dieſem ſcheinbar den Vorzug und begünſtigte ihn in ſeinem Weſen, weil ſie Erbarmen mit ihm hatte, da er nichts lernen und es ihm wahrſcheinlicher Weiſe einmal recht ſchlecht ergehen konnte, während nach ihrer Anſicht das Mädchen nicht viel brauchte und ſchon deshalb unterkommen würde.

Dieſes mußte daher unaufhörlich ſpinnen, damit das Söhnlein deſto mehr zu eſſen bekäme und recht mit Muße ſein einſtiges Unheil erwarten könne. Der Junge nahm dies ohne Weiteres an und geberdete ſich wie ein kleiner Indianer, der die Weiber arbeiten läßt, und auch ſeine Schweſter empfand hiervon keinen Verdruß und glaubte das müſſe ſo ſein.

Die einzige Entſchädigung und Rache nahm ſie ſich durch eine allerdings arge Unzukömmlichkeit, welche ſie ſich beim Eſſen mit Liſt oder Gewalt immer wieder erlaubte. Die Mutter kochte nämlich jeden Mittag einen dicken Kartofſelbrei, über welchen ſie eine fette Milch oder eine Brühe von ſchöner brauner Butter goß. Dieſen Kartoffelbrei aßen ſie Alle zuſammen aus der Schüſſel mit ihren Blechlöffeln, indem Jeder vor ſich eine Vertiefung in das feſte Kartoffelgebirge hinein grub. Das Söhnlein, welches bei aller Seltſamkeit in Eßangelegenheiten einen ſtrengen Sinn für militairiſche Regelmäßigkeit beurkundete und ſtreng darauf hielt, daß Jeder nicht mehr noch weniger nahm, als was ihm zukomme, ſah ſtets darauf, daß die Milch oder die gelbe Butter, welche am Rande der Schüſſel umherfloß, gleichmäßig in die abgetheilten Gruben laufe; das Schweſterchen hingegen, welches viel harmloſer war, ſuchte, ſobald ihre Quellen verſiegt waren, durch allerhand künſtliche Stollen und Abzugsgräben die wohlſchmeckenden Bächlein auf ihre Seite zu leiten, und wie ſehr ſich auch der Bruder dem widerſetzte und eben ſo künſtliche Dämme aufbaute und überall verſtopfte, wo ſich ein verdächtiges Loch zeigen wollte, ſo wußte ſie doch immer wieder eine geheime Ader des Breies zu eröffnen oder langte kurzweg in offenem Friedensbruch mit ihrem Löffel und mit lachenden Augen in des Bruders gefüllte Grube. Alsdann warf er den Löffel weg, lamentirte und ſchmollte, bis die gute Mutter die Schüſſel zur Seite neigte und ihre eigene Brühe voll in das Labyrinth der Kanäle und Dämme ihrer Kinder ſtrömen ließ.

So lebte die kleine Familie einen Tag wie den andern, und indem dies immer ſo blieb, während doch die Kinder ſich auswuchſen, ohne daß ſich eine günſtige Gelegenheit zeigte, die Welt zu erfaſſen und irgend etwas zu werden, fühlten ſich Alle immer unbehaglicher und kümmerlicher in ihrem Zuſammenſein. Pankraz, der Sohn, that und lernte fortwährend nichts, als eine ſehr ausgebildete und künſtliche Art zu ſchmollen, mit welcher er ſeine Mutter, ſeine Schweſter und ſich ſelbſt quälte. Es ward dies eine ordentliche und intereſſante Beſchäftigung für ihn, bei welcher er die müſſigen Seelenkräfte fleißig übte im Erfinden von hundert kleinen häuslichen Trauerſpielen, die er veranlaßte und in welchen er behende und meiſterlich den ſteten Unrechtleider zu ſpielen wußte. Eſtherchen, die Schweſter, wurde dadurch zu reichlichem Weinen gebracht, durch welches aber die Sonne ihrer Heiterkeit ſchnell wieder hervorſtrahlte. Dieſe Oberflächlichkeit ärgerte und kränkte dann den Pankraz ſo, daß er immer längere Zeiträume hindurch ſchmollte und aus ſelbſtgeſchaffenem Ärger ſelbſt heimlich weinte.

Doch nahm er bei dieſer Lebensart merklich zu an Geſundheit und Kräften und als er dieſe in ſeinen Gliedern anwachſen fühlte, erweiterte er ſeinen Wirkungskreis und ſtrich mit einer tüchtigen Baumwurzel oder einem Beſenſtiel in der Hand durch Feld und Wald, um zu ſehen, wie er irgendwo ein tüchtiges Unrecht auftreiben und erleiden könne. Sobald ſich ein ſolches zur Noth dargeſtellt und entwickelt, prügelte er unverweilt ſeine Widerſacher auf das Jämmerlichſte durch, und er erwarb ſich und bewies in dieſer ſeltſamen Thätigkeit eine ſolche Gewandtheit, Energie und feine Taktik, ſowohl im Ausſpüren und Aufbringen des Feindes, als im Kampfe, daß er ſowohl einzelne ihm an Stärke weit überlegene Jünglinge und Bauern, als ganze Trupps derſelben entweder beſiegte, oder wenigſtens einen ungeſtraften Rückzug ausführte.

War er von einem ſolchen wohlgelungenen Abenteuer zurückgekommen, ſo ſchmeckte ihm das Eſſen doppelt gut und die Seinigen erfreuten ſich dann einer heitern Stimmung. Eines Tages aber war es ihm doch begegnet, daß er, ſtatt welche auszutheilen, beträchtliche Schläge ſelbſt geärntet hatte, und als er voll Scham, Verdruß und Wuth nach Hauſe kam, hatte Eſtherchen, welche den ganzen Tag geſponnen, dem Gelüſte nicht widerſtehen können und ſich noch einmal über das für Pankraz aufgehobene Eſſen hergemacht und davon einen Theil gegeſſen, und zwar, wie es ihm vorkam, den beſten. Traurig und wehmüthig, mit kaum verhaltenen Thränen in den Augen, beſah er das unanſehnliche kalt gewordene Reſtchen, während die ſchlimme Schweſter, welche ſchon wieder am Spinnrädchen ſaß, unmäßig lachte.

Das war zu viel und nun mußte etwas Gründliches geſchehen. Ohne zu eſſen ging Pankraz hungrig in ſeine Kammer, und als ihn am Morgen ſeine Mutter wecken wollte, daß er doch zum Frühſtück käme, war er verſchwunden und nirgends zu finden. Der Tag verging, ohne daß er kam, und eben ſo der zweite und dritte Tag. Die Mutter und Eſtherchen geriethen in große Angſt und Noth; ſie ſahen wohl, daß er vorſätzlich davon gegangen, indem er ſeine Habſeligkeiten mitgenommen. Sie weinten und klagten unaufhörlich, wenn alle Bemühungen fruchtlos blieben, eine Spur von ihm zu entdecken, und als nach Verlauf eines halben Jahrs Pankrazius verſchwunden war und blieb, ergaben ſie ſich mit trauriger Seele in ihr Schickſal, das ihnen nun doppelt einſam und arm erſchien.

Wie lang wird nicht eine Woche, ja nur ein Tag, wenn man nicht weiß, wo diejenigen, die man liebt, jetzt ſtehn und gehn, wenn eine ſolche Stille darüber durch die Welt herrſcht, daß allnirgends auch nur der leiſeſte Hauch von ihrem Namen ergeht, und man weiß doch, ſie ſind da und athmen irgendwo.

So erging es der Mutter und dem Eſtherlein fünf Jahre, zehn Jahre und funfzehn Jahre, einen Tag wie den andern, und ſie wußten nicht, ob ihr Pankrazius todt oder lebendig ſei. Das war ein langes und gründliches Schmollen und Eſtherchen, welches eine ſchöne Jungfrau geworden, wurde darüber zu einer hübſchen und feinen alten Jungfer, welche nicht nur aus Kindestreue bei der alternden Mutter blieb, ſondern eben ſowohl aus Neugierde, um ja in dem Augenblicke da zu ſein, wo der Bruder ſich endlich zeigen würde, und zu ſehen, wie die Sache eigentlich verlaufe. Denn ſie war guter Dinge und glaubte feſt, daß er eines Tages wiederkäme und daß es dann etwas Rechtes auszulachen gäbe. Übrigens fiel es ihr nicht ſchwer, ledig zu bleiben, da ſie klug war und wohl ſah, wie bei den Seldwylern nicht viel dahinterſteckte von dauerhaftem Lebensglücke, und ſie dagegen mit ihrer Mutter unveränderlich in einem kleinen Wohlſtändchen lebte, ruhig und ohne Sorgen; denn ſie hatten ja einen tüchtigen Eſſer weniger und brauchten für ſich faſt gar nichts.

Da war es einſt ein heller ſchöner Sommernachmittag, mitten in der Woche, wo man ſo an gar nichts denkt und die Leute in den kleinen Städten fleißig arbeiten. Der Glanz von Seldwyla befand ſich ſämmtlich mit dem Sonnenſchein auf den übergrünten Kegelbahnen vor dem Thore oder auch in kühlen Schenkſtuben in der Stadt.

Die Falliten und Alten aber hämmerten, näheten, ſchuſterten, klebten, ſchnitzelten und päſchelten gar emſig darauf los, um den langen Tag zu benutzen und einen vergnügten Abend zu erwerben, den ſie nunmehr zu würdigen verſtanden. Auf dem kleinen Platze, wo die Wittwe wohnte, war nichts als die ſtille Sommerſonne auf dem begraſten Pflaſter zu ſehen, an den offenen Fenſtern aber arbeiteten ringsum die alten Leute und ſpielten die Kinder. Hinter einem blühenden Rosmariengärtchen auf einem Brette ſaß die Wittwe und ſpann und ihr gegenüber Eſtherchen und nähete. Es waren ſchon einige Stunden ſeit dem Eſſen verfloſſen und noch hatte Niemand eine Zwieſprache gehalten von der ganzen Nachbarſchaft. Da fand der Schuhmacher wahrſcheinlich, daß es Zeit ſei, eine kleine Erholungspauſe zu eröffnen und nieſte ſo laut und muthwillig: Hupſchi! daß alle Fenſter zitterten und der Buchbinder gegenüber, der eigentlich kein Buchbinder war, ſondern nur ſo aus dem Stegreif allerhand Pappkäſtchen zuſammenleimte und an der Thüre ein verwittertes Glaskäſtchen hängen hatte, in welchem eine Stange Siegellack an der

Sonne krumm wurde, dieſer Buchbinder rief: Zur Geſundheit! und alle Nachbarsleute lachten. Einer nach dem andern ſteckte den Kopf durch das Fenſter, einige traten ſogar vor die Thüre und gaben ſich Priſen, und ſo war das Zeichen gegeben zu einer kleinen Nachmittagsunterhaltung und zu einem fröhlichen Gelächter während des Vesperkaffee's, der ſchon aus allen Häuſern duftete und zichorirte. Dieſe hatten endlich gelernt, ſich an wenigem einen Spaß zu machen. Da kam in dies Vergnügen herein ein fremder Leiermann mit einem ſchön polirten Orgelkaſten, was in der Schweiz eine ziemliche Seltenheit iſt, da ſie keine eingeborene Leiermänner beſitzt. Er ſpielte ein ſehnſüchtiges Lied von der Ferne und ihren Dingen, welches die Leute über die Maßen ſchön dünkte und beſonders der Wittwe Thränen entlockte, da ſie ihres Pankräzchens gedachte, das nun ſchon funfzehn Jahre verſchwunden war. Der Schuhmacher gab dem Manne einen Kreuzer, er zog ab und das Plätzchen wurde wieder ſtill. Aber nicht lange nachher kam ein anderer Herumtreiber mit einem großen fremden Vogel in einem Käfig, den er unaufhörlich zwiſchen dem

Gitter durch mit einem Stäbchen anſtach und erklärte, ſo daß der traurige Vogel keine Ruhe hatte. Es war ein Adler aus Amerika; und die fernen blaueſten Länder, über denen er in ſeiner Freiheit geſchwebt, kamen der Wittwe in den Sinn und machten ſie um ſo trauriger, als ſie den Teufel wußte, was das für Länder wären, noch wo ihr Söhnchen ſei. Um den Vogel zu ſehen, hatten die Nachbaren auf das Plätzchen hinaustreten müſſen, und als er nun fort war, bildeten ſie eine Gruppe, ſteckten die Naſen in die Luft und lauerten auf noch mehr Merkwürdigkeiten, da ſie nun doch die Luſt ankam, den übrigen Tag zu vertrödeln.

Dieſe Luſt wurde denn auch erfüllt und es dauerte nicht lange bis das allergrößte Spektakel ſich mit großem Lärm näherte unter dem Zulauf aller Kinder des Städtchens. Denn ein mächtiges Kameel ſchwankte auf den Platz, von mehreren Affen bewohnt; ein großer Bär wurde an ſeinem Naſenringe herbeigeführt; zwei oder drei Männer waren dabei, kurz ein ganzer Bärentanz führte ſich auf und der Bär tanzte und machte ſeine poſſierlichen Künſte, indem er von

Zeit zu Zeit unwirſch brummte, daß die friedlichen Leute ſich fürchteten und in ſcheuer Entfernung dem wilden Weſen zuſchauten. Eſtherchen lachte und freute ſich unbändig über den Bären, wie er ſo zierlich umherwatſchelte mit ſeinem Stecken, über das Kameel mit ſeinem ſelbſtvergnügten Geſicht, und über die Affen. Die Mutter dagegen mußte fortwährend weinen; denn der böſe Bär erbarmte ſie, und ſie mußte wiederum ihres verſchollenen Sohnes gedenken.

Als endlich auch dieſer Aufzug wieder verſchwunden und es wieder ſtill geworden, indem die aufgeregten Nachbaren ſich mit ſeinem Gefolge ebenfalls aus dem Staube gemacht, um da oder dort zu einem Abendſchöppchen unterzukommen, ſagte Eſtherchen: »Mir iſt es nun zu Muthe, als ob der Pankraz ganz gewiß heute noch kommen würde, da ſchon ſo viele unerwartete Dinge geſchehen und ſolche Kameele, Affen und Bären dageweſen ſind!« Die Mutter ward böſe darüber, daß ſie den armen Pankraz mit dieſen Beſtien ſozuſagen zuſammenzählte und auslachte, und hieß ſie ſchweigen, ſich nicht inne werdend, daß ſie ja ſelbſt das gleiche gethan in ihren Gedanken.

Dann ſagte ſie ſeufzend: »Ich werde es nicht erleben, daß er wiederkommt!«

Indem ſie dies ſagte, begab ſich die größte Merkwürdigkeit dieſes Tages und ein offener Reiſewagen mit einem Extrapoſtillon fuhr mit Macht auf das ſtille Plätzchen, das von der Abendſonne noch halb beſtreift war. In dem Wagen ſaß ein Mann, der eine Mütze trug wie die franzöſiſchen Officiere ſie tragen, und eben ſo trug er einen Schnurr- und Kinnbart und ein gänzlich gebräuntes und ausgedörrtes Geſicht zur Schau, das überdies einige Spuren von Kugeln und Säbelhieben zeigte. Auch war er in einen Burnus gehüllt, alles dies, wie es franzöſiſche Militairs aus Afrika mitzubringen pflegen, und die Füße ſtemmte er gegen eine koloſſale Löwenhaut, welche auf dem Boden des Wagens lag; auf dem Rückſitze vor ihm lag ein Säbel und eine halblange arabiſche Pfeife neben andern fremdartigen Gegenſtänden.

Dieſer Mann ſperrte ungeachtet des ernſten Geſichtes, das er machte, die Augen weit auf und ſuchte mit denſelben rings auf dem Platze ein Haus, wie Einer der aus einem ſchweren

Traume erwacht. Beinahe taumelnd ſprang er aus dem Wagen, der von ungefähr auf der Mitte des Plätzchens ſtill hielt; doch ergriff er die Löwenhaut und ſeinen Säbel und ging ſogleich ſicheren Schrittes in das Häuschen der Wittwe, als ob er erſt vor einer Stunde aus demſelben gegangen wäre. Die Mutter und Eſtherchen ſahen dies voll Verwunderung und Neugierde und horchten auf, ob der Fremde die Treppe herauf käme; denn obgleich ſie kaum noch von Pankrazius geſprochen, hatten ſie in dieſem Augenblick keine Ahnung, daß er es ſein könnte und ihre Gedanken waren von der überraſchten Neugierde himmelweit von ihm weggeführt. Doch urplötzlich erkannten ſie ihn an der Art, wie er die oberſten Stufen überſprang und über den kurzen Flur weg faſt gleichzeitig die Klinke der Stubenthüre ergriff, nachdem er wie der Blitz vorher den loſe ſteckenden Stubenſchlüſſel feſter in's Schloß geſtoßen, was ſonſt immer die Art des Verſchwundenen geweſen, der in ſeinem Müſſiggange eine ſeltſame Ordnungsliebe bewährt hatte. Sie ſchrieen laut auf und ſtanden feſtgebannt vor ihren Stühlen, mit offenem Munde nach der aufgehenden Thüre ſehend. Unter dieſer ſtand der fremde Pankrazius mit dem dürren und harten Ernſte eines fremden Kriegsmannes, nur zuckte es ihm ſeltſam um die Augen, indeſſen die Mutter erzitterte bei ſeinem Anblick und ſich nicht zu helfen wußte und ſelbſt Eſtherchen zum erſten Mal gänzlich verblüfft war und ſich nicht zu regen wagte. Doch alles dies dauerte nur einen Augenblick; der Herr Oberſt, denn nichts Geringeres war der verlorne Sohn, nahm mit der Höflichkeit und Achtung, welche ihn die wilde Noth des Lebens gelehrt, ſogleich die Mütze ab, was er nie gethan, wenn er früher in die Stube getreten; eine unausſprechliche Freundlichkeit, wenigſtens wie es den Frauen vorkam, die ihn nie freundlich geſehen noch alſo denken konnten, verbreitete ſich über das gefurchte und doch noch nicht alte Soldatengeſicht und ließ ſchneeweiße Zähne ſehen, als er auf ſie zueilte und beide mit ausbrechendem Herzensweh in die Arme ſchloß.

Hatte die Mutter erſt vor dem martialiſchen und vermeintlich immer noch böſen Sohne ſonderbar gezittert, ſo zitterte ſie jetzt erſt recht in ſcheuer Seligkeit, da ſie ſich in den Armen dieſes wiedergekehrten Sohnes fühlte, deſſen achtungsvolles Mützenabnehmen und deſſen aufleuchtende nie geſehene Anmuth, wie ſie nur die Rührung und die Reue giebt, ſie ſchon wie mit einem Zauberſchlage berührt hatten. Denn noch ehe das Bürſchchen ſieben Jahre alt geweſen, hatte es ſchon angefangen ſich ihren Liebkoſungen zu entziehen und ſeither hatte Pankraz in bitterer Sprödigkeit und Verſtockung ſich gehütet, ſeine Mutter auch nur mit der Hand zu berühren, abgeſehen davon, daß er unzählige Male ſchmollend zu Bett gegangen war ohne Gutenacht zu ſagen. Daher bedünkte es ſie nun ein unbegreiflicher und wunderſamer Augenblick, in welchem ein ganzes Leben lag, als ſie jetzt nach wohl dreißig Jahren ſozuſagen zum erſten Mal ſich von dem Sohne umfangen ſah. Aber auch Eſtherchen bedünkte dieſes veränderte Weſen ſo ernſthaft und wichtig, daß ſie, die den Schmollenden tauſendmal ausgelacht hatte, jetzt nicht im mindeſten den bekehrten Freundlichen anzulachen vermochte, ſondern mit klaren Thränen in den Augen nach ihrem Seſſelchen ging und den Bruder unverwandt anblickte.

Pankraz war der Erſte, der ſich nach mehreren Minuten wieder zuſammen nahm und als ein guter Soldat einen Übergang und Ausweg dadurch bewerkſtelligte, daß er ſein Gepäck herauf beförderte. Die Mutter wollte mit Eſtherchen helfen; aber er führte ſie äußerſt holdſelig zu ihrem Sitze zurück, und duldete nur, daß Eſtherchen zum Wagen herunterkam und ſich mit einigen leichten Sachen belud. Den weiteren Verlauf führte indeſſen Eſtherchen herbei, welche bald ihren guten Humor wiedergewann und nicht länger unterlaſſen konnte, die Löwenhaut an dem langen gewaltigen Schwanze zu packen und auf dem Boden herumzuziehen, indem ſie ſich krank lachen wollte und einmal über das andere rief: Was iſt dies nur für ein Pelz? Was iſt dies für ein Ungeheuer?

»Dies iſt, ſagte Pankraz, ſeinen Fuß auf das Fell ſtoßend, vor drei Monaten noch ein lebendiger Löwe geweſen, den ich getödtet habe. Dieſer Burſche war mein Lehrer und Bekehrer und hat mir zwölf Stunden lang ſo eindringlich gepredigt, daß ich armer Kerl endlich von allem Schmollen und Bösſein für immer geheilt wurde. Zum Andenken ſoll ſeine Haut nicht mehr aus meiner Hand kommen. Das war eine ſchöne Geſchichte!« ſetzte er mit einem Seufzer hinzu?

In der Vorausſicht, daß ſeine Leutchen, im Fall er ſie noch lebendig anträfe, jedenfalls nicht viel Koſtbares im Hauſe hätten, hatte er in der letzten größeren Stadt, wo er durchgereiſt, einen Korb guten Weines eingekauft, ſowie einen Korb mit verſchiedenen kalten Speiſen, damit in Seldwyla kein Gelaufe entſtehen ſollte und er in aller Stille mit der Mutter und der Schweſter ein gutes Abendbrat einnehmen konnte. So brauchte die Mutter nur den Tiſch zu decken, und Pankraz trug auf, einige gebratene Hühner, eine herrliche Sülzpaſtete und ein Packet feiner kleiner Kuchen; ja noch mehr! Auf dem Wege hatte er bedacht, wie dunkel einſt das armſelige Thranlämpchen gebrannt und wie oft er ſich über die kümmerliche Beleuchtung geärgert, wobei er kaum ſeine müſſigen Siebenſachen handtieren gekonnt, ungeachtet die Mutter, die doch ältere Augen hatte, ihm immer das Lämpchen vor die Naſe geſchoben, wiederum zum großen Ergötzen Eſtherchens, die bei jeder Gelegenheit ihm die Leuchte wieder wegzupraktiziren verſtanden. Ach, einmal hatte er ſie zornig weinend ausgelöſcht, und als die Mutter ſie bekümmert wieder angezündet, blies ſie Eſtherchen lachend wieder aus, worauf er zerriſſenen Herzens in's Bett rannte. Dies und noch anderes war ihm auf dem Wege eingefallen, und indem er ſchmerzlich und bang kaum erleben mochte, ob er die Verlaſſenen wiederſehen würde, kaufte er auch noch einige Wachskerzen ein, und zündete jetzo zwei derſelben an, ſo daß die Frauensleute ſich nicht zu laſſen wußten vor Verwunderung ob all' der Herrlichkeit.

Dergeſtalt ging es wie auf einer kleinen Hochzeit in dem Häuschen der Wittwe, nur viel ſtiller, und Pankraz benutzte das helle Licht der Kerzen, die gealterten Geſichter ſeiner Mutter und Schweſter zu ſehen und dies Sehen rührte ihn ſtärker, als alle Gefahren, denen er in's Geſicht geſchaut. Er verfiel in ein tiefes trauriges Sinnen über die menſchliche Art und das menſchliche Leben, und wie gerade unſere kleineren

Eigenſchaften, als wie eine freundliche oder herbe Gemüthsart, nicht nur unſer Schickſal und Glück machen, ſondern auch dasjenige der uns Umgebenden und uns zu dieſen in ein ſtrenges Schuldverhältniß zu bringen vermögen, ohne daß wir wiſſen wie es zugegangen, da wir uns ja unſer Gemüth nicht ſelbſt gegeben. In dieſen Betrachtungen ward er jedoch geſtört durch die Nachbaren, welche jetzt ihre Neugierde nicht länger unterdrücken konnten und Einer nach dem Andern in die Stube drangen, um das Wunderthier zu ſehen, da ſich ſchon in dem ganzen Städtchen das Gerücht verbreitet hatte, der verſchollene Pankrazius ſei erſchienen, und zwar als ein franzöſiſcher General in einem vierſpännigen Wagen.

Dies war nun ein höchſt verwickelter Fall für die in ihren Vergnügungslokalen verſammelten Seldwyler, ſowol für die Jungen als wie für die Alten, und ſie kratzten ſich verdutzt hinter den Ohren. Denn dies war gänzlich wider die Ordnung und wider den Strich zu Seldwyl, daß da Einer wie vom Himmel geſchneit als ein gemachter Mann und General herkommen ſollte gerade in dem Alter, wo man zu Seldwyl ſonſt fertig war. Was wollte der denn nun beginnen? Wollte er wirklich am Orte bleiben, ohne ein Herabgekommener zu ſein die übrige Zeit ſeines Lebens hindurch, beſonders wenn er etwa alt würde? Und wie hatte er es angefangen? Was zum Teufel hatte der unbeachtete und unſcheinbare junge Menſch betrieben die lange Jugend hindurch, ohne ſich aufzubrauchen? Das war die Frage, die alle Gemüther bewegte, und ſie fanden durchaus keinen Schlüſſel, das Räthſel zu löſen, weil ihre Menſchen- oder Seelenkunde zu klein war, um zu wiſſen, daß gerade die herbe und bittere Gemüthsart, welche ihm und ſeinen Angehörigen ſo bittere Schmerzen bereitet, ſein Weſen im Übrigen wohlkonſervirt, wie der ſcharfe Kampher einen Schmetterling, und ihm über das gefährliche Seldwyler Glanzalter hinweggeholfen hatte. Um die Frage zu löſen, ſtellte man überhaupt die Wahrheit des Ereigniſſes in Frage und beſtritt deſſen Möglichkeit, und um dieſe Auffaſſung zu beſtätigen, wurden verſchiedene alte Falliten nach dem Plätzchen abgeſandt, ſo daß Pankraz, deſſen ſchon verſammelte Nachbaren ohnehin dieſem Stande angehörten, ſich von einer ganzen Verſammlung neugieriger und gemüthlicher Falliten umgeben ſah, wie ein alter Heros in der Unterwelt von den herbeieilenden Schatten.

Er zündete nun ſeine türkiſche Pfeife an und erfüllte das Zimmer mit dem fremden Wohlgeruch des morgenländiſchen Tabacks; die Schatten oder Falliten witterten immer neugieriger in den blauen Duftwolken umher, und Eſtherchen und die Mutter beſtaunten unaufhörlich die Leutſeligkeit und Geſchicklichkeit des Pankraz, mit welcher er die Leute unterhielt, und zuletzt die freundliche, aber ſichere Gewandtheit, mit welcher er die Verſammlung endlich entließ, als es ihm Zeit dazu ſchien.

Da aber die Freuden, welche auf dem Familienglück und auf frohen Ereigniſſen unter Blutsverwandten beruhen, auch nach den längſten Leiden die Betheiligten plötzlich immer jung und munter machen, ſtatt ſie zu erſchöpfen, wie die Aufregungen der weitern Welt es thun, ſo verſpürte die alte Mutter noch nicht die geringſte Müdigkeit und Schlafluſt, ſo wenig als ihre Kinder, und von dem guten Weine erwärmt, den ſie mit Zufriedenheit genoſſen, verlangte ſie endlich mit ihrer noch viel ungeduldigeren Tochter etwas Näheres von Pankrazens Schickſal zu wiſſen.

»Ausführlich, erwiederte dieſer, kann ich jetzt meine trübſelige Geſchichte nicht mehr beginnen und es findet ſich wohl die Zeit, wo ich Euch nach und nach meine Erlebniſſe im Einzelnen vorſagen werde. Für heute will ich Euch aber nur einige Umriſſe angeben, ſo viel als nöthig iſt, um auf den Schluß zu kommen, nämlich auf meine Wiederkehr und die Art, wie dieſe veranlaßt wurde, da ſie eigentlich das rechte Seitenſtück bildet zu meiner ehemaligen Flucht und aus dem gleichen Grundtone geht. Als ich damals auf ſo ſchnöde Weiſe entwich, war ich von einem unvertilgbaren Groll und Weh erfüllt; doch nicht gegen Euch, ſondern gegen mich ſelbſt, gegen dieſe Gegend hier, dieſe unnütze Stadt, gegen meine ganze Jugend. Dies iſt mir ſeither erſt deutlich geworden. Wenn ich hauptſächlich immer des Eſſens wegen bös wurde und ſchmollte, ſo war der geheime Grund hiervon das nagende Gefühl, daß ich mein Eſſen nicht verdiente, weil ich nichts lernte und nichts that, ja weil mich gar nichts reizte zu irgend einer Beſchäftigung und alſo keine Hoffnung war, daß es je anders würde; denn Alles was ich Andere thun ſah, kam mir erbärmlich und albern vor; ſelbſt Euer ewiges Spinnen war mir unerträglich und machte mir Kopfweh, obgleich es mich Müſſigen erhielt. So rannte ich davon in einer Nacht in der bitterſten Herzensqual und lief bis zum Morgen, wohl ſieben Stunden weit von hier. Wie die Sonne aufging, ſah ich Leute, die auf einer großen Wieſe Heu machten; ohne ein Wort zu ſagen oder zu fragen, legte ich mein Bündel an den Rand, ergriff einen Rechen oder eine Heugabel und arbeitete wie ein Beſeſſener mit den Leuten und mit der größten Geſchicklichkeit; denn ich hatte mir während meines Herumlungerns hier alle Handgriffe und Übungen derjenigen, welche arbeiteten, wohl gemerkt, ſogar öfter dabei gedacht, wie ſie dies und jenes ungeſchickt in die Hand nähmen und wie man eigentlich die Hände ganz anders müßte fliegen laſſen, wenn man erſt einmal ein Arbeiter heißen wolle.«

»Die Leute ſahen mir erſtaunt zu und Niemand hinderte mich an meiner Arbeit; als ſie das Morgenbrot aßen, wurde ich dazu eingeladen; dieſes hatte ich bezweckt und ſo arbeitete ich weiter, bis das Mittagseſſen kam, welches ich ebenfalls mit großem Appetit einnahm. Doch nun erſtaunten die Bauersleute noch vielmehr und ſandten mir ein verdutztes Gelächter nach, als ich, anſtatt die Heugabel wieder zu ergreifen, plötzlich den Mund wiſchte, mein Bündelchen wieder aufgriff und ohne ein Wort weiter zu verlieren, meines Weges weiter zog. In einem dichten kühlen Buchenwäldchen legte ich mich hin und ſchlief bis zur Abenddämmerung; dann ſprang ich auf, ging aus dem Wäldchen hervor und guckte am Himmel hin und her, an welchem die Sterne hervorzutreten begannen. Die Stellung der Sterne gehörte auch zu den wenigen Dingen, die ich während meines Müſſigganges gemerkt, und da ich darin eine große Ordnung und Pünktlichkeit gefunden, ſo hatte ſie mir immer wohlgefallen, und zwar um ſo mehr, als dieſe glänzenden Geſchöpfe ſolche Pünktlichkeit nicht um Tagelohn und um eine Portion Kartoffelſuppe zu üben ſchienen, ſondern damit nur thaten, was ſie nicht laſſen konnten, wie, zu ihrem Vergnügen und dabei wohl beſtanden. Da ich nun durch das allmälige Auswendiglernen unſres Geographiebuches, ſo einfach dieſes war, auch auf dem Erdboden Beſcheid wußte, ſo verſtand ich meine Richtung wohl zu nehmen und beſchloß in dieſem Augenblick, nordwärts durch ganz Deutſchland zu laufen, bis ich das Meer erreichte. Alſo lief ich die Nacht hindurch wieder acht gute Stunden und kam mit der Morgenſonne an eine wilde und entlegene Stelle am Rhein, wo eben vor meinen Augen ein mit Kornſäcken beladenes Schiff an einer Untiefe aufſtieß, indeſſen doch das Waſſer über einen Theil der Ladung wegſtrömte. Da ſich nur drei Männer bei dem Schiffe befanden und weit und breit in dieſer Frühe und in dieſer Wildniß Niemand zu erſehen war, ſo kam ich ſehr willkommen, als ich ſogleich Hand anlegte und den Schiffern die ſchwere Ladung an's Ufer bringen und das Fahrzeug wieder flott machen half. Was von dem Korne naß geworden, ſchütteten wir auf Bretter, die wir an die Sonne legten, und wandten es fleißig um, und zuletzt beluden wir das Schiff wieder. Doch nahm dies alles den größten Theil des Tages weg, und ich fand dabei Gelegenheit, mit den Schiffsleuten unterſchiedliche tüchtige Mahlzeiten zu theilen; ja, als wir fertig waren, gaben ſie mir ſogar noch etwas Geld und ſetzten mich auf mein Verlangen an das andere Ufer über mittelſt des kleinen Kähnchens, das ſie hinter dem großen Kahne angebunden hatten.«

»Drüben befand ich mich in einem großen Bergwald und ſchlief ſofort bis es Nacht wurde, worauf ich mich abermals auf die Füße machte und bis zum Tagesanbruch lief. Mit wenig Worten zu ſagen: auf dieſe nämliche Art gelangte ich in wenig mehr als zwei Monaten nach Hamburg, indem ich, ohne je viel mit den Leuten zu ſprechen, überall des Tages zugriff, wo ſich eine Arbeit zeigte, und davon ging, ſobald ich geſättigt war, um die Nacht hindurch wiederum zu wandern. Meine Art überraſchte die Leute immer, ſo daß ich niemals einen Widerſpruch fand, und bis ſie ſich etwa widerhaarig oder neugierig zeigen wollten, war ich ſchon wieder weg. Da ich zugleich die Städte vermied und meinen Arbeitsverkehr immer im freien Felde, auf Bergen und in Wäldern betrieb, wo nur urſprüngliche und einfache Menſchen waren, ſo reiſete ich wirklich wie zu der Zeit der Patriarchen. Ich ſah nie eine Spur von dem Regiment der Staaten, über deren Boden ich hinlief, und mein einziges Denken war, über eben dieſen Boden wegzukommen, ohne zu betteln oder für meine nöthige Leibesnahrung Jemandem verpflichtet ſein zu müſſen, im Übrigen aber zu thun, was ich wollte, und insbeſondere zu ruhen, wenn es mir gefiel, und zu wandern, wenn es mir beliebte. Später habe ich freilich auch gelernt, mich an eine feſte außer mir liegende Ordnung und an eine regelmäßige Ausdauer zu halten, und wie ich erſt urplötzlich arbeiten gelernt, lernte ich auch dies ſogleich ohne weitere Anſtrengung, ſobald ich nur einmal eine erkleckliche Nothwendigkeit einſah.«

»Übrigens bekam mir dies Leben in der freien Luft, bei der ſteten Abwechslung von ſchwerer Arbeit, tüchtigem Eſſen und ſorgloſer Ruhe vortrefflich und meine Glieder wurden ſo geübt, daß ich als ein wahrer Teufelskerl an Stärke und Rührigkeit in der Seeſtadt Hamburg anlangte, wo ich alsbald dem Waſſer zulief und mich unter die Seeleute miſchte, welche ſich da umtrieben und mit dem Befrachten ihrer Schiffe beſchäftigt waren. Da ich überall zugriff und ohne albernes Gaffen doch aufmerkſam war, ohne ein Wort dabei zu ſprechen, noch je den Mund zu verziehen, so duldeten die einſilbigen derben Geſellen mich bald unter ſich und ich brachte eine Woche unter ihnen zu, worauf ſie mich auf einem engliſchen Kauffahrer einſchmuggelten, deſſen Kapitän mich aufnahm unter der Bedingung, daß ich ihm in ſeinem Privatgeſchäfte helfe, das er während ſeiner Fahrten betrieb. Dieſes beſtand nämlich im Zuſammenſetzen und Herſtellen von allerhand Feuerwaffen und Piſtolen aus alten abgenutzten Beſtandtheilen, die er in großer Menge zuſammenkaufte, wenn er in der alten Welt vor Anker ging. Es waren ſeltſame und fabelhafte Todeswerkzeuge, die er ſo mit ſchrecklicher Leidenſchaft zuſammenfügte und dann bei Gelegenheit an wilden Küſten gegen werthvolle Friedensprodukte und ſanfte Naturgegenſtände austauſchte. Ich hielt mich ſtill zu der Arbeit, übte mich ein und war bald über und über mit Öl, Schmirgel und Feilenſtaub beſchmiert als ein wilder Büchſenmacher, und wenn ein ſolches Piſtolengeſchütz nothdürftig zuſammenhielt, ſo wurde es mit einem ſtarken Knall probirt; doch nie zum zweiten Mal, dieſes wurde dem rothhäutigen oder ſchwarzen Käufer überlaſſen auf den entlegenen Eilanden. Diesmal fuhr er aber nur nach Neuyork und von da nach England zurück, wo ich, der Büchſenmacherei nun genugſam kundig, mich von ihm entfernte und ſogleich in ein Regiment anwerben ließ, das nach Oſtindien abgehen ſollte.«

»In Neuyork hatte ich zwar den Fuß an das Land geſetzt und auf einige Stunden dies amerikaniſche Leben beſehen, welches mir eigentlich nun recht hätte zuſagen müſſen, da hier Jeder that, was er wollte, und ſich gänzlich nach Bedürfniß und Laune rührte, von einer Beſchäftigung zur andern abſpringend, wie es ihm eben beſſer ſchien, ohne ſich irgend einer Arbeit zu ſchämen oder die eine für edler zu halten, als die andre. Doch weiß ich nicht wie es kam, daß ich mich ſchleunig wieder auf unſer Schiff ſputete und ſo, ſtatt in der neuen Welt zu bleiben, in den älteſten träumeriſchen Theil unſrer Welt gerieth, in das uralte heiße Indien, und zwar in einem rothen Rocke, als ein ſtiller engliſcher Soldat. Und ich kann nicht ſagen, daß mir das neue Leben mißfiel, das ſchon auf dem großen Linienſchiffe begann, auf welchem das Regiment ſich befand. Schon der Umſtand, daß wir Alle, ſo viel wir waren, mit der größten Pünktlichkeit und Abgemeſſenheit ernährt wurden, indem Jeder ſeine Ration ſo ſicher bekam, wie die Sterne am Himmel gehen, keiner mehr noch minder, als der andre, und ohne daß einer den andern beeinträchtigen konnte, behagte mir außerordentlich und um ſo mehr, als keiner dafür zu danken brauchte und alles nur unſerm bloßen wohlgeordneten Daſein gebührte. Wenn wir Rekruten auch ſchon auf dem Schiffe eingeſchult wurden und täglich exerziren mußten, ſo gefiel mir doch dieſe Beſchäftigung über die Maßen, da wir nicht das Bajonet herumſchwenken mußten, um etwa mit Gewandtheit eine Kartoffel daran zu ſpießen, ſondern es war lediglich eine reine Übung, welche mit dem Eſſen zunächſt gar nicht zuſammenhing, und man brauchte nichts als pünktlich und aufmerkſam beim einen und dem andern zu ſein und ſich um weiter nichts zu kümmern. Schon am zweiten Tage unſrer Fahrt ſah ich einen Soldaten prügeln, der wider einen Vorgeſetzten gemurrt, nachdem er ſchon verſchiedene Unregelmäßigkeiten begangen. Sogleich nahm ich mir vor, daß dies mir nie widerfahren ſolle, und nun kam mir mein Schmollweſen ſehr gut zu ſtatten, indem es mir eine vortreffliche lautloſe Pünktlichkeit und Aufmerkſamkeit erleichterte und es mir fortwährend möglich machte, mir in keiner Weiſe etwas zu vergeben.«

»So wurde ich ein ganz ordentlicher und brauchbarer Soldat; es machte mir Freude, alles recht zu begreifen und ſo zu thun, wie es als muſtergültig vorgeſchrieben war, und da es mir gelang, ſo fühlte ich mich endlich ziemlich zufrieden, ohne jedoch mehr Worte zu verlieren als bisher. Nur ſelten wurde ich beinahe ein wenig luſtig und beging etwa einen närriſchen halben Spaß, was mir vollends den Anſtrich eines Soldaten gab, wie er ſein ſoll, und zugleich verhinderte, daß man mich nicht leiden konnte, und ſo war kaum ein Jahr vergangen in dem heißen ſeltſamen Lande, als ich anfing vorzurücken und zuletzt ein anſehnlicher Unteroffizier wurde. Nach einem Verlauf von Jahren war ich ein großes Thier in meiner Art, war meiſtentheils in den Büreaus des Regimentskommandeurs beſchäftigt und hatte mich als ein guter Verwalter herausgeſtellt, indem ich die nothwendigen Künſte, die Schreibereien und Rechnereien aus dem Gange der Dinge mir augenblicklich aneignete ohne weiteres Kopfzerbrechen. Es ging mir jetzt alles nach der Schnur und ich ſchien mir ſelbſt zufrieden zu ſein, da ich ohne Mühe und Sorgen da ſein konnte unter dem warmen blauen Himmel; denn was ich zu verrichten hatte, geſchah wie von ſelbſt, und ich fühlte keinen Unterſchied, ob ich in Geſchäften oder müſſig umherging. Das Eſſen war mir jetzt nichts Wichtiges mehr, und ich beachtete kaum, wann und was ich aß. Zweimal während dieſer Zeit hatte ich Nachricht an Euch abgeſandt nebſt einigen erſparten Geldmitteln; allein beide Schiffe gingen ſonderbarer Weiſe mit Mann und Maus zu Grunde und ich gab die Sache auf, ärgerlich darüber, und nahm mir vor, ſobald als thunlich ſelber heimzukehren und meine erworbene Arbeitsfähigkeit und feſte Lebensart in der Heimath zu verwenden. Denn ich gedachte damit etwas Beſſeres nach Seldwyla zu bringen, als wenn ich eine Million dahin brächte, und malte mir ſchon aus, wie ich die Haſelanten und Fiſcheſſer da anfahren wollte, wenn ſie mir über den Weg liefen.«

»Doch damit hatte es noch gute Wege und ich ſollte erſt noch ſolche Dinge erfahren und ſo in meinem Weſen verändert und aufgerüttelt werden, daß mir die Luſt verging, andere Leute anfahren zu wollen. Der Kommandeur hatte mich gänzlich zu ſeinem Factotum gemacht und ich mußte faſt die ganze Zeit bei ihm zubringen. Es war ein ſeltſamer Mann von etwa funfzig Jahren, deſſen Gattin in Irland lebte auf einem alten Thurm, da ſie wo möglich noch wunderlicher ſein mußte, als er; ſo lange ſie zuſammengelebt, hatten ſie ſich fortwährend angeknurrt, wie zwei wilde Katzen, und ſie litten Beide an der fixen Idee, daß ſie ſich gegenſeitig in einander getäuſcht hätten, obwohl Niemand beſſer für einander geſchaffen war. Auch waren ſie geſund

und munter und lebten behaglich in dieſer Einbildung, ohne welche keines mehr hätte die Zeit verbringen können, und wenn ſie weit aus einander waren, ſo ſorgte Eines für das Andere mit rührender Aufmerkſamkeit. Die einzige Tochter, die ſie hatten, und die Lydia heißt, lebte dagegen meiſtentheils bei dem Vater und war ihm ergeben und zugethan, da der Unterſchied des Geſchlechtes ſelbſt zwiſchen Vater und Tochter dieſe mehr zärtliches Mitleid für den Vater empfinden ließ, als für die Mutter, obgleich dieſe eben ſo wenig oder ſo viel taugen mochte als jener in dem vermeintlich unglücklichen Verhältniß.«

»Der Kommandeur hatte eine reizvolle luftige Wohnung bezogen, die außerhalb der Stadt in einem ganz mit Palmen, Cypreſſen, Sykomoren und anderen Bäumen angefüllten Thale lag. Unter dieſen Bäumen, rings um das leichte weiße Haus herum, waren Gärten angelegt, in denen theils jederzeit friſches Gemüſe, theils eine Menge Blumen gezogen wurden, welche zwar hier in allen Ecken wild wuchſen, die aber der Alte liebte beiſammen zu haben in nächſter Nähe und in möglichſter Menge, ſo daß in dem grünen Schatten der Bäume es ordentlich leuchtete von großen purpurrothen und weißen Blumen. Wenn es nun im Dienſte nichts mehr zu thun gab, ſo mußte ich als ein militäriſcher zuverläſſiger Vertrauensmann dieſe Gärten in Ordnung halten, oder um darüber nicht etwa zu verweichlichen, mit dem Oberſt auf die Jagd gehen, und ich wurde darüber zu einem gewandten Jäger; denn gleich hinter dem Thale begann eine wilde unfruchtbare Landſchaft, welche zuletzt gänzlich in eine Gebirgswildniß verlief, die nicht nur Schwärme und Schaaren unſchuldigeren Gewildes, ſondern auch von Zeit zu Zeit reißende Thiere, beſonders große Tiger beherbergte. Wenn ein ſolcher ſich ſpüren ließ, ſo gab es einen großen Auszug gegen ihn, und ich lernte bei dieſen Gelegenheiten die Gefahr lange kennen, ehe ich in das Gefecht mit Menſchen kam. War aber weiter gar nichts zu thun, ſo mußte ich mit dem alten Herrn Schach ſpielen und dadurch ſeine Tochter Lydia erſetzen, welche, da ſie gar keinen Sinn und kein Geſchick dazu beſaß und ganz kindiſch ſpielte, ihm zu wenig Vergnügen verſchaffte.

Ich hingegen hatte mich bald ſo weit eingeübt, daß ich ihm einigermaßen die Stange halten konnte, ohne ihn des öfteren Sieges zu berauben, und wenn mein Kopf nicht durch andere Dinge verwirrt worden wäre, ſo würde ich dem grimmigen Alten bald überlegen geworden ſein.«

»Dergeſtalt war ich nun das merkwürdigſte Inſtitut von der Welt; ich ging unter dieſen Palmen einher gravitätiſch und wortlos in meiner Scharlachuniform, ein leichtes Schilfſtöckchen in der Hand und über dem Kopfe ein weißes Tuch zum Schutze gegen die heiße Sonne. Ich war Soldat, Verwaltungsmann, Gärtner, Jäger, Hausfreund und Zeitvertreiber, und zwar ein ganz ſonderbarer, da ich nie ein Wort ſprach; denn obgleich ich jetzt nicht mehr ſchmollte und leidlich zufrieden war, ſo hatte ich mir das Schweigen doch ſo angewöhnt, daß meine Zunge durch nichts zu bewegen war, als etwa durch ein Kommandowort oder einen Fluch gegen unordentliche Soldaten. Doch diente gerade dieſe Weiſe dem Kommandeur, ich blieb ſo an die fünf Jahre bei ihm einen Tag wie den andern und konnte, wenn ich freie Zeit hatte, im Übrigen thun, was mir beliebte. Dieſe Zeit benutzte ich dazu, das Dutzend Bücher, ſo der alte Herr beſaß, immer wieder durchzuleſen und aus denſelben, da ſie alle dickleibig waren, ein ſonderbares Stück von der Welt kennen zu lernen. Ich war ſo ein eifriger und ſtiller Leſer, der ſich eine Weisheit ausbildete, von der er nicht recht wußte, ob ſie in der Welt galt oder nicht galt, wie ich bald erfahren ſollte; denn obſchon ich bereits vieles geſehen und erfahren, ſo war dies doch nur gewiſſermaßen ſtrichweiſe und das meiſte, was es gab, lag zur Seite des Striches, den ich paſſirt.«

»Mein Kommandeur wurde endlich zum Gouverneur des ganzen Landſtriches ernannt, wo wir bisher geſtanden; er wünſchte mich in ſeiner Nähe zu behalten und veranlaßte meine Verſetzung aus dem Regiment, welches wieder nach England zurückging, in dasjenige, welches dafür ankam, und ſo fand ſich wieder Gelegenheit, daß ich als Militairperſon ſowohl wie in allen übrigen Eigenſchaften um ihn ſein konnte, was mir ganz recht war; denn ſo blieb ich ein auf mich ſelbſt geſtellter Menſch, der keinen andern Herrn, als ſeine Fahne über ſich hatte.«

»Um die gleiche Zeit kam auch die Tochter aus dem alten irländiſchen Thurme an, um von nun an bei ihrem Vater dem Gouverneur zu leben. Es war ein wohlgeſtaltetes Frauenzimmer von großer Schönheit; doch war ſie nicht nur eine Schönheit, ſondern [illegible] eine Perſon, die in ihren eigenen feinen Schuhen ſtand und ging und ſogleich den Eindruck machte, daß es für den, der ſich etwa in ſie verliebte, nicht leicht hinter jedem Hag einen Erſatz oder einen Troſt für dieſe gäbe, eben weil es eine ganze und ſelbſtſtändige Perſon ſchien, die ſo nicht zum zweiten Male vorkommt. Und zwar ſchien dieſe edle Selbſtſtändigkeit gepaart mit der einfachſten Kindlichkeit und Güte des Charakters und mit jener Lauterkeit und Rückhaltloſigkeit in dieſer Güte, welche, wenn ſie ſo mit Entſchiedenheit und Beſtimmtheit verbunden iſt, eine wahre Überlegenheit verleiht und dem, was im Grunde nur ein unbefangenes urſprüngliches Gemüthsweſen iſt, den Schein einer weihevollen und genialen Meiſterſchaft giebt. Indeſſen war ſie ſehr gebildet in allen ſchönen Dingen, da ſie nach Art ſolcher Geſchöpfe die Kindheit und bisherige Jugend damit zugebracht, alles zu lernen, was irgend wohl anſteht, und ſie kannte ſogar faſt alle neueren Sprachen, ohne daß man jedoch viel davon bemerkte, ſo daß unwiſſende Männer ihr gegenüber nicht leicht in jene ſchreckliche Verlegenheit gerathen, weniger zu verſtehen, als ein müſſiges Ziergewächs von Jungfräulein. Überhaupt ſchien ein geſunder und wohldurchgebildeter Sinn in ihr ſich mehr dadurch zu zeigen, daß ſie die vorkommenden kleineren oder größeren Dinge, Vorfälle oder Gegenſtände durchaus zutreffend beurtheilte und behandelte und dabei waren ihre Gedanken und Worte ſo einfach lieblich und beſtimmt, wie der Ton ihrer Stimme und die Bewegungen ihres Körpers. Und über alles dies war ſie, wie geſagt, ſo kindlich, ſo wenig durchtrieben, daß ſie nicht im Stande war, eine überlegte Partie Schach ſpielen zu lernen und dennoch mit der fröhlichſten Geduld am Brette ſaß, um ſich von ihrem Vater unaufhörlich überrumpeln zu laſſen. So ward es Einem ſogleich heimathlich und wohl zu Muthe in ihrer Nähe; man dachte unverweilt, dieſe wäre der wahre Jakob unter den Weibern und keine Beſſere gäbe es in der Welt. Ihre ſchönen blonden Locken und die dunkelblauen Augen, die faſt immer ernſt und frei in die Welt ſahen, thaten freilich auch das ihrige dazu, ja um ſo mehr, als ihre Schönheit, ſo ſehr ſie imponirte, von echt weiblicher Beſcheidenheit und Sittſamkeit durchdrungen war und dabei gänzlich den Eindruck von etwas Einzigem und Perſönlichem machte, es war eben kurz und abermals geſagt: eine Perſon. Das heißt, ich ſage es ſchien ſo, oder eigentlich, weiß-Gott, ob es am Ende doch ſo war und es nur an mir lag, daß es ein ſolcher trügeriſcher Schein ſchien, kurz —“

Pankrazius vergaß hier weiter zu reden und verfiel in ein ſchwermüthiges Nachdenken, wozu er ein ziemlich unkriegeriſches und beinahe einfältiges Geſicht machte. Die beiden Wachslichter waren über die Hälfte heruntergebrannt, die Mutter und die Schweſter hatten die Köpfe geſenkt und nickten, ſchon nichts mehr ſehend noch hörend, ſchlaftrunken mit ihren Köpfen, denn ſchon ſeit Pankrazius die Schilderung ſeiner vermuthlichen Geliebten begonnen, hatten ſie angefangen ſchläfrig zu werden, ließen ihn jetzt gänzlich im Stich und ſchliefen wirklich ein. Zum Glück für unſere Neugierde bemerkte der Oberſt dies nicht, hatte überhaupt vergeſſen, vor wem er erzählte und fuhr ohne die niedergeſchlagenen Augen zu erheben, fort, vor den ſchlafenden Frauen zu erzählen, wie Einer, der etwas lange Verſchwiegenes endlich mitzutheilen ſich nicht mehr enthalten kann.

„Ich hatte, ſagte er, bis zu dieſer Zeit noch kein Weib näher angeſehen und verſtand oder wußte von ihnen ungefähr ſo viel, wie ein Nashorn vom Zitherſpiel. Nicht daß ich ſolche etwa nicht von jeher gern geſehen hätte, wenn ich unbemerkt und ohne Aufwand von Mühe nach ihnen ſchielen konnte; doch war es mir äußerſt zuwider, mit irgend Einer mich in den geringſten Wortwechſel einzulaſſen, da es mir von jeher ſchien, als ob es ſämmtlichen Weibern gar nicht um eine vernunftgemäße, klare und richtige Sache zu thun wäre, daß es ihnen unmöglich ſei, nur ſechs Worte lang in guter Ordnung bei der Stange zu bleiben, ſondern daß ſie einzig darauf ausgingen, wenn ſie in dieſem Augenblicke etwas Zweckmäßiges und Gutes geſagt haben, gleich darauf eine große Albernheit oder Verdrehtheit einzuwerfen, was ſie dann als ihre weibliche Anmuth und Beweglichkeit ausgäben, im Grunde aber eine Unredlichkeit ſei, und um ſo abſcheulicher, als ſie halb und halb von bewußter Abſicht begleitet ſei, um hinter dieſem Durcheinander allen ſchlechten Inſtinkten und Querköpfigkeiten deſto bequemer zu fröhnen. Deshalb ſchmollte und grollte ich von vornherein mit allem Weibervolk und würdigte keines eines offenkundigen Blickes. In Indien, als ich mehr zufrieden war und keinen Groll fürder hegte, gab es zwar viel Frauensleute, ſowohl indiſchen Geblütes, als auch eine Menge engliſcher, da viele Kaufleute, Officiere und Soldaten ihre Familie bei ſich hatten. Doch dieſe Indierinnen, die ſchön waren wie die Blumen und gut wie Zucker ausſahen und ſprachen, waren eben nichts weiter als dies und rührten mich nicht im mindeſten, da Schönheit und Güte ohne Salz und Wehrbarkeit mir langweilig vorkamen, und es war mir peinlich zu denken, wie eine ſolche Frau, wenn ſie mein wäre, ſich auf keine Weiſe gegen meine etwanigen ſchlimmen Launen zu wehren vermöchte. Die europäiſchen Weiber dagegen, die ich ſah, welche größtentheils aus Großbritannien herſtammten, ſchienen ſchon eher wehrhaft zu ſein, jedoch waren ſie weniger gut und ſelbſt wenn ſie es waren, ſo betrieben ſie die Güte und Ehrbarkeit wie ein abſcheulich nüchternes und hausbackenes Handwerk, und ſelbſt die edle Weiblichkeit, auf die ſich dieſe ſelbſtbewußten reſpektablen Weibchen ſo viel zu gut thaten, handhabten ſie eher als Würzkrämer, denn als Weiber. Hier wird ein Quentchen ausgewogen und dort ein Quentchen, ſorglich in die löſchpapierne Düte der Philiſterhaftigkeit gewickelt. Überdies war mir immer, als ob durch das Innerſte aller dieſer abendländiſchen Schönen und Unſchönen ein tiefer Zug von Gemeinheit zöge, die Krankheit unſerer Zeit, welche ſie zwar nur von unſerem Geſchlechte, von uns Herren Europäern, überkommen konnten, aber die gerade bei den anderen wieder zu einem neuen verdoppelten Übel wird. Denn es ſind üble Zeiten, wo die Geſchlechter ihre Krankheiten austauſchen und eines dem anderen ſeine angeborenen Schwachheiten mittheilt. Dies waren ſo meine unwiſſenden hypochondriſchen Gedanken über die Weiber, welche meinem Verhalten gegen ſie zu Grunde lagen und mit welchen ich meiner Wege ging, ohne mich um Eine zu bekümmern.«

»Als nun die ſchöne Lydia bei uns anlangte und ich mich täglich in ihrer Nähe befand, erhielt meine ganze Weisheit einen Stoß und fiel zuſammen. Es war mir gleich von Grund aus wohl zu Muthe, wenn ſie zugegen war, und ich wußte nicht, was ich hieraus machen ſollte. Höchlich verwundert war ich, weder Groll noch Verachtung gegen dieſe zu empfinden, weder Geringſchätzung, noch jene Luſt, doch verſtohlen nach ihr hinzuſchielen; vielmehr freute ich mich ganz unbefangen über ihr Daſein und ſah ſie ohne Unbeſcheidenheit, aber frei und offen an, wenn ich in ihrer Nähe zu thun hatte. Dies fiel mir um ſo leichter, als ich in meiner Stellung als armer Soldat kein Wort an ſie zu richten brauchte, ohne gefragt zu werden und alſo kein anderes Benehmen zu beobachten hatte, als dasjenige eines ſich aufrecht haltenden ernſthaften Unterofficiers. Auch war mir das Schweigen, beſonders gegenüber den Weibern, ſo zur andern

Natur geworden durch das langjährige Kopfhängen, daß ich beim beſten Willen jetzt nicht hätte eine Ausnahme machen können, auch wenn es ſich geſchickt hätte. Dennoch fühlte ich ein großes und ungewöhnliches Wohlwollen für dieſe Perſon, war in meinem Herzen ſehr gut auf ſie zu ſprechen und ihr zu Gefallen veränderte ich meine ſchlechten Anſichten von den Frauen und dachte mir, es müßte doch nicht ſo übel mit ihnen ſtehen, wenigſtens ſollten ſie um dieſer Einen willen von nun an mehr Gnade finden bei mir. Ich war ſehr froh, wenn Lydia zugegen war oder wenn ich Veranlaſſung fand, mich dahin zu verfügen, wo ſie eben war; doch that ich deswegen nicht einen Schritt mehr, als im natürlichen Gange der Dinge lag; nicht einmal blickte oder ging ich, wenn ich mich im gleichen Raume mit ihr befand, ohne einen beſtimmten vernünftigen Grund nach ihr hin und fühlte überhaupt eine ſolche Ruhe in mir, wie das kühle Meerwaſſer, wenn kein Wind ſich regt und die Sonne obenhin darauf ſcheint.«

»Dies verhielt ſich ſo ungefähr ein halbes Jahr, ein Jahr oder auch etwas darüber, ich weiß es nicht mehr genau; denn die ganze Zeitrechnung von damals iſt mir verloren gegangen, der ganze Zeitraum ſchwebt mir nur noch wie ein ſchwüler von Träumen durchzogener Sommertag vor. Während dieſes Anfanges nun, deſſen längere oder kürzere Dauer ich nicht mehr weiß, ging ſo alles gut und ruhig von Statten. Die Dame, obgleich ſie mich öfters ſehen mußte, hatte nicht beſonders viel mit mir zu verkehren oder zu ſprechen, wenn ſie es aber *that*, ſo war ſie außerordentlich freundlich und that es nie, ohne mit einem kindlichen harmloſen Lachen ihres ſchönen Geſichtes, was ich dann dankbarſt damit erwiederte, daß ich ein um ſo ehrbareres Geſicht machte und den Mund nicht verzog, indem ich ſagte: Sehr wohl, mein Fräulein! oder auch unbefangen widerſprach, wenn ſie ſich irrte, was indeß ſelten geſchah. War ſie aber nicht zugegen oder ich allein, ſo dachte ich wohl vielfältig an ſie, aber nicht im mindeſten wie ein Verliebter, ſondern wie ein guter Freund oder Verwandter, welcher aufrichtig um ſie bekümmert war, ihr alles Wohlergehen wünſchte und allerlei gute Dinge für ſie ausdachte. Kaum ging eine leiſe

Veränderung dadurch mit mir vor, wenn ich mich recht entſinne, daß ich gegenüber dem Gouverneur ein wenig mehr auf mich hielt, ein wenig mehr den Soldaten hervorkehrte, der nichts als ſeine Pflicht kennt, und in meinen übrigen Dienſtleiſtungen mehr den Schein der Unabhängigkeit wahrte, wie ich denn auch in keinerlei Lohnverhältniß zu ihm ſtand und nachdem die eigentliche Arbeit auf ſeinem Büreau get[illegible], wofür ich beſoldet war, alles übrige als ein guter Vertrauter mitmachte und nur, da es die Gelegenheit mit ſich brachte, etwa mit ihm aß und trank. Und ſo war ich, wie ſchon geſagt, vollkommen ruhig und zufrieden, was ſich freilich auf meine beſondere Weiſe ausnehmen mochte.«

»Da geſchah es eines Tages, als ich unter den ſchattigen Bäumen mir zu thun machte, daß die Lydia innerhalb einer kurzen Stunde drei Mal herkam, ohne daß ſie etwas da zu thun oder auszurichten hatte. Das erſte Mal ſetzte ſie ſich auf einen umgeſtürzten Korb und aß ein kleines Körbchen voll rother Kirſchen auf, indem ſie fortwährend mit mir plauderte und mich zum Reden veranlaßte. Das andere Mal kam ſie und rückte den Korb ganz nahe an das Roſenbäumchen, das ich eben ſäuberte, ſetzte ſich abermals darauf und nähete ein weißes ſeidenes Band auf ein zierliches Nachthäubchen oder was es war; denn genau konnte ich es nicht unterſcheiden, da ich diesmal kaum hinſah und ihr nur wenig Beſcheid gab, indem ich etwas verlegen wurde. Sie ging bald wieder fort und kam zum dritten Male mit einem feinen kunſtvoll in Elfenbein gearbeiteten Geduldſpiel aus China, packte den alten Korb und ſchleppte ihn wieder weg, indem ſie ſich in einiger Entfernung darauf ſetzte, mir den Rücken zuwendend, und ganz ſtill das Spiel zu löſen verſuchte. Ich blickte jetzt unverwandt nach ihr hin, bis ſie, das Spielzeug in die Taſche ſteckend, unverſehens ſich erhob und einen ſeltſamen wohllautenden Triller ſingend davon ging, ohne ſich wieder nach mir umzuſehen. Dies alles wollte mir nicht klar ſein noch einleuchten, und meine Seele rümpfte leiſe die Naſe zu dieſem Thun; aber von Stund an war ich verliebt in Lydia.«

»In der wunderbarſten gelinden Aufregung ließ ich mein Bäumchen ſtehen, holte die Doppelbüchſe und ſtreifte in den Abend hinaus weit in die Wildniß. Viele Thiere ſah ich wohl, aber alle vergaß ich zu ſchießen; denn wie ich auf eines anſchlagen wollte, dachte ich wieder an das Benehmen dieſer Dame und verlor ſo das Thier aus den Augen.«

»Was will ſie von dir, dachte ich, und was ſoll das heißen? Indem ich aber hierüber hin- und herſann, entſtand und lohete ſchon eine große Dankbarkeit in mir für alles Mögliche und Unmögliche, was irgend in dem Vorfalle liegen mochte, wogegen mein Ordnungsſinn und das Bewußtſein meiner geringen und wenig anmuthigen Perſon den widerwärtigſten Streit erhob. Als ich hieraus nicht klug wurde, verfielen meine Gedanken plötzlich auf den Ausweg, daß dieſe ſcheinbar ſo ſchöne und tüchtige Frau am Ende ganz einfach ein leichtfertiges und verbuhltes Weſen ſei, das ſich zu ſchaffen mache, mit wem es ſei, und ſelbſt mit einem armen Unterofficier eine ſchlechte Geſchichte anzuheben nicht verſchmähe. Dieſe verwünſchte Anſicht that mir ſo weh und traf mich ſo unvermuthet, daß ich wuthentbrannt einen ungeheuren rauhen Eber niederſchoß, der eben durch die hohen Bergkräuter hergegrunzt kam, und meine Kugel ſaß faſt gleichzeitig und eben ſo unvermuthet und unwillkommen in ſeinem Gehirn, wie jener niederträchtige Gedanke in dem meinigen, und ſchon war mir zu Muthe, als ob das wilde Thier noch zu beneiden wäre um ſeine Errungenſchaft im Vergleich zu der meinigen. Ich ſetzte mich auf die todte Beſtie; vor meinen Gedanken ging die ſchöne Geſtalt vorüber und ich ſah ſie deutlich, wie ſie die drei Male gekommen war mit jeder ihrer Bewegungen und jedes Wort tönte noch nach. Aber merkwürdiger Weiſe ging dies gute Gedächtniß noch über dieſen Tag hinaus und zurück überhaupt bis auf den erſten Tag, wo ich ſie geſehen, den ganzen Zeitraum hindurch, wo ich doch gänzlich ruhig geweſen. Wie man bei ganz durchſichtiger Luft, wenn es Regen geben will, an entfernten Bergen viele Einzelnheiten deutlich ſieht, die man ſonſt nicht wahrnimmt, und in ſtiller Nacht die fernſten Glocken ſchlagen hört, ſo entdeckte ich jetzt mit Verwunderung, daß aus jenem ganzen Zeitraume jede Art und Wendung ihrer Erſcheinung, jedes einzelne Auftreten ſich ohne mein Wiſſen mir eingeprägt hatte, und faſt jedes ihrer Worte, ſelbſt das gleichgültigſte und vorübergehendſte, hörte ich mit klar vernehmlichem Ausdruck in der Stille dieſer Wildniß wieder tönen. Dieſe ſämmtliche Herrlichkeit hatte alſo gleichſam ſchlafend oder heimlicherweiſe ſich in mir aufgehalten und der heutige Vorgang hatte nur den Riegel davor weggeſchoben oder eine Fackel in ein Bund Streh geworfen. Ich vergaß über dieſen Dingen wieder meinen ſchlechten Zorn und beſchäftigte mich rückhaltlos mit der Ausbeutung meines guten Gedächtniſſes und ſchenkte demſelben nicht den kleinſten Zug, den es mir von dem Bilde Lydias irgend liefern konnte. Auf dieſe Weiſe ſchlenderte ich denn auch wieder der Behauſung zu und überließ mich allein dieſen angenehmen Vorſtellungen; jedoch vermochte ich nun nicht mehr ſo unbefangen und ruhig in ihrer Nähe zu ſein, und da ich nichts anderes anzufangen wußte noch geſonnen war, ſo vermied ich möglichſt jeden Verkehr mit ihr, um deſto eifriger an ſie zu denken. So vergingen drei oder vier Wochen, ohne daß etwas Weiteres vorfiel, als daß ich bemerkte, daß ſie bei aller Zurückhaltung, die ſie nun beobachtete, dennoch keine Gelegenheit verſäumte, irgend etwas zu meinen Gunſten zu thun oder zu ſagen, und ſie fing an, mir völlig nach dem Munde oder zu Gefallen zu ſprechen, da ſie Ausdrücke brauchte, welche ich etwa gebraucht, und die Dinge ſo beurtheilte, wie ich es zu thun gewohnt war. Dies ſchien nun erſt nichts beſonderes, weil es mich eben von jeher angenehm dünkte, in ihr eben dieſelben Anſichten vom Zweckmäßigen oder vom Verkehrten zu entdecken, deren ich mich ſelber befleißigte; auch lachte ſie über dieſelben Dinge, über welche ich lachen mußte, oder ärgerte ſich über die nämlichen Unſchicklichkeiten, ſo etwa vorfielen. Aber zuletzt ward es ſo auffällig, daß ſie mir, da ich kaum ein Wort mit ihr zu ſprechen hatte, zu Gefallen zu leben ſuchte und zwar nicht wie eine ſchelmiſche Kokette, ſondern wie ein einfaches argloſes Kind, daß ich in die größte Verwirrung gerieth und vollends nicht mehr wußte, wie ich mich ſtellen ſollte. So fand ich denn, um mich zu ſalviren, unverfänglich mein Heil in meiner alten wohlhergeſtellten Schmollkunſt und verhärtete mich vollkommen in derſelben, zumal ich mich nichts weniger als glücklich fühlte in dieſem ſonderbaren Verhältniß. Nun ſchien ſie wahrhaft bekümmert und niedergeſchlagen, kleinlaut und ſchüchtern zu werden, was zu ihrem ſonſtigen reſoluten und tüchtigen Weſen eine verführeriſche Wirkung hervorbrachte, da man an den gewöhnlichen Weibern und je kleinlicher ſie ſind, deſto weniger gewohnt iſt, ſie durch ſolche ſchüchterne Beſcheidenheit glänzen und beſtechen zu ſehen. Vielmehr glauben ſie, nichts ſtehe ihnen beſſer zu Geſicht, als eine ſchreckliche Sicherheit und Unverſchämtheit. Da nun ſogar noch der alte Gouverneur anfing, in einer mir unverſtändlichen und wenig delikaten Laune zu ſticheln und zu ſcherzen und zehnmal des Tages ſagte: Wahrhaftig, Lydia, Du biſt verliebt in den Pankrazius! ſo ward mir das Ding zu bunt; denn ich hielt das für einen ſehr ſchlechten Spaß, in Betreff auf ſeine Tochter für geſchmacklos und vom ordinärſten Tone, in Bezug auf mich aber für gewiſſenlos und roh, und ich war oft im Begriff, es ihm offen zu ſagen und mich den Teufel um ihn weiter zu kümmern. Letzteres that ich auch in ſofern, als ich mich nun gänzlich zuſammen nahm und in mich ſelber verſchloß. Lydia wurde eintönig, ja ſie ſchien nun ſogar bleich und leidend zu werden, was mich tief bekümmerte, ohne daß ich daraus etwas Kluges zu machen wußte. Als ſie aber trotz meines Verhaltens ſogar wieder anfing, mir nachzugehen und ſich fortwährend zu ſchaffen machte, wo ich mich aufhielt, gerieth ich in Verzweiflung und in der Verzweiflung begann ich, abgebrochene und ungeſchickte Unterhaltungen mit ihr zu pflegen. Es war gar nichts, was wir ſprachen, ganz unartikulirtes jämmerliches Zeug, als ob wir beide blödſinnig wären; allein beide ſchienen gar nicht hieran zu denken, ſondern lachten uns an wie Kinder; denn auch ich vergaß darüber alles andere und war endlich froh, nur dieſe kurzen Reden mit ihr zu führen. Allein das Glück dauerte nie länger, als zwei Minuten, da wir den Faden aus Mangel an Ruhe und Beſonnenheit ſogleich wieder verloren und dann zwei Kindern glichen, die ein Perlenband aufgezettelt haben und mit Betrübniß die ſchönen Perlen entgleiten ſehen. Alsdann dauerte es wieder wochenlang, bis eine dieſer großen Unternehmungen wieder gelang, und nie that ich den erſten Schritt dazu, da ich gleich darauf wieder nur bedacht war, mir nichts zu vergeben und keine Dummheiten zu begehen bei dieſen etwas ungewöhnlichen Leuten. Hundertmal war ich entſchloſſen auf und davon zu gehen, allein die Zeit verging mir ſo eilig, daß ich die That immer wieder hinausſchieben mußte. Denn meine Gedanken waren jetzt ausſchließlich mit dieſer Sache beſchäftigt und es ging mir dabei äußerſt ſeltſam.«

»Mit den Büchern des Gouverneurs war ich endlich ſo ziemlich fertig geworden und wußte nichts mehr aus denſelben zu lernen. Lydia, welche mich ſo oft leſen ſah, benutzte dieſe Gelegenheit und gab mir von den ihrigen. Darunter war ein dicker Band wie eine Handbibel und er ſah auch ganz geiſtlich aus; denn er war in ſchwarzes Leder gebunden und vergoldet. Es waren aber lauter Schauſpiele und Komödien darin mit der kleinſten engliſchen Schrift gedruckt. Dies Buch nannte man den Shakeſpeare, welches der Verfaſſer deſſelben und deſſen Kopf auch vorne drin zu ſehen war. Dieſer verführeriſche falſche Prophet führte mich ſchön in die Patſche. Er ſchildert nämlich die Welt nach allen Seiten hin durchaus einzig und wahr wie ſie iſt, aber nur wie ſie es in den ganzen Menſchen iſt, welche im Guten und im Schlechten das Metier ihres Daſeins und ihrer Neigungen vollſtändig und charakteriſtiſch betreiben und dabei durchſichtig wie Kryſtall, jeder vom reinſten Waſſer in ſeiner Art, ſo daß, wenn ſchlechte Skribenten die Welt der Mittelmäßigkeit und farbloſen Halbheit beherrſchen und malen und dadurch Schwachköpfe in die Irre führen und mit tauſend unbedeutenden Täuſchungen anfüllen, dieſer hingegen eben die Welt des Ganzen und Gelungenen in ſeiner Art, d. h. wie es ſein ſoll, beherrſcht und dadurch gute Köpfe in die Irre führt, wenn ſie in der Welt dies weſentliche Leben zu ſehen und wiederzufinden glauben. Ach es iſt ſchon in der Welt, aber nur niemals da, wo wir eben ſind oder dann, wann wir leben. Es giebt noch verwegene ſchlimme Weiber genug, aber ohne den ſchönen Nachtwandel der Lady Macbeth und das bange Reiben der kleinen Hand. Die Giftmiſcherinnen, die wir treffen, ſind nur frech und reulos und ſchreiben gar noch ihre Geſchichte oder legen einen Kramladen an, wenn ſie ihre Strafe überſtanden. Es giebt noch Leute genug, die wähnen Hamlet zu ſein und ſie rühmen ſich deſſen, ohne eine Ahnung zu haben von den großen Herzensgründen eines wahren Hamlet. Hier iſt ein Blutmenſch ohne Macbeths dämoniſche und doch wieder ſo menſchliche Mannhaftigkeit und dort ein Richard der Dritte ohne deſſen Witz und Beredtſamkeit. Hier iſt eine Porzia, die nicht ſchön, dort eine, die nicht geiſtreich, dort wieder eine die geiſtreich aber nicht klug iſt und wohl verſteht, Leute unglücklich zu machen, nicht aber ſich ſelbſt zu beglücken. Unſere Shyloks möchten uns wohl das Fleiſch ausſchneiden, aber ſie werden nun und nimmer eine Baarauslage zu dieſem Behuf wagen, und unſere Kaufleute von Venedig gerathen nicht wegen eines luſtigen Habenichts von Freund in Gefahr, ſondern wegen einfältigen Actienſchwindels und halten dann nicht im mindeſten ſo ſchöne melancholiſche Reden, ſondern machen ein ganz dummes Geſicht dazu. Doch eigentlich ſind, wie geſagt, alle ſolche Leute wohl in der Welt, aber nicht ſo hübſch beiſammen, wie in jenen Gedichten; nie trifft ein ganzer Schurke auf einen ganzen wehrbaren Mann, nie ein vollſtändiger Narr auf einen unbedingt klugen Fröhlichen, ſo daß es zu keinem rechten Trauerſpiel und zu keiner guten Komödie kommen kann.«

»Ich aber las nun die ganze Nacht in dieſem Buche und verfing mich ganz in demſelben, da es mir gar ſo gründlich und ſachgemäß geſchrieben ſchien und mir außerdem eine ſolche Arbeit eben ſo neu als verdienſtlich vorkam. Weil nun alles übrige ſo trefflich, wahr und ganz erſchien und ich es für die eigentliche und richtige Welt hielt, ſo verließ ich mich insbeſondere auch bei den Weibern, die es vorbrachte, ganz auf ihn, verlockt und geleitet von dem ſchönen Sterne Lydia, und ich glaubte, hier ginge mir ein Licht auf und ſei die Löſung meiner zweifelvollen Verwirrung und Qual zu finden.«

»Gut! dachte ich, wenn ich dieſe ſchönen Bilder der Desdemona, der Helena, der Imogen und anderer ſah, die alle aus der hohen Selbſtherrlichkeit ihres Frauenthums heraus ſo ſeltſamen Käuzen nachgingen und anhingen, rückhaltlos wie unſchuldige Kinder, edel, ſtark und treu wie Helden, unwandelbar und treu wie die Sterne des Himmels: gut! hier haben wir unſeren Fall! Denn nichts anderes als ein ſolches feſtes, ſchöngebautes und gradausfahrendes Frauenfahrzeug iſt dieſe Lydia, die ihren Anker nur einmal und dann in eine unergründliche Tiefe auswirft und wohl weiß was ſie will. Dieſe Meinung ging gleich einer ſtrahlenden heißen Sonne in mir auf und in deren Licht ſah ich nun jede Bewegung und jede kleinſte Handlung, jedes Wort des ſchönen Geſchöpfes, und es dauerte nicht lange, ſo überbot ſie in meinen Augen alles, was der gute Dichter mit ſeiner mächtigen Einbildungskraft erfunden, da dies lebendige Gedicht im Lichte der Sonne umherging in Fleiſch und Blut, mit wirklichen Herzſchlägen und einem thatſächlichen Nacken voll goldener Locken.«

»Das unheimliche Räthſel war nun gelöſt und ich hatte nichts weiter zu thun, als mich in dieſe mit dem Shakeſpeare in die Wette zuſammengedichtete Seligkeit zu finden und mit

Mühe meine geringfügige und unliebliche Perſon für eine ſolche Laune des Schickſals oder des königlich großmüthigen Frauengemüthes einigermaßen leidlich zurecht zu ſtutzen mittelſt hundertfacher Pläne und Ausſichten, welche ſich an das große ſchöne Luftſchloß anbaueten. Die unendliche Dankbarkeit und Verehrung, welche ich ſolchergeſtalt gegen die Geliebte empfand, hatte allerdings zum guten Theil ihren Grund in meiner ſich geſchmeichelt fühlenden Eigenliebe; aber gewiß auch zum noch größeren Theil darin, daß dieſe Erklärungsweiſe die einzige war, welche mir möglich ſchien, ohne dies theuerſte Weſen verachten und bemitleiden zu müſſen; denn eine hohe Achtung, die ich für ſie empfand, war mir zum Lebensbedürfniß geworden und mein Herz zitterte vor ihr, das noch vor keinem Menſchen und vor keinem wilden Thiere gezittert hatte.«

»So ging ich wohl ein halbes Jahr lang herum wie ein Nachtwandler, von Träumen ſo voll hängend, wie ein Baum voll Äpfel, alles, ohne mit Lydia um einen Schritt weiter zu kommen. Ich fürchtete mich vor dem kleinſten möglichen Ereigniß, etwa wie ein guter Chriſt vor dem Tode, den er zagend ſcheut, obgleich er durch ſelbigen in die ewige Seligkeit einzugehen gewiß iſt. Deſto bunter ging es in meinem Gehirn zu und die Ereigniſſe und aufregendſten Geſchichten, alles aufs ſchönſte und unzweifelhafteſte ſich begebend, drängten und blühten da durcheinander. Ich verſäumte meine Geſchäfte und war zu nichts zu brauchen. Das Ärgſte war mir, wenn ich ſtundenlang mit dem Alten Schach ſpielen mußte, wo ich dann gezwungen war, meine Aufmerkſamkeit an das Spiel zu feſſeln, und die einzige Muße für meine ſchweren Liebesgedanken gewährte mir die kurze Zeit, wenn ein Spiel zu Ende war und die Figuren wieder aufgeſtellt wurden. Ich ließ mich daher ſobald als immer möglich, ohne daß es zu ſehr auffiel, matt machen und hielt mich ſo lange mit dem Aufſtellen des Königs und der Königin, der Läufer, Springer und Bauern auf und rückte ſo lange an den Thürmen hin und her, daß der Gouverneur glaubte, ich ſei kindiſch geworden und tändle mit den Figürchen zu meinem Vergnügen.«

»Endlich aber drohete meine ganze Exiſtenz ſich in müſſige Traumſeligkeit aufzulöſen und ich lief Gefahr ein Tollhäusler zu werden. Zudem war ich trotz aller dieſer goldenen Luftſchlöſſer unſäglich kleinmüthig und traurig, da, ehe das letzte Wort geſprochen iſt, die ſolchen wuchernden Träumen gegenüber immer zurückſtehende Wirklichkeit niederſchlägt und die leibhafte Gegenwart etwas Abkühlendes und Abwehrendes behält. Es iſt das gewiſſermaßen die ſchützende Dornenrüſtung, womit ſich die ſchöne Roſe des körperlichen Lebens umgiebt. Je freundlicher und zuthulicher Lydia war, deſto ungewiſſer und zweifelhafter wurde ich, weil ich an mir ſelbſt entnahm, wie ſchwer es Einem möglich wird, eine wirkliche Liebe zu zeigen, ohne ſie ganz bei ihrem Namen zu nennen. Nur wenn ſie ſtreng, traurig und leidend ſchien, ſchöpfte ich wieder einen halben Grund zu einer vernünftigen Hoffnung, aber dies quälte mich alsdann noch viel tiefer und ich hielt mich nicht werth, daß ſie nur eine ſchlimme Minute um meinetwillen erleiden ſollte, der ich gern den Kopf unter ihre Füße gelegt hätte. Dann ärgerte ich mich wieder, daß ſie, um guter Dinge zu ſein, verlangte, ich ſollte etwa ausſehen wie ein verliebter närriſcher Schneider, da ich doch kein ſolcher war und ich auf meine Weiſe ſchon gedachte, beweglich zu werden zu ihrem Wohlgefallen. Kurz, ich ging einer gänzlichen Confuſion entgegen, war nicht mehr im Stande ein einziges Geſchäft ordnungsgemäß zu verrichten und lief Gefahr, als Militär rückwärts zu kommen oder gar verabſchiedet zu werden, wenn ich nicht als ein abhängiger dienſtbarer Lückenbüßer, der zu weiter nichts zu brauchen, mich an das Haus des Gouverneurs hängen wollte.«

»Als daher die Engländer in bedenkliche Feindſeligkeiten mit indiſchen Völkern geriethen und ein Feldzug eröffnet wurde, der nachher ziemlich blutig für ſie ausfiel, entſchloß ich mich kurz und trat wieder in meine Compagnie als guter Combattant, vom Gouverneur meinen Abſchied nehmend. Derſelbe wollte zwar nichts davon wiſſen, ſondern polterte, bat und ſchmeichelte mir, daß ich bleiben möchte, wie alle ſolche Leute, die glauben, Alles ſtehe mit ſeinem Leib und Leben, mit ſeinem Wohl und Wehe nur zu ihrer Verfügung da, um ihnen die Zeit zu vertreiben und zur Bequemlichkeit zu dienen. Lydia hingegen ließ ſich während der drei oder vier Tage, während welcher von meinem Abzug die Rede war, kaum ſehen. Geſchah es aber, ſo ſah ſie mich nicht an oder warf einen kurzen Blick voll Zornes auf mich, wie es ſchien; aber nur das Auge ſchien zornig, ihr Gang und ihre übrigen Bewegungen waren dabei ſo ſtill, edel und an ſich haltend, daß dieſer ſchöne Zorn mir das Herz zerriß. Auch hörte ich, daß ſie des Morgens ſehr ſpät zum Vorſchein käme und daß man ſich darüber den Kopf zerbräche; denn es deutete darauf, daß ſie des Nachts nicht ſchlafe, und als ich ſie am letzten Tage zufällig hinter ihrem Fenſter ſah, glaubte ich zu bemerken, daß ſie ganz verweinte Augen hatte; auch zog ſie ſich ſchnell zurück, als ich vorüberging. Nichtsdeſtominder ſchritt ich meinen ſteifen Feldwebelsgang ruhig fort und verrichtete noch alles, weder rechts noch links ſehend. So ging ich auch gegen Abend mit einem Burſchen noch einmal durch die Pflanzungen, um ihm die Obhut derſelben einigermaßen zu zeigen und ihn ſo gut es ging zu einem proviſoriſchen Gärtner zuzuſtutzen, bis ſich ein tauglicheres Subjekt zeigen würde. Wir ſtanden eben in einem ſchlanken hohen Roſenwäldchen, das ich gezogen hatte; die Bäumchen ſtanden juſt in der Höhe des Geſichtes eines Menſchen, und ſo nahe, daß wenn man darin herum ging, die Roſen Einem an der Naſe ſtreiften, was ſehr artig und bequem war und wozu der Gouverneur ſehr gelacht hatte, da er ſich nun nicht mehr zu bücken brauchte um an den Roſen zu riechen. Als ich den Burſchen meine Anweiſungen ertheilte, kam Lydia herbei und ſchickte ihn mit irgend einem Auftrage weg, und indem ſie gleich mitzugehen Willens ſchien, zögerte ſie doch eine kurze Zeit, einige Roſen brechend, bis der Diener weg war. Ich zerrte ebenfalls noch ein Weilchen an einem Zweige herum und wie ich mich umdrehte, um zu gehen, ſah ich, daß ihr Thränen aus den Augen fielen. Ich hatte Mühe mich zu bezwingen; doch that ich als ob ich nichts geſehen, und eilte hinweg. Doch kaum war ich zehn Schritte gegangen, als ich hörte und fühlte, wie ſie, bald laufend, bald ſtehen bleibend, hinter mir herkam, und ſo eine ganze Strecke weit. Ich hielt dies nicht mehr aus, wandte mich plötzlich um und ſagte zu ihr, die kaum noch drei Schritte von mir entfernt war: »Warum gehen Sie mir nach, Fräulein?«

»Sie ſtand ſtill, wie von einer Schlange erſchreckt, und wurde, den Blick zur Erde geſenkt, glühendroth im Geſicht; dann wurde ſie bleich und weiß und zitterte am ganzen Leibe, während ſie die großen blauen Augen zu mir aufſchlug und nicht ein Wort hervorbrachte. Endlich ſagte ſie mit einer Stimme, in welchen empörter Stolz mit gern ertragener Demüthigung rang: »Ich denke, ich kann in meinem Beſitzthume herumgehen, wo ich will!«

»Gewiß!« erwiederte ich kleinlaut und ſetzte meinen Weg fort. Sie war jetzt an meiner Seite und ging neben mir her. Ich ging aber in meiner heftigen Aufregung mit ſo langen und raſchen Schritten, daß ſie trotz ihrer kräftigen Bewegungen mir mit Mühe folgen konnte und doch that ſie es. Ich ſah ſie mehrmals groß an von der Seite und ſah, daß ihr die Augen wieder voll Waſſer ſtanden, indeſſen dieſelben wie kummervoll und demüthig auf den Boden gerichtet waren. Mir brannte es ebenfalls ſierendheiß im Geſicht und meine Augen wurden auch naß. Die Sache ſtand jetzt dergeſtalt auf der Spitze, daß ich entweder eine Dummheit oder eine Gewiſſenloſigkeit zu begehen im Begriff war, wovon ich weder das Eine noch das Andere zu thun geſonnen war. Doch dachte ich, indem ich ſo neben ihr herſchritt, in meinen armen Gedanken: Wenn dies Weib dich liebt und du jemals mit Ehren an ihre Hand gelangeſt, ſo ſollſt du ihr auch dienen bis in den Tod, und wenn ſie der Teufel ſelbſt wäre!

»Indem erreichten wir eine Stätte, wo ein oder zwei Dutzend Orangenbäume ſtanden und die Luft mit Wohlgeruch erfüllten, während ein ſüßer friſcher Lufthauch durch die reinlichen edelgeformten Stämmchen wehte. Ich glaube dieſen bethörenden Hauch und Duft noch jetzt zu fühlen, wenn ich daran denke; wahrſcheinlich übte er eine ähnliche Wirkung auf das Geſchöpf, das neben mir ging, daß es ſeine wunderſame Leidenſchaft, welche die Liebe zu ſich ſelbſt war, ſo auf's äußerſte empfand und darſtellte, als ob es eine wirkliche Liebe zu einem Manne wäre; denn ſie ließ ſich auf eine Bank unter den Orangen nieder und ſenkte das ſchöne Haupt auf die Hände; die goldenen Haare fielen darüber und reiche Thränen quollen durch ihre Finger.

»Ich ſtand vor ihr ſtill und ſagte mit verſagender Stimme: »Was wollen Sie denn, was iſt Ihnen, Fräulein Lydia?«

»Was wollen Sie denn!« ſagte ſie »iſt es je erhört, eine ſchöne und feine Dame ſo zu quälen und zu mißhandeln! Aus welchem barbariſchen Lande kommen Sie denn? Was tragen Sie für ein Stück Holz in der Bruſt?«

»Wie quäle, wie mißhandle ich denn?« erwiederte ich unſchlüſſig und betreten; denn obgleich ſie einen guten Sinn haben konnte, ſchien mir dieſe Sprache dennoch nicht die rechte zu ſein.

»Sie ſind ein grober und übermüthiger Menſch!« ſagte ſie, ohne aufzublicken.

Nun konnte ich nicht mehr an mich halten und erwiederte: »Sie würden dies nicht ſagen, mein Fräulein, wenn Sie wüßten, wie wenig grob und übermüthig ich in meinem Herzen gegen Sie geſinnt bin! Und es iſt gerade meine große Höflichkeit und Demuth, welche —«

»Sie blickte, als ich wieder verſtummte, auf, und das Geſicht mit einem ſchmerzlichen, bittenden Lächeln aufgehellt, ſagte ſie haſtig: »Nun?« Wobei ſie mir einen Blick zuwarf, der mich jetzt um den letzten Reſt von Überlegung brachte. Ich, der ich es nie für möglich gehalten hätte, ſelbſt dem geliebteſten Weibe zu Füßen zu fallen, da ich ſolches für eine Thorheit und Ziererei hielt, ich wußte jetzt nicht, wie ich dazu kam, plötzlich vor ihr zu liegen und meinen Kopf ganz hingegeben und zerknirſcht in den Saum ihres Gewandes zu verbergen, den ich mit heißen Thränen benetzte. Sie ſtieß mich jedoch augenblicklich zurück und hieß mich aufſtehen; doch als ich dies that, hatte ſich ihr Lächeln noch vermehrt und verſchönert und ich rief nun: Ja — ſo will ich es Ihnen nur ſagen und ſo weiter und erzählte ihr meine ganze Geſchichte mit einer Beredtſamkeit, die ich mir kaum je zugetraut. Sie horchte begierig auf, während ich ihr gar nichts verſchwieg vom Anfang bis zu dieſer Stunde und beſonders ihr auch aus überſtrömendem Herzen das Bild entwarf, das von ihr in meiner Seele lebte und wie ich es ſeit einem halben Jahre oder mehr ſo emſig und treu ausgearbeitet und vollendet. Sie lachte, vor ſich niederſehend und lauſchend die Hand unter das Kinn ſtützend, voll Zufriedenheit und ſah immer mehr einem ſeligen Kinde gleich, dem man ein gewünſchtes Zuckerzeug gegeben, als ſie hörte und vernahm, wie nicht einer ihrer Vorzüge und Reize, und nicht eines ihrer Werte bei mir verloren gegangen war. Dann reichte ſie mir die Hand hin und ſagte, freundlich erröthend, doch mit zufriedener Sicherheit: »Ich danke Ihnen ſehr, mein Freund, für Ihre herzliche Zuneigung! Glauben Sie, es ſchmerzt mich, daß Sie um meinetwillen ſo lange beſorgt und eingenommen waren; aber Sie ſind ein ganzer Mann und ich muß Sie achten, da Sie einer ſo ſchönen und tiefen Neigung fähig ſind!«

Dieſe ruhige Rede fiel zwar wie ein Stück Eis in mein heißes Blut; doch dachte ich ſogleich, es ihr wohl und von Herzen zu gönnen, wenn ſie jetzt die gefaßte und ſich zierende Dame machen wollte und mich in alles zu ergeben, was ſie auch vornehmen und welchen Ton ſie auch anſchlagen würde.

Doch erwiederte ich bekümmert: »Wer ſpricht denn von mir, ſchöne, ſchöne Lydia! Was hat Alles, was ich leide oder nicht leide, erlitten habe oder noch erleiden werde, zu ſagen, gegenüber auch nur Einer unmuthigen oder gequälten Minute, die Sie erleiden? Wie kann ich unwerther und ungefügiger Geſelle eine ſolche je erſetzen oder vergüten?«

»Nun,« ſagte ſie, immer vor ſich niederblickend und immer noch lächelnd, doch ſchon in einer etwas veränderten Weiſe, »nun, ich muß allerdings geſtehen, daß mich Ihr ſchroffes und ungeſchicktes Benehmen ſehr geärgert und ſogar gequält hat; denn ich war an ſo etwas nicht gewöhnt, vielmehr daß ich überall, wo ich hinkam, Artigkeit und Ergebenheit um mich verbreitete. Ihre ſcheinbare grobe Fühlloſigkeit hat mich ganz ſchändlich geärgert, ſage ich Ihnen, und um ſo mehr, als mein Vater und ich viel auf Sie hielten. Um ſo lieber iſt es mir nun, zu ſehen, daß Sie doch auch ein bischen Gemüth haben, und beſonders, daß ich an meinem eigenen Werthe nicht länger zu zweifeln brauche; denn was mich am meiſten kränkte, war dieſer Zweifel an mir ſelbſt, an meinem perſönlichen Weſen, der in mir ſich zu regen begann. Übrigens, beſter Freund, empfinde ich keine Neigung zu Ihnen, ſo wenig als zu jemand Anderm, und hoffe, daß Sie ſich mit aller Hingebung und Artigkeit, die Sie ſo eben beurkundet, in das Unabänderliche fügen werden, ohne mir gram zu ſein!«

»Wenn ſie geglaubt, daß ich nach dieſer unbefangenen Eröffnung gänzlich rath- und wehrlos vor ihr darnieder liegen werde, ſo hatte ſie ſich getäuſcht. Vor dem vermeintlich guten und liebevollen Weibe hatte mein Herz gezittert, vor dem wilden Thiere dieſer falſchen gefährlichen Selbſtſucht zitterte ich ſo wenig mehr, als ich es vor Tigern und Schlangen zu thun gewohnt war. Im Gegentheil, anſtatt verwirrt und verzweifelt zu ſein und die Täuſchung nicht aufgeben zu wollen, wie es ſonſt wohl geſchieht in dergleichen Auftritten, war ich plötzlich ſo kalt und beſonnen, wie nur ein Mann es ſein kann, der auf das ſchmählichſte beleidigt und beſchimpft worden iſt, oder wie ein Jäger es ſein kann, der ſtatt eines edlen ſcheuen Rehes urplötzlich eine wilde Sau vor ſich ſieht. Ein ſeltſam gemiſchtes, unheimliches Gefühl von Kälte freilich, wenn ich bei alledem die Schönheit anſehen mußte, die da vor mir glänzte. Doch dieſes iſt das unheimliche Geheimniß der Schönheit.«

»Indeſſen, wäre ich nicht von der Sonne ganz braun gebrannt geweſen, ſo würde ich jetzt dennoch ſo weiß ausgeſehen haben, wie die Orangeblüthen über mir, als ich ihr nach einigem Schweigen erwiederte: »Und alſo um Ihren edlen Glauben an Ihre Perſönlichkeit herzuſtellen war es Ihnen möglich, alle Zeichen der reinen und tiefen Liebe und Selbſtentäußerung zu verwenden? Zu dieſem Zwecke gingen Sie mir nach, wie ein unſchuldiges Kind, das ſeine Mutter ſucht, redeten Sie mir fortwährend nach dem Munde, wurden Sie bleich und leidend, vergoſſen Sie Thränen und zeigten eine ſo goldene und rückhaltloſe Freude, wenn ich mit Ihnen nur ein Wort ſprach?«

»Wenn es ſo ausgeſehen hat, was ich that,« ſagte ſie noch immer ſelbſtzufrieden, »ſo wird es wohl ſo ſein. Sie ſind wohl ein wenig böſe, eitler Mann! daß Sie nun doch nicht der Gegenſtand einer gar ſo demuthvollen und gränzenloſen weiblichen Hingebung ſind? daß ich Armſte nicht das ſehnlich blöckende Lämmlein bin, für das Sie mich in Ihrer Vergnügtheit gehalten?«

»Ich war nicht vergnügt, Fräulein!« erwiederte ich. »Indeſſen wenn die Götter, wenn Chriſtus ſelbſt einer unendlichen Liebe zu den Menſchen vielfach ſich hingaben, und wenn die Menſchheit von jeher ihr höchſtes Glück darin fand, dieſer rückhaltloſen Liebe der Götter werth zu ſein und ihr nachzugehen: warum ſollte ich mich ſchämen, mich ähnlich geliebt gewähnt zu haben? Nein, Fräulein Lydia! ich rechne es mir ſogar zur Ehre an, daß ich mich von Ihnen fangen ließ, daß ich eher an die einfache Liebe und Güte eines unbefangenen Gemüthes glaubte, bei ſo klaren und entſchiedenen Zeichen, als daß ich verdorbener Weiſe nichts als eine einfältige Komödie dahinter gefürchtet. Denn einfältig iſt die Geſchichte! Welche Garantie haben Sie denn nun für Ihren Glauben an ſich ſelbſt, da Sie ſolche Mittel angewendet, um nur den ärmſten und unanſehnlichſten aller Feldwebel zu gewinnen, Sie, die ſchöne und vornehme engliſche Dame?«

»Welche Garantie?« antwortete Lydia, die nun allmälig blaß und verlegen wurde, »ei! Ihre verliebte Neigung, zu deren Erklärung ich Sie endlich gezwungen habe! Sie werden mir doch nicht läugnen wollen, daß Sie hingeriſſen waren und mir ſo eben erzählten, wie ich Ihnen von jeher gefallen? Warum ließen Sie das in Ihrer Grobheit nicht ein klein Weniges merken, ſo wie es dem ſchlichteſten und anſpruchloſeſten Menſchen wohl anſteht, und wenn er ein Schafhirt wäre, ſo würde uns dieſe ganze Komödie, wie Sie es nennen, erſpart worden ſein und ich hätte mich begnügt!«

»Hätten Sie mich in meiner Ruhe gelaſſen, meine Schöne,« erwiederte ich, »ſo hätten Sie mehr gewonnen. Denn Sie ſcheinen zu vergeſſen, daß dies Wohlgefallen ſich jetzt nothwendig in ſein Gegentheil verkehren muß, zu meinen eigenen Schmerzen!«

»Hilft Ihnen nichts,« ſagte ſie, »ich weiß einmal, daß ich Ihnen wohlgefallen habe und mithin im Blute ſtecke! Ich habe Ihr Geſtändniß angehört und bin meiner Eroberung verſichert. Alles übrige iſt gleichgültig; ſo geht es zu, beſter Herr Pankrazius, und ſo werden diejenigen beſtraft, die ſich vergehen im Reiche der Königin Schönheit!«

»Das heißt,« ſagte ich, »es ſcheint dies Reich eher einer Zigeunerbande zu gleichen. Wie können Sie eine Feder auf den Hut ſtecken, die Sie geſtohlen haben, wie eine gemeine Ladendiebin? gegen den Willen des Eigenthümers?«

Sie antwortete: »Auf dieſem Felde, beſter Herr Eigenthümer, gereicht der Diebſtahl der Diebin zum Ruhm, und Ihr Zorn beweiſ't nur auf's Neue, wie gut ich Sie getroffen habe!«

So zankten wir noch eine gute halbe Stunde herum in dem ſüßen Orangenhaine, aber mit bittern harten Worten, und ich ſuchte vergeblich ihr begreiflich zu machen, wie dieſe abgeſtohlene und erſchlichene Liebesgeſchichte durchaus nicht den Werth für ſie haben könnte, den ſie ihr beilegte. Ich führte dieſen Beweis wahrlich nicht aus philiſterhafter Verletztheit und Grobheit, ſondern um irgend einen Funken vom Gefühl ihres Unrechtes und der Unſittlichkeit ihrer Handlungsweiſe in ihr zu erwecken. Aber umſonſt! Sie wollte nicht einſehen, daß eine rechte Gemüthsverfaſſung erſt dann in der vollen und rückhaltloſen Liebe aufflammt, wenn ſie Grund zur Hoffnung zu haben glaubt, und daß alſo dieſen Grund zu geben, ohne etwas zu fühlen, immer ein grober und unſittlicher Betrug bleibt, und um ſo gewiſſenloſer, als der Betrogene einfacher, ehrlicher und argloſer Art iſt. Immer kam ſie auf das Faktum meiner Liebeserklärung zurück, und zwar warf ſie, die ſonſt ein ſo geſundes und ſchönes Urtheil hatte, die unſinnigſten, kleinlichſten und unanſtändigſten Reden und Argumente durcheinander und that einen wahren Kindskopf kund. Während der ganzen Jahre unſeres Zuſammenſeins hatte ich nicht ſo viel mit ihr geſprochen, wie in dieſer letzten zänkiſchen Stunde, und nun ſah ich, o gerechter Gott! daß es ein Weib war von einem groß angelegten Weſen, mit den Manieren, Bewegungen und Kennzeichen eines wirklich noblen und ſeltenen Weibes, und bei alledem mit dem Gehirn — einer ganz gewöhnlichen Soubrette, wie ich ſie nachmalen zu Dutzenden geſehen habe auf den Vaudevilletheatern zu Paris! Während dieſes Zankes aber verſchlang ich ſie dennoch fortwährend mit den Augen und ihre unbegreifliche grundloſe, ſo perſönlich ſcheinende Schönheit quälte mein Herz in die Wette mit dem Wortwechſel, den wir führten. Als ſie aber zuletzt ganz ſinnloſe und unverſchämte Dinge ſagte, rief ich, in bittere Thränen ausbrechend: »O Fräulein! Sie ſind ja der größte Eſel, den ich je geſehen habe!«

Sie ſchüttelte heftig die Wucht ihrer Locken und ſah bleich und erſtaunt zu mir auf, wobei ein wilder ſchiefer Zug um ihren ſonſt ſo ſchönen Mund ſchwebte. Es ſollte wohl ein höhniſches Lächeln ſein, ward aber zu einem Zeichen ſeltſamer Verlegenheit.

»Ja,« ſagte ich, mit den Fäuſten meine Thränen zerreibend, »nur wir Männer können ſonſt Eſel ſein, dies iſt unſer Vorrecht, und wenn ich Sie auch ſo nenne, ſo iſt es noch eine Art Auszeichnung und Ehre für Sie. Wären Sie nur ein Bischen gewöhnlicher und geringer, ſo würde ich Sie einfach eine ſchlechte Gans ſchelten!«

Mit dieſen Worten wandte ich mich endlich von ihr ab und ging, ohne ferner nach ihr hinzublicken, aber mit dem Gefühle, daß ich das, was mir jemals in meinem Leben von reinem

Glück beſchieden ſein mochte, jetzt für immer hinter mir laſſe, und daß es jetzt vorbei wäre mit meiner artigen Frömmigkeit in der Liebe.

»Das haſt du nun von deinem unglückſeligen Schmollweſen!« ſagte ich zu mir ſelbſt, »hätteſt du von Anbeginn zuweilen nur halb ſo lange mit ihr freundlich geſprochen, ſo hätte es dir nicht verborgen bleiben können, weß Geiſtes Kind ſie iſt, und du hätteſt dich nicht ſo gröblich getäuſcht! Fahr hin und zerfließe denn, du ſchönes Luftſchloß!«

Als ich mich nun mit zerriſſenen Gedanken vom Gouverneur verabſchiedete, ſah mich derſelbe vergnüglich und verſchmitzt an und blinzelte ſpöttiſch mit den Augen. Ich merkte, daß er mir meine Affaire anſah, überhaupt dieſelbe von jeher beobachtet hatte und eine Art von ſchadenfrohem Spaß daran empfand. Da er ſonſt ein ganz biederer und honetter Mann war, ſo konnte das nichts anderes ſein, als die einfältige Freude aller Philiſter an grauſamen und ſchlechten Bratenſpäßen. Im vorigen Jahrhundert beluſtigten ſich große Herren daran, ihre Narren, Zwerge und ſonſtigen Untergebenen betrunken zu machen und dann mit Waſſer zu begießen oder körperlich zu mißhandeln. Heutzutage wird dies bei den Gebildeten nicht mehr beliebt; dagegen unterhält man ſich mit Vorliebe damit, allerlei feine Verwirrungen anzuzetteln, und je weniger ſolche Philiſterſeelen ſelber einer flotten und gründlichen Leidenſchaft fähig ſind, deſto mehr fühlen ſie das Bedürfniß, dergleichen mit mehr oder weniger plumpen Mitteln in denen zu erwecken, die dazu tauglich ſind, in ſolche herzlos aufgeſtellten Mäuſefallen zu gerathen. Wenn nun der Gouverneur ſeinerſeits es nicht verſchmähte, ſeine eigene Tochter als ſolche Mäuſefalle zu verwenden, ſo war hiegegen nichts weiter zu ſagen, und ich nahm, obſchon noch ein guter Gepäckwagen abfuhr, eigenſinnig meinen ſchweren Torniſter und die Musquete auf den Rücken und führte einen zurückgebliebenen Trupp in die Nacht hinaus dem Regimente nach, das ſchon in der Frühe abmarſchirt war.«

»Ich ſah mich nach einem mühſeligen und heißen Marſch nun in eine neue Welt verſetzt, als die Kampagne eröffnet war und die Truppen der oſtindiſchen Kompagnie ſich mit den wilden

Bergſtämmen an der äußerſten Grenze des indobrittiſchen Reiches herumſchlugen. Einzelne Kompagnieen unſers Regimentes waren fortwährend vorgeſchoben; eines Tages aber wurde die meinige ſo mörderlich umzingelt, daß wir uns mitten in einem Knäuel von banditenähnlichen Reitern, Elephanten und ſonderbaren bemalten und vergoldeten Wagen befanden, auf denen ſtille ſchöne hindoſtaniſche Scheinfürſten ſaßen, von den wilden Häuptlingen als Puppen mitgeführt. Unſere ſämmtlichen Offiziere fielen an dieſem Tage und die Kompagnie ſchmolz auf ein Drittel zuſammen. Da ich mich ordentlich hielt und einige Dienſte leiſtete, ſo erlangte ich das Patent des erſten Lieutenants der Kompagnie und nach Beendigung des Feldzuges war ich deren Kapitän.«

»Als ſolcher hielt ich mit etwa hundert und funfzig Mann zwei Jahre lang einen kleinen Grenzbezirk beſetzt, welcher zur Arrondirung unſers Gebietes erobert worden, und war während dieſer Zeit der oberſte Machthaber in dieſer heidniſchen Wildniß. Ich war nun ſo einſam, als ich je in meinem Leben geweſen, mißtrauiſch gegen alle Welt und ziemlich ſtreng in meinem Geſchäftsverkehr, ohne gerade böſe oder ungerecht zu ſein. Meine Hauptthätigkeit beſtand darin, chriſtliche Polizei einzuführen und unſern Religionsleuten nachdrücklichen Schutz zu gewähren, damit ſie ungefährdet arbeiten konnten. Hauptſächlich aber hatte ich das Verbrennen der indiſchen Weiber zu verhüten, wenn ihre Männer geſtorben, und da die Leute eine förmliche Sucht hatten, unſerm engliſchen Verbote zu kontraveniren und einander bei lebendigem Leibe zu braten zu Ehren der Gattentreue, ſo mußten wir ſtets auf den Beinen ſein, um dergleichen zu verhüten. Sie waren dann eben ſo mürriſch und mißvergnügt, wie wenn hierzulande die Polizei ein unerlaubtes Vergnügen ſtört. Einmal hatten ſie in einem entfernten Dorfe die Sache ganz ſchlau und heimlich ſo weit gebracht, daß der Scheiterhaufen ſchon lichterloh brannte, als ich athemlos herzugeritten kam und das Völkchen auseinander jagte. Auf dem Feuer lag die Leiche eines uralten gänzlich vertrockneten Gockelhahns, welcher ſchon ein wenig brenzelte. Neben ihm aber lag ein bildſchönes Weibchen von kaum ſechszehn Jahren, welches mit lächelndem Munde und ſilberner Stimme ſeine Gebete ſang. Glücklicher Weiſe hatte das Geſchöpfchen noch nicht Feuer gefangen und ich fand gerade noch Zeit, vom Pferde zu ſpringen und ſie bei den zierlichen Füßchen zu packen und vom Holzſtoß zu ziehen. Sie geberdete ſich aber wie beſeſſen und wollte durchaus verbrannt ſein mit ihrem alten Stänker, ſo daß ich die größte Mühe hatte, ſie zu bändigen und zu beſchwichtigen. Freilich gewannen dieſe armen Wittwen nicht viel durch ſolche Rettung; denn ſie fielen nach denſelben unter den Ihrigen der äußerſten Schande und Verlaſſenheit anheim, ohne daß das Gouvernement etwas dafür that, ihnen das gerettete Leben auch leicht zu machen. Dieſe Kleine gelang es mir indeſſen zu verſorgen, indem ich ihr eine Ausſteuer verſchaffte und an einen getauften Hindu verheirathete, der bei uns diente, dem ſie auch mit reiner Treue und ganzem Blute anhing.«

»Allein dieſe wunderlichen Vorfälle beſchäftigten meine Gedanken und erweckten allmälig in mir den Wunſch nach dem Genuſſe ſolcher unbedingten Treue, und da ich für dieſe Phantaſie kein Weib zu meiner Verfügung hatte, verfiel ich einer ganz weibiſchen Sehnſucht, ſelber ſo treu zu ſein, und damit zugleich einer heißen Sehnſucht nach Lydia. Da ich nun Rang und gute Ausſichten beſaß, ſchien es mir nicht unmöglich, bei einem klugen Benehmen die ſchöne Perſon, falls ſie noch zu haben wäre, dennoch erlangen zu können, und in dieſer tollen Idee beſtärkte mich noch der Umſtand, daß ſie ſich doch ſo viel aufrichtige und ſorgenvolle Mühe gegeben, mir den Kopf zu verdrehen. Irgend einen Werth mußt du doch, dachte ich, in ihren Augen gehabt haben, ſonſt hätte ſie gewiß nicht gar viel daran geſetzt. Alſo gedacht, gethan; nämlich ich gerieth jetzt auf die fixe Idee, die Lydia, wenn ſie mich möchte, zu heirathen, wie ſie eben wäre, und ihr um ihrer ſchönen Perſönlichkeit willen, für die es nichts Ähnliches gab, treu und ergeben zu ſein ohne Schranken noch Ziel, und ihre Verkehrtheit und ſchlimmen Eigenſchaften als eine Tugend zu betrachten und dieſelben zu ertragen, als ob ſie das ſüßeſte Zuckerbrot wären. Ja, ich phantaſirte mich wieder ſo hinein, daß mir ihre Fehler, ſelbſt ihre theilweiſe Dummheit zum wünſchbarſten aller irdiſchen Güter wurden, und in tauſend erfundenen Variationen wandte ich dieſelben hin und her und malte mir ein Leben aus, wie ein kluger und geſchickter Mann die Verkehrtheiten und Mängel einer liebenswürdigen Frau täglich und ſtündlich in eben ſo viel artige und erfreuliche Abenteuer zu wandeln und ihren Dummheiten mittelſt einer von Liebe und Treue getränkten Einbildungskraft einen goldenen Werth zu verleihen weiß, ſo daß ſie lachend auf dieſelben ſich noch etwas zu gut thun kann. Der Teufel weiß, wo ich dieſe geſchäftige Einbildungskraft hernahm, wahrſcheinlich immer noch aus dem unglücklichen Shakeſpeare, den mir die Hexe gegeben, und womit ſie mich doppelt vergiftet hatte. Es nimmt mich nur Wunder, ob ſie auch ſelbſt je mit Andacht darin geleſen hat!«

»Kurz, als ich hinlänglich wieder berauſcht war von meinen Träumen und von meinem entlegenen Poſten zugleich abgelöſt wurde, nahm ich Urlaub und begab mich Hals über Kopf zu dem Gouverneur. Er lebte noch in den alten Verhältniſſen und empfing mich ganz gut und auch die Tochter war noch bei ihm und empfing mich freundlicher, als ich erwartet. Kaum hatte ich ſie wieder geſehen und einige Worte ſprechen gehört, ſo war ich wieder ganz in ſie vernarrt und in meiner firen Idee vollends beſtärkt, und es ſchien mir unmöglich, ohne die Verwirklichung derſelben je froh zu werden.«

»Allein ſie betrieb nun das Geſchäft in krankhafter Überſpannung ganz offen und großartig und fröhnte ihrer unglücklichen Selbſtſucht ohne allen Rückhalt. Sie war nun umgeben von einer Schaar ziemlich roher und eitler Offiziere, die ihr auf ganz ordinäre Weiſe den Hof machten und ſagten, was ſie gern hören mochte, kam es auch heraus, wie es wollte. Es war eine vollſtändige Hetzjagd von Trivialitäten und hohlem Weſen und die derbſten Zudringlichkeiten wurden am liebſten angenommen, wenn ſie nur aus gänzlicher Ergebenheit herzurühren ſchienen und die Unglückliche in ihrem Glauben an ſich ſelbſt aufrecht erhielten. Außerdem hatte ſie zur Zeit einem armen Tambour mit einem einzigen Blicke den Kopf verdreht, der nun ganz aufgeblaſen umherging und ſich ihr überall in den Weg ſtellte; und einen Schuſter, der für ſie arbeitete, hatte ſie dermaßen bethört, daß er jedesmal, wenn er ihr

Schuhe brachte, auf dem Hausflur auf das ſorgfältigſte ſich ſeinen rothen Schnurrbart reinigte, da er zuverläſſig erwartete, es würde diesmal etwas vorgehen und er geküßt werden! Wenn man ihn kommen ſah, ſo begab ſich die ganze Geſellſchaft auf eine verdeckte Gallerie, um dem armen Teufel in ſeinem feierlichen Werke zuzuſehen. Das ſonderbarſte war, daß Niemand an dieſem Weſen ein Ärgerniß nahm, daß man alſo nichts beſſeres von Lydia zu erwarten ſchien, und ihre Aufführung ihrer würdig hielt, daß alſo ich der Einzige war, der ſo große Meinungen von ihr im Herzen trug, und mithin alle dieſe Hansnarren, die ich verachtete, die ſie aber nahmen, wie ſie war, klüger zu ſein ſchienen, als ich in meiner tiefſinnigen Leidenſchaft. Aber nein! rief ich, ſie iſt doch ſo, wie ich ſie denke, und eben weil das alles Strohköpfe ſind, ſind ſie ſo frech gegen ſie und wiſſen nicht, was an ihr iſt oder ſein könnte! Und ich zitterte darnach, ihr noch ein Mal den Spiegel vorzuhalten, aus dem ihr beſſeres Bild zurückſtrahlte und alles Werthloſe um ſie her wegblendete. Allein der äußere Anſtand und die Haltung, welche ich auch bei aller Anſtrengung nicht aufgeben konnte, machten es mir unmöglich, mich unter dieſe Affenſchwänze zu miſchen und nur den kleinſten Schritt gegen Lydia zu thun. Ich ward abermals konfus, ungeduldig, nahm plötzlich meinen Abſchied aus der indiſchen Armee und machte mich davon, um heimzukehren und die Unſelige zu vergeſſen.«

»So gelangte ich nach Paris und hielt mich daſelbſt einige Wochen auf. Da ich eine große Menge ſchöner und kluger Weiber ſah, dachte ich, es wäre das beſte Mittel, meine unglückliche Geſchichte los zu werden, in recht viel hübſche Frauengeſichter zu blicken, und ging daher von Theater zu Theater, und an alle Orte, wo dergleichen beiſammen waren, ließ mich auch in verſchiedene gute Häuſer und Geſellſchaften einführen. Ich ſah auch in der That viele tüchtige Geſtalten von edlem Schwung und Zuſchnitt und in deren Augen ſchöne Gedanken lagen, aber „Alles was ich ſah, führte mich nur auf Lydia zurück und diente zu deren Gunſten. Sie war nicht zu vergeſſen und ich war und blieb auf's Neue elend verliebt in ſie. Ich hatte das allerunheimlichſte ſonderbarſte Gefühl, wenn ich an ſie dachte. Es war mir zu Muthe, als ob nothwendiger Weiſe ein weibliches Weſen in der Welt ſein müßte, welches genau das Äußere und die Manieren dieſer Lydia, kurz deren beſſere Hälfte beſäße, dazu aber auch die entſprechende andere Hälfte, und daß ich nur dann würde zur Ruhe kommen, wenn ich dieſe ganze Lydia fände; oder es war mir als ob ich verpflichtet wäre, die rechte Seele zu dieſem ſchönen halben Geſpenſte zu ſuchen, mit einem Worte, ich wurde abermals krank vor Sehnſucht nach ihr, und da es doch nicht anging, zurückzukehren, ſuchte ich neue Sonnengluth, Gefahr und Thätigkeit und nahm Dienſte in der franzöſiſch-afrikaniſchen Armee. Ich begab mich ſogleich nach Algier und befand mich bald am äußerſten Saume der afrikaniſchen Provinz, wo ich im Sonnenbrand und auf dem glühenden Sande mich herumtummelte und mit den Kabylen herumſchlug.“

Da in dieſem Augenblick das ſchlafende Eſtherchen, das immer einen Unfug machen mußte, träumte, es falle eine Treppe hinunter und demgemäß auf ſeinem Stuhle ein erſchrecktes Geräuſch erhob, blickte der erzählende Pankrazius endlich auf und bemerkte, daß ſeine Zuhörerinnen ſchliefen. Zugleich entdeckte er erſt jetzt, daß er denſelben eigentlich nichts als eine Liebesgeſchichte erzählt, ſchämte ſich deſſen und wünſchte, daß ſie gar nichts davon gehört haben möchten. Er weckte die Frauen auf und hieß ſie ins Bett gehen, und er ſelbſt ſuchte ebenfalls das Lager auf, wo er mit einem langen, aber gemüthlichen Seufzer einſchlief. Er lag wohl ſo lange im Bette, wie einſt, als er der faule und unnütze Pankräzlein geweſen, ſo daß ihn die Mutter wie ehedem wecken mußte. Als ſie nun zuſammen beim Frühſtück ſaßen und Kaffee tranken, ſagte er, mit ſeinem Bericht fortfahrend:

»Wenn Ihr nicht geſchlafen hättet, ſo würdet Ihr gehört haben, wie ich in Oſtindien im Begriffe war, aus einem Murrkopf ein äußerſt zuthunlicher und wohlwollender Menſch zu werden um eines ſchönen Frauenzimmers willen, wie aber eben meine Schmollerei mir einen argen Streich geſpielt hat, da ſie mich verhinderte, beſagtes Frauenzimmer näher zu kennen und mich blindlings in ſelbe verlieben ließ; wie ich dann betrogen wurde und als ein neugeſtählter Schmoller aus Indien nach Afrika ging zu den Franzoſen, um dort den Burnußträgern die lächerlichen thurmartigen Strohhüte herunter zu ſchlagen und ihnen die Köpfe zu zerbläuen, was ich auch mit ſo grimmigem Eifer that, daß ich auch bei den Franzoſen avancirte und Oberſt ward, was ich geblieben bin bis jetzt.«

»Ich war wieder ſo einſilbig und trübſelig als je und kannte nur zwei Arten, mich zu vergnügen: die Erfüllung meiner Pflicht als Soldat und die Löwenjagd. Letztere betrieb ich ganz allein, indem ich mit nichts als mit einer guten Büchſe bewaffnet zu Fuß ausging und das Thier aufſuchte, worauf es dann darauf ankam, dasſelbe ſicher zu treffen, ſonſt war ich verloren. Die ſtete Wiederholung dieſer einen großen Gefahr und das mögliche Eintreffen eines endlichen Fehlſchuſſes ſagte meinem Weſen zu und nie war ich behaglicher, als wenn ich ſo ſeelenallein auf den heißen Höhen herumſtreifte und einem ſtarken wilden Burſchen auf der Spur war, der mich gar wohl bemerkte und ein ähnliches ſchmollendes Spiel trieb mit mir, wie ich mit ihm. So war vor jetzt ungefähr vier Monaten ein ungewöhnlich großer Löwe in der Gegend erſchienen, dieſer, deſſen Fell hier liegt, und lichtete den Beduinen ihre Heerden, ohne daß man ihm beikommen konnte; denn er ſchien ein durchtriebener Geſelle zu ſein und machte täglich große Märſche kreuz und quer, ſo daß ich bei meiner Weiſe, zu Fuß zu jagen, lange Zeit brauchte, bis ich ihn nur von Ferne zu Geſicht bekam. Als ich ihn zwei oder dreimal geſehen, ohne zum Schuß zu kommen, kannte er mich ſchon und merkte, daß ich gegen ihn etwas im Schilde führe. Er fing gewaltig an zu brüllen und verzog ſich, um mir an einer andern Stelle wieder zu begegnen, und wir gingen ſo um einander herum während mehrerer Tage wie zwei Kater, die ſich zauſen wollen, ich lautlos, wie das Grab, und er mit einem zeitweiligen wilden Geknurre.«

»Eines Tages war ich vor Sonnenaufgang aufgebrochen und nach einer noch nie eingeſchlagenen Richtung hingegangen; da der Löwe Tags vorher ſich auf der entgegengeſetzten Seite herum getrieben und einen vergeblichen Raubverſuch gemacht; da die dortigen Leute mit ihren Thieren abgezogen waren, ſo vermuthete ich, der hungrige Herr werde vergangene Nacht wohl dieſen Weg eingeſchlagen haben, wie es ſich denn auch erwies. Als die Sonne aufging, ſchlenderte ich gemächlich über ein hügeliges goldgelbes Gefilde, deſſen Unebenheiten lange himmelblaue Schatten über den goldenen Boden hinſtreckten. Der Himmel war ſo dunkelblau wie Lydia's Augen, woran ich unverſehens dadurch erinnert wurde; in weiter Ferne zogen ſich blaue Berge hin, woran das arabiſche Städtchen lag, das ich bewohnte, und am andern Rande der Ausſicht einige Wälder und grüne Fluren, auf denen man den Rauch und ſelbſt die Zelte der Beduinen wie ſchwarze Punkte ſehen konnte. Es war todtenſtill überall und kein lebendes Weſen zu erſpähen. Da ſtieß ich an den Rand einer Schlucht, welche ſich durch die ganze ſteinige Gegend hinzog und nicht zu ſehen war, bis man dicht an ihr ſtand. Es floß ein kühler friſcher Bach auf ihrem Grunde, und wo ich eben ſtand, war die Vertiefung ganz mit blühendem Oleandergebüſch angefüllt. Nichts war ſchöner zu ſehen, als das friſche Grün dieſer Sträucher und ihre tauſendfältigen roſenrothen Blüthen und zu unterſt das fließende klare Wäſſerlein. Der Anblick ließ eine verjährte Sehnſucht in mir aufſteigen und ich vergaß, warum ich hier herumſtrich. Ich wünſchte, in den Oleander hinabzuſteigen und aus dem Bach zu trinken, und in dieſen zerſtreuten Gedanken legte ich mein Gewehr auf den Boden und kletterte eiligſt in die Schlucht hinunter, wo ich mich zur Erde warf, aus dem Bache trank, mein Geſicht benetzte und dabei an die ſchöne Lydia dachte. Ich grübelte, wo ſie wohl ſein möchte, wo ſie jetzt herumgehe und wie es ihr überhaupt gehen möchte? Da hörte ich ganz nah den Löwen ein kurzes Gebrüll ausſtoßen, daß der Boden zitterte. Wie beſeſſen ſprang ich auf und ſchwang mich den Abhang hinauf, blieb aber wie angenagelt oben ſtehen, als ich ſah, daß das große Thier, kaum zehn Schritte von mir, eben bei meinem Gewehr angekommen war. Und wie ich da ſtand, ſo blieb ich auch ſtehen, die Augen auf die Beſtie geheftet. Denn als er mich erblickte kauerte er zum Sprunge nieder, gerade über meiner Doppelbüchſe, daß ſie quer unter ſeinem Bauche lag, und wenn ich mich nur gerührt hätte, ſo würde er geſprungen und mich unfehlbar zerriſſen haben. Aber ich ſtand und ſtand ſo zwölf lange Stunden, ohne ein Auge von ihm zu verwenden und ohne daß er eines von mir verwandte. Er legte ſich gemächlich nieder und betrachtete mich. Die Sonne ſtieg höher, aber während die furchtbarſte Hitze mich zu quälen anfing, verging die Zeit ſo langſam, wie die Ewigkeit der Hölle. Weiß Gott, was mir Alles durch den Kopf ging; ich verwünſchte die Lydia, deren bloßes Andenken mich abermals in dies Unheil gebracht, da ich darüber meine Waffe vergeſſen hatte. Hundertmal war ich verſucht, allem ein Ende zu machen und auf das wilde Thier loszuſpringen mit bloßen Händen; allein die Liebe zum Leben behielt die Oberhand und ich ſtand und ſtand wie das verſteinerte Weib des Loth, oder wie der Zeiger einer Sonnenuhr; denn mein Schatten ging mit den Stunden um mich herum, wurde ganz kurz und begann ſchon wieder ſich zu verlängern. Das war die bitterſte Schmollerei, die ich je verrichtet, und ich nahm mir vor und gelobte, wenn ich dieſer Gefahr entränne, ſo wolle ich umgänglich und freundlich werden, nach Hauſe gehen und mir und andern das Leben ſo angenehm als möglich machen. Der Schweiß lief an mir herunter, ich zitterte vor krampfhafter Anſtrengung, mich auf ſelbem Fleck unbeweglich aufrecht zu halten, leiſe an allen Gliedern, und wenn ich nur die vertrockneten Lippen bewegte, ſo richtete ſich der Löwe halb auf, wackelte mit ſeinem Hintergeſtell, funkelte mit den Augen und brüllte, ſo daß ich den Mund ſchnell wieder ſchloß und die Zähne auf einander biß. Indem ich aber ſo eine lange Minute um die andere abwickeln und erleben mußte, verſchwand der Zorn und die Bitterkeit in mir, ſelbſt gegen den Löwen, und je ſchwächer ich wurde, deſto geſchickter ward ich in einer mich angenehm dünkenden, lieblichen Geduld, daß ich alle Pein aushielt und tapfer ertrug. Es würde aber, als endlich der Nachmittag ſchon vorgerückt war, doch nicht mehr lange gegangen ſein, als eine unverhoffte Rettung ſich aufthat. Das Thier und ich waren ſo in einander vernarrt, daß keiner von uns zwei Soldaten bemerkte, welche im Rücken des Löwen hermarſchirt kamen, bis ſie auf höchſtens dreißig Schritte nahe waren. Es war eine Patrouille, die ausgeſandt war mich zu ſuchen, da ſich Geſchäfte eingeſtellt hatten. Sie trugen ihre Ordonnanzgewehre auf der Schulter und ich ſah gleichzeitig dieſelben vor mir aufblitzen gleich einer himmliſchen Gnadenſonne, als auch mein Widerſacher ihre Schritte hörte in der Stille der Landſchaft; denn ſie hatten ſchon von weitem etwas bemerkt und waren ſo leiſe als möglich gegangen. Plötzlich ſchrieen ſie jetzt: Eh la canaille! quel drôle de canaille! Der Löwe wandte ſich um, ſprang empor, ſperrte wüthend den Rachen auf, erboßt wie ein Satan, und war einen Augenblick lang unſchlüſſig, auf wen er ſich zuerſt ſtürzen ſolle. Als aber die zwei Soldaten als brave luſtige Franzoſen ohne ſich zu beſinnen auf ihn zuſprangen, that er einen Satz gegen ſie. Im gleichen Augenblick lag auch der Eine unter ſeinen Tatzen und es wäre ihm ſchlecht ergangen, wenn nicht der andere im gleichen Augenblicke dem Thier das Bajonett ein halbes Dutzend mal in die Flanke geſtoßen hätte. Aber auch dieſem würde es ſchließlich ſchlimm ergangen ſein, wenn ich nicht endlich auf meine Büchſe zugeſprungen, auf den

Kampfplatz getaumelt wäre und dem Löwen, ohne weitere Vorſicht, beide Kugeln in das Ohr geſchoſſen hätte. Er ſtreckte ſich aus und ſprang wieder auf, es war noch ein Schuß aus einer der beiden Musketen nöthig, ihn abermals hinzuſtrecken und endlich zerſchlugen wir alle drei unſere Kolben an dem Teufel, ſo zäh und wild war ſein Leben. Es hatte merkwürdiger Weiſe keiner Schaden genommen, ſelbſt der nicht, der unter dem Löwen gelegen, ausgenommen ſeinen zerriſſenen Rock und einige tüchtige Schrammen auf der Schulter. So war die Sache für dasmal glücklich abgelaufen und wir hatten obenein den lange geſuchten Löwen erlegt. Ein wenig Wein und Brod ſtellte meinen guten Muth vollends wieder her und ich lachte wie ein Narr mit den guten Soldaten, welche über die Freundlichkeit und Geſprächigkeit ihres böſen Oberſten ſehr verwundert und erbaut waren.«

»Noch in ſelber Woche aber führte ich mein Gelübde aus, kam um meine Entlaſſung ein, und ſo bin ich nun hier!«

So lautete die Geſchichte von Pankrazens Leben und Bekehrung, und ſeine Leutchen waren höchlich verwundert über ſeine Meinungen und Thaten. Er verließ mit ihnen das Städtchen Seldwyla und zog in den Hauptort des Kantons, wo er Gelegenheit fand, mit ſeinen Erfahrungen und Kenntniſſen ein dem Lande nützlicher Mann zu ſein und zu bleiben, und er ward ſowohl dieſer Tüchtigkeit, als ſeiner unverwüſtlichen ruhigen Freundlichkeit wegen geachtet und beliebt; denn nie mehr zeigte ſich ein Rückfall in das frühere Weſen.

Nur ärgerten ſich Eſtherchen und die Mutter, daß ihnen die Geſchichte mit der Lydia entgangen war und wünſchten unaufhörlich deren Wiederholung. Allein Pankraz ſagte, hätten ſie damals nicht geſchlafen, ſo hätten ſie dieſelbe erfahren; er habe ſie ein Mal erzählt und werde es nie wieder thun, es ſei das erſte und letzte Mal, daß er überhaupt gegen Jemanden von dieſem Liebeshandel geſprochen und damit Punktum. Nun wollten ſie wenigſtens den Namen jener Dame wiſſen, welcher ihnen wegen ſeiner Fremdartigkeit wieder entfallen war, und fragten unaufhörlich: Wie hieß ſie denn nur? Aber Pankraz erwiederte eben ſo unaufhörlich: Hättet

Ihr aufgemerkt! Ich nenne dieſen Namen nicht mehr! Und er hielt Wort; Niemand hörte ihn jemals wieder das Wort ausſprechen und er ſchien es endlich ſelbſt vergeſſen zu haben.

Frau Regel Amrain und ihr Jüngſter.

Regula Amrain war die Frau eines abweſenden Seldwylers; dieſer hatte einen großen Steinbruch hinter dem Städtchen beſeſſen und ſeine Zeitlang ausgebeutet und zwar auf Seldwyler Art. Das ganze Neſt war beinahe aus dem guten Sandſtein gebaut, aus welchem der Berg beſtand, aber das Schuldenweſen, das auf den Häuſern ruhte, hatte von jeher recht eigentlich ſchon mit den Steinen begonnen, aus denen ſie gebaut waren; denn nichts ſchien den Seldwylern ſo wohl geeignet als Stoff und Gegenſtand eines muntern Verkehrs, als ein ſolcher Steinbruch, und derſelbe glich einer in Felſen gehauenen römiſchen Schaubühne, über welche die Beſitzer emſig hinwegliefen, einer den andern jagend.

Herr Amrain, ein anſehnlicher Mann, der eine anſehnliche Menge Fleiſch, Fiſche und Wein verzehren mußte und mächtige Stücke Seidenzeug zu ſeinen breiten ſchönen Weſten brauchte, himmelblaue, kirſchrothe und großartig gewürfelte, war urſprünglich ein Knopfmacher geweſen und hatte auch die eine und andere Stunde des Tages Knöpfe beſponnen. Als er aber mit den Jahren gar ſo feſt und breit wurde, ſagte ihm die ſitzende Lebensart nicht mehr zu, und als er überhaupt den rechten Phäaken- oder Schwabenaufſchwung genommen: die rothe Sammetweſte, die goldene Uhrkette und den Siegelring, liquidirte er die Knopfmacherei und übernahm in einer wichtigen Hauptſitzung der Seldwyler Spekulanten jenen Steinbruch. Nun hatte er die angemeſſene bewegliche Lebensweiſe gefunden, indem er mit einer rothen Brieftaſche voll Papiere und einem eleganten Spazierſtock, auf welchem mit ſilbernen Stiften ein Zollmaß angebracht war, etwa in den Steinbruch hinaus luſtwandelte wenn das Wetter lieblich war, und dort mit dem beſagten Stocke an den verpfändeten Steinlagern herumſtocherte, den Schweiß von der Stirn wiſchte, in die ſchöne Gegend hinausſchaute und dann ſchleunigſt in die Stadt zurückkehrte, um den eigentlichen Geſchäften nachzugehen, dem Umſatz der verſchiedenen Papiere in der Brieftaſche, was in den kühlen Gaſtſtuben auf das Beſte vor ſich ging. Kurz er war ein vollkommener Seldwyler bis auf die politiſche Veränderlichkeit, welche aber die Urſache ſeines zu frühen Falles wurde. Denn ein konſervativer Kapitaliſt aus der Hauptſtadt, welcher keinen Spaß verſtand, hatte auf den Steinbruch einiges Geld hergegeben und damit geglaubt, einem wackern Parteigenoſſen unter die Arme zu greifen. Als daher Herr Amrain in einem Anfall gänzlicher Gedankenloſigkeit eines Tages höchſt verfängliche liberale Redensarten vernehmen ließ, welche ruchbar wurden, erzürnte ſich jener Herr mit Recht; denn nirgends iſt politiſche Geſinnungsloſigkeit widerwärtiger, als an einem großen dicken Manne, der eine bunte Sammetweſte trägt! Der erboſte Gönner zog daher jählings ſein Geld zurück, als kein Menſch daran dachte, und trieb dadurch vor der Zeit den beſtürzten Amrain vom Steinbruch und in die Welt hinaus.

Man wird ſelten ſehen, daß es großen ſchweren Männern ſchlecht ergeht, weil ſie eine durchgreifende und überzeugende Gabe beſitzen, für ihren anſpruchsvollen Körperbau zu ſorgen, und die Nahrungsmittel können ſich demſelben nicht lange entziehen, ſondern werden von dem Magnetgebirge des Bauches mächtig angezogen. So fraß ſich der landflüchtige Amrain auch glücklich durch die Fernen, und obgleich er nichts Großes mehr wurde, aß und trank er doch irgendwo in der Fremde ſo weidlich wie zu Hauſe.

Doch den Seldwylern, welche jetzt rathſchlagten, welcher von ihnen nun am tauglichſten wäre, eine Zeitlang die Honneurs am Steinbruch zu machen, wurde abermals ein Strich durch die Rechnung gezogen, als die zurückgebliebene Ehefrau des Herrn Amrain unerwartet ihren Fuß auf den Sandſtein ſetzte und kraft ihres herzugebrachten Weibergutes den Steinbruch an ſich zog und erklärte, das Geſchäft fortſetzen und möglicherweiſe die Gläubiger ihres Mannes befriedigen zu wollen. Sie that dies erſt, als derſelbe ſchon jenſeits des atlantiſchen Weltmeers war und nicht mehr zurückkommen konnte. Man ſuchte ſie auf jede Weiſe von dieſem Vorhaben abzubringen und zu hindern; allein ſie zeigte eine ſolche Entſchloſſenheit, Rührigkeit und Beſonnenheit, daß nichts gegen ſie auszurichten war und ſie wirklich die Beſitzerin des Steinbruches wurde. Sie ließ fleißig und ordentlich darin arbeiten unter der Leitung eines guten fremden Werkführers und gründete zum erſten Mal die Unternehmung, ſtatt auf den Scheinverkehr, auf wirkliche Produktion. Hieran wollte man ſie nun erſt recht behindern, allein es war nicht gegen ſie aufzukommen, da ſie als Frau und ſparſame Mutter keine Ausgaben hatte im Vergleich zu den Herren von Seldwyla und daher auf die einfachſte Weiſe im Stande war, alle Stürme abzuſchlagen und alle begründeten Forderungen zu bezahlen. Aber dennoch hielt es ſchwer und ſie mußte Tag und Nacht mit Muth, Liſt und Kraft bei der Hand ſein, ſinnen und ſorgen, um ſich zu behaupten.

Frau Regel hatte von auswärts in das Städtchen geheirathet und war eine ſehr friſche, große und handfeſte Dame mit kräftigen ſchwarzen Haarflechten und einem feſten dunklen Blick. Von ihrem Manne hatte ſie drei Buben von ungefähr zehn, acht und fünf Jahren, welche ſie oftmals aufmerkſam und ernſthaft betrachtete und darüber ſann, ob dieſelben auch werth ſeien, daß ſie das Haus für ſie aufrecht halte, da ſie ja doch Seldwyler wären und bleiben würden. Doch weil die Burſche einmal ihre Kinder waren, ſo ließ die Eigenliebe und die Mutterliebe ſie immer wieder einen guten Muth faſſen, und ſie traute ſich zu, auch in dieſer Sache das Steuer am Ende anders zu lenken, als es zu Seldwyl Mode war.

In ſolche Gedanken verſunken ſaß ſie einſt nach dem Nachteſſen am Tiſche und hatte das Geſchäftsbuch und eine Menge Rechnungen vor ſich liegen. Die Buben lagen im Bette und ſchliefen in der Kammer, deren Thüre offen ſtand, und ſie hatte eben die drei ſchlafenden kleinen Geſellen mit der Lampe in der Hand betrachtet und beſonders den kleinſten Kerl in's Auge gefaßt, der ihr am wenigſten glich. Er war blond, hatte ein keckes Stumpfnäschen, während ſie eine ernſthafte gerade lange Naſe beſaß, und ſtatt ihres ſtreng geſchnittenen Mundes zeigte der kleine Fritz trotzig aufgeworfene Lippen, ſelbſt wenn er ſchlief. Dies hatte er alles vom Vater und es war an dieſem geweſen, was ihr eben ſo wohl gefallen hatte, als ſie ihn heirathete, was ihr jetzt auch an dem kleinen Burſchen ſo wohl gefiel und doch ſo ſchwere Sorgen machte. Wenn eine Geſichtsart Einem einmal wohlgefällt, ſo hilft hiegegen kein Kraut; deswegen war Frau Amrain froh, daß der Alte weg war und ſie ihn nicht mehr ſah; aber er hatte ihr in dem jüngſten Kinde ein treues Abbild ſeiner äußeren Art hinterlaſſen, welches ſie nie genug anſehen konnte.

Über dieſen Sorgen traf ſie der Werkführer oder oberſte Arbeiter, der jetzt eintrat, um mit ihr die Angelegenheiten und den Beſtand der Geſchäfte durchzuſehen und manche wichtige Dinge zu beſprechen. Es war ein hübſcher und unternehmender Burſche von ſchlankem kräftigem Körperbau, mäßig in ſeiner Lebensweiſe, fleißig und ausdauernd und dabei in ſeinen Gedanken von einer gewiſſen einfachen Schlauheit, welche zuſammen mit den erklecklichen Eigenſchaften ſeiner Meiſterin eben das Geſchäft in gutem Gange erhielt und die gedankenloſen Spitzfindigkeiten der Seldwyler zu Schanden werden ließ. Inzwiſchen war er aber ein Menſch und dachte daher vor Allem an ſich ſelber und in dieſem Denken hatte er es nicht übel gefunden, ſelber der Herr und Meiſter hier zu ſein und ſich eine bleibende Stätte zu gründen, daher auch in aller Ehrerbietung der Frau Regula wiederholt nahe gelegt, eine geſetzliche Scheidung von ihrem abweſenden Manne herbeizuführen.

Sie hatte ihn wohl verſtanden; doch widerſtrebte es ihrem Stolz, ſich öffentlich und mit ſchimpflichen Beweisgründen von einem Manne zu trennen, der ihr einmal wohlgefallen, mit dem ſie gelebt und von dem ſie drei Kinder hatte, und in der Sorge für dieſe Kinder wollte ſie auch keinen fremden Mann über das Haus ſetzen und wenigſtens die äußere Einheit desſelben bewahren, bis die Söhne herangewachſen und ein unzerſplittertes Erbe aus ihrer Hand empfingen; denn ein ſolches gedachte ſie trotz aller Schwierigkeiten zuſammenzubringen und den Hieſigen zu zeigen, was da Brauch ſei, wo *ſie* hergekommen. Sie hielt daher den Werkführer knapp im Zügel und brachte ſich dadurch nur in größere Verlegenheit; denn als derſelbe ihren

Widerſtand und ihren feſten Charakter erſah, verliebte er ſich förmlich in ſie und gedachte erſt recht ſeine Wünſche zu erreichen. So veränderte ſich ſein Benehmen, daß er, ſtatt wie bis anher ehrbar um ihre Hand als Meiſterin ſich zu bewerben, nun um ihre Perſon ſchmachtete, wo ſie war, und ſie ſtets mit verliebten Augen anſah, wo es immer thunlich war. Dies war für ihn eine zweckdienliche Veränderung, da die eigentliche Verliebtheit in die Perſon eines Menſchen denſelben vielmehr beſticht und bezwingt, als alle noch ſo ehrbaren Heirathsabſichten. Wenn nun Frau Regel auch nicht die Haltung verlor und ſich in ihn wieder verliebte, ſo wurde es doch ſchwerer für ſie, ihn abzuwehren, ohne mit ihm zu brechen und ihn zu verlieren, und es iſt bekanntlich eine Hauptliebhaberei der Frauen, ſich nützliche Freunde und Parteigänger zu erhalten, wenn es immer geſchehen kann ohne große Opfer.

Als der Werkführer in die Stube trat, funkelten ſeine Augen mit ungewöhnlichem Glanze, denn er hatte im Verkehr mit einigen Geſchäftsleuten, mit denen er ſich zum Vortheil der Frau wacker herumgeſchlagen, eine Flaſche kräftigen Wein getrunken. Während er ihr Bericht erſtattete und dann in den Papieren mit ihr rechnete, blickte er ſie oftmals unverſehens an und wurde zerſtreut und aufgeregt, wie Einer, der etwas vor hat. Sie rückte mit ihrem Seſſel etwas zur Seite und begann ſich in Acht zu nehmen, dabei kaum ein feines Lächeln unterdrückend, wie aus Spott über die plötzliche Unternehmungsluſt des jungen Mannes. Dieſer aber faßte allerdings plötzlich ihre beiden Hände und ſuchte die hübſche Frau an ſich zu ziehen, indem er zugleich im gleichen halblauten Tone, in welchem ſie der ſchlafenden Kinder wegen die ganze Verhandlung geführt hatten, ſo heftig und feurig anfing zu ſchmeicheln und zuzureden, ihr Leben doch nicht ſo öde und unbenutzt entfliehen zu laſſen, ſondern klug zu ſein und ſich ſeiner treuen Ergebenheit zu erfreuen. Sie wagte keine raſche Bewegung und kein lautes Wort, aus Furcht, die Kinder zur Unzeit zu wecken; doch flüſterte ſie voll Zorn, er ſolle ihre Hände frei laſſen und augenblicklich hinausgehen. Er ließ ſie aber nicht frei, ſondern faßte ſie nur um ſo feſter und hielt ihr mit eindringlichen Worten ihre Jugend und ſchöne Geſtalt vor und ihre Thorheit, ſo gute Dinge ungenoſſen vergehen zu laſſen. Sie durchſchaute ihren Feind, deſſen Augen eben ſo ſtark von Schlauheit als von Lebensluſt glänzten, wohl und merkte, daß er auf dieſem leidenſchaftlich-ſinnlichen Wege nur beabſichtigte, ſie ſich zu unterwerfen und dienſtbar zu machen, alſo daß ihre Selbſtſtändigkeit ein ſchlimmes Ende nähme. Sie gab ihm dies auch mit höhniſchen Blicken zu verſtehen, während ſie fortfuhr, ſo ſtill als möglich ſich von ihm los zu machen, was er nur mit vermehrter Kraft und Eindringlichkeit erwiederte. Auf dieſe Weiſe rang ſie mit dem ſtarken Geſellen eine gute Weile hin und her, ohne daß es dem einen oder andern Theile gelang, weiter zu kommen, während nur zuweilen der erſchütterte Tiſch oder ein unterdrückter zorniger Ausruf oder ein Seufzer ein Geräuſch verurſachte, und ſo ſchwebte die brave Frau peinvoll zwiſchen ihrer in der Kammer dreifach ſchlafenden Sorge und zwiſchen dem heißen Anſtürmen des wachen Lebens. Sie war kaum dreißig Jahre alt und ſchon ſeit einigen

Jahren von ihrem Manne verlaſſen und ihr Blut floß ſo raſch und warm, wie eines; was Wunder, daß ſie daher endlich einen Augenblick inne hielt und tief aufſeufzte, und daß ihr in dieſem Augenblick der Zweifel durch den Kopf ging, ob es ſich auch der Mühe lohne, ſo treu und ausdauernd in Entbehrung und Arbeit zu ſein, und ob nicht das eigene Leben am Ende die Hauptſache und es klüger ſei, zu thun wie die andern und, nicht dem verwegenen und frechen Andringling, ſondern ſich ſelbſt zu gewähren, was ihr Luſt und Erfriſchung bieten könne; die Dinge gingen zu Seldwyla vielleicht ſo oder ſo ihren Weg! Indem ſie einen Augenblick dies bedachte, zitterten ihre Hände in denjenigen des Werkführers und nicht ſobald fühlte dieſer ſolche liebliche Änderung des Wetters, als er ſeine Anſtrengungen erneuerte und vielleicht trotz der erneueten Gegenwehr der tapfern Frau geſiegt haben würde, wenn nicht jetzt eine unerwartete Hülfe erſchienen wäre.

Denn mit dem bangen zornigen Ausruf: Mutter! Es iſt ein Dieb da! ſprang der jüngſte Knabe, der kleine Fritzchen, in die Stube und glich vollſtändig einem kleinen Sankt Georg. Seine goldenen Ringellocken flogen um das vom Schlafe geröthete Geſicht, feurig blickten aber die blauen Augen in lieblichem Zorn und muthig warf ſich der trotzige Mund auf. Das kurze ſchneeige Hemdchen flatterte wie die Tunika eines Kreuzfahrers und in den nackten Ärmchen ſchwang der kleine Rittersmann eine lange Gardinenſtange mit dickem vergoldetem Knopf, den er auch mit aller erdenklichen Kraft dem aufſpringenden Werkmeiſter auf den Kopf ſchlug, daß ſich dieſer die entſtehende Beule verlegen rieb und ihm ordentlich die Augen übergingen. Frau Amrain aber hielt den Knaben auf, tief erröthend und rief: »Was iſt Dir denn Fritzchen? Es iſt ja nur der Florian und thut uns nichts!« Der Knabe fing bitterlich an zu weinen, ſich voll Verlegenheit an die Kniee der Mutter klammernd; dieſe hob ihn auf den Arm und das Kind an ſich drückend entließ ſie mit einem kaum verhaltenen Lachen den verblüfften Florian, der, obgleich er den Kleinen gern geohrfeigt hätte, gute Miene zum böſen Spiel machte und ſich verlegen zurückzog. Sie riegelte die Thüre raſch hinter ihm zu; dann ſtand ſie tief aufathmend und nachdenklich, mitten in der Stube, das tapfere Kind auf dem Arm, welches das linke Ärmchen um ihren Hals ſchlang und mit dem rechten Händchen die lange Stange mit dem glänzenden Knopf, die es noch immer umfaßt hielt, gegen den Boden ſtemmte. Dann ſah ſie aufmerkſam in das nahe Geſicht des Kindes und bedeckte es mit Küſſen, und endlich ergriff ſie abermals die Lampe und ging in die Kammer, um nach den beiden älteſten Knaben zu ſehen. Dieſelben ſchliefen wie Murmelthiere und hatten von allem nichts gehört. Alſo ſchienen ſie Nachtmützen zu ſein, obſchon ſie ihr ſelbſt glichen; der Jüngſte aber, der dem Vater glich, hatte ſich als wachſam, feinfühlend und muthvoll erwieſen und ſchien das werden zu wollen, was der Alte eigentlich ſein ſollte und was ſie einſt auch hinter ihm geſucht. Indem ſie über dieſes geheimnißvolle Spiel der Natur nachdachte und nicht wußte, ob ſie froh ſein ſollte, daß das Abbild des einſt geliebten Mannes beſſer ſchien, als ihre eigenen ſo träge daliegenden Bilder, legte ſie das Kind in ſein Bettchen zurück, deckte es zu und beſchloß, von Stund an alle ihre Treue und Hoffnung auf den kleinen Sankt Georg zu ſetzen und ihm ſeine junge Ritterlichkeit zu vergelten. »Wenn die zwei Schlafkappen, dachte ſie, welche nichts deſto minder meine Kinder ſind, dann auch mitgehen wollen auf einem guten Wege, ſo mögen ſie es thun.«

Am nächſten Morgen ſchien Fritzchen den Vorfall ſchon vergeſſen zu haben, und ſo alt auch die Mutter und der Sohn wurden, ſo ward doch nie mehr mit einer Silbe deſſelben erwähnt zwiſchen ihnen. Der Sohn behielt ihn nichts deſto weniger in deutlicher Erinnerung, obgleich er viel ſpätere Erlebniſſe mit der Zeit gänzlich vergaß. Er erinnerte ſich genau, ſchon bei dem Eintritte des Werkführers erwacht zu ſein, da er trotz eines geſunden Schlafes alles hörte und ein wachſames Bürſchchen war. Er hatte ſodann jedes Wort der Unterredung, bis ſie bedenklich wurde, gehört, und ohne etwas davon zu verſtehen, doch etwas Gefährliches und Ungehöriges geahnt und war in eine heftige Angſt um ſeine Mutter verfallen, ſo daß er, als er das leiſe Ringen mehr fühlte als hörte, aufſprang um ihr zu helfen. Und dann, wer verfolgt die geheimen Wege der Fähigkeiten, wie ſie im Menſchenkind ſich verlieren? als er den Werkführer recht wohl erkannt: wer lehrte den kleinen Bold die unbewußte blitzſchnelle Heuchelei des Zartgefühles, mit der er ſich ſtellte, als ob er einen Dieb ſähe und die ihn ſo unbefangen den Widerſacher vor den Kopf ſchlagen ließ?

Seine Mutter aber hielt ihr Wort und erzog ihn ſo, daß er ein braver Mann wurde in Seldwyl und zu den wenigen gehörte, die aufrecht blieben, ſo lange ſie lebten. Wie ſie dies eigentlich anfing und bewirkte, wäre ſchwer zu ſagen; denn ſie erzog eigentlich ſo wenig als möglich und das Werk beſtand faſt lediglich darin, daß das junge Bäumchen, ſo vom gleichen Holze mit ihr war, eben in ihrer Nähe wuchs und ſich nach ihr richtete. Tüchtige und wohlgeartete Leute haben immer weit weniger Mühe, ihre Kinder ordentlich zu ziehen, ſo wie es einem Tölpel, der ſelbſt nicht leſen kann, ſchwer fallen wird, ein Kind leſen zu lehren. Im Ganzen beſtand das Geheimniß ihrer Erziehungskunſt darin, daß ſie das Söhnchen ohne Empfindſamkeit merken ließ, wie ſehr ſie es liebte und dadurch deſſen Bedürfniß, ihr immer zu gefallen, erweckte und erreichte, daß es bei jeder Gelegenheit an ſie dachte. Ohne deſſen freie Bewegungen einzeln zu hindern, hatte ſie den Kleinen viel um ſich, ſo daß er ihre Manieren und ihre Denkungsart annahm und bald von ſelbſt nichts that, was nicht im Geſchmacke der Mutter lag. Sie hielt ihn ſtets einfach, aber gut und mit einem gewiſſen gewählten Geſchmack in der Kleidung; dadurch fühlte er ſich ſicher, bequem und zufrieden in ſeinem Anzuge und wurde nie veranlaßt, an denſelben zu denken, wurde mithin nicht eitel und lernte gar nie die Sucht kennen, ſich beſſer oder anders zu kleiden, als er eben war. Ähnlich hielt ſie es mit dem Eſſen; ſie erfüllte alle billigen und unſchädlichen Wünſche aller drei Kinder und Niemand bekam in ihrem Hauſe etwas zu eſſen, wovon dieſe nicht auch ihren Theil erhielten; aber troß aller Regelmäßigkeit und Ausgiebigkeit behandelte ſie die Nahrungsmittel mit ſolcher Leichtigkeit und Geringſchäßung, daß Fritzchen abermals von ſelbſt lernte, kein beſonderes Gewicht auf dieſelben zu legen und, wenn er ſatt war, nicht von Neuem an etwas unerhört Gutes zu denken. Nur die entſetzliche Wichtigthuerei und Breitſpurigkeit, mit welcher die meiſten guten Frauen die Lebensmittel und deren Bereitung behandeln, erweckt gewöhnlich in den Kindern jene Gelüſtigkeit und Tellerleckerei, die, wenn ſie groß werden, zum Hang nach Wohlleben und zur Verſchwendung wird. Sonderbarer Weiſe gilt durch den ganzen germaniſchen Völkerſtrich diejenige für die beſte und tugendhafteſte Hausfrau, welche am meiſten Geräuſch macht mit ihren Schüſſeln und Pfannen und nie zu ſehen iſt, ohne daß ſie etwas Eßbares zwiſchen den Fingern herumzerrt; was Wunder, daß die Herren Germanen dabei die größten Eſſer werden, das ganze Lebensglück auf eine wohlbeſtellte Küche gegründet wird und man ganz vergißt, welche Nebenſache eigentlich das Eſſen auf dieſer ſchnellen Lebensfahrt ſei. Ebenſo verfuhr ſie mit dem, was ſonſt von den Ältern mit einer ſchrecklich ungeſchickten Heiligkeit behandelt wird, mit dem Gelde. Sobald als thunlich ließ ſie ihren Sohn ihren Vermögensſtand mitwiſſen, für ſie Geldſummen zählen und in das Behältniß legen, und ſobald er nur im Stande war, die Münzen zu unterſcheiden, ließ ſie ihm eine kleine Sparbüchſe zu gänzlich freier Verfügung. Wenn er nun eine Dummheit machte oder eine arge Naſcherei beging, ſo behandelte ſie das nicht wie ein Criminalverbrechen, ſondern wies ihm mit wenig Worten die Lächerlichkeit und Unzweckmäßigkeit nach. Wenn er etwas entwendete oder ſich aneignete was ihm nicht zukam, oder einen jener heimlichen Ankäufe machte, welche die Eltern ſo ſehr erſchrecken, machte ſie keine Kataſtrophe daraus, ſondern beſchämte ihn einfach und offen als einen thörichten und gedankenloſen Burſchen. Deſto ſtrenger war ſie gegen ihn, wenn er in Worten oder Geberden ſich unedel und kleinlich betrug, was zwar nur ſelten vorkam; aber dann las ſie ihm hart und ſchonungslos den Text und gab ihm ſo derbe Ohrfeigen, daß er die leidige Begebenheit nie vergaß. Dies Alles pflegt ſonſt entgegengeſetzt behandelt zu werden. Wenn ein Kind mit Geld ſich vergeht oder gar etwas irgendwo wegnimmt, ſo befällt die Ältern und Lehrer eine ganz ſonderbare Furcht vor einer verbrecheriſchen Zukunft, als ob ſie ſelbſt wüßten, wie ſchwierig es ſei, kein Dieb oder Betrüger zu werden! Was unter hundert Fällen in neun und neunzig nur die momentan unerklärlichen Einfälle und Gelüſte des träumeriſch wachſenden Kindes ſind, ganz ähnlich den Launen ſchwangerer Frauen, das wird zum Gegenſtande eines furchtbaren Strafgerichtes gemacht und von nichts als Galgen und Zuchthaus geſprochen. Als ob alle dieſe lieben Pflänzchen bei erwachender Vernunft nicht von ſelbſt durch die menſchliche Selbſtliebe, ſogar bloß durch die Eitelkeit, davor geſichert würden, Diebe und Schelme ſein zu wollen. Dagegen wie milde und freundſchaftlich werden da tauſend kleinere Züge und Zeichen des Neides, der Mißgunſt, der Eitelkeit, der Anmaßung, der moraliſchen Selbſtſucht und Selbſtgefälligkeit behandelt und gehätſchelt! Wie ſchwer merken die wackern Erziehungsleute ein früh verlogenes und verblümtes inneres Weſen an einem Kinde, während ſie mit hölliſchem Zeter über ein anderes herfahren, das aus Übermuth oder Verlegenheit ganz naiv eine vereinzelte derbe Lüge geſagt hat. Denn hier haben ſie eine greifliche bequeme

Handhabe, um ihr donnerndes: Du ſollſt nicht lügen! dem kleinen erſtaunten Erfindungsgenie in die Ohren zu ſchreien. Wenn Fritzchen eine ſolche derbe Lüge vorbrachte, ſo ſagte Frau Regel einfach, indem ſie ihn groß anſah: »Was ſoll denn das heißen, Du Affe? Warum lügſt Du ſolche Dummheiten? Glaubſt Du die großen Leute zum Narren halten zu können? Sei Du froh, wenn Dich Niemand anlügt und laß dergleichen Späße!« Wenn er eine Nothlüge vorbrachte, um eine begangene Sünde zu vertuſchen, zeigte ſie ihm mit ernſten aber liebevollen Worten, daß die Sache deswegen nicht ungeſchehen ſei und wußte ihm klar zu machen, daß er ſich beſſer befinde, wenn er offen und ehrlich einen begangenen Fehler eingeſtehe; aber ſie bauete keinen neuen Strafproceß auf die Lüge, ſondern behandelte die Sache ganz abgeſehen davon, ob er gelogen oder nicht gelogen habe, ſo daß er das Zweckloſe und Kleinliche des Herauslügens bald fühlte und zu ſtolz wurde dazu. Wenn er dagegen nur die leiſeſte Neigung verrieth, ſich irgend Eigenſchaften beizulegen, die er nicht beſaß, oder etwas zu übertreiben, was ihm gut zu ſtehen ſchien, oder ſich mit etwas zu zieren, wozu er das Zeug nicht hatte, ſo tadelte ſie ihn mit ſchneidenden harten Worten und verſetzte ihm ſelbſt einige Knüffe, wenn ihr die Sache zu arg und widerlich war. Ebenſo, wenn ſie bemerkte, daß er andere Kinder beim Spielen belog, um ſich kleine Vortheile zu erwerben, ſtrafte ſie ihn härter, als wenn er ein erkleckliches Vergehen abgeläugnet hätte.

Dieſe ganze Erzieherei koſtete indeſſen kaum ſo viel Worte, als hier gebraucht wurden, um ſie zu ſchildern, und ſie beruhte allerdings mehr im Charakter der Frau Amrain, als in einem vorbedachten oder gar angeleſenen Syſtem. Daher wird ein Theil ihres Verfahrens von Leuten, die nicht ihren Charakter beſitzen, nicht befolgt werden können, während ein anderer Theil, wie z. B. ihr Verhalten mit den Kleidern, mit der Nahrung und mit dem Gelde, von ganz armen Leuten nicht kann angewendet werden. Denn wo z. B. gar nichts zu eſſen iſt, da wird dieſes natürlich jeden Augenblick zur nächſten Hauptſache, und Kindern, unter ſolchen Umſtänden erzogen, wird man ſchwer die Gelüſtigkeit abgewöhnen können, da alles Sinnen und Trachten des Hauſes nach dem Eſſen gerichtet iſt.

Beſonders während der kleineren Jugend des Knaben war die Erziehungsmühe ſeiner Mutter ſehr gering, da ſie, wie geſagt, weniger mit der Zunge, als mit ihrer ganzen Perſon erzog, wie ſie leibte und lebte und es alſo in Einem zu ging mit ihrem ſonſtigen Daſein. Sollte man fragen, worin denn bei dieſer leichten Art und Müheloſigkeit ihre beſondere Treue und ihr Vorſatz beſtand? ſo wäre zu antworten: lediglich in der zugewandten Liebe, mit welcher ſich das Weſen ihrer Perſon dem ſeinigen einprägte und ſie ihre Inſtinkte die ſeinigen werden ließ.

Doch blieb die Zeit nicht aus, wo ſie allerdings einige vorſätzliche und kräftige Erziehungsmaßregeln anwenden mußte, und das war die Zeit, wo der gute Fritz herangewachſen war und ſich für allbereits erzogen hielt, wo aber die Mutter erſt recht auf der Wacht ſtand, da es ſich nun entſcheiden mußte, ob er in das gute oder ſchlechte Fahrwaſſer einlaufen würde. Es waren nur wenige Momente, wo ſie etwas Entſcheidendes und Energiſches gegen ſeine junge

Selbſtſtändigkeit unternahm, aber jedesmal zur rechten Zeit und ſo plötzlich, einleuchtend und bedeutſam, daß es nie ſeiner bleibenden Wirkung ermangelte.

Als Fritz bald achtzehn Jahre zählte, war er ein ſchönes junges Bürſchchen, fein anzuſehen mit ſeinem blonden Haare und ſeinen blauen Augen, und von einer großen Selbſtſtändigkeit und Sicherheit in allem was er that. Er hatte bereits die Leitung des Geſchäftes übernommen, was die Arbeit im Freien betraf, nachdem er ſchon vom vierzehnten Jahre an im Steinbruch tüchtig gearbeitet. Er machte ein ernſthaftes und kluges Geſicht und war dennoch aufgeräumt und guter Dinge, und was ſeiner Mutter am beſten gefiel, war ſeine Fähigkeit mit allen Leuten umzugehen, ohne ihre Art anzunehmen. Sie hielt ihn nicht ab, wenn es ihm langweilig war zu Hauſe, auszugehen und mit anderen jungen Burſchen zu verkehren; aber die ſcharf Aufmerkende ſah mit Vergnügen, daß er an der Weiſe der jungen Seldwyler, mit denen er abwechſelnd verkehrte, bald mit dieſem, bald mit jenem, keinen ſonderlichen Geſchmack gewann, ſie überſchaute und nur etwas ſich mit ihnen die Zeit vertrieb, wie und ſo lange er es für gut fand. Mit Vergnügen ſah ſie auch, daß er ſich nicht lumpen ließ und bei Gelagen manche Flaſche zum Beſten gab, ohne je für ſich ſelbſt ſchlimme Folgen davon zu tragen, und daß er nicht in Einen ſchlimmen oder ſchimpflichen Handel verwickelt wurde, obgleich er überall ſich zu ſchaffen machte und wußte, wie es zugegangen, ohne daß er im mindeſten ein Duckmäuſer und Aufpaſſer war. Auch hielt er was auf ſich, ohne hochmüthig zu ſein, und wußte ſich zu wehren, wenn es galt. Frau Regula war daher guten Muthes und dachte, das wäre gerade die rechte Weiſe und ihr Söhnchen ſei nicht auf den Kopf gefallen.

Da bemerkte ſie, daß er anfing zu erröthen, wenn ſchöne Mädchen ihm in den Weg kamen, daß er ſelbſt häßliche Mädchen aufmerkſam und kritiſch betrachtete und daß er verlegen wurde, wenn eine hübſche runde und muntere Frau in der Stube war, während er dieſelbe doch heimlicher Weiſe mit den Augen verſchlang. Aus dieſen drei Zeichen entnahm ſie zwei Dinge: erſtens, daß noch nichts an ihm verdorben ſei, zweitens aber, daß wenn eine Gefahr für ihn vorhanden wäre, auf den breiten Weg der Stadt zu tölpeln, dieſe Gefahr nur von Seiten der Damen von Seldwyla herkommen könne, und ſie ſagte ſogleich in ihrem Herzen: Alſo da willſt Du hinaus, Du Schuft?

Die Schönen dieſer Stadt waren nicht ſchlimmer geſinnt als ihre Männer und ſie hielten, wenn ſie erſt zu Jahren kamen, noch manches zuſammen, was dieſe lieber auch noch zerſtreut hätten. Allein da die Männer ſich gern luſtig machten, ſo wollten ſie, ſo lange es ihnen gut erging, auch nicht zurückbleiben, und bei dem ſchönen Geſchlechte laufen bekanntlich alle Abirrungen und Unzukömmlichkeiten zuletzt nur auf ein und daſſelbe Ende hinaus, jene alte Geſchichte, welche vielfältige Rückwirkungen auf das Wohl oder Weh der Herren Mitſchuldigen mit ſich führt. Sonach ging es auch in dieſer Hinſicht zu Seldwyla etwas luſtiger zu, als an anderen Orten.

Wie nun Frau Amrain ihre ſchwarzen Augen offen hielt und mit zorniger Bangigkeit aufmerkte, wann und wie man etwa ihr Kind verderben wolle, ergab ſich bald eine Gelegenheit für ihr mütterliches Einſchreiten. Es wurde eine große Hochzeit gefeiert auf dem Rathhauſe und das neu vermählte Paar gehörte den geräuſchvollſten und luſtigſten Kreiſen an, die gerade im Flor waren. Wie an anderen Orten der Schweiz, giebt es an den Hochzeiten zu Seldwyl, wenn Bankett und Ball am Abend Statt finden, zweierlei Gäſte: die eigentlichen geladenen Hochzeitgäſte und dann die Freunde oder Verwandten dieſer, welche denſelben ſcherzhafte Hochzeit- oder Tafelgeſchenke überbringen mit allerlei Witzen, Gedichten und Anſpielungen. Sie verkleiden ſich zu dieſem Ende hin in allerhand luſtige Trachten, welche dem zu überbringenden Geſchenke entſprechen und ſind maskirt, indem jeder ſeinen Freund oder ſeine Verwandte aufſucht, ſich hinter deren Stuhl ſtellt, ſeine Gabe überreicht und ſeine Rede hält. Fritz Amrain hatte ſich ſchon vorgenommen, einem kleinen Bäschen einige Geſchenke zu bringen und die Mutter nichts dagegen gehabt, da das Mädchen noch ſehr jung und ſonſt wohlgeartet war. Allein weniger das Bäschen lockte ihn, als ein dunkles Verlangen, ſich unter den luſtigen Damen von

Seldwyl einmal recht herumzutummeln, deren Fröhlichkeit, wenn Viele beiſammen waren, ihm ſchon oft ſehr anmuthig geſchildert worden. Er war nur noch unſchlüſſig, welche Verkleidung er wählen ſollte, um auf der Hochzeit zu erſcheinen, und erſt am Abend entſchloß er ſich auf den Rath einiger Bekannten, ſich als Frauenzimmer zu kleiden. Seine Mutter war eben ausgegangen, als er mit dieſem luſtigen Vorſatz nach Hauſe gelaufen kam und denſelben ſogleich in's Werk ſetzte. Ohne Schlimmes zu ahnen, gerieth er über den Kleiderſchrank ſeiner Mutter und warf da ſo lange Alles durcheinander, von einem lachenden Dienſtmädchen unterſtützt, bis er die beſten und bunteſten Toilettenſtücke zuſammengeſucht und ſich angeeignet hatte. Er zog das ſchönſte und beſte Kleid der Mutter an, das ſie ſelbſt nur bei feierlichen Gelegenheiten trug, und wühlte dazu aus den reichlichen Schachteln Krauſen, Bänder und ſonſtigen Putz hervor. Zum Überfluß hing er ſich noch die Halskette der Mutter um und zog ſo, aus dem Gröbſten geputzt, zu ſeinen Genoſſen, die ſich inzwiſchen ebenfalls angekleidet. Dort vollendeten zwei muntere Schweſtern ſeinen Anzug, indem ſie vornehmlich ſeinen blonden Kopf auf das Zierlichſte friſirten und ſeine Bruſt mit einem ſachgemäßen Frauenbuſen ausſchmückten. Indem er ſo auf ſeinem Stuhle ſaß und dieſe Bemühungen der wenig ſchüchternen Mädchen um ſich geſchehen ließ, erröthete er ein Mal um das andere und das Herz klopfte ihm vor erwartungsvollem Vergnügen, während zugleich das böſe Gewiſſen ſich regte und ihm anfing zuzuflüſtern, die Sache möchte doch nicht ſo recht in der Ordnung ſein. Als er daher mit ſeiner Geſellſchaft dem Rathhauſe zuzog, ein Körbchen mit den Geſchenken tragend, ſah er ſo verſchämt und verwirrt aus, wie ein wirkliches Mädchen und ſchlug die Augen nieder und als er ſo auf der Hochzeit erſchien, erregte er den allgemeinen Beifall beſonders der verſammelten Frauen.

Während der Zeit war aber ſeine Mutter nach Hauſe zurückgekehrt und ſah ihren offen ſtehenden Kleiderſchrank ſowie die Verwüſtung, die er in Schachteln und Käſtchen angerichtet. Als ſie vollends vernahm, zu welchem Ende hin dies geſchehen und daß ihre Hoffnung in Weiberkleidern, und dazu noch in ihrem beſten, ausgezogen ſei, überfiel ſie erſt ein großer Zorn, dann aber eine noch größere Unruhe; denn nichts ſchien ihr geeigneter einen jungen Menſchen in das Lotterleben zu bringen, als wenn er in Weiberkleidern auf eine Seldwyller Hochzeit ging. Sie ließ daher ihr Abendeſſen ungenoſſen ſtehen und ging eine Stunde lang in der größten Unruhe umher, nicht wiſſend, wie ſie ihren Sohn den drohenden Gefahren entreißen ſolle. Es widerſtrebte ihr, ihn kurzweg abrufen zu laſſen und dadurch zu beſchämen; auch fürchtete ſie nicht mit Unrecht, daß er würde zurückgehalten werden oder aus eigenem Willen nicht kommen dürfte. Und dennoch fühlte ſie wohl, wie er durch dieſe einzige Nacht auf eine entſcheidende Weiſe auf die ſchlechte Seite verſchlagen werden könne. Sie entſchloß ſich endlich kurz, da es ihr nicht Ruhe ließ, ihren Sohn ſelbſt wegzuholen, und da ſie mannichfacher Beziehungen wegen einen halben Vorwand hatte, ſelbſt etwa ein Stündchen auf der Hochzeit zu erſcheinen, kleidete ſie ſich raſch um und wählte einen Anzug, ein wenig beſſer als der alltägliche und doch nicht feſtlich genug, um etwa zu hohe Achtung vor der luſtigen Verſammlung zu verrathen. So begab ſie ſich alſo nach dem Rathhaus nur von dem Dienſtmädchen begleitet, welches ihr eine Laterne voran trug. Sie betrat zuerſt den Speiſeſaal; allein die erſte Tafel und die Luſtbarkeit mit den Geſchenken war ſchon vorüber und die Überbringer derſelben hatten ihre Masken abgenommen und ſich unter die übrigen Gäſte gemiſcht. In dem Saale war nichts zu ſehen als einige Herrengeſellſchaften, die theils Karten ſpielten, theils zechten, und ſo ſtieg ſie die Treppe nach einer alterthümlichen Gallerie hinauf, von wo man den Saal überſehen konnte, in welchem getanzt wurde. Dieſe Gallerie war mit allerlei Volk angefüllt, das nicht im Flor war und hier dem Tanze zuſehen durfte wie etwa die Einwohner einer Reſidenz einer Fürſtenhochzeit. Frau Regula konnte daher unbemerkt den Ball überſehen, der ſo ziemlich feierlich vor ſich ging und die allgemeine Lüſternheit und Begehrlichkeit mit ſeinem ſteifen und lächerlichen Ceremoniell zur Noth verdeckte. Denn dies hätten die Seldwyler nicht anders gethan; ſie huldigten vielmehr dem Spruch: Alles zu ſeiner Zeit! und wenn ſie mit wenig Mühe das Schauſpiel eines nach ihren Begriffen noblen Balles geben und genießen konnten, warum ſollten ſie es unterlaſſen?

Fritzchen Amrain war aber unter den Tanzenden nicht zu erblicken und je länger ihn ſeine Mutter mit den Augen ſuchte, deſto weniger fand ſie ihn. Je länger ſie ihn aber nicht fand, deſto mehr wünſchte ſie ihn zu ſehen, nicht allein mehr aus Beſorgniß, ſondern auch um wirklich zu ſehen, wie er ſich eigentlich ausnähme und ob er in ſeiner Dummheit nicht noch die Lächerlichkeit zum Leichtſinn hinzugefügt habe, indem er als eine ungeſchickt angezogene ſchlottrige Weibsperſon ſich weiß Gott wo herumtreibe? In dieſen Unterſuchungen gerieth ſie auf einen Seitengang der hohen Gallerie, welcher mit einem Fenſter endigte, das mit einem Vorhang verſehen und beſtimmt war, Licht in eben dieſen Gang einzulaſſen. Das Fenſter aber ging in das kleinere Rathszimmer, ein altes gothiſches Gemach, und war hoch an deſſen Wand zu ſehen. Wie ſie nun jenen Vorhang ein wenig lüftete und in das tiefe Gemach hinunter ſchaute, welches durch einen ſeltſamen Firlefanz von Kronleuchtern ziemlich ſchwach erleuchtet war, erblickte ſie eine kleinere Geſellſchaft, die da in aller Stille und Fröhlichkeit ſich zu unterhalten ſchien. Als Frau Regel genauer hinſah, erkannte ſie ſieben bis acht verheirathete Frauen, deren Männer ſie ſchon in dem Speiſeſaal hatte ſpielen ſehen zu einem hohen und prahleriſchen Satze. Dieſe Frauen ſaßen in einem engen Halbkreiſe und vor ihnen eben ſo viel junge Männer, die ihnen den Hof machten. Unter dieſen war Fritz abermals nicht zu finden und ſeine Mutter hierüber ſehr froh, da der Kreis dieſer Damen nichts weniger als beruhigend anzuſehen war. Denn als ſie dieſelben einzeln muſterte, waren es lauter jüngere Frauen, welche jede auf ihre Weiſe für gefährlich galt und in der Stadt, wenn auch nicht eines ſchlimmen, doch eines geheimnißvollen Rufes genoß, was bei der herrſchenden Duldſamkeit immer noch genug war. Da ſaß erſtens die nicht häßliche Adele Anderau, welche üppig und verlockend anzuſehen war, ohne daß man recht wußte, woran es lag, und welche alle jungen Leute jezuweilen mit halbgeſchloſſenen Augen ſo anzublicken wußte in einem windſtillen Augenblicke, daß ſie einen ſeltſamen Funken von hoffnungsreichem Verlangen in ihr Herz ſchleuderte. Aber zehn derſelben ließ ſie ſchonungslos und mit Aufſehen abziehen, um deſto regelmäßiger den elften in einer ſichern Stunde zu beglücken. Da war ferner die leidenſchaftliche Julie Haider, welche ihren Mann öffentlich und vor ſo vielen Zeugen als möglich ſtürmiſch liebkoſ'te, die glühendſte Eiferſucht auf ihn an den Tag legte und fortwährend der Untreue anklagte, dies alles ſo lange bis irgend ein Dritter den fühlloſen Gatten beneidete und ſolcher Leidenſchaftlichkeit theilhaftig zu werden trachtete. Da trauerte auch die ſanfte Emmeline Ackerſtein, welche eine Dulderin war und von ihrem Manne mißhandelt wurde, weil ſie gar nichts gelernt hatte und das Hausweſen vernachläſſigte; dieſe ſah bleich und ſchmachtend aus und ſank mit Thränen dem in die Arme, der ſie tröſten mochte. Auch die ſchlimme Liesdchen Aufdermaur war da, welche ſo lange Klatſchereien und Zänkereien anrichtete, bis irgend ein Aufgebrachter, den ſie verläumdet, ſie unter vier Augen in die Klemme brachte und ſich an ihr rächte. Dann folgte, außer zwei oder drei aufgeweckten Weſen, welche ohne weitere Begründungen ſchlechtweg thaten was ſie mochten, die ſtille Thereſa Gut, welche äußerſt theilnahmlos weder rechts noch links ſah, Niemandem entgegen kam und kaum antwortete, wenn man ſie anredete, welche aber, zufällig in ein Abenteuer verwickelt und angegriffen, unerwarteter Weiſe lachte wie eine Närrin und alles geſchehen ließ. Endlich ſaß auch dort das leichtſinnige Käthchen Ambag, welches immer eine Menge heimlicher Schulden zu tragen hatte.

Als Frau Amrain die Beſchaffenheit dieſes weiblichen Kreiſes erkannte, wollte ſie eben Gott danken, daß ihr Sohn wenigſtens auch da nicht zu erblicken ſei, als ſie noch eine weibliche Geſtalt zwiſchen ihnen entdeckte, die ſie im erſten Augenblicke nicht kannte, obgleich ſie dieſelbe ſchon geſehen zu haben glaubte. Es war ein großes prächtig gewachſenes Weſen von amazonenhafter Haltung und mit einem kecken blonden Lockenkopfe, das aber hold verſchämt und verliebt unter den luſtigen Frauen ſaß und von ihnen ſehr aufmerkſam behandelt wurde. Beim zweiten Blick erkannte ſie jedoch ihren Sohn und ihr violettes Seidenkleid zugleich und ſah, wie trefflich ihm daſſelbe ſaß und mußte ſich auch geſtehen, daß er ganz geſchickt und reizend ausgeputzt ſei. Aber im gleichen Augenblicke ſah ſie auch, wie ihn ſeine eine Nachbarin küßte, in Folge irgend eines Unterhaltungsſpieles, das die fröhliche Geſellſchaft eben beſchäftigte, und wie er gleicherzeit die andere Nachbarin küßte, und nun hielt ſie den Zeitpunkt für gekommen, wo ſie ihrem Sohne den Dienſt, welchen er ihr als fünfjähriges Knäblein geleiſtet, erwiedern konnte.

Sie ſtieg ungeſäumt die Treppe hinunter und trat in das Zimmer, die überraſchte Geſellſchaft beſcheiden und höflich begrüßend. Alles erhob ſich verlegen, denn obgleich ſie ſattſam durchgehechelt wurde in der Stadt, ſo flößte ſie doch Achtung ein, wo ſie erſchien. Die jungen Männer grüßten ſie mit aufrichtig verlegener Ehrerbietung, und um ſo aufrichtiger je wilder ſie ſonſt waren; von den Frauen aber wollte keine ſcheinen, als ob ſie mit der achtbarſten Frau der Stadt etwa ſchlecht ſtände und nicht mit ihr umzugehen wüßte, weshalb ſie ſich mit großem Geräuſch um ſie drängten, als ſie ſich von ihrer Überraſchung etwas erholt. Am verblüffteſten war jedoch Fritz, welcher nicht mehr wußte, wie er ſich in dem Kleide ſeiner Mutter zu geberden habe; denn dies war jetzt plötzlich ſein erſter Schrecken und er bezog den ernſten Blick, den ſie einſtweilen auf ihn geworfen, nur auf die gute Seide dieſes Kleides. Andere Bedenken waren noch nicht ernſtlich in ihm aufgeſtiegen, da in der allgemeinen Luſt der Scherz zu gewöhnlich und erlaubt ſchien. Als Alle ſich wieder geſetzt hatten und nachdem ſich Frau Amrain ein Viertelſtündchen freundlich mit den jungen Leuten unterhalten, winkte ſie ihren Sohn zu ſich und ſagte ihm, er möchte ſie nach Hauſe begleiten, da ſie gehen wolle. Als er ſich dazu ganz bereit erklärte, flüſterte ſie ihm aber mit ſtrengem Tone zu: Wenn ich von einem Weibe will begleitet ſein, ſo konnte ich die Grete hier behalten, die mir hergeleuchtet hat! Du wirſt ſo gut ſein und erſt heim laufen, um Kleider anzuziehen, die Dir beſſer ſtehen, als dieſe hier!

Erſt jetzt merkte er, daß die Sache nicht richtig ſei; tief erröthend machte er ſich fort, und als er über die Straße eilte und das rauſchende Kleid ihm ſo ungewohnt gegen die Füße ſchlug, während der Nachtwächter ihm verdächtig nachſah, merkte er erſt recht, daß das eine ungeeignete Tracht wäre für einen jungen Republikaner, in der man Niemandem in's Geſicht ſehen dürfe. Als er aber zu Hauſe angekommen ſich haſtig umkleidete, fiel es ihm ein, daß nun die Mutter allein unter dem Volke auf dem Rathhauſe ſitze, und dieſer Gedanke machte ihn plötzlich und ſonderbarer Weiſe ſo zornig und beſorgt um ihre Ehre, daß er ſich beeilte nur wieder hinzukommen und ſie abzuholen. Auch glaubte er ihr einen rechten Ritterdienſt damit zu erweiſen, daß er ſo pünktlich wieder erſchien, und alle etwaigen Unebenheiten dadurch auf's Schönſte ausgeglichen. Frau Amrain aber empfahl ſich der Geſellſchaft und ging ernſt und ſchweigſam neben ihrem Sohne nach Hauſe. Dort ſetzte ſie ſich ſeufzend auf ihren gewohnten Seſſel und ſchwieg eine Weile; dann aber ſtand ſie auf, ergriff das daliegende Staatskleid und zerriß es in Stücken, indem ſie ſagte: das kann ich nun wegwerfen, denn tragen werde ich es nie mehr!

»Warum denn?« ſagte Fritz erſtaunt und wieder kleinlaut. »Wie werde ich, erwiederte ſie, ein Kleid ferner tragen, in welchem mein Sohn unter liederlichen Weibern geſeſſen hat, ſelber einem gleichſehend?« Und ſie brach in Thränen aus und hieß ihn zu Bette gehen. »Hoho, ſagte er, als er ging, das wird denn doch nicht ſo gefährlich ſein.« Er konnte aber nicht einſchlafen, da ſein Kopf ſowohl von der unterbrochenen Luſtbarkeit als von den Worten der Mutter aufgeregt war, ſo fand er alſo Muße, über die Sache nachzudenken und fand, daß die Mutter einigermaßen Recht habe; aber er fand dies nur inſofern, als er ſelbſt die Leute verachtete, mit denen er ſich eben vergnügt hatte. Auch fühlte er ſich durch dieſe Auslegung eher geſchmeichelt in ſeinem Stolze, und erſt, als die Mutter am Morgen und die folgenden Tage ernſt und traurig blieb, kam er dem Grunde der Sache näher. Es wurde kein Wort mehr darüber geſprochen, aber Fritz war für einmal gerettet, denn er ſchämte ſich vor ſeiner Mutter mehr, als vor der ganzen übrigen Welt.

Während einiger Monate fand ſie keine Urſache neue Beſorgniſſe zu hegen, bis eines Tages, als ein blühendes junges Landmädchen ſich einfand, um den Dienſt bei ihr nachzuſuchen, Fritz daſſelbe unverwandt betrachtete und endlich auf es zutrat und, alles andere vergeſſend, ihm die Wangen ſtreichelte. Er erſchrak ſogleich ſelbſt darüber und ging hinaus; die Mutter erſchrak auch und das Mädchen wurde roth und zornig und wandte ſich, ohne weitern Aufenthalt zu gehen. Als Frau Amrain dies ſah, hielt ſie es zurück und nahm es mit einiger Überredung in ihren Dienſt. Nun muß es biegen oder brechen, dachte ſie und fühlte gleichzeitig, daß auf dem bisherigen, blos verneinenden Wege dies Blut ſich nicht länger meiſtern ließ. Sie näherte ſich deshalb noch am ſelben Tage ihrem Sohne, als er mit ſeinem Vesperbrode ſich unter ein ſchattiges Rebenſpalier geſetzt hatte, hinter dem Hauſe, von wo man zum Thal hinaus in die Ferne ſah nach blauen Höhenſtrichen, wo andre Leute wohnten. Sie legte ihren Arm um ſeine Schultern, ſah ihm freundlich in die Augen und ſagte: »Lieber Fritz! Sei mir jetzt nur noch zwei oder drei Jährchen brav und gehorſam, und ich will Dir das ſchönſte und beſte Frauchen verſchaffen aus meinem Ort, daß Du dir was darauf einbilden kannſt!«

Fritz ſchlug erröthend die Augen nieder, wurde ganz verlegen und erwiederte mürriſch: »Wer ſagt denn, daß ich eine Frau haben wolle?« »Du ſollſt aber Eine haben!« verſetzte ſie, und, wie ich ſage, eine von guter und ſchöner Art; aber nur wenn Du ſie verdienſt, denn ich werde mich verſehen, eine rechtſchaffene Tochter hierher in's Elend zu bringen!« Damit küßte ſie ihren Sohn, wie ſie ſeit undenklicher Zeit nicht gethan, und ging in's Haus zurück.

Es ward ihm aber auf einmal ganz ſeltſam zu Muthe und von Stund an waren ſeine Gedanken auf eine ſolche gute und ſchöne Frau gerichtet, und dieſe Gedanken ſchmeichelten ihm ſo ſehr und beſchäftigten ihn ſo anhaltend, daß er darüber keine Frauensperſon in Seldwyla mehr anſah. Die Zärtlichkeit, mit welcher die Mutter ihm ſolche Ideen beigebracht, gab ſeinen Wünſchen eine innigere und edlere Richtung und er fühlte ſich wohlgeborgen, da man es ſo gut mit ihm meine. Er wartete aber die zwei Jahre und die Anſtalten ſeiner Mutter nicht ab, ſondern fing ſchon in der nächſten Zeit an, an ſchönen Sonntagen in's Land hinaus zu gehen und insbeſondere in der Heimath der Mutter herumzukreuzen. Er war bis jetzt kaum einmal dort geweſen und wurde von den Verwandten und Freunden ſeiner Mutter um ſo freundlicher aufgenommen, als ſie großes Wohlgefallen an dem hübſchen Jüngling fanden und er zudem eine Art Merkwürdigkeit war als ein wohlgerathener, feſter und nicht prahleriſcher Seldwyler. Er machte ſich ordentlich heimiſch in jenen Gegenden, was ſeine Mutter wohl merkte und geſchehen ließ; aber ſie ahnte nicht, daß er, ehe ſie es vermuthete, ſchon in beſter Form einen Schatz hatte, der ihm allen von der Mutter ihm gemachten Vorſpiegelungen vollkommen zu entſprechen ſchien. Als ſie davon erfuhr, machte ſie ſich dahinter her, voll Beſorgniß, wer es ſein möchte, und fand zu ihrer frohen Verwunderung, daß er nun gänzlich auf einem guten Wege ſei; denn ſie mußte den Geſchmack und das Urtheil des Sohnes nur loben und ebenſo deſſen ungetrübte Treue und Fröhlichkeit, mit welcher er dem erwählten Mädchen anhing, ſo daß ſie ſich aller weitern Zucht und aller Liſten endlich enthoben ſah.

Dieſe Klippe war unterdeſſen kaum glücklich umſchifft, als ſich eine andere zeigte, welche noch gefährlicher zu werden drohte und der Frau Regula abermals Gelegenheit gab, ihre Klugheit zu erproben. Denn die Zeit war nun da, wo Fritz, der Sohn, anfing zu politiſiren und damit mehr als durch alles Andere in die Gemeinſchaft ſeiner Mitbürger gezogen wurde. Er war ein liberaler Geſell, wegen ſeiner Jugend, ſeines Verſtandes, ſeines ruhigen Gewiſſens in Hinſicht ſeiner perſönlichen Pflichterfüllung und aus anererbtem Mutterwitz. Obgleich man nach gewöhnlicher oberflächlicher Anſchauungsweiſe etwa hätte meinen können, Frau Amrain wäre ariſtokratiſcher Geſinnung geweſen, weil ſie die meiſten Leute verachten mußte, unter denen ſie lebte, ſo war dem doch nicht alſo; denn höher und feiner als die Verachtung iſt die Achtung vor der Welt im Ganzen. Wer freiſinnig iſt, traut ſich und der Welt etwas Gutes zu und weiß mannhaft von nichts Anderem, als daß man hiefür einzuſtehen vermöge, während der Unfreiſinn oder der Konſervatismus auf Zaghaftigkeit und Beſchränktheit gegründet iſt. Dieſe laſſen ſich aber ſchwer mit wahrer Männlichkeit vereinigen. Vor tauſend Jahren begann die Zeit, da nur derjenige für einen vollkommenen Helden und Rittersmann galt, der zugleich ein frommer Chriſt war; denn im Chriſtenthum lag damals die Menſchlichkeit und Aufklärung. Heute kann man ſagen: ſei Einer ſo tapfer und reſolut, als er wolle, wenn er nicht vermag freiſinnig zu ſein, ſo iſt er kein ganzer Mann. Und die Frau Regula hatte, nachdem ſie ſich einmal an ihrem Eheherren ſo getäuſcht, zu ſtrenge Regeln in ihrem Geſchmack betreffs der Mannestugend angenommen, als daß ſie eine feſte und ſichere Freiſinnigkeit daran vermiſſen wollte. Übrigens, als ihr Mann um ſie geworben, hatte er in allem Flor eines jugendlichen Radikalismus geglänzt, welchen er freilich mehr in der Weiſe handhabte, wie ein Lehrling die erſte ſilberne Sackuhr.

Außer dieſen Geſchmacksgründen aber war ſie aus einem Orte gebürtig, wo ſeit unvordenklichen Zeiten jedermann freiſinnig war und der im Laufe der Zeit bei jeder Gelegenheit ſich als ein entſchloſſenes, thatkräftiges und ſich gleich bleibendes Bürgerneſt hervorgethan, ſo daß, wenn es hieß: die von So und So haben dies geſagt oder jenes gethan! ſie gleich einen ganzen Landſtrich mitnahmen und einen kräftigen Anſtoß gaben. Wenn alſo Frau Amrain in den Fall kam, ihre Meinung über einen Streit feſtzuſtellen, ſo hörte ſie nicht auf das, was die Seldwyler, ſondern auf das, was die Leute ihrer Jugendheimath ſagten und richtete ihre Gedanken dorthin.

Alles das waren Gründe genug für Fritz, ein guter Liberaler zu ſein, ohne abſonderliche Studien gemacht zu haben. Was nun die nächſte Gefahr anbelangt, welche da, wo das Wort und die rechtlichen Handlungen frei ſind und die Leute ſich das Wetter ſelbſt machen, für einen politiſch Aufgeregten entſteht, nämlich die Gefahr ein Müſſiggänger und Schenkeläufer zu werden, ſo war dieſelbe zu Seldwyla allerdings noch größer, als an andern Schweizerorten, welche mit der ganzen alten Welt noch an der gemüthlichen oſtländiſchen Weiſe feſthalten, das Wichtigſte in breiter halbträumender Ruhe an den Quellen des Getränkes oder bei irgend einem Genuſſe zu verhandeln und immer wieder zu verhandeln. Und doch ſollte das nicht ſo ſein; denn ein gutes Glas in fröhlicher Ruhe zu trinken, iſt ein Zweck, ein Lohn oder eine Frucht, und, wenn man das in einem tiefern Sinne nimmt, das Ausüben politiſcher Rechte blos ein Mittel dazu zu gelangen. Indeſſen war für Fritz dieſe Gefahr nicht beträchtlich, weil er ſchon zu ſehr an Ordnung und Arbeit gewöhnt war und es ihn grade zu Seldwyla nicht reizte, den andern nachzufahren. Größer war ſchon die Gefahr für ihn, ein Schwätzer und Prahler zu werden, der immer das Gleiche ſagt und ſich ſelbſt gern reden hört; denn in ſolcher Jugend verführt nichts ſo leicht dazu, als das lebendige Empfinden von Grundſätzen und Meinungen, welche man zur Schau ſtellen darf ohne Rückhalt, da ſie gemeinnützig ſind und das Wohl Aller betreffen.

Als er aber wirklich begann, Tag und Nacht von Politik zu ſprechen, ein und dieſelbe Sache ewig herumzerrte und jene kindiſche Manier annahm, durch blindes Behaupten ſich ſelbſt zu betäuben und zu thun, als ob es wirklich ſo gehen müſſe, wie man wünſcht und behauptet, da ſagte ſeine Mutter ein einziges Mal, als er eben im ſchönſten Eifer war, ganz unerwartet: »Was iſt denn das für ein ewiges Schwatzen und Kannegießern? Ich mag das nicht hören! Wenn Du es nicht laſſen kannſt, ſo geh' auf die Gaſſe oder in's Wirthshaus, hier in der Stube will ich den Lärm nicht haben!«

Dies war ein Wort zur rechten Zeit geſprochen; Fritz blieb mit ſeiner alſo durchſchnittenen Rede ganz verblüfft ſtecken und wußte gar nichts zu ſagen. Er ging hinaus und indem er über dies wunderliche Ereigniß nachgrübelte, fing er an ſich zu ſchämen, ſo daß er erſt eine gute halbe Stunde nachher roth wurde bis hinter die Ohren, von Stund an geheilt war und ſeine Politik mit weniger Worten und mehr Gedanken abzumachen ſich gewöhnte. So gut traf ihn der einmalige Vorwurf aus Frauenmund, ein Schwätzer und Kannegießer zu ſein.

Um ſo größer erwies ſich nun die dritte, entgegengeſetzte Gefahr, an übel gewendeter Thatkraft zu verderben. So wetterwendiſch nämlich ſonſt die Seldwyler in ihren politiſchen Stimmungen waren, ſo beharrlich blieben ſie in der Theilnahme an allem Freiſchaaren- und Zuzügerweſen, und wenn irgendwo in der Nachbarſchaft es galt, gewaltſam ein widerſtehendes Regiment zu ſprengen, eine ſchwache Mehrheit einzuſchüchtern oder einer trotzigen ungefügigen Minderheit bewaffnet beizuſpringen, ſo zog jedesmal, mochte nun die herrſchende Stimmung ſein welche ſie wollte, von Seldwyla ein Trupp bewaffneter Leute aus nach dem aufgeregten Punkte hin, bald bei Nacht und Nebel auf Seitenwegen, bald am hellen Tage auf offener Landſtraße, je nachdem ihnen die Luſt ſicher ſchien. Denn nichts dünkte ſie ſo ergötzlich, als bei ſchönem Wetter einige Tage im Lande herumzuſtreichen, zu ſechzig oder ſiebenzig, wohlbewaffnet mit feinen Zielgewehren, verſehen mit gewichtigen drohenden Bleikugeln und ſilbernen Thalern, mittelſt letzterer ſich in den beſetzten Wirthshäuſern gütlich zu thun und mit tüchtigem Hallo, das Glas in der Hand, auf andere Zuzüge zu ſtoßen, denen es ebenfalls mehr oder minder Ernſt war. Da nun das Geſetzliche und das Leidenſchaftliche, das Vertragsmäßige und das urſprünglich Naturwüchſige, der Beſtand und das Revolutionaire zuſammen erſt das Leben ausmachen und es vorwärts bringen, ſo war hiegegen nichts zu ſagen, als: ſeht euch vor, was ihr ausrichtet! Nun aber erfuhren die Seldwyler den eigenen Unſtern, daß ſie bei ihren Auszügen immerdar entweder zu früh oder zu ſpät und am unrechten Orte eintrafen und gar nicht zum Schuſſe kamen, wenn ſie nicht auf dem Heimwege, der dann nach mannigfachem Hin- und Herreden und genugſamem Trinken eingeſchlagen wurde, zum Vergnügen wenigſtens einige Patronen in die Luft ſchoſſen. Doch dies genügte ihnen, ſie waren gewiſſermaßen dabei geweſen und es hieß im Lande, die Seldwyler ſeien auch ausgerückt in ſchöner Haltung, lauter Männer mit gezogenen Büchſen und goldenen Uhren in der Taſche.

Als es das erſte Mal begegnete, daß Fritz Amrain von einem ſolchen Ausrücken hörte und zugleich ſeines Alters halber fähig war mitzugehen, lief er, da es ſoweit eine gute Sache betraf, ſogleich nach Hauſe, denn es war eben die höchſte Zeit und der Trupp im Begriff aufzubrechen. Zu Hauſe zog er ſeine beſten Kleider an, ſteckte genugſam Geld zu ſich, hing ſeine Patrontaſche um und ergriff ſein wohl im Stand gehaltenes Infanteriegewehr, denn da er bereits ein ordentlicher und handfeſter junger Flügelmann war, dachte er nicht daran, mit einer koſtbaren Schützenwaffe zu prahlen, die er nicht zu handhaben verſtand, ſondern aufrichtig und emſig ſein leichtes Gewehr zu laden und loszubrennen, ſobald er irgend vor den Mann kommen würde; und er ſah ſehnſüchtig im Geiſte ſchon nichts anderes mehr, als den letzten Hügel, die letzte Straßenecke, um welche herumbiegend man den verhaßten Gegner erblicken und es losgehen würde mit Puffen und Knallen.

Er nahm nicht das geringſte Gepäck mit und verabſchiedete ſich kaum bei der Mutter, die ihm aufgebracht und mit klopfendem Herzen aber ſchweigend zuſah. »Adieu! ſagte er, morgen oder übermorgen früh ſpäteſtens ſind wir wieder hier!« und ging weg, ohne ihr nur die Hand zu geben, als ob er nur in den Steinbruch hinausginge, um die Arbeiter anzutreiben. So ließ ſie ihn auch gehen ohne Einwendung, da es ihr widerſtand, den hübſchen jungen Burſchen von ſolcher erſten Muthesäußerung abzuhalten, ehe die Zeit und die Erfahrung ihn ſelber belehrt. Vielmehr ſah ſie ihm durch das Fenſter wohlgefällig nach, als er ſo leicht und froh dahinſchritt. Doch ging ſie nicht einmal ganz an das Fenſter, ſondern blieb in der Mitte der Stube ſtehen und ſchaute von da aus hin. Übrigens war ſie ſelbſt muthigen Charakters und hegte nicht ſonderliche Sorgen, zumal ſie wohl wußte, wie dieſe Auszüge von Seldwyla abzulaufen pflegten.

Fritz kam denn auch richtig ſchon am andern Morgen ganz in der Frühe wieder an und ſtahl ſich ziemlich verſchämt in das Haus. Er war ermüdet, überwacht, von vielem Weintrinken abgeſpannt und ſchlechter Laune und hatte nicht das Mindeſte erlebt oder ausgerichtet, außer daß er ſeinen feinen Rock verdorben durch das Herumlungern und ſein Geldbeutel geleert war.

Als ſeine Mutter dies bemerkte und als ſie überdies ſah, daß er nicht wie die Andern, die inzwiſchen auch gruppenweiſe zurückgeſchlendert kamen, nur die Kleider wechſelte, neues Geld zu ſich ſteckte und nach dem Wirthshauſe eilte, um da den mißlungenen Feldzug aus einander zu ſetzen und ſich nach den ermüdenden Nichtthaten zu ſtärken, ſondern daß er eine Stunde lang ſchlief und dann ſchweigend an ſeine Geſchäfte ging, da ward ſie in ihrem Herzen froh und dachte, dieſer merke von ſelber, was die Glocke geſchlagen.

Indeſſen dauerte es kaum ein halbes Jahr, als ſich eine neue Gelegenheit zeigte, auszuziehen nach einer andern Seite hin, und die Seldwyler auch wirklich wieder auszogen. Eine benachbarte Regierung ſollte geſtürzt werden, welche ſich auf eine ganz kleine Mehrheit eines andächtigen gutkatholiſchen Landvolkes ſtützte. Da aber dies Landvolk ſeine andächtige Geſinnung und politiſche Meinung eben ſo handlich, munter und leidenſchaftlich betrieb und bei den Wahlvorgängen eben ſo geſchloſſen und prügelfertig zuſammenhielt, wie die aufgeklärten Gegner, ſo empfanden dieſe einen heftigen und ungeduldigen Verdruß, und es wurde beſchloſſen, jenen vernagelten Dummköpfen durch einen muthigen

Handſtreich zu zeigen, wer Meiſter im Lande ſei, und zahlreiche Parteigenoſſen umliegender Kantone hatten ihren Zuzug zugeſagt, als ob ein Häring zu einem Lachs würde, wenn man ihm den Kopf abbeißt und ſagt: dies ſoll ein Lachs ſein! Aber in Zeiten des Umſchwunges, wenn ein neuer Geiſt umgeht, hat die alte Schale des gewohnten Rechtes keinen Werth mehr, da der Kern heraus iſt, und ein neues Rechtsbewußtſein muß erſt erlernt und angewöhnt werden, damit »rechtlich am längſten währe«, das heißt, ſo lange der neue Geiſt lebt und währt, bis er wiederum veraltet iſt und das Auslegen und Zanken um die Schale des Rechtes von neuem angeht. Als gewohnter Weiſe wieder einige Dutzend Seldwyler beiſammen waren, um als ein tapferes Häuflein auszurücken und der verhaßten Nachbarregierung vom Amte zu helfen, war Frau Regel Amrain guter Laune, indem ſie dachte, dieſe bewaffneten Kannegießer wären diesmal recht angeführt, wenn ſie glaubten, daß ihr Sohn mitginge; denn nach ihren bisherigen Erfahrungen, laut welchen das wackere Blut ſtets durch eine einmalige Lehre ſich gebeſſert, mußte es ihm jetzt nicht einfallen mitzugehen. Aber ſiehe da! Fritz erſchien unverſehens, als ſie ihn bei ſeinen Geſchäften glaubte, im Hauſe, bürſtete ſeine ſtarken Werkeltagskleider wohl aus, und ſteckte die Bürſte nebſt anderen Ausrüſtungsgegenſtänden und einiger Wäſche in eine Reiſetaſche, welche er umhing, kreuzweis mit der wohlgefüllten Patrontaſche, und ergriff abermals ſein Gewehr und ſenkte es zum Gehen, nachdem er mit dem Daumen einige Male den Hahn hin und hergezogen, um die Federkraft des Schloſſes zu erproben.

»Diesmal,« ſagte er, »wollen wir die Sache anders angreifen, adieu!« und ſo zog er ab, ungehindert von der Mutter, welcher es abermals unmöglich war, ihn von ſeinem Thun abzuhalten, da ſie wohl ſah, daß es ihm Ernſt war. Um ſo beſorgter war ſie jetzt plötzlich und ſie erbleichte einen Augenblick lang, während ſie abermals mit Wohlgefallen ſeine Entſchloſſenheit bemerkte. Die Seldwyler Schaar kehrte am nächſten Tage ganz in der alten Weiſe zurück, ohne noch zu wiſſen, wie es auf dem Kampfplatze ergangen; denn da ſie die Grenze ein

Bischen überſchritten hatten, fanden ſie das daſige Ländchen ſehr aufgeregt und die Bauern darüber erboſ't, daß man ſolchergeſtalt auf ihrem Territorium erſcheine, wie zu den Zeiten des Fauſtrechtes. Sie ſtellten jedoch kein Hinderniß entgegen, ſondern ſtanden nur mit ſpöttiſchen Geſichtern an den Wegen, welche zu ſagen ſchienen, daß ſie die Eindringlinge einſtweilen vorwärtsſpazieren laſſen aber auf dem Rückwege dann näher anſehen wollten. Dies kam den Seldwylern gar nicht geheuer vor und ſie beſchloſſen deshalb, das verſprochene Eintreffen anderer Zuzüge abzuwarten, ehe ſie weiter gingen. Als dieſe aber nicht kamen und ein Gerücht ſich verbreitete, der Putſch ſei ſchon vorüber und günſtig abgelaufen, machten ſie ſich endlich wieder auf den Rückweg mit Ausnahme des Fritz Amrain, welcher ſeelenallein und trotzig verwegen ſich von ihnen trennte und mitten durch das gegneriſche Gebiet wegmarſchirte auf deſſen Hauptſtadt zu. Denn er hatte, indem er ſeine Gefährten zechen und ſchwatzen ließ, ſich erkundigt und vernommen, daß ein Häuflein Burſche aus dem Geburtsorte ſeiner Mutter einige Stunden von da eintreffen würde, und zu dieſen gedachte er zu ſtoßen. Er erreichte ſie auch ohne Gefährde, weil er raſch und unbekümmert ſeinen Weg ging, und drang mit ihnen ungeſäumt vorwärts. Allein die Sache ſchlug fehl, jene ſchwankhafte Regierung behauptete ſich für dies Mal wieder durch einige günſtige Zufälle, und ſobald dieſe ſich deutlich entwickelt, that ſich das Landvolk zuſammen, ſtrömte der Hauptſtadt zu in die Wette mit den Freizügern und verſperrt dieſen die Wege, ſo daß Fritz und ſeine Genoſſen, noch ehe ſie die Stadt erreichten, zwiſchen zwei große Haufen bewaffneter Bauern geriethen, und, da ſie ſich mannlich durchzuſchlagen gedachten, ein Gefecht ſich unverweilt entſpann. So ſah ſich denn Fritz angeſichts fremder Dorfſchaften und Kirchthürme ladend, ſchießend und wieder ladend, indeſſen die Glocken ſtürmten und heulten über den verwegenen Einbruch und den Verdruß des beleidigten Bodens auszuklagen ſchienen. Wo. ſich die kleine Schaar hinwandte, wichen die Landleute mit großem Lärm etwas zurück; denn ihre junge Mannſchaft war im Soldatenrock ſchon nach der Stadt gezogen worden, und was ſich hier den Angreifern entgegenſtellte, beſtand mehr aus alten und ganz jungen unerwachſenen Leuten, von Prieſtern, Küſtern und ſelbſt Weibern angefeuert. Aber ſie zogen ſich dennoch immer dichter zuſammen und nachdem erſt einige unter ihnen verwundet waren, ſtellte gerade dieſer dunkle Saum erſchreckter alter Menſchen, Weiber und Prieſter, die ſich zuſammen den Landſturm nannten, das aufgebrachte und beleidigte Gebiet vor und die Glocken ſchrieen den Zorn über alles Getöſe hinweg weit in das Land hinaus. Aber der drohende Saum zog ſich immer enger und enger um die fechtenden Parteigänger, einige entſchloſſene und erfahrene Alte gingen voran und es dauerte nicht mehr lange, ſo waren die Freiſchärler gefangen. Sie ergaben ſich ohne Weiteres, als ſie ſahen, daß ſie Alles gegen ſich hatten, was hier wohnte. Wenn man im offenen Kriege vom Reichsfeind gefangen wird, ſo iſt das ein Unſtern wie ein anderer und kränkt den Mann nicht tiefer; aber von ſeinen Mitbürgern als ein gewaltthätiger politiſcher Widerſacher gefangen zu werden, iſt ſo demüthigend und kränkend, als irgend etwas auf Erden ſein kann.

Kaum waren ſie entwaffnet und von dem Volke umringt, als alle möglichen Ehrentitel auf ſie niederregneten: Landfriedenbrecher, Freiſchärler, Räuber, Buben waren noch die mildeſten Ausrufe, die ſie zu hören bekamen. Zudem wurden ſie von vorn und hinten betrachtet wie wilde Thiere und je ſolider ſie in ihrer Tracht und Haltung ausſahen, deſto erboſter ſchienen die Bauern darüber zu werden, daß ſolche Leute ſolche Streiche machten.

So hatten ſie nun nichts weiter zu thun, als zu ſtehen oder zu gehen, wo und wie man ihnen befahl, hierhin, dorthin, wie es dem vielköpfigen Souverain beliebte, welchem ſie ſein Recht hatten nehmen wollen. Und er übte es jetzt in reichlichem Maße aus und es fehlte nicht an Knüffen und Püffen, wenn die Herren Gefangenen ſich trotzig zeigten oder nicht gehorchen wollten. Jeder ſchrie ihnen eine gute Lehre zu: »Wäret Ihr zu Hauſe geblieben, ſo brauchtet Ihr uns nicht zu gehorchen! Wer hat Euch hergerufen? Da Ihr uns regieren wolltet, ſo wollen wir nun Euch auch regieren, Ihr Spitzbuben! Was bezieht Ihr für Gehalt für Euer

Geſchäft, was für Sold für Euer Kriegsweſen? Wo habt Ihr Eure Kriegskaſſe und wo Euren General? Pflegt Ihr oft auszuziehen ohne Trompeter, ſo in der Stille? Oder habt Ihr den Trompeter heimgeſchickt, um Euren Sieg zu verkünden? Glaubtet Ihr, die Luft in unſerm Gebiet ſei ſchlechter als Eure, da Ihr kamet, ſie mit Bleikugeln zu peitſchen? Habt Ihr ſchon gefrühſtückt, Ihr Herren? Oder wollt Ihr in's Gras beißen? Verdienen würdet Ihr es wohl! Habt Ihr geglaubt, wir hätten hier keinen ordentlichen Staat, wir ſtellten gar nichts vor in unſerm Ländchen, daß Ihr da rottenweiſe herumſtreicht ohne Erlaubniß? Wolltet Ihr Füchſe fangen oder Kaninchen? Schöne Bundesgenoſſen, die uns mit dem Schießprügel in der Hand unſer gutes Recht ſtehlen wollen! Ihr könnt Euch bei denen bedanken, die Euch hergerufen; denn man wird Euch eine ſchöne Mahlzeit anrichten! Ihr dürfet einſtweilen unſere Zuchthauskoſt verſuchen; es iſt eine ganz entſchiedene Majorität von geſunden Erbſen, gewürzt mit dem Salze eines handlichen Strafgeſetzes gegen Hochverrath, und wenn Ihr Jahr und Tag geſeſſen habt, ſo wird man Euch erlauben, zur Feier Eures glorreichen Einzuges auch eine kleine Minorität von Speck zu überwältigen, aber beißt Euch alsdann die Zähne nicht daran aus! Es geht allerdings nichts über einen guten Spaziergang und iſt zuträglich für die Geſundheit, insbeſondere wenn man keine regelmäßige Arbeit und Bewegung zu haben ſcheint; aber man muß ſich doch immer in Acht nehmen, wo man ſpazieren geht und es iſt unhöflich, mit dem Hut auf dem Kopf in eine Kirche und mit dem Gewehr in der Hand in ein friedfertiges Staatsweſen herein zu ſpazieren! Oder habt Ihr geglaubt, wir ſtellen keinen Staat vor, weil wir noch Religion haben und unſere Pfaffen zu ehren belieben? Dieſes gefällt uns einmal ſo, und wir wohnen gerade ſo lang im Lande, als Ihr, Ihr Maulaffen, die Ihr nun daſteht und Euch nicht zu helfen wißt!«

So tönte es unaufhörlich um ſie her, und die Beredtſamkeit der Sieger war um ſo unerſchöpflicher, als ſie das Gleiche, deſſen ſie ihre Gegner nun anklagten, entweder ſelbſt ſchon gethan oder es jeden Augenblick zu thun bereit waren, wenn die Umſtände und die perſönliche Rüſtigkeit es erlaubten, gleich wie ein Dieb die beredteſte Entrüſtung verlauten läßt, wenn ein Kleinod, das er ſelbſt geſtohlen, ihm abermals entfremdet wird. Denn der Menſch trägt die unbefangene Schamloſigkeit des Thieres geradewegs in das moraliſche Gebiet hinüber und geberdet ſich da im guten Glauben an das nützliche Recht ſeiner Willkür ſo naiv, wie die Hündlein auf den Gaſſen. Die gefangenen Freiſchärler mußten indeſſen alles über ſich ergehen laſſen und waren nur bedacht, durch keinerlei Herausforderung eine körperliche Mißhandlung zu veranlaſſen. Dies war das Einzige, was ſie thun konnten, und die Älteren und Erfahrenern unter ihnen ertrugen das Übel mit möglichſtem Humor, da ſie vorausſahen, daß die Sache nicht ſo gefährlich abliefe, als ſie ſchien. Der Eine oder Andere merkte ſich ein ſchimpfendes Bäuerlein, das in ſeinem Laden etwa eine Senſe oder ein Maß Kleeſamen gekauft und ſchuldig geblieben war und gedachte, demſelben ſeiner Zeit ſeine beißenden Anmerkungen mit Zinſen zurückzugeben, und wenn ein ſolches Bäuerlein ſolchen Blick bemerkte und den Abſender erkannte, ſo hörte es darum nicht plötzlich auf zu ſchelten, aber richtete unvermerkt ſeine Augen und ſeine Worte anderswohin in den Haufen und verzog ſich allmälig hinter die Front; ſo gemüthlich und ſeltſamlich ſpielen die Menſchlichkeiten durcheinander. Fritz Amrain aber war im höchſten Grade niedergeſchlagen und troſtlos. Zwei oder drei ſeiner Gefährten waren gefallen und lagen noch da, andere waren verwundet und er ſah den Boden um ſich her mit Blut gefärbt; ſein Gewehr und ſeine Taſchen waren ihm abgenommen, ringsum erblickte er drohende Geſichter, und ſo war er plötzlich aus ſeiner bedachtloſen und fieberhaften Aufregung erwacht, der Sonnenſchein des luſtigen Kampftages war verwiſcht und verdunkelt, das luſtige Knallen der Schüſſe und die angenehme Muſik des kurzen Gefechtlärmens verklungen, und als nun gar endlich die Behörden oder Landesautoritäten ſich hervorthaten aus dem Wirrſal und eine trockene geſchäftliche Eintheilung und Abführung der Gefangenen begann, war es ihm zu Muthe, wie einem Schulknaben, welcher aus einer muthwilligen Herrlichkeit, die ihm für die Ewigkeit gegründet und höchſt rechtmäßig ſchien, unverſehens von dem häßlichſten Schulmeiſter aufgerüttelt und beigeſteckt wird, und der nun in ſeinem Gram alles verloren und das Ende der Welt herbeigekommen wähnt. Er ſchämte ſich, ohne zu wiſſen vor wem, er verachtete ſeine Feinde und war doch in ihrer Hand. Er war begeiſtert geweſen, gegen ſie auszuziehen, und doch waren ſie jetzt in jeder Hinſicht in ihrem Rechte; denn ſelbſt ihre Beſchränktheit oder ihre Dummheit war ihr gutes rechtliches Eigenthum und es gab kein Mandat dagegen, als dasjenige des Erfolges, der nun leider ausgeblieben war. Die leidenſchaftlich erboſ'ten Geſichter aller dieſer bejahrten und gefurchten Landleute, welche auf ihren gefundenen Sieg trotzten, traten ihm in ſeiner helldunklen Troſtloſigkeit mit einer ſeltſamen Deutlichkeit vor die Augen; überall, wo er durchgeführt wurde, gab es neue Geſichter, die er nie geſehen, die er nicht einzeln und nicht mit Willen anſah, und die ſich ihm dennoch ſcharf und trefflich beleuchtet einprägten als eben ſo viele Vorwürfe, Beleidigungen und Strafgerichte. Je näher der Zug der Gefangenen der Stadt kam, deſto lebendiger wurde es; die Stadt ſelbſt war mit Soldaten und bewaffneten Landleuten angefüllt, welche ſich um die neu befeſtigte Regierung ſchaarten, und die Gefangenen wurden im Triumphe durchgeführt. Von der Oppoſition, welche geſtern noch ſo mächtig geweſen, daß ſie um die Herrſchaft ringen konnte und ſich bewegte, wie es ihr gefiel, war nicht die leiſeſte Spur mehr zu erblicken, es war eine ganz andere grobe und widerſtehende Welt, als ſich Fritz gedacht hatte, welche ſich für unzweifelhaft und auf's Beſte begründet ausgab, und nur verwundert ſchien, wie man ſie irgend habe in Frage ſtellen und angreifen können. Denn Jeder tanzt, wenn ſeine Geige geſtrichen wird, und wenn viele Menſchen zuſammen ſich was einbilden, ſo blähet ſich eine Unendlichkeit in dieſer Einbildung. Endlich aber waren die Gefangenen in Thürmen und andern Baulichkeiten untergebracht, die alle ſchon beſetzt waren mit ähnlichen Unternehmungsluſtigen, und ſo befand ſich auch Fritz hinter Schloß und Riegel und war es erklärlich, daß er nicht mit den Seldwylern zurückgekehrt war.

Dieſe rächten ſich für ihren mißlungenen Zug dadurch, daß ſie den ſieghaften Gegnern auf der Stelle die abſcheulichſte und rückſichtsloſeſte Rachſucht zuſchrieben und daß Jeder, der entkommen war, es als für gewiß annahm, die Gefangenen würden erſchoſſen werden. Es gab Leute, die ſonſt nicht ganz unklug waren, welche allen Ernſtes glaubten und wieder ſagten, daß die fanatiſirten Bauern gefangene Freiſchärler zwiſchen zwei Bretter gebunden und entzweigeſägt, oder auch etliche derſelben gekreuziget hätten.

Sobald Frau Regula dieſe Übertreibungen und dies unmäßige Mißtrauen vernahm, verlor ſie die Hälfte des Schreckens, welchen ſie zuerſt empfunden, da die Thorheit der Leute ihren Einfluß auf die Wohlbeſtellten immer ſelbſt regulirt und unſchädlich macht. Denn hätten die Seldwyler nur etwa die Befürchtung ausgeſprochen, die Gefangenen könnten vielleicht wohl erſchoſſen werden nach dem Standrecht, ſo wäre ſie in tödtlicher Beſorgniß geblieben; als man aber ſagte, ſie ſeien entzweigeſägt und gekreuzigt, glaubte ſie auch jenes nicht mehr. Dagegen erhielt ſie bald einen kurzen Brief von ihrem

Sohne, laut welchem er wirklich eingethürmt war und ſie um die ſofortige Erlegung einer Geldbürgſchaft bat, gegen welche er entlaſſen würde. Mehrere Kameraden ſeien ſchon auf dieſe Weiſe frei gegeben worden. Denn die ſieghafte Regierung war in großen Geldnöthen und verſchaffte ſich auf dieſe Weiſe einige willkommene außerordentliche Einkünfte, da ſie nachher nur die hinterlegten Summen in eben ſo viele Geldbußen zu verwandeln brauchte. Frau Amrain ſteckte den Brief ganz vergnügt in ihren Buſen und begann gemächlich und ohne ſich zu übereilen, die erforderlichen Geldmittel beizubringen und zurecht zu legen, ſo daß wohl acht Tage vergingen, ehe ſie Anſtalt machte, damit abzureiſen. Da kam ein zweiter Brief, welchen der Sohn Gelegenheit gefunden heimlich abzuſchicken und worin er ſie beſchwor, ſich ja zu eilen, da es ganz unerträglich ſei, ſeinen Leib dergeſtalt in der Gewalt verhaßter Menſchen zu ſehen. Sie wären eingeſperrt wie wilde Thiere, ohne friſche Luft und Bewegung, und müßten Habermuß und Erbſenkoſt aus einer hölzernen Bütte gemeinſchaftlich eſſen mit hölzernen Löffeln. Da ſchob ſie lächelnd ihre Abreiſe noch um einige Tage auf, und erſt als der eingepferchte Thatkräftige volle vierzehn Tage geſeſſen, nahm ſie ein Gefährt, packte die Erlöſungsgelder nebſt friſcher Wäſche und guten Kleidern ein und begab ſich auf den Weg. Als ſie aber ankam, vernahm ſie, daß eheſtens eine Amneſtie ausgeſprochen würde über alle, die nicht ausgezeichnete Rädelsführer ſeien, und beſonders über die Fremden, da man dieſe nicht unnütz zu füttern gedachte und jetzt keine eingehenden Gelder mehr erwartete. Da wartete ſie noch zwei oder drei Tage in einem Gaſthofe, bereit ihren Sohn jeden Augenblick zu erlöſen, der übrigens ſeiner Jugend wegen nicht ſehr beachtet wurde. Die Amneſtie wurde auch wirklich verkündet, da diesmal die ſiegende Partei aus Sparſamkeit die wahre Weiſe befolgte: im Siege ſelbſt, und nicht in der Rache oder Strafe, ihr Bewußtſein und ihre Genugthuung zu finden. So fand denn der verzweifelte Fritz ſeine Mutter an der Pforte des Gefängniſſes ſeiner harrend. Sie ſpeiſ'te und tränkte ihn, gab ihm neue Kleider und fuhr mit ihm nebſt der geretteten Bürgſchaft von dannen.

Als er ſich nun wohlgeborgen und geſtärkt neben ſeiner Mutter ſah, fragte er ſie, warum ſie ihn denn ſo lange habe ſitzen laſſen? Sie erwiederte kurz und ziemlich vergnügt, wie ihm ſchien, daß das Geld eben nicht früher wäre aufzutreiben geweſen. Er kannte aber den Stand ihrer Angelegenheiten nur zu wohl und wußte genau, wo die Mittel zu ſuchen und zu beziehen waren. Er ließ alſo dieſe Ausflucht nicht gelten und fragte abermals. Sie meinte, er möchte ſich nur zufrieden geben, da er durch ſein Sitzen in dem Thurme ein gutes Stück Geld verdient und überdies Gelegenheit erhalten, eine ſchöne Erfahrung zu machen. Gewiß habe er dieſen oder jenen vernünftigen Gedanken zu faſſen die Muße gehabt. »Du haſt mich am Ende abſichtlich ſtecken laſſen,« erwiederte er und ſah ſie groß an, »und haſt mir in Deinem mütterlichen Sinne das Gefängniß förmlich zuerkannt?« Hierauf antwortete ſie nichts, ſondern lachte laut und luſtig in dem rollenden Wagen, wie er ſie noch nie lachen geſehen. Als er hierauf nicht wußte, welches Geſicht er machen ſollte und ſeltſam die Naſe rümpfte, umhalſ'te ſie ihn noch lauter lachend und gab ihm einen Kuß. Er ſagte aber kein Wort mehr, und es zeigte ſich von nun an, daß er in dem Gefängniß in der That etwas gelernt habe.

Denn er hielt ſich in ſeinem Weſen jetzt viel ernſter und geſchloſſener zuſammen und gerieth nie wieder in Verſuchung, durch eine unrechtmäßige oder leichtſinnige Thatluſt eine Gewalt herauszufordern und ſeine Perſon in ihre Hand zu geben zu ſeiner Schmach und niemand zum Nutzen. Er nahm ſich nicht gerade vor, nie mehr auszuziehen, da die Ereigniſſe nicht zum Voraus gezählt werden können und Niemand ſeinem Blut gebieten kann, ſtille zu ſtehen, wenn es raſcher fließt, aber er war nun ſicher vor jeder nur äußerlichen und unbedachten Kampfluſt. Dieſe Erfahrung wirkte überhaupt dermaßen auf den jungen Mann, daß er mit verdoppeltem Fortſchritt an Tüchtigkeit in allen Dingen zuzunehmen ſchien, und den Dingen ſchon mit voller Männlichkeit vorſtand, als er kaum zwanzig Jahre alt war. Frau Amrain gab ihm desnahen nun die junge Frau, welche er wünſchte, und nach Verlauf eines Jahres, als er bereits ein kleines hübſches Söhnchen beſaß, war er zwar immer wohlgemuth, aber um ſo ernſthafter und gemeſſener in ſeinen fleißigen Geſchäften, als ſeine Frau luſtig, voll Gelächter und guter Dinge war; denn es gefiel ihr über die Maßen in dieſem Hauſe und ſie kam vortrefflich mit ihrer Schwiegermutter aus, obgleich ſie von dieſer verſchieden und wieder eine andere Art von gutem Charakter war.

So ſchien nun das Erziehungswerk der Frau Regula auf das beſte gekrönt und der Zukunft mit Ruhe entgegen zu ſehen; denn auch die beiden älteren Söhne, welche zwar trägen Weſens aber ſonſt gutartig waren, hatte ſie hinter dem wackeren Fritz her leidlich durchgeſchleppt und als dieſelben herangewachſen, die Vorſicht gebraucht, ſie in anderen Städten in die Lehre zu geben, wo ſie denn auch blieben und ihr ferneres Leben begründeten als ziemlich bequemliche aber ſonſt ordentliche Menſchen, von denen nachher ſo wenig zu ſagen war, wie vorher.

Fritz aber, da er bereits ein würdiger Familienvater war, mußte doch noch ein Mal in die Schule genommen werden von der Mutter, und zwar in einer Sache, um die ſich manche Mutter vom gemeinen Schlage wenig bekümmert hätte. Der Sohn war ungefähr zwei Jahre ſchon verheirathet, als das Ländchen, welchem Seldwyla angehörte, ſeinen oberſten maßgebenden Rath neu zu beſtellen und deshalben die vierjährigen Wahlen vorzunehmen hatte, in Folge deren denn auch die verwaltenden und richterlichen Behörden beſtellt wurden. Bei den letzten Hauptwahlen war Fritz noch nicht ſtimmfähig geweſen und es war jetzt das erſte Mal, wo er dergleichen beiwohnen ſollte. Es war aber eine große Stille im Lande. Die Gegenſätze hatten ſich einigermaßen ausgeglichen und die Parteien an einander abgeſchliffen; es wurde in allen Ecken fleißig gearbeitet, man lichtete die alten Winkeleien in der Geſetzſammlung und machte fleißig neue, gute und ſchlechte, bauete öffentliche Werke, übte ſich in einer geſchickten Verwaltung ohne Unbeſonnenheit, doch auch ohne Zopf, und ging darauf aus, Jeden an ſeiner Stelle zu verwenden, die er verſtand und treulich verſah, und endlich gegen Jedermann artig und gerecht zu ſein, der es in ſeiner Weiſe gut meinte und ſelbſt kein

Zwinger und Haſſer war. Dies alles war nun den Seldwylern höchſt langweilig, da bei ſolcher ſtillgewordenen Entwickelung keine Aufregung Statt fand. Denn Wahlen ohne Aufregung, ohne Vorverſammlungen, Zechgelage, Reden, Aufrufe, ohne Umtriebe und heftige ſchwankende Kriſen, waren ihnen ſo gut wie gar keine Wahlen, und ſo war es diesmal entſchieden ſchlechter Ton zu Seldwyla, von den Wahlen nur zu ſprechen, wogegen ſie ſehr beſchäftigt thaten mit Errichtung einer großen Aktienbierbrauerei und Anlegung einer Aktienhopfenpflanzung, da ſie plötzlich auf den Gedanken gekommen waren, eine ſolche ſtattliche Bieranſtalt mit weitläufigen guten Kellereien, Trinkhallen und Terraſſen würde der Stadt einen neuen Aufſchwung geben und dieſelbe berühmt und vielbeſucht machen. Fritz Amrain nahm an dieſen Beſtrebungen eben keinen Antheil, allein er kümmerte ſich auch wenig um die Wahlen, ſo ſehr er ſich vor vier Jahren geſehnt hatte, daran Theil zu nehmen. Er dachte ſich, da alles gut ginge im Lande, ſo ſei kein Grund, den öffentlichen Dingen nachzugehen, und die Maſchine würde deswegen nicht ſtille ſtehen, wenn er ſchon nicht wähle. Es war ihm unbequem, an dem ſchönen Tage in der Kirche zu ſitzen mit einigen alten Leuten, und, wenn man es recht betrachtete, ſchien ſogar ein Anflug von philiſterhafter Lächerlichkeit zu kleben an den diesjährigen Wahlen, da ſie eine gar ſo ſtille und regelmäßige Pflichterfüllung waren. Fritz ſcheuete die Pflicht nicht, wohl aber haßte er nach Art aller jungen Leute kleinere Pflichten, welche uns zwingen zu ungelegener Stunde den guten Rock anzuziehen, den beſſeren Hut zu nehmen und uns an einen höchſt langweiligen oder trübſeligen Ort hinzubegeben, als wie ein Taufſtein, ein Kirchhof oder ein Gerichtszimmer. Frau Amrain jedoch hielt gerade dieſe Weiſe der Seldwyler, die ſie nun angenommen, für unerträglich und unverſchämt, und eben weil Niemand hinging, ſo wünſchte ſie doppelt, daß ihr Sohn es thäte. Sie ſteckte es daher hinter ſeine Frau und trug dieſer auf, ihn zu überreden, daß er am Wahltage ordentlich in die Verſammlung ginge und einem tüchtigen Manne ſeine Stimme gäbe, und wenn er auch ganz allein ſtände mit derſelben. Allein mochte nun das junge Weibchen nicht die nöthige

Beredtſamkeit beſitzen in einer Sache, die es ſelber nicht viel kümmerte, oder mochte der junge Mann nicht geſonnen ſein, ſich in ihr eine neue Erzieherin zu nähren und groß zu ziehen, genug er ging an dem betreffenden Morgen in aller Frühe in ſeinen Steinbruch hinaus und ſchaffte dort in der warmen Maiſonne ſo eifrig und ernſthaft herum, als ob an dieſem einen Tage noch alle Arbeit der Welt abgethan werden müßte und nie wieder die Sonne aufginge hernach. Da ward ſeine Mutter ungehalten und ſetzte ihren Kopf darauf, daß er dennoch in die Kirche gehen müſſe; und ſie band ihre immer noch glänzend ſchwarzen Zöpfe auf, nahm einen breiten Strohhut darüber und Fritzens Rock und Hut an den Arm und wanderte raſch hinter das Städtchen hinaus, wo der weitläufige Steinbruch an der Höhe lag. Als ſie den langen krummen Fahrweg hinan ſtieg, auf welchem die Steinlaſten herabgebracht wurden, bemerkte ſie, wie tief der Bruch ſeit zwanzig Jahren in den Berg hinein gegangen, und überſchlug das unzweifelhafte gute Erbthum, das ſie erworben und zuſammengehalten. Auf verſchiedenen Abſtufungen hämmerten zahlreiche Arbeiter, welchen Fritz längſt ohne Werkführer vorſtand, und zu oberſt, wo grünes Buchenholz die friſchen weißen Brüche krönte, erkannte ſie ihn jetzt ſelbſt an ſeinem weißeren Hemde, da er Weſte und Jacke weggeworfen, wie er mit einem Trüppchen Leute die Köpfe zuſammenſteckte über einem Punkte. Gleichzeitig aber ſah man ſie und rief ihr zu, ſich in Acht zu nehmen. Sie duckte ſich unter einen Felſen, worauf in der Höhe nach einer kleinen Stille ein ſtarker Schlag erfolgte und eine Menge kleiner Steine und Erde rings hernieder regneten. »Da glaubt er nun, ſagte ſie zu ſich ſelbſt, was er für Heldenwerk verrichtet, wenn er hier Steine gen Himmel ſprengt, ſtatt ſeine Pflicht als Bürger zu thun!« Als ſie oben ankam und verſchnaufte, ſchien er, nachdem er flüchtig auf den Rock und Hut geſchielt, den ſie trug, ſie nicht zu bemerken, ſondern unterſuchte eifrig die Löcher, die er eben geſprengt, und fuhr mit dem Zollſtock an den Steinen herum. Als er ſie aber nicht mehr vermeiden konnte, ſagte er: »Guten Tag, Mutter! Spazierſt ein wenig? Schön iſt das Wetter dazu!«

und wollte ſich wieder wegmachen. Sie ergriff ihn aber bei der Hand und führte ihn etwas zur Seite, indem ſie ſagte: »Hier habe ich Dir Rock und Hut gebracht, nun thu' mir den Gefallen und geh' zu den Wahlen! Es iſt ein wahrer Skandal, wenn Niemand geht aus der Stadt!«

»Das fehlte auch noch, erwiederte Fritz ungeduldig, jetzt abermals bei dieſem Wetter, in der langweiligen Kirche zu ſitzen und Stimmzettel umherzubieten. Natürlich wirſt Du dann für den Nachmittag ſchon irgend ein Leichenbegängniß in Bereitſchaft haben, wo ich wieder mithumpeln ſoll, damit der Tag ja ganz verſchlendert werde! Daß ihr Weibsleute Unſereinen immer an Begräbniſſe und Kindertaufen hinſpedirt, iſt begreiflich; daß ihr euch aber ſo ſehr um die Politik bekümmert, iſt mir ganz etwas Neues!«

»Schande genug, ſagte ſie, daß die Frauen euch vermahnen ſollen, zu thun, was ſich gebührt und was eine verſchworne Pflicht und Schuldigkeit iſt!«

»Ei ſo thue doch nicht ſo, erwiederte Fritz, ſeit wann wird denn der Staat ſtille ſtehn, wenn Einer mehr oder weniger mitgeht, und ſeit wann iſt es denn nöthig, daß ich gerade überall dabei bin?

»Dies iſt keine Beſcheidenheit, die dies ſagt, antwortete die Mutter, dies iſt vielmehr verborgener Hochmuth! denn ihr glaubt wohl, daß ihr müßt dabei ſein, wenn es irgend darauf ankäme, und nur weil ihr den gewohnten ſtillen Gang der Dinge verachtet, ſo haltet ihr euch für zu gut, dabei zu ſein!«

»Es iſt aber in der That lächerlich, allein dahin zu gehen, ſagte Fritz, jedermann ſieht Einen hingehen, wo dann niemand als die Kirchenmaus zu ſehen iſt.«

Frau Amrain ließ aber nicht nach und erwiederte: »Es genügt nicht, daß Du unterlaſſeſt, was Du an den Seldwylern lächerlich findeſt! Du mußt außerdem noch thun grade, was ſie für lächerlich halten; denn was dieſen Eſeln ſo vorkommt, iſt gewiß etwas Gutes und Vernünftiges! Man kennt die Vögel an den Federn, ſo die Seldwyler an dem, was ſie für lächerlich halten. Bei allen kleinen Angelegenheiten, bei allen ſchlechten Geſchichten, eitlen Vergnügungen und Dummheiten, bei allem Gevatter- und Geſchnatterweſen befleißigt man ſich der größten Pünktlichkeit; aber alle vier Jahre ein Mal ſich pünktlich und vollzählig zu einer Wahlhandlung einzufinden, welche die Grundlage unſers ganzen öffentlichen Weſens und Regimentes iſt, das ſoll langweilig, unausſtehlich und lächerlich ſein! das ſoll in dem Belieben und in der Bequemlichkeit jedes Einzelnen ſtehen, der immer nach ſeinem Rechte ſchreit, aber ſobald dies Recht nur ein Bischen auch nach Pflicht riecht, ſein Recht darin ſucht, keines zu üben! Wie, ihr wollt einen freien Staat vorſtellen und ſeid zu faul, alle vier Jahre einen halben Tag zu opfern, einige Aufmerkſamkeit zu bezeigen und eure Zufriedenheit oder Unzufriedenheit mit dem Regiment, das ihr vertragsmäßig eingeſetzt, zu offenbaren? Sagt nicht, daß ihr immer da wäret, wenn es ſein müßte! Wer nur da iſt, wenn es ihn beluſtigt und ſeine Leidenſchaft kitzelt, der wird einmal ausbleiben und ſich eine Naſe drehen laſſen, grade wenn er am wenigſten daran denkt.

„Jeder Arbeiter iſt ſeines Lohnes werth, und ſo auch der, welcher für das Wohl des Landes arbeitet und deſſen öffentliche Dinge beſorgt, die in jedem Hauſe in Einrichtungen und Geſetzen auf das Tiefſte eingreifen. Schon die alleräußerlichſte Artigkeit und Höflichkeit gegen die betrauten Männer erforderte es, wenigſtens an dieſem Tage ſich vollzählig einzufinden, damit ſie ſehen, daß ſie nicht in der Luft ſtehen. Der Anſtand vor den Nachbaren und das Beiſpiel für die Kinder verlangen es ebenfalls, daß dieſe Handlung mit Kraft und Würde begangen wird, und da finden es dieſe Helden unbequem und lächerlich, die gleichen, welche täglich die größte Pünktlichkeit inne halten, um einer Kegelpartie oder einer nichtsſagenden aberwitzigen Geſchichte beizuwohnen.

„Wie, wenn nun die ſämmtlichen Behörden, über ſolche Unhöflichkeit erbittert, euch den Sack vor die Thür würfen und auf einmal abtreten würden? Sag' nicht, daß dies nie geſchehen werde! Es wäre doch immer möglich, und alsdann würde eure Selbſtherrlichkeit daſtehen, wie die Butter an der Sonne; denn nur durch gute

Gewöhnung, Ordnung und regelrechte Ablöſung oder kräftige Beſtätigung iſt in Friedenszeiten dieſe Selbſtherrlichkeit zu brauchen und bemerklich zu machen. Wenigſtens iſt es die allerverkehrteſte Anwendung oder Offenbarung derſelben, ſich gar nicht zu zeigen, warum? weil es ihr ſo beliebt!«

»Nimm mir nicht übel, das ſind Kindesgedanken und Weibernücken; wenn ihr glaubt, daß ſolche Aufführung euch wohl anſtehe, ſo ſeid ihr im Irrthum. Aber ihr beneidet euch ſelbſt um die Ruhe und um den Frieden, und damit die Dinge, obgleich ihr nichts dagegen einzuwenden wißt, und nur auf alle Fälle hin, ſo in's Blaue hinein ſchlecht begründet erſcheinen, ſo wählt ihr nicht oder überlaßt die Handlung den Nachtwächtern, damit, wie geſagt, vorkommenden Falls von eurem Neſte Seldwyl ausgeſchrieen werden könne, die öffentliche Gewalt habe keinen feſten Fuß im Volke. Bübiſch iſt aber dieſes und es iſt gut, daß eure Macht nicht weiter reicht, als eure lotterige Stadtmauer!«

»Ihr und immer Ihr! ſagte Fritz ungehalten, was hab' ich denn mit dieſen Leuten zu ſchaffen? Wenn dieſelben ſolche elende Launen und Beweggründe haben, was geht das mich an?«

»Gut denn, rief Frau Regel, ſo benimm Dich auch anders als ſie in dieſer Sache und geh' zu den Wahlen!«

»Damit, wandte ihr Sohn lächelnd ein, man außerhalb ſage, der einzige Seldwyler, welcher denſelben beigewohnt, ſei noch von den Weibern hingeſchickt worden?«

Frau Amrain legte ihre Hand auf ſeine Schulter und ſagte: »Wenn es heißt, daß Deine Mutter Dich hingeſchickt habe, ſo bringt Dir dies keine Schande und mir bringt es Ehre, wenn ein ſolcher tüchtiger Geſell ſich von ſeiner Mutter ſchicken läßt! Ich würde wahrhaftig ſtolz darauf ſein und Du kannſt mir am Ende den kleinen Gefallen zu meinem Vergnügen erweiſen, nicht ſo?«

Fritz wußte hiergegen nichts mehr vorzubringen und zog den Rock an und ſetzte den Bürgerhut auf. Als er mit der trefflichen Frau den Berg hinunterging, ſagte er: »Ich habe Dich in meinem Leben nie ſo viel politiſiren hören, wie ſo eben, Mutter! Ich habe Dir ſo lange Reden gar nicht zugetraut!«

Sie lachte, erwiederte dann aber ernſthaft: Was ich geſagt, iſt eigentlich weniger politiſch gemeint, als gut hausmütterlich. Wenn Du nicht bereits Frau und Kind hätteſt, ſo würde es mir vielleicht nicht eingefallen ſein, Dich zu überreden; ſo aber, da ich ein wohl erhaltenes Haus von meinem Geblüte in Ausſicht ſehe, ſo halte ich es für ein gutes Erbtheil ſolchen Hauſes, wenn darin in allen Dingen das rechte Maß gehalten wird. Wenn die Söhne eines Hauſes bei Zeiten ſehen und lernen, wie die öffentlichen Dinge auf rechte Weiſe zu ehren ſind, ſo bewahrt ſie vielleicht grade dies vor unrechten und unbeſonnenen Dingen. Ferner, wenn ſie das Eine ehren und zuverläſſig thun, ſo werden ſie es auch mit dem Andern ſo halten, und ſo ſiehſt Du, habe ich am Ende nur als fürſichtige häusliche Großmutter gehandelt, während man ſagen wird, ich ſei die ärgſte alte Kannegießerin!«

In der Kirche fand Fritz ſtatt einer Zahl von ſechs oder ſieben hundert Männern kaum deren vier Dutzend, und dieſe waren beinahe ausſchließlich Landleute aus umliegenden Gehöften, welche mit den Seldwylern zu wählen hatten. Dieſe Landleute hätten zwar auch eine ſechs mal ſtärkere Zahl zu ſtellen gehabt; aber da die Ausgebliebenen wirklich im Schweiße ihres Angeſichts auf den Feldern arbeiteten, ſo war ihr Wegbleiben mehr eine harmloſe Gedankenloſigkeit und ein bäuerlicher Geiz mit dem ſchönen Wetter, und da ſie einen weiten Weg zu machen hatten, erſchien das Daſein der Anweſenden um ſo löblicher. Aus der Stadt ſelbſt war Niemand da als der Gemeindepräſident, die Wahlen zu leiten, der Gemeindeſchreiber, das Protokoll zu führen, dann der Nachtwächter und zwei oder drei arme Teufel, welche kein Geld hatten, um mit den lachenden Seldwylern den Frühſchoppen zu trinken. Der Herr Präſident aber war ein Gaſtwirth, welcher vor Jahren ſchon fallirt hatte und ſeither die Wirthſchaft auf Rechnung ſeiner Frau fortbetrieb. Hierin wurde er von ſeinen Mitbürgern reichlich unterſtützt, da er ganz ihr Mann war, das große Wort zu führen wußte und bei allen Händeln als ein erfahrener Wirth auf dem Poſten war

Daß er aber in Amt und Würden ſtand und hier den Wahlen präſidirte, gehörte zu jenen Sünden der Seldwyler, die ſich zeitweiſe ſo lange anhäuften, bis ihnen die Regierung mit einer Unterſuchung auf den Leib rückte. Die Landleute wußten theilweiſe wohl, daß es nicht ganz richtig war mit dieſem Präſidenten, allein ſie waren viel zu langſam und zu häcklich, als daß ſie etwas gegen ihn unternommen hätten, und ſo hatte er ſich bereits in einem Handumdrehen mit ſeinen drei oder vier Mitbürgern das Geſchäft des Tages zugeeignet, als Fritz ankam. Dieſer, als er das Häuflein rechtlicher Landleute ſah, freute ſich, wenigſtens nicht ganz allein da zu ſein, und es fuhr plötzlich ein unternehmender Geiſt in ihn, daß er unverſehens das Wort verlangte und gegen dem Präſidenten proteſtirte, da derſelbe fallirt und bürgerlich todt ſei.

Dies war ein Donnerſchlag aus heiterm Himmel. Der anſehnliche Gaſtwirth machte ein Geſicht, wie Einer der tauſend Jahre begraben lag und wieder auferſtanden iſt; jedermann ſah ſich nach dem kühnen Redner um; aber die Sache war ſo kindlich einfach, daß auch nicht ein Laut dagegen ertönen konnte, in keiner Weiſe; nicht die leiſeſte Diskuſſion ließ ſich eröffnen. Je unerhörter und unverhoffter das Ereigniß war, um ſo begreiflicher und natürlicher erſchien es jetzt, und je begreiflicher es erſchien, um ſo zorniger und empörter waren die paar Seldwyler grade über dieſe Begreiflichkeit, über ſich ſelbſt, über den jungen Amrain, über die heimtückiſche Trivialität der Welt, welche das unſcheinbarſte und naheliegendſte ergreift, um Große zu ſtürzen und die Verhältniſſe umzukehren. Der Herr Präſident Uſurpator ſagte nach einer minutenlangen Verblüffung, nach welcher er wieder ſo klug wie zu Anfang war, gar nichts, als: Wenn — wenn man gegen meine Perſon Einwendungen — allerdings, ich werde mich nicht aufdringen, ſo erſuche ich die geehrte Verſammlung, zu einer neuen Wahl des Präſidenten zu ſchreiten und die Stimmenzähler, die betreffenden Stimmzettel auszutheilen. —

»Ihr habt überhaupt weder etwas vorzuſchlagen hier, noch den Stimmenzählern etwas aufzutragen!« rief Fritz Amrain, und dem großen

Magnaten und Gaſtwirth blieb nichts anders übrig, als das Unerhörte abermals ſo begreiflich zu finden, daß es an's Triviale gränzte, und ohne ein Wort weiter zu ſagen verließ er die Kirche, gefolgt von dem beſtürzten Nachtwächter und den andern Lumpen. Nur der Schreiber blieb, um das Protokoll weiter zu führen und Fritz Amrain begab ſich in deſſen Nähe und ſah ihm auf die Finger. Die Bauern aber erholten ſich endlich aus ihrer Verwunderung und benutzten die Gelegenheit, das Wahlgeſchäft raſch zu beenden und ſtatt der bisherigen zwei Mitglieder zwei tüchtige Männer aus ihrer Gegend zu wählen, die ſie ſchon lange gerne im Rathe geſehen, wenn die Seldwyler ihnen irgend Raum gegönnt hätten. Dies lag nun am wenigſten im Plane der nichterſchienenen Seldwyler, denn ſie hatten ſich doch gedacht, daß ihr Präſident und der Nachtwächter unfehlbar die alten zwei Popanze wählen würden, wie es auch ausgemacht war in einer flüchtigen Viertelſtunde in irgend einem Hinterſtübchen. Wie erſtaunten ſie daher, als ſie nun, durch den heimgeſchickten falſchen Präſidenten aufgeſchreckt, in hellen Haufen daher gerannt kamen und das Protokoll rechtskräftig geſchloſſen fanden ſammt deſſen Reſultat. Ruhig lächelnd gingen die Landleute auseinander; Fritz Amrain aber, welcher nach ſeiner Behauſung ſchritt, wurde von den Bürgern aufgebracht, verlegen und wild höhniſch betrachtet, mit halbem Blicke oder mit weit aufgeſperrten Augen. Der Eine rief ein abgebrochenes Ha! der Andere ein Ho! Fritz fühlte, daß er jetzt zum erſten Male wirkliche Feinde habe, und zwar gefährlicher als jene, gegen welche er einſt mit Blei und Pulver ausgezogen. Auch wußte er, da er ſo unerbittlich über einen Mann gerichtet, der zwanzig Jahre älter war als er, daß er ſich nun doppelt wehren müſſe, ſelber nicht in die Grube zu fallen und ſo hatte das Leben nun wieder ein ganz anderes Geſicht für ihn, als es noch vor zwei Stunden gehabt. Mit ernſten Gedanken trat er in ſein Haus und gedachte, um ſich aufzuheitern, ſeine Mutter zu prüfen, ob ihr dieſe Wendung der Dinge auch genehm ſei, da ſie ihn allein veranlaßt hatte, ſich in die Gefahr zu begeben.

Allein da er den Hausflur betrat, kam ihm ſeine Mutter entgegen, fiel ihm weinend um den Hals und ſagte nichts, als: Dein Vater iſt wiedergekommen! Da ſie aber ſah, daß ihn dieſer Bericht noch verlegener und ungewiſſer machte, als ſie ſelbſt war, faßte ſie ſich, nachdem ſie den Sohn an ſich gedrückt, und ſagte: Nun, er ſoll uns nichts anhaben! Sei nur freundlich gegen ihn, wie es einem Kinde zukommt! So hatten ſich in der That die Dinge abermals verändert; noch vor wenig Augenblicken, da er auf der Straße ging, ſchien es ihm höchſt bedenklich, ſich eine ganze Stadt verfeindet zu wiſſen, und jetzt, was war dies Bedenken gegen die Lage, urplötzlich ſich einem Vater gegenüber zu ſehen, den er nie gekannt, von dem er nur wußte, daß er ein eitler, wilder und leichtſinniger Mann war, der zudem die ganze Welt durchzogen während zwanzig Jahren und nun weiß der Himmel welch' ein fremdartiger und erſchrecklicher Cumpan ſein mochte. »Wo kommt er denn her? was will er, wie ſieht er denn aus, was will er denn? ſagte Fritz, und die Mutter erwiederte: »Er ſcheint irgend ein Glück gemacht und was erſchnappt zu haben und nun kommt er mit Geberden dahergefahren, als ob er uns in Gnaden auffreſſen wollte! Fremd und wild ſieht er aus, aber er iſt der Alte, das hab' ich gleich geſehen.« Fritz war aber jetzt doch neugierig und ging feſten Schrittes die Treppe hinauf und auf die Wohnſtube zu, während die Mutter in die Küche huſchte und auf einem andern Wege faſt gleichzeitig in die Stube trat; denn das dünkte ſie nun der beſte Lohn und Triumph für alle Mühſal, zu ſehen, wie ihrem Manne der eigne Sohn, den ſie erzogen, entgegentrat. Als Fritz die Thür öffnete und eintrat, ſah er einen großen ſchweren Mann am Tiſche ſitzen, der ihm wohl er ſelbſt zu ſein ſchien, wenn er zwanzig Jahre älter wäre. Der Fremde war fein aber unordentlich gekleidet, hatte etwas Ruhigtrotziges in ſeinem Weſen und doch etwas Unſtätes in ſeinem Blicke, als er jetzt aufſtand und ganz erſchrocken ſein junges Ebenbild eintreten ſah, hoch aufgerichtet und nicht um eine Linie kürzer, als er ſelbſt. Aber um das Haupt des Jungen wehten ſtarke goldne Locken, und während ſein Angeſicht eben ſo ruhig trotzig drein ſah, wie das des Alten, erröthete er bei aller Kraft doch in Unſchuld und Beſcheidenheit. Als der Alte ihn mit der verlegenen Unverſchämtheit der Zerfahrenen anſah und ſagte: So wirſt Du alſo mein Sohn ſein? ſchlug der Junge die Augen nieder und ſagte: Ja, und Ihr ſeid alſo mein Vater? Es freut mich, Euch endlich zu ſehen! Dann ſchaute er neugierig empor und betrachtete gutmüthig den Alten; als dieſer aber ihm nun die Hand gab und die ſeinige mit einem prahleriſchen Druck ſchüttelte, um ihm ſeine große Kraft und Gewalt anzukünden, erwiederte der Sohn unverweilt dieſen Druck, ſo daß die Gewalt wie ein Blitz in den Arm des Alten zurückſtrömte und den ganzen Mann gelinde erſchütterte. Als aber vollends der Junge nun mit ruhigem Anſtand den Alten zu ſeinem Stuhle zurückführte und ihn mit freundlicher Beſtimmtheit zu ſitzen nöthigte, da ward es dem Zurückgekehrten ganz wunderlich zu Muth, ein ſolch wohlgerathenes Ebenbild vor ſich zu ſehen, das er ſelbſt und doch wieder ganz ein anderer war. Frau Regula ſprach beinahe kein Wort und ergriff den klugen Ausweg, den Mann auf ſeine Weiſe zu ehren, indem ſie ihn reichlich bewirthete und ſich mit dem Vorweiſen und Einſchenken ihres beſten Weines zu ſchaffen machte. Dadurch wurde ſeine Verlegenheit, als er ſo zwiſchen ſeiner Frau und ſeinem Sohne ſaß, etwas gemildert, und das Leben des guten Weines gab ihm Veranlaſſung, die Vermuthung auszuſprechen, daß es alſo mit ihnen gut ſtehen müſſe, wie er zu ſeiner Befriedigung erſehe, was denn den beſten Übergang gab zu der Auseinanderſetzung ihrer Verhältniſſe. Frau und Sohn ſuchten nun nicht ängſtlich zurückzuhalten und heimlich zu thun, ſondern ſie legten ihm offen den Stand ihres Hauſes und ihres Vermögens dar; Fritz holte die Bücher und Papiere herbei und wies ihm die Dinge mit ſolchem Verſtand und Klarheit nach, daß er erſtaunt die Augen aufſperrte über die gute Geſchäftsführung und über die Wohlhabenheit ſeiner Familie. Indeſſen reckte er ſich empor und ſprach: Da ſteht Ihr ja herrlich im Zeuge und habt Euch gut gehalten, was mir lieb iſt. Ich komme aber auch nicht mit leeren Händen und habe mir einen Pfennig erworben, durch Fleiß und Rührigkeit! Und er zog einige Wechſelbriefe hervor, ſo wie einen mit

Gold angefüllten Gurt, was er alles auf den Tiſch warf, und es waren allerdings einige tauſend Gulden oder Thaler. Allein er hatte ſie nicht nach und nach erworben und verſchwieg weislich, daß er dieſe Habe auf einmal durch irgend einen Glücksfall erwiſcht, nachdem er ſich lange genug ärmlich herumgetrieben in allen nordamerikaniſchen Staaten. »Dies wollen wir, ſagte er, nun ſogleich in das Geſchäft ſtecken und mit vereinten Kräften weiter ſchaffen; denn ich habe eine ordentliche Luſt, hier, da es nun geht, wieder an's Zeug zu gehen und den Hunden etwas vorzuſpielen, die mich damals fortgetrieben.« Sein Sohn ſchenkte ihm aber ruhig ein anderes Glas Wein ein und ſagte: Vater, ich wollte Euch rathen, daß Ihr vor der Hand Euch ausruhet und es Euch wohl ſein laſſet. Eure Schulden ſind längſt bezahlt und ſo könnet Ihr Euer Geldchen gebrauchen wie es Euch gut dünkt und ohne dies ſoll es Euch an nichts bei uns fehlen! Was aber das Geſchäft betrifft, ſo habe ich ſelbiges von Jugend auf gelernt und weiß nun, woran es lag, daß es Euch damals mißlang. Ich muß aber freie Hand darin haden, wenn es nicht abermals rückwärts gehen ſoll. Wenn es Euch Luſt macht hie und da ein wenig mitzuhelfen und Euch die Sache anzuſehen, ſo iſt es zu Eurem Zeitvertreib hinreichend, daß Ihr es thut. Wenn Ihr aber nicht nur mein Vater, ſondern ſogar ein Engel vom Himmel wäret, ſo würde ich Euch nicht zum förmlichen Antheilhaber annehmen, weil Ihr das Werk nicht gelernt habt und, verzeiht mir meine Unhöflichkeit, nicht verſteht!« Der Alte wurde durch dieſe Rede höchſt verſtimmt und verlegen, wußte aber nichts darauf zu erwiedern, da ſie mit großer Beſtimmtheit geſprochen war, und er ſah, daß ſein Sohn wußte was er wollte. Er packte ſeine Reichthümer zuſammen und ging aus, ſich in der Stadt umzuſehen. Er ging in verſchiedene Wirthshäuſer, allein er fand da ein neues Geſchlecht an der Tagesordnung und ſeine alten Genoſſen waren alle längſt in die Dunkelheit zurückgetreten. Zudem hatte er in Amerika doch etwas andere Manieren bekommen. Er hatte ſich gewöhnen müſſen, ſein Gläschen ſtehend zu trinken, um unverweilt dem Drange und der einſilbigen Jagd des Lebens wieder nachzugehen; er hatte ein tüchtiges raſtloſes Arbeiten wenigſtens mit angeſehen und ſich unter den Amerikanern ein wenig abgerieben, ſo daß ihm dieſe ewige Sitzerei und Schwätzerei nun ſelbſt nicht mehr zuſagte. Er fühlte, daß er in ſeinem wohlbeſtellten Hauſe doch beſſer aufgehoben wäre, als in dieſen Wirthshäuſern und kehrte unwillkürlich dahin zurück, ohne zu wiſſen, ob er dort bleiben oder wieder fortgehen ſolle? So ging er in die Stube die man ihm eingeräumt; dort warf der alternde Mann ſeine Baarſchaft unmuthig in einen Winkel, ſetzte ſich rittlings auf einen Stuhl, ſenkte den großen betrübten Kopf auf die Lehne und fing ganz bitterlich an zu weinen. Da trat ſeine Frau herein, ſah, daß er ſich elend fühlte und mußte ſein Elend achten. So wie ſie aber wieder etwas an ihm achten konnte, kehrte ihre Liebe augenblicklich zurück. Sie ſprach nicht mit ihm, blieb aber den übrigen Theil des Tages in der Kammer, ordnete erſt dies und jenes zu ſeiner Bequemlichkeit und ſetzte ſich endlich mit ihrem

Strickzeug ſchweigend an's Fenſter, indem ſich erſt nach und nach ein Geſpräch zwiſchen den lange getrennten Eheleuten entwickelte. Was ſie geſprochen, wäre ſchwer zu ſchildern, aber es ward Beiden wohler zu Muth und der alte Herr ließ ſich von da an von ſeinem wohlerzogenen Sohne nachträglich noch ein Bischen erziehen und leiten ohne Widerrede und ohne daß der Sohn ſich eine Unkindlichkeit zu Schulden kommen ließ. Aber der ſeltſame Kurſus dauerte nicht einmal ſehr lange, und der Alte ward doch noch ein gelaſſener und zuverläſſiger Theilnehmer an der Arbeit, mit manchen Ruhepunkten und kleinen Abſchweifungen, aber ohne dem blühenden Hausſtande Nachtheile oder Unehre zu bringen. Sie lebten alle zufrieden und wohlbegütert und das Geblüt der Frau Regula Amrain wucherte ſo kräftig in dieſem Hauſe, daß auch die zahlreichen Kinder des Fritz vor dem Untergang geſichert blieben. Sie ſelbſt ſtreckte ſich, als ſie ſtarb, im Tode noch ſtolz aus, und noch nie ward ein ſo langer Frauenſarg in die Kirche getragen und der eine ſo edle Leiche barg zu

Seldwyla. Das Beſte an ihrem Charakter, von ihren Meinungen und Reden aber iſt, daß dieſelben durchaus nicht etwa erfunden, ſondern in einer wirklich lebendigen Frau begründet geweſen ſind.

Romeo und Julia auf dem Dorfe.

Auch dieſe Geſchichte zu erzählen, würde eine müſſige Erfindung ſein, wenn ſie nicht auf einem wahren Vorfall beruhte, zum Beweiſe, wie tief im Menſchenleben jede der ſchönen Fabeln wurzelt, auf welche ein großes Dichterwerk gegründet iſt. Die Zahl ſolcher Fabeln iſt mäßig, gleich der Zahl der Metalle, aber ſie ereignen ſich immer wieder auf's Neue mit veränderten Umſtänden und in der wunderlichſten Verkleidung.

An dem ſchönen Fluſſe, der eine halbe Stunde entfernt an Seldwyl vorüberzieht, erhebt ſich eine weitgedehnte Erdwelle und verliert ſich, ſelber wohlbebaut, in der fruchtbaren Ebene. Fern an ihrem Fuße liegt ein Dorf, welches manche große Bauernhöfe enthält und über die ſanfte Anhöhe lagen vor Jahren drei prächtige lange Äcker weithingeſtreckt, gleich drei rieſigen Bändern nebeneinander. An einem ſonnigen Septembermorgen pflügten zwei Bauern auf zweien dieſer Äcker, und zwar auf jedem der beiden äußerſten; der mittlere ſchien ſeit langen Jahren brach und wüſt zu liegen, denn er war mit Steinen und hohem Unkraut bedeckt und eine Welt von geflügelten Thierchen ſummte ungeſtört über ihm. Die Bauern aber, welche zu beiden Seiten hinter ihrem Pfluge gingen, waren lange knochige Männer von ungefähr vierzig Jahren und verkündeten auf den erſten Blick den ſichern gutbeſorgten Bauersmann. Sie trugen kurze Kniehoſen von ſtarkem Zwillich, an dem jede Falte ihre unveränderliche Lage hatte und wie in Stein gemeißelt ausſah. Wenn ſie, auf ein Hinderniß ſtoßend, den Pflug feſter faßten, ſo zitterten die groben Hemdärmel von der leichten Erſchütterung, indeſſen die wohlraſirten Geſichter ruhig und aufmerkſam, aber ein wenig blinzelnd in den Sonnenſchein vor ſich hinſchauten, die Furche bemaßen oder auch wohl zuweilen ſich umſahen, wenn ein fernes Geräuſch die Stille des Landes unterbrach. Langſam und mit einer gewiſſen natürlichen Zierlichkeit ſetzten ſie einen Fuß um den andern vorwärts und keiner ſprach ein Wort, außer wenn er etwa dem Knechte, der die vier ſtattlichen Pferde antrieb, eine Anweiſung gab. So glichen ſie einander vollkommen in einiger Entfernung, denn ſie ſtellten die urſprüngliche Art dieſer Gegend dar, und man hätte ſie auf den erſten Blick nur daran unterſcheiden können, daß der Eine den Zipfel ſeiner weißen Kappe nach vorn trug, der Andere aber hinten im Nacken hängen hatte. Aber das wechſelte zwiſchen ihnen ab, indem ſie in der entgegengeſetzten Richtung pflügten; denn wenn ſie oben auf der Höhe zuſammentrafen und an einander vorüberkamen, ſo ſchlug dem, welcher gegen den friſchen Oſtwind ging, die Zipfelkappe nach hinten über, während ſie bei dem Andern, der den Wind im Rücken hatte, ſich nach vorne ſträubte. Es gab auch jedesmal einen mittleren Augenblick, wo die ſchimmernden Mützen aufrecht in der Luft ſchwankten und wie zwei weiße Flammen gen Himmel züngelten. So pflügten Beide ruhevoll und es war ſchön anzuſehen in der ſtillen goldenen Septembergegend, wenn ſie ſo auf der Höhe an einander vorbeizogen, ſtill und langſam und ſich mälig von einander entfernten, immer weiter auseinander, bis Beide wie zwei untergehende Geſtirne hinter die Wölbung des Hügels hinabgingen und verſchwanden, um eine gute Weile darauf wieder zu erſcheinen. Wenn ſie einen Stein in ihren Furchen fanden, ſo warfen ſie denſelben auf den wüſten Acker in der Mitte mit läſſig kräftigem Schwunge, was aber nur ſelten geſchah, da derſelbe ſchon faſt mit allen Steinen belaſtet war, welche überhaupt auf den Nachbaräckern zu finden geweſen. So war der lange Morgen zum Theil vergangen, als von dem Dorfe her ein kleines artiges Fuhrwerklein ſich näherte, welches kaum zu ſehen war, als es begann, die gelinde Höhe heran zu kommen. Das war ein grün bemaltes Kinderwägelchen, in welchem die Kinder der beiden Pflüger, ein Knabe und ein kleines Ding von Mädchen, gemeinſchaftlich den Vormittagsimbiß heranfuhren. Für jeden Theil lag ein ſchönes Brod, in eine Serviette gewickelt, eine Kanne Wein mit Gläſern und noch irgend ein Zuthätchen in dem Wagen, welches die zärtliche Bäuerin für den fleißigen Meiſter mitgeſandt, und außerdem waren da noch verpackt allerlei ſeltſam geſtaltete angebiſſene Äpfel und Birnen, welche die Kinder am Wege aufgeleſen, und eine völlig nackte Puppe mit nur einem Bein und einem verſchmierten Geſicht, welche wie ein Fräulein zwiſchen den Broden ſaß und ſich behaglich fahren ließ. Dies Fuhrwerk hielt nach manchem Anſtoß und Aufenthalt endlich auf der Höhe im Schatten eines jungen Lindengebüſches, welches da am Rande des Feldes ſtand, und nun konnte man die beiden Fuhrleute näher betrachten. Es war ein Junge von ſieben Jahren und ein Dirnchen von fünfen, beide geſund und munter und weiter war nichts Auffälliges an ihnen, als daß beide ſehr hübſche Augen hatten und das Mädchen dazu noch eine bräunliche Geſichtsfarbe und ganz krauſe dunkle Haare, welche ihm ein feuriges und treuherziges Anſehen gaben. Die Pflüger waren jetzt auch wieder oben angekommen, ſteckten den Pferden etwas Klee vor und ließen die Pflüge in der halb vollendeten Furche ſtehen, während ſie als gute Nachbaren ſich zu dem gemeinſchaftlichen Imbiß begaben und ſich da zuerſt begrüßten; denn bislang hatten ſie ſich noch nicht geſprochen an dieſem Tage.

Wie nun die Männer mit Behagen ihr Frühſtück einnahmen und mit zufriedenem Wohlwollen den Kindern mittheilten, die nicht von der Stelle wichen, ſo lange gegeſſen und getrunken wurde, ließen ſie ihre Blicke in der Nähe und Ferne herumſchweifen und ſahen das Städtchen räucherig glänzend in ſeinen Bergen liegen; denn das reichliche Mittagsmahl, welches die Seldwyler alle Tage bereiteten, pflegte ein weithin ſcheinendes Silbergewölk über ihre Dächer emporzutragen, welches lachend an ihren Bergen hinſchwebte.

»Die Lumpenhunde zu Seldwyl kochen wieder gut!« ſagte Manz, der eine der Bauern, und Marti, der andere erwiederte: »Geſtern war Einer bei mir wegen des Ackers hier.« »Aus dem Bezirksrath? bei mir iſt er auch geweſen!« ſagte Manz. »So? und meinte wahrſcheinlich auch, du ſollteſt das Land benutzen und den Herren die Pacht zahlen?« »Ja, bis es ſich entſchieden habe, wem der Acker gehöre und was mit ihm anzufangen ſei. Ich habe mich aber bedankt, das verwilderte Weſen für einen Andern herzuſtellen und ſagte, ſie ſollten den Acker nur verkaufen und den Ertrag aufheben, bis ſich ein Eigenthümer herausgeſtellt, was wohl nie geſchehen wird, denn was einmal auf der Kanzlei zu Seldwyl liegt, hat da gute Weile und überdem iſt die Sache ſchwer zu entſcheiden. Die Lumpen möchten indeſſen gar zu gern etwas zu naſchen bekommen durch den Pachtzins, was ſie freilich mit der Verkaufsſumme auch thun könnten; allein wir würden uns hüten, daſſelbe zu hoch hinauf zu treiben und wir wüßten dann doch was wir hätten und wem das Land gehört!«

»Ganz ſo meine ich auch und habe dem Steckleinſpringer eine ähnliche Antwort gegeben!«

Sie ſchwiegen eine Weile, dann fing Manz wiederum an: »Schad' iſt es aber doch, daß der gute Boden ſo daliegen muß, es iſt nicht zum Anſehen, das geht nun ſchon in die zwanzig Jahre ſo und keine Seele fragt darnach; denn hier im Dorf iſt Niemand, der irgend einen Anſpruch auf den Acker hat, und Niemand weiß auch, wo die Kinder des verdorbenen Trompeters hingekommen sind.«

»Hm! ſagte Marti, das wäre ſo eine Sache! Wenn ich den ſchwarzen Geiger anſehe, der ſich bald bei den Heimatloſen aufhält, bald in den Dörfern zum Tanz aufſpielt, ſo möchte ich darauf ſchwören, daß er ein Enkel des Trompeters iſt, der freilich nicht weiß, daß er noch einen Acker hat. Was thäte er aber damit? Einen Monat lang ſich beſaufen und dann nach wie vor! Zudem, wer dürfte da einen Wink geben, da man es doch nicht ſicher wiſſen kann!«

»Da könnte man eine ſchöne Geſchichte anrichten! antwortete Manz, wir haben ſo genug zu thun, dieſem Geiger das Heimatsrecht in unſerer Gemeinde abzuſtreiten, da man uns den Fetzel fortwährend aufhalſen will. Haben ſich ſeine Ältern einmal unter die Heimatloſen begeben, ſo mag er auch dableiben und dem Keſſelvolk das Geigelein ſtreichen. Wie in aller Welt können wir wiſſen, daß er des Trompeters Sohnesſohn iſt? Was mich betrifft, wenn ich den Alten auch in dem dunklen Geſicht vollkommen zu erkennen glaube, ſo ſage ich: irren iſt menſchlich, und das geringſte Fetzchen Papier, ein Stücklein von einem Taufſchein würde meinem Gewiſſen beſſer thun, als zehn ſündhafte Menſchengeſichter!«

»Eia, ſicherlich! ſagte Marti, er ſagt zwar, er ſei nicht Schuld, daß man ihn nicht getauft habe! Aber ſollen wir unſern Taufſtein tragbar machen und in den Wäldern herumtragen? Nein, er ſteht feſt in der Kirche und dafür iſt die Todtenbahre tragbar, die draußen an der Mauer hängt. Wir ſind ſchon übervölkert im Dorf und brauchen bald zwei Schulmeiſter!«

Hiemit war die Mahlzeit und das Zwiegeſpräch der Bauern geendet und ſie erhoben ſich, den Reſt ihrer heutigen Vormittagsarbeit zu vollbringen. Die beiden Kinder hingegen, welche ſchon den Plan entworfen hatten, mit den Vätern nach Hauſe zu ziehen, zogen ihr Fuhrwerk unter den Schutz der jungen Linden und begaben ſich dann auf einen Streifzug in dem wilden Acker, da derſelbe mit ſeinen Unkräutern, Stauden und Steinhaufen eine ungewohnte und merkwürdige Wildniß darſtellte. Nachdem ſie in der Mitte dieſer grünen Wildniß einige Zeit hingewandert, Hand in Hand, und ſich daran beluſtigt, die verſchlungenen Hände über die hohen Diſtelſtauden zu ſchwingen, ließen ſie ſich endlich im Schatten einer ſolchen nieder und das Mädchen begann, ſeine Puppe mit den langen Blättern des Wegekrautes zu bekleiden, ſo daß ſie einen ſchönen grünen und ausgezackten Rock bekam; eine einſame rothe Mohnblume, die da noch blühte, wurde ihr als Haube über den Kopf gezogen und mit einem Graſe feſtgebunden, und nun ſah die kleine Perſon aus wie eine Zauberfrau, beſonders nachdem ſie noch ein Halsband und einen Gürtel von kleinen rothen Beerchen erhalten. Dann wurde ſie hoch in die Stengel der Diſtel geſetzt und eine Weile mit vereinten Blicken angeſchaut, bis der Knabe ſie genugſam beſehen und mit einem Steine herunterwarf. Dadurch gerieth aber ihr Putz in Unordnung und das Mädchen entkleidete ſie ſchleunigſt, um ſie auf's Neue zu ſchmücken; doch als die Puppe eben wieder nackt und blos war und nur noch der rothen Haube ſich erfreuete, entriß der wilde Junge ſeiner Gefährtin das Spielzeug und warf es hoch in die Luft. Das Mädchen ſprang klagend darnach, allein der Knabe fing die Puppe zuerſt wieder auf, warf ſie auf's Neue empor und indem das Mädchen ſie vergeblich zu haſchen bemühte, neckte er es auf dieſe Weiſe eine gute Zeit. Unter ſeinen Händen aber nahm die fliegende Puppe Schaden und zwar am Knie ihres einzigen Beines, allwo ein kleines Loch einige Kleikörner durchſickern ließ. Kaum bemerkte der Peiniger dies Loch, ſo verhielt er ſich mäuschenſtill und war mit offenem Munde eifrig beſliſſen, das Loch mit ſeinen Nägeln zu vergrößern und dem Urſprung der Kleie nachzuſpüren. Seine Stille erſchien dem armen Mädchen höchſt verdächtig und es drängte ſich herzu und mußte mit Schrecken ſein böſes Beginnen gewahren. »Sieh mal!« rief er und ſchlenkerte ihr das Bein vor der Naſe herum, daß ihr die Kleie in's Geſicht flog, und wie ſie danach langen wollte und ſchrie und flehte, ſprang er wieder fort und ruhte nicht eher, bis das ganze Bein dürr und leer herabhing als eine traurige Hülſe. Dann warf er das mißhandelte Spielzeug hin und ſtellte ſich höchſt frech und gleichgültig, als die Kleine ſich weinend auf die

Puppe warf und dieſelbe in ihre Schürze hüllte. Sie nahm ſie aber wieder hervor und betrachtete wehſelig die Ärmſte und als ſie das Bein ſah, fing ſie abermals an laut zu weinen, denn dasſelbe hing an dem Rumpfe nicht anders, denn das Schwänzchen an einem Molche. Als ſie gar ſo unbändig weinte, ward es dem Übelthäter endlich etwas übel zu Muth und er ſtand in Angſt und Reue vor der Klagenden, und als ſie dies merkte, hörte ſie plötzlich auf und ſchlug ihn einigemal mit der Puppe und er that als ob es ihm weh thäte und ſchrie au! ſo natürlich, daß ſie zufrieden war und nun mit ihm gemeinſchaftlich die Zerſtörung und Zerlegung fortſetzte. Sie bohrten Loch auf Loch in den Marterleib und ließen aller Enden die Kleie entſtrömen, welche ſie ſorgfältig auf einem flachen Steine zu einem Häufchen ſammelten, umrührten und aufmerkſam betrachteten. Das einzige Feſte, was noch an der Puppe beſtand, war der Kopf und mußte jetzt vorzüglich die Aufmerkſamkeit der Kinder erregen; ſie trennten ihn ſorgfältig los von dem ausgequetſchten Leichnam und guckten erſtaunt in ſein hohles Innere. Als ſie die bedenkliche Höhlung ſahen und auch die Kleie ſahen, war es der nächſte und natürlichſte Gedankenſprung, den Kopf mit der Kleie auszufüllen, und ſo waren die Fingerchen der Kinder nun beſchäftigt, um die Wette Kleie in den Kopf zu thun, ſo daß zum erſten Mal in ſeinem Leben etwas in ihm ſteckte. Der Knabe mochte es aber immer noch für ein todtes Wiſſen halten, weil er plötzlich eine große blaue Fliege fing und, die ſummende zwiſchen beiden hohlen Händen haltend, dem Mädchen gebot, den Kopf von der Kleie zu entleeren. Hierauf wurde die Fliege hineingeſperrt und das Loch mit Gras verſtopft. Die Kinder hielten den Kopf an die Ohren und ſetzten ihn dann feierlich auf einen Stein; da er noch mit der rothen Mohnblume bedeckt war, ſo glich der Tönende jetzt einem weißſagenden Haupte und die Kinder lauſchten in tiefer Stille ſeinen Kunden und Mährchen, indeſſen ſie ſich umſchlungen hielten. Aber jeder Prophet erweckt Grauen und Undank, das wenige Leben in dem dürftig geformten Bilde erweckte die menſchliche Grauſamkeit in den Kindern und es wurde beſchloſſen, das Haupt zu begraben. So machten ſie ein Grab und legten den Kopf, ohne die gefangene Fliege um ihre Meinung zu befragen, hinein, und errichteten über dem Grabe ein anſehnliches Denkmal von Feldſteinen. Dann empfanden ſie einiges Grauen, da ſie etwas Geformtes und Belebtes begraben hatten, und entfernten ſich ein gutes Stück von der unheimlichen Stätte. Auf einem ganz mit grünen Kräutern bedeckten Plätzchen legte ſich das Dirnchen auf den Rücken, da es müde war, und begann in eintöniger Weiſe einige Worte zu ſingen, immer die nämlichen, und der Junge kauerte daneben und half, indem er nicht wußte, ob er auch vollends umfallen ſolle, ſo läſſig und müſſig war er. Die Sonne ſchien dem ſingenden Mädchen in den geöffneten Mund, beleuchtete deſſen blendendweiße Zähnchen und durchſchimmerte die runden Purpurlippen. Der Knabe ſah die Zähne und dem Mädchen den Kopf haltend und deſſen Zähnchen neugierig unterſuchend, rief er: Rathe, wie viele Zähne hat man? das Mädchen beſann ſich einen Augenblick, als ob es reiflich nachzählte, und ſagte dann auf Gerathewohl: Hundert! »Nein, zwei und dreißig!« rief er, »wart, ich will einmal zählen!« da zählte er die Zähne des Kindes und weil er nicht zwei und dreißig herausbrachte, ſo fing er immer wieder von Neuem an. Das Mädchen hielt lange ſtill, als aber der eifrige Zähler nicht zu Ende kam, raffte es ſich auf und rief: »nun will ich Deine zählen!« Nun legte ſich der Burſche hin in's Kraut, das Mädchen über ihn, umſchlang ſeinen Kopf, er ſperrte das Maul auf, und es zählte: Eins, zwei, ſieben, fünf, zwei, eins; denn die kleine Schöne konnte noch nicht zählen. Der Junge verbeſſerte ſie und gab ihr Anweiſung, wie ſie zählen ſolle, und ſo fing auch ſie unzählige Mal von Neuem an und das Spiel ſchien ihnen am beſten zu gefallen von allem, was ſie heut unternommen. Endlich aber ſank das Mädchen ganz auf den kleinen Rechenmeiſter nieder und die Kinder ſchliefen ein in der hellen Mittagsſonne.

Inzwiſchen hatten die Väter ihre Äcker fertig gepflügt und in friſchduftende braune Fläche umgewandelt. Als nun, mit der letzten Furche zu Ende gekommen, der Knecht des Einen halten wollte, rief ſein Meiſter: Was hältſt Du? Kehr' noch einmal um! »Wir ſind ja fertig!« ſagte der Knecht. »Halt's Maul und thu' wie ich dir ſage!« der Meiſter. Und ſie kehrten um und riſſen eine tüchtige Furche in den mittleren herrenloſen Acker hinein, daß Kraut und Steine flogen. Der Bauer hielt ſich aber nicht mit der Beſeitigung derſelben auf, er mochte denken, hiezu ſei noch Zeit genug vorhanden, und er begnügte ſich, für heute die Sache nur aus dem Gröbſten zu thun. So ging es raſch die Höhe empor in ſanftem Bogen, und als man oben angelangt und das liebliche Windeswehen eben wieder den Kappenzipfel des Mannes zurückwarf, pflügte auf der anderen Seite der Nachbar vorüber mit dem Zipfel nach vorn und ſchnitt ebenfalls eine anſehnliche Furche vom mittleren Acker, daß die Schollen nur ſo zur Seite flogen. Jeder ſah wohl, was der andere that, aber keiner ſchien es zu ſehen und ſie entſchwanden ſich wieder, indem jedes Sternbild ſtill am andern vorüberging und hinter dieſe runde Welt hinabtauchte. So gehen die Weberſchiffchen des Geſchickes an einander vorbei und »was er webt, das weiß kein Weber!«

Es kam eine Ernte um die andere und jede ſah die Kinder größer und ſchöner und den herrenloſen Acker ſchmäler zwiſchen ſeinen breitgewordenen Nachbaren. Mit jedem Pflügen wurde ihm hüben und drüben eine Furche abgeriſſen, ohne daß ein Wort darüber geſprochen wurde und ohne daß ein Menſchenauge den Frevel zu ſehen ſchien. Die Steine wurden immer mehr zuſammengedrängt und bildeten ſchon einen ordentlichen Grat der ganzen Länge des Ackers nach, und das wilde Gewächs darauf war ſchon ſo hoch, daß die Kinder, obgleich ſie gewachſen waren, ſich nicht mehr ſehen konnten, wenn eines dies- und das andere jenſeits ging. Denn ſie gingen nun nicht mehr gemeinſchaftlich auf das Feld, da der zehnjährige Salomon oder Sali, wie er genannt wurde, ſich ſchon wacker auf Seite der größeren Burſchen und der Männer hielt, und das braune Vrenchen, obgleich es ein feuriges Dirnchen war, mußte bereits unter der Obhut ſeines Geſchlechts gehen, ſonſt wäre es von den andern als ein Bubenmädchen ausgelacht worden. Dennoch nahmen ſie während jeder Ernte, wenn alles auf den Äckern war, einmal Gelegenheit, den wilden Steinkamm, der ſie trennte, zu beſteigen und ſich gegenſeitig von demſelben herunterzuſtoßen. Wenn ſie auch ſonſt keinen Verkehr mehr mit einander hatten, ſo ſchien dieſe jährliche Ceremonie um ſo ſorglicher gewahrt zu werden, als ſonſt nirgends die Felder ihrer Väter zuſammenſtießen.

Indeſſen ſollte der Acker doch endlich verkauft und der Erlös einſtweilen gerichtlich aufgehoben werden. Die Verſteigerung fand an Ort und Stelle ſtatt, wo ſich aber nur einige Gaffer einfanden außer den Bauern Manz und Marti, da Niemand Luſt hatte, das ſeltſame Stückchen zu erſtehen und zwiſchen den zwei Nachbaren zu bebauen. Denn obgleich dieſe zu den beſten Bauern des Dorfes gehörten und nichts weiter gethan hatten, als was zwei Drittel der Übrigen unter dieſen Umſtänden auch gethan haben würden, ſo ſah man ſie doch jetzt ſtillſchweigend darum an und Niemand wollte zwiſchen ihnen eingeklemmt ſein mit dem geſchmälerten Waiſenfelde. Die meiſten Menſchen ſind fähig oder bereit, ein in den Lüften umgehendes Unrecht zu verüben, wenn ſie mit der Naſe darauf ſtoßen; ſo wie es aber von Einem begangen iſt, ſind die Übrigen froh, daß ſie es doch nicht gewesen ſind, daß die Verſuchung nicht ſie betroffen hat, und ſie machen nun den Auserwählten zu dem Schlechtigkeitsmeſſer ihrer Eigenſchaften und behandeln ihn mit zarter Scheu als einen Ableiter des Übels, der von den Göttern gezeichnet iſt, während ihnen zugleich noch der Mund wäſſert nach den Vortheilen, die er dabei genoſſen. Manz und Marti waren alſo die einzigen, welche ernſtlich auf den Acker boten, und nach einem ziemlich hartnäckigen Überbieten erſtand ihn Manz und er wurde ihm zugeſchlagen. Die Beamten und die Gaffer verloren ſich vom Felde, die beiden Bauern, welche ſich auf ihren Äckern noch zu ſchaffen gemacht, trafen beim Weggehen wieder zuſammen und Marti ſagte: »Du wirſt nun dein Land, das alte und das neue, wohl zuſammenſchlagen und in zwei gleiche Stücke theilen? Ich hätte es wenigſtens ſo gemacht, wenn ich das Ding bekommen hätte.« »Ich werde es allerdings auch thun« antwortete Manz, »denn als Ein Acker würde mir das Stück zu groß ſein. Doch was ich ſagen wollte: Ich habe bemerkt, daß Du neulich noch am untern Ende dieſes Ackers, der jetzt mir gehört, ſchräg hineingefahren biſt und ein gutes Dreieck abgeſchnitten haſt. Du haſt es vielleicht gethan in der Meinung, Du werdeſt das ganze Stück an Dich bringen und es ſei dann ſo wie ſo Dein. Da es nun aber mir gehört, ſo wirſt Du wohl einſehen, daß ich eine ſolche ungehörige Einkrümmung nicht brauchen noch dulden kann, und wirſt nichts dagegen haben, wenn ich den Strich wieder grad mache! Streit wird das nicht abgeben ſollen!«

Marti erwiederte eben ſo kaltblütig, als ihn Manz angeredet hatte: »Ich ſehe auch nicht wo Streit herkommen ſoll! Ich denke, Du haſt den Acker gekauft, wie er da iſt, wir haben ihn alle gemeinſchaftlich beſehen und er hat ſich ſeit einer Stunde nicht um ein Haar verändert!«

»Lariſari! ſagte Manz, was früher geſchehen wollen wir nicht aufrühren! Was aber zu viel iſt, iſt zu viel und alles muß zuletzt eine ordentliche grade Art haben; dieſe drei Äcker ſind von jeher ſo grade neben einander gelegen, wie nach dem Richtſcheit gezeichnet, es iſt ein ganz abſonderlicher Spaß von Dir, wenn Du nun einen ſolchen lächerlichen und unvernünftigen Schnörkel dazwiſchen bringen willſt und wir beide würden einen Übernamen bekommen, wenn wir den krummen Zipfel da beſtehen laſſen. Er muß durchaus weg!«

Marti lachte und ſagte: »Du haſt ja auf einmal eine merkwürdige Furcht vor dem Geſpötte der Leute! das läßt ſich aber ja wohl machen; mich genirt das Krumme gar nicht; genirt es Dich, gut, ſo machen wir es grad, aber nicht auf meiner Seite, das geb' ich Dir ſchriftlich, wenn Du willſt!«

»Rede doch nicht ſo ſpaßhaft, ſagte Manz, es wird wohl grad gemacht, und zwar auf Deiner Seite, darauf kannſt Du Gift nehmen!«

»Das werden wir ja ſehen und erleben!« ſagte Marti, und beide Männer gingen auseinander, ohne ſich weiter anzublicken, vielmehr ſtarrten ſie nach verſchiedener Richtung in's Blaue hinaus, als ob ſie da Wunder was für Merkwürdigkeiten im Auge hätten, die ſie betrachten müßten mit Aufbietung aller ihrer Geiſteskräfte.

Schon am nächſten Tage ſchickte Manz einen

Dienſtbuben, ein Tagelöhnermädchen und ſein eigenes Söhnchen Sali auf den Acker hinaus, daß ſie das wilde Unkraut und Geſtrüpp auszögen und auf Haufen brächten, damit nachher die Steine um ſo bequemer weggefahren werden könnten. Dies war eine Änderung in ſeinem Weſen, daß er den kaum eilfjährigen Jungen, der noch zu keiner Arbeit angehalten worden, nun mit hinausſandte, gegen die Einſprache der Mutter. Es ſchien, da er es mit ernſthaften und geſalbten Worten that, als ob er mit dieſer Arbeitsſtrenge gegen ſein eigenes Blut das Unrecht betäuben wollte, in dem er lebte, und welches nun begann, ſeine Folgen ruhig zu entfalten. Das ausgeſandte Völklein jätete inzwiſchen luſtig an dem Unkraut und hackte mit Vergnügen an den wunderlichen Stauden und Pflanzen aller Art, die da ſeit Jahren wucherten. Denn da es eine außerordentliche gleichſam wilde Arbeit war, bei der keine Regel und keine Sorgfalt erheiſcht wurde, ſo galt ſie als eine Luſt. Das wilde Zeug, an der Sonne gedörrt, wurde aufgehäuft und mit großem Jubel verbrannt, daß der Qualm weithin ſich verbreitete und die jungen Leutchen darin herumſprangen, wie beſeſſen. Dies war das letzte Freudenfeſt auf dem Unglücksfelde, und das junge Vrenchen, Martis Tochter, kam auch hinausgeſchlichen und half tapfer mit. Das Ungewöhnliche dieſer Begebenheit und die luſtige Aufregung gaben einen guten Anlaß, ſich ſeinem kleinen Jugendgeſpielen wieder einmal zu nähern, und die Kinder waren recht glücklich und munter bei ihrem Feuer. Es kamen noch andere Kinder hinzu und es ſammelte ſich eine ganze vergnügte Geſellſchaft; doch immer, ſobald ſie getrennt wurden, ſuchte Sali alſobald wieder neben Vrenchen zu gelangen, und dieſes wußte desgleichen immer vergnügt lächelnd zu ihm zu ſchlüpfen, und es war beiden Kreaturen, wie wenn dieſer herrliche Tag nie enden müßte und könnte. Doch der alte Manz kam gegen Abend herbei, um zu ſehen, was ſie ausgerichtet, und obgleich ſie fertig waren, ſo ſchalt er doch ob dieſer Luſtbarkeit, und ſcheuchte die Geſellſchaft auseinander. Zugleich zeigte ſich Marti auf ſeinem Grund und Boden und, ſeine Tochter gewahrend, pfiff er derſelben ſchrill und gebieteriſch durch den

Finger, daß ſie erſchrocken hineilte, und er gab ihr, ohne zu wiſſen warum, einige Ohrfeigen, alſo daß beide Kinder in großer Traurigkeit und weinend nach Hauſe gingen, und ſie wußten jetzt eigentlich ſo wenig warum ſie ſo traurig waren, als warum ſie vorhin ſo vergnügt geweſen; denn die Rauheit der Väter, an ſich ziemlich neu, war von den argloſen Geſchöpfen noch nicht begriffen und konnte ſie nicht tiefer bewegen.

Die nächſten Tage war es ſchon eine härtere Arbeit, zu welcher Mannsleute gehörten, als Manz die Steine aufnehmen und wegfahren ließ. Es wollte kein Ende nehmen und alle Steine der Welt ſchienen da beiſammen zu ſein. Er ließ ſie aber nicht ganz vom Felde wegbringen, ſondern jede Fuhre auf jenem ſtreitigen Dreiecke abwerfen, welches Marti ſchon ſäuberlich umgepflügt hatte. Er hatte vorher einen graden Strich gezogen als Grenzſcheide und belaſtete nun dies Fleckchen Erde mit allen Steinen, welche beide Männer ſeit unvordenklichen Zeiten herübergeworfen, ſo daß eine gewaltige Pyramide entſtand, welche wegzubringen Marti wohl bleiben laſſen würde, dachte er. Marti hatte dies am wenigſten erwartet; er glaubte, ſein Gegner werde nach alter Weiſe mit dem Pfluge zu Werke gehen wollen und hatte daher abgewartet, bis er ihn als Pflüger ausziehen ſähe. Erſt als die Sache ſchon beinahe fertig, hörte er von dem ſchönen Denkmal, welches Manz da errichtet, rannte voll Wuth hinaus, ſah die Beſchwerung, rannte zurück und holte den Gemeindeamman, um vorläufig gegen den Steinhaufen zu proteſtiren und den Fleck gerichtlich in Beſchlag nehmen zu laſſen, und von dieſem Tage an lagen die zwei Bauern in Proceß mit einander und ruhten nicht eher, bis ſie beide zu Grunde gerichtet waren.

Die Gedanken der ſonſt ſo wohlweiſen Männer waren nun ſo kurz geſchnitten wie Häckſel; der beſchränkteſte Rechtsſinn von der Welt erfüllte jeden von ihnen, indem keiner begreifen konnte noch wollte, wie der andere ſo offenbar unrechtmäßig und willführlich den fraglichen unbedeutenden Ackerzipfel an ſich reißen könne. Bei Manz kam noch ein wunderbarer Sinn für Symmetrie und parallele Linien hinzu und er fühlte ſich wahrhaft gekränkt durch den aberwitzigen

Eigenſinn, mit welchem Marti auf dem Daſein des unſinnigſten und muthwilligſten Schnörkels beharrte. Beide aber trafen zuſammen in der Überzeugung, daß der Andere, den Anderen ſo frech und plump übervortheilend, ihn nothwendig für einen verächtlichen Dummkopf halten müſſe, da man dergleichen etwa einem armen haltloſen Teufel, nicht aber einem aufrechten, klugen und wehrhaften Manne gegenüber ſich erlauben könne, und Jeder ſah ſich in ſeiner wunderlichen Ehre gekränkt und gab ſich rückhaltlos der Leidenſchaft des Streites und dem daraus erfolgenden Verfalle hin und ihr Leben glich fortan der träumeriſchen Qual zweier Verdammten, welche auf einem ſchmalen Brette einen dunkeln Strom hinabtreibend ſich befehden, in die Luft hauen und ſich ſelber anpacken und vernichten, in der Meinung, ſie hätten den Feind gefaßt. Da ſie eine faule Sache hatten, ſo geriethen beide in die allerſchlimmſten Hände von Tauſendkünſtlern, welche ihre verdorbene Phantaſie aufblieſen zu ungeheuren Blaſen, die mit den nichtsnutzigſten Dingen angefüllt wurden. Vorzüglich waren es die Spekulanten aus der Stadt Seldwyla, welchen dieſer

Handel ein gefundenes Eſſen war, und bald hatte jeder der Streitenden einen Anhang von Unterhändlern, Zuträgern und Rathgebern hinter ſich, welche alles baare Geld auf hundert Wegen abzuziehen wußten. Denn das Fleckchen Erde mit dem Steinhaufen darüber, auf welchem bereits wieder ein Wald von Neſſeln und Diſteln blühte, war nur noch der erſte Keim oder der Grundſtein einer verworrenen Geſchichte und Lebensweiſe, in welcher die zwei Fünfzigjährigen noch andere Gewohnheiten und Sitten, Grundſätze und Hoffnungen annahmen, als ſie bisher geübt. Je mehr Geld ſie verloren, deſto ſehnſüchtiger wünſchten ſie welches zu haben, und je weniger ſie hatten, deſto hartnäckiger dachten ſie reich zu werden und es dem andern zuvorzuthun. Sie ließen ſich zu jedem Schwindel verleiten und ſetzten auch Jahr aus Jahr ein in alle deutſchen Lotterien, deren Looſe maſſenhaft in Seldwyla zirkulirten. Aber nie bekamen ſie einen Thaler Gewinnſt zu Geſicht, ſondern hörten nur immer vom Gewinnen anderer Leute und wie ſie ſelbſt beinahe gewonnen hätten, indeſſen dieſe Leidenſchaft ein regelmäßiger Geldabfluß für ſie war. Bisweilen machten ſich die Seldwyler den Spaß, beide Bauern, ohne ihr Wiſſen, am gleichen Looſe Theil nehmen zu laſſen, ſo daß beide die Hoffnung auf Unterdrückung und Vernichtung des Andern auf ein und daſſelbe Loos ſetzten. Sie brachten die Hälfte ihrer Zeit in der Stadt zu, wo jeder in einer Spelunke ſein Hauptquartier hatte, ſich den Kopf aufblaſen und zu den lächerlichſten Ausgaben und einem elenden und ungeſchickten Schlemmen verleiten ließ, bei welchem ihm heimlich doch ſelber das Herz blutete, alſo daß Beide, welche eigentlich nur in dieſem Hader lebten, um für keine Dummköpfe zu gelten, nun ſolche von der beſten Sorte darſtellten und von Jedermann dafür angeſehen wurden. Die andere Hälfte der Zeit lagen ſie verdroſſen zu Hauſe oder gingen ihrer Arbeit nach, wobei ſie dann durch ein tolles böſes Überhaſten und Antreiben das Verſäumte einzuholen ſuchten und damit jeden ordentlichen und zuverläſſigen Arbeiter verſcheuchten. So ging es gewaltig rückwärts mit ihnen und ehe zehn Jahre vorüber, ſteckten ſie Beide von Grund aus in Schulden und ſtanden wie die Störche auf einem

Beine auf der Schwelle ihrer Beſitzthümer, von der jeder Lufthauch ſie herunterwehte. Aber wie es ihnen auch erging, der Haß zwiſchen ihnen wurde täglich größer, da jeder den andern als den Urheber ſeines Unſterns betrachtete, als ſeinen Erbfeind und ganz unvernünftigen Widerſacher, den der Teufel abſichtlich in die Welt geſetzt habe, um ihn zu verderben. Sie ſpieen aus, wenn ſie ſich nur von weitem ſahen, kein Glied ihres Hauſes durfte mit Frau, Kind oder Geſinde des andern ein Wort ſprechen, bei Vermeidung der gröbſten Mißhandlung. Ihre Weiber verhielten ſich verſchieden bei dieſer Verarmung und Verſchlechterung des ganzen Weſens. Die Frau des Marti, welche von guter Art war, hielt den Verfall nicht aus, härmte ſich ab und ſtarb, ehe ihre Tochter vierzehn Jahre alt war. Die Frau des Manz hingegen bequemte ſich der veränderten Lebensweiſe und um ſich als eine ſchlechte Genoſſin zu entfalten, hatte ſie nichts zu thun, als einigen weiblichen Fehlern, die ihr von jeher angehaftet, den Zügel ſchießen zu laſſen und dieſelben zu Laſtern auszubilden. Ihre Naſchhaftigkeit wurde zu wilder

Begehrlichkeit, ihre Zungenfertigkeit zu einem grundfalſchen und verlogenen Schmeichel- und Verläumdungsweſen, mit welchem ſie jeden Augenblick das Gegentheil von dem ſagte, was ſie dachte, alles hinter einander hetzte, und ihrem eigenen Manne ein X für ein U vormachte; ihre urſprüngliche Offenheit, mit der ſie ſich der unſchuldigeren Plauderei erfreut, ward nun zur abgehärteten Schamloſigkeit, mit der ſie jenes falſche Weſen betrieb, und ſo, ſtatt unter ihrem Manne zu leiden, drehte ſie ihm eine Naſe; wenn er es arg trieb, ſo machte ſie es bunt, ließ ſich nichts abgehen und gedieh zu der dickſten Blüthe einer Vorſteherin des zerfallenden Hauſes.

So war es nun ſchlimm beſtellt um die armen Kinder, welche weder eine gute Hoffnung für ihre Zukunft faſſen konnten, noch ſich auch nur einer lieblich frohen Jugend erfreuten, da überall nichts als Zank und Sorge war. Vrenchen hatte anſcheinend einen ſchlimmeren Stand, als Sali, da ſeine Mutter todt und es einſam in einem wüſten Hauſe der Tyrannei eines verwilderten Vaters anheimgegeben war. Als es ſechszehn Jahre zählte, war es ſchon ein ſchlankgewachſenes ziervolles Mädchen; ſeine dunkelbraunen Haare ringelten ſich unabläſſig faſt bis über die blitzenden braunen Augen, dunkelrothes Blut durchſchimmerte die Wangen des bräunlichen Geſichtes und glänzte als tiefer Purpur auf den friſchen Lippen, wie man es ſelten ſah und was dem dunklen Kinde ein eigenthümliches Anſehen und Kennzeichen gab. Feurige Lebensluſt und Fröhlichkeit zitterte in jeder Fiber dieſes Weſens; es lachte und war aufgelegt zu Scherz und Spiel, wenn das Wetter nur im mindeſten lieblich war, d. h. wenn es nicht zu ſehr gequält wurde und nicht zu viel Sorgen hatte. Dieſe plagten es aber häufig genug; denn nicht nur hatte es den Kummer und das wachſende Elend des Hauſes mit zu tragen, ſondern es mußte noch ſich ſelber in Acht nehmen und mochte ſich gern halbwegs ordentlich und reinlich kleiden, ohne daß der Vater ihm die geringſten Mittel dazu geben wollte. So hatte Vrenchen die größte Noth, ſeine anmuthige Perſon einigermaßen auszuſtaffiren, ſich ein allerbeſcheidenſtes Sonntagskleid zu erobern und einige bunte, faſt werthloſe Halstüchelchen zuſammenzuhalten. Darum war das ſchöne wohlgemuthe junge Blut in jeder Weiſe gedemüthigt und gehemmt und konnte am wenigſten der Hoffahrt anheimfallen. Überdies hatte es bei ſchon erwachendem Verſtande das Leiden und den Tod ſeiner Mutter geſehen und dies Andenken war ein weiterer Zügel, der ſeinem luſtigen und feurigen Weſen angelegt war, ſo daß es nun höchſt lieblich, unbedenklich und rührend ſich anſah, wenn trotz alledem das gute Kind bei jedem Sonnenblick ſich ermunterte und zum Lächeln bereit war.

Sali erging es nicht ſo hart auf den erſten Anſchein; denn er war nun ein hübſcher und kräftiger junger Burſche, der ſich zu wehren wußte und deſſen äußere Haltung wenigſtens eine ſchlechte Behandlung von ſelbſt unzuläſſig machte. Er ſah wohl die üble Wirthſchaft ſeiner Ältern und glaubte ſich erinnern zu können, daß es einſt nicht ſo geweſen, ja er bewahrte noch das frühere Bild ſeines Vaters wohl in ſeinem Gedächtniſſe als eines feſten, klugen und ruhigen Bauers, deſſelben Mannes, den er jetzt als einen grauen Narren, Händelführer und Müſſiggänger vor ſich ſah, der mit Toben und Prahlen auf hundert thörichten und verfänglichen Wegen wandelte und mit jeder Stunde rückwärts ruderte wie ein Krebs. Wenn ihm nun dies mißfiel und ihn oft mit Scham und Kummer erfüllte, während es ſeiner Unerfahrenheit nicht klar war, wie die Dinge ſo gekommen, ſo wurden ſeine Sorgen wieder betäubt durch die Schmeichelei, mit der ihn die Mutter behandelte. Denn um in ihrem Unweſen ungeſtörter zu ſein und einen guten Parteigänger zu haben, auch um ihrer Großthuerei zu genügen, ließ ſie ihm zukommen was er wünſchte, kleidete ihn ſauber und prahleriſch und unterſtützte ihn in allem, was er zu ſeinem Vergnügen vornahm. Er ließ ſich dies gefallen ohne viel Dankbarkeit, da ihm die Mutter viel zu viel dazu ſchwatzte und log, und indem er ſo wenig Freude daran empfand, that er läſſig und gedankenlos, was ihm gefiel, ohne daß dies jedoch etwas Übles war, weil er für jetzt noch unbeſchädigt war von dem Beiſpiele der Alten und das jugendliche Bedürfniß fühlte, im Ganzen einfach, ruhig und leidlich tüchtig zu ſein. Er war ziemlich genau ſo, wie ſein Vater in dieſem Alter geweſen war, und dieſes flößte demſelben eine unwillkürliche Achtung vor dem Sohne ein, in welchem er mit verwirrtem Gewiſſen und gepeinigter Erinnerung ſeine eigene Jugend achtete. Trotz dieſer Freiheit, welche Sali genoß, ward er ſeines Lebens doch nicht froh und fühlte wohl, wie er nichts Rechtes vor ſich hatte und eben ſo wenig etwas Rechtes lernte, da von einem zuſammenhängenden und vernunftgemäßen Arbeiten in Manzens Hauſe längſt nicht mehr die Rede war. Sein einziger Troſt war daher, ſtolz auf ſeine Unabhängigkeit und einſtweilige Unbeſcholtenheit zu ſein, und in dieſem Stolze ließ er die Tage trotzig verſtreichen und wandte die Augen von der Zukunft ab.

Der einzige Zwang, dem er unterworfen, war die Feindſchaft ſeines Vaters gegen Alles, was Marti hieß und an dieſen erinnerte. Doch wußte er nichts beſſeres, als daß Marti ſeinem Vater Schaden zugefügt und daß man in deſſen Hauſe eben ſo feindlich geſinnt ſei, und es fiel ihm daher nicht ſchwer, weder den Marti noch ſeine Tochter anzuſehen und ſeinerſeits auch einen angehenden ziemlich gleichgültigen Feind vorzuſtellen. Vrenchen hingegen, welches mehr erdulden mußte, als Sali, und in ſeinem Hauſe viel verlaſſener war, fühlte ſich weniger zu einer förmlichen Feindſchaft aufgelegt und glaubte ſich nur verachtet von dem wohlgekleideten und ſcheinbar glücklicheren Sali; deshalb verbarg ſie ſich vor ihm und wenn er irgendwo nur in der Nähe war, ſo entfernte ſie ſich eilig, ohne daß er ſich die Mühe gab ihr nachzublicken. So kam es, daß er das Mädchen ſchon ſeit ein paar Jahren nicht mehr in der Nähe geſehen und gar nicht wußte, wie es ausſah, ſeit es herangewachſen. Und doch wunderte es ihn zuweilen ganz gewaltig und wenn überhaupt von den Martis geſprochen wurde, ſo dachte er unwillkürlich nur an die Tochter, deren jetziges Ausſehen ihm nicht deutlich und deren Andenken ihm gar nicht verhaßt war.

Doch war ſein Vater Manz nun der Erſte von den beiden Feinden, der ſich nicht mehr halten konnte und von Haus und Hof ſpringen mußte. Dieſer Vortritt rührte daher, daß er eine Frau beſaß, die ihm geholfen und einen Sohn, der doch auch einiges mit brauchte, während Marti der einzige Verzehrer war in ſeinem wackeligen Königreich, und ſeine Tochter durfte wohl arbeiten wie ein Hausthierchen, aber nichts gebrauchen. Manz aber wußte nichts anderes anzufangen, als auf den Rath ſeiner Seldwyler Gönner in die Stadt zu ziehen und da ſich als Wirth aufzuthun. Dies iſt immer ein Elend anzuſehn, wenn ein ehemaliger Landmann, der auf dem Felde alt geworden iſt, mit den Trümmern ſeiner Habe in eine Stadt zieht und da eine Schenke oder Kneipe aufthut, um als letzten Rettungsanker den freundlichen und gewandten Wirth zu machen, während es ihm nichts weniger als freundlich zu Muth iſt. Als die Manzen vom Hofe zogen, ſah man erſt, wie arm ſie bereits waren; denn ſie luden lauter alten und verfallenden Hausrath auf, dem man es anſah, daß ſeit vielen Jahren nichts erneuert und angeſchafft worden war. Die Frau legte aber nichts deſto minder ihren beſten Staat an, als ſie ſich oben auf die Gerümpelfuhre ſetzte und machte ein Geſicht voller Hoffnungen, als künftige Stadtfrau ſchon mit Verachtung auf die Dorfgenoſſen herabſehend, welche voll Mitleid hinter den Hecken hervor dem bedenklichen Zuge zuſahen. Denn ſie nahm ſich vor, mit ihrer Liebenswürdigkeit und Klugheit die ganze Stadt zu bezaubern, und was ihr verſimpelter Mann nicht machen könne, das wolle ſie ſchon ausrichten, wenn ſie nur erſt einmal als Frau Wirthin in einem ſtattlichen Gaſthofe ſäße. Dieſer Gaſthof beſtand aber in einer trübſeligen Winkelſchenke in einem abgelegenen ſchmalen Gäßchen, auf der eben ein Anderer zu Grunde gegangen war und welche die Seldwyler dem Manz verpachteten, da er noch einige hundert Thaler einzuziehen hatte. Sie verkauften ihm auch ein paar Fäßchen ſäuerlichen Weines und das Wirthſchaftsmobiliar, das aus einem Dutzend weißen geringen Flaſchen, ebenſoviel Gläſern und einigen tannenen Tiſchen und Bänken beſtand, welche einſt blutroth angeſtrichen geweſen und jetzt vielfältig abgeſcheuert waren. Vor dem Fenſter knarrte ein eiſerner Reifen in einem Haken und in dem Reifen ſchenkte eine blecherne Hand Rothwein aus einem Schöppchen in ein Glas. Überdies hing ein verdorrter Buſch von Stechpalme über der Hausthüre, was Manz alles mit in die Pacht bekam. Um deswillen war er nicht ſo wohlgemuth wie ſeine Frau, ſondern trieb mit ſchlimmer Ahnung und voll Ingrimm die mageren Pferde an, welche er vom neuen Bauern geliehen. Das letzte ſchäbige Knechtchen, das er gehabt, hatte ihn ſchon ſeit einigen Wochen verlaſſen. Als er ſolcher Weiſe abfuhr, ſah er wohl, wie Marti voll Hohn und Schadenfreude ſich unfern der Straße zu ſchaffen machte, fluchte ihm und hielt denſelben für den alleinigen Urheber ſeines Unglückes. Sali aber, ſobald das Fuhrwerk im Gange war, beſchleunigte ſeine Schritte, eilte voraus und ging allein auf Seitenwegen nach der Stadt.

»Da wären wir!« ſagte Manz, als die Fuhre vor dem Spelunkelein anhielt. Die Frau erſchrack darüber, denn das war in der That ein betrübter Gaſthof. Die Leute traten eilfertig unter die Fenſter und vor die Häuſer, um ſich den neuen Bauernwirth anzuſehen und machten mit ihrer Seldwyler Überlegenheit mitleidig ſpöttiſche Geſichter. Zornig und mit naſſen Augen kletterte die Manzin vom Wagen herunter und lief, ihre Zunge vorläufig wetzend, in das Haus, um ſich heute vornehm nicht wieder blicken zu laſſen; denn ſie ſchämte ſich des ſchlechten Geräthes und der verdorbenen Betten, welche nun abgeladen wurden. Sali ſchämte ſich auch, aber er mußte helfen und machte mit ſeinem Vater einen ſeltſamen Verlag in dem Gäßchen, auf welchem alsbald die Kinder der Falliten herumſprangen und ſich über das verlumpete Bauernpack luſtig machten. Im Hauſe aber ſah es noch trübſeliger aus und es glich einer vollkommenen Räuberhöhle. Die Wände waren ſchlecht geweißtes feuchtes Mauerwerk, außer der dunklen unfreundlichen Gaſtſtube mit ihren ehemals blutrothen Tiſchen waren nur noch ein paar ſchlechte Kämmerchen da, und überall hatte der ausgezogene Vorgänger den troſtloſeſten Schmutz und Kehricht zurückgelaſſen.

So war der Anfang und ſo ging es auch fort. Während der erſten Woche kamen, beſonders am Abend, wohl hin und wieder ein Tiſch voll Leute aus Neugierde, den Bauernwirth zu ſehen, und ob es da vielleicht einigen Spaß abſetzte. Am Wirth hatten ſie nicht viel zu ſehen, denn Manz war ungelenk, ſtarr, unfreundlich und melancholiſch und wußte ſich gar nicht zu benehmen, wollte es auch nicht wiſſen. Er füllte langſam und ungeſchickt die Schöppchen, ſtellte ſie mürriſch vor die Gäſte und verſuchte etwas zu ſagen, brachte aber nichts heraus. Deſto eifriger warf ſich nun ſeine Frau in's Geſchirr und hielt die Leute wirklich einige Tage zuſammen, aber in einem ganz andern Sinne, als ſie meinte. Die ziemlich dicke Frau hatte ſich eine eigene Haustracht zuſammengeſetzt, in der ſie unwiderſtehlich zu ſein glaubte. Zu einem leinenen naturfarbenen Landrock trug ſie einen alten grauſeidenen Spenſer, eine baumwollene Schürze und einen ſchlimmen weißen Halskragen. Von ihrem nicht mehr dichten Haar hatte ſie an den Schläfen poſſierliche Schnecken gewickelt und in das Zöpfchen hinten einen hohen Kamm geſteckt. So ſchwänzelte und tänzelte ſie mit angeſtrengter Anmuth herum, ſpitzte lächerlich das Maul, daß es ſüß ausſehen ſollte, hüpfte elaſtiſch an die Tiſche hin und, das Glas oder den Teller mit geſalzenem Käſe hinſetzend, ſagte ſie lächelnd: »So ſo? ſo ſoli! herrlich herrlich, ihr Herren!« und ſolches dummes Zeug mehr; denn obwohl ſie ſonſt eine geſchliffene Zunge hatte, ſo wußte ſie jetzt doch nichts Geſcheidtes vorzubringen, da ſie fremd war und die Leute nicht kannte. Die Seldwyler von der ſchlechteſten Sorte, die da hockten, hielten die Hand vor den Mund, wollten vor Lachen erſticken, ſtießen ſich unter dem Tiſch mit den Füßen und ſagten: »Potz tauſig! das iſt ja eine Herrliche!« »Eine Himmliſche!« ſagte ein Anderer »beim ewigen Hagel! es iſt der Mühe werth hieher zu kommen, ſo Eine haben wir lang nicht geſehen!« Ihr Mann bemerkte das wohl mit finſterem Blicke; er gab ihr einen Stoß in die Rippen und flüſterte: »Du alte Kuh! Was machſt Du denn?« »Störe mich nicht, ſagte ſie unwillig, Du alter Tolpatſch! ſiehſt Du nicht, wie ich mir Mühe gebe und mit den Leuten umzugehen weiß? Das ſind aber nur Lumpen von Deinem Anhang! Laß mich nur machen, ich will bald fürnehmere Kundſchaft hier haben!« Dies alles war beleuchtet von einem oder zwei dünnen Talglichten; Sali, der Sohn, aber ging hinaus in die dunkle Küche, ſetzte ſich auf den Herd und weinte über Vater und Mutter.

Die Gäſte hatten aber das Schauſpiel bald ſatt, welches ihnen die gute Frau Manz gewährte, und blieben wieder, wo es ihnen wohler war und ſie über die wunderliche Wirthſchaft lachen konnten; nur dann und wann erſchien ein Einzelner, der ein Glas trank und die Wände angähnte, oder es kam ausnahmsweiſe eine ganze Bande, die armen Leute mit einem vorübergehenden Trubel und Lärm zu täuſchen. Es ward ihnen angſt und bange in dem engen Mauerwinkel, wo ſie kaum die Sonne ſahen, und Manz, welcher ſonſt gewohnt war, Tage lang in der Stadt zu liegen, fand es jetzt unerträglich zwiſchen dieſen Mauern. Wenn er an die freie Weite der Felder dachte, ſo ſtierte er finſter brütend an die Decke oder auf den Boden, lief unter die enge Hausthüre und wieder zurück, da die Nachbaren den böſen Wirth, wie ſie ihn ſchon nannten, angafften. Nun dauerte es aber nicht mehr lange und ſie verarmten gänzlich und hatten gar nichts mehr in der Hand; ſie mußten, um etwas zu eſſen, warten bis Einer kam und für wenig Geld etwas von dem noch vorhandenen Wein verzehrte, und wenn er eine Wurſt oder dergleichen begehrte, ſo hatten ſie oft die größte Angſt und Sorge, dieſelbe beizutreiben. Bald hatten ſie auch den Wein nur noch in einer großen Flaſche verborgen, die ſie heimlich in einer andern Kneipe füllen ließen, und ſo ſollten ſie nun die Wirthe machen ohne Wein und Brod und freundlich ſein, ohne ordentlich gegeſſen zu haben. Sie waren beinahe froh, wenn nur Niemand kam, und hockten ſo in ihrem Kneipchen, ohne leben noch ſterben zu können. Als die Frau dieſe traurigen Erfahrungen machte, zog ſie den grünen Spenſer wieder aus und nahm abermals eine Veränderung vor, indem ſie nun, wie früher die Fehler, ſo nun einige weibliche Tugenden aufkommen ließ und mehr ausbildete, da Noth an den Mann ging. Sie übte Geduld und ſuchte den Alten aufrecht zu halten und den Jungen zum Guten anzuweiſen; ſie opferte ſich vielfältig in allerlei Dingen, kurz ſie übte in ihrer Weiſe eine Art von wohlthätigem Einfluß, der zwar nicht weit reichte und nicht viel beſſerte, aber immerhin beſſer war als gar nichts oder als das Gegentheil und die Zeit wenigſtens verbringen half, welche ſonſt viel früher hätte brechen müſſen für dieſe Leute. Sie wußte manchen Rath zu geben nunmehr in erbärmlichen Dingen, nach ihrem Verſtande, und wenn der Rath nichts zu taugen ſchien und fehl ſchlug, ſo ertrug ſie willig den Grimm der Männer, kurzum, ſie that jetzt alles, da ſie alt war, was beſſer gedient hätte, wenn ſie es früher geübt.

Um wenigſtens etwas Beißbares zu erwerben und die Zeit zu verbringen, verlegten ſich Vater und Sohn auf die Fiſcherei, d. h. mit der Angelruthe, ſo weit es für jeden erlaubt war, ſie in den Fluß zu hängen. Dies war auch eine Hauptbeſchäftigung der Seldwyler, nachdem ſie fallirt hatten. Bei günſtigem Wetter, wenn die Fiſche gern anbiſſen, ſah man ſie dutzendweiſe hinauswandern mit Ruthe und Kübel, und wenn man an den Ufern des Fluſſes wandelte, hockte alle Spanne lang Einer, der angelte, der Eine in einem langen braunen Bürgerrock, die bloßen Füße im Waſſer, der andere in einem ſpitzen blauen Frack auf einer alten Weide ſtehend, den alten Filz ſchief auf dem Ohre; weiterhin angelte gar Einer im zerriſſenen großblumigen Schlafrock, da er keinen andern mehr beſaß, die lange Pfeife in der einen, die Ruthe in der andern Hand, und wenn man um eine Krümmung des Fluſſes bog, ſtand ein alter kahlköpfiger Dickbauch faſelnackt auf einem Stein und angelte; dieſer hatte, trotz des Aufenthaltes am Waſſer ſo ſchwarze Füße, daß man glaubte, er habe die Stiefel anbehalten. Jeder hatte ein Töpfchen oder ein Schächtelchen neben ſich, in welchem Regenwürmer wimmelten, nach welchen ſie zu anderen Stunden zu graben pflegten. Wenn der Himmel mit Wolken bezogen und es ein ſchwüles dämmeriges Wetter war, welches Regen verkündete, ſo ſtanden dieſe Geſtalten am zahlreichſten an dem ziehenden Strome, regungslos gleich einer Gallerie von Heiligen- oder Prophetenbildern. Achtlos zogen die Landleute mit Vieh und Wagen an ihnen vorüber und die Schiffer auf dem Fluſſe ſahen ſie nicht an, während ſie leiſe murrten über die Fiſche verſcheuchenden Schiffe.

Wenn man Manz vor zwölf Jahren, als er mit einem ſchönen Geſpann pflügte auf dem Hügel über dem Ufer, damals geſagt hätte, er würde ſich einſt zu dieſen wunderlichen Heiligen geſellen und gleich ihnen Fiſche fangen, ſo hätte er einem in's Geſicht geſpieen. Auch eilte er jetzt haſtig an ihnen vorüber hinter ihren Rücken und eilte ſtromaufwärts gleich einem eigenſinnigen Schatten der Unterwelt, der ſich zu ſeiner Verdammniß ein bequemes einſames Plätzchen ſucht an den dunkeln Wäſſern. Mit der Angelruthe zu ſtehen hatten er und ſein Sohn indeſſen keine Geduld und ſie erinnerten ſich der Art, wie die Bauern auf manche andere Weiſe etwa Fiſche fangen, wenn ſie übermüthig ſind, beſonders mit den Händen in den Bächen; daher nahmen ſie die Ruthen nur zum Schein mit und gingen an den Borden der Bäche hinauf, wo ſie wußten, daß es theure und gute Forellen gab.

Dem auf dem Lande zurückgebliebenen Marti ging es inzwiſchen auch immer ſchlimmer und es war ihm höchſt langweilig dabei, ſo daß er, anſtatt auf ſeinem vernachläſſigten Felde zu arbeiten, ebenfalls auf das Fiſchen verfiel und tagelang im Waſſer herumflotſchte. Vrenchen durfte nicht von ſeiner Seite und mußte ihm Eimer und Geräth nachtragen durch naſſe Wieſengründe, durch Bäche und Waſſertümpel aller

Art, bei Regen und Sonnenſchein, indeſſen ſie das Nothwendigſte zu Hauſe liegen laſſen mußte. Denn es war ſonſt keine Seele mehr da und wurde auch keine gebraucht, da Marti das meiſte Land ſchon verloren hatte und nur noch wenige Äcker beſaß, die er mit ſeiner Tochter liederlich genug oder gar nicht bebaute.

So kam es, daß, als er eines Abends einen ziemlich tiefen und reißenden Bach entlang ging, in welchem die Forellen fleißig ſprangen, da der Himmel voll Gewitterwolken hing, er unverhofft auf ſeinen Feind Manz traf, der an dem andern Ufer daherkam. Sobald er ihn ſah, ſtieg ein ſchrecklicher Groll und Hohn in ihm auf, ſie waren ſich ſeit Jahren nicht ſo nahe geweſen, ausgenommen vor den Gerichtsſchranken, wo ſie nicht ſchelten durften, und Marti rief jetzt voll Grimm: »Was thuſt Du hier, Du Hund? Kannſt Du nicht in Deinem Lotterneſte bleiben, Du Seldwyler Lumpenhund?«

»Wirſt nächſtens wohl auch ankommen, Du Schelm!« rief Manz. »Fiſche fängſt Du ja auch ſchon und wirſt deshalb nicht viel mehr zu verſäumen haben!«

»Schweig, Du Galgenhund!« ſchrie Marti, da hier die Wellen des Baches ſtärker rauſchten, »Du haſt mich in's Unglück gebracht!« Und da jetzt auch die Weiden am Bache gewaltig zu rauſchen anfingen im aufgehenden Wetterwind, ſo mußte Manz noch lauter ſchreien: »Wenn dem nur ſo wäre, ſo wollte ich mich freuen, Du elender Tropf!« »O Du Hund!« ſchrie Marti herüber und Manz hinüber: »O Du Kalb, wie dumm thuſt Du!« Und jener ſprang wie ein Tiger den Bach entlang und ſuchte herüber zu kommen. Der Grund, warum er der Wüthendere war, lag in ſeiner Meinung, daß Manz als Wirth wenigſtens genug zu eſſen und zu trinken hätte und gewiſſermaßen ein kurzweiliges Leben führe, während es ungerechter Weiſe ihm ſo langweilig wäre auf ſeinem zertrümmerten Hofe. Manz ſchritt indeſſen auch grimmig genug an der andern Seite hin; hinter ihm ſein Sohn, welcher, ſtatt auf den böſen Streit zu hören, neugierig und verwundert nach Vrenchen hinüber ſah, welche hinter ihrem Vater ging, vor Scham in die Erde ſehend, daß ihr die braunen krauſen Haare in's Geſicht fielen.

Sie trug einen hölzernen Fiſcheimer in der einen Hand, in der andern hatte ſie Schuh und Strümpfe getragen und ihr Kleid der Näſſe wegen aufgeſchürzt. Seit aber Sali auf der andern Seite ging, hatte ſie es ſchamhaft ſinken laſſen und war nun dreifach beläſtigt und gequält, da ſie alle das Zeug tragen, den Rock zuſammenhalten und des Streites wegen ſich grämen mußte. Hätte ſie aufgeſehen und nach Sali geblickt, ſo würde ſie entdeckt haben, daß er weder vornehm noch ſehr ſtolz mehr ausſah und ſelbſt bekümmert genug war. Während Vrenchen ſo ganz beſchämt und verwirrt auf die Erde ſah und Sali nur dieſe in allem Elende ſchlanke und anmuthige Geſtalt im Auge hatte, beachteten ſie dabei nicht, wie ihre Väter ſtill geworden aber mit verſtärkter Wuth einem hölzernen Stege zueilten, der in kleiner Entfernung über den Bach führte und eben ſichtbar wurde. Es fing an zu blitzen und erleuchtete ſeltſam die dunkle melancholiſche Waſſergegend, es donnerte auch in den grauſchwarzen Wolken mit dumpfem Grolle und ſchwere Regentropfen fielen, als die verwilderten Männer gleichzeitig auf die ſchmale, unter ihren Tritten ſchwankende Brücke ſtürzten, ſich gegenſeitig packten und die Fäuſte in die vor Zorn und ausbrechendem Kummer bleichen zitternden Geſichter ſchlugen. Es iſt nichts Anmuthiges und nichts weniger als artig, wenn ſonſt geſetzte Menſchen noch in den Fall kommen, aus Übermuth, Unbedacht oder Nothwehr unter allerhand Volk, das ſie nicht näher berührt, Schläge auszutheilen oder welche zu bekommen; allein dies iſt eine harmloſe Spielerei gegen das tiefe Elend, das zwei alte Menſchen überwältigt, die ſich wohl kennen und ſeit lange kennen, wenn dieſe aus innerſter Feindſchaft und aus dem Gange einer ganzen Lebensgeſchichte heraus ſich mit nackten Händen anfaſſen und mit Fäuſten ſchlagen. So thaten jetzt dieſe beiden ergrauten Männer; vor vierzig Jahren vielleicht hatten ſie ſich als Buben zum letzten Mal gerauft, dann aber vierzig lange Jahre mit keiner Hand mehr berührt, ausgenommen in ihrer guten Zeit, wo ſie ſich etwa zum Gruße die Hände geſchüttelt und auch dies nur ſelten bei ihrem trockenen und ſicheren Weſen. Nachdem ſie ein oder zweimal geſchlagen, hielten ſie inne und rangen ſtill zitternd mit einander, nur zuweilen aufſtöhnend und elendiglich knirſchend, und Einer ſuchte den Andern über das knackende Geländer in's Waſſer zu werfen. Jetzt waren aber auch ihre Kinder nachgekommen und ſahen den erbärmlichen Auftritt. Sali ſprang eines Satzes heran, um ſeinem Vater beizuſtehen und ihm zu helfen, dem gehaßten Feinde den Garaus zu machen, der ohnehin der Schwächere ſchien und eben zu unterliegen drohte. Aber auch Vrenchen ſprang, alles wegwerfend, mit einem langen Aufſchrei herzu und umklammerte ihren Vater um ihn zu ſchützen, während ſie ihn dadurch nur hinderte und beſchwerte. Thränen ſtrömten aus ihren Augen und ſie ſah flehend den Sali an, der im Begriff war ihren Vater ebenfalls zu faſſen und vollends zu überwältigen. Unwillkürlich legte er aber ſeine Hand an ſeinen eigenen Vater und ſuchte denſelben mit feſtem Arm von dem Gegner loszubringen und zu beruhigen, ſo daß der Kampf eine kleine Weile ruhte oder vielmehr die ganze Gruppe unruhig hin und her drängte, ohne aus einander zu kommen. Darüber waren die jungen Leute, ſich mehr zwiſchen die Alten ſchiebend, in dichte Berührung gekommen und in dieſem Augenblicke erhellte ein Wolkenriß, der den grellen Abendſchein durchließ, das nahe Geſicht des Mädchens und Sali ſah in dies ihm ſo wohlbekannte und doch ſo viel anders und ſchöner gewordene Geſicht. Vrenchen ſah in dieſem Augenblicke auch ſein Erſtaunen und es lächelte ganz kurz und geſchwind mitten in ſeinem Schrecken und in ſeinen Thränen ihn an. Doch ermannte ſich Sali, geweckt durch die Anſtrengungen ſeines Vaters, ihn abzuſchütteln, und brachte ihn mit eindringlich bittenden Worten und feſter Haltung endlich ganz von ſeinem Feinde weg. Beide alte Geſellen athmeten hoch auf und begannen jetzt wieder zu ſchelten und zu ſchreien, ſich von einander abwendend; ihre Kinder aber athmeten kaum und waren ſtill wie der Tod, gaben ſich aber im Wegwenden und Trennen, ungeſehen von den Alten, ſchnell die Hände, welche vom Waſſer und von den Fiſchen feucht und kühl waren.

Als die grollenden Parteien ihrer Wege gin=

gen, hatten die Wolken ſich wieder geſchloſſen, es dunkelte mehr und mehr und der Regen goß nun in Bächen durch die Luft. Manz ſchlenderte voraus auf den dunklen naſſen Wegen, er duckte ſich, beide Hände in den Taſchen, unter den Regengüſſen, zitterte noch in ſeinen Geſichtszügen und mit den Zähnen und ungeſehene Thränen rieſelten ihm in den Stoppelbart, die er fließen ließ, um ſie durch das Wegwiſchen nicht zu verrathen. Sein Sohn hatte aber nichts geſehen, weil er in glückſeligen Bildern verloren daherging. Er merkte weder Regen noch Sturm, weder Dunkelheit noch Elend; ſondern leicht, hell und warm war es ihm innen und außen und er fühlte ſich ſo reich und wohlgeborgen, wie ein Königsſohn. Er ſah fortwährend das ſekundenlange Lächeln des nahen ſchönen Geſichtes und erwiederte daſſelbe erſt jetzt, eine gute halbe Stunde nachher, indem er voll Liebe in Nacht und Wetter hineinlachte und das liebe Geſicht anlachte, das ihm allerwegen aus dem Dunkel entgegentrat, ſo daß er glaubte, Vrenchen müſſe auf ſeinen Wegen dies Lachen nothwendig ſehen und inne werden.

Sein Vater war des andern Tags wie zerſchlagen und wollte nicht aus dem Hauſe. Der Handel und das ganze vieljährige Elend nahm heute eine neue deutlichere Geſtalt an und nahm ſich bequemlich Platz in der drückenden Luft der Spelunke, alſo daß Mann und Frau matt und ſcheu um das Geſpenſt herumſchlichen, aus der Stube in die dunklen Kämmerchen, von da in die Küche und aus dieſer wieder ſich in die Stube ſchleppten, in welcher kein Gaſt ſich ſehen ließ. Zuletzt hockte jedes in einem Winkel und begann den Tag über ein müdes, halbtodtes Zanken und Vorhalten mit dem andern, wobei ſie zeitweiſe einſchliefen, von unruhigen Tagträumen geplagt, welche aus dem Gewiſſen kamen und ſie wieder weckten. Nur Sali ſah und hörte nichts davon, denn er dachte nur an Vrenchen. Es war ihm immer noch zu Muth, nicht nur als ob er unſäglich reich wäre, ſondern auch was Rechts gelernt hätte und unendlich viel Schönes und Gutes wüßte, da er nun ſo deutlich und beſtimmt um das wußte, was er geſtern geſehen. Dieſe Wiſſenſchaft war ihm wie vom Himmel gefallen und er war in einer unaufhörlichen glücklichen Verwunderung darüber; und doch war es ihm, als ob er es eigentlich von jeher gewußt und gekannt hätte, was ihn jetzt mit ſo wunderſamer Süßigkeit erfüllte. Denn nichts gleicht dem Reichthum und der Unergründlichkeit eines Glückes, das an den Menſchen herantritt in einer ſo klaren und deutlichen Geſtalt, vom Pfäfflein getauft und wohl verſehen mit einem eigenen Namen, der nicht tönt wie andere Namen. Dieſes iſt eine feine Sache und in ihr ruht das Geheimniß oder die Offenkunde von der Wohlfahrt des Lebens, von dem Aufbau der Familie und deſſen, was viele Familien zuſammen ſind. Es iſt die Frühlingsblüthe, aus welcher die Frucht der guten Familie erwächſt; manche Gewächſe müſſen zwei bis drei oder gar vier Mal blühen, bis eine Frucht gerathen will, und alsdann hat die Weisheit der Natur oder der Götter es ſo eingerichtet, daß den Blühenden die letzte Blume immer die feinſte dünkt und ſie meinen, es ſei noch nie ſo ſchön geweſen. Und ob nun die Natur allein oder die Götter dies alſo geordnet, ſo iſt es wirklich ein gutes und zweckmäßiges Ding. Viele blühen aber nur ein Mal und auch dieſe Blüthe zerſchlägt der Sturm, tödtet der Froſt oder erſäuft ein anhaltendes Regenwetter, und nie wird eine Frucht daraus; viele blühen in einer Wildniß oder in einem wüſten Sumpfe in der Einſamkeit und es wird auch nichts daraus, als zuweilen eine herbe verkrüppelte Holzfrucht; denn alle guten Früchte wachſen in großer Geſellſchaft, die Ähre ſteht neben der Ähre und die Traube hängt neben der Traube tauſendfältig. Aber Blumen ſind es immer geweſen, ob etwas daraus geworden oder nicht und ob ſie geſehen oder ungeſehen verblühten, und der Frühling iſt ſchön, was auch aus ihm wird.

Sali fühlte ſich an dieſem Tage weder müſſig, noch unglücklich, weder arm noch hoffnungslos; vielmehr war er vollauf beſchäftigt, ſich Vrenchens-Geſicht und Geſtalt vorzuſtellen, unaufhörlich, eine Stunde wie die andere; über dieſer aufgeregten Thätigkeit aber verſchwand ihm der Gegenſtand derſelben faſt vollſtändig, das heißt er bildete ſich endlich ein, nun doch nicht zu wiſſen, wie Vrenchen recht genau ausſehe, er habe wohl ein allgemeines Bild von ihr im Gedächtniß, aber wenn er ſie beſchreiben ſollte, ſo könnte er das nicht. Er ſah fortwährend dies Bild, als ob es vor ihm ſtände und fühlte ſeinen angenehmen Einfluß, und doch ſah er es nur, wie etwas, das man eben nur ein Mal geſehen, in deſſen Gewalt man liegt und das man doch noch nicht kennt. Er erinnerte ſich genau der Geſichtszüge, welche das kleine Dirnchen einſt gehabt mit großem Wohlgefallen, aber nicht eigentlich derjenigen, welche er geſtern geſehen. Hätte er Vrenchen nie wieder zu ſehen bekommen, ſo hätten ſich ſeine Erinnerungskräfte ſchon behelfen müſſen und das liebe Geſicht ſäuberlich wieder zuſammengetragen, daß nicht ein Zug daran fehlte. Jetzt aber verſagten ſie ſchlau und hartnäckig ihren Dienſt, weil die Augen nach ihrem Recht und ihrer Luſt verlangten, und als am Nachmittage die Sonne warm und hell die oberen Stockwerke der ſchwarzen Häuſer beſchien, ſtrich Sali aus dem Thore und ſeiner alten Heimath zu, welche ihm jetzt erſt ein himmliſches Jeruſalem zu ſein ſchien mit zwölf glänzenden Pforten und die ſein Herz klopfen machte, als er ſich ihr näherte.

Er ſtieß auf dem Wege auf Vrenchens Vater, welcher nach der Stadt zu gehen ſchien. Der ſah ſehr wild und liederlich aus, ſein grau gewordener Bart war ſeit Wochen nicht geſchoren und er ſah aus wie ein recht böſer verlorener Bauersmann, der ſein Feld verſcherzt hat und nun geht, um Andern Übles zuzufügen. Dennoch ſah ihn Sali, als ſie ſich vorüber gingen, nicht mehr mit Haß, ſondern voll Furcht und Scheu an, als ob ſein Leben in deſſen Hand ſtände und er es lieber von ihm erflehen als ertrotzen möchte. Marti aber maß ihn mit einem böſen Blicke von oben bis unten und ging ſeines Weges. Das war indeſſen dem Sali recht, welchem es nun, da er den Alten das Dorf verlaſſen ſah, deutlicher wurde, was er eigentlich da wolle, und er ſchlich ſich auf alt bekannten Pfaden ſo lange um das Dorf herum und durch deſſen verdeckte Gäßchen, bis er ſich Martis Haus und Hof gegenüber befand. Seit mehreren Jahren hatte er dieſe Stätte nicht mehr ſo nah geſehen; denn auch als ſie noch hier wohnten, hüteten ſich die verfeindeten Leute gegenſeitig, ſich in's Gehäge zu kommen. Deshalb war er nun erſtaunt über das, was er doch an ſeinem eigenen Vaterhauſe erlebt, und ſtarrte voll Verwunderung in die Wüſtenei, die er vor ſich ſah. Dem Marti war ein Stück Ackerland um das andere abgepfändet worden, er beſaß nichts mehr als das Haus und den Platz davor nebſt etwas Garten und dem Acker auf der Höhe am Fluſſe, von welchem er hartnäckig am längſten nicht laſſen wollte.

Es war aber keine Rede mehr von einer ordentlichen Bebauung und auf dem Acker, der einſt ſo ſchön im gleichmäßigen Korne gewogt, wenn die Erndte kam, waren jetzt allerhand abfällige Samenreſte geſäet und aufgegangen, aus alten Schachteln und zerriſſenen Düten zuſammengekehrt, Rüben, Kraut und dergleichen und etwas Kartoffeln, ſo daß der Acker ausſah, wie ein recht übel gepflegter Gemüſeplatz und eine wunderliche Muſterkarte war, dazu angelegt, um von der Hand in den Mund zu leben, hier eine Hand voll Rüben auszureißen, wenn man Hunger hatte und nichts beſſeres wußte, dort eine

Tracht Kartoffeln oder Kraut, und das übrige fortwuchern oder verfaulen zu laſſen, wie es mochte. Auch lief jedermann darin herum wie es ihm gefiel und das ſchöne breite Stück Feld ſah beinahe ſo aus, wie einſt der herrenloſe Acker, von dem alles Unheil herkam. Desnahen war um das Haus nicht eine Spur von Ackerwirthſchaft zu ſehen. Der Stall war leer, die Thüre hing nur in einer Angel und unzählige Kreuzſpinnen, den Sommer hindurch halb groß geworden, ließen ihre Fäden in der Sonne glänzen vor dem dunklen Eingang. An dem offen ſtehenden Scheunenthor, wo einſt die Früchte des feſten Landes eingefahren, hing ſchlechtes Fiſchergeräthe, zum Zeugniß der verkehrten Waſſerpfuſcherei; auf dem Hofe war nicht ein Huhn und nicht eine Taube, weder Katze noch Hund zu ſehen, nur der Brunnen war noch als etwas Lebendiges da, aber er floß nicht mehr durch die Röhre, ſondern ſprang durch einen Riß nahe am Boden über dieſen hin und ſetzte überall kleine Tümpel an, ſo daß er das beſte Sinnbild der Faulheit abgab. Denn während mit wenig Mühe des Vaters das Loch zu verſtopfen und die Röhre herzuſtellen geweſen wäre, mußte ſich Vrenchen nun abquälen, ſelbſt das lautere Waſſer dieſer Verkommenheit abzugewinnen und ſeine Wäſcherei in den ſeichten Sammlungen am Boden vorzunehmen, ſtatt in dem vertrockneten und zerſpällten Troge. Das Haus ſelbſt war ebenſo kläglich anzuſehen; die Fenſter waren vielfältig zerbrochen und mit Papier verklebt, aber doch waren ſie das Freundlichſte an dem Verfall; denn ſie waren, ſelbſt die zerbrochenen Scheiben, klar und ſauber gewaſchen, ja förmlich polirt und glänzten ſo hell, wie Vrenchens Augen, welche ihm in ſeiner Armuth ja auch allen übrigen Staat erſetzen mußten. Und wie die krauſen Haare und die rothgelben Kattunhalstücher zu Vrenchens Augen, ſtand zu dieſen blinkenden Fenſtern das wilde grüne Gewächs, was da durcheinander rankte um das Haus, flatternde Bohnenwäldchen und eine ganze duftende Wildniß von rothgelbem Goldlack. Die Bohnen hielten ſich, ſo gut ſie konnten, hier an einem Harkenſtiel oder an einem verkehrt in die Erde geſteckten Stumpfbeſen, dort an einer von Roſt zerfreſſenen Helbarte oder Sponton, wie man es nannte, als Vrenchens Großvater das Ding als Wachtmeiſter getragen, welches es jetzt aus Noth in die Bohnen gepflanzt hatte; dort kletterten ſie wieder luſtig eine verwitterte Leiter empor, die am Hauſe lehnte ſeit undenklichen Zeiten, und hingen von da in die klaren Fenſterchen hinunter wie Vrenchens Kräuſelhaare in ſeine Augen. Dieſer mehr maleriſche als wirthliche Hof lag etwas beiſeit und hatte keine näheren Nachbarhäuſer, auch ließ ſich in dieſem Augenblicke nirgends eine lebendige Seele wahrnehmen; Sali lehnte daher in aller Sicherheit an einem alten Scheunchen, etwa dreißig Schritte entfernt und ſchaute unverwandt nach dem ſtillen wüſten Hauſe hinüber. Eine geraume Zeit lehnte und ſchaute er ſo, als Vrenchen unter die Hausthür kam und lange vor ſich hinblickte, wie mit allen ihren Gedanken an einem Gegenſtande hängend. Sali rührte ſich nicht und wandte kein Auge von ihr. Als ſie endlich zufällig in dieſer Richtung hinſah, fiel er ihr in die Augen. Sie ſahen ſich eine Weile an, herüber und hinüber, als ob ſie eine Lufterſcheinung betrachteten, bis ſich Sali endlich aufrichtete und langſam über die Straße und über den Hof ging auf Vrenchen los. Als er dem Mädchen nahe war, ſtreckte es ſeine Hände gegen ihn aus und ſagte: Sali! Er ergriff die Hände und ſah ihr immerfort in's Geſicht. Thränen ſtürzten aus ihren Augen, während ſie unter ſeinen Blicken vollends dunkelroth wurde, und ſie ſagte: Was willſt Du hier? »Nur Dich ſehen!« erwiederte er, »wollen wir nicht wieder gute Freunde ſein?« »Und unſere Ältern?« fragte Vrenchen, ſein weinendes Geſicht zur Seite neigend, da es die Hände nicht frei hatte, um es zu bedecken. »Sind wir Schuld an dem, was ſie gethan und geworden ſind?« ſagte Sali, »vielleicht können wir das Elend nur gut machen, wenn wir zwei zuſammenhalten und uns recht lieb ſind!« »Es wird nie gut kommen, antwortete Vrenchen mit einem tiefen Seufzer, »geh in Gottes Namen Deiner Wege, Sali!« »Biſt Du allein?« fragte dieſer, »kann ich einen Augenblick hineinkommen?« »Der Vater iſt zur Stadt, wie er ſagte, um Deinem Vater irgend etwas anzuhängen; aber hereinkommen kannſt Du nicht, weil Du ſpäter vielleicht nicht ſo ungeſehen weggehen kannſt wie jetzt! Noch iſt alles ſtill und Niemand um den Weg, ich bitte Dich, geh jetzt!« »Nein, ſo geh' ich nicht! ich mußte ſeit geſtern immer an Dich denken, und ich geh' nicht ſo fort, wir müſſen mit einander reden, wenigſtens eine halbe Stunde lang oder eine Stunde, das wird uns gut thun!« Vrenchen beſann ſich ein Weilchen und ſagte dann: »Ich geh' gegen Abend auf unſern Acker hinaus, Du weißt welchen, wir haben nur noch den, und hole etwas Gemüſe. Ich weiß, daß Niemand weiter dort ſein wird, weil die Leute anderswo ſchneiden; wenn Du willſt, ſo komm dort hin, aber jetzt geh' und nimm Dich in Acht, daß Dich Niemand ſieht! Wenn auch kein Menſch hier mehr mit uns umgeht, ſo würden ſie doch ein ſolches Gerede machen, daß es der Vater ſogleich vernähme.« Sie ließen ſich jetzt die Hände frei, ergriffen ſie aber auf der Stelle wieder und beide ſagten gleichzeitig: »Und wie geht es Dir auch?« Aber ſtatt ſich antworten fragten ſie das Gleiche auf's Neue und die Antwort lag nur in den beredten Augen, da ſie nach Art der Verliebten die Worte nicht mehr zu lenken wußten und ohne ſich weiter etwas zu ſagen, endlich halb ſelig und halb traurig aus einander huſchten. »Ich komme recht bald hinaus, geh' nur gleich hin!« rief Vrenchen noch nach.

Sali ging auch alſobald auf die ſtille ſchöne Anhöhe hinaus, über welche die drei Äcker ſich erſtreckten, und die prächtige ſtille Juliſonne, die fahrenden weißen Wolken, welche über das reife wallende Kornfeld wegzogen, der glänzende weiße Fluß, der unten vorüberwallte, alles dies erfüllte ihn zum erſten Male ſeit langen Jahren wieder mit Glück und Zufriedenheit, ſtatt mit Kummer, und er warf ſich der Länge nach in den durchſichtigen Halbſchatten des Kornes, wo daſſelbe Martis wilden Acker begränzte, und guckte glückſelig in den Himmel.

Obgleich es kaum eine Viertelſtunde währte, bis Vrenchen nachkam und er an nichts anderes dachte, als an ſein Glück und deſſen Namen, ſtand es doch plötzlich und unverhofft vor ihm, auf ihn niederlächelnd, und froh erſchreckt ſprang er auf. »Vreeli!« rief er, und dieſes gab ihm ſtill und lächelnd beide Hände, und Hand in

Hand gingen ſie nun das flüſternde Korn entlang bis gegen den Fluß hinunter und wieder zurück, ohne viel zu reden; ſie legten zwei und drei Mal den Hin- und Herweg zurück, ſtill, glückſelig und ruhig, ſo daß dieſes einige Paar nun auch einem Sternbilde glich, welches über die ſonnige Rundung der Anhöhe und hinter derſelben niederging, wie einſt die ſicher gehenden Pflugzüge ihrer Väter. Als ſie aber einsmals die Augen von den blauen Kornblumen aufſchlugen, an denen ſie gehaftet, ſahen ſie plötzlich einen andern dunklen Stern vor ſich hergehen, einen ſchwärzlichen Kerl, von dem ſie nicht wußten, woher er ſo unverſehens gekommen. Er mußte im Korne gelegen haben; Vrenchen zuckte zuſammen und Sali ſagte erſchreckt: Der ſchwarze Geiger! In der That trug der Kerl, der vor ihnen herſtrich, eine Geige mit dem Bogen unter dem Arm und ſah übrigens ſchwarz genug aus; außer einem ſchwarzen Filzhütchen und einem ſchwarzen rußigen Kittel, den er trug, war auch ſein Haar pechſchwarz, ſo wie der ungeſchorene Bart, das Geſicht und die Hände aber ebenfalls geſchwärzt;

denn er trieb allerlei Handwerk, meiſtens Keſſelflicken, half auch den Kohlenbrennern und Pechſiedern in den Wäldern, und ging mit der Geige nur auf einen guten Schick aus, wenn die Bauern irgendwo luſtig waren und ein Feſt feierten. Sali und Vrenchen gingen mäuschenſtill hinter ihm drein und dachten, er würde vom Felde gehen und verſchwinden, ohne ſich umzuſehen, und ſo ſchien es auch zu ſein, denn er that, als ob er nichts von ihnen merkte. Dazu waren ſie in einem ſeltſamen Bann, daß ſie nicht wagten den ſchmalen Pfad zu verlaſſen und dem unheimlichen Geſellen unwillkürlich folgten, bis an das Ende des Feldes, wo jener ungerechte Steinhaufen lag, der das immer noch ſtreitige Ackerzipfelchen bedeckte. Eine zahlloſe Menge von Mohnblumen oder Klatſchroſen hatte ſich darauf angeſiedelt, weshalb der kleine Berg feuerroth ausſah zur Zeit. Plötzlich ſprang der ſchwarze Geiger mit einem Satze auf die roth bekleidete Steinmaſſe hinauf, kehrte ſich und ſah ringsum. Das Pärchen blieb ſtehen und ſah verlegen zu dem dunklen Burſchen hinauf; denn vorbei konnten ſie nicht gehen, weil der Weg in das Dorf führte und umkehren mochten ſie auch nicht vor ſeinen Augen. Er ſah ſie ſcharf an und rief! »Ich kenne Euch, Ihr ſeid die Kinder derer, die mir den Boden hier geſtohlen haben! Es freut mich zu ſehen, wie gut Ihr gefahren ſeid und werde gewiß noch erleben, daß Ihr vor mir den Weg alles Fleiſches geht! Seht mich nur an, Ihr zwei Spatzen! Gefällt Euch meine Naſe, wie?« In der That beſaß er eine ſchreckbare Naſe, welche wie ein großes Winkelmaß aus dem dürren ſchwarzen Geſicht ragte oder eigentlich mehr einem tüchtigen Knebel oder Prügel glich, welcher in dies Geſicht geworfen worden war, und unter dem ein kleines rundes Löchelchen von einem Munde ſich ſeltſam ſtutzte und zuſammenzog, aus dem er unaufhörlich puſtete, pfiff und ziſchte. Dazu ſtand das kleine Filzhütchen ganz unheimlich, welches nicht rund und nicht eckig und ſo ſonderlich geformt war, daß es alle Augenblicke ſeine Geſtalt zu verändern ſchien, obgleich es unbeweglich ſaß, und von den Augen des Kerls war faſt nichts als das Weiße zu ſehen, da die Sterne unaufhörlich auf einer blitzſchnellen Wanderung begriffen waren und wie zwei Haſen im Zickzack umherſprangen. »Seht mich nur an«, fuhr er fort, »Eure Väter kennen mich wohl und jedermann in dieſem Dorfe weiß wer ich bin, wenn er nur meine Naſe anſieht. Da haben ſie vor Jahren ausgeſchrieben, daß ein Stück Geld für den Erben dieſes Ackers bereit liege; ich habe mich zwanzig Mal gemeldet, aber ich habe keinen Taufſchein und keinen Heimathſchein und meine Freunde, die Heimathloſen, die meine Geburt geſehen, haben kein gültiges Zeugniß, und ſo iſt die Friſt längſt verlaufen und ich bin um den blutigen Pfennig gekommen mit dem ich hätte auswandern können! Ich habe Eure Väter angefleht, daß ſie mir bezeugen möchten, ſie müßten mich nach ihrem Gewiſſen für den rechten Erben halten; aber ſie haben mich von ihren Höfen gejagt und nun ſind ſie ſelbſt zum Teufel gegangen! Item, das iſt der Welt Lauf, mir kann's recht ſein, ich will Euch doch geigen, wenn Ihr tanzen wollt!« Damit ſprang er auf der andern Seite von den Steinen hinunter und machte ſich dem Dorfe zu, wo gegen Abend der Ernteſegen eingebracht wurde und die

Leute guter Dinge waren. Als er verſchwunden, ließ ſich das Paar ganz muthlos und betrübt auf die Steine nieder; ſie ließen ihre verſchlungenen Hände fahren und ſtützten die traurigen Köpfe darauf; denn die Erſcheinung des Geigers und ſeine Worte hatten ſie aus der glücklichen Vergeſſenheit geriſſen, in welcher ſie wie zwei Kinder auf und abgewandelt, und wie ſie nun auf dem harten Grund ihres Elendes ſaßen, verdunkelte ſich das heitere Lebenslicht und ihre Gemüther wurden ſo ſchwer wie Steine.

Da erinnerte ſich Vrenchen unverſehens der wunderlichen Geſtalt und der Naſe des Geigers, es mußte plötzlich hell auflachen und rief: »Der arme Kerl ſieht gar zu ſpaßhaft aus! Was für eine Naſe!« und eine allerliebſte ſonnenhelle Luſtigkeit verbreitete ſich über des Mädchens Geſicht, als ob ſie nur geharrt hätte, bis des Geigers Naſe die trüben Wolken wegſtieße. Sali ſah Vrenchen an und ſah dieſe Fröhlichkeit. Es hatte die Urſache aber ſchon wieder vergeſſen und lachte nur noch auf eigene Rechnung dem Sali in's Geſicht. Dieſer, verblüfft und erſtaunt, ſtarrte unwillkürlich mit lachendem Munde auf die Augen, gleich einem Hungrigen, der ein ſüßes Weizenbrod erblickt, und rief: »Bei Gott, Vreeli! wie ſchön biſt Du!« Brenchen lachte ihn nur noch mehr an und hauchte dazu aus klangvoller Kehle einige kurze muthwillige Lachtöne, welche dem armen Sali nicht anders dünkten, als der Geſang einer Nachtigall. »O Du Hexe! rief er, wo haſt Du das gelernt? welche Teufelskünſte treibſt Du da?« »Ach Du lieber Gott! ſagte Brenchen mit ſchmeichelnder Stimme und nahm Sali's Hand, »das ſind keine Teufelskünſte! Wie lange hätte ich gern einmal gelacht! Ich habe wohl zuweilen, wenn ich ganz allein war, über irgend etwas lachen müſſen, aber es war nichts Rechts dabei; jetzt aber möchte ich Dich immer und ewig anlachen, wenn ich Dich ſehe, und ich möchte Dich wohl immer und ewig ſehen! Biſt Du mir auch ein bischen recht gut? »O Vreeli! ſagte er und ſah ihr ergeben und treuherzig in die Augen, ich habe noch nie ein Mädchen angeſehen, es war mir immer, als ob ich Dich einſt lieb haben müßte und ohne daß ich wollte oder wußte, haſt Du mir doch immer im Sinn gelegen!« »Und Du mir auch, ſagte Vrenchen, und das noch viel mehr; denn Du haſt mich nie angeſehen und wußteſt nicht, wie ich geworden bin; ich aber habe dich zu Zeiten aus der Ferne und ſogar heimlich aus der Nähe recht gut betrachtet und wußte immer, wie Du ausſiehſt! Weißt Du noch, wie oft wir als Kinder hieher gekommen ſind? denkſt Du noch des kleinen Wagens? Wie kleine Leute ſind wir damals geweſen und wie lang iſt es her! Man ſollte denken wir wären recht alt?« »Wie alt biſt Du jetzt?« fragte Sali voll Vergnügen und Zufriedenheit, »Du mußt ungefähr ſiebzehn ſein?« »Siebzehn und ein halbes Jahr bin ich alt!« erwiederte Vrenchen, »und wie alt biſt Du? Ich weiß aber ſchon, Du biſt bald zwanzig!« »Woher weißt Du das?« fragte Sali. »Gelt, wenn ich es ſagen wollte!« »Du willſt es nicht ſagen?« »Nein!« »Gewiß nicht?« »Nein, nein!« »Du ſollſt es ſagen!« »Willſt Du mich etwa zwingen?« »Das wollen wir ſehen!« Dieſe einfältigen Worte führte Sali, um ſeine Hände zu beſchäftigen und mit ungeſchickten Liebkoſungen, welche wie eine Strafe ausſehen ſollten, das ſchöne Mädchen zu bedrängen. Sie führte auch, ſich wehrend, mit vieler Langmuth den albernen Wortwechſel fort, der trotz ſeiner Leerheit beide witzig und ſüß genug dünkte, bis Sali erboſt und kühn genug war, Brenchens Hände zu bezwingen und es in die Mohnblumen zu drücken. Da lag es nun und zwinkerte in der Sonne mit den Augen, ſeine Wangen glühten wie Purpur und ſein Mund war halb geöffnet und ließ zwei Reihen weiße Zähnchen durchſchimmern. Fein und ſchön floſſen die dunklen Augenbraunen in einander und die junge Bruſt hob und ſenkte ſich muthwillig unter ſämmtlichen vier Händen, welche ſich kunterbunt darauf ſtreichelten und bekriegten. Sali wußte ſich nicht zu laſſen vor Freuden, das ſchlanke ſchöne Geſchöpf vor ſich zu ſehen, es ſein eigen zu wiſſen, und es dünkte ihm ein Königreich. »Alle Deine weißen Zähne haſt Du noch! lachte er, weißt Du noch, wie oft wir ſie einſt gezählt haben? Kannſt Du jetzt zählen?« »Das ſind ja nicht die gleichen, Du Löhli! ſagte Brenchen, jene ſind längſt ausgefallen!« Sali wollte nun in ſeiner Einfalt jenes Spiel wieder erneuern und die glänzenden Zahnperlen zählen; aber Vrenchen verſchloß plötzlich den rothen Mund, richtete ſich auf und begann einen Kranz von Mohnroſen zu winden, den es ſich auf den Kopf ſetzte. Der Kranz war voll und breit und gab der bräunlichen Dirne ein fabelhaftes reizendes Anſehen, und der arme Sali hielt in ſeinem Arm, was reiche Leute theuer bezahlt hätten, wenn ſie es nur gemalt an ihren Wänden hätten ſehen können. Jetzt ſprang ſie aber empor und rief: »Himmel, wie heiß iſt es hier! Da ſitzen wir wie die Narren und laſſen uns verſengen! Komm, mein Lieber! laß uns in's hohe Korn ſitzen!« Sie ſchlüpften hinein ſo geſchickt und ſachte, daß ſie kaum eine Spur zurückließen, und bauten ſich einen engen Kerker in den goldenen Ähren, die ihnen hoch über den Kopf ragten, als ſie drin ſaßen, ſo daß ſie nur den tiefblauen Himmel über ſich ſahen und ſonſt nichts von der Welt. Sie umhalſten ſich und küßten ſich unverweilt und ſo lange bis ſie einſtweilen müde waren, oder wie man es nennen will, wenn das Küſſen zweier Verliebter auf eine oder zwei Minuten ſich ſelbſt überlebt und die Vergänglichkeit alles Lebens mitten im Rauſche der Blüthezeit ahnen läßt. Sie hörten die Lerchen ſingen hoch über ſich und ſuchten dieſelben mit ihren ſcharfen Augen, und wenn ſie glaubten, flüchtig Eine in der Sonne aufblitzen zu ſehen, gleich einem plötzlich aufleuchtenden oder hinſchießenden Stern am blauen Himmel, ſo küßten ſie ſich wieder zur Belohnung und ſuchten einander zu übervortheilen und zu täuſchen, ſo viel ſie konnten. »Siehſt Du, dort blitzt Eine!« flüſterte Sali und Vrenchen erwiederte eben ſo leiſe: »Ich höre ſie wohl, aber ich ſehe ſie nicht!« »Doch, paß nur auf, dort wo das weiße Wölkchen ſteht ein wenig rechts davon!« Und beide ſahen eifrig hin und ſperrten vorläufig ihre Schnäbel auf, wie die jungen Wachteln im Neſte, um ſie unverzüglich auf einander zu heften, wenn ſie ſich einbildeten, die Lerche geſehen zu haben. Auf einmal hielt Vrenchen inne und ſagte: »Dies iſt alſo eine ausgemachte Sache, daß Jedes von uns einen Schatz hat, dünkt es Dich nicht ſo?« »Ja, ſagte Sali, es ſcheint mir faſt auch!«

»Wie gefällt Dir denn Dein Schätzchen, ſagte Vrenchen, was iſt es für ein Ding, was haſt Du von ihm zu melden?« »Es iſt ein gar feines Ding, ſagte Sali, es hat zwei braune Augen, einen rothen Mund und läuft auf zwei Füßen; aber ſeinen Sinn kenn ich weniger als den Pabſt zu Rom! und was kannſt Du von Deinem Schatz berichten?« »Er hat zwei braune Augen, einen nichtsnutzigen Mund und braucht zwei verwegene ſtarke Arme; aber ſeine Gedanken ſind mir unbekannter, als der türkiſche Kaiſer!« »Es iſt eigentlich wahr, ſagte Sali, daß wir uns weniger kennen, als wenn wir uns nie geſehen hätten, ſo fremd hat uns die lange Zeit gemacht, ſeit wir groß geworden ſind! Was iſt alles vorgegangen in Deinem Köpfchen, mein liebes Kind?« »Ach, nicht viel! tauſend Narrenspoſſen haben ſich wollen regen, aber es iſt mir immer ſo trübſelig ergangen, daß ſie nicht aufkommen konnten!« »Du armes Schätzchen! ſagte Sali, ich glaube aber Du haſt es hinter den Ohren, nicht?« »Das kannſt Du ja nach und nach erfahren, wenn Du mich recht lieb haſt!« »Wenn Du einſt meine Frau biſt?«

Vrenchen zitterte leis bei dieſem letzten Worte und ſchmiegte ſich tiefer in Sali's Arme, ihn von Neuem lange und zärtlich küſſend. Es traten ihr dabei Thränen in die Augen und beide wurden auf einmal traurig, da ihnen ihre hoffnungsarme Zukunft in den Sinn kam und die Feindſchaft ihrer Ältern. Vrenchen ſeufzte und ſagte: Komm, ich muß nun gehen! und ſo erhoben ſie ſich und gingen Hand in Hand aus dem Kornfeld, als ſie Vrenchens Vater ſpähend vor ſich ſahen. Mit dem kleinlichen Scharfſinn des müſſigen Elendes hatte dieſer, als er dem Sali begegnet, neugierig gegrübelt, was der wohl allein im Dorfe zu ſuchen ginge, und ſich des geſtrigen Vorfalles erinnernd, verfiel er, immer nach der Stadt zu ſchlendernd, endlich auf die richtige Spur, rein aus Groll und unbeſchäftigter Bosheit, und nicht ſo bald gewann der Verdacht eine beſtimmte Geſtalt, ſo kehrte er mitten in den Gaſſen von Seldwyla um und trollte wieder in das Dorf hinaus, wo er ſeine Tochter in Haus und Hof und rings in den Hecken vergeblich ſuchte. Mit wachſender Neugier rannte er auf den Acker hinaus, und als er da Vrenchens Korb liegen ſah, in welchem es die Früchte zu holen pflegte, das Mädchen ſelbſt aber nirgends erblickte, ſpähte er eben am Korne des Nachbars herum, als die erſchrockenen Kinder herauskamen.

Sie ſtanden wie verſteinert und Marti ſtand erſt auch da und beſchaute ſie mit böſen Blicken, bleich wie Blei; dann fing er fürchterlich an zu toben in Geberden und Schimpfworten und langte zugleich grimmig nach dem jungen Burſchen, um ihn zu würgen; Sali wich aus und floh einige Schritte zurück, entſetzt über den wilden Mann, ſprang aber ſogleich wieder zu, als er ſah, daß der Alte ſtatt ſeiner nun das zitternde Mädchen faßte, ihm eine Ohrfeige gab, daß der rothe Kranz herunterflog, und ſeine Haare um die Hand wickelte, um es mit ſich fort zu reißen und weiter zu mißhandeln. Ohne ſich zu beſinnen, raffte er einen Stein auf und ſchlug mit demſelben den Alten gegen den Kopf, halb in Angſt um Vrenchen und halb im Jähzorn. Marti taumelte ein wenig und ſank dann bewußtlos auf den Steinhaufen nieder und zog das erbärmlich aufſchreiende Vrenchen mit. Sali befreite noch deſſen Haare aus der Hand des Bewußtloſen und richtete es auf; dann ſtand er da wie eine Bildſäule, rathlos und gedankenlos. Das Mädchen, als es den wie todt daliegenden Vater ſah, fuhr ſich mit den Händen über das erbleichende Geſicht, ſchüttelte ſich und ſagte: Haſt Du ihn erſchlagen? Sali nickte lautlos und Vrenchen ſchrie: O Gott, Du lieber Gott! Es iſt mein Vater! der arme Mann! und ſinnlos warf es ſich über ihn und hob ſeinen Kopf auf, an welchem indeſſen kein Blut floß. Es ließ ihn wieder ſinken, Sali ließ ſich auf der andern Seite des Mannes nieder und Beide ſchauten, ſtill wie das Grab und mit erlahmten regloſen Händen in das lebloſe Geſicht. Um nur etwas anzufangen, ſagte endlich Sali: »Er wird doch nicht gleich todt ſein müſſen? das iſt gar nicht ausgemacht!« Vrenchen riß ein Blatt von einer Klatſchroſe ab und legte es auf die erblaßten Lippen und es bewegte ſich ſchwach. »Er athmet noch, rief es, ſo lauf doch in's Dorf und hol' Hülfe!« Als Sali aufſprang und laufen wollte, ſtreckte es ihm die Hand nach und rief ihn zurück: Komm aber nicht mit zurück und ſage nichts, wie es zugegangen, ich werde auch ſchweigen, man ſoll nichts aus mir herausbringen! ſagte es und ſein Geſicht, das es dem armen rathloſen Burſchen zuwandte, überfloß von ſchmerzlichen Thränen. »Komm, küß mich noch ein Mal! Nein, geh, mach Dich fort! Es iſt aus, es iſt ewig aus, wir können nicht zuſammenkommen!« Es ſtieß ihn fort und er lief willenlos dem Dorfe zu. Er begegnete einem Knäbchen, das ihn nicht kannte; dieſem trug er auf, die nächſten Leute zu holen und beſchrieb ihm genau, wo die Hülfe nöthig ſei. Dann machte er ſich verzweifelt fort und irrte die ganze Nacht im Gehölze herum. Am Morgen ſchlich er in die Felder, um zu erſpähen, wie es gegangen ſei, und hörte von frühen Leuten, welche mit einander ſprachen, daß Marti noch lebe, aber nichts von ſich wiſſe, und wie das eine ſeltſame Sache ſei, da kein Menſch wiſſe, was ihm zugeſtoßen. Erſt jetzt ging er in die Stadt zurück und verbarg ſich in dem dunkeln Elend des Hauſes.

Vrenchen hielt ihm Wort; es war nichts aus ihm herauszufragen, als daß es ſelbſt den Vater ſo gefunden habe, und da er am andern Tage ſich wieder tüchtig regte und athmete, freilich ohne Bewußtſein, und überdies kein Kläger da war, ſo nahm man an, er ſei betrunken geweſen und auf die Steine gefallen und ließ die Sache auf ſich beruhen. Vrenchen pflegte ihn und ging nicht von ſeiner Seite, außer um die Arzneimittel zu holen beim Doktor und etwa für ſich ſelbſt eine ſchlechte Suppe zu kochen; denn es lebte beinahe von nichts, obgleich es Tag und Nacht auf ſein mußte und Niemand ihm half. Es dauerte beinahe ſechs Wochen, bis der Kranke allmälig zu ſeinem Bewußtſein kam, obgleich er vorher ſchon wieder aß und in ſeinem Bette ziemlich munter war. Aber es war nicht das alte Bewußtſein, das er jetzt erlangte, ſondern es zeigte ſich immer deutlicher, je mehr er ſprach, daß er blödſinnig geworden, und zwar auf die wunderlichſte Weiſe. Er erinnerte ſich nur dunkel an das Geſchehene und wie an etwas ſehr luſtiges, was ihn nicht weiter berühre, lachte immer wie ein Narr und war ſehr guter

Dinge. Noch im Bette liegend brachte er hundert närriſche, ſinnlos muthwillige Redensarten und Einfälle zum Vorſchein, ſchnitt Geſichter und zog ſich die ſchwarzwollene Zipfelmütze in die Augen und über die Naſe herunter, daß dieſe ausſah, wie ein Sarg unter einem Bahrtuch. Das bleiche und abgehärmte Vrenchen hörte ihm geduldig zu, Thränen vergießend über das thörichte Weſen, welches die arme Tochter noch mehr ängſtigte, als die frühere Bosheit; aber wenn der Alte zuweilen etwas gar zu drolliges anſtellte, ſo mußte es mitten in ſeiner Qual laut auflachen, da ſein unterdrücktes Weſen immer zur Luſt aufzuſpringen bereit war, wie ein geſpannter Bogen, worauf aber eine um ſo tiefere Betrübniß erfolgte. Als der Alte aber aufſtehen konnte, war gar nichts mehr mit ihm anzuſtellen, er machte nichts als Dummheiten, lachte und ſtöberte um das Haus herum, ſetzte ſich in die Sonne und ſtreckte die Zunge heraus oder hielt lange Reden in die Bohnen hinein.

Um die gleiche Zeit aber war es auch aus mit den letzten Überbleibſeln ſeines ehemaligen Beſitzes und die Unordnung ſo weit gediehen, daß auch ſein Haus und der letzte Acker, ſeit geraumer Zeit verpfändet, nun gerichtlich verkauft wurden. Denn der Bauer, welcher die zwei Äcker des Manz gekauft, benutzte die gänzliche Verkommenheit Martis und ſeine Krankheit und führte den alten Streit wegen des ſtrittigen Steinfleckes kurz und entſchloſſen zu Ende und der verlorene Prozeß trieb Martis Faß vollends den Boden aus, indeſſen er in ſeinem Blödſinne nichts mehr von dieſen Dingen wußte. Die Verſteigerung fand ſtatt; Marti wurde von der Gemeinde in einer Stiftung für dergleichen arme Tröpfe auf öffentliche Koſten untergebracht; dieſe Anſtalt befand ſich in der Hauptſtadt des Ländchens, der geſunde und eßbegierige Blödſinnige wurde noch gut gefüttert, dann auf ein mit Ochſen beſpanntes Wägelchen geladen, das ein ärmlicher Bauersmann nach der Stadt führte, um zugleich einen oder zwei Säcke Kartoffeln zu verkaufen, und Vrenchen ſetzte ſich zu dem Vater auf das Fuhrwerk, um ihn auf dieſem letzten Gange zu dem lebendigen Begräbniß zu begleiten. Es war eine traurige und bittere Fahrt, aber Vrenchen wachte ſorgfältig über ſeinen Vater und ließ es ihm an nichts fehlen, und es ſah ſich nicht um und ward nicht ungeduldig, wenn durch die Capriolen des Unglücklichen die Leute aufmerkſam wurden und dem Wägelchen nachliefen, wo ſie durchfuhren. Endlich erreichten ſie das weitläufige Gebäude in der Stadt, wo die langen Gänge, die Höfe und ein freundlicher Garten von einer Menge ähnlicher Tröpfe belebt waren, die alle in weiße Kittel gekleidet waren und dauerhafte Lederkäppchen auf den harten Köpfen trugen. Auch Marti wurde noch vor Vrenchens Augen in dieſe Tracht gekleidet, und er freuete ſich wie ein Kind darüber und tanzte ſingend umher. »Gott grüß euch, ihr geehrten Herren!« rief er ſeine neuen Genoſſen an, »ein ſchönes Haus habt ihr hier! Geh' heim, Vrenggel! und ſag' der Mutter, ich komme nicht mehr nach Haus, hier gefällt's mir bei Gott! Juchhei! Es kreucht ein Igel über den Hag, ich hab' ihn hören bellen! O Meitli küß kein' alten Knab, küß nur die jungen Geſellen! Alle die Wäſſerlein laufen in Rhein, die mit dem Pflaumenaug', die muß es ſein! Gehſt Du ſchon, Vreeli? Du ſiehſt ja aus wie der Tod im Häfelein und geht es mir doch ſo erfreulich! Die Füchſinn ſchreit im Felde: Halleo, halleo! das Herz thut ihr weho! hoho!« Ein Aufſeher gebot ihm Ruhe und führte ihn zu einer leichten Arbeit, und Vrenchen ging das Fuhrwerk aufzuſuchen. Es ſetzte ſich auf den Wagen, zog ein Stückchen Brod hervor und aß daſſelbe; dann ſchlief es, bis der Bauer kam und mit ihm nach dem Dorfe zurückfuhr. Sie kamen erſt in der Nacht an. Vrenchen ging nach dem Hauſe, in dem es geboren und nur zwei Tage bleiben durfte, und es war jetzt zum erſten Mal in ſeinem Leben ganz allein darin. Es machte ein Feuer, um das letzte Reſtchen Kaffee zu kochen, das es noch beſaß, und ſetzte ſich auf den Heerd; denn es war ihm ganz elendiglich zu Muth. Es ſehnte ſich und härmte ſich ab, den Sali nur ein einziges Mal zu ſehen und dachte inbrünſtig an ihn; aber die Sorgen und der Kummer verbitterten ſeine Sehnſucht und dieſe machte die Sorgen wieder viel ſchwerer. So ſaß es und ſtützte den Kopf in die Hände, als Jemand durch die offenſtehende Thür hereinkam. »Sali!« rief Vrenchen, als es aufſah, und fiel ihm um den Hals; dann ſahen ſich aber Beide erſchrocken an und riefen: »Wie ſiehſt Du elend aus!« Denn Sali ſah nicht minder als Vrenchen bleich und abgezehrt aus. Alles vergeſſend zog es ihn zu ſich auf den Heerd und ſagte: »Biſt Du krank geweſen, oder iſt es Dir auch ſo ſchlimm gegangen?« Sali antwortete: »Nein, ich bin gerade nicht krank, außer vor Heimweh nach Dir! Bei uns geht es jetzt hoch und herrlich zu; der Vater hat einen Einzug und Unterſchleif von auswärtigem Geſindel und ich glaube, ſo viel ich merke, iſt er ein Diebshehler geworden. Deshalb iſt jetzt einſtweilen Hülle und Fülle in unſerer Taverne, ſo lang es geht und bis es ein Ende mit Schrecken nimmt. Die Mutter hilft dazu, aus bitterlicher Gier, nur etwas im Hauſe zu ſehen, und glaubt den Unfug noch durch eine gewiſſe Aufſicht und Ordnung annehmlich und nützlich zu machen! Mich fragt man nicht und ich konnte mich nicht viel darum kümmern; denn ich kann nur an Dich denken Tag und Nacht. Da allerlei Landſtreicher bei uns einkehren, ſo haben wir alle Tage gehört, was bei euch vorgeht, worüber mein Vater ſich freut wie ein kleines Kind. Daß Dein Vater heute nach dem Spittel gebracht wurde, haben wir auch vernommen; ich habe gedacht, Du werdeſt jetzt allein ſein und bin gekommen, um Dich zu ſehen!« Vrenchen klagte ihm jetzt auch alles, was ſie drückte und was ſie erlitt, aber mit ſo leichter zutraulicher Zunge, als ob ſie ein großes Glück beſchriebe, weil ſie glücklich war, Sali neben ſich zu ſehen. Sie brachte inzwiſchen nothdürftig ein Becken voll warmen Kaffee zuſammen, welchen mit ihr zu theilen ſie den Geliebten zwang. »Alſo übermorgen mußt Du hier weg?« ſagte Sali, »was ſoll denn um's Himmelswillen werden?« »Das weiß ich nicht,« ſagte Vrenchen, »ich werde dienen müſſen und in die Welt hinaus! Ich werde es aber nicht aushalten ohne Dich; und doch kann ich Dich nie bekommen, auch wenn alles andere nicht wäre, blos weil Du meinen Vater geſchlagen und um den Verſtand gebracht haſt! Dies würde immer ein ſchlechter Grundſtein unſerer Ehe ſein und wir beide nie ſorglos werden, nie!« Sali ſeufzte und ſagte: »Ich wollte auch ſchon hundert Mal Soldat werden oder mich in einer fremden Gegend als Knecht verdingen, aber ich kann noch nicht fortgehen, ſo lange Du hier biſt, und hernach wird es mich aufreiben. Ich glaube das Elend macht meine Liebe zu Dir ſtärker und ſchmerzhafter, ſo daß es um Leben und Tod geht! Ich habe von dergleichen keine Ahnung gehabt!“ Vrenchen ſah ihn liebevoll lächelnd an; ſie lehnten ſich an die Wand zurück und ſprachen nichts mehr, ſondern gaben ſich ſchweigend der glückſeligen Empfindung hin, die ſich über allen Gram erhob, daß ſie ſich im größten Ernſte gut wären und geliebt wüßten. Darüber ſchliefen ſie friedlich ein auf dem unbequemen Heerde, ohne Kiſſen und Pfühl, und ſchliefen ſo ſanft und ruhig wie zwei Kinder in einer Wiege. Schon graute der Morgen, als Sali zuerſt erwachte; er weckte Vrenchen ſo ſacht er konnte; aber es duckte ſich immer wieder an ihn, ſchlaftrunken, und wollte ſich nicht ermuntern. Da küßte er es heftig auf den Mund und Vrenchen fuhr empor, machte die Augen weit auf und als es Sali erblickte, rief es: „Herrgott! ich habe eben noch von Dir geträumt! Es träumte mir, wir tanzten mit einander auf unſeder Hochzeit, lange, lange Stunden! und waren ſo glücklich, ſauber geſchmückt und es fehlte uns an nichts. Da wollten wir uns endlich küſſen und dürſteten darnach, aber immer zog uns Etwas auseinander und nun biſt Du es ſelbſt geweſen, der uns geſtört und gehindert hat! Aber wie gut, daß Du gleich da biſt!« Gierig fiel es ihm um den Hals und küßte ihn, als ob es kein Ende nehmen ſollte. »Und was haſt Du denn geträumt?« fragte er und ſtreichelte ihm Wangen und Kinn. »Mir träumte, ich ginge endlos auf einer langen Straße durch einen Wald und Du in der Ferne immer vor mir her; zuweilen ſaheſt Du nach mir um, winkteſt mir und lachteſt und dann war ich wie im Himmel. Das iſt Alles!« Sie traten unter die offengebliebene Küchenthüre, die unmittelbar in's Freie führte, und mußten lachen, als ſie ſich in's Geſicht ſahen. Denn die rechte Backe Vrenchens und die linke Salis, welche im Schlafe aneinander gelehnt hatten, waren von dem Drucke ganz roth gefärbt, während die Bläſſe der andern durch die kühle Nachtluft noch erhöht war. Sie rieben ſich zärtlich die kalte bleiche Seite ihrer Geſichter, um ſie auch roth zu machen; die friſche Morgenluft, der thauige ſtille Frieden, der über der Gegend lag, das junge Morgenroth machten ſie fröhlich und ſelbſtvergeſſen und beſonders in Vrenchen ſchien ein freundlicher Geiſt der Sorgloſigkeit gefahren zu ſein. »Morgen Abend muß ich alſo aus dieſem Hauſe fort,« ſagte es, »und ein anderes Obdach ſuchen. Vorher aber möchte ich Ein Mal, nur Ein Mal recht luſtig ſein, und zwar mit Dir; ich möchte recht herzlich und fleißig mit Dir tanzen irgendwo, denn das Tanzen aus dem Traume ſteckt mir immerfort im Sinn!« »Jedenfalls will ich dabei ſein und ſehen, wo Du unterkommſt,« ſagte Sali, »und tanzen wollte ich auch gerne mit Dir, Du herziges Kind! aber wo?« »Es iſt Morgen Kirchweih an zwei Orten nicht ſehr weit von hier,« erwiederte Vrenchen, »da kennt und beachtet man uns weniger; draußen am Waſſer will ich auf Dich warten und dann können wir gehen, wohin es uns gefällt, um uns luſtig zu machen, einmal, Ein Mal nur! Aber je, wir haben ja gar kein Geld!« ſetzte es traurig hinzu, »da kann nichts daraus werden!« »Laß nur, ſagte Sali, ich will ſchon etwas mitbringen!« »Doch nicht von Deinem Vater, von — von dem Geſtohlenen?« »Nein, ſei nur ruhig! ich habe noch meine ſilberne Uhr bewahrt bis dahin, die will ich verkaufen.« »Ich will Dir nicht abrathen, ſagte Vrenchen erröthend, denn ich glaube, ich müßte ſterben, wenn ich nicht morgen mit Dir tanzen könnte.« »Es wäre das Beſte, wir Beide könnten ſterben!« ſagte Sali, ſie umarmten ſich wehmüthig und ſchmerzlich zum Abſchied, und als ſie von einander ließen, lachten ſie ſich doch freundlich an in der ſichern Hoffnung auf den nächſten Tag. »Aber wann willſt Du denn kommen?« rief Vrenchen noch; »ſpäteſtens um eilf Uhr Mittags, erwiederte er, wir wollen recht ordentlich zuſammen Mittag eſſen!« »Gut, gut! komm lieber um halb eilf ſchon!« Doch als Sali ſchon im Gehen war, rief ſie ihn noch einmal zurück und zeigte ein plötzlich verändertes verzweiflungsvolles Geſicht. »Es wird doch nichts daraus, ſagte ſie bitterlich weinend, ich habe keine Sonntagsſchuhe mehr! Schon geſtern habe ich dieſe groben hier anziehen müſſen, um nach der Stadt zu kommen! Ich weiß keine Schuhe aufzubringen!« Sali ſtand rathlos und verblüfft. »Keine Schuhe! ſagte er, da mußt Du halt in dieſen kommen!« »Nein, nein, in denen kann ich nicht tanzen!« »Nun, ſo müſſen wir welche kaufen?« »Wo, mit was?« »Ei, in Seldwyl da giebt es Schuhläden genug! Geld werde ich in minder als zwei Stunden haben.« »Aber ich kann doch nicht mit Dir in Seldwyl herumgehen, und dann wird das Geld nicht langen, auch noch Schuhe zu kaufen!« »Es muß! und ich will die Schuhe kaufen und morgen mitbringen!« »O Du Närrchen, ſie werden ja nicht paſſen, die Du kaufſt!« »So gieb mir einen alten Schuh mit, oder halt, noch beſſer, ich will Dir das Maß nehmen, das wird doch kein Hexenwerk ſein!« »Das Maß nehmen? Wahrhaftig, daran hab' ich nicht gedacht! Komm, komm, ich will Dir ein Schnürchen ſuchen!« Sie ſetzte ſich wieder auf den Heerd, zog den Rock etwas zurück und ſtreifte den Schuh vom Fuße, der noch von der geſtrigen Reiſe her mit einem weißen Strumpfe bekleidet war. Sali kniete nieder und nahm ſo gut er es verſtand, das Maß, indem er den zierlichen

Fuß der Länge und Breite nach umſpannte mit dem Schnürchen und ſorgfältig Knoten in dasſelbe knüpfte. »Du Schuhmacher!« ſagte Brenchen und lachte erröthend und freundſchaftlich zu ihm nieder. Sali wurde aber auch roth und hielt den Fuß feſt in ſeinen Händen, länger als nöthig war, ſo daß Brenchen ihn noch tiefer erröthend zurückzog, den verwirrten Sali aber noch einmal ſtürmiſch umhalste und küßte, dann aber fortſchickte.

Sobald er in der Stadt war, trug er ſeine Uhr zu einem Uhrmacher, der ihm ſechs oder ſieben Gulden dafür gab, für die ſilberne Kette bekam er auch einige Gulden, und er dünkte ſich nun reich genug; denn er hatte, ſeit er groß war, nie ſo viel Geld beſeſſen auf einmal. Wenn nur erſt der Tag vorüber und der Sonntag angebrochen wäre, um das Glück damit zu erkaufen, das er ſich von dem Tage verſprach, dachte er; denn wenn das Übermorgen auch um ſo dunkler und unbekannter hereinragte, ſo gewann die erſehnte Luſtbarkeit von Morgen nur einen ſeltſamern erhöhten Glanz und Schein. Indeſſen brachte er die Zeit noch leidlich hin, indem er ein Paar Schuhe für Vrenchen ſuchte, und dies war ihm das vergnügteſte Geſchäft, das er je betrieben. Er ging von einem Schuhmacher zum andern, ließ ſich alle Weiberſchuhe zeigen, die vorhanden waren, und endlich handelte er ein leichtes und feines Paar ein, ſo hübſch, wie ſie Vrenchen noch nie getragen. Er verbarg die Schuhe unter ſeiner Weſte und that ſie die übrige Zeit des Tages nicht mehr von ſich; er nahm ſie ſogar mit in's Bett und legte ſie unter das Kopfkiſſen. Da er das Mädchen heute früh noch geſehen und morgen wieder ſehen ſollte, ſo ſchlief er feſt und ruhig, war aber in aller Frühe munter und begann ſeinen dürftigen Sonntagsſtaat zurecht zu machen und auszuputzen, ſo gut es gelingen wollte. Es fiel ſeiner Mutter auf und ſie fragte verwundert, was er vor habe, da er ſich ſchon lange nicht mehr ſo ſorglich angezogen. Er wolle einmal über Land gehen und ſich ein wenig umthun, erwiederte er, er werde ſonſt krank in dieſem Hauſe. »Das iſt mir die Zeit her ein merkwürdiges Leben, murrte der Vater, und ein Herumſchleichen!« »Laß ihn nur gehen, ſagte aber die Mutter, es thut ihm vielleicht gut, es iſt ja ein Elend, wie er ausſieht!« »Haſt Du Geld zum Spazierengehen? woher haſt Du es?« ſagte der Alte. »Ich brauche keines!« ſagte Sali. »Da haſt Du einen Gulden!« verſetzte der Alte und warf ihm denſelben hin. »Du kannſt im Dorf in's Wirthshaus gehen und ihn dort verzehren, damit ſie nicht glauben, wir ſeien hier ſo übel dran.« »Ich will nicht in's Dorf und brauche den Gulden nicht, behaltet ihn nur!« »So haſt Du ihn gehabt, es wäre Schad, wenn Du ihn haben müßteſt, Du Steckkopf!« rief Manz und ſchob ſeinen Gulden wieder in die Taſche. Seine Frau aber, welche nicht wußte, warum ſie heute ihres Sohnes wegen ſo wehmüthig und gerührt war, brachte ihm ein großes ſchwarzes Mailänder Halstuch mit rothem Rande, das ſie nur ſelten getragen und er ſchon früher gern gehabt hätte. Er ſchlang es um den Hals und ließ die langen Zipfel fliegen, auch ſtellte er zum erſten Mal den Hemdkragen, den er ſonſt immer umgeſchlagen, ehrbar und männlich in die Höhe, bis über die Ohren hinauf, in einer Anwandlung ländlichen Stolzes, und machte ſich dann, ſeine Schuhe in der Bruſttaſche des Rockes, ſchon nach ſieben Uhr auf den Weg. Als er die Stube verließ, drängte ihn ein ſeltſames Gefühl, Vater und Mutter die Hand zu geben und auf der Straße ſah er ſich noch einmal nach dem Hauſe um. »Ich glaube am Ende, ſagte Manz, der Burſche ſtreicht irgend einem Weibsbild nach, das hätten wir gerade noch nöthig!« Die Frau ſagte: »O wollte Gott! daß er vielleicht ein Glück machte! das thäte dem armen Buben gut!« »Richtig! ſagte der Mann, das fehlt nicht! das wird ein himmliſches Glück geben, wenn er nur erſt an eine ſolche Maultaſche zu gerathen das Unglück hat! das thäte dem armen Bübeli gut! natürlich!«

Sali richtete ſeinen Schritt erſt nach dem Fluſſe zu, wo er Vrenchen erwarten wollte; aber unterweges ward er anderen Sinnes und ging gradezu in's Dorf, um Vrenchen im Hauſe ſelbſt abzuholen, weil es ihm zu lang währte bis halb elf. »Was kümmern uns die Leute!« dachte er. »Niemand hilft uns und ich bin ehrlich und fürchte niemand!« So trat er unerwartet in Vrenchens Stube und eben ſo unerwartet fand er es ſchon vollkommen angekleidet und geſchmückt daſitzen und der Zeit harren, wo es gehen könne, nur die Schuhe fehlten ihm noch. Aber Sali ſtand mit offenem Munde ſtill in der Mitte der Stube, als er das Mädchen erblickte, ſo ſchön ſah es aus. Es hatte nur ein einfaches Kleid an von blaugefärbter Leinwand, aber daſſelbe war friſch und ſauber und ſaß ihm ſehr gut um den ſchlanken Leib. Darüber trug es ein ſchneeweißes Mouſſelinehalstuch und dies war der ganze Anzug. Das braune gekräuſelte Haar hatte es wohl geordnet und die ſonſt ſo wilden Löckchen lagen nun fein und lieblich um den Kopf; da Vrenchen ſeit vielen Wochen faſt nicht aus dem Hauſe gekommen, ſo war ſeine Farbe zarter und durchſichtiger geworden, ſo wie auch vom Kummer; aber in dieſe Durchſichtigkeit goß jetzt die Liebe und die Freude ein Roth um das andere, und an der Bruſt trug es einen ſchönen Blumenſtrauß von Rosmarin, Roſen und prächtigen Aſtern. Es ſaß am offenen Fenſter und athmete ſtill und hold die friſch durchſonnte Morgenluft; wie es aber Sali erſcheinen ſah, ſtreckte es ihm beide hübſche Arme entgegen, welche vom Ellbogen an bloß waren, und rief: »Wie Recht haſt Du, daß Du ſchon jetzt und hieher kommſt! Aber haſt Du mir Schuhe gebracht? Gewiß? Nun ſteh' ich nicht auf, bis ich ſie an habe!« Er zog die Erſehnten aus der Taſche und gab ſie dem begierigen ſchönen Mädchen; es ſchleuderte die alten von ſich, ſchlüpfte in die neuen und ſie paßten ſehr gut. Erſt jetzt erhob es ſich vom Stuhl, wiegte ſich in den neuen Schuhen und ging eifrig einige Mal auf und nieder. Es zog das lange blaue Kleid etwas zurück und beſchaute wohlgefällig die rothen wollenen Schleifen, welche die Schuhe zierten, während Sali unaufhörlich die feine reizende Geſtalt betrachtete, welche da in lieblicher Aufregung vor ihm ſich regte und freute. »Du beſchauſt meinen Strauß? ſagte Vrenchen, hab' ich nicht einen ſchönen zuſammengebracht? Du mußt wiſſen, dies ſind die letzten Blumen, die ich noch aufgefunden in dieſer Wüſtenei. Hier war noch ein Röschen, dort eine Aſter, und wie ſie nun gebunden ſind, würde man es ihnen nicht anſeben, daß ſie aus einem Untergange zuſammengeſucht ſind! Nun iſt es aber Zeit, daß ich fortkomme, nicht ein Blümchen mehr im Garten und das Haus auch leer!« Sali ſah ſich um und bemerkte erſt jetzt, daß alle Fahrhabe, die noch da geweſen, weggebracht war. »Du armes Vreeli!« ſagte er, »haben ſie Dir ſchon Alles genommen?« »Geſtern,« erwiederte es, »haben ſie's weggeholt, was ſich von der Stelle bewegen ließ und mir kaum mehr mein Bett gelaſſen. Ich hab's aber auch gleich verkauft und hab' jetzt auch Geld, ſieh!« Es holte einige neu glänzende Thalerſtücke aus der Taſche ſeines Kleides und zeigte ſie ihm. »Damit,« fuhr es fort, »ſagte der Waiſenvogt, der auch hier war, ſolle ich mir einen Dienſt ſuchen in einer Stadt und ich ſolle mich heute gleich auf den Weg machen!« »Da iſt aber auch gar nichts mehr vorhanden,« ſagte Sali, nachdem er in die Küche geguckt hatte, »ich ſehe kein Hölzchen, kein Pfännchen, kein Meſſer! Haſt Du denn auch nicht zu Morgen gegeſſen?« »Nichts!« ſagte Vrenchen, »ich hätte mir etwas holen können, aber ich dachte, ich wolle lieber hungrig bleiben, damit ich recht viel eſſen könne mit Dir zuſammen, denn ich freue mich ſo ſehr darauf, Du glaubſt nicht, wie ich mich freue!« »Wenn ich Dich nur anrühren dürfte,« ſagte Sali, »ſo wollte ich Dir zeigen, wie es mir iſt, Du ſchönes, ſchönes Ding!« »Du haſt Recht, Du würdeſt meinen ganzen Staat verderben, und wenn wir die Blumen ein bischen ſchonen, ſo kommt es zugleich meinem armen Kopf zu gut, den Du mir übel zuzurichten pflegſt!« »So komm, jetzt wollen wir ausrücken!« »Noch müſſen wir warten, bis das Bett abgeholt wird; denn nachher ſchließe ich das leere Haus zu und gehe nicht mehr hieher zurück! Mein Bündelchen gebe ich der Frau aufzuheben, die das Bett gekauft hat.« Sie ſetzten ſich daher einander gegenüber und warteten; die Bäuerin kam bald, eine vierſchrötige Frau mit lautem Mundwerk, und hatte einen Burſchen bei ſich, welcher die Bettſtelle tragen ſollte. Als dieſe Frau Vrenchens Liebhaber erblickte und das geputzte Mädchen ſelbſt, ſperrte ſie Maul und Augen auf, ſtemmte die Arme unter, und ſchrie: »Ei ſieh da, Vreeli! Du treibſt es ja ſchon gut! Haſt einen Beſucher und biſt gerüſtet wie eine Prinzeß?« »Gelt aber!« ſagte Vrenchen freundlich lachend, »wißt ihr auch, wer das iſt?« »Ei ich denke, das iſt wohl der Sali Manz? Berg und Thal kommen nicht zuſammen, ſagt man, aber die Leute! Aber nimm Dich doch in Acht, Kind, und denk' wie es euren Ältern ergangen iſt!« »Ei, das hat ſich jetzt gewendet und alles iſt gut geworden« erwiederte Vrenchen lächelnd und freundlich mittheilſam, ja beinahe herablaſſend »ſeht, Sali iſt mein Hochzeiter!« »Dein Hochzeiter! was Du ſagſt!« »Ja und er iſt ein reicher Herr, er hat hunderttauſend Gulden in der Lotterie gewonnen! Denket einmal, Frau!« Dieſe that einen Sprung, ſchlug ganz erſchrocken die Hände zuſammen und ſchrie: »Hund — hunderttauſend Gulden!« »Hunderttauſend Gulden!« verſicherte Vrenchen ernſthaft. »Herr Du meines Lebens! Es iſt aber nicht wahr, Du lügſt mich an, Kind!« »Nun, glaubt was ihr wollt!« »Aber wenn es wahr iſt und Du heiratheſt ihn, was wollt ihr denn machen mit dem Gelde? Willſt Du wirklich eine vornehme Frau werden?« »Verſteht ſich, in drei Wochen halten wir die

Hochzeit!« »Geh' mir weg, Du biſt eine häßliche Lügnerin!« »Das ſchönſte Haus hat er ſchon gekauft in Seldwyl mit einem großen Garten und Weinberg; ihr müßt mich auch beſuchen, wenn wir eingerichtet ſind, ich zähle darauf!« »Allweg, Du Teufelsherlein, was Du biſt!« »Ihr werdet ſehen, wie ſchön es da iſt! einen herrlichen Kaffee werde ich machen und euch mit feinem Eierbrod aufwarten, mit Butter und Honig!« »Du Ketzerslösli! zähl' drauf, daß ich komme!« rief die Frau mit lüſternem Geſicht und der Mund wäſſerte ihr; »kommt ihr aber um die Mittagszeit und ſeit ermüdet vom Markt, ſo ſoll euch eine kräftige Fleiſchbrühe und ein Glas Wein immer parat ſtehen!» »Das wird mir baß thun!« »Und an etwas Zuckerwerk oder weißen Wecken für die lieben Kinder zu Hauſe ſoll es euch auch nicht fehlen!« »Es wird mir ganz ſchmachtend!« »Ein artiges Halstüchelchen oder ein Reſtchen Seidenzeug oder ein hübſches altes Band für euere Röcke, oder ein Stück Zeug zu einer neuen Schürze wird gewiß auch zu finden ſein, wenn wir meine Kiſten und Kaſten durchmuſtern in einer vertrauten Stunde!«

Die Frau drehte ſich auf den Hacken herum und ſchüttelte jauchzend ihre Röcke. »Und wenn euer Mann ein vortheilhaftes Geſchäft machen könnte mit einem Land- oder Viehhandel, und er mangelt des Geldes, ſo wißt ihr, wo ihr anklopfen ſollt. Mein lieber Sali wird froh ſein, jederzeit ein Stück Baares ſicher und erfreulich anzulegen! Ich ſelbſt werde auch etwa einen Spaarpfennig haben, einer vertrauten Freundin auszuhelfen!« Jetzt war der Frau nicht mehr zu helfen, ſie ſagte gerührt: »Ich habe immer geſagt, Du ſeiſt ein braves und gutes und ſchönes Kind! Der Herr wolle es Dir wohl ergehen laſſen immer und ewiglich und es Dir geſegnen, was Du an mir thuſt!« »Dagegen verlange ich aber auch, daß ihr es gut mit mir meint!« »Allweg kannſt Du das verlangen!« »Und daß ihr jederzeit eure Waaren, ſei es Obſt, ſeien es Kartoffeln, ſei es Gemüſe, erſt zu mir bringet und mir anbietet, ehe ihr auf den Markt gehet, damit ich ſicher ſei, eine rechte Bäuerin an der Hand zu haben, auf die ich mich verlaſſen kann! Was irgend Einer giebt für die Waare, werde ich gewiß auch geben mit tauſend Freuden, ihr kennt mich ja! Ach, es iſt nichts Schöneres, als wenn eine wohlhabende Stadtfrau, die ſo rathlos in ihren Mauern ſitzt und doch ſo vieler Dinge benöthigt iſt, und eine rechtſchaffene ehrliche Landfrau, erfahren in allem Wichtigen und Nützlichen, eine gute und dauerhafte Freundſchaft zuſammen haben! Es kommt Einem zu gut in hundert Fällen, in Freud und Leid, bei Gevatterſchaften und Hochzeiten, wenn die Kinder unterrichtet werden, und konfirmirt, wenn ſie in die Lehre kommen und wenn ſie in die Fremde ſollen! Bei Mißwachs und Überſchwemmungen, bei Feuersbrünſten und Hagelſchlag, wofür uns Gott behüte!« »Wofür uns Gott behüte! ſagte die gute Frau ſchluchzend und trocknete mit ihrer Schürze die Augen; »welch' ein verſtändiges und tiefſinniges Bräutlein biſt Du, ja, Dir wird es gut gehen, da müßte keine Gerechtigkeit in der Welt ſein! Schön, ſauber, klug und weiſe biſt Du, arbeitſam und geſchickt zu allen Dingen! Keine iſt feiner und beſſer als Du, in und außer dem Dorfe, und wer Dich hat, der muß meinen, er ſei im Himmelreich, oder er iſt ein Schelm und hat es mit mir zu thun. Hör' Sali! daß Du nur recht artlich biſt mit meinem Vreeli, oder ich will Dir den Meiſter zeigen, Du Glückskind, das Du biſt, ein ſolches Röslein zu brechen!« »So nehmt jetzt auch hier noch mein Bündel mit, wie ihr mir verſprochen habt, bis ich es abholen laſſen werde! Vielleicht komme ich aber ſelbſt in der Kutſche und hole es ab, wenn ihr nichts dagegen habt! Ein Töpfchen Milch werdet ihr mir nicht abſchlagen alsdann, und etwa eine ſchöne Mandeltorte dazu werde ich ſchon ſelbſt mitbringen!« »Tauſendskind! Gieb' her den Bündel!« Vrenchen lud ihr auf das zuſammengebundene Bett, das ſie ſchon auf dem Kopfe trug, einen langen Sack, in welchen es ſein Plunder und Habſeliges geſtopft, ſo daß die arme Frau mit einem ſchwankenden Thurme auf dem Haupte daſtand. »Es wird mir doch faſt zu ſchwer auf einmal, ſagte ſie, könnte ich nicht zwei mal dran machen?« »Nein nein! wir müſſen jetzt augenblicklich gehen, denn wir haben einen weiten Weg, um vornehme Verwandte zu beſuchen, die ſich jetzt gezeigt haben, ſeit wir reich ſind! Ihr wißt ja, wie es geht!« »Weiß wohl! ſo behüt

Dich Gott und denk' an mich in Deiner Herrlichkeit!«

Die Bäuerin zog ab mit ihrem Bündelthurme, mit Mühe das Gleichgewicht behauptend, und hinter ihr drein ging ihr Knechtchen, das ſich in Vrenchens einſt buntbemalte Bettſtatt hineinſtellte, den Kopf gegen den mit verblichenen Sternen bedeckten Himmel derſelben ſtemmte und, ein zweiter Simſon, die zwei vorderen zierlich geſchnitzten Säulen faßte, welche dieſen Himmel trugen. Als Vrenchen, an Sali gelehnt, dem Zuge nachſchaute und den wandelnden Tempel zwiſchen den Gärten ſah, ſagte es: »Das gäbe noch ein artiges Gartenhäuschen oder eine Laube, wenn man's in einen Garten pflanzte, ein Tiſchchen und ein Bänklein drein ſtellte und Winden drum herumſäete! Wollteſt Du mit darin ſitzen, Sali?« »Ja, Vreeli! beſonders wenn die Winden aufgewachſen wären!« — »Was ſtehen wir noch? ſagte Vrenchen, nichts hält uns mehr zurück!« »So komm und ſchließ das Haus zu!« »Wem willſt Du denn den Schlüſſel übergeben?« Vrenchen ſah ſich um. »Hier an die Helbart wollen wir ihn hängen; ſie iſt über hundert Jahr in dieſem Hauſe geweſen, habe ich den Vater oft ſagen hören, nun ſteht ſie da als der letzte Wächter!« Sie hingen den roſtigen Hausſchlüſſel an einen roſtigen Schnörkel der alten Waffe, an welcher die Bohnen rankten, und gingen davon. Vrenchen wurde aber bleicher und verhüllte ein Weilchen die Augen, daß Sali es führen mußte, bis ſie ein Dutzend Schritte entfernt waren. Es ſah aber nicht zurück. »Wo gehen wir nun zuerſt hin?« fragte es. »Wir wollen ordentlich über Land gehen, erwiederte Sali, wo es uns freut den ganzen Tag, uns nicht übereilen, und gegen Abend werden wir dann ſchon einen Tanzplatz finden!« »Gut!« ſagte Vrenchen, »den ganzen Tag werden wir beiſammen ſein und gehn wo wir Luſt haben. Jetzt iſt mir aber elend, wir wollen gleich im andern Dorf einen Kaffee trinken!« »Verſteht ſich!« ſagte Sali, »mach nur, daß wir aus dieſem Dorf wegkommen!«

Bald waren ſie auch im freien Felde und gingen ſtill neben einander durch die Fluren; es war ein ſchöner Sonntagmorgen im September, keine Wolke ſtand am Himmel, die Höhen und die Wälder waren mit einem zarten Duftgewebe bekleidet, welches die Gegend geheimnißvoller und feierlicher machte, und von allen Seiten tönten die Kirchenglocken herüber, hier das harmoniſche tiefe Geläute einer reichen Ortſchaft, dort die geſchwätzigen zwei Bimmelglöcklein eines kleinen armen Dörfchens. Das liebende Paar vergaß, was am Ende dieſes Tages werden ſollte, und gab ſich einzig der hoch aufathmenden wortloſen Freude hin, ſauber gekleidet und frei, wie zwei Glückliche, die ſich von Rechtswegen angehören, in den Sonntag hineinzuwandeln. Jeder in der Sonntagsſtille verhallende Ton oder ferne Ruf klang ihnen erſchütternd durch die Seele; denn die Liebe iſt eine Glocke, welche das Entlegenſte und Gleichgültigſte wieder tönen läßt und in eine beſondere Muſik verwandelt. Obgleich ſie hungrig waren, dünkte ſie die halbe Stunde Weges bis zum nächſten Dorfe nur ein Katzenſprung lang zu ſein und ſie betraten zögernd das Wirthshaus am Eingang des Ortes. Sali beſtellte ein gutes Frühſtück und während es bereitet wurde, ſahen ſie mäuschenſtill der ſichern und freundlichen Wirthſchaft in der großen reinlichen Gaſtſtube zu. Der Wirth war zugleich ein Bäcker, das eben Gebackene durchduftete angenehm das ganze Haus und Brod aller Art wurde in gehäuften Körben herbeigetragen, da nach der Kirche die Leute hier ihr Weißbrod holten oder ihren Frühſchoppen tranken. Die Wirthin, eine artige und ſaubere Frau, putzte gelaſſen und freundlich ihre Kinder heraus, und ſo wie eines entlaſſen war, kam es zutraulich zu Vrenchen gelaufen, zeigte ihm ſeine Herrlichkeiten und erzählte von allem, deſſen es ſich erfreute und rühmte. Wie nun der wohlduftende ſtarke Kaffee kam, ſetzten ſich die zwei Leutchen ſchüchtern an den Tiſch, als ob ſie da zu Gaſt gebeten wären. Sie ermunterten ſich jedoch bald und flüſterten beſcheiden, aber glückſelig mit einander; ach wie ſchmeckte dem aufblühenden Vrenchen der gute Kaffee, der fette Rahm, die friſchen noch warmen Brödchen, die ſchöne Butter und der Honig, der Eierkuchen und was alles noch für Leckerbiſſen da waren! ſie ſchmeckten ihm, weil es den Sali dazu anſah, und es aß ſo vergnügt, als ob es ein Jahr lang gefaſtet hätte. Dazu freute es ſich über das feine Geſchirr, über die ſilbernen Kaffeelöffelchen, denn die Wirthin ſchien ſie für rechtliche junge Leutchen zu halten, die man anſtändig bedienen müſſe und ſetzte ſich auch ab und zu plaudernd zu ihnen, und die Beiden gaben ihr verſtändigen Beſcheid, welches ihr gefiel. Es ward dem guten Vrenchen ſo wählig zu Muth, daß es nicht wußte, mochte es lieber wieder ins Freie, um allein mit ſeinem Schatz herumzuſchweifen durch Auen und Wälder, oder mochte es lieber in der gaſtlichen Stube bleiben, um wenigſtens auf Stunden ſich an einem ſtattlichen Orte zu Hauſe zu träumen. Doch Sali erleichterte die Wahl, indem er ehrbar und geſchäftig zum Aufbruch mahnte, als ob ſie einen beſtimmten und wichtigen Weg zu machen hätten. Die Wirthin und der Wirth begleiteten ſie bis vor das Haus und entließen ſie auf das Wohlwollendſte wegen ihres guten Benehmens trotz der durchſcheinenden Dürftigkeit, und das arme junge Blut verabſchiedete ſich mit den beſten Manieren von der Welt und wandelte ſittig und ehrbar von hinnen. Aber auch als ſie ſchon wieder im Freien waren und einen ſtundenlangen Eichwald betraten, gingen ſie noch in dieſer Weiſe neben einander her, in angenehme Träume vertieft, als ob ſie nicht aus zank- und elenderfüllten vernichteten Häuſern herkämen, ſondern guter Leute Kinder wären, welche in lieblicher Hoffnung wandelten. Vrenchen ſenkte das Köpfchen tiefſinnig gegen ſeine blumengeſchmückte Bruſt und ging, die Hände ſorglich an das Gewand gelegt, einher auf dem glatten feuchten Waldboden, Sali dagegen ſchritt ſchlank aufgerichtet, raſch und nachdenklich, die Augen auf die feſten Eichenſtämme geheftet wie ein Bauer, der überlegt, welche Bäume er am vortheilhafteſten fällen ſoll. Endlich erwachten ſie aus dieſen vergeblichen Träumen, ſahen ſich an und entdeckten, daß ſie immer noch in der Haltung gingen, in welcher ſie das Gaſthaus verlaſſen, errötheten und ließen traurig die Köpfe hängen. Aber Jugend hat keine Tugend, der Wald war grün, der Himmel blau und ſie allein in der weiten Welt, und ſie überließen ſich alsbald wieder dieſem Gefühle. Doch blieben ſie nicht lange mehr allein, da die ſchöne Waldſtraße ſich belebte mit luſtwandelnden Gruppen von jungen Leuten ſowie mit einzelnen Paaren, welche ſchäkernd und ſingend die Zeit nach der Kirche verbrachten. Denn die Landleute haben ſo gut ihre ausgeſuchten Promenaden und Luſtwälder, wie die Städter, nur mit dem Unterſchied, daß dieſelben keine Unterhaltung koſten und noch ſchöner ſind; ſie ſpazieren nicht nur mit einem beſondern Sinn des Sonntags durch ihre blühenden und reifenden Felder, ſondern ſie machen ſehr gewählte Gänge durch Gehölze und an grünen Halden entlang, ſetzen ſich hier auf eine anmuthige fernſichtige Höhe, dort an einen Waldrand, laſſen ihre Lieder ertönen und die ſchöne Wildniß ganz behaglich auf ſich einwirken; uud da ſie dies offenbar nicht zu ihrer Pönitenz thun, ſondern zu ihrem Vergnügen, ſo iſt wohl anzunehmen, daß ſie Sinn für die Natur haben, auch abgeſehen von ihrer Nützlichkeit. Immer brechen ſie was Grünes ab, junge Burſche wie alte Mütterchen, welche die alten Wege ihrer Jugend aufſuchen, und ſelbſt ſteife Landmänner in den beſten Geſchäftsjahren, wenn ſie über Land gehen, ſchneiden ſich gern eine ſchlanke Gerte, ſobald ſie durch einen Wald gehen, und ſchälen die Blätter ab, von denen ſie nur oben ein grünes Büſchel ſtehen laſſen. Solche Ruthe tragen ſie wie ein Scepter vor ſich hin; wenn ſie in eine Amtsſtube oder Kanzlei treten, ſo ſtellen ſie die Gerte ehrerbietig in einen Winkel, vergeſſen aber auch nach den ernſteſten Verhandlungen nie, dieſelbe ſäuberlich wieder mitzunehmen und unverſehrt nach Hauſe zu tragen, wo es erſt dem kleinſten Söhnchen geſtattet iſt, ſie zu Grunde zu richten. Warum thun ſie dies? — Als Sali und Vrenchen die vielen Spaziergänger ſahen, lachten ſie in's Fäuſtchen und freuten ſich, auch gepaart zu ſein, ſchlüpften aber ſeitwärts auf engere Waldpfade, wo ſie ſich in tiefen Einſamkeiten verloren. Sie hielten ſich auf, wo es ſie freute, eilten vorwärts und ruhten wieder, und wie keine Wolke am reinen Himmel ſtand, trübte auch keine Sorge in dieſen Stunden ihr Gemüth, ſie vergaßen woher ſie kamen und wohin ſie gingen und benahmen ſich ſo fein und ordentlich dabei, daß trotz aller frohen Erregung und Bewegung Vrenchens niedlicher einfacher Aufputz ſo friſch und unverſehrt blieb, wie er am Anfang geweſen war. Sali betrug ſich auf dieſem Wege nicht wie ein beinahe zwanzigjähriger Landburſche oder der Sohn eines verkommenen Schenkwirthes, ſondern wie wenn er einige Jahre jünger und ſehr wohl erzogen wäre und es war beinahe komiſch, wie er nur immer ſein feines luſtiges Vrenchen anſah, voll Zärtlichkeit, Sorgfalt und Achtung. Denn die armen Leutchen mußten an dieſem einen Tage, der ihnen vergönnt war, alle Manieren und Stimmungen der Liebe durchleben und ſowohl die verlorenen Tage der zarteren Zeit nachholen als das leidenſchaftliche Ende vorausnehmen mit der Hingabe ihres Lebens.

So liefen ſie ſich wieder hungrig und waren erfreut, von der Höhe eines ſchattenreichen Berges ein glänzendes Dorf vor ſich zu ſehen, wo ſie Mittag halten wollten. Sie ſtiegen raſch hinunter, betraten dann aber ebenſo ſittſam dieſen Ort, wie ſie den vorigen verlaſſen. Es war Niemand um den Weg, der ſie erkannt hätte; denn beſonders Vrenchen war die letzten Jahre hindurch gar nicht unter die Leute und noch weniger in andere Dörfer gekommen. Deshalb ſtellten ſie ein wohlgefälliges ehrſames Pärchen vor, das irgend einen angelegentlichen Gang thut. Sie gingen in's erſte Wirthshaus des Dorfes, wo Sali ein erkleckliches Mahl beſtellte; ein eigener Tiſch wurde ihnen ſonntäglich gedeckt und ſie ſaßen wieder ſtill und beſcheiden daran und beguckten die ſchön getäfelten Wände von gebohntem Nußbaumholz, das ländliche aber glänzende und wohlhabende Büffet von gleichem Holze, und die klaren weißen Fenſtervorhänge. Die Wirthin trat zuthulich herzu und ſetzte ein Geſchirr voll friſcher Blumen auf den Tiſch. »Bis die Suppe kommt, ſagte ſie, könnt ihr, wenn es euch gefällig iſt, einſtweilen die Augen ſättigen an dem Strauße. Allem Anſchein nach, wenn es erlaubt iſt zu fragen, ſeid ihr ein junges Brautpaar, das gewiß nach der Stadt geht, um ſich morgen kopuliren zu laſſen?« Brenchen wurde roth und wagte nicht aufzuſehen, Sali ſagte auch nichts und die Wirthin fuhr fort: »Nun, ihr ſeid freilich noch wohl jung beide, aber jung geheirathet lebt lang, ſagt man zuweilen, und ihr ſeht wenigſtens hübſch und brav aus und braucht euch nicht zu verbergen. Ordentliche Leute können etwas zuwege bringen, wenn ſie ſo jung zuſammen kommen und fleißig und treu ſind. Aber das muß man freilich ſein, denn die Zeit iſt kurz und doch lang und es kommen viele Tage, viele Tage! Je nun, ſchön genug ſind ſie und amüſant dazu, wenn man gut Haus hält damit! Nichts für ungut, aber es freut mich, euch anzuſehen, ſo ein ſchmuckes Pärchen ſeid ihr!« Die Kellnerin brachte die Suppe, und da ſie einen Theil dieſer Worte noch gehört und lieber ſelbſt geheirathet hätte, ſo ſah ſie Vrenchen mit ſcheelen Augen an, welches nach ihrer Meinung ſo gedeihliche Wege ging. In der Nebenſtube ließ die unliebliche Perſon ihren Unmuth frei und ſagte zur Wirthin, welche dort zu ſchaffen hatte, ſo laut, daß man es hören konnte: »Das iſt wieder ein rechtes Hudelvölkchen, das wie es geht und ſteht nach der Stadt läuft und ſich kopuliren läßt, ohne einen Pfennig, ohne Freunde, ohne Ausſteuer und ohne Ausſicht, als auf Armuth und Bettelei! Wo ſoll das noch hinaus, wenn ſolche Dinger heirathen, die die Jüppe noch nicht allein anziehen und keine Suppe kochen können? Ach der hübſche junge Menſch kann mich nur dauern, der iſt ſchön petſchirt mit ſeiner jungen Gungeline!«

»Bſcht! willſt Du wohl ſchweigen, Du häſſiges Ding! ſagte die Wirthin, denen laſſe ich nichts geſchehen! Das ſind gewiß zwei recht ordentliche Leutlein aus den Bergen, wo die Fabriken ſind; dürftig ſind ſie gekleidet, aber ſauber, und wenn ſie ſich nur gern haben und arbeitſam ſind, ſo werden ſie weiter kommen als Du mit Deinem böſen Maul! Du kannſt freilich noch lang warten, bis Dich Einer abholt, wenn Du nicht freundlicher biſt, Du Eſſighafen!«

So genoß Vrenchen alle Wonnen einer Braut, die zur Hochzeit reiſet: die wohlwollende Anſprache und Aufmunterung einer ſehr vernünftigen Frau, den Neid einer heirathsluſtigen böſen Perſon, welche aus Ärger den Geliebten lobte und bedauerte, und ein leckeres Mittagsmahl an der Seite eben dieſes Geliebten. Es glühte im Geſicht, wie eine rothe Nelke, das Herz klopfte ihm, aber es aß und trank nichts deſto minder mit gutem Appetit und war mit der aufwartenden Kellnerin nur um ſo artiger, konnte aber nicht unterlaſſen, dabei den Sali zärtlich anzuſehen und mit ihm zu liſpeln, ſo daß es dieſem auch ganz kraus im Gemüth wurde. Sie ſaßen indeſſen lang und gemächlich am Tiſche, wie wenn ſie zögerten und ſich ſcheuten, aus der holden Täuſchung herauszugehen. Die Wirthin brachte zum Nachtiſch ſüßes Backwerk und Sali beſtellte feineren und ſtärkeren Wein dazu, welcher Vrenchen feurig durch die Adern rollte, als es ein wenig davon trank; aber es nahm ſich in Acht, nippte blos zuweilen und ſaß ſo züchtig und verſchämt da, wie eine wirkliche Braut. Halb ſpielte es aus Schalkheit dieſe Rolle und aus Luſt, zu verſuchen, wie es thue, halb war es ihm in der That ſo zu Muth und vor Bangigkeit und heißer Liebe wollte ihm das Herz brechen, ſo daß es ihm zu eng ward innerhalb der vier Wände und es zu gehen begehrte. Es war als ob ſie ſich ſcheuten, auf dem Wege wieder ſo abſeits und allein zu ſein, denn ſie gingen unverabredet auf der Hauptſtraße weiter, mitten durch die Leute und ſahen weder rechts noch links. Als ſie aber aus dem Dorfe waren und auf das nächſtgelegene zugingen, wo Kirchweih war, hing ſich Vrenchen an Sali's Arm und flüſterte mit zitternden Worten: »Sali! warum ſollen wir uns nicht haben und glücklich ſein!«

»Ich weiß auch nicht warum!« erwiederte er und heftete ſeine Augen an den milden Herbſtſonnenſchein, der auf den Auen webte und er mußte ſich bezwingen und das Geſicht ganz ſonderbar verziehen. Sie ſtanden ſtill, um ſich zu küſſen; aber es zeigten ſich Leute und ſie unterließen es und zogen weiter. Das große Kirchdorf, in welchem Kirchweih war, war ſchon belebt von der Luſt des Volkes; aus dem ſtattlichen Gaſthofe tönte eine pomphafte Tanzmuſik, da die jungen Dörfler ſchon um Mittag den Tanz angehoben, und auf dem Platz vor dem Wirthshauſe war ein kleiner Markt aufgeſchlagen, beſtehend aus einigen Tiſchen mit Süßigkeiten und Backwerk und ein paar Buden mit Flitterſtaat, um welche ſich die Kinder und dasjenige Volk drängten, welches ſich einſtweilen mehr mit Zuſehen begnügte. Sali und Vrenchen traten auch zu den Herrlichkeiten und ließen ihre Augen darüber fliegen; denn beide hatten zugleich die Hand in der Taſche und jedes wünſchte dem andern etwas zu ſchenken, da ſie zum erſten und einzigen Male mit einander zu Markt waren; Sali kaufte ein Haus von Lebkuchen, welches mit Zuckerguß freundlich geweißt war, mit einem grünen Dach, auf welchem weiße Tauben ſaßen und aus deſſen Schornſtein ein Amörchen guckte als Kaminfeger; an den offenen Fenſtern umarmten ſich pausbäckige Leutchen mit winzig kleinen rothen Mündchen, die ſich recht eigentlich küßten, da der flüchtige praktiſche Maler mit einem Kleckschen gleich zwei Mündchen gemacht, die ſo in einander verfloſſen. Schwarze Pünktchen ſtellten muntere Äuglein vor. Auf der roſenrothen Hausthür aber waren dieſe Verſe zu leſen:

Tritt in mein Haus, o Liebſte!
Doch ſei Dir unverhehlt:
Drin wird allein nach Küſſen
Gerechnet und gezählt.

Die Liebſte ſprach: O Liebſter,
»Mich ſchrecket nichts zurück!«
»Hab' Alles wohl erwogen:«
»In Dir nur lebt mein Glück!«

»Und wenn ich's recht bedenke,«
»Kam ich deswegen auch!«
Nun denn, ſpazier' mit Segen
Herein und üb' den Brauch!

Ein Herr in einem blauen Frack und eine Dame mit einem ſehr hohen Buſen komplimentirten ſich dieſen Verſen gemäß in das Haus hinein, links und rechts an die Mauer gemalt. Vrenchen ſchenkte Sali dagegen ein Herz, auf deſſen einer Seite ein Zettelchen klebte mit den Worten:

Ein ſüßer Mandelkern ſteckt in dem Herze hier,
Doch ſüßer als der Mandelkern iſt meine Lieb' zu Dir.

Und auf der andern Seite:

Wenn Du dies Herz gegeſſen vergiß dies Sprüchlein nicht:
Viel eh'r als meine Liebe mein braunes Auge bricht!

Sie laſen eifrig die Sprüche und nie iſt etwas Gereimtes und Gedrucktes ſchöner befunden und tiefer empfunden worden, als dieſe Pfefferkuchenſprüche; ſie hielten, was ſie laſen, in beſonderer Abſicht auf ſich gemacht, ſo gut ſchien es ihnen zu paſſen. »Ach, ſeufzte Vrenchen, Du ſchenkſt mir ein Haus! Ich habe Dir auch eines und erſt das wahre geſchenkt; denn unſer Herz iſt jetzt unſer Haus, darin wir wohnen, und wir tragen ſo unſere Wohnung mit uns, wie die Schnecken! Andere haben wir nicht!« »Dann ſind wir aber zwei Schnecken, von denen jede das Häuschen der andern trägt!« ſagte Sali, und Vrenchen erwiederte: »Deſto weniger dürfen wir von einander gehen, damit jedes ſeiner Wohnung nah bleibt!« Doch wußten ſie nicht, daß ſie in ihren Reden eben ſo artige Witze machten, als auf den vielfach geformten Lebkuchen zu leſen waren, und fuhren fort, dieſe ſüße einfache Liebesliteratur zu ſtudiren, die da ausgebreitet lag und beſonders auf vielfach verzierte kleine und große Herzen geklebt war. Alles dünkte ſie ſchön und einzig zutreffend; als Vrenchen auf einem vergoldeten Herzen, das wie eine Lyra mit Saiten beſpannt war, las: Mein Herz iſt wie ein Zitherſpiel, rührt man es viel, ſo tönt es viel! ward ihm ſo muſikaliſch zu Muth, daß es glaubte, ſein eigenes Herz klingen zu hören. Ein Napoleonsbild war da, welches aber auch der Träger eines verliebten Spruches ſein mußte, denn es ſtand darunter geſchrieben: Groß war der Held Napoleon, ſein Schwert von Stahl, ſein Herz von Thon; meine Liebe trägt ein Röslein frei, doch iſt ihr Herz wie Stahl ſo treu! — Während ſie aber beiderſeitig in das Leſen vertieft ſchienen, nahm jedes die Gelegenheit wahr, einen heimlichen Einkauf zu machen. Sali kaufte für Vrenchen ein vergoldetes Ringelchen mit einem grünen Glasſteinchen, und Vrenchen einen Ring von ſchwarzem Gemshorn, auf welchem ein goldenes Vergißmeinnicht eingelegt war. Wahrſcheinlich hatten ſie den gleichen Gedanken, ſich dieſe armen Zeichen bei der Trennung zu geben.

Während ſie in dieſe Dinge ſich verſenkten, waren ſie ſo vergeſſen, daß ſie nicht bemerkten, wie nach und nach ein weiter Ring ſich um ſie gebildet hatte von Leuten, die ſie aufmerkſam und neugierig betrachteten. Denn da viele junge Burſche und Mädchen aus ihrem Dorfe hier waren, ſo waren ſie erkannt worden, und Alles ſtand jetzt in einiger Entfernung um ſie herum und ſah mit Verwunderung auf das wohlgeputzte Paar, welches in andächtiger Innigkeit die Welt um ſich her zu vergeſſen ſchien. »Ei ſeht! hieß es, das iſt ja wahrhaftig das Vrenchen Marti und der Sali aus der Stadt! Die haben ſich ja ſäuberlich gefunden und verbunden! Und welche Zärtlichkeit und Freundſchaft, ſeht doch, ſeht! Wo die wohl hinaus wollen?« Die Verwunderung dieſer Zuſchauer war ganz ſeltſam gemiſcht aus Mitleid mit dem Unglück, aus Verachtung der Verkommenheit und Schlechtigkeit der Ältern und aus Neid gegen das Glück und die Einigkeit des Paares, welches auf eine ganz ungewöhnliche und faſt vornehme Weiſe verliebt und aufgeregt ſchien und in dieſer rückhaltloſen Hingebung und Selbſtvergeſſenheit dem rohen Völkchen eben ſo fremd erſchien, wie in ſeiner Verlaſſenheit und Armuth. Als ſie daher endlich aufwachten und um ſich ſahen, erſchauten ſie nichts als gaffende Geſichter von allen Seiten, Niemand grüßte ſie und ſie wußten nicht, ſollten ſie Jemand grüßen und dieſe Verfremdung und Unfreundlichkeit war von beiden Seiten mehr Verlegenheit als Abſicht. Es wurde Vrenchen bang und heiß, es wurde bleich und roth, Sali nahm es aber bei der Hand und führte das arme Weſen hinweg, das ihm mit ſeinem Haus in der Hand willig folgte, obgleich die Trompeten im Wirthshauſe luſtig ſchmetterten und Vrenchen ſo gern tanzen wollte. »Hier können wir nicht tanzen! ſagte Sali, als ſie ſich etwas entfernt hatten, wir würden hier wenig Freude haben, wie es ſcheint!« »Jedenfalls« ſagte Vrenchen traurig, »es wird auch am beſten ſein, wir laſſen es ganz bleiben und ich ſehe, wo ich ein Unterkommen finde!« »Nein,« rief Sali, »Du ſollſt einmal tanzen, ich habe Dir darum Schuhe gebracht! Wir wollen gehen, wo das arme Volk ſich luſtig macht, zu dem wir jetzt auch gehören, da werden ſie uns nicht verachten; im Paradiesgärtchen wird jedesmal auch getanzt, wenn hier Kirchweih iſt, da es in die Kirchgemeinde gehört, und dorthin wollen wir gehen, dort kannſt Du zur Noth auch übernachten.« Vrenchen ſchauerte zuſammen bei dem Gedanken, nun zum erſten Mal an einem unbekannten Ort zu ſchlafen, doch folgte es willenlos ſeinem Führer, der jetzt alles war, was es in der Welt hatte. Das Paradiesgärtlein war ein ſchöngelegenes Wirthshaus an einer einſamen Berghalde, das weit über das Land weg ſah, in welchem aber an ſolchen Vergnügungstagen nur das ärmere Volk, die Kinder der ganz kleinen Bauern und Tagelöhner und ſogar mancherlei fahrendes Geſinde verkehrte. Vor hundert Jahren war es als ein kleines Landhaus von einem reichen Sonderling gebaut worden, nach welchem Niemand mehr da wohnen mochte, und da der Platz ſonſt zu nichts zu gebrauchen war, ſo gerieth der wunderliche Landſitz in Verfall und zuletzt in die Hände eines Wirthes, der da ſein Weſen trieb. Der Name und die demſelben entſprechende Bauart waren aber dem Hauſe geblieben. Es beſtand nur aus einem Erdgeſchoß, über welchem ein offener Eſtrich gebaut war, deſſen Dach an den vier Ecken von Bildern aus Sandſtein getragen wurde, ſo die vier Erzengel vorſtellten und gänzlich verwittert waren. Auf dem Geſimſe des Daches ſaßen rings herum kleine muſizirende Engel mit dicken Köpfen und Bäuchen, den Triangel, die Geige, die Flöte, Cimbel und Tamburin ſpielend, ebenfalls aus Sandſtein, und die Inſtrumente waren urſprünglich vergoldet geweſen. Die Decke inwendig, ſowie die Bruſtwehr des Eſtrichs und das übrige Gemäuer des Hauſes waren mit verwaſchenen Freskomalereien bedeckt, welche luſtige Engelſcharen, ſowie ſingende und tanzende Heilige darſtellten. Aber alles war verwiſcht und undeutlich wie ein Traum und überdies reichlich mit Weinreben überſponnen, und blaue reifende Trauben hingen überall in dem Laube. Um das Haus herum ſtanden verwilderte Kaſtanienbäume, und knorrige ſtarke Roſenbüſche, auf eigene Hand fortlebend, ſtanden da und dort ſo wild herum, wie anderswo die Hollunderbäume. Der Eſtrich diente zum Tanzſaal; als Sali mit Vrenchen daher kam, ſahen ſie ſchon von weitem die Paare unter dem offenen Dache ſich drehen, und rund um das Haus zechten und lärmten eine Menge luſtiger Gäſte. Vrenchen, welches andächtig und wehmüthig ſein Liebeshaus trug, glich einer heiligen Kirchenpatronin auf alten Bildern, welche das Modell eines Domes oder Kloſters auf der Hand hält, ſo ſie geſtiftet; aber aus der frommen Stiftung, die ihm im Sinne lag, konnte nichts werden. Als es aber die wilde Muſik hörte, welche vom Eſtrich ertönte, vergaß es ſein Leid und verlangte endlich nichts, als mit Sali zu tanzen. Sie drängten ſich durch die Gäſte, die vor dem Hauſe ſaßen und in der Stube, verlumpte Leute aus Seldwyla, die eine billige Landpartie machten, armes Volk von allen Enden, und ſtiegen die Treppe hinauf und ſogleich drehten ſie ſich im Walzer herum, keinen Blick von einander abwendend. Erſt als der Walzer zu Ende, ſahen ſie ſich um; Vrenchen hatte ſein Haus zerdrückt und zerbrochen und wollte eben betrübt darüber werden, als es noch mehr erſchrak über den ſchwarzen Geiger, in deſſen Nähe ſie ſtanden. Er ſaß auf einer Bank, die auf einem Tiſche ſtand und ſah ſo ſchwarz aus wie gewöhnlich; nur hatte er heute einen grünen Tannenbuſch auf ſein Hütchen geſteckt, zu ſeinen Füßen hatte er eine Flaſche Rothwein und ein Glas ſtehen, welche er nie umſtieß, obgleich er fortwährend mit den Beinen ſtrampelte, wenn er geigte, und ſo eine Art von Eiertanz damit vollbrachte. Neben ihm ſaß noch ein ſchöner aber trauriger junger Menſch mit einem Waldhorn und ein Bucklicher ſtand an einer Baßgeige. Sali erſchrak auch, als er den Geiger erblickte; dieſer grüßte ſie aber auf das Freundlichſte und rief: »Ich habe doch gewußt, daß ich euch noch einmal aufſpielen werde! So macht euch nur recht luſtig, ihr Schätzchen und thut mir Beſcheid!« Er bot Sali das volle Glas und

Sali trank und that ihm Beſcheid. Als der Geiger ſah, wie erſchrocken Vrenchen war, ſuchte er ihm freundlich zuzureden und machte einige faſt anmuthige Scherze, die es zum Lachen brachten. Es ermunterte ſich wieder und nun waren ſie froh, hier einen Bekannten zu haben und gewiſſermaßen unter dem beſonderen Schutze des Geigers zu ſtehen. Sie tanzten nun ohne Unterlaß, ſich und die Welt vergeſſend in dem Drehen, Singen und Lärmen, welches in und außer dem Hauſe rumorte und vom Berge weit in die Gegend hinausſchallte, welche ſich allmälig in den ſilbernen Duft des Herbſtabends hüllte. Sie tanzten bis es dunkelte und der größere Theil der luſtigen Gäſte ſich ſchwankend und johlend nach allen Seiten entfernte. Was noch zurückblieb, war das eigentliche Hudelvölkchen, welches nirgends zu Hauſe war und ſich zum guten Tag auch noch eine gute Nacht machen wollte. Unter dieſen waren einige, welche mit dem Geiger gut bekannt ſchienen und fremdartig ausſahen in ihrer zuſammengewürfelten Tracht. Beſonders ein junger Burſche fiel auf, der eine grüne Mancheſterjacke trug und einen zerknitterten

Strohhut, um den er einen Kranz von Ebereſchen oder Vogelbeerbüſcheln gebunden hatte. Dieſer führte eine wilde Perſon mit ſich, die einen Rock von kirſchrothem weiß getüpfeltem Kattun trug und ſich einen Reifen von Rebenſchoßen um den Kopf gebunden, ſo daß an jeder Schläfe eine blaue Traube hing. Dies Paar war das ausgelaſſenſte von allen, tanzte und ſang unermüdlich und war in allen Ecken zugleich. Dann war noch ein ſchlankes hübſches Mädchen da, welches ein ſchwarzſeidenes abgeſchoſſenes Kleid trug und ein weißes Tuch um den Kopf, daß der Zipfel über den Rücken fiel. Das Tuch zeigte rothe, eingewobene Streifen, und war eine gute leinene Handzwehle oder Serviette. Darunter leuchteten aber ein paar veilchenblaue Augen hervor. Um den Hals und auf der Bruſt hing eine ſechsfache Kette von Vogelbeeren auf einen Faden gezogen und erſetzte die ſchönſte Korallenſchnur. Dieſe Geſtalt tanzte fortwährend allein mit ſich ſelbſt und verweigerte hartnäckig mit einem der Geſellen zu tanzen. Nichts deſto minder bewegte ſie ſich anmuthig und leicht herum und lächelte jedesmal, wenn ſie ſich an dem traurigen Waldhornbläſer vorüberdrehte, wozu dieſer immer den Kopf abwandte. Noch einige andere vergnügte Frauensleute waren da mit ihren Beſchützern, alle von dürftigem Ausſehen, aber ſie waren um ſo luſtiger und in beſter Eintracht unter einander. Als es gänzlich dunkel war, wollte der Wirth keine Lichter anzünden, da er behauptete, der Wind löſche ſie aus, auch ginge der Vollmond ſogleich auf und für das, was ihm dieſe Herrſchaften einbrächten, ſei das Mondlicht gut genug. Dieſe Eröffnung wurde mit großem Wohlgefallen aufgenommen; die ganze Geſellſchaft ſtellte ſich an die Brüſtung des luftigen Saales und ſah dem Aufgange des Geſtirnes entgegen, deſſen Röthe ſchon am Horizonte ſtand, und ſobald der Mond aufging und ſein Licht quer durch den Eſtrich des Paradiesgärtels warf, tanzten ſie im Mondſchein weiter, und zwar ſo ſtill, artig und ſeelenvergnügt, als ob ſie im Glanze von hundert Wachskerzen tanzten. Das ſeltſame Licht machte Alle vertrauter und ſo konnten Sali und Vrenchen nicht umhin, ſich unter die gemeinſame Luſtbarkeit zu miſchen und auch mit andern zu tanzen. Aber jedesmal, wenn ſie ein Weilchen getrennt geweſen, flogen ſie zuſammen und feierten ein Wiederſehen, als ob ſie ſich Jahre lang geſucht und endlich gefunden. Sali machte ein trauriges und unmuthiges Geſicht wenn er mit einer Andern tanzte und drehte fortwährend das Geſicht nach Vrenchen hin, welches ihn nicht anſah, wenn es vorüberdrehte, glühte wie eine Purpurroſe und überglücklich ſchien, mit wem es auch tanzte. »Biſt Du eiferſüchtig, Sali?« fragte es ihn, als die Muſikanten müde waren und aufhörten. »Gott bewahre!« ſagte er, »ich wüßte nicht, wie ich es anfangen ſollte!« »Warum biſt Du denn ſo bös, wenn ich mit Andern tanze?« »Ich bin nicht darüber bös, ſondern weil ich mit Andern tanzen muß! Ich kann kein anderes Mädchen ausſtehen, es iſt mir, als wenn ich ein Stück Holz im Arm habe, wenn Du es nicht biſt!« »Und Du? wie geht es Dir?» »O, ich bin immer wie im Himmel, wenn ich nur tanze und weiß, daß Du zugegen biſt! Aber ich glaube, ich würde ſogleich todt umfallen, wenn Du weggingeſt und mich da ließeſt!« Sie waren hinabgegangen und ſtanden vor dem Hauſe; Vrenchen umſchloß ihn mit beiden Armen, ſchmiegte ſeinen heißen zitternden Leib an ihn, drückte ſeine glühende Wange, die von heißen Thränen feucht war, an ſein Geſicht und ſagte ſchluchzend: »Wir können nicht zuſammen ſein und doch kann ich nicht von Dir laſſen, nicht einen Augenblick mehr, nicht eine Minute!« Sali umarmte und drückte das Mädchen heftig an ſich und bedeckte es mit Küſſen. Seine verwirrten Gedanken rangen nach einem Ausweg, aber er ſah keinen. Wenn auch das Elend und die Hoffnungsloſigkeit ſeiner Herkunft zu überwinden geweſen wären, ſo war ſeine Jugend und unerfahrene Leidenſchaft nicht beſchaffen, eine lange Zeit der Prüfung und Entſagung vorzunehmen und zu überſehen, und dann wäre erſt noch Vrenchens Vater da geweſen, welchen er zeitlebens elend gemacht. Das Gefühl, in der bürgerlichen Welt nur in einer ganz ehrlichen und gewiſſenfreien Ehe glücklich ſein zu können, war in ihm eben ſo lebendig wie in Vrenchen und in beiden verlaſſenen Weſen war es die letzte Flamme der Ehre, die in früheren Zeiten in ihren Häuſern geherrſcht hatte und welche die ſich ſicher fühlenden Väter durch einen unſcheinbaren Mißgriff über den Haufen geworfen, als ſie, eben dieſe Ehre zu äufnen wähnend durch Vermehrung ihres Eigenthums, ſo gedankenlos ſich das Gut eines Verſchollenen aneigneten, ganz gefahrlos, wie ſie meinten. Das geſchieht nun freilich alle Tage; aber zuweilen ſtellt das Schickſal ein Exempel auf und läßt zwei ſolche Äufner ihrer Hausehre und ihres Gutes zuſammentreffen, die ſich dann unfehlbar aufreiben und auffreſſen wie zwei wilde Thiere. Denn die Mehrer des Reiches verrechnen ſich nicht nur auf den Thronen, ſondern zuweilen auch in den niederſten Hütten und langen ganz am entgegengeſetzten Ende an, als wohin ſie zu kommen trachteten und der Schild der Ehre iſt im Umſehen eine Tafel der Schande. Sali und Vrenchen hatten aber noch die Ehre ihres Hauſes geſehen in zarten Kinderjahren und erinnerten ſich, wie wohlgepflegte Kinderchen ſie geweſen und wie ihre Väter ausgeſehen wie andere Männer, geachtet und ſicher. Dann waren ſie auf lange getrennt worden und als ſie ſich wiederfanden, ſahen ſie in ſich zugleich das verſchwundene Glück des Hauſes und beider Neigung klammerte ſich nur um ſo heftiger in einander. Sie mochten ſo gern fröhlich und glücklich ſein, aber nur auf einem guten Grund und Boden, und dieſer ſchien ihnen unerreichbar, während ihr wallendes Blut am liebſten gleich zuſammengeſtrömt wäre. »Nun iſt es Nacht, rief Vrenchen, und wir ſollen uns trennen!« »Ich ſoll nach Hauſe gehen und Dich allein laſſen?« rief Sali, »nein, das kann ich nicht!« »Dann wird es Tag werden und nicht beſſer um uns ſtehen!«

»Ich will euch einen Rath geben, ihr närriſchen Dinger!« tönte eine ſchrille Stimme hinter ihnen und der Geiger trat vor ſie hin. »Da ſteht ihr, ſagte er, und wißt nicht wo aus und hättet euch gern. Ich rathe euch, nehmt euch, wie ihr ſeid und ſäumet nicht. Kommt mit mir und meinen guten Freunden in die Berge, da brauchet ihr keinen Pfarrer, kein Geld, keine Schriften, keine Ehre, kein Bett, nichts als eueren guten Willen! Es iſt gar nicht ſo übel bei uns, geſunde Luft und genug zu eſſen, wenn man thätig iſt; die grünen Wälder ſind unſer

Haus, wo wir uns lieb haben, wie es uns gefällt, und im Winter machen wir uns die wärmſten Schlupfwinkel oder kriechen den Bauern in's warme Heu. Alſo kurz entſchloſſen, haltet gleich hier Hochzeit und kommt mit uns, dann ſeid ihr aller Sorgen los und habt euch für immer und ewiglich, ſo lang es euch gefällt wenigſtens; denn alt werdet ihr bei unſerem freien Leben, das könnt ihr glauben! Denkt nicht etwa, daß ich euch nachtragen will, was eure Alten an mir gethan! Nein! es macht mir zwar Vergnügen, euch da angekommen zu ſehen, wo ihr ſeid; allein damit bin ich zufrieden, und werde euch behülflich und dienſtfertig ſein, wenn ihr mir folgt.« Er ſagte das wirklich in einem aufrichtigen und gemüthlichen Tone. »Nun, beſinnt euch ein bischen, aber folget mir, wenn ich euch gut zum Rath bin! Laßt fahren die Welt und nehmet euch und fraget Niemandem was nach! Denkt an das luſtige Hochzeitbett im tiefen Wald oder auf einem Heuſtock, wenn es euch zu kalt iſt!« Damit ging er in's Haus. Vrenchen zitterte in Salis Armen und dieſer ſagte: »Was meinſt Du dazu? Mich dünkt, es wäre nicht übel, die ganze Welt in den Wind zu ſchlagen und uns dafür zu lieben ohne Hinderniß und Schranken!« Er ſagte es aber mehr als einen verzweifelten Scherz, denn im Ernſt. Vrenchen aber erwiederte ganz treuherzig und küßte ihn: »Nein, dahin möchte ich nicht gehen, denn da geht es auch nicht nach meinem Sinne zu. Der junge Menſch mit dem Waldhorn und das Mädchen in dem ſeidenen Rock gehören auch ſo zu einander und ſollen ſehr verliebt geweſen ſein. Nun ſei letzte Woche die Perſon ihm zum erſten Mal untreu geworden, was ihm nicht in den Kopf wolle und deshalb ſei er ſo traurig und ſchmolle mit ihr und mit den Andern, die ihn auslachen. Sie aber thut eine muthwillige Buße, indem ſie allein tanzt und mit Niemand ſpricht, und lacht ihn auch nur aus damit. Dem armen Muſikanten ſieht man es jedoch an, daß er ſich noch heute mit ihr verſöhnen wird. Wo es aber ſo hergeht, möchte ich nicht ſein, denn nie möcht' ich Dir untreu werden, wenn ich auch ſonſt noch alles ertragen würde, um Dich zu beſitzen!« Indeſſen aber fieberte das arme Vrenchen immer heftiger an Salis Bruſt; denn ſchon ſeit dem

Mittag, wo jene Wirthin es für eine Braut gehalten und es eine ſolche ohne Widerrede vorgeſtellt, lohte ihm das Brautweſen im Blute und je hoffnungsloſer es war, um ſo wilder und unbezwinglicher. Dem Sali erging es eben ſo ſchlimm, da die Reden des Geigers, ſo wenig er ihnen folgen mochte, dennoch ſeinen Kopf verwirrten und er ſagte mit rathlos ſtockender Stimme: »Komm herein, wir müſſen wenigſtens noch was eſſen und trinken. Sie gingen in die Gaſtſtube, wo Niemand mehr war, als die kleine Geſellſchaft der Heimatloſen, welche bereits um einen Tiſch ſaß und eine ſpärliche Mahlzeit hielt. »Da kommt unſer Hochzeitpaar!« rief der Geiger, »jetzt ſeid luſtig und fröhlich und laßt euch zuſammengeben!« Sie wurden an den Tiſch genöthigt und flüchteten ſich vor ſich ſelbſt an denſelben hin; ſie waren froh, nur für den Augenblick unter Leuten zu ſein. Sali beſtellte Wein und reichlichere Speiſen, und es begann eine große Fröhlichkeit. Der Schmollende hatte ſich mit der Untreuen verſöhnt und das Paar liebkoſ'te ſich in begieriger Seligkeit; das andere wilde Paar ſang und trank und ließ es ebenfalls nicht an Liebesbezeugungen fehlen, und der Geiger nebſt dem buckligen Baßgeiger lärmten in's Blaue hinein. Sali und Vrenchen waren ſtill und hielten ſich umſchlungen; auf einmal gebot der Geiger Stille und führte eine ſpaßhafte Ceremonie auf, welche eine Trauung vorſtellen ſollte. Sie mußten ſich die Hände geben und die Geſellſchaft ſtand auf und trat der Reihe nach zu ihnen, um ſie zu beglückwünſchen und in ihrer Verbrüderung willkommen zu heißen. Sie ließen es geſchehen, ohne ein Wort zu ſagen, und betrachteten es als einen Spaß, während es ſie doch kalt und heiß durchſchauerte.

Die kleine Verſammlung wurde jetzt immer lauter und aufgeregter, angefeuert durch den ſtärkeren Wein, bis plötzlich der Geiger zum Aufbruch mahnte. »Wir haben weit, rief er, und Mitternacht iſt vorüber! Auf! wir wollen dem Brautpaar das Geleit geben und ich will vorausgeigen, daß es eine Art hat!« Da die rathloſen Verlaſſenen nichts beſſeres wußten und überhaupt ganz verwirrt waren, ließen ſie abermals geſchehen, daß man ſie voranſtellte und die übrigen zwei Paare einen Zug hinter ihnen formirten, welchen der Bucklige beſchloß mit ſeiner Baßgeige auf dem Rücken. Der Schwarze zog voran und ſpielte auf ſeiner Geige wie beſeſſen den Berg hinunter, und die anderen lachten, ſangen und ſprangen hintendrein. So ſtrich der tolle nächtliche Zug durch die ſtillen Felder und durch das Heimathdorf Salis und Vrenchens, deſſen Bewohner längſt ſchliefen.

Als ſie durch die ſtillen Gaſſen kamen und an ihren verlorenen Vaterhäuſern vorüber, ergriff ſie eine ſchmerzhaft wilde Laune und ſie tanzten mit den Andern um die Wette hinter dem Geiger her, küßten ſich, lachten und weinten. Sie tanzten auch den Hügel hinauf, über welchen der Geiger ſie anführte, wo die drei Äcker lagen, und oben ſtrich der ſchwärzliche Kerl die Geige noch einmal ſo wild, ſprang und hüpfte wie ein Geſpenſt, und ſeine Gefährten blieben nicht zurück in der Ausgelaſſenheit, ſo daß es ein wahrer Blocksberg war auf der ſtillen Höhe; ſelbſt der Bucklige ſprang keuchend mit ſeiner Laſt herum und keines ſchien mehr das andere zu ſehen. Sali faßte Vrenchen feſter in den Arm und zwang es ſtill zu ſtehen; denn er war zuerſt zu ſich gekommen. Er küßte es, damit es ſchweige, heftig auf den Mund, da es ſich ganz vergeſſen hatte und laut ſang. Es verſtand ihn endlich und ſie ſtanden ſtill und lauſchend, bis ihr tobendes Hochzeitgeleite das Feld entlang geraſt war und, ohne ſie zu vermiſſen, am Ufer des Stromes hinauf ſich verzog. Die Geige, das Gelächter der Mädchen und die Jauchzer der Burſche tönten aber noch eine gute Zeit durch die Nacht, bis zuletzt alles verklang und ſtill wurde.

»Dieſen ſind wir entflohen, ſagte Sali, aber wie entfliehen wir uns ſelbſt? Wie meiden wir uns?«

Vrenchen war nicht im Stande zu antworten und lag hochaufathmend an ſeinem Halſe. »Soll ich Dich nicht lieber ins Dorf zurückbringen und Leute wecken, daß ſie Dich aufnehmen? Morgen kannſt Du ja dann Deines Weges ziehen und gewiß wird es Dir wohl gehen, Du kommſt überall fort!«

»Fortkommen, ohne Dich!«

»Du mußt mich vergeſſen!«

»Das werde ich nie!« Könnteſt denn Du es thun!

»Darauf kommt's nicht an, mein Herz! ſagte Sali und ſtreichelte ihm die heißen Wangen, je nachdem es ſie leidenſchaftlich an ſeiner Bruſt herumwarf,« es handelt ſich jetzt nur um Dich; Du biſt noch ſo ganz jung und es kann Dir noch auf allen Wegen gut gehen!«

»Und Dir nicht auch, Du alter Mann?«

»Komm!« ſagte Sali und zog es fort. Aber ſie gingen nur einige Schritte und ſtanden wieder ſtill, um ſich bequemer zu umſchlingen und zu herzen. Die Stille der Welt ſang und muſizirte ihnen durch die Seelen, man hörte nur den Fluß unten ſacht und lieblich rauſchen im langſamen Ziehen.

»Wie ſchön iſt es da rings herum! Hörſt Du nicht etwas tönen, wie ein ſchöner Geſang oder ein Geläute!«

»Es iſt das Waſſer das rauſcht! Sonſt iſt alles ſtill.«

Nein, es iſt noch etwas anderes, hier, dort hinaus, überall tönt's!«

»Ich glaube, wir hören unſer eigenes Blut in unſern Ohren rauſchen!«

Sie horchten ein Weilchen auf dieſe eingebildeten oder wirklichen Töne, welche von der großen Stille herrührten oder welche ſie mit den magiſchen Wirkungen des Mondlichtes verwechſelten, welches nah und fern über die grauen Herbſtnebel wallte, welche tief auf den Gründen lagen. Plötzlich fiel Vrenchen etwas ein; es ſuchte in ſeinem Bruſtgewand und ſagte: »Ich habe Dir noch ein Andenken gekauft, das ich Dir geben wollte!« Und es gab ihm den einfachen Ring und ſteckte ihm denſelben ſelbſt an den Finger. Sali nahm ſein Ringlein auch hervor und ſteckte ihn an Vrenchens Hand, indem er ſagte: So haben wir die gleichen Gedanken gehabt! Vrenchen hielt ſeine Hand in das bleiche Silberlicht und betrachtete den Ring. »Ei, wie ein feiner Ring!« ſagte es lachend; »nun ſind wir aber doch verlobt und verſprochen, Du biſt mein Mann und ich Deine Frau, wir wollen es einmal einen Augenblick lang denken, nur bis jener Nebelſtreif am Mond vorüber iſt oder bis wir zwölf gezählt haben! Küſſe mich zwölfmal!«

Sali liebte gewiß eben ſo ſtark als Vrenchen, aber die Heirathsfrage war in ihm doch nicht ſo leidenſchaftlich lebendig als ein beſtimmtes Entweder — oder, als ein unmittelbares Sein oder Nichtſein, wie in Vrenchen, welches nur das Eine zu fühlen fähig war und mit leidenſchaftlicher Entſchiedenheit unmittelbar Tod oder Leben darin ſah. Aber jetzt ging ihm endlich ein Licht auf und das weibliche Gefühl des jungen Mädchens ward in ihm auf der Stelle zu einem wilden und heißen Verlangen und eine glühende Klarheit erhellte ihm die Sinne. So heftig er Vrenchen ſchon umarmt und liebkoſt hatte, that er es jetzt doch ganz anders und ſtürmiſcher und überſäete es mit Küſſen. Vrenchen fühlte trotz aller eigenen Leidenſchaft auf der Stelle dieſen Wechſel und ein heftiges Zittern durchfuhr ſein ganzes Weſen, aber ehe jener Nebelſtreif am Monde vorüber war, war es auch davon ergriffen. Im heftigen Schmeicheln und Ringen begegneten ſich ihre ringgeſchmückten Hände und faßten ſich feſt, wie von ſelbſt eine Trauung vollziehend, ohne den Befehl eines Willens. Salis Herz klopfte bald wie mit Hämmern, bald ſtand es ſtill, er athmete ſchwer und ſagte leiſe: Es giebt Eines für uns, Vrenchen, wir halten Hochzeit zu dieſer Stunde und gehen dann aus der Welt — dort iſt das tiefe Waſſer — dort ſcheidet uns Niemand mehr und wir ſind zuſammen geweſen — ob kurz oder lang, das kann uns dann gleich ſein. —

Vrenchen ſagte ſogleich: »Sali — was Du da ſagſt, habe ich ſchon lang bei mir gedacht und ausgemacht, nämlich daß wir ſterben könnten und dann Alles vorbei wäre — ſo ſchwör' mir es, daß Du es mit mir thun willſt!«

»Es iſt ſchon ſo gut wie gethan, es nimmt Dich Niemand mehr aus meiner Hand, als der Tod!« rief Sali außer ſich. Vrenchen aber athmete hoch auf, Thränen der Freude entſtrömten ſeinen Augen; es raffte ſich auf und ſprang leicht wie ein Vogel über das Feld gegen den Fluß hinunter. Sali eilte ihm nach; denn er glaubte, es wolle ihm entfliehen, und Vrenchen glaubte er wolle es zurückhalten, ſo ſprangen ſie einander nach und Vrenchen lachte wie ein

Kind, welches ſich nicht will fangen laſſen. »Reut es Dich ſchon?« rief Eines zum Andern, als ſie am Fluſſe angekommen waren und ſich ergriffen; »nein! es freut mich immer mehr!« erwiederte ein Jedes. Aller Sorgen ledig gingen ſie am Ufer hinunter und überholten die eilenden Waſſer, ſo haſtig ſuchten ſie eine Stätte, um ſich niederzulaſſen; denn ihre Leidenſchaft ſah jetzt nur den Rauſch der Seligkeit, der in ihrer Vereinigung lag, und der ganze Werth und Inhalt des übrigen Lebens drängte ſich in dieſem zuſammen; was danach kam, Tod und Untergang, war ihnen ein Hauch, ein Nichts, und ſie dachten weniger daran, als ein Leichtſinniger denkt, wie er den andern Tag leben will, wenn er ſeine letzte Habe verzehrt.

»Meine Blumen gehen mir voraus, rief Vrenchen, ſieh, ſie ſind ganz dahin und verwelkt!« Es nahm ſie von der Bruſt, warf ſie ins Waſſer und ſang laut dazu: »Doch ſüßer als ein Mandelkern iſt meine Lieb' zu Dir!«

»Halt! rief Sali, hier iſt Dein Brautbett!«

Sie waren an einen Fahrweg gekommen, der vom Dorfe her an den Fluß führte, und hier war eine Landungsſtelle, wo ein großes Schiff, hoch mit Heu beladen, angebunden lag. In wilder Laune begann er unverweilt die ſtarken Seile loszubinden, Vrenchen fiel ihm lachend in den Arm und rief: »Was willſt Du thun? Wollen wir den Bauern ihr Heuſchiff ſtehlen zu guter Letzt?« »Das ſoll die Ausſteuer ſein, die ſie uns geben, eine ſchwimmende Bettſtelle und ein Bett, wie noch keine Braut gehabt! Sie werden überdies ihr Eigenthum unten wieder finden, wo es ja doch hin ſoll und werden es nicht wiſſen, was damit geſchehen iſt. Sieh, ſchon ſchwankt es und will hinaus!«

Das Schiff lag einige Schritte vom Ufer entfernt im tieferen Waſſer. Sali hob Vrenchen mit ſeinen Armen hoch empor und ſchritt durch das Waſſer gegen das Schiff; aber es liebkoſ'te ihn ſo heftig ungeberdig und zappelte wie ein Fiſch, daß er im ziehenden Waſſer keinen Stand halten konnte. Es ſtrebte Geſicht und Hände ins Waſſer zu tauchen und rief: »Ich will auch das kühle Waſſer verſuchen! Weißt Du noch, wie kalt und naß unſere Hände waren, als wir ſie uns zum erſten Mal gaben? Fiſche fingen wir damals, jetzt werden wir ſelber Fiſche ſein und zwei ſchöne große!« »Sei ruhig, Du lieber Teufel!« ſagte Sali, der Mühe hatte zwiſchen dem tobenden Liebchen und den Wellen ſich aufrecht zu halten, »es zieht mich ſonſt fort!« Er hob ſeine Laſt in das Schiff und ſchwang ſich nach; er hob ſie auf die hochgebettete weiche und duftende Ladung und ſchwang ſich auch hinauf, und als ſie oben ſaßen, trieb das Schiff allmälig in die Mitte des Stromes hinaus und ſchwamm dann, ſich langſam drehend, zu Thal.

Der Fluß zog bald durch hohe dunkle Wälder, die ihn überſchatteten, bald durch offenes Land; bald an ſtillen Dörfern vorbei, bald an einzelnen Hütten; hier gerieth er in eine Stille, daß er einem ruhigen See glich und das Schiff beinah ſtill hielt, dort ſtrömte er um Wälder und ließ die ſchlafenden Ufer ſchnell hinter ſich; und als die Morgenröthe aufſtieg, tauchte zugleich eine Stadt mit ihren Thürmen aus dem ſilbergrauen Strome. Der untergehende Mond, roth wie Gold, legte eine glänzende Bahn den Strom hinauf und auf dieſer kam das Schiff langſam überquer gefahren. Als es ſich der

Stadt näherte, glitten im Froſte des Herbſtmorgens zwei bleiche Geſtalten, die ſich feſt umwanden, von der dunklen Maſſe herunter in die kalten Fluthen.

Das Schiff legte ſich eine Weile nachher unbeſchädigt an eine Brücke und blieb da ſtehen. Als man ſpäter unterhalb der Stadt die Leichen fand und ihre Herkunft ausgemittelt hatte, war in den Zeitungen zu leſen, zwei junge Leute, die Kinder zweier blutarmen zu Grunde gegangenen Familien, welche in unverſöhnlicher Feindſchaft lebten, hätten im Waſſer den Tod geſucht, nachdem ſie einen ganzen Nachmittag herzlich mit einander getanzt und ſich beluſtigt auf einer Kirchweih. Es ſei dies Ereigniß vermuthlich in Verbindung zu bringen mit einem Heuſchiff aus jener Gegend, welches ohne Schiffleute in der Stadt gelandet ſei, und man nehme an, die jungen Leute haben das Schiff entwendet, um darauf ihre verzweifelte und gottverlaſſene Hochzeit zu halten, abermals ein Zeichen von der um ſich greifenden Entſittlichung und Verwilderung der Leidenſchaften.

Was die Sittlichkeit betrifft, ſo bezweckt dieſe

Erzählung keineswegs, die That zu beſchönigen und zu verherrlichen; denn höher als dieſe verzweifelte Hingebung wäre jedenfalls ein entſagendes Zuſammenraffen und ein ſtilles Leben voll treuer Mühe und Arbeit geweſen, und da dieſe die mächtigſten Zauberer ſind in Verbindung mit der Zeit, ſo hätten ſie vielleicht noch alles möglich gemacht; denn ſie verändern mit ihrem unmerklichen Einfluſſe die Dinge, vernichten die Vorurtheile, ſtellen die Ehre her und erneuen das Gewiſſen, ſo daß die wahre Treue nie ohne Hoffnung iſt.

Was aber die Verwilderung der Leidenſchaften angeht, ſo betrachten wir dieſen und ähnliche Vorfälle, welche alle Tage im niederen Volke vorkommen, nur als ein weiteres Zeugniß, daß dieſes allein es iſt, welches die Flamme der kräftigen Empfindung und Leidenſchaft nährt und wenigſtens die Fähigkeit des Sterbens für eine Herzensſache aufbewahrt, daß ſie zum Troſte der Romanzendichter nicht aus der Welt verſchwindet. Das gleichgültige Eingehen und Löſen von »Verhältniſſen« unter den gebildeten Ständen von heute, das ſelbſtſüchtige frivole Spiel mit denſelben, die große Leichtigkeit, mit welcher heutzutage junge Leutchen zu trennen und auseinander zu bringen ſind, wenn ihre Neigung irgend außer der Berechnung liegt, ſind zehnmal widerwärtiger, als jene Unglücksfälle, welche jetzt die Protokolle der Polizeibehörden füllen und ehedem die Schreibtafeln der Balladenſänger füllten. Wir ſehen alle Tage etwa einen wohlgekleideten Herrn, der ſeine Frau oder Braut mitten auf der Straße plötzlich ſtehen läßt und auf die Seite ſpringt, weil irgend einem Schlächter eine alte Kuh entſprungen iſt und bedrohlich dahergerannt kommt. Höchſtens aus der Ferne, hinter einer Hausthür hervor, ſchwingt er ſein Stöckchen und macht: Bſcht! Bſcht! Solche Leute werden ſich allerdings nicht aus Eigenſinn und Leidenſchaft um's Leben bringen, wenn man ſie trennen will. Ebenſowenig diejenigen, welche in allen Zeitungen ihre »ſtattgefundene« Verlobung anzeigen und vierzehn Tage darauf einen Inſeratenkrieg führen, wo jeder Part ſich rühmt und behauptet, das »Verhältniß« zuerſt abgebrochen zu haben.

Die drei gerechten Kammmacher.

Die Leute von Seldwyla haben bewieſen, daß eine ganze Stadt von Ungerechten oder Leichtſinnigen zur Noth fortbeſtehen kann im Wechſel der Zeiten und des Verkehrs; die drei Kammmacher aber, daß nicht drei Gerechte lang unter einem Dache leben können, ohne ſich in die Haare zu gerathen. Es iſt hier aber nicht die himmliſche Gerechtigkeit gemeint oder die natürliche Gerechtigkeit des menſchlichen Gewiſſens, ſondern jene blutloſe Gerechtigkeit, welche aus dem Vaterunſer die Bitte geſtrichen hat: Und vergieb uns unſere Schulden, wie auch wir vergeben unſern Schuldnern! weil ſie keine Schulden macht und auch keine »ausſtehen« hat; welche Niemandem zu Leid lebt, aber auch Niemandem zu Gefallen, wohl arbeiten und erwerben, aber nichts ausgeben will und an der Arbeitstreue nur einen Nutzen, aber keine Freude findet. Solche Gerechte werfen keine Laternen ein, aber ſie zünden auch keine an und kein Licht geht von ihnen aus; ſie treiben allerlei Hanthierung und eine iſt ihnen ſo gut wie die andere, wenn ſie nur mit keiner Fährlichkeit verbunden iſt; am liebſten ſiedeln ſie ſich dort an, wo recht viele Ungerechte in ihrem Sinne ſind; denn ſie unter einander, wenn keine ſolche zwiſchen ihnen wären, würden ſich bald abreiben, wie Mühlſteine, zwiſchen denen kein Korn liegt. Wenn dieſe ein Unglück betrifft, ſo ſind ſie höchſt verwundert und jammern, als ob ſie am Spieße ſtäcken, da ſie doch Niemandem was zu Leid gethan haben; denn ſie betrachten die Welt als eine große wohlgeſicherte Polizeianſtalt, wo keiner eine Kontraventionsbuße zu fürchten braucht, wenn er vor ſeiner Thüre fleißig kehrt, keine Blumentöpfe unverwahrt vor das Fenſter ſtellt und kein Waſſer aus demſelben gießt.

Zu Seldwyl beſtand ein Kammmachergeſchäft, deſſen Inhaber gewohnterweiſe alle fünf bis ſechs Jahre wechſelten, obgleich es ein gutes Geſchäft war, wenn es fleißig betrieben wurde; denn die Krämer, welche die umliegenden Jahrmärkte beſuchten, holten da ihre Kammwaaren. Außer den nothwendigen Hornſtriegeln aller Art wurden auch die wunderbarſten Schmuckkämme für die Dorfſchönen und Dienſtmägde verfertigt aus ſchönem durchſichtigen Ochſenhorn, in welches die Kunſt der Geſellen (denn die Meiſter arbeiteten nie) ein tüchtiges braunrothes Schildpattgewölke beizte, je nach ihrer Phantaſie, ſo daß, wenn man die Kämme gegen das Licht hielt, man die herrlichſten Sonnenauf- und Niedergänge zu ſehen glaubte, rothe Schäfchenhimmel, Gewitterſtürme und andere geſprenkelte Naturerſcheinungen. Im Sommer, wenn die Geſellen gerne wanderten und rar waren, wurden ſie mit Höflichkeit behandelt und bekamen guten Lohn und gutes Eſſen; im Winter aber, wenn ſie ein Unterkommen ſuchten und häufig zu haben waren, mußten ſie ſich ducken, Kämme machen, was das Zeug halten wollte, für geringen Lohn, die Meiſterin ſtellte einen Tag wie den andern eine Schüſſel Sauerkraut auf den Tiſch und der Meiſter ſagte: das ſind Fiſche! Wenn dann ein Geſelle zu ſagen wagte: bitt' um Verzeihung, es iſt Sauerkraut! ſo bekam er auf der Stelle den Abſchied und mußte wandern in den Winter hinaus. Sobald aber die Wieſen grün wurden und die Wege gangbar, ſagten ſie: Es iſt doch Sauerkraut! und ſchnürten ihr Bündel. Denn wenn dann auch die Meiſterin auf der Stelle einen Schinken auf das Kraut warf und der Meiſter ſagte: Meiner Seel! ich glaubte es wären Fiſche! Nun, dieſes iſt doch gewiß ein Schinken! ſo ſehnten ſie ſich doch hinaus, da alle drei Geſellen in einem zweiſchläfigen Bett ſchlafen mußten und ſich den Winter durch herzlich ſatt bekamen wegen der Rippenſtöße und erfrorenen Seiten.

Einsmals kam aber ein ordentlicher und ſanfter Geſelle angereiſt aus irgend einem der ſächſiſchen Lande, der fügte ſich in Alles, arbeitete wie ein Thierlein und war nicht zu vertreiben, ſo daß er zuletzt ein bleibender Hausrath wurde in dem Geſchäft und mehrmals den Meiſter wechſeln ſah, da es die Jahre her gerade etwas ſtürmiſcher herging als ſonſt. Jobſt ſtreckte ſich in dem Bette ſo ſteif er konnte und behauptete ſeinen Platz zunächſt der Wand Winter und Sommer; er nahm das Sauerkraut willig für Fiſche und im Frühjahr mit beſcheidenem Dank ein Stückchen von dem Schinken. Den kleineren Lohn legte er ſo gut zur Seite, wie den größeren, denn er gab nichts aus, ſondern ſparte ſich alles auf. Er lebte nicht, wie andere Handwerksgeſellen, trank nie einen Schoppen, verkehrte mit keinem Landsmann noch mit anderen jungen Geſellen, ſondern ſtellte ſich des Abends unter die Hausthüre und ſchäkerte mit den alten Weibern, hob ihnen die Waſſereimer auf den Kopf, wenn er beſonders freigebiger Laune war, und ging mit den Hühnern zu Bett, wenn nicht reichliche Arbeit da war, daß er für beſondere Rechnung die Nacht durcharbeiten konnte. Am Sonntag arbeitete er ebenfalls bis in den Nachmittag hinein, und wenn es das herrlichſte Wetter war; man denke aber nicht, daß er dies mit Frohſinn und Vergnügen that, wie Johann der muntere Seifenſieder; vielmehr war er bei dieſer freiwilligen Mühe niedergeſchlagen und beklagte ſich fortwährend über die Mühſeligkeit des Lebens. War dann der Sonntagnachmittag gekommen, ſo ging er in ſeinem Arbeitsſchmutz und in den klappernden Pantoffeln über die Gaſſe und holte ſich bei der Wäſcherin das friſche Hemd und das geglättete Vorhemdchen, den Vatermörder oder das beſſere Schnupftuch und trug dieſe Herrlichkeiten auf der flachen Hand mit elegantem Geſellenſchritt vor ſich her nach Hauſe. Denn im Arbeitsſchurz und in den Schlappſchuhen beobachten manche Geſellen immer einen eigenthümlich gezierten Gang, als ob ſie in höheren Sphären ſchwebten, beſonders die gebildeten Buchbinder, die luſtigen Schuhmacher und die ſeltenen ſonderbaren Kammmacher. In ſeiner Kammer bedachte ſich Jobſt aber noch wohl, ob er das Hemd oder das Vorhemdchen auch wirklich anziehen wolle, denn er war bei aller Sanftmuth und Gerechtigkeit ein kleiner Schweinigel, oder ob es die alte Wäſche noch für eine Woche thun müſſe und er bei Hauſe bleiben und noch ein Bischen arbeiten wolle. In dieſem Falle ſetzte er ſich mit einem Seufzer über die Schwierigkeit und Mühſal der Welt von neuem dahinter und ſchnitt verdroſſen ſeine Zähne in die Kämme oder er wandelte das Horn in Schildkrötſchalen um, wobei er aber ſo nüchtern und phantaſielos verfuhr, daß er immer die gleichen drei troſtloſen Kleckſe darauf ſchmierte, denn wenn es nicht unzweifelhaft vorgeſchrieben war, ſo wandte er nicht die kleinſte Mühe an eine Sache. Entſchloß er ſich aber zu einem Spaziergang, ſo putzte er ſich eine oder zwei Stunden lang peinlich heraus, nahm ſein Spazierſtöckchen und wandelte ſteif ein wenig vor's Thor, wo er demüthig und langweilig herumſtand und langweilige Geſpräche führte mit andern Herumſtändern, die auch nichts beſſeres zu thun wußten, etwa alte arme Seldwyler, welche nicht mehr in's Wirthshaus gehen konnten. Mit ſolchen ſtellte er ſich dann gern vor ein im Bau begriffenes Haus, vor ein Saatfeld, vor einen wetterbeſchädigten Apfelbaum oder vor eine neue Zwirnfabrik und düftelte auf das Angelegentlichſte über dieſe Dinge, deren Zweckmäßigkeit und den Koſtenpunkt, über die Jahrshoffnungen und den Stand der Feldfrüchte, von was allem er nicht den Teufel verſtand. Es war ihm auch nicht darum zu thun; aber die Zeit verging ihm ſo auf die billigſte und kurzweiligſte Weiſe nach ſeiner Art und die alten Leute nannten ihn nur den artigen und vernünftigen Sachſen, denn ſie verſtanden auch nichts. Als die Seldwyler eine große Aktienbrauerei anlegten, von der ſie ſich ein gewaltiges Leben verſprachen, und die weitläufigen Fundamente aus dem Boden ragten, ſtöckerte er manchen Sonntag Abend darin herum, mit Kennerblicken und mit dem ſcheinbar lebendigſten Intereſſe die Fortſchritte des Baues unterſuchend, wie wenn er ein alter Bauverſtändiger und der größte Biertrinker wäre. »Aber nein! rief er ein Mal um das andere, des is ein ſameſes Wergg! des giebt eine großartigte Anſtalt! Aber Geld koſten duhts, na das Geld! Aber Schade, hier mißte mir des Gewehlbe doch en Bisgen diefer ſein und die Mauer um eine Idee ſtärger!« Bei alle dem dachte er ſich gar nichts, als daß er noch recht zeitig zum Abendeſſen wolle, eh' es dunkel werde; denn dieſes war der einzige Tort, den er ſeiner Frau Meiſterin anthat, daß er nie das Abendbrot verſäumte am Sonntag, wie etwa die anderen Geſellen, ſondern daß ſie ſeinetwegen allein zu Hauſe bleiben oder ſonſt wie Bedacht auf ihn nehmen mußte. Hatte er ſein Stückchen Braten oder Wurſt verſorgt, ſo wurmiſirte er noch ein Weilchen in der Kammer herum und ging dann zu Bett, dies war dann ein vergnügter Sonntag für ihn geweſen.

Bei all' dieſem anſpruchloſen, ſanften und ehrbaren Weſen ging ihm aber nicht ein leiſer Zug von innerlicher Ironie ab, wie wenn er ſich heimlich über die Leichtſinnigkeit und Eitelkeit der Welt luſtig machte und er ſchien die Größe und Erheblichkeit der Dinge nicht undeutlich zu bezweifeln und ſich eines viel tieferen Gedankenplanes bewußt zu ſein. In der That machte er auch zuweilen ein ſo kluges Geſicht, beſonders wenn er die ſachverſtändigen ſonntäglichen Reden führte, daß man ihm wohl anſah, wie er heimlich viel wichtigere Dinge im Sinne trage, wogegen alles, was andere unternahmen, bauten und aufrichteten, nur ein Kinderſpiel wäre. Der große Plan, welchen er Tag und Nacht mit ſich herumtrug und welcher ſein ſtiller Leitſtern war die ganzen Jahre lang, während er in Seldwyl Geſelle war, beſtand darin, ſich ſo lange ſeinen Verdienſt aufzuſparen, bis er hinreiche, eines ſchönen Morgens das Geſchäft, wenn es gerade vakant würde, anzukaufen und ihn ſelbſt zum Inhaber und Meiſter zu machen. Dies lag all' ſeinem Thun und Trachten zu Grunde, da er wohl bemerkt hatte, wie ein fleißiger und ſparſamer Mann allhier wohl gedeihen müßte, ein Mann, welcher ſeinen eigenen ſtillen Weg ginge und von der Sorgloſigkeit der Andern nur den Nutzen aber nicht die Nachtheile zu ziehen wüßte. Wenn er aber erſt Meiſter wäre, dann wollte er bald ſo viel erworben haben, um ſich auch einzubürgern, und dann erſt gedachte er ſo klug und zweckmäßig zu leben, wie noch nie ein Bürger in Seldwyl, ſich um gar nichts zu kümmern, was nicht ſeinen Wohlſtand mehre, nicht einen Deut auszugeben, aber deren ſo viele als möglich an ſich zu ziehen in dem leichtſinnigen Strudel dieſer Stadt. Dieſer Plan war eben ſo einfach als richtig und begreiflich, beſonders da er ihn auch ganz gut und ausdauernd durchführte; denn er hatte ſchon ein hübſches Sümmchen zurückgelegt, welches er ſorgfältig verwahrte und ſicherer Berechnung nach mit der Zeit groß genug werden mußte zur Erreichung dieſes Zieles. Aber das Unmenſchliche an dieſem ſo ſtillen und friedfertigen Plane war nur, daß Jobſt ihn überhaupt gefaßt hatte; denn nichts in ſeinem Herzen zwang ihn, gerade in Seldwyla zu bleiben, weder eine Vorliebe für die Gegend, noch für die Leute, weder für die politiſche Verfaſſung dieſes Landes, noch für ſeine Sitten. Dies alles war ihm ſo gleichgültig, wie ſeine eigene Heimath, nach welcher er ſich gar nicht zurückſehnte; an hundert Orten in der Welt konnte er ſich mit ſeinem Fleiß und mit ſeiner Gerechtigkeit eben ſo wohl feſthalten, wie hier; aber er hatte keine freie Wahl und ergriff in ſeinem öden Sinne die erſte zufällige Hoffnungsfaſer, die ſich ihm bot, um ſich daran zu hängen und ſich daran groß zu ſaugen. Wo es mir wohl geht, da iſt mein Vaterland! heißt es ſonſt und dieſes Sprichwort ſoll unangetaſtet bleiben für diejenigen, welche auch wirklich eine beſſere und nothwendige Urſache ihres Wohlergehens im neuen Vaterlande aufzuweiſen haben, welche in freiem Entſchluſſe in die Welt hinausgegangen, um ſich rüſtig einen Vortheil zu erringen und als geborgene Leute zurückzukehren, oder welche einem unwohnlichen

Zuſtande in Schaaren entfliehen und dem Zuge der Zeit gehorchend, die neue Völkerwanderung über die Meere mit wandern; oder welche irgendwo treuere Freunde gefunden haben, als daheim, oder ihren eigenſten Neigungen mehr entſprechende Verhältniſſe oder durch irgend ein ſchöneres menſchliches Band feſtgebunden wurden. Aber auch das neue Land ihres Wohlergehens werden alle dieſe wenigſtens lieben müſſen, wo ſie eigentlich ſind und auch da zur Noth einen Menſchen vorſtellen. Aber Jobſt wußte kaum wo er war; die Einrichtungen und Gebräuche der Schweizer waren ihm unverſtändlich, und er ſagte blos zuweilen: »Ja, ja, die Schweizer ſind politiſche Leute! Es iſt gewißlich, wie ich glaube, eine ſchöne Sache um die Politik, wenn man Liebhaber davon iſt! Ich für meinen Theil bin kein Kenner davon, wo ich zu Haus bin, da iſt es nicht der Brauch geweſen.« Die Sitten der Seldwyler waren ihm zuwider und machten ihn ängſtlich, und wenn ſie einen Tumult oder Zug vorhatten, hockte er zitternd zuhinterſt in der Werkſtatt und fürchtete Mord und Todtſchlag. Und dennoch war es ſein einziges Denken und ſein großes Geheimniß, hier zu bleiben bis an das Ende ſeiner Tage. Auf alle Punkte der Erde ſind ſolche Gerechte hingeſtreut, die aus keinem anderen Grunde ſich dahin verkrümmelten, als weil ſie zufällig an ein Saugeröhrchen des guten Auskommens geriethen, und ſie ſaugen ſtill daran ohne Heimweh nach dem alten, ohne Liebe zu dem neuen Lande, ohne einen Blick in die Weite und ohne einen für die Nähe, und gleichen daher weniger dem freien Menſchen, als jenen niederen Organismen, wunderlichen Thierchen und Pflanzenſaamen, die durch Luft und Waſſer an die zufällige Stätte ihres Gedeihens getragen worden.

So lebte er ein Jährchen um das andere in Seldwyla und äufnete ſeinen heimlichen Schatz, welchen er unter einer Flieſe ſeines Kammerbodens vergraben hielt. Noch konnte ſich kein Schneider rühmen, einen Batzen an ihm verdient zu haben, denn noch war der Sonntagsrock, mit dem er angereiſ't, im gleichen Zuſtande wie damals. Noch hatte kein Schuſter einen Pfennig von ihm gelöſt, denn noch waren nicht einmal die Stiefelſohlen durchgelaufen, die bei ſeiner

Ankunft das Äußere ſeines Felleiſens geziert; denn das Jahr hat nur zwei und funfzig Sonntage, und von dieſen wurde nur die Hälfte zu einem kleinen Spaziergange verwandt. Niemand konnte ſich rühmen, je ein kleines oder großes Stück Geld in ſeiner Hand geſehen zu haben; denn wenn er ſeinen Lohn empfing, verſchwand dieſer auf der Stelle auf die geheimnißvollſte Weiſe, und ſelbſt wenn er vor das Thor ging, ſteckte er nicht einen Deut zu ſich, ſo daß es ihm gar nicht möglich war, etwas auszugeben. Wenn Weiber mit Kirſchen, Pflaumen oder Birnen in die Werkſtatt kamen und die anderen Arbeiter ihre Gelüſte befriedigten, hatte er auch tauſend und ein Gelüſte, welche er dadurch zu beruhigen wußte, daß er mit der größten Aufmerkſamkeit die Verhandlung mit führte, die hübſchen Kirſchen und Pflaumen ſtreichelte und betaſtete und zuletzt die Weiber, welche ihn für den eifrigſten Käufer genommen, verblüfft abziehen ließ, ſich ſeiner Enthaltſamkeit freuend, und mit zufriedenem Vergnügen, mit tauſend kleinen Rathſchlägen, wie ſie die gekauften Äpfel braten oder ſchälen ſollten, ſah er ſeine Mitgeſellen eſſen.

Aber ſo wenig Jemand eine Münze von ihm zu beſehen kriegte, eben ſo wenig erhielt Jemand von ihm je ein barſches Wort, eine unbillige Zumuthung oder ein ſchiefes Geſicht; er wich vielmehr allen Händeln auf das ſorgfältigſte aus und nahm keinen Scherz übel, den man ſich mit ihm erlaubte; und ſo neugierig er war, den Verlauf von allerlei Klatſchereien und Streitigkeiten zu betrachten und zu beurtheilen, da ſolche jederzeit einen koſtenfreien Zeitvertreib gewährten, während andere Geſellen ihren rohen Gelagen nachgingen, ſo hütete er ſich wohl, ſich in etwas zu miſchen und über einer Unvorſichtigkeit betreffen zu laſſen. Kurz er war die merkwürdigſte Miſchung von wahrhaft heroiſcher Weisheit und Ausdauer und von ſanfter ſchnöder Herz- und Gefühlloſigkeit.

Einſt war er ſchon ſeit vielen Wochen der einzige Geſelle in dem Geſchäft und es war ihm ſo wohl in dieſer Ungeſtörtheit wie einem Fiſch im Waſſer. Beſonders des Nachts freute er ſich des breiten Raumes im Bette und benutzte ſehr ökonomiſch dieſe ſchöne Zeit, ſich für die kommenden Tage zu entſchädigen und ſeine Perſon gleichſam zu verdreifachen, indem er unaufhörlich die Lage wechſelte und ſich vorſtellte, als ob drei zumal im Bette lägen, von denen zwei den dritten erſuchten, ſich doch nicht zu geniren und es ſich bequem zu machen. Dieſer Dritte war er ſelbſt und er wickelte ſich auf die Einladung hin wollüſtig in die ganze Decke oder ſpreizte die Beine weit auseinander, legte ſich quer über das Bett oder ſchlug in harmloſer Luſt Purzelbäume darin. Eines Tages aber, als er noch beim Abendſcheine ſchon im Bette lag, kam unverhofft noch ein fremder Geſelle zugeſprochen und wurde von der Meiſterin in die Schlafkammer gewieſen. Jobſt lag eben in wähligem Behagen mit dem Kopfe am Fußende und mit den Füßen auf den Pfülmen, als der Fremde eintrat, ſein ſchweres Felleiſen abſtellte und unverweilt anfing, ſich auszuziehen, da er müde war. Jobſt ſchnellte blitzſchnell herum und ſtreckte ſich ſteif an ſeinen urſprünglichen Platz an der Wand, und er dachte: »Der wird bald wieder ausreißen, da es Sommer iſt und lieblich zu wandern!« In dieſer Hoffnung ergab er ſich mit ſtillen Seufzern in ſein Schickſal und war der nächtlichen Rippenſtöße und des Streites um die Decke gewärtig, die es nun abſetzen würde. Aber wie erſtaunt war er, als der Neuangekommene, obgleich es ein Baier war, ſich mit höflichem Gruße zu ihm ins Bett legte, ſich eben ſo friedlich und manierlich, wie er ſelbſt, am andern Ende des Bettes verhielt und ihn während der ganzen Nacht nicht im mindeſten beläſtigte. Dies unerhörte Abenteuer brachte ihn ſo um alle Ruhe, daß er, während der Baier wohlgemuth ſchlief, dieſe Nacht kein Auge zuthat. Am Morgen betrachtete er den wunderſamen Schlafgefährten mit äußerſt aufmerkſamen Mienen und ſah, daß es ein ebenfalls nicht mehr junger Geſelle war, der ſich mit anſtändigen Worten nach den Umſtänden und dem Leben hier erkundigte, ganz in der Weiſe, wie er es etwa ſelbſt gethan haben würde. Sobald er dies nur bemerkte, hielt er an ſich und verſchwieg die einfachſten Dinge, wie ein großes Geheimniß, trachtete aber dagegen das Geheimniß des Baiers zu ergründen; denn daß derſelbe ebenfalls eines beſaß, war ihm von weitem anzuſehen; wozu ſollte er ſonſt ein ſo verſtändiger, ſanftmüthiger und ge=

wiegter Menſch ſein, wenn er nicht irgend etwas heimliches, ſehr vortheilhaftes vorhatte? Nun ſuchten ſie ſich gegenſeitig die Würmer aus der Naſe zu ziehen, mit der größten Vorſicht und Friedfertigkeit, in halben Worten und auf anmuthigen Umwegen. Keiner gab eine vernünftige klare Antwort und doch wußte nach Verlauf einiger Stunden jeder, daß der Andere nichts mehr oder minder, als ſein vollkommner Doppelgänger ſei. Als im Lauf des Tages Fridolin der Baier mehrmals nach der Kammer lief und ſich dort zu ſchaffen machte, nahm Jobſt die Gelegenheit wahr, auch einmal hinzuſchleichen, als jener bei der Arbeit ſaß, und durchmuſterte im Fluge die Habſeligkeiten Fridolins; er entdeckte aber nichts weiter, als faſt die gleichen Siebenſächelchen, die er ſelbſt beſaß, bis auf die hölzerne Nadelbüchſe, welche aber hier einen Fiſch vorſtellte, während Jobſt ſcherzhafter Weiſe ein kleines Wickelkindchen beſaß, und ſtatt einer zerriſſenen franzöſiſchen Sprachlehre für das Volk, welche Jobſt bisweilen durchblätterte, war bei dem Baier ein gut gebundenes Büchlein zu finden, betitelt: Die kalte und warme Küpe, ein unentbehrliches Handbuch für Blaufärber. Darin war aber mit Bleiſtift geſchrieben: Unterſand für die 3 Kreizer, welche ich dem Naſſauer geborgt. Hieraus ſchloß er, daß es ein Mann war, der das Seinige zuſammenhielt, und ſpähete unwillkührlich am Boden herum, und bald entdeckte er eine Flieſe, die ihm gerade ſo vorkam, als ob ſie kürzlich herausgenommen wäre und unter derſelben lag auch richtig ein Schatz in ein altes halbes Schnupftuch und mit Zwirn umwickelt, faſt ganz ſo ſchwer wie der ſeinige, welcher zum Unterſchied in einem zugebundenen Socken ſteckte. Zitternd drückte er die Backſteinplatte wieder zurecht, zitternd aus Aufregung und Bewunderung der fremden Größe und aus tiefer Sorge um ſein Geheimniß. Stracks lief er hinunter in die Werkſtatt und arbeitete, als ob es gälte, die Welt mit Kämmen zu verſehen, und der Baier arbeitete, als ob der Himmel noch dazu gekämmt werden müßte. Die nächſten acht Tage beſtätigten durchaus dieſe erſte gegenſeitige Auffaſſung; denn war Jobſt fleißig und genügſam, ſo war Fridolin thätig und enthaltſam mit den gleichen bedenklichen Seufzern über das Schwierige ſolcher Tugend; war aber Jobſt heiter und weiſe, ſo zeigte ſich Fridolin ſpaßhaft und klug; war jener beſcheiden, ſo war dieſer demüthig, jener ſchlau und ironiſch, dieſer durchtrieben und beinahe ſatyriſch, und machte Jobſt ein friedlich einfältiges Geſicht zu einer Sache, die ihn ängſtigte, ſo ſah Fridolin unübertrefflich wie ein Eſel aus. Es war nicht ſowohl ein Wettkampf, als die Übung wohlbewußter Meiſterſchaft, die ſie beſeelte, wobei keiner verſchmähte, ſich den andern zum Vorbild zu nehmen und ihm die feinſten Züge eines vollkommenen Lebenswandels, die ihm etwa noch fehlten, nachzuahmen. Sie ſahen ſogar ſo einträchtig und verſtändnißinnig aus, daß ſie eine gemeinſame Sache zu machen ſchienen, und glichen ſo zwei tüchtigen Helden, die ſich ritterlich vertragen und gegenſeitig ſtählen, ehe ſie ſich befehden. Aber nach kaum acht Tagen kam abermals einer zugereiſ't, ein Schwabe, Namens Dietrich, worüber die Beiden eine ſtillſchweigende Freude empfanden, wie über einen luſtigen Maßſtab, an welchem ihre ſtille Größe ſich meſſen konnte, und ſie gedachten das arme Schwäbchen, welches gewiß ein rechter Taugenichts war, in die Mitte zwiſchen ihre Tugenden zu nehmen, wie zwei Löwen ein Äffchen, mit dem ſie ſpielen.

Aber wer beſchreibt ihr Erſtaunen, als der Schwabe ſich gerade ſo benahm, wie ſie ſelbſt, und ſich die Erkennung, die zwiſchen ihnen vorgegangen, noch einmal wiederholte zu Dritt, wodurch ſie nicht nur dem Dritten gegenüber in eine unverhoffte Stellung geriethen, ſondern ſie ſelbſt unter ſich in eine ganz veränderte Lage kamen.

Schon als ſie ihn im Bette zwiſchen ſich nahmen, zeigte ſich der Schwabe als vollkommen ebenbürtig und lag wie ein Schwefelholz ſo ſtrack und ruhig, ſo daß immer noch ein bischen Raum zwiſchen jedem der Geſellen blieb und das Deckbett auf ihnen lag, wie ein Papier auf drei Häringen. Die Lage wurde nun ernſter und indem alle drei gleichmäßig ſich gegenüberſtanden, wie die Winkel eines gleichſeitigen Dreieckes, und kein vertrauliches Verhältniß mehr zwiſchen zweien möglich war, kein Waffenſtillſtand oder anmuthiger Wettſtreit, waren ſie allen Ernſtes befliſſen, einander aus dem Bett und dem Haus hinaus zu dulden. Als der Meiſter ſah, daß dieſe drei

Käuze ſich alles gefallen ließen, um nur da zu bleiben, brach er ihnen an Lohn ab und gab ihnen geringere Koſt; aber deſto fleißiger arbeiteten ſie und ſetzten ihn in den Stand, große Vorräthe von billigen Waaren in Umlauf zu bringen und vermehrten Beſtellungen zu genügen, alſo daß er ein Heidengeld durch die ſtillen Geſellen verdiente und eine wahre Goldgrube an ihnen beſaß. Er ſchnallte ſich den Gurt um einige Löcher weiter und ſpielte eine große Rolle in der Stadt, während die thörichten Arbeiter in der dunklen Werkſtatt Tag und Nacht ſich abmühten und ſich gegenſeitig hinausarbeiten wollten. Dietrich, der Schwabe, welcher der jüngſte war, erwies ſich als ganz vom gleichen Holze geſchnitten, wie die zwei andern, nur beſaß er noch keine Erſparniß, denn er war noch zu wenig gereiſ't. Dies wäre ein bedenklicher Umſtand für ihn geweſen, da Jobſt und Fridolin einen zu großen Vorſprung gewannen, wenn er nicht als ein erfindungsreiches Schwäblein eine neue Zaubermacht heraufbeſchworen hätte, um den Vortheil der andern aufzuwiegen. Da ſein Gemüth nämlich von jeglicher Leidenſchaft frei war, ſo frei wie dasjenige ſeiner Nebengeſellen, außer von der Leidenſchaft, gerade hier und nirgends anders ſich anzuſiedeln und den Vortheil wahrzunehmen, ſo erfand er den Gedanken, ſich zu verlieben und um die Hand einer Perſon zu werben, welche ungefähr ſo viel beſaß, als der Sachſe und der Baier unter den Flieſen liegen hatten. Es gehörte zu den beſſeren Eigenthümlichkeiten der Seldwyler, daß ſie um einiger Mittel willen keine häßlichen oder unliebenswürdigen Frauen nahmen; in große Verſuchung geriethen ſie ohnehin nicht, da es in ihrer Stadt keine reichen Erbinnen gab, weder ſchöne noch unſchöne, und ſo behaupteten ſie wenigſtens die Tapferkeit, auch die kleineren Brocken zu verſchmähen und ſich lieber mit luſtigen und hübſchen Weſen zu verbinden, mit welchen ſie einige Jahre Staat machen konnten. Daher wurde es dem ausſpähenden Schwaben nicht ſchwer, ſich den Weg zu einer tugendhaften Jungfrau zu bahnen, welche in derſelben Straße wohnte und von der er, im klugen Geſpräche mit alten Weibern, in Erfahrung gebracht, daß ſie einen Gültbrief von ſiebenhundert Gulden ihr Eigenthum nenne.

Dies war Züs Bünzlin, eine Tochter von acht und zwanzig Jahren, welche mit ihrer Mutter, der Wäſcherin, zuſammen lebte, aber über jenes väterliche Erbtheil unbeſchränkt herrſchte. Sie hatte den Brief in einer kleinen lackirten Lade liegen, wo ſie auch die Zinſen davon, ihren Taufzettel, ihren Confirmationsſchein und ein bemaltes und vergoldetes Oſterei bewahrte; ferner ein halbes Dutzend ſilberne Theelöffel, ein Vaterunſer mit Gold auf einen rothen durchſichtigen Glasſtoff gedruckt, den ſie Menſchenhaut nannte, einen Kirſchkern, in welchen das Leiden Chriſti geſchnitten war und eine Büchſe aus durchbrochenem und mit rothem Tafft unterlegten Elfenbein, in welcher ein Spiegelchen war und ein ſilberner Fingerhut; ferner war darin ein anderer Kirſchkern, in welchem ein winziges Kegelſpiel klapperte, eine Nuß, worin eine kleine Muttergottes hinter Glas lag, wenn man ſie öffnete, ein ſilbernes Herz, worin ein Riechſchwämmchen ſteckte, und eine Bonbonbüchſe aus Zitronenſchaale, auf deren Deckel eine Erdbeere gemalt war, und in welcher eine goldene Stecknadel auf Baumwolle lag, die ein Vergißmeinnicht vorſtellte, und ein Medaillon mit einem Monument von Haaren; ferner ein Bündel vergilbter Papiere mit Recepten und Geheimniſſen, ein Fläſchchen mit Hoffmannstropfen, ein anderes mit kölniſchem Waſſer und eine Büchſe mit Moſchus; eine andere, worin ein Endchen Marderdreck lag, und ein Körbchen aus wohlriechenden Halmen geflochten, ſo wie eines, aus Glasperlen und Gewürznägelein zuſammengeſetzt; endlich ein kleines Buch, in himmelblaues geripptes Papier gebunden mit ſilbernem Schnitt, betitelt: Goldene Lebensregeln für die Jungfrau als Braut, Gattin und Mutter; und ein Traumbüchlein, ein Briefſteller, fünf oder ſechs Liebesbriefe und ein Schnepper zum Aderlaſſen; denn einſt hatte ſie ein Verhältniß mit einem Barbiergeſellen oder Chirurgiegehülfen gepflogen, welchen ſie zu ehelichen gedachte, und da ſie eine geſchickte und überaus verſtändige Perſon war, ſo hatte ſie von ihrem Liebhaber gelernt, die Ader zu ſchlagen, Blutigel und Schröpfköpfe anzuſetzen und dergleichen mehr und konnte ihn ſelbſt ſogar ſchon raſiren. Allein er hatte ſich als ein unwürdiger Menſch gezeigt, bei welchem leichtlich ihr ganzes Lebensglück auf's Spiel geſetzt war, und ſo hatte ſie mit trauriger aber weiſer Entſchloſſenheit das Verhältniß gelöſt. Die Geſchenke wurden von beiden Seiten zurückgegeben mit Ausnahme des Schneppers; dieſen vorenthielt ſie als ein Unterpfand für einen Gulden und acht und vierzig Kreuzer, welche ſie ihm einſt baar geliehen; der Unwürdige behauptete aber, ſolche nicht ſchuldig zu ſein, da ſie das Geld ihm bei Gelegenheit eines Balles in die Hand gegeben, um die Auslagen zu beſtreiten, und ſie hätte zweimal ſo viel verzehrt, als er. So behielt er den Gulden und die acht und vierzig Kreuzer und ſie den Schnepper, mit welchem ſie unter der Hand allen Frauen ihrer Bekanntſchaft Ader ließ und manchen ſchönen Batzen verdiente. Aber jedesmal, wenn ſie das Inſtrument gebrauchte, mußte ſie mit Schmerzen der niedrigen Geſinnungsart deſſen gedenken, der ihr ſo nahe geſtanden und beinahe ihr Gemahl geworden wäre!

Dies Alles war in der lackirten Lade enthalten, wohl verſchloſſen, und dieſe war wiederum in einem alten Nußbaumſchrank aufgehoben, deſſen

Schlüſſel die Züs Bünzlin allfort in der Taſche trug. Die Perſon ſelbſt hatte dünne röthliche Haare und waſſerblaue Augen, welche nicht ohne Reiz waren und zuweilen ſanft und weiſe zu blicken wußten; ſie beſaß eine große Menge Kleider, von denen ſie nur wenige und ſtets die älteſten trug, aber immer war ſie ſorgſam und reinlich angezogen, und eben ſo ſauber und aufgeräumt ſah es in der Stube aus. Sie war ſehr fleißig und half ihrer Mutter bei ihrer Wäſcherei, indem ſie die feineren Sachen plättete und die Hauben und Manſchetten der Seldwylerinnen wuſch, womit ſie einen ſchönen Pfennig gewann; von dieſer Thätigkeit mochte es auch kommen, daß ſie allwöchentlich die Tage hindurch, wo gewaſchen wurde, jene ſtrenge und gemeſſene Stimmung inne hielt, welche die Weiber immer während einer Wäſche befällt, und daß dieſe Stimmung ſich in ihr feſtſetzte ein für allemal an dieſen Tagen; erſt wenn das Glätten anging, griff eine größere Heiterkeit Platz, welche bei Züſi aber jederzeit mit Weisheit gewürzt war. Den gemeſſenen Geiſt beurkundete auch die Hauptzierde der Wohnung, ein Kranz von viereckigen, genau abgezirkelten Seifenſtücken, welche rings auf das Geſimſe des Tannengetäfels gelegt waren zum Hartwerden, behufs beſſerer Nutznießung. Dieſe Stücke zirkelte ab und ſchnitt aus den friſchen Tafeln mittelſt eines Meſſingdrahtes jederzeit Züs ſelbſt. Der Draht hatte zwei Querhölzchen an den Enden zum bequemen Anfaſſen und Durchſchneiden der weichen Seife, einen ſchönen Zirkel aber zum Eintheilen hatte ihr ein Zeugſchmidtgeſell verfertigt und geſchenkt, mit welchem ſie einſt ſo gut wie verſprochen war. Von demſelben rührte auch ein blanker kleiner Gewürzmörſer her, welcher das Geſimſe ihres Schrankes zierte zwiſchen der blauen Theekanne und dem bemalten Blumenglas; ſchon lange war ein ſolches artiges Mörſerchen ihr Wunſch geweſen, und der aufmerkſame Zeugſchmied kam daher wie gerufen, als er an ihrem Namenstage damit erſchien und auch was zum Stoßen mitbrachte: eine Schachtel voll Zimmet, Zucker, Nägelein und Pfeffer. Den Mörſer hing er dazumal vor der Stubenthüre, ehe er eintrat, mit dem einen Henkel an den kleinen Finger, und hub mit dem Stößel ein ſchönes Geläute an, wie mit einer Glocke, ſo daß es ein fröhlicher Morgen ward. Aber kurz darauf entfloh der falſche Menſch aus der Gegend und ließ nie wieder von ſich hören. Sein Meiſter verlangte obenein noch den Mörſer zurück, da der Entflohene ihn ſeinem Laden entnommen aber nicht bezahlt habe. Aber Züs Bünzlin gab das werthe Andenken nicht heraus, ſondern führte einen tapfern und heftigen kleinen Proceß darum, den ſie ſelbſt vor Gericht vertheidigte auf Grundlage einer Rechnung für gewaſchene Vorhemden des Entwichenen. Dies waren, als ſie den Streit um den Mörſer führen mußte, die bedeutſamſten und ſchmerzhafteſten Tage ihres Lebens, da ſie mit ihrem tiefen Verſtande die Dinge und beſonders das Erſcheinen vor Gericht um ſolch' zarter Sache willen viel lebendiger begriff und empfand, als andere leichtere Leute. Doch erſtritt ſie den Sieg und behielt den Mörſer.

Wenn aber die zierliche Seifengallerie ihre Werkthätigkeit und ihren exacten Sinn verkündete, ſo pries nicht minder ihren erbaulichen und geſchulten Geiſt ein Häufchen unterſchiedlicher Bücher, welches am Fenſter ordentlich aufgeſchichtet lag und in denen ſie des Sonntags fleißig las. Sie beſaß noch alle ihre Schulbücher ſeit vielen Jahren her und hatte auch nicht Eines verloren, ſowie ſie auch noch die ganze kleine Gelehrſamkeit im Gedächtniß trug, und ſie wußte noch den Katechismus auswendig, wie das Deklinirbuch, das Rechenbuch, wie das Geographiebuch, die bibliſche Geſchichte und die weltlichen Leſebücher; auch beſaß ſie einige der hübſchen Geſchichten von Chriſtoph Schmid und deſſen kleine Erzählungen mit den artigen Spruchverſen am Ende, wenigſtens ein halbes Dutzend verſchiedene Schatzkäſtlein und Roſengärtchen zum Aufſchlagen, eine Sammlung Kalender voll bewährter mannigfacher Erfahrung und Weisheit, einige merkwürdige Prophezeiungen, eine Anleitung zum Kartenſchlagen, ein Erbauungsbuch auf alle Tage des Jahres für denkende Jungfrauen und ein altes Exemplar von Schillers Räubern, welches ſie ſo oft las, als ſie glaubte es genugſam vergeſſen zu haben, und jedesmal wurde ſie von Neuem gerührt, hielt aber ſehr verſtändige und ſichtende Reden darüber. Alles, was in dieſen Büchern ſtand, hatte ſie auch im Kopfe und wußte auf das Schönſte darüber und über noch viel mehr zu ſprechen. Wenn ſie zufrieden und nicht zu ſehr beſchäftigt war, ſo ertönten unaufhörliche Reden aus ihrem Munde und alle Dinge wußte ſie heimzuweiſen und zu beurtheilen und Jung und Alt, Hoch und Niedrig, Gelehrt und Ungelehrt mußte von ihr lernen und ſich ihrem Urtheile unterziehen, wenn ſie lächelnd oder ſinnig erſt ein Weilchen aufgemerkt hatte, worum es ſich handle; ſie ſprach zuweilen ſo viel und ſo ſalbungsvoll, wie eine gebildete Blinde, die nichts von der Welt ſieht und deren einziger Genuß iſt, ſich ſelbſt reden zu hören. Von der Stadtſchule her und aus dem Konfirmationsunterrichte hatte ſie die Übung ununterbrochen beibehalten, Aufſätze und geiſtliche Memorirungen und allerhand ſpruchweiſe Schemata zu ſchreiben, und ſo verfertigte ſie zuweilen an ſtillen Sonntagen die wunderbarſten Aufſätze, indem ſie an irgend einen wohlklingenden Titel, den ſie gehört oder geleſen, die ſonderbarſten und unſinnigſten Sätze anreihte, ganze Bogen voll, wie ſie ihrem ſeltſamen Gehirn entſprangen, wie z. B. Über das Nutzbringende eines Krankenbettes, über den Tod, über die Heilſamkeit des Entſagens, über die Größe der ſichtbaren Welt und das Geheimnißvolle der unſichtbaren, über das Landleben und deſſen Freuden, über die Natur, über die Träume, über die Liebe, Einiges über das Erlöſungswerk Chriſti, drei Punkte über die Selbſtgerechtigkeit, Gedanken über die Unſterblichkeit. Sie las ihren Freunden und Anbetern dieſe Arbeiten laut vor und wem ſie recht wohlwollte, dem ſchenkte ſie einen oder zwei ſolcher Aufſätze und der mußte ſie in die Bibel legen, wenn er eine hatte. Dieſe ihre geiſtige Seite hatte ihr einſt die tiefe und aufrichtige Neigung eines jungen Buchbindergeſellen zugezogen, welcher alle Bücher las, die er einband, und ein ſtrebſamer, gefühlvoller und unerfahrener Menſch war. Wenn er ſein Waſchbündel zu Züſis Mutter brachte, dünkte er im Himmel zu ſein, ſo wohl gefiel es ihm, ſolche herrliche Reden zu hören, die er ſich ſelbſt ſchon ſo oft idealiſch gedacht aber nicht auszuſtoßen getraut hatte. Schüchtern und ehrerbietig näherte er ſich der abwechſelnd ſtrengen und beredten Jungfrau, und ſie gewährte ihm ihren Umgang und band ihn an ſich während eines Jahres, aber nicht ohne ihn ganz in den Schranken klarer Hoffnungsloſigkeit zu halten, die ſie mit ſanfter, aber unerbittlicher Hand vorzeichnete. Denn da er neun Jahre jünger war als ſie, arm wie eine Maus und ungeſchickt zum Erwerb, der für einen Buchbinder in Seldwyla ohnehin nicht erheblich war, weil die Leute da nicht laſen und wenig Bücher binden ließen, ſo verbarg ſie ſich keinen Augenblick die Unmöglichkeit einer Vereinigung und ſuchte nur ſeinen Geiſt auf alle Weiſe an ihrer eigenen Entſagungsfähigkeit heranzubilden und in einer Wolke von buntſcheckigen Phraſen einzubalſamiren. Er hörte ihr andächtig zu und wagte zuweilen ſelbſt einen ſchönen Ausſpruch, den ſie ihm aber, kaum geboren, todtmachte mit einem noch ſchöneren; dies war das geiſtigſte und edelſte ihrer Jahre, durch keinen gröberen Hauch getrübt, und der junge Menſch band ihr während derſelben alle ihre Bücher neu ein, und bauete überdies während vieler Nächte und vieler Feiertage ein kunſtreiches und koſtbares Denkmal ſeiner Verehrung. Es war ein großer chineſiſcher Tempel aus Papparbeit mit unzähligen Behältern und geheimen Fächern, den man in vielen Stücken auseinander nehmen konnte. Mit den feinſten farbigen und gepreßten Papieren war er beklebt und überall mit Goldbördchen geziert. Spiegelwände und Säulen wechſelten ab und hob man ein Stück ab oder öffnete ein Gelaß, ſo erblickte man neue Spiegel und verborgene Bilderchen, Blumenbouquets und liebende Pärchen; an den ausgeſchweiften Spitzen der Dächer hingen allwärts kleine Glöcklein. Auch ein Uhrgehäuſe für eine Damenuhr war angebracht mit ſchönen Häckchen an den Säulen, um die goldene Kette daran zu henken und an dem Gebäude hin und herzuſchlängeln; aber bisjetzt hatte ſich noch kein Uhrenmacher genähert, welcher eine Uhr, und kein Goldſchmied, welcher eine Kette auf dieſen Altar gelegt hätte. Eine unendliche Mühe und Kunſtfertigkeit war an dieſem ſinnreichen Tempel verſchwendet und der geometriſche Plan nicht minder mühevoll, als die ſaubere genaue Arbeit. Als das Denkmal eines ſchön verlebten Jahrs fertig war, ermunterte Züs Bünzlin den guten Buchbinder, mit Bezwingung ihrer ſelbſt, ſich nun loszureißen und ſeinen Stab weiter zu ſetzen, da ihm die Welt offen ſtehe und ihm, nachdem er in ihrem Umgange, in ihrer Schule ſo ſehr ſein Herz veredelt habe, gewiß noch das ſchönſte Glück lachen werde, während ſie ihn nie vergeſſen und ſich der Einſamkeit ergeben wolle. Er weinte wahrhaftige Thränen, als er ſich ſo ſchicken ließ und aus dem Städtlein zog. Sein Werk dagegen thronte ſeitdem auf Züſis altväteriſcher Komode, von einem meergrünen Gazeſchleier bedeckt, dem Staub und allen unwürdigen Blicken entzogen. Sie hielt es ſo heilig, daß ſie es ungebraucht und neu erhielt und gar nichts in die Behältniſſe ſteckte, auch nannte ſie den Urheber deſſelben in der Erinnerung Emanuel, während er Veit geheißen, und ſagte Jedermann, nur Emanuel habe ſie verſtanden und ihr Weſen erfaßt. Nur ihm ſelber hatte ſie das ſelten zugeſtanden, ſondern ihn in ihrem ſtrengen Sinne kurz gehalten und zur höheren Anſpornung ihm häufig gezeigt, daß er ſie am wenigſten verſtehe, wenn er ſich am meiſten einbilde, es zu thun. Dagegen ſpielte er ihr auch einen Streich, und legte in einem doppelten Boden, auf dem innerſten Grunde des Tempels, den allerſchönſten

Brief, von Thränen benetzt, worin er eine unſägliche Betrübniß, Liebe, Verehrung und ewige Treue ausſprach, und in ſo hübſchen und unbefangenen Worten, wie ſie nur das wahre Gefühl findet, welches ſich in eine Verirgaſſe verrannt hat. So ſchöne Dinge hatte er gar nie ausgeſprochen, weil ſie ihn niemals zu Worte kommen ließ. Da ſie aber keine Ahnung hatte von dem verborgenen Schatze, ſo geſchah es hier, daß das Schickſal gerecht war und eine falſche Schöne das nicht zu Geſicht bekam, was ſie nicht zu ſehen verdiente. Auch war es ein Symbol, daß ſie es war, welche das thörichte, aber innige und aufrichtig gemeinte Weſen des Buchbinders nicht verſtanden.

Schon lange hatte ſie das Leben der drei Kammmacher gelobt und dieſelben drei gerechte und verſtändige Männer genannt; denn ſie hatte ſie wohl beobachtet. Als daher Dietrich der Schwabe begann, ſich länger bei ihr aufzuhalten, wenn er ſein Hemde brachte oder holte, und ihr den Hof zu machen, benahm ſie ſich freundſchaftlich gegen ihn und hielt ihn mit trefflichen Geſprächen ſtundenlang bei ſich feſt, und Dietrich redete ihr voll Bewunderung nach dem Munde, ſo ſtark er konnte; und ſie vermochte ein tüchtiges Lob zu ertragen, ja ſie liebte den Pfeffer deſſelben um ſo mehr, je ſtärker er war, und wenn man ihre Weisheit pries, hielt ſie ſich möglichſt ſtill, bis man das Herz geleert, worauf ſie mit erhöhter Salbung den Faden aufnahm und das Gemälde da und dort ergänzte, das man von ihr entworfen. Nicht lange war Dietrich bei Züs aus und eingegangen, ſo hatte ſie ihm auch ſchon den Gültbrief gezeigt, und er war voll guter Dinge und that gegen ſeine Gefährten ſo heimlich, wie Einer, der das Perpetuum mobile erfunden hat. Jobſt und Fridolin kamen ihm jedoch bald auf die Spur und erſtaunten über ſeinen tiefen Geiſt und über ſeine Gewandtheit. Jobſt beſonders ſchlug ſich förmlich vor den Kopf; denn ſchon ſeit Jahren ging er ja auch in das Haus und noch nie war ihm eingefallen, etwas anderes da zu ſuchen, als ſeine Wäſche; er haßte vielmehr die Leute beinahe, weil ſie die einzigen waren, bei welchen er einige baare Pfennige herausklauben mußte allwöchentlich. An eine eheliche Verbindung pflegte er nie zu denken, weil er unter einer Frau nichts anderes denken konnte, als ein Weſen, das etwas von ihm wollte, was er nicht ſchuldig ſei, und etwas von Einer ſelbſt zu wollen, was ihm nützlich ſein könnte, fiel ihm auch nicht ein, da er nur ſich ſelbſt vertraute und ſeine kurzen Gedanken nicht über den nächſten und allerengſten Kreis ſeines Geheimniſſes hinausgingen. Aber jetzt galt es, dem Schwäbchen den Rang abzulaufen, denn dieſes konnte mit den ſiebenhundert Gulden der Jungfer Züs ſchlimme Geſchichten aufſtellen, wenn es ſie erhielt, und die ſiebenhundert Gulden ſelbſt bekamen auf einmal einen verklärten Glanz und Schimmer in den Augen des Sachſen wie des Baiers. So hatte Dietrich, der erfindungsreiche, nur ein Land entdeckt, welches alſobald Gemeingut wurde und theilte das herbe Schickſal aller Entdecker; denn die zwei andern folgten ſogleich ſeiner Fährte und ſtellten ſich ebenfalls bei Züs Bünzlin auf, und dieſe ſah ſich von einem ganzen Hof verſtändiger und ehrbarer Kammmacher umgeben. Das gefiel ihr ausnehmend wohl; noch nie hatte ſie mehrere Verehrer auf einmal beſeſſen, weshalb es eine neue Geiſtesübung für ſie ward, dieſe drei mit der größten Klugheit und Unparteilichkeit zu behandeln und im Zaume zu halten und ſie ſo lange mit wunderbaren Reden zur Entſagung und Uneigennützigkeit aufzumuntern, bis der Himmel über das Unabänderliche etwas entſchiede. Denn da Jeder von ihnen ihr insbeſondere ſein Geheimniß und ſeinen Plan vertraut hatte, ſo entſchloß ſie ſich auf der Stelle, denjenigen zu beglücken, welcher ſein Ziel erreiche und Inhaber des Geſchäftes würde. Den Schwaben, welcher es nur durch ſie werden konnte, ſchloß ſie aber davon aus und nahm ſich vor, dieſen jedenfalls nicht zu heirathen; weil er aber der jüngſte, klügſte und liebenswürdigſte der Geſellen war, ſo gab ſie ihm durch manche ſtille Zeichen noch am eheſten einige Hoffnung und ſpornte durch die Freundlichkeit, mit welcher ſie ihn beſonders zu beaufſichtigen und zu regieren ſchien, die anderen zu größerem Eifer an, ſo daß dieſer arme Columbus, der das ſchöne Land erfunden hatte, vollſtändig der Narr im Spiele ward. Alle drei wetteiferten mit einander in der Ergebenheit, Beſcheidenheit und

Verſtändigkeit und in der anmuthigen Kunſt, ſich von der geſtrengen Jungfrau im Zaume halten zu laſſen und ſie ohne Eigennutz zu bewundern, und wenn die ganze Geſellſchaft bei einander war, glich ſie einem ſeltſamen Konventikel, in welchem die ſonderbarſten Reden geführt wurden. Trotz aller Frömmigkeit und Demuth geſchah es doch alle Augenblicke, daß Einer oder der Andere, vom Lobpreiſen der gemeinſamen Herrin plötzlich abſpringend, ſich ſelbſt zu loben und herauszuſtreichen verſuchte und ſich, ſanft von ihr zurechtgewieſen, beſchämt unterbrochen ſah oder anhören mußte, wie ſie ihm die Tugenden der Übrigen entgegenhielt, die er eiligſt anerkannte und hervorhob.

Aber dies war ein ſtrenges Leben für die armen Kammmacher; ſo kühl ſie von Gemüth waren, gab es doch, ſeit einmal ein Weib im Spiele, ganz ungewohnte Erregungen der Eiferſucht, der Beſorgniß, der Furcht und der Hoffnung; ſie rieben ſich in Arbeit und Sparſamkeit beinahe auf und magerten ſichtlich ab; ſie wurden ſchwermüthig und während ſie vor den Leuten und beſonders bei Züs ſich der friedlichſten

Beredtſamkeit befliſſen, ſprachen ſie, wenn ſie zuſammen bei der Arbeit oder in ihrer Schlafkammer ſaßen, kaum ein Wort mit einander und legten ſich ſeufzend in ihr gemeinſchaftliches Bett, noch immer ſo ſtill und verträglich wie drei Bleiſtifte. Ein und derſelbe Traum ſchwebte allnächtlich über dem Kleblatt, bis er einſt ſo lebendig wurde, daß Jobſt an der Wand ſich herumwarf und den Dietrich anſtieß; Dietrich fuhr zurück und ſtieß den Fridolin, und nun brach in den ſchlummertrunkenen Geſellen ein wilder Groll aus und in dem Bette der ſchreckbarſte Kampf, indem ſie während drei Minuten ſich ſo heftig mit den Füßen ſtießen, traten und ausſchlugen, daß alle ſechs Beine ſich in einander verwickelten und der ganze Knäuel unter furchtbarem Geſchrei aus dem Bette purzelte. Sie glaubten, völlig erwachend, der Teufel wolle ſie holen, oder es ſeien Räuber in die Kammer gebrochen; ſie ſprangen ſchreiend auf, Jobſt ſtellte ſich auf ſeinen Stein, Fridolin eiligſt auf ſeinen und Dietrich auf denjenigen, unter welchem ſich bereits auch ſeine kleine Erſparniß angeſetzt hatte, und indem ſie ſo in einem Dreieck ſtanden, zitterten und mit den Armen vor ſich hin in die Luft ſchlugen, ſchrien ſie Zeter Mordio und riefen: Geh' fort! Geh' fort! bis der erſchreckte Meiſter in die Kammer drang und die tollen Geſellen beruhigte. Zitternd vor Furcht, Groll und Scham zugleich krochen ſie endlich wieder ins Bett und lagen lautlos neben einander bis zum Morgen. Aber der nächtliche Spuck war nur ein Vorſpiel geweſen eines größeren Schreckens, der ſie jetzt erwartete, als der Meiſter ihnen beim Frühſtück eröffnete, daß er nicht mehr drei Arbeiter brauchen könne und daher zwei von ihnen wandern müßten. Sie hatten nämlich des Guten zu viel gethan und ſo viel Waare zuweg gebracht, daß ein Theil davon liegen blieb, indeß der Meiſter den vermehrten Erwerb dazu verwendet hatte, das Geſchäft, als es auf dem Gipfelpunkt ſtand, um ſo raſcher rückwärts zu bringen und ein ſolch luſtiges Leben führte, daß er bald doppelt ſo viel Schulden hatte, als er einnahm. Daher waren ihm die Geſellen, ſo fleißig und enthaltſam ſie auch waren, plötzlich eine überflüſſige Laſt. Er ſagte ihnen zum Troſt, daß ſie ihm alle drei gleich lieb und werth wären und es ihnen überließe, unter ſich auszumachen, welcher dableiben und welche wandern ſollten. Aber ſie machten nichts aus, ſondern ſtanden da bleich wie der Tod und lächelten einer den andern an; dann geriethen ſie in eine furchtbare Aufregung, da dies die verhängnißvollſte Stunde war; denn die Ankündigung des Meiſters war ein ſicheres Zeichen, daß er es nicht lange mehr treiben und das Kammfabrikchen endlich wieder käuflich würde. Alſo war das Ziel, nachdem ſie Alle geſtrebt, nahe und glänzte wie ein himmliſches Jeruſalem, und zwei ſollten vor den Thoren deſſelben umkehren und ihm den Rücken wenden. Ohne alle fürdere Rückſicht erklärte Jeder, da bleiben zu wollen, und wenn er ganz umſonſt arbeiten müſſe. Der Meiſter konnte aber auch dies nicht brauchen und verſicherte ſie, daß zwei von ihnen jedenfalls gehen müßten; ſie fielen ihm zu Füßen, ſie rangen die Hände, ſie beſchworen ihn und Jeder bat insbeſondere für ſich, daß er ihn behalten möchte, nur noch zwei Monate, nur noch vier Wochen. Allein er wußte wohl, worauf ſie ſpekulirten, ärgerte ſich darüber und machte ſich mit ihnen luſtig, indem er plötzlich einen ſpaßhaften Ausweg vorſchlug, wie ſie die Sache entſcheiden ſollten. »Wenn ihr euch durchaus nicht einigen wollt, ſagte er, welche von euch den Abſchied wollen, ſo will ich euch die Weiſe angeben, wie ihr die Sache entſcheidet, und ſo ſoll es dann ſein und bleiben! Morgen iſt Sonntag, da zahle ich euch aus, ihr packt euer Felleiſen, ergreift euren Stab und wandert alle drei einträchtiglich zum Thore hinaus, eine gute halbe Stunde weit, auf welche Seite ihr wollt. Alsdann ruhet ihr euch aus und könnt auch einen Schoppen trinken, wenn ihr mögt, und habt ihr das gethan, ſo wandert ihr wieder in die Stadt herein und welcher dann der Erſte ſein wird, der mich von Neuem um Arbeit anſpricht, den werde ich behalten; die anderen aber werden unausbleiblich gehen, wo es ihnen beliebt!« Sie fielen ihm abermals zu Füßen und baten ihn, von dieſem grauſamen Vorhaben abzuſtehen, aber umſonſt; er blieb feſt und unerbittlich. Unverſehens ſprang der Schwabe auf und rannte wie beſeſſen zum Hauſe hinaus und zu Züs Bünzlin hinüber; kaum gewahrten dies Jobſt und der Baier, ſo unterbrachen ſie ihr Lamentiren und rannten ihm nach, und die verzweifelte Szene war alſobald in die Wohnung der erſchrockenen Jungfrau verlegt.

Dieſe war ſehr betroffen und bewegt durch das unerwartete Abenteuer; doch faßte ſie ſich zuerſt, und die Lage der Dinge überſchauend, beſchloß ſie, ihr eigenes Schickſal an des Meiſters wunderlichen Einfall zu knüpfen und betrachtete dieſen als eine höhere Eingebung; ſie holte gerührt ein Schätzkäſtlein hervor und ſtach mit einer Nadel zwiſchen die Blätter, und der Spruch, welchen ſie aufſchlug, handelte vom unentwegten Verfolgen eines guten Zieles. Darauf ließ ſie die aufgeregten Geſellen aufſchlagen, und alles, was dieſe aufſchlugen, handelte vom eifrigen Wandel auf dem ſchmalen Wege, vom Vorwärtsgehen ohne Rückſchauen, von einer Laufbahn, kurz vom Laufen und Rennen aller Art, ſo daß der morgende Wettlauf deutlich vom Himmel vorgeſchrieben ſchien. Da ſie aber befürchtete, daß Dietrich als der Jüngſte leicht am beſten ſpringen und die Palme erringen könnte, beſchloß ſie, ſelbſt mit den drei Liebhabern auszuziehen und zu ſehen, was etwa zu ihrem Vortheil zu machen wäre; denn ſie wünſchte, daß nur einer der zwei ältern Sieger würde, und es war ihr ganz gleichgültig, welcher. Sie befahl daher den Wehklagenden und ſich Bezankenden Ruhe und Ergebung und ſagte: »Wiſſet, meine Freunde, daß Nichts ohne Bedeutung geſchieht, und ſo merkwürdig und ungewöhnlich die Zumuthung eures Meiſters iſt, ſo müſſen wir ſie doch als eine Fügung anſehen und uns mit einer höheren Weisheit, von welcher der muthwillige Mann nichts ahnt, dieſer jähen Entſcheidung unterwerfen. Unſer friedliches und verſtändiges Zuſammenleben iſt zu ſchön geweſen, als daß es noch lange ſo erbaulich ſtatt finden könnte; denn ach! alles Schöne und Erſprießliche iſt ja ſo vergänglich und vorübergehend, und nichts beſteht in die Länge, als das Übel, das Hartnäckige und die Einſamkeit der Seele, die wir alsdann mit unſerer frommen Vernünftigkeit betrachten und beobachten. Daher wollen wir, ehe ſich etwa ein böſer Dämon des Zwieſpaltes unter uns erhebt, uns lieber vorher freiwillig trennen und auseinander ſcheiden, wie die lieben Frühlingslüftlein, wenn ſie ihren eilenden Lauf am Himmel nehmen, ehe wir auseinander fahren wie der Sturmwind des Herbſtes. Ich ſelbſt will euch hinausbegleiten auf dem ſchweren Wege und zugegen ſein, wenn ihr den Prüfungslauf antretet, damit ihr einen fröhlichen Muth faſſet und einen ſchönen Antrieb hinter euch habt, während vor euch das Ziel des Sieges winkt. Aber ſo wie der Sieger ſich ſeines Glückes nicht überheben wird, ſo ſollen die, welche unterliegen, nicht verzagen und keinen Gram oder Groll von dannen nehmen, ſondern unſers liebevollen Andenkens gewärtig ſein und als vergnügte Wanderjünglinge in die weite Welt ziehen; denn die Menſchen haben viele Städte gebauet, welche ſo ſchön oder noch ſchöner ſind, wie Seldwyla; Rom iſt eine große merkwürdige Stadt, allwo der heilige Vater wohnt, und Paris iſt eine gar mächtige Stadt mit vielen Seelen und herrlichen Palläſten, und in Conſtantinopel herrſcht der Sultan, von türkiſchem Glauben, und Liſſabon, welches einſt durch ein Erdbeben verſchüttet ward, iſt deſto ſchöner wieder aufgebaut worden. Wien iſt die Hauptſtadt von Öſterreich und die

Kaiſerſtadt genannt, und London iſt die reichſte Stadt der Welt, in Engelland gelegen, an einem Fluß, der die Themſe benannt wird. Zwei Millionen Menſchen wohnen da! Petersburg aber iſt die Haupt- und Reſidenzſtadt von Rußland, ſo wie Neapel die Hauptſtadt des Königreiches gleichen Namens, mit dem feuerſpeienden Berg Veſuvius, auf welchem einſt einem engliſchen Schiffshauptmann eine verdammte Seele erſchienen iſt, wie ich in einer merkwürdigen Reiſebeſchreibung geleſen habe, welche Seele einem gewiſſen John Smidt angehöret, der vor hundertundfunfzig Jahren ein gottloſer Mann geweſen und nun beſagtem Hauptmann einen Auftrag ertheilte an ſeine Nachkommen in England, damit er erlöſt würde; denn der ganze Feuerberg iſt ein Aufenthalt der Verdammten, wie auch in des gelehrten Peter Haslers Traktatus über die muthmaßliche Gelegenheit der Hölle zu leſen iſt. Noch viele andere Städte giebt es, wovon ich nur noch Mailand, Venedig, das ganz im Waſſer gebaut iſt, Lyon, Marſeilingen, Straßburg, Köllen und Amſterdam nennen will; Paris hab' ich ſchon geſagt, aber noch nicht Nürnberg, Augsburg und Frankfurt, Baſel, Bern und Genf, alles ſchöne Städte, ſo wie das ſchöne Zürich, und weiterhin noch eine Menge, mit deren Aufzählung ich nicht fertig würde. Denn Alles hat ſeine Grenzen, nur nicht die Erfindungsgabe der Menſchen, welche ſich allwärts ausbreiten und alles unternehmen, was ihnen nützlich ſcheint. Wenn ſie gerecht ſind, ſo wird es ihnen gelingen, aber der Ungerechte vergehet wie das Gras der Felder und wie ein Rauch. Viele ſind erwählt, aber wenige ſind berufen. Aus allen dieſen Gründen, und in noch manch' anderer Hinſicht, die uns die Pflicht und die Tugend unſeres reinen Gewiſſens auferlegen, wollen wir uns dem Schickſalsrufe unterziehen. Darum gehet und bereitet euch zur Wanderſchaft, aber als gerechte und ſanftmüthige Männer, die ihren Werth in ſich tragen, wo ſie auch hingehen, und deren Stab überall Wurzel ſchlägt, welche, was ſie auch ergreifen mögen, ſich ſagen können: ich habe das beſſere Theil erwählt!“

Die Kammmacher wollten aber von Allem nichts hören, ſondern beſtürmten die kluge Züs, daß ſie Einen von ihnen auserwählen und dableiben heißen ſolle, und Jeder meinte damit ſich ſelbſt. Aber ſie hütete ſich, eine Wahl zu treffen und kündigte ihnen ernſthaft und gebieteriſch an, daß ſie ihr gehorchen müßten, anſonſt ſie ihnen ihre Freundſchaft auf immer entziehen würde. Jetzt rannte Jobſt, der älteſte, wieder davon und in das Haus des Meiſters hinüber, und ſpornſtreichs rannten die anderen hinter ihm her, befürchtend, daß er dort etwas gegen ſie unternähme, und ſo ſchoſſen ſie den ganzen Tag umher, wie Sternſchnuppen und wurden ſich untereinander ſo zuwider wie drei Spinnen in einem Netz. Die halbe Stadt ſah dies ſeltſame Schauſpiel der verſtörten Kammmacher, die bislang ſo ſtill und ruhig geweſen, und die alten Leute wurden darüber ängſtlich und hielten die Erſcheinung für ein unnatürliches Vorzeichen ſchwerer Begebenheiten. Gegen Abend wurden ſie matt und erſchöpft, ohne daß ſie ſich eines Beſſeren beſonnen und zu etwas entſchieden hatten, und legten ſich zähneklappernd in das alte Bett; Einer nach dem Anderen kroch unter die Decke und lag da, wie vom Tode hingeſtreckt, in verwirrten Gedanken, bis ein heilſamer Schlaf ihn umfing. Jobſt war der erſte, welcher in aller Frühe erwachte und ſah, daß ein heiterer Frühlingsmorgen in die Kammer ſchien, in welcher er nun ſchon ſeit ſechs Jahren geſchlafen. So dürftig das Gemach ausſah, ſo erſchien es ihm doch wie ein Paradies, welches er verlaſſen ſollte und zwar ſo ungerechter Weiſe. Er ließ ſeine Augen umhergehen an den Wänden und zählte alle die vertrauten Spuren von den vielen Geſellen, die hier ſchon gewohnt kürzere oder längere Zeit; hier hatte der ſeinen Kopf zu reiben gepflegt und einen dunklen Fleck verfertigt, dort hatte jener einen Nagel eingeſchlagen, um ſeine Pfeife daran zu hängen, und das rothe Schnürchen hing noch daran. Welche gute Menſchen waren das geweſen, daß ſie ſo harmlos wieder davon gegangen, während dieſe, welche neben ihm lagen, durchaus nicht weichen wollten. Dann heftete er ſein Auge auf die Gegend zunächſt ſeinem Geſichte, und betrachtete da die kleineren Gegenſtände, welche er ſchon tauſend Mal betrachtet, wenn er des Morgens oder am Abend noch bei Tageshelle im Bette lag und ſich eines ſeligen, koſtenfreien Daſeins erfreute.

Da war eine beſchädigte Stelle in dem Bewurf, welche wie ein Land ausſah mit Seen und Städten, und ein Häufchen von groben Sandkörnern ſtellte eine glückſelige Inſelgruppe vor; weiterhin erſtreckte ſich eine lange Schweinsborſte, welche aus dem Pinſel gefallen und in der blauen Tünche ſtecken geblieben war; denn Jobſt hatte im letzten Herbſt einmal ein kleines Reſtchen ſolcher Tünche gefunden und damit es nicht umkommen ſollte, eine Viertelswandſeite damit angeſtrichen, ſo weit es reichen wollte, und zwar hatte er die Stelle bemalt, wo er zunächſt im Bette lag. Jenſeits der Schweinsborſte aber ragte eine ganz geringe Erhöhung, wie ein kleines blaues Gebirge, welches einen zarten Schlagſchatten über die Borſte weg nach den glückſeligen Inſeln hinüber warf. Über dies Gebirge hatte er ſchon den ganzen Winter gegrübelt, da es ihm dünkte, als ob es früher nicht dageweſen wäre. Wie er nun mit ſeinem traurigen, duſelnden Auge daſſelbe ſuchte und plötzlich vermißte, traute er ſeinen Sinnen kaum, als er ſtatt deſſelben einen kleinen kahlen Fleck an der Mauer fand, dagegen ſah, wie der winzige blaue Berg nicht weit davon ſich bewegte und zu wandeln ſchien. Erſtaunt fuhr Jobſt in die Höhe, als ob er ein blaues Wunder ſähe, und ſah, daß es eine Wanze war, welche er alſo im vorigen Herbſt achtlos mit der Farbe überſtrichen, als ſie ſchon in Erſtarrung dageſeſſen hatte. Jetzt aber war ſie von der Frühlingswärme neu belebt, hatte ſich aufgemacht und ſtieg eben in dieſem Augenblicke mit ihrem blauen Rücken unverdroſſen die Wand hinan. Er blickte ihr gerührt und voll Verwunderung nach; ſo lange ſie im Blauen ging, war ſie kaum von der Wand zu unterſcheiden; als ſie aber aus dem geſtrichenen Bereich hinaus trat und die letzten vereinzelten Spritze hinter ſich hatte, wandelte das gute himmelblaue Thierchen weithin ſichtbar ſeine Bahn durch die dunkleren Bezirke. Wehmüthig ſank Jobſt in den Pfülmen zurück; ſo wenig er ſich ſonſt aus dergleichen machte, rührte dieſe Erſcheinung doch jetzt ein Gefühl in ihm auf, als ob er doch auch endlich wieder wandern müßte, und es bedünkte ihm ein gutes Zeichen zu ſein, daß er ſich in das Unabänderliche ergeben und ſich wenigſtens mit gutem Willen auf den Weg machen ſolle.

Durch dieſe ruhigeren Gedanken kehrte ſeine natürliche Beſonnenheit und Weisheit zurück, und indem er die Sache näher überlegte, fand er, daß wenn er ſich ergebungsvoll und beſcheiden anſtelle, ſich dem ſchwierigen Werke unterziehe und dabei ſich zuſammennehme und klug verhalte, er noch am eheſten über ſeine Nebenbuhler obſiegen könne. Sachte ſtieg er aus dem Bette und begann, ſeine Sachen zu ordnen und vor allem ſeinen Schatz zu heben und zu unterſt in das alte Felleiſen zu verpacken. Darüber erwachten ſogleich ſeine Gefährten; wie dieſe ſahen, daß er ſo gelaſſen ſein Bündel ſchnürte, verwunderten ſie ſich ſehr und noch mehr, als Jobſt ſie mit verſöhnlichen Worten anredete und ihnen einen guten Morgen wünſchte. Weiter ließ er ſich aber nicht aus, ſondern fuhr in ſeinem Geſchäfte ſtill und friedfertig fort. Sogleich, obſchon ſie nicht wußten, was er im Schilde führe, witterten ſie eine Kriegsliſt in ſeinem Benehmen und ahmten es auf der Stelle nach, höchſt aufmerkſam auf Alles, was er ferner beginnen würde. Hierbei war es ſeltſam, wie ſie alle drei zum erſten Mal offen ihre Schätze unter den Flieſen hervorholten und dieſelben ohne ſie zu zählen, in die Ranzen verſorgten. Denn ſie wußten ſchon lange, daß Jeder das Geheimniß der übrigen kannte, und nach alter ehrlicher Weiſe mißtrauten ſie ſich nicht in der Weiſe, daß ſie eine Verletzung des Eigenthums befürchteten und jeder wußte wohl, daß ihn die anderen nicht berauben würden, wie denn in den Schlafkammern der Handwerksgeſellen, Soldaten und dergleichen kein Verſchluß und kein Mißtrauen beſteht.

So waren ſie unverſehens zum Aufbruch gerüſtet, der Meiſter zahlte ihnen den Lohn aus und gab ihnen ihre Wanderbücher, in welche von der Stadt und vom Meiſter die allerſchönſten Zeugniſſe geſchrieben waren über ihre gute andauernde Führung und Vortrefflichkeit, und ſie ſtanden wehmuthsvoll vor der Hausthüre der Züs Bünzlin, in lange braune Röcke gekleidet mit alten verwaſchenen Staubhemden darüber, und die Hüte, obgleich ſie verjährt und abgebürſtet genug waren, ſorglich mit Wachsleinwand überzogen. Hinten auf dem Felleiſen hatte jeder ein kleines Wägelchen befeſtigt, um das Gepäck darauf zu ziehen, wenn es in's Weite ginge; ſie dachten aber die Räder nicht zu brauchen, und deßwegen ragten dieſelben hoch über ihrem Rücken. Jobſt ſtützte ſich auf einen ehrbaren Rohrſtock, Fridolin auf einen roth und ſchwarz geflammten und gemalten Eichenſtab, und Dietrich auf ein abenteuerliches Stockungeheuer, um welches ſich ein wildes Geflecht von Zweigen wand. Er ſchämte ſich aber beinahe dieſes prahleriſchen Dinges, da es noch aus der erſten Wanderzeit herſtammte, wo er bei weitem noch nicht ſo geſetzt und vernünftig geweſen wie jetzt. Viele Nachbaren und deren Kinder umſtanden die ernſten drei Männer und wünſchten ihnen Glück auf den Weg. Da erſchien Züs unter der Thüre, mit feierlicher Miene, und zog an der Spitze der Geſellen gefaßten Muthes aus dem Thore. Sie hatte ihnen zu Ehren einen ungewöhnlichen Staat angelegt, trug einen großen Hut mit mächtigen gelben Bändern, ein roſafarbenes Indiennekleid mit verſchollenen Ausladungen und Verzierungen, eine ſchwarze Sammetſchärpe mit einer Tombackſchnalle und rothe Saffianſchuhe mit Franſen beſetzt. Dazu trug ſie einen grün ſeidenen großen Ritikül, welchen ſie mit gedörrten Birnen und Pflaumen gefüllt hatte, und hielt ein Sonnenſchirmchen ausgeſpannt, auf welchem oben eine große Lyra aus Elfenbein ſtand. Sie hatte auch ihr Medaillon mit dem blonden Haardenkmal umgehängt und das goldene Vergißmeinnicht vorgeſteckt und trug weiße geſtrickte Handſchuhe. Sie ſah freundlich und zart aus in all' dieſem Schmuck, ihr Antlitz war leicht geröthet und ihr Buſen ſchien ſich höher als ſonſt zu heben, und die ausziehenden Nebenbuhler wußten ſich nicht zu laſſen vor Wehmuth und Betrübniß, denn die äußerſte Lage der Dinge, der ſchöne Frühlingstag, der ihren Auszug beſchien und Züſis Putz miſchten in ihre geſpannten Empfindungen faſt etwas von dem, was man wirklich Liebe nennt. Vor dem Thore ermahnte aber die freundliche Jungfrau ihre Liebhaber, die Felleiſen auf die Räderchen zu ſtellen und zu ziehen, damit ſie ſich nicht unnöthiger Weiſe ermüdeten. Sie thaten es und als ſie hinter dem Städtlein hinaus die Berge hinan fuhren, war es faſt wie ein Artillerieweſen, das da hinauffuhrwerkte, um oben eine Batterie zu beſetzen. Als ſie eine gute halbe Stunde dahin gezogen, machten ſie Halt auf einer anmuthigen Anhöhe, über welche ein Kreuzweg ging, und ſetzten ſich unter eine Linde in einen Halbkreis, wo man eine weite Ausſicht genoß und über Wälder, Seen und Ortſchaften wegſah. Züs öffnete ihren Beutel und gab Jedem eine Handvoll Birnen und Pflaumen, um ſich zu erfriſchen, und ſie ſaßen ſo eine geraume Weile ſchweigend und ernſt, nur mit den ſchnalzenden Zungen, wenn ſie die ſüßen Früchte damit zerdrückten, ein ſanftes Geräuſch erregend.

Dann begann Züs indem ſie einen Pflaumenkern fortwarf und die davon gefärbten Fingerſpitzen am jungen Graſe abwiſchte, zu ſprechen: »Lieben Freunde! Sehet, wie ſchön und weitläufig die Welt iſt, rings herum voll herrlicher Sachen und voll Wohnungen der Menſchen! Und dennoch wollte ich wetten, daß in dieſer feierlichen Stunde nirgends in dieſer weiten Welt vier ſo rechtfertige und gutartige Seelen bei einander verſammelt ſitzen, wie wir hier ſind, ſo ſinnreich und bedachtſam von Gemüth, ſo zugethan allen arbeitſamen Übungen und Tugenden, der Eingezogenheit, der Sparſamkeit, der Friedfertigkeit und der innigen Freundſchaft. Wie viele Blumen ſtehen hier um uns herum, von allen Arten, die der Frühling hervorbringt, beſonders die gelben Schlüſſelblumen, welche einen wohlſchmeckenden und geſunden Thee geben; aber ſind ſie gerecht oder arbeitſam? ſparſam, vorſichtig und geſchickt zu klugen und lehrreichen Gedanken? Nein, es ſind unwiſſende und geiſtloſe Geſchöpfe, unbeſeelt und vernunftlos vergeuden ſie ihre Zeit, und ſo ſchön ſie ſind, wird ein todtes Heu daraus, während wir in unſerer Tugend ihnen ſo weit überlegen ſind und ihnen wahrlich an Zier der Geſtalt nichts nachgeben; denn Gott hat uns nach ſeinem Bilde geſchaffen und uns ſeinen göttlichen Odem eingeblaſen. O, könnten wir doch ewig hier ſo ſitzen in dieſem Paradieſe und in ſolcher Unſchuld; ja, meine Freunde, es iſt mir ſo, als wären wir ſämmtlich im Stande der Unſchuld, aber durch eine ſündenloſe Erkenntniß veredelt; denn wir alle können, Gott ſei Dank, leſen und ſchreiben und haben alle eine geſchickte Handtierung gelernt. Zu vielem hätte ich Geſchick und Anlagen und getraute mir wohl, Dinge zu verrichten, wie ſie das gelehrteſte Fräulein nicht kann, wenn ich über meinen Stand hinausgehen wollte; aber die Beſcheidenheit und die Demuth ſind die vornehmſte Tugend eines rechtſchaffenen Frauenzimmers und es genügt mir zu wiſſen, daß mein Geiſt nicht werthlos und verachtet iſt vor einer höheren Einſicht. Schon Viele haben mein begehrt, die meiner nicht werth waren, und nun auf einmal ſehe ich drei würdige Junggeſellen um mich verſammelt, von denen ein Jeder gleich werth wäre, mich zu beſitzen! Bemeſſet darnach, wie mein Herz in dieſem wunderbaren Überfluſſe ſchmachten muß, und nehmet euch Jeder ein Beiſpiel an mir und denket euch, Jeder wäre von drei gleich werthen Jungfrauen umblühet, die ſein begehrten, und er könnte ſich um deswillen zu keiner hinneigen und gar keine bekommen! Stellt euch doch recht lebhaft vor, um Jeden von euch bubleten drei Jungfern Bünzlin, und ſäßen ſo um euch her, gekleidet wie ich und von gleichem Anſehen, ſo daß ich gleichſam verneunfacht hier vorhanden wäre und euch von allen Seiten anblickte und nach euch ſchmachtete! Thut ihr dies?«

Die wackeren Geſellen hörten verwundert auf zu kauen und ſtudierten mit einfältigen Geſichtern, die ſeltſame Aufgabe zu löſen. Das Schwäblein kam zuerſt damit zu Stande und rief mit lüſternem Geſicht: »Ja, wertheſte Jungfer Züs! wenn Sie es denn gütigſt erlauben, ſo ſehe ich Sie nicht nur dreifach, ſondern verhundertfacht um mich herumſchweben und mich mit huldreichen Äuglein anblicken und mir tauſend Küßlein anbieten!«

»Nicht doch!« ſagte Züs unwillig verweiſend, »nicht in ſo ungehöriger und übertriebener Weiſe! Was fällt Ihnen denn ein, unbeſcheidener Dietrich? Nicht hundertfach und nicht Küßlein anbietend habe ich es erlaubt, ſondern nur dreifach für Jeden und in züchtiger und ehrbarer Manier, daß mir nicht zu nahe geſchieht!«

»Ja,« rief jetzt endlich Jobſt und zeigte mit einem abgenagten Birnenſtiel um ſich her, »nur dreifach aber in größter Ehrbarkeit ſehe ich die liebſte Jungfer Bünzli um mich her ſpazieren und mir wohlwollend zuwinken, indem ſie die Hand auf's Herz legt! Ich danke ſehr, danke, danke ergebenſt!« ſagte er ſchmunzelnd, ſich nach drei Seiten verneigend, als ob er wirklich die Erſcheinungen ſähe. »So iſt's recht,« ſagte Züs lächelnd, »wenn irgend ein Unterſchied zwiſchen euch beſteht, ſo ſeid Ihr doch der Begabteſte, lieber Jobſt, wenigſtens der Verſtändigſte!« Der Baier Fridolin war immer noch nicht fertig mit ſeiner Vorſtellung, da er aber den Jobſt ſo loben hörte, wurde es ihm angſt und er rief eilig: »Ich ſehe auch die liebſte Jungfrau Bünzli dreifach um mich her ſpazieren in größter Ehrbarkeit und mir wollüſtig zuwinken, indem ſie die Hand auf —

»Pfui, Baier!« ſchrie Züs und wandte das Geſicht ab, »nicht ein Wort weiter! Woher nehmen Sie den Muth, von mir in ſo wüſten Worten zu reden und ſich ſolche Sauereien einzubilden? Pfui, pfui!« Der arme Baier war wie vom Donner gerührt und wurde glühend roth, ohne zu wiſſen wofür; denn er hatte ſich gar nichts eingebildet und nur ungefähr dem Klange nach geſagt, was er von Jobſten gehört, da er geſehen, wie dieſer für ſeine Rede belobt worden. Züs wandte ſich wieder zu Dietrich und ſagte: »Nun, lieber Dietrich, haben Sie's noch nicht auf eine etwas beſcheidenere Art zuwege gebracht?« »Ja, mit Ihrer Erlaubniß,« erwiederte er, froh wieder angeredet zu werden, »ich erblicke Sie jetzt nur dreimal um mich her, freundlich aber anſtändig mich anſchauend und mir drei weiße Hände bietend, welche ich küſſe!«

»Gut denn!« ſagte Züs, »und Sie Fridolin? ſind Sie noch nicht von Ihrer Abirrung zurückgekehrt? Kann ſich Ihr ungeſtümes Blut noch nicht zu einer wohlanſtändigen Vorſtellung beruhigen?« »Um Vergebung!« ſagte Fridolin kleinlaut, »ich glaube jetzt drei Jungfern zu ſehen, die mir gedörrte Birnen anbieten und mir nicht abgeneigt ſcheinen. Es iſt keine ſchöner, als die andere, und die Wahl unter ihnen ſcheint mir ein bitteres Kraut zu ſein!«

»Nun alſo,« ſprach Züs, »da ihr in euerer Einbildungskraft von neun ſolchen ganz gleich werthen Perſonen umgeben ſeid und in dieſem liebreizenden Überfluſſe dennoch Mangel in euerem Herzen leidet, ermeſſet danach meinen eigenen Zuſtand; und wie ihr an mir ſahet, daß ich mich weiſen und beſcheidenen Herzens zu faſſen weiß, ſo nehmet doch ein Beiſpiel an meiner

Stärke und gelobet mir und euch untereinander, euch ferner zu vertragen und, wie ich liebevoll von euch ſcheide, euch eben ſo liebevoll von einander zu trennen, wie auch das Schickſal, das eurer wartet, entſcheiden möge! So leget denn alle eure Hände zuſammen in meine Hand und gelobt es!«

»Ja, wahrhaftig,« rief Jobſt, »ich will es wenigſtens thun, an mir ſoll's nicht fehlen!« und die andern zwei riefen eiligſt: »An mir auch nicht, an mir auch nicht!« und ſie legten alle die Hände zuſammen, wobei ſich jedoch Jeder vornahm, auf alle Fälle zu ſpringen, ſo gut er vermöchte. »An mir ſoll es wahrhaftig nicht fehlen!« wiederholte Jobſt, »denn ich bin von Jugend auf barmherziger und einträchtiger Natur geweſen. Noch nie habe ich einen Streit gehabt und konnte nie ein Thierlein leiden ſehen; wo ich noch geweſen bin, habe ich mich gut vertragen und das beſte Lob geerntet ob meines geruhſamen Betragens; denn obgleich ich gar manche Dinge auch ein bischen verſtehe und ein verſtändiger junger Mann bin, ſo hat man nie geſehen, daß ich mich in etwas miſchte, was mich nichts anging, und habe ſtets meine Pflicht auf eine einſichtsvolle Weiſe gethan. Ich kann arbeiten, ſo viel ich will, und es ſchadet mir nichts, da ich geſund und wohlauf bin und in den beſten Jahren! Alle meine Meiſterinnen haben noch geſagt, ich ſei ein Tauſendsmenſch, ein Ausbund, und mit mir ſei gut auskommen! Ach! ich glaube wirklich ſelbſt, ich könnte leben wie im Himmel mit Ihnen, allerliebſte Jungfer Jüs!«

»Ei!« ſagte der Baier eifrig, »das glaub' ich wohl, das wäre auch keine Kunſt, mit der Jungfer wie im Himmel zu leben! Das wollt' ich mir auch zutrauen, denn ich bin nicht auf den Kopf gefallen! Mein Handwerk verſteh' ich aus dem Grund und weiß die Dinge in Ordnung zu halten, ohne ein Unwort zu verlieren. Nirgends habe ich Händel bekommen, obgleich ich in den größten Städten gearbeitet habe, und niemals habe ich eine Katze geſchlagen oder eine Spinne getödtet. Ich bin mäßig und enthaltſam und mit jeder Nahrung zufrieden, und ich weiß mich am Geringfügigſten zu vergnügen und damit zufrieden zu ſein. Aber ich bin auch geſund und munter und kann etwas aushalten, ein gutes

Gewiſſen iſt das beſte Lebenselixir, alle Thiere lieben mich und laufen mir nach, weil ſie mein gutes Gewiſſen wittern, denn bei einem ungerechten Menſchen wollen ſie nicht bleiben. Ein Pudelhund iſt mir einſt drei Tage lang nachgefolgt, als ich aus der Stadt Ulm verreiſ'te, und ich mußte ihn endlich einem Bauersmann in Gewahrſam geben, da ich als ein demüthiger Handwerksgeſell kein ſolches Thier ernähren konnte, und als ich durch den Böhmerwald reiſ'te, ſind die Hirſche und Rehe auf zwanzig Schritt noch ſtehen geblieben und haben ſich nicht vor mir gefürchtet. Es iſt wunderbar, wie ſelbſt die wilden Thiere ſich bei den Menſchen auskennen und wiſſen, welche guten Herzens ſind!«

»Ja, das muß wahr ſein!« rief der Schwabe, »ſeht ihr nicht, wie dieſer Fink ſchon die ganze Zeit da vor mir herumfliegt und ſich mir zu nähern ſucht? Und jenes Eichhörnchen auf der Tanne ſieht ſich immerfort nach mir um, und hier kriecht ein kleiner Käfer allfort an meinem Beine und will ſich durchaus nicht vertreiben laſſen! Dem muß es gewiß recht wohl ſein bei mir, dem lieben guten Thierchen!«

Jetzt wurde aber Züs eiferſüchtig und ſagte etwas heftig: »Bei mir wollen alle Thiere gern bleiben! Einen Vogel hab' ich acht Jahre gehabt und er iſt ſehr ungern von mir weggeſtorben; unſere Katze ſtreicht mir nach, wo ich geh' und ſtehe, und des Nachbars Tauben drängen und zanken ſich vor meinem Fenſter, wenn ich ihnen Broſamen ſtreue! Wunderbare Eigenſchaften haben die Thiere je nach ihrer Art! Der Löwe folgt gern den Königen nach und den Helden, und der Elephant begleitet den Fürſten und den tapfern Krieger; das Kameel trägt den Kaufmann durch die Wüſte und bewahrt ihm friſches Waſſer in ſeinem Bauch, und der Hund begleitet ſeinen Herrn durch alle Gefahren und ſtürzt ſich für ihn in das Meer! Der Delphin liebet die Muſik und folgt den Schiffen, und der Adler den Kriegsheeren. Der Affe iſt ein menſchenähnliches Weſen und thut Alles, was er die Menſchen thun ſieht, und der Papagey verſteht unſere Sprache und plaudert mit uns, wie ein Alter! Selbſt die Schlangen laſſen ſich zähmen und tanzen auf der Spitze ihres Schwanzes; das Krokodill weint menſchliche Thränen und wird von den Bürgern dort geachtet und verſchont; der Strauß läßt ſich ſatteln und reiten wie ein Roß; der wilde Büffel ziehet den Wagen des Menſchen und das gehörnte Rennthier ſeinen Schlitten. Das Einhorn liefert ihm das ſchneeweiße Elfenbein und die Schildkröte ihre durchſichtigen Knochen« —

»Mit Verlaub,« ſagten alle drei Kammmacher zugleich, »hierin irren Sie ſich gewißlich, das Elfenbein wird aus den Elephantenzähnen gewonnen und die Schildpattkämme macht man aus der Schaale und nicht aus den Knochen der Schildkröte!«

Züs wurde feuerroth und ſagte: »Das iſt noch die Frage, denn ihr habt gewiß nicht geſehen, wo man es hernimmt, ſondern verarbeitet nur die Stücke; ich irre mich ſonſt ſelten, doch ſei dem wie ihm wolle, ſo laſſet mich ausreden: nicht nur die Thiere haben ihre merkwürdigen von Gott eingepflanzten Beſonderheiten, ſondern ſelbſt das todte Geſtein, ſo aus den Bergen gegraben wird. Der Kriſtall iſt durchſichtig wie Glas, der Marmor aber hart und geädert, bald weiß und bald ſchwarz; der Bernſtein hat electriſche Eigenſchaften und ziehet den Blitz an; aber dann verbrennt er und riecht wie Weihrauch. Der Magnet zieht Eiſen an, auf die Schiefertafeln kann man ſchreiben, aber nicht auf den Diamant, denn dieſer iſt hart wie Stahl; auch gebraucht ihn der Glaſer zum Glasſchneiden, weil er klein und ſpitzig iſt. Ihr ſehet, liebe Freunde, daß ich auch ein Weniges von den Thieren zu ſagen weiß! Was aber mein Verhältniß zu ihnen betrifft, ſo iſt dies zu bemerken: Die Katze iſt ein ſchlaues und liſtiges Thier und iſt daher nur ſchlauen und liſtigen Menſchen anhänglich; die Taube aber iſt ein Sinnbild der Unſchuld und Einfalt und kann ſich nur von einfältigen, ſchuldloſen Seelen angezogen fühlen. Da mir nun Katzen und Tauben anhänglich ſind, ſo folgt hieraus, daß ich klug und einfältig, ſchlau und unſchuldig zugleich bin, wie es denn auch heißt: Seid klug wie die Schlangen und einfältig wie die Tauben! Auf dieſe Weiſe können wir allerdings die Thiere und ihr Verhältniß zu uns würdigen und manches daraus lernen, wenn wir die Sache recht zu betrachten wiſſen.«

Die armen Geſellen wagten nicht ein Wort weiter zu ſagen; Züs hatte ſie gut zugedeckt und ſprach noch viele hochtrabende Dinge durcheinander, daß ihnen Hören und Sehen verging. Sie bewunderten aber Züſis Geiſt und Beredſamkeit, und in dieſer Bewunderung dünkte ſich keiner zu ſchlecht, dieſes Kleinod zu beſitzen, beſonders da dieſe Zierde eines Hauſes ſo wohlfeil war und nur in einer raſtloſen Zunge beſtand. Ob ſie ſelbſt deſſen, was ſie ſo hoch ſtellen, auch werth ſeien und etwas damit anzufangen wüßten, fragen ſich ſolche Schwachköpfe zu allerletzt oder auch gar nicht, ſondern ſie ſind wie die Kinder, welche nach Allem greifen, was ihnen in die Augen glänzt, von allen bunten Dingen die Farben abſchlecken und ein Schellenſpiel ganz in den Mund ſtecken wollen, ſtatt es blos an die Ohren zu halten. So erhitzten ſie ſich immer mehr in der Begierde und Einbildung, dieſe ausgezeichnete Perſon zu erwerben, und je ſchnöder, herzloſer und eitler Züs unſinnige Phraſen wurden, deſto gerührter und jämmerlicher waren die Kammmacher zuweg. Zugleich fühlten ſie einen heftigen Durſt von dem trockenen Obſte, welches ſie inzwiſchen aufgegeſſen; Jobſt und der Baier ſuchten im Gehölz nach Waſſer, fanden eine Quelle und tranken ſich voll kaltes Waſſer. Der Schwabe hingegen hatte liſtiger Weiſe ein Fläſchchen mitgenommen, in welchem er Kirſchgeiſt mit Waſſer und Zucker gemiſcht, welches liebliche Getränk ihn ſtärken und ihm einen Vorſchub gewähren ſollte beim Laufen; denn er wußte, daß die Andern zu ſparſam waren, um etwas mitzunehmen oder eine Einkehr zu halten. Dies Fläſchchen zog er jetzt eilig hervor, während jene ſich mit Waſſer füllten, und bot es der Jungfer Züs an; ſie trank es halb aus, es ſchmeckte ihr vortrefflich und erquickte ſie und ſie ſah den Dietrich dabei überquer ganz holdſelig an, daß ihm der Reſt, welchen er ſelber trank, ſo lieblich ſchmeckte wie Cyperwein und ihn gewaltig ſtärkte. Er konnte ſich nicht enthalten, Züſis Hand zu ergreifen und ihr zierlich die Fingerſpitzen zu küſſen; ſie tippte ihm leicht mit dem Zeigefinger auf die Lippen und er that, als ob er darnach ſchnappen wollte und machte dazu ein Maul, wie ein lächelnder Karpfen; Züs ſchmunzelte falſch und freundlich, Dietrich ſchmunzelte ſchlau und ſüßlich; ſie ſaßen auf der Erde ſich gegenüber und tätſchelten zuweilen mit den Schuhſohlen gegeneinander, wie wenn ſie ſich mit den Füßen die Hände geben wollten. Züs beugte ſich ein wenig vornüber und legte die Hand auf ſeine Schulter, und Dietrich wollte eben dies holde Spiel erwiedern und fortſetzen, als der Sachſe und der Baier zurückkamen und bleich und ſtöhnend zuſchauten. Denn es war ihnen von dem vielen Waſſer, welches ſie an die genoſſenen Backbirnen geſchüttet, plötzlich elend geworden und das Herzeleid, welches ſie bei dem Anblicke des ſpielenden Paares empfanden, vereinigte ſich mit dem öden Gefühle des Bauches, ſo daß ihnen der kalte Schweiß auf der Stirne ſtand. Züs verlor aber die Faſſung nicht, ſondern winkte ihnen überaus freundlich zu und rief: »Kommet, ihr Lieben, und ſetzet euch doch auch noch ein bischen zu mir her; daß wir noch ein Weilchen und zum letzten Mal unſere Eintracht und Freundſchaft genießen!« Jobſt und Fridolin drängten ſich haſtig herbei und ſtreckten ihre Beine aus; Züs ließ dem Schwaben die eine Hand, gab Jobſten die andere und berührte mit den Füßen Fridolins Stiefelſohlen, während ſie mit dem Angeſicht Einen nach dem Andern der Reihe nach anlächelte. So giebt es Virtuoſen, welche viele Inſtrumente zugleich ſpielen, auf dem Kopfe ein Glockenſpiel ſchütteln, mit dem Munde die Panspfeife blaſen, mit den Händen die Guitarre ſpielen, mit den Knieen die Cymbel ſchlagen, mit dem Fuß den Dreiangel und mit den Ellbogen eine Trommel, die ihnen auf dem Rücken hängt.

Dann aber erhob ſie ſich von der Erde, ſtrich ihr Kleid, welches ſie ſorgfältig aufgeſchürzt hatte, zurecht und ſagte: »Nun iſt es wohl Zeit, liebe Freunde! daß wir uns aufmachen und daß ihr euch zu jenem ernſthaften Gange rüſtet, welchen euch der Meiſter in ſeiner Thorheit auferlegt, wir aber als die Anordnung eines höheren Geſchickes anſehen! Tretet dieſen Weg an voll ſchönen Eifers aber ohne Feindſchaft noch Neid gegen einander und überlaſſet dem Sieger willig die Krone!«

Wie von einer Weſpe geſtochen ſprangen die Geſellen auf und ſtellten ſich auf die Beine. Da ſtanden ſie nun und ſollten mit denſelben einander den Rang ablaufen, mit denſelben guten

Beinen, welche bislang nur in bedachtem ehrbarem Schritt gewandelt! Keiner wußte ſich mehr zu entſinnen, daß er je einmal geſprungen oder gelaufen wäre; am eheſten ſchien ſich noch der Schwabe zu trauen und mit den Füßen ſogar leiſe zu ſcharren und dieſelben ungeduldig zu heben. Sie ſahen ſich ganz ſonderbar und verdächtig an, waren bleich und ſchwitzten dabei, als ob ſie ſchon im heftigſten Laufen begriffen wären.

»Gebet euch, ſagte Züs, noch einmal die Hand!« Sie thaten es, aber ſo willenlos und läſſig, daß die drei Hände kalt von einander abglitten und abfielen wie Bleihände. »Sollen wir denn wirklich das Thorenwerk beginnen?« ſagte Jobſt und wiſchte ſich die Augen, welche anfingen zu träufeln. »Ja, verſetzte der Baier, ſollen wir wirklich laufen und ſpringen?« und begann zu weinen. »Und Sie, allerliebſte Jungfer Bünzlin?« ſagte Jobſt heulend, »wie werden Sie ſich denn verhalten?« »Mir geziemt,« antwortete ſie und hielt ſich das Schnupftuch vor die Augen, »mir geziemt zu ſchweigen, zu leiden und zuzuſehen!« Der Schwabe ſagte freundlich und liſtig: »Aber dann nachher, Jungfer Bäbi?« »O Dietrich! erwiederte ſie ſanft, wiſſen Sie nicht, daß es heißt, der Zug des Schickſals iſt des Herzens Stimme?« Und dabei ſah ſie ihn von der Seite ſo verblümt an, daß er abermals die Beine hob und Luſt verſpürte, ſogleich in Trab zu gerathen. Während die zwei Nebenbuhler ihre kleinen Felleiſenfuhrwerke in Ordnung brachten und Dietrich das Gleiche that, ſtreifte ſie mehrmals mit Nachdruck ſeinen Elbogen oder trat ihm auf den Fuß; auch wiſchte ſie ihm den Staub von dem Hute, lächelte aber gleichzeitig den Andern zu, wie wenn ſie den Schwaben auslachte, doch ſo, daß es dieſer nicht ſehen konnte. Alle drei blieſen jetzt mächtig die Backen auf und blieſen große Seufzer in die Luft. Sie ſahen ſich um nach allen Seiten, nahmen die Hüte ab, wiſchten ſich den Schweiß von der Stirn, ſtrichen die ſteif geklebten Haare und ſetzten die Hüte wieder auf. Nochmals ſchauten ſie nach allen Winden und ſchnappten nach Luft. Züs erbarmte ſich ihrer und war ſo gerührt, daß ſie ſelbſt weinte. »Hier ſind noch drei dürre Pflaumen, ſagte ſie, nehmt Jeder eine in den Mund und behaltet ſie darin, das wird euch erquicken! So ziehet denn dahin und kehret die Thorheit der Schlechten um in Weisheit der Gerechten! Was ſie zum Muthwillen ausgeſonnen, das verwandelt in ein erbauliches Werk der Prüfung und der Selbſtbeherrſchung, in eine ſinnreiche Schlußhandlung eines langjährigen Wohlverhaltens und Wettlaufes in der Tugend!« Jedem ſteckte ſie die Pflaume in den Mund, und er ſog daran. Jobſt drückte die Hand auf ſeinen Magen und rief: »Wenn es denn ſein muß, ſo ſei es in's Himmels Namen!« und plötzlich fing er, indem er den Stock erhob, mit ſtark gebogenen Knieen mächtig an auszuſchreiten und zog ſein Felleiſen an ſich. Kaum ſah dies Fridolin, ſo folgte er ihm nach mit langen Schritten, und ohne ſich ferner umzuſehen, eilten ſie ſchon ziemlich haſtig die Straße hinab. Der Schwabe war der letzte, der ſich aufmachte, und ging mit liſtig vergnügtem Geſicht und ſcheinbar ganz gemächlich neben Jüs her, wie wenn er ſeiner Sache ſicher und edelmüthig ſeinen Gefährten einen Vorſprung gönnen wollte. Jüs belobte ſeine freundliche Gelaſſenheit und hing ſich vertraulich an ſeinen Arm. »Ach, es iſt doch ſchön, ſagte ſie mit einem Seufzer, eine feſte Stütze zu haben im Leben! Selbſt wenn man hinlänglich begabt iſt mit Klugheit und Einſicht und einen tugendhaften Weg wandelt, ſo geht es ſich auf dieſem Wege doch viel gemüthlicher am vertrauten Freundesarme!« »Der Tauſend, ei ja wohl, das wollte ich wirklich meinen!« erwiederte Dietrich und ſtieß ihr den Elbogen tüchtig in die Seite, indem er zugleich nach ſeinen Nebenbuhlern ſpähte, ob der Vorſprung auch nicht zu groß würde, »ſehen Sie wohl, wertheſte Jungfer! Kommt es Ihnen allendlich? Merken Sie, wo Barthel den Moſt holt?« »O Dietrich, lieber Dietrich! ſagte ſie mit einem noch viel ſtärkeren Seufzer, »ich fühle mich oft recht einſam!« »Hopſele, ſo muß es kommen!« rief er und ſein Herz hüpfte wie ein Häschen im Weißkohl. »O Dietrich!« rief ſie und drückte ſich feſter an ihn; es ward ihm ſchwül und ſein Herz wollte zerſpringen vor pfiffigem Vergnügen; aber zugleich entdeckte er, daß ſeine Vorläufer nicht mehr ſichtbar, ſondern um eine

Ecke herum verſchwunden waren. Sogleich wollte er ſich losreißen von Züſis Arm und jenen nachſpringen; aber ſie hielt ihn ſo feſt, daß es ihm nicht gelang, und klammerte ſich an, wie wenn ſie ſchwach würde. »Dietrich! flüſterte ſie, die Augen verdrehend, laſſen Sie mich jetzt nicht allein, ich vertraue auf Sie, ſtützen Sie mich!« »Den Teufel noch einmal, laſſen Sie mich los Jungfer! rief er ängſtlich, »oder ich komm' zu ſpät und dann ade Zipfelmütze!« »Nein, nein! ſie dürfen mich nicht verlaſſen, ich fühle, mir wird übel!« jammerte ſie. »Übel oder nicht übel!« ſchrie er und riß ſich gewaltſam los; er ſprang auf eine Erhöhung und ſah ſich um und ſah die Läufer ſchon im vollen Rennen weit den Berg hinunter. Nun ſetzte er zum Sprung an, ſchaute ſich aber im ſelben Augenblick noch ein Mal nach Züs um. Da ſah er ſie, wie ſie am Eingange eines engen ſchattigen Waldpfades ſaß und lieblich lockend ihm mit den Händen winkte. Dieſem Anblicke konnte er nicht widerſtehen, ſondern eilte, ſtatt den Berg hinunter, wieder zu ihr hin. Als ſie ihn kommen ſah, ſtand ſie auf und ging tiefer in das Holz hinein, ſich nach ihm umſehend; denn ſie dachte ihn auf alle Weiſe vom Laufen abzuhalten und ſo lange zu veriren, bis er zu ſpät käme und nicht in Seldwyl bleiben könne.

Allein der erfindungsreiche Schwabe änderte zu ſelber Zeit ſeine Gedanken und nahm ſich vor, ſein Heil hier oben zu erkämpfen, und ſo geſchah es, daß es ganz anders kam, als die liſtige Perſon es hoffte. Sobald er ſie erreicht und an einem verborgenen Plätzchen mit ihr allein war, fiel er ihr zu Füßen und beſtürmte ſie mit den feurigſten Liebeserklärungen, welche ein Kammmacher je gemacht hat. Erſt ſuchte ſie ihm Ruhe zu gebieten und, ohne ihn fortzuſcheuchen, auf gute Manier hinzuhalten, indem ſie alle ihre Weisheiten und Anmuthungen ſpielen ließ. Als er ihr aber Himmel und Hölle vorſtellte, wozu ihm ſein aufgeregter und geſpannter Unternehmungsgeiſt herrliche Zauberworte lieh, als er ſie mit Zärtlichkeiten jeder Art überhäufte und bald ihrer Hände, bald ihrer Füße ſich zu bemächtigen ſuchte und ihren Leib und ihren Geiſt, alles was an ihr war, lobte und rühmte, daß der Himmel hätte grün werden mögen, als dazu die Witterung und der Wald ſo ſtill und lieblich waren, verlor Züs endlich den Compaß, als ein Weſen, deſſen Gedanken am Ende doch ſo kurz ſind als ſeine Sinne, ihr Herz krabbelte ſo ängſtlich und wehrlos, wie ein Käfer, der auf dem Rücken liegt, und Dietrich beſiegte es in jeder Weiſe. Sie hatte ihn in dies Dickicht verlockt, um ihn zu verrathen und war im Handumdrehen von dem Schwäbchen erobert; dies geſchah nicht, weil ſie etwa eine beſonders verliebte Perſon war, ſondern weil ſie als eine kurze Natur trotz aller eingebildeten Weisheit doch nicht über ihre eigene Naſe weg ſah. Sie blieben wohl eine Stunde in dieſer kurzweiligen Einſamkeit, umarmten ſich immer auf's Neue und gaben ſich tauſend Küßchen. Sie ſchwuren ſich ewige Treue und in aller Aufrichtigkeit und wurden einig, ſich zu heirathen auf alle Fälle.

Unterdeſſen hatte ſich in der Stadt die Kunde von dem ſeltſamen Unternehmen der drei Geſellen verbreitet und der Meiſter ſelbſt zu ſeiner Beluſtigung die Sache bekannt gemacht, deshalb freuten ſich die Seldwyler auf das unverhoffte Schauſpiel und waren begierig, die gerechten und ehrbaren Kammmacher zu ihrem Spaße laufen und ankommen zu ſehen. Eine große Menſchenmenge zog vor das Thor und lagerte ſich zu beiden Seiten der Straße, wie wenn man einen Schnellläufer erwartet. Die Knaben kletterten auf die Bäume, die Alten und Rückgeſetzten ſaßen im Graſe und rauchten ihr Pfeifchen, vergnügt, daß ſich ihnen ein ſo wohlfeiles Vergnügen aufgethan. Selbſt die Herren waren ausgerückt, um den Hauptſpaß mit anzuſehen, ſaßen fröhlich diskurirend in den Gärten und Lauben der Wirthshäuſer und bereiteten eine Menge Wetten vor. In den Straßen, durch welche die Läufer kommen mußten, waren alle Fenſter geöffnet, die Frauen hatten in den Viſitenſtuben rothe und weiße Kiſſen ausgelegt, die Arme darauf zu legen, und zahlreichen Damenbeſuch empfangen, ſo daß fröhliche Kaffeegeſellſchaften aus dem Stegreif entſtanden und die Mägde genug zu laufen hatten, um Kuchen und Zwieback zu holen. Vor dem Thore aber ſahen jetzt die Buben auf den höchſten Bäumen eine kleine Staubwolke ſich nähern und begannen zu rufen: Sie kommen, ſie kommen! Und nicht lange dauerte es, ſo kamen Fridolin und Jobſt wirklich wie ein Sturmwind herangeſauſt, mitten auf der Straße, eine dicke Wolke Staubes aufrührend. Mit der einen Hand zogen ſie die Felleiſen, welche wie toll über die Steine flogen, mit der andern hielten ſie die Hüte feſt, welche ihnen im Nacken ſaßen, und ihre langen Röcke flogen und wehten um die Wette. Beide waren von Schweiß und Staub bedeckt, ſie ſperrten den Mund auf und lechzten nach Athem, ſahen und hörten nichts, was um ſie her vorging und dicke Thränen rollten den armen Männern über die Geſichter, welche ſie nicht abzuwiſchen Zeit hatten. Sie liefen ſich dicht auf den Ferſen, doch war der Baier voraus um eine Spanne. Ein entſetzliches Geſchrei und Gelächter erhob ſich und dröhnte, ſo weit das Ohr reichte. Alles raffte ſich auf und drängte ſich dicht an den Weg, von allen Seiten rief es: So recht, ſo recht! Lauft, wehr' Dich Sachs! halt Dich brav, Baier! Einer iſt ſchon abgefallen, es ſind nur noch zwei! Die Herren in den Gärten ſtanden auf den Tiſchen und wollten ſich ausſchütten vor Lachen. Ihr Gelächter dröhnte aber donnernd und feſt über den haltloſen Lärm der Menge weg, die auf der Straße lagerte und gab das Signal zu einem unerhörten Freudentage. Die Buben und das Geſindel ſtrömten hinter den zwei armen Geſellen zuſammen und ein wilder Haufen, eine furchtbare Wolke erregend, wälzte ſich mit ihnen dem Thore zu; ſelbſt Weiber und junge Gaſſenmädchen liefen mit und miſchten ihre hellen quiekenden Stimmen in das Geſchrei der Burſchen. Schon waren ſie dem Thore nah, deſſen Thürme von Neugierigen beſetzt waren, die ihre Mützen ſchwenkten, die zwei rannten wie ſcheu gewordene Pferde, das Herz voll Qual und Angſt; da kniete ein Gaſſenjunge wie ein Kobold auf Jobſtens fahrendes Felleiſen und ließ ſich unter dem Beifallsgeſchrei der Menge mitfahren. Jobſt wandte ſich und flehte ihn an, loszulaſſen, auch ſchlug er mit dem Stocke nach ihm; aber der Junge duckte ſich und grinſte ihn an. Darüber gewann Fridolin einen größeren Vorſprung und wie Jobſt es merkte, warf er ihm den Stock zwiſchen die Füße, daß er hinſtürzte. Wie aber Jobſt über ihn wegſpringen wollte, erwiſchte ihn der Baier am Rockſchoß und zog ſich daran in die Höhe; Jobſt ſchlug ihm auf die Hände und ſchrie: Laß los, laß los! Fridolin ließ nicht los, Jobſt packte dafür ſeinen Rockſchoß und nun hielten ſie ſich gegenſeitig feſt und drehten ſich langſam zum Thore hinein, nur zuweilen einen Sprung verſuchend, um einer dem andern zu entrinnen. Sie weinten, ſchluchzten und heulten wie Kinder und ſchrieen in unſäglicher Beklemmung: O Gott! laß los! Du lieber Heiland, laß los Jobſt! laß los Fridolin! laß los Du Satan! dazwiſchen ſchlugen ſie ſich fleißig auf die Hände, kamen aber immer um ein Weniges vorwärts. Hut und Stock hatten ſie verloren, zwei Buben trugen dieſelben, die Hüte auf die Stöcke geſteckt, voran und hinter ihnen her wälzte ſich der tobende Haufen; alle Fenſter waren von der Damenwelt beſetzt, welche ihr ſilbernes Gelächter in die unten toſende Brandung warf, und ſeit langer Zeit war man nicht mehr ſo fröhlich geſtimmt geweſen in dieſer Stadt. Das rauſchende Vergnügen ſchmeckte den Bewohnern ſo gut, daß kein Menſch den zwei Ringenden ihr Ziel zeigte, des Meiſters Haus, an welchem ſie endlich angelangt. Sie ſelber ſahen es nicht, ſie ſahen überhaupt nichts, und ſo wälzte ſich der tolle Zug durch das ganze Städtchen und zum andern Thore wieder hinaus. Der Meiſter hatte lachend unter dem Fenſter gelegen, und nachdem er noch ein Stündchen auf den endlichen Sieger gewartet, wollte er eben weggehen, um die Früchte ſeines Schwankes zu genießen, als Dietrich und Züs ſtill und unverſehens bei ihm eintraten.

Dieſe hatten nämlich unterdeſſen ihre Gedanken zuſammen gethan und berathen, daß der Kammmachermeiſter wohl geneigt ſein dürfte, da er doch nicht lang mehr machen würde, ſein Geſchäft gegen eine baare Summe zu verkaufen. Züs wollte ihren Gültbrief dazu hergeben und der Schwabe ſein Geldchen auch dazuthun, und dann wären ſie die Herren der Sachlage und könnten die andern zwei auslachen. Sie trugen ihre Vereinigung dem überraſchten Meiſter vor; dieſem leuchtete es ſogleich ein, hinter dem Rücken ſeiner Gläubiger, ehe es zum Bruch kam, noch ſchnell den Handel abzuſchließen und unverhofft des baaren Kaufpreiſes habhaft zu werden. Raſch wurde Alles feſtgeſtellt und ehe die Sonne unterging, war Jungfer Bünzlin die rechtmäßige Beſitzerin des Kam̄machergeſchäfts und ihr Bräutigam der Miether des Hauſes, in welchem dasſelbe lag, und ſo war Züs, ohne es am Morgen geahnt zu haben, endlich erobert und gebunden durch die Handlichkeit des Schwäbchens.

Halb todt vor Scham, Mattigkeit und Ärger lagen Jobſt und Fridolin in der Herberge, wohin man ſie geführt hatte, nachdem ſie auf dem freien Felde endlich umgefallen waren, ganz in einander verbiſſen. Die ganze Stadt, da ſie einmal aufgeregt war, hatte die Urſache ſchon vergeſſen und feierte eine luſtige Nacht. In vielen Häuſern wurde getanzt und in den Schenken wurde gezecht und geſungen, wie an den größten Seldwylertagen; denn die Seldwyler brauchten nicht viel Zeug, um mit Meiſterhand eine Luſtbarkeit daraus zu formen. Als die beiden armen Teufel ſahen, wie ihre Tapferkeit, mit welcher ſie gedacht hatten, die Thorheit der Welt zu benutzen, nur dazu gedient hatte, dieſelbe triumphiren zu laſſen und ſich ſelbſt zum allgemeinen Geſpött zu machen, wollte ihnen das Herz brechen; denn ſie hatten nicht nur den weiſen Plan mancher Jahre verfehlt und vernichtet, ſondern auch den Ruhm beſonnener und rechtlich ruhiger Leute eingebüßt.

Jobſt, der der älteſte war und ſieben Jahre hier geweſen, war ganz verloren und konnte ſich nicht zurecht finden. Ganz ſchwermüthig zog er vor Tag wieder aus der Stadt, und hing ſich an der Stelle, wo ſie Alle geſtern geſeſſen, an einen Baum. Als der Baier eine Stunde ſpäter da vorüber kam und ihn erblickte, faßte ihn ein ſolches Entſetzen, daß er wie wahnſinnig davon rannte, ſein ganzes Weſen veränderte und, wie man nachher hörte, ein liederlicher Menſch und alter Handwerksburſch wurde, der keines Menſchen Freund war.

Dietrich der Schwabe allein blieb ein Gerechter und hielt ſich oben in dem Städtchen; aber er hatte nicht viel Freude daran; denn Jüs ließ ihm gar nicht den Ruhm davon, regierte und unterdrückte ihn und betrachtete ſich ſelbſt als die alleinige Quelle alles Guten.

Spiegel, das Kätzchen.

Ein Mährchen.

Wenn ein Seldwyler einen ſchlechten Handel gemacht hat oder angeführt worden iſt, ſo ſagt man zu Seldwyla: Er hat der Katze den Schmeer abgekauft! Dies Sprichwort iſt zwar auch anderwärts gebräuchlich, aber nirgends hört man es ſo oft wie dort, was vielleicht daher rühren mag, daß es in dieſer Stadt eine alte Sage giebt über den Urſprung und die Bedeutung dieſes Sprichwortes.

Vor mehreren hundert Jahren, heißt es, wohnte zu Seldwyla eine ältliche Perſon allein mit einem ſchönen, grau und ſchwarzen Kätzchen, welches in aller Vergnügtheit und Klugheit mit ihr lebte und Niemandem, der es ruhig ließ, etwas zu Leide that. Seine einzige Leidenſchaft war die Jagd, welche es jedoch mit Vernunft und Mäßigung befriedigte, ohne ſich durch den Umſtand, daß dieſe Leidenſchaft zugleich einen nützlichen Zweck hatte und ſeiner Herrin wohlgefiel, beſchönigen zu wollen und allzuſehr zur Grauſamkeit hinreißen zu laſſen. Es fing und tödtete daher nur die zudringlichſten und frechſten Mäuſe, welche ſich in einem gewiſſen Umkreiſe des Hauſes betreten ließen, aber dieſe dann mit zuverläſſiger Geſchicklichkeit; nur ſelten verfolgte es eine beſonders pfiffige Maus, welche ſeinen Zorn gereizt hatte, über dieſen Umkreis hinaus und erbat ſich in dieſem Falle mit vieler Höflichkeit von den Herren Nachbaren die Erlaubniß, in ihren Häuſern ein wenig mauſen zu dürfen, was ihm gerne gewährt wurde, da es die Milchtöpfe ſtehen ließ, nicht an die Schinken hinaufſprang, welche etwa an den Wänden hingen, ſondern ſeinem Geſchäfte ſtill und aufmerkſam oblag und, nachdem es dieſes verrichtet, ſich mit dem Mäuslein im Maule anſtändig entfernte. Auch war das Kätzchen gar nicht ſcheu und unartig, ſondern zutraulich gegen Jedermann und floh nicht vor vernünftigen Leuten;

vielmehr ließ es ſich von ſolchen einen guten Spaß gefallen und ſelbſt ein bischen an den Ohren zupfen, ohne zu kratzen; dagegen ließ es ſich von einer Art dummer Menſchen, von welchen es behauptete, daß die Dummheit aus einem unreifen und nichtsnutzigen Herzen käme, nicht das Mindeſte gefallen und ging ihnen entweder aus dem Wege, oder verſetzte ihnen einen ausreichenden Hieb über die Hand, wenn ſie es mit einer Plumpheit moleſtirten.

Spiegel, ſo war der Name des Kätzchens wegen ſeines glatten und glänzenden Pelzes, lebte ſo ſeine Tage heiter, zierlich und beſchaulich dahin, in anſtändiger Wohlhabenheit und ohne Überhebung. Er ſaß nicht zu oft auf der Schulter ſeiner freundlichen Gebieterin, um ihr die Biſſen von der Gabel wegzufangen, ſondern nur, wenn er merkte, daß ihr dieſer Spaß angenehm war; auch lag und ſchlief er den Tag über ſelten auf ſeinem warmen Kiſſen hinter dem Ofen, ſondern hielt ſich munter und liebte es eher, auf einem ſchmalen Treppengeländer oder in der Dachrinne zu liegen und ſich philoſophiſchen Betrachtungen und der Beobachtung der Welt zu überlaſſen. Nur jeden Frühling und Herbſt einmal wurde dies ruhige Leben eine Woche lang unterbrochen, wenn die Veilchen blühten oder die milde Wärme des Altweiberſommers die Veilchenzeit nachäffte. Alsdann ging Spiegel ſeine eigenen Wege, ſtreifte in verliebter Begeiſterung über die fernſten Dächer und ſang die allerſchönſten Lieder. Als ein rechter Don Juan beſtand er bei Tag und Nacht die bedenklichſten Abenteuer, und wenn er ſich zur Seltenheit einmal im Hauſe ſehen ließ, ſo erſchien er mit einem ſo verwegenen, burſchikoſen, ja liederlichen und zerzauſ'ten Ausſehen, daß die ſtille Perſon, ſeine Gebieterin, faſt unwillig ausrief: »Aber Spiegel! Schämſt Du Dich denn nicht, ein ſolches Leben zu führen?« Wer ſich aber nicht ſchämte, war Spiegel; als ein Mann von Grundſätzen, der wohl wußte, was er ſich zur wohlthätigen Abwechslung erlauben durfte, beſchäftigte er ſich ganz ruhig damit, die Glätte ſeines Pelzes und die unſchuldige Munterkeit ſeines Ausſehens wieder herzuſtellen, und er fuhr ſich ſo unbefangen mit dem feuchten

Pfötchen über die Naſe, als ob gar nichts geſchehen wäre.

Allein dies gleichmäßige Leben nahm plötzlich ein trauriges Ende. Als das Kätzchen Spiegel eben in der Blüthe ſeiner Jahre ſtand, ſtarb die Herrin unverſehens an Altersſchwäche und ließ das ſchöne Kätzchen herrenlos und verwaiſ't zurück. Es war das erſte Unglück, welches ihm widerfuhr, und mit jenen Klagetönen, welche ſo ſchneidend den bangen Zweifel an der wirklichen und rechtmäßigen Urſache eines großen Schmerzes ausdrücken, begleitete es die Leiche bis auf die Straße und ſtrich den ganzen übrigen Tag rathlos im Hauſe und rings um dasſelbe her. Doch ſeine gute Natur, ſeine Vernunft und Philoſophie geboten ihm bald, ſich zu faſſen, das Unabänderliche zu tragen und ſeine dankbare Anhänglichkeit an das Haus ſeiner todten Gebieterin dadurch zu beweiſen, daß er ihren lachenden Erben ſeine Dienſte anbot und ſich bereit machte, denſelben mit Rath und That beizuſtehen, die Mäuſe ferner im Zaume zu halten und überdies ihnen manche gute Mittheilung zu machen, welche die Thörichten nicht verſchmäht hätten, wenn ſie eben nicht unvernünftige Menſchen geweſen wären. Aber dieſe Leute ließen Spiegel gar nicht zu Worte kommen, ſondern warfen ihm die Pantoffeln und das artige Fußſchemelchen der Seligen an den Kopf, ſo oft er ſich blicken ließ, zankten ſich acht Tage lang unter einander, begannen endlich einen Prozeß und ſchloſſen das Haus bis auf Weiteres zu, ſo daß nun gar Niemand darin wohnte.

Da ſaß nun der arme Spiegel traurig und verlaſſen auf der ſteinernen Stufe vor der Hausthüre und hatte Niemand, der ihn hinein ließ. Des Nachts begab er ſich wohl auf Umwegen unter das Dach des Hauſes, und im Anfang hielt er ſich einen großen Theil des Tages dort verborgen und ſuchte ſeinen Kummer zu verſchlafen; doch der Hunger trieb ihn bald an das Licht und nöthigte ihn, an der warmen Sonne und unter den Leuten zu erſcheinen, um bei der Hand zu ſein und zu gewärtigen, wo ſich etwa ein Maul voll geringer Nahrung zeigen möchte. Je ſeltener dies geſchah, deſto aufmerkſamer wurde der gute Spiegel, und alle ſeine moraliſchen Eigenſchaften gingen in dieſer

Aufmerkſamkeit auf, ſo daß er ſehr bald ſich ſelber nicht mehr gleich ſah. Er machte zahlreiche Ausflüge von ſeiner Hausthüre aus und ſtahl ſich ſcheu und flüchtig über die Straße, um manchmal mit einem ſchlechten unappetitlichen Biſſen, dergleichen er früher nie angeſehen, manchmal mit gar Nichts zurückzukehren. Er wurde von Tag zu Tag magerer und zerzauſter, dabei gierig, kriechend und feig; all' ſein Muth, ſeine zierliche Katzenwürde, ſeine Vernunft und Philoſophie waren dahin. Wenn die Buben aus der Schule kamen, ſo kroch er in einen verborgenen Winkel, ſobald er ſie kommen hörte, und guckte nur hervor, um aufzupaſſen, welcher von ihnen etwa eine Brodrinde wegwürfe und merkte ſich den Ort, wo ſie hinfiel. Wenn der ſchlechteſte Köter von Weitem ankam, ſo ſprang er haſtig fort, während er früher gelaſſen der Gefahr in's Auge geſchaut und böſe Hunde oft tapfer gezüchtigt hatte. Nur wenn ein grober und einfältiger Menſch daher kam, dergleichen er ſonſt klüglich gemieden, blieb er ſitzen, obgleich das arme Kätzchen mit dem Reſte ſeiner Menſchenkenntniß den Lümmel recht gut erkannte; allein die Noth zwang Spiegelchen, ſich zu täuſchen und zu hoffen, daß der Schlimme ausnahmsweiſe einmal es freundlich ſtreicheln und ihm einen Biſſen darreichen werde. Und ſelbſt wenn er ſtatt deſſen nun doch geſchlagen oder in den Schwanz gekneift wurde, ſo kratzte er nicht, ſondern duckte ſich lautlos zur Seite und ſah dann noch verlangend nach der Hand, die es geſchlagen und gekneift, und welche nach Wurſt oder Häring roch.

Als der edle und kluge Spiegel ſo heruntergekommen war, ſaß er eines Tages ganz mager und traurig auf ſeinem Steine und blinzelte in der Sonne. Da kam der Stadthexenmeiſter Pineiß des Weges, ſah das Kätzchen und ſtand vor ihm ſtill. Etwas Gutes hoffend, obgleich es den Unheimlichen wohl kannte, ſaß Spiegelchen demüthig auf dem Stein und erwartete, was der Herr Pineiß etwa thun oder ſagen würde. Als dieſer aber begann und ſagte: »Na, Katze! Soll ich Dir Deinen Schmeer abkaufen?« da verlor es die Hoffnung; denn es glaubte, der Stadthexenmeiſter wolle es ſeiner Magerkeit wegen verhöhnen. Doch erwiederte er beſcheiden und lächelnd, um es mit Niemand zu verderben: »Ach, der Herr Pineiß belieben zu ſcherzen!« »Mit Nichten! rief Pineiß,« es iſt mir voller Ernſt! Ich brauche Katzenſchmeer vorzüglich zur Hexerei; aber er muß mir vertragsmäßig und freiwillig von den werthen Herren Katzen abgetreten werden, ſonſt iſt er unwirkſam. Ich denke, wenn je ein wackeres Kätzlein in der Lage war, einen vortheilhaften Handel abzuſchließen, ſo biſt es Du! Begieb Dich in meinen Dienſt; ich füttere Dich herrlich heraus, mache Dich fett und kugelrund mit Würſtchen und gebratenen Wachteln. Auf dem ungeheuer hohen alten Dache meines Hauſes, welches nebenbei geſagt das köſtlichſte Dach von der Welt iſt für eine Katze, voll intereſſanter Gegenden und Winkel, wächſt auf den ſonnigſten Höhen treffliches Spitzgras, grün wie Smaragd, ſchlank und fein in den Lüften ſchwankend, Dich einladend, die zarteſten Spitzen abzubeißen und zu genießen, wenn Du Dir an meinen Leckerbiſſen eine leichte Unverdaulichkeit zugezogen haſt. So wirſt Du bei trefflicher Geſundheit bleiben und mir dereinſt einen kräftigen brauchbaren Schmeer liefern!«

Spiegel hatte ſchon längſt die Ohren geſpitzt und mit wäſſerndem Mäulchen gelauſcht; doch war ſeinem geſchwächten Verſtande die Sache noch nicht klar, und er verſetzte daher: »das iſt ſoweit nicht übel, Herr Pineiß! Wenn ich nur wüßte, wie ich alsdann, wenn ich doch, um Euch meinen Schmeer abzutreten, mein Leben laſſen muß, des verabredeten Preiſes habhaft werden und ihn genießen ſoll, da ich nicht mehr bin?« »Des Preiſes habhaft werden?« ſagte der Hexenmeiſter verwundert, »den Preis genießeſt Du ja eben in den reichlichen und üppigen Speiſen, womit ich Dich fett mache, das verſteht ſich von ſelber! doch will ich Dich zu dem Handel nicht zwingen!« Und er machte Miene, ſich von dannen begeben zu wollen. Aber Spiegel ſagte haſtig und ängſtlich: »Ihr müßt mir wenigſtens eine mäßige Friſt gewähren über die Zeit meiner höchſten erreichten Rundheit und Fettigkeit hinaus, daß ich nicht ſo jählings von hinnen gehen muß, wenn jener angenehme und ach! ſo traurige Zeitpunkt herangekommen und entdeckt iſt!«

»Es ſei!« ſagte Herr Pineiß mit anſcheinender Gutmüthigkeit, »bis zum nächſten Vollmond ſollſt Du Dich alsdann Deines angenehmen Zuſtandes erfreuen dürfen, aber nicht länger! denn in den abnehmenden Mond hinein darf es nicht gehen, weil dieſer einen vermindernden Einfluß auf mein wohlerworbenes Eigenthum ausüben würde.«

Das Kätzchen beeilte ſich zuzuſchlagen und unterzeichnete einen Vertrag, welchen der Hexenmeiſter im Vorrath bei ſich führte, mit ſeiner ſcharfen Handſchrift, welche ſein letztes Beſitzthum und Zeichen beſſerer Tage war.

»Du kannſt Dich nun zum Mittageſſen bei mir einfinden, Kater!« ſagte der Hexer, »Punkt zwölf Uhr wird gegeſſen!« »Ich werde ſo frei ſein, wenn Ihr's erlaubt!« ſagte Spiegel und fand ſich pünktlich um die Mittagsſtunde bei Herrn Pineiß ein. Dort begann nun während einiger Monate ein höchſt angenehmes Leben für das Kätzchen; denn es hatte auf der Welt weiter nichts zu thun, als die guten Dinge zu verzehren, die man ihm verſetzte, dem Meiſter bei der Hexerei zuzuſchauen, wenn es mochte, und auf dem Dache ſpazieren zu gehen. Dies Dach glich einem ungeheuren ſchwarzen Nebelſpalter oder Dreiröhrenhut, wie man die großen Hüte der ſchwäbiſchen Bauern nennt, und wie ein ſolcher Hut ein Gehirn voller Rücken und Finten überſchattet, ſo bedeckte dies Dach ein großes, dunkles und winkliges Haus voll Hexenwerk und Tauſendsgeſchichten. Herr Pineiß war ein Kann-Alles, welcher hundert Ämtchen verſah, Leute kurirte, Wanzen vertilgte, Zähne auszog und Geld auf Zinſen lieh; er war der Vormünder aller Waiſen und Wittwen, ſchnitt in ſeinen Mußeſtunden Federn, das Dutzend für einen Pfennig, und machte ſchöne ſchwarze Dinte; er handelte mit Ingwer und Pfeffer, mit Wagenſchmiere und Roſoli, mit Heftlein und Schuhnägeln, er renovirte die Thurmuhr und machte jährlich den Kalender mit der Witterung, den Bauernregeln, und dem Aderlaßmännchen; er verrichtete zehntauſend rechtliche Dinge am hellen Tag um mäßigen Lohn, und einige unrechtliche nur in der Finſterniß und aus Privatleidenſchaft, oder hing auch den rechtlichen, ehe er ſie aus ſeiner Hand entließ, ſchnell noch ein unrechtliches Schwänzchen an, ſo klein wie die Schwänzchen der jungen Frösche, gleichſam nur der Poſſierlichkeit wegen. Überdies machte er das Wetter in ſchwierigen Zeiten, überwachte mit ſeiner Kunſt die Hexen, und wenn ſie reif waren, ließ er ſie verbrennen; für ſich trieb er die Hexerei nur als wiſſenſchaftlichen Verſuch und zum Hausgebrauch, ſowie er auch die Stadtgeſetze, die er redigirte und ins Reine ſchrieb, unter der Hand probirte und verdrehte, um ihre Dauerhaftigkeit zu ergründen. Da die Seldwyler ſtets einen ſolchen Bürger brauchten, der alle unluſtigen kleinen und großen Dinge für ſie that, ſo war er zum Stadthexenmeiſter ernannt worden und bekleidete dies Amt ſchon ſeit vielen Jahren mit unermüdlicher Hingebung und Geſchicklichkeit, früh und ſpät. Daher war ſein Haus von unten bis oben vollgeſtopft mit allen erdenklichen Dingen, und Spiegel hatte viel Kurzweil, Alles zu beſehen und zu beriechen.

Doch im Anfang gewann er keine Aufmerkſamkeit für andere Dinge, als für das Eſſen. Er ſchlang gierig alles hinunter, was Pineiß ihm darreichte, und mochte kaum von einer Zeit zur andern warten. Dabei überlud er ſich den

Magen und mußte wirklich auf das Dach gehen, um dort von den grünen Gräſern abzubeißen und ſich von allerhand Unwohlſein zu kuriren. Als der Meiſter dieſen Heißhunger bemerkte, freute er ſich und dachte, das Kätzchen würde ſolcherweiſe recht bald fett werden, und je beſſer er daran wende, deſto klüger verfahre und ſpare er im Ganzen. Er baute daher für Spiegel eine ordentliche Landſchaft in ſeiner Stube, indem er ein Wäldchen von Tannenbäumchen aufſtellte, kleine Hügel von Steinen und Moos errichtete und einen kleinen See anlegte. Auf die Bäumchen ſetzte er duftig gebratene Lerchen, Finken, Meiſen und Sperlinge, je nach der Jahrszeit, ſo daß da Spiegel immer etwas herunter zu holen und zu knabbern vorfand. In die kleinen Berge verſteckte er in künſtlichen Mauslöchern herrliche Mäuſe, welche er ſorgfältig mit Waizenmehl gemäſtet, dann ausgeweidet, mit zarten Speckriemchen geſpickt und gebraten hatte. Einige dieſer Mäuſe konnte Spiegel mit der Hand hervorholen, andere waren zur Erhöhung des Vergnügens tiefer verborgen, aber an einen Faden gebunden, an welchem Spiegel ſie behutſam hervorziehen mußte, wenn er dieſe Luſtbarkeit einer nachgeahmten Jagd genießen wollte. Das Becken des See's aber füllte Pineiß alle Tage mit friſcher Milch, damit Spiegel in der ſüßen ſeinen Durſt löſche, und ließ gebratene Gründlinge darin ſchwimmen, da er wußte, daß Katzen zuweilen auch die Fiſcherei lieben. Aber da nun Spiegel ein ſo herrliches Leben führte, thun und laſſen, eſſen und trinken konnte, was ihm beliebte und wann es ihm einfiel, ſo gedieh er allerdings zuſehends an ſeinem Leibe; ſein Pelz wurde wieder glatt und glänzend und ſein Auge munter; aber zugleich nahm er, da ſich ſeine Geiſteskräfte in gleichem Maße wieder anſammelten, beſſere Sitten an, die wilde Gier legte ſich, und weil er jetzt eine traurige Erfahrung hinter ſich hatte, ſo wurde er nun klüger als zuvor. Er mäßigte ſich in ſeinen Gelüſten und fraß nicht mehr, als ihm zuträglich war, indem er zugleich wieder vernünftigen und tiefſinnigen Betrachtungen nachging und die Dinge wieder durchſchaute. So holte er eines Tages einen hübſchen Krametsvogel von den Äſten herunter, und als er denſelben nachdenklich zerlegte, fand er deſſen kleinen Magen ganz kugelrund angefüllt mit friſcher unverſehrter Speiſe. Grüne Kräutchen, artig zuſammengerollt, ſchwarze und weiße Samenkörner und eine glänzend rothe Beere waren da ſo niedlich und dicht in einander gepfropft, als ob ein Mütterchen für ihren Sohn das Ränzchen zur Reiſe gepackt hätte. Als Spiegel den Vogel langſam verzehrt und das ſo vergnüglich gefüllte Mäglein an ſeine Klaue hing und philoſophiſch betrachtete, rührte ihn das Schickſal des armen Vogels, welcher nach ſo friedlich verbrachtem Geſchäft ſo ſchnell ſein Leben laſſen mußte, daß er nicht einmal die eingepackten Sachen verdauen konnte. »Was hat er nun davon gehabt, der arme Kerl, ſagte Spiegel, daß er ſich ſo fleißig und eifrig genährt hat, daß dies kleine Säckchen ausſieht, wie ein wohl vollbrachtes Tagewerk? Dieſe rothe Beere iſt es, die ihn aus dem freien Walde in die Schlinge des Vogelſtellers gelockt hat. Aber er dachte doch, ſeine Sache noch beſſer zu machen und ſein Leben an ſolchen Beeren zu friſten, während ich, der ich ſo eben den unglücklichen Vogel gegeſſen, daran mich nur um einen Schritt näher zum Tode gegeſſen habe! Kann man einen elenderen und feigeren Vertrag abſchließen, als ſein Leben noch ein Weilchen friſten zu laſſen, um es dann um dieſen Preis doch zu verlieren? Wäre nicht ein freiwilliger und ſchneller Tod vorzuziehen geweſen für einen entſchloſſenen Kater? Aber ich habe keine Gedanken gehabt, und nun da ich wieder ſolche habe, ſehe ich nichts vor mir, als das Schickſal dieſes Krametsvogels; wenn ich rund genug bin, ſo muß ich von hinnen, aus keinem andern Grunde, als weil ich rund bin. Ein ſchöner Grund für einen lebensluſtigen und gedankenreichen Katzmann! Ach, könnte ich aus dieſer Schlinge kommen!«

Er vertiefte ſich nun in vielfältige Grübeleien, wie das gelingen möchte; aber da die Zeit der Gefahr noch nicht da war, ſo wurde es ihm nicht klar und er fand keinen Ausweg; aber als ein kluger Mann ergab er ſich bis dahin der Tugend und der Selbſtbeherrſchung, welches immer die beſte Vorſchule und Zeitverwendung iſt, bis ſich etwas entſcheiden ſoll. Er verſchmähte das weiche Kiſſen, welches ihm Pineiß zurechtgelegt hatte, damit er fleißig darauf ſchlafen und fett werden ſollte, und zog es vor, wieder auf ſchmalen Geſimſen und hohen gefährlichen Stellen zu liegen, wenn er ruhen wollte. Ebenſo verſchmähte er die gebratenen Vögel und die geſpickten Mäuſe und fing ſich lieber auf den Dächern, da er nun wieder einen rechtmäßigen Jagdgrund hatte, mit List und Gewandtheit einen ſchlichten lebendigen Sperling, oder auf den Speichern eine flinke Maus, und ſolche Beute ſchmeckte ihm vortrefflicher, als das gebratene Wild in Pineißens künſtlichem Gehäge, während ſie ihn nicht zu fett machte; auch die Bewegung und Tapferkeit, ſowie der wiedererlangte Gebrauch der Tugend und Philoſophie verhinderten ein zu ſchnelles Fettwerden, ſo daß Spiegel zwar geſund und glänzend ausſah, aber zu Pineißens Verwunderung auf einer gewiſſen Stufe der Beleibtheit ſtehen blieb, welche lange nicht das erreichte, was der Hexenmeiſter mit ſeiner freundlichen Mäſtung bezweckte; denn dieſer ſtellte ſich darunter ein kugelrundes, ſchwerfälliges Thier vor, welches ſich nicht vom Ruhekiſſen bewegte und aus eitel Schmeer beſtand.

Aber hierin hatte ſich ſeine Hexerei eben geirrt und er wußte bei aller Schlauheit nicht, daß wenn man einen Eſel füttert, derſelbe ein Eſel bleibt, wenn man aber einen Fuchſen ſpeiſet, derſelbe nichts anders wird, als ein Fuchs; denn jede Creatur wächſt ſich nach ihrer Weiſe aus. Als Herr Pineiß entdeckte, wie Spiegel immer auf demſelben Punkte einer wohlgenährten, aber geſchmeidigen und rüſtigen Schlankheit ſtehen blieb, ohne eine erkleckliche Fettigkeit anzuſetzen, ſtellte er ihn eines Abends plötzlich zur Rede und ſagte barſch: »Was iſt das, Spiegel? Warum friſſeſt Du die guten Speiſen nicht, die ich Dir mit ſo viel Sorgfalt und Kunſt präparire und verſtelle? Warum fängſt Du die gebratenen Vögel nicht auf den Bäumen, warum ſuchſt Du die leckeren Mäuschen nicht in den Berghöhlen? Warum fiſcheſt Du nicht mehr in dem See? Warum pflegſt Du Dich nicht? Warum ſchläfſt Du nicht auf dem Kiſſen? Warum ſtrapazirſt Du Dich und wirſt mir nicht fett?« »Ei, Herr Pineiß! ſagte Spiegel, weil es mir wohler iſt auf dieſe Weiſe! Soll ich meine kurze Friſt nicht auf die Art verbringen, die mir am angenehmſten iſt?« »Wie! rief Pineiß, Du ſollſt ſo leben, daß Du dick und rund wirſt und nicht Dich abjagen! Ich merke aber wohl, wo Du hinauswillſt! Du denkſt mich zu äffen und hinzuhalten, daß ich Dich in Ewigkeit in dieſem Mittelzuſtande herumlaufen laſſe? Mit nichten ſoll Dir das gelingen! Es iſt Deine Pflicht, zu eſſen und zu trinken und Dich zu pflegen, auf daß Du dick werdeſt und Schmeer bekommſt! Auf der Stelle entſage daher dieſer hinterliſtigen und kontraktwidrigen Mäßigkeit, oder ich werde ein Wörtlein mit Dir ſprechen!«

Spiegel unterbrach ſein behagliches Spinnen, das er angefangen, um ſeine Faſſung zu behaupten, und ſagte: »Ich weiß kein Sterbenswörtchen davon, daß in dem Contrakt ſteht, ich ſolle der Mäßigkeit und einem geſunden Lebenswandel entſagen! Wenn der Herr Stadthexenmeiſter darauf gerechnet hat, daß ich ein fauler Schlemmer ſei, ſo iſt das nicht meine Schuld! Ihr thut tauſend rechtliche Dinge des Tages, ſo laſſet dieſes auch noch hinzukommen und uns beide hübſch in der Ordnung bleiben; denn Ihr wißt ja wohl, daß Euch mein Schmeer nur nützlich iſt, wenn er auf rechtliche Weiſe erwachſen!« »Ei du Schwätzer! rief Pineiß erbos't, willſt Du mich belehren? Zeig' her, wie weit biſt Du denn eigentlich gediehen, Du Müſſiggänger? Vielleicht kann man Dich doch bald abthun!« Er griff dem Kätzchen an den Bauch; allein dieſes fühlte ſich dadurch unangenehm gekitzelt und hieb dem Herenmeiſter einen ſcharfen Kratz über die Hand. Dieſen betrachtete Pineiß aufmerkſam, dann ſprach er: »Stehen wir ſo miteinander, du Beſtie? Wohlan, ſo erkläre ich Dich hiermit feierlich, kraft des Vertrages, für fett genug! Ich begnüge mich mit dem Ergebniß und werde mich deſſelben zu verſichern wiſſen! In fünf Tagen iſt der Mond voll, und bis dahin magſt Du Dich noch Deines Lebens erfreuen, wie es geſchrieben ſteht, und nicht eine Minute länger!« Damit kehrte er ihm den Rücken und überließ ihn ſeinen Gedanken.

Dieſe waren jetzt ſehr bedenklich und düſter; ſo war denn die Stunde doch nahe, wo der gute Spiegel ſeine Haut laſſen ſollte? Und war mit aller Klugheit gar nichts mehr zu machen? Seufzend ſtieg er auf das hohe Dach, deſſen

Firſte dunkel in den ſchönen Herbſtabendhimmel emporragten. Da ging der Mond über der Stadt auf und warf ſeinen Schein auf die ſchwarzen bemoosten Hohlziegel des alten Daches, ein lieblicher Geſang tönte in Spiegels Ohren und eine ſchneeweiße Kätzin wandelte glänzend über einen benachbarten Firſt weg. Sogleich vergaß Spiegel die Todesausſichten, in welchen er lebte, und erwiederte mit ſeinem ſchönſten Katerliede den Lobgeſang der Schönen. Er eilte ihr entgegen und war bald im hitzigen Gefecht mit drei fremden Katern begriffen, die er muthig und wild in die Flucht ſchlug. Dann machte er der Dame feurig und ergeben den Hof und brachte Tag und Nacht bei ihr zu, ohne an den Pineiß zu denken oder im Hauſe ſich ſehen zu laſſen. Er ſang wie eine Nachtigall die ſchönen Mondnächte hindurch, jagte hinter der weißen Geliebten her über die Dächer, durch die Gärten, und rollte mehr als einmal im heftigen Minneſpiel oder im Kampfe mit den Rivalen über hohe Dächer hinunter und fiel auf die Straße; aber nur um ſich aufzuraffen, das Fell zu ſchütteln und die wilde Jagd ſeiner Leidenſchaften von Neuem anzuheben. Stille und laute Stunden, ſüße Gefühle und zorniger Streit, anmuthiges Zwiegeſpräch, witziger Gedankenaustauſch, Ränke und Schwänke der Liebe und Eiferſucht, Liebkoſungen und Raufereien, die Gewalt des Glückes und die Leiden des Unſterns ließen den verliebten Spiegel nicht zu ſich ſelbſt kommen, und als die Scheibe des Mondes voll ward, war er von allen dieſen Aufregungen und Leidenſchaften ſo heruntergekommen, daß er jämmerlicher, magerer und zerzauſter ausſah, als je. Im ſelben Augenblicke rief ihm Pineiß aus einem Dachthürmchen: »Spiegelchen, Spiegelchen! Wo biſt Du? Komm doch ein Bischen nach Hauſe!«

Da ſchied Spiegel von der weißen Freundin, welche zufrieden und kühl miauend ihrer Wege ging und wandte ſich ſtolz ſeinem Henker zu. Dieſer ſtieg in die Küche hinunter, raſchelte mit dem Contract und ſagte: »Komm Spiegelchen, komm Spiegelchen!« und Spiegel folgte ihm und ſetzte ſich in der Hexenküche trotzig vor den Meiſter hin in all' ſeiner Magerkeit und Zerzauſtheit. Als Herr Pineiß erblickte, wie er ſo ſchmählich um ſeinen Gewinn gebracht war, ſprang er wie beſeſſen in die Höhe und ſchrie wüthend: »Was ſeh' ich? Du Schelm, Du gewiſſenloſer Spitzbube! Was haſt Du mir gethan?« Außer ſich vor Zorn griff er nach einem Beſen und wollte Spiegelein ſchlagen; aber dieſer krümmte den ſchwarzen Rücken, ließ die Haare empor ſtarren, daß ein fahler Schein darüber kniſterte, legte die Ohren zurück, pruſtete und funkelte den Alten ſo grimmig an, daß dieſer voll Furcht und Entſetzen drei Schritt zurück ſprang. Er begann zu fürchten, daß er einen Hexenmeiſter vor ſich habe, welcher ihn foppe und mehr könne, als er ſelbſt. Ungewiß und kleinlaut ſagte er: »Iſt der ehrſame Herr Spiegel vielleicht vom Handwerk? Sollte ein gelehrter Zaubermeiſter beliebt haben, ſich in dero äußere Geſtalt zu verkleiden, da er nach Gefallen über ſein Leibliches gebieten und genau ſo beleibt werden kann, als es ihm angenehm dünkt, nicht zu wenig und nicht zu viel, oder unverſehens ſo mager wird, wie ein Gerippe, um dem Tode zu entſchlüpfen?«

Spiegel beruhigte ſich wieder und ſprach ehrlich: »Nein, ich bin kein Zauberer! Es iſt allein die ſüße Gewalt der Leidenſchaft, welche mich ſo heruntergebracht und zu meinem Vergnügen Euer Fett dahin genommen hat. Wenn wir übrigens jetzt unſer Geſchäft von Neuem beginnen wollen, ſo will ich tapfer dabei ſein und drein beißen! Setzt mir nur eine recht ſchöne und große Bratwurſt vor, denn ich bin ganz erſchöpft und hungrig!« Da packte Pineiß den Spiegel wüthend am Kragen, ſperrte ihn in den Gänſeſtall, der immer leer war, und ſchrie: »Da ſieh zu, ob Dir Deine ſüße Gewalt der Leidenſchaft noch einmal heraushilft und ob ſie ſtärker iſt, als die Gewalt der Hexerei und meines rechtlichen Vertrages! Jetzt heißt's: Vogel friß und ſtirb!« Sogleich briet er eine lange Wurſt, die ſo lecker duftete, daß er ſich nicht enthalten konnte, ſelbſt ein Bischen an beiden Zipfeln zu ſchlecken, ehe er ſie durch das Gitter ſteckte. Spiegel fraß ſie von vorn bis hinten auf, und indem er ſich behaglich den Schnurrbart putzte und den Pelz leckte, ſagte er zu ſich ſelber: »Meiner Seel! es iſt doch eine ſchöne Sache um die Liebe! Die hat mich für diesmal wieder aus der Schlinge gezogen. Jetzt will ich mich ein wenig ausruhen und trachten, daß ich durch Beſchaulichkeit und gute Nahrung wieder zu vernünftigen Gedanken komme! Alles hat ſeine Zeit! Heute ein Bischen Leidenſchaft, morgen ein wenig Beſonnenheit und Ruhe, iſt jedes in ſeiner Weiſe gut. Dies Gefängniß iſt gar nicht ſo übel und es läßt ſich gewiß etwas Erſprießliches darin ausdenken!« Pineiß aber nahm ſich nun zuſammen und bereitete alle Tage mit aller ſeiner Kunſt ſolche Leckerbiſſen, und in ſolch reizender Abwechslung und Zuträglichkeit, daß der gefangene Spiegel denſelben nicht widerſtehen konnte; denn Pineißens Vorrath an freiwilligem und rechtmäßigem Katzenſchmeer nahm alle Tage mehr ab und drohte nächſtens ganz auszugehen, und dann war der Herer ohne dies Hauptmittel ein geſchlagener Mann. Aber der gute Herenmeiſter nährte mit dem Leibe Spiegels deſſen Geiſt immer wieder mit, und es war durchaus nicht von dieſer unbequemen Zuthat loszukommen, weshalb auch ſeine Hererei ſich hier als lückenhaft erwies.

Als Spiegel in ſeinem Käfig ihm endlich fett genug dünkte, ſäumte er nicht länger, ſondern ſtellte vor den Augen des aufmerkſamen Katers alle Geſchirre zurecht und machte ein helles Feuer auf dem Heerd, um den lang erſehnten Gewinn auszukochen. Dann wetzte er ein großes Meſſer, öffnete den Kerker, zog Spiegelchen hervor, nachdem er die Küchenthüre wohl verſchloſſen, und ſagte wohlgemuth: »Komm, Du Sapperlöter! wir wollen Dir den Kopf abſchneiden vor der Hand, und dann das Fell abziehen! Dieſes wird eine warme Mütze für mich geben, woran ich Einfältiger noch gar nicht gedacht habe! Oder ſoll ich Dir erſt das Fell abziehen und dann den Kopf abſchneiden?« »Nein, wenn es Euch gefällig iſt, ſagte Spiegel demüthig, lieber zuerſt den Kopf abſchneiden!« »Haſt Recht, Du armer Kerl!« ſagte Herr Pineiß, »wir wollen Dich nicht unnütz quälen! Alles was Recht iſt!« »Dies iſt ein wahres Wort!« ſagte Spiegel mit einem erbärmlichen Seufzer und legte das Haupt ergebungsvoll auf die Seite, »o hätt' ich doch jederzeit gethan, was Recht iſt, und nicht eine ſo wichtige Sache leichtſinnig unterlaſſen, ſo könnte ich jetzt mit beſſerem Gewiſſen ſterben, denn ich ſterbe gern;

aber ein Unrecht erſchwert mir den ſonſt ſo willkommenen Tod, denn was bietet mir das Leben? Nichts als Furcht, Sorge und Armuth und zur Abwechslung einen Sturm verzehrender Leidenſchaft, die noch ſchlimmer iſt, als die ſtille zitternde Furcht!« »Ei, welches Unrecht, welche wichtige Sache?« fragte Pineiß neugierig. »Ach, was hilft das Reden jetzt noch, ſeufzte Spiegel, geſchehen iſt geſchehen und jetzt iſt Reue zu ſpät!« »Siehſt Du Sappermenter, was für ein Sünder Du biſt?« ſagte Pineiß, »und wie wohl Du Deinen Tod verdienſt? Aber was Tauſend haſt Du denn angeſtellt? Haſt Du mir vielleicht etwas entwendet, entfremdet, verdorben? Haſt Du mir ein himmelſchreiendes Unrecht gethan, von dem ich noch gar nichts weiß, ahne, vermuthe, Du Satan? Das ſind mir ſchöne Geſchichten! Gut, daß ich noch dahinter komme! Auf der Stelle beichte mir, oder ich ſchinde und ſiede Dich lebendig aus? Wirſt Du ſprechen oder nicht?« »Ach nein!« ſagte Spiegel, »wegen Euch habe ich mir nichts vorzuwerfen. Es betrifft die zehntauſend Goldgülden meiner ſeligen Gebieterin — aber was hilft

Reden! — Zwar — wenn ich bedenke und Euch anſehe, ſo möchte es vielleicht doch nicht ganz zu ſpät ſein — wenn ich Euch betrachte, ſo ſehe ich, daß Ihr ein noch ganz ſchöner und rüſtiger Mann ſeid, in den beſten Jahren — ſagt doch, Herr Pinciß! Habt Ihr noch nie etwa den Wunſch verſpürt, Euch zu verehlichen, ehrbar und vortheilhaft? Aber was ſchwatze ich! Wie wird ein ſo kluger und kunſtreicher Mann auf dergleichen müſſige Gedanken kommen! Wie wird ein ſo nützlich beſchäftigter Meiſter an thörichte Weiber denken! Zwar allerdings hat auch die Schlimmſte noch irgend was an ſich, was etwa nützlich für einen Mann iſt, das iſt nicht abzuleugnen! Und wenn ſie nur halbwegs was taugt, ſo iſt eine gute Hausfrau etwa weiß am Leibe, ſorgſältig im Sinne, zuthulich von Sitten, treu von Herzen, ſparſam im Verwalten, aber verſchwenderiſch in der Pflege ihres Mannes, kurzweilig in Worten und angenehm in ihren Thaten, einſchmeichelnd in ihren Handlungen! Sie küßt den Mann mit ihrem Munde und ſtreichelt ihm den Bart, ſie umſchließt ihn mit ihren Armen und kraut ihm hinter den Ohren, wie er es wünſcht, kurz, ſie thut tauſend Dinge, die nicht zu verwerfen ſind. Sie hält ſich ihm ganz nah zu oder in beſcheidener Entfernung, je nach ſeiner Stimmung, und wenn er ſeinen Geſchäften nachgeht, ſo ſtört ſie ihn nicht, ſondern verbreitet unterdeſſen ſein Lob in und außer dem Hauſe; denn ſie läßt nichts an ihn kommen und rühmt Alles, was an ihm iſt! Aber das Anmuthigſte iſt die wunderbare Beſchaffenheit ihres zarten leiblichen Daſeins, welches die Natur ſo verſchieden gemacht hat von unſerm Weſen bei anſcheinender Menſchenähnlichkeit, daß es ein fortwährendes Meerwunder in einer glückhaften Ehe bewirkt und eigentlich die allerdurchtriebenſte Hexerei in ſich birgt! Doch was ſchwatze ich da wie ein Thor an der Schwelle des Todes! Wie wird ein weiſer Mann auf dergleichen Eitelkeiten ſein Augenmerk richten! Verzeiht, Herr Pineiß, und ſchneidet mir den Kopf ab!«

Pineiß aber rief heftig: »So halt doch endlich inne, Du Schwätzer! und ſage mir: Wo iſt eine Solche und hat ſie zehntauſend Goldgülden?«

»Zehntauſend Goldgülden?« ſagte Spiegel.

»Nun ja, rief Pineiß ungeduldig, ſprachest Du nicht eben erſt davon?«

»Nein, antwortete Jener, das iſt eine andere Sache! Die liegen vergraben an einem Orte!«

»Und was thun ſie da, wem gehören ſie?« ſchrie Pineiß.

»Niemand gehören ſie, das iſt eben meine Gewiſſensbürde, doch ich hätte ſie unterbringen ſollen! Eigentlich gehören ſie Jenem, der eine ſolche Perſon heirathet, wie ich eben beſchrieben habe. Aber wie ſoll man drei ſolche Dinge zuſammenbringen in dieſer gottloſen Stadt. Zehntauſend Goldgülden, eine weiße, feine und gute Hausfrau, und einen weiſen rechtſchaffenen Mann? Daher iſt eigentlich meine Sünde nicht allzugroß, denn der Auftrag war zu ſchwer für eine arme Katze!«

»Wenn Du jetzt, rief Pineiß, nicht bei der Sache bleibſt, und ſie verſtändlich der Ordnung nach dartbuſt, ſo ſchneide ich Dir vorläufig den Schwanz und beide Ohren ab! Jetzt fang an!«

»Da Ihr es befehlt, ſo muß ich die Sache wohl erzählen,« ſagte Spiegel und ſetzte ſich gelaſſen auf ſeine Hinterfüße, »obgleich dieſer Aufſchub meine Leiden nur vergrößert!« Pineiß ſteckte das ſcharfe Meſſer zwiſchen ſich und Spiegel in die Diele und ſetzte ſich neugierig auf ein Fäßchen, um zuzuhören, und Spiegel fuhr fort:

»Ihr wiſſet doch, Herr Pineiß, daß die brave Perſon, meine ſelige Meiſterin, unverheirathet geſtorben iſt als eine alte Jungfer, die in aller Stille viel Gutes gethan und Niemanden zuwider gelebt hat. Aber nicht immer war es um ſie her ſo ſtill und ruhig zugegangen, und obgleich ſie niemals von böſem Gemüth geweſen, ſo hatte ſie doch einſt viel Leid und Schaden angerichtet; denn in ihrer Jugend war ſie das ſchönſte Fräulein weit und breit, und was von jungen Herren und kecken Geſellen in der Gegend war oder des Weges kam, verliebte ſich in ſie und wollte ſie durchaus heirathen. Nun hatte ſie wohl große Luſt, zu heirathen, und einen hübſchen, ehrenfeſten und klugen Mann zu nehmen und ſie hatte die Auswahl, da ſich Einheimiſche und Fremde um ſie ſtritten und einander mehr als ein Mal die Degen in den

Leib rannten, um den Vorrang zu gewinnen. Es bewarben ſich um ſie und verſammelten ſich kühne und verzagte, liſtige und treuherzige, reiche und arme Freier, ſolche mit einem guten und anſtändigen Geſchäft, und ſolche, welche als Kavaliere zierlich von ihren Renten lebten; dieſer mit dieſen, jener mit jenen Vorzügen, beredt oder ſchweigſam, der Eine munter und liebenswürdig, und ein Anderer ſchien es mehr in ſich zu haben, wenn er auch etwas einfältig ausſah; kurz, das Fräulein hatte eine ſo vollkommene Auswahl, wie es ein mannbares Frauenzimmer ſich nur wünſchen kann. Allein ſie beſaß außer ihrer Schönheit ein ſchönes Vermögen von vielen tauſend Goldgülden und dieſe waren die Urſache, daß ſie nie dazu kam, eine Wahl treffen und einen Mann nehmen zu können, denn ſie verwaltete ihr Gut mit trefflicher Umſicht und Klugheit und legte einen großen Werth auf daſſelbe, und da nun der Menſch immer von ſeinen eigenen Neigungen aus andere beurtheilt, ſo geſchah es, daß ſie, ſobald ſich ihr ein achtungswerther Freier genähert und ihr halbwegs gefiel, alſobald ſich einbildete, derſelbe begehre ſie nur um ihres Gutes willen. War einer reich, ſo glaubte ſie, er würde ſie doch nicht begehren, wenn ſie nicht auch reich wäre, und von den Unbemittelten nahm ſie vollends als gewiß an, daß ſie nur ihre Goldgülden im Auge hätten und ſich daran gedächten gütlich zu thun, und das arme Fräulein, welches doch ſelbſt ſo große Dinge auf den irdiſchen Beſitz hielt, war nicht im Stande, dieſe Liebe zu Geld und Gut an ihren Freiern von der Liebe zu ihr ſelbſt zu unterſcheiden, oder, wenn ſie wirklich etwa vorhanden war, dieſelbe nachzuſehen und zu verzeihen. Mehrere Male war ſie ſchon ſo gut wie verlobt und ihr Herz klopfte endlich ſtärker; aber plötzlich glaubte ſie aus irgend einem Zuge zu entnehmen, daß ſie verrathen ſei und man einzig an ihr Vermögen denke, und ſie brach unverweilt die Geſchichte entzwei und zog ſich voll Schmerzen, aber unerbittlich zurück. Sie prüfte Alle, welche ihr nicht mißfielen, auf hundert Arten, ſo daß eine große Gewandtheit dazu gehörte, nicht in die Falle zu gehen, und zuletzt Keiner mehr ſich mit einiger Hoffnung nähern konnte, als wer ein durchaus geriebener und verſtellter Menſch war, ſo daß ſchon aus dieſen Gründen endlich die Wahl wirklich ſchwer wurde, weil ſolche Menſchen dann zuletzt doch eine unheimliche Unruhe erwecken und die peinlichſte Ungewißheit bei einer Schönen zurücklaſſen, je geriebener und geſchickter ſie ſind. Das Hauptmittel, ihre Anbeter zu prüfen, war, daß ſie ihre Uneigennützigkeit auf die Probe ſtellte und ſie alle Tage zu großen Ausgaben, zu reichen Geſchenken und zu wohlthätigen Handlungen veranlaßte. Aber ſie mochten es machen, wie ſie wollten, ſo trafen ſie doch nie das Rechte; denn zeigten ſie ſich freigebig und aufopfernd, gaben ſie glänzende Feſte, brachten ſie ihr Geſchenke dar, oder anvertrauten ihr beträchtliche Gelder für die Armen, ſo ſagte ſie plötzlich, dies Alles geſchehe nur, um mit einem Würmchen den Lachs zu fangen, oder mit der Wurſt nach der Speckſeite zu werfen, wie man zu ſagen pflegt. Und ſie vergabte die Geſchenke ſowohl wie das anvertraute Geld an Klöſter und milde Stiftungen und ſpeiſete die Armen; aber die betrogenen Freier wies ſie unbarmherzig ab. Bezeigten ſich dieſelben aber zurückhaltend oder gar knauſerig, ſo war der Stab ſogleich über ſie gebrochen, da ſie das noch viel übler nahm und daran eine ſchnöde und nackte Rückſichtsloſigkeit und Eigenliebe zu erkennen glaubte. So kam es, daß ſie, welche ein reines und nur ihrer Perſon hingegebenes Herz ſuchte, zuletzt von lauter verſtellten, liſtigen und eigenſüchtigen Freiersleuten umgeben war, aus denen ſie nie klug wurde und die ihr das Leben verbitterten. Eines Tages fühlte ſie ſich ſo mißmuthig und troſtlos, daß ſie ihren ganzen Hof aus dem Hauſe wies, daſſelbe zuſchloß und nach Mailand verreiſ'te, wo ſie eine Baſe hatte. Als ſie über den St. Gotthard ritt auf einem Eſelein, war ihre Geſinnung ſo ſchwarz und ſchaurig, wie das wilde Geſtein, das ſich aus den Abgründen empor thürmte, und ſie fühlte die heftigſte Verſuchung, ſich von der Teufelsbrücke in die tobenden Gewäſſer der Reuß hinabzuſtürzen. Nur mit der größten Mühe gelang es den zwei Mägden, die ſie bei ſich hatte, und die ich ſelbſt noch gekannt habe, welche aber nun ſchon lange todt ſind, und dem Führer, ſie zu beruhigen und von der finſtern Anwandlung abzubringen. Doch langte ſie bleich und traurig in dem ſchönen Land Italien an, und ſo blau dort der Himmel war, wollten ſich ihre dunklen Gedanken doch nicht aufhellen. Aber als ſie einige Tage bei ihrer Baſe verweilt, ſollte unverhofft eine andere Melodie ertönen und ein Frühlingsanfang in ihr aufgehen, von dem ſie bis dato noch nicht viel gewußt. Denn es kam ein junger Landsmann in das Haus der Baſe, der ihr gleich beim erſten Anblick ſo wohl gefiel, daß man wohl ſagen kann, ſie verliebte ſich jetzt von ſelbſt und zum erſten Mal. Es war ein ſchöner Jüngling, von guter Erziehung und edlem Benehmen, nicht arm und nicht reich zur Zeit, denn er hatte nichts als zehntauſend Goldgulden, welche er von ſeinen verſtorbenen Ältern ererbt und womit er, da er die Kaufmannſchaft erlernt hatte, in Mailand einen Handel mit Seide begründen wollte, denn er war unternehmend und klar von Gedanken und hatte eine glückliche Hand, wie es unbefangene und unſchuldige Leute oft haben; denn auch dies war der junge Mann; er ſchien, ſo wohlgelehrt er war, doch ſo arglos und unſchuldig wie ein Kind. Und obgleich er ein

Kaufmann war und ein ſo unbefangenes Gemüth, was ſchon zuſammen eine köſtliche Seltenheit iſt, ſo war er doch feſt und ritterlich in ſeiner Haltung und trug ſein Schwert ſo keck zur Seite, wie nur ein geübter Kriegsmann es tragen kann. Dies Alles, ſowie ſeine friſche Schönheit und Jugend bezwangen das Herz des Fräuleins dermaßen, daß ſie kaum an ſich halten konnte und ihn mit großer Freundlichkeit begegnete. Sie wurde wieder heiter und wenn ſie dazwiſchen auch traurig war, ſo geſchah dies in dem Wechſel der Liebesfurcht und Hoffnung, welche immerhin ein edleres und angenehmeres Gefühl war, als jene peinliche Verlegenheit in der Wahl, welche ſie früher unter den vielen Freiern empfunden. Jetzt kannte ſie nur eine Mühe und Beſorgniß, diejenige nämlich, dem ſchönen und guten Jüngling zu gefallen, und je ſchöner ſie ſelbſt war, deſto demüthiger und unſicherer war ſie jetzt, da ſie zum erſten Male eine wahre Neigung gefaßt hatte. Aber auch der junge Kaufmann hatte noch nie eine ſolche Schönheit geſehen, oder war wenigſtens noch keiner ſo nahe geweſen und von ihr ſo freundlich und artig behandelt werden. Da ſie nun, wie geſagt, nicht nur ſchön, ſondern auch gut von Herzen und fein von Sitten war, ſo iſt es nicht zu verwundern, daß der offene und friſche Jüngling, deſſen Herz noch ganz frei und unerfahren war, ſich ebenfalls in ſie verliebte und das mit aller Kraft und Rückhaltloſigkeit, die in ſeiner ganzen Natur lag. Aber vielleicht hätte das nie Jemand erfahren, wenn er in ſeiner Einfalt nicht aufgemuntert worden wäre durch des Fräuleins Zuthulichkeit, welche er mit heimlichem Zittern und Zagen für eine Erwiederung ſeiner Liebe zu halten wagte, da er ſelber keine Verſtellung kannte. Doch bezwang er ſich einige Wochen und glaubte die Sache zu verheimlichen; aber Jeder ſah ihm von Weitem an, daß er zum Sterben verliebt war, und wenn er irgend in die Nähe des Fräuleins gerieth oder ſie nur genannt wurde, ſo ſah man auch gleich, in wen er verliebt war. Er war aber nicht lange verliebt, ſondern begann wirklich zu lieben mit aller Heftigkeit ſeiner Jugend, ſo daß ihm das Fräulein das Höchſte und Beſte auf der Welt wurde, an welches er ein für allemal das Heil und den ganzen Werth ſeiner eigenen Perſon ſetzte. Dies gefiel ihr über die Maßen wohl; denn es war in allem, was er ſagte oder that, eine andere Art, als ſie bislang erfahren und dies beſtärkte und rührte ſie ſo tief, daß ſie nun gleichermaßen der ſtärkſten Liebe anheim fiel und nun nicht mehr von einer Wahl für ſie die Rede war. Jedermann ſah dieſe Geſchichte ſpielen und es wurde offen darüber geſprochen und vielfach geſcherzt. Dem Fräulein war es höchlich wohl dabei, und indem ihr das Herz vor banger Erwartung zerſpringen wollte, half ſie den Roman von ihrer Seite doch ein wenig verwickeln und ausſpinnen, um ihn recht auszukoſten und zu genießen. Denn der junge Mann beging in ſeiner Verwirrung ſo köſtliche und kindliche Dinge, dergleichen ſie niemals erfahren, und für ſie ein Mal ſchmeichelhafter und angenehmer waren, als das andere. Er aber in ſeiner Gradheit und Ehrlichkeit konnte es nicht lange ſo aushalten; da Jeder darauf anſpielte und ſich einen Scherz erlaubte, ſo ſchien es ihm eine Komödie zu werden, als deren Gegenſtand ihm ſeine Geliebte viel zu gut und heilig war, und was ihr ausnehmend behagte, das machte ihn bekümmert, ungewiß und verlegen um ſie ſelber. Auch glaubte er ſie zu beleidigen und zu hintergehen, wenn er da lange eine ſo heftige Leidenſchaft zu ihr herumtrüge und unaufhörlich an ſie denke, ohne daß ſie eine Ahnung davon habe, was doch gar nicht ſchicklich ſei und ihm ſelber nicht recht! Daher ſah man ihm eines Morgens von Weitem an, daß er etwas vorhatte und er bekannte ihr ſeine Liebe in einigen Worten, um es Ein Mal und nie zum zweiten Mal zu ſagen, wenn er nicht glücklich ſein ſollte. Denn er war nicht gewohnt zu denken, daß ein ſolches ſchönes und wohlbeſchaffenes Fräulein etwa nicht ihre wahre Meinung ſagen und nicht auch gleich zum erſten Mal ihr unwiderrufliches Ja oder Nein erwiedern ſollte. Er war eben ſo zart geſinnt, als heftig verliebt, eben ſo ſpröde als kindlich und eben ſo ſtolz als unbefangen, und bei ihm galt es gleich auf Tod und Leben, auf Ja oder Nein, Schlag um Schlag. In demſelben Augenblicke aber, in welchem das Fräulein ſein Geſtändniß anhörte, das ſie ſo ſehnlich erwartet, überfiel ſie ihr altes Mißtrauen und es fiel ihr zur unglücklichen Stunde ein, daß ihr Liebhaber ein Kaufmann ſei, welcher am Ende nur ihr Vermögen zu erlangen wünſche, um ſeine Unternehmungen zu erweitern. Wenn er daneben auch ein wenig in ihre Perſon verliebt ſein ſollte, ſo wäre ja das bei ihrer Schönheit kein ſonderliches Verdienſt und nur um ſo empörender, wenn ſie eine bloße wünſchbare Zugabe zu ihrem Golde vorſtellen ſollte. Anſtatt ihm daher ihre Gegenliebe zu geſtehen und ihn wohl aufzunehmen, wie ſie am liebſten gethan hätte, erſann ſie auf der Stelle eine neue Liſt, um ſeine Hingebung zu prüfen, und nahm eine ernſte, faſt traurige Miene an, indem ſie ihm vertraute, wie ſie bereits mit einem jungen Mann verlobt ſei in ihrer Heimat, welchen ſie auf das Allerherzlichſte liebe. Sie habe ihm das ſchon mehrmals mittheilen wollen, da ſie ihn, den Kaufmann nämlich, als Freund ſehr lieb habe, wie er wohl habe ſehen können aus ihrem Benehmen, und ſie vertraue ihm wie einem Bruder. Aber die ungeſchickten Scherze, welche in der Geſellſchaft aufgekommen ſeien, hätten ihr eine vertrauliche

Unterhaltung erſchwert; da er nun aber ſelbſt ſie mit ſeinem braven und edlen Herzen überraſcht und daſſelbe vor ihr aufgethan, ſo könne ſie ihm für ſeine Neigung nicht beſſer danken, als in dem ſie ihm eben ſo offen ſich anvertraue. Ja, fuhr ſie fort, nur demjenigen könne ſie angehören, welchen ſie einmal erwählt habe, und nie würde es ihr möglich ſein, ihr Herz einem anderen Mannesbilde zuzuwenden, dies ſtehe mit goldenem Feuer in ihrer Seele geſchrieben und der liebe Mann wiſſe ſelbſt nicht, wie lieb er ihr ſei, ſo wohl er ſie auch kenne! Aber ein trüber Unſtern hätte ſie betroffen; ihr Bräutigam ſei ein Kaufmann, aber ſo arm wie eine Maus; darum hätten ſie den Plan gefaßt, daß er aus den Mitteln der Braut einen Handel begründen ſolle; der Anfang ſei gemacht und Alles auf das Beſte eingeleitet, die Hochzeit ſollte in dieſen Tagen gefeiert werden, da wollte ein unverhofftes Mißgeſchick, daß ihr ganzes Vermögen plötzlich ihr angetaſtet und abgeſtritten wurde und vielleicht für immer verloren gehe, während der arme Bräutigam in nächſter Zeit ſeine erſten Zahlungen zu leiſten habe an die Mailänder und Venetianiſchen Kaufleute, worauf ſein ganzer Credit, ſein Gedeihen und ſeine Ehre beruhe, nicht zu ſprechen von ihrer Vereinigung und glücklichen Hochzeit! Sie ſei in der Eile nach Mailand gekommen, wo ſie begüterte Verwandte habe, um da Mittel und Auswege zu finden; aber zu einer ſchlimmen Stunde ſei ſie gekommen; denn nichts wolle ſich fügen und ſchicken, während der Tag immer näher rücke, und wenn ſie ihrem Geliebten nicht helfen könne, ſo müſſe ſie ſterben vor Traurigkeit. Denn es ſei der liebſte und beſte Menſch, den man ſich denken könne, und würde ſicherlich ein großer Kaufherr werden, wenn ihm geholfen würde, und ſie kenne kein anderes Glück mehr auf Erden, als dann deſſen Gemahlin zu ſein! Als ſie dieſe Erzählung beendet, hatte ſich der arme ſchöne Jüngling ſchon lange entfärbt und war bleich wie ein weißes Tuch. Aber er ließ keinen Laut der Klage vernehmen und ſprach nicht ein Sterbenswörtchen mehr von ſich ſelbſt und von ſeiner Liebe, ſondern fragte bloß traurig, auf wie viel ſich denn die eingegangenen Verpflichtungen des glücklich unglücklichen Bräutigams beliefen? Auf zehn tauſend Goldgulden! antwortete ſie noch viel trauriger. Der junge traurige Kaufherr ſtand auf, ermahnte das Fräulein, guten Muthes zu ſein, da ſich gewiß ein Ausweg zeigen werde, und entfernte ſich von ihr, ohne daß er ſie anzuſehen wagte, ſo ſehr fühlte er ſich betroffen und beſchämt, daß er ſein Auge auf eine Dame geworfen, die ſo treu und leidenſchaftlich einen Andern liebte. Denn der Arme glaubte jedes Wort von ihrer Erzählung wie ein Evangelium. Dann begab er ſich ohne Säumniß zu ſeinen Handelsfreunden und brachte ſie durch Bitten und Einbüßung einer gewiſſen Summe dahin, ſeine Beſtellungen und Einkäufe wieder rückgängig zu machen, welche er ſelbſt in dieſen Tagen auch grad mit ſeinen zehntauſend Goldgulden bezahlten ſollte und worauf er ſeine ganze Laufbahn bauete, und ehe ſechs Stunden verfloſſen waren, erſchien er wieder bei dem Fräulein mit ſeinem ganzen Beſitzthum und bat ſie um Gotteswillen dieſe Aushülfe von ihm annehmen zu wollen. Ihre Augen funkelten vor freudiger Überraſchung und ihre Bruſt pochte wie ein Hammerwerk; ſie fragte ihn, wo er denn dies Capital hergenommen, und er erwiederte, er habe es auf ſeinen guten Namen geliehen und würde es, da ſeine Geſchäfte ſich glücklich wendeten, ohne Unbequemlichkeit zurückerſtatten können. Sie ſah ihm deutlich an, daß er log und daß es ſein einziges Vermögen und ganze Hoffnung war, welche er ihrem Glücke opferte; doch ſtellte ſie ſich, als glaubte ſie ſeinen Worten. Sie ließ ihren freudigen Empfindungen freien Lauf und that grauſamer Weiſe, als ob dieſe dem Glücke gälten, nun doch ihren Erwählten retten und heirathen zu dürfen, und ſie konnte nicht Worte finden, ihre Dankbarkeit auszudrücken. Doch plötzlich beſann ſie ſich und erklärte, nur unter Einer Bedingung die großmüthige That annehmen zu können, da ſonſt Alles Zureden unnütz wäre. Befragt, worin dieſe Bedingung beſtehe, verlangte ſie das heilige Verſprechen, daß er an einem beſtimmten Tage ſich bei ihr einfinden wolle, um ihrer Hochzeit beizuwohnen und der beſte Freund und Gönner ihres zukünftigen Ehegemahls zu werden, ſowie der treuſte Freund, Schützer und Berather ihrer ſelbſt. Erröthend bat er ſie, von dieſem Begehren abzuſtehen; aber umſonſt wandte er alle Gründe an, um ſie davon abzubringen, umſonſt ſtellte er ihr vor, daß ſeine Angelegenheiten jetzt nicht erlaubten, nach der Schweiz zurückzureiſen, und daß er von einem ſolchen Abſtecher einen erheblichen Schaden erleiden würde. Sie beharrte entſchieden auf ihrem Verlangen und ſchob ihm ſogar ſein Gold wieder zu, da er ſich nicht dazu verſtehen wollte. Endlich verſprach er es, aber er mußte ihr die Hand darauf geben und es ihr bei ſeiner Ehre und Seligkeit beſchwören. Sie bezeichnete ihm genau den Tag und die Stunde, wann er eintreffen ſolle und alles dies mußte er bei ſeinem Chriſtenglauben und bei ſeiner Seligkeit beſchwören. Erſt dann nahm ſie ſein Opfer an und ließ den Schatz vergnügt in ihre Schlafkammer tragen, wo ſie ihn eigenhändig in ihrer Reiſetruhe verſchloß und den Schlüſſel in den Buſen ſteckte. Nun hielt ſie ſich nicht länger in Mailand auf, ſondern reiſ'te eben ſo fröhlich über den Sankt Gotthard zurück, als ſchwermüthig ſie hergekommen war. Auf der Teufelsbrücke, wo ſie hatte hinabſpringen wollen, lachte ſie wie eine Unkluge und warf mit hellem Jauchzen ihrer wohlklingenden Stimme einen Granatblüthenſtrauß in die Reuß, welchen ſie vor der Bruſt trug, kurz ihre Luſt war nicht zu bändigen, und es war die fröhlichſte Reiſe, die je gethan wurde. Heimgekehrt, öffnete und lüftete ſie ihr Haus von oben bis unten und ſchmückte es, als ob ſie einen Prinzen erwartete. Aber zu Häupten ihres Bettes legte ſie den Sack mit den zehntauſend Goldgulden und legte des Nachts den Kopf ſo glückſelig auf den harten Klumpen und ſchlief darauf, wie wenn es das weichſte Flaumkiſſen geweſen wäre. Kaum konnte ſie den verabredeten Tag erwarten, wo ſie ihn ſicher kommen ſah, da ſie wußte, daß er nicht das einfachſte Verſprechen, geſchweige denn einen Schwur brechen würde, und wenn es ihm um das Leben ginge. Aber der Tag brach an und der Geliebte erſchien nicht und es vergingen viele Tage und Wochen, ohne daß er von ſich hören ließ. Da fing ſie an an allen Gliedern zu zittern und verfiel in die größte Angſt und Bangigkeit; ſie ſchickte Briefe über Briefe nach Mailand, aber Niemand wußte ihr zu ſagen, wo er geblieben ſei. Endlich aber ſtellte es ſich durch einen Zufall heraus, daß der junge Kaufherr aus einem blutrothen Stück Seidendamaſt, welches er von ſeinem Handelsanfang her im Haus liegen und bereits bezahlt hatte, ſich ein Kriegskleid hatte anfertigen laſſen und unter die Schweizer gegangen war, welche damals eben im Solde des Königs Franz von Frankreich den Mailändiſchen Krieg mitſtritten. Nach der Schlacht bei Pavia, in welcher ſo viele Schweizer das Leben verloren, wurde er auf einem Haufen erſchlagener Spaniolen liegend gefunden von vielen tödtlichen Wunden zerriſſen und ſein rothes Seidengewand von unten bis oben zerſchlitzt und zerfetzt. Eh' er den Geiſt aufgab, ſagte er einem neben ihm liegenden Seldwyler, der minder übel zugerichtet war, folgende Botſchaft in's Gedächtniß und bat ihn, dieſelbe auszurichten, wenn er mit dem Leben davon käme! »Liebſtes Fräulein! Obgleich ich Euch bei meiner Ehre, bei meinem Chriſtenglauben und bei meiner Seligkeit geſchworen habe, auf Euerer Hochzeit zu erſcheinen, ſo iſt es mir dennoch nicht möglich geweſen, Euch nochmals zu ſehen und einen

Andern des höchſten Glückes theilhaftig zu erblicken, das es für mich geben könnte. Dieſes habe ich erſt in Euerer Abweſenheit verſpürt und habe vorher nicht gewußt, welch' eine ſtrenge und unheimliche Sache es iſt um ſolche Liebe, wie ich zu Euch habe, ſonſt würde ich mich zweifelsohne beſſer davor gehütet haben. Da es aber einmal ſo iſt, ſo wollte ich lieber meiner weltlichen Ehre und meiner geiſtlichen Seligkeit verloren und in die ewige Verdammniß eingehen als ein Meineidiger, denn noch einmal in Euerer Nähe erſcheinen mit einem Feuer in der Bruſt, welches ſtärker und unauslöſchlicher iſt, als das Höllenfeuer, und mich dieſes kaum wird verſpüren laſſen. Betet nicht etwa für mich, ſchönſtes Fräulein, denn ich kann und werde nie ſelig werden ohne Euch, ſei es hier oder dort, und ſomit lebt glücklich und ſeid gegrüßt!« So hatte in dieſer Schlacht, nach welcher König Franziskus ſagte: »Alles verloren, außer der Ehre!« der unglückliche Liebhaber alles verloren, die Hoffnung, die Ehre, das Leben und die ewige Seligkeit, nur die Liebe nicht, die ihn verzehrte. Der Seldwyler kam glücklich davon, und ſobald er ſich in etwas erholt und außer Gefahr ſah, ſchrieb er die Worte des Umgekommenen getreu auf ſeine Schreibtafel, um ſie nicht zu vergeſſen, reiſ'te nach Hauſe, meldete ſich bei dem unglücklichen Fräulein und las ihr die Botſchaft ſo ſteif und kriegeriſch vor, wie er zu thun gewohnt war, wenn er ſonſt die Mannſchaft ſeines Fähnleins verlas; denn es war ein Feldlieutenant. Das Fräulein aber zerraufte ſich die Haare, zerriß ihre Kleider und begann ſo laut zu ſchreien und zu weinen, daß man es die Straße auf und nieder hörte und die Leute zuſammenliefen. Sie ſchleppte wie wahnſinnig die zehntauſend Goldgulden herbei, zerſtreute ſie auf dem Boden, warf ſich der Länge nach darauf hin und küßte die glänzenden Goldſtücke. Ganz von Sinnen, ſuchte ſie den umherrollenden Schatz zuſammen zu raffen und zu umarmen, als ob der verlorene Geliebte darin zugegen wäre. Sie lag Tag und Nacht auf dem Golde und wollte weder Speiſe noch Trank zu ſich nehmen; unaufhörlich liebkoſ'te und küßte ſie das kalte Metall, bis ſie mitten in einer Nacht plötzlich aufſtand, den Schatz emſig hin und her eilend nach dem Garten trug und dort unter bitteren Thränen in den tiefen Brunnen warf und einen Fluch darüber ausſprach, daß er niemals Jemand anderm angehören ſolle.«

Als Spiegel ſoweit erzählt hatte, ſagte Pineiß: »Und liegt das ſchöne Geld noch in dem Brunnen?« »Ja, wo ſollte es ſonſt liegen?« antwortete Spiegel, »denn nur ich kann es herausbringen und habe es bis zur Stunde noch nicht gethan!« »Ei ja ſo, richtig! ſagte Pineiß, »ich habe es ganz vergeſſen über Deiner Geſchichte! Du kannſt nicht übel erzählen, Du Sapperlöter! und es iſt mir ganz gelüſtig worden nach einem Weibchen, die ſo für mich eingenommen wäre; aber ſehr ſchön müßte ſie ſein! Doch erzähle jetzt ſchnell noch, wie die Sache eigentlich zuſammenhängt!« »Es dauerte manche Jahre, ſagte Spiegel, bis das Fräulein aus bittern Seelenleiden ſo weit zu ſich kam, daß ſie anfangen konnte, die ſtille alte Jungfer zu werden, als welche ich ſie kennen lernte. Ich darf mich berühmen, daß ich ihr einziger Troſt und ihr vertrauteſter Freund geworden bin in ihrem einſamen Leben bis an ihr ſtilles Ende.

Als ſie aber dieſes herannahen ſah, vergegenwärtigte ſie ſich noch ein Mal die Zeit ihrer fernen Jugend und Schönheit und erlitt noch einmal mit milderen ergebenen Gedanken erſt die ſüßen Erregungen und dann die bittern Leiden jener Zeit, und ſie weinte ſtill ſieben Tage und Nächte hindurch über die Liebe des Jünglings, deren Genuß ſie durch ihr Mißtrauen verloren hatte, ſo daß ihre alten Augen noch kurz vor dem Tode erblindeten. Dann bereute ſie den Fluch, welchen ſie über jenen Schatz ausgeſprochen und ſagte zu mir, indem ſie mich mit dieſer wichtigen Sache beauftragte: »Ich beſtimme nun anders, lieber Spiegel! und gebe Dir die Vollmacht, daß Du meine Verordnung vollzieheſt. Sieh' Dich um und ſuche, bis Du eine bildſchöne, aber unbemittelte Frauensperſon findeſt, welcher es ihrer Armuth wegen an Freiern gebricht! Wenn ſich dann ein verſtändiger, rechtlicher und hübſcher Mann finden ſollte, der ſein gutes Auskommen hat, und die Jungfrau ungeachtet ihrer Armuth, nur allein von ihrer Schönheit bewegt, zur Frau begehrt, ſo ſoll dieſer Mann mit den ſtärkſten Eiden ſich verpflichten, derſelben ſo treu, aufopfernd und unabänderlich ergeben zu ſein, wie es mein unglücklicher Liebſter geweſen iſt, und dieſer Frau ſein Leben lang in allen Dingen zu willfahren. Dann gieb der Braut die zehntauſend Goldgulden, welche im Brunnen liegen, zur Mitgift, daß ſie ihren Bräutigam am Hochzeitmorgen damit überraſche! So ſprach die Selige und ich habe meiner widrigen Geſchicke wegen verſäumt, dieſer Sache nachzugeben und muß nun befürchten, daß die Arme deswegen im Grabe noch beunruhigt ſei, was für mich eben auch nicht die angenehmſten Folgen haben kann!«

Pineiß ſah den Spiegel mißtrauiſch an und ſagte: »Wärſt Du wohl im Stande, Bürſchchen! mir den Schatz ein wenig nachzuweiſen und augenſcheinlich zu machen?«

»Zu jeder Stunde!« verſetzte Spiegel, »aber Ihr müßt wiſſen, Herr Stadthexenmeiſter! daß Ihr das Gold nicht etwa ſo ohne Weiteres herausfiſchen dürftet. Man würde Euch unfehlbar das Genick umdrehen; denn es iſt nicht anz geheuer in dem Brunnen, ich habe darüber beſtimmte Inzichten, welche ich aus Rückſichten nicht näher berühren darf!«

»Hei, wer ſpricht denn von Herausholen?« ſagte Pineiß etwas furchtſam, »führe mich einmal hin und zeige mir den Schatz! Oder vielmehr will ich Dich führen an einem guten Schnürlein, damit Du mir nicht entwiſcheſt!«

»Wie Ihr wollt!« ſagte Spiegel, »aber nehmt auch eine andere lange Schnur mit und eine Blendlaterne, welche Ihr daran in den Brunnen hinablaſſen könnt; denn der iſt ſehr tief und dunkel!« Pineiß befolgte dieſen Rath und führte das muntere Kätzchen nach dem Garten jener Verſtorbenen. Sie überſtiegen mit einander die Mauer und Spiegel zeigte dem Herer den Weg zu dem alten Brunnen, welcher unter verwildertem Gebüſche verborgen war. Dort ließ Pineiß ſein Laternchen hinunter, begierig nachblickend, während er den angebundenen Spiegel nicht von der Hand ließ. Aber richtig ſah er in der Tiefe das Gold funkeln unter dem grünlichen Waſſer und rief: »Wahrhaftig, ich ſeh's, es iſt wahr! Spiegel Du biſt ein Tauſendskerl!« Dann guckte er wieder eifrig hinunter und ſagte: »Mögen es auch zehntauſend ſein?« »Ja das iſt nun nicht zu ſchwören! ſagte Spiegel, ich bin nie da unten geweſen und hab's nicht gezählt! Iſt auch möglich, daß die Dame dazumal einige Stücke auf dem Wege verloren hat, als ſie den Schatz hieher trug, da ſie in einem ſehr aufgeregten Zuſtande war.« »Nun, ſeien es auch ein Dutzend oder mehr weniger!« ſagte Herr Pineiß, »es ſoll mir darauf nicht ankommen!« Er ſetzte ſich auf den Rand des Brunnens, Spiegel ſetzte ſich auch nieder und leckte ſich das Pfötchen. »Da wäre nun der Schatz!« ſagte Pineiß, indem er ſich hinter den Ohren kratzte, »und hier wäre auch der Mann dazu; fehlt nur noch das bildſchöne Weib!« »Wie?« ſagte Spiegel. »Ich meine, es fehlt nur noch diejenige, welche die Zehntauſend als Mitgift bekommen ſoll um mich damit zu überraſchen am Hochzeitmorgen, und welche alle jene angenehmen Tugenden hat, von denen Du geſprochen!« »Hm! verſetzte Spiegel, die Sache verhält ſich nicht ganz ſo, wie Ihr ſagt! Der Schatz iſt da, wie Ihr richtig einſeht; das ſchöne Weib habe ich, um es aufrichtig zu geſtehen, allbereits auch ſchon ausgeſpürt; aber mit dem Mann, der ſie unter dieſen ſchwierigen Umſtänden heirathen möchte, da hapert es eben; denn heutzutage muß die Schönheit obenein vergoldet ſein, wie die Weihnachtsnüſſe, und je hohler die Köpfe werden, deſto mehr ſind ſie beſtrebt, die Leere mit einigem Weibergut nachzufüllen, damit ſie die Zeit beſſer zu verbringen vermögen; da wird dann mit wichtigem Geſicht ein Pferd beſehen und ein Stück Sammet gekauft, mit Laufen und Rennen eine gute Armbruſt beſtellt, und der Büchſenſchmied kommt nicht aus dem Hauſe; da heißt es, ich muß meinen Wein einheimſen und meine Fäſſer putzen, meine Bäume putzen laſſen und mein Dach decken! ich muß meine Frau in's Bad ſchicken, ſie kränkelt und koſtet mich viel Geld, und muß mein Holz fahren laſſen und mein Ausſtehendes eintreiben; ich habe ein Paar Windſpiele gekauft und meine Bracken vertauſcht, ich habe einen ſchönen eichenen Ausziehtiſch eingehandelt und meine große Nußbaumlade dran gegeben; ich habe meine Bohnenſtangen geſchnitten, meinen Gärtner fortgejagt, mein Heu verkauft und meinen Salat geſäet, immer mein und mein vom Morgen bis zu Abend. Manche ſagen ſogar: ich habe meine Wäſche die nächſte Woche, ich muß meine Betten ſonnen, ich muß eine Magd dingen und einen neuen Metzger haben, denn den alten will ich abſchaffen; ich habe ein allerliebſtes Waffeleiſen erſtanden, durch Zufall, und habe mein ſilbernes Zimmetbüchschen verkauft, es war mir ſo nichts nütze; alles das ſind wohlverſtanden die Sachen der Frau, und ſo verbringt ein ſolcher Kerl die Zeit und ſtiehlt unſerm Herrgott den Tag ab, indem er alle dieſe Verrichtungen aufzählt, ohne einen Streich zu thun. Wenn es hoch kommt und ein ſolcher Patron ſich etwa ducken muß, ſo wird er vielleicht ſagen: unſere Kühe und unſere Schweine, aber —« Pineiß riß den Spiegel an der Schnur, daß er miau! ſchrie, und rief: »Genug, Du Plappermaul! Sag' jetzt unverzüglich: wo iſt ſie, von der Du weißt?« Denn die Aufzählung aller dieſer Herrlichkeiten und Verrichtungen, die mit einem Weibergute verbunden ſind, hatte dem dürren Hexenmeiſter den Mund nur noch wäſſeriger gemacht. Spiegel ſagte erſtaunt: »Wollt Ihr denn wirklich das Ding unternehmen, Herr Pineiß?«

»Verſteht ſich will ich! Wer ſonſt als ich? Drum heraus damit: wo iſt Diejenige?«

»Damit Ihr hingehen und ſie freien könnt?«

»Ohne Zweifel!« »So wiſſet, die Sache geht nur durch meine Hand! mit mir müßt Ihr ſprechen, wenn Ihr Geld und Frau wollt!« ſagte Spiegel kaltblütig und gleichgültig und fuhr ſich mit den beiden Pfoten eifrig über die Ohren, nachdem er ſie jedesmal ein bischen naß gemacht. Pineiß beſann ſich ſorgfältig, ſtöhnte ein bischen und ſagte: »Ich merke, Du willſt unſern Kontrakt aufheben und Deinen Kopf ſalviren!«

»Schiene Euch das ſo uneben und unnatürlich?«

»Du betrügſt mich am Ende und belügſt mich, wie ein Schelm!«

»Dieß iſt auch möglich!« ſagte Spiegel. »Ich ſage Dir: Betrüge mich nicht!« rief Pineiß gebieteriſch.

»Gut, ſo betrüge ich Euch nicht!« ſagte Spiegel.

»Wenn Du's thuſt!«

»So thu' ich's.«

»Quäle mich nicht, Spiegelchen!« ſprach Pineiß beinahe weinerlich, und Spiegel erwiederte jetzt ernſthaft: »Ihr ſeid ein wunderbarer Menſch, Herr Pineiß! Da haltet Ihr mich an einer Schnur gefangen und zerrt daran, daß mir der Athem vergeht! Ihr laſſet das Schwert des Todes über mir ſchweben ſeit länger als zwei Stunden, was ſag' ich! ſeit einem halben Jahre! und nun ſprecht Ihr: Quäle mich nicht, Spiegelchen!

Wenn Ihr erlaubt, ſo ſage ich Euch in Kürze: Es kann mir nur lieb ſein, jene Liebespflicht gegen die Todte doch noch zu erfüllen und für das bewußte Frauenzimmer einen tauglichen Mann zu finden und Ihr ſcheint mir allerdings in aller Hinſicht zu genügen; es iſt keine Leichtigkeit, ein Weibſtück wohl unterzubringen, ſo ſehr dies auch ſcheint, und ich ſage noch einmal: ich bin froh, daß Ihr euch hierzu bereit finden laſſet! Aber umſonſt iſt der Tod! Eh' ich ein Wort weiter ſpreche, einen Schritt thue, ja eh' ich nur den Mund noch einmal aufmache, will ich erſt meine Freiheit wieder haben und mein

Leben verſichert! Daher nehmt dieſe Schnur weg und legt den Kontrakt hier auf den Brunnen, hier auf dieſen Stein, oder ſchneidet mir den Kopf ab, Eins von Beiden!«

»Ei Du Tollhäusler und Obenhinaus! ſagte Pineiß, Du Hitzkopf! ſo ſtreng wird es nicht gemeint ſein? Das will ordentlich beſprochen ſein und muß jedenfalls ein neuer Vertrag geſchloſſen werden!« Spiegel gab keine Antwort mehr und ſaß unbeweglich da, ein, zwei und drei Minuten. Da ward dem Meiſter bänglich, er zog ſeine Brieftaſche hervor, klaubte ſeufzend den Schein heraus, las ihn noch einmal durch und legte ihn dann zögernd vor Spiegel hin. Kaum lag das Papier dort, ſo ſchnappte es Spiegel auf und verſchlang es; und obgleich er heftig daran zu würgen hatte, ſo dünkte es ihn doch die beſte und gedeihlichſte Speiſe zu ſein, die er je genoſſen, und er hoffte, daß ſie ihm noch auf lange wohl bekommen und ihn rundlich und munter machen würde. Als er mit der angenehmen Mahlzeit fertig war, begrüßte er den Hexenmeiſter höflich und ſagte: »Ihr werdet unfehlbar von mir hören, Herr

Pineiß, und Weib und Geld ſollen Euch nicht entgehen. Dagegen macht Euch bereit, recht verliebt zu ſein, damit Ihr jene Bedingungen einer unverbrüchlichen Hingebung an die Liebkoſungen Euerer Frau, die ſchon ſo gut wie Euer iſt, ja beſchwören und erfüllen könnt! Und hiermit bedanke ich mich des Vorläufigen für genoſſene Pflege und Beköſtigung und beurlaube mich!«

Somit ging Spiegel ſeines Weges und freute ſich über die Dummheit des Hexenmeiſters, welcher glaubte ſich ſelbſt und alle Welt betrügen zu können, indem er ja die gehoffte Braut nicht uneigennützig, aus bloßer Liebe zur Schönheit ehelichen wollte, ſondern den Umſtand mit den zehntauſend Goldgulden vorher wußte. Indeſſen hatte er ſchon eine Perſon im Auge, welche er dem thörichten Hexenmeiſter aufzuhalſen gedachte für ſeine gebratenen Krametsvögel, Mäuſe und Würſtchen.

Dem Hauſe des Herrn Pineiß gegenüber war ein anderes Haus, deſſen vordere Seite auf das ſauberſte geweißt war und deſſen Fenſter immer friſch gewaſchen glänzten. Die beſcheidenen Fenſtervorhänge waren immer ſchneeweiß und wie ſo eben geplättet, und eben ſo weiß war der Habit und das Kopf- und Halstuch einer alten Beghine, welche in dem Hauſe wohnte, alſo daß ihr nonnenartiger Kopfputz, der ihre Bruſt bekleidete, immer wie aus Schreibpapier gefaltet ausſah, ſo daß man gleich darauf hätte ſchreiben mögen; das hätte man wenigſtens auf der Bruſt bequem thun können, da ſie ſo eben und ſo hart war wie ein Brett. So ſcharf die weißen Kanten und Ecken ihrer Kleidung, ſo ſcharf war auch die lange Naſe und das Kinn der Beghine, ihre Zunge und der böſe Blick ihrer Augen; doch ſprach ſie nur wenig mit der Zunge und blickte wenig mit den Augen, da ſie die Verſchwendung nicht liebte und Alles nur zur rechten Zeit und mit Bedacht verwendete. Alle Tage ging ſie drei Mal in die Kirche, und wenn ſie in ihrem friſchen, weißen und knitternden Zeuge und mit ihrer weißen ſpitzigen Naſe über die Straße ging, liefen die Kinder furchtſam davon und ſelbſt erwachſene Leute traten gern hinter die Hausthüre, wenn es noch Zeit war. Sie ſtand aber wegen ihrer ſtrengen Frömmigkeit und Eingezogenheit in großem Rufe und beſonders bei der Geiſtlichkeit in hohem Anſehen, aber ſelbſt die Pfaffen verkehrten lieber ſchriftlich mit ihr, als mündlich, und wenn ſie beichtete, ſo ſchoß der Pfarrer jedesmal ſo ſchweißtriefend aus dem Beichtſtuhl heraus, als ob er aus einem Backofen käme. So lebte die fromme Beghine, die keinen Spaß verſtand, in tiefem Frieden und blieb ungeſchoren. Sie machte ſich auch mit Niemand zu ſchaffen und ließ die Leute gehen, vorausgeſetzt, daß ſie ihr aus dem Wege gingen; nur auf ihren Nachbar Pineiß ſchien ſie einen beſondern Haß geworfen zu haben; denn ſo oft er ſich an ſeinem Fenſter blicken ließ, warf ſie ihm einen böſen Blick hinüber und zog augenblicklich ihre weißen Vorhänge vor, und Pineiß fürchtete ſie wie das Feuer, und wagte nur zuhinterſt in ſeinem Hauſe, wenn Alles gut verſchloſſen war, etwa einen Witz über ſie zu machen. So weiß und hell aber das Haus der Beghine nach der Straße zu ausſah, ſo ſchwarz und räucherig, unheimlich und ſeltſam ſah es von hinten aus, wo es jedoch faſt gar nicht geſehen werden konnte, als von den Vögeln des Himmels und den Katzen auf den Dächern, weil es in eine dunkle Winkelei von himmelhohen Brandmauern ohne Fenſter hinein gebaut war, wo nirgends ein menſchliches Geſicht ſich ſehen ließ. Unter dem Dache dort hingen alte zerriſſene Unterröcke, Körbe und Kräuterſäcke, auf dem Dache wuchſen ordentliche Eibenbäumchen und Dornſträucher, und ein großer rußiger Schornſtein ragte unheimlich in die Luft. Aus dieſem Schornſtein aber fuhr in der dunklen Nacht nicht ſelten eine Hexe auf ihrem Beſen in die Höhe, jung und ſchön und ſplitternackt, wie Gott die Weiber geſchaffen und der Teufel ſie gern ſieht. Wenn ſie aus dem Schornſtein fuhr, ſo ſchnupperte ſie mit dem feinſten Näschen und mit lächelnden Kirſchenlippen in der friſchen Nachtluft und fuhr in dem weißen Scheine ihres Leibes dahin, indeß ihr langes rabenſchwarzes Haar wie eine Nachtfahne hinter ihr herflatterte. In einem Loch am Schornſtein ſaß ein alter Eulenvogel und zu dieſem begab ſich jetzt der befreite Spiegel, eine fette Maus im Maule, die er unterwegs gefangen.

»Wünſch' guten Abend, liebe Frau Eule! Eifrig auf der Wacht?« ſagte er und die Eule erwiederte: »Muß wohl! Wünſch' gleichfalls guten Abend! Ihr habt Euch lang nicht ſehen laſſen, Herr Spiegel!«

»Hat ſeine Gründe gehabt, werde Euch das erzählen. Hier habe ich Euch ein Mäuschen gebracht, ſchlecht und recht, wie es die Jahrszeit giebt, wenn Ihr's nicht verſchmähen wollt! Iſt die Meiſterin ausgeritten?«

»Noch nicht, ſie will erſt gegen Morgen auf ein Stündchen hinaus. Habt Dank für die ſchöne Maus! Seid doch immer der höfliche Spiegel! Habe hier einen ſchlechten Sperling zur Seite gelegt, der mir heut zu nahe flog; wenn Euch beliebt, ſo koſtet den Vogel! Und wie iſt es Euch denn ergangen?«

»Faſt wunderlich, erwiederte Spiegel, ſie wollten mir an den Kragen. Hört, wenn es Euch gefällig iſt.« Während ſie nun vergnüglich ihr Abendeſſen einnahmen, erzählte Spiegel der aufmerkſamen Eule Alles, was ihn betroff und wie er ſich aus den Händen des He Pineiß befreit habe. Die Eule ſagte: »

wünſch ich tauſendmal Glück, nun ſeid Ihr wieder ein gemachter Mann und könnt gehen, wo Ihr wollt, nachdem Ihr mancherlei erfahren!«

»Damit ſind wir noch nicht zu Ende, ſagte Spiegel, der Mann muß ſeine Frau und ſeine Goldgulden haben!«

»Seid Ihr von Sinnen, dem Schelm noch wohlzuthun, der Euch das Fell abziehen wollte?«

»Ei, er hat es doch rechtlich und vertragsmäßig thun können, und da ich ihn in gleicher Münze wieder bedienen kann, warum ſollt' ich es unterlaſſen? Wer ſagt denn, daß ich ihm wohl thun will? Jene Erzählung war eine reine Erfindung von mir, meine in Gott ruhende Meiſterin war eine ſimple Perſon, welche in ihrem Leben nie verliebt, noch von Anbetern umringt war, und jener Schatz iſt ein ungerechtes Gut, das ſie einſt ererbt und in den Brunnen geworfen hat, damit ſie kein Unglück daran erlebe. »Verflucht ſei, wer es da herausnimmt und verbraucht« ſagte ſie. »Es macht ſich alſo in Betreff des Wohlthuns?«

»Dann iſt die Sache freilich anders! Aber nun, wo wollt Ihr die entſprechende Frau hernehmen?« »Hier aus dieſem Schornſtein! deshalb bin ich gekommen, um ein vernünftiges Wort mit Euch zu reden! Möchtet Ihr denn nicht einmal wieder frei werden aus den Banden dieſer Hexe? Sinnt nach, wie wir ſie fangen und mit dem alten Böſewicht verheirathen!«

»Spiegel, Ihr braucht Euch nur zu nähern, ſo weckt Ihr mir erſprießliche Gedanken.«

»Das wußt' ich wohl, daß Ihr klug ſeid! Ich habe das Meinige gethan und es iſt beſſer, daß Ihr auch Euren Senf dazu gebt und neue Kräfte vorſpannt, ſo kann es gewiß nicht fehlen!«

»Da alle Dinge ſo ſchön zuſammentreffen, ſo brauche ich nicht lang zu ſinnen, mein Plan iſt längſt gemacht!« »Wie fangen wir ſie?« »Mit einem neuen Schnepfengarn aus guten ſtarken Hanfſchnüren; geflochten muß es ſein von einem zwanzigjährigen Jägersſohn, der noch kein Weib angeſehen hat, und es muß ſchon dreimal der Nachtthau darauf gefallen ſein, ohne daß ſich eine Schnepfe gefangen; der Grund aber hiervon muß dreimal eine gute Handlung ſein. Ein ſolches Netz iſt ſtark genug, die Hexe zu fangen.«

»Nun bin ich neugierig, wo Ihr ein ſolches hernehmt, ſagte Spiegel, denn ich weiß, daß Ihr keine vergeblichen Worte ſchwatzt!«

»Es iſt auch ſchon gefunden, wie für uns gemacht; in einem Walde nicht weit von hier ſitzt ein zwanzigjähriger Jägersſohn, welcher noch kein Weib angeſehen hat; denn er iſt blind geboren. Deswegen iſt er auch zu Nichts zu gebrauchen, als zum Garnflechten und hat vor einigen Tagen ein neues, ſehr ſchönes Schnepfengarn zu Stande gebracht. Aber als der alte Jäger es zum erſten Male ausſpannen wollte, kam ein Weib daher, welches ihn zur Sünde verlocken wollte; es war aber ſo häßlich, daß der alte Mann voll Schreckens davon lief und das Garn am Boden liegen ließ. Darum iſt ein Thau darauf gefallen, ohne daß ſich eine Schnepfe fing, und war alſo eine gute Handlung daran Schuld. Als er des andern Tages hinging, um das Garn abermals auszuſpannen, kam eben ein Reiter daher, welcher einen ſchweren Mantelſack hinter ſich hatte; in dieſem war ein Loch, aus welchem von Zeit zu Zeit ein Goldſtück auf die Erde fiel. Da ließ der Jäger das Garn abermals liegen und lief eifrig hinter dem Reiter her und ſammelte die Goldſtücke in ſeinen Hut, bis der Reiter ſich umkehrte, es ſah und voll Grimm ſeine Lanze auf ihn richtete. Da bückte der Jäger ſich erſchrokken, reichte ihm den Hut dar und ſagte: Erlaubt, gnädiger Herr, Ihr habt hier viel Gold verloren, das ich Euch ſorgfältig aufgeleſen! Dies war wiederum eine gute Handlung, indem das ehrliche Finden eine der ſchwierigſten und beſten iſt; er war aber ſo weit von dem Schnepfengarn entfernt, daß er es die zweite Nacht im Walde liegen ließ und den nähern Weg nach Hauſe ging. Am dritten Tag endlich, welcher geſtern war, als er eben wieder auf dem Wege war, traf er eine hübſche Gevattersfrau an, die dem Alten um den Bart zu geben pflegte und der er ſchon manches Häslein geſchenkt hat. Darüber vergaß er die Schnepfen gänzlich und ſagte am Morgen: Ich habe den armen Schnepflein das Leben geſchenkt; auch gegen Thiere muß man barmherzig ſein! Und um dieſer drei guten Handlungen willen fand er, daß er jetzt zu gut ſei für dieſe Welt, und iſt heute Vormittag bei

Zeiten in ein Kloſter gegangen. So liegt das Garn noch ungebraucht im Walde und ich darf es nur holen.« »Holt es geſchwind! ſagte Spiegel, es wird gut ſein zu unſerm Zweck!« »Ich will es holen, ſagte die Eule, ſteht nur ſo lang Wache für mich in dieſem Loch, und wenn etwa die Meiſterin den Schornſtein hinauf rufen ſollte, ob die Luft rein ſei? ſo antwortet, indem Ihr meine Stimme nachahmt: Nein, es ſtinkt noch nicht in der Fechtſchul'! Spiegel ſtellte ſich in die Niſche und die Eule flog ſtill über die Stadt weg nach dem Wald. Bald kam ſie mit dem Schnepfengarn zurück und fragte: Hat ſie ſchon gerufen? »Noch nicht!« ſagte Spiegel.

Da ſpannten ſie das Garn aus über den Schornſtein und ſetzten ſich daneben ſtill und klug; die Luft war dunkel und es ging ein leichtes Morgenwindchen, in welchem ein paar Sternbilder flackerten. »Ihr ſollt ſehen, flüſterte die Eule, wie geſchickt die durch den Schornſtein heraufzuſäuſeln verſteht, ohne ſich die blanken Schultern ſchwarz zu machen!« »Ich hab ſie noch nie ſo nah geſehen, erwiederte Spiegel leiſe, wenn ſie uns nur nicht zu faſſen kriegt!«

Da rief die Hexe von unten: Iſt die Luft rein? Die Eule rief: »Ganz rein, es ſtinkt herrlich in der Fechtſchul'! und alſobald kam die Hexe heraufgefahren und wurde in dem Garne gefangen, welches die Katze und die Eule eiligſt zuſammenzogen und verbanden. »Halt feſt!« ſagte Spiegel, und »Binde gut!« die Eule. Die Hexe zappelte und tobte mäuschenſtill, wie ein Fiſch im Netz; aber es half ihr nichts und das Garn bewährte ſich auf das Beſte. Nur der Stiel ihres Beſens ragte durch die Maſchen. Spiegel wollte ihn ſachte herausziehen, erhielt aber einen ſolchen Naſenſtüber, daß er beinahe in Ohnmacht fiel und einſah, wie man auch einer Löwin im Netz nicht zu nahe kommen dürfe. Endlich hielt ſich die Hexe ſtill und ſagte: »Was wollt ihr denn von mir, ihr wunderlichen Thiere?«

»Ihr ſollt mich aus Eurem Dienſte entlaſſen und meine Freiheit zurückgeben!« ſagte die Eule. »So viel Geſchrei und wenig Wolle!« ſagte die Hexe, »Du biſt frei, mach' dieß Garn auf!« »Noch nicht! ſagte Spiegel, der immer noch ſeine Naſe rieb, Ihr müßt Euch verpflichten, den Stadthexenmeiſter Pineiß, Euren Nachbar, zu heirathen auf die Weiſe, wie wir Euch ſagen werden, und ihn nicht mehr zu verlaſſen!« Da fing die Hexe wieder an zu zappeln und zu pruſten wie der Teufel, und die Eule ſagte: »Sie will nicht d'ran!« Spiegel aber ſagte: »Wenn Ihr nicht ruhig ſeid und Alles thut, was wir wünſchen, ſo hängen wir das Garn ſammt ſeinem Inhalte da vorn an den Drachenkopf der Dachtrauſe, nach der Straße zu, daß man Euch morgen ſieht und die Hexe erkennt! Sagt alſo: Wollt Ihr lieber unter dem Vorſitze des Herrn Pineiß gebraten werden, oder ihn braten, indem Ihr ihn heirathet?«

Da ſagte die Hexe mit einem Seufzer: »So ſprecht, wie meint Ihr die Sache?« Und Spiegel ſetzte ihr Alles zierlich auseinander, wie es gemeint ſei und was ſie zu thun hätte. »Das iſt allenfalls noch auszuhalten, wenn es nicht anders ſein kann!« ſagte ſie und ergab ſich unter den ſtärkſten Formeln, die eine Hexe binden können. Da thaten die Thiere das Gefängniß auf und ließen ſie heraus. Sie beſtieg ſogleich den Beſen, die Eule ſetzte ſich hinter ſie auf den Stiel und Spiegel zuhinterſt auf das Reiſigbündel und hielt ſich da feſt, und ſo ritten ſie nach dem Brunnen, in welchen die Hexe hinabfuhr, um den Schatz herauf zu holen.

Am Morgen erſchien Spiegel bei Herrn Pineiß und meldete ihm, daß er die bewußte Perſon anſehen und freien könne; ſie ſei aber allbereits ſo arm geworden, daß ſie, gänzlich verlaſſen und verſtoßen, vor dem Thore unter einem Baum ſitze und bitterlich weine. Sogleich kleidete ſich Herr Pineiß in ſein abgeſchabtes gelbes Sammtwämschen, das er nur bei feierlichen Gelegenheiten trug, ſetzte die beſſere Pudelmütze auf und umgürtete ſich mit ſeinem Degen; in die Hand nahm er einen alten grünen Handſchuh, ein Balſamfläſchchen, worin einſt Balſam geweſen und das noch ein Bischen roch, und eine papierne Nelke, worauf er mit Spiegel vor das Thor ging, um zu freien. Dort traf er ein weinendes Frauenzimmer ſitzen unter einem Weidenbaum, von ſo großer Schönheit, wie er noch nie geſehen; aber ihr Gewand war ſo dürftig und zerriſſen, daß, ſie mochte ſich auch ſchamhaft geberden wie ſie wollte, immer da oder dort der ſchneeweiße Leib ein Bischen durchſchimmerte. Pineiß riß die Augen auf und konnte vor heftigem Entzücken kaum ſeine Bewerbung vorbringen. Da trocknete die Schöne ihre Thränen, gab ihm mit ſüßem Lächeln die Hand, dankte ihm mit einer himmliſchen Glokkenſtimme für ſeine Großmuth und ſchwur, ihm ewig treu zu ſein. Aber im ſelben Augenblicke erfüllte ihn eine ſolche Eiferſucht und Neideswuth auf ſeine Braut, daß er beſchloß, ſie vor keinem menſchlichen Auge jemals ſehen zu laſſen. Er ließ ſich bei einem uralten Einſiedler mit ihr trauen und feierte das Hochzeitmahl in ſeinem Hauſe, ohne andere Gäſte, als Spiegel und die Eule, welche erſterer mitzubringen ſich die Erlaubniß erbeten hatte. Die zehntauſend Goldgulden ſtanden in einer Schüſſel auf dem Tiſch und Pineiß griff zuweilen hinein und wühlte in dem Golde; dann ſah er wieder die ſchöne Frau an, welche in einem meerblauen Sammetkleide daſaß, das Haar mit einem goldenen Netze umflochten und mit Blumen geſchmückt, und den weißen Hals mit Perlen umgeben. Er wollte ſie fortwährend küſſen, aber ſie wußte verſchämt und züchtig ihn abzuhalten, mit einem verführeriſchen Lächeln, und ſchwur, daß ſie dieſes vor Zeugen und vor Anbruch der Nacht nicht thun würde. Dies machte ihn nur noch verliebter und glückſeliger, und Spiegel würzte das Mahl mit lieblichen Geſprächen, welche die ſchöne Frau mit den angenehmſten, witzigſten und einſchmeichelndſten Worten fortführte, ſo daß der Hexenmeiſter nicht wußte, wie ihm geſchah vor Zufriedenheit. Als es aber dunkel geworden, beurlaubten ſich die Eule und die Katze und entfernten ſich beſcheiden; Herr Pineiß begleitete ſie bis unter die Hausthüre mit einem Lichte und dankte dem Spiegel nochmals, indem er ihn einen trefflichen und höflichen Mann nannte, und als er in die Stube zurückkehrte, ſaß die alte weiße Beghine, ſeine Nachbarin, am Tiſch und ſah ihn mit einem böſen Blick an. Entſetzt ließ Pineiß den Leuchter fallen und lehnte ſich zitternd an die Wand. Er hing die Zunge heraus und ſein Geſicht war ſo fahl und ſpitzig geworden, wie das der Beghine. Dieſe aber ſtand auf, näherte ſich ihm und trieb ihn vor ſich her in die Hochzeitkammer, wo ſie mit hölliſchen Künſten ihn auf eine Folter ſpannte, wie noch kein Sterblicher erlebt. So war er nun mit der Alten unauflöslich verehlicht, und in der Stadt hieß es, als es ruchbar wurde: Ei ſeht, wie ſtille Waſſer tief ſind! Wer hätte gedacht, daß die fromme Begbine und der Herr Stadthexenmeiſter ſich noch verheirathen würden! Nun, es iſt ein ehrbares und rechtliches Paar, wenn auch nicht ſehr liebenswürdig!

Herr Pineiß aber führte von nun an ein erbärmliches Leben; ſeine Gattin hatte ſich ſogleich in den Beſitz aller ſeiner Geheimniſſe geſetzt und beherrſchte und unterdrückte ihn vollſtändig. Es war ihm nicht die geringſte Freiheit und Erholung geſtattet, er mußte hexen vom Morgen bis zum Abend, was das Zeug halten wollte, und wenn Spiegel vorüberging und es ſah, ſagte er freundlich: »Immer fleißig, fleißig, Herr Pineiß?«

Seit dieſer Zeit ſagt man zu Seldwyla: Er hat der Katze den Schmeer abgekauft! beſonders wenn Einer eine böſe und widerwärtige Frau erhandelt hat.

Sängergruß

auf das

Eidgenöſſiſche Sängerfeſt

in Zürich 1858

gedichtet

von

Gottfried Keller

für

Männerchor componirt

von

Wilhelm Baumgartner.

Dd 113

Zürich,
In Commiſſion bei Gebrüder Hug.

Feſtgedicht

von

Gottfried Keller.

Wir haben hoch im Bergrevier
Den Tannenwald gehauen,
Draus Euch in weiß und rother Zier
Das Wanderzelt zu bauen.
Herein, was nun die Halle faßt,
O Schweizerkind, du deutſcher Gaſt!
Und wie's im Bergwald kühn erklang,
Laßt rauſchen hier den Männerſang!

Die grauen Adler ſchrieen wild,
Seit wir zuletzt geſungen;
Da iſt der Freiheit Silberſchild
Gar hell und rein erklungen!
Wir kehrten ein in's eig'ne Herz,
Da löst ſich jeder Groll und Schmerz,
Da hatte ſich die Treu gelohnt,
Der Rath, der ſtät im Manne wohnt!

Du 5713 L

Es ward gerathen, ward gebraut
Auf aller Herren Gaſſen;
Doch Jeder that da ſtill und laut,
Was er — nicht konnte laſſen!
Ein Mehrer ſeines Reichs zu ſein,
Dünkt ſich der Fürſt im blut'gen Schein!
Wir mehrten nur im Heimatland
Den Menſchenwerth mit reiner Hand!

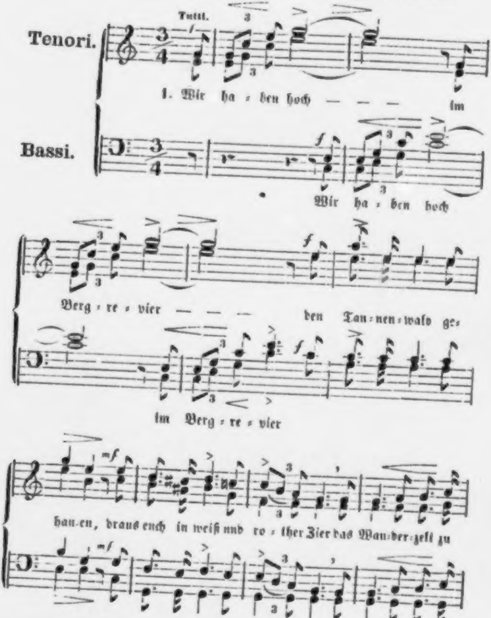
Erhebt die Stimmen froh und hell!
Ringt um des Preiſes Schaale!
Dann ſetzt Euch an den Purpurquell,
Singt abermals beim Mahle!
Und ſingt: Das Land iſt eben recht,
Iſt nicht zu gut und nicht zu ſchlecht,
Iſt nicht zu groß und nicht zu klein,
Um d'rin ein freier Mann zu ſein!

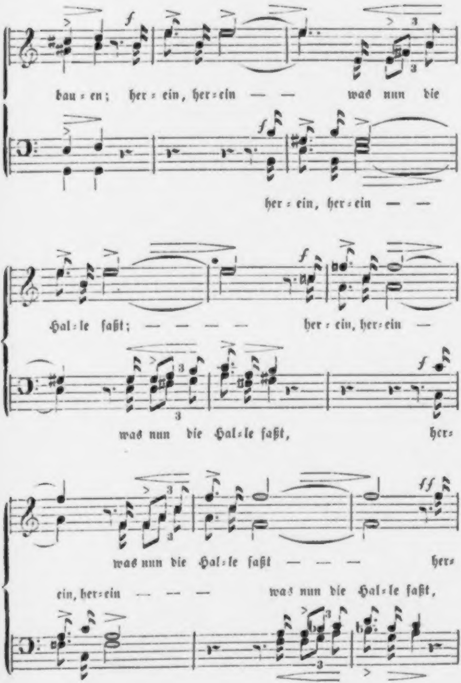
Wie grüne Au'n im Firnenſchnee
In alter Zeit verſchwunden,
So hat noch jedes Volk das Weh
Des Endes auch empfunden!
Doch trotzen wir dem Untergang
Noch langehin mit Sang und Klang!
Noch halten wir aus eig'ner Hand
Dich hoch empor, o Vaterland!

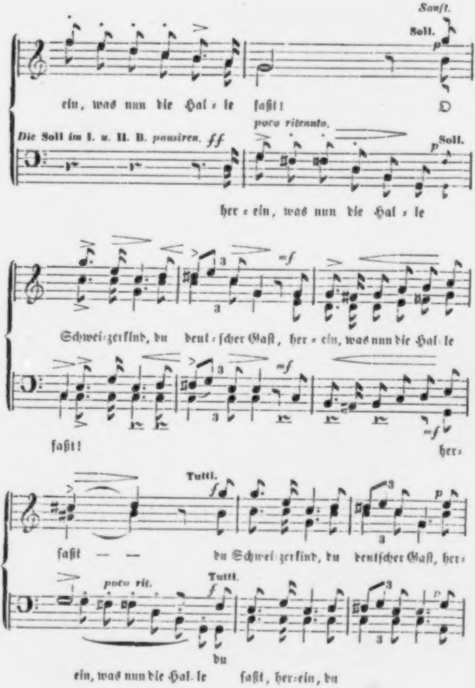
Sängergruß.

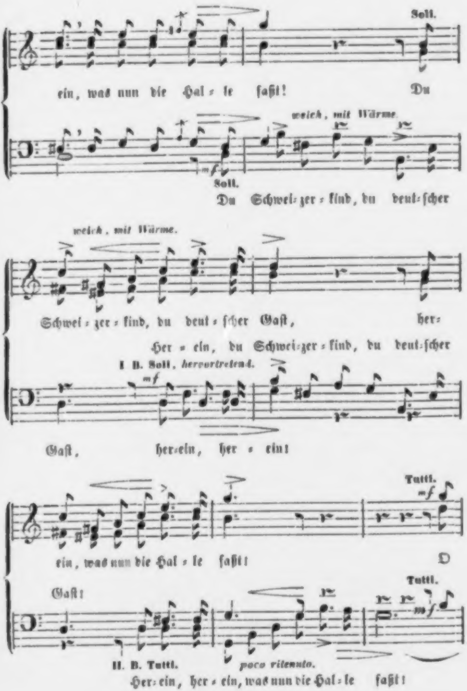
Mit Kraft und Feuer.

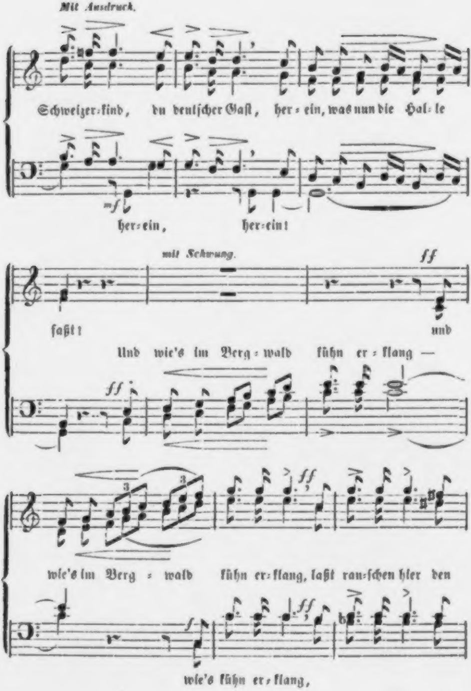
W. Baumgartner.

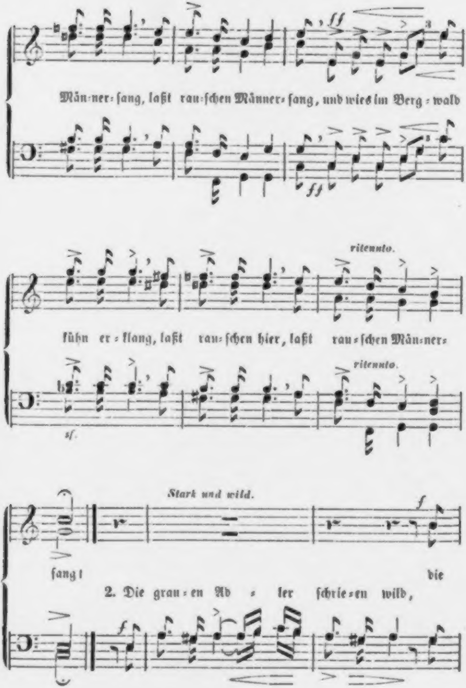

Tutti.
Tenori.
Bassi.
1. Wir ha-ben hoch — — — im
Wir ha-ben hoch
Berg-re-vier — — — den Tan-nen-wald ge-
im Berg-re-vier
hau-en, draus euch in weiß und ro-ther Zier das Wan-der-zelt zu

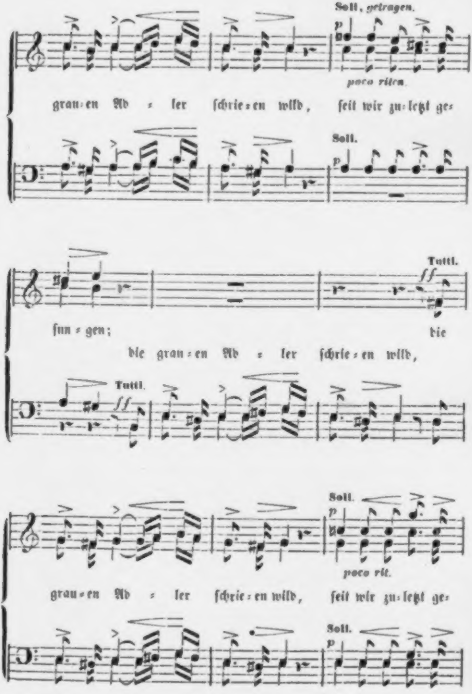

bau-en; her-ein, her-ein — — was nun die
her-ein, her-ein — —
Hal-le faßt; — — — — her-ein, her-ein —
was nun die Hal-le faßt, her-
was nun die Hal-le faßt — — — her-
ein, her-ein — — — was nun die Hal-le faßt,

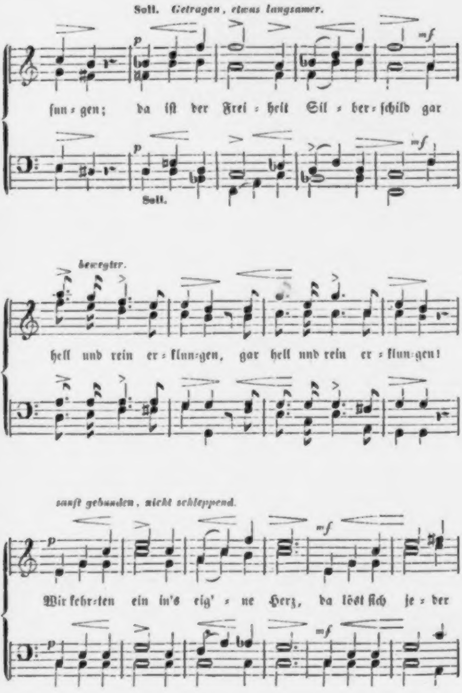

Sanft.
Soli.
p
ein, was nun die Hal- le faßt!
D
Die Soli im I. u. II. B. pausiren.
ff
poco ritenuto.
p Soli.
her- ein, was nun die Hal- le
mf
Schwei-zerkind, du deut-ſcher Gaſt, her- ein, was nun die Hal- le
mf
faßt! her-
Tutti.
f
p
faßt — — du Schwei-zerkind, du deutſcher Gaſt, her-
poco rit.
Tutti.
f
p
du
ein, was nun die Hal- le faßt, her-ein, du

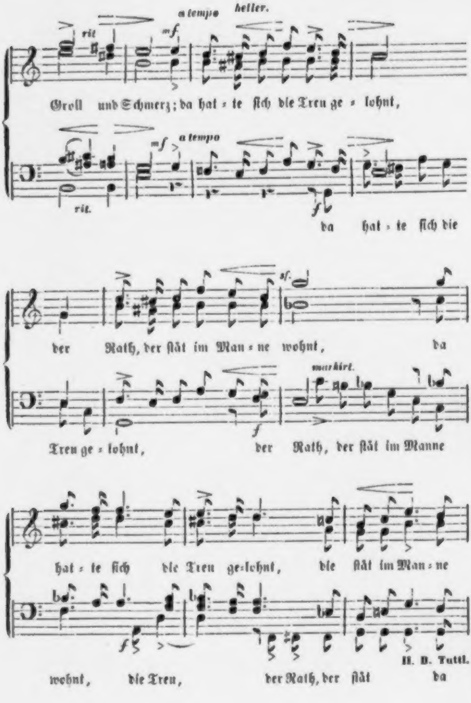

Soli.
ein, was nun die Hal = le faßt!
Du
weich, mit Wärme.
Soli.
Du Schwei = zer = kind, du deut = ſcher
weich, mit Wärme.
Schwei = zer = kind, du deut = ſcher Gaſt,
her=
Her = ein, du Schwei = zer = kind, du deut = ſcher
I. B. Soli, hervortretend.
mf
Gaſt,
her = ein,
her = ein!
Tutti.
mf
ein, was nun die Hal = le faßt!
D
Gaſt!
Tutti.
mf
II. B. Tutti.
poco ritenuto.
Her = ein, her = ein, was nun die Hal = le faßt!


Mit Ausdruck.
Schweizer-kind, du deutſcher Gaſt, her-ein, was nun die Hal-le
mf
her-ein, her-ein!
mit Schwung.
ff
faßt!
und
Und wie's im Berg-wald kühn er-klang —
ff
3
3
ff
wie's im Berg-wald kühn er-klang, laßt rau-ſchen hier den
f
ff
wie's kühn er-klang,

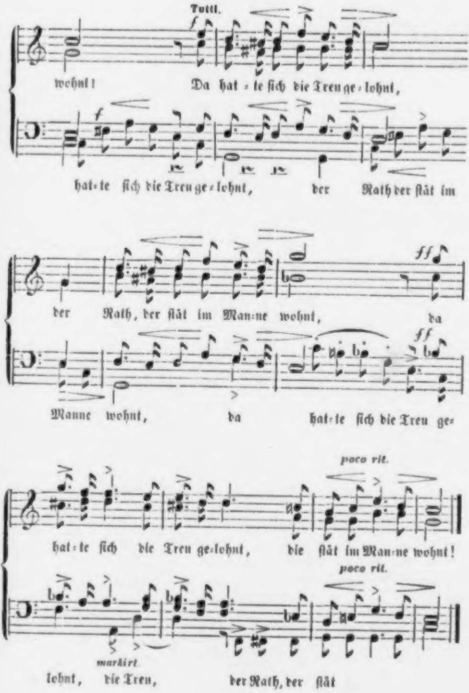

ff
Män-ner-ſang, laßt rau-ſchen Männer-ſang, und wie's im Berg-wald
ff
ritenuto.
kühn er-klang, laßt rau-ſchen hier, laßt rau-ſchen Män-ner-
sf.
ritenuto.
Stark und wild.
f
fang!
die
2. Die grau-en Ad-ler ſchrie-en wild,
f

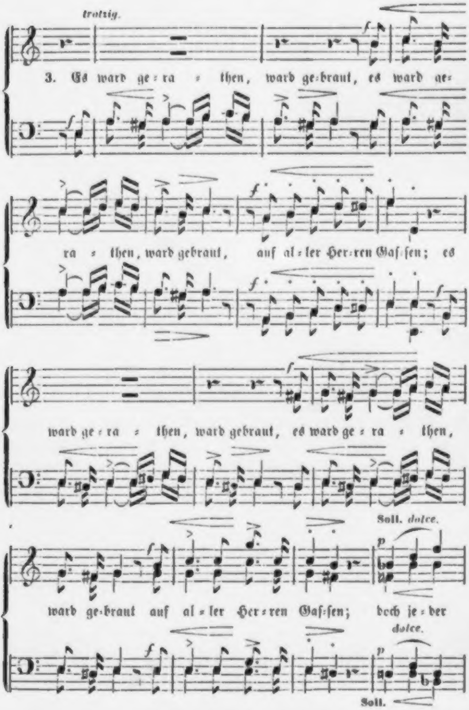

Soli, getragen.
p
poco riten.
grau=en Ad = ler ſchrie=en wild, ſeit wir zu=letzt ge=
Soli.
p
ſun = gen;
Tutti.
ff
die
die grau = en Ad = ler ſchrie = en wild,
Tutti.
ff
Soli.
p
poco rit.
grau = en Ad = ler ſchrie = en wild, ſeit wir zu=letzt ge=
Soli.
p

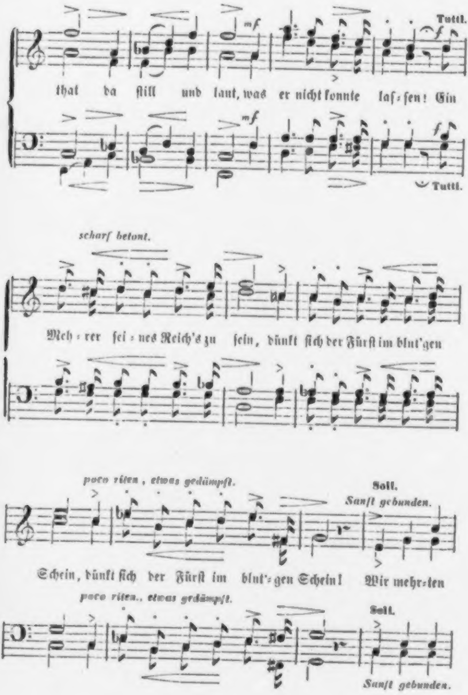

Soli. Getragen, etwas langsamer.
p
mf
ſun - gen; da iſt der Frei - heit Sil - ber - ſchild gar
p
mf
Soli.
bewegter.
hell und rein er - klun - gen, gar hell und rein er - klun - gen!
sanft gebunden, nicht schleppend.
p
mf
Wir kehr - ten ein in's eig' - ne Herz, da löſt ſich je - der
p
mf

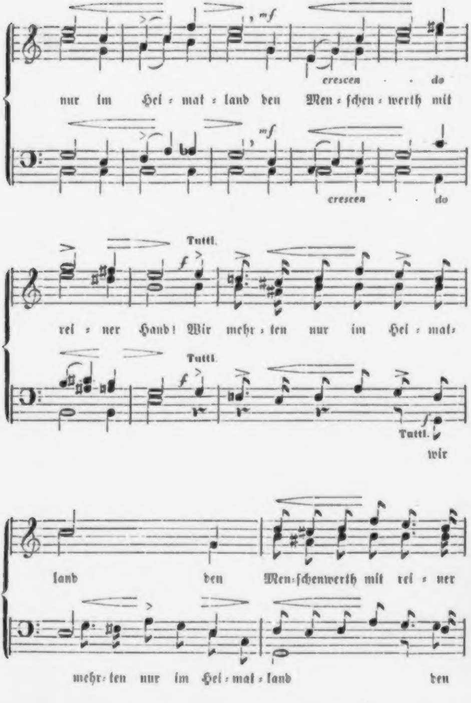

a tempo
heller.
rit
mf
Groll und Schmerz; da hat - te ſich die Treu ge - lohnt,
mf
a tempo
rit.
f
da hat - te ſich die
sf.
der Rath, der ſtät im Man - ne wohnt, da
markirt.
f
Treu ge - lohnt, der Rath, der ſtät im Manne
hat - te ſich die Treu ge-lohnt, die ſtät im Man - ne
f
wohnt, die Treu, der Rath, der ſtät da

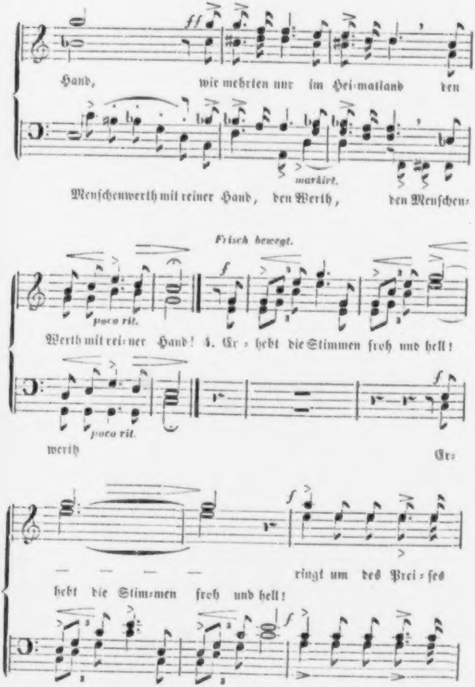
H. D. Tuttl.

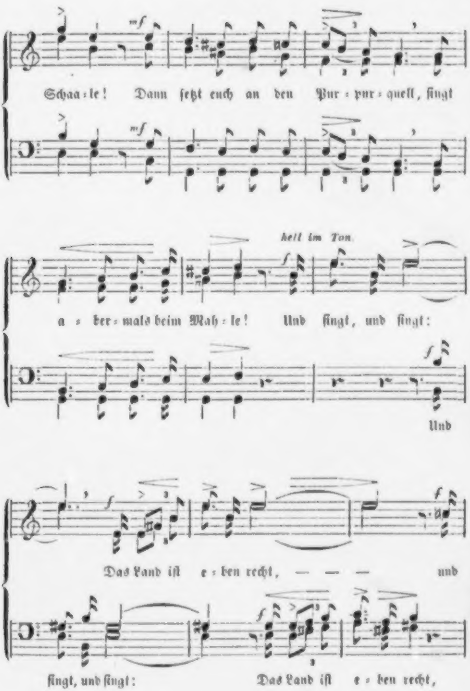

Tutti.
f
wohnt! Da hat- te ſich die Treu ge- lohnt,
f
hat- te ſich die Treu ge- lohnt, der Rath der ſtät im
der Rath, der ſtät im Man- ne wohnt, da
ff
ff
Manne wohnt, da hat- te ſich die Treu ge-
poco rit.
hat- te ſich die Treu ge- lohnt, die ſtät im Man- ne wohnt!
poco rit.
markirt
lohnt, die Treu, der Rath, der ſtät

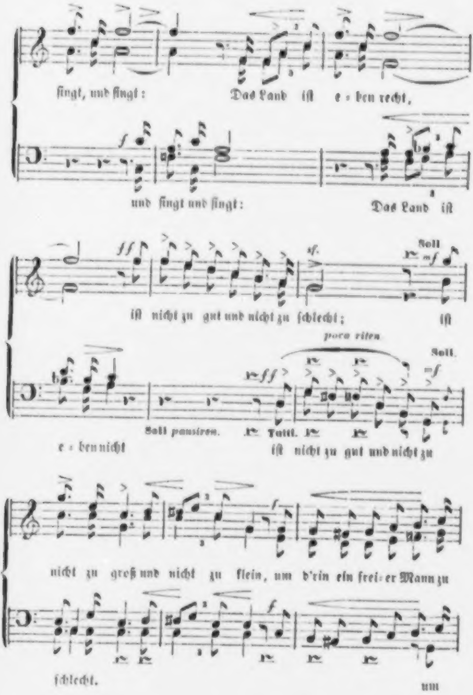

trotzig.
3. Es ward ge-ra-then, ward ge-braut, es ward ge-
ra-then, ward gebraut, auf al-ler Her-ren Gaſ-ſen; es
ward ge-ra-then, ward gebraut, es ward ge-ra-then,
ward ge-braut auf al-ler Her-ren Gaſ-ſen; doch je-der
Soli. dolce.
dolce.
Soli.
f
p

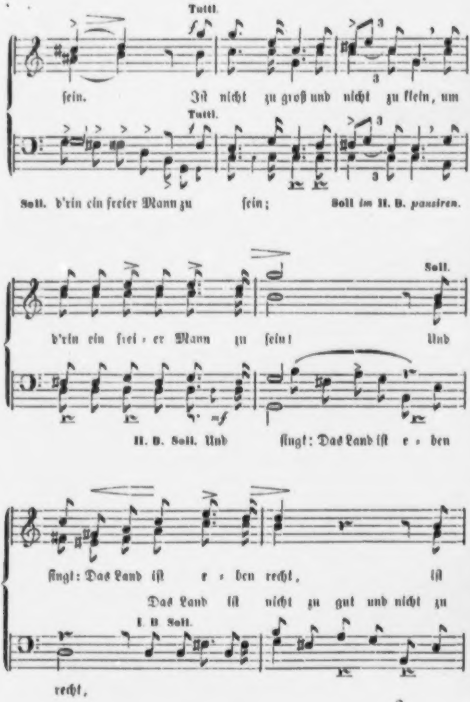

Tutti.
mf
f
that da ſtill und laut, was er nicht konnte laſ-ſen! Ein
mf
f
Tutti.
scharf betont.
Meh-rer ſei-nes Reich's zu ſein, dünkt ſich der Fürſt im blut'gen
poco riten., etwas gedämpft.
Soli.
Sanft gebunden.
Schein, dünkt ſich der Fürſt im blut'-gen Schein! Wir mehr-ten
poco riten., etwas gedämpft.
Soli.
Sanft gebunden.

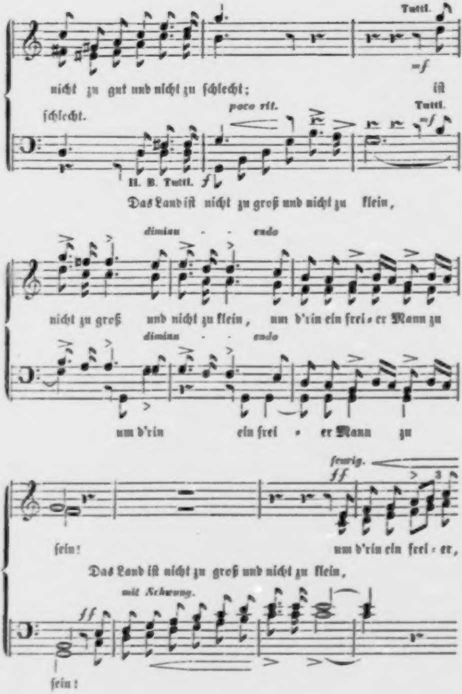

mf
crescen - - do
nur im Hei - mat - land den Men - ſchen - werth mit
mf
crescen - - do
Tutti.
f
rei - ner Hand! Wir mehr - ten nur im Hei - mat-
Tutti.
f
Tutti.
wir
land den Men-ſchenwerth mit rei - ner
mehr- ten nur im Hei - mat - land den

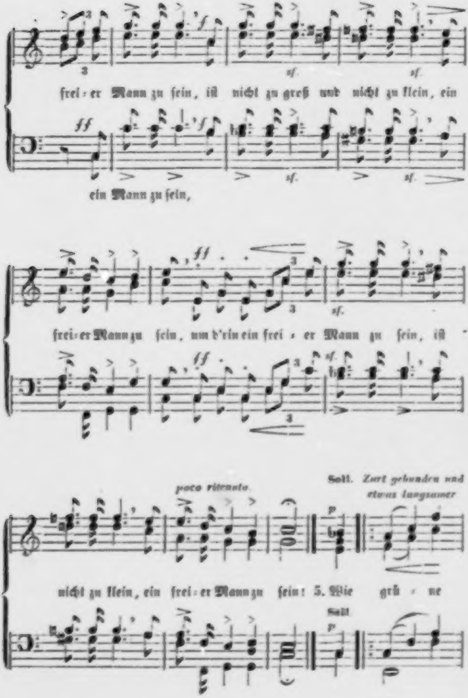

ff
Hand, wir mehrten nur im Hei=matland den
markirt.
Menſchenwerth mit reiner Hand, den Werth, den Menſchen=
Friſch bewegt.
f
poco rit.
Werth mit rei=ner Hand! 4. Er = hebt die Stimmen froh und hell!
poco rit.
f
werth
Er=
f
— — — — ringt um des Prei = ſes
hebt die Stim=men froh und hell!
f

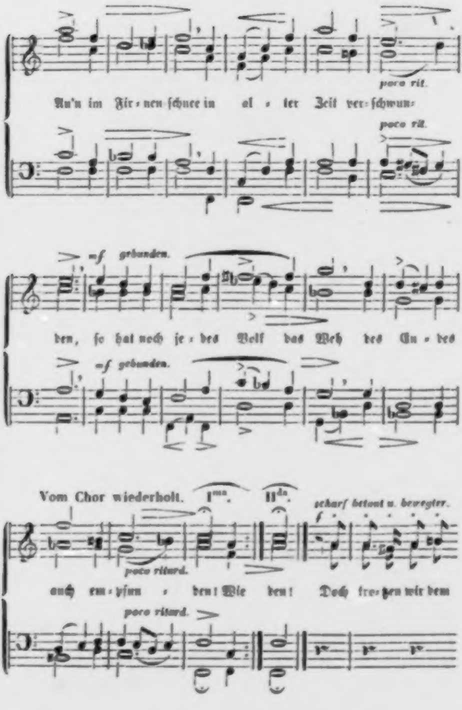

mf
Schaa-le! Dann ſetzt euch an den Pur-pur-quell, ſingt
a-ber-mals beim Mah-le! Und ſingt, und ſingt:
hell im Ton
f
Und
Das Land iſt e-ben recht, — — — und
ſingt, und ſingt: Das Land iſt e-ben recht,

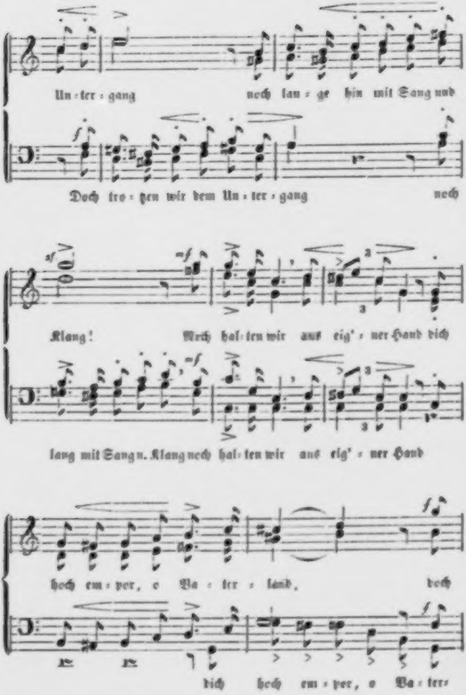

ſingt, und ſingt: Das Land iſt e = ben recht,
und ſingt und ſingt: Das Land iſt
ff
sf.
Soli
mf
iſt nicht zu gut und nicht zu ſchlecht; iſt
poco riten.
Soli.
ff
mf
Soli pausiren.
Tutti.
e = ben nicht
iſt nicht zu gut und nicht zu
nicht zu groß und nicht zu klein, um d'rin ein frei = er Mann zu
f
ſchlecht.
um

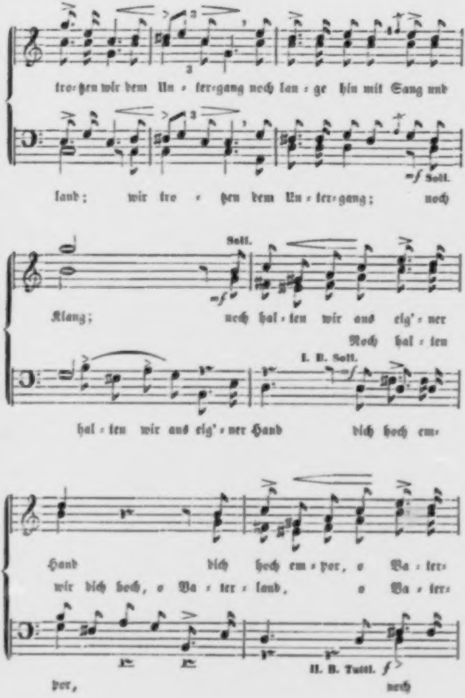

Tutti.
ſein. Iſt nicht zu groß und nicht zu klein, um
Tutti.
Soli. d'rin ein freier Mann zu ſein; Soli im II. B. pausiren.
Soli.
d'rin ein frei - er Mann zu ſein! Und
mf
II. B. Soli. Und ſingt: Das Land iſt e - ben
ſingt: Das Land iſt e - ben recht, iſt
Das Land iſt nicht zu gut und nicht zu
I. B Soli.
recht,

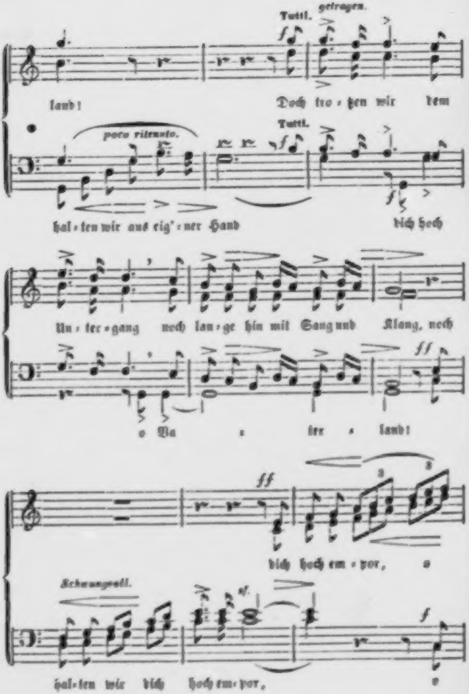

Tutti.
mf
nicht zu gut und nicht zu ſchlecht;
iſt
ſchlecht.
poco rit.
Tutti.
mf
II. B. Tutti.
f
Das Land iſt nicht zu groß und nicht zu klein,
diminu - - endo
nicht zu groß und nicht zu klein, um d'rin ein frei - er Mann zu
diminu - - endo
um d'rin ein frei - er Mann zu
feurig.
ff
3
ſein!
um d'rin ein frei - er,
Das Land iſt nicht zu groß und nicht zu klein,
mit Schwung.
ff
ſein!

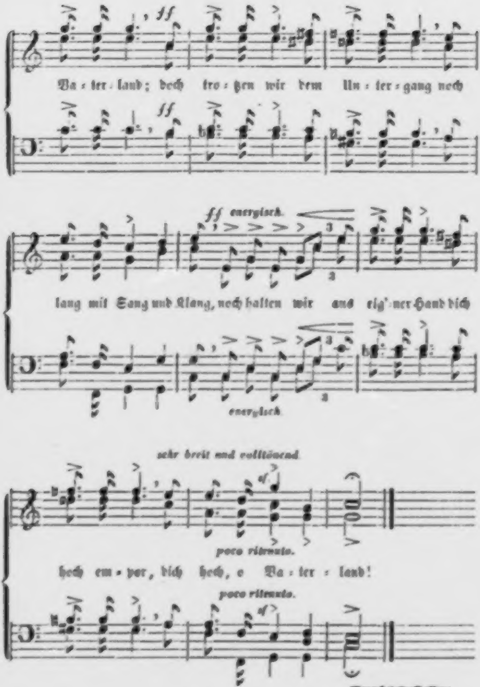

3
ff
sf
frei-er Mann zu ſein, iſt nicht zu groß und nicht zu klein, ein
ein Mann zu ſein,
ff
3
sf
frei-er Mann zu ſein, um d'rin ein frei-er Mann zu ſein, iſt
poco ritenuto
Soli. Zart gebunden und etwas langsamer
p
nicht zu klein, ein frei-er Mann zu ſein! 5. Wie grü-ne
Soli
p


poco rit.
An'n im Fir=nen=ſchnee in al = ter Zeit ver=ſchwun=
poco rit.
mf gebunden.
den, ſo hat noch je = des Volk das Weh des En = des
mf gebunden.
Vom Chor wiederholt.
Ima.
IIda.
scharf betont u. bewegter.
f
poco ritard.
auch em=pfun = den! Wie den! Doch freu=en wir dem
poco ritard.


Un - ter - gang noch lan - ge hin mit Sang und
Doch tro - tzen wir dem Un - ter - gang noch
sf
mf
Klang! Noch hal - ten wir aus eig' - ner Hand dich
lang mit Sang u. Klang noch hal - ten wir aus eig' - ner Hand
hoch em - por, o Va - ter - land, doch
f
dich hoch em - por, o Va - ter-


tro-tzen wir dem Un - ter-gang noch lan - ge hin mit Sang und
mf Soli.
Land; wir tro - tzen dem Un-ter-gang; noch
Soli.
mf
Klang; noch hal - ten wir aus eig' - ner
Noch hal - ten
I. B. Soli.
mf
hal - ten wir aus eig' - ner Hand dich hoch em-
Hand dich hoch em - por, o Va - ter-
wir dich hoch, o Va - ter - land, o Va - ter-
II. B. Tutti. f
por, noch


Tutti.
getragen.
f
land!
Doch tro - tzen wir dem
poco ritenuto.
Tutti.
f
hal - ten wir aus eig'-ner Hand
dich hoch
Un - ter - gang noch lan - ge hin mit Sang und Klang, noch
ff
o Va - ter - land!
ff
3
3
dich hoch em - por, o
Schwungvoll.
sf.
f
hal - ten wir dich hoch em - por,
o


ff
Va-ter-land; doch tro-tzen wir dem Un-ter-gang noch
ff
ff energiſch.
lang mit Sang und Klang, noch halten wir aus eig'ner Hand dich
3
3
energisch
sehr breit und volltönend
sf
poco ritenuto.
hoch em-por, dich hoch, o Va-ter-land!
poco ritenuto.
sf

Gottfried Keller.

Früher ſind erſchienen:

	Frk.	Ct.
Baumgartner, W., op. 1. Sechs Lieder für 4 Männerſtimmen. Zürich, bei Gebrüder Hug. Partitur und Stimmen	3	50
Einzelne Stimmen	—	10
— op. 2. Sechs vierſtimmige Lieder für 2 Sopran- und 2 Altſtimmen. St. Gallen, bei Huber und Comp. Partitur und Stimmen	4	—
— op. 3. Andantino für Pianoforte. Zürich, bei J. P. Fries	1	—
— op. 4. Sechs kleine Lieder für 1 Singſtimme, mit Piano. Zürich, bei Fries	4	35
— op. 5. Scherzo für Pianoforte. Zürich, bei Fries	2	—
— op. 6. Der Wanderer in der Nacht. Lied für Baryton mit Piano. Zürich, bei Gebr. Hug	1	35
— op. 8. Zwei komiſche Lieder mit Piano. Jungfrau Kanne, blauer Montag. Offenbach, bei André	1	—
— op. 10. Sechs kleine Lieder für 1 Singſtimme, mit Piano. Leipzig, bei Senff	2	65
— op. 11. Sechs Lieder für 4 Männerſtimmen. (Dem Stadtſängerverein in Zürich gewidmet.) Leipzig, bei Senff	6	—
— op. 12. Eine Frühlingsliebe. 12 Lieder für 1 Singſtimme, mit Piano. Heft I. und II. Leipzig, bei Breitkopf und Härtel. Jedes Heft	2	—

	Frk.	Ct.
Baumgartner, W., op. 13. Zwölf Jugendlieder, drei- und vierſtimmig, für Sopran und Alt. Zürich, bei Gebrüder Hug .	—	30
— op. 15. Sechs kleine Lieder für 1 Singſtimme, mit Piano. Zürich, bei Gebr. Hug . .	2	—
— op. 16. Sechs Lieder für 4 Männerſtimmen. (Der Harmonie in Zürich gewidmet.) Zürich, bei Gebrüder Hug	4	—
Ohne Opuszahl erſchienen:		
— Academia, Ball-Album für Piano. Heſt I. und II. Zürich, bei Fries. Jedes Heſt .	2	—
— Heſt III.	1	65
— Aus der Schweiz. Nro. 1. Lukmanier-Polka-Mazurka, für Piano	—	45
— Aus der Schweiz. Nro. 5. Abends, Albumblatt, für Piano	—	45
— Abendfeier, Gedicht von E. Geibel, für 4 Männerſtimmen. Chor und Soli. Leipzig, bei Peters. Partitur und Stimmen . .	1	35
— Liederſammlung für die Schweizeriſchen Männerchöre. Erſtes Heſt Nro. 1—30. Zürich, in Kommiſſion bei Zürcher und Furrer .	1	20
— Liederſammlung. Zweites Heſt Nro. 31 – 59.	1	—

Druck von Zürcher und Furrer.

30882.

Sieben Legenden.

Von

Gottfried Keller.

Stuttgart.
G. J. Göſchen'ſche Verlagshandlung.
1872.

Kgl Univ Bibl.
Berlin

K. Hofbuchdruckerei Zu Guttenberg (Carl Grüninger) in Stuttgart.

Vorwort.

Beim Leſen einer Anzahl Legenden wollte es dem Urheber vorliegenden Büchleins ſcheinen, als ob in der überlieferten Maſſe dieſer Sagen nicht nur die kirchliche Fabulirkunſt ſich geltend mache, ſondern wohl auch die Spuren einer ehmaligen mehr profanen Erzählungsluſt oder Novelliſtik zu bemerken ſeien, wenn man aufmerkſam hinblicke.

Wie nun der Maler durch ein fragmentariſches Wolkenbild, eine Gebirgslinie, durch das radirte Blättchen eines verſchollenen Meiſters zur Ausfüllung eines Rahmens gereizt wird, ſo verſpürte der Verfaſſer die Luſt zu einer Reproduktion jener abgebrochen ſchwebenden Gebilde, wobei ihnen freilich zuweilen das Antlitz nach einer anderen Himmelsgegend hingewendet wurde, als nach welcher ſie in der überkommenen Geſtalt ſchauen.

Der ungeheure Vorrath des Stoffes ließe ein Ausſpinnen der Sache in breiteſtem Betriebe zu; allein nur bei einer mäßigen Ausdehnung des harmloſen Spieles dürfte demſelben der beſcheidene Raum gerne gegönnt werden, den es in Anſpruch nimmt.

Inhalt.

Seite.
Eugenia 1
Die Jungfrau und der Teufel 29
Die Jungfrau als Ritter 45
Die Jungfrau und die Nonne 67
Der ſchlimm-heilige Vitalis 83
Dorothea's Blumenkörbchen 121
Das Tanzlegendchen 137

Eugenia.

Ein Weib ſoll nicht Mannsgeräthe tragen, und ein Mann ſoll nicht Weiberkleider anthun; denn wer ſolches thut, iſt dem Herrn, deinem Gott, ein Gräuel.

5. Moſ. 22, 5.

Wenn die Frauen den Ehrgeiz der Schönheit, Anmuth und Weiblichkeit hintanſetzen, um ſich in andern Dingen hervor zu thun, ſo endet die Sache oftmals damit, daß ſie ſich in Männerkleider werfen und ſo dahintrollen.

Die Sucht, den Mann zu ſpielen, kommt ſogar ſchon in der frommen Legendenwelt der erſten Chriſtenzeit zum Vorſchein und mehr als eine Heilige jener Tage war von dem Verlangen getrieben, ſich vom Herkommen des Hauſes und der Geſellſchaft zu befreien.

Ein ſolches Beiſpiel gab auch das feine Römermädchen Eugenia, freilich mit dem nicht ungewöhnlichen Endreſultat, daß ſie, in große Verlegenheit gerathen durch ihre männlichen Liebhabereien, ſchließlich doch die Hilfsquellen ihres natürlichen Geſchlechtes anrufen mußte, um ſich zu retten.

Sie war die Tochter eines angeſehenen Römers, der mit ſeiner Familie in Alexandria lebte, wo es von Philoſophen und Gelehrten aller Art wimmelte. Demgemäß wurde Eugenia ſehr ſorgfältig erzogen und unterrichtet, und dies ſchlug ihr ſo wohl an, daß ſie, ſobald ſie nur ein wenig in die Höhe ſchoß, alle Schulen der Philoſophen, Scholiaſten und Rhetoren beſuchte, wie ein Student, wobei ſie ſtets eine Leibwache von zwei niedlichen Knaben ihres Alters bei ſich hatte. Dies waren die Söhne von zwei Freigelaſſenen ihres Vaters, welche zur Geſellſchaft mit ihr erzogen waren und an all ihren Studien theilnehmen mußten.

Mittlerweile ward ſie das ſchönſte Mädchen, das zu finden war, und ihre Jugendgenoſſen, welche ſeltſamer Weiſe beide Hyazinthus hießen, wuchſen desgleichen zu zwei zierlichen Jünglingsblumen, und wo die liebliche Roſe Eugenia zu ſehen war, da ſah man allezeit ihr zur Linken und zur Rechten auch die beiden Hyazinthen ſäuſeln oder anmuthig hinter ihr hergehen, indeſſen die Herrin rückwärts mit ihnen disputirte.

Und es gab nie zwei wohlgezogenere Genoſſen eines Blauſtrümpfchens; denn nie waren ſie anderer Meinung als Eugenia, und ſtets blieben ſie in ihrem Wiſſen um einen Zoll hinter ihr zurück, ſo daß ſie ſtets Recht behielt und nie befürchten mußte, etwas Ungeſchickteres zu ſagen, als ihre Geſpielen.

Alle Bücherwürmer von Alexandrien machten

Elegien und Sinngedichte auf die muſenhafte Erſcheinung, und die guten Hyazinthen mußten dieſe Verſe ſorgfältig in goldene Schreibtafeln ſchreiben und hinter ihr her tragen.

Mit jedem halben Jahre wurde ſie nun ſchöner und gelehrter, und bereits luſtwandelte ſie in den geheimnißvollen Irrgärten der neuplatoniſchen Lehren, als der junge Prokonſul Aquilinus ſich in Eugenia verliebte und ſie von ihrem Vater zum Weibe begehrte. Dieſer empfand aber einen ſolchen Reſpekt vor ſeiner Tochter, daß er trotz des römiſchen Vaterrechtes nicht wagte, ihr den mindeſten Vorſchlag zu machen und den Freier an ihren eigenen Willen verwies, obgleich kein Eidam ihm willkommener war, als Aquilinus.

Aber auch Eugenia hatte ſeit manchen ſchönen Tagen heimlich das Auge auf ihn geworfen, da er der ſtattlichſte, angeſehenſte und ritterlichſte Mann in Alexandrien war, der überdies für einen Mann von Geiſt und Herz galt.

Doch empfing ſie den verliebten Konſul in voller Ruhe und Würde, umgeben von Pergamentrollen und ihre Hyazinthen hinter dem Seſſel. Der eine trug ein azurblaues Gewand, der andere ein roſenfarbiges und ſie ſelbſt ein blendend weißes, und ein Fremdling wäre ungewiß geweſen, ob er drei ſchöne zarte

Knaben oder drei friſchblühende Jungfrauen vor ſich ſehe.

Vor dieſes Tribunal trat nun der männliche Aquilinus in einfacher würdiger Toga und hätte am liebſten in traulicher und zärtlicher Weiſe ſeiner Leidenſchaft Worte gegeben; da er aber ſah, daß Eugenia die Jünglinge nicht fortſchickte, ſo ließ er ſich ihr gegenüber auf einen Stuhl nieder und that ihr ſeine Bewerbung in wenigen feſten Worten kund, wobei er ſich ſelbſt bezwingen mußte, weil er ſeine Augen unverwandt auf ſie gerichtet hielt und ihren großen Liebreiz ſah.

Eugenia lächelte unmerklich und erröthete nicht einmal, ſo ſehr hatte ihre Wiſſenſchaft und Geiſtesbildung alle feinern Regungen des gewöhnlichen Lebens in ihr gebunden. Dafür nahm ſie ein ernſtes, tiefſinniges Ausſehen an und erwiederte ihm:

„Dein Wunſch, o Aquilinus, mich zur Gattin zu nehmen, ehrt mich in hohem Grade, kann mich aber nicht zu einer Unweisheit hinreißen; und eine ſolche wäre es zu nennen, wenn wir, ohne uns zu prüfen, dem erſten rohen Antriebe folgen würden. Die erſte Bedingung, welche ich von einem etwaigen Gemahl fordern müßte, iſt, daß er mein Geiſtesleben und Streben verſteht und ehrt und an demſelben theilnimmt! So biſt du mir denn willkommen, wenn du öfter um mich ſein und im Wetteifer mit dieſen meinen Jugendgenoſſen dich üben magſt, mit mir nach den höchſten Dingen zu forſchen. Dabei werden wir dann nicht ermangeln, zu lernen, ob wir für einander beſtimmt ſind, oder nicht, und wir werden uns nach einer Zeit gemeinſamer geiſtiger Thätigkeit ſo erkennen, wie es gottgeſchaffenen Weſen geziemt, die nicht im Dunkel, ſondern im Lichte wandeln ſollen!"

Auf dieſe hochgetragene Zumuthung erwiederte Aquilinus, nicht ohne eine geheime Aufwallung, doch mit ſtolzer Ruhe: „Wenn ich dich nicht kennte, Eugenia, ſo würde ich dich nicht zum Weibe begehren, und mich kennt das große Rom ſowohl wie dieſe Provinz! Wenn daher dein Wiſſen nicht ausreicht, ſchon jetzt zu erkennen, was und wie ich beſchaffen bin, ſo wird es, fürchte ich, nie ausreichen. Auch bin ich nicht gekommen, nochmals in die Schule zu gehen, ſondern eine Ehegenoſſin zu holen; und was dieſe beiden Kinder betrifft, ſo wäre es, wenn du mir deine Hand vergönnteſt, mein erſter Wunſch, daß du ſie endlich entlaſſen und ihren Eltern zurückgeben möchteſt, damit ſie denſelben beiſtehen und nützlich ſein könnten. Nun bitte ich dich, mir Beſcheid zu geben, nicht als ein Gelehrter, ſondern als ein Weib von Fleiſch und Blut!"

Jetzt war die ſchöne Philoſophin doch roth geworden, und zwar wie eine Purpurnelke, und ſie ſagte, während ihr das Herz klopfte: „Mein Beſcheid iſt bald gegeben, da ich aus deinen Worten entnehme, daß du mich nicht liebſt, o Aquilinus! Dieſes könnte mir gleichgiltig ſein, wenn es nicht beleidigend wäre für die Tochter eines edlen Römers, angelogen zu werden!“

„Ich lüge nie!“ ſagte Aquilinus kalt; „lebe wohl!“

Eugenia wandte ſich ab, ohne ſeinen Abſchied zu erwiedern, und Aquilinus ſchritt langſam aus dem Hauſe nach ſeiner Wohnung. Jene wollte, als ob nichts geſchehen wäre, ihre Bücher vornehmen; allein die Schrift verwirrte ſich vor ihren Augen und die Hyazinthen mußten ihr vorleſen, indeſſen ſie voll heißen Aergers mit ihren Gedanken anderwärts ſchweifte.

Denn wenn ſie bis auf dieſen Tag den Conſul als denjenigen betrachtet hatte, den ſie allein unter allen Freiern zum Gemahl haben möchte, wenn es ihr allenfalls gefiele, ſo war er ihr jetzt ein Stein des Anſtoßes geworden, über den ſie nicht hinweg kommen konnte.

Aquilinus ſeinerſeits verwaltete ruhig ſeine Geſchäfte und ſeufzte heimlich über ſeine eigene Thorheit, welche ihn die pedantiſche Schöne nicht vergeſſen ließ.

Es vergiengen beinahe zwei Jahre, während welcher Eugenia womöglich immer merkwürdiger und eine wahrhaft impoſante Perſon wurde, indeſſen die Hyazinthen allbereits zwei ſtarke Bengel vorſtellten, denen der Bart wuchs. Obgleich man jetzt von allen Seiten anfing, ſich über dies ſeltſame Verhältniß aufzuhalten, und anſtatt der bewundernden Epigramme ſatyriſche Proben dieſer Art aufzutauchen begannen, ſo konnte ſie ſich doch nicht entſchließen, ihre Leibgarde zu verabſchieden; denn noch war ja Aquilinus da, der ihr dieſelbe hatte verbieten wollen. Er ging ruhig ſeinen Gang fort und ſchien ſich um ſie nicht weiter zu bekümmern; aber er ſah auch kein anderes Weib an, und man hörte von keiner Bewerbung mehr, ſo daß auch er getadelt wurde, als ein ſo hoher Beamter unbeweibt fortzuleben.

Um ſo mehr hütete ſich die eigenſinnige Eugenia, ihm durch Entfernung der anſtößigen Geſellen ſcheinbar ein Zeichen der Annäherung zu geben. Ueberdies reizte es ſie, der allgemeinen Sitte und der öffentlichen Meinung zum Trotz nur ſich allein Rechenſchaft zu geben und unter Umſtänden, welche für alle andern Frauen gefährlich und unthunlich geweſen wären, das Bewußtſein eines reinen Lebens zu bewahren.

Denn alle ſolche Wunderlichkeiten lagen dazumal in der Luft.

Mittlerweile befand ſich Eugenia doch nicht wohl und zufrieden; ihre geſchulten Diener mußten Himmel, Erde und Hölle durchphiloſophiren, um plötzlich unterbrochen zu werden und ſtundenweit mit ihr im Feld herumzulaufen, ohne eines Wortes gewürdigt zu ſein. Eines Morgens verlangte ſie auf ein Landgut hinauszufahren; ſie lenkte ſelbſt den Wagen und war lieblicher Laune; denn es war ein klarer Frühlingstag und die Luft mit Balſamdüften erfüllt. Die Hyazinthen freuten ſich der Fröhlichkeit, und ſo fuhren ſie durch eine ländliche Vorſtadt, wo es den Chriſten erlaubt war, ihren Gottesdienſt zu halten. Sie feierten eben den Sonntag; aus der Kirche eines Mönchskloſters ertönte ein frommer Geſang, Eugenia hielt die Pferde an, um zu hören, und vernahm die Worte des Pſalmes: „Wie eine Hindin nach den Waſſerquellen, ſo lechzet meine Seele, o Gott! nach dir! Meine Seele dürſtet nach dem lebendigen Gott!“

Bei dem Klange dieſer Worte, aus frommen demüthigen Kehlen geſungen, vereinfachte ſich endlich ihr künſtliches Weſen, ihr Herz ward getroffen und ſchien zu wiſſen, was es wolle, und langſam, ohne zu ſprechen, fuhr ſie weiter nach dem Landgute. Dort zog ſie ins geheim männliche Kleider an, winkte die Hyazinthen zu ſich und verließ das Haus mit ihnen, ohne von dem Geſinde geſehen zu werden. Und ſie kehrte nach dem Kloſter zurück, klopfte an der Pforte und ſtellte ſich und ihre Begleiter dem Abt als drei junge Männer vor, welche begehrten, als Mönche in das Kloſter aufgenommen zu werden, um von der Welt abzuſcheiden und dem Ewigen zu leben. Sie wußte, da ſie wohl unterrichtet war, auf die prüfenden Fragen des Abtes ſo trefflich zu antworten, daß er alle drei, die er für feine und vornehme Leute halten mußte, in das Kloſter aufnahm und den geiſtlichen Habit anziehen ließ.

Eugenia war ein ſchöner, faſt engelgleicher Mönch und hieß der Bruder Eugenius, und die Hyazinthen ſahen ſich wohl oder übel desgleichen in Mönche verwandelt, da ſie gar nicht gefragt worden waren und ſich längſt daran gewöhnt hatten, nicht anders zu leben, als durch den Willen ihres weiblichen Vorbildes. Doch bekam ihnen das Mönchsleben nicht übel, indem ſie ungleich ruhigere Tage genoſſen, nicht mehr zu ſtudiren brauchten und ſich gänzlich einem leidenden Gehorſam hingeben konnten.

Der Bruder Eugenius hingegen raſtete nicht, ſondern wurde ein berühmter Mönch, weiß wie Marmor im Geſicht, aber mit glühenden Augen und dem Anſtand eines Erzengels. Er bekehrte viele Heiden, pflegte die Kranken und Elenden, vertiefte ſich in die Schrift, predigte mit goldener Glockenſtimme und ward ſogar, als der Abt ſtarb, zu deſſen Nachfolger erwählt, alſo daß nun die feine Eugenia ein Abt war über ſiebenzig gute Mönche, kleine und große.

Während der Zeit, als ſie ſo plötzlich verſchwunden war mit ihren Gefährten und nirgends mehr aufzufinden, hatte ihr Vater ein Orakel befragen laſſen, was aus ſeiner Tochter geworden ſei, und dieſes verkündete, Eugenia ſei von den Göttern entrückt und unter die Sterne verſetzt worden. Denn die Prieſter benützten das Ereigniß, um den Chriſten gegenüber ein Mirakel aufzuweiſen, während dieſe den Haſen längſt in der Küche hatten. Man bezeichnete ſogar einen Stern am Firmament mit zwei kleineren Nebenſchnüppchen als das neue Sternbild, und die Alexandriner ſtanden auf den Straßen und den Zinnen ihrer Häuſer und ſchauten hinauf, und Mancher, der ſie einſt hatte herumgehen ſehen und ſich ihrer Schönheit erinnerte, verliebte ſich nachträglich in ſie und guckte mit feuchten Augen in den Stern, der ruhig im dunkeln Blau ſchwamm.

Auch Aquilinus ſah hinauf; aber er ſchüttelte den Kopf und die Sache wollte ihm nicht einleuchten. Deſto feſter glaubte der Vater der Verſchwundenen daran, fühlte ſich nicht wenig erhoben und wußte es mit Hilfe der Prieſter durchzuſetzen, daß Eugenien eine Bildſäule errichtet und göttliche Ehren erwieſen wurden. Aquilinus, der die obrigkeitliche Bewilligung ertheilen mußte, that es unter der Bedingung, daß das Bild der Entrückten ähnlich gemacht würde; das war leicht zu bewerkſtelligen, da es eine ganze Menge Büſten und Bildchen von ihr gab, und ſo wurde ihre Marmorſtatue in der Vorhalle des Minervatempels aufgeſtellt und durfte ſich ſehen laſſen vor den Göttern und Menſchen, da es unbeſchadet der ſprechenden Aehnlichkeit ein Idealwerk war in Kopf, Haltung und Gewändern.

Die ſiebenzig Mönche des Kloſters, als dieſe Neuigkeit dort verhandelt wurde, ärgerten ſich höchlich über den Trumpf, der von heidniſcher Seite ausgeſpielt worden, über die Errichtung eines neuen Götzenbildes und die freche Anbetung eines ſterblichen Weibes. Am heftigſten ſchalten ſie über das Weib ſelber als über eine Landläuferin und betrügeriſche Gauklerin, und ſie machten während des Mittagsmahles einen ganz ungewöhnlichen Lärm. Die Hyazinthen, welche zwei gutmüthige Pfäfflein geworden und das Geheimniß des Abtes in der Bruſt begraben hielten, ſahen dieſen bedeutungsvoll an; aber er winkte ihnen zu ſchweigen und ließ das Schelten und Toben über ſich ergehen als Strafe für ſeinen heidniſchen Sündengeiſt.

In der Nacht aber, als Mitternacht vorüber war, erhob ſich Eugenia von ihrem Lager, nahm einen ſtarken Hammer und ging leiſe aus dem Kloſter, um das Bild aufzuſuchen und zu zerſchlagen. Leicht fand ſie den marmorglänzenden Stadttheil, wo die Tempel und öffentlichen Gebäude lagen und wo ſie ihre Jugendzeit zugebracht hatte. Keine Seele rührte ſich in der ſtillen Steinwelt; als der weibliche Mönch die Stufen zum Tempel hinaufging, erhob ſich eben der Mond über die Schatten der Stadt und warf ſein taghelles Licht zwiſchen die Säulen der Vorhalle hinein. Da ſah Eugenia ihr Bild, weiß wie der gefallene Schnee, in wunderbarer Anmuth und Schönheit daſtehen, die feinfaltigen Gewänder ſittig um die Schultern gezogen, mit begeiſtertem Blick und leis lächelndem Munde vor ſich hinſehend.

Neugierig ſchritt die Chriſtin darauf zu, den erhobenen Hammer in der Hand; aber ein ſüßer Schauder durchfuhr ihr Herz, als ſie das Bild in ſeiner Deutlichkeit ſah, der Hammer ſank nieder und lautlos weidete ſie ſich am Anblicke ihres eigenen früheren Weſens. Eine bittere Wehmuth umfing ſie, das Gefühl, als ob ſie aus einer ſchöneren Welt ausgeſtoßen wäre und jetzt als ein glückloſer Schatten in der Oede herum irre; denn wenn das Bild auch zu einem Ideal erhoben war, ſo ſtellte es gerade dadurch das urſprüngliche innere Weſen Eugenias dar, das durch ihre Schulfuchſerei nur verhüllt wurde, und es war ein edleres Gefühl, als Eitelkeit, durch welches ſie ihr beſſeres Selbſt in dem magiſchen Mondglanz nun erkannte. Das machte ihr eben zu Muthe, wie wenn ſie die unrechte Karte ausgeſpielt hätte, um modern zu reden, da es damals freilich keine Karten gab.

Plötzlich ließ ſich ein raſcher Männertritt hören; Eugenia verbarg ſich unwillkürlich im Schatten einer Säule und ſah die hohe Geſtalt des Aquilinus heranſchreiten. Sie ſah, wie er ſich vor die Statue ſtellte, dieſelbe lange betrachtete und endlich den Arm um ihren Hals legte, um einen leiſen Kuß auf die marmornen Lippen zu drücken. Dann hüllte er ſich in ſeinen Mantel und ging langſam hinweg, ſich mehr als einmal nach dem glänzenden Bilde umſchauend. Eugenia zitterte ſo ſtark, daß ſie es ſelbſt bemerkte; zornig und gewaltſam nahm ſie ſich zuſammen und trat wieder vor die Bildſäule mit dem erhobenen Hammer, um dem ſündhaften Spuck ein Ende zu machen; aber ſtatt das ſchöne Haupt zu zerſchlagen, drückte ſie, in Thränen ausbrechend, ebenfalls einen Kuß auf ſeine Lippen und eilte von dannen, da ſich die Schritte der Nachtwache hören ließen. Mit wogendem Buſen ſchlich ſie in ihre Zelle und ſchlief ſelbige Nacht nicht, bis die Sonne aufging, und während ſie das Frühgebet verſäumte, träumte ſie in raſch folgendem Wechſel von Dingen, die daſſelbe nichts angingen.

Die Mönche ehrten den Schlaf des Abtes als eine Folge geiſtlicher Nachtwachen. Allein zuletzt ſahen ſie ſich genöthigt, Eugenias Schlummer zu unterbrechen, da es für ſie etwas beſonderes zu thun gab. Eine vornehme Wittwe, welche krank und chriſtlicher Hilfe bedürftig darnieder zu liegen vorgab, hatte nach ihr geſandt, den geiſtlichen Zuſpruch und den Rath des Abtes Eugenius verlangend, deſſen Wirken und Perſon ſie ſeit geraumer Zeit verehrte. Die Mönche wollten daher dieſe Eroberung nicht fahren laſſen, welche ihrer Kirche zu Anſehen verhalf, und ſie weckten Eugenia. Halb verwirrt und mit hold gerötheten Wangen, wie man ſie lange nicht geſehen, machte ſie ſich auf den Weg, mit ihren Gedanken mehr in den Träumen des Morgenſchlummers und unter den nächtlichen Tempelſäulen verweilend, als bei dem, was vor ihr lag. Sie betrat das Haus der Heidin und wurde in deren Gemach geführt und mit ihr allein gelaſſen. Ein ſchönes Weib von noch nicht dreißig Jahren lag auf einem Ruhebette ausgeſtreckt, allein nicht wie eine Kranke und Zerknirſchte, ſondern glühend von Stolz und Lebensluſt. Kaum vermochte ſie ſich leidlich ruhig und beſcheiden anzuſtellen, bis der vermeintliche Mönch auf ihre Anordnung dicht an ihrer Seite Platz genommen; dann ergriff ſie ſeine beiden weißen Hände, drückte ihre Stirn darauf und bedeckte ſie mit Küſſen. Eugenia, welche von ihren anderweitigen Gedanken eingenommen, nicht auf das unheilige Ausſehen des Weibes geachtet hatte und ihr Gebahren für Demuth und geiſtliche Hingebung hielt, ließ ſie gewähren, und dadurch aufgemuntert, ſchlang die Heidin ihre Arme um Eugenias Hals, den ſchönſten jungen Mönch zu umarmen wähnend. Kurz, ehe der ſich's verſah, fand er ſich von der leidenſchafterfüllten Perſon umklammert und fühlte ſeinen Mund von einem Regen der heftigſten Küſſe getroffen. Ganz betäubt erwachte endlich Eugenia aus ihrer Zerſtreuung; doch dauerte es Minuten bis ſie ſich aus der wilden Umhalſung losmachen und aufrichten konnte.

Sogleich aber begann die Zunge des heidniſchen Satans ſich zu rühren; in einem Sturm von Worten that die Teufelin dem entſetzten Abt ihre Liebe und Sehnſucht kund und ſuchte ihm auf jegliche Art zu beweiſen, daß es die Pflicht ſeiner Schönheit und Jugend ſei, dieſe Sehnſucht zu ſtillen, und daß er zu nichts anderem da ſei. Dabei ließ ſie es an neuen Angriffen und zärtlichen Verlockungen nicht fehlen, ſo daß Eugenia ſich kaum zu erwehren wußte, endlich aber ſich entrüſtet zuſammenraffte und mit blitzenden

Augen der Unholdin ſo derb den Text las und mit ſo kräftigen Verwünſchungen, wie ſie nur einem Mönch zu Gebote ſtehen, antwortete, daß jene das Mißlingen ihres übeln Vorhabens erkannte, mit Einem Schlag ſich verwandelte und den Ausweg einſchlug, den ſchon das Weib des Potiphar eingeſchlagen und der ſeither hundert und tauſend Mal begangen wurde. Sie ſprang wie ein Tiger auf Eugenia zu, umſchlang ſie nochmals wie mit eiſernen Armen, riß ſie zu ſich auf das Bett nieder und erhob gleichzeitig ein ſolches Zetergeſchrei, daß ihre Mägde von allen Seiten in das Gemach ſtürzten.

„Helft mir! Helft mir!“ ſchrie ſie, „dieſer Mann will mir Gewalt anthun!“ und zugleich ließ ſie Eugenien los, die ſich athemlos, verwirrt und erſchrocken auf die Füße ſtellte.

Die herbeigelaufenen Weiber ſchrieen alſobald noch ärger als ihre Herrin, liefen dahin und dorthin und riefen auch männliche Geiſter herbei; Eugenia wußte vor Schrecken kein Wort hervorzubringen, ſondern flüchtete ſich voll Scham und Abſcheu aus dem Hauſe, vom Lärm und den Verwünſchungen des tollen Haufens verfolgt.

Nun ſäumte die teufliſche Wittwe nicht, ſchnurſtracks und mit einem guten Gefolge zum Konſul Aquilinus zu laufen und bei ihm den Mönch der ärgſten Schandthat anzuklagen, wie er heuchleriſcher Weiſe in ihr Haus gekommen ſei, um ſich erſt mit Bekehrungsverſuchen aufzudrängen und, nachdem dieſe fehlgeſchlagen, ſie gewaltthätig ihrer Ehre zu berauben. Da ihr ganzes Gefolge die Wahrheit ihrer Ausſage bezeugte, ließ der entrüſtete Aquilinus ſofort das Kloſter mit Kriegsvolk beſetzen und den Abt ſammt den Mönchen vor ſich bringen, um ſie zu richten.

„Iſt das euer Beginnen, ihr niederträchtigen Heuchler?“ redete er ſie mit ſtrengem Tone an, „ſticht euch ſchon dermaßen der Hafer, daß ihr, kaum geduldet, die Ehre unſerer Frauen beleidigt und herum ſchleicht, wie die reißenden Wölfe? Hat euer Meiſter, den ich mehr achte, als ihr Lügner! euch dergleichen gelehrt oder geboten? Mit Nichten! Ihr ſeid ein Haufen und eine Bande Elender, die ſich öffentlich einen Namen geben, um im Stillen dem Verderben zu fröhnen! Vertheidigt euch, wenn ihr könnt, gegen die Anklage!“

Die ſchändliche Wittwe wiederholte jetzt, von heuchleriſchen Seufzern und Thränen unterbrochen, ihre lügenhafte Erzählung. Als ſie geendigt und ſich ſittſam wieder in ihre Schleier hüllte, ſahen die Mönche voll Furcht einander an und auf ihren Abt, an deſſen Tugend ſie nicht zweifelten, und ſie erhoben gemeinſam ihre Stimmen, um die falſche Anklage abzuwehren.

Allein nicht nur das zahlreiche Geſinde der Lügnerin, ſondern auch mehrere Nachbarn und Vorübergehende, welche den Abt voll Scham und Verwirrung aus jenem Hauſe hatten entfliehen ſehen und ihn ſchlechtweg für ſchuldig hielten, bezeugten jetzt nacheinander und zumal mit lauter Stimme die begangene Unthat, ſo daß die armen Mönche zehnmal überſtimmt und überſchrieen wurden.

Sie ſahen daher voll Zweifel auf ihren Abt, und ſeine Jugendlichkeit kam den Graubärten unter ihnen jetzt auf einmal auch verdächtig vor. Sie riefen, wenn er ſchuldig ſei, ſo würde Gottes Strafgericht nicht ausbleiben, wie ſie ihn auch dem weltlichen Richter jetzt ſchon Preis gäben!

Aller Blicke waren nun auf Eugenia gerichtet, welche inmitten der Verſammlung verlaſſen daſtand. Sie hatte weinend in ihrer Zelle gelegen, als ſie mit den Mönchen ergriffen worden, und ſtand die ganze Zeit über mit geſenkten Augen und die Mönchskappe tief über das Haupt gezogen, da und befand ſich nun in der allerſchlimmſten Lage; denn wenn ſie das Geheimniß ihrer Herkunft und ihres Geſchlechtes bewahrte, ſo unterlag ſie dem falſchen Zeugniß, und offenbarte ſie daſſelbe, ſo erhob ſich der Sturm gegen das Kloſter heftiger als vorher und ſie weihte daſſelbe dem Untergange, indem ein Kloſter, das ein ſchönes junges Weib zum Abte hat, des unſeligſten Verdachtes und Geſpöttes der böswilligen Heidenwelt gewärtig ſein mußte. Dieſe Furcht und Ungewißheit hätte ſie nicht empfunden, wenn ſie, nach Mönchsbegriffen, noch reinen Herzens geweſen wäre; allein allbereits ſeit der letzten Nacht war der Zwieſpalt in ihr Gemüth eingebrochen und ſelbſt die unglückliche Begegnung mit dem ſchlimmen Weibe hatte ſie noch mehr verwirrt, ſo daß ſie nunmehr den Muth nicht fand, entſchloſſen aufzutreten und ein Wunder herbeizuführen.

Doch als Aquilinus ſie aufforderte, zu reden, erinnerte ſie ſich ſeiner Neigung zu ihr, und indem ſie Vertrauen zu ihm faßte, verfiel ſie auf eine Ausflucht. Mit leiſem und beſcheidenem Tone ſagte ſie, ſie ſei nicht ſchuldig und wolle es dem Konſul beweiſen, wenn ſie allein mit ihm ſprechen dürfe. Der Klang ihrer Stimme rührte den Aquilinus, ohne daß er wußte warum, und er gab zu, daß ſie unter vier Augen mit ihm reden möge. Er ließ ſie deshalb in das Innere ſeines Hauſes führen und verſchloß ſich dort allein mit ihr in ein Zimmer. Dort ſchlug Eugenia ihre Augen zu ihm auf, warf die Kapuze zurück und ſagte: „Ich bin Eugenia, die du einſt zur Frau begehrt haſt!“

Sogleich erkannte er ſie und war überzeugt, daß ſie es ſei; aber zugleich ſtieg ein großer Aerger und eine brennende Eiferſucht in ihm auf, weil die ſo plötzlich Wiedergefundene als ein Weib zum Vorſchein kam, das die ganze Zeit über heimlich unter ſiebenzig Mönchen gelebt hatte. Er hielt daher gewaltſam an ſich und ſtellte ſich, während ſeine Blicke ſie prüfend überflogen, als ob er ihren Worten nicht im mindeſten glaubte und ſagte: „Du ſiehſt in der That jener thörichten Jungfrau ziemlich ähnlich. Doch das kümmert mich nicht; vielmehr bin ich begierig zu wiſſen, was du mit der Wittwe gemacht haſt!“

Eugenia erzählte eingeſchüchtert und ängſtlich den Vorgang und Aquilinus erkannte aus der ganzen Art der Erzählung die Falſchheit und Schlechtigkeit der Anklage, erwiederte jedoch mit ſcheinbarer Kaltblütigkeit: „Und auf welche Weiſe willſt du denn, wenn du Eugenia biſt, ein Mönch geworden ſein, in welcher Abſicht und wie war es möglich?“

Auf dieſe ſeine Worte erröthete ſie und blickte verlegen auf die Erde; doch dünkte es ſie nicht unbehaglich, hier zu ſein und endlich wieder einmal zu einem guten alten Bekannten von ſich und ihrem Leben zu ſprechen; ſie ſäumte auch nicht und berichtete mit natürlichen Worten Alles, was ſich ſeit ihrem Verſchwinden mit ihr zugetragen, nur daß ſie ſeltſamer Weiſe der beiden Hyazinthen mit keiner Silbe erwähnte. Die Erzählung gefiel ihm nicht übel, überhaupt wurde es ihm jede Minute ſchwerer, ſein Wohlgefallen an der ſchönen Wiedergefundenen zu verbergen. Aber dennoch bezwang er ſich und beſchloß, durch ihr ferneres Benehmen bis zum Schluſſe zu erfahren, ob er an Zucht und reiner Sitte die frühere Eugenia vor ſich habe.

Er ſagte darum: „Alles dies iſt eine gut vorgetragene Geſchichte; dennoch halte ich das Mädchen, das du jetzt zu ſein vorgibſt, trotz ſeiner Sonderlichkeit nicht für dergleichen gar zu befremdliche Abenteuer fähig; wenigſtens hätte die wahre Eugenia es gewiß vorgezogen, eine Nonne zu werden. Denn was ſoll um aller Welt willen eine Mönchskutte und das Leben unter ſiebenzig Mönchen für ein Verdienſt und Heil ſein auch für die gelehrteſte und frömmſte Frau? deshalb halte ich dich nach wie vor für einen glatten unbärtigen Kauz von Betrüger, dem ich gar nicht traue! Ueberdies iſt jene Eugenia für göttlich und in den Sternen wohnend erklärt worden, ihr Bild ſteht im Tempel geweiht und es wird dir ſchlimm genug ergehen, wenn du auf deiner läſterlichen Ausſage beharrſt!“

„Dies Bild hat ein gewiſſer Mann die vergangene Nacht geküßt!“ erwiederte Eugenia mit leiſer Stimme und ſah mit ſeltſamen Blicken zu dem betroffenen Aquilinus hinüber, der ſie anſtarrte, wie eine mit höherem Wiſſen Begabte. „Wie kann der gleiche Mann das Urbild peinigen?“

Aber er bekämpfte ſeine Verwirrung, ſchien dieſe Worte zu überhören und fuhr fort, kalt und ſtreng: „Kurz geſagt, zu Ehren der armen Chriſtenmönche, die mir unſchuldig ſcheinen, kann und will ich nie glauben, daß du ein Weib ſeieſt! Mache dich bereit, gerichtet zu werden, denn deine Mittheilungen haben mich nicht befriedigt!“

Da rief Eugenia: „So helfe mir Gott!“ und riß ihr Mönchsgewand entzwei, bleich wie eine weiße Roſe und in Scham und Verzweiflung zuſammen brechend. Aber Aquilinus fing ſie in ſeinen Armen auf, drückte ſie an ſein Herz und umhüllte ſie mit ſeinem Mantel, und ſeine Thränen fielen auf ihr ſchönes Haupt; denn er ſah wohl, daß ſie eine ehrbare Frau war. Er trug ſie in das nächſte Zimmer, wo ein reichgerüſtetes Gaſtbett ſtand, legte ſie ſanft in dasſelbe hinein und deckte ſie mit Purpurdecken zu bis an's Kinn. Dann küßte er ſie auf den Mund, vielleicht drei oder vier Mal, ging hinaus und verſchloß die Thüre wohl. Dann nahm er den noch warmen Mönchshabit, der auf dem Boden lag, und begab ſich wieder zu der harrenden Menge hinaus, die er alſo anredete: „Das ſind abſonderliche Dinge. Ihr Mönche ſeid unſchuldig und könnt nach eurem Kloſter gehen! Euer Abt war ein Dämon, der euch verderben oder verführen wollte. Hier nehmt ſeine Kutte mit Euch und hängt ſie zum Andenken irgendwo auf; denn nachdem er vor meinen Augen ſeine Geſtalt ganz abſonderlich verändert hat, iſt er vor eben dieſen Augen in ein Nichts verfloſſen und ſpurlos verſchwunden! Dies Weib hier hingegen, welches ſich des Dämons bediente, Euch zu verderben, iſt der Zauberei verdächtig und ſoll in's Gefängniß geworfen werden. Und hiemit begebt Euch allerſeits nach Hauſe und ſeid guter Dinge!“

Alles erſtaunte über dieſe Rede und ſchaute furchtſam auf das Gewand des Dämons. Die Wittib erblaßte und verhüllte ihr Geſicht, wonach ſie genugſam ihr böſes Gewiſſen zu erkennen gab. Die guten Mönche erfreuten ſich ihres Sieges und zogen mit der leeren Kutte dankbarlichſt von dannen, nicht ahnend, welch' ſüßer Kern darin geſteckt habe. Die Wittwe wurde in's Gefängniß abgeführt, und Aquilinus rief ſeinen vertrauteſten Diener, mit welchem er die Stadt durchſtreifte, Kaufleute aufſuchte und eine Laſt der köſtlichſten Frauengewänder einkaufte. Dieſe mußte der Sklave ſo geheim und raſch als möglich in's Haus bringen.

Sachte trat der Conſul in das Gemach, wo Eugenia war, ſetzte ſich auf den Rand ihres Bettes und ſah, daß ſie ganz vergnüglich ſchlief, wie Jemand der ſich von ausgeſtandenen Beſchwerden erholt. Er mußte lachen über ihren ſchwarzſammtenen geſchorenen Mönchskopf und fuhr mit leiſer Hand über das dichte kurze Haar. Da erwachte ſie und ſperrte die Augen auf.

„Willſt Du nun endlich mein Weib ſein?“ fragte er ſanft, worauf ſie weder ja noch nein ſagte, wohl aber leiſe unter ihren Purpurdecken ſchauderte, in denen ſie eingewickelt lag.

Da brachte Aquilinus an Kleidern und Schmuck Alles herein, was eine zierliche Frau damals bedurfte, um ſich vom Kopf bis zu den Füßen zu kleiden, und verließ ſie ſodann.

Nach Sonnenuntergang desſelben Tages, fuhr er mit ihr, einzig von dem Vertrauten begleitet, nach einem ſeiner Landhäuſer hinaus, welches einſam und reizend im Schatten dichter Bäume gelegen war.

Auf dem Landhauſe vermählte ſich nun das Paar in der größten Einſamkeit, und ſo lange es gedauert hatte, bis ſie endlich zuſammengekommen, ſo ſchien ihnen darum doch keine Zeit verloren zu ſein, vielmehr empfanden ſie die herzlichſte Dankbarkeit für das Glück, das ſie ſich gegenſeitig gewährten. Aquilinus widmete die Tage ſeinem Amte und fuhr des Abends mit den ſchnellſten Pferden zu ſeiner Gattin. Nur etwa an unfreundlichen ſtürmiſchen Regentagen liebte er es, unverſehens ſchon früher nach dem Landhauſe zu eilen, um Eugenien aufzuheitern.

Dieſe gab ſich jetzt, ohne viel Worte zu machen, mit eben der gründlichen Ausdauer, welche ſie der Philoſophie und der chriſtlichen Askeſe gewidmet hatte, dem Studium ehelicher Liebe und Treue hin. Als aber ihr Haupthaar wieder die gehörige Länge erreicht hatte, führte Aquilinus ſeine Gemahlin mit Erfindung einer geſchickten Fabel endlich wieder nach Alexandrien zurück, brachte ſie zu ihren erſtaunten Eltern und feierte ein glänzendes Hochzeitsfeſt.

Der Vater war zwar überraſcht, anſtatt einer unſterblichen Göttin und eines himmliſchen Sternbildes in ſeiner Tochter eine verliebte irdiſche Ehefrau wieder zu finden, und ſah mit Wehmuth die geweihte Bildſäule aus dem Tempel wegtragen; doch überwog löblicher Weiſe das Vergnügen an ſeiner leibhaften Tochter, welche jetzt erſt ſo ſchön und liebenswerth erſchien, wie noch nie. Die Marmorſtatue ſtellte Aquilinus in den ſchönſten Raum ſeines Hauſes; doch hütete er ſich, dieſelbe nochmals zu küſſen, da er nun das lebenswarme Urbild zur Hand hatte.

Nachdem nun Eugenia das Weſen der Ehe genugſam erkundet hatte, wandte ſie ihre Erkenntniß dazu an, ihren Gemahl zum Chriſtenthum zu bekehren, dem ſie nach wie vor anhing, und ſie ruhte nicht eher, als bis Aquilinus ſich öffentlich zu ihrem Glauben bekannte. Die Legende erzählt nun weiter, wie die ganze Familie nach Rom zurückkehrte um die Zeit, da der chriſtenfeindliche Valerianus zur Regierung gelangte, und wie nun während der ausbrechenden Verfolgungen Eugenia noch eine berühmte Glaubensheldin und Märtyrerin wurde, welche vor ihrem Tode die merkwürdigſten Wunder verrichtete.

Ihre Gewalt über Aquilinus war ſo groß geworden, daß ſie auch die geiſtlichen Hyazinthen aus Alexandrien mit nach Rom nehmen konnte, allwo dieſelben ebenfalls die Märtyrerkrone gewannen. Erſt neuerlich ſind in einem Sarkophag der Katakomben ihre Leiber vereinigt gefunden worden, gleich zwei Lämmchen in einer Bratpfanne, und es hat ſie Papſt Pius einer franzöſiſchen Stadt geſchenkt, welcher die Preußen ihre Heiligen verbrannt haben. Ihre Fürſprache ſoll namentlich für träge Schülerinnen gut ſein, die in ihren Studien zurückgeblieben ſind.

Die Jungfrau und der Teufel.

Freund' wach' und ſchau dich um, der Teufel
geht ſtets runden,
Kommt er dir auf den Leib, ſo liegeſt du
ſchon unten.

Angelus Sileſius, Cherub. Wandersmann
VI. Buch 206.

Es war ein Graf Gebizo, der beſaß eine wunderſchöne Frau, eine prächtige Burg ſammt Stadt und ſo viele anſehnliche Güter, daß er für einen der reichſten und glücklichſten Herren im Lande galt. Dieſen Ruf ſchien er denn auch dankbar anzuerkennen, indem er nicht nur eine glänzende Gaſtfreundſchaft hielt, wobei ſein ſchönes und gutes Weib gleich einer Sonne die Gemüther der Gäſte erwärmte, ſondern auch die chriſtliche Wohlthätigkeit im weiteſten Umfange übte.

Er ſtiftete und begabte Klöſter und Spitäler, ſchmückte Kirchen und Kapellen, und an allen hohen Feſttagen kleidete, ſpeiſte und tränkte er eine große Zahl von Armen, manchmal zu Hunderten, und einige Dutzend mußten täglich, ja faſt ſtündlich auf ſeinem Burghofe ſchmauſend und ihn lobpreiſend zu ſehen ſein, ſonſt hätte ihm ſeine Wohnung, ſo ſchön ſie war, verödet geſchienen.

Allein bei ſolch' ſchrankenloſer Freigebigkeit iſt auch der größte Reichthum zu erſchöpfen, und ſo kam es, daß der Graf nach und nach alle ſeine Herrſchaften verpfänden mußte, um ſeinem Hange zu großartigem Wohlthun zu fröhnen, und je mehr er ſich verſchuldete, deſto eifriger verdoppelte er ſeine Vergabungen und Armenfeſte, um dadurch den Segen des Himmels, wie er meinte, wieder zu ſeinen Gunſten zu wenden. Zuletzt verarmte er gänzlich, ſeine Burg verödete und verfiel; erfolgloſe und thörichte Stiftungen und Schenkungsbriefe, welche er aus alter Gewohnheit immer noch zu ſchreiben nicht unterlaſſen konnte, trugen ihm nur Spott ein, und wenn er hie und da noch einen zerlumpten Bettler auf ſeine Burg locken konnte, ſo warf ihm dieſer das magere Süppchen, das er ihm vorſetzte, mit höhniſchen Schmähworten vor die Füße und machte ſich davon.

Nur Eines blieb ſich immer gleich, die Schönheit ſeiner Frau Bertrade; ja, je öder es im Hauſe ausſah, deſto lichter ſchien dieſe Schönheit zu werden. Und auch an Huld, Liebe und Güte nahm ſie zu, je ärmer Gebizo wurde, ſo daß aller Segen des Himmels ſich in dies Weib zu legen ſchien und tauſend Männer den Grafen um dieſen einen Schatz, der ihm noch übrig blieb, beneideten. Er allein ſah nichts von alledem, und jemehr ſich die holde Bertrade bemühte, ihn aufzuheitern und ſeine Armuth zu verſüßen, deſto geringer ſchätzte er dies Kleinod und verfiel in einen bittern und verſtockten Trübſinn und verbarg ſich vor der Welt.

Als einſt ein herrlicher Oſtermorgen anbrach, wo er ſonſt gewohnt war, fröhliche Schaaren nach ſeiner Burg wallfahren zu ſehen, ſchämte er ſich ſeines Falles, daß er nicht einmal in die Kirche zu gehen wagte und in Verzweiflung war, wie er die ſchönen ſonnigen Feſttage zubringen ſollte. Umſonſt bat ihn ſein Weib mit perlenden Thränen und mit lächelndem Munde, ſich nicht zu grämen und unverzagt mit ihr zur Kirche zu gehen; er machte ſich unwirſch los und ging auf und davon, ſich in den Wäldern zu verbergen, bis Oſtern vorbei wäre.

Berg auf und ab lief er, bis er in eine uralte Wildniß kam, wo ungeheure bärtige Tannenbäume einen See umſchloſſen, deſſen Tiefe die nächtigen Tannen ihrer ganzen Länge nach wiederſpiegelte, ſo daß alles düſter und ſchwarz erſchien. Die Erde um den See war dicht bedeckt mit abenteuerlichem langfranzigem Mooſe, in welchem kein Tritt zu hören war.

Hier ſetzte ſich Gebizo nieder und grollte mit Gott ob ſeines elenden Geſchickes, welches ihm nicht mehr erlaubte, ſeinen Hunger genugſam zu ſtillen, nachdem er Tauſende mit Freuden geſättigt, und ihm obenein ſeine Werkthätigkeit mit dem Hohn und Undank der Welt vergalt.

Unverſehens bemerkte er mitten auf dem See einen Nachen. und in demſelben einen hochgewachſenen Mann. Da der See nur klein und leicht zu überſehen war, ſo konnte Gebizo nicht begreifen, wo der Fährmann auf einmal herkomme, da er ihn zuvor nirgends bemerkt; genug er war jetzt da, that einen einzigen Ruderſchlag und landete alsbald dicht vor dem Ritter, und ehe dieſer ſich einen Gedanken machen konnte, fragte er ihn, warum er ein ſo ſchlimmes Geſicht in die Welt ſchneide? Da der Fremde ungeachtet eines ſehr hübſchen Ausſehens einen Zug gründlicher Unzufriedenheit um Mund und Augen hatte, erweckte dies das Vertrauen Gebizos und er klagte unverholen ſein Mißleiden und all' ſeinen Groll.

„Du biſt ein Thor," ſagte Jener hierauf; „denn du beſitzeſt einen Schatz, der größer iſt, als Alles was Du verloren haſt. Wenn ich dein Weib hätte, ſo wollte ich nach allen Reichthümern, Kirchen und Klöſtern und nach allen Bettelleuten der Welt nichts fragen!"

„Gib mir dieſe Dinge wieder und du kannſt wohl mein Weib dafür haben!" erwiederte Gebizo bitter lachend und Jener rief blitzſchnell: „Es gilt! Suche unter dem Kopfkiſſen deiner Frau, dort wirſt du finden, was für deine ganze Lebenszeit ausreicht, alle Tage ein Kloſter zu bauen und tauſend Menſchen zu ſpeiſen, und wenn du hundert Jahre alt würdeſt! dafür bringe mir dein Weib hier zur Stelle, unfehlbar am Abend vor Walpurgistag!"

Es ſprühte bei dieſen Worten ein ſolches Feuer aus ſeinen dunklen Augen, daß davon zwei röthliche Lichter über den Rockärmel des Grafen und von da über Moos und Tannenſtämme wegſtreiften. Da ſah Gebizo, wen er vor ſich habe, und nahm das Anerbieten des Mannes an. Dieſer rührte das Ruder und fuhr wieder auf die Mitte des Sees hinaus, wo er ſammt dem Schiffe im Waſſer verſank mit einem Getön welches dem Gelächter von vielen ehernen Glocken ähnlich war.

Gebizo eilte mit einer Gänſehaut bekleidet auf dem geradeſten Wege nach ſeiner Burg, unterſuchte ſogleich Vertradens Bett und fand unter ihrem Kopfkiſſen ein altes unſcheinbares Buch, das er nicht leſen konnte. Wie er aber darin blätterte, fiel ein Goldſtück nach dem andern heraus. Sobald er das merkte, machte er ſich mit dem Buche in das tiefſte Gewölbe ſeines Thurmes und blätterte dort in aller Verborgenheit für's Erſte, ſo lange das Oſterfeſt dauerte, einen hinreichenden Haufen Goldes aus dem intereſſanten Werke heraus.

Dann trat er wieder auf vor der Welt, löſete alle ſeine Beſitzungen ein, rief Werkleute herbei, die ſein Schloß herſtellten, prächtiger als es je geweſen, und ſpendete Wohlthaten rings herum gleich einem Fürſten, der eben gekrönt worden iſt. Das Hauptwerk aber war die Grundlegung einer mächtigen Abtei für fünfhundert der frömmſten und vornehmſten Capitularen, eine ordentliche Stadt von Heiligen und Schriftgelehrten, in deren Mitte dereinſt ſeine Begräbnißſtätte ſein ſollte. Dieſe Vorſicht glaubte er ſeinem ewigen Seelenheil ſchuldig zu ſein. Da über ſeine Frau anders verfügt war, ſo wurde eine Grabſtätte für ſie nicht vorgeſehen.

Am Mittage vor Walpurgis befahl er zu ſatteln, und gebot ſeiner ſchönen Frau ihr weißes Jagdpferd zu beſteigen, da ſie einen weiten Weg mit ihm zu reiten hätte. Zugleich verbot er, daß irgend ein Knappe oder Diener mitkäme. Eine große Angſt befiel die Arme, ſie zitterte an allen Gliedern und belog zum erſten Mal in ihrer Ehe den Gemahl, indem ſie ſich für unwohl ausgab und ihn bat, ſie zu Hauſe zu laſſen. Da ſie kurz vorher halblaut ein wenig geſungen hatte, ſo ward Gebizo zornig über dieſe Lüge und glaubte nun ein doppeltes Recht über ſie zu haben. Sie mußte, dazu noch möglichſt wohl geſchmückt, zu Pferde ſitzen und ritt traurig mit ihrem Manne von dannen, ohne zu wiſſen, wohin es gehen ſollte.

Als ſie ungefähr die Hälfte des Weges zurückgelegt, kamen ſie zu einem Kirchlein, das Vertrade in früheren Tagen ſo nebenbei einſt gebaut und der Mutter Gottes gewidmet hatte. Es war einem armen Meiſter zu Gefallen geſchehen, welchem wegen ſeiner mürriſchen und unlieblichen Perſon Niemand etwas zu thun gab, ſo daß auch Gebizo, dem Jeder mit gefälligem und ehrerbietigem Weſen nahen mußte, ihn nicht leiden mochte und bei allen ſeinen Werken leer ausgehen ließ. Heimlich hatte ſie das Kirchlein bauen laſſen und der verachtete Meiſter hatte gleichſam als Feierabendarbeit zum Dank noch ein gar eigenthümlich anmuthiges Marienbild ſebſt gearbeitet und auf den Altar geſtellt.

Jn dieſes Kirchlein begehrte jetzt Vertrade für einen Augenblick einzutreten, um ihr Gebet zu verrichten, und Gebizo ließ es geſchehen; denn er dachte, ſie könnte es wohl brauchen. Sie ſtieg alſo vom Pferde und ging, indeſſen der Mann draußen harrte, hinein, kniete vor dem Altare nieder und empfahl ſich in den Schutz der Jungfrau Maria. Da fiel ſie in einen tiefen Schlaf; die Jungfrau ſprang vom Altar herunter, nahm Geſtalt und Kleidung der Schlafenden an, trat aus der Thüre friſchen Muthes und beſtieg das Pferd, worauf ſie an der Seite des Grafen und an Vertradens Statt den Weg fortſetzte.

Der Elende wollte ſein Weib noch täuſchen und je näher ſie dem Ziele kamen, mit um ſo größerer Freundlichkeit einſchläfern und zerſtreuen; und er redete deshalb über dieſes und jenes mit ihr und die Jungfrau gab ihm trauliche Antwort in ſüßem Geplauder, ſich ſtellend, als ob ſie alle Bangigkeit verlöre. So erreichten ſie die dunkle Wildniß an dem See, über welchem falbe Abendwolken hingen; die alten Tannen blühten mit Purpurknoſpen wie es nur in den üppigſten Frühlingen geſchieht; im Dickicht ſchlug eine geſpenſtige Nachtigall ſo ſtark wie mit Orgelpfeifen und Cymbeln, und aus den Tannen ritt der bewußte Mann hervor auf einem ſchwarzen Hengſt, in reicher ritterlicher Tracht, ein langes Schwert zur Seite.

Er näherte ſich ganz manierlich, obgleich er einen ſo grimmigen Blick ſchnell auf Gebizo ſchoß, daß dieſem die Haut ſchauderte; ſonſt ſchienen nicht einmal die Pferde Unheil zu wittern, denn ſie blieben ruhig. Gebizo warf dem Fremden zitternd die Zügel ſeiner Frau zu und ſprengte ohne ſie von dannen und ohne ſich nach ihr umzuſehen. Der Fremde aber ergriff die Zügel mit haſtiger Fauſt und fort ging es wie ein Sturmwind durch die Tannen, daß Schleier und Gewand der ſchönen Ritterfrau flogen und flatterten, über Berg und Thal und über die fließenden Waſſer, daß die Hufe der Pferde kaum die Schäume der Wellen berührten. Von ſauſendem Sturme gejagt, wälzte ſich vor den Roſſen her eine roſig duftende Wolke, die in der Dämmerung leuchtete, und jene Nachtigall flog unſichtbar vor dem Paare her und ſetzte ſich da und dort auf einen Baum, ſingend, daß die Lüfte ſchallten.

Endlich nahmen alle Hügel und alle Bäume ein Ende und die Beiden ritten in eine endloſe Haide hinein, in deren Mitte wie aus weiter Ferne die Nachtigall ſchlug, obgleich weder Strauch noch Zweig zu ahnen war, auf dem ſie hätte ſitzen können.

Unverſehens hielt der Reiter an, ſprang vom Pferde und half der Dame mit den Geberden eines vollkommenen Ritters aus dem Sattel. Kaum berührte ihr Fuß die Haide, ſo entſproß rings um das Paar ein mannshoher Roſengarten mit einem herrlichen Brunnen und Ruheſitz, über welchem ein Sternenhimmel funkelte, ſo hell, daß man bei ſeinem Lichte hätte leſen können. Der Brunnen aber beſtand aus einer großen runden Schale, in welcher einige Teufel in der Weiſe, wie man heut zu Tage lebende Bilder macht, eine verführeriſche weiße Marmorgruppe ſchöner Nymphen bildeten oder darſtellten. Sie goſſen ſchimmerndes Waſſer aus ihren hohlen Händen, wo ſie es hernahmen, wußte nur ihr Herr und Meiſter; das Waſſer machte die lieblichſte Muſik, denn jeder Strahl gab einen andern Ton und das Ganze ſchien geſtimmt wie ein Saitenſpiel. Es war ſozuſagen eine Waſſerharmonika, deren Akkorde alle Süßigkeiten der erſten Mainacht durchbebten und mit den reizenden Formen der Nymphengruppe in einander floſſen; denn das lebende Bild ſtand nicht ſtill, ſondern wandelte und drehte ſich unvermerkt.

Nicht ohne feine Bewegung führte der ſeltſame Herr die Frau zu dem Ruheſitz und lud ſie ein, Platz zu nehmen; dann aber ergriff er gewaltſam zärtlich ihre Hand und ſagte mit einer das Mark erſchütternden Stimme: „Ich bin der ewig Einſame, der aus dem Himmel fiel! Nur die Minne eines guten irdiſchen Weibes in der Mainacht läßt mich das Paradies vergeſſen und gibt mir Kraft, den ewigen Untergang zu tragen. Sei mit mir zu Zweit und ich will dich unſterblich machen und dir die Macht geben, Gutes zu thun und Böſes zu hindern, ſo viel es dich freut!“

Er warf ſich leidenſchaftlich an die Bruſt des ſchönen Weibes, welches ſeine Arme lächelnd öffnete; aber in demſelben Augenblicke nahm die heilige Jungfrau ihre göttliche Geſtalt an und ſchloß den Betrüger, der nun gefangen war, mit aller Gewalt in ihre leuchtenden Arme. Augenblicklich verſchwand der Garten ſammt Brunnen und Nachtigall, die kunſtreichen Dämonen, ſo das lebende Bild gemacht, entflohen als üble Geiſter mit ängſtlichem Wimmern, ihren Herrn im Stich laſſend, und dieſer rang mit Titanengewalt, ſich aus der qualvollen Umarmung loszuwinden, ohne aber einen Laut zu verlieren.

Die Jungfrau hielt ſich aber tapfer und entließ ihn nicht, obgleich ſie alle Kraft zuſammennehmen mußte; ſie hatte nichts Minderes im Sinn, als den überliſteten Teufel vor den Himmel zu tragen und ihn dort in all' ſeinem Elend zum Gelächter der Seligen an einen Thürpfoſten zu binden.

Allein der Böſe änderte ſeine Kampfweiſe, hielt ſich ein Weilchen ſtill und nahm die Schönheit an, welche er einſt als der ſchönſte Engel beſeſſen, ſo daß es der himmliſchen Schönheit Marias nahe ging. Sie erhöhte ſich, ſo viel als möglich; aber wenn ſie glänzte wie Venus, der ſchöne Abendſtern, ſo leuchtete Jener wie Luzifer, der helle Morgenſtern, ſo daß auf der dunklen Haide ein Leuchten begann, als wären die Himmel ſelbſt herniedergeſtiegen.

Als die Jungfrau merkte, daß ſie zu viel unternommen und ihre Kräfte ſchwanden, begnügte ſie ſich den Feind gegen Verzicht auf die Grafenfrau zu entlaſſen, und alsbald fuhren die himmliſche und die hölliſche Schönheit auseinander mit großer Gewalt. Die Jungfrau begab ſich etwas ermüdet nach ihrem Kirchlein zurück; der Böſe hingegen, unfähig, länger irgend eine Verwandlung zu tragen und wie an allen Gliedern zermalmt, ſchleppte ſich in grauſig dürftiger Geſtalt, wie der leibhafte geſchwänzte Gram, im Sande davon. So übel war ihm das vorgehabte Schäferſtündchen bekommen!

Gebizo indeſſen, nachdem er ſein liebliches Weib verlaſſen, war in der beginnenden Nacht irr geritten und Roß und Mann in eine Kluft geſtürzt, wo er den Kopf an einem Stein zerſchellte, ſo daß es nun überall aus mit ihm war.

Bertrade dagegen verharrte in ihrem Schlafe bis die Sonne des erſten Maitages aufging; da erwachte ſie und verwunderte ſich über die verfloſſene Zeit. Doch ſagte ſie gleich ihr Ave Maria, und als ſie geſund und munter vor das Kirchlein trat, ſtand ihr Pferd davor wie ſie es verlaſſen. Sie wartete nicht lang auf ihren Gemahl, ſondern ritt froh und eilig nach Hauſe; denn ſie ahnte, daß ſie irgend einer großen Gefahr entgangen ſei.

Bald fand und brachte man die Leiche des Grafen. Bertrade ließ ihn mit allen Ehren beſtatten und ſtiftete unzählige Meſſen für ihn. Aber alle Liebe zu ihm war unerklärlicher Weiſe für ſie aus ihrem Herzen weggetilgt, obgleich dasſelbe ſo freundlich und zärtlich blieb, als es je geweſen. Deshalb ſah ſich ihre hohe Gönnerin im Himmel nach einem andern Manne für ſie um, der ſolch anmuthiger Liebe würdiger wäre, als jener todte Gebizo, und dieſe Sache begab ſich, wie in der folgenden Legende geſchrieben ſteht.

Die Jungfrau als Ritter.

Maria wird genenn't ein Thron und Gott's Gezelt,
Ein Arche, Burg, Thurm, Haus, ein Brunn, Baum, Garten, Spiegel,
Ein Meer, ein Stern, der Mond, die Morgenröth', ein Hügel:
Wie kann ſie alles ſeyn? ſie iſt ein' and're Welt.

Angeli Sileſii cherub. Wandersmann
2. Buch, 42.

Gebizo hatte zu ſeinen früheren Beſitzungen noch ſo viele neue erworben, daß Bertrade über eine bedeutende Grafſchaft gebot und ſowohl ihres Reichthums als ihrer Schönheit wegen im deutſchen Reiche berühmt wurde. Da ſie zugleich eine große Beſcheidenheit und Freundlichkeit gegen Jedermann kund that, ſo ſchien das Kleinod ihrer Perſon allen unternehmenden und ſchüchternen, kühnen und furchtſamen, großen und kleinen Edelleuten gleich leicht zu gewinnen, und männiglich, wer ſie einigemal geſehen, wunderte ſich, warum er ſie eigentlich nicht ſchon an der Hand hätte. Dennoch war mehr als ein Jahr verfloſſen, ohne daß man von Einem vernahm, der wirkliche Hoffnung gewonnen.

Auch der Kaiſer hörte von ihr, und da er wünſchte, daß ein ſo anſehnliches Lehen in die Hand eines rechten Mannes käme, beſchloß er, auf einer Reiſe die berühmte Wittwe zu beſuchen, und zeigte ihr dies in einem gar wohlgeneigten und freundlichen Briefe an. Dieſen gab er einem jungen Ritter Zendelwald, welcher gerade des Weges zu reiten hatte. Der wurde von Bertrade huldreich empfangen und bewirthet wie Jeder, der auf ihrer Burg einkehrte; er beſah ſich ehrerbietig die herrlichen Säle, Zinnen und Gärten und verliebte ſich nebenbei heftig in die Beſitzerin. Doch blieb er um deswillen nicht eine Stunde länger auf der Burg, ſondern als er ſeinen Auftrag verrichtet und Alles beſehen, nahm er kurzen Abſchied von der Frau und ritt von dannen. Er war der Einzige von Allen, die je hier geweſen, der nicht daran dachte, dieſen Preis erringen zu können.

Ueberdies war er träg in Handlungen und Worten. Wenn ſein Geiſt und ſein Herz ſich eines Dinges bemächtigt hatten, was immer vollſtändig und mit Feuer geſchah, ſo brachte es Zendelwald nicht über ſich, den erſten Schritt zu einer Verwirklichung zu thun, da die Sache für ihn abgemacht ſchien, wenn er inwendig damit im Reinen war. Obgleich er ſich gern unterhielt, wo es nicht etwa galt, etwas zu erreichen, redete er doch nie ein Wort zur rechten Zeit, welches ihm Glück gebracht hätte. Aber nicht nur ſeinem Munde, auch ſeiner Hand waren ſeine Gedanken ſo voraus, daß er im Kampfe von ſeinen Feinden öfters beinahe beſiegt wurde, weil er zögerte, den letzten Streich zu thun, den Gegner ſchon im Voraus zu ſeinen Füßen ſehend. Deshalb erregte ſeine Kampfweiſe auf allen Turnieren Verwunderung, indem er ſtets zuerſt ſich kaum rührte und nur in der größten Noth mit einem tüchtigen Ruck obſiegte.

In voller Gedankenarbeit, deren Gegenſtand die ſchöne Bertrade war, ritt dieſer Zendelwald jetzt nach ſeinem Heimatſchlößchen, das in einem einſamen Bergwalde lag. Nur wenig Köhler und Holzſchläger waren ſeine Unterthanen, und ſeine Mutter harrte daher jedesmal ſeiner Rückkunft mit bitterer Ungeduld, ob er jetzt endlich das Glück nach Hauſe bringe.

So läſſig Zendelwald war, ſo handlich und entſchloſſen war ſeine Mutter, ohne daß es ihr viel genützt hätte, da ſie ihrerſeits dieſe Eigenſchaft ebenfalls jederzeit übertrieben geltend gemacht und daher zur Zweckloſigkeit umgewandelt hatte. In ihrer Jugend hatte ſie ſo bald als möglich an den Mann zu kommen geſucht und mehrere Gelegenheiten ſo ſchnell und eifrig überhetzt, daß ſie in der Eile gerade die ſchlechteſte Wahl traf in der Perſon eines unbedachten und tollkühnen Geſellen, der ſein Erbe durchjagte, einen frühzeitigen Tod fand und ihr nichts als ein langes Wittwenthum, Armuth und einen Sohn hinterließ, der ſich nicht rühren wollte, das Glück zu erhaſchen.

Die einzige Nahrung der kleinen Familie beſtand aus der Milch einiger Ziegen, Waldfrüchten und aus Wild. Zendelwalds Mutter war eine vollkommene

Jägerin und ſchoß mit der Armbruſt wilde Tauben und Waldhühner nach Gelüſten; auch fiſchte ſie Forellen aus den Bächen und pflaſterte eigenhändig das Schlößchen mit Kalk und Steinen, wo es ſchadhaft war. Eben war ſie mit einem erlegten Haſen heimgekommen und ſchaute, als ſie das Thier vor das Fenſter ihrer hochgelegenen Küche hing, nochmal in's Thal hinaus; da ſah ſie ihren Sohn den Weg heraufreiten und ließ freudig die Brücke nieder, weil er ſeit Monaten fortgeweſen.

Sogleich begann ſie zu forſchen, ob er nicht irgend ein Schwänzchen oder eine Feder des Glückes erwiſcht und mitgebracht hätte, woran ſich klüglich zu halten wäre, und als er die wie gewöhnlich unerheblichen Ergebniſſe ſeiner letzten Kriegsfahrt erzählte, ſchüttelte ſie ſchon zornig den Kopf; als er aber vollends ſeiner Botſchaft zur reichen und reizenden Bertrade erwähnte und deren Huld und Schönheit rühmte, da ſchalt ſie ihn einen Faulpelz und Bärenhäuter wegen ſeines ſchimpflichen Abzuges. Bald ſah ſie auch, daß Zendelwald an nichts dachte als an die ferne Herrenfrau, und nun wurde ſie erſt recht ungeduldig über ihn, da er mit einer ſo trefflichen Leidenſchaft im Herzen gar nichts anzuwenden wüßte, während ihm die ſchwere Verliebtheit eher ein Hemmniß als ein Antrieb zum Handeln war.

So hatte er nicht die beſten Tage; die Mutter ſchmollte mit ihm und aus Aerger, um ſich zu zerſtreuen, beſſerte ſie das verfallende Dach des Schloßthurmes aus, ſo daß es dem guten Zendelwald angſt und bange ward, als er ſie oben herumklettern ſah. Unwirſch warf ſie die zerbrochenen Ziegel herunter und hätte faſt einen fremden Reitersmann todt geſchmiſſen, welcher eben in das Thor zog, um ſich ein Nachtlager auszubitten.

Es gelang dieſem aber, die Freundlichkeit der herben Dame zu wecken, als er beim Abendbrod viel gute Dinge erzählte und beſonders, wie der Kaiſer ſo eben auf der großen Burg der ſchönen Wittwe weile, wo ein Feſt das andere dränge und die wonnige Frau vom Kaiſer und ſeinen Herren unabläſſig beſtürmt werde, unter dieſen ſich einen Gemahl zu wählen. Sie habe aber den Ausweg ergriffen, ein großes Turnier auszuſchreiben und dem Sieger über Alle ihre Hand zu reichen, feſt vertrauend, daß ihre Beſchützerin, die göttliche Jungfrau, ſich in's Mittel legen und dem Rechten, der ihr gebühre, den Arm zum Siege lenken werde.

„Das wäre nun eine Unternehmung für Euch," ſchloß der Mann, ſich an Zendelwald wendend, „ein ſo hübſcher junger Ritter ſollte ſich recht daran hin machen, das Beſte zu erwerben, was es nach irdiſchen

Begriffen in dieſen Zeitläuften gibt; auch ſagt man allgemein, die Frau hoffe, es werde ſich auf dieſem Wege irgend ein unbekanntes Glück für ſie einfinden, ſo ein armer tugendlicher Held, welchen ſie alsdann recht hätſcheln könnte, und die großen bekannten Grafen und eiteln Freier ſeien ihr alle zuwider.“

Als der Fremde weggeritten war, ſagte die Mutter: „Nun will ich wetten, daß niemand anders als Bertrade ſelbſt dieſen Boten hergeſandt hat, dich auf die richtige Spur zu locken, mein lieber Zendelwald! Das iſt mit Händen zu greifen; was hätte der Kauz, der unſer letztes Krüglein Wein zu ſich genommen hat, ſonſt zu thun und zu reiſen in dieſem Wald?“

Der Sohn fing über ihre Worte mächtig an zu lachen und lachte immer ſtärker, theils über die offenbare Unmöglichkeit der mütterlichen Einbildungen, theils weil ihm dieſe Einbildungen doch wohlgefielen. Der bloße Gedanke, Bertrade könnte wünſchen, ſeiner habhaft zu werden, ließ ihn nicht aus dem Lachen heraus kommen. Doch die Mutter, welche glaubte, er lache, um ſie zu verſpotten, gerieth in Zorn und rief: „So höre denn! Meinen Fluch gebe ich Dir, wenn Du mir nicht gehorchſt und Dich von Stund an auf den Weg machſt, jenes Glück zu erwerben! Ohne dasſelbe kehre nicht zurück, ich mag Dich dann nie wieder ſehen! Oder wenn Du dennoch kommſt, ſo nehme ich mein Schießzeug und gehe ſelbſt fort, ein Grab zu ſuchen, wo ich von Deiner Dummheit unbeläſtigt bin!"

So hatte Zendelwald nun keine Wahl; um des lieben Friedens willen rüſtete er ſeufzend ſeine Waffen und ritt in Gottes Namen in der Richtung nach Bertradens Wohnſitz hin, ohne daß er überzeugt war, wirklich dort anzukommen. Doch hielt er den Weg ſo ziemlich inne und je näher er dem Ziele kam, um ſo deutlicher geſtaltete ſich der Gedanke, daß er das Ding eigentlich wohl unternehmen könnte, ſo gut wie ein Anderer, und wenn er mit den Rivalen fertig geworden ſei, ſo werde es den Kopf auch nicht koſten, mit der ſchönen Frau ein Tänzchen zu wagen. Zug für Zug fand jetzt in ſeiner Vorſtellung das Abenteuer ſtatt und verlief auf das Beſte, ja er hielt bereits Tage lang, während er durch das ſonnengrüne Land ritt, ſüße Zwiegeſpräche mit der Geliebten, worin er ihr die ſchönſten Erfindungen vorſagte, daß ihr Antlitz in holder Freude ſich röthete, d. h. alles dies in ſeinen Gedanken.

Als er eben wieder eine erfreuliche Begebenheit innerlich ausmalte, ſah er in Wirklichkeit an einem blauen Höhenzuge die Thürme und Zinnen der Burg in der Morgenſonne erglänzen und die vergoldeten Geländer aus der Ferne herüberfunkeln und erſchrack ſo darüber, daß all' ſein Traumwerk zerſtob und nur ein zages, unſchlüſſiges Herz zurückließ.

Unwillkürlich hielt er das Pferd an und ſchaute, nach Art der Zauderer, rings nach einer Zuflucht aus. Da gewahrte er ein zierliches Kirchlein, das nämliche, welches einſt Bertrade der Mutter Gottes erbaut und in welchem ſie jenen Schlaf gethan hatte. Sogleich beſchloß er, da einzukehren und ſich vor dem Altare ein wenig zu ſammeln, beſonders da es der Tag war, an welchem das Turnier abgehalten wurde.

Eben ſang der Prieſter die Meſſe, welcher bloß zwei oder drei arme Leute beiwohnten, ſo daß der Ritter der kleinen Gemeinde zur nicht geringen Zierde gereichte; als aber alles vorbei war und Pfaff und Küſter das Kirchlein verlaſſen, war es Zendelwald noch ſo wohl in dieſem Aufenthalt, daß er ganz gemächlich einſchlief und Turnier und Geliebte vergaß, wenn er nicht davon träumte.

Da ſtieg die Jungfrau Maria wieder von ihrem Altare herunter, nahm ſeine Geſtalt und Waffenrüſtung an, beſtieg ſein Pferd und ritt geſchloſſenen Helmes, eine kühne Brunhilde, an Zendelwalds Statt nach der Burg.

Als ſie eine Weile geritten, lag am Wege ein Haufen grauen Schuttes und verdorrten Reiſigs. Das kam der aufmerkſamen Jungfrau verdächtig vor und ſie bemerkte auch, daß etwas wie das Schwanzende einer Schlange aus dem Wirrſal hervorguckte. Da ſah ſie, daß es der Teufel war, welcher, noch immer verliebt, auch in der Nähe der Burg herumgeſchlichen war und ſich vor der Jungfrau ſchnell in das Gerölle verſteckt hatte. Scheinbar achtlos ritt ſie vorüber, ließ aber geſchickt das Pferd einen kleinen Seitenſprung machen, daß es mit dem Hinterhufe auf jenes verdächtige Schwanzende trat. Pfeifend fuhr der Böſe hervor und davon und machte ſich an dieſem Tage nicht mehr bemerklich.

Durch dieſes kleine Abenteuer erheitert, ritt ſie guten Muthes vollends auf die Burg Bertrades, wo ſie eben ankam, als die zwei ſtärkſten Kämpen übrig geblieben, um die Entſcheidung unter ſich herbeizuführen.

Langſam und in nachläſſiger Haltung, ganz wie Zendelwald, ritt ſie auf den Platz und ſchien unentſchloſſen, ob ſie ſich betheiligen wolle oder nicht.

„Da kommt noch der träge Zendelwald,“ hieß es, und die zwei ſtarken Ritter ſagten: „Was will uns der? Laßt uns ihn noch ſchnell abthun, ehe wir's unter uns ausmachen!“

Der Eine nannte ſich „Guhl der Geſchwinde“. Er pflegte ſich mit ſeinem Roſſe wie ein Wirbelwind herum zu tummeln und ſuchte ſeine Gegner mit hundert Streichen und Liſten zu verwirren und zu beſiegen. Mit ihm mußte der vermeintliche Zendelwold zuerſt den Kampf beſtehen. Er trug einen pechſchwarzen Schnurrbart, deſſen Spitzen ſo ſteif gedreht wagrecht in die Luft ragten, daß zwei ſilberne Glöckchen, die daran hingen, ſie nicht zu biegen vermochten und fortwährend klingelten, wenn er den Kopf bewegte. Dies nannte er das Geläute des Schreckens für ſeine Feinde, des Wohlgefallens für ſeine Dame! Sein Schild glänzte, je nachdem er ihn drehte, bald in dieſer, bald in jener Farbe, und er wußte dieſen Wechſel ſo raſch zu handhaben, daß das Auge davon geblendet wurde. Sein Helmbuſch beſtand aus einem ungeheuren Hahnenſchwanz.

Der andere ſtarke Ritter nannte ſich „Maus der Zahlloſe", womit er zu verſtehen gab, daß er einem ungezählten Heere gleich zu achten ſei. Zum Zeichen ſeiner Stärke hatte er die aus ſeinen Naslöchern hervorſtehenden Haare etwa ſechs Zoll lang wachſen laſſen und in zwei Zöpfchen geflochten, welche ihm über den Mund herab hingen und an den Enden mit zierlichen rothen Bandſchleifen geſchmückt waren. Er trug einen großen weiten Mantel über ſeine Rüſtung, der ihn faſt ſammt dem Pferde umhüllte und aus tauſend Mausfellchen künſtlich zuſammengenäht war. Als Helmzierde überſchatteten ihn die mächtig ausgebreiteten Flügel einer Fledermaus, unter welchen er drohende Blicke aus geſchlitzten Augen hervorſandte.

Als nun das Signal zum Kampfe mit Guhl dem Geſchwinden gegeben wurde, ritt dieſer gegen die Jungfrau heran und umkreiste ſie mit immer größerer Schnelligkeit, ſie mit ſeinem Schilde zu blenden ſuchend und mit der Lanze hundert Stöße nach ihr führend. Inzwiſchen verharrte die Jungfrau immer auf derſelben Stelle in der Mitte des Turnierplatzes und ſchien nur die Angriffe mit Schild und Speer abzuwehren, wobei ſie mit großer Kunſt das Pferd auf den Hinterfüßen ſich drehen ließ, ſo daß ſie ſtets dem Feinde das Angeſicht zuwendete. Als Guhl das bemerkte, ritt er plötzlich weit weg, kehrte dann um und rannte mit eingelegter Lanze auf ſie ein, um ſie über den Haufen zu ſtechen. Unbeweglich erwartete ihn die Jungfrau, aber Mann und Pferd ſchienen von Erz, ſo feſt ſtanden ſie da, und der arme Kerl, der nicht wußte, daß er mit einer höheren Gewalt ſtritt, flog unverſehens, als er auf ihren Speer rannte, während der ſeinige wie ein Halm an ihrem Schilde zerbrach, aus dem Sattel und lag auf der Erde. Unverweilt ſprang die Jungfrau vom Pferde, kniete ihm auf die Bruſt, daß er unter der gewaltigen Stärke ſich nicht rühren konnte, und ſchnitt ihm mit ihrem Dolche die beiden Schnäuze mit den Silberglöcklein ab, welche ſie an ihrem Wehrgehänge befeſtigte, indeſſen die Fanfaren ſie oder vielmehr den Zendelwald als Sieger begrüßten.

Nun kam Ritter Maus der Zahlloſe an den Tanz. Gewaltig ſprengte er einher, daß ſein Mantel wie eine unheildrohende graue Wolke in der Luft ſchwebte. Allein die Jungfrau-Zendelwald, welche ſich jetzt erſt an dem Kampfe zu erwärmen ſchien, ſprengte ihm ebenſo rüſtig entgegen, warf ihn auf den erſten Stoß mit Leichtigkeit aus dem Sattel und ſprang, als Maus ſich raſch erhob und das Schwert zog, ebenfalls vom Pferde, um zu Fuße mit ihm zu kämpfen. Bald aber war er betäubt von den raſchen Schlägen, mit denen ihr Schwert ihm auf Haupt und Schultern fielen, und er hielt mit der Linken ſeinen Mantel vor, um ſich dahinter zu verbergen und ihn dem Gegner bei günſtiger Gelegenheit über den Kopf zu werfen. Da fing die Jungfrau mit der Spitze ihres Schwertes einen Zipfel des Mantels und wickelte Maus den Zahlloſen mit ſolch' zierlicher Schnelligkeit ſelbſt von Kopf bis zum Fuße in den Mantel ein, daß er in kurzer Zeit wie eine von einer Spinne eingeſponnene ungeheure Weſpe ausſah und zuckend wie eine ſolche auf der Erde lag.

Nun zerdraſch ihn die Jungfrau mit der flachen Klinge und mit ſolcher Behendigkeit, daß der Mantel ſich in ſeine urſprünglichen Beſtandtheile auflöste und die umherſtäubenden Mäuſeſellchen unter dem allgemeinen Gelächter der Zuſchauer die Luft verfinſterten, während der Ritter allmählig wieder zu Tage kam und als ein geſchlagener Mann davonhinkte, nachdem ſein Beſieger ihm die Naſenzöpfchen abgeſchnitten hatte.

So war denn die Jungfrau als Zendelwald der letzte Sieger auf dem Platze.

Sie ſchlug nun das Viſier auf, ſchritt hinauf zur Königin des Feſtes, beugte das Knie und legte die Siegestrophäen zu deren Füßen. Dann erhob ſie ſich und ſtellte einen Zendelwald dar, wie dieſer gewöhnlich zu blöde war, es zu ſein. Ohne indeſſen ſeiner Beſcheidenheit zu viel zu vergeben, grüßte ſie Bertraden mit einem Blicke, von deſſen Wirkung auf ein Frauenherz ſie ſicher war; kurz, ſie wußte ſich als Liebhaber wie als Ritter ſo zu benehmen, daß Bertrade ihr Wort nicht zurücknahm, ſondern dem Zureden des Kaiſers, der am Ende froh war, einen ſo tapfern und edlen Mann mächtig zu ſehen, ein williges Ohr lieh.

Es geſchah jetzt ein großer Feſtzug nach dem hochragenden Lindengarten, in welchem das Banket bereitet war. Dort ſaß Bertrade zwiſchen dem Kaiſer und ihrem Zendelwald; aber es war gut, daß jenem für eine ſchöne und muntere Nachbarin geſorgt war;

denn dieſer ließ ſeiner Braut nicht viel Zeit, mit Andern zu ſprechen, ſo geſchickt und zärtlich unterhielt er ſie. Er ſchien ihr die feinſten Dinge zu ſagen, da ſie ein Mal um das andere glückſelig erröthete. Es ſchien überhaupt Alles glücklich zu ſein; in den grünen Laubgewölben in der Höhe ſangen die Vögel um die Wette mit den Muſikinſtrumenten, ein Schmetterling ſetzte ſich auf die goldene Krone des Kaiſers und die Weinpokale dufteten wie durch einen beſonderen Segen gleich Veilchen und Reſeda.

Aber vor Allen fühlte ſich Bertrade ſo glücklich, daß ſie, während Zendelwald ſie bei der Hand hielt, in ihrem Herzen ihrer göttlichen Beſchützerin gedachte und derſelben ein heißes, ſtilles Dankgebet abſtattete.

Die Jungfrau Maria, welche ja als Zendelwald neben ihr ſaß, las dies Gebet in ihrem Herzen und war ſo erfreut über die fromme Dankbarkeit ihres Schützlings, daß ſie Bertraden zärtlich umfing und einen Kuß auf ihre Lippen drückte, der begreiflicher Weiſe das holde Weib mit himmliſcher Seligkeit erfüllte; denn wenn die Himmliſchen einmal Zuckerzeug backen, ſo geräth es zur Süße.

Der Kaiſer aber und die übrige Geſellſchaft riefen dem vermeintlichen Zendelwald ihren Beifall zu, erhoben die Becher und tranken auf das Wohl des ſchönen Paares.

Indeſſen war der wirkliche Zendelwald aus ſeinem unzeitigen Schlaf erwacht und fand die Sonne ſo ſtark vorgeſchritten, daß das Turnier wohl vorbei ſein mußte. Obgleich er nun des Handelns glücklich enthoben war, fühlte er ſich doch ſehr unglücklich und traurig, denn er hätte doch die Frau Bertrade gar zu gerne geheirathet. Auch durfte er jetzt nicht mehr zu ſeiner Mutter zurückkehren, und ſo entſchloß er ſich, eine immerwährende freudloſe Irrfahrt anzutreten, bis ihn der Tod von ſeinem unnützen Daſein erlöſen würde. Nur wollte er vorher noch ein Mal die Geliebte ſehen und ſich ihr Bild für die übrigen Tage einprägen, damit er ſtets wüßte, was er verſcherzt habe.

Er legte alſo den Weg bis zur Burg vollends zurück. Als er das Menſchengedränge erreichte, hörte er überall das Lob und das Glück eines armen Ritters Zendelwald ausrufen, der den Preis errungen habe, und bitterlich neugierig, wer dieſer glückliche Namensvetter ſein möge, ſtieg er vom Pferde und drängte ſich durch die Menge, bis er am Rande des Gartens einen Platz gewinnen konnte, und zwar an einer erhöhten Stelle, wo er das ganze Feſt überſah.

Da erblickte er in Schmuck und Glanz und unweit der funkelnden Krone des Königs das in Glück ſtrahlende Antlitz der Geliebten, aber Haupt an Haupt bei ihr zu ſeinem bleichen Erſtaunen ſeine eigene Perſon, wie er leibte und lebte. Wie leblos ſtarrte er hin, juſt ſah er ſeinen Doppelgänger die fromme Braut umfangen und küſſen; da ſchritt er, unbeachtet in der allgemeinen Freude, unaufhaltſam durch die Reihen, bis er dicht hinter dem Paare ſtand, von ſeltſamer Eiferſucht gepeinigt. In demſelben Augenblicke war ſein Ebenbild von Bertrades Seite verſchwunden, und dieſe ſah ſich erſchrocken nach ihm um. Als ſie aber Zendelwald hinter ſich ſah, lachte ſie voll Freude und ſagte: Wo willſt Du hin? Komm, bleibe fein bei mir! Und ſie ergriff ſeine Hand und zog ihn an ihre Seite.

So ſaß er denn, und um den vermeintlichen Traum recht zu probiren, ergriff er den vor ihm ſtehenden Becher und leerte ihn auf einen Zug. Der Wein hielt Stich und ſtrömte ein zuverſichtliches Leben in ſeine Adern; wohl aufgelegt wandte er ſich zum lächelnden Weibe und ſah ihr in die Augen, worauf dieſe zufrieden die trauliche Unterhaltung fortſetzte, in welcher ſie vorhin unterbrochen worden war. Allein Zendelwald wußte nicht, wie ihm geſchah, als Bertrade ihm wohlbekannte Worte ſprach, auf welche er einige Male, ohne ſich zu beſinnen, Worte erwiederte, die er auch ſchon irgendwo geſprochen hatte; ja, nach einiger Zeit merkte er, daß ſein

Vorgänger genau das nämliche Geſpräch mit ihr geführt haben mußte, welches er während der Reiſetage phantaſirend ausgedacht hatte, und welches er jetzt bedächtig fortſetzte, um zu ſehen, welches Ende das Spiel eigentlich nehmen wolle.

Aber es nahm kein Ende, vielmehr wurde es immer erbaulicher; denn als die Sonne niederging, wurden Fackeln angezündet und die ganze Verſammlung zog auf den größten Saal der Burg, um dort des Tanzes zu pflegen. Nachdem der Kaiſer den erſten Gang mit der Braut gethan, nahm Zendelwald ſie in den Arm und tanzte mit ihr drei oder vier Mal um den Saal, bis die Erglühende ihn plötzlich bei der Hand nahm und zur Seite führte in ein ſtilles Erkergemach, das vom Mondſchein erfüllt war. Dort warf ſie ſich an ſeine Bruſt, ſtreichelte ihm den blonden Bart und dankte ihm für ſein Kommen und ſeine Neigung. Der ehrliche Zendelwald aber wollte jetzt wiſſen, ob er träume oder wache und befragte ſie um den richtigen Sachverhalt, beſonders was ſeinen Doppelgänger betraf. Sie verſtand ihn lange nicht; doch ein Wort gab das andere, Zendelwald ſagte, ſo und ſo iſt es mir ergangen, und erzählte ſeine ganze Fahrt, von ſeiner Einkehr in das Kirchlein und wie er eingeſchlafen ſei und das Turnier verſäumt habe.

Da ward Bertraden die Sache ſoweit klar, daß ſie abermals die Hand ihrer gnädigen Patronin erblickte. Jetzt erſt aber durfte ſie den wackern Ritter keck als eine Himmelsgabe betrachten, und ſie war dankbar genug, das handfeſte Geſchenk recht an's Herz zu drücken und demſelben den ſüßen Kuß vollwichtig zurückzugeben, den ſie vom Himmel ſelbſt empfangen.

Von jetzt an verließ aber den Ritter Zendelwald alle ſeine Trägheit und träumeriſche Unentſchloſſenheit; er that und redete alles zur rechten Zeit, vor der zärtlichen Bertrade ſowohl, als vor der übrigen Welt, und wurde ein ganzer Mann im Reiche, ſo daß der Kaiſer ebenſo zufrieden mit ihm war, als ſeine Gemahlin.

Zendelwalds Mutter aber erſchien bei der Hochzeit hoch zu Roß und ſo ſtolz, als ob ſie zeitlebens im Glück geſeſſen hätte. Sie verwaltete Geld und Gut und jagte bis in ihr hohes Alter in den weitläufigen Forſten, während Bertrade es ſich nicht nehmen ließ, ſich alljährlich einmal von Zendelwald in deſſen einſames Heimathſchlößchen bringen zu laſſen, wo ſie auf dem grauen Thurme mit ihrem Liebſten ſo zärtlich horſtete, wie die wilden Tauben auf den Bäumen umher. Aber niemals unterließen ſ.., unterwegs in jenes Kirchlein zu treten und ihr Gebet zu verrichten vor der Jungfrau, die auf ihrem Altar ſo ſtill und heilig ſtand, als ob ſie nie von demſelben heruntergeſtiegen wäre.

Die Jungfrau und die Nonne.

Wer gibt mir Taubenflügel,
daß ich aufſliege und Ruhe finde.
(Pſ. 54, 7.)

Ein Kloſter lag weit ausſchauend auf einem Berge und ſeine Mauern glänzten über die Lande. Innen aber war es voll Frauen, ſchöne und nicht ſchöne, welche alle nach ſtrenger Regel dem Herrn dienten und ſeiner jungfräulichen Mutter.

Die ſchönſte von den Nonnen hieß Beatrix und war die Küſterin des Kloſters. Herrlich gewachſen von Geſtalt, that ſie edlen Ganges ihren Dienſt, beſorgte Chor und Altar, waltete in der Sakriſtei und läutete die Glocke vor dem Morgenroth und wenn der Abendſtern aufging.

Aber dazwiſchen ſchaute ſie vielmals feuchten Blickes in das Weben der blauen Gefilde; ſie ſah Waffen funkeln, hörte das Horn der Jäger aus den Wäldern und den hellen Ruf der Männer, und ihre Bruſt war voll Sehnſucht nach der Welt.

Als ſie ihr Verlangen nicht länger bezwingen konnte, ſtand ſie in einer mondhellen Juninacht auf, bekleidete ſich mit neuen ſtarken Schuhen und trat vor den Altar, zum Wandern gerüſtet: „Ich habe dir nun manches Jahr treu gedient,“ ſagte ſie zur Jungfrau Maria, „aber jetzt nimm du die Schlüſſel zu dir, denn ich vermag die Gluth in meinem Herzen nicht länger zu ertragen!“ Hierauf legte ſie ihren Schlüſſelbund auf den Altar und ging aus dem Kloſter hinaus. Sie ſtieg hernieder durch die Einſamkeit des Berges und wanderte, bis ſie in einem Eichenwalde auf einen Kreuzweg gelangte, wo ſie unſchlüſſig, nach welcher Seite ſie ſich wenden ſollte, ſich an einem Quell niederſetzte, der da für die Vorüberziehenden in Stein gefaßt und mit einer Bank verſehen war. Dort ſaß ſie, bis die Sonne aufging und wurde feucht vom fallenden Thau.

Da ging die Sonne auf hinter dem Walde und ihre erſten Strahlen, welche durch die Waldſtraße ſchoſſen, trafen einen prächtigen Ritter, der völlig allein in ſeinen Waffen daher geritten kam. Die Nonne ſchaute aus ihren ſchönen Augen, ſo ſtark ſie konnte, und verlor keinen Zoll von der mannhaften Erſcheinung; aber ſie hielt ſich ſo ſtill, daß der Ritter ſie nicht geſehen, wenn nicht das Geräuſch des Brunnens ſein Ohr berührt und ſeine Augen hin gelenkt hätte. Sogleich bog er ſeitwärts nach dem Quell, ſtieg vom Pferde und ließ es trinken, während er die Nonne ehrerbietig begrüßte. Er war ein Kreuzfahrer, welcher nach langer Abweſenheit einſam heimwärts zog, nachdem er alle ſeine Leute verloren.

Trotz ſeiner Ehrerbietung wandte er aber kein Auge von der Schönheit der Beatrix, welche ihrerſeits es ebenſo hielt und den Kriegsmann nach wie vor anſtaunte; denn das war ein beträchtliches Stück von der Welt, nach der ſie ſich ſchon lange im Stillen geſehnt hatte. Doch jählings ſchlug ſie die Augen nieder und ſchämte ſich. Endlich fragte ſie der Ritter, welchen Weges ſie zöge und ob er ihr in etwas dienen könne? Der volle Klang ſeiner Worte ſchreckte ſie auf; ſie ſah ihn abermals an, und bethört von ſeinen Blicken geſtand ſie, daß ſie dem Kloſter entflohen ſei, um die Welt zu ſehen, daß ſie ſich aber ſchon fürchte und weder ein noch aus wiſſe.

Da lachte der Ritter, welcher nicht auf den Kopf gefallen war, aus vollem Herzen, und bot der Dame an, ſie vorläufig auf einen guten Weg zu leiten, wenn ſie ſich ihm anvertrauen wolle. Seine Burg, fügte er hinzu, ſei nicht weiter als eine Tagreiſe von hier entfernt; dort möge ſie, ſofern es ihr gefalle, in Sicherheit ſich vorbereiten und nach weislicher Erwägung in die weite ſchöne Welt auslaufen.

Ohne Erwiederung, aber auch ohne Widerſtand ließ ſie ſich, immerhin ein wenig zitternd, auf das Pferd heben; der Ritter ſchwang ſich nach und, die rothglühende Nonne vor ſich, trabte er luſtig durch Wälder und Auen.

Zwei- oder dreihundert Pferdelängen weit hielt ſie ſich aufrecht und ſchaute unverwandt in die Weite, während ſie ihre Hand gegen ſeine Bruſt ſtemmte. Bald aber lag ihr Geſicht an dieſer Bruſt aufwärts gewendet und litt die Küſſe, welche der reiſige Herr darauf drückte; und abermals nach dreihundert Schritten erwiederte ſie dieſelben ſchon ſo eifrig, als ob ſie niemals eine Kloſterglocke geläutet hätte. Unter ſolchen Umſtänden ſahen ſie nichts vom Lande und vom Lichte, das ſie durchzogen, und die Nonne, die ſich erſt nach der weiten Welt geſehnt, ſchloß jetzt ihre Augen vor derſelben und beſchränkte ſich auf einen Bezirk, den ein Pferd auf ſeinem Rücken forttragen konnte.

Auch Wonnebold, der Ritter, dachte kaum an ſeiner Väter Burg, bis die Thürme derſelben im Mondlichte vor ihm glänzten. Aber ſtill war es um die Burg und noch ſtiller in derſelben und nirgends ein Licht zu erblicken. Vater und Mutter Wonnebolds waren geſtorben und [illegible] Geſinde weggezogen bis auf ein ſteinaltes Schlo[illegible], welches nach langem Klopfen mit einer Laterne erſchien und vor Freuden beinahe ſtarb, als es den Ritter vor dem mühſam geöffneten Thore erblickte. Doch hatte der Alte trotz ſeiner Einſamkeit und ſeiner Jahre das Innere der Burg in wohnlichem Zuſtande erhalten und beſonders das Gemach des Ritters in immerwährende Bereitſchaft geſetzt, damit derſelbe wohl ausruhen könne jeden Augenblick, wo er von ſeinen Fahrten zurückkäme. So ruhte denn Beatrix mit ihm und ſtillte ihr Verlangen.

Keines dachte nun daran, ſich vom andern zu trennen. Wonnebold öffnete die Truhen ſeiner Mutter. Beatrix kleidete ſich in die reichen Gewänder derſelben und ſchmückte ſich mit ihrem Geſchmeide, und ſo lebten ſie vor der Hand herrlich und in Freuden, nur daß die Dame recht- und namenlos dahin lebte und von ihrem Geliebten als deſſen Leibeigene angeſehen wurde; indeſſen verlangte ſie nichts beſſeres.

Einſt aber kehrte ein fremder Baron mit Gefolge auf der Burg ein, die ſich inzwiſchen auch wieder mit Dienſtleuten belebt hatte, und es wurde zu deſſen Ehren feſtlich gelebt. Endlich geriethen die Herren auch auf das Würfelſpiel, bei welchem der Hausherr ſo glücklich und beſtändig gewann, daß er im Rauſche ſeines Glückes und ſeines Glanzes daran ſein Liebſtes, wie er ſagte, auf's Spiel ſetzte, nämlich die ſchöne Beatrix, wie ſie war, ſammt dem köſtlichen Geſchmeide, das ſie eben trug, gegen ein altes melancholiſches Bergſchloß, welches ſein Gegner lächelnd einſetzte.

Beatrix, welche dem Spiele vergnügt zugeſchaut hatte, erbleichte, und mit Recht; denn der alſobald erfolgende Wurf ließ den Uebermüthigen im Stich und gab dem Baron gewonnen.

Der ſäumte nicht, ſondern brach augenblicklich auf mit ſeinem ſüßen Gewinnſt und mit ſeinem Gefolge; kaum fand Beatrix noch Zeit, die unglücklichen Würfel an ſich zu nehmen und in ihrem Buſen zu verbergen, worauf ſie unter ſtrömenden Thränen dem rückſichtsloſen Gewinner folgte.

Als der kleine Zug einige Stunden geritten war, gelangte er in ein anmuthiges Gehölz von jungen Buchen, durch welches ein klarer Bach floß. Wie ein leichtes grünes Seidenzelt ſchwebte die zarte Belaubung in der Höhe, von den ſchlanken Silberſtangen emporgehalten, und die offene Sommerlandſchaft ſchaute darunter herein. Hier wollte der Baron mit ſeiner Beute ausruhen. Er hieß ſeine Leute ein Stück vorwärts fahren, indeſſen er ſich mit Beatrixen in der luftigen Grüne niederließ und ſie mit Liebkoſungen an ſich ziehen wollte.

Da erhob ſie ſich ſtolz und indem ſie einen flammenden Blick auf ihn warf, rief ſie: wohl habe er ihre Perſon gewonnen, nicht aber ihr Herz, welches nicht für ein altes Gemäuer zu gewinnen ſei. Sei er ein Mann, ſo ſolle er etwas Rechtes dagegen einſetzen. Wolle er ſein Leben daran wagen, ſo wolle ſie mit ihm um ihr Herz würfeln, welches ihm, wenn er gewinne, auf ewig verpfändet und zu Eigen ſein ſolle, wenn aber ſie gewinne, ſo ſolle ſein Leben in ihrer Hand ſtehen und ſie wieder eigene Herrin ihrer ganzen Perſon ſein.

Dies ſagte ſie mit großem Ernſt, ſah ihn aber dabei ſo ſeltſam an, daß ihm jetzt erſt das Herz zu klopfen anfing und er verwirrt ſie betrachtete. Immer ſchöner ſchien ſie zu werden, als ſie mit leiſerer Stimme und fragendem Blicke fortfuhr: „Wer wird ein Weib minnen wollen ohne Gegenminne und das von ſeinem Muthe nicht überzeugt iſt? Gebt mir Euer Schwert, nehmt hier die Würfel und wagt es, ſo mögen wir verbunden werden wie zwei rechte Liebende! Zugleich drückte ſie ihm die buſenwarmen Elfenbeinwürfel in die Hand. Bethört gab er ihr ſein Schwert ſammt dem Gehänge und warf ſofort eilf Augen mit Einem Wurfe.

Hierauf ergriff Beatrix die Würfel, ſchüttelte ſie mit einem geheimen Seufzer zur heiligen Maria, der Mutter Gottes, heftig in ihren hohlen Händen, und warf zwölf Augen, womit ſie gewann.

„Ich ſchenk' Euch Euer Leben!“ ſagte ſie, verneigte ſich ernſthaft vor dem Baron, nahm ihre Gewänder ein wenig zuſammen und das Schwert unter den Arm und ging eilfertig davon in der Richtung, woher ſie gekommen waren. Als ſie jedoch dem noch ganz verblüfften und zerſtreuten Herrn aus den Augen war, ging ſie ſchlauer Weiſe nicht weiter, ſondern um das Gehölze herum, trat leiſe wieder in dasſelbe hinein und verbarg ſich, kaum fünfzig Schritte von dem Getäuſchten entfernt, hinter den Buchenſtämmchen, welche ſich in dieſer Entfernung durch ihre Menge eben hinreichend in einander ſchoben, um die kluge Frau zur Noth zu bedecken. Sie hielt ſich ganz ſtill; nur ein Sonnenſtrahl fiel auf einen edlen Stein an ihrem Hals, ſo daß derſelbe durch das Gehölz blitzte, ohne daß ſie es wußte. Der Baron ſah ſogar dieſen Schein und ſtarrte in ſeiner Verwirrung einen Augenblick hin. Aber er hielt es für einen ſchimmernden Thautropfen an einem Baumblatt und achtete nicht darauf.

Endlich erwachte er aus ſeiner Starrheit und ſtieß mit Macht in ſein Jagdhorn. Als ſeine Leute herbei gekommen, ſprang er auf's Pferd und jagte der Entflohenen nach, um ſich ihrer wieder zu verſichern. Es dauerte wohl eine Stunde, bis die Reiter wieder zurückkamen und verdrießlich und langſam durch die Buchen zogen, ohne ſich diesmal aufzuhalten. Sobald die lauſchende Beatrix den Weg ſicher ſah, machte ſie ſich auf und eilte heimwärts, ohne ihre feinen Schuhe zu ſchonen.

Wonnebold hatte in der Zeit einen ſehr ſchlechten Tag verbracht, von Reue und Zorn gepeinigt, und da er wohl fühlte, daß er ſich auch vor der ſo leichtfertig verſpielten Geliebten ſchämte, ward er inne, wie hoch er ſie unbewußt hielt und daß er kaum ohne ſie leben mochte. Als ſie daher unverſehens vor ihm ſtand, breitete er, noch ehe er ſeine Ueberraſchung ausdrückte, ſeine Arme nach ihr aus und ſie eilte ohne Klagen und ohne Vorwürfe in dieſelben hinein. Laut lachte er auf, als ſie ihm ihre Kriegsliſt erzählte, und wurde nachdenklich über ihre Treue, denn jener Baron war ein ganz anſehnlicher und ſchmucker Geſell.

Um ſich nun gegen alle künftigen Unfälle zu wahren, machte er die ſchöne Beatrix zu ſeiner rechtmäßigen Gemahlin vor allen ſeinen Standesgenoſſen und Hörigen, ſo daß ſie von jetzt an eine Rittersfrau vorſtellte, die ihres Gleichen ſuchte bei Jagden, Feſten und Tänzen ſowohl als in den Hütten der Unterthanen und im Herrenſtuhl der Kirche.

Die Jahre gingen wechſelvoll vorüber und während zwölf reichen Herbſten gebar ſie ihrem Gatten acht Söhne, welche emporwuchſen wie junge Hirſche. Als der älteſte achtzehn Jahre zählte, erhob ſie ſich in einer Herbſtnacht von der Seite ihres Wonnebolds, ohne daß er es merkte, legte ſorgfältig all' ihren weltlichen Staat in die nämlichen Truhen, aus denen er einſt genommen worden, und verſchloß dieſelben, die Schlüſſel an die Seite des Schlafenden legend. Dann ging ſie mit bloßen Füßen vor das Lager ihrer Söhne und küßte leiſe einen nach dem andern; zuletzt ging ſie wieder an das Bett ihres Mannes, küßte denſelben auch, und erſt jetzt ſchnitt ſie ſich das lange Haar vom Haupt, zog das dunkle Nonnengewand wieder an, welches ſie ſorgfältig aufbewahrt hatte, und ſo verließ ſie heimlich die Burg und wanderte durch die brauſenden Winde der Herbſtnacht und durch das fallende Laub jenem Kloſter zu, welchem ſie einſt entflohen war. Unermüdlich ließ ſie die Kugeln ihres Roſenkranzes durch die Finger rollen und überdachte betend das genoſſene Leben.

So wallte ſie unverdroſſen, bis ſie wieder vor der Kloſterpforte ſtand. Als ſie anklopfte, that die gealterte Pförtnerin auf und grüßte ſie gleichgiltig mit ihrem Namen, als ob ſie kaum eine halbe Stunde abweſend geblieben wäre. Beatrix ging an ihr vorüber in die Kirche, warf ſich vor dem Altar der heiligen Jungfrau auf die Kniee und dieſe begann zu ſprechen und ſagte: „Du biſt ein bischen lange weggeblieben, meine Tochter! Ich habe die ganze Zeit deinen Dienſt als Küſterin verſehen; jetzt bin ich aber doch froh, daß du da biſt und die Schlüſſel wieder übernimmſt!“

Das Bild neigte ſich herab und gab der Beatrix die Schlüſſel, welche über das große Wunder freudig erſchrack. Sogleich that ſie ihren Dienſt und ordnete das und jenes, und als die Glocke zum Mittagsmahl erklang, ging ſie zu Tiſch. Viele Nonnen waren alt geworden, andere geſtorben, junge waren neu angekommen und eine andere Aebtiſſin ſaß oben am Tiſch; aber Niemand gewahrte, was mit Beatrix, welche ihren gewohnten Platz einnahm, vorgegangen war; denn die Maria hatte ihre Stelle in der Nonne eigener Geſtalt verſehen.

Nachdem nun abermals etwa zehn Jahre vergangen waren, feierten die Nonnen ein großes Feſt und wurden einig, daß jede von ihnen der Mutter Gottes ein Geſchenk, ſo fein ſie es zu bereiten vermöchte, darbringen ſolle. So ſtickte die Eine ein köſtliches Kirchenbanner, die Andere eine Altardecke, die Dritte ein Meßgewand. Eine dichtete einen lateiniſchen Hymnus und die Andere ſetzte ihn in Muſik, die Dritte malte und ſchrieb ein Gebetbuch. Welche gar nichts anderes konnte, nähte dem Chriſtuskinde ein neues Hemdchen und die Schweſter Köchin buck ihm eine Schüſſel Kräpflein. Einzig Beatrix hatte nichts bereitet, da ſie etwas müde war vom Leben und mit ihren Gedanken mehr in der Vergangenheit lebte als in der Gegenwart.

Als nun der Feſttag anbrach und ſie keine Weihgabe darlegte, wunderten ſich die übrigen Nonnen und ſchalten ſie darum, ſo daß ſie ſich in Demuth ſeitwärts ſtellte, als in der blumengeſchmückten Kirche alle jene prächtigen Dinge vor den Altar gelegt wurden in feierlichem Umgang, während die Glocken läuteten und die Weihrauchwolken emporſtiegen.

Wie hierauf die Nonnen gar herrlich zu ſingen und zu muſiciren begannen, zog ein greiſer Rittersmann mit acht bildſchönen bewaffneten Jünglingen des Weges, alle auf ſtolzen Roſſen, von ebenſoviel reiſigen Knappen gefolgt. Es war Wonnebold mit ſeinen Söhnen, die er dem Reichsheere zuführte.

Das Hochamt in dem Gotteshaus vernehmend, hieß er ſeine Söhne abſteigen und ging mit ihnen hinein, um der heiligen Jungfrau ein gutes Gebet darzubringen. Jedermann erſtaunte über den herrlichen Anblick, als der eiſerne Greis mit den acht jugendlichen Kriegern kniete, welche wie ebenſoviel geharniſchte Engel anzuſehen waren, und die Nonnen wurden irre in ihrer Muſik, daß ſie einen Augenblick aufhörten. Beatrix aber erkannte alle ihre Kinder an ihrem Gemahl, ſchrie auf und eilte zu ihnen, und indem ſie ſich zu erkennen gab, verkündigte ſie ihr Geheimniß und erzählte das große Wunder, ſo mit ihr geſchehen.

So anerkannte nun Jedermann, daß ſie heute der Jungfrau die reichſte Gabe dargebracht, und daß dieſelbe angenommen wurde, bezeugten acht Kränze von jungem Eichenlaub, welche plötzlich auf den Häuptern der Jünglinge zu ſehen waren, von der unſichtbaren Hand der Himmelskönigin darauf gedrückt.

Der ſchlimm-heilige Vitalis.

> Meide den traulichen Umgang mit Einem Weibe, empfiehl du überhaupt lieber das ganze andächtige Geſchlecht dem lieben Gott.
>
> Thomas a Kempis, Nachfolge, 8, 2.

Zu Anfang des achten Jahrhunderts lebte zu Alexandria in Egypten ein wunderlicher Mönch, Namens Vitalis, der es ſich zur beſondern Aufgabe gemacht hatte, verlorene weibliche Seelen vom Pfade der Sünde hinwegzulocken und zur Tugend zurückzuführen. Aber der Weg, den er dabei einſchlug, war ſo eigenthümlich, und die Liebhaberei, ja Leidenſchaft, mit welcher er unabläſſig ſein Ziel verfolgte, war mit ſo ſeltſamer Selbſtentäußerung und Heuchelei vermiſcht, wie in der Welt kaum wieder vorkam.

Er führte ein genaues Verzeichniß aller jener Buhlerinnen auf einem zierlichen Pergamentſtreifen, und ſobald er in der Stadt oder deren Umgebung ein neues Wild entdeckt, merkte er Namen und Wohnung unverweilt auf demſelben vor, ſo daß die ſchlimmen Patrizierſöhne von Alexandria keinen beſſeren Wegweiſer hätten finden können, als den emſigen Vitalis, wenn er einen minder heiligen Zweck hätte verfolgen wollen. Allein wohl entlockte der Mönch ihnen in ſchlauem ſpaßhaftem Geplauder manche neue Kunde und Notiz in dieſer Sache; nie aber ließ er ſich dergleichen ſelbſt ablauſchen von den Wildfängen.

Jenes Verzeichniß trug er zuſammengerollt in einem ſilbernen Büchschen in ſeiner Kaputze und nahm es unzählige Male hervor, um einen neuentdeckten, leichtfertigen Namen hinzuzufügen oder die bereits vorhandenen zu überblicken, zu zählen und zu berechnen, welche der Inhaberinnen zunächſt an die Reihe kommen würde.

Zu dieſer ging er dann in Eile und halb verſchämt und ſagte haſtig: „Gewähre mir die zweite Nacht von heute und ſage keinem Andern zu!“ Wenn er zur beſtimmten Zeit in das Haus trat, ließ er die Schöne ſtehen und machte ſich in die hinterſte Ecke der Kammer, fiel dort auf die Kniee und betete mit Inbrunſt und lauten Worten die ganze Nacht für die Beſitzerin des Hauſes. Mit der Morgenfrühe verließ er ſie und unterſagte ihr ſtreng, zu verrathen, was er bei ihr gemacht habe.

So trieb er es eine gute Zeit und brachte ſich in den allerſchlechteſten Ruf. Denn während er im Geheimen, in den verſchloſſenen Kammern der Buhlerinnen durch ſeine heißen Donnerworte und durch inbrünſtiges ſüßes Gebetlispeln manche Verlorene erſchütterte und rührte, daß ſie in ſich ging und einen frommen

Lebenswandel begann, ſchien er es öffentlich vollſtändig darauf anzulegen, für einen laſterhaften und ſündigen Mönch zu gelten, der ſich luſtig in allem Wirrſal der Welt herumſchlüge und ſeinen geiſtlichen Habit als eine Fahne der Schmach aushänge.

Befand er ſich des Abends, wenn es dunkelte, in ehrbarer Geſellſchaft, ſo rief er etwa unverſehens: „Ei, was mache ich doch? Bald hätt' ich vergeſſen, daß die braune Doris meiner wartet, die kleine Freundin! Der tauſend, ich muß gleich hin, daß ſie nicht ſchmollt!“

Schalt man ihn nun, ſo rief er, wie erbost: „Glaubt Ihr, ich ſei ein Stein? Bildet Ihr Euch ein, daß Gott für die Mönche keine Weiblein geſchaffen habe?“ Sagte Jemand: „Vater, legt lieber das kirchliche Gewand ab und heirathet, damit die Andern ſich nicht ärgern!“ ſo antwortete er: „Aergere ſich, wer will und mag, und renne mit dem Kopfe gegen die Mauer! Wer iſt mein Richter?“

Alles dies ſagte er mit Geräuſch und großer Verſtellungskunſt, wie Einer, der eine ſchlechte Sache mit vielen und frechen Worten vertheidigt.

Und er ging hin und zankte ſich vor den Hausthüren der Mädchen mit den Nebenbuhlern herum, ja er prügelte ſich ſogar mit ihnen und theilte manche derbe Maulſchelle aus, wenn es hieß: „Fort mit dem

Mönch! Will der Kleriker uns den Platz ſtreitig machen? Zieh' ab, Glatzkopf!"

Auch war er ſo beharrlich und zudringlich, daß er in den meiſten Fällen den Sieg davontrug und unverſehens in's Haus ſchlüpfte.

Kehrte er beim Morgengrauen in ſeine Zelle zurück, ſo warf er ſich nieder vor der Mutter Gottes, zu deren Preis und Ehre er allein dieſe Abenteuer unternahm und den Tadel der Welt auf ſich lud, und wenn es ihm gelungen war, ein verlorenes Lamm zurückzuführen und in irgend einem heiligen Kloſter unterzubringen, ſo dünkte er ſich ſeliger vor der Himmelskönigin, als wenn er tauſend Heiden bekehrt hätte. Denn dies war ſein ganz beſonderer Geſchmack, daß er das Martyrium beſtand, vor der Welt als ein Unreiner und Wüſtling dazuſtehen, während die allerreinſte Frau im Himmel wohl wüßte, daß er noch nie ein Weib berührt habe und ein Kränzlein weißer Roſen unſichtbar auf ſeinem vielgeſchmähten Haupte trage.

Einſt hörte er von einer beſonders gefährlichen Perſon, welche durch ihre Schönheit und Ungewöhnlichkeit viel Unheil und ſelbſt Blutvergießen anrichtete, da ein vornehmer und grimmiger Kriegsmann ihre Thüre belagere und Jeden niederſtrecke, der ſich mit ihm in Streit einlaſſe. Sogleich nahm Vitalis ſich vor, dieſe Hölle anzugreifen und zu überwinden. Er ſchrieb den Namen der Sünderin nicht erſt in ſein Verzeichniß, ſondern ging geraden Weges nach dem berüchtigten Hauſe und traf an der Thüre richtig mit jenem Soldaten zuſammen, der in Scharlach gekleidet hochmüthig daherſchritt und einen Wurfſpieß in der Hand trug.

„Duck' dich hier bei Seite, Mönchlein!“ rief er höhniſch dem frommen Vitalis zu, „was wagſt du, an meiner Löwenhöhle herumzukrabbeln? Für dich iſt der Himmel, für uns die Welt!“

„Himmel und Erde ſammt allem, was darin iſt,“ rief Vitalis, „gehören dem Herrn und ſeinen fröhlichen Knechten! Pack' dich, aufgeputzter Lümmel, und laß mich gehen, wo mich gelüſtet!“

Zornig erhob der Krieger den Schaft ſeines Wurfſpießes, um ihn auf den Kopf des Mönches niederzuſchlagen; doch dieſer zog flugs den Aſt eines friedlichen Oelbaumes unter der Kutte hervor, parirte den Streich und traf den Raufbold ſo derb an die Stirne, daß ihm die Sinne beinahe vergingen, worauf ihm der ſtreitbare Kleriker noch viele Knüffe unter die Naſe gab, bis der Soldat ganz betäubt und fluchend ſich davon machte.

Alſo drang Vitalis ſiegreich in das Haus, wo über einem ſchmalen Treppchen die Weibsperſon ſtand, eine Lampe tragend, und auf das Lärmen und Schreien horchte. Es war eine ungewöhnlich große und feſte Geſtalt mit ſchönen großen aber trotzigen Geſichtszügen, um welche ein röthliches Haar in reichen wilden Wellen gleich einer Löwenmähne flatterte.

Verachtungsvoll ſchaute ſie auf den anrückenden Vitalis herab und ſagte: „Wohin willſt du?“ „Zu dir, mein Täubchen!“ antwortete er, „haſt du nie vom zärtlichen Mönch Vitalis gehört, vom luſtigen Vitalis?“ Allein ſie verſetzte barſch, indem ſie die Treppe ſperrte mit ihrer gewaltigen Figur: „Haſt du Geld, Mönch?“ Verdutzt ſagte er: „Mönche tragen nie Geld mit ſich!“ „So trolle dich deines Weges,“ rief ſie, „oder ich laſſe dich mit Feuerbränden aus dem Hauſe peitſchen!“

Ganz verblüfft kratzte Vitalis hinter den Ohren, da er dieſen Fall noch nicht bedacht hatte; denn die Geſchöpfe, die er bisanhin bekehrt, hatten dann natürlicherweiſe nicht mehr an einen Sündenlohn gedacht, und die Unbekehrten begnügten ſich, ihn mit ſchnöden Worten für die koſtbare Zeit, um die er ſie gebracht, zu ſtrafen. Hier aber konnte er gar nicht in's Innere gelangen, um ſeine fromme That zu beginnen; und doch reizte es ihn über alle Maßen, gerade dieſe rothſchimmernde Satanstochter zu bändigen, weil große ſchöne Menſchenbilder immer wieder die Sinne verleiten, ihnen einen höheren menſchlichen Werth zuzuſchreiben, als ſie wirklich haben. Verlegen ſuchte er an ſeinem Gewande herum und bekam dabei jenes Silberbüchschen in die Hand, welches mit einem ziemlich werthvollen Amethiſt geziert war. „Ich habe nichts, als dies,“ ſagte er, „laß mich hinein dafür!“ Sie nahm das Büchschen, betrachtete es genau und hieß ihn dann mit hineingehen. In ihrem Schlafgemache angekommen, ſah er ſich nicht weiter nach ihr um, ſondern kniete nach ſeiner Gewohnheit in eine Ecke und betete mit lauter Stimme.

Die Hetäre, welche glaubte, er wolle ſeine weltlichen Werke aus geiſtlicher Gewohnheit mit Gebet beginnen, erhob ein unbändiges Gelächter und ſetzte ſich auf ihr Ruhbett, um ihm zuzuſehen, da ſeine Geberden ſie höchlich beluſtigten. Da das Ding aber kein Ende nahm und anfing, ſie zu langweilen, entblößte ſie unzüchtig ihre Schultern, ſchritt auf ihn zu, umſtrickte ihn mit ihren weißen ſtarken Armen und drückte den guten Vitalis mit ſeinem geſchornen und tonſurirten Kopf ſo derb gegen ihre Bruſt, daß er zu erſticken drohte und zu pruſten begann, als ob er im Fegefeuer ſtäcke. Es dauerte aber nicht lang, ſo fing er an, nach allen Seiten auszuſchlagen, wie ein junges Pferd in der Schmiede, bis er ſich von der hölliſchen Umſchlingung befreit hatte. Dann aber nahm er den langen Strick, welchen er um den Leib trug, und packte das Weib, um ihr die Hände auf den Rücken zu binden, damit er Ruhe vor ihr habe. Er mußte jedoch tüchtig mit ihr ringen, bis es ihm gelang, ſie zu binden; und auch die Füße band er ihr zuſammen und warf den ganzen Pack mit einem mächtigen Ruck auf das Bett. Wonach er ſich wieder in ſeinen Winkel begab und ſeine Gebete fortſetzte, als ob nichts geſchehen wäre.

Die gefeſſelte Löwin wälzte ſich erſt zornig und unruhig hin und her, ſuchte ſich zu befreien und ſtieß hundert Flüche aus; dann wurde ſie ſtiller, während der Mönch nicht abließ, zu beten, zu predigen und zu beſchwören, und gegen Morgen ließ ſie deutliche Seufzer vernehmen, welchen bald, wie es ſchien, ein zerknirſchtes Schluchzen folgte. Kurz, als die Sonne aufging, lag ſie als eine Magdalena zu ſeinen Füßen, von ihren Banden befreit, und benetzte den Saum ſeines Gewandes mit Thränen. Würdevoll und heiter ſtreichelte ihr Vitalis das Haupt und verſprach, mit einbrechender künftiger Nacht wiederzukommen, um ihr kund zu thun, in welchem Kloſter er eine Bußzelle für ſie ausfindig gemacht hätte. Dann verließ er ſie, vergaß aber nicht, ihr vorher einzuſchärfen, daß ſie inzwiſchen nichts von ſeiner Bekehrung verlauten laſſen und vor Allem nur Jedermann, der ſie darum befragen würde, ſagen ſolle, er habe ſich recht luſtig bei ihr gemacht.

Allein wie erſchrack er, als er zur beſtimmten Stunde wieder erſcheinend, die Thüre feſt verſchloſſen fand, indeſſen das Frauenzimmer friſch geſchmückt und ſtattlich aus dem Fenſter ſah.

„Was willſt du, Prieſter?“ rief ſie herunter, und erſtaunt erwiederte er halblaut: „Was ſoll das heißen, mein Lämmchen? Thu' von dir dieſen Sündenflitter und laß mich ein, daß ich dich zu deiner Buße vorbereite!“ „Du willſt zu mir herein, ſchlimmer Mönch?“ ſagte ſie lächelnd, als ob ſie ihn mißverſtanden hätte, „haſt du Geld oder Geldeswerth bei dir?“ Mit offenem Munde ſtarrte Vitalis empor; dann rüttelte er verzweifelt an der Thüre; aber ſie war und blieb verſchloſſen und vom Fenſter war das Weib auch verſchwunden.

Das Gelächter und die Verwünſchungen der Vorübergehenden trieben den ſcheinbar verdorbenen und ſchamloſen Mönch endlich von dem verrufenen Hauſe hinweg; allein ſein einziges Sinnen und Trachten ging dahin, wieder in das nämliche Haus zu gelangen und den Böſen, der in dem Weibe ſteckte, auf jede Weiſe zu überwinden.

Von dieſem Gedanken beherrſcht lenkte er ſeine Schritte in eine Kirche, wo er, ſtatt zu beten, über

Mittel und Wege ſann, wie er ſich den Zutritt bei der Verlorenen verſchaffen könne. Indem fiel ſein Blick auf die Lade, in welcher die Gaben der Mildthätigkeit aufbewahrt lagen, und kaum war die Kirche, in welcher es dunkel geworden, leer, ſo ſchlug er die Lade mit kräftiger Fauſt auf und warf ihren Inhalt, der ous einer Menge kleiner Silberlinge beſtand, in ſeine aufgeſchürzte Kutte und eilte ſchneller, als ein Verliebter, nach der Wohnung der Sünderin.

Eben wollte ein zierlicher Stutzer in die aufgehende Thüre ſchlüpfen; Vitalis ergriff ihn hinten an den duftenden Locken, ſchleuderte ihn auf die Gaſſe und ſchlug die Thüre, indem er hineinſprang, jenem vor der Naſe zu, und ſo ſtand er nach einigen Augenblicken abermals vor der ruchloſen Perſon, welche ihn mit funkelnden Augen beſah, da er ſtatt des erwarteten Stutzers erſchien. Vitalis ſchüttelte aber ſchnell das geſtohlene Geld auf den Tiſch und ſagte: „Genügt das für dieſe Nacht?“ Stumm aber ſorgfältig zählte ſie das Gut und ſagte dann : „Es genügt!“ und that es beiſeite.

Nun ſtanden ſie ſich ſonderbarlich gegenüber. Das Lachen verbeißend ſchaute ſie darein, als ob ſie von nichts wüßte, und der Mönch prüfte ſie mit ungewiſſen und kummervollen Blicken und wußte nicht, wie er es anpacken ſollte, ſie zur Rede zu ſtellen. Als ſie aber plötzlich in verlockende Geberden überging und mit der Hand in ſeinen glänzenden dunkeln Bart fahren wollte, da brach das Gewitter ſeines geiſtlichen Gemüthes mächtig los, zornig ſchlug er ihr auf die Hand, warf ſie dann auf ihr Bett, daß es erzitterte, und indem er auf ſie hinkniete und ihre Hände feſthielt, fing er, ungerührt von ihren Reizen, dergeſtalt an ihr in die Seele zu reden, daß ihre Verſtocktheit endlich ſich zu löſen ſchien.

Sie ließ nach in den gewaltſamen Anſtrengungen, ſich zu befreien, häufige Thränen floßen über das ſchöne und kräftige Geſicht, und als der eifrige Gottesmann ſie nun frei gab und aufrecht an ihrem Sündenlager ſtand, lag die große Geſtalt auf demſelben mit ausgeſtreckten müden Gliedern, wie von Reue und Bitterkeit zerſchlagen, ſchluchzend und die umflorten Augen nach ihm richtend, wie verwundert über dieſe unfreiwillige Verwandlung.

Da verwandelte ſich auch das Ungewitter ſeines beredten Zornes in weiche Rührung und inniges Mitleid; er pries innerlich ſeine himmliſche Beſchützerin, welcher zu Ehren ihm dieſer ſchwerſte aller Siege gelungen war, und ſeine Rede floß jetzt verſöhnend und tröſtend wie lindes Frühlingswehen über das gebrochene Eis dieſes Herzens.

Fröhlicher, als wenn er das lieblichſte Glück genoſſen hätte, eilte er von dannen, aber nicht, um auf ſeinem harten Lager noch ein Stündchen Schlaf zu finden, ſondern um vor dem Altare der Jungfrau für die arme reuevolle Seele zu beten, bis der Tag vollends angebrochen wäre; denn er gelobte, kein Auge zu ſchließen, bis das verirrte Lamm nunmehr ſicher hinter den ſchützenden Kloſtermauern verwahrt ſei.

Kaum war auch der Morgen lebendig geworden, ſo machte er ſich wieder auf den Weg nach ihrem Hauſe, ſah aber auch gleichzeitig vom andern Ende der Straße den wilden Kriegsmann daher kommen, welcher nach einer durchſchwelgten Nacht, halb betrunken, es ſich in den Kopf geſetzt hatte, die Hetäre endlich wieder zu erobern.

Vitalis war näher an der unſeligen Thüre und behende ſprang er darauf zu, um ſie vollends zu erreichen; da ſchleuderte jener den Speer nach ihm, der dicht neben des Mönches Kopf in der Thüre ſtecken blieb, daß der Schaft zitterte. Aber noch ehe er ausgezittert, riß ihn der Mönch mit aller Kraft aus dem Holz, kehrte ſich gegen den wüthend herbeigeſprungenen Soldaten, der ein bloßes Schwert zückte, und trieb ihm mit Blitzesſchnelle den Speer durch die Bruſt; todt ſank der Mann zuſammen und Vitalis wurde faſt im ſelbigen Augenblicke durch einen Trupp Kriegsknechte, die von der Nachtwache kamen und ſeine That geſehen, gefangen genommen, gebunden und in den Kerker geführt.

Wahrhaft kummervoll ſchaute er nach dem Häuschen zurück, in welchem er ſein gutes Werk nun nicht vollenden konnte: die Wächter glaubten, er bedaure lediglich ſeinen Unſtern, von einem ſündhaften Vorſatz abgelenkt zu ſein, und traktirten den vermeintlich unverbeſſerlichen Mönch mit Schlägen und Schimpfworten, bis er im Gefängniß war.

Dort mußte er viele Tage liegen, mehrfach vor den Richter geſtellt; zwar wurde er am Ende ſtraflos entlaſſen, weil er den Mann in der Nothwehr umgebracht. Doch ging er immerhin als ein Todtſchläger aus dem Handel hervor und Jedermann rief, daß man ihm endlich das geiſtliche Gewand abnehmen ſollte. Der Biſchof Johannes, welcher dazumal in Alexandria vorſtand, mußte aber irgend eine Ahnung von dem wahren Sachverhalt oder ſonſt einen höheren Plan gefaßt haben, da er ſich weigerte, den verrufenen Mönch aus der Kleriſei zu ſtoßen, und befahl, denſelben einſtweilen noch ſeinen ſeltſamen Weg wandeln zu laſſen.

Dieſer führte ihn ohne Aufenthalt zu der bekehrten Sünderin zurück, welche ſich mittlerweile abermals umgekehrt hatte und den erſchrockenen und bekümmerten Vitalis nicht eher herein ließ, bis er wiederum irgendwo einen Werthgegenſtand entwendet und ihr gebracht. Sie bereute und bekehrte ſich zum dritten Mal, und auf gleiche Weiſe zum vierten und fünften Mal, da ſie dieſe Bekehrungen einträglicher fand, als alles Andere, und überdies der böſe Geiſt in ihr ein hölliſches Vergnügen empfand, mit wechſelnden Künſten und Erfindungen den armen Mönch zu äffen.

Dieſer war jetzt wirklich von innen heraus ein Märtyrer; denn je ärger er getäuſcht wurde, deſto weniger konnte er von ſeinem Bemühen laſſen, und es dünkte ihn, als ob ſeine eigene Seligkeit gerade von der Beſſerung dieſer Einen Perſon abhange. Er war jetzt bereits ein Todtſchläger, Kirchenräuber und Dieb; allein lieber hätt' er ſich eine Hand abhauen laſſen, ehe er im Geringſten ſeinen Ruf als Wüſtling aufgegeben hätte, und wenn dies alles ihm endlich in ſeinem Herzen ſchwer und ſchwerer zu tragen war, ſo beſtrebte er ſich um ſo eifriger, vor der Welt die ſchlimme Außenſeite mit frivolen Worten aufrecht zu halten. Denn dieſe märtyrliche Spezialität hatte er einmal erwählt. Doch wurde er bleich und ſchmal dabei und fing an, herumzuſchleichen, wie ein Schatten an der Wand, aber immer mit lachendem Munde.

Gegenüber jenem Hauſe der Prüfung nun wohnte ein reicher griechiſcher Kaufmann, der ein einziges Töchterchen beſaß, Jole geheißen, welche thun konnte, was ihr beliebte, aber doch nicht recht wußte, was ſie den langen Tag hindurch beginnen ſollte. Denn ihr Vater der ſich zur Ruhe geſetzt hatte, ſtudirte den Plato, und wenn er deſſen müde war, ſo verfaßte er zierliche Xenien über die geſchnittenen antiken Steine, deren er eine Menge ſammelte und beſaß. Jole hingegen, wenn ſie ihr Saitenſpiel bei Seite geſtellt hatte, wußte ihren lebhaften Gedanken keinen Ausweg und guckte unruhig in den Himmel und in die Ferne, wo ſich eine Oeffnung bot.

So entdeckte ſie auch den Verkehr des Mönches in der Straße und erfuhr, welche Bewandtniß es mit dem berüchtigten Klerikus habe. Erſchreckt und ſcheu betrachtete ſie ihn von ihrem ſicheren Verſteck aus und konnte nicht umhin, ſeine ſtattliche Geſtalt und ſein männliches Ausſehen zu bedauern. Als ſie aber von einer Sklavin, welche mit der Sklavin der böſen Buhlerin vertraut war, vernahm, wie Vitalis von letzterer betrogen würde, und wie es ſich in Wahrheit mit ihm verhalte, da verwunderte ſie ſich über alle Maßen, und weit entfernt, dies Martyrium zu verehren, befiel ſie ein ſeltſamer Zorn und ſie hielt dieſe Art Heiligkeit der Ehre ihres Geſchlechts nicht für zuträglich. Sie träumte und grübelte eine Weile darüber und immer unzufriedener wurde ſie, während gleichzeitig ihre Theilnahme für den Mönch ſich erhöhte und mit jenem Zorne kreuzte.

Plötzlich entſchloß ſie ſich, wenn die Jungfrau Maria nicht ſo viel Verſtand habe, den Verirrten auf einen wohlanſtändigeren Weg zu führen, dies ſelbſt zu übernehmen und ihr etwas in's Handwerk zu pfuſchen, nicht ahnend, daß ſie ſelbſt das unbewußte Werkzeug der bereits einſchreitenden Himmelskönigin war. Und alſogleich ging ſie zu ihrem Vater, beſchwerte ſich bitterlich über die unangemeſſene Nachbarſchaft der Buhldirne und beſchwor ihn, dieſelbe um jeden Preis vermittelſt ſeines Reichthums und augenblicklich zu entfernen.

Der Alte verfügte ſich, nach ihrer Anweiſung, auch ſogleich zu der Perſon und bot ihr eine gewiſſe Summe für ihr Häuschen, wenn ſie es zur Stunde verlaſſen und ganz aus dem Revier wegziehen wolle. Sie verlangte nichts Beſſeres und war noch am gleichen Vormittag aus der Gegend verſchwunden, während der Alte wieder hinter ſeinem Plato ſaß und ſich nicht weiter um die Sache kümmerte.

Deſto eifriger war nun Jole, das Häuschen von unten bis oben von Allem räumen zu laſſen, was an die frühere Beſitzerin erinnern konnte, und als es gänzlich ausgefegt und gereinigt war, ließ ſie es mit feinen Spezereien ſo durchräuchern, daß die wohlduftenden Rauchwolken aus allen Fenſtern drangen.

Dann ließ ſie in das leere Gemach nichts als einen Teppich, einen Roſenſtock und eine Lampe hinübertragen, und als ihr Vater, welcher mit der Sonne zur Ruhe ging, eingeſchlafen war, ging ſie ſelbſt hin, das Haar mit einem Roſenkränzlein geſchmückt, und ſetzte ſich mutterſeelenallein auf den ausgebreiteten Teppich, indeſſen zwei zuverläſſige alte Diener die Hausthüre bewachten.

Dieſelben jagten verſchiedene Nachtſchwärmer davon; ſobald ſie dagegen den Vitalis herankommen ſahen, verbargen ſie ſich und ließen ihn ungehindert in die offene Thüre treten. Mit vielen Seufzern ſtieg er die Treppe hinan, voll Furcht, ſich abermals genarrt zu ſehen, und voll Hoffnung, endlich von dieſer Laſt befreit zu werden durch die aufrichtige Reue eines Geſchöpfes, welches ihn verhinderte, ſo viele andere Seelen zu retten. Allein wie erſtaunte er, als er, in das Gemach getreten, daſſelbe von all' dem Flitterſtaat der wilden rothen Löwin geleert und ſtatt ihrer eine anmuthige und zarte Geſtalt auf dem Teppich ſitzend fand, das Roſenſtöckchen ſich gegenüber auf demſelben Boden.

„Wo iſt die Unſelige, die hier wohnte?“ rief er, indem er verwundert um ſich ſchaute und dann ſeine Blicke auf der lieblichen Erſcheinung ruhen ließ, die er vor ſich ſah.

„Sie iſt fortgewandert in die Wüſte,“ erwiederte

Jole ohne aufzublicken, „dort will ſie das Leben einer Einſiedlerin führen und büßen; denn es hat ſie dieſen Morgen plötzlich übernommen und darnieder geworfen gleich einem Grashalm, und ihr Gewiſſen iſt endlich aufgewacht. Sie rief nach einem gewiſſen Prieſter Vitalis, daß er ihr beiſtehen möchte. Allein der Geiſt, der in ſie gefahren, ließ ſie nicht länger harren; die Thörin raffte alle ihre Habe zuſammen, verkaufte ſie und gab das Geld den Armen, worauf ſie ſtehenden Fußes in einem härenen Hemd und mit abgeſchnittenem Haar, einen Stecken in der Hand, hinauszog, wo die Wildniß iſt.“

„Geprieſen ſeiſt du, Herr, und gelobt deine gnadenvolle Mutter!“ rief Vitalis, voll fröhlicher Andacht die Hände faltend, indem es ihm wie eine Steinlaſt vom Herzen fiel; zugleich aber betrachtete er das Mädchen mit ſeinem Roſenkränzchen genauer und ſprach:

„Warum ſagteſt du: die Thörin? und wer biſt du? von woher kommſt du und was haſt du vor?“

Die liebliche Jole richtete jetzt ihr dunkles Auge noch tiefer zur Erde; ſie beugte ſich vorn über und eine hohe Schamröthe übergoß ihr Geſicht, da ſie ſich ſelbſt der argen Dinge ſchämte, die ſie jetzt vor einem Mann zu ſagen im Begriffe war.

„Ich bin,“ ſagte ſie, „eine verſtoßene Waiſe, die weder Vater noch Mutter mehr hat. Dieſer Teppich, dieſe Lampe und dieſer Roſenſtock ſind die letzten Ueberbleibſel von meinem Erbe, und damit habe ich mich hier niedergelaſſen, um das Leben zu beginnen, das Jene verlaſſen hat, welche vor mir hier wohnte!“

„Ei, ſo ſoll dich doch —!“ rief der Mönch und ſchlug die Hände zuſammen, „ſeht mir einmal an, wie fleißig der Teufel iſt! Und dies harmloſe Thierlein hier ſagt das Ding ſo trocken daher, wie wenn ich nicht der Vitalis wäre! Nun, mein Kätzchen, was willſt du thun? Sag's doch noch einmal!“

„Ich will mich der Liebe weihen und den Männern dienen, ſo lange dieſe Roſe lebt!“ ſagte ſie und zeigte flüchtig auf den Strauch; doch brachte ſie die Worte kaum heraus und verſank vor Scheu beinahe in den Boden, ſo duckte ſie ſich zuſammen, und dieſe natürliche Scham diente der Schelmin ſehr gut, den Mönch zu überzeugen, daß er es hier mit einer kindlichen Unſchuld zu thun habe, die nur vom Teufel beſeſſen mit beiden Füßen in den Abgrund ſpringen wolle. Er ſtrich ſich vor Vergnügen den Bart, einmal ſo zu rechter Zeit auf dem Platz erſchienen zu ſein, und um ſein Behagen noch länger zu genießen ſagte er langſam und humoriſtiſch:

„Und dann nachher, mein Täubchen?“

„Nachher will ich in die Hölle fahren als eine allerärmſte Seele, wo die ſchöne Frau Venus iſt, oder vielleicht auch, wenn ich einen guten Prediger finde, etwa ſpäter in ein Kloſter gehen und Buße thun!“

„Gut ſo, immer beſſer!“ rief er, „das iſt ja ein ordentlicher Kriegsplan und gar nicht übel errathen! Denn was den Prediger betrifft, ſo iſt er ſchon da, er ſteht vor dir, du ſchwarzäugiges Höllenbrätchen! Und das Kloſter iſt dir auch ſchon hergerichtet wie eine Mausfalle, nur daß man ungeſündigt hinein ſpaziert, verſtanden? Ungeſündigt bis auf den ſauberen Vorſatz, der indeſſen einen erklecklichen Reueknochen für dein ganzes Leben abgeben und nützlich ſein mag; denn ſonſt wärſt du kleine Hexe auch gar zu poſſierlich und ſcherzhaft für eine rechte Nonne! Aber nun,“ fuhr er mit ernſter Stimme fort, „herunter vorerſt mit den Roſen vom Kopf und dann aufmerkſam zugehört!“

„Nein,“ ſagte Jole etwas kecker, „erſt will ich zuhören und dann ſehen, ob ich die Roſen herunter nehme. Nachdem ich einmal mein weibliches Gefühl überwunden, genügen Worte nicht mehr mich abzuhalten, eh' ich die Sünde kenne, und ohne Sünde werde ich keine Reue kennen, dieß gebe ich dir zu bedenken, ehe du dich bemühſt! Aber immerhin will ich dich anhören!“

Jetzt begann Vitalis ſeine ſchönſte Predigt, die er je gehalten. Das Mädchen hörte ihm anmuthig und aufmerkſam zu und ihr Anblick übte einen erheblichen Einfluß auf die Wahl ſeiner Worte, ohne daß er deſſen inne ward, da die Schönheit und Feinheit des zu bekehrenden Gegenſtandes wie von ſelbſt eine erhöhte Beredtſamkeit hervorrief. Allein da es ihr nicht im mindeſten ernſt war mit dem, was ſie frevelhafter Weiſe vorgab, ſo konnte die Rede des Mönches ſie auch nicht ſehr erſchüttern; ein liebliches Lachen ſchwebte vielmehr um ihren Mund, und als er geendigt und ſich erwartungsvoll den Schweiß von der Stirne wiſchte, ſagte Jole: „Ich bin nur halb gerührt von deinen Worten und kann mich nicht entſchließen, mein Vorhaben aufzugeben; denn ich bin allzuneugierig, wie es ſich in Luſt und Sünden lebe!“

Wie verſteinert ſtand Vitalis da und wußte nicht ein einziges Wort hervorzubringen. Es war das erſte Mal, daß ihm ſeine Bekehrungskunſt ſo rund fehlgeſchlagen. Seufzend und nachſinnend ging er im Gemach auf und nieder und beſah dann wieder die kleine Höllenkandidatin. Die Kraft des Teufels ſchien ſich hier auf unheimliche Weiſe mit der Kraft der Unſchuld zu verbinden, um ihm zu widerſtehen. Aber um ſo leidenſchaftlicher gedachte er dennoch obzuſiegen.

„Ich geh' nicht von der Stelle,“ rief er endlich, „bis du bereuſt, und ſollt' ich drei Tage und drei Nächte hier zubringen!“

„Das würde mich nur hartnäckiger machen,“ erwiederte Jole, „ich will mir aber Bedenkzeit nehmen und die kommende Nacht dich wieder anhören. Jetzt bricht der Tag bald an, geh' deines Weges; indeſſen verſprech' ich, nichts in der Sache zu thun und in meinem jetzigen Zuſtand zu verbleiben, wogegen du verſprechen mußt, nirgends meiner Erwähnung zu thun und nur in dunkler Nacht hieher zu kommen!“

„Es ſei ſo!“ rief Vitalis, machte ſich fort und Jole ſchlüpfte raſch in ihr väterliches Haus zurück.

Sie ſchlief nur kurze Zeit und erwartete mit Ungeduld den Abend, weil ihr der Mönch, dem ſie die Nacht durch ſo nahe geweſen, noch beſſer gefallen hatte, als ſonſt aus der Ferne. Sie ſah jetzt, welch' ein ſchwärmeriſches Feuer in ſeinen Augen glühte und wie entſchieden, trotz der geiſtlichen Kleidung, alle ſeine Bewegungen waren. Wenn ſie ſich dazu ſeine Selbſtverleugnung vergegenwärtigte, ſeine Ausdauer in dem einmal Erwählten, ſo konnte ſie nicht umhin, dieſe guten Eigenſchaften zu ihrem eigenen Nutzen und Vergnügen verwendet zu wünſchen, und zwar in Geſtalt eines verliebten und getreuen Ehemannes. Ihre Aufgabe war demnach, aus einem wackeren Märtyrer einen noch beſſeren Ehemann zu machen.

In der kommenden Nacht fand ſie Vitalis zeitig wieder auf ihrem Teppich und er ſetzte ſeine Bemühungen um ihre Tugend mit unvermindertem Eifer fort. Er mußte fortwährend dazu ſtehen, wenn er nicht zu einem Gebete niederkniete. Jole dagegen machte es ſich bequem; ſie legte ſich mit dem Oberleib auf den Teppich zurück, ſchlang die Arme um den Kopf und betrachtete aus halb geſchloſſenen Augen unverwandt den Mönch, der vor ihr ſtand und predigte. Einigemal ſchloß ſie die Augen, wie vom Schlummer beſchlichen, und ſobald Vitalis das gewahrte, ſtieß er ſie mit dem Fuße an, um ſie zu wecken. Aber dieſe mürriſche Maßregel fiel dennoch jedesmal milder aus, als er beabſichtigte: denn ſobald der Fuß ſich der ſchlanken Seite des Mädchens näherte, mäßigte er von ſelbſt ſeine Schwere und berührte nur ſanft die zarten Rippen, und deſſen ungeachtet strömte dann eine gar ſeltſamliche Empfindung den ganzen langen Mönch hinauf, eine Empfindung, die ſich bei allen den vielen ſchönen Sünderinnen, mit denen er bisher verkehrt, im Entfernteſten nie eingeſtellt hatte.

Jole nickte gegen Morgen immer häufiger ein; endlich rief Vitalis unwillig: „Kind, du hörſt nicht, du biſt nicht zu erwecken, du verharrſt in Trägheit!"

„Nicht doch," ſagte ſie, indem ſie die Augen plötzlich aufſchlug und ein ſüßes Lächeln über ihr Geſicht flog, gleichſam als wenn der nahende Tag ſchon darauf zu ſehen wäre, „ich habe gut aufgemerkt, ich haſſe jetzt jene elende Sünde, die mir um ſo widerwärtiger geworden, als ſie dir Aergerniß erregt, lieber Mönch; denn Nichts könnte mir mehr gefallen, was dir mißfällt!“

„Wirklich?“ rief er voll Freuden, „ſo iſt es mir doch gelungen? Jetzt komm' nur gleich in das Kloſter, damit wir deiner ſicher ſind. Wir wollen diesmal das Eiſen ſchmieden, weil es noch warm iſt!“

Du verſtehſt mich nicht recht, erwiederte Jole und ſchlug erröthend die Augen wieder zur Erde, „ich bin in dich verliebt und habe eine zärtliche Neigung zu dir gefaßt!“

Vitalis empfand augenblicklich, wie wenn ihn eine Hand auf's Herz ſchlüge, ohne daß es ihm jedoch dünkte, weh' zu thun. Beklemmt ſperrte er die Augen und den Mund auf und ſtand da.

Jole aber fuhr fort, indem ſie noch röther wurde, und ſagte leiſe und ſanft: „Nun mußt du mir auch noch dies neue Unheil ausreden und verbannen, um mich gänzlich vom Uebel zu befreien, und ich hoffe, daß es dir gelingen werde!“

Vitalis, ohne ein Wort zu ſagen, machte kehrt um und rannte aus dem Hauſe. Er lief in den ſilbergrauen Morgen hinaus, ſtatt ſein Lager aufzuſuchen, und überlegte, ob er dieſe verdächtige junge

Perſon ein für allemal ihrem Schickſal überlaſſen oder verſuchen ſolle, ihr dieſe letzte Grille auch noch auszutreiben, welche ihm die bedenklichſte von allen und für ihn ſelbſt nicht ganz ungefährlich ſchien. Doch eine zornige Schamröthe ſtieg ihm in's Haupt bei den Gedanken, daß dergleichen für ihn ſelbſt gefährlich ſein ſollte; aber dann fiel ihm gleich wieder ein, daß der Teufel ihm ein Netz geſtellt haben könnte, und wenn dem ſo wäre, ſo ſei dieſes am Beſten bei Zeiten zu fliehen. Aber feldflüchtig werden vor ſolchem federleichten Teufelsſpuck? Und wenn das arme Geſchöpfchen wirklich es gut meinte und durch einige kräftige grobe Worte von ſeiner letzten unzukömmlichen Phantaſie zu heilen wäre? Kurz, Vitalis konnte nicht mit ſich einig werden, und das um ſo weniger, als auf dem Grunde ſeines Herzens bereits ein dunkles Wogen das Schifflein ſeiner Vernunft zum Schaukeln brachte.

Er ſchlüpfte daher in ſeiner Bedrängniß in ein Gotteshäuschen, wo vor Kurzem ein ſchönes altes Marmorbild der Göttin Juno, mit einem goldenen Heiligenſchein verſehen, als Marienbild aufgeſtellt worden war, um dieſe Gottesgabe der Kunſt nicht umkommen zu laſſen. Vor dieſer Maria warf er ſich nieder und trug ihr inbrünſtig ſeinen Zweifel vor und er bat ſeine Meiſterin um ein Zeichen. Wenn ſie mit dem Kopfe nickte, ſo wolle er die Bekehrung vollenden, wenn ſie ihn ſchüttle, ſo wolle er davon abſtehen.

Allein das Bild ließ ihn in der grauſamſten Ungewißheit und that keins von beidem, weder nickte es, noch ſchüttelte es den Kopf. Nur als ein röthlicher Schein vorüberziehender Frühwolken über den Marmor flog, ſchien das Geſicht auf das holdeſte zu lächeln, mochte es nun ſein, daß die alte Göttin, die Beſchützerin ehelicher Zucht und Sitte, ſich bemerklich machte, oder daß die neue über die Noth ihres Verehrers lachen mußte; denn im Grunde waren beides Frauen und dieſe lächert es immer, wenn ein Liebeshandel im Anzug iſt. Aber Vitalis wurde davon nicht klüger; im Gegentheil machte ihm die Schönheit des Anblickes noch wunderlicher zu Muth, ja merkwürdiger Weiſe ſchien das Bild die Züge der erröthenden Jole anzunehmen, welche ihn aufforderte ihr die Liebe zu ihm aus dem Sinne zu treiben.

Indeſſen wandelte um die gleiche Zeit der Vater Joles unter den Cypreſſen ſeines Gartens umher; er hatte einige ſehr ſchöne neue Steine erworben, deren Bildwerke ihn ſo früh auf die Beine gebracht. Entzückt betrachtete er dieſelben, indem er ſie in der aufgehenden Sonne ſpielen ließ. Da war ein nächtlicher Amethyſt, worauf Luna ihren Wagen durch den

Himmel führte, nicht ahnend, daß ſich Amor hinten aufgehockt, während umherſchwärmende Amoretten auf griechiſch ihr zurieſen: Es ſitzt Einer hintenauf! Ein prächtiger Onix zeigte Minerva, welche achtlos ſinnend den Amor auf dem Schoße hielt, der mit ſeiner Hand eifrig ihren Bruſtharniſch polirte, um ſich darin zu ſpiegeln.

Auf einem Carneol endlich tummelte ſich Amor als ein Salamander in einem veſtaliſchen Feuer herum und ſetzte die Hüterin desſelben in Verwirrung und Schrecken.

Dieſe Scenen reizten den Alten zu einigen Diſtichen und er beſann ſich, welches er zuerſt in Angriff nehmen wolle, als ſein Töchterchen Jole blaß und überwacht durch den Garten kam. Beſorgt und verwundert rief er ſie an und fragte, was ihr den Schlaf geraubt habe? Ehe ſie aber antworten konnte, zeigte er ihr ſeine Kleinode und erklärte ihr den Sinn derſelben.

Da that ſie einen tiefen Seufzer und ſagte: „Ach, wenn alle dieſe großen Mächte, die Keuſchheit ſelbſt, die Weisheit und die Religion ſich nicht vor der Liebe bewahren können, wie ſoll ich armes unbedeutendes Geſchöpf mich wider ſie befeſtigen?“

Ueber dieſe Worte erſtaunte der alte Herr nicht wenig. „Was muß ich hören?“ ſagte er, „ſollte dich das Geſchoß des ſtarken Eros getroffen haben?“

„Es hat mich durchbohrt, erwiederte ſie, „und wenn ich nicht binnen Tag und Nacht im Beſitz des Mannes bin, welchen ich liebe, ſo bin ich des Todes!“

Obgleich nun der Vater gewohnt war, ihr in allem zu willfahren, was ſie begehrte, ſo war ihm dieſe Eile jetzt doch etwas zu heftig und er mahnte die Tochter zu Ruhe und Beſonnenheit. Letztere fehlte ihr aber keineswegs und ſie gebrauchte dieſelbe ſo gut, daß der Alte ausrief: „So ſoll ich denn die elendeſte aller Vaterpflichten ausüben, indem ich nach dem Erwählten, nach dem Männchen auslaufe und es an der Naſe zum Beſten hinführe, was ich mein nenne, und ihn bitte, doch ja Beſitz davon zu nehmen? Hier iſt ein ſchmuckes Weibchen, lieber Herr, bitte, verſchmäh es nicht? Ich möchte dir zwar lieber einige Ohrfeigen geben, aber das Töchterchen will ſterben und ich muß höflich ſein! Alſo laß' dir's doch in Gnaden belieben, genieße um's Himmels willen das Paſtetchen, das ſich dir bietet! Es iſt trefflich gebacken und ſchmilzt dir auf der Zunge!“

„Alles das iſt uns erſpart,“ ſagte Jole, „denn wenn du es nur erlaubſt, ſo hoffe ich ihn dazu zu bringen, daß er von ſelbſt kommt und um mich anhält.“

„Und wenn er alsdann, den ich gar nicht kenne, ein Schlingel und ein Taugenichts iſt?“ „„Dann ſoll er mit Schimpf weggejagt werden! Er iſt aber ein Heiliger!““

„So geh' denn und überlaß mich den Muſen!" ſagte der gute Alte.

Als der Abend kam, folgte die Nacht nicht ſo ſchnell der Dämmerung, als Vitalis hinter Jole her im bekannten Häuschen erſchien. Aber ſo war er noch nie hier eingetreten. Das Herz klopfte ihm und er mußte empfinden, was es heiße, ein Weſen wieder zu ſehen, das einen ſolchen Trumpf ausgeſpielt hat. Ein anderer Vitalis ſtieg die Treppe hinauf, als in der Frühe heruntergeſtiegen war, obſchon er ſelbſt am wenigſten davon verſtand, da der arme Mädchenbekehrer und verrufene Mönch nicht einmal den Unterſchied zwiſchen dem Lächeln einer Buhldirne und demjenigen einer ehrlichen Frau gekannt hatte.

Doch kam er immerhin in der guten Meinung und mit dem alten Vorſatze, dem Ungeheuerchen jetzt endlich alle unnützen Gedanken aus dem Köpfchen zu treiben; nur ſchwebte ihm vor, als ob er nach gelungenem Werke dann doch etwa eine Pauſe in ſeiner Märtyrthätigkeit ſich erlauben möchte, zumal ihn dieſe ſehr zu ermüden begann.

Aber es war ihm beſchieden, daß in dieſer verhexten Behauſung ſtets neue Ueberraſchungen ſeiner warteten. Als er jetzt das Gemach betrat, war es auf's Anmuthigſte ausgeziert und mit allen Wohnlichkeiten verſehen. Ein fein einſchmeichelnder Blumenduft erfüllte den Raum und ſtimmte zu einer gewiſſen ſittigen Weltlichkeit; auf einem blühweißen Ruhebett, an deſſen Seide kein unordentliches Fältchen ſichtbar war, ſaß Jole herrlich geſchmückt, in ſüß bekümmerter Melancholie, gleich einem ſpintiſirenden Engel. Unter dem ſchönfaltigen Bruſtkleide wogte es ſo rauh, wie der Sturm in einem Milchbecher, und ſo ſchön die weißen Arme erglänzten, die ſie unter der Bruſt übereinander gelegt hatte, ſo ſah doch all' dieſer Reiz ſo geſetzlich und erlaubt in die Welt, daß Vitaliſens gewohnte Redekunſt in ſeinem Halſe ſtecken blieb.

„Du biſt verwundert, ſchönſter Mönch!“ begann Jole, „dieſen Staat und Putz hier zu finden! Wiſſe, dies iſt der Abſchied, den ich von der Welt zu nehmen gedenke, und damit will ich zugleich die Neigung ablegen, die ich leider zu dir empfinden muß. Allein dazu ſollſt du mir helfen nach deinem beſten Vermögen und auf die Art, wie ich mir ausgedacht habe und wie ich von dir verlange. Wenn du nämlich in dieſem Gewande und als geiſtlicher Mann zu mir ſprichſt, ſo iſt das immer das Gleiche, und das Gebaren eines Klerikers vermag mich nicht zu überzeugen, da ich der Welt angehöre. Ich kann nicht durch einen Mönch von der Liebe geheilt werden, da er ſie nicht kennt und nicht weiß, von was er ſpricht. Iſt es dir daher recht, mir Ruhe zu geben und mich dem Himmel zuzuwenden, ſo geh' in jenes Kämmerlein, wo weltliche Gewänder bereit liegen. Dort vertauſche deinen Mönchshabit mit jenen, ſchmücke dich als Weltmann, ſetze dich nachher zu mir, um gemeinſam mit mir ein kleines Mahl einzunehmen, und in dieſer weltlichen Lage biete alsdann all' deinen Scharfſinn und Verſtand auf, mich von dir ab und der Gottſeligkeit zuzudrängen!"

Vitalis erwiederte hierauf nichts, ſondern beſann ſich eine Weile; ſodann beſchloß er, alle Beſchwerde nun mit Einem Schlage zu enden und den Weltteufel wirklich mit ſeinen eigenen Waffen zu Paaren zu treiben, indem er auf Joles eigenſinnigen Vorſchlag einginge.

Er begab ſich alſo wirklich in das anſtoßende Gemach, wo ein paar Knechtlein mit prächtigen Gewändern in Linnen und Purpur ſeiner harrten. Kaum hatte er dieſelben angezogen, ſo ſchien er um einen Kopf höher zu ſein, und er ſchritt mit edlem Anſtand zu Jolen zurück, welche mit den Augen an ihm hing und freudevoll in die Hände klatſchte.

Nun geſchah aber ein wahres Wunder und eine ſeltſame Umwandelung mit dem Mönch; denn kaum ſaß er in ſeinem weltlichen Staat neben dem anmuthvollen Weibe, ſo war die nächſte Vergangenheit wie weggeblaſen aus ſeinem Gehirn und er vergaß gänzlich ſeines Vorſatzes. Anſtatt ein einziges Wort hervorzubringen, lauſchte er begierig auf Joles Worte, welche ſeine Hand ergriffen hatte und ihm nun ihre wahre Geſchichte erzählte, nämlich wer ſie ſei, wo ſie wohne und wie es ihr ſehnlichſter Wunſch wäre, daß er ſeine eigenthümliche Lebensweiſe verlaſſen und bei ihrem Vater ſich um ihre Hand bewerben möchte, auf daß er ein guter und Gott gefälliger Ehemann würde. Sie ſagte noch viele wunderſame Dinge in den zierlichſten Worten, über eine glückliche und tugendreiche Liebesgeſchichte, ſchloß aber mit dem Seufzer, daß ſie wohl einſehe, wie vergeblich ihre Sehnſucht ſei, und daß er nun ſich bemühen möge, ihr alle dieſe Dinge auszureden, aber nicht, bevor er ſich durch Speiſe und Trank gehörig dazu geſtärkt habe.

Nun trugen auf ihren Wink ihre Leute Trinkgefäße auf den Tiſch nebſt einem Körbchen mit Backwerk und Früchten. Jole miſchte dem ſtillen Vitalis eine Schale Wein und reichte ihm liebevoll etwas zu eſſen, ſo daß er ſich wie zu Hauſe fühlte und ihm faſt ſeine Kinderjahre in den Sinn kamen, wo er als Knäbchen zärtlich von ſeiner Mutter geſpeiſ't worden. Er aß und trank, und als dies geſchehen, da war es ihm, als ob er nun vorerſt von langer Mühſal ausruhen möchte, und ſiehe da, mein Vitalis neigte ſein Haupt zur Seite, nach Jolen hin, und ſchlief ohne Säumniß ein und bis die Sonne aufging.

Als er erwachte, war er allein und Niemand weder zu ſehen noch zu hören. Heftig ſprang er auf und erſchrack über das glänzende Gewand in dem er ſteckte; haſtig ſtürmte er durch das Haus von oben bis unten, ſeine Mönchskutte zu ſuchen; aber nicht die kleinſte Spur war davon zu finden, bis er in einem kleinen Höfchen Kohlen und Aſche ſah, auf welchen ein halbverbrannter Aermel ſeines Prieſtergewandes lag, ſo daß er mit Recht vermuthete, dasſelbe ſei hier feierlich verbrannt worden.

Er ſteckte nun vorſichtig den Kopf bald durch dieſe, bald durch jene Oeffnung auf die Straße und zog ſich jedesmal zurück, wenn Jemand nahte. Endlich warf er ſich auf das ſeidene Ruhebett, ſo bequem und läßig, als ob er nie auf einem harten Mönchslager geruht hätte; dann raffte er ſich zuſammen, ordnete das Gewand und ſchlich aufgeregt an die Hausthüre. Dort zögerte er noch ein Weilchen; plötzlich aber riß er ſie weit auf und ging mit Glanz und Würde in's Freie. Niemand erkannte ihn, Alles hielt ihn für einen großen Herrn aus der Ferne, welcher ſich hier zu Alexandria einige gute Tage mache.

Er ſah indeſſen weder rechts noch links, ſonſt würde er Jole auf der Zinne ihres Hauſes geſehen haben. So ging er denn geraden Weges nach ſeinem Kloſter, wo aber ſämmtliche Mönche ſammt ihrem Vorſteher eben beſchloſſen hatten, ihn aus ihrer Mitte zu verſtoßen, weil das Maß ſeiner Sünden nun voll ſei und er nur zum Aergerniß und Schaden der Kirche gereiche. Als ſie ihn gar in ſeinem weltlichen hoffärtigen Aufzuge ankommen ſahen, ſtieß das dem Faße ihrer Langmuth vollends den Boden aus; ſie beſprengten und begoßen ihn mit Waſſer von allen Seiten und trieben ihn mit Kreuzen, Beſen, Gabeln und Kochlöffeln aus dem Kloſter.

Dieſe ſchnöde Behandlung wäre ihm zu anderer Zeit ein Hochgenuß und Triumph ſeines Märtyrthums geweſen. Jetzt lachte er zwar auch inwendig, aber in ziemlich anderm Sinne. Noch ging er einmal um die Ringmauern der Stadt herum und ließ ſeinen rothen Mantel im Winde fliegen; eine herrliche Luft wehte vom heiligen Lande her über das blitzende Meer, aber Vitalis wurde immer weltlicher im Gemüth und unverſehens lenkte er ſeinen Gang wieder in die geräuſchvollen Straßen der Stadt, ſuchte des Haus, wo Jole wohnte, und erfüllte deren Willen.

Er wurde jetzt ein eben ſo trefflicher und vollkommener Weltmann und Gatte, als er ein Märtyrer geweſen war; die Kirche aber, als ſie den wahren Thatbeſtand vernahm, war untröſtlich über den Abgang eines ſolchen Heiligen und wendete Alles an, den Flüchtigen wieder in ihren Schoß zu ziehen. Allein Jole hielt ihn feſt und meinte, er ſei bei ihr gut genug aufgehoben.

Dorotheas Blumenkörbchen.

Aber ſich ſo verlieren, iſt mehr ſich finden.

Franciscus Ludovicus Bloſius,
Geiſtlicher Unterricht, Cap. 12.

Am ſüdlichen Ufer des Pontus euxinus, unweit der Mündung des Fluſſes Halys, lag im Lichte des hellſten Frühlingsmorgens ein römiſches Landhaus. Von den Waſſern des Pontus her trug ein Nordoſtwind erfriſchende Kühle durch die Gärten, daß es den Heiden und den heimlichen Chriſten ſo wohlig zu Muthe war, wie den zitternden Blättern an den Bäumen.

In einer Laube am Meere ſtand abgeſchieden von der übrigen Welt ein junges Paar, ein hübſcher junger Mann gegenüber dem allerzarteſten Mädchen. Dieſes hielt eine große, ſchöngeſchnittene Schaale empor, aus durchſcheinendem röthlichem Steine gemacht, um ſie von dem Jünglinge bewundern zu laſſen, und die Morgenſonne ſtrahlte gar herrlich durch die Schaale, deren rother Schein auf dem Geſichte des Mädchens deſſen eigenes Erröthen verbarg.

Es war die Patrizierstochter Dorothea, um welche ſich Fabrizius, der Statthalter der Provinz Kappadocien, heftig bewarb. Da er aber ein pedantiſcher Chriſtenverfolger war und Dorotheas Eltern ſich von der neuen Weltanſchauung angezogen fühlten und dieſelbe ſich fleißig anzueignen ſuchten, ſo ſträubten ſie ſich ſo gut als möglich gegen das Andrängen des mächtigen Inquiſitoren. Nicht daß ſie etwa ihre Kinder in geiſtliche Kämpfe hineinziehen und deren Herzen als Kaufſchillinge des Glaubens verwerthen wollten; hiezu waren ſie zu edel und frei geſinnt. Allein ſie dachten eben, ein religiöſer Menſchenquäler ſei jederzeit auch ein ſchlechter Herzensbefriediger.

Dieſe Erwägung brauchte Dorothea ſelbſt zwar nicht anzuſtellen, da ſie ein anderes Schutzmittel gegen die Bewerbung des Statthalters beſaß, nämlich die Neigung zu deſſen Geheimſchreiber Theophilus, der eben jetzt bei ihr ſtand und ſeltſam in die röthliche Schaale blickte.

Theophilus war ein ſehr wohlgebildeter und feiner Menſch von helleniſcher Abkunft, der ſich aus widrigen Schickſalen emporgeſchwungen und bei Jedermann eines guten Anſehens genoß. Aber von der Noth ſeiner Jugend her war ihm ein etwas mißtrauiſches und verſchloſſenes Weſen geblieben, und indem er ſich mit dem, was er ſich ſelbſt verdankte, begnügte, glaubte er nicht leicht, daß ihm irgend Jemand aus freien Stücken beſonders zugethan ſei. Er ſah die junge Dorothea für ſein Leben gern; aber ſchon der Umſtand, daß der vornehmſte Mann in Kappadocien ſich um ſie bewarb, hielt ihn ab, etwas für ſich zu hoffen, und um keinen Preis hätte er neben dieſem Herrn eine lächerliche Figur machen mögen.

Nichts deſto weniger ſuchte Dorothea ihre Wünſche zu einem guten Ziele zu führen und ſich vor der Hand ſo oft als möglich ſeiner Gegenwart zu verſichern. Und da er fortwährend ruhig und gleichgültig ſchien, ſteigerte ſich ihre Leidenſchaft bis zu mißlichen kleinen Liſten und ſie ſuchte ihn durch die Eiferſucht in Bewegung zu bringen, indem ſie ſich mit dem Statthalter Fabrizius zu ſchaffen zu machen und freundlicher gegen denſelben zu werden ſchien. Aber der arme Theophil verſtand dergleichen Spaß gar nicht, und wenn er ihn verſtanden hätte, ſo wäre er viel zu ſtolz geweſen, ſich eiferſüchtig zu zeigen. Dennoch wurde er allmälig hingeriſſen und verwirrt, ſo daß er ſich zuweilen verrieth, aber ſofort wieder zuſammen nahm und verſchloß, und der zarten Verliebten blieb nichts anderes übrig, als etwas gewaltſam vorzugehen und bei Gelegenheit das Netz unverſehens zuzuziehen.

Er hielt ſich in Staatsgeſchäften in der pontiſchen Landſchaft auf, und Dorothea, dies wiſſend, war ihren Eltern aus Cäſarea für die angebrochenen

Frühlingstage auf das Landgut gefolgt. So hatte ſie ihn an dieſem Morgen auf mühevoll ausgedachte und kluge Weiſe in die Laube zu bringen gewußt, halb wie aus Zufall, halb wie mit freundlicher Abſicht, daß beides ihn, das gute Geſchick und die erzeigte Freundlichkeit, heiter und zutraulich ſtimmen ſollten und es auch thaten.

Sie wollte ihm die Vaſe zeigen, die ihr ein wohlwollender Oheim zum Namensfeſt aus Trapezunt herübergeſendet hatte. Ihr Geſicht ſtrahlte in reiner Freude, den Geliebten ſo nah und einſam bei ſich ſehen und ihm etwas Schönes zeigen zu können, und auch ihm ward wirklich froh zu Muth; die Sonne ging endlich voll in ihm auf, ſo daß er nicht mehr hindern konnte, daß ſein Mund gläubig lachte und ſeine Augen glänzten.

Aber die Alten haben vergeſſen, neben dem holden Eros die neidiſche Gottheit zu nennen, welche im entſcheidenden Augenblicke, wenn das Glück dicht am nächſten ſteht, den Liebenden einen Schleier über die Augen wirft und ihnen das Wort im Munde verdreht.

Als ſie ihm die Schaale vertrauensvoll in die Hände gab und er fragte, wer ſie geſchenkt habe, da verleitete ſie ein freudiger Uebermuth zu der Schalkheit, daß ſie antwortete: „Fabrizius"! und ſie war dabei des ſicheren Gefühles, daß er den Scherz nicht mißverſtehen könne. Da ſie jedoch unfähig war, ihrem froh erregten Lächeln jenen Zug von Spott über den genannten Abweſenden beizumiſchen, welcher den Scherz deutlich gemacht hätte, ſo glaubte Theophilus feſt, ihre holde ehrliche Freude gelte nur dem Geſchenk und deſſen Geber und er ſei arg in eine Falle gegangen, indem er einen Kreis übertreten, der ſchon geſchloſſen und ihm fremd ſei. Stumm und beſchämt ſchlug er die Augen nieder, fing an zu zittern und ließ das glänzende Schauſtück zu Boden fallen, wo es in Stücke zerſprang.

Im erſten Schreck vergaß Dorothea ihren Scherz gänzlich und auch ein wenig den Theophilus und bückte ſich nur bekümmert nach den Scherben, indem ſie rief: „Wie ungeſchickt!“ ohne ihn anzuſehen, ſo daß ſie jene Veränderung in ſeinem Geſichte nicht bemerkte und keine Ahnung von ſeinem Mißverſtändniſſe hatte.

Als ſie ſich wieder aufrichtete und ſich ſchnell faſſend zu ihm wendete, hatte ſich Theophilus ſchon ſtolz zuſammengerafft. Finſter und gleichgültig drein ſchauend, blickte er ſie an, bat ſie beinahe ſpöttiſch um Verzeihung, einen vollen Erſatz für das verunglückte Gefäß verheißend, grüßte und verließ den Garten.

Erblaſſend und traurig ſah ſie ſeiner ſchlanken Geſtalt nach, welche die weiße Toga feſt an ſich zog und den ſchwarzen Krauskopf wie in fern abſchweifenden Gedanken zur Seite neigte.

Die Wellen des ſilbernen Meeres ſchlugen ſanft und langſam gegen die Marmorſtufen des Ufers, ſtille war es ſonſt weit umher und Dorothea mit ihren kleinen Künſten zu Ende.

Weinend ſchlich ſie mit den zuſammengeleſenen Scherben der Schaale nach ihrem Gemach, um ſie dort zu verbergen.

Sie ſahen ſich jetzt manche Monate nicht mehr; Theophilus kehrte unverweilt nach der Hauptſtadt zurück und als auch Dorothea im Herbſte wieder kam, vermied er ſorgfältig jedes Zuſammentreffen, da ihn ſchon die Möglichkeit, ihr zu begegnen, erſchreckte und aufregte, und ſo war die ganze Herrlichkeit für einmal zu Ende.

Es begab ſich nun auf natürliche Art, daß ſie Troſt ſuchte in dem neuen Glauben ihrer Eltern und ſobald dieſe es vermerkten, ſäumten ſie nicht, ihr Kind darin zu beſtärken und ſie ganz in ihre Glaubens- und Ausdrucksweiſen einzuführen.

Inzwiſchen hatten jene ſcheinbaren Freundlichkeiten Dorotheas auf den Statthalter ebenfalls ihre unglückliche Wirkung geübt, ſo daß Fabrizius mit verdoppelter Heftigkeit ſeine Bewerbung erneuerte und ſich hiezu für berechtigt hielt. Um ſo betroffener war auch er, als Dorothea ihn kaum mehr anzublicken vermochte und er ihr mehr zuwider geworden zu ſein ſchien, als das Unglück ſelbſt. Allein er zog ſich deßhalb nicht zurück; vielmehr ſteigerte er ſeine Zudringlichkeit, indem er zugleich anfing, wegen ihres neuen Glaubens zu zanken und ihr Gewiſſen zu bedrängen, Schmeicheleien mit ſchlecht verhehlten Bedrohungen vermiſchend.

Dorothea jedoch bekannte ſich offen und furchtlos zu ihrem Glauben und wendete ſich von ihm weg, wie von einem weſenloſen Schatten, den man nicht ſieht.

Theophil hörte von all dieſem und wie das gute Mädchen nicht die beſten Tage hätte. Am meiſten überraſchte ihn die Kunde, daß ſie von dem Prokonſul ſchlechterdings nichts wiſſen wolle. Obgleich er in Anſehung der Religion altweltlich oder gleichgültig geſinnt war, nahm er doch kein Aergerniß an dem neuen Glauben des Mädchens und begann voll Theilnahme ſich wieder mehr zu nähern, um etwa beſſer zu ſehen und zu hören, wie es ihr ginge. Aber wo ſie ſtand und ging, ſprach ſie jetzt nichts, als in den zärtlichſten und ſehnſüchtigſten Ausdrücken von einem himmliſchen Bräutigam, den ſie gefunden, der in unſterblicher Schönheit ihrer warte, um ſie an ſeine leuchtende Bruſt zu nehmen und ihr die Roſe des ewigen Lebens zu reichen u. ſ. w.

Dieſe Sprache verſtand er ganz und gar nicht, ſie ärgerte und kränkte ihn und erfüllte ſein Herz mit einer ſeltſam peinlichen Eiferſucht gegen den unbekannten Gott, welcher den Sinn des ſchwachen Weibes bethöre; denn er konnte die Ausdrucksweiſe der aufgeregten und verlaſſenen Dorothea auf keine andere, als auf alt mythologiſche Manier verſtehen und erklären. Gegen einen Ueberirdiſchen aber eiferſüchtig zu ſein, verletzte ſeinen Stolz nicht mehr, ſowie auch das Mitleid für ein Weib verſtummte, welches ſich der Vereinigung mit Göttern rühmte. Und doch war es nur die fruchtloſe Liebe zu ihm, welche ihr jene Reden in den Mund gab, ſowie er ſelbſt den Stachel der Leidenſchaft fortwährend im Herzen behielt.

So zog ſich der Zuſtand eine kleine Weile hin, als Fabrizius unverſehens denſelben gewaltſam anpackte. Erneuerte kaiſerliche Befehle zur Chriſtenverfolgung zum Vorwand nehmend, ließ er Dorothea mit ihren Eltern gefangen ſetzen, die Tochter jedoch getrennt in einen Kerker werfen und um ihren Glauben peinlich verhören. Neugierig näherte er ſich ſelbſt und hörte, wie ſie laut die alten Götter ſchmähte, ſich zu Chriſto als dem alleinigen Herrn der Welt bekannte, dem ſie als Braut anverlobt ſei. Da befiel auch den Statthalter eine grimmige Eiferſucht. Er beſchloß ihre Vernichtung und befahl ſie zu martern, und, wenn ſie beharre, zu tödten. Dann ging er weg. Sie wurde auf einen eiſernen Roſt gelegt, unter welchem Kohlen in der Art entfacht waren, daß die Hitze nur langſam anſtieg. Aber es that dem zarten Körper doch weh. Sie ſchrie gedämpft einige Male, indem ihre an den Roſt gefeſſelten Glieder ſich bewegten und Thränen aus ihren Augen floßen. Unterdeſſen hatte Theophilus, der ſich von jeder Betheiligung an ſolchen Verfolgungen fern zu halten pflegte, von der Sache gehört und war voll Unruhe und Schrecken herbeigeeilt; die eigene Sicherheit vergeſſend, drängte er ſich durch das gaffende Volk, und als er nun Dorothea ſelber leiſe klagen hörte, entriß er einem Soldaten das Schwert und ſtand mit einem Sprunge vor ihrem Marterbette.

„Thut es weh, Dorothea?“ ſagte er ſchmerzlich lächelnd, im Begriffe, ihre Bande zu durchſchneiden. Aber ſie antwortete, plötzlich wie von allem Schmerz verlaſſen und von größter Wonne erfüllt: „Wie ſollte es weh thun, Theophilus? Das ſind ja die Roſen meines vielgeliebten Bräutigams, auf denen ich liege! Siehe, heute iſt meine Hochzeit!

Gleich einem feinen lieblichen Scherze ſchwebte es um ihre Lippen, während ihre Augen voll Seligkeit auf ihn blickten. Ein überirdiſcher Glanz ſchien ſie ſammt ihrem Lager zu verklären, eine feierliche Stille verbreitete ſich, Theophilus ließ das Schwert ſinken, warf es weg und trat wiederum beſchämt und betreten zurück, wie an jenem Morgen in dem Garten am Meere.

Da brannte die Gluth aufs Neue, Dorothea ſeufzte auf und verlangte nach dem Tode. Der wurde ihr denn auch gewährt, ſo daß ſie auf den Richtplatz hinausgeführt wurde, um dort enthauptet zu werden.

Leichten Schrittes ging ſie einher, gefolgt von dem gedankenloſen und lärmenden Volke. Sie ſah den Theophilus am Wege ſtehen, der kein Auge von ihr wandte. Ihre Blicke begegneten ſich, Dorothea ſtand einen Augenblick ſtill und ſagte anmuthig zu ihm: „O Theophilus, wenn du wüßteſt, wie ſchön und herrlich die Roſengärten meines Herren ſind, in welchen ich in wenigen Augenblicken wandeln werde, und wie gut ſeine ſüßen Aepfel ſchmecken, die dort wachſen, du würdeſt mit mir kommen!“

Da erwiederte Theophilus bitter lächelnd: „Weißt Du was, Dorothea? Sende mir einige von deinen Roſen und Aepfeln, wenn du dort biſt, zur Probe!“

Da nickte ſie freundlich und zog ihres Weges weiter.

Theophilus blickte ihr nach, bis die von der

Abendſonne vergoldete Staubwolke, welche den Zug begleitete, in der Ferne verſchwand und die Straße leer und ſtille war. Dann ging er mit verhülltem Haupte nach ſeinem Hauſe und beſtieg wankenden Schrittes deſſen Zinne, von wo aus man nach dem Argeusgebirge hinſchauen konnte, auf deſſen Vorhügeln einem der Richtplatz gelegen war. Er konnte gar wohl ein dunkles Menſchengewimmel dort erkennen und breitete ſehnſüchtig ſeine Arme nach jener Gegend aus. Da glaubte er im Glanze der ſcheidenden Sonne das fallende Beil aufblitzen zu ſehen und ſtürzte zuſammen, mit dem Geſichte auf den Boden hingeſtreckt. Und in der That war Dorothea's Haupt um dieſe Zeit gefallen.

Aber nicht lange war er reglos ſo gelegen, als ein heller Glanz die Dämmerung erleuchtete und blendend unter Theophils Hände drang, auf denen ſein Geſicht lag, und in ſeine verſchloſſenen Augen ſich ergoß, wie ein flüſſiges Gold. Gleichzeitig erfüllte ein feiner Wohlgeruch die Luft. Wie von einem ungekannten neuen Leben erfüllt, richtete der junge Mann ſich auf; ein wunderſchöner Knabe ſtand vor ihm, mit goldenen Ringelhaaren, in ein ſternenbeſäetes Gewand gekleidet und mit leuchtenden nackten Füßen, der in den ebenſo leuchtenden Händen ein Körbchen trug. Das Körbchen war gefüllt mit den ſchönſten Roſen, dergleichen man nie geſehen, und in dieſen Roſen lagen drei paradieſiſche Aepfel.

Mit einem unendlich treuherzigen und offenen Kinderlächeln und doch nicht ohne eine gewiſſe anmuthige Liſt ſagte das Kind: „Dies ſchickt dir Dorothea!“ gab ihm das Körbchen in die Hände, indem es noch fragte: „Hältſt du's auch?“ und verſchwand.

Theophilus hielt das Körbchen wirklich in Händen, das nicht verſchwunden war; die drei Aepfel waren leicht angebiſſen von zwei zierlichen Zähnen, wie es unter den Liebenden des Alterthums gebräuchlich war. Er aß dieſelben langſam auf, den entflammten Sternenhimmel über ſich. Eine gewaltige Sehnſucht durchſtrömte ihn mit ſüßem Feuer und, das Körbchen an die Bruſt drückend, es mit dem Mantel verhüllend, eilte er vom Hausdache herunter, durch die Straßen und in den Palaſt des Statthalters, der beim Mahle ſaß und einen wilden Aerger, der ihn erfüllte, mit unvermiſchtem Cholcher Wein zu betäuben ſuchte.

Mit glänzenden Augen trat Theophilus vor ihn, ohne ſein Körbchen zu enthüllen, und rief vor dem ganzen Hauſe: „Ich bekenne mich zu Dorothea's Glauben, die ihr ſo eben getödtet habt, es iſt der allein wahre!“

„So fahre der Hexe nach!“ antwortete der Statthalter, der von jähem Zorne und von einem glühenden

Neide gepeinigt aufſprang und den Geheimſchreiber noch in derſelben Stunde enthaupten ließ.

So war Theophilus noch am gleichen Tage für immer mit Dorotheen vereinigt. Mit dem ruhigen Blicke der Seligen empfieng ſie ihn; wie zwei Tauben, die, vom Sturme getrennt, ſich wieder gefunden und erſt in weitem Kreiſe die Heimath umziehen, ſo ſchwebten die Vereinigten Hand in Hand, eilig, eilig und ohne Raſten an den äußerſten Ringen des Himmels dahin, befreit von jeder Schwere und doch ſie ſelber. Dann trennten ſie ſich ſpielend und verloren ſich in weiter Unendlichkeit, während Jedes wußte, wo das andere weile und was es denke, und zugleich mit ihm alle Creatur und alles Daſein mit ſüßer Liebe umfaßte. Dann ſuchten ſie ſich wieder mit wachſendem Verlangen, das keinen Schmerz und keine Ungeduld kannte; ſie fanden ſich und wallten wieder vereinigt dahin oder ruhten im Anſchauen ihrer ſelbſt und ſchauten die Nähe und Ferne der unendlichen Welt. Aber einſt geriethen ſie in holdeſtem Vergeſſen zu nahe an das kryſtallene Haus der heiligen Dreifaltigkeit und gingen hinein; dort verging ihnen das Bewußtſein, indem ſie, gleich Zwillingen unter dem Herzen ihrer Mutter, entſchliefen und wahrſcheinlich noch ſchlafen, wenn ſie inzwiſchen nicht wieder haben hinauskommen können.

Das Tanzlegendchen.

> Du Jungfrau Israel, du ſollſt noch fröhlich pauken, und herausgehen an den Tanz. — Alsdann werden die Jungfrauen fröhlich am Reigen ſein, dazu die junge Mannſchaft, und die Alten miteinander.
>
> Jerimia 31, 4. 13.

Nach der Aufzeichnung des heiligen Gregorius war Muſa die Tänzerin unter den Heiligen. Guter Leute Kind, war ſie ein anmuthvolles Jungfräulein, welches der Mutter Gottes fleißig diente und nur von einer Leidenſchaft bewegt war, nämlich von einer unbezwinglichen Tanzluſt, dermaßen, daß wenn das Kind nicht betete, es unfehlbar tanzte. Und zwar auf jegliche Weiſe. Muſa tanzte mit ihren Geſpielinnen, mit Kindern, mit den Jünglingen und auch allein; ſie tanzte in ihrem Kämmerchen, im Saale, in den Gärten und auf den Wieſen, und ſelbſt wenn ſie zum Altare ging, ſo war es mehr ein liebliches Tanzen als ein Gehen, und auf den glatten Marmorplatten vor der Kirchenthüre verſäumte ſie nie, ſchnell ein Tänzchen zu probiren.

Ja, eines Tages, als ſie ſich allein in der Kirche befand, konnte ſie ſich nicht enthalten, vor dem Altar einige Figuren auszuführen und gewiſſermaßen der Jungfrau Maria ein zierliches Gebet vorzutanzen.

Sie vergaß ſich dabei ſo ſehr, daß ſie blos zu träumen wähnte, als ſie ſah, wie ein ältlicher aber ſchöner Herr ihr entgegen tanzte und ihre Figuren ſo gewandt ergänzte, daß beide zuſammen den kunſtgerechteſten Tanz begingen. Der Herr trug ein purpurnes Königskleid, eine goldene Krone auf dem Kopf und einen glänzend ſchwarzen gelockten Bart, welcher vom Silberreif der Jahre wie von einem fernen Sternenſchein überhaucht war. Dazu ertönte eine Muſik vom Chore her, weil ein halbes Dutzend kleiner Engel auf der Brüſtung deſſelben ſtand oder ſaß, die dicken runden Beinchen darüber hinunterhängen ließ und die verſchiedenen Inſtrumente handhabte oder blies. Dabei waren die Knirpſe ganz gemüthlich und praktiſch und ließen ſich die Notenhefte von ebenſoviel ſteinernen Engelsbildern halten, welche ſich als Zierrath auf dem Chorgeländer fanden; nur der Kleinſte, ein pausbäckiger Pfeifenbläſer, machte eine Ausnahme, indem er die Beine übereinander ſchlug und das Notenblatt mit den roſigen Zehen zu halten wußte. Auch war der am eifrigſten: die Uebrigen baumelten mit den Füßen, dehnten, bald dieſer, bald jener, kniſternd die Schwungfedern aus, daß die Farben derſelben ſchimmerten wie Taubenhälſe, und neckten einander während des Spieles.

Ueber alles dies ſich zu wundern, fand Muſa nicht

Zeit, bis der Tanz beendigt war, der ziemlich lang dauerte; denn der luſtige Herr ſchien ſich dabei ſo wohl zu gefallen, als die Jungfrau, welche im Himmel herumzuſpringen meinte. Allein als die Muſik aufhörte und Muſa hochaufathmend daſtand, fing ſie erſt an, ſich ordentlich zu fürchten und ſah erſtaunt auf den Alten, der weder keuchte noch warm hatte und nun zu reden begann. Er gab ſich als David, den königlichen Ahnherrn der Jungfrau Maria zu erkennen und als deren Abgeſandten. Und er fragte ſie, ob ſie wohl Luſt hätte, die ewige Seligkeit in einem nauſhörlnichen Freudentanze zu verbringen, einem Tanze, gegen welchen der ſo eben beendigte ein trübſeliges Schleichen zu nennen ſei?

Worauf ſie ſogleich erwiederte, ſie wüßte ſich nichts Beſſeres zu wünſchen! Worauf der ſelige König David wiederum ſagte: Wohlan, ſo habe ſie nichts anderes zu thun, als während ihrer irdiſchen Lebenstage aller Luſt und allem Tanze zu entſagen und ſich lediglich der Buße und den geiſtlichen Uebungen zu weihen, und zwar ohne Wanken und ohne allen Rückfall.

Dieſe Bedingung machte das Jungfräulein ſtutzig und ſie ſagte: Alſo gänzlich müßte ſie auf das Tanzen verzichten? Und ſie zweifelte, ob denn auch im Himmel wirklich getanzt würde? Denn Alles habe ſeine

Zeit; dieſer Erdboden ſchiene ihr gut und zweckdienlich, um darauf zu tanzen, folglich würde der Himmel wohl andere Eigenſchaften haben, anſonſt ja der Tod ein überflüſſiges Ding wäre.

Allein David ſetzte ihr auseinander, wie ſehr ſie in dieſer Beziehung im Irrthum ſei, und bewies ihr durch viele Bibelſtellen ſowie durch ſein eigenes Beiſpiel, daß das Tanzen allerdings eine geheiligte Beſchäftigung für Selige ſei. Jetzt aber erfordere es einen raſchen Entſchluß, ja oder nein, ob ſie durch zeitliche Entſagung zur ewigen Freude eingehen wolle oder nicht; wolle ſie nicht, ſo gehe er weiter; denn man habe im Himmel noch einige Tänzerinnen von Nöthen.

Muſa ſtand noch immer zweifelhaft und unſchlüſſig und ſpielte ängſtlich mit den Fingerſpitzen am Munde; es ſchien ihr zu hart, von Stund an nicht mehr zu tanzen um eines unbekannten Lohnes willen.

Da winkte David und plötzlich ſpielte die Muſik einige Takte einer ſo unerhört glückſeligen, überirdiſchen Tanzweiſe, daß dem Mädchen die Seele im Leibe hüpfte und alle Glieder zuckten; aber ſie vermochte nicht eines zum Tanze zu regen und ſie merkte, daß ihr Leib viel zu ſchwer und ſtarr ſei für dieſe Weiſe. Da ſchlug ſie voll Sehnſucht ihre Hand in diejenige des Königs und gelobte das, was er begehrte.

Da war er nicht mehr zu ſehen und die muſizirenden Engel rauſchten, flatterten und drängten ſich durch ein offenes Kirchenfenſter davon, nachdem ſie in muthwilliger Kinderweiſe ihre zuſammengerollten Notenblätter den geduldigen Steinengeln um die Backen geſchlagen hatten, daß es klatſchte.

Da ging Muſa andächtigen Schrittes nach Hauſe, jene himmliſche Melodie im Ohr tragend, und ließ ſich ein grobes Gewand anfertigen, legte alle Zierkleidung ab und zog jenes an. Zugleich baute ſie ſich im Hintergrunde des Gartens ihrer Eltern, wo ein dichter Schatten von Bäumen lagerte, eine Zelle, machte ein Bettchen von Moos darin und lebte dort von nun an abgeſchieden von ihren Hausgenoſſen als eine Büßerin und Heilige. Alle Zeit brachte ſie im Gebete zu und öfter ſchlug ſie ſich mit einer Geißel; aber ihre härteſte Bußübung beſtand darin, die Beine ſtill und ſteif zu halten; ſobald nur ein Ton erklang, das Zwitſchern eines Vogels oder das Rauſchen der Blätter in der Luft, ſo zuckten ihre Füße und meinten, ſie müßten tanzen.

Als dies unwillkürliche Zucken ſich nicht verlieren wollte, welches ſie zuweilen, ehe ſie ſich deſſen verſah, zu einem kleinen Sprung verleitete, ließ ſie ſich die feinen Füßchen mit einer leichten Kette zuſammenſchmieden. Ihre Verwandten und Freunde wunderten ſich über die Umwandlung Tag und Nacht, freuten ſich über den Beſitz einer ſolchen Heiligen und hüteten die Einſiedelei unter den Bäumen wie einen Augapfel. Viele kamen, Rath und Fürbitte zu holen. Vorzüglich brachte man junge Mädchen zu ihr, welche etwas träg und unbeholfen auf den Füßen waren, da man bemerkt hatte, daß alle, welche ſie berührt, alſobald leichten und anmuthvollen Ganges wurden.

So brachte ſie drei Jahre in ihrer Klauſe zu; aber gegen das Ende des dritten Jahres war Muſa faſt ſo dünn und durchſichtig wie ein Sommerwölklein geworden. Sie lag beſtändig auf ihrem Bettchen von Moos und ſchaute voll Sehnſucht in den Himmel, und ſie glaubte ſchon die goldenen Sohlen der Seligen durch das Blau hindurch tanzen und ſchleifen zu ſehen.

An einem rauhen Herbſttage endlich hieß es, die Heilige liege im Sterben. Sie hatte ſich das dunkle Bußkleid ausziehen und mit blendend weißen Hochzeitsgewändern bekleiden laſſen. So lag ſie mit gefalteten Händen und erwartete lächelnd die Todesſtunde. Der ganze Garten war mit andächtigen Menſchen angefüllt, die Lüfte rauſchten und die Blätter der Bäume ſanken von allen Seiten hernieder. Aber unverſehens wandelte ſich das Wehen des Windes in Muſik, in allen Baumkronen ſchien dieſelbe zu ſpielen, und als die Leute emporſahen, ſiehe, da waren alle Zweige mit jungem Grün bekleidet, die Myrthen und Granaten blühten und dufteten, der Boden bedeckte ſich mit Blumen und ein roſenfarbiger Schein lagerte ſich auf die weiße zarte Geſtalt der Sterbenden.

In dieſem Augenblicke gab ſie ihren Geiſt auf, die Kette an ihren Füßen ſprang mit einem hellen Klange entzwei, der Himmel that ſich auf weit in der Runde, voll unendlichen Glanzes, und Jedermann konnte hinein ſehen. Da ſah man viel tauſend ſchöne Jungfern und junge Herren im höchſten Schein, tanzend im unabſehbaren Reigen. Ein herrlicher König fuhr auf einer Wolke, auf deren Rand eine kleine Extramuſik von ſechs Engelchen ſtand, ein wenig gegen die Erde und empfing die Geſtalt der ſeligen Muſa vor den Augen aller Anweſenden, die den Garten füllten. Man ſah noch, wie ſie in den offenen Himmel ſprang und augenblicklich tanzend ſich in den tönenden und leuchtenden Reihen verlor.

Im Himmel war eben hoher Feſttag; an Feſttagen aber war es, was zwar vom heiligen Gregor von Nyſſa beſtritten, von demjenigen von Nazianz aber aufrecht gehalten wird, Sitte, die neun Muſen, die ſonſt in der Hölle ſaßen, einzuladen und in den Himmel zu laſſen, daß ſie da Aushülfe leiſteten. Sie bekamen gute Zehrung, mußten aber nach verrichteter Sache wieder an den andern Ort gehen.

Als nun die Tänze und Geſänge und alle Ceremonien zu Ende und die himmliſchen Heerſchaaren ſich zu Tiſche ſetzten, da wurde Muſa an den Tiſch gebracht, an welchem die neun Muſen bedient wurden. Sie ſaßen faſt verſchüchtert zuſammengedrängt und blickten mit den feurigen ſchwarzen oder tiefblauen Augen um ſich. Die emſige Martha aus dem Evangelium ſorgte in eigener Perſon für ſie, hatte ihre ſchönſte Küchenſchürze umgebunden und einen zierlichen kleinen Rußfleck an dem weißen Kinn und nöthigte den Muſen alles Gute freundlich auf. Aber erſt, als Muſa und auch die heilige Cäcilia und noch andere kunſterfahrene Frauen herbei kamen und die ſcheuen Pierinnen heiter begrüßten und ſich zu ihnen geſellten, da thauten ſie auf, wurden zutraulich und es entfaltete ſich ein anmuthig fröhliches Daſein in dem Frauenkreiſe. Muſa ſaß neben Terpſichore und Cäcilia zwiſchen Polyhymnien und Euterpen und Alle hielten ſich bei den Händen. Nun kamen auch die kleinen Muſikbübchen und ſchmeichelten den ſchönen Frauen, um von den glänzenden Früchten zu bekommen, die auf dem ambroſiſchen Tiſche ſtrahlten. König David ſelbſt kam und brachte einen goldenen Becher, aus dem Alle tranken, daß holde Freude ſie erwärmte;

er ging wohlgefällig um den Tiſch herum, nicht ohne der lieblichen Erato einen Augenblick das Kinn zu ſtreicheln im Vorbeigehen. Als es dergeſtalt hoch herging an dem Muſentiſch, erſchien ſogar unſere liebe Frau in all' ihrer Schönheit und Güte, ſetzte ſich auf ein Stündchen zu den Muſen und küßte die hehre Urania unter ihrem Sternenkranze zärtlich auf den Mund, als ſie ihr beim Abſchiede zuflüſterte, ſie werde nicht ruhen, bis die Muſen für immer im Paradieſe bleiben könnten.

Es iſt freilich nicht ſo gekommen. Um ſich für die erwieſene Güte und Freundlichkeit dankbar zu erweiſen und ihren guten Willen zu zeigen, rathſchlagten die Muſen untereinander und übten in einem abgelegenen Winkel der Unterwelt einen Lobgeſang ein, dem ſie die Form der im Himmel üblichen feierlichen Choräle zu geben ſuchten. Sie theilten ſich in zwei Hälften von je vier Stimmen, über welche Urania eine Art Oberſtimme führte, und brachten ſo eine merkwürdige Vokalmuſik zuwege.

Als nun der nächſte Feſttag im Himmel gefeiert wurde und die Muſen wieder ihren Dienſt thaten, nahmen ſie einen für ihr Vorhaben günſtig ſcheinenden Augenblick wahr, ſtellten ſich zuſammen auf und begannen ſänftlich ihren Geſang, der bald gar mächtig anſchwellte. Aber in dieſen Räumen klang er ſo düſter, ja faſt trotzig und rauh, und dabei ſo ſehnſuchtsſchwer und klagend, daß erſt eine erſchrockene Stille waltete, dann aber alles Volk von Erdenleid und Heimweh ergriffen wurde und in ein allgemeines Weinen ausbrach.

Ein unendliches Seufzen rauſchte durch die Himmel; beſtürzt eilten alle Aelteſten und Propheten herbei, indeſſen die Muſen in ihrer guten Meinung immer lauter und melancholiſcher ſangen und das ganze Paradies mit allen Erzvätern, Aelteſten und Propheten, Alles, was je auf grüner Wieſe gegangen oder gelegen, außer Faſſung gerieth. Endlich aber kam die allerhöchſte Trinität ſelber heran, um zum Rechten zu ſehen und die eifrigen Muſen mit einem lang hinrollenden Donnerſchlage zum Schweigen zu bringen.

Da kehrten Ruhe und Gleichmuth in den Himmel zurück; aber die armen neun Schweſtern mußten ihn verlaſſen und durften ihn ſeither nicht wieder betreten

◆

Das

Sinngedicht.

Novellen

von

Gottfried Keller.

Berlin
Verlag von Wilhelm Hertz
(Beſſerſche Buchhandlung)
1882.

Universitätsbibliothek Leipzig

55 - 5766

D

26. 2. 56

Dt. Lit. / 19. Jhd.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Leipziger Stadtbibliothek

Henri u. Martha Hinrichsen
Stiftung

Weimar. - Hof-Buchdruckerei.

Inhalts-Verzeichniss.

Seite

Erſtes Capitel.

Ein Naturforſcher entdeckt ein Verfahren und reitet über Land, dasſelbe zu prüfen 3

Zweites Capitel.

Worin es zur einen Hälfte gelingt 10

Drittes Capitel.

Worin es zur andern Hälfte gelingt 15

Viertes Capitel.

Worin ein Rückſchritt vermieden wird 20

Fünftes Capitel.

Herr Reinhart beginnt die Tragweite ſeiner Unternehmung zu ahnen 28

Sechstes Capitel.

Worin eine Frage geſtellt wird 34

Siebentes Capitel.

Von einer thörichten Jungfrau 44

Achtes Capitel.

Regine 69

Neuntes Capitel.

Die arme Baronin 155

Seite

Zehntes Capitel.

Die Geiſterſeher 216

Elftes Capitel.

Don Correa 266

Zwölftes Capitel.

Die Berlocken 344

Dreizehntes Capitel.

In welchem das Sinngedicht ſich bewährt 368

Das Sinngedicht.

Erſtes Capitel.

Ein Naturforſcher entdeckt ein Verfahren und reitet über Land, daßſelbe zu prüfen.

Vor etwa fünfundzwanzig Jahren, als die Naturwiſſenſchaften eben wieder auf einem höchſten Gipfel ſtanden, obgleich das Geſetz der natürlichen Zuchtwahl noch nicht bekannt war, öffnete Herr Reinhart eines Tages ſeine Fenſterläden und ließ den Morgenglanz, der hinter den Bergen hervorkam, in ſein Arbeitsgemach, und mit dem Frühgolde wehte eine friſche Sommermorgenluft daher und bewegte kräftig die ſchweren Vorhänge und die ſchattigen Haare des Mannes.

Der junge Tagesſchein erleuchtete die Studierſtube eines Doctor Fauſten, aber durchaus ins Moderne, Bequeme und Zierliche überſetzt. Statt der maleriſchen Eſſe, der ungeheuerlichen Kolben und Keſſel, gab es da nur feine Spirituslampen und leichte Glasröhren, Porzellanſchalen und Fläſchchen mit geſchliffenem Verſchluſſe, angefüllt mit Trockenem und Flüſſigem aller Art, mit Säuren, Salzen und Kriſtallen. Die Tiſche waren bedeckt mit geognoſtiſchen Karten, Mineralien und hölzernen Feldſpathmodellen; Schichten gelehrter Jahrbücher in allen Sprachen belaſteten Stühle und Divans, und auf den Spiegeltiſchchen glänzten phyſikaliſche Inſtrumente in blankem Meſſing. Kein ausgeſtopftes Monſtrum hing an räucherigem Gewölbe, ſondern beſcheiden hockte ein lebendiger Froſch in einem Glaſe und harrte ſeines Stündleins, und ſelbſt das übliche Menſchengerippe in der dunkeln Ecke fehlte, wogegen eine Reihe von Menſchen- und Thierſchädeln ſo weiß und appetitlich ausſah, daß ſie eher den Nippſachen eines Stutzers glichen, als dem unheimlichen Hokuspokus eines alten Laboranten. Statt beſtaubter Herbarien ſah man einige feine Bogen mit Zeichnungen von Pflanzengeweben, ſtatt ſchweinslederner Folianten engliſche Prachtwerke in gepreßter Leinwand.

Wo man ein Buch oder Heft aufſchlug, erblickte man nur den lateiniſchen Gelehrtendruck, Zahlenſäulen und Logarithmen. Kein einziges Buch handelte von menſchlichen oder moraliſchen Dingen, oder, wie man vor hundert Jahren geſagt haben würde, von Sachen des Herzens und des ſchönen Geſchmackes.

So wollte alſo Reinhart ſich wieder an eine ſtille, ſubtile Arbeit begeben, die er ſchon ſeit Wochen betrieb. In der Mitte des Zimmers ſtand ein ſinnreicher Apparat, allwo ein Sonnenſtrahl eingefangen und durch einen Kriſtallkörper geleitet wurde, um ſein Verhalten in demſelben zu zeigen und womöglich das innerſte Geheimniß ſolcher durchſichtigen Bauwerke zu beleuchten. Schon viele Tage ſtand Reinhart vor der Maſchine, guckte durch eine Röhre, den Rechenſtift in der Hand, und ſchrieb Zahlen auf Zahlen.

Als die Sonne einige Spannen hoch geſtiegen, verſchloß er wieder die Fenſter vor der ſchönen Welt mit Allem, was draußen lebte und webte, und ließ nur einen einzigen Lichtſtrahl in den verdunkelten Raum, durch ein kleines Löchlein, das er in den Laden gebohrt hatte. Als dieſer Strahl ſorgfältig auf die Tortur geſpannt war, wollte Reinhart ungeſäumt ſein Tagewerk beginnen, nahm Papier und Bleiſtift zur Hand und guckte hinein, um da fortzufahren, wo er geſtern ſtehen geblieben.

Da fühlte er einen leiſe ſtechenden Schmerz im Auge; er rieb es mit der Fingerſpitze und ſchaute mit dem andern durch das Rohr, und auch dieſes ſchmerzte; denn er hatte allbereits angefangen, durch das anhaltende Treiben ſich die Augen zu verderben, namentlich aber durch den unaufhörlichen Wechſel zwiſchen dem erleuchteten Kriſtall und der Dunkelheit, wenn er in dieſer ſeine Zahlen ſchrieb.

Das merkte er jetzt und fuhr bedenklich zurück; wenn die Augen krank wurden, ſo war es aus mit allen ſinnlichen Forſchungen, und Reinhart ſah ſich dann auf beſchauliches Nachdenken über das zurückgeführt, was er bislang geſehen. Er ſetzte ſich betroffen in einen weichen

Lehnſtuhl, und da es nun gar ſo dunkel, ſtill und einſam war, beſchlichen ihn ſeltſame Gedanken.

Nachdem er in munterer Bewegung den größten Theil ſeiner Jugend zugebracht und dabei mit Aufmerkſamkeit unter den Menſchen genug geſehen hatte, um von der Geſetzmäßigkeit und dem Zuſammenhange der moraliſchen Welt überzeugt zu werden, und wie überall nicht ein Wort fällt, welches nicht Urſache und Wirkung zugleich wäre, wenn auch ſo gering wie das Säuſeln des Grashalmes auf einer Wieſe, war die Erkundung des Stofflichen und Sinnlichen ihm ſein All' und Eines geworden.

Nun hatte er ſeit Jahren das Menſchenleben faſt vergeſſen, und daß er einſt auch gelacht und gezürnt, thöricht und klug, froh und traurig geweſen. Jetzt lachte er nur, wenn unter ſeinen chemiſchen Stoffen allerlei Komödien und unerwartete Entwickelungen ſpielten; jetzt wurde er nur verdrießlich, wenn er einen Rechnungsfehler machte, falſch beobachtete oder ein Glas zerbrach; jetzt fühlte er ſich nur klug und froh, wenn er bei ſeiner Arbeit das große Schauſpiel mit genoß, welches den unendlichen Reichthum der Erſcheinungen unaufhaltſam auf eine einfachſte Einheit zurückzuführen ſcheint, wo es heißt, im Anfang war die Kraft, oder ſo was.

Die moraliſchen Dinge, pflegte er zu ſagen, flattern ohnehin gegenwärtig wie ein entfärbter und heruntergekommener Schmetterling in der Luft; aber der Faden, an dem ſie flattern, iſt gut angebunden und ſie werden uns nicht entwiſchen, wenn ſie auch immerfort die größte Luſt bezeigen, ſich unſichtbar zu machen.

Jetzt aber war es ihm, wie geſagt, unbehaglich zu Muth geworden; in der Beſorgniß um ſeine Augen ſtellte er ſich alle die guten Dinge vor, welche man mittelſt derſelben ſehen könne, und unvermerkt miſchte ſich darunter die menſchliche Geſtalt, und zwar nicht in ihren zerlegbaren Beſtandtheilen, ſondern als Ganzes, wie ſie ſchön und lieblich anzuſehen iſt und wohllautende Worte hören läßt. Es war ihm, als ob er ſogleich viel gute Worte hören und darauf antworten möchte, und es gelüſtete ihn plötzlich, auf das durchſichtige Meer des Lebens hinauszufahren, das Schifflein im reizenden Verſuche der Freiheit da oder dorthin zu ſteuern, wo liebliche Dinge lockten. Aber es fiel ihm nicht der geringſte Anhalt, nicht das kleinſte Verhältniß ein zur Uebung menſchlicher Sitte; er hatte ſich vereinſamt und feſtgerannt, es blieb ſtill und dunkel um ihn her, es ward ihm ſchwül und unleidlich und er ſprang auf und warf die Fenſterläden wieder weit auseinander, damit es hell würde. Dann eilte er in eine Bodenkammer hinauf, wo er in Schränken eine verwahrloſte Menge von Büchern ſtehen hatte, die von den halbvergeſſenen menſchlichen Dingen handelten. Er zog einen Band hervor, blies den Staub davon, klopfte ihn tüchtig aus und ſagte: Komm, tapferer Leſſing! es führt dich zwar jede Wäſcherin im Munde, aber ohne eine Ahnung von deinem eigentlichen Weſen zu haben, das nichts Anderes iſt, als die ewige Jugend und Geſchicklichkeit zu allen Dingen, der unbedingte gute Wille ohne Falſch und im Feuer vergoldet!

Es war ein Band der Lachmann'ſchen Leſſingausgabe und zwar der, in welchem die Sinngedichte des Friedrich von Logau ſtehen, und wie Reinhart ihn aufſchlug, fiel ihm dieſer Spruch in die Augen:

> Wie willſt du weiße Lilien zu rothen Roſen machen?
> Küß eine weiße Galathee: ſie wird erröthend lachen.

Sogleich warf er das Buch weg und rief: Dank dir, Vortrefflicher, der mir durch den Mund des noch älteren Todten einen ſo ſchönen Rath gibt! O, ich wußte wohl, daß man dich nur anzufragen braucht, um gleich etwas Geſcheidtes zu hören!

Und das Buch wieder aufnehmend, die Stelle nochmals laut leſend, rief Reinhart: Welch' ein köſtliches Experiment! Wie einfach, wie tief, klar und richtig, ſo hübſch abgewogen und gemeſſen! Gerade ſo muß es ſein: erröthend lachen! Küß eine weiße Galathee, ſie wird erröthend lachen!

Das wiederholte er beſtändig vor ſich her, während er Reiſekleider hervorſuchte und ſeinen alten Diener herbeirief, daß er ihm ſchleunig helfe, den Mantelſack zu packen und das erſte beſte Miethpferd beſtelle auf mehrere Tage. Er anbefahl dem Alten die Obhut ſeiner Wohnung und ritt eine Stunde ſpäter zum Thore hinaus, entſchloſſen, nicht zurückzukehren, bis ihm der lockende Verſuch gelungen.

Er hatte die artige Vorſchrift auf einen Papierſtreifen geſchrieben, wie ein Recept, und in die Brieftaſche gelegt.

◆

Zweites Capitel.

Worin es zur einen Hälfte gelingt.

Als Reinhart eine Weile in den thauigen Morgen hineingezogen, wo hier und da Senſen blinkten und friſche Heuerinnen die Mahden auf den Wieſen ausbreiteten, kam er an eine lange und breite, ſehr ſchöne Brücke, welche der Frühe wegen noch ſtill und unbegangen war, und wie ein leerer Saal in der Sonne lag. Am Eingange ſtand ein Zollhäuschen von zierlichem Holzwerk, von blühenden Winden bedeckt, und neben dem Häuschen klang ein klarer Brunnen, an welchem die Zöllnerstochter eben das Geſicht gewaſchen hatte und ſich die Haare kämmte. Als ſie zu dem Reiter herantrat, um den Brückenzoll zu fordern, ſah er, daß es ein ſchönes blaſſes Mädchen war, ſchlank von Wuchs, mit einem feinen, luſtigen Geſicht und kecken Augen. Das offene braune Haar bedeckte die Schultern und den Rücken, und war wie das Geſicht und die Hände feucht von dem friſchen Quellwaſſer.

„Wahrhaftig mein Kind!“ ſagte Reinhart, „Ihr ſeid die ſchönſte Zöllnerin, die ich je geſehen, und ich gebe

Euch den Zoll nicht, bis Ihr ein wenig mit mir geplaudert habt!“

Sie erwiderte: „Ihr ſeid bei Zeiten aufgeſtanden, Herr, und ſchon früh guter Dinge. Doch wenn Ihr mir noch einige Mal ſagen wollt, daß ich ſchön ſei, ſo will ich gern mit Euch plaudern, ſo lang es Euch gefällt, und Euch jedesmal antworten, daß Ihr der verſtändigſte Reiter ſeid, den ich je geſehen habe!

„Ich ſage es noch ein Mal; der dieſe ſchöne neue Brücke gebaut und das kunſtreiche Häuschen dazu erfunden, muß ſich erfreuen, wenn er ſolche Zöllnerin davor ſieht!“

„Das thut er nicht, er haßt mich!“

„Warum haßt er Euch?“

„Weil ich zuweilen, wenn er in der Nacht mit ſeinen zwei Rappen über die Brücke fährt, ihn etwas warten laſſe, eh' ich herauskomme und den Schlagbaum aufziehe; beſonders wenn es regnet und kalt iſt, ärgert ihn das in ſeiner offenen Kaleſche.“

„Und warum zieht Ihr den Schlagbaum ſo lang nicht auf?“

„Weil ich ihn nicht leiden kann!“

„Ei, und warum kann man ihn nicht leiden?“

„Weil er in mich verliebt iſt und mich doch nicht anſieht, obgleich wir miteinander aufgewachſen ſind. Ehe die Brücke gebaut war, hatte mein Vater die Fähre an dieſer Stelle; der Baumeiſter war eines Fiſchers Sohn da drüben, und wir fuhren immer auf der Fähre mit, wenn Leute überſetzten. Jetzt iſt er ein großer Baumeiſter geworden und will mich nicht mehr kennen; er ſchämt ſich aber vor mir, die ich hübſch bin, weil er immer eine buckelige, einäugige Frau im Wagen neben ſich hat.“

„Warum hat er, der ſo ſchöne Werke erfindet, eine ſo häßliche Frau?“

„Weil ſie die Tochter eines Rathsmannes iſt, der ihm den Brückenbau verſchaffen konnte, durch den er groß und berühmt geworden. Jener ſagte, er müſſe ſeine Tochter heirathen, ſonſt ſolle er die Brücke nicht bauen.“

„Und da hat er es gethan?“

„Ja, ohne ſich zu beſinnen; ſeitdem muß ich lachen, wenn er über die Brücke fährt; denn er macht eine ſehr traurige Figur neben ſeiner Buckligen, während er nichts als ſchlanke Pfeiler und hohe Kirchthürme im Kopfe hat.“

„Woher weißt Du aber, daß er in Dich verliebt iſt?“

„Weil er immer wieder vorüberkommt, auch wenn er einen Umweg machen muß, und dann mich doch nicht anſieht!“

„Habt Ihr denn nicht ein wenig Mitleid mit ihm, oder ſeid Ihr am Ende nicht auch in ihn verliebt?“

„Dann würde ich Euch nichts erzählen! Einer, der eine Frau nimmt, die ihm nicht gefällt, und dann Andere gern ſieht, die er doch nicht anzuſchauen wagt, iſt ein Wicht, bei dem nicht viel zu holen iſt, meint Ihr nicht?“

„Sicherlich! Und um ſo mehr, als dieſer alſo recht gut weiß, was ſchön iſt; denn je länger ich Euch und dieſe Brücke betrachte, deſto lauter muß ich geſtehen, daß es zwei ſchöne Dinge ſind! Und doch nahm er die Häßliche nur, um die Brücke bauen zu dürfen!"

„Aber er hätte auch die Brücke fahren laſſen und mich nehmen können, und dann hätte er auch etwas ſchönes gehabt, wie Ihr ſagt!"

„Das iſt gewiß! Nun, er hat den Nutzen für ſich erwählt, und Ihr habt Euere Schönheit behalten! Hier ſeid Ihr gerade an der rechten Stelle; viele Augen können Euch da ſehen und ſich an dem Anblick erfreuen!"

„Das iſt mir auch lieb und mein größtes Vergnügen! Hundert Jahre möchte ich ſo vor dieſem Häuslein ſtehen und immer jung und hübſch ſein! Die Schiffer grüßen mich, wenn ſie unter der Brücke durchfahren, und wer darüber geht, dreht den Hals nach mir. Das fühl' ich, auch wenn ich den Rücken kehre, und weiter verlang' ich nichts. Nur der Herr Baumeiſter iſt der Einzige, der mich nie anſieht, und es doch am liebſten thäte! Aber nun gebt mir endlich den Zoll und zieht Euere Straße, Ihr wißt nun genug von mir für die ſchönen Worte, die Ihr mir gegeben!"

„Ich gebe Dir den Zoll nicht, feines Kind, bis Du mir einen Kuß gegeben!"

„Auf die Art müßte ich meinen Zoll wieder verzollen und meine eigene Schönheit verſteuern!"

„Das müßt Ihr auch, wer ſagt etwas Anderes? Würde bringt Bürde!"

„Zieht mit Gott, es wird nichts daraus!“

„Aber Ihr müßt es gern thun, Allerſchönſte! So ein bischen von Herzen!“

„Gebt den Zoll und geht!“

„Sonſt thu' ich es ſelbſt nicht; denn ich küſſe nicht eine Jede! Wenn Du's recht artig vollbringſt, ſo will ich das Lob Deiner Schönheit verkünden und von Dir erzählen, wo ich hinkomme; und ich komme weit herum!“

„Das iſt nicht nöthig; alle guten Werke loben ſich ſelbſt!“

„So werde ich dennoch reden, auch wenn Ihr mich nicht küßt, beſte Schöne! Denn Ihr ſeid zu ſchön, als daß man davon ſchweigen könnte! Hier iſt der Zoll!“

Er legte das Geld in ihre Hand; da hob ſie den Fuß in ſeinen Steigbügel, er gab ihr die Hand und ſie ſchwang ſich zu ihm hinauf, ſchlang ihren Arm um ſeinen Hals und küßte ihn lachend. Aber ſie erröthete nicht, obgleich auf ihrem weißen Geſicht der bequemſte und anmuthigſte Platz dazu vorhanden war. Sie lachte noch, als er ſchon über die Brücke geritten war und noch einmal zurückſchaute.

Für's Erſte, ſagte er zu ſich ſelbſt, iſt der Verſuch nicht gelungen; die nothwendigen Elemente waren nicht beiſammen. Aber ſchon das Problem iſt ſchön und lieblich, wie lohnend müßte erſt das Gelingen ſein!

Drittes Capitel.

Worin es zur andern Hälfte gelingt.

Hierauf durchritt er verſchiedene Gegenden, bis es Mittag wurde, ohne daß ihm eine weitere günſtige Gelegenheit aufgeſtoßen wäre. Jetzt erinnerte ihn aber der Hunger daran, daß es Zeit zur Einkehr ſei und eben, als er das Pferd zu einem Wirthshauſe lenken wollte, fiel ihm der Pfarrherr des Dorfes ein, welcher ein alter Bekannter von ihm ſein mußte, und er richtete ſeinen Weg nach dem Pfarrhauſe. Dort erregte er ein großes Erſtaunen und eine unverhehlte Freude, die alſobald nach Schüſſeln und Tellern, nach Töpfchen und Gläſern, nach Eingemachtem und Gebackenem auseinander lief, um das gewöhnliche Mittagsmahl zu erweitern. Zuletzt erſchien eine blühende Tochter, deren Daſein Reinhart mit den Jahren vergeſſen hatte; überraſcht erinnerte er ſich nun wohl des artigen kleinen Mädchens, welches jetzt zur Jungfrau herangewachſen war, deren Wangen ein feines Roth ſchmückte und deren längliche Naſe gleich einem ernſten Zeiger andächtig zur Erde wies, wohin auch der beſcheidene Blick fortwährend ihr folgte. Sie begrüßte den Gaſt, ohne die Augen aufzuſchlagen, und verſchwand dann gleich wieder in die Küche.

Nun unterhielten ihn Vater und Mutter ausſchließlich von den Schickſalen ihres Hauſes und verriethen eine wunderſame Ordnungsliebe in dieſem Punkte; denn ſie hatten alle ihre kleinen Erfahrungen und Vorkommniſſe auf das Genaueſte eingereiht und abgetheilt, die angenehmen von den betrübenden abgeſondert und jedes Einzelne in ſein rechtes Licht geſetzt und in reinliche Beziehung zum Andern gebracht. Der Hausherr gab dann dem Ganzen die höhere Weihe und Beleuchtung, wobei er merken ließ, daß ihm die berufliche Meiſterſchaft im Gottvertrauen gar wohl zu Statten käme bei der Lenkung einer ſo wunderbarlichen Lebensfahrt. Die Frau unterſtützte ihn eifrigſt und ſchloß Klagen wie Lobpreiſungen mit dem Ruhme ihres Mannes und mit dem gebührenden Danke gegen den lieben Gott, der in dieſer kleinen, friedlich bewegten Familie ein beſonderes, fein ausgearbeitetes Kunſtwerk ſeiner Weltregierung zu erhalten ſchien, durchſichtig und klar wie Glas in allen ſeinen Theilen, worin nicht ein dunkles Gefühlchen im Verborgenen ſtürmen konnte.

Dem entſprachen auch die vielen Glasglocken, welche mannichfache Familiendenkmale vor Staub ſchützten, ſowie die zahlreichen Rähmchen an der Wand mit Silhouetten, Glückwünſchen, Liederſprüchen, Epitaphien, Blumenkränzen und Landſchaften von Haar, Alles ſymmetriſch aufgehängt und mit reinlichem Glaſe bedeckt. In Glasſchränken glänzten Porzellantaſſen mit Namenszügen, geſchliffene Gläſer mit Inſchriften, Wachsblumen und Kirchenbücher mit vergoldeten Schlöſſern.

So ſah auch die Pfarrerstochter aus, wie wenn ſie eben aus einem mit Spezereien durchdufteten Glasſchranke käme, als ſie, ſorgfältig geputzt, wieder eintrat. Sie trug ein himmelblau ſeidenes Kleidchen, das knapp genug einen rundlichen Buſen umſpannte, auf welchen die liebe, ernſthafte Naſe immerfort hinab zeigte. Auch hatte ſie zwei goldene Löcklein entfeſſelt und eine ſchneeweiße Küchenſchürze umgebunden; und ſie ſetzte einen Pudding ſo ſorgfältig auf den Tiſch, wie wenn ſie die Weltkugel hielte. Dabei duftete ſie angenehm nach dem würzigen Kuchen, den ſie eben gebacken hatte.

Ihre Eltern behandelten ſie aber ſo feierlich und gemeſſen, daß ſie ohne ſichtbaren Grund oftmals erröthete und bald wieder wegging. Sie machte ſich auf dem Hofe zu ſchaffen, wo Reinharts Pferd angebunden war, und in eifriger Fürſorge fütterte ſie das Thier. Sie rückte ihm ein Gartentiſchchen unter die Naſe und ſetzte ihm in ihrem Strickkörbchen einige Brocken Hausbrot, halbe Semmeln und Zwiebäcke vor, nebſt einer guten Handvoll Salatblätter; auch ſtellte ſie ein grünes Gießkännchen mit Waſſer daneben, ſtreichelte das Pferd mit zager Hand und trieb tauſend fromme Dinge. Dann ging ſie in ihr

Zimmerchen, um ſchnell die unverhofften Ereigniſſe in ihr Tagebuch einzutragen; auch ſchrieb ſie raſch einen Brief.

Inzwiſchen ging auch Reinhart hinunter, um das Pferd vorläufig bereit zu machen. Dieſes hatte ſich das Gießkännchen an die Naſe geklemmt und am Gießkännchen hing das Strickkörbchen, und beide Dinge ſuchte das verlegene Thier unmuthvoll abzuſchlenkern, ohne daß es ihm gelingen wollte. Reinhart lachte ſo laut, daß die Tochter es augenblicklich hörte und durch das Fenſter ſah. Als ſie das Abenteuer entdeckte, kam ſie eilig herunter, nahm ſich ein Herz und bat Reinhart beinahe zitternd, daß er ihren Eltern und Niemand etwas davon ſagen möchte, da es ihr für lange Zeit zum Aufſehen und zur Lächerlichkeit gereichen würde. Er beruhigte ſie höflich und ſo gut er konnte, und ſie eilte mit Körbchen und Kanne wie ein Reh davon, ſie zu verbergen. Doch zeigte ſie ſich bald wieder hinter einem Fliederbuſche und ſchien ein bedeutendes Anliegen auf dem Herzen zu haben. Reinhart ſchlüpfte hinter den Buſch; ſie zog einen ſorgfältig verſiegelten, mit prachtvoller Adreſſe verſehenen Brief aus der Taſche, den ſie ihm mit der geflüſterten Bitte überreichte, das Schreiben, welches einen Gruß und wichtigen Auftrag enthielte, doch ja unfehlbar an eine Freundin zu beſtellen, die unweit von ſeinem Reiſepfade wohne.

Ebenſo flüſternd und bedeutſam theilte ihr Reinhart mit, daß er ſie in Folge eines heiligen Gelübdes ohne Widerrede küſſen müſſe. Sie wollte ſogleich entfliehen;

allein er hielt ſie feſt und liſpelte ihr zu, wenn ſie ſich widerſetze, ſo würde er das Geheimniß von der Gießkanne unter die Leute bringen, und dann ſei ſie für immer im Gerede. Zitternd ſtand ſie ſtill, und als er ſie nun umarmte, erhob ſie ſich ſogar auf die Zehen und küßte ihn mit geſchloſſenen Augen, über und über mit Roth begoſſen, aber ohne nur zu lächeln, vielmehr ſo ernſt und andächtig, als ob ſie das Abendmahl nähme. Reinhart dachte, ſie ſei zu ſehr erſchrocken, und hielt ſie ein kleines Weilchen im Arm, worauf er ſie zum zweiten Male küßte. Aber ebenſo ernſthaft wie vorhin küßte ſie ihn wieder und ward noch viel röther; dann floh ſie wie ein Blitz davon.

Als er wieder ins Haus trat, kam ihm der Pfarrherr heiter entgegen und zeigte ihm ſein Tagebuch, in welchem ſein Beſuch bereits mit erbaulichen Worten vorgemerkt war, und die Pfarrfrau ſagte: „Auch ich habe einige Zeilen in meine Gedenkblätter geſchrieben, lieber Reinhart, damit uns Ihre Begegnung ja recht friſch im Gedächtniſſe bleibe!“

Er verabſchiedete ſich aufs freundlichſte von den Leuten, ohne daß ſich die Tochter wieder ſehen ließ.

Wiederum nicht gelungen! rief er, nachdem er vom Pfarrhofe weggeritten, aber immer reizender wird das Kunſtſtück, je ſchwieriger es zu ſein ſcheint!

◆

Viertes Capitel.

Worin ein Rückſchritt vermieden wird.

Da das Pferd noch hungrig ſein mußte, ſtieg er unweit des Dorfes nochmals ab, vor einem einſamen Wirthshauſe, welches am Saume eines großen Waldes lag und ein goldenes Waldhorn im Schilde führte. Aus dem Walde erhob ſich ein ſchöner, grün belaubter Berg, hinein aber führte die breite Straße in weitem Bogen.

Unter der ſchattigen Vorhalle des Wirthshauſes ſaß ein ſtattliches Frauenzimmer und nähte. Sie war nicht minder hübſch, als die Pfarrerstochter und die Zöllnerin, aber ungleich handfeſter. Sie trug einen ſchwarzen, fein gefalteten Rock mit rothen Säumen und blendend weiße Hemdärmel, deren geſtickte weitläufige Ränder offen auf die Handknöchel fielen. In den Flechten des Haares glänzte ein ſilberner Zierrat, deſſen Form zwiſchen einem Löffel und einem Pfeile ſchwankte.

Sie grüßte lächelnd den Reiſenden und fragte, was ihm gefällig wäre.

„Etwas Hafer für das Pferd," ſagte er, „und da es ſich hier kühl und lieblich zu leben ſcheint, auch ein Glas Wein für mich, wenn Ihr ſo gut ſein wollt!"

„Ihr habt Recht," ſagte ſie, „es iſt hier gut ſein, ſtill und angenehm und eine ſchöne Luft! So laßts Euch gefallen und nehmt Platz!"

Als ſie den Wein zu holen ging und mit der klaren Flaſche wieder kam, bewunderte Reinhart ihre ſchöne Geſtalt und den ſicheren Gang, und als ſie rüſtig ein Maß Hafer ſiebte und dem Pferde aufſchüttete, ohne an Reiz zu verlieren, ſagte er ſich: Wie voll iſt doch die Welt von ſchönen Geſchöpfen und ſieht keines dem andern ganz gleich! — Die Schöne ſetzte ſich hierauf an den Tiſch und nahm ihre Arbeit wieder zur Hand. „Wie ich ſehe," ſagte Reinhart, „ſeid Ihr allein zu Haus?"

„Ganz allein," erwiderte ſie voll Freundlichkeit, blanke Zahnreihen zeigend, „unſere Leute ſind Alle auf den Wieſen, um Heu zu machen."

„Gibt es viel und gutes Heu dies Jahr?"

„So ziemlich; wenn das Frühjahr nicht ſo trocken geweſen wäre, ſo gäbe es noch mehr; man muß es eben nehmen, wie's kommt, Alles kann nicht gerathen!"

„So iſt es! Der ſchöne Frühling war dagegen für andere Dinge gut, zum Beiſpiel für die Obſtbäume, die konnten vortrefflich verblühen."

„Das haben ſie auch redlich gethan!"

„So wird es alſo viel Obſt geben im Herbſt?"

„Wir hoffen es, wenn das Wetter nicht ganz ſchlecht wird."

„Und was das Heu betrifft, was gilt es denn gegenwärtig?"

„Jetzt, eh' das neue Heu gemacht iſt, ſteht es noch hoch im Preiſe, denn das letzte Jahr war es unergiebig; ich glaube, es hat vor acht Tagen noch über einen Thaler gekoſtet. Es muß aber jetzt abſchlagen."

„Verkauft Ihr auch von Euerem Heu, oder braucht Ihr es ſelbſt, oder müßt Ihr noch kaufen, da Ihr ein Gaſthaus führt?"

„In der Wirthſchaft wird kein Heu, ſondern faſt nur Hafer verfüttert; für unſer Vieh aber brauchen wir das Heu, und da iſt es verſchieden, das eine Jahr kommen wir gerade aus, das andere müſſen wir dazu kaufen, das dritte reicht es ſo gut, daß wir etwas auf den Markt bringen können; dies hängt von vielen Umſtänden ab, beſonders auch, wie die anderen Sachen und Kräuter gerathen."

„Das läßt ſich denken! Das läßt ſich denken! Und alſo über einen Thaler hat der Zentner Heu noch vor acht Tagen gekoſtet?"

„Quälen Sie ſich nun nicht länger, mein Herr!" ſagte die Schöne lächelnd, „und ſagen Sie mir die drolligen Dinge, die Ihnen auf der Zungenſpitze ſitzen, ohne Umſchweif! Ich kann einen Scherz ertragen und weiß mich zu wehren!"

„Wie meinen Sie das?"

„Ei, ich ſeh' es Ihren Augen die ganze Zeit an, daß Sie lieber von Anderm ſprechen, als von Heu, und mir ein wenig den Hof machen möchten, bis Ihr Pferd gefreſſen hat! Da ich einmal die einſame Wirthstochter hier vorſtelle, ſo wollen wir die wundervollen Dinge nicht verſchweigen, welche man ſich unter ſolchen Umſtänden ſagt, und der Welt den Lauf laſſen! Fangen Sie an, Herr! und ſeien Sie witzig und vorlaut, und ich werde mich zieren und ſpröde thun!"

„Gleich werd' ich anfangen, Sie haben mich nur überraſcht!"

„Nun, laſſen Sie hören!"

„Nun alſo — beim Himmel, ich bin ganz verblüfft und weiß Nichts zu ſagen!"

„Das iſt nicht viel: Sollen wir etwa gar die verkehrte Welt ſpielen und ſoll ich Ihnen den Hof machen und Ihnen angenehme Dinge ſagen, während Sie ſich zieren? Gut denn! Sie ſind in der That der hübſcheſte Mann, welcher ſeit langem dieſe Straße geritten, gefahren oder gegangen iſt!"

„Glauben Sie etwa, ich höre das ungern aus Ihrem Munde?"

„Das befürchte ich nicht im Geringſten! Zwar, wie ich Sie vorhin kommen ſah, dacht' ich: Gelobt ſei Gott, da nahet ſich endlich Einer, der nach was Rechtem ausſieht, ohne daran zu denken! Der reitet feſt in die Welt hinein und trägt gewiß keinen Spiegel in der Taſche, wie ſonſt die Herren aus der Stadt, denen man kaum den Rücken drehen darf, ſo holen ſie den Spiegel hervor und beſchauen ſich ſchnell in einer Ecke! Wie Sie aber das Heugeſpräch führten und dabei Augen machten wie die Katze, die um den heißen Brei herum geht, dacht' ich: es iſt doch ein Schulmeiſter von Art!“

„Sie fallen ja aus der Rolle und ſagen mir Unhöflichkeiten!“

„Es wird gleich wieder beſſer kommen! Sie haben eine ſo tüchtige Manier, daß man froh iſt, Sie zu nehmen, wie Sie ſind, da wir armen Menſchen uns ja doch unſer Leben lang mit dem Schein begnügen müſſen, und nicht nach dem Kern fragen dürfen. So betrachte ich Sie auch als einen ſchönen Schein, der vorüber geht und ſein Schöppchen trinkt, und ich benutze ſogar recht gern dieſen Scherz, um Ihnen in allem Ernſte zu ſagen, daß Sie mir recht wohl gefallen! Denn ſo ſteht es in meinem Belieben!“

„Daß ich Ihnen gefalle?“

„Nein, daß ich es ſagen mag!“

„Sie ſind ja der Teufel im Mieder! Ein ſtarker Geiſt mit langen Haaren?“

„Sie glaubten wohl nicht, daß wir hier auch geſchliffene Zungen haben?“

„Ei, als Sie vorhin den Hafer ſiebten, ſah ich, daß Sie eine handfeſte und zugleich anmuthige Dame ſind!

Ihre Ausdrucksweiſe dagegen kann ich nicht mit den ländlichen Kleidern zuſammen reimen, die Ihnen übrigens vortrefflich ſtehen!“

„Nun, ich habe vielleicht nicht immer in dieſen Kleidern geſteckt — vielleicht auch doch! Jeder hat ſeine Geſchichte und die meinige werde ich Ihnen bei dieſer Gelegenheit nicht auf die Naſe binden! Vielmehr beliebt es mir, Ihnen zu ſagen, daß Sie mir wohl gefallen, ohne daß Sie wiſſen, wer ich bin, wie ich dazu komme, dies zu ſagen, und ohne daß Sie einen Nutzen davon haben. So ſetzen Sie Ihren Weg fort als ein Schein für mich, wie ich als ein Schein für Sie hier zurückbleibe!“

Dieſe Grobheiten und ſeltſamen Schmeicheleien ſagte die Dame nicht auf eine unangenehme Weiſe, ſondern mit großem Liebreiz und einem fortwährenden Lächeln des rothen Mundes, und Reinhart enthielt ſich nicht, endlich zu ſagen: „Ich wollte, Sie blieben nun ganz bei der Stange und es beliebte Ihnen, Ihr ſchmeichelhaftes Wohlgefallen auch mit einem Kuſſe zu beſtätigen!“

„Wer weiß!“ ſagte ſie, „in Betracht, daß ich in vollkommenem Belieben Sie küſſen würde und nicht Sie mich, könnte es mir vielleicht einfallen, damit Sie zum Dank für die angenehme Unterhaltung mit dem Schimpf davon reiten, geküßt worden zu ſein, wie ein kleines Mädchen!“

„Thun Sie mir dieſen Schimpf an!“

„Wollen Sie ſtill halten?“

„Das werden Sie ſehen!“

Sie machte eine Bewegung, wie wenn ſie ſich ihm nähern wollte; in dieſem Augenblicke wallte aber ein kalter Schatten über ſein Geſicht, die Augen funkelten unſicher zwiſchen Luſt und Zorn, um den Mund zuckte ein halb ſpöttiſches Lächeln, ſo daß ſie mit faſt unmerklicher Betroffenheit die angehobene Bewegung nach dem Pferde hin ablenkte, um daſſelbe zu tränken. Reinhart eilte ihr nach und rief, er könne nun nicht mehr zugeben, daß ſie ſein Pferd bediene! Sie ließ ſich aber nicht abhalten und ſagte, ſie würde es nicht thun, wenn ſie nicht wollte, und er ſolle ſich nicht darum kümmern.

Sie war aber in einiger Verlegenheit; denn die Sachen ſtanden nun ſo, daß ſie doch warten mußte, bis Reinhart ihr wieder Anlaß bot, ihn zu küſſen, daß ſie aber beleidigt war, wenn es nicht geſchah. Er empfand auch die größte Luſt dazu; wie er ſie aber ſo wohlgefällig anſah, befürchtete er, ſie möchte wol lachen, allein nicht roth werden, und da er dieſe Erfahrung ſchon hinter ſich hatte, ſo wollte er als gewiſſenhafter Forſcher ſie nicht wiederholen, ſondern nach ſeinem Ziele vorwärts ſtreben. Dieſes ſchien ihm jetzt ſchon ſo wünſchenswerth, daß er bereits eine Art Verpflichtung fühlte, keine unnützen Verſuche mehr zu unternehmen und ſich des lieblichen Erfolges im Voraus würdig zu machen.

Er ſtellte ſich daher, um auf gute Manier wegzukommen, als ob er den höchſten Reſpekt fühlte und von der Furcht beſeelt wäre, mit zu weitgehendem Scherze ihr zu mißfallen. In dieſer Haltung bezahlte er auch ſeine Zeche, verbeugte ſich höflich gegen ſie und ſie that das Gleiche, ohne daß etwas weiteres vorfiel. Sie nahm alles wohl auf und entließ den Reiter in guter Faſſung.

Auf dieſem Waldhörnchen wollen wir nicht blaſen! ſagte er zu ſich ſelbſt, als ihm beim Wegreiten das Schild des Hauſes in die Augen fiel: Vielleicht führt uns der Auftrag der Pfarrerstochter auf eine gute Spur, wie das Gute ſtets zum Beſſern führt! Ich will den ſchalkhaften Seitenpfad aufſuchen, der irgend hier herum zu jenem Schloß oder Landſitz führen ſoll, wo die unbekannte Freundin hauſt!

* * *

Fünftes Capitel.

Herr Reinhart beginnt die Tragweite ſeiner Unternehmung zu ahnen.

Er fand bald dieſen Seitenpfad; es war aber wirklich ein ſchalkhafter; denn kaum hatte er ihn betreten, ſo verlor er ſich in einem Netze von Holzwegen und ausgetrockneten Bachbetten, bald auf und ab, bald in düſterer Tannennacht, bald unter dichtem Buſchwerke. Er gerieth immer höher hinauf und ſah zuletzt, daß er an der Nordſeite des ausgedehnten Berges umher irre. Stundenlang ſchlug er ſich im wilden Forſte herum und ſah ſich oft genöthigt, das Pferd am Zügel zu führen.

Was mir in dieſer Wildniß erſprießen wird, rief er unmuthig aus, muß wohl eher eine ſtachlichte Diſtel, als eine weiße Galathee ſein!

Aber unvermerkt entwirrte ſich zugleich das Wirrſal in erſichtlich künſtliche Anlagen, welche auf die Weſtſeite des Berges hinüberführten. Der Weg ging zwar immer noch durch den Wald, auf und nieder, enger oder weiter, hier einen Blick in die Ferne erlaubend, dort in dunkle

Buchengänge führend. Allein immer deutlicher zeigten ſich die Anlagen und verriethen eine feine kundige Hand; da er aber durchaus nicht wußte, wo er war und nirgends einen Ueberblick gewinnen konnte, mußte er nun auch befürchten, als ein Eindringling und Parkverwüſter zum Vorſchein zu kommen. Das Pferd zerriß unbarmherzig mit ſeinen Hufen den fein geharkten Boden, zertrat Gras und wohlgepflegte Waldblumen und zerſtörte die Raſenſtufen, die über kleine Hügel führten. Indem er ſich ſehnte, der traumhaften Verwirrung zu entrinnen, fürchtete er zugleich das Ende und verwünſchte die Stunde, die ihn in ſolche Noth gebracht.

Plötzlich lichteten ſich die Bäume und Laubwände, ein ſchmaler Pfad führte unmittelbar in einen offenen Blumengarten, welcher von dem jenſeitigen Hofraume nur durch ein dünnes vergoldetes Drahtgitter abgeſchloſſen war. Gern hätte er ſich über Garten und Zaun mit einem Satze hinweggeholfen; da dies aber nicht möglich war, ſo ritt er mit dem Muthe der Verzweiflung und trotzig, ohne abzuſteigen, zwiſchen den Zierbeeten durch, die Schneckenlinien verfolgend, deren weißen Sand der Gaul luſtig ſtäuben ließ.

Endlich war er hinter dem leichten Gitterchen angelangt, das den Garten verſchloß, und das Pferd anhaltend überſah er ſich zuerſt den Platz, gleichgültig, ob er in dieſer barbariſchen Lage entdeckt wurde oder nicht; denn ſich zu verbergen ſchien unmöglich.

Er befand ſich auf einer großen Terraſſe am Abhange des Berges, auf welcher ein ſchönes Haus ſtand; vor demſelben lag ein geräumiger gevierter Platz, durch ſteinerne Baluſtraden gegen den jähen Abhang geſchützt. Der Platz war mit einigen gewaltigen Platanen beſetzt, deren edle Aeſte ſich ſchattend über ihn ausbreiteten. Unter den Platanen und über das Steingeländer hinweg ſah man auf einen in Windungen ſich weithin ziehenden breiten Fluß und in ein Abendland hinaus, das im Glanze der ſinkenden Sonne ſchwamm. An den zwei übrigen Seiten war der Platz von Blumengründen begränzt, auf deren einem der verlegene Reinhart hielt. Er ſah nun zu ſeinem Verdruſſe, daß vorn an der Baluſtrade zwei ſtattliche Auffahrten auf den Hof mündeten.

Unter den Platanen aber erblickte er einen Brunnen von weißem Marmor, der ſich einem viereckigen Monumente gleich mitten auf dem Platze erhob und ſein Waſſer auf jeder der vier Seiten in eine flache, ebenfalls gevierte, von Delphinen getragene Schale ergoß. Theils auf dem Rande einer dieſer Schalen, theils auf dem klaren Waſſer, das kaum handtief den Marmor deckte, lag und ſchwamm ein Haufen Roſen, die zu reinigen und zu ordnen eine weibliche Geſtalt ruhig beſchäftigt war, ein ſchlankes Frauenzimmer in weißem Sommerkleide, das Geſicht von einem breiten Strohhute überſchattet.

Die untergehende Sonne beſtreifte noch eben dieſe Höhe ſammt der Fontaine und der ruhigen Geſtalt, über welche die Platanen mit ihren ſaftgrünen Laubmaſſen ihr durchſichtiges und doch kräftiges Helldunkel hernieder ſenkten.

Je ungewohnter der Anblick dieſes Bildes war, das mit ſeiner Zuſammenſtellung des Marmorbrunnens und der weißen Frauengeſtalt eher der idealen Erfindung eines müßigen Schöngeiſtes, als wirklichem Leben glich, um ſo ängſtlicher wurde es dem gefangenen Reinhart zu Muth, der wie eine Bildſäule ſtaunend zu Pferde ſaß, bis dieſes, ein gutes Unterkommen witternd, urplötzlich aufwieherte. Stutzend forſchte die ſchlanke Dame nach allen Seiten und entdeckte endlich den verlegenen Reitersmann hinter dem goldenen Gewebe des leichten Gitterthörchens. Er bewegte ſich nicht, und nachdem ſie eine Weile verwunderungsvoll hingeſehen, eilte ſie zur Stelle, wie um zu erfahren, ob ſie wache oder träume. Als ſie ſah, daß ſich alles in beſter Wirklichkeit verhielt, öffnete ſie mit unmuthiger Bewegung das Gitter und ſah ihn mit fragendem Blick an, der ihn einlud: ob es ihm vielleicht nunmehr belieben werde, mit den vier Hufen ſeines Pferdes aus dem mißhandelten Garten herauszuſpazieren? Zugleich aber zog ſie ſich eilig an ihren Brunnen zurück, eine Handvoll Roſen erfaſſend und der Dinge gewärtig, die da kommen ſollten.

Endlich ſtieg Reinhart ab, und ſeinen Miethgaul demüthig hinter ſich herführend, überreichte er der reizvollen Erſcheinung, ſie fortwährend anſchauend, ohne zu reden mit einer Verbeugung den Brief der Pfarrerstochter.

Oder vielmehr war es nicht der Brief, ſondern der Zettel, auf welchen er das Sinngedicht geſchrieben:

Wie willſt Du weiße Lilien zu rothen Roſen machen?
Küß eine weiße Galathee: ſie wird erröthend lachen.

Den Brief hielt er ſammt der Brieftaſche in der Hand und entdeckte ſein Verſehen erſt, als die Dame das Papier ſchon ergriffen und geleſen hatte.

Sie hielt es zwiſchen beiden Händen und ſah den ganz verwirrten und erröthenden Herrn Reinhart mit großen Augen an, während es zweifelhaft, ob bös oder gut gelaunt, um ihre Lippen zuckte. Stumm gab ſie den Papierſtreifen hin und nahm den Brief, den der um Nachſicht Bittende oder Stammelnde dafür überreichte. Als ſie das große Siegel erblickte, verbreitete ſich eine Heiterkeit über das Geſicht, welches jetzt in der Nähe wie ein ſchönes Heimatland aller guten Dinge erſchien. Ein kluger Blick ihrer dunklen Augen blitzte auf, und als ſie raſch geleſen, lachte ſie und ſagte mit ſchalkhaft bewegter Stimme:

„Ich muß geſtehen, mein Herr, das iſt mir das ſeltſamſte Ereigniß! Ein Unbekannter fällt, Mann und Pferd, vom Himmel und fängt ſich wie eine Droſſel an den ſchwachen Gitterchen meines Gartens, Beete und Wege zerwühlend! Er überbringt mir ein Schreiben, das mit dem Amtsſiegel eines ehrwürdigen Geiſtlichen, mit Bibel, Kelch und Kreuz geſiegelt iſt und in welchem mich meine Freundin im Thale, die Pfarrerstochter, in den flehendſten Ausdrücken beſchwört, ja nicht zu vergeſſen, ihr von dem diesjährigen Rettigſamen zu ſenden! Wenn Sie in einiger Verfaſſung ſind, ſich zu vertheidigen und Ihre wunderbare Herkunft zu erklären, ſo ſollen Sie in dieſer hochgelegenen Behauſung willkommen ſein, und ich, die ich zur Zeit das Wort führe, da mein gichtkranker Oheim das Zimmer hütet, will ernſt und weiſe mit Ihnen zu Rath gehen über die fernere Entwicklung Ihres merkwürdigen Lebenspfades!“

Nicht nur vom Abglanz der Abendſonne, ſondern auch von einem hellen inneren Lichte war die ziervolle Dame dermaßen erleuchtet, daß der Schein dem überraſchten Reinhart ſeine Sicherheit wiedergab. Aber indem er ſich ſagte, daß er hier oder nirgends das Sprüchlein des alten Logau erproben möchte und erſt jetzt die tiefere Bedeutung deſſelben völlig empfand, merkte er auch, mit welch' weitläufigen Vorarbeiten und Schwierigkeiten der Verſuch verbunden ſein dürfte.

◆

Sechstes Capitel.

Worin eine Frage geſtellt wird.

Er verbeugte ſich abermals mit aller Ehrerbietung und ſagte:

„Ich bin über mein Geſchick nicht weniger erſtaunt, als Sie, mein Fräulein! nur daß ich in ungalanter Weiſe im Vortheil und auf das Angenehmſte betroffen bin, während ich auf Ihrem Gebiete bis jetzt nichts als Schaden und Unheil angerichtet habe. Seit heute früh im Freien, um einer naturwiſſenſchaftlichen Beobachtung nachzugehen, habe ich den Tag damit zugebracht, einen Brief von einer Dame zur andern zu tragen, worin, wie Sie ſagen, um Rettigſamen gebeten wird; ich habe mich an dieſem Berge verirrt, Gärten verwüſtet und mich zuletzt da gefangen geſehen, wo ich ſchon freiwillig habe hingehen wollen! Welcher Meiſter hat dieſe ſchönen und witzigen Anlagen gebaut?“

„Ich ſelbſt habe ſie erfunden und angegeben, es ſind eben Mädchenlaunen!“ ſagte die Dame.

„Alle Achtung vor Ihrem Geſchmack! Da Sie aber ſo kunſtreiche Netze ausbreiten, ſo haben Sie es ſich ſelbſt zuzuſchreiben, wenn Sie einmal einen groben Vogel fangen, auf den Sie nicht gerechnet haben!“

„Ei man muß nehmen, was kommt! Zu dem freue ich mich zu ſehen, daß meine Anlagen zu was gut ſind; denn hätten Sie ſich nicht darin gefangen, ſo wären Sie viel früher angekommen und wahrſcheinlich längſt wieder weggeritten; ſo aber, da es ſpät und weit bis zur nächſten Gaſtherberge iſt, habe ich das Vergnügen Ihnen eine Unterkunft anzubieten. Denn Sie ſind mir angelegentlich empfohlen von meiner Freundin und ſie ſchreibt, Sie ſeien ein ſehr beachtenswerther und vernünftiger Reiſender, welcher mit ihren Eltern die erbaulichſten Geſpräche führe!“

„Das wundert mich! Ich habe kaum zwei oder drei Mal das Wort ergriffen und einige Minuten lang geführt!“

„So muß das Wenige, das Sie ſagten, um ſo herrlicher geweſen ſein, und ich hoffe dergleichen auch mit Beſcheidenheit zu genießen!“

„O mein Fräulein, es waren im Gegentheil zuletzt ſolche Dummheiten, die ich beſonders der jungen Dame ſagte, daß ſie den gütigen Empfehlungsbrief ſchwerlich mehr geſchrieben hätte, wenn es nicht ſchon geſchehen wäre!“

„So ſcheint es denn bei Ihnen in keiner Weiſe mit rechten Dingen zuzugehen! Wenn ich meinen Zweck erreichen will, Sie hier zu behalten, muß ich am Ende, da alles verkehrt bei Ihnen eintrifft, Sie vom Hofe jagen, damit Sie uns um ſo ſicherer von der andern Seite wieder zurückkommen!“

„Nein, ſchönſtes Fräulein, ich möchte jetzo mit Ihrer Hülfe verſuchen, der Dinge wieder Meiſter zu werden! Weiſen Sie mir meinen Aufenthalt an, und ich werde ohne Abweichung ſtracks hinzukommen trachten und mich ſo feſt halten wie eine Klette!“

„Das will ich thun! Aber dann halten Sie ſich ja tapfer und laſſen ſich weder rechts noch links verſchlagen, und wenn Sie ſich nicht recht ſicher trauen, ſo bleiben Sie lieber auf einem Stuhle ſitzen, bis ich Sie rufen laſſe! Auf keinen Fall entfernen Sie ſich vom Hauſe, und wenn Ihnen dennoch etwas Ungeheuerliches oder Verkehrtes aufſtoßen ſollte, ſo rufen Sie mich gleich zu Hülfe! Läuft es aber glücklich ab und halten Sie ſich gut über Waſſer, ſo ſehen wir uns bald wieder.“

Mit dieſen Worten grüßte ſie den Gaſt und eilte mit ihrem Roſenkorbe in das Haus, um Leute zu ſenden. Es erſchien bald darauf ein alter Diener mit weißen Haaren, der, als er das Pferd geſehen, einen Stallknecht aus dem weiter rückwärtsgelegenen Wirthſchaftshofe herbeiholte. Dann kamen zwei Mädchen in der maleriſchen Landestracht, die er ſchon im Waldhorn geſehen, und führten ihn in das Haus. Als Reinhart in dem ihm angewieſenen Zimmer einige Zeit verweilt und ſein Aeußeres in Ordnung gebracht hatte, erſchien das eine der Mädchen wieder mit einer breiten Schale voll Roſen, im Auftrage der Herrſchaft die Herberge etwas freundlicher zu machen, und das andere folgte auf dem Fuße mit einer ſchönen Kryſtallflaſche, die mit einem dunkeln ſüdlichen Wein halb gefüllt war, einem Glaſe und einigen Zwiebäcken, alles auf einem Brette von altmodig geformtem Zinn tragend.

Ueberraſcht von dem Anblick der Gruppe, ſowie auch etwas übermüthig von den fortgeſetzt anmuthigen Begegniſſen dieſes Tages, verhinderte er die Mädchen, ihre Gaben auf den Tiſch zu ſetzen, und führte ſie mit wichtiger Miene vor einen großen Spiegel, der den Fenſterpfeiler vom Boden bis zur Decke bekleidete. Dort ſtellte er ſie, den Rücken gegen das Glas gewendet, auf, und die Jungfrauen ließen ihr einige Augenblicke gewähren, da ſie nicht wußten, worum es ſich handelte. Mit Wohlgefallen betrachtete er das Bild; denn er ſah nun vier Figuren, ſtatt zweier, indem der Spiegel den Nacken und die Rückſeite der ſchmucken Trägerinnen wiedergab. Um ſie feſtzuhalten, fragte er ſie nach dem Taufnamen ihrer Gebieterin, obſchon der denſelben bereits kannte, und beide ſagten: „Sie heißt Lucia!“ Zugleich aber verſpürten die Mägde den Muthwillen, ſtellten die Sachen auf den Tiſch und liefen erröthend aus dem Zimmer; draußen ließen ſie ein kurzes ſchnippiſches Gelächter erſchallen, das gar luſtig durch die gewölbten Gänge erklang. Bald aber guckten ihre zwei Geſichter wieder zu einer andern Thüre des Zimmers herein, und die Eine verkündigte mit ſo ziemlichen Worten, als ob ſie nicht eben laut gelacht hätte: noch ſollen ſie dem Herren ſagen, daß er unbedenklich in den nächſten Zimmern herumſpazieren möge, falls ihm die Zeit zu lang werden ſollte; es ſeien Bücher und dergleichen dort zu finden. Dann verſchwanden ſie, indem ſie einen Thürflügel halb geöffnet ließen.

Reinhart that ihn ganz auf und trat in das anſtoßende Gemach, das jedoch außer einer gewöhnlichen Zimmerausſtattung nichts enthielt; er öffnete daher die nächſte, blos angelehnte Thüre und entdeckte einen geräumigen Saal, welcher eine Art Arbeitsmuſeum der Dame Lucia zu bilden ſchien. Ein Bücherſchrank mit Glasthüren zeigte eine ſtattliche Bibliothek, die indeſſen durch ihr Ausſehen bewies, daß ſie ſchon älteren Herkommens war. An anderen Stellen des Saales hing eine Anzahl Bilder oder war zur bequemen Betrachtung auf den Boden geſtellt. Es ſchienen meiſtens gut gedachte und gemalte Landſchaften oder dann einzelne ſchöne Portraitköpfe, beides aber nicht von und nach bekannten Meiſtern, ſondern von ſolchen, deren Geſtirn nicht in die Weite zu leuchten pflegt oder wieder vergeſſen wird. Oefter ſieht man in alten Häuſern derlei Anſchaffungen vergangener Geſchlechter; kunſtliebende Familienhäupter unterſtützten landsmänniſche Talente, oder brachten von ihren Reiſen dies oder jenes löbliche, durchaus tüchtige Gemälde nach Hauſe, von deſſen Urheber nie wieder etwas vernommen wurde. Denn wie Viele ſterben jung, wie Manche bleiben bei allem Fleiß und aller Begabung ihr Leben lang ungeſucht und ungenannt. Um ſo achtenswerther erſchien die Bildung des Fräuleins, da ſie ohne maßgebende Namen dieſe unbekannten Werke zu ſchätzen wußte und ſo eifrig um ſich ſammelte. Die weiß, wie es ſcheint, ſich an die Sache zu halten, dachte er, als er bemerkte, daß alle die älteren oder neueren Schildereien entweder durch den Gegenſtand oder durch das Machwerk einem edleren Geiſte zu gefallen geeignet waren. Einige große Stiche nach Niclaus Pouſſin und Claude Lorrain hingen in ſchlichten hölzernen Rahmen über einem Schreibtiſch; auf dieſem lag eine Schicht trefflicher Radierungen von guten Niederländern friedlich neben einem Zuſammenſtoße von Büchern, welche flüchtig zu beſehen Reinhart keinen Anſtand nahm. Nicht eines that ein Haſchen nach unnöthigen, nur Staat machenden Kenntniſſen kund; aber auch nicht ein gewöhnliches ſogenanntes Frauenbuch war darunter, dagegen manche gute Schrift aus verſchiedener Zeit, die nicht gerade an der großen Leſerſtraße lag, neben edeln Meiſterwerken auch ehrliche Dummheiten und Sachlichkeiten, an denen dies Frauenweſen irgend welchen Antheil nahm als Zeichen einer freien und großmüthigen Seele.

Was ihm jedoch am meiſten auffiel, war eine beſondere kleine Bücherſammlung, die auf einem Regale über dem Tiſche nah zur Hand und von der Beſitzerin ſelbſt geſammelt und hochgehalten war; denn in jedem Bande ſtand auf dem Titelblatte ihr Name und das Datum des Erwerbes geſchrieben. Dieſe Bände enthielten durchweg die eigenen Lebensbeſchreibungen oder Briefſammlungen vielerfahrener oder ausgezeichneter Leute. Obgleich die Bücherreihe nur ging, ſo weit das Geſtelle nach der Länge des Tiſches reichte, umfaßte ſie doch viele Jahrhunderte, überall kein anderes als das eigene Wort der zur Ruhe gegangenen Lebensmeiſter oder Leidensſchüler enthaltend. Von den Blättern des heiligen Auguſtinus bis zu Rouſſeau und Goethe fehlte keine der weſentlichen Bekenntnißfibeln, und neben dem wilden und prahleriſchen Benvenuto Cellini duckte ſich das fromme Jugendbüchlein Jung Stillings. Arm in Arm rauſchten und kniſterten die Frau von Sevigné und der jüngere Plinius einher, hinterdrein wanderten die armen Schweizerburſchen Thomas Platter und Ulrich Bräcker, der arme Mann im Toggenburg, der eiſerne Götz ſchritt klirrend vorüber, mit ſtillem Geiſterſchritt kam Dante, ſein Buch vom neuen Leben in der Hand. Aber in den Aufzeichnungen des lutheriſchen Theologen und Gottesmannes Johannes Valentin Andreä rauchte und ſchwelte der dreißigjährige Krieg. Ihn bildeten Noth und Leiden, hohe Gelahrtheit, Gottvertrauen und der Fleiß der Widerſächer ſo trefflich durch und aus, daß er zuletzt, auf der Höhe kirchlicher Aemter ſtehend, ein nur in Latein würdig zu beſchreibendes Daſein gewann. In ſeinem Hauſe verkehrten Herzoge, Prinzeſſinnen und

Grafen; er mehrte und verzierte das gedeihlichſte Hausweſen trotz der Bosheit, mit welcher eine neidiſche Verwaltung ſtets ſeine Beſoldungen verkürzen wollte. Endlich kaufte er ſogar zwei koſtbare Uhren, „die der Künſtler Habrecht gemacht hatte“, und einen herrlichen ſilbernen Pokal, welchen vordem der Kaiſer Maximilian der Zweite ſeinem Großvater zum Gnadenzeichen geſchenkt und die Ungunſt der Zeiten der Familie geraubt. Aber dem hochwürdigen Prälaten erlaubt das Wohlergehen, das Ehrendenkmal wieder an ſich zu bringen und aufzurichten. Als er zu ſterben kam, empfahl er ſeine Seele inmitten von ſieben hochgelehrten, glaubensſtarken Geiſtlichen in die Hände Gottes. Unlang vorher hatte er freilich den letzten Abſchnitt ſeiner Selbſtbiographie mit den Worten geſchloſſen: „Was ich übrigens durch die tückiſchen Füchſe, meine treuloſen Gefährten, die Schlangenbrut, litt, wird das Tagebuch des nächſten Jahres, ſo Gott will, erzählen.“ Gott ſchien es nicht gewollt zu haben.

Dieſe ergötzliche Wendung mußte der Beſitzerin des Buches gefallen; denn ſie hatte neben die Stelle ein zierliches Vergißmeinnicht an den Rand gemalt. Aus allen Bänden ragten zahlreiche Papierſtreifchen und bewieſen, daß jene fleißig geleſen wurden.

Auf einem andern Tiſche lagen in der That die Pläne zu den Anlagen, in welchen Reinhart ſich verirrt hatte, und andere neu angefangene.

Dieſe Pläne waren nicht etwa auf kleine ängſtliche

Blätter, ſondern mit feſter Hand auf große Bogen von dickem Packpapier gezeichnet, und Reinhart wurde von allem, was er ſah, zu einer unfreiwilligen Achtung und Verwunderung gebracht. Noch mehr verwunderte er ſich, als er in einer Fenſterecke noch einen kleineren Tiſch gewahrte, wiederum mit Büchern und Schriften bedeckt, nämlich mit Sprachlehren und Wörterbüchern und geſchriebenen Heften, die mühſelig mit Vocabeln und Ueberſetzungsverſuchen angefüllt waren. Sie ſchien nicht nur Altdeutſch und Altfranzöſiſch, ſondern auch Holländiſch, Portugieſiſch und Spaniſch zu betreiben, Dinge, die Reinhart nur zum kleineren Theile verſtand und auch da mangelhaft; und die Sache berührte ihn um ſo ſeltſamer, als es ſich in dieſer vornehmen Einſamkeit ſchwerlich um den Gewerbefleiß eines ſogenannten Blauſtrumpfes handelte.

Wie er ſo mitten in dem Saale ſtand, beinah eiferſüchtig auf all' die ungewöhnlichen und im Grunde doch anſpruchsloſen Studien, ungewiß, wie er ſich dazu verhalten ſolle, trat Lucie herein und entſchuldigte ſich, daß ſie ihn ſo lange allein gelaſſen. Sie habe ſeine Gegenwart dem kranken Oheim gemeldet, der bedauere, ihn jetzt nicht ſehen zu können, jedoch die Verſäumniß noch gut zu machen hoffe. Als Reinhart die ſchön gereifte und friſche Erſcheinung wieder erblickte, trat ihm unwillkürlich die Frage, die ſein Inneres neugierig bewegte, auf die Lippen, und er rief bedachtlos, indem er ſich im Saale umſah: „Warum treiben Sie alle dieſe Dinge?“

Die Frage ſchien keineswegs ganz grundlos zu ſein, obgleich ſie ihm keine Antwort eintrug. Vielmehr ſah ihn das ſchöne Fräulein groß an und erröthete ſichtlich, worauf ſie ihn mit etwas ſtrengerer Höflichkeit einlud, ſie zu begleiten. Reinhart that es nicht ohne Verlegenheit und ebenfalls mit einiger Röthe im Geſicht.

Siebentes Capitel.

Von einer thörichten Jungfrau.

Denn er fühlte jetzt, als er ſie am Arme dahin führte, daß ſeine Frage eigentlich nichts anderes ſagen wollte, als: Schönſte, weißt du nichts beſſeres zu thun? oder noch deutlicher: Was haſt du erlebt? darum ſchritt das ſich gegenſeitig unbekannte Paar in gleichmäßiger Verblüffung nach dem Speiſezimmer, und Jedes wünſchte meilenweit vom Andern entfernt zu ſein, wohl fühlend, daß ſie ſich unvorſichtig in eine kritiſche Lage hinein geſcherzt hatten.

Doch verlor ſich die Verlegenheit, als ſie in das bereits erleuchtete Zimmer traten, wo die zwei Mägde mit dem Auftragen des Abendeſſens beſchäftigt waren. Man ſetzte ſich zu Tiſch und die Mägde, nachdem ſie ihren Dienſt vorläufig gethan, nahmen desgleichen Platz, verſahen ſich ohne Weiteres mit Speiſe und aßen mit Fleiß und gutem Anſtand.

„Sie ſehen,“ ſagte Lucia zu ihrem Gaſt, „wir leben hier ganz patriarchaliſch, und hoffentlich werden Sie ſich durch die Gegenwart meiner braven Mädchen nicht beleidigt fühlen!“

„Im Gegentheil,“ erwiderte Reinhart, „ſie trägt dazu bei, meine Kur zu befördern!“

„Welche Kur?“ fragte Lucie, und er antwortete:

„Die Augenkur! Ich habe mir nämlich durch meine Arbeit die Augen geſchwächt und nun in einem alten ehrlichen Volksarzneibuche geleſen: kranke Augen ſind zu ſtärken und geſunden durch fleißiges Anſchauen ſchöner Weibsbilder, auch durch öfteres Ausſchütten und Betrachten eines Beutels voll neuer Goldſtücke! Das letztere Mittel dürfte kaum ſtark auf mich einwirken; das erſtere hingegen ſcheint mir allen Ernſtes etwas für ſich zu haben; denn ſchon ſchmerzt mich das Sehen faſt gar nicht mehr, während ich noch heute früh es übel empfand!“

Dieſe Worte äußerte Reinhard durchaus ernſthaft und eben ſo ehrlich, als jenes Heilmittel in dem alten Arzneibuche gemeint war. Indem er daher an nichts weniger als an eine Schmeichelei dachte, war es umſomehr eine ſolche und zwar eine ſo wirkſame, daß die Frauensleute des Spottes vergaßen. Fräulein Lucie wurde auf's Neue verlegen und wußte nicht, was ſie aus dem wunderlichen Gaſte machen ſollte, und die Mägdlein beäugelten ihn heimlich als eine kurzweilige und zuträgliche Abwechslung in dieſem kloſterartigen Hauſe. In der That war es ihm ſo wenig um grobe Schmeicheleien zu thun, daß er das Geſagte ſchon bereute und, um es zu mildern und davon abzulenken, hinzufügte, er habe auch einen glücklichen Tag gehabt und mancherlei Schönes geſehen. So erzählte er auch von der hübſchen Wirthstochter in Waldhorn und fragte, welches Bewandtniß es mit dieſer eigenthümlichen Perſon habe?

Zugleich jedoch berichtete er mit der unklugen Aufrichtigkeit, welche ihn ſeit ſeiner Ankunft plagte, den vollſtändigen Hergang und die Beſchaffenheit ſeines Ausfluges, die Entdeckung des weiſen Sinngedichtes, die Begegnung mit der Zöllnerin und diejenige mit der Pfarrerstochter, ſowie endlich mit der Waldhornstochter. Denn ſo lange er unter den Augen ſeiner jetzigen Gaſtherrin ſaß oder ſtand, trieb es ihn wie ein Zauber zur Offenherzigkeit, und wenn er die ärgſten Teufeleien begangen, ſo würde ihm das Geſtändniß derſelben über die Lippen geſprungen ſein.

Allein obgleich dieſe Wirkung Lucien nur zum Ruhme gereichte, ſchien ſie ſich dennoch nicht geſchmeichelt zu fühlen. Sich des Zettels erinnernd, den ihr Reinhart erſt ſtatt des Briefes in die Hand gegeben hatte, röthete ſich ihr Geſicht in anmuthigem Zorn, und plötzlich ſtand ſie auf und ſagte mit verdächtigem Lächeln:

„So gedenken Sie wol Ihre eleganten Abenteuer in dieſem Hauſe fortzuſetzen, und ſind nur in dieſer ſchmeichelhaften Abſicht gekommen?“

Worauf ſie anfing, ziemlich raſch im Gemach auf und nieder zu gehen, während die zwei Mädchen, als erboſ'te Schleppträgerinnen ihres Zornes, ebenfalls aufſprangen und ihr folgten, höhniſche Blicke nach dem unglücklich Aufrichtigen ſchleudernd. Reinhart ſäumte nicht, ſich gleichermaßen auf die Beine zu ſtellen, und nachdem er mit Beſtürzung eine kleine Weile dem Spaziergange zugeſehen, ſagte er:

„Mein Fräulein, wenn Sie es befehlen, ſo werde ich ohne Verzug das Haus verlaſſen und mit höflichſtem Danke auch für kurzen aber denkwürdigen Aufenthalt augenblicklich meinen Weg fortſetzen!“

Ohne ſtill zu ſtehen erwiderte die Schöne:

„Es iſt zwar Nacht und kein Unterkommen für Sie in der Nähe; aber dennoch geht es unter den bewußten Umſtänden nicht an, daß Sie hier bleiben, in allem Frieden ſei es geſagt! Auch kann die nächtliche Fahrt Ihrem unternehmendem Geiſte nur willkommen ſein, und überdies werde ich Ihnen einen Wegleiter ſammt Laterne mitgeben.“

Demnach blieb ihm nichts anderes übrig, als ſich zu entfernen; beſcheiden ging er der Dame entgegen, und im Begriff, ſich ehrerbietig zu verbeugen, beſann er ſich aber eines Beſſeren, richtete ſich auf und ſagte höflich:

„Ich überlege ſoeben, daß ich für Sie und für mich am beſten thue, wenn ich mich doch nicht ſo ſchimpflich hier fortjagen laſſe! Denn während ich durch mein Bleiben meine eigene Würde bewahre, gebe ich Ihnen Gelegenheit, auf die herrlichſte Weiſe Ihre weibliche Glorie zu behaupten. Denn auch vorausgeſetzt, daß ich irgend einen ungehörigen, wenn auch harmloſen Scherz im Schilde geführt hätte, ſo würde ich gewiß am empfindlichſten geſtraft, wenn ich bei aller Freundſchaft ſo reſpektvoll werde abziehen müſſen, wie ein junger Chorſchüler, und ohne im entfernteſten jenen frechen Verſuch gewagt zu haben! Aber fern ſeien von mir alle unbotmäßigen Gedanken! Doch von Ihnen, meine gnädige Wirthin! eben ſo fern der bedenkliche Schein, ſich mit offener Gewalt und Wegweiſung gegen einen ungefährlichen Abenteurer ſchützen zu wollen!

Er bot ihr hiermit den Arm und führte ſie wieder an ihren Platz, was ſie ruhig und ſchweigend geſchehen ließ. Sie ſetzten ſich abermals gegenüber; dann reichte ſie ihm die Hand über den Tiſch und ſagte:

„Sie haben Recht, machen wir Frieden! Und zum Zeichen der Verſöhnung will ich Ihnen erzählen, was es mit der Waldhornjungfrau für eine Bewandtniß hat. Vorher aber liefern Sie mir als Beweis Ihrer redlichen Geſinnung jenen ruchloſen Reimzettel aus, den Sie bei ſich führen! Und Ihr Mädchen nehmt Euere Rädchen und ſpinnt Eueren Abendſegen!“

Die Mädchen holten zwei leichte Spinnräder und ſetzten ſich herzu; Reinhart ſuchte das Sinngedicht hervor und gab es Lucien; dieſe zeigte den Zettel den Mädchen und ſagte:

„Da ſeht, welche Thorheiten ein ernſthafter Gelehrter in der Taſche trägt!“ worauf ſie das arme Papierchen unter dem Geſichter der Mädchen an eine der Kerzen hielt, verbrannte und die Aſche in die Luft blies. Dann begann ſie, während das ſanfte Schnurren der Spinnräder für Reinharten eine ebenſo neue wie trauliche Begleitung bildete, ihre Mittheilungen.

„Was nun die hübſche Wirthin vor dem Walde betrifft,“ ſagte ſie, „ſo iſt ſie allerdings eine eigenthümliche Erſcheinung. Schon als Kind zeichnete ſie ſich ſowol durch Schönheit und friſches Weſen, als auch durch eine ganz eigene Geſcheidtheit und Witzigkeit oder Zungenfertigkeit aus, oder wie man es nennen will, und je mehr ſie heranwuchs, deſto glänzender ſchienen dieſe äußern und innern Eigenſchaften ſich auszubilden. Mit der äußern Schönheit ſchien es nicht nur, ſondern war es auch wirklich der Fall; denn ſo hübſch ſie auch jetzt noch ausſieht, ſo iſt ſie für die, ſo ſie früher geſehen, doch beinahe nur noch ein Abglanz im Vergleich zu dem, was ſie vor einigen Jahren geweſen. Die innere Schöne oder vermeintliche Weisheit des Mädchens dagegen erwies ſich als ein arger Schein; ſie hat zwar jetzt noch ein ſo ſchlagfertiges Redewerk, als es ſich nur wünſchen läßt, allein es ſteckt eitel Thorheit und Finſterniß dahinter. Nicht nur wurde ſie von den Eltern, welches roh gleichgültige Wirths- und Landleute ſind, niemals dazu angehalten, etwas zu lernen und in ihre Seele hineinzuthun, ſondern ſie empfand auch ſelber nicht den kleinſten Antrieb und blieb zu rechten Dingen ſo dumm, daß ſie kaum mühſelig ſchreiben lernte, und man ſagt, daß ihr ſogar das Leſen ziemlich ſchwer falle. Aber auch in Hinſicht des natürlichen Verſtandes, an irgend einem Verſtehen des Erheblichen und Beſſeren im menſchlichen Leben fehlte es ihr ſo ſehr, daß ſie als ein vollſtändiges Schaf in der dunkelſten Gemüthslage verharrte, indeſſen ſie doch durch ihre Zungenkünſte in lächerlichen Dingen und durch eine große Gewandtheit in Kindereien ſtets den Ruf eines durchtrieben klugen Weſens behielt. Doch nur in zahlreicher Umgebung, wo die Leute kamen und gingen und es auf kein Stichhalten auslief, bewährte ſich ihre Weisheit; ſobald ſie mit einer halbwegs verſtändigen Perſon allein war, ſo dauerte die Herrlichkeit keine Stunde und ſie gerieth auf's Trockene. Da erklärte ſie dann die Leute für langweilige Einfaltspinſel, mit denen nichts anzufangen ſei. Befand ſie ſich aber mit Menſchen ihres eigenen Schlages allein, ſo entſtand aus lauter Dummheit zwiſchen ihnen die troſtloſeſte Stichelei und Zänkerei.

Dennoch hielt ſie ſich für einen Ausbund, ſtrebte von jeher nach großen Dingen, worunter ſie natürlich vor allem das Einfangen eines recht glänzenden jungen Herrn verſtand. Da ſie aber, wie geſagt, nur im großen Haufen ihre Stärke fand, ſo wollte es ihr nicht gelingen, ein einzelnes Verhältniß abzuſondern und ordentlich auf ein Spülchen zu wickeln.

Als meine Großeltern noch lebten, gab es zuweilen viel junge Leute hier, die ſich nicht übel beluſtigten und die Gegend unſicher machten. Vorzüglich gefielen ſich die

Herren darin, in Verbindung mit den Bewohnern und Gäſten umliegender Häuſer, das Waldhorn zum Sammelplatz auf Jagd- und Streifzügen zu wählen, dort Tage und Nächte lang zu liegen und der ſchönen Wirthstochter den Hof zu machen. Die wußte ſich denn auch unter ihnen zu bewegen, daß es eine Art hatte und die Eltern vor Bewunderung außer ſich geriethen.

Da war nun auch ein junger Städter oft bei uns, ein hübſches aber durchaus unnützes Bürſchchen, das von ein wenig Schule und Schliff abgeſehen beinah ſo thöricht war, wie die Dame im Waldhorn. Reich, übermüthig und ein ganz verzogenes Mutterſöhnchen, gab er, ſo leer ſein Kopf an guten Dingen war, um ſo vorlauter in allen Narrheiten den Ton an und war hauptſächlich im Waldhorn der erſte und der letzte. Dies zu ſein, war ihm auch Ehrenſache, und wenn er einen Streich nicht angegeben hatte oder in den Zuſammenkünften nicht die Hauptrolle ſpielte, ſo fragte er nichts darnach und that, als ſähe er nichts, ſtatt mit zu lachen. Am meiſten machte er ſich mit der Salome zu ſchaffen, belagerte ſie unaufhörlich, behauptete, ſie ſei in ihn verliebt und er wolle ſich beſinnen, ob er um ſie anhalten wolle, was ſelbſtverſtändlich alles nur Scherz ſein ſollte. Sie widerſprach ihm eben ſo unaufhörlich mit ſpitzigen Spottreden, die mehr grob als launig ausfielen, verſicherte, ſie könne ihn nicht ausſtehen, und war inzwiſchen begierig, wie ſie ihn an ſich feſtbinden werde, woran ſie nicht zweifelte; denn ſie wünſchte keinen herrlicheren Mann zu bekommen. Allein es wollte ſich lange nicht fügen, daß die geringſte ernſthafte Beziehung ſich bildete; der Meiſter Drogo (wie ihn ſeine Eltern närriſcher Weiſe hatten taufen laſſen) trieb immer nur Komödie, und ſie desgleichen, da ſie nichts anderes anzufangen wußte, bis ſeine eigene Narrheit ihr plötzlich zu einem verzweifelten Einfall verhalf.

Im Garten hinter dem Hauſe gab es eine dichte Laube, die außerdem noch von Gebüſchen umgeben war. Dorthin verlockte Drogo eines Abends, als ſchon die Sterne am Himmel glänzten, die muthwillige Geſellſchaft, indem er ſich ſtellte, als ob er vorſichtig der Salome nachſchliche und eine geheime Zuſammenkunft mit ihr in's Werk ſetzte. Er glaubte, ſie ſei ſchmollend ſchlafen gegangen, da ſie ſich den ganzen Abend derb geneckt hatten, und wußte es nun ſo gut zu machen, daß die Leute wirklich getäuſcht wurden und meinten, er wolle ſich unbemerkt nach der Laube hinſtehlen. Sie winkten einander liſtig und ſchlichen ihm eben ſo pfiffig nach, als er voranhuſchte, und als er in die dunkle Laube ſchlüpfte, umringten ſie ſachte das grüne Gezelt, um das Liebespaar zu belauſchen und zu überfallen; denn es pflegte eben nicht ſehr zartſinnig zuzugehen.

Als Junker Drogo nun drinn ſaß und merkte, daß die Lauſcher ſich nach Wunſch aufgeſtellt hatten, begann er, dieſelben zu äffen und neidiſch zu machen, indem er ein trauliches Geflüſter nachahmte, wie wenn zwei Liebende heimlich zuſammen wären; er nannte wiederholt ihren Namen mit ſeiner eigenen halblauten Stimme, und dann den ſeinigen mit verſtelltem Liſpeln; die ſüßeſten Wörtchen ertönten, Seufzer, und endlich fiel ein deutlicher Kuß, welchem bald ein zweiter folgte, dann mehrere, die ſich zuletzt in einen förmlichen Küſſeregen verloren, von zärtlichen Worten unterbrochen, ſo daß die Lauſcher ſich anſtießen, vor Kichern erſticken wollten und dann wieder aufmerkſam horchten, wie die Sperber.

Nun ſaß der gute Herr Drogo mit ſeinen Poſſen keineswegs allein in der Laube; vielmehr ſaß niemand anders, als die Salome, auch darin, in eine Ecke gedrückt. Sie war nämlich nicht zu Bett, ſondern hieher gegangen, um ſich ein wenig zu grämen, da die dämliche Unbeſtimmtheit ihres Schickſals ſie doch zu quälen begann, und ſie weinte ſogar ganz gelinde, eben als der Poſſenreißer ankam. Sie konnte nicht erkennen, wer es war, und ſaß bewegungslos im Winkel, um ſich nicht zu verrathen. Als jedoch die Komödie anfing, errieth ſie bald ihren Widerſacher und hörte auch gar wohl die Uebrigen heranſchleichen; kurz, da es ſich um eine Nichtsnutzigkeit handelte, vermerkte ſie endlich den Sinn des ganzen Auftrittes, während ſie etwas Ernſthaftes nicht errathen hätte, und ſie verfiel ſtracks auf den Gedanken, den Spötter in ſeinem eigenen Garne zu fangen, jetzt oder nie!

Als er am eifrigſten dabei war, mit vieler Kunſt in die Luft zu küſſen, als ob er die rothen Lippen der

Salome küßte, fühlte er ſich unverſehens von zwei Armen umfangen, und ſeine Küſſe begegneten denjenigen eines leibhaftigen Mundes. Erſchreckt hielt er inne und wollte aufſpringen; allein Salome ließ ihn nicht, ſondern erſtickte ihn faſt mit Küſſen und rief laut: Sieh, Liebſter, ſo viel Küſſe ich dir jetzt gebe, ſo viel Blitze ſollen dich treffen, wenn du mir nicht treu bleibſt!

Zugleich brach jetzt das lauſchende Volk los, bereit gehaltene Lichter wurden raſch angezündet und damit in die Laube geleuchtet, und unter rauſchendem Gelächter und lauten Glückwünſchen wurde das Paar entdeckt und umringt. Aber auch die Eltern des Mädchens kamen herbei, ein aus dem mehrjährigen Militärdienſt heimgekehrter Bruder, der nicht heiter ausſah, Ackerknechte und ländliche Gäſte, die noch in der Wirthsſtube geſeſſen. Dieſe alle machten jetzt unheimliche Geſichter; das Pärchen wurde an der Spitze der ganzen Schaar in das Haus begleitet, wo die Eltern Erklärung verlangten. Salome weinte wieder und ihr war ſehr bang; Drogo wollte ſich ſachte aus der Verlegenheit ziehen und ſich abſeits drücken, ſeine Freunde ſelbſt jedoch verlegten ihm den Weg und mochten ihm aus Neid und Schadenfreude ſein Schickſal gönnen; ſie beredeten ihn ebenſo ernſthaft, wie die Verwandten des Mädchens, ſich zu erklären, während dieſes, wie gebändigt, hold und traurig da ſaß und der junge Menſch noch das friſche Gefühl ihrer Liebkoſungen empfand. So verlobte er ſich denn feierlich mit ihr und verſprach ihr vor allen Zeugen die Ehe.

Es fiel ihm nun nicht ſchwer, die Zuſtimmung der Seinigen zu erlangen, die von jeher thun mußten, was ihm beliebte, und ſo wurde dieſe Mißheirath, die eigentlich nur äußerlich eine ſolche war, allſeitig beſchloſſen. Aber, o Himmel! es wäre zehnmal beſſer geweſen, wenn es innerlich eine ſolche und die beiden Brautleute ſich nicht vollkommen gleich an Narrheit geweſen wären! Die Braut wurde jetzt modiſch gekleidet und ein halbes Jahr vor der Hochzeit in die Stadt gebracht, wo ſie die ſogenannte feinere Sitte und die Führung eines Hausweſens von gutem Ton erlernen ſollte. Damit war ſie aber auf ein Meer gefahren, auf welchem ſie das Steuer ihres Schiffleins aus der Hand verlor. Eine ihren künftigen Schwiegereltern befreundete Familie nahm ſie aus Gefälligkeit bei ſich auf. Dieſe Leute lebten in großer Ruhe und voll Anſtand und machten nicht viel Worte; ſchnelle, unbedachte Reden und Antworten waren da nicht beliebt, ſondern es mußte alles, was geſagt wurde, gediegen und wohlbegründet erſcheinen; im Stillen aber wurden nicht liebevolle Urtheile ziemlich ſchnell flüſſig. Salome wollte es im Anfang recht gut machen; da ſie aber einen durchaus unbeweglichen Verſtand beſaß, ſo gerieth die Sache nicht gut. Ihre Gebarungen und Manieren, welche ſich in der freien Luft und im Wirthshauſe hübſch genug ausgenommen, waren in den Stadthäuſern viel zu breit und zu hart, und ihre Witze wurden urplötzlich ſtumpf und ungeſchickt. Sie patſchte herum, wollte nach ihrer Gewohnheit immer ſprechen und wußte es doch nicht anzubringen; bald war ſie demüthig und höflich, bald warf ſie ſich auf und wollte ſich nichts vergeben, genug, ſie arbeitete ſich ſo tief als möglich in das Ungeſchick hinein und wurde von den feinen Leuten, die ſie von vornherein ſcheel angeſehen hatten, unter der Hand nur das Kameel genannt, welcher Titel ſich behende verbreitete und beſonders in den Häuſern beliebt wurde, wo man für die Töchter auf ihren Verlobten gerechnet hatte. Denn obgleich der auch kein Kirchenlicht vorſtellte, ſo war er im bewußten Punkte doch ein unentbehrlicher Gegenſtand, den man nur mit Verdruß durch die Bauerntochter aus der Berechnung gezogen ſah. Die weibliche Geſellſchaft verſäumte nicht, die Mißachtung ſichtbar zu machen, in welche die Arme gerieth, und ſorgte dafür, daß der Ehrentitel dem Bräutigam zeitig zu Gehör kam, während ſie gegen dieſen ſelbſt ein zartgefühltes, ſchonendes Bedauern heuchelte, wie wenn er als das edelſte Kleinod der Welt auf ſchreckliche Weiſe einer Unwürdigen zum Opfer gefallen wäre. Selbſt die Herren, welche der Salome auf dem Lande ſchön gethan und nicht verſchmäht hatten, ihr Tage lang den Hof zu machen, wollten ſich jetzt nicht bloß ſtellen und ließen ſie ſchmählich im Stich.

So kam es dazu, daß der Bräutigam, wenn die Braut nicht gegenwärtig war, ſich für einen armen unglücklichen

Tropf hielt, der ſein Lebensglück leichtſinnig vernichtet habe, und er bedauerte ſich ſelbſt; ſo bald ſie ſich aber ſehen ließ, ſchlug ihre Schönheit ſolche Gedanken aus dem Felde, da er mit ſeinem leeren Kopfe nur dem Augenblick lebte. Salome aber, die ſich überall verkauft und verrathen ſah und nichts Gutes ahnte, ſuchte ſich um ſo ängſtlicher an die Hauptſache, nämlich an den Bräutigam zu halten und ihn mit vermehrten Liebkoſungen zu feſſeln; denn ſie hatte keine andere Münze mehr auszugeben, und ſobald ſie aufhörten, ſich zu ſchnäbeln, ſtand die Unterhaltung ſtill zwiſchen dieſen Leutchen, die ſonſt ſo rüſtig an der Spitze geſtanden hatten.

Salome verſpürte keine Ahnung, daß die Beſchaffenheit ihres Geiſtes, ihrer Klugheit in Frage geſtellt war; ſie ſchrieb den obwaltenden Unſtern einzig ihrer ländlichen Herkunft und dem übeln Willen der Städter zu. Sie hüllte ſich daher in ihr Bewußtſein, dachte, wenn ſie nur erſt Frau wäre, ſo wollte ſie ihre Trümpfe ſchon wieder ausſpielen, und hielt ſich inzwiſchen an den Liebſten, um ſeiner Neigung ſicher zu bleiben.

Da ſaßen ſie nun eines ſchönen Nachmittags auch auf einem ſeidenen Sopha oder Divan, Salome in einem kirſchrothen Seidenkleide, das ſie ſelbſt gekauft, mit dicken goldenen Armſpangen, die ihr Drogo geſchenkt, und in echten Spitzen, die von ihrer Schwiegermutter herrührten, Drogo aber im neueſten Aufputz eines Modeherren. Dergeſtalt hielten ſie ſich umfangen und gaben ſo dem Anſehen nach ein Bild irdiſchen Glückes ab; denn ſo jung, ſo ſchön und ſo hübſch gekleidet, wie beide waren, als Brautleute, denen ein langes ſorgloſes Leben lachte, der lieblichſten Muße genießend in einem ſtillen Empfangsſaale, den ſie zur Ruhe gewählt, ſchien ihnen nichts zu fehlen, um ſich im Paradieſe glauben zu können. Sie waren über ihrem Koſen ſänftlich eingeſchlafen und erwachten jetzt wieder, gemächlich Eines nach dem Andern; der Bräutigam gähnte ein Wenigis, mit Maß, und hielt die Hand vor; die Braut aber, als ſie ihn gähnen ſah, ſperrte, unwiderſtehlich gereizt, den Mund auf ſoweit ſie konnte und wie ſie es auf dem Lande zu thun pflegte, wenn keine Fremden da waren, und begleitete dieſe Mundaufſperrung mit jenem troſt-, hoffnungs- und rückſichtsloſen Weltuntergangsſeufzer oder Geſtöhne, womit manche Leute, in der behaglichſten Meinung von der Welt, die geſundeſten Nerven zu erſchüttern und die frohſten Gemüther einzuſchüchtern verſtehen.

Sie müſſen ſich nicht wundern, unterbrach ſich Lucie, daß ich dieſe Einzelheiten ſo genau kenne: ich habe ſie ſattſam von beiden Seiten erzählen hören, und es ſcheint außerdem, daß jenes unglückliche Gähnduett gleich einem unwillkürlichen, verhängnißvollen Bekenntniſſe die Wendung herbeiführte. Wenigſtens verweilten Beide wiederholt bei dieſem merkwürdigen Punkte. Der Bräutigam wurde auf einmal ganz verdrießlich und rief: „O Gott im Himmel! Iſt das nun alles, was Du zu erzählen weißt?“

Salome wollte ihn küſſen; allein er hielt ſie ab und ſagte: „Laß doch, und ſage lieber etwas Feines!“

Da wurde die Abgewieſene von Röthe übergoſſen; ſie ſprach aber ſchnell: „Wie man in den Wald ruft, ſo tönt es heraus! Sag' mir etwas Feines vor, ſo werde ich antworten!“

„Ach, die Kameele ſprechen nicht!“ erwiderte Drogo unbeſonnen mit einem Seufzer. Da wurde ſie bleich, lehnte ſich zurück und ſagte: „Wer iſt ein Kameel, mein Schatz?“

„O Liebchen,“ ſagte er, „die ganze Stadt nennt Dich ſo!“

„Und Du hältſt mich alſo auch für eines?“ fragte ſie, und er antwortete, indem er ſie wieder an ſich ziehen wollte: „Sicherlich, und zwar für das reizendſte, das ich je geſehen!“

Da fühlte ſich Salome von dem ſchärfſten Pfeil getroffen, den es für ſie geben konnte; denn ſie hielt ihre vermeintliche Klugheit für ihre eigentliche Ehre, für ihr Palladium und ihre Hauptſache. Aber das war gut für ſie, weil ſie dadurch eine Wehr und einen Halt gewann, ſich vom Verderben rettete und ihre Schwäche gut machte.

Ohne ein ferneres Wort zu ſagen, riß ſie ſich los, löſte die Spangen von den Knöcheln, die Spitzen vom Halſe, warf ſie dem herzloſen Bräutigam vor die Füße und augenblicklich lief ſie aus dem Hauſe, ſpuckte wie ein Bauer auf die Schwelle deſſelben und lief, wie ſie war, ohne Hut und Handſchuhe, aus der Stadt. Vor dem Thor erſt brach ſie in Thränen aus, und in einemfort weinend und ſchluchzend wanderte und eilte ſie, mit dem ſeidenen Prachtkleide die Augen trocknend (denn ſogar ein Taſchentuch hatte ſie nicht an ſich genommen) durch Feld und Forſt, bis ſie tief in der Nacht im elterlichen Hauſe anlangte, mehr einer entſprungenen Zigeunerin ähnlich, als einer Braut. Sie gab den beſtürzten Verwandten keine Antwort, ſondern verſchloß ſich in ihre Kammer. Darin blieb ſie mehrere Tage und erſchien, als ſie wieder hervortrat, in der alten Landtracht. Wo ſie jenes rothe Seidenkleid hingebracht, hat man nie erfahren. Einige ſagen, ſie habe es verbrannt, Andere, es ſei vergraben worden, wieder Andere, ſie habe es einem Juden verkauft.

Als ſie eine Zeitlang zu Haus geblieben, ſchickte ihr die Stadtfamilie, bei der ſie gewohnt, ihre Sachen zu ohne jegliche Nachricht oder Anfrage, und noch fernere Zeit verging, ohne daß der Bräutigam oder ſonſt Jemand nach ihr fragte. Die Ihrigen wollten einen Rechtshandel mit dem Junker Drogo anheben; doch ſie verwehrte es zornig, und ſo iſt die Brautſchaft der ſchönen Salome in Nichts verlaufen und die Jungfrau noch vorhanden, wie Sie dieſelbe geſehen haben, theilweiſe etwas klüger und beſſer geworden, als früher, theilweiſe noch thörichter.

Ihre Lieblingslaune iſt, die Männer zu verachten und mit ſolchen zu ſpielen, wie ſie wähnt, während ſie ihre Geſellſchaft doch allem Andern vorzieht. Aber ich glaube nicht, daß ſie nochmals zu einer Verlobung zu bringen wäre.“

Achtes Capitel.

Regine.

Als Lucia ſchwieg, wußte Reinhart nicht ſogleich Etwas zu ſagen, da eine gewiſſe Nachdenklichkeit ihn zunächſt befangen und verlegen machte. Des Fräuleins ausführliche und etwas ſcharfe Beredtſamkeit über die Schwächen einer Nachbarin und Genoſſin ihres Geſchlechtes hatte ihn anfänglich befremdet und ein faſt unweiblich kritiſches Weſen befürchten laſſen. Indem er ſich aber der Lieblingsbücher erinnerte, die er kurz vorher geſehen, glaubte er in dieſer Art mehr die Gewohnheit zu erkennen, in der Freiheit über den Dingen zu leben, die Schickſale zu verſtehen und Jegliches bei ſeinem Namen zu nennen. Bedachte er dazu die Einſamkeit der Erzählerin, ſo wollte ihn von Neuem die neugierige und warme Theilnahme ergreifen, die ihn ſchon zu einer unzeitigen Frage verleitet hatte. Dann aber, als Lucia von dem thörichten Küſſen und Koſen in ſo überlegen heiterer Weiſe und mit einem Anfluge verächtlichen Spottes erzählte, war er geneigt, das als eine ſtrafende Anſpielung auf die Thorheit zu empfinden, mit der er ſelbſt heute ausgezogen war. Solchen Angriff von ſich abzuwehren, ſchritt er zum Widerſpruche und ſogar zu einer Art Schutzrede für die verunglückte Salome, indem er begann:

„Die ſtolze Reſignation, zu welcher ſie ſo unerwartet gelangte, ſcheint mir faſt zu beweiſen, daß auch Vorzüge, die nur in der Einbildung vorhanden ſind, wenn ſie beleidigt oder in Frage geſtellt werden, die gleiche Wirkung zu thun vermögen, wie wirklich vorhandene Tugenden, ſo daß z. B. die Thorheit, wenn ihre eingebildete Klugheit angegriffen wird, in ihrem Schmerze darüber zuletzt wahrhaft weiſe und zurückhaltend werden kann. Uebrigens iſt es doch ſchade, daß die arme Schöne nicht einen Mann hat!“

„Sie iſt nun zwiſchen Stuhl und Bank gefallen,“ erwiderte Lucia; „denn mit den Herren war es nichts und mit den Bauern geht es auch nicht mehr, und doch hätte ſie einen Mann ihres Standes ſogar noch beglücken können, der bei gleichen Geiſteskräften und täglicher harter Arbeit ihrer Unklugheit nicht ſo inne geworden wäre und vielleicht ein köſtliches Kleinod in ihr gefunden hätte.“

„Gewiß,“ ſagte Reinhart, „mußte es irgend einen Mann für ſie geben, dem ſie ſelbſt mit ihren Fehlern werth war; doch ſcheint mir die Gleichheit des Standes und des Geiſtes nicht gerade das Unentbehrlichſte zu ſein. Eher glaube ich, daß ein derartiges Weſen ſich noch am vortheilhafteſten in der Nähe eines ihm wirklich überlegenen und verſtändigen Mannes befinden würde, ja ſogar, daß ein ſolcher bei gehöriger Muße ſeine Freude daran finden könnte, mit Geduld und Geſchicklichkeit das Reis einer ſo ſchönen Rebe an den Stab zu binden und gerade zu ziehen.“

„Edler Gärtner!“ ließ ſich hier Lucia vernehmen; „aber die Schönheit geben Sie alſo nicht ſo leicht Preis, wie den Verſtand?“

„Die Schönheit?“ ſagte er; „das iſt nicht das richtige Wort, das hier zu brauchen iſt. Was ich als die erſte und letzte Hauptſache in den bewußten Angelegenheiten betrachte, iſt ein gründliches perſönliches Wohlgefallen, nämlich daß das Geſicht des Einen dem Andern ausnehmend gut gefalle. Findet dies Phänomen ſtatt, ſo kann man Berge verſetzen und jedes Verhältniß wird dadurch möglich gemacht.“

„Dieſe Entdeckung,“ verſetzte Lucia, „ſcheint nicht übel, aber nicht ganz neu zu ſein und ungefähr zu beſagen, daß ein wenig Verliebtheit beim Abſchluß eines Ehebündniſſes nicht gerade etwas ſchade!“

Durch dieſen Spott wurde Reinhart von Neuem zur Unbotmäßigkeit aufgeſtachelt, ſo daß er fortfuhr: „Ihre Muthmaßung iſt ſogar richtiger, als Sie im Augenblick zu ahnen belieben; dennoch erreicht ſie nicht ganz die Tiefe meines Gedankens. Zur Verliebtheit genügt oft das einſeitige Wirken der Einbildungskraft, irgend eine Täuſchung, ja es ſind ſchon Leute verliebt geweſen, ohne den Gegenſtand der Neigung geſehen zu haben. Was ich hingegen meine, muß gerade geſehen und kann nicht durch die Einbildungskraft verſchönert werden, ſondern muß dieſelbe jedesmal beim Sehen übertreffen. Mag man es ſchon Jahre lang täglich und ſtündlich geſehen haben, ſo ſoll es bei jedem Anblick wieder neu erſcheinen, kurz, das Geſicht iſt das Aushängeſchild des körperlichen wie des geiſtigen Menſchen; es kann auf die Länge doch nicht trügen, wird ſchließlich immer wieder gefallen und, wenn auch mit Sturm und Noth, ein Paar zuſammen halten.“

„Ich kann mir nicht helfen,“ ſagte Lucie abermals, „aber mich dünkt doch, daß wir uns immer auf demſelben Fleck herumdrehen!“

„So wollen wir aus dem Kreiſe hinausſpringen und der Sache von einer andern Seite beikommen! Hat es denn nicht jederzeit geſcheidte, hübſche und dabei anſpruchsvolle Frauen gegeben, die aus freier Wahl mit einem Manne verbunden waren, der von dieſen Vorzügen nur das Gegentheil aufweiſen konnte, und haben nicht ſolche Frauen in Frieden und Zärtlichkeit mit ſolchen Männern gelebt und ſich vor der Welt ſogar einen Ruhm daraus gemacht? Und mit Recht! Denn wenn auch irgend ein den Anderen verborgener Zug ihre Sympathie erregte und ihre Anhänglichkeit nährte, ſo war dieſe doch eine Kraft und nicht eine Schwäche zu nennen! Nun kann ich nicht zugeben, daß die Männer tiefer ſtehen ſollen, als die Frauen! Im Gegentheil, ich behaupte: ein kluger und wahrhaft gebildeter Mann kann erſt recht ein Weib heirathen und ihr gut ſein, ohne zu ſehen, wo ſie herkommt und was ſie iſt; das Gebiet ſeiner Wahl umfaßt alle Stände und Lebensarten, alle Temperamente und Einrichtungen, nur über Eines kann er nicht hinauskommen, ohne zu fehlen: das Geſicht muß ihm gefallen und hernach abermals gefallen. Dann aber iſt er der Sache Meiſter und er kann aus ihr machen, was er will!"

„Dem Anſcheine nach haben Sie immer noch nichts Außerordentliches geſagt," verſetzte Lucia; „doch fange ich an zu merken, daß es ſich um gewiſſe kennerhafte Sachlichkeiten handelt; das gefallende Geſicht wird zum Merkmal des Käufers, der auf den Sklavenmarkt geht und die Veredlungsfähigkeit der Waare prüft, oder iſt's nicht ſo?"

„Ein Gran dieſer böswilligen Auslegung könnte mit der Wahrheit in gehöriger Entfernung zuſammentreffen; und was kann es dem einen und dem andern Theile ſchaden, wenn das zu verhoffende Glück alsdann um ſo längere Dauer verſpricht?"

„Die Dauer des glatten Geſichtes, das der Herr Kenner ſich ſo vorſichtig gewählt hat?"

„Verdrehen Sie mir das Problem nicht, grauſame Gebieterin und Gaſtherrin! Von Vorſicht iſt ja von vornherein keine Rede in dieſen Dingen."

„Ich glaub' es in der That auch nicht, zumal wenn Sie, wie zu erwarten ſteht, ſich eine Magd aus der Küche holen werden."

„Was mir beſchieden iſt, weiß ich nicht; ich geharre demüthig meines Schickſals. Doch habe ich den Fall erlebt, daß ein angeſehener und ſehr gebildeter junger Mann wirklich eine Magd vom Herde weggenommen und ſo lange glücklich mit ihr gelebt hat, bis ſie richtig zur ebenbürtigen Weltdame geworden, worauf erſt das Unheil eintraf.“

„Der würde ja gerade gegen Ihre orientaliſchen Anſchauungen zeugen!“

„Es ſcheint allerdings ſo, iſt aber doch nicht der Fall, abgeſehen von dem abſcheulichen Titel, mit dem Sie meine harmloſe Philoſophie bezeichnen!“

„Und iſt Ihre Geſchichte ein Geheimniß, oder darf man dieſelbe vernehmen?“

„So gut ich es vermag, will ich ſie gern aus der Erinnerung zuſammenleſen mit allen Umſtänden, die mir noch gegenwärtig ſind, wobei ich Sie bitten muß, das Ergänzungsvermögen, das den Begebenheiten ſelbſt innewohnt, wenn ſie wiedererzählt werden, mit gläubiger Nachſicht zu beurtheilen!“

Da die zwei ſpinnenden Mädchen die Räder anhielten und ihre vier Aeuglein neugierig auf den Erzähler richteten, ſagte Lucia zu ihnen: „Fahrt nur fort zu ſpinnen, Ihr Mädchen, damit der Herr, durch das Schnurren verlockt und unterſtützt, den Faden ſeiner Erzählung um ſo weniger verliert! Ihr könnt Euch die Lehre, die ſich ergeben wird, dennoch merken und lernen, die Gefahr zu meiden, wenn die furchtbaren Frauenfänger ihre Netze bis in die Küchen ſpannen!“

Reinhart begann ſomit, da die Mädchen wieder ſurrten, Folgendes zu erzählen:

„In Boſton lebt eine Familie deutſcher Abkunft, deren Vorfahren vor länger als hundert Jahren nach Nordamerika ausgewandert ſind. Die Nachkommen bilden ein altangeſehenes Haus, wie wenige in der ewigen Fluth der Bewegung ſich erhalten; und ſelbſt das Haus im wirklichen Sinne, Wohnung und Geräthe, ſollen bereits einen Anſtrich alt vornehmen Herkommens aufweiſen, inſofern während eines kurzen Jahrhunderts dergleichen überhaupt erwachſen kann. Die deutſche Sprache erloſch niemals unter den Hausgenoſſen; insbeſondere einer der letzten Söhne, Erwin Altenauer, hing ſo warm an allen geiſtigen Ueberlieferungen, deren er habhaft werden konnte, daß er dem Verlangen nicht widerſtand, das Urland ſelbſt wieder kennen zu lernen, und zwar um die Zeit, da er ſich ſchon dem dreißigſten Lebensjahre näherte.

Er entſchloß ſich alſo, nach der alten Welt und Deutſchland auf längere Zeit herüber zu kommen; weil er aber, bei einigem Selbſtbewußtſein, ſich in beſtimmter Geſtalt und auf alle Fälle als Amerikaner zu zeigen wünſchte, bewarb er ſich in Waſhington um die erſte Sekretärſtelle bei einer Geſandtſchaft, deren Sitz in einer der größeren Hauptſtädte war. Mit nicht geringer Erwartung ſegelte er anher, vorzüglich auch auf das ſchönere Geſchlecht in den deutſchen Bundesſtaaten begierig; denn wenn wir germaniſchen Männer uns mit Eifer den Ruf ausgezeichneter Biederkeit beigelegt haben, ſo verſahen wir wiederum unſere Frauen mit dem Ruhm einer merkwürdigen Gemüthstiefe und reicher Herzensbildung, was in der Ferne gar lieblich und Sehnſucht erweckend funkelt gleich den Schätzen des Nibelungenliedes. Von dem Glanze dieſes Rheingoldes angelockt, war Erwin überdies von ſeinen Verwandten ſcherzweiſe ermahnt worden, eine recht ſinnige und muſtergültige deutſche Frauengeſtalt über den Ocean zurückzubringen.

Er fühlte ſich auch bald ſo heimiſch, wie wenn ſein Vater ſchon ein Jenenſer Student geweſen wäre; doch begab ſich das nur in der Männerwelt, und ſobald die Geſellſchaft ſich aus beiden Geſchlechtern miſchte, haperte das Ding. Sei es nun, daß, wie in ſonſt geſegneten Weinbergen es gewiſſe Schattenſtellen giebt, wo die Trauben nicht ganz ſo ſüß werden wie an der Sonnenſeite, er in eine etwas ungünſtige Gegend gerathen war, oder ſei es, daß der Fehler an ihm lag und er nicht die rechte Traubenkenntniß mitgebracht, genug, es ſchienen ihm zuſammengeſetzte Gebräuche zu walten, die zu entwirren er ſich nicht ermuntert fand. Erwin ſowol wie die übrigen Geſandtſchaftsmitglieder waren von einfachen Sitten, klar und beſtimmt in ihren Worten und ohne

Umſchweife. Sie ſtellten noch die ältere echte Art amerikaniſchen Weſens dar und gingen den geraden Weg, ohne um die hundert kleinen Hinterhalte und Abſichtlichkeiten ſich zu kümmern oder ſie auch nur zu bemerken; ſie ließen es bei Ja und Nein bewenden und ſagten nicht gern eine Sache zweimal.

Nun erſtaunte Erwin, von dieſer oder jener Schönen dann ſich plötzlich den Rücken zugewendet zu ſehen, wenn er auf eine Frage oder Behauptung nach ſeinem beſten Wiſſen ein einfaches Ja oder Nein erwidert hatte; noch weniger konnte er ſich erklären, warum eine Andere das ſelbſt begonnene Geſpräch nach zwei Minuten abbrach, in dem Augenblicke, wo er demſelben durch eine ehrliche Einwendung feſteren Halt gab; unbegreiflich erſchien ihm eine Dritte, die wiederholt ſeine Vorſtellung verlangt, ihn dann nach dem Klima ſeiner Heimat befragt und ohne die Antwort abzuwarten, mit Andern ein neues Geſpräch eröffnete. Dieſe Schneidigkeit war allerdings mehr nur der Mantel für innere Unfreiheit, wie die Zurückhaltung überhaupt, mit welcher er mit ſeinen Gefährten behandelt wurde, wo er hinkam, während ſie gelegentlich entdeckten, daß in ihrer Abweſenheit das breiteſte Studium ihrer Perſonen ſtattfand. Wenn in dieſen Gärten auch hie und da eine Pflanze blühte, die unbefangener und freundlicher dreinſchaute, ſo war auch dieſe überwacht und ſie hütete ſich ängſtlich, nicht durch die Hecke zu wachſen.

Erwin gab es daher auf, ein Meer von Putz zu befahren, in welchem ſo wenig perſönliche Geſtaltung auftauchen wollte, und um ſich von den beſtandenen Fährlichkeiten zu erholen, machte er längere Ausflüge. Er hielt ſich bald in einer der ſchön gelegenen Univerſitätsſtädte auf, um zugleich die berühmteſten Gelehrten kennen zu lernen und einige gute Studien mitzunehmen; bald machte er ſich mit den Orten bekannt, wo vorzüglich die Kunſt ihre Pflege fand, und ſchulte Sinn und Gemüth an dem feſtlichen Weſen der Künſtler. Auf allen dieſen Fahrten ſah er ſich in eine veredelte bürgerliche Welt verſetzt, welche, die beſſeren Güter des Lebens wahrend, ſich dieſes Lebens mit ungeheucheltem Ernſt erfreute. Hier wurden die Kenntniſſe und Fähigkeiten mit Fleiß und Ehren geübt, ſchwärmten und glühten die Frauen wirklich für das, was ſie für ſchön und gut hielten, pflegte jedes Mädchen ſeine Lieblingsneigung und baute dem Ideal ſein eigenes Kapellchen; und weit entfernt, ein aufrichtiges Geſpräch darüber zu haſſen, wurden ſie nicht müde vom Guten und Rechten zu hören. Dazu brachte der Wechſel der Jahreszeiten mannigfache Feſtfreuden, die bei aller Einfachheit von altpoetiſchem Zauber belebt waren. Die ſchönen Flußthäler, Berghöhen, Waldlandſchaften wurden als traute Heimat mit dankbarer Zufriedenheit genoſſen, wobei ſich die Frauen Tage lang in freier Luft und guter Laune bewegten; der Walddufſt ſchien ihnen von den Urmüttern her noch wohl zu behagen, und ſelbſt die

Beſcheidenſte ſcheute ſich nicht, einen grünen Kranz zu winden und ſich auf's Haupt zu ſetzen.

Das gefiel dem wackern Erwin nun ungleich beſſer. Das nähert ſich, dachte er, ſchon eher den Meinungen, die ich herübergebracht habe; es iſt nicht möglich, daß dieſe frohherzigen, ſinnigen Weſen inwendig ſchnöd und philiſterhaft beſchaffen ſeien! Auch gerieth er zweimal dicht an den Rand eines Verhältniſſes, wie man gemein zu ſagen pflegt. Aber o weh! nun zeigte ſich auch hier eine Art von Kehrſeite. Es herrſchte nämlich durch einen eigenen Unſtern, wo er hinkam, eine ſolche Oeffentlichkeit und gemeinſchaftliche Beaufſichtigung in dieſen Dingen, daß es unmöglich war, auch nur die erſten Regungen und Blicke ohne allgemeines Mitwiſſen auszutauſchen, geſchweige denn zu einem Bekenntniſſe zu gelangen, welches zuerſt das ſüße Geheimniß eines Pärchens geweſen wäre. Man ſchien nur in großen Geſellſchaften zu lieben und zu freien und durch die Menge der Zuſchauer dazu aufgemuntert zu werden. Sobald ein junger Mann mehrmals mit dem gleichen Mädchen geſprochen, wurde das Verhältniß feſtgeſtellt und zur öffentlichen Verlebung gewaltſam in Beſchlag genommen. Dieſe Art war aber für Erwin wie ein Gift. Was nach ſeinem Gefühle das geheime Uebereinkommen zweier Herzen ſein mußte, das ſollte gleich im Beginn der allgemeinen Theilnahme zur Verfügung geſtellt und das Hausrecht des Herzens, der früheſte Goldblick des Liebesfrühlings dahin gegeben ſein.

So wurde er ſchon vor dem erſten Capitel ſeiner Romane zurückgeſchreckt und trug nichts davon, als den Verdruß einiger Klatſchereien. Das beweiſt freilich, daß er eine ordentliche Leidenſchaft nicht erfahren hatte; ſonſt hätte er ſich durch ſolche Schwächen, die dem braven Bürgerthum hie und da ankleben, nicht vertreiben laſſen. Nichts deſto minder empfand er Verdruß und ſetzte ſich, Alles aus dem Sinn ſchlagend, im ausſchließlichen Umgange mit Männern feſt, die ſich auf einander angewieſen ſahen.

Um dieſe Zeit, es mögen etwa zwölf Jahre her ſein, ſah ich Erwin Altenauer in meiner damaligen Heimatſtadt, wenn man den Sitz einer Hochſchule ſo nennen darf, wo der Vater als Lehrer hinberufen worden iſt, ſich ein Haus gekauft und die Tochter des Ortsbanquiers geheirathet hat. Ich ſelbſt war kaum zwanzig Jahre alt, obgleich ſchon ſeit zwei Jahren Student, ſo daß ich die Geſellſchaft des Deutſch-Amerikaners im Hauſe meiner Eltern und anderwärts zuweilen genoß. Es war ein nicht kleiner feſter Mann mit einem blonden Kopf und trug nur neue Hüte, aber ſtets ſo, als ob es alte Hüte wären. Nur ein paar Sommermonate wollte er in unſerer Stadt zubringen, um namentlich eine gewiſſe Partie älterer Geſchichte anzuhören, die ein berühmter Hiſtoriker vortrug, und unter deſſen Aufſicht die Urkunden zu ſtudieren.

In einem ſtattlichen Hauſe, das indeſſen nur zwei Familien bewohnten, hatte er bei der einen derſelben einige Zimmer gemiethet, in denen er nicht ermangelte, von Zeit zu Zeit ſeine Bekannten in der Weiſe der Junggeſellen zu bewirthen; ſonſt aber verbrachte er die Abende gern im fröhlichen Umgange mit gereifteren jungen Leuten verſchiedener Nationalität, wie ſie mit Bürgersſöhnen aus gutem Hauſe vermiſcht in ſolchen Orten ſich zuſammen zu thun pflegen und von der Mützen tragenden Jugend leicht zu unterſcheiden ſind, wiewol ſie nicht verſchmähen, bei derſelben zuweilen vorzuſprechen.

In jenem Hauſe, das noch mit weitläufigen Treppen und Gängen verſehen war, fiel ihm ſeit einiger Zeit bei Ausgang und Rückkehr eine Dienſtmagd auf von ſo herrlichem Wuchs und Gang, daß das ärmliche, obgleich ſaubere Kleid das Gewand eines Königskindes aus alter Fabelzeit zu ſein ſchien. Ob ſie das Waſſergefäß auf dem Haupte oder den gefüllten Holzkorb vor ſich her trug, immer waren Glieder und Bewegung von der gleichen geſchmeidigen Kraft und gelaſſenen Schönheit; alles aber war beherrſcht und harmoniſch zuſammengehalten durch ein Geſicht, deſſen ruhige Regelmäßigkeit von einem Zug leiſer unbewußter Schwermuth veredelt wurde, einem Zug ſo leicht und rein, wie der Schatten eines durchſichtigen Kriſtalles. Erwin begegnete der ſchönen Perſon nicht oft; jedesmal aber, wenn ſie mit beſcheiden geſenktem Blick ſtill vorüber ging, blieb die Erſcheinung ihm ſtundenlang im Sinne haften, ohne daß er jedoch beſonders darauf achtete. Eines Tages indeſſen, als ſie auf den

Stufen der unteren Treppe kniete und ſcheuerte und er eben herunter ſtieg, richtete ſie ſich auf und lehnte ſich an das Geländer, um ihn vorbei zu laſſen; er konnte ſich nicht verſagen, guten Tag zu wünſchen und eine kleine flüchtige Entſchuldigung vorzubringen, ohne ſich aufzuhalten. Aber in dieſem Augenblicke ſchlug ſie ihr Auge ſo groß und ſchön auf und ein ſo mildes halbes Lächeln ſchwebte wie verwundert um die ernſten Lippen, daß das Bild der armen Magd nicht mehr aus ſeinen Sinnen verſchwand, ſo zwar, wie wenn Einer etwas Gutes weiß, zu dem ſeine Gedanken jedesmal ruhig zurückkehren, ſobald ſie nicht zerſtreut oder beſchäftigt ſind. Sonſt begab oder änderte ſich weiter nichts, als daß er ſie gelegentlich nach ihrem Namen frug, der auf Regine lautete.

Eines ſchönen Sonntags, den er im Freien zugebracht, kehrte er ſpät in der Nacht nach ſeiner Wohnung heim, mit langſamen Schritten und wohlgemuth die Sommerluft genießend. Da und dort ſchwärmten ſingende Studenten durch die Gaſſen, in welche der helle Vollmond ſchien; vor dem Hauſe aber, das er endlich erreichte, befand ſich ein ganzer Trupp dieſes muthwilligen Volkes und umringte eine einſame Frauensperſon, die ſich an die Hausthüre drückte. Ich kann den Auftritt beſchreiben, denn ich ſtand ſelber dabei. Es war Regine, die auf der runden Freitreppe, drei bis vier Stufen hoch, mit dem Rücken an die Thüre gelehnt, daſtand und lautlos auf die ſehr angeheiterte Schaar herabſchaute. Sie hatte von ihrer Herrſchaft die Erlaubniß erhalten, die Eltern in dem mehrere Stunden entfernten Heimatdorfe zu beſuchen, bei der Rückkehr aber die Fahrgelegenheit verfehlt und den Weg in die Nacht hinein zu Fuß zurücklegen müſſen. Allein auch die Herrſchaft war auf eine Landpartie gegangen und noch nicht zurück, und da Regine keinen Hausſchlüſſel bei ſich führte und überhaupt Niemand im Gebäude auf die Glocke zu hören ſchien, die ſie ſchon mehrmals gezogen, ſo fand ſie ſich ausgeſchloſſen und mußte die Ankunft anderer Hausbewohner abwarten. So fiel ſie ihrer Geſtalt wegen den jungen Taugenichtſen auf, die nicht ſäumten, ſie zu umringen und mit mehr oder weniger feinen Artigkeiten zu belagern. Der eine nannte ſie Liebchen, der andere Schätzchen, dieſer Gretchen, jener Mariechen; dann brachten ſie ihr ein halblautes Ständchen, und was ſolcher Kindereien mehr waren; ſowie aber Einer die Stufen hinan ſprang, um eine Liebkoſung zu wagen, lehnte ſie den Angriff mit einer ruhigen Bewegung des freien Armes ab; denn mit der anderen Hand hielt ſie den von ihr ſelbſt blankgefegten Thürknopf gefaßt. Wenn nun Einer nach dem Andern die Stufen rückwärts hinab ſtolperte, ſo lachte der Haufen mit großem Geräuſch, ohne daß die Bedrängte darüber ein Vergnügen empfand; vielmehr ſtieg ſie jetzt ſelbſt hinunter und ſuchte zu entkommen. Aber die Studenten riefen: Die Löwin will hinaus! Laßt ſie nicht durchbrechen! und ſchloſſen den Weg nur um ſo dichter.

In dieſem Augenblicke drang Erwin, der dem Spiel ſchon ein Weilchen ganz erſtaunt zugeſehen, durch die Leute, ergriff die zitternde Magd bei der Hand und führte ſie in das Haus, das er mit einer Drehung ſeines Schlüſſels raſch öffnete und eben ſo raſch wieder verſchloß. Das war ſo ſchnell geſchehen, daß die Nachtſchwärmer ganz verblüfft daſtanden und nichts beſſeres thun konnten, als ihres Weges zu ziehen.

Auf dem Flur, wo jederzeit des Nachts Leuchter bereit ſtanden, zündete Erwin ſein Licht an und theilte das Flämmchen mit der aufathmenden Magd, welche froh war, ſich geborgen zu wiſſen und die Herrſchaft gebührlicher Weiſe in der Küche erwarten zu können. Und wie es der Welt Lauf iſt, wurde ſie von der Sprödigkeit verlaſſen, die ſie ſoeben noch vor der Thüre aufrecht gehalten, und ſie litt es, als Erwin ihr mehr ſchüchtern als unternehmend Hand und Wange ſtreichelte und dies nur einen Augenblick lang; denn obgleich ihr Sonntagskleid faſt ſo dürftig war, wie der Werktagsanzug, vom billigſten Zeuge und der ärmlichſten Machenſchaft, ſo verboten doch Form und Ausdruck des Geſichtes die unzarte Berührung Jedem, der nicht eben zu den angetrunkenen Geſellen gehörte, und dennoch ſchien dies Geſicht die Demuth ſelber zu ſein.

Von dieſem Abend an nahm die ſtille Erſcheinung Erwin's Gedanken ſchon häufiger in Anſpruch, und ſtatt ihnen zum bloßen Ruhepunkt zu dienen, zog ſie dieſelben an ſich, auch wenn ſie anderwärts verpflichtet waren. Das verſpürte er in wenigen Tagen, als er am Fuße der Treppe einen baumlangen Reitercorporal bei ihr ſtehen ſah, der auf den ſchweren Pallaſch geſtützt mit Reginen ſprach, während ſie nachdenklich an einem Poſtamente des Geländers lehnte. Erwin merkte im Vorübergehen, daß ein leichtes Roth über ihr Geſicht ging, und ſchloß daraus auf eine Liebſchaft. Das aber ſtörte ihm ſo alle Ruhe, daß er nach einer halben Stunde das Haus wieder verließ, obgleich niemand mehr im Flur ſtand, und dermaßen in ſteter Bewegung den Tag zubrachte. Vergeblich ſagte er ſich, es ſei ja der prächtigen Perſon nur von Herzen zu gönnen, wenn ſie einen ſo ſtattlichen Liebſten beſitze, der auch ein ernſter Mann zu ſein ſchien, wie er in der Schnelligkeit geſehen. Der Umſtand, daß es in der Stadt keine Garniſon gab und der Reitersmann alſo von auswärts gekommen ſein mußte, ließ das Beſtehen eines ernſtlichen Liebesverhältniſſes noch gewiſſer erſcheinen. Aber nur um ſo trauriger ward ihm zu Muth. Umſonſt fragte er ſich, ob er denn etwas Beſſeres wiſſe für das Mädchen, ob er ſie ſelbſt heimführen würde? Er wußte keine Antwort darauf. Dafür wurde die ſchöne Geſtalt durch das Licht einer Liebesneigung, die er ſich recht innig und tief, ſo recht im Tone deutſcher Volkslieder vorſtellte, von einem romantiſchen Schimmer übergoſſen, der die erwachende Trauer des Ausgeſchloſſenſeins noch dunkler machte. Denn an einem offenen Paradiesgärtlein geht der Menſch gleichgültig vorbei und wird erſt traurig, wenn es verſchloſſen iſt.

Früher als gewöhnlich verließ er am Abend ſeine Geſellſchaft und ſuchte ſeine Wohnung auf. Da holte er vor der Thüre, die zu ſeinen Zimmern führte, unverſehens die Regine ein, welche zu ihrer Schlafkammer in den Dachräumen hinaufſtieg. Sie hielt neben dem Lichte einen kleinen Bogen Briefpapier in der Hand. Der war ihr ſoeben auf den Boden gefallen, dabei leicht beſchmutzt und auch etwas zerknittert worden, und ſie beſah ſich den Schaden, fügte aber ſogleich noch einen Oelfleck hinzu von dem Küchenlämpchen her, das ihr von der Herrſchaft gegönnt war.

„Was haben Sie da für einen Verdruß, gute Regine?“ fragte Erwin, indem er die Thüre aufſchloß.

„Ach Gott,“ ſagte ſie, „ich ſoll einen Brief ſchreiben und habe mir ein Blatt Papier dazu erbeten; und jetzt iſt es ſchon verdorben, eh' ich nur oben bin!“

„Kommen Sie mit mir herein, ich geb' Ihnen ein anderes!“ verſetzte er, und ſie ging mit gutem Vertrauen mit ihm, blieb aber beſcheiden an der Zimmerthür ſtehen, während er ein Büchlein des ſchönſten Papieres zurecht machte. „Haben Sie denn auch Tinte und Federn?“

„Etwas Tinte habe ich in einem Fläſchchen, freilich halb eingetrocknet, und eine kratzliche Stahlfeder iſt auch noch da!“ erwiderte ſie.

„So nehmen Sie hier von dieſen Federn mit und holen Sie ſich Tinte oder nehmen Sie gleich die Flaſche, die Sie ja wieder bringen können. Haben Sie auch einen Tiſch zum Schreiben?"

„Leider nein, nur meine Kleiderkommode!"

„Ei, ſo ſchreiben Sie hier an dieſem Tiſch! Ich werde Sie nicht ſtören und ſie haben ſich keineswegs zu ſcheuen! Oder mögen Sie am Pult ſchreiben, ſo ſind ſie grade noch groß genug dazu."

Er zündete gleichzeitig eine Lampe an, die helles Licht verbreitete und wendete ſich dann wieder zu der ſchweigenden Perſon, deren Geſicht, wie am Tage ſchon einmal, die leichte Röthe überflog, mit den Worten: „Sagen Sie, Regine, der ſchöne Dragoner, der heute bei Ihnen war, iſt natürlich Ihr Schatz? Da iſt Ihnen wahrhaftig Glück zu wünſchen!" Welche Worte er mit veränderter, etwas unſicherer Stimme hervorbrachte, wie wenn er in Herzensangelegenheiten vor einer großen Weltdame ſtände.

Das Roth in ihrem Geſichte wurde tiefer und ſpiegelte ſich in dem ſeinigen, das trotz ſeiner acht oder neunundzwanzig Jahre ebenfalls röthlich anlief. Zugleich aber blitzten ihre Augen nicht ohne einige Schalkheit der harmloſeſten Art zu ihm hinüber, als ſie antwortete: „Das war ein Bruder von mir!" Ob ſie im Uebrigen einen Schatz beſitze oder nicht, vergaß ſie zu ſagen. Auch verlangte Erwin diesmal nichts Weiteres zu erfahren, ſondern ſchien mit dem Bruder ſo vollkommen zufrieden, daß ſeine anbrechende Heiterkeit unverkennbar war und auch dem Mädchen das Herz leicht machte. Ehe ſie ſich deſſen verſah, ſtand ſie an dem Stehpulte und ſchrieb ihren Brief. Sie ſchrieb, ohne ſich zu beſinnen, in ſchönen geraden Zeilen eine Seite herunter und faltete das Blatt, ohne das Geſchriebene nochmals anzuſehen. Erwin's Vergnügen, ihr von einem Sopha aus gemächlich zuzuſchauen, war daher ſchon vorbei. Er gab ihr einen Umſchlag und ſie ſchrieb, wie er nun in der Nähe ſah, mit regelmäßigen ſauberen Zügen die Adreſſe an ihre Mutter.

„Wollen Sie gleich ſiegeln?“ fragte er, was ſie dankbar bejahte. Er bot ihr eine Achatſchale hin, worin ein Siegelring und mehrere Petſchafte lagen mit fein geſchnittenen Wappen, Namenszügen oder antiken Steinen, und lud ſie ein, ſich ein Siegel zu wählen. Nach Jahren, als ſich das Zukünftige begeben hatte, erinnerte er ſich mit Wehmuth des zartſinnigen Zuges, wie das unwiſſende junge Weib ſich ſcheute, eines von den koſtbaren fremden Siegeln zu gebrauchen, und wünſchte mit dem zinnernen Jackenknopfe zu petſchieren, den ſie zu dieſem Zwecke aufbewahre. Es ſei ein kleiner Stern darauf abgebildet.

„Damit kann ich auch dienen!“ rief er und zog ſeinen goldenen Bleiſtifthalter aus der Taſche; das obere Ende deſſelben war wirklich mit einem runden Plättchen verſehen, das einen Stern zeigte und zum verſiegeln eines Briefes tauglich war. Das ließ ſich Regine gefallen. Erwin erwärmte das hochrothe Wachs und brachte es auf den Brief; Regine drückte den Stern darauf, und als das ſchwierige Werk vollbracht war, athmete ſie bedächtig auf und ſah ihn mit einem treuherzigen Lächeln an.

Den Brief in der Hand haltend, konnte ſie jetzt füglich gehen; doch wußte der junge Mann ſie mit einer Frage aufzuhalten, an die ſich eine andere und eine dritte reihte, und ſo ſtand Regine an derſelben Stelle, bis eine gute Stunde verfloſſen war, und plauderte mit ihm, der an ſeinem Arbeitstiſche lehnte. Er frug nach ihrer Heimat und nach den Ihrigen und ſie beantwortete die Fragen ohne Rückhalt, erzählte auch manches freiwillig, da vielleicht noch Niemand, ſeit ſie unter Fremden ihr Brot verdiente, ſich ſo theilnehmend nach dieſen Dingen erkundigt hatte. Sie war das Kind armer Bauersleute, die einen Theil des Jahres im Tagelohn arbeiten mußten. Nicht nur die acht Kinder, Söhne und Töchter, ſondern auch die Eltern waren wohlgeſtaltet große Leute, ein Geſchlecht, deſſen ungebrochene Leiblichkeit noch aus den Tiefen uralten Volksthumes hervorgegangen. Nicht ſo verhielt es ſich mit dem Seelenweſen, der Beweglichkeit, der moraliſchen Widerſtandskraft und der Glücksfähigkeit der großwüchſigen Familie. In Handel und Wandel wußten ſie ſich nicht zeitig und aufmerkſam zu kehren und zu drehen, den Erwerb vorzubereiten und zu ſichern, und ſtatt der Noth gelaſſen aus dem Wege zu gehen, ließen ſie dieſelbe nahe kommen und ſtarrten ihr rathlos in's Geſicht. Der Vater war durch einen fallenden Waldbaum verſtümmelt, die lange Mutter voll bitterer Worte und nutzloſer Anſchläge; zwei Söhne ſtanden im Militärdienſte, der dritte half zu Hauſe, und die fünf Töchter lebten meiſtens zerſtreut als Dienſtmägde und mit verſchiedenen Schickſalen, die nicht alle erfreulich oder kummerlos waren für ſie und die Angehörigen.

Ungefähr ſo geſtaltet ſich das Bild, das Erwin den Worten der Magd entnahm, beinahe das Bild verfallender Größe, welche ihre Sterne verlaſſen haben, eines Geſchlechtes, das im Laufe der Jahrhunderte vielleicht ſeine Freiheit dreimal verloren und wieder gewonnen hatte, zuletzt aber nichts mehr damit anzufangen wußte, da es über den Leiden des Kampfes das Geſchick verloren. Oder war es zu vergleichen mit einem verkommenen Adelsgeſchlechte, das ſich in die Lebensart des Jahrhunderts nicht finden kann? Aus den unzuſammenhängenden Mittheilungen ſchloß er aber auch, daß Regine, obgleich das jüngſte der Kinder, gewiſſermaßen das beſte, nämlich der ſtille, anſpruchsloſe Halt der Familie war, an welchen ſich Alle wendeten, und das deshalb ſo ärmlich gekleidet ging, weil es Alles hergab, was es aufbrachte, während die andern Schweſtern nicht ermangelten ſich aufzuputzen, ſo gut ſie es vermochten.

Auch heute war ſie wieder in Anſpruch genommen worden. Erſt neulich hatte ſie faſt ihren ganzen Vierteljahrslohn den Eltern gebracht, da eine der Töchter in übeln Umſtänden heim gekommen. Jetzt wurde der Vater von einer nicht eben großen, aber dringenden Schuld geplagt und hatte durch die Mutter dem Dragoner ſchreiben laſſen, daß er entweder ſelbſt etwas Geld zu entlehnen trachten, oder aber zur Regine gehen ſolle, daß dieſe helſe. Natürlich konnte der Soldat Nichts thun, denn der hatte genug zu ſchaffen, mit kümmerlichen Entlehnungen ſeinen Sold zu ergänzen. Darum war er zur Schweſter herübergekommen, und dieſe empfand zur übrigen Sorge den Verdruß über die fruchtloſen Reiſekoſten des Bruders, ſo klein ſie waren, weil ſie im Augenblicke auch nicht helfen konnte. Sie hatte darum der Mutter geſchrieben, man müſſe unter allen Umſtänden einige Wochen Friſt zu erlangen ſuchen; vorher dürfe ſie ihre Herrſchaft nicht ſchon wieder um Geld angehen. Auch hatte ſie bei dieſen Ausſichten bereits ſeit dem heutigen Vormittage auf den kühnen Plan verzichtet, ſich im Herbſt einmal ein wollenes Kleid machen zu laſſen, wie andere ordentliche Mädchen es im Winter trugen.

Als Erwin ſie zum erſten Mal ſo viel hintereinander ſprechen hörte, wurde er von der weichen Beweglichkeit ihrer Stimme angenehm erregt, da die traulichen Worte, je mehr ſie in Fluß geriethen, immer mehr einen der ſchönen Geſtalt entſprechenden Wohlklang annahmen, den vielleicht noch Niemand im Hauſe kannte. Aber noch wärmer erregte ihn der Gedanke, daß der Noth des guten Weſens ſo leicht zu ſteuern ſei; um ſie jedoch nicht auffällig ſofort zu verſcheuchen oder argwöhniſch zu machen, unterließ er für einmal jedes Anerbieten einer Hülfe und begnügte ſich mit ein paar leichthin tröſtenden Worten:

das ſei ja Alles nicht ſo betrüblich, wie es ausſehe, und werde ſich ſchon ein Ausweg finden, ſie ſolle nur ſo gut und brav bleiben u. ſ. w. Ihr düſter gewordenes Angeſicht hellte ſich auch zuſehends auf, ſo freundlich wirkte der ungewohnte Zuſpruch auf ihr einſames Gemüth, und gewiß zehnmal wohlthuender, als wenn er ſofort die Börſe gezogen und ſie gefragt hätte, wie viel ſie bedürfe.

Es lief indeſſen doch nicht ohne alle Bedenklichkeiten ab; denn als ſie, über die ſo ſchnell verfloſſene Stunde erſchreckend, ſich entfernen wollte und die Zimmerthüre öffnete, hörte man von der Treppe her ein Geräuſch von Weiberſtimmen. Es waren die übrigen Dienſtboten des Hauſes, die ihre Schlafſtellen aufſuchten, und es ſchien allerdings nicht gerathen, daß Regine in dieſem Augenblicke aus der Thüre des fremden Herrn und Hausgenoſſen trat. Sie drückte ängſtlich die Thüre wieder zu und blickte dabei den Herrn Erwin Altenauer leicht erblaſſend an, ungefähr wie wenn es an einem Frühlingsabende ſchwach wetterleuchtet, und Erwin half ihr wortlos auf das Verhallen der Mädchenſtimmen lauſchen. In dieſem Augenblicke ſahen ſie ſich an und wußten, daß ſie allein zuſammen ſeien und ein Geheimniß hatten, wenn auch ein unſchuldiges. Als man nichts mehr hörte, öffnete Erwin ſachte die äußere Thüre und entließ die ſchöne große Jungfrau mit ihrem Lämpchen. Mit milden klugen Augen, ein wenig traurig wie immer, nickte ſie ihm gute Nacht; etwas Neuartiges lag in ihrem Blicke, das ihr wol ſelbſt nicht bewußt war; doch flackerte das Flämmchen ihrer beſcheidenen Lampe hell und tapfer in der Zugluft, welche durch das Treppenhaus wehte, weil die Vorgängerinnen wahrſcheinlich die Bodenthüre offen gelaſſen.

Es vergingen nicht viele Tage, bis es Erwin gelang, das Mädchen mit ſeinem Lämpchen abermals in ſein Zimmer zu locken, und bald ſtellte ſich die Gewohnheit ein, daß Regine jeden Abend ein halbes oder auch ganzes Stündchen bei ihm eintrat, bald vor dem Aufſtieg der anderen Mägde, bald nach demſelben; wahrſcheinlich war das bewahrte Geheimniß, die Heimlichkeit der vorzüglichſte Anreiz, welcher der guten Freundſchaft und dem Wohlgefallen der jungen Leute den Charakter einer Liebſchaft gab. Regine war aber ſo ganz von Vertrauen zu dem ſtets beſonnenen und an ſich haltenden Manne erfüllt, daß ſie alle Bedenken aus den Augen ſetzte und ſich rückhaltlos dem Vergnügen hingab, die kurzen Stunden eines beſſeren Daſeins zu genießen. Sie war, mit Verlaub zu ſagen, Weib genug, um von ihrer günſtigen Erſcheinung zu wiſſen; aber mit um ſo größerer Dankbarkeit empfand ſie zum erſten Mal die Ehre, die ein geſitteter Mann ihrer Schönheit anthat, ohne daß ſie wie eine geſcheuchte Katze ſich zu wehren brauchte. Erwin aber that ihr die Ehre an, weil er bereits den Gedanken groß zog, ſich hier aus Dunkelheit und Noth die Gefährtin zu holen.

Alſo lebten ſie in rein menſchlicher Lebensluſt ſo beglückt, wie zwei ebenbürtige Weſen in ſtiller Heimlichkeit es nur ſein konnten; Regine nur die Gegenwart genießend, ohne Hoffnung für die Zukunft, Erwin zugleich von frohen Ahnungen deſſen bewegt, was noch kommen mochte. Als er ſie eines Abends bei guter Gelegenheit überredete, nur der Eltern wegen der erſehnten Hülfe zu gedenken, und ſie zwang, zu ſchreiben und ſogleich die nöthige Baarſchaft zu verpacken, die ihm lächerlich klein erſchien, da fügte ſie ſich mit geheimer Zärtlichkeit des Herzens nicht aus Eigennutz, ſondern weil es von ihm und nicht von einem andern kam. Diesmal las er den Brief, den ſie ſchrieb, und ſah, daß die Sätze allerdings kurz und mager waren, wie eben das Volk ſchreibt; allein er entdeckte nicht einen einzigen Fehler gegen Rechtſchreibung und Sprachlehre und auch keinen gegen Sinn und Gebrauch der Sprache.

„Sie ſchreiben ja wie ein Actuarius!“ ſagte er, indem ein Strahl von Freude ſeine Augen erhellte.

„O wir hatten einen guten Schulmeiſter!“ erwiderte ſie froh über ſein Lob; „aber das iſt nichts, ich habe eine Schweſter, die ſchreibt im Umſeh'n ganze Briefe voll Thorheiten ohne alle Fehler; wenn ſie nur ſonſt recht thäte!“ ſchloß ſie mit einem Seufzer. Wie ſich ſpäter erwies, reiſte nämlich die Schweſter auf Liebſchaften herum und ſtellte ihre Schönheit nicht unter den Scheffel. Auch war ſie ſchon einmal mit einem kleinen Kinde heimgekommen.

Zum Schreiben hatte Regine jetzt geſeſſen, was ſie in Erwin's Zimmer noch nie gethan. Sie nahm eine amerikaniſche Zeitung in die Hand, die auf dem Tiſche lag, und verſuchte zu leſen.

„Das iſt engliſch!“ ſagte Erwin, „wollen Sie's lernen? Dann können Sie mit mir nach Amerika kommen und einen reichen Mann heirathen!“

Sie erröthete ſtark. „Lernen möcht' ich es ſchon,“ ſagte ſie, „vielleicht fahr' ich doch einmal hinüber, wenn es hier zu arg wird.“

Erwin ſprach ihr einige Worte vor; ſie lachte, bemühte ſich aber, in den Geiſt der wunderbaren Laute einzudringen, und es gelang ihr noch am gleichen Abend, eine Reihe von Worten richtig zu wiederholen und das Alphabet engliſch auszuſprechen. Ernſtlich ſchlug er ihr nun vor, jeden Abend eine förmliche Unterrichtsſtunde bei ihm durchzumachen. Sie that es mit ebenſo viel Eifer als Geſchick; kaum waren zwei Wochen verfloſſen, ſo ſah Erwin, daß dieſes höchſt merkwürdige Weſen, das ſich ſelbſt nicht kannte, Alles zu lernen im Stande war, ohne einen Augenblick die demüthige Ruhe zu verlieren. Er ſchlug plötzlich das Buch zu, über welchem ſie zuſammen ſaßen, ergriff ihre Hand und ſagte:

„Liebe Regine, ich will nicht länger warten und ſäumen! Wollen Sie meine Frau ſein und mit mir gehen?“

Sie zuckte zuſammen, erbleichte und ſtarrte ihn an, wie eine Todte.

„Nun iſt es aus,“ ſagte ſie endlich, indem ſie den Kopf auf die Hände ſtützte; „und ich war ſo vergnügt!“

„Wie ſo? was will das ſagen, liebes Kind? Bin ich Dir zuwider, oder iſt ſonſt etwas im Wege, das Dich bedrängt und hindert?“ rief Erwin und legte unwillkürlich den Arm um ſie, wie um ſie zu ſchützen und aufrecht zu halten. Aber ſie legte ſeinen Arm leidvoll und entſchieden weg und fing an zu weinen.

Sei es nun, daß ſie in ihrer geringen und aus trüben Quellen geſchöpften Weltkenntniß den Augenblick gekommen wähnte, wo ein geliebter Mann ſich mit einem Heirathsverſprechen verſündigte, das ja niemals ernſt gemeint ſein konnte; ſei es, daß ſie es für ihre Pflicht hielt, einem ernſten Antrag zu widerſtehen, indem ſie ſich als Gattin eines vornehmen Herrn unmöglich dachte; oder ſei es endlich, daß ſie ſchon um ihrer Familienverhältniſſe willen, die ſchlimmer waren, als ſie bisher geoffenbart, ſich ſcheute, den fremden Mann, der ſo glücklich lebte, an ſich zu binden: ſie wußte ſich nicht zu helfen und ſchüttelte nur den Kopf.

„Ich glaubte, Du ſeieſt mir ein wenig gut!“ ſagte Erwin kleinlaut und betroffen.

„Es war nicht recht von mir,“ rief ſie ſchluchzend, „es auch einmal ein bischen gut haben und etwa ein Stündchen ungeſtraft bei Einem ſitzen zu wollen, den ich ſo gern habe! Mehr wollte ich ja nicht! Nun iſt es vorbei und ich muß gehen!“

Sie ſtand gewaltſam auf, zündete das Lämpchen an und ohne ſich halten zu laſſen, eilte ſie hinaus und ſo ſtürmiſch die Treppe hinauf, daß das Flämmchen verlöſchte und ſie im Dunkeln verſchwand. Am andern Tage, als er ihr zu begegnen ſuchte, war ſie auch aus dem Hauſe verſchwunden. Da er vorſichtig nachforſchte, hörte er, ſie ſei plötzlich aufgebrochen und in ihre Heimat gegangen, und als ſie nach mehreren Tagen noch nicht zurückgekehrt war, nahm er einen Wagen und fuhr hinaus, ſie aufzufinden. Er traf ſie auch in der ärmlichen Behauſung der Ihrigen und zwar in großer Trauer ſitzend. Gleich einem Türken beſtaunten ihn die großen Leute, Weiber und Männer; aber er erklärte ſich ſogleich und verlangte die Tochter Regina zur Frau. Und um zu beweiſen, wie er es meine, begehrte er den Stand ihrer häuslichen Angelegenheiten zu erfahren und verſprach, ohne Verzug zu helfen. Nachdem die Leute ſich erſt etwas geſammelt und ſeine Meinung verſtanden hatten, beeiferten ſie ſich, alles offen darzulegen, wobei aber der Alte die Weiber, mit Ausnahme Reginens, hinausſchieben mußte, da ſie Alles vermengten und verdrehten. Auch der Sohn benahm ſich neben dem einbeinigen Alten vernünftig und ſchien doch nicht ohne Hoffnung. Es zeigte ſich, daß das kleine Gütchen verſchuldet war; allein die Auslöſung erforderte eine Summe, die für Erwin's Mittel nicht in Betracht kam; es waren eben kümmerlich kleine Verhältniſſe. Ließ er obenein noch eine ähnliche oder geringere Summe da, ſo gerieth das reckenhafte Völklein in einen ungewohnten kleinen Wohlſtand, und die fernere Vorſorge war ja nicht benommen. Ueberdies verſprach Erwin, ſeinen Einfluß dafür zu verwenden, daß die beiden im Dienſte ſtehenden Söhne, deren Entlaſſung nahe bevorſtand, ein gutes Unterkommen fänden, wo ſie ſich emporbringen könnten, bis er beſſer für ſie zu ſorgen vermochte, und was die Töchter betraf, ſo miſchte er ſich nicht in deren Geſchäfte, ſondern empfahl dieſelben in ſeinem Innern der lieben Vorſehung. Kurz, es begab ſich Alles auf das Zweckdienlichſte nach menſchlicher Berechnung. Regine ſah zu und redete nicht ein Wort, auch nicht, als Erwin ſie in die Kutſche hob, mit welcher er ſie unter dem Segen der Eltern entführte. Erſt als ſie drin ſaß und die Pferde auf der Landſtraße trabten, fiel ſie ihm um den Hals und that ſich nach den ausgeſtandenen Leiden gütlich an ſeiner Freude, ſie nun doch zu beſitzen.

Er fuhr aber nicht in unſere Stadt zurück, ſondern nach der nächſten Bahnſtation und beſtieg dort mit Reginen den Bahnzug. In einer der deutſchen Städte, darin er ſchon gelebt, kannte er eine würdige und verſtändige Gelehrtenwittwe, welche genöthigt war, fremden Leuten Wohnung und Koſt zu geben. Er hatte ſelbſt dort gewohnt. Dieſer wackeren Frau vertraute er ſich an, ließ Reginen für ein halbes Jahr bei ihr, damit ſie gute Kleider tragen lernte und die von der Arbeit rauhen Hände weiß werden konnten. Dann trennte er ſich, wenn auch ungern, von der wie im Traume wandelnden Regine, reiſte in unſere Univerſitätsſtadt zurück, um den dortigen Aufenthalt zu beendigen, und ſo weiter, bis nach Verfluß von weniger als ſieben Monaten die brave ſchöne Regine als ſeine Gattin abermals neben ihm in einem Reiſewagen ſaß.

Als Reinhart glücklich die Magd auf die Hochzeitreiſe geſchickt, hielt er einen Augenblick inne und bemerkte erſt jetzt, daß das Schnurren der Spinnräder nicht mehr zu hören war; denn die beiden Mädchen hatten über dem erfreulichen Schickſal der Regine das Spinnen vergeſſen, und die Augen geſpannt auf den Erzähler gerichtet, hielten ſie Daum und Zeigefinger in der Luft, ohne daß der Faden lief. Die Eine mochte ſich das ſchöne Reiſekleid der glückhaften Perſon vorſtellen, die Andere in Gedanken die goldene Damenuhr betrachten, die ihr ohne Zweifel an langer Kette hing. Hinwiederum bedachte Jene die Herrlichkeit des Augenblickes, wo ſie im Fall wäre, ſelbſteigene Dienſtboten anzuſtellen und aus einer großen Zahl ſich meldender Mädchen, auf dem Sopha ſitzend, einige auszuwählen. Die Andere aber nahm ſich vor, an Reginens Stelle jedenfalls ſofort wenigſtens ſechs Paar neue Stiefelchen von Zeug und von feinſtem Leder machen zu laſſen, und mit ſüßem Schauer ſah ſie ſchon den jungen, ledigen Schuhmachermeiſter vor ſich, den ſie hatte in's Haus kommen laſſen, die Stiefelchen anzumeſſen, jedes Paar beſonders, und ſie hielt ihm huldvoll den Fuß hin, bereit, ihm auch die Hand zu ſchenken, um welche der

Blöde endlich anhalten würde. Aber wie iſt denn das? Sie wäre ja ſchon verheirathet und könnte den Schuhmacher nicht mehr nehmen? Aber ſie iſt ja nicht die Regina, welche den Amerikaner hat, ſondern das ledige Bärbchen! Aber nun iſt ſie ja nicht reich und kann die Stiefeletten nicht beſtellen — kurz, ſie verwickelte ſich ganz in dem Garn ihrer Spekulationen, während Aennchen, das andere Mädchen, bereits drei Köchinnen angeſtellt und zwei wieder weggejagt hatte.

Da ſagte Lucie: „Wenn Ihr müde ſeid, Ihr Mädchen, ſo ſtellt die Räder weg und geht ſchlafen! Die merkwürdige Regine iſt jetzt verſorgt und braucht wahrſcheinlich nicht mehr früh aufzuſtehen, wie Ihr es morgen thun müßt.“

Die hübſchen Dienerinnen erhoben ſich ohne Zögern, als ſie dergeſtalt aus ihrer kurzen Träumerei geweckt worden, und trugen gehorſam die Spinnrädchen aus dem Zimmer.

Zu Reinhart gewendet, fuhr Lucie fort: Ich wollte es nicht darauf ankommen laſſen, daß die guten Kinder die Kehrſeite oder den Ausgang Ihrer Geſchichte mit anhören; denn ſo viel ich vermuthen kann, wird es nun über die Bildung hergehen, welche an dem in Ausſicht ſtehenden Unheil Schuld ſein ſoll, und da wünſchte ich denn doch nicht, daß die Mädchen gegen den gebildeten Frauenſtand aufſätzig würden!“

„Ich überlege ſoeben,“ erwiderte Reinhart lächelnd,

„daß ich am Ende unbeſonnen handle und meine eigenen Lehrſätze in bewußter Materie untergrabe, indem ich die Geſchichte fertig erzähle und deren Verlauf auseinander ſetze. Vielleicht werden Sie ſagen, es ſei nicht die rechte Bildung geweſen, an welcher das Schiff geſcheitert. Am beſten thu' ich wol, wenn ich Sie mit dem Schluſſe verſchone!"

„Nein, fahren Sie fort, es iſt immer lehrreich, zu vernehmen, was die Herren hinſichtlich unſeres Geſchlechtes für wünſchenswerth und erbaulich halten; ich fürchte, es iſt zuweilen nicht viel tiefſinniger, als das Ideal, welches unſern Romanſchreiberinnen bei Entwerfung ihrer Heldengeſtalten oder erſten Liebhaber vorſchwebt, wegen deren ſie ſo oft ausgelacht werden."

„Sie vergeſſen, daß ich keine eigene Erfindung offenbare, ſondern über fremdes Schickſal berichte, das mich perſönlich wenig berührt hat."

„Um ſo gewiſſenhafter halten Sie ſich an die Wahrheit, damit wir den Fall dann prüfen und reiflich berathen können!" ſagte Lucia, und Reinhart erzählte weiter:

„Erwin Altenauer hatte ſeine Verheirathung ſo geheim betrieben, daß in unſerer Stadt Niemand darum wußte; ſelbſt die Herrſchaft der ehemaligen Magd und die übrigen Hausgenoſſen ahnten Nichts von dem Vorgange, und Jedermann glaubte, er habe einfach ſeinen Aufenthalt bei uns beendigt und ſei abgereiſt, wie man das an ſolchen Gäſten ja gewohnt war. Etwa anderthalb Jahre ſpäter lebte ich in der Hauptſtadt, in welcher jene amerikaniſche Geſandtſchaft reſidirte. Ich benutzte die dortigen Anſtalten zur Fortſetzung meiner etwas willkürlichen und ungeregelten Studien, dünkte mich übrigens ſchon über das Studententhum hinaus zu ſein, und ging nur mit Leuten um, die alle einige Jahre älter waren, als ich.

„Auf einmal tauchte Herr Erwin wieder auf. Als ich ihm irgendwo begegnete, lud er mich ein, ihn zu beſuchen. Ich fand ihn in wohleingerichteter Wohnung, die von gutem Geſchmacke förmlich glänzte und zwar in tiefer, ſtiller Ruhe. Zu meiner Ueberraſchung wurde ich der Gemahlin vorgeſtellt, einer vornehm gekleideten, allerſchönſten Dame von herrlicher Geſtalt. Das reiche Haar war modiſch geordnet, die nicht zu kleine, aber wohlgeformte Hand ganz weiß und mit alterthümlichen bunten Ringen geſchmückt, den Geſchenken aus den Familienſchätzen des Hauſes in Boſton. Ich hatte die Regine nur jenes einzige Mal in der Nacht geſehen, wo ich dabei ſtand, als ſie von den Studenten bedrängt wurde; ihre Geſichtszüge waren mir kaum erkennbar geworden, doch auch ſonſt hätte ich jetzt nicht vermuthen können, daß die arme Magd vor mir ſtand, weil die kleine Begebenheit mir vollkommen aus dem Gedächtniß verſchwunden war. Ein Anflug von Schwerfälligkeit in den Bewegungen, der ſich erſt mit der eleganten Bekleidung eingeſtellt, war ſchon im Verſchwinden begriffen und ſchien eher ein Zeichen fremdartigen Weſens als etwas Anderes zu ſein. Sie ſprach ziemlich geläufig Engliſch und auch etwas Franzöſiſch, wie ſich im Verlaufe zeigte, letzteres ſogar beſſer, als die meiſten Damen bei den amerikaniſchen Legationen. Als ſie hörte, woher ich ſei, ſah ſie ihren Mann flüchtig an, wie wenn ſie ihn über ihr Verhalten befragen wollte; er rührte ſich aber nicht und ſo ließ ſie ſich auch weiter Nichts merken. Dennoch ſchämte er ſich nicht etwa ihres früheren Standes, ſondern wollte denſelben nur ſo lange geheim halten, bis ſie die völlige Freiheit und Sicherheit der Haltung und damit eine Schutzwehr gegen Demüthigungen erworben habe.

Da er indeſſen das Bedürfniß offener Mittheilung an irgend Einen nicht ganz unterdrücken konnte, ſchon um dem Geheimniſſe jeden verdächtigen Charakter zu nehmen, wählte er mich bald zum Mitwiſſer, und ich war nicht wenig verwundert, in der eigenthümlichen Staatsdame die arme Magd wiederzufinden, die jetzt allmälig in meinem Gedächtniſſe lebendig ward, wie ſie wortlos die Bedränger von ſich abwehrte. Auch der Frau geſchah damit ein Gefallen; denn ſie hatte wenigſtens außer ihrem Manne noch einen Menſchen, mit welchem ſie ohne Rückhalt von ſich ſprechen konnte.

Ich erfuhr nun auch, in wie ſeltſamer Art Erwin die Ausbildung der Frau bis anhin durchgeführt hatte. Vor Allem war er mit ihr nach London gegangen, da es ihm zuerſt um die engliſche Sprache zu thun geweſen; und damit ſie vor jeder häuslichen Arbeit bewahrt blieb, wohnte er, wie ſpäter in Paris, nur in Gaſthäuſern, und auch dort mußte er fortwährend aufpaſſen und dazwiſchen treten, daß ſie nicht die Zimmer ſelbſt aufräumte und die Betten machte, oder gar zu den Dienſtboten und Angeſtellten in die Küche ging, um ihnen zu helfen. Ebenſo koſtete es ihn einige Mühe, ſie an größere Zurückhaltung gegenüber den Dienenden und Geringen zu gewöhnen, ſo zwar, daß ſie, ohne der menſchlichen Freiheit Abbruch zu thun, die zu große Vertraulichkeit vermeiden lernte, um einſt leichter befehlen zu können. Dieſer Punkt ſoll für beide Perſonen nicht ohne etwelche Bekümmerniß erledigt worden ſein; denn während Regine ſich immer wieder vergaß und ſchwer begriff, warum ſie nicht mit ihres Gleichen über Alles plaudern ſollte, was dieſe freute oder betrübte, dachte Erwin fortwährend nur an den gemeſſenen Ton, der in ſeinem elterlichen Hauſe herrſchte, und an die Rangſtufe, welche Regine dort einzunehmen berufen war. Die Heimführung, die noch bevorſtand, beherrſchte alle ſeine Gedanken; in Reginen hoffte er ein Bild verklärten deutſchen Volksthumes über das Meer zu bringen, das ſich ſehen laſſen dürfe und durch ein außergewöhnliches Schickſal nur noch idealer geworden ſei. Wollte er aber dieſen Erfolg nicht nur einem Glücksfunde, ſondern auch ſeiner liebevoll bildenden Hand verdanken, ſo war ihm nur um ſo mehr daran gelegen, daß auch in Nebendingen das Werk ſo vollkommen als möglich ſei und ſein Triumph durch keine kleinſte Unzukömmlichkeit geſtört werde. Man kann eben ſagen, daß er bei aller Humanität und Freiſinnigkeit, die ihn beſeelte, hierin um ſo geiziger, ja ängſtlicher war, als er ſich in allen weſentlichen und wichtigen Dingen ganz ſicher fühlte.

Ein zweifelloſer Erfolg ſeiner Erziehungskunſt blühte ihm faſt unerwartet auf einem anderen Gebiete. Während des Aufenthaltes in England war ein berühmter deutſcher Männerchor dorthin gekommen, um in einer Reihe von Concerten ſich mit großem Aufſehen hören zu laſſen. Erwin, der keine Gelegenheit verſäumte, ſeiner Frau alle bildenden Genüſſe zugänglich zu machen, führte Reginen ebenfalls in die weite Halle, wo tauſende von Menſchen als Zuhörer verſammelt waren. Sie wagte ſich kaum zu rühren, mitten in dem Heere von reichen und geſchmückten Leuten ſitzend, und vernahm nicht eben viel Einzelnes von den Geſängen. Da hoben die neunzig bis hundert Sänger ſo deutlich und ausdrucksvoll, wie wenn ſie nur ein Mann wären, die Weiſe eines altdeutſchen Volksliedes an, daß Regine jedes Wort und jeden Ton augenblicklich erkannte, denn ſie hatte das Lied als halbwüchſiges Mädchen einſt ſelber geſungen und es erſt in der Dienſtbarkeit und Mühſal des Lebens vergeſſen. Unverwandt lauſchend blickte ſie nach dem Häuflein der ſchwarzgekleideten Männer hin, das wie eine dunkle Klippe aus dem ſchweigenden und ſchimmernden Menſchenmeere ragte, und was ſie hörte, war und blieb das Lied aus ihren Jugendtagen, die ſo ſchwermüthig waren, wie das Lied.

Der brauſende Beifall, der dem letzten Tone folgte, weckte ſie aus der traumartigen Verſenkung, und erſt jetzt ſchaute ſie erſtaunt zu ihrem Manne hinüber, als ob ſie fragen wollte, was das geweſen ſei. Der wies auf den Text in dem Hefte hin, das ſie in der Hand hielt, ohne es bis jetzt gebraucht zu haben, und wahrlich, da ſtand das Lied zu leſen, Wort für Wort.

Beim Nachhauſefahren fing ſie es im Dunkel des Wagens an zu ſingen, und als Erwin über die anmuthige Regung erfreut ihre Hand faßte, frug ſie, was das nur ſei, daß ein ſchlichtes Liedchen armer Landleute ſo fern von der Heimat geſungen werde und einer vornehmen Menſchheit ſo gut gefalle? Noch mehr vergnügt über dieſe Frage erwiderte er, Grund und Urſache der Erſcheinung ſeien die gleichen, warum auch ſie, das Kind des Volkes, ihm ſo wohl gefalle und ſo ſehr von ihm geliebt werde. Dann ſagte er ihr vor der Hand das Nöthigſte über die Sache; ſchon am nächſten Tage aber ſuchte er einen deutſchen Buchhändler auf, der, wie er gehört, auch alte Sachen kaufte und wieder verkaufte, und bei dieſem fand er die bekannte Sammlung, welche des Knaben Wunderhorn heißt. Er lehrte ſie das kleine Lied in den ſtattlichen Bänden aufzufinden, und ſie erblickte und las es mit einem gewiſſen Stolze zwiſchen den hunderten von ähnlichen und noch ſchöneren Liedern. Aber auch dieſe las ſie und legte das Buch nicht aus der Hand, bis ſie es durchgeleſen hatte, manches Lied zwei- und dreimal. So ereignete ſich das Seltene, daß ein ungeſchultes Volkskind ein ſtarkes Buch Gedichte mit Aufmerkſamkeit und Genuß durchlas in einem Zeitalter, wo Gebildete dergleichen faſt nie mehr über ſich bringen. Da ſie liebte, ſo fühlte ſie erſt jetzt noch das ſchöne Glühen der Leidenſchaft mit, wie es in jenen Liedern zum Ausdrucke kommt, und ſie empfand dies Glühen um ſo glückſeliger, als ſie ſelbſt ja in ſicheren Liebesarmen ruhte.

Jetzt aber nahm Erwin den Augenblick wahr und holte die Goethe'ſchen Jugendlieder herbei. Zuerſt zeigte er ihr diejenigen, die der Dichter dem Volkstone abgelauſcht und nachgeſungen; dann las er mit ihr eins um's andere der aus dem eigenen Blute entſtandenen, indem er der wohlig an ihn gelehnten Frau die betreffenden Geſchichten dazu erzählte. Wie über eine leichte Regenbogenbrücke ging ſie vom Wunderhorn in dieſes lichte Gehölz maigrüner Ahornſtämmchen hinüber, oder einfacher geſagt, es dauerte nicht lange, ſo regierte ſie das Büchlein ſelbſtändig, und es lag auf ihrem Tiſch, wie wenn ſie die erinnerungsreiche und wähleriſche Matrone einer vergangenen Zeit geweſen wäre, und doch lebte ſie Alles, was darin ſtand, mit Jugendblut durch, und Erwin küßte die erwachenden Spuren eines neuen Geiſtes ihr von Augen und Mund.

Es kann natürlich nicht jeder Pfad und jedes Brücklein aufgezeigt werden, auf denen Altenauer nun dem holden Weibe das Bewußtſein zuführte, nicht als ein Schulmeiſter, ſondern mehr als ein aufmerkſamer und dankbarer Finder von allerlei kleinen Glücksfällen. In Paris, wohin er ſie nachher führte, galt es vorzugsweiſe, durch das Auge zu lernen, und da er ſelbſt Vieles zum erſten Male ſah, ſo lernte er mit ihr gemeinſam und erklärte ihr gemächlich, was er ſoeben erfahren. Sie nahm ihm die Neuigkeiten begierig vom Munde und ſammelte ſie ſo geizig auf, wie ein junges Mädchen die Blumen ihres Liebhabers. Und die kleinen Dinge, die ein ſolches etwa in der Schule gelernt hat, wie das Verſtändniß der Landkarte und dergleichen, wurden ganz nebenbei, ohne allen Zeitverluſt, betrieben. Nur wollte einſtweilen kein rechter Zuſammenhang in die Sachen kommen; auch beſchäftigte es zuweilen Erwin's Gedanken, daß Regine wohl allerlei Lehrhaftes aus ſeinem Munde hören, nie aber ſolches für ſich allein leſen wollte. Sie brachte es nicht über ſich, nur einige Seiten Geſchichtliches oder Beſchauliches hintereinander in ſich aufzunehmen, und legte jedes Buch dieſer Art bald weg. Doch hoffte er nun, nachdem über alles Erwarten es bis jetzt ſo herrlich gegangen, die Hauptſache eben in Deutſchland zu erreichen, und er ſtellte ſich, in ſeinem Glücke immer begieriger auf einen glänzenden Abſchluß ſeines Bildungswerkes geworden, nunmehr kühnere Anforderungen, als er früher je gewagt haben würde. In dieſem Zuſtande war es, daß ich das merkwürdige Ehepaar vorfand, und als ich dann das unſchuldige Geheimniß desſelben erfuhr, nahm ich den wärmſten Antheil an ſeinem Schickſal und Wohlergehen. Die Frau war bei all' dem Außergewöhnlichen ihres Lebensganges und trotz der Glücksumſtände, in die ſie gerathen, die Beſcheidenheit ſelbſt, einfach, liebenswerth und dabei ſo ehrlich, wie ein junger Hund.

Wie ein Blitz aus heiterm Himmel traf eine Nachricht aus Boſton ein, in Folge welcher Erwin ohne einen Tag zu verziehen nach Amerika abreiſen mußte, um bei der Ordnung gewiſſer Verhältniſſe hilfreich zu ſein, von denen das Wohl der ganzen Familie abhing. Er entſchloß ſich augenblicklich zur Reiſe, entſchied aber nach einigem Schwanken, daß Regine über die paar Monate ſeiner Abweſenheit hier zurückbleiben ſollte. Die Herbſtſtürme hatten eben begonnen und ſchon waren Nachrichten von auf der See ſtattgehabten Unglücksfällen und vermißten Schiffen eingetroffen. Um keinen Preis wollte er das Leben und die Geſundheit ſeiner Frau den Gefahren der Meerfahrt ausſetzen; umſonſt fiel ſie ihm faſt zu Füßen und flehte wie ein Kind, ſie mitzunehmen, damit ſie bei ihm ſei: ſobald er nur einen Blick auf ihre Geſtalt und ihr Geſicht warf, graute es ihm, dieſes ſchöne Geſchöpf ſich auf einem untergehenden Schiffe zu denken, und ſo bitter ihm die zeitweilige Trennung auch war, ſo zog er ſie doch der offenbaren Gefährdung des theuerſten Weſens vor.

„Siehſt Du, mein Kind,“ ſagte er, indem er ihre

Wange ſanft ſtreichelte, „es gehört auch zum Leben, ſich einer ſchweren Nothwendigkeit unterziehen zu lernen und von der Hoffnung zu zehren! Solches wird uns noch mehr widerfahren und ſo wollen wir guten Muthes den Anfang machen!“

Im Geheimen freilich beſtärkte ihn noch der Gedanke, um jeden Preis die letzte Hand an ſein Bildungswerk legen zu können, ehe er die Gattin in das Vaterhaus mitbringe; die menſchliche Eitelkeit vermengt ſich ja mit den edelſten Ideen und verleiht ihnen oft eine Hartnäckigkeit, die uns ſonſt fehlen würde.

Erwin verreiſte alſo ohne Verzug, um den nächſten Dampfer nicht zu verſäumen, und er reiſte um ſo gefaßter, als er Urſache zu haben glaubte, ſeine Frau in gutem Umgange zurückzulaſſen, ſo wie auch das Haus mit erfahrenen und ordentlichen Dienſtboten verſehen war. Er langte wolbehalten in der Heimat an; allein die Geſchäfte wickelten ſich nicht ſo raſch ab, wie er gehofft, und es dauerte gegen drei Vierteljahre, bis er nach Europa zurückkehren konnte. Während der Zeit genoß Regine allerdings einer hinreichenden Geſellſchaft. Da waren voraus drei Damen, deren Umgang ihrem Manne zweckmäßig für ſie geſchienen hatte, da ſie im Rufe einer großen und ſchönen Bildung ſtanden; denn überall, wo es etwas zu ſehen und zu hören gab, waren ſie in der vorderſten Reihe zu finden, und ſie verehrten, beſchützten Alles und Jedes, das von ſich reden machte. Erſt ſpäter erfuhr ich freilich, daß man ſie in manchen Kreiſen ſchon um dieſe Zeit die drei Parzen nannte, weil ſie jeder Sache, deren ſie ſich annahmen, ſchließlich den Lebensfaden abſchnitten. Sie waren immer in Geräuſch, Bewegung und Unruhe; denn ſie beſaßen alle drei ſelbſtzufriedene und gleichgültige Männer, die ſich nicht um die Frauen kümmerten. Obgleich dieſe nicht eben ſehr jung waren, umarmten ſie ſich doch mit ſtürmiſcher Leidenſchaft, wenn ſie ſich trafen, küßten ſich lautſchallend und nannten ſich Kind und ſüßer Engel; auch hatten ſie einander liebliche Spitznamen gegeben, und eine hieß die Sammetgazelle, die andere das Rothkäppchen, die dritte das Bienchen; die erſte, weil ſie das Sammetauge des genannten Thieres habe, die zweite, weil ſie einſt in einem lebenden Bilde jene Märchenfigur vorgeſtellt, die letzte, weil ſie in Gärten oder Gewächshäuſern keine Blume ſehen konnte, ohne ſie zu betaſten und zu erbetteln. Trotz dieſer harmloſen Schwärmerei gab es böſe Leute, welche behaupteten, die Parzen führten unter ſich eine Sprache wie mit allen Hunden gehetzt und von allen Teufeln geritten, ungefähr wie alte Studenten, beſonders ſeit ſie als Wahrzeichen ihres Genieweſens eine junge Malerin in ihren Verband aufgenommen hatten, die ſchon in allen Schulen geweſen. Eigentlich war es ein junger Maler, denn ſie ſchneuzte wie ein kleines Kätzchen, wenn man ſie Malerin nannte. Die ſchöne wohlklingende Endſilbe, mit welcher unſere deutſche Sprache in jedem

Stande, Berufe und Lebensgebiete die Frau bezeichnet und damit dem Begriffe noch einen eigenen poetiſchen Hauch und Schimmer verleihen kann, war ihr zuwider wie Gift und ſie hätte die verhaßten zwei Buchſtaben am liebſten ganz ausgereutet. War man dagegen gezwungen, den männlichen Artikel der und ein mit ihrem Berufsnamen zu verbinden, ſo tönte ihr das wie Muſik in die Ohren. Sie trug ſtets ein ſchäbiges Filzhütchen auf dem Kopfe und ließ das Kleid ſo einrichten, daß ſie ihre Hände zu beiden Seiten in die Taſchen ſtecken konnte, wie ein Gaſſenjunge. Dieſe Art Verirrung mahnt mich immer an die mittelalterliche Sage vom Kaiſer Nero. Die wirklich verübten Tollheiten desſelben fand ſie nicht abſcheulich und verrückt genug, und um das denkbar Schmählichſte hinzuzufügen, erſann ſie die Geſchichte von ſeinem Gelüſte nach der Geſchlechtsänderung. Er habe wollen guter Hoffnung werden und ein Kind gebären und zweiundſiebenzig Aerzten bei Todesſtrafe befohlen, ihm dazu zu verhelfen. Die hätten keinen andern Ausweg gewußt, als dem Scheuſal einen Zaubertrank zu brauen. Weil aber der Teufel nichts Wirkliches, ſondern nur Blendwerke ſchaffen könne, ſo ſei Nero allerdings ſchwanger geworden, zu ſeiner großen Zufriedenheit, und habe aber dann eine dicke Kröte aus dem Munde zu Tage gefördert. Auch für das Thierlein ſei er dankbar geweſen und habe ſich voll Eitelkeit Domina und Mutter nennen laſſen. Dann habe er ein großes Freudenlager errichtet, um das

Geburtsfeſt zu begehen. Die Amme des Kindleins, in grünen, mit goldenen Vögeln geſtickten Atlas gekleidet, ſei mit dem Kind auf dem Schooße auf einen ſilbernen Wagen geſetzt worden, welchem hundert fremde Könige hätten folgen müſſen nebſt unendlichen Würdenträgern, Prieſtern und Kriegern. Und ſo ſei der Zug unter dem Schalle der Poſaunen, Flöten und Pauken hinaus gegangen nach dem Lager. Als jedoch der Wagen über eine Brücke gefahren ſei, unter der ſich eine trübe Lache befunden, habe die Kröte das ſchöne Sumpfwaſſer gewittert und ſei vom Schooße der Amme hinunter geſprungen und nicht mehr geſehen worden. Auf dieſe Art dachte die Sage den Nero am allerärgſten zu brandmarken, und ſie knüpfte an das Märchen unmittelbar den Untergang des Tyrannen.

In der That hat die Wuth, ſich die Attribute des andern Geſchlechts anzueignen, immer etwas Neroniſches; möge jedes Mal die Kröte in den Sumpf ſpringen!

Die Malerin beſaß mehr Männer- als Frauenkleider; wenn ſie jene auch nicht am Tage tragen durfte, ſo zog ſie dieſelben um ſo häufiger des Nachts an und ſtreifte ſo in der Stadt herum, und es hieß, daß bald die Gazelle, bald das Rothkäppchen oder das Bienchen trotz ihrer allmälig eintretenden größeren Corpulenz ſich zuweilen in einen derartigen Anzug hineinzwängten und zu einem geheimen Streifzug verleiten ließen, um als freie Männer unter das Volk zu gehen und die unauslöſchliche Neugierde zu befriedigen.

Als einſt ein junger Gelehrter in öffentlichem Saale eine Reihe geiſtvoller Vorträge hielt, hatte Erwin ſeine Frau hingeführt, in der Hoffnung, daß für ihr Verſtändniß doch einige Broſamen abfallen und die Pforten der Bildung immerhin ſich etwas weiter aufthun würden, wenn auch nur durch ahnende Einblicke. In den Saal tretend fanden ſie unter dem beſcheideneren allgemeinen Publikum keinen Platz mehr und ſahen ſich genöthigt, immer weiter nach dem Vordergrunde in der Gegend der Kanzel zu dringen, wo diejenigen ſaßen, die überall die gleichen ſind und zuvorderſt zu ſitzen pflegen. Da glänzten und ſchimmerten dicht unter den Augen des Redners richtig die drei Renommiſtinnen, die jedoch liebenswürdig und gefällig der ſchönen Fremden ſogleich einen Platz zwiſchen ſich ermöglichten, ſo daß Erwin froh war, die Regine untergebracht zu ſehen, und ſich in eine Fenſterniſche zurückzog. Seit geraumer Zeit hatten die Parzen ſchon die ebenſo eigenartige, als geheimnißvolle Frau in's Auge gefaßt; ſie benutzten jetzt die Gelegenheit, auf's Freundlichſte und Bethulichſte mit ihr Bekanntſchaft, ja Freundſchaft zu ſchließen, denn zu ihren Renommiſtereien gehörte unter anderen auch, für ſchöne oder ſonſt intereſſante Frauen ganz beſonders zu ſchwärmen und ſolche Creaturen mit neidloſer Huldigung geräuſchvoll vor aller Welt zu umgeben. Erwin ſah von ſeinem Standorte aus mit Befriedigung, wie ſeine Frau ſo gut aufgehoben war, und als er ſie nach dem Schluſſe des Vortrages wieder in Empfang nahm, erwiderte er die Einladungen der Damen zu baldigem Beſuche mit dankbarer Zuſage. Als nicht lange hernach ſeine Abreiſe nothwendig wurde, hielt er es, wie ſchon geſagt, für einen glücklichen Umſtand, daß Regine einen ſo bildend anregenden Verkehr gefunden habe, und er anempfahl ihr, denſelben fleißig zu ſuchen; mit argloſem Vertrauen gehorchte ſie, obſchon die wortreichen, lauten und unruhigen Auftritte und Lebensarten ihr wenigſtens im Anfang nichts weniger als wol zu behagen ſchienen.

Indeſſen verlor ich ſie aus den Augen, wenigſtens für den perſönlichen Umgang. Ich war meinem Verſprechen gemäß nach Erwin's Abreiſe noch zwei oder drei Mal hingegangen, um zu ſehen, ob ich etwas nützen könne. Schon das erſte Mal waren zwei von den Renommiſtinnen dort anweſend; ich hörte zu, wie ſie die Regine bereden wollten, auf dem im Wurfe liegenden Wohlthätigkeitsbazar eine Verkaufsſtelle zu übernehmen, und wie ſie das Koſtüm beriethen. Es gelang ihnen jedoch diesmal noch nicht, ihre Beſcheidenheit zu hintergehen. Später traf ich ſie nicht mehr zu Hauſe. Die ältere Dienerin klagte, daß die Damen ſie immer häufiger hinwegholten, und doch müſſe man gewiſſermaßen jede Zerſtreuung willkommen heißen, denn wenn die Frau allein ſei, ſo ſehne ſie ſich unaufhörlich nach ihrem Manne und weine, wie wenn ſie ihn verloren hätte.

Eines Tages gerieth ich zufällig in die ſogenannte permanente Gemäldeausſtellung. Was ſah ich gleich beim Eintritt? Reginen's Bildniß als phantaſtiſch angeordneten Studienkopf, über Lebensgröße, mit theatraliſch aufgebundenem Haar und einer dicken Perlenſchnur darin, mit bloßem Nacken und gehüllt in einen Theatermantel von Hermelin und rothem Sammet, d. h. jener von Katzenpelz und dieſer von Möbelplüſch, das Alles mit einer ſcheinbaren Frechheit gemalt, wie ſie von gewiſſen Kunſtjüngern mit unendlichem mühevollem Salben und Schmieren und ängſtlicher Hand zuweilen erworben oder wenigſtens geheuchelt wird.

Natürlich war der „Studienkopf“ das Werk der Malerin und Regine von den Parzen beſchwatzt worden, derſelben in ihrem Atelier aus Gefälligkeit zu ſitzen. Ob ſie wußten, daß die Künſtlerin das Bild ausſtellen und verkaufen wollte, kann ich nicht ſagen; Regine wußte es jedenfalls nicht, wie mich ihre Haushälterin verſicherte, als ich hinging, um jene zu ſprechen, aber nur dieſe antraf. Denn ich hatte bemerkt, daß das Bild bereits von einem Händler angekauft war, der Gemäldetransporte nach Amerika lieferte. — Die Geſchichte gefiel mir keineswegs und ich ſchwankte, ob ich dem Erwin Altenauer ſchreiben ſolle oder nicht. Allein die drei Renommiſtinnen galten trotz ihrer wunderlichen Aufführung für ehrbare Frauen und waren es wol auch, und ſie machten nicht unanſehnliche Häuſer. Der Mann der Gazelle war ein großer Sprithändler, derjenige des

Rothkäppchens ein Juſtizrath, der vierzehn Schreiber beſchäftigte, und der Mann des Bienchens der oberſte Regent über die vierzig Töchterſchulen der Provinz, der zudem eine polyglotte Rieſenchreſtomathie herausgab, alles bedeutende Gewährleiſtungen für die Ehrbarkeit, während ich ſelber ein unerfahrener und unbedeutender Menſch war.

Ich ſah die gute Regine nun nicht mehr, als etwa in einer Theaterloge inmitten ihrer Beſchützerinnen, welche vor Vergnügen glänzten, wenn ſie durch die ſchöne Erſcheinung die Augen des ganzen Hauſes auf ſich lenken konnten. Auch empfingen ſie genügſamen Herrenbeſuch. Regine ſchien mir das eine Mal traurig und gedrückt zu ſein; das andere Mal ſchien ſie aber aufzuthauen und eine wachſende Sicherheit und Munterkeit des Benehmens zu zeigen. Vielleicht, dachte ich, iſt das gerade, was Erwin wünſcht, und die drei Gänſe haben am Ende nichts Böſes zu bedeuten.

Ein einziges Mal vor Erwin's Rückkunft ſprach ich ſeine Frau noch näher in vertraulicher Weiſe und ſah ſie ſogar während eines ganzen Tages. Der Monat Juni war gekommen und das prächtigſte Sommerwetter im Lande. Da bat ſie mich eines Tages in einem zierlichen Briefchen, bei ihr vorzuſprechen, und als ich kam, theilte ſie mit, es ſei von ihren Freundinnen und deren Freunden eine große Landpartie verabredet, die zu Wagen gemacht werden ſollte. Nun wolle ihr die Sache doch nicht recht gefallen, und ſie wünſche wenigſtens einen guten Freund und Bekannten ihres Mannes und ihres eigenen Hauſes dabei zu wiſſen, weil ihr ja manche von den Theilnehmern weder vertraut genug noch ſonſt angenehm ſeien. Sie glaube im Sinne Altenauer's zu handeln, wenn ſie ſo verfahre; denn ſie wiſſe, daß er etwas auf mich halte u. ſ. w. Sie habe daher kurzweg angekündigt, ſie werde mich als ihren beſonderen Begleiter mitbringen, und ſie bitte mich nun, wenn ich ihr den Gefallen erweiſen wolle, einen Wagen zu beſtellen und ſie zur beſtimmten Stunde abzuholen und auf den Sammelplatz zu bringen. Man habe allerdings ihren Wunſch theilweiſe dadurch gekreuzt, daß ich ſofort zum Cavalier der jungen Malerin beſtimmt worden ſei, wozu ich mich vortrefflich eigne; doch hoffe ſie, die Regine, daß ich mich wol zuweilen werde losmachen und ein Bischen mit ihr plaudern können.

Ich ſagte mit Freuden zu und nahm mir vor, den weiblichen Schmierteufel von Maler je eher je lieber hin zu ſetzen und mich an die Frau Altenauer zu halten. Als ich dieſe dann holte, fand ich es ehrenvoll, an ihrer Seite zu fahren; ſie war in hellfarbigen duftigen Sommerſtoff gekleidet und in jeder Beziehung einfach aber tadellos ausgerüſtet. Sie räkelte nicht in der Wagenecke herum, ſondern ſaß mit ihrem Sonnenſchirme in anmuthiger Haltung aufrecht, während die Malerin, die ſpäter uns beigeſellt wurde, ſich ſofort zurückwarf und die Beine übereinander ſchlug. Auch die übrigen

Damen erſchienen, als wir den Sammelplatz erreichten, in heiterer Sommertracht, weiß oder farbig, und auch die Herren hatten ſich mit Hülfe der Mode ſo ſchäferlich als möglich gemacht. Nur die Malerin war wie eine Krähe; ſie ſteckte in einem troſtlos dunklen, nüchternen und ſchlampigen Kleide, mit der beleidigenden Abſicht, ja keinen Anſpruch auf weibliche Anmuth und Frühlingsfreude machen zu wollen. Statt des Filzes trug ſie freilich ein Strohhütchen auf dem Kopfe, aber ein ſchwarz gefärbtes, das von den feinen weißen Florentinerhüten der anderen Frauenzimmer ſchuſtermäßig abſtach. Von einer freien Locke oder Haarwelle war nichts zu ſehen; gleich einem Kranze von Schnittlauch trug ſie das geſtutzte Haar um Ohren und Genick. Was werden das für traurige Zeiten ſein, wenn es ſo kommt, daß mit den lichten Kleidern und den fliegenden Locken der jungen Mädchen und Frauen die Frühlingsluſt aus der Welt flieht!

Ich wurde von der Geſellſchaft nicht unartig aufgenommen; da aber durch den von mir mitgebrachten Wagen überſchüſſiger Raum gewonnen war, ſetzte man uns, wie bemerkt, die Malerin herein mit der Anzeige, daß das meine Schutzbefohlene ſei. Als man abfuhr und die Kutſchen im Freien rollten, zog der Künſtler ungeſäumt ein Stück Brot und ein paar Aepfel aus der Taſche und biß hinein; denn er hatte noch nicht gefrühſtückt, wie er ſagte, und er genoß immer nur rohes Obſt und Brot des Morgens, weil es das Billigſte war. Das that er nicht aus Armuth, ſondern aus Geiz; denn er verſtand es ſehr wohl, gehörig Geld zu verdienen, und ſtudirte auch nichts mehr, ſeit das Geld einging. Beim Erwerbe aber wußte ſie, um ihrem Geſchlecht jetzt wieder die Ehre zu geben, ſich ſehr unſchüchtern überall vorzudrängen, und hier nahm ſie urplötzlich die Rückſichten auf das Geſchlecht von Jedermann in Anſpruch. Der rohe Aepfelſchmaus, wobei ſie Kerne und Hülſenſtücke über die Wagenwand hinausſpuckte, ärgerte mich dergeſtalt, daß ich beſchloß, ſie jetzt ſchon zu verſcheuchen. Ich begann ein Geſpräch über die Künſtlerinnen im Allgemeinen und einige merkwürdige Erſcheinungen im Beſonderen, und ich lobte vorzüglich diejenigen, welche neben ihrem Rufe in den ſchönen Künſten zugleich des unvergänglichen Ruhmes einer idealen Frauengeſtalt mit heiterem oder tragiſchem Schickſale genoſſen. Zuletzt ſchilderte ich den lieblichen Eindruck, den das Bildniß der Angelika Kaufmann, von ihr ſelbſt gemalt, auf mich gemacht habe, den blühenden Kopf mit den vollen reichen Locken von einem grünen Epheukranze umgeben, der Körper in weißes Gewand gehüllt, und ich vervollſtändigte die Geſtalt, indem ich ſie begeiſtert an die Glasharmonika ſetzte, das Auge emporgehoben, und rings um ſie her die edelſte römiſche Geſellſchaft gruppirte, welche den ergreifenden Tönen lauſchte.

„Das ſind tempi passati,“ unterbrach mich die Malerin, „jetzt haben wir Künſtler Anderes zu thun, als Glasglocken zu reiben und mit Epheukränzchen zu kokettiren!“

„Das ſeh'n wir wohl!“ ſagte ich mit einem Seufzer, „aber es war doch eine ſchönere Zeit!“

Sobald nun die Wagen den erſten Halt machten, ſtieg, um ein ſtattliches Masculinum zu gebrauchen, der Unhold aus und miſchte ſich unter die Geſellſchaft, ohne mich weiter anzuſehen. Damit war es freilich noch nicht gethan. Eben als Frau Regine ſich freute, von der Malerin erlöſt zu ſein, gegen die ſie einen unerklärlichen Widerwillen empfinde, kamen die Parzen herbei und ſtellten den für heute ihr beſtimmten Cavalier vor, einen jungen Herren von der braſilianiſchen Geſandtſchaft mit einem langen, aus vielen Wörtchen beſtehenden Grafentitel, er ſelbſt lang und ſchlank, wie ein alter Ritterſpeer, pechſchwarz und blaß, mit der ſchönſten graden Naſe und glühenden Augen. Er war die neueſte Schwärmerei der drei Parzen, und weil er gewünſcht hatte, mit der ſchönen Regine bekannt zu werden, brachten ſie ihn unverzüglich mit ihr zuſammen, womit ſie zu erreichen hofften, daß beide intereſſante Erſcheinungen zugleich in ihrer Umgebung geſehen würden.

Als Wirth des Wagens mußte ich dem Herrn natürlich den guten Sitz neben meiner Dame einräumen, die eigentlich nun ſeine Dame wurde. Er benahm ſich übrigens durchaus artig und ernſt, ja nur zu ernſthaft nach meiner Meinung, da dies auf weitgehende verwegene Abſichten deuten konnte. Regine war ſtill, ſo viel an ihr lag; ſie beantwortete aber ſeine Anreden mit freiem Anſtande, und da der Braſilianer nicht deutſch und nicht viel mehr engliſch oder franzöſiſch verſtand, als ſie, ſo blieb die Unterhaltung von ſelbſt in beſcheidenen Schranken. Das Ziel der Fahrt war der neben einem fürſtlichen Luſtſchloſſe liegende Meierhof, wo eine gute Wirthſchaft für Stadtleute betrieben wurde und die unbenutzten Räume, die Raſengründe, Gehölze und Alleen der anſtoßenden Gärten zur Verfügung ſtanden. Nachdem das gemeinſchaftliche Frühſtück eingenommen, zerſtreute ſich die Geſellſchaft für den übrigen Theil des Vormittages zum freien Ausſchwärmen und verlor ſich nach allen Seiten in den reizenden Gärten. Allein Regine ließ mich keineswegs von ihrer Seite; immer mußte ſie mich für irgend etwas in Anſpruch zu nehmen und herbeizurufen, und da zuletzt die Abſicht offenbar wurde, daß nicht der Südländer, ſondern ich als ihr dienſtbarer Geiſt gelten und genannt werden ſollte, ſo zog ſich der Graf mit der beſten Art von der Welt ein wenig zurück, ohne Aufſehen zu erregen; er ſchloß ſich anderen Gruppen an, deren Wege die unſrigen kreuzten, kam zuweilen wieder, um einige artige Worte zu wechſeln und ſich abermals zu entfernen, als ob er es eilig hätte, auch anderswo gewärtig zu ſein. Es gab auch zu thun für ihn; ſo mußte er einen ſcheltenden Gärtner beſchwichtigen, als Bienchen aus einem Treibhauſe ſchon ein paar prächtige Blumen ohne Weiteres hervorgeholt hatte, obgleich die freie Luft von Blüthenduft geſchwängert war und der Boden von Farben glänzte.

Mich aber ergriff jetzt Regine unverſehens beim Arme und zog mich raſchen Schrittes bei Seite, bis wir auf einſamere Schattenwege gelangten. Jetzt öffnete ſie auf einmal ihr Herz: ſie habe ſich auf dieſen Tag gefreut, um ſich von Erwin ſatt ſprechen zu können. Die andern Frauen ſprächen nie von ihren Männern und auch von dem ihrigen, nämlich Erwin, thäten ſie es nur, um alles Mögliche auszufragen und ihre Neugierde nach Dingen zu befriedigen, die ſie nichts angingen. Da ſchweige ſie lieber auch. Mit mir aber, der ich ein guter Freund und ja ein Landsmann ſei, wolle ſie nun reden, was ſie freue. Sie fing alſo an zu plaudern, wie ſie auf ſeine baldige Ankunft hoffe, wie gut und lieb er ſei, auch in den Briefen, die er ſchreibe; was er für Eigenthümlichkeiten habe, von denen ſie nicht wiſſe, ob ſie andere gebildete oder reiche Herren auch beſitzen, die ſie aber nicht um die Welt hingeben möchte; ob ich viel von ihm wiſſe aus der Zeit, ehe ſie ihn gekannt? Ob ich nicht glaube, daß er glücklicher geweſen ſei, als jetzt, und tauſend ſolcher Dinge mehr. Sie redete ſich ſo in die Aufregung hinein, daß ſie ſchneller zu gehen und zu eilen begann, wie wenn ſie ihn gleich jetzt zu finden gedächte, und ſo gelangten wir unerwartet auf einen freien ſonnigen Platz, der einen kleinen Teich umgab. In der Mitte des letzteren erhob ſich eine flache goldene Schale, aus welcher das Waſſer über ein großes Bouquet friſcher Blumen ſo ſanft und gleichmäßig herabfiel, und ſo ohne jedes Geräuſch, daß es vollkommen ausſah, als ob die ſchönen Blumen unter einer leiſe fließenden Glasglocke ſtänden, die von der Sonne durchſpielt war. Regine hatte dieſe Waſſerkunſt noch niemals geſehen. „Wie ſchön!“ rief ſie, ſtillſtehend; „wie iſt es nur möglich, das hervorzubringen?“

Unwillkürlich ſetzte ſie ſich auf eine Bank, dem artigen Wunder gegenüber, und ſchaute unverwandt hin. Ein ſeliges Lächeln ſpielte eben ſo leis um den Mund, wie das Waſſer um die Blumen, und ich ſah wohl, daß die lebendige Kriſtallglocke, die ſo treu die Roſen ſchützte, die Gedanken der Frau nur wieder auf den Mann zurückgewendet hatte. Wie ich ſo neben ihr ſtand und ſie meinerſeits voll Theilnahme betrachtete, ohne daß ſie deſſen inne ward, fühlte ich mich innig bewegt. Ich hätte vormals nie geglaubt, daß es eine ſo reine Freude geben könnte, wie diejenige iſt, in die Liebe einer holden Frau zu einem Dritten hinein zu ſehen und ihr nur Gutes zu wünſchen!

Aber unvermerkt nahm ich wahr, wie die ſtille Heiterkeit ſich wandelte, leiſe, leis! und einer immer dunkler werdenden Schwermuth Raum zu geben ſchien. Die Lippen blieben leicht geöffnet, wie ſie es im Lächeln geweſen, aber mit bekümmertem Ausdruck. Das Haupt ſenkte ſich ein weniges, wie von tiefem Nachdenken, und endlich fielen ſchwere Thränen ihr aus den Augen.

Betroffen weckte ich ſie aus dieſem Zuſtande, indem ich mir erlaubte, die Hand leicht auf ihre Schulter zu legen und zu fragen, was ihr ſo Trauriges durch den Sinn fahre? Sie ſchrak zuſammen, ſuchte ſich zu faſſen, und aus den paar Worten, die ſie ſtammelte, ahnte ich, daß erſt das Heimweh nach dem Manne ſie ergriffen und dann der Zweifel an der Rechtmäßigkeit und Dauer ihres Glückes ſie beſchlichen hatte. Ich beſtrebte mich, ſie durch einige zuverſichtliche Scherzworte aus der verzwickten Stimmung herauszubringen. Sie wurde auch wieder ruhig und unbefangen, und als wir weiter gehend bald darauf dem Braſilianer begegneten, der uns ſuchte, um uns zur Mittagstafel zu holen, die unter Bäumen ſchon bereit ſtehe, empfing ſie ihn mit Freundlichkeit. Von dem beſcheiden dienſtfertigen Weſen des hübſchen Ritters beſtochen ſchien ſie ihre frühere Härte gutmachen zu wollen und nahm ſeinen Arm an für den kurzen Weg, den wir bis zum Orte des Speiſevergnügens noch zurückzulegen hatten, und ſie duldete ſogar ſeine Geſellſchaft und Bedienung bei Tiſche, was er in tadelloſeſter Weiſe benutzte. Dagegen entzog ſie ſich den üblichen Lauf-, Spring- und Lärmſpielen, welche ſpäter beliebt wurden, und nahm mich unverhohlen abermals in Anſpruch, was mich bei aller Theilnahme und guten Freundſchaft, die ich für ſie empfand, doch nachgerade ein wenig zu demüthigen begann, da ich mir beinahe wie ein unbedeutendes junges Vetterlein vorkam, das ein ſtolzes Mädchen als Bedeckung mit ſich führt. An dem großen Kaffeekränzchen, das dann unter erneuter Luſtbarkeit abgehalten wurde, nahm ſie wiederum Theil und verſorgte jetzt den immer gleichen Südländer ſelbſt mit Kaffee und Kuchen. Als es dann zur Heimfahrt ging, mußte ich natürlich den Herrn wieder in unſern Wagen bitten, zumal unter den übrigen Gruppen verſchiedene Spannungen entſtanden waren. Insbeſondere die Renommiſtinnen ſchmollten alle drei etwas mehr oder weniger, aus welcher Urſache, blieb mir unbekannt; ich hörte nur das halblaute Wort eines Fahrtgenoſſen, es pflege ſo das gewöhnliche Ende aller Landpartieen zu ſein, die jene anſtellten. Indeſſen glaubte ich mehr als einmal während des Tages das Phänomen bemerkt zu haben, daß eine gewiſſe innere Unruhe und Unzufriedenheit durch alle Luſtigkeit ging, wie ein heimlicher Luſthauch im welkenden Laube zittert und raſchelt, oder wie es im Liede von einer Geſellſchaft von Männern und Frauen heißt, die in einer Luſtgondel auf ſtillem Waſſer fahren:

Die Herzen ſchlagen unruhvoll,
Kein Auge blickt wohin es ſoll!

und die einzige Regine ſchien die ruhigſte Perſon von allen zu ſein.

Doch machte ihr die ſinkende Sonne, die wir vom Wagen aus ſo ſchön niedergehen ſahen, und die mälig eintretende Dämmerung, welche die Kinder und die Volksfrauen gern geſprächig und munter macht, viel Vergnügen; ſie plauderte ordentlich und in einer Stunde mehr, als ſie ſeit dem Vormittage geſprochen hatte, und erſt als es vollends dunkel wurde und die Sterne nach einander aufgingen, wurde ſie ſtiller und ſchwieg zuletzt ganz.

Der Graf flüſterte mir auf franzöſiſch zu, er glaube, daß Madame ſchlafe. Sie ſagte aber ganz vergnügt: „Ich ſchlafe nicht!“ Und als wir endlich an ihrem Hauſe vorfuhren, nachdem die Geſellſchaft ziemlich ohne Abſchied auseinander geraſſelt war, und ſie von ihrer kleinen Dienerſchaft, die mit Lichtern im Thorwege ſtand, empfangen wurde, ſchüttelte ſie uns beiden ganz herzhaft die Hände zum Abſchied, ſo gutes Vertrauen ſchien ſie jetzt wieder zur Weltordnung gefaßt zu haben.

Der Braſilianer und ich waren nicht minder zufrieden als vernünftige und ordentliche Leute, die einen guten Eindruck davontrugen, und wir wurden einig, zuſammen noch eine wohlberufene Weinſtube zu beſuchen und uns bei einer ruhigen Cigarre etwas Gutes zu gönnen. Wir ſtießen auf das Wohl der ſchönen Frau mit einigen lobenden Worten an, der Graf wie ein ruhiger und anſtändiger Kenner, und ich machte ihm es großartig nach, worauf wir nicht mehr davon ſprachen, ſondern uns der Betrachtung des nächtlich angeheiterten Weltlaufes überließen. Doch ſprach der des Trinkens nur mäßig gewöhnte Südländer dem Weine nicht eifrig zu; ich mußte das Beſte thun, und ſo trennten wir uns nach ausgerauchter Cigarre ſchon vor zehn Uhr. Der ſchwarzäugige Graf ſuchte ſeine Wohnung auf; ich aber verfügte mich, zur Schande meiner Jugendjahre ſei es geſtanden, ſchleunig noch in eine neun

Schuh hohe Bierhalle, wo junge deutſche Männer ſaßen, die einſt Studenten geweſen und ſich langſam und vorſichtig der braunen Studentenmilch entwöhnten.

Ich hielt es am andern Tage für ſchicklich, der Frau Regine einen Beſuch abzuſtatten. Als ich an ihrer Thüre die Glocke zog, öffnete mir die ältere Dienerin oder Haushälterin oder wie man die Perſon nennen will, die von allem etwas vorſtellte und verſah. Zu meiner Verwunderung betrachtete ſie mich mit einem unheimlich ernſten Geſichte, das zugleich von quälender Neugierde eingenommen ſchien. Sie beſah mich vom Fuß bis zum Kopfe und ließ den Blick über dieſen hinaus noch weiter in die Höhe gehen, als ob ſie in dem Luftraume über mir nach etwas ſuchte. Sie ſchüttelte unbewußt den Kopf, brach aber das Wort, das ſie zu ſagen im Begriffe war, ab und wies mich kurz in das Zimmer, wo die Frau ſich aufhielt. Hier befiel mich ein neues Erſtaunen, ja ein völliger Schrecken. Im Vergleich mit dem blühenden Zuſtande, in welchem ich die Regine am vorigen Tage geſehen, ſaß ſie jetzt in einer Art Zerſtörung am Fenſter und vermochte ſich kaum zu erheben, als ich eintrat; ſie ließ ſich aber gleich wieder auf den Stuhl fallen. Das Antlitz war todtenbleich, überwacht und erſchreckt, beinahe gefurcht; die Augen blickten unſicher und ſcheu, auch fand ſie kaum die Stimme, als ſie meinen Gruß erwiderte. Beſorgt und faſt eben ſo tonlos fragte ich, ob ſie ſich nicht wohl befinde? „Allerdings nicht zum Beſten“, antwortete ſie mit einem müden und erzwungenen Lächeln, das aus einem rechten Elende hervorkam; aber ſie verſuchte kein Wort der Erklärung hinzuzufügen, und nachdem ſie in einem kurzen richtungsloſen Geſpräche ſich und mich furchtſam überwacht hatte, begab ich mich in der ſonderbarſten Verfaſſung von der Welt wieder nach Hauſe. Denn ich war ſo verdutzt und unbehaglich im Gemüthe, ohne mir irgend eine Rechenſchaft darüber geben zu können, daß ich vorzog, allein zu bleiben. Kaum ſaß ich aber eine kleine Stunde bei meinen Büchern, ſo klopfte es an die Thüre, die Altenauer'ſche Haushälterin kam herein, ſtellte einen Korb mit Markteinkäufen neben die Thür und ſetzte ſich, kurz um Erlaubniß bittend, auf einen Stuhl, der unweit davon an der Wand ſtand.

„Sie ſind noch ein junger Mann," ſagte ſie, „aber Sie kennen meine Herrſchaft von früher her, und ich weiß, daß der Herr etwas auf Sie hält. Da kann ich mir nicht anders helfen und muß mich Ihnen anvertrauen, ob Sie einen Rath wiſſen in der ſchwierigen Sache, die mich bedrückt!"

Immer mehr betroffen und verwirrt fragte ich, was es denn ſei und was denn vorgehe?

Nachdem ſie ſich etwas verſchnauft und ſich zögernd beſonnen, ſagte ſie: „Geſtern Nachts, als ich in meinem Schlafzimmer, das außerhalb unſerer abgeſchloſſenen Wohnung in einem Zwiſchengeſchoſſe liegt, noch wach war und eine zerriſſene Schürze ſtickte, es mochte ſchon zehn Uhr vorüber ſein, hörte ich an der Flurthüre ſachte klingeln, ſo daß die Glocke nur einen einzigen Ton von ſich gab. Ich horchte auf; dann hörte ich, wie der inwendig ſteckende Schlüſſel umgedreht und die Thüre geöffnet, zugleich aber ein halbunterdrückter Ausruf oder Schrei ausgeſtoßen wurde. Da ging ich, immer horchend, nach meiner Thüre und machte ſie auf, um zu ſehen, was es denn ſo ſpät noch gebe. In dieſem Augenblicke aber ſah ich einen Lichtſchein verſchwinden und die Flurthüre ſich ſchließen, und der Schlüſſel wurde zweimal gedreht. Ich eilte hin, um wieder zu horchen, da ich doch einigermaßen beſorgt war. Ich hörte nur noch ein kleines Getrappel von Schritten und darauf eine der inneren Thüren zugehen, worauf ich nichts mehr vernehmen konnte. Endlich dachte ich, es müſſe die Köchin oder das jüngſte Mädchen geweſen ſein, das noch einen Auftrag oder ein Anliegen gehabt. Ich ging alſo wieder in mein Zimmer und bald darauf ſchlafen. Vor Tagesanbruch erwachte ich über einem kurzen Gebell des großen Hundes, welchen die über uns wohnende Herrſchaft auf ihrem Flur liegen hat. Wieder hörte ich eine Thüre gehen; ernſtlich beunruhigt, ſtellte ich mich ſchnell auf die Füße, öffnete ein weniges meine Thüre und ſah hinaus. Ein großer Mann, höher als Sie ſind, Herr Reinhart, ging nach der Treppe zu, mit ſchwerem Gange, obgleich er ſo behutſam als möglich auftrat. Ich konnte aber nichts Deutliches von ihm ſehen, es war eben nur wie ein rieſiger Schatten, da meine Frau, wie mir ſchien auf zitternden Füßen, mit dem Nachtlämpchen vor ihm herſchwankte und das Licht mit der Hand ſo bedeckte, daß nach rückwärts kein Schein fallen konnte. So ging's die Treppe hinunter, das Hausthor wurde geöffnet und geſchloſſen, die Frau kam wieder heraufgeſtiegen, vor ihrer Thüre hielt ſie einen Augenblick an und that einen tiefen Seufzer; dann verſchwand ſie und alles ward wieder ſtill. Dann ſchlug es zwei Uhr auf den Thürmen. Die Frau war, ſo viel ich ſehen konnte, in ihrem Nachtgewande.

„Begreiflich fand ich keinen Schlaf mehr. Die Laterne in unſerem Treppenhaus wird punkt zehn Uhr gelöſcht und das Thor geſchloſſen; der Menſch oder was es war, mußte alſo ſich vor dieſer Zeit in's Haus geſchlichen haben oder dann einen Hausſchlüſſel beſitzen. Als ich um die fünfte Morgenſtunde ſchellte, that mir die Frau die Thüre auf, nach der während der Abweſenheit des Herrn eingeführten Ordnung; denn wenn er da iſt, ſo wird der Flurſchlüſſel nicht inwendig umgedreht, damit ich des Morgens ſelbſt öffnen kann und nicht zu läuten brauche. Die Frau zog ſich aber wie ein Geiſt ſogleich wieder in ihr Schlafzimmer zurück. In den von der Sonne erhellten Zimmern bemerkte ich wenig Unordnung. Einzig in dem Eßzimmer ſtand das Büffet geöffnet; eine Caraffe, in der ſich ſeit Wochen ungefähr eine halbe Flaſche ſicilianiſchen Weines faſt unverändert befunden hatte, war geleert, das vorhandene Brot im Körbchen verſchwunden und ein Teller mit Backwerk ſäuberlich abgeräumt. Auf dem Tiſche ſah ich den vertrockneten Ring von einem überfüllten Weinglaſe, auf dem Boden einige Krumen; der Teppich vor dem Sopha war von unruhigen Füßen verſchoben, von beſtäubten Schuhen befleckt.

Als die Frau ſpäter zum Vorſchein kam, war ſie verändert, wie Sie ja wol ſelbſt geſehen haben. Nicht ein Wort hat ſie verlauten laſſen, und ich habe bis jetzt noch nicht gefragt und weiß nicht, was ich thun ſoll; ich weiß, es iſt ein fremder Mann über Nacht dageweſen und heimlich wieder fort. Ich kann das Geheimniß nicht aufdecken und doch dem braven Ehemanne gegenüber nicht die Mitwiſſerin und Hehlerin eines Verbrechens ſein! Und ich kann das arme ſchöne Geſchöpf auch nicht ohne Weiteres zu Grunde richten. Was denken Sie nun hiervon, Herr Reinhart, was zu thun ſei?

Ich war wie erſtarrt. Sorge und Entrüſtung für Erwin Altenauer, aber zugleich auch tiefes Mitleid mit dem Weibe, wenn es wirklich ſchuldig ſein ſollte, durchſtürmten mich, als ich mich einigermaßen beſann. Ich dachte unwillkürlich an den Braſilianer und fragte die ganz verſtörte Haushälterin, wie denn der Fremde gekleidet geweſen ſei, ob fein oder gewöhnlich? Sie beharrte aber darauf, daß ſie nichts habe erkennen können; nur einen breiten, tief in's Geſicht hängenden Schlapphut glaube ſie geſehen zu haben.

Ich grübelte und ſchwieg einige Zeit, während die redliche Perſon verſchiedene Male merklich ſtöhnte, ſo nahe ging ihr die Sache, und ich konnte daraus erſehen, wie ſehr ſie an der Frau gehangen hatte, die jetzt ſo unglücklich war. Dieſe Erkenntniß verſtärkte meine eigene Theilnahme. Endlich ſagte ich: Wir müſſen uns, glaube ich, in den Fall verſetzen, wo in einem Hauſe gebildeter Leute ein Geſpenſt geſehen worden iſt, oder gar eine fortgeſetzte Spuk- und Geiſtergeſchichte rumort hat. Die ſchreckhaften Dinge, Erſcheinungen, Poltertöne ſind nicht mehr zu leugnen, weil vernünftige und nüchterne Perſonen Zeugen waren und ſie zugeben müſſen. Allein obgleich keine natürliche Erklärung, kein Durchdringen des Geheimniſſes für einmal möglich iſt, ſo bleibt doch nichts Anderes übrig, als an dem Vernunftgebote feſtzuhalten und ſich darauf zu verlaſſen, daß über kurz oder lang die einfache Wahrheit an's Tageslicht treten und Jedermann zufrieden ſtellen wird. So müſſen auch wir den unerklärlichen Vorgang auf ſich beruhen laſſen, überzeugt oder wenigſtens hoffend, die Rechtlichkeit der Frau werde ſich ſo unwandelbar herausſtellen, wie ein Naturgeſetz.

Die gute Dienerin, die mehr an Geſpenſter als an Naturgeſetze glauben mochte, ſchien durch meine Worte nicht aufgerichtet zu werden; doch gelobte ſie mir auf mein Andringen, gegen Jedermann ohne Ausnahme das Geheimniß zu wahren und ſchweigend zu erwarten, wie es mit der Frau weiter gehen wolle.

Ich ſelbſt war keineswegs beruhigt. Immer fiel mir der lange Braſilianer wieder ein, wie ein Dolchſtich. Sollte doch geſtern ein raſches Einverſtändniß ſtattgefunden haben, als Abſchluß längeren Widerſtandes und fortgeſetzter Verführungskünſte? Und wenn der Verführer vielleicht wirklich in's Haus gedrungen iſt, muß er denn wirklich geſiegt haben? Aber ſeit wann trinken ſeine Herren, wenn ſie auf ſolche Abenteuer ausgehen, ſo viel ſüßen Wein, und ſeit wann frißt ein vornehmer Don Juan ſo viel Brot dazu? Und warum nicht, wenn er Hunger hat? Der erſt recht!

Kurz, ich wurde nicht klug daraus. Nach Tiſch wollte ich den ſchwarzen Grafen in einem Gartencafé aufſuchen, in welchem jüngere Leute ſeiner Geſellſchaftsklaſſe ſich eine Stunde aufzuhalten pflegten. Ich dachte wenigſtens zu beobachten, was er für ein Geſicht machte. Allein ich kam von der Idee zurück, ſie widerte mich an, und was hatte ich mich darein zu miſchen? Dafür traf ich ihn von ſelbſt auf einer Promenade mit andern Herren. Er grüßte mich genau ſo ruhig, geſetzt und unbefangen, wie er mich geſtern verlaſſen.

Nach der Regine getraute ich mir vor der Hand nicht mehr zu ſehen. Das ſind Dinge, die du am Ende nicht zu behandeln verſtehſt, noch zu verſtehen brauchſt! ſagte ich mir. Einige Tage ſpäter ging ich in das Theater und ſah Reginen in der Loge der drei Parzen ſitzen und hinter ihr den Grafen. Die Parzen ſpiegelten ſich offenbar in dem Bewußtſein, aller Augen auf ſich gerichtet zu ſehen. Der Graf ſaß ruhig und unterhielt ſich höflich mit den Damen; Regine war blaß und ſchien unzweifelhaft mehr hergeſchleppt worden, als freiwillig gekommen zu ſein. Es wurde Maria Stuart gegeben. Gegen den Schluß des Trauerſpieles betrachtete ich die Loge von meinem dunkeln Winkel aus durch das Glas, während die Augen des ganzen Hauſes auf die Bühne gerichtet waren, wo Leiceſter die Hinrichtung der Maria belauſchte, die unter ſeinen Füßen vor ſich ging. Der Schauſpieler war ein dummer Geck, der in ſeinem weißen Atlaskleide die kümmerlichſten Fazen machte, weshalb ich auch meine Blicke von ihm abgewendet hatte. Aber Regine, welche bis dahin, wie ich gut geſehen, der Handlung nur mit mühſeliger Theilnahme gefolgt war, blickte jetzt mit einer wahren Seelenangſt hin, und als der Schauſpieler das Fallen des Hauptes mit einem ungeſchickten Umpurzeln anzeigte, zuckte ſie ſchrecklich zuſammen, ſo daß der Graf ſie einen Augenblick lang aufrecht halten mußte.

Endlich kam die Nachricht, Erwin ſei auf der Rückreiſe begriffen. Ich will, was noch zu erzählen iſt, ſo folgen laſſen, wie es ſich theils für ihn entwickelt hat, theils mir durch ihn ſpäter bekannt wurde. Die Geſchäfte hatten ihn zuletzt nach Newyork geführt, wo er ſich dann einſchiffte. Dort war er in die Verkaufsräume eines Kunſthändlers getreten, der nebenbei ein Lager von amerikaniſchen Gewerbserzeugniſſen eleganter Art hielt; er wollte nur ſchnell nachſehen, ob ſich etwas für Reginen

Geeignetes und Erfreuliches fände. Indem er das auf einem Tiſche ausgebreitete glänzende Spielzeug muſterte, wurde ſein Blick durch ein ſtarkfarbiges Bild ſeitwärts gezogen, das an der Wand unter andern Sachen hing, die alle mit der Bezeichnung „neue deutſche Schule“ verſehen waren. Sobald er nun hinſah, kam es ihm vor, als ob das ſeine Frau wäre. Die rechte Perſönlichkeit und Seele fehlten zwar dem Bild, und der fremdartige Aufputz machte die zweifelhafte Aehnlichkeit noch fraglicher; es konnte ſich um einen allgemeinen Frauentypus, um ein Spiel des Zufalls handeln. Allein Regine hatte ihm ja geſchrieben, daß ſie einer talentvollen Künſtlerin zum Studium geſeſſen ſei; hier ſtand der Name der Malerin mit großen Buchſtaben auf dem Bilde geſchrieben, der Vorname freilich in einer Abkürzung, die ebenſo wohl einen männlichen wie einen weiblichen Vornamen bedeuten konnte; hingegen war die Stadt und die Jahrzahl zutreffend. Erwin fühlte ſich, trotz dem blitzartigen Eindruck von Luſt, den ihm der unerwartete Anblick verurſacht hatte, gleich darauf ganz widerwärtig berührt. Nicht nur, daß das Bildniß ſeiner Gattin als Verkaufsgegenſtand herumreiſte, auch die komödienhafte Tracht und die Aufſchrift „Studienkopf“, als ob es ſich um ein käufliches Malermodell handelte, kurz, der ganze Vorgang verurſachte ihm, je länger er darüber dachte, den größten Aerger. Doch verſchluckte er den, ſo gut er konnte, und erhandelte das Bild mit möglichſt gleichgültiger Miene, ohne ahnen zu laſſen, wie nah' ihm das Original ſtehe. Er ließ es verpacken und ſandte es nach Boſton, eh' er zu Schiffe ging, nicht ohne den Vorſatz, ein wenig nachzuſpüren, wer eigentlich an der begangenen Taktloſigkeit die Schuld trage. Denn dieſe maß er keineswegs der Regine bei, obgleich er bei dem Anlaß einen kleinen Seufzer nicht unterdrücken konnte, ob dieſe höhere, dieſe Taktfrage der Bildung (oder wie er die Worte ſich ſtellen mochte) ſich bis zu der immer näher rückenden Heimführung auch noch vollſtändig löſen werde?

Nun, er kam alſo eines ſchönen Julimorgens an. Er war die Nacht über gefahren, um ſchneller da zu ſein. Als er den Thorweg betrat, ſah er durch eine offene Thüre die Hausdienerſchaft auf dem Hofe um einen Milchmann verſammelt und freute ſich, ſeine Frau unverſehens überraſchen zu können. Die Wohnung ſtand offen und ganz ſtill und er ging leiſe durch die Zimmer. Verwundert fand er im Geſellſchaftsſaal eine große Neuigkeit: auf eigenem Poſtamente ſtand ein mehr als drei Fuß hoher Gipsabguß der Venus von Milo, ein Namenstagsgeſchenk der drei Parzen; jede von ihnen beſaß einen gleichen Abguß, der zu Dutzenden in Paris beſtellt wurde; denn es war eine eigenthümliche Muckerei im Cultus dieſes ernſten Schönheitsbildes aufgekommen; allerlei Lüſternes deckte ſich mit der Anbetung des Bildes, und manche Damen feierten gern die eigene Schönheit durch die herausfordernde Aufrichtung desſelben auf ihren Hausaltären.

Erwin betrachtete einige Sekunden die edle Geſtalt, die übrigens in ihrem trockenen Gipsweiß die Farbenharmonie des Saales ſtörte. Aber wie überraſcht ſtand er eine Minute ſpäter unter der Thüre des Schlafzimmers, das er leiſe geöffnet, als er eine durchaus verwandte, jedoch von farbigem Leben pulſirende Erſcheinung ſah. Den herrlichen Oberkörper entblößt, um die Hüften eine damascirte Seidendraperie von blaßgelber Farbe geſchlungen, die in breiten Maſſen und gebrochenen Falten bis auf den Boden niederſtarrte, ſtand Regine vor dem Toiletteſpiegel und band mit einem ſchwermüthigen Geſichtsausdrucke das Haar auf, nachdem ſie ſich eben gewaſchen zu haben ſchien. Welch' ein Anblick! hat er ſpäter noch immer geſagt. Freilich weniger griechiſch, als venezianiſch, um in ſolchen Gemeinplätzen zu reden.

Aber auch welche Gewohnheiten! Wie kommt die einfache Seele dazu, auf ſolche Weiſe die Schönheit zu ſpiegeln und die Venus im Saale nachzuäffen? Wer hat ſie das gelehrt? Woher hat ſie das große Stück unverarbeiteten Seidendamaſt? Iſt ſie mittlerweile ſo weit in der Ausbildung gekommen, daß ſie ſo üppige Anſchaffungen macht, wie ein ſolcher Stoff iſt, nur um ihn des Morgens um die Lenden zu ſchlagen während eines kleinen Luftbades? Und hat ſie dieſe Künſte für ihn gelernt und aufgeſpart?

Dieſe Gedanken jagten wie ein grauer Schattenknäuel durch ſein Gehirn, nur halb kenntlich; ſie zerſtoben jedoch gänzlich, als er den Ausdruck ihres Geſichtes im Spiegel ſah und ſie ungeſäumt beim Namen rief, um den Kummer zu verſcheuchen, den er erblickte. Das war ſeine nächſte treue Regung. Sie lag nun glückſelig in ſeinen Armen und Alles ging in den erſten paar Stunden, bis ſie ſich etwas ausgeplaudert, gut von Statten, auch das kleine Verhör wegen des Aufzuges, in welchem er ſie getroffen. Erröthend und mit verfinſterten Augen erzählte ſie, man habe ihr nicht Ruhe gelaſſen, bis ſie der bewußten Malerin für eine Studie hingeſtanden; das ſei eine wahre Pflichterfüllung, eine Gewiſſensſache und durchaus unverfänglich und Alles bleibe unter ihnen, d. h. den Freundinnen, von welchen eine der Malſtunde beigewohnt habe. Nun, da man ein ſolches Weſen von ihrem Wuchſe gemacht und ſie den Damaſt einmal gekauft und bezahlt, habe ſie gedacht, das erſte Anrecht, ſie ſo zu ſehen, wenn es denn doch etwas Schönes ſein ſolle, gehöre ihrem Mann, und darum habe ſie ſich ſchon ſeit ein paar Tagen daran zu gewöhnen geſucht, das Tuch ohne die Malerin in gehöriger Weiſe umzuſchlagen und feſtzumachen. Es ſei auch nur ein kleines Bildchen gemacht worden.

Aber wo es denn ſei? fragte der Mann, ſeinerſeits erröthend. Ei, die Malerin habe es mitgenommen, es ſei ja ein Frauenzimmer, erwiderte Regine betreten. Ueberdies wolle es eine der drei Freundinnen als Andenken in Anſpruch nehmen. Erwin ſah die Unerfahrenheit und Unſchuld der guten Regine oder glaubte jetzt wenigſtens daran, nahm ſich aber doch vor, die ſeltſamen Damen aufzuſuchen und ſich das Bild zu verſchaffen. Den erſten Tag blieb er zu Hauſe; eh' es Abend wurde, war Regine mehr als einmal von neuem in Trauer und Angſt verfallen, wenn ſie ſich auch immer wieder zuſammenraffte oder über dem Beſitze des Mannes ihr Gemüth ſich aufhellte. Genug, Erwin fühlte, daß ſie nicht mehr die Gleiche ſei, die ſie geweſen, daß irgend ein Etwas ſich ereignet haben müſſe. Ohne die verhoffte Ruhe brachte er die Nacht zu, während die Frau ſchlief; er wußte aber nicht, ob ſie zum erſten Male wieder den Schlaf fand oder ſtets geſchlafen hatte.

Am zweiten Tage nach ſeiner Ankunft ging er auf ſeine Geſandtſchaft, um einige Verrichtungen zu beſorgen, die man ihm in Waſhington zur mündlichen Abwickelung übertragen. Unter anderem gab es da obſchwebende ſeerechtliche Intereſſen, wegen welcher mit den braſilianiſchen Diplomaten Rückſprache zu nehmen war, eh' bei den europäiſchen Staaten vorgegangen wurde; übrigens handelte es ſich weder um ein entſcheidendes Stadium, noch um eine ſehr große Bedeutung der Sache. Erwin trug ſeinem Geſandten dasjenige vor, was ſich auf unſern Ort, wo wir lebten, bezog. Der Herr hatte Zahnweh und erſuchte ihn, nur ſelbſt zu den Braſilianern zu gehen und in ſeinem Namen das Nöthige zu verhandeln. Erwin ging hin, traf aber bloß einen Secretär. Der Geſandte ſei in Karlsbad, hieß es; doch habe der Attaché Graf

So und So die bezüglichen Acten an ſich genommen und ſtudire ſie ſoeben; er ſei ohne Zweifel in der Lage, Aufſchluß zu ertheilen und entgegenzunehmen und Vorläufiges anzuordnen. Um keine weitere Zeit zu verlieren, begab ſich Erwin ohne Aufenthalt zu dem Grafen, welcher eben der unſ'rige war. Die beiden Männer hatten ſich noch nie geſehen, weil der Braſilianer erſt während Erwin's Abweſenheit an die Stelle gekommen war. Der Südamerikaner begrüßte den nördlichen Mann unbefangen, ſagte, er habe das Vergnügen, deſſen Gemahlin zu kennen, und fragte nach ihrem Befinden. Dann ging die geſchäftliche Unterredung vor ſich, welche etwa eine halbe Stunde dauerte. Erwin war nicht, was man im gemeinen Sinne eiferſüchtig nennt; daher war ihm die Bekanntſchaft des Grafen mit ſeiner Frau nicht aufgefallen, trotz der ſchwarzäugigen Romantik; er hatte ſeine Häuslichkeit über der gemächlichen Verhandlung vergeſſen und ging jetzt vollkommen ruhig an der Seite des Grafen, der ihn hinaus begleitete. Wieder, wie in New-York, leuchtete plötzlich ein Bild auf, das er vorher nicht geſehen. Neben der Zimmerthüre, welcher er bisher den Rücken gekehrt, ſtand ein Ziertiſchchen und auf demſelben, an die Wand gelehnt, ein kleines Oelbild in breitem, krausgeſchnitztem Goldrahmen. Es war die Figur von Erwin's Frau, wie er ſie bei ſeiner Rückkunft im Schlafzimmer angetroffen. Die Malerin hatte doch die Rückſicht genommen, das Geſicht unkenntlich zu machen, d. h. dasjenige eines andern

Modells hinzumalen; allein Erwin erkannte den Seidenſtoff und die ganze Erſcheinung auf den erſten Blick. Die dämoniſche Malerin hatte ihr zum Ueberfluß beide Hände an das Hinterhaupt gelegt, wie Erwin ſie mit dem Haar beſchäftigt zuerſt geſehen.

Er trat mit einem Schritte vor das Tiſchchen und ließ die Augen an dem Bild haften, indeſſen es vor denſelben in einen Nebel zerfloß und ſich wieder herſtellte, abwechſelnd, man könnte ſagen, wie Aphrodite aus dem Dunſt und Schaum des Meeres. Er wagte nicht wegzublicken, noch den Grafen anzuſehen, und doch war es ihm zu Muth wie einem Ertrinkenden. Aber zum Glück jagten ſich die Vorſtellungen eben ſo ſchnell, als es bei einem ſolchen geſchehen ſoll. Es war immer eine Möglichkeit, daß der Graf nicht wußte, was er beſaß; warum alſo am unrechten Orte ſich ſelbſt und die Frau verrathen? Nöthigen Falls konnte er ja wieder kommen und den Feind ſeiner Ehre im Angeſicht des Bildes niederſtoßen. Aber müßte nicht das Weib vorher gerichtet, vielleicht vernichtet ſein? Denn ein böſer Zuſammenhang wird immer deutlicher, woher ſonſt das elende Weſen im Hauſe? Was iſt indeſſen mit einer ſolchen Vernichtung gewonnen, und wer iſt der Richter? Ich, der ich ein junges, rathloſes Geſchöpf faſt ein Jahr lang allein laſſe?

So war vielleicht eine Minute vergangen, eine von den ſcheinbar zahlloſen und doch ſo wenigen, die wir zu leben haben. Plötzlich faßte er ſich gewaltſam zuſammen, ſah den Grafen flüchtig an und ſagte, ohne den Mund zu verziehen: „Sie haben da ein hübſches Bildchen!“

„Ich habe es in einem hieſigen Atelier gekauft,“ ſagte der Andere, „es ſoll nach dem Leben gemalt ſein!“

Sie ſchüttelten ſich mit der bei Diplomaten üblichen Herzlichkeit die Hand und Erwin zog ſeines Weges. Er ging aber nicht in ſeine Behauſung, auch nicht zu der Malerin oder zu den Parzen, wie er früher Willens geweſen, noch auch zu mir oder ſonſt zu Jemandem, ſondern er lief eine Stunde weit auf der heißen Landſtraße vor das Thor hinaus, genau bis zum erſten Stundenzeiger, und von da wieder zurück. In dieſer Zeit wollte er mit ſeinem Entſchluſſe im Reinen ſein und dann um kein Jota davon abgehen; kein Fremder ſollte davon wiſſen oder darein reden.

In der Mittagshitze, im Staube der Straße, unter den Wolken des Himmels, im Angeſichte mühſeliger Wandersleute, die ihres Weges zogen, müder Laſtthiere, heimwärts eilender Feldarbeiter ließ er die Frau unſichtbar neben ſich gehen, um die traurige Gerichtsverhandlung ſo zu ſagen unter allem Volke mit ihr zu führen. Es bedünkte ihn in der That beinahe, als ſeh' er ſie mühſam an ſeiner Seite wandeln, nach Antwort auf ſeine Fragen ſuchend, und ſeine Bitterkeit wurde von Mitleiden umhüllt, aber nicht verſüßt.

Als er an das Stadtthor zurückkam, war ſein Beſchluß fertig, wenn auch nicht das Urtheil. Er wollte nicht den Stab, ſondern die ganze Geſchichte über'm Knie brechen, die Frau über's Meer entführen und der Zeit die Aufklärung des Unheils überlaſſen. Auch gegen Reginen wollte er ſchweigen, gewärtig, ob ſie Recht und Kraft zur freien Rede aus ſich ſelber ſchöpfe, und je nach Beſchaffenheit würde ſich dann das Weitere ergeben. Unterdeſſen ſollte die ſtumme Trennung, die zwiſchen ſie getreten, ihr nicht verborgen bleiben und ſie fühlen, daß die Entſcheidung nur aufgeſchoben ſei.

Mit dieſem Vorſatze trat er wieder in ſein Haus, wo er Reginen nicht fand. Ihr war erſt ſeit Erwin's Ausgang das Bedenkliche und Unzuläſſige des Vorfalls mit dem Bilde ſchwer in's Gewiſſen gefallen; Blick und Wort Erwin's hatten ſie getroffen und die Dämmerung ihres Bewußtſeins plötzlich erleuchtet. Von Angſt erfüllt war ſie fortgeeilt, zunächſt zur Malerin, das Bild von ihr zu fordern. Sie ſuchte Ausflüchte, verſprach es zu ſchicken oder ſelbſt zu bringen, und gedrängt von der Flehenden, ſagte ſie endlich, das Bild müſſe bei einer der drei Damen ſein (der Parzen nämlich), jedenfalls ſei es gut aufgehoben und in ſicheren Händen. Regine lief zum ſogenannten Bienchen, zur Sammetgazelle, zum Rothkäppchen, keine wollte etwas von dem Bilde wiſſen, jede lächelte zuerſt verwundert und jede erhob dann einen dummen Lärm und wollte durchaus die Aermſte auf der Jagd nach ihrem Bildniß geräuſchvoll weiter begleiten.

Unverrichteter Sache, aber mit doppelter Laſt beladen kehrte ſie heim und traf ihren Mann in Geſchäften mit einem Agenten, dem er, wie ſie trotz der Erſchöpfung allmälig bemerkte, den Verkauf der ganzen hausräthlichen Einrichtung, das Verpacken und Spediren der mitzunehmenden Gegenſtände und ähnliche Dinge auftrug. Als der Agent fort war, ſagte Erwin zu Reginen, welche bleich und ſtumm in einer Ecke ſaß: „Du kommſt gerade recht und kannſt die Dienſtboten auszahlen und entlaſſen; es ſchickt ſich das beſſer für die Frau! Wir reiſen nämlich heut' Abend weg und ſind in zwei Tagen auf der See; denn wir gehen zu meinen Eltern!“

Kein Wort mehr noch weniger ſagte er zu ihr und ſie wagte nicht ein einziges zu ſprechen. Nur tief aufathmen hörte er ſie, wie wenn ſie ſich durch die Ausſicht, über das Meer zu kommen, erleichtert fühlte.

Am ſelben Tage noch wurden alſo Koffer gepackt, Rechnungen bezahlt und alle die Dinge verrichtet, die mit einer plötzlichen Abreiſe verbunden ſein mögen. Erwin brachte dann noch eine halbe Stunde auf der Geſandtſchaft zu, ſonſt nahm er von Niemandem Abſchied. Ich vernahm von alledem das erſte Wort durch die entlaſſene Haushälterin, die mich wenige Tage ſpäter nochmals aufſuchte, um ihr Gewiſſen zu beſchwichtigen, indem ſie mir geſtand, ſie habe im Tumulte des letzten Nachmittags während eines ſtillen Augenblickes dem Erwin mit wenig Worten leiſe geſagt, es ſei ein einziges Mal in der Nacht ein fremder Mann da geweſen und von da an ſei die

Verſtörung im Hauſe. Sie wiſſe nicht, wer und was es geweſen ſei, glaube aber, es ihm nicht verſchweigen zu dürfen, damit er in ſeiner Sorge nicht zu viel und nicht zu wenig ſehe. Darauf habe Erwin ſie mit trüben Augen angeſchaut und, obgleich ſie gemerkt, wie ihn die Mittheilung erſchüttert, geſagt, er wiſſe die Sache wohl, es ſei ein Geheimniß, das ſie nur verſchweigen ſolle, er habe den Mann ſelbſt geſandt.

Unmittelbar nach der kurzen Unterredung habe er in der gleichen milden und gelaſſenen Weiſe wie vorher das Wenige mit Reginen geſprochen, was er zu ſprechen hatte, und beim Verlaſſen des Hauſes der dicht verſchleierten Frau den Arm gegeben. Nun wiſſe ſie, die Haushälterin, doch nicht, ob ſie recht gethan und das Unglück vergrößert habe.

Ich fragte ſie, ob ſie von der Sache jemals den übrigen Bedienſteten oder Hausgenoſſen oder ſonſt Jemand etwas geſagt? Sie betheuerte das Gegentheil und verſprach nochmals, es ferner ſo zu halten, und ich glaube, ſie hat es auch gethan. Indeſſen beruhigte ich ſie wegen des Geſchehenen. Wenn jener geheimnißvolle Beſuch übler Art geweſen ſei, meinte ich, ſo ſei nicht viel zu verderben; ſei er aber unſchuldiger Natur, ſo komme die dunkle Geſchichte um ſo eher zur Abklärung.

Es fiel mir ſchwer, an das ganze Ereigniß ſo recht zu glauben. Die plötzliche Abreiſe machte nicht ſo viel Aufſehen, da die Ankunft Erwin's noch nicht einmal in weiteren Kreiſen bekannt geweſen, und die Parzen ſchienen ſich ausnahmsweiſe ſtill zu halten. Ich ging nach einigen Tagen mit einer Art Heimweh durch die Straße, wo Altenauer's gewohnt, und ſah an das Haus hinauf. Da wurde ſo eben aus dem Portale ein niederes vierrädriges Kärrchen gezogen, auf welchem die Venus von Milo ſtand und ein wenig ſchwankte, obgleich ſie mit Stricken feſtgebunden war. Ein Arbeiter hielt ſie mit Gelächter aufrecht und rief: „hüh!“, während der andere den Wagen zog. Ich ſchaute ihr lange nach wie ſie ſich fort bewegte, und dachte: So geht es, wenn ſchöne Leute unter das Geſindel kommen! Ich glaubte, die Regine ſelbſt dahin ſchwanken zu ſehen.

Drei Jahre ſpäter, als Regine längſt todt war, traf ich Erwin Altenauer als amerikaniſchen Geſchäftsträger in der gleichen Stadt wieder. Er hatte die Stelle abſichtlich gewählt, um durch ſeine Anweſenheit das Andenken der Todten zu ehren und zu ſchützen, und von ihm erfuhr ich den Abſchluß der Geſchichte; denn er liebte es, mit mir von dieſer Sache zu ſprechen, da ich die Anfänge kannte.

Schon die Seefahrt nach dem Weſten muß ein eigenartiger Zuſtand von Unſeligkeit geweſen ſei. Die wochenlange Beſchränkung auf den engen Raum bei getrennten Seelen, die doch im Innerſten verbunden waren, das wortkarge, einſilbige Dahinleben, ohne Abſicht des Wehthuns, die hundert gegenſeitigen Hülfsleiſtungen mit niedergeſchlagenen Augen, das Herumirren dieſer vier Augen auf der unendlichen Fläche und am verdämmernden Horizonte des Oceans, in den Einſamkeiten des Himmels, um vielleicht einen gemeinſamen Ruhepunkt zu ſuchen, den ſie in der Nähe nicht finden durften, Alles mußte dazu beitragen, daß die Reiſe dem Dahinfahren zweier verlorenen Schatten auf Waſſern der Unterwelt ähnlich war, wie es die Traumbilder alter Dichter ſchildern. Schon das gedrängte Zuſammenſein mit einer Menge fremder Menſchen verhinderte natürlich den Austrag des ſchmerzlichen Prozeſſes; aber auch ohne das that Regine keinen Wank; ſie ſchien ſich vor dem Fallen einer drohenden Maſſe und jedes Wörtlein zu fürchten, welches dieſelbe in Bewegung bringen konnte. Ebenſo ängſtlich wie ſie ihre Zunge hütete, überwachte ſie auch jedes Lächeln, das ſich aus alter Gewohnheit etwa auf die Lippen verirren wollte, wenn ſie unverhofft einmal Erwin's Auge begegnete. Er ſah, wie es um den Mund zuckte, bis die traurige Ruhe wieder darauf lag, und er war überzeugt, daß ſie damit jeden Verdacht auch der kleinſten Anwandlung von Koketterie vermeiden wollte, oder nicht ſowol wollte als mußte. Welch' ein wunderbarer Widerſpruch, dieſe Kenntniß ihrer Natur, dieſes Vertrauen, und das dunkle Verhängniß.

Erwin aber ſcheute ſich ebenſo ängſtlich vor dem Beginn des Endes; nach dem bekannten Spruche konnte er begreifen und verzeihen, aber er konnte nicht wiederherſtellen, und das wußte er.

Und nun erſt der Einzug in das Vaterhaus zu Boſton! Statt der ſiegreichen Freude der Anerkennung, des Beifalls, ein geheimnißvolles, gedrücktes Anſichhalten, ein ſchweigſames, vorſichtiges Weſen und zuletzt eine allgemeine Stille im Hauſe als Folge des halbwahren Vorgebens von einem plötzlichen Zerwürfniſſe, einer krankhaften Laune der jungen Frau. Nur der Mutter anvertraute Erwin einen Theil der Wahrheit, ſo weit dieſe nicht zu grauſam, zu hart für Reginen und ganz unerträglich auch für die Mutter geweſen wäre. Indem ihr der erſte Anblick Reginen's ein hohes Wohlgefallen und ihre ganze Haltung eine ſchmerzliche Theilnahme, aber freilich auch die tiefſte Sorge verurſacht hatten, war ſie mit einem behutſam ſchonenden Vorgehen einverſtanden, und ſie ſuchte das Beiſpiel zu geben, die halb Geächtete mit einer gewiſſen ernſten Sanftmuth zu behandeln, wie es etwa verwirrten kranken Perſonen gegenüber geſchieht. Alle Familienglieder, Angeſtellten und Dienſtboten des Hauſes hielten den gleichen Ton inne, ohne ſichtbare Verſtändigung; Regina hingegen ſah ſich mitten in der Schar der neuen Verwandten und Hausgenoſſen vereinſamt, ohne zu fragen oder zu klagen. In der entlegenen Wohnung eines Seitenflügels lebte ſie bald wie eine freiwillige Gefangene, während Erwin gleich Anfangs auf einige Wochen verreiſt war, um das getrennte Leben weniger auffällig zu machen. Allein wo er ging und ſtand, fühlte er die Laſt des Elendes, in das er mit

Reginen gerathen, die Sehnſucht nach ihrer Gegenwart und nach den vergangenen Tagen und zugleich den Abſcheu vor dem Abgrunde, den er mehr als nur ahnen und fürchten mußte. Und je unvermeidlicher ihm der Verluſt erſchien, um ſo unerſetzlicher und einziger dünkte ihm die Unſelige, an welche er alle die Liebe und Sorge gewendet hatte. Zuletzt überwog das Verlangen nach ihrem Anblicke ſo ſtark, daß er am achtzehnten Tage ſeiner Reiſe umkehrte, in der Abſicht, die Entſcheidung herbeizuführen und die Frau auf die Gefahr hin, ſie ſofort auf immer zu verlieren, wenigſtens dies eine Mal noch zu ſehen.

Während der Zeit hatte ſeine Mutter die einſame Regina jeden Tag beſucht und ein Stündchen mit einer Arbeit bei ihr geſeſſen, ihr auch etwas zu thun mitgebracht und ein ruhiges Geſpräch in Güte mit ihr unterhalten, wobei ſie freilich das Meiſte thun mußte. Jedoch vermied ſie es gewiſſenhaft, mit Fragen und Verhören in die junge Frau zu dringen, die in aller einſilbigen Trauer Zeichen demüthiger Dankbarkeit erkennen ließ, wie eine edle Natur auch in zeitweiliger Geiſtesabweſenheit die Spuren des Guten zeigt. An dem Tage, an welchem Erwin bereits auf dem Heimwege begriffen war, fand ſeine Mutter die Regina in eifrigem Schreiben begriffen. Dies erregte ihre Aufmerkſamkeit und wollte ihr gar wohl gefallen; es lagen ſchon mehrere beſchriebene Blätter da, welche Regina ruhig zuſammenſchob, ohne ſie ängſtlich zu verbergen. Den Umſtand, daß ſie überhaupt nie etwas zu verheimlichen ſuchte und ihr Zimmer ſtets ebenſo reinlich geordnet als unverſchloſſen und für Jedermann zugänglich hielt, hatte die Mutter überhaupt ſchon wahrgenommen.

Erwin fuhr in peinlicher Ungeduld wieder mit einem ſauſenden Nachtzuge und betrat Morgens um ſechs Uhr ſein Haus. Schnell eilte er nach ſeinem eigenen Schlafzimmer, um ſich zu reinigen und die Kleider zu wechſeln. Kaum hörte jedoch die Mutter von ſeiner Ankunft, ſo ſuchte ſie ihn auf und erzählte ihm von Reginen. Nachdem ſie, theilte ſie ihm in ſichtbarer Ergriffenheit mit, die Zeit her von ihrem ganzen Benehmen einen ſolchen Eindruck erhalten, daß jene eine entſetzliche Heuchlerin und Schauſpielerin ſein müßte, wenn es erlogen wäre, habe ſie in der vergangenen Nacht oder vielmehr kurz vor Anbruch des Tages eine ſeltſam rührende Entdeckung gemacht. Von Schlafloſigkeit geplagt ſei ſie aufgeſtanden und habe ſich in der Finſterniß nach dem kleinen Saale hin getappt, welcher dem von Reginen bewohnten Seitenflügel gegenüber liege. Dort ſei auf einem Tiſchchen ein kleines Fläſchchen mit erfriſchender Eſſenz unter Nippſachen ſtehen geblieben, das ſie ſeit lange nicht mehr gebraucht. Wie ſie daſſelbe nun geſucht, habe ſie über den Hof weg einen ſchwachen Lichtſchimmer bemerkt, während ſonſt noch Alles in der nächtlichen Ruhe gelegen. Als ſie genauer hingeſchaut, habe ſie gleich erkannt, daß der Schimmer aus Reginen's Fenſter komme, und ſodann habe ſie dieſe ſelbſt geſehen vor einem Stuhle knieen, mit gefalteten Händen. Auf dem Stuhle habe ein kleines Buch gelegen, offenbar ein Gebetbuch, beleuchtet von dem daneben ſtehenden Nachtlämpchen. Das Geſicht der Frau habe ſie nicht ſehen können, ſie habe es tief vorn über gebeugt, und ſo ſei ſie unbeweglich verharrt, eine Viertelſtunde, die zweite und vielleicht auch die dritte. Lange habe die Mutter der Erſcheinung zugeſchaut; ein paar Mal habe Regina das Blatt umgewendet und es dann wieder rückwärts umgeſchlagen, auch das Umwenden etwa vergeſſen und längere Zeit in's Leere hinaus gebetet oder ſonſt Schweres gedacht; immerhin ſcheine ſie nur ein und daſſelbe Gebet oder was es ſein möge, geleſen zu haben. Jedes Mal, wenn ſie ſich ein wenig bewegt habe, ſei das ſchauerlich rührend anzuſehen geweſen in der nächtlichen Stille und bei der Verlaſſenheit der armen Perſon. Endlich, da die Mutter im leichten Nachtkleide gefröſtelt, habe ſie ſich nicht getraut, länger zu ſtehen, und gedacht, Jene ſei ja wohl aufgehoben bei ihrem Gebetbuche, und ſei wieder zu Bett gegangen, allerdings ohne den Schlaf noch zu finden. „O mein Sohn“, rief die Mutter mit überquellenden Augen, „es wäre doch ein großes Glück, wenn dieſes Geſchöpf gerettet werden könnte! Ich habe noch nichts Schöneres geſehen auf dieſer Welt! Wozu ſind wir denn Chriſten, wenn wir das Wort des Herrn das erſte Mal verachten wollen, wo es ſich gegen uns ſelbſt wendet?“

Erſchüttert mit ſich ſelber ringend rief Erwin, der mehr wußte als die Mutter: „O Mutter, Chriſtus der Herr hat die Ehebrecherin vor dem Tode beſchützt und vor der Strafe; aber er hat nicht geſagt, daß er mit ihr leben würde, wenn er der Erwin Altenauer wäre!“

Doch ſchon im Widerſpruch mit ſeinen Worten ließ er die Mutter ſtehen und ging wie er war, in den Reiſekleidern und vom Rauche des nächtlichen Schnellzuges geſchwärzt, nach Reginen's Zimmer und klopfte ſanft an der Thüre. Kein Laut ließ ſich hören; er öffnete alſo die unverriegelte Thüre und trat hinein. Das Zimmer war leer; mit klopfendem Herzen ſah er ſich um. Auf der Kommode lag ihr altes Geſangbuch, das er wohl kannte mit ſeinen Liedern und einer kleinen Anzahl Kirchen- und Hausgebeten. Es war geſchloſſen und ordentlich an ſeinen Platz gelegt.

Ihr Bett ſtand in einem Alkoven, deſſen ſchwere Vorhänge nur zum kleineren Theile vorgezogen waren. Er trat näher und ſah, daß das Bett leer war; nur eines der feinen und reichverzierten Schlafhemden von der Ausſteuer, die er ſeiner Frau ſelbſt angeſchafft, lag auf dem Bette; es ſchien getragen, lag aber zuſammen gefaltet auf der Decke. Erſchrocken und noch mehr verlegen kehrte er ſich um, ſchaute ſich um, ob ſie nicht vielleicht dennoch im Zimmer hinter ihm ſtünde, allein es war leer wie zuvor. Indem er ſich nun abermals kehrte und dabei einem der Vorhänge näherte, ſtieß er an etwas Feſtes hinter demſelben, wie wenn eine Perſon dort ſich verborgen hielte. Raſch wollte er den dicken Wollenſtoff zurückſchlagen, was aber nicht gelang; denn die Laufringe an der Stange waren gehemmt. Er trat alſo, den Vorhang ſanft lüftend, ſó gut es ging, hinter denſelben und ſah Reginen's Leiche hängen. Sie hatte ſich eine der ſtarken ſeidenen Ziehſchnüre, die mit Quaſten endigten, um den Hals geſchlungen. Im gleichen Augenblicke, wo er den edlen Körper hängen ſah, zog er ſein Taſchenmeſſer hervor, das er auf Reiſen trug, ſtieg auf den Bettrand und ſchnitt die Schnur durch; im anderen Augenblicke ſaß er auf dem Bette und hielt die ſchöne und im Tode ſchwere Geſtalt auf den Knieen, verbeſſerte aber ſofort die Lage der Frau und legte ſie ſorgfältig auf das Bett. Aber ſie war kalt und leblos; er aber wurde jetzt rath- und beſinnungslos und er ſtarrte mit großen Augen auf die Leiche. Gleich aber erwachte er wieder zum Bewußtſein durch die ungewohnte Tracht der Todten, die ſein ſtarrendes Auge reizte. Regina hatte das letzte Sonntagskleid angezogen, welches ſie einſt als arme Magd getragen, einen Rock von elendem braunen, mit irgend einem unſcheinbaren Muſter bedruckten Baumwollzeuge. Er wußte, daß ſie ein Köfferchen mit einigen ihrer alten Kleidungsſtücke jederzeit mit ſich geführt, und er hatte dieſen Zug wohl leiden mögen, der ihm jetzt das Seelenleid verdoppelte. Endlich beſann er ſich wieder auf einen Rettungsverſuch; er öffnete das ärmliche Kleid, das nach damaliger Art ſolcher Mägderöcke auf der Bruſt zugeheftet war. Unter dem Kleide zeigte ſich eines der groben Hemden ihrer Mädchenzeit, und zwiſchen dem Hemde und der Bruſt lag ein ziemlich dicker Brief mit der an Erwin gerichteten Ueberſchrift. Haſtig küßte er den Brief, warf ihn aber auf das Bett und fing an, Reginen's Bruſt mit der Hand zu reiben, ſprang empor, hob die Leiche wie eine leichte Puppe in die Höhe, drückte ſie an ſeine Bruſt und hielt ihr ſtöhnend das Haupt aufrecht, legte ſie gleich wieder hin und lief hinaus um Hülfe zu ſuchen. Alles eilte herbei und ein Arzt war bald zur Stelle; doch die arme Regina blieb leblos und der Doctor ſtellte den Todesfall feſt, welcher die ſchwermüthige junge Deutſche nach kurzem Eheglück getroffen habe. Erwin blieb endlich allein bei der Leiche zurück und las den Brief.

Die Stätte, an welcher man den Brief finden werde, ſolle beweiſen, wie ſie ihn bis in den Tod liebe. Mit dieſen Worten begann die Schrift. Einige weitere Sätze ähnlicher Natur verſchwieg Erwin, wie er ſich ausdrückte, als heiliges Geheimniß der Gattenliebe. Woher ſie ſolche Töne genommen, ſei eben das Räthſel der ewigen Natur ſelbſt, wo jegliches Ding unerſchöpflich zahlreich geboren werde und in Wahrheit doch nur ein einziges Mal da ſei.

Dann folgte die Eröffnung deſſen, was ſie bedrückt und ihr Leben verdorben, ohne daß ſie geahnt habe, in welchem Umfange. Es war freilich traurig und einfach genug, das Geheimniß jenes nächtlichen Beſuches, von dem ſie nicht einmal wußte, daß er geſehen worden. Der Zuſtand ihrer Verwandten hatte ſich mit der Zeit hie und da doch wieder etwas verſchlimmert und wiederholtes Eingreifen und Aushelfen nöthig gemacht. Jedesmal verurſachte das der armen Regina, die jetzt ihrem Mann mehr anhing als den Eltern und Geſchwiſtern, Kummer und Sorge. Beſonders der eine der Brüder, der Soldat geweſen, konnte ſich mit dem Leben nicht zurecht finden. Unzufrieden und düſtern Gemüthes wechſelte er immerfort die Stelle und den Aufenthalt, da er ſich ungerecht behandelt glaubte und es zuletzt auch wurde, weil es nicht lange dauert, bis die Menſchen, die ſich ſelbſt mißhandeln, auch von den andern mißhandelt werden, ſo zu ſagen aus Nachahmungstrieb. So war er von einer guten Zugführerſtelle, die man ihm bei einer Eiſenbahn verſchafft hatte, allmälig bis zum Gehülfen oder vielmehr Knecht eines Pferdehändlers herunter gekommen, der ihn als ehemaligen Reitersmann gut brauchen konnte und doch ſchlecht behandelte. Mit einer Anzahl Pferde durch den Wald reitend waren ſie in ſchweren Streit gerathen; der Meiſter hieb dem Knechte mit der Peitſche über das Geſicht, und der Knecht ſchlug ihn hinwieder ohne Zögern todt und floh auf einem der Pferde aus dem Walde. Einige Meilen von der Mordſtätte entfernt verkaufte er das Thier und irrte mit dem Erlös im Land umher, ohne den Ausweg finden zu können. Der erſchlagene Roßhändler war von einem unbekannt gebliebenen zweiten

Verbrecher, der zuerſt auf den Platz gekommen, ſeines Geldranzens beraubt, dieſe Schuld aber natürlich dem Todtſchläger aufgebürdet und derſelbe als Raubmörder verfolgt worden; ſo wenigſtens hatte er ausgeſagt und ging nicht von ſeiner Ausſage ab. Dieſer Bruder nun, und niemand anders, war es, der in jener Nacht bei Reginen Zuflucht und Hülfe geſucht, nachdem er halb verhungert ſich nur nächtlicher Weile herumgetrieben, überall von den Häſchern verfolgt. Er war ſchon in einem Seehafen geweſen und hatte ſeine Baarſchaft von dem verkauften Pferde an einen Schiffsplatz gewendet, wurde aber im letzten Augenblicke durch erneuerte Steckbriefe wieder hinweggeſcheucht, in's Binnenland. In der alleräußerſten Noth hatte er der Schweſter Wohnung umſchlichen und war bei ihr eingedrungen; ſie hatte ihn mit einigen Kleidungsſtücken von ihrem Manne und mit Geld verſehen, damit er wiederum die Flucht über die See verſuchen konnte. Aber von Stund' an war ihre Ruhe dahin; denn ſie war nur von dem einzigen Gedanken beſeſſen, daß ſie als die Schweſter eines Raubmörders ihren Gatten Erwin in ein ſchmachvolles Daſein hinein gezogen und des Elendes einer verdorbenen Familie theilhaftig gemacht habe. Und dazu kam ja immer noch der Jammer über die Ihrigen und ſelbſt den unglücklichen Bruder.

Aber wie mußte ſich der heimliche Jammer ſteigern, als ſie in einem Tageblatt, das mehr für die Dienſtboten als für ſie da war, zufällig die ſchreckliche Nachricht las, der Raubmörder ſei endlich gefangen worden. Niemand in der Stadt, außer mir, kannte ihren Namen, und ſo achtete Niemand darauf. Was mich betraf, ſo las ich überhaupt dergleichen Sachen nicht und blieb ſomit auch in der Unwiſſenheit. Der Gefangene verrieth mit keiner Silbe den Beſuch bei der Schweſter, obgleich er ſich damit über die bei ihm gefundene Baarſchaft hätte ausweiſen können; es war dies bei aller Verkommenheit ein Zug von Edelmuth. So lebte ſie Wochen lang in der troſtloſen Seelenſtimmung dahin, bis ſie plötzlich die Nachricht und Beſchreibung von der Hinrichtung las und alle Geiſter der Verzweiflung auf ſie einſtürmten. Wie ſollte Erwin fernerhin mit der Schweſter eines hingerichteten Raubmörders leben? Wie der Ertrinkende am Grashalm hielt ſie ſich an dem einzigen Gedanken, deſſen ſie fähig war: Nur ſchweigen, ſchweigen!

Nach dieſem ward ihr Selbſtvertrauen zum Ueberfluß noch erſchüttert durch den Vorfall mit der Malerin. Sie wußte nicht, daß das Bild in den Händen eines Mannes, des Braſilianers war, und doch bekannte ſie es jetzt als eine Sünde, daß ſie ſich habe verleiten laſſen. Sie habe daraus den Schluß ziehen müſſen, daß ſie nicht die Sicherheit und Kenntniß des Lebens beſitze, die zur Erhaltung von Ehre und Vertrauen erforderlich ſei. Allerdings hatte die Aermſte ja annehmen müſſen, die Malergeſchichte allein habe hingereicht, Erwin's Vertrauen zu untergraben; hätte ſie ahnen können, daß der Beſuch des Bruders geſehen und wie er ausgelegt worden, ſo würde ſie keine Rückſicht abgehalten haben, ſich vom Verdacht zu reinigen, und dann wäre Alles anders gekommen. Allein das Schickſal wollte, daß die beiden Gatten, jedes mit einem andern Geheimniß, daſſelbe aus Vorſorge und Schonung verbergend, an ſich vorbei gingen und den einzigen Rettungsweg ſo verfehlten. Um auf den Brief zurückzukommen, ſo ſchloß Regina mit der Bitte, ſie in dem Gewande zu begraben, in welchem ſie einſt als arme Magd gedient habe. Möge Erwin dann dasjenige Kleid, in welchem er ſie in der ſchönen Zeit am liebſten geſehen, zuſammenfalten und es ihr im Sarge unter das Haupt legen, ſo werde ſie dankbar darauf ruhen.

Nach ihrem Begräbniſſe war das erſte, was er unternahm, die neue Verſorgung der armen Angehörigen. Bei dieſer Gelegenheit erfuhr er, daß der hingerichtete Bruder den erſchlagenen Meiſter wirklich nicht ausgeplündert, indem der wahre Thäter, wegen anderer Verbrechen in Unterſuchung gerathen, auch dieſes freiwillig geſtanden hatte. Erwin Altenauer hat ſich bis jetzt nicht wieder verheirathet.

Als Reinhart ſchwieg, blieb es ein Weilchen ſtill; dann ſagte Lucia nachdenklich: „Ich könnte nun einwenden, daß Ihre Geſchichte mehr eine Frage des Schickſals als der Bildung ſei; doch will ich zugeben, daß eine ſchlimme Abart der letzteren durch die Parzen, wie Sie die Trägerinnen derſelben nennen, von Einfluß auf das Schickſal der armen Regine geweſen iſt. Aber auch ſo bleibt ſicher, daß es dem guten Herrn Altenauer eben unmöglich war, ſeiner Frauenausbildung den rechten Rückgrat zu geben. Wäre ſeine Liebe nicht von der Eitelkeit der Welt umſponnen geweſen, ſo hätte er lieber die Braut gleich anfangs nach Amerika zu ſeiner Mutter gebracht und dieſer das Werk überlaſſen; dann wäre es wol anders geworden! Jetzt iſt es aber Zeit, unſere merkwürdige Sitzung aufzuheben; ich bitte zu entſchuldigen, wenn ich mich zurückziehe, obgleich ich beinahe fürchte, im Traum die ſchöne Perſon wie eine mythiſche Heroenfrau an der ſeidenen Schnur hängen zu ſehen; denn trotz ihrer Wehrloſigkeit ſteckt etwas Heroiſches in der Geſtalt. Der Wahlherr hat diesmal wirklich auf Race zu halten gewußt!"

Sie bot dem Gaſte gute Nacht und ſandte gleich darauf den bejahrten Diener her, den Reinhart bei ſeiner Ankunft geſehen. Der freundliche Mann führte ihn nach ſeinem Schlafgemache, indem er ihm erzählte, der alte gichtbrüchige Herr beabſichtige, am Morgen mit dem Herrn Reinhart zu frühſtücken, da nach gewiſſen Anzeichen der dermalige Anfall zu weichen beginne.

Mit wunderlich aufgeregtem Gefühle legte ſich Reinhart in dem fremden Hauſe zu Bett, unter Einem Dache mit dem ziervollſten Frauenweſen der Welt. Wie es Leute gibt, deren Körperliches, wenn man es zufällig berührt oder anſtößt, ſich durch die Kleidung hindurch feſt und ſympathiſch anfühlt, ſo gibt es wieder andere, deren Geiſt Einem durch die Umhüllung der Stimme im erſten Hören ſchon vertraut wird und uns brüderlich anſpricht, und wo gar beides zuſammentrifft, iſt eine gute Freundſchaft nicht mehr weit außer Weg. Dazu kam, daß Reinhart heute mehr von menſchlichen Dingen, wie die Liebeshändel ſind, geſprochen hatte, als ſonſt in Jahren.

* * *

Neuntes Capitel.

Die arme Baronin.

Er war zwar bald und feſt eingeſchlafen; doch der neue Inhalt, die Schatzvermehrung ſeiner Gedanken weckte ihn vor Tagesanbruch, wie wenn es ein lebendiges Weſen außer ihm wäre, das freundlich ſeine Schulter berührte. Er mußte ſich lange beſinnen, wo er ſei, und erſt als er das von der Morgendämmerung erhellte Viereck des großen Fenſters aufmerkſam betrachtete, kam er ſeinen geſtrigen Erlebniſſen auf die Spur. Es wurde ihm beinahe feierlich angenehm zu Muthe, und indem er in dieſem Gefühle ſo hindämmerte, entſchlief er wieder und erwachte erſt, als das ſchöne Landgebiet, in das er hinausſchaute, ſchon im vollen Sonnenſcheine lag und der Fluß weithin ſchimmerte. In den Platanen war großes Vogelconcert, eine Schar dieſer Muſikanten flatterte und ſaß an den Marmorſchalen des Brunnens, in deſſen Nähe ein Tiſch zum Frühſtücke gedeckt war.

„Lux, mein Licht! wo bleibſt Du?“ hörte er eine alte, obwol noch kräftige Stimme rufen und ſah darauf den vermuthlichen Oheim vom Diener geſtützt und mit einer Krücke verſehen, hinter dem Hauſe hervorkommen. Der Ruf Lux galt natürlich der Nichte, deren Namen Lucia er ſich dergeſtalt zugeſtutzt hatte. Es ſchien ein ehemaliger Kriegsoberſt zu ſein, da er einen langen grauen Schnurrbart trug, ſowie einen Rock von halbmilitäriſchem Zuſchnitt und ein verſchliſſenes Bändchen im Knopfloch. Nun erſchien auch das Fräulein auf dem morgenfriſchen Schauplatze, und ſo ſäumte Reinhart nicht länger, ſich fertig zu machen und auch hinunter zu gehen, wo er den Herrn und die Dame am Tiſche ſitzend antraf, dicht neben dem Brunnen mit ſeinem klingenden kryſtallklaren Waſſer. Reinhart verhinderte raſch, daß der alte Herr ſich erhob, als er ihm von Lucien vorgeſtellt wurde.

Der Oheim fixirte ihn aufmerkſam mit der Freiheit alter Soldaten oder Sonderlinge, indem er nach und nach, ohne ſich zu eilen, vorbrachte, ſein Name ſei ihm wohlbekannt, es komme nur darauf an, ob er etwa der Sohn des Profeſſors gleichen Namens in X ſei; denn wenn er ſich recht beſinne, ſo ſei ein Freund aus jungen Jahren dort hängen geblieben und ein berühmter Pandektenpauker geworden?

Reinhart beſtätigte lachend ſeine Vermuthung, und Lucie erklärte das Ereigniß für ein ſehr artiges, welches ſie theilweiſe herbeigeführt zu haben ſich etwas einbilde. Der Oheim jedoch fuhr fort, das Geſicht des jungen Gaſtes zu ſtudiren und immer tiefer in ſeiner Erinnerung nachzugraben, indeſſen ſein eigenes Geſicht einen ſäuerlich ſüßen Ausdruck annahm, dann in ein halb ſpöttiſches Lächeln, dann in einen weichen Ernſt überging und zuletzt von einem vollen biederen Lachen erhellt wurde. Er faßte kräftig die Hand des jungen Reinhart, ſchüttelte ſie und fragte: „Haben denn Ihre Eltern nie von mir geſprochen?“

Reinhart dachte nach und ſchüttelte den Kopf, ſagte aber nach einem weiteren Beſinnen: „Es müßte denn ſein, was auch wahrſcheinlich iſt, daß Sie erſt auch ein Leutenant geweſen ſind, ehe Sie Herr Oberſt wurden. Dunkel entſinne ich mich aus meinen Kinderjahren, daß die Eltern, bald der Vater, bald die Mutter, meiſtens dieſe, von einem Leutenant ſprachen, und zwar hieß es ſcherzend: das hätte der Leutenant nicht gethan, oder was würde der Leutenant zu dem Falle ſagen u. ſ. w. Dann verlor ſich die Gewohnheit, wenn es eine war, und ich habe die Sache vergeſſen.“

„Sehen Sie, es iſt richtig!“ rief der Oberſt, „der Leutenant bin ich! In Ihrem angenehmen Angeſicht habe ich die Spuren von beiden verehrten Eltern herausgefunden, vom Herrn ſowol wie von der Dame, und es geht mir faſt ein Licht auf, wie wenn meine junge Lux hier an meinem engen Altershorizont aufgeht als meine tägliche Morgenſonne! Sein Sie uns willkommen und bleiben Sie ebenfalls einige Tage, oder beſſer, machen Sie Ihre Reiſe fertig und kommen Sie bald wieder für länger! Spielen Sie Schach?“

„Leider nein, ich ſpiele überhaupt gar nichts!“

„Ei, das iſt ſchade, warum denn nicht?“ rief der Alte.

„Ich bin zu dumm dazu!“ erwiderte Reinhart, der in der That weder die Aufmerkſamkeit noch die Vorausſicht aufbrachte, welche zum ernſthaften Spielen erforderlich ſind. Lucia ſah ihn unwillkürlich mit einem dankbaren Blicke an, da ſie einen Genoſſen in dieſer Art von Dummheit in ihm fand.

„Nun,“ ſagte der alte Herr, „ſo lang man jung iſt, ſpürt man eben keine lange Weile und braucht kein Spiel. Die hat's auch ſo, die hier ſitzende Jugendfigur! Später wird ſie's wol noch lernen; denn ich hoffe, es gibt eine ſchöne alte Jungfer aus ihr, die ewig bei mir bleibt und auf meinem Grabe fromme Roſen züchtet und oculirt.“

„Das kann geſchehen,“ ſagte die Nichte, „wenn über das Heirathen ſolche Anſchauungen aufkommen, wie ich ſie aus dem Munde des Herrn Ludwig Reinhart habe hören müſſen! Denke Dir, Onkel, wir haben geſtern bis Mitternacht uns verunglückte Heirathsgeſchichten erzählt! Die gebildeten Männer verbinden ſich jetzt nur mit Dienſtmädchen, Bäuerinnen und dergleichen; wir gebildeten Mädchen aber müſſen zur Wiedervergeltung unſere Hausknechte und Kutſcher nehmen, und da beſinnt man ſich doch ein bischen! Sagen Sie, Herr Reinhart, haben Sie nicht noch eine Treppenheirath zu erzählen?“

„Freilich hab' ich,“ antwortete er, „eine ganz prächtige, eine Heirath aus reinem Mitleiden!“

„O Himmel!“ rief Lucie, „wie glücklich! Magſt Du ſie auch hören, lieber Onkel?“

„Da ihr Faulpelze nichts ſpielen und nur ſchwatzen wollt, ſo iſt es das Beſte, was wir thun können, wenn wir uns einige blaue Wunder vormachen!“

Der Tiſch wurde abgeräumt, Lucie ließ ſich einen Arbeitskorb bringen und Reinhart ſuchte den Eingang ſeiner Geſchichte zuſammen. „Denn,“ ſagte er, „die Perſonen, die es angeht, ſtehen in der Blüthe ihres Glückes, und um ſie in keiner Weiſe darin zu ſtören, iſt es nöthig, ſie in eine allgemeine Form der Unkenntlichkeit zu hüllen. Es dürfte daher am zweckmäßigſten ſein, die Sache gleich in der Art zu erzählen, wie ein gezierter Novelliſt ſein Stücklein in Scene ſetzt. Ich würde damit zugleich in meiner Erzählungskunſt, die mir wie ein Dachziegel auf den Kopf gefallen, einen Fortſchritt anſtreben können, man weiß ja nie, wo man es brauchen kann. Es würde alſo etwa ſo lauten:

Brandolf, ein junger Rechtsgelehrter, eilte die Treppe zum erſten Stockwerk eines Hauſes empor, in welchem eine ihm befreundete Familie wohnte, und wie er ſo in Gedanken die Stufen überſprang, ſtieß er beinah' eine weibliche Perſon über den Haufen, die mitten auf der Treppe lag und Meſſer blank ſcheuerte. Es war ihm, als ob mit einem der Meſſer nach ſeiner Ferſe geſtochen würde; er ſah zurück und erblickte unter ſich das zornrothe Geſicht eines, ſo viel er wegen des umgeſchlagenen Kopftuches ſehen konnte, noch jugendlichen Frauenzimmers, welches er für ein Dienſtmädchen hielt. Grollend, ja böſe blickte ſie nieder auf ihre Arbeit, und Brandolf trat unangenehm betroffen in die Wohnung ſeiner Freunde. Dort unterſuchte er den Abſatz ſeines Stiefels und fand, daß wirklich eine kleine Schramme in das glänzende Leder geſtoßen war.

„Es iſt doch ein Elend mit uns Menſchen!“ rief er aus; „täglich ſprechen wir von Liebe und Humanität und täglich beleidigen wir auf Wegen, Stegen und Treppen irgend ein Mitgeſchöpf! Zwar nicht mit Abſicht; aber muß ich mir nicht ſelbſt geſtehen: wenn eine Dame im Atlaskleide auf den Stufen gelegen hätte, ſo würde ich ſie ſicherlich beachtet haben! Ehre dieſer wehrbaren ſcheuernden Perſon, die mir wenigſtens ihren rächenden Stachel in die Ferſe gedrückt hat, und wohl mir, daß es keine Achillesferſe war!“

Er erzählte den kleinen Vorgang. Alle riefen: das iſt die Baronin! und der Hausvater ſagte: „Lieber Brandolf! diesmal hat Ihre humane Tüftelei den Gegenſtand gänzlich verfehlt! Die Dame auf der Treppe iſt eine wahrhafte Baronin, die aus reiner Bosheit, um den Verkehr zu hemmen, und aus Geiz, ſtatt ihre Innenräume zu brauchen, die gemeinſame Treppe mit Hammerſchlag beſchmutzt und Meſſer blank fegt und dabei aus Adelſtolz uns Bürgerliche weder grüßt noch auch nur anſieht!“

Verwundert über dieſe ſeltſame Aufklärung, ließ ſich

Brandolf das Nähere berichten. Die Baronin war vor einigen Wochen in das Haus gezogen, in die jenſeitige kleinere Hälfte des Stockwerkes, und hatte allſobald ihren prunkenden Namen an die Thüre geheftet, zugleich aber einen Zettel vor das Fenſter gehängt, welcher eine möblirte Wohnung zum Vermiethen ausbot. Schon waren einige Fremde dageweſen, aber keiner hatte es länger als ein paar Tage ausgehalten, und ſie waren mittelſt Bezahlung einer tüchtigen Rechnung entflohen. Wer in die aufgeſtellte Falle dieſer Miethe ging, der durfte in ſeiner Stube nicht rauchen, nicht auf dem prunkhaften Sopha liegen, nicht laut umhergehen, ſondern er mußte die Stiefeln ausziehen, um die Teppiche zu ſchonen; er durfte nicht im Schlafrock oder gar in Hemdsärmeln unter das Fenſter liegen, um die freiherrliche Wohnung nicht zu entſtellen, und überdies befand er ſich wie ein hülfloſer Gefangener, weil die Baronin keinerlei Art von Bedienung hielt, ſondern Alles ſelbſt beſorgte und daher jede Dienſtleiſtung rundweg verweigerte, welche nicht in der engſten Grenze ihrer Pflicht lag. Sie ſtellte alle Morgen eine Flaſche friſchen Waſſers hin und füllte am Abend das Waſchgeſchirr; ſonſt aber reichte ſie nie ein Glas Waſſer, und wenn der Miethsmann am Verſchmachten geweſen wäre. Das Alles begleitete ſie mit unfreundlichen, oder vielmehr meiſtens mit gar keinen Worten. Niemand kannte ihre Verhältniſſe und woher ſie kam; mit Niemandem ging ſie um, und wenn ihre häuslichen Beſchäftigungen ſie an den Brunnen, in den Hof, unter die Mägde und Dienſtleute führten, ſo fuhr ſie wie ein böſer Geiſt ſchweigend unter ihnen herum.

Kurz, man war übereingekommen, daß ſie ein ausgemachter Teufel und Unhold ſei, welcher ſein menſchenfeindliches und räuberiſches Weſen auf eigene Fauſt betreibe und hauptſächlich den Plan gefaßt habe, durch ſein Benehmen einen häufigen Wechſel der Miether zu veranlaſſen, um ſolchergeſtalt viele kleine, aber dennoch übertriebene Rechnungen ausſtellen und überſchüſſige Miethgelder einziehen zu können, wenn die Verunglückten vor der Zeit wegzogen. Und dieſer Plan, wenn er wirklich beſtand, war allerdings nicht übel, da das Haus in einer lebhaften und ſchönen Straße lag, welche immer auf's neue anſtändige und wohlhabende Fremde herbeilockte, die dann froh waren, ſich bald loszukaufen und Andern Platz zu machen.

Als dieſe Schilderung, verwebt mit noch vielen abſonderlichen Zügen, beendigt war, fühlte Brandolf eher ein geheimes Mitleid mit der böſen Baronin, als Zorn und Verachtung, und als die Freunde ihn ſcherzweiſe fragten, ob er nicht ihr Hausgenoſſe werden und bei der wunderlichen Nachbarin einziehen wolle, erwiderte er ernſthaft: „Warum nicht? Es käme nur darauf an, die Dame in ihrem eigenſten Weſen an der Kehle zu packen und ihr den Kopf zurechtzuſetzen!“

Da er aber ſah, daß die Frau des Hauſes nicht geneigt war, des Weitern auf dieſen Scherz oder Gedanken einzugehen, ſo ſchwieg er, kam aber für ſich darauf zurück, als er auf der Straße bemerkte, daß die Vermiethungsanzeige eben wieder vor dem Hauſe hing.

Brandolf konnte gar nicht begreifen, wie man böſen und ungerechten oder tollen Menſchen gegenüber in Verlegenheit gerathen und den Kürzern ziehen könne. So gutmüthig und friedfertig er im Grunde war, empfand er doch ſtets eine rechte Sehnſucht, ſich mit ſchlimmen Käuzen herumzuzanken und ſie ihrer Tollheit zu überführen. Wo er von erlittenem Unrecht hörte, wurde er noch zorniger über die, welche es duldeten, als über die Thäter, weil durch das ewige Nachgeben dieſe Unglücklichen nie aus ihrer Verblendung herauskämen. Nur die offene Gewalt ließ er unbekämpft, weil ſie ſich ſelbſt brandmarke und weiter keiner Beleuchtung bedürfe, um in ewiger Jämmerlichkeit und Selbſtzerſtörung dazuſtehen. Er beſaß ein tiefes Gefühl für menſchliche Zuſtände und vertraute ſo ſehr auf das Menſchliche in jedem Menſchen, daß er ſich vermaß, auch im Verſtockteſten dieſen Urquell zu wecken oder wenigſtens dem Sünder das Bewußtſein beizubringen, daß er durchſchaut und von der Uebermacht des Spottes umgarnt ſei. Allein ſei es, daß die Argen ſeine ſieghafte Sicherheit von Weitem ausſpürten, ſei es das irdiſche Schickſal, welches uns das, was man wünſcht, ſelten erreichen läßt, Brandolf bekam faſt nie ſo recht wohlbegründete Händel, und wo eine ausgeſuchte üble

Exiſtenz blühte, kam er immer zu ſpät, die Blume zu brechen.

Daher ging er an der Pforte der Baronin wie an einem verſchloſſenen Paradieſe vorbei, in welches einzudringen und mit dem hütenden Drachen zu ſtreiten er ſich herzlich ſehnte.

Als im September die Freundesfamilie ſammt Kindern und Dienſtboten, mit Kiſten und Koffern im Wagen untergebracht war, um die Reiſe nach Italien anzutreten, wo ein Winter verlebt werden ſollte, als die ſchwerfällige Maſchine endlich unter den Seufzern der Haus- oder hier der Reiſefrau fortrollte, da hatte Brandolf, der den Schlag zugemacht, im Hauſe eigentlich nichts mehr zu thun, und er hätte füglich nach ſeiner eigenen Wohnung gehen können. Er ſtieg aber wieder die Treppe hinauf, klingelte bei der Baronin und wünſchte ihre Zimmer zu beſehen. Sie erkannte ihn als denjenigen, der ſie auf der Treppe geſtoßen, und als den täglichen Beſucher der Nachbarherrſchaft. Mißtrauiſch und mit großen Augen ſah ſie ihn an, ohne ein Wort zu ſprechen, und hielt die Thüre ſo, als ob ſie ihm dieſelbe vor der Naſe zuſchlagen wollte; doch konnte ſie das nicht wagen und ließ ihn mit knappen Worten eintreten.

Mit ſaurer Höflichkeit führte ſie ihn zu den Zimmern; ſie waren höchſt anſtändig und ſolid eingerichtet, und Brandolf erklärte nach flüchtiger Beſichtigung, die er mehr zum Scheine vornahm, daß er die Wohnung miethe und gleich am nächſten Tage einziehen werde. Ohne die mindeſte Freudenbezeugung verbeugte ſich die Baronin ein bischen, von der er übrigens nicht viel ſah, weil ſie wieder das verhüllende Tuch um Kopf und Hals geſchlagen hatte, einer Kapuze ähnlich, und eine Art grauen Ueberwurfes trug, der ſowol einen Mantel wie einen Hausrock vorſtellen konnte. Er eilte, die Veränderung ſeinen bisherigen Wirthsleuten anzuzeigen. Die waren ſehr betrübt darüber, da ſie noch nie einen ſo guten und liebenswürdigen Miether bei ſich geſehen hatten, und da ſie ſelbſt ordentliche und wohlgeſinnte Leute waren, ſo nahm ſich Brandolf's Entſchluß doppelt unbegreiflich aus. Sie konnten ſich denſelben auch nur dadurch erklären, daß der Herr als ein reicher und unverheiratheter ſtudierter Menſch ſeine Launen und keine Sorgen habe, und alſo ſich nach Belieben den Hafer könne ſtechen laſſen.

Erſt als Brandolf ſeine Habſeligkeiten in das neue Loſament gebracht hatte und ſich dort einhauſ'te, ſah er ſich genöthigt, genauer auf die für ſolche Miethzimmer ungewöhnliche Ausſtattung zu achten. Es waren überhaupt nur drei nach der Straße gelegene Stuben; dieſe ſchienen aber mit dem Hausrathe einer ganzen Familie angefüllt zu ſein und alles von theuren Stoffen und Holzarten gearbeitet. Der Boden war mit bunten Teppichen überall belegt, an manchen Stellen doppelt; in jedem Zimmer ſtanden Secretäre, feine Schränke, Luxusmöbel, Spieltiſche und Spiegelgebäude, Sopha's und weiche Polſterſtühle im Ueberfluß; prächtige Vorhänge bekleideten die Fenſter, und ſogar an den Wänden drängte ſich eine Bilderwaare von Gemälden, Kupferſtichen und allem Möglichen zuſammen, wie wenn der Wandſchmuck eines weitläufigen Hauſes da zur Auction aufgeſtapelt worden wäre. Erſchien der Raum der ſonſt ziemlich großen Zimmer hiedurch beengt, ſo wurde der Umſtand noch bedenklicher durch einige Eckgeſtelle, auf deren ſchwank aufgethürmten Stockwerken eine Menge bemalten oder vergoldeten Porzellanes und unendlich dünner Glasſachen ſtand und zitterte wie Espenlaub, wenn ein feſter Tritt über die Teppiche ging. An allen dieſen Zerbrechlichkeiten war das gleiche Wappen gemalt oder eingeſchliffen, welches auch auf der Karte an der Eingangsthüre prangte über dem Namen der Baronin Hedwig von Lohauſen. Als er ſpäter ſchlafen ging, bemerkte Brandolf, daß die Freiherrenkrone nicht minder auf die Leinwand des prachtvollen Bettes geſtickt war, welches das Eine der beiden Hauptſtücke einer ehemaligen Brautausſteuer zu ſein ſchien. Alles aber, trotz der durch die drei Zimmer herrſchenden Fülle, war in tadelloſem Stande gehalten und nirgends ein Stäubchen zu erblicken, und Brandolf wunderte ſich nur, ob der Miether für ſein theures Geld eigentlich zum Hüter der Herrlichkeit beſtellt ſei und ihm eheſtens ein Reinigungswerkzeug mit Staublappen und Flederwiſch anvertraut werde? Denn wenn jemand anders die Arbeit beſorgte, ſo mußte ja faſt den ganzen Tag dieſer Jemand ſich in den Zimmern aufhalten. Es iſt aber ſchon jetzt zu ſagen, daß keines von beiden der Fall war; alles wurde in Abweſenheit des Miethmannes gethan wie von einem unſichtbaren Geiſte, und ſelbſt die Glas- und Porzellanſachen ſtanden immer ſo unverrückt an ihrer Stelle, wie wenn ſie keine Menſchenhand berührt hätte, und doch war weder ein Stäubchen noch ein trüber Hauch daran zu erſpähen.

Nunmehr begann Brandolf aufmerkſam die böſen Thaten und Gewohnheiten der Wirthin zu erwarten, um den Krieg der Menſchlichkeit dagegen zu eröffnen. Allein ſein altes Mißgeſchick ſchien auch hier wieder zu walten; der Feind hielt ſich zurück und witterte offenbar die Stärke des neuen Gegners. Leider vermochte ihn Brandolf nicht mit dem Tabaksrauche aus der Höhle hervorzulocken; denn er rauchte nicht, und als er zum beſondern Zwecke ein kleines Tabakspfeifchen, wie es die Maurer bei der Arbeit gebrauchen, nebſt etwas ſchlechtem Tabak nach Hauſe brachte und anzündete, um die Baronin zu reizen, da mußte er es nach den erſten drei Zügen aus dem Fenſter werfen, ſo übel bekam ihm der Spaß. Teppiche und Polſter zu beſchmutzen ging auch nicht an, da er das nicht gewöhnt war; ſo blieb ihm vor der Hand nichts übrig, als die Fenſter aufzuſperren und einen Durchzug zu veranſtalten. Dazu zog er eine Flanelljacke an, ſetzte eine ſchwarzſeidene Zipfelmütze auf und legte ſich ſo breit unter das Fenſter als möglich. Es dauerte richtig nicht lange, ſo trat die Freiin von Lohauſen unter die offene Thüre, rief ihren Miethsmann wegen des Straßengeräuſches mit etwas erhöhter Stimme an, und als er ſich umſchaute, deutete ſie auf eine große Roßfliege, die im Zimmer herumſchwirrte. Es ſei in der Nachbarſchaft ein Pferdeſtall, bemerkte ſie kurz. Sogleich nahm er ſelbſt die Zipfelmütze vom Kopf, jagte die Fliege aus dem Zimmer und ſchloß die Fenſter. Dann ſetzte er die Mütze wieder auf, zog ſie aber gleich abermals herunter, da die Dame noch im Zimmer ſtand und ihn, wie es ſchien, ſtatt mit Entrüſtung, eher mit einem ſchwachen Wohlgefallen in ſeinem Aufzuge betrachtete. Ja ſo viel von ihrem ernſten und abgehärmten Geſichte zu ſehen war, wollte beinah ein kleiner Schimmer von Heiterkeit in demſelben aufzucken, der aber bald wieder verſchwand, ſowie auch die Frau ſich zurückzog.

Zunächſt wußte Brandolf nichts weiter anzufangen; er hüllte ſich in ſeinen ſchönen Schlafrock, that Jacke und Zipfelmütze wieder an ihren Ort und nahm Platz auf einem der Divans. Dort gewahrte er ein Klingelband von grünen und goldenen Glasperlen und zog mit Macht daran. Wie ein Wettermännchen erſchien die Baronin auf der Schwelle, immer in ihrem grauen Schattenhabit mit dem kapuzenähnlichen Kopftuche. Brandolf wünſchte ſeinem Schneider, der viele Straßen weit wohnte, eine Botſchaft zu ſenden. Die Baronin erröthete; ſie mußte ſelbſt gehen, denn ſie hatte ſonſt niemanden. Ob es ſo dringlich ſei oder bis Nachmittag Zeit habe? fragte ſie nach einem minutenlangen Beſinnen. Allerdings ſei es dringlich, meinte Brandolf, es müſſe ein Knopf an den Rock genäht werden, den er gerade heut tragen wolle. Sie ſah ihn halb an und war im Begriff, die Thüre zuzuſchlagen, drehte ſich aber doch nochmals und fragte, ob ſie den Knopf nicht anſetzen könne? Ohne Zweifel, wenn Sie wollten die Güte haben, ſagte Brandolf, er hängt noch an einem Faden; allein das darf ich Ihnen nicht zumuthen!

Aber eine halbe Stunde weit zu laufen? erwiderte ſie und ging ein kleines altes Nähkörbchen zu holen, in welchem ein Nadelkiſſen und einige Knäulchen Zwirn lagen. Brandolf brachte den Rock herbei, und die vornehme Wirthin nähte mit ſpitzen Fingerchen den Knopf feſt. Da ſie mit der Arbeit ein wenig in's hellere Licht ſtehen mußte, ſah Brandolf zum erſten Male etwas deutlicher einen Theil ihres Geſichtes, ein rundlich feines Kinn, einen kleinen aber ſtreng geformten Mund, darüber eine etwas ſpitze Naſe; die tief auf die Arbeit geſenkten Augen verloren ſich ſchon im Schatten des Kopftuches. Was aber ſichtbar blieb, war von einer faſt durchſichtigen weißen Farbe und mahnte an einen Nonnenkopf in einem altdeutſchen Bilde, zu welchem eine etwas geſalzene und zugleich kummergewohnte Frau als Vorbild diente.

Es blieb aber nicht viel Zeit zu dieſer Wahrnehmung; denn ſie war im Umſehen fertig und wieder verſchwunden.

Für den erſten Tag war Brandolf nun zu Ende, und ſo vergingen auch mehrere Wochen, ohne daß ſich etwas ereignete, das ihm zum Einſchreiten Urſache gegeben hätte. Er mußte ſich alſo aufs Abwarten, Beobachten und Errathen des Geheimniſſes beſchränken; denn ein ſolches war offenbar vorhanden, obgleich die Frau hinſichtlich ihrer Bösartigkeit verläſtert wurde. Da fiel ihm nun zunächſt auf, daß der Theil der Wohnung, wo ſie hauſ'te, immer unzugänglich und verſchloſſen blieb; es war auch nichts weiter als eine Küche, ein einfenſtriges ſchmales Zimmer und ein kleines Kämmerchen. Dort mußte ſie Tag und Nacht mutterſeelen allein verweilen, da außer einem Bäckerjungen man niemals einen Menſchen zu ihr kommen hörte. Ein einziges Mal konnte Brandolf einen Blick in die Küche werfen, welche mit ſauberem Geräthe ausgeſtattet ſchien; aber kein Zeichen bekundete, daß dort gefeuert und gekocht wurde. Nie hörte er einen Ton des Schmorens oder ein Praſſeln des Holzes, oder ein Hacken von Fleiſch und Gemüſe, oder den Geſang von gebratenen Würſten, oder auch nur von armen Rittern, die in der heißen Butter lagen. Von was nährte ſich denn die Frau? Hier begann dem neugierigen Miethsmann ein Licht aufzugehen: Wahrſcheinlich von gar nichts! Sie wird Hunger leiden — was brauch' ich ſo lange nach der Quelle ihres Verdruſſes zu forſchen! Ein Stück Elend, eine arme Baronin, die allein in der Welt ſteht, wer weiß durch welches Schickſal!

Er genoß im Hauſe nichts, als jeden Morgen einen Milchkaffe mit ein paar friſchen Semmeln, von denen er jedoch meiſtens die eine liegen ließ. Da glaubte er denn eines Tages zu bemerken, daß Frau Hedwig von Lohauſen, als ſie das Geſchirr wegholte, mit einer unbewachten Gier im Auge auf den Teller blickte, ob eine Semmel übrig ſei, und mit einer unbezähmbaren Haſt davon eilte. Das Auge hatte förmlich geleuchtet wie ein Sterngefunkel. Brandolf mußte ſich an ein Fenſter ſtellen, um ſeiner Gedanken Herr zu werden. Was iſt der Menſch, ſagte er ſich, was ſind Mann und Frau! Mit glühenden Augen müſſen ſie nach Nahrung lechzen, gleich den Thieren der Wildniß!

Er hatte dieſen Blick noch nie geſehen. Aber was für ein ſchönes glänzendes Auge war es bei alledem geweſen!

Mit einer gewiſſen Grauſamkeit ſetzte er nun ſeine Beobachtung fort; er ſteckte das eine Mal die übrig bleibende Semmel in die Taſche und nahm ſie mit fort; das andere Mal ließ er ein halbes Brötchen liegen, und das dritte Mal alle beide, und ſtets glaubte er an dem Auf- und Niederſchlagen der Augen, an dem raſcheren oder langſameren Gang die nämliche Wirkung wahrzunehmen und überzeugte ſich endlich, daß die arme Frau kaum viel Anderes genoß, als was von ſeinem Frühſtücke übrig blieb, ein paar Schälchen Milch und eine halbe oder ganze Semmel.

Nun nahm die Angelegenheit eine andere Geſtalt an;

er mußte jetzt trachten, die wilde Katze, wie er ſie wegen ihrer Unzugänglichkeit nannte, gegen ihren Willen ein bischen zu füttern, nur vorſichtig und allmälig. Er gab vor, zu einem ſpäteren Frühſtück, das er ſonſt außerhalb einnahm, nicht mehr ausgehen zu wollen, und beſtellte ſich eine tägliche Morgenmahlzeit mit Eiern, Schinken, Butter und noch mehr Semmeln. Davon ließ er dann den größeren Theil unberührt, in der Hoffnung, die arme Kirchenmaus werde davon naſchen. Das mochte auch während einiger Tage geſchehen; dann aber ſchien ſie den Handel zu wittern, wurde mißtrauiſch und bemerkte eines Morgens, er möchte entweder weniger beſtellen oder über die Reſte in irgend einer Weiſe verfügen, und zuletzt nahm ſie auch die Semmel nicht mehr, die übrig blieb. Da wußte er nun wieder nichts mit ihr anzufangen.

Eines Tages, als er von einem Ausgang nach Hauſe kam, traf er ſie auf dem Hausflur bei einer Gemüſefrau, welche auf ihrem Kärrchen einen prächtigen Nelkenſtock zu verkaufen hatte, der trotz der vorgerückten Jahreszeit noch ganz voll von hochrothen Nelken blühte. Die Baronin nahm den Topf in die Hand und drückte ſchnell ein wenig das Geſicht in die Blumen, offenbar von einem Heimweh nach dergleichen ergriffen; ſie fragte zögernd um den Preis, ſchüttelte den Kopf, gab den Stock zurück und ſchlurfte eilig davon. Brandolf erſtand ſogleich das Gewächs, hoffend, es ihr noch auf der Treppe aufdringen zu können; ſie war aber ſchon in ihrem Malepartus verſchwunden und er trug den Nelkenſtock in ſeine Wohnung, wo er denſelben auf ein Tiſchlein ſtellte, das er nebſt einem Stuhle zum Leſen an ein Fenſter gerückt hatte. Sorgfältig legte er jedoch zur Schonung des Tiſchchens einen Quartanten unter den Topf.

Später begab er ſich wieder weg, um zu Tiſche zu gehen, und da es zu regnen begann, verſah er ſeine Füße mit Gummiſchuhen. Daher war ſein Schritt unhörbar, als er nach einigen Stunden zurückkehrte und in's Zimmer trat. Unter der geöffneten Thüre ſtehend ſah er die Frau auf dem Stuhle vor dem Nelkenſtocke ſitzen, einen Staubwedel in der Hand. Sie lehnte müde zurück und war eingeſchlafen, die Hände mit dem Wedel im Schoße. Leiſe ſchloß er die Thüre und ſchlich nach dem Sopha, von wo aus er mit verſchränkten Armen die ſchlafende Frau aufmerkſam betrachtete. Man konnte nicht ſagen, daß es gerade ein ausdrücklicher Gram war, der auf dem Geſichte lagerte; es glich ſo zu ſagen mehr einer Abweſenheit jeder Lebensfreude und jeder Hoffnung, einer Verſammlung vieler Herrlichkeiten, die nicht da waren. Einzig an den geſchloſſenen Wimpern ſchienen zwei Thränen zu trocknen, aber ohne Weichmuth, wie ein par achtlos verlorene Perlen.

Deſto weichmüthiger wurde Brandolf von dem Anblick; je länger er hinſah, um ſo enger ſchloß er ihn an's Herz; er wünſchte dies unbekannte Unglück ſein nennen zu dürfen, wie wenn es der ſchönſte blühende Apfelzweig geweſen wäre oder irgend ein anderes Kleinod. Er hatte ſein Leben lang etwas Närriſches an ſich und ſoll es jetzt noch haben, inſofern man das närriſch nennen kann, was Einem nicht jeder nachthut.

Plötzlich erſchütterte ſich die Schläferin wie von einem unwilligen oder ängſtlichen Traume und erwachte. Verwirrt ſah ſie um ſich, und als ſie den Mann mit dem theilnehmenden Ausdruck im Geſichte wahrnahm, raffte ſie ſich auf und bat mit milderen Worten, als ſie bisher hatte hören laſſen, um Entſchuldigung. Sie that ſogar ein Uebriges und fügte zur Erklärung bei, Nelken ſeien ihre Lieblingsblumen und ſie habe dem Gelüſte nicht widerſtehen können, ein wenig bei dem ſchönen Stock auszuruhen, wobei ſie leider eingeſchlafen. Einſt habe ſie über hundert ſolcher Stöcke gepflegt, einer ſchöner als der andere und von allen Farben.

Darf ich Ihnen dieſen anbieten, Frau Baronin? ſagte Brandolf, der ſich ſogleich erhoben hatte, ich habe ihn unten gekauft, als ich ſah, daß Sie die Pflanze in die Hand genommen und mit Gefallen betrachteten.

Das milde Wetter war aber ſchon vorüber. Mit Roth übergoſſen ſchüttelte ſie den Kopf. Bei mir iſt zu wenig Licht dafür, ſagte ſie, hier ſteht er beſſer! Als ob es ſie gereute, ſchon ſo viel geſprochen zu haben, grüßte ſie knapp, ging hinaus und ließ ſich die folgenden Tage kaum blicken.

Endlich brachte ſie die erſte Monatsrechnung, auf einen Streifen grauen Papiers geſchrieben. Er las ſie abſichtlich nicht durch; mit dem innerlichen Wunſche, ſie möchte recht hoch ſein, bezahlte er den Betrag, der jedoch die Ausgabe keineswegs überſchritt, auf die er zu rechnen gewohnt war. Während er das Geld hinzählte, ſtand die ſonderbare Wirthin, wie ihm ſchien, eher in furchtſamer als in trotziger Haltung lautlos da, wie wenn ſie der gewohnten Aufkündigung entgegenſähe. Aber entſchloſſen, durchaus ein Licht in das Dunkel dieſes Geheimniſſes zu bringen, ließ er ſie hinausgehen, ohne die geringſte Luſt zum Ausziehen zu verrathen. Neugierig, wie es ſich mit ihren Rechnungskünſten verhalte, ſtudierte er gleich nachher den Zettel und fand ihn nicht um einen Pfennig überſetzt; dagegen war jedesmal, wo er beim Frühſtück nur ein Brötchen gegeſſen, das zweite übrig gebliebene nicht aufgeſchrieben. Nun wurde er gar nicht mehr klug aus der ganzen Geſchichte, zumal als er beim Weggehen gegen Abend zum erſten Male von der Gegend der Küche her ein ſchüchternes Knallen wie von einem brennenden Holzſcheitlein hörte und den Geruch von einer guten gebrannten Mehlſuppe empfand, die mitzueſſen ihn ſeltſam gelüſtete. Nun war er überzeugt, daß die Baronin erſt jetzt ſich etwas Warmes zu kochen erlaubte. Am Ende, dachte er, thut ſie das alle Monat einmal, wenn die Rechnung bezahlt wird, wie die Arbeiter am ſogenannten Zahltag in's Wirthshaus zu gehen pflegen!

Und in der That war von der üppigen Kocherei ſchon am nächſten Tage nichts mehr zu verſpüren.

Um die Mitte des Monats October kam es zu einer faſt ebenſo langen Unterredung, wie die von dem Nelkenſtock war. Die Baronin machte Brandolf aufmerkſam, daß jeden Tag der Winter eintreten und die Feuerung in den Oefen nöthig werden könne, und ſie fragte, ob er Holz wolle anfahren laſſen und wie viel? Und es kam ihm vor, als ob ſie mit einiger Spannung auf die Antwort warte, aus welcher ſie erſehen konnte, ob er bis zum Frühjahr zu bleiben gedenke. Er nannte ein ſo großes Quantum, daß man alle Oefen der ganzen Wohnung damit heizen und auch auf dem Herde ein luſtiges Feuer bis in den Mai hinaus unterhalten konnte. Zugleich übergab er ihr eine Banknote mit der Bitte, alles Nöthige zu beſorgen, den Einkauf und das Kleinmachen des Holzes; ſie nahm die Note und verrichtete das Geſchäft mit aller Sorgfalt und Sachkunde. Es dauerte auch kaum acht Tage, ſo fing es an zu ſchneien, und jetzt mußte die einſame Wirthin ſich öfter ſehen laſſen, da ſie die drei Oefen ihres Miethsherrn ſelbſt einfeuerte und mit Holzherbeitragen und allem Andern genug zu thun hatte. Sie bekam dabei rußige Hände und ein rauchiges Antlitz und ſah bald völlig einem Aſchenbrödel gleich.

Wenn Brandolf aber gehofft, ſie werde nicht ſo dumm ſein und auch ihr eigenes Wohngelaß etwas erwärmen, ſo hatte er ſich darin getäuſcht, denn ſo wenig als im Sommer konnte er gewahren, daß dort das kleinſte Feuerchen entfacht wurde. Und doch war inzwiſchen die Kälte ſtärker und anhaltend geworden; wenn die Baronin ihre Geſchäfte beendigt hatte, ſo mußte ſie ſich einſam im kalten Gemache aufhalten, und Gott mochte wiſſen, was ſie dort that. Auch wurde ſie erſichtlich immer blaſſer, ſpitziger und matter, und es ſchien ihm, als ob ſie die Holzkörbe jeden Tag mühſamer herbeiſchleppe, ſo daß es ihm, der ohnedies ein gefälliger und galanter Mann war, in's Herz ſchnitt. Allein jeden Verſuch, ſie zum Sprechen zu bringen und eine Hülfe einzuleiten, lehnte ſie beharrlich ab, wie wenn ſie ſich ſo recht vorſätzlich aufreiben wollte. Er aber war ebenſo hartnäckig und wartete auf den Augenblick, der ſchließlich nicht ausbleiben konnte.

Indeſſen wurde die Zeit doch etwas lang in Hinſicht auf ſeine Verhältniſſe. Sein verwittweter Vater war ein großer Gutsbeſitzer und ſehr reicher Mann, welcher wünſchte, daß der einzige Sohn bei ihm lebte und die Verwaltung der Güter übernahm. Auf der andern Seite war der Sohn ein entſchiedenes juriſtiſches Talent und ein gut empfohlener junger Mann, welcher von oben dringend zum Staatsdienſte aufgefordert und ermuntert wurde. Er war auch nach der Hauptſtadt gekommen, um ſich die Dinge näher anzuſehen und ſich für einſtweilen zu entſchließen, wenn auch nicht für immer.

Täglich einige Stunden auf dem Miniſterium als Freiwilliger arbeitend und im Uebrigen ein etwas wähliger reicher Mutterſohn, ließ er ſich mit aller Gemächlichkeit Raum, zum Entſchluſſe zu kommen. Doch wurde ſo eben von Neuem in ihn gedrungen, da man ihn zu einer beſtimmten Function auserſehen hatte, die ſeinen Aufenthalt in einem entlegenen Landeskreiſe erforderte. Er aber wollte den Abſchluß ſeines Abenteuers in der Miethswohnung durchaus nicht fahren laſſen, der Vater drang ebenfalls auf Erfüllung ſeines Wunſches, und ſo lag er eines Morgens länger im Bette als gewöhnlich und ſann über den Ausweg nach, den er zu ergreifen habe. Endlich gelangte er zu der Meinung, daß er ja ganz füglich ſeine juriſtiſchen Kenntniſſe und amtlichen Beziehungen benutzen könne, um im Stillen und mit aller Schonung über die Vergangenheit und Gegenwart der Baronin die wünſchbaren Aufſchlüſſe zu ſammeln und je nach Befund und Umſtänden der verlaſſenen Frau eine beſſere Lage zu verſchaffen, oder aber ſie aus dem Sinne zu ſchlagen und ſein Unternehmen als ein verfehltes aufzugeben.

Mit dieſem Vorſatz kleidete er ſich an und eilte, ſeinen Morgenkaffe zu nehmen, um ſich ungeſäumt auf den Weg zu machen. Allein trotz der vorgerückten Stunde war das Kaffebrett nicht an der gewohnten Stelle zu erblicken; die Zimmer waren erkaltet und in keinem Ofen Feuer gemacht. Verwundert machte er eine Thüre auf und horchte auf den Flur hinaus; es war nichts zu ſehen und zu hören. Er zog die bewußte ſchöne Klingelſchnur, aber es blieb todtenſtill in der Wohnung. Beſorgt ſchritt er den Gang entlang bis er an die Küchenthüre gelangte, und klopfte dort erſt ſanft, dann ſtärker, ohne daß ein Lebenszeichen erfolgte. Er öffnete die Thüre, durchſchritt die ſtille Küche bis zu einer andern Thüre, welche in die Wohnſtube der Baronin führen mußte. Dort pochte er wiederum behutſam und lauſchte und horchte, hörte aber nichts als ein ununterbrochenes heftiges Athmen und zeitweiliges Stöhnen. Da öffnete er auch dieſe Thüre und trat in das tiefe und düſtere Zimmer, deſſen kahle Wände von der Kälte bis zum Tropfen feucht waren; das nach dem Hofe hinausgehende Fenſter bedeckte ein einfacher weißer Vorhang ſammt der dicken Stickerei von Eisblumen. Auf einem elenden Bette, das aus einem Strohſacke, einem groben Leintuche und einer jämmerlich dünnen Decke beſtand, lag die Baronin. Eine ſchmale, feine Geſtalt zeichnete ſich durch die Decke hindurch; der blaſſe Kopf lag auf einem ärmlichen Kiſſen und das feuchte nußbraune Haar in verworrenen Strähnen um das Geſicht herum, das mit offenen Augen an die geweißte feuchte Decke ſtarrte. Sie war mit einem dünnen Flanelljäckchen angethan; die Arme und Hände, die auf der Wolldecke lagen, ſchlotterten demnach von Kälte und Fieber zugleich und ebenſo zitterte der übrige Körper ſichtbar unter der Decke. Erſchrocken trat Brandolf an das Bett und rief die Kranke an; ſie drehte wohl die Augen nach ihm, ſchien ihn aber nicht zu erkennen; doch bat ſie mit ſchwacher Stimme haſtig um Waſſer. Stracks lief er in die Küche zurück, fand dort Waſſer und füllte ein Glas damit. Er mußte ihr den Kopf heben, um ihr dasſelbe an den Mund zu bringen; mit beiden Händen hielt ſie ſeine Hand und das Glas feſt und trank es begierig aus. Dann legte ſie den Kopf zurück, ſah den fremden Mann einen Augenblick an und ſchloß hierauf die Augen.

„Kennen Sie mich nicht? wie geht es Ihnen?“ ſagte Brandolf und ſuchte an ihrem dünnen und weißen Handgelenk den Puls zu finden, der ſich mit ſeinem heftigen Jagen bald genug bemerklich machte. Als ſie nicht antwortete, noch die Augen öffnete, eilte er zu der Hausmeiſterin hinunter, die im Erdgeſchoß hauſte, und forderte ſie auf, zu der Erkrankten zu gehen und Hülfe zu leiſten, während er einen Arzt herbeihole. Er ſelbſt machte ſich unverzüglich auf den Weg, dies zu thun; er war dem bewährten Vorſteher eines Krankenhauſes befreundet und ſuchte ihn an der Stätte ſeiner vormittäglichen Thätigkeit auf. Der Arzt beendete ſo raſch als möglich die noch zu verrichtenden Geſchäfte und fuhr dann unverweilt mit dem Freunde, den er in ſeinen Wagen nahm, nach deſſen Wohnung. „Du haſt da eine wunderliche Wirthin gewählt“, ſagte er ſcherzend; „am Ende, wenn ſie ſtirbt, bekommſt Du noch Pflegekoſten, Begräbniß und Grabſtein auf die Rechnung geſetzt und kannſt alsdann ausziehen!“

„Nein, nein!“ rief Brandolf, „ſie darf nicht ſterben!

Ich hab' es einmal auf dies myſteriöſe Bündel Unglück abgeſehen, und es iſt mir faſt zu Muthe wie einem ſchwachen Weibe, dem das Kind erkrankt iſt!“

Er erzählte dem Arzte, ſo lange der Weg es noch erlaubte, einiges von der Lebensart der Baronin. Jener ſchüttelte immer verwunderter den Kopf. „Lohauſen!“ ſagte er, „wenn ich nur wüßte, wo ich den Namen ſchon gehört habe! Gleichviel, wir wollen ſehen, was zu thun iſt!“

„Das iſt ja ein vertracktes Loch!“ rief er dann, als er das feuchte, kalte und finſtere Zimmer betrat, in dem die Kranke lag. Sie war jetzt bewußtlos und hatte ſich nach Ausſage der Hausmeiſterin nicht geregt, ſeit Brandolf fortgegangen. Nach kurzer Betrachtung erklärte der Arzt den Zuſtand für den lebensgefährlichen Ausbruch einer tiefen Erkrankung. „Vor Allem muß ſie hier weg,“ ſagte er, „und in ein rechtes Bett in guter Luft! In meinen Krankenſälen wird ſich leicht ein Platz finden, wenn wir ſie hinbringen; die Einzelzimmer ſind freilich im Augenblicke alle in Anſpruch genommen.“

„Wir können die menſchenſcheue Frau nicht dem Momente ausſetzen, wo ſie am unbekannten Orte und unter einer Menge fremder Geſichter zu ſich kommt“, verſetzte Brandolf, der das Kleinod ſeiner Theilnahme nicht aus dem Hauſe laſſen wollte. „Und überdies“, ſagte er, „haben wir es hier ſichtlich mit verborgener und arg verſchämter Armuth zu thun, deren Gemüthsbewegungen auch berückſichtigt ſein wollen. Ich kann mein äußerſtes Zimmer ganz gut entbehren; dort bringt man ſie hin, ſetzt eine zuverläſſige Wärterin hinein und ſchließt das Zimmer nach meiner Seite her ab, ſo ſind beide Parteien ungeſtört. Hätten wir nur erſt das Bett!"

„Ich habe hier neben in die Kammer hineingeguckt", berichtete jetzt die Hausmeiſterin, „und geſehen, daß die Stücke eines vollſtändigen ſchönen Bettes dort bei einander liegen. Der Himmel mag wiſſen, warum die wunderliche Dame auf dieſem Armeſünderſchragen ſchläft, während ſie ein ſo gutes Lager vorräthig hat!"

„Das will ich Euch ſagen, Frau Hausmeiſterin!" ſprach Brandolf, „ſie thut es, weil ſie das gute Bett ſpart, um nöthigen Falls zwei Miether einlogiren zu können. So viel habe ich geſehen, daß ſie wahrſcheinlich ihr Leben lang gewöhnt war, mit dem Entbehren immer an ſich ſelbſt anzufangen, vielleicht nicht aus Güte, ſondern weil ſie es für nothwendig hielt. Denn die kleine, ſchmale Weibsanſtalt unter dieſer Decke iſt ein wahrer Teufel von Unerbittlichkeit gegen ſich und andere."

Der Arzt aber warf nur ein: „So will ich eine gute Wärterin, die ich kenne, gleich ſelbſt aufſuchen und herſenden." Worauf er ſich in ſeiner Kutſche wieder entfernte, nachdem er noch angedeutet, er werde Verhaltungsbefehle und Anordnungen der Wärterin mitgeben. Auch die Hausmeiſterin mußte ſich in eigenen Geſchäften zurückziehen und Brandolf ſaß allein am Leidensbette der Fieberkranken, bis die Wärterin mit ihrem Korbe und ihren Siebenſachen anlangte, von der Hausmeiſterin begleitet. Zuerſt wurde nun das beſſere Zimmer eingerichtet und das gute Bett darin aufgeſchlagen und ſodann die Ueberſiedlung der Baronin bewerkſtelligt. Als die beiden Frauen ſich nicht recht anzuſchicken wußten, nahm Brandolf das kranke Aſchenbrödel, in ſeine Decke gewickelt, kurzweg auf den Arm und trug es ſo ſorglich, wie wenn es das zerbrechliche Glück von Edenhall geweſen wäre, hinüber und ließ hierauf die Weiber das Ihrige thun. Beide verſorgte er mit dem nöthigen Geld, um alles Erforderliche vorzuſehen und zu beſchaffen, und empfahl ihnen, die treulichſte Pflege zu üben. Für ſich ſelber beſtellte er noch eine beſondere Aufwärterin, welche des Morgens herkam und den Tag über da blieb, ſo daß es in der ſonſt ſo ſtillen Küche auf einmal lebendig wurde.

Etwas länger als zwei Wochen blieb die Kranke bewußtlos, und der Arzt verſicherte mehrmals, daß in dem zarten Körper eine gute Natur ſtecken müſſe, wenn er ſich erholen ſolle. Es geſchah dennoch; die Fieberſtürme hörten auf und eines Tages ſchaute ſie ſtill und ruhig um ſich. Sie ſah das ſchöne Zimmer mit ihrem eigenen Geräthe, die freundliche Wärterin und den behäbigen Doctor, der mit tröſtlichen Mienen und Worten an ihr Lager trat; aber ſie frug nicht nach den Umſtänden, ſondern überließ ſich der ſchweigenden Ruhe, wie wenn ſie fürchtete, derſelben entriſſen zu werden. Erſt am zweiten oder dritten Tage fing ſie an zu fragen, was mit ihr geſchehen ſei und wer für ſie geſorgt habe. Als ſie vernahm, daß es der Herr Miethsmann ſei, ſchwieg ſie wieder und lag lang in ſtillem Nachſinnen; aber der Trotz ſchien gebrochen, die Nachricht ſie eher ein wenig zu beleben als zu beunruhigen.

Als Brandolf von der beſſern Wendung hörte, wurde er ſehr zufrieden und empfand etwas wie das Vergnügen eines Kindes, wenn ein lieber Gaſt im Hauſe ſitzt und nun allerlei angenehme und merkwürdige Dinge in Ausſicht ſtehen. „Wie wenig braucht es doch,“ dachte er im Stillen, „um ſich ſelber einen Hauptſpaß zu bereiten, und was für ſchöne Gelegenheiten liegen immer am Wegrande bereit, wenn man ſie nur zu ſehen wüßte!“

Inzwiſchen hatte ſich die Kunde von der erkrankten und von ihm verpflegten adeligen Wirthsfrau weiter verbreitet, und er bekam in den Kreiſen, die er beſuchte, davon zu hören, was ihn keineswegs beläſtigte. Er machte ſich nur darüber luſtig, daß er in das Haus gezogen ſei, einen ungerechten Drachen zu bändigen, und ſtatt deſſen nun den Kranken- und Armenpfleger ſpielen müſſe. Durch das Gerede entwickelten ſich dagegen ein paar dürftige Angaben über das Vorleben des Pfleglings. Als die Tochter eines im Nachbarſtaate ſeßhaft geweſenen und verſtorbenen Freiherrn von Lohauſen ſei ſie mit einem Rittmeiſter von Schwendtner verheirathet worden, habe ſich aber nach einer dreijährigen unglücklichen Ehe von ihm ſcheiden laſſen, und der ꝛc. Schwendtner ſei dann in übeln Umſtänden verſchollen. Brandolf empfand ſogleich eine ſonderbare Eiferſucht gegen den Unbekannten und eine zornige Strafluſt, nicht bedenkend, daß er den Mann am Ende auch noch pflegen müßte, wenn er denſelben in die Hände bekäme.

Nach ungefähr weiteren acht Tagen befand ſich die Baronin entſchieden auf dem Wege der Geneſung, wenn keine ſchlimmen Einflüſſe dazu kamen. Brandolf war ſehr begierig, das gerettete Weſen anzuſehen, und ließ durch die Wärterin ordentlich anfragen, ob die Frau Baronin ſeinen Beſuch empfangen würde. Denn er wollte auch im Punkte der Höflichkeit zur Befeſtigung ihrer Geſundheit beitragen und gut machen, was ſie als dienende Wirthin in ihrer Vermummung erlitten haben mochte. Kurzum, es ſollte alles wohlſinnig und freundlich hergehen, ſo lange er die Hand im Spiele hatte.

Als er den Bericht erhielt, daß ſie ſeinen Beſuch erwarten wolle, zog er einen Ausgeherock und Handſchuh' an und begab ſich in das Krankenzimmer hinüber.

Er erſtaunte nicht wenig, ſie in ihrem hübſch zugerüſteten Bette liegen zu ſehen, und hätte ſie beinahe nicht wieder erkannt, angethan wie ſie war mit reinlich weißem Gewande und mit dem vergeiſtert weißen Geſichte, das von dem leicht aber ſchicklich geordneten Haar umrahmt wurde. Sie richtete mit großem Ernſte die Augen auf ihn, als er auf einem Stuhle Platz nahm, den die Wärterin neben das Bett geſtellt hatte. Ihr Blick haftete zerſtreut und aufmerkſam zugleich an ſeinem Geſichte und ſchien daſſelbe neugierig zu prüfen, während er nach ihrem Befinden frug und ſeine Zufriedenheit über ihre Wiedergeneſung ausdrückte.

„Ihr Freund, der gute Herr Doctor,“ ſagte ſie leis, „meint, ich werde geſund werden.“

„Er iſt davon überzeugt und ich auch, denn er verſteht es!“ erwiderte Brandolf und ſie fuhr fort:

„Sie haben es nicht gut getroffen mit Ihrer Wohnung! Statt beſorgt und bedient zu werden, wie es ſich gehört, mußten Sie die Wirthin verſorgen und bedienen laſſen, die Sie nichts angeht!“

„Ich hätte es ja nicht beſſer treffen können“, antwortete er mit offenherzigem Vergnügen; „thun Sie uns nur den Gefallen und laſſen ſich ferner recht geduldig pflegen und nichts anfechten! Nicht wahr, Sie verſprechen es?“

Er hielt ihr unbefangen und zutraulich die Hand hin und ſie legte ihre faſt weſenloſe blaſſe Hand hinein, die nur durch die Schwäche ein kleines Gewicht erhielt. Zugleich bildete ſich auf dem ernſten Munde ein ungewohntes unendlich rührendes Lächeln, wie bei einem Kinde, das dieſe Kunſt zum erſten Male lernt; daſſelbe machte aber Miene, in ein weinerliches Zucken übergehen zu wollen. Brandolf verſchlang das flüchtige kleine Schauſpiel mit durſtigen Augen; da er ſich jedoch erinnerte, daß er die Kranke nicht lang hinhalten und aufregen durfte, ſo drückte er ſanft ihre Hand und empfahl ſich.

Er eilte aber auch um ſeiner ſelbſt willen davon, weil es ihn an die freie Luft drängte, ein Freudenliedchen zu pfeifen, das er ſchon begann, während er Mantel und Hut an ſich nahm, um zum Mittagsmahl zu gehen. Fröhlich begrüßte er die tägliche Tiſchgeſellſchaft und verführte die Herren ſogleich zu einem außergewöhnlichen Gütlichthun, indem er eine Flaſche duftenden Rheinweins beſtellte. Einer nach dem Andern folgte dem Beiſpiel; es entſtand eine bedeutende Heiterkeit, ohne daß Jemand wußte, was eigentlich die Urſache ſei. Schließlich wurde Brandolf als der Urheber in's Gebet genommen.

„Ei," ſagte er, „meine Katze hat Junge, und als ich heut' eines der Thierchen in die Hand nahm, gingen ihm in demſelben Augenblicke die Aeuglein auf und ich ſah mit ihm die Welt zum erſten Mal."

Die Herren ſchüttelten lachend die Köpfe ob dem Unſinn; Brandolf hingegen wurde am gleichen Nachmittage noch ſehr ſcharfſinnig; denn als er thatluſtig auf ſein Büreau ging, wo er die Acten eines in der Provinz hauſenden höheren Juſtizbeamten zu prüfen hatte, arbeitete er mit ſo vergnüglich hellem Geiſte, daß eine ausgezeichnete Kritik zu Stande kam, in Folge welcher jener ungerechte Mann aus der Ferne erheblich beunruhigt, gemaßregelt und endlich ſogar entſetzt wurde, alles wegen des jungen Kätzleins, deſſen Welterblickung Brandolf gefeiert haben wollte.

Am nächſten Tage wiederholte er ſeinen Beſuch und brachte der Baronin einige zartgefärbte junge Roſen, die er im Gewächshauſe eines Gärtners zuſammengeſucht. Sie hielt dieſelben in der Hand, die auf der Decke ruhte.

Dergleichen Artigkeit hatte ſie noch nie erlebt und vielleicht auch niemals verlangt. Es war daher wie eine erſte Erfahrung in ihrem neu beginnenden Leben, und nach Maßgabe der noch nicht zu Kräften gekommenen Herzſchläge verbreitete ſich ein ſchwacher röthlicher Schimmer, gleich demjenigen auf den Roſen, über die blaſſen Wangen. Gleichzeitig verband ſich mit dem Schimmer ein ſchon lieblich ausgebildetes Lächeln, vielleicht auch zum erſten Male in dieſer Art und auf dieſem Munde. Es erinnerte faſt an den Text eines alten Sinngedichtes, welches heißt: Wie willſt du weiße Lilien zu rothen Roſen machen? Küß eine weiße Galathee, ſie wird erröthend lachen. Von einem Kuſſe war freilich da nicht die Rede.

Brandolf ſorgte jetzt jeden Tag um etwas Erquickliches für die Augen oder den Mund, wie es der Arzt erlaubte, und die Geneſende ließ es ſich gefallen, da es ja doch ein Ende nehmen mußte. Nach Ablauf einer weiteren Woche verkündigte die Wärterin, daß die Baronin aufgeſtanden ſei und Brandolf ſie im Lehnſtuhle finden werde. So war es auch. Sie trug ein beſcheidenes altes Taftkleid und ein ſchwarzes Spitzentüchlein um den Kopf; immerhin ſah man, daß ſie dem Beſuch Ehre zu erweiſen wünſchte. Sie blickte mit ſanftem Ernſte zu ihm auf, als er Glück wünſchend eintrat und auf ihren Wink ſich ſetzte.

„Wie ich damals mit einem Meſſer nach Ihrer Sohle ſtach,“ ſagte ſie, „dachte ich nicht, daß ich einſt ſo Ihnen gegenüber ſitzen werde!“

„Es war ein ſehr lieber Stich; denn er iſt die Urſache unſerer guten Freundſchaft und ohne ihn würde ich kaum je Ihr Zimmerherr geworden ſein,“ antwortete Brandolf, „weil ich kam, um Sie dafür zu ſtrafen.“

„Sie haben freilich Kohlen auf mein Haupt geſammelt,“ ſagte ſie traurig, „indem Sie wahrſcheinlich mein Leben gerettet haben. Aber Sie griffen zugleich in dies gerettete Leben ein, weil ich es nun ändern muß. Ich erfahre, daß ich nicht auf die bisherige ſelbſtändige Weiſe beſtehen kann, und will verſuchen, irgendwo als Wirthſchafterin oder ſo was unterzukommen. Ich habe mir von der Wärterin und der Hausfrau ſo weit möglich die Ausgaben zuſammentragen laſſen, und um die Rechnung zu bereinigen und die nöthigen Mittel für die nächſte Zukunft zu gewinnen, gedenke ich nun, meinen Hausrath, das letzte was ich beſitze, zu veräußern, ſobald ich vollſtändig hergeſtellt bin. Ich muß Ihnen alſo die Wohnung kündigen und bitte Sie, mir das nicht ungut aufzunehmen. Sie thun es aber nicht, denn Sie ſind der erſte gute Mann, der mir vorgekommen iſt, und es thut mir leid, Sie ſo bald verlieren zu müſſen!“

„Dieſer Verluſt wird Ihnen nicht ſo leicht gelingen!“ rief Brandolf fröhlich und ergriff ihre Hand, die er feſt hielt. „Denn Ihr Vorſatz trifft auf das Beſte mit dem Plane zuſammen, den ich für Sie entworfen habe! Glauben Sie denn, wir werden Sie ohne Weiteres wieder ſo allein in die Einöde hinauslaufen laſſen?“

„Ach Gott,“ ſagte ſie und fing an zu weinen, „ich bin ſo gute Worte nicht gewohnt, ſie brechen mir das Herz!“

„Nein, ſie werden es Ihnen geſund machen!“ fuhr er fort, „hören Sie mich freundlich an! Mein Vater lebt als verwittweter alter Herr auf ſeinen Gütern, während ich mich noch einige Zeit fern halten muß. Unſere alte Wirthſchaftsdame iſt vor einem halben Jahre geſtorben und der Vater ſehnt ſich nach einer weiblichen Aufſicht. So laſſen Sie ſich denn zu ihm bringen, ſobald Sie zu Kräften gekommen ſind, und machen Sie ſich nützlich, ſo lange es Ihnen gefällt und bis ſich etwas Wünſchenswertheres zeigt! Daß Sie uns nützlich ſein werden, bin ich überzeugt; denn ich halte die ſtarre Entbehrungskunſt, die Sie hier geübt haben, nur für die erkrankte Form eines ſonſt kerngeſund geweſenen haushälteriſchen Sinnes, und ich weiß, daß Sie Ihren Untergebenen gerne gönnen werden, was ihnen gehört, wenn die Sachen vorhanden ſind. Hab' ich nicht Recht?“

Ihre Hand zitterte ſanft in der ſeinigen, als ſie leiſe ſagte: „Es thut freilich wohl, ſich ſo beſchreiben zu hören, und ich brauche Gottlob nicht nein zu ſagen!“

Sie blickte ihn dabei mit Augen ſo voll herzlicher Dankbarkeit an, daß ihm über dieſem neuen lieblichen Phänomen die Bruſt weit wurde.

„Alſo iſt es abgemacht, daß Sie kommen?“ fragte er haſtig, und ſie ſagte: „Ich finde jetzt nicht mehr die Kraft, es abzulehnen, aber Sie müſſen doch vorher vernehmen, wer ich bin und woher ich komme!“

„Morgen plaudern wir weiter, es eilt nicht!“ rief er mit eifriger Fürſorge und ſtand entſchloſſen auf, ſo ungern er ihre Hand fahren ließ, als er bemerkte, daß ſie angegriffen, müde und hinwieder aufgeregt wurde.

Deſto beſſer ſah ſie verhältnißmäßig am andern Tage aus. Sie erhob ſich von ihrem Seſſel und ging ihm mit kleinen Schritten entgegen, als er kam. Doch nöthigte er ſie ſofort zum Sitzen.

„Ich habe ſehr gut geſchlafen die ganze Nacht,“ ſagte ſie, „und zwar ſo merkwürdig, daß ich faſt während des Schlafes ſelbſt die Wohlthat fühlte, wie wenn ich es wüßte.“

„Das iſt recht!“ ſagte er mit dem Behagen eines Gärtners, der ein verkümmertes Myrtenbäumchen ſich neuerdings erholen und im friſchen Grün überall die Blüthen erwachen ſieht. Denn er gewahrte mit Verwunderung, welch’ anmuthigen Ausdruckes dieſes Geſicht im Zuſtande der Zufriedenheit und Sorgloſigkeit fähig war. Er nahm einen kleinen Spiegel, der in der Nähe ſtand, und hielt ihn der Frau vor mit den Worten: „Schauen Sie einmal her!“

„Was iſt’s?“ ſagte ſie leicht erſchrocken, indem ſie in den Spiegel ſah, aber nichts entdecken konnte.

„Ich meinte nur, wie ſchön Sie ausſehen!“

„Ich? ich war nie eine Schönheit, und bin es kaum dem Grab entronnen wol am wenigſten!“

„Nein, keine Schönheit, ſondern etwas Beſſeres!“

Das rothe Fähnchen ihres Blutes flatterte jetzt ſchon etwas kräftiger an den weißen Wangen. Sie wagte aber nicht zu fragen, was er damit ſagen wollte, und nahm ihm ſchweigend den Spiegel aus der Hand; und doch ſchlug ſie mit einer innern Neugierde die Augen nieder, was das wol ſein möchte, was beſſer als eine Schönheit ſei und doch im Spiegel geſehen werden könne. Brandolf bemerkte das nachdenkliche Weſen unter den Augdeckeln; er ſah, daß es wieder Ungewohntes war, was ihr geſagt worden, und da es ihr nicht weh zu thun ſchien, ſo ließ er ſie ein Weilchen in der Stille gewähren, bis ſie von ſelbſt die Augen aufſchlug. Es ging ein ſogenannter Engel durch das Zimmer. Um nicht eine Verlegenheit daraus werden zu laſſen, ergriff die Baronin das Wort und ſagte: „Es iſt mir jetzt ſo ruhig zu Muthe, daß ich glaube, Ihnen meine Angelegenheit ohne Schaden kurz erzählen zu können; es iſt nicht viel.

„Sie ſehen in mir die Abkömmlingin eines Geſchlechtes, das ſich ſeit hundert Jahren nur von Frauengut und ohne jede andere Arbeit oder Verdienſt erhalten hat, bis der Faden endlich ausgegangen iſt. Jede Frau, die da einheirathete, erlebte das Ende ihres Zugebrachten, und immer kam eine andere und füllte den Krug. Ich habe meine Großmutter noch gekannt, deren Vermögen der Großvater bequemlich aufbrauchte, bis der Sohn erwachſen und heirathsfähig war. Dieſem verſchaffte ſie dann im Drange der Selbſterhaltung eine reiche Erbin aus ihrer Freundſchaft, von welcher man wußte, daß ihr im Verlaufe der Zeit noch mehr als ein Vermögen zufallen würde, ſo daß es nach menſchlicher Vorausſicht endlich etwas hätte klecken ſollen. Dieſe ſtarb aber noch in jungen Jahren, nachdem ſie zwei Knaben zur Welt geboren hatte, und weil nun möglicher Weiſe zwei Nichtsthuer mehr dem Hauſe heranwuchſen, ruhte jene nicht bis ſie dem Sohne, meinem Vater, eine zweite Erbin herbeilocken konnte, von der ich ſodann das Daſein empfing. Allein ich erlebte noch, wie die Großmutter, ehe ſie ſtarb, ihre Sorge verfluchte, mit der ſie die zwei jungen Weiber in's Unglück gebracht.

„Der Vater verſchwendete das Geld auf immerwährenden Reiſen, da es ihm nie wohl zu Hauſe war. Mit den zunehmenden Jahren fing eine andere Thorheit an, ihn zu beſitzen, indem er ſich an falſche Frauen hing, denen er Geld und Geldeswerth zuwendete, was er aufbringen konnte. Sogar Korn und Wein, Holz und Torf ließ er vom Hofe weg und jenen zuführen, die Alles nahmen, was ſie erwiſchen konnten. Die heranwachſenden Söhne verachteten ihn darum, thaten es ihm aber nach und beſtahlen das Haus, wo ſie konnten, um ſich Taſchengeld zu machen. Niemand vermochte ſie zu zwingen, etwas zu lernen, und als ſie das Alter erreichten, wußten ſie ſogar dem Militärdienſte aus dem Wege zu gehen, obgleich ſie groß und geſund waren. Der Vater haßte ſie und lauerte auf die Erbſchaften, die ihrer von mütterlicher Seite her noch warteten, um als natürlicher Vormund das Vermögen ſeiner Söhne wenigſtens noch während ein paar Jahren in die Hände zu bekommen. Allein ſie wurden richtig volljährig, ehe die Glücksfälle raſch einer nach dem andern eintraten; und nun rafften ſie ihren Reichthum zuſammen und reiſten mit einander in die Welt hinaus, um zu treiben, was ihnen wohlgefiel, und nicht einen Pfennig ließen ſie zurück. Sie hingen an einander wie die Kletten; während man ſonſt von einer Affenliebe ſpricht, hielten die zwei Brüder mit einer Art von Halunkenliebe zuſammen und thun es wahrſcheinlich jetzt noch, wenn ſie noch leben; denn man weiß nicht, wo ſie ſind.

„Der Vater wurde kränklich und ſtarb, und nun war die Mutter mit mir allein auf dem verarmten Stammſitze zu Lohauſen, den ſie nie geſehen zu haben wünſchte. Schon ſeit Jahren hatte ſie zu retten geſucht, was zu retten war, und jetzt kämpfte ſie wie ein Soldat gegen den Untergang. Von ihr lernte ich faſt von nichts zu leben und das Nichts noch zu ſparen. Mit wenigen Leuten hielten wir uns auf dem Hofe, obgleich er ſchon verſchuldet war. Früh und ſpät ſchaute die Mutter zur Sache; ihr Vermögen war verloren, aber noch hatte auch ſie zu erben und in dieſer Hoffnung nur hielt ſie ſich aufrecht. Sie erlebte es aber nicht; als ſie einen naßkalten Herbſttag hindurch auf dem Felde verweilte, um das Einbringen von Früchten ſelbſt zu überwachen, trug ſie eine Krankheit davon, die ſie in wenigen Tagen dahinraffte.

„Nun befand ich mich allein, aber nicht lang. Die letzte Erbſchaft, die in das unſelige Haus kam, fiel mir zu; ſie betrug volle zweihunderttauſend Thaler. Mit ihr waren plötzlich auch die Brüder wieder da, ſcheinbar in ordentlichen Umſtänden, obgleich von wilden Gewohnheiten. Sie brachten einen Rittmeiſter Schwendtner mit ſich, einen hübſchen und geſetzten Mann, der einen wohlthätigen Einfluß auf ſie zu üben und ſie förmlich im Zaume zu halten ſchien, wenn ſie allzuſehr über die Stränge ſchlugen. Er war mit Rath und That bei der Hand und voll beſcheidener Aufmerkſamkeit, ohne das Hausrecht zu verletzen. Die Dienſtboten ſchienen froh, einen kundigen Mann ſprechen zu hören, denn ſie waren freilich nicht mehr von der vorzüglichſten Art und verſtanden ſelbſt nicht viel. Trotzdem blieb ein Reſt von Unheimlichkeit, der mir an Allem nicht recht zuſagte, und ich befand mich in ängſtlicher Beklemmung. Allein vielleicht gerade wegen dieſer Angſt und inneren Verlaſſenheit fiel ich der Bewerbung des Rittmeiſters, die er nun anhob, zum Opfer; ich heirathete den Mann in tiefer Verblendung, ohne ein zarteres Gefühl, das ich nicht kannte, und nun fing meine Leidenszeit an.

„Denn Alles war eine abgekartete Komödie geweſen. Mein Vermögen wurde mir aus den Händen geſpielt, ich wußte nicht wie, und angeblich in einer hauptſtädtiſchen Bank ſicher angelegt. Die Brüder verſchwanden wieder, nachdem ſie den Lohn ihres Seelenverkaufs mochten empfangen und ſich vorbehalten haben, an dem Raube ferner Theil zu nehmen. Drei Jahre brachte ich nun unter Mißhandlungen und Demüthigungen zu. Die Brüder habe ich nicht mehr geſehen. Mein Mann war häufig oder eigentlich meiſtens abweſend, bis er eines Tages mit einer ganzen Geſellſchaft halb betrunkener Männer zu Pferde und zu Wagen auf dem Hofe ankam und mir befahl, eine gute Bewirthung zuzurüſten. Ich that was ich vermochte, während die Männer auf das Piſtolenſchießen geriethen. Ich hatte ein krankes Kind in der Wiege liegen, welches ich einen Augenblick zu ſehen ging; es war nach langem Wimmern ein wenig eingeſchlafen. Da kam Schwendtner mit der Piſtole in der Hand und verlangte, ich ſollte „ſeinen Jungen“ der Geſellſchaft vorweiſen. Ich machte ihn auf den Schlaf des armen Kindes aufmerkſam. Er aber rief: Ich will dir zeigen, wie man ein Soldatenkind munter macht! und ſchoß die Piſtole über dem Geſichtchen los, daß die Kugel dicht daneben in die Wand fuhr. Es ſchreckte erbärmlich auf und verfiel in tödtliche Krämpfe; es war auch in drei Tagen dahin. An jenem Tage aber zwang mich der Unhold, beim Eſſen mit zu Tiſch zu ſitzen. Um Ruhe zu bekommen, that ich es für einige Minuten, und da inſultirte er mich vor dem ganzen Troß mit ehrloſen Worten, die nur ein Verworfener ſeiner Frau gegenüber in den Mund nimmt. Ich ſtand auf und ſchwankte zu meinem in Zuckungen liegenden Kinde.

„Inzwiſchen fuhr die Geſellſchaft wieder davon, wie ſie gekommen war. Nachher ſtarb wie geſagt das Kind; ich begrub es in der Stille, ohne den Mann zu benachrichtigen, und verließ nachher das Lumpenſchloß, deſſen Namen mir leider geblieben iſt. Durch den Verkauf meiner mütterlichen Schmuckſachen gewann ich die Mittel, einen Advocaten zu nehmen, der mich von dem Manne befreite und die Auseinanderſetzung beſorgte, die damit endete, daß ich nicht einen Thaler mehr von dem Meinigen zu ſehen bekam. Alles war verſchwunden, obſchon ſchwerlich aufgebraucht in ſo wenig Jahren. Schwendtner wurde nicht lange nachher wegen einer andern Niederträchtigkeit aus dem Officierſtande geſtoßen und ſoll ſich eine Zeit lang mit meinen Brüdern als Spieler herumgetrieben haben. Zuletzt ſollen alle drei mit einander in's Gefängniß gekommen ſein. Das Gut Lohauſen wurde verkauft und ich behielt nichts als die hausräthliche Einrichtung, mit der ich, wie Sie ſehen, mich als Zimmervermietherin durchzubringen geſucht habe, freilich mit wenig Glück. Seit zwei Jahren ziehe ich in dieſer Stadt, wo mich Niemand leiden mag, von einem Haus in das andere, immer von der Angſt gehetzt, die Miethe nicht zuſammen bringen zu können. So iſt am hellen Tage das Kunſtſtück fertig gebracht worden, daß eine ſchwache Frau faſt verhungern mußte, während drei baumſtarke Männer unbekannt wo ihr rechtmäßiges Erbe vergeudeten. Denn gewiß haben ſie Theile davon in Sicherheit gebracht, wie ja die Diebe auch ihren Raub zu verbergen wiſſen und gemächlich hervorholen, wenn ſie aus dem Zuchthaus kommen."

Nicht nur weil ſie mit ihrer Erzählung zu Ende war, ſondern auch weil Brandolf Zeichen der Unruhe von ſich gab und glühende Augen machte, hielt ſie inne. Ehe ſie jedoch ſeine Aufregung recht wahrnehmen konnte, hatte er den in ihm aufgeſtiegenen Grimm ſchon bezwungen und verſchluckte gewaltſam die Wuth, die ihn gegen das Geſindel erfüllte, damit die geneſende Frau nicht in Mitleidenſchaft gerathe, nachdem ſie die Unglücksgeſchichte ſo gelaſſen erzählt wie einen quälenden Traum, von dem man erwacht iſt.

„Das iſt nun vorbei und wird nicht wieder kommen!" ſagte Brandolf ruhig und ergriff ihre Hand, die er ſänftlich ſtreichelte; denn er fing ein wenig an, ſie wie eine wohlerworbene Sache zu behandeln oder ein anvertrautes Gut, für das man verantwortlich iſt, das man aber dafür nicht aus der Hand läßt. So zog ſich das neue Leben ſtill und ruhig dahin, bis im ſonnigen März der Arzt die Baronin für geneſen und fähig erklärte, ohne Gefahr eine Reiſe anzutreten.

Jetzt wurde der ganze Hausrath, vor Allem das Porzellan und Glas mit den unzähligen Wappen, verkauft; nur was zum Andenken an ihre Mutter dienen konnte, behielt ſie, alles Andere wollte ſie wo möglich aus ihrem Gedächtniſſe vertilgen.

Auch ließ ſie ihren beſcheidenen Kleidervorrath nach neuerem Zuſchnitt umändern, ſuchte auf Brandolf's Bitte, da es daran fehle, eine ordentliche Stubenjungfer aus, und reiſte endlich, mit ſeinen Grüßen wohl verſehen, von der Jungfer begleitet in die Provinz, wo der Vater Brandolf's hauſte und zu ihrem Empfange alles vorbereitet war.

Brandolf dagegen begab ſich in eine andere Landesgegend, wo er die Aufgabe übernommen hatte, während einiger Monate ein nicht unwichtiges Amt proviſoriſch zu verwalten und gewiſſe in Verwirrung gerathene Verhältniſſe in Ordnung zu bringen. Man gedachte hierdurch ſeine Kräfte zu prüfen und ihn zu Weiterem vorzubereiten; er aber behielt ſich vor, nach vollbrachter Sache in ſeine Freiheit zurückzukehren.

Es dauerte nicht viele Wochen, ſo kamen Briefe des alten Herrn, Brandolf's Vater, die vom Lobe der Frau Hedwig von Lohauſen und von dem neuen Stande der Dinge voll waren. Es ſei, wie wenn ſie eine Schaar Wichtelmännchen im Dienſte hätte, ſo glatt und gutgeordnet gehe ſeit ihrer Ankunft alles von Statten; ein wahrer Segen liege in ihren Händen und rührend ſei ihre ſichtbare ſtille Freude über die Fülle und Sicherheit, in welcher ſie ſich bewegen könne und zweckmäßig zu walten berufen ſei. Von früh bis ſpät freue ſie ſich der Bewegung, aber ohne alles Geräuſch, und lieblich ſei es, wenn ſie ſich hinwieder eine Stunde der Ruhe überlaſſe, faſt mehr wie um nicht bemerklich zu ſein und Andern auch Erholung zu gönnen, als wie um ſelbſt zu ruhen. Auch die Stubenjungfer habe die beſten Manieren und die Küche ſei vortrefflich geworden, kurz, der Herr Vater befinde ſich wie im Himmel und fühle ſich verjüngt. Faſt beginge er die Thorheit, noch zu heirathen, um die treffliche Perſon nicht mehr zu verlieren.

Endlich kam ein Brief, in welchem der Vater ſchrieb, er habe ſich den Gedanken einer Heirath wirklich überlegt und gefunden, daß der Sohn ſie in's Werk ſetzen müſſe. Denn ſo liebevoll die Frau von Lohauſen für ihn ſorge, hänge ihr Herz jedenfalls am Sohne, er müſſe es ihr angethan haben, das bemerke er wol. Niemals ſpreche ſie von ihm; aber ſo oft ſein Name genannt werde, erröthe ſie ein wenig, gleich einem jungen Mädchen, dem ſie auch in ihrer ſchlanken und feinen Tournüre ähnlich ſei. Darum wünſche der Vater, daß Brandolf ſich entſchließen könnte, den Sprung zu wagen; er hoffe auf keine beſſere Schwiegertochter für ſeine Verhältniſſe.

Brandolf antwortete, er ſei es zufrieden. Die Hedwig ſei ihm als Schützling lieb, wie wenn ſie ſein Kind wäre; allein er könne ſie auch als ſein Frauchen lieb haben und werde ſie alsdann mit einem ſeidenen Faden am ſeinen Knöchel anbinden, damit ſie ihm nie mehr abhanden komme. Doch müſſe der Papa für ihn fragen und den Korb einheimſen, den es allenfalls abſetze.

Darauf ſchrieb der Alte zurück, er habe es ſofort gethan und augenblicklich ein Ja erhalten. Es ſei auf dem Wege zu dem großen Gemüſegarten geſchehen, den ſie in ſo herrlichen Stand gebracht habe. Sie ſei ſo ehrlich und offen, daß ſie ſich nicht eine Secunde lang zu zieren vermocht, ſondern ihm gleich beide Hände zitternd entgegen geſtreckt habe, von einem ganz merkwürdig hingebenden und ſeelenvollen Ausdruck des ſchmalen Geſichtes begleitet. Ja, ja, die kleine Hexe ſei nicht nur nützlich, ſondern auch angenehm u. ſ. w.

Hierauf begann Brandolf allerhand kleine Briefchen und große Geſchenke an die Erwählte zu ſenden. Sie antwortete eben ſo kurz; aber die Buchſtaben flimmerten von den Empfindungen, die darin lebten. Der Tag der Verlobung wurde in den Monat Mai verlegt und die Verwandten und Freunde geladen. Als Hauswirthin hatte Hedwig die Pflicht und Freude, alle Vorbereitungen zu treffen, und ſie ſelbſt war die Braut. Bei Brandolf's Ankunft war ſie ihm allein entgegen geeilt; ſo hatten ſie es verabredet. Er ſtieg aus dem Wagen und wandelte mit ihr durch einen einſamen blumigen Wieſenpfad, auf deſſen Mitte er ſie feſt an ſich drückte und ſie an ſeinem Halſe hing, von den niederhängenden Aeſten der weiß blühenden Apfelbäume geſchützt. Hier iſt nun weiter nichts zu ſagen, als daß eine jener langen Rechnungen über Luſt und Unluſt, die unſere modernen Shylok's eifrig aufſetzen und dem Himmel ſo mürriſch entgegenhalten, wieder einmal wenigſtens ausgeglichen wurde.

Da Brandolf bis gegen den Herbſt hin mit ſeiner amtlichen Verrichtung beſchäftigt und nicht geſonnen war, auch nach der Hochzeit noch im Dienſte zu bleiben, wurde die Zeit der Weinleſe zu dem Feſte beſtimmt, um zugleich eine natürliche Luſtbarkeit mit demſelben zu verbinden und es zu einer gewiſſermaßen ſymboliſchen Feier für die wirthliche Braut zu geſtalten, die ſo Vieles erduldet und entbehrt hatte. Es ſollte auch von einer Hochzeitreiſe nicht die Rede ſein, ſondern das eheliche Leben gleich im Anfange in das Arbeitsgeräuſch und den bacchiſchen Tumult des Herbſtes untertauchen.

Zur Zeit der Kornernte reiſ'te Brandolf nochmals auf ein paar Tage nach Hauſe; nachdem er die Braut im bittern Winter kennen gelernt, im Lenz ſich mit ihr verlobt, wollte er ſie im Glanze des Sommers ſehen, ehe der Herbſt die Erfüllung brachte. Sie war jetzt vollkommen erſtarkt und beweglich, aber immer beſonnen und ſtill waltend, und die helle Liebesfreude, die in ihr blühte, von der gleichen unſichtbaren Hand gebändigt und geordnet, wie die Wucht der goldenen Aehren, die jetzt in tauſend Garben auf den Feldern gebunden lagen. Zwiſchen zwei ausgedehnten gelben Ackerflächen zog ſich ein ſchmaler

Forſt alter Eichen, deren Schatten das blendende Licht der Felder und der Sommerwolken kräftig unterbrach; ein klarer Bach floß überdies in dieſem Schatten. Hier hatte Hedwig ihren Aufenthalt; ſie ordnete die Ernährung der vielen Arbeitsleute, und Jedermann wollte hier ſpeiſen; auch der alte Herr war herausgekommen. Und obgleich die Gegenwart der Frau von Jedermann angenehm empfunden wurde, war es doch, wie wenn ſie nicht da wäre. Nach verrichteter Mahlzeit blieb ſie allein im durchſichtigen Forſte zurück, zwiſchen deſſen Stämmen man überall das Feld überſehen konnte. Sie nahm ſich die Zeit, raſch die Erntekränze zu beſorgen, und Brandolf leiſtete ihr Geſellſchaft. Im einfachſten Sommerkleide, nur ein dünnes Goldkettchen um den Hals, welches die Uhr trug, ſchien ſie eine Tochter der freien Luft zu ſein und ſich allein des gegenwärtigen Augenblickes zu erfreuen, ohne ein Wiſſen um Vergangenheit oder Zukunft.

„Biſt Du auch ſchon ſo geweſen, wie jetzt in dieſem Augenblicke?“ ſagte Brandolf vertraulich, indem er ihrem Thun und Laſſen gemächlich zuſchaute.

„Nein,“ antwortete ſie, „ich habe die Erinnerung nicht! Es iſt mir Alles neu und darum ſo froh und kurzweilig. Ich ſcheine mir überhaupt früher nicht gelebt zu haben.“

Auf der Rückreiſe nach dem Orte ſeiner jetzigen Thätigkeit bekam Brandolf Regenwetter und ſah ſich deshalb mehr als ſonſt veranlaßt, bei den am Wege ſtehenden Herbergen abzuſteigen. So gerieth er auch, ſchon viele Meilen unterwegs, in eine Poſthalterei, deren große Gaſtſtube von Reiſenden aller Art angefüllt war. Darunter befanden ſich drei lange verwilderte Kerle mit ſtruppigen Bärten und elenden Kleidern, welche verdorbene Muſikinſtrumente bei ſich trugen. Brandolf bemerkte, wie die drei Menſchen nach Verhältniß der fortwährend neuankommenden Gäſte mit ihren Branntweingläschen von Tiſch zu Tiſch weggedrängt und zuletzt ganz aus der Stube gewieſen wurden. Murrend aber ohne Widerſtand gingen ſie auf den Hof hinaus, ſtellten ſich dort unter das Vordach eines Holzſchuppens und nahmen, wahrſcheinlich um ſich zu rächen, ihre Inſtrumente zur Hand. Aber ſie begannen eine ſo gräßliche Muſik hören zu laſſen, daß in der Stube das Publikum zu fluchen anhub und verlangte, die Kerle ſollten ſchweigen. Ein gutmüthiger Krämer ſammelte einige Groſchen und rothe Pfennige für die Unglücklichen und brachte ihnen die kleine Ernte, worauf ſie den Lärm einſtellten und in einem Winkel zuſammen hockten, um das Nachlaſſen des Unwetters abzuwarten. Brandolf fragte einen Aufwärter, was das für traurige Muſikanten ſeien. Ja, erwiderte der Burſche, das ſeien unheimliche und wenig beliebte Geſellen. Die zwei etwas kürzeren nenne man die Lohäuſer, und der ganz lange heiße nur der ſchlechte Schwendtner. Man munkle, es ſeien drei Junker, die einſt reich geweſen und dann in's Zuchthaus gekommen ſeien.

Hedwig war in der That im Irrthum, als ſie glaubte, das ihr abgeſtohlene Vermögen ſei zum Theil noch vorhanden und die Räuber erfreuten ſich ſeiner. Sie hatten es freilich ſo im Sinne gehabt und waren, um das Geld wuchern zu laſſen, unter die Börſianer gegangen; allein die drei Spitzbuben waren an die Unrechten gerathen und in weniger als ſechs Wochen bis auf die Haut ausgezogen. Wüthend hierüber wollten ſie ſich durch einen großartigen Wechſelbetrug rächen und heraushelfen und ſich alsdann aus dem Staube machen. Es mißlang und ſie wurden ein Jahr lang eingeſperrt und mußten geſtreifte Kleider anziehen. Als ſie herauskamen, ſtanden ſie auf der Straße; ſogar ihre guten Kleider ſammt den ſeidenen Schlafröcken hatte das Amt verkauft, und ſie mußten mit den beſcheidenen Hüllen vorlieb nehmen, welche die öffentliche Wohlthätigkeit ihnen verabreichte. So konnten ſie ſich nicht einmal mehr zu der Ehrenſtufe von Profeſſionsſpielern erheben, die ſie früher bekleidet, und ſanken, weil ſie ſich immerfort ſchlecht aufführten, ſchnell auf die Landſtraße hinunter. Dort konnten ſie erſt recht nicht von einander laſſen; wenn ſie ſich je auseinander verfügten, um beſſer fortzukommen, ſo waren ſie in zwei Wochen ſicher wieder beiſammen; nur ein gelegentlicher Polizeiarreſt vermochte ſie im Uebrigen zu trennen. Der lange Rittmeiſter Schwendtner hatte in ſeinen jüngeren Jahren etwas geigen gelernt und wußte mit Noth noch eine Saite aufzuziehen und darauf zu kratzen. Die beiden Lohäuſer hatten als Knaben einſt Poſthorn und Klarinette lernen ſollen, die Arbeit aber frühzeitig eingeſtellt. Solch' ideale Jugendbeſtrebungen kamen ihnen jetzt im Unglück zuſtatten und liehen ihnen den Vorwand, einen dauernden Verband zu bilden und das Land nach Brot und Abenteuern zu durchſtreifen.

Brandolf ſeinerſeits, der an einem Fenſter des Poſthauſes ſaß und durch das an demſelben herabrieſelnde Regenwaſſer nach den drei grauen Brüdern hinausſchaute, konnte nicht im Zweifel ſein, wen er da vor ſich ſehe. Schrecken und Sorge um ſeine Braut waren die erſte Wirkung des unwillkommenen Anblickes. Sie ahnte nicht, daß ihr böſes Schickſal ſo nahe um ſie her ſchweifte. Dann ſtieg der Zorn mächtig in ihm auf und er verſpürte Luſt, die Peitſche ſeines Kutſchers zu nehmen, hinauszugehen und auf die drei Menſchen einzuhauen. Je länger er aber hinſah, deſto milder wurde die gewaltſame Stimmung und verwandelte ſich zuletzt in eine launige Genugthuung, als er ſich doch überzeugen mußte, wie übel es den Kumpanen erging. Er ſah, wie der ſchlechte Schwendtner einmal um's andere die gerötheten Augen wiſchte und ſich an ſeinem durchlöcherten Schuhwerk zu ſchaffen machte, in welches er ein Stückchen Birkenrinde ſchob, das er vor dem Schuppen fand, während die Lohäuſer aus dem Schnappſack einige Brotrinden hervorſuchten und daran kauten, dann aber einen weggeworfenen Cigarrenſtummel aus dem Straßenkoth holten, reinigten und abwechſelnd rauchten; denn die Halunkenliebe zwiſchen ihnen ſchien geblieben zu ſein.

Nach ungefähr einer halben Stunde, während es in Strömen fortregnete, war in Brandolfs Gedanken ein mehr luſtiger als gewaltthätiger Rache- und zugleich Befreiungsplan fertig, der ſich um den Beſchluß drehte, das Kleeblatt auf ſeine Weiſe zur Hochzeit zu laden. Und unverweilt machte er ſich an die Vollziehung.

Er führte einen anſchlägigen und getreuen Knecht vom väterlichen Gute mit ſich, der Jochel hieß und mit ihm aufgewachſen war, auch in früheren Jahren manchen närriſchen Streich mit ihm beſtanden hatte. Dieſen Jochel zog er jetzt in's Vertrauen und unterrichtete ihn, wie er die drei Muſikanten ſich merken und ihre Spur verfolgen müſſe, damit er zur rechten Zeit ſich in geeigneter Verkleidung an ſie machen und ſie in die Nähe des Gutes locken konnte, mit der Ausſicht auf ordentlichen Gewinn und ſchönes Leben. Denn es handelte ſich darum, ſie am Tage der Hochzeit und des Winzerfeſtes zur Hand zu haben, ohne daß ſie wußten, was vorging.

Es gelang auch der Schlauheit des guten Jochel ſo vortrefflich, daß er ſie bis zum rechten Zeitpunkt richtig auf den Platz brachte, das heißt in ungefährliche Nähe, wo ihnen der Mund wäſſerte, den Jochel vor der Hand mit einem und andern Kruge Moſt erquickte und dieſen wieder mit einem Gläschen Branntwein abwechſeln ließ. Sie übten dabei wohlmeinend ihre grauſigen Harmonien, da ſie allen Ernſtes glaubten eine Hauptrolle ſpielen zu müſſen bei irgend einem dummen Teufel von Gutsbeſitzer, und die Geiſtertöne drangen ſchon unheimlich über den Wald her, hinter welchem ſie verborgen ſaßen. Inzwiſchen hatte die Weinleſe ſeit einigen Tagen begonnen und nahte dem Schluſſe. Außer den eigenen zahlreichen Werkleuten waren viele fröhliche Bauernjungen und Mädchen zugezogen, die Herrſchaftshäuſer von Köchen und Köchinnen, Aufwärtern und andern Dienern aus der Stadt beſetzt und ein Theil der Hochzeitgäſte auch ſchon eingerückt, während eine gute Ballmuſik noch erwartet wurde.

So kam nun der große Feſttag heran, von der goldig mildeſten Octoberſonne geleitet, welche einen Duftſchleier nach dem andern von der Erde hob und zerfließen ließ, bis alles Gelände mit Bäumen und Hügeln in warmem Farbenſchmucke erglänzte und die Ferne ringsherum in geheimnißvollem Blau eine glückverheißende Zukunft darſtellte. Im Hauptgebäude war Vormittags die Trauung, bei welcher ſchon die feine Muſik aus den offenen Fenſtern tönte. Dann folgte das Feſtmahl der Hochzeitgäſte, indeß die Winzer und die eingeladenen Landleute im Freien tafelten und nach einer tapfern Landmuſik bereits tanzten. Gegen Abend jedoch, als die Sonne immer lieblicher ihre Bahn abwärts ging, fand nun der große Aufzug der Winzer ſtatt, an welchem die drei Kujone mitzuwirken berufen waren. Der Zug beſtand freilich in nicht viel anderem, als daß die Winzer und Kelterer in allen möglichen Vermummungen, mit ihren Geräthſchaften klopfend, unter dem Voraustritte ihrer Muſik an den Herrſchaften vorüber zogen, die am Eingange des Parkes auf einem erhöhten Brettergerüſte ſtanden, in deſſen Mitte ein aus Epheugeflechten errichtetes Tempelchen Braut und Bräutigam beſonders einfaßte.

Doch entwickelte ſich der Zug maleriſch genug unter den hohen Bäumen hervor, und Brandolf hatte dafür geſorgt, daß durch allerhand buntes Zeug, ein Dutzend Thyrſusſtäbe, Schellentrommeln, Satyrmasken und vorzüglich durch eine Anzahl artiger Kindertrachten, welche die Zeit der Traubenblüthe vorſtellten, Abwechſelung und Farbe in die Sache kam. Das Ganze drückte das Vergnügen eines guten Weinjahres aus; der Schluß hingegen war der Verachtung vorbehalten, die einem ſchlechten Weinjahre unter allen Umſtänden gebührt. Die drei Teufel eines ſolchen: der Teufel der Säure, derjenige der Blödigkeit und der Teufel der Unhaltbarkeit wurden rückwärts an den Schwänzen herbei und vorübergezogen und mußten durch ihre Muſik das Gift und das Elend eines ſchändlichen Weines ausdrücken.

Das waren eben unſere drei Herabgekommenen. Man hatte denſelben, um ihnen jeden Argwohn zu benehmen, den Charakter ihrer Rolle offen mitgetheilt. Sie wußten auch, daß eine Hochzeit da war; allein Jochel hatte ihnen ſo unbefangen einen falſchen Namen der Braut genannt, auf den ſie überdies kaum achteten, daß ſie ihre wahre

Lage bis zum letzten Augenblicke nicht ahnten. Dennoch wollte ihr gutes Herkommen und adeliges Blut ſich empören, als ſie eingekleidet und ſozuſagen angeſchirrt wurden. Man hüllte ſie nämlich in grau und ſchwarz gefleckte Ziegenfelle, ſchwärzte ihnen die Geſichter und ſetzte ihnen Ziegenhörner auf den Kopf. An ihren Hinterſeiten waren Kuhſchwänze ſehr ſtark befeſtigt, alle drei Schwänze zuſammengebunden und an ein langes Heuſeil geknüpft; an dieſes Seil aber ſtellten ſich links und rechts an die zwanzig kräftige Jünglinge in Küfertracht mit dichten Weinlaubkränzen auf den Stirnen, und zogen das Seil an, um die drei Teufel im Triumphe rücklings über den Schauplatz zu ſchleppen. Wie geſagt, wollten dieſe ſich zuerſt ſtörriſch zeigen; allein die fünf Thaler Lohn, die jedem verſprochen waren, überwanden den Widerſtand.

So kamen ſie denn auch heran; immer rückwärts hopſend und ſtapſend, durften ſie keinen Augenblick ſtille ſtehen; hinter ihrem Rücken hörten ſie die vordere Muſik, das Singen, Jauchzen und Trommeln der Winzer und Bacchanten, ohne zu wiſſen, wohin ſie kamen; ſie hörten das Schreien und Lachen des Volkes am Wege und ſahen endlich die Reihen der geſchmückten Hochzeitgäſte, welche in die Hände klatſchten und Beifall riefen. Mit Schweißtropfen auf der rußigen Stirn kratzte der Herr Rittmeiſter von Schwendtner erbärmlich an ſeiner Geige und blieſen die Lohäuſer in ihre geſprungenen Röhren, bis ſie unverſehens vor dem Epheutempelchen anlangten, in dem die Braut ſtand, lieblich in ihrem wehenden Schleier und im Glanze der Abendſonne, die auf ihrem Diamantenſchmucke funkelte. Jochel, der das Seil lenkte, hieß dasſelbe ein wenig nachlaſſen, damit die Gehörnten ſtehen bleiben konnten. Alle drei erkannten augenblicklich die ehemalige Frau und die Schweſter; aber ſie glaubten zu träumen. Sie ließen die Inſtrumente ſinken und ſtarrten gleich irrſinnigen Menſchen hinauf, wo ſie ſtand und ihnen lächelnd zunickte; denn ſie wußte nicht, wen ſie vor ſich ſah, und glaubte, auch dieſe Geſtalten ſeien beſtrebt, ihren Ehrentag mit den ungeberdigen armen Späßen zu feiern. Brandolf aber klatſchte feſt in die Hände und rief: „Gut, gut ſo, ihr Leute!“

Wie träumend griffen ſie an ihre Hörner, dann hinten an die Schwänze, wo ſie ſich gebunden fühlten; dann blickten ſie wieder an das Zauberbild der verrathenen Schweſter, der Gattin hinauf; das böſe Gewiſſen ließ ſie aber den Mund nicht öffnen, und eh' ſie ſich beſinnen konnten, ließ Jochel das Seil wieder anziehen, daß ſie die rückſpringende Proceſſion fortſetzen mußten. Der Zug ging um das Haus herum, auf deſſen hinterem Balkone die Stadtmuſik ſtand und ihn begrüßte. Dann mündete er in den Park und erſchien zum zweiten Male vor der Herrſchaft und ging vorüber. Wieder ließ man die drei Unholde einen Augenblick vor der Braut ſtill ſtehen und wieder mußten ſie weiter ſtolpern und immer lauter und betäubender wurde der Lärm und der Jubel. Allein

Brandolf winkte, und zum dritten Male wiederholte ſich die Scene. Die armen Teufel merkten, daß ſie abermals vorgeführt wurden, und ſuchten ſeitwärts mit Gewalt auszubrechen. Denn trotz ihrer Verkommenheit empfanden ſie den Verrath und Hohn, dem ſie verfallen waren, mit dem Stolze der früheren Tage. Doch die unbarmherzige Kraft des Seiles hielt ſie feſt, und ſie ſtanden abermals vor der Braut und ſie ſtierten abermals zu ihr hinauf. Sie knirſchten und ſtöhnten und ballten die Fäuſte. Da warf Brandolf drei Louisd'ors, jeden in ein Papierchen gewickelt, hinunter, und blitzſchnell haſchten ſie darnach wie drei Affen, denen man Nüſſe zuwirft. Es ſchien ihnen jetzt doch wahrſcheinlich zu ſein, daß man ſie nicht kenne.

Indeſſen winkte Brandolf wieder, Jochel zog das Seil an und der Spuk verſchwand endlich. Sie wurden aber nicht losgelaſſen und auch nicht zu dem Volke gebracht, das ſich wieder zu Schmaus und Tanz begab, ſondern Jochel führte ſie und die zwanzig Küfer nach einer entfernt gelegenen Schenke, um die Teufelsgruppe dort extra zu bewirthen. Nur mußten die drei Gehörnten jetzt vorwärts gehen und muſiciren, indeſſen die Küfer hinter ihnen das Seil hielten. Darüber wurde es dunkel, und als die wunderliche Geſellſchaft bei der Schenke anlangte, ſah man in der Gegend des Winzerfeſtes drüben ein herrliches Feuerwerk gen Himmel ſteigen. Die Teufel wurden jetzt endlich mit ihren Schwänzen losgebunden, blieben aber fortwährend von den kräftigen Burſchen umringt und

Jochel ging nicht von ihrer Seite, ſo daß ſie nicht die geringſte Gelegenheit fanden, ein einziges Wort unter ſich zu reden. Indeſſen erlabten ſie ſich, ihre innere Zerſtörung vergeſſend, an dem reichlichen Eſſen und Trinken, das aufgeſetzt wurde, bis Jemand das Fenſter öffnete und nach dem Herrſchaftshauſe hinwies, deſſen Fenſter alle von Licht ſtrahlten, während eine prächtige Ballmuſik durch die ſtille Nachtluft deutlich, aber fein gedämpft, herübertönte.

Ob dem Hauſe ſtanden die ſchönſten Sterne, was freilich die Teufel nicht rühren mochte; denn wenn ſie für dergleichen Gefühl gehabt hätten, ſo wären ſie jetzt nicht hier geweſen. Nur der weiche, vornehme Klang der Violinen verletzte ihnen das Herz, weil er ſie an beſſere Zeiten erinnerte und ſie ſich die Schweſter und Gattin vorſtellen mußten, wie ſie in dieſem Augenblicke im Reigen dahinſchwebte.

Um die Noth ihres Inneren zu erſäufen, überließen ſie ſich um ſo gieriger dem Getränke, das ihnen Jochel rückhaltlos einſchenkte. Als er ſie für betrunken genug hielt, fing er an, ſie zu necken und zum Zorn zu reizen; Andere folgten und zerrten ſie an den Schwänzen, worauf ſie unverweilt um ſich ſchlugen und eine ſchöne Prügelei anhuben.

In dieſem Augenblicke erſchienen zwei Gendarmen, die im Hauſe darauf gewartet hatten, und eh' eine Viertelſtunde verfloſſen war, ſaßen die drei Landſtreicher feſtgemacht auf einem Leiterwagen, und zwei Stunden ſpäter in der Nacht im Gefängnißthurme der Kreishauptſtadt. Es erging ihnen jedoch nicht ſo übel. Vielmehr wurden ſie am Morgen vorgerufen und befragt, ob ſie mit Kleidern, Wäſche, Reiſegeld und Schriften hinreichend verſehen, unter Ueberwachung der Polizei nach der neuen Welt auswandern wollten, und drei Tage nachher reiſten ſie ſchon in Begleit eines Polizeiagenten, der Geld und Päſſe auf ſich trug, nach dem Seehafen. Der Agent verließ ſie erſt in dem Augenblicke, als das Schiff die Anker lichtete.

Hedwig erfuhr den ganzen Hergang erſt, als ſie eines Tages, ein ſchönes jähriges Knäblein auf dem Schoße haltend, die Sorge ausſprach, daß das Kind einſt ſeinen böſen Oheimen in die Hände laufen oder gar die Bekanntſchaft des häßlichen Schwendtner machen könnte. Jetzt erſt erzählte ihr der Mann den harten Spaß, den er ſich damals mit den Herren erlaubt. Entſetzt ſchaute ſie auf, das Kind wie zum Schutze gegen unbekannte Gefahren an ſich drückend; allein er beruhigte und tröſtete ſie ſogleich mit der Nachricht, daß laut Briefen, die er zu verſchaffen gewußt, die drei Geſellen nach ihrer Ankunft in Amerika, wie umgewandelt, ſich ſofort getrennt hätten. Ja, der Einfall habe die merkwürdigſte Wirkung auf ſie gethan; jeder von den Dreien ſei in dem amerikaniſchen Wirbel aufrecht ſchwimmend dahin getrieben und an einem beſcheidenen ſichern Ufer gelandet, wo er ſich halte. Einer ſei ein ſtiller Bierzapfer in der Nähe von Newyork, der andere Schulhalter in Texas und der dritte Prediger bei einer kleinen Religionsunternehmung, und Allen gehe es gut.

Brandolf's Vater wurde achtundachtzig Jahre alt und verſicherte, dies verdanke er nur der Lebensfreude, welche von der ſtillen Geſundheit der Frau Tochter ausſtröme. So verſchieden iſt es mit der Dankbarkeit des Bodens beſchaffen, in welchen eine Seele verpflanzt wird.

Zehntes Capitel.

Die Geiſterſeher.

„Ihr Herr Brandolf iſt ja ein Ausbund von einem edlen und wohlmögenden Frauenwähler!“ ſagte Lucie, als Reinhart die verarmte Baronin in ſeiner Erzählung zu Glück und Ehren gebracht hatte; „aber ſind Sie auch ſicher, daß dieſer Erkieſer ſeines Weibes nicht ein wenig das Spiel des Zufalls war, oder am Ende ſelbſt eher gewählt wurde, während er zu wählen glaubte?“

„Wie ſo?“ fragte Reinhart.

„Ich meine nur!“ erwiderte Lucie; „haben Sie auch alle Umſtände ordentlich aufgefaßt und wiedergegeben, und nichts überſehen, was auf eine beſcheidene Einwirkung, ein kleines Verfahren der guten Frau von Lohauſen hindeuten ließe?“

„Kennen Sie die Leute, oder haben Sie ſonſt ſchon von der Geſchichte gehört?“

„Ich? Nicht im Mindeſten! Ich höre heute zum erſten Male davon reden.“

„Nun, wenn Sie alſo keine andere Quelle kennen, ſo müſſen Sie ſich ſchon an meine Redaction halten, die ich nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen beſorgt habe. Ich betheuere, daß auch nicht die leiſeſte Spur von Koketterie und Schlauheit ſoll zwiſchen den Zeilen zu leſen ſein, und ich bitte Sie, hochzuverehrendes Fräulein, nichts hineinlegen zu wollen, was hineinzulegen ich nicht die Abſicht hatte!"

„Und ich bitte den hochzuverehrenden Herrn tauſendmal um Verzeihung, wenn meine Vermuthung beleidigend war, daß der armen Frau Hedwig noch ein Reſt von eigenem Willen hätte vergönnt ſein können im Punkte des Heirathens!"

„Ei, mein ungnädiges Fräulein, warum denn ſo gereizt? Ich wehre mich ja lediglich für eine Frauengeſtalt, die durch ihre Hülfloſigkeit nur gewinnt und dem Geſchlechte zur Zierde gereicht!"

„Ei natürlich, ja! So verſteh' ich es ja auch!" ſagte Lucie mit fröhlichem Lachen, welches ihre Locken anmuthig bewegte; „ein ſanftes Wollſchäfchen mehr auf dem Markte! Diesmal handelt es ſich noch um die Nutzbarkeit einer guten Wirthſchafterin, und wir müſſen geſtehen, Sie haben das Thema faſt wie ein Kinder- und Hausmärchen herausgeſtrichen!"

„Aber, liebe Luz," rief jetzt der Oberſt, „ſei doch nicht ſo zänkiſch! Du haſt ja, Gott ſei Dank, nicht nöthig, Dich über dieſe Dinge zu ereifern, wenn Du doch unverheirathet bleiben und mein Alter verſchönern willſt!

In dieſer Hoffnung will ich Dir übrigens jetzt etwas Hülfe bringen! Mit unſerer Wahlfreiheit und Herrlichkeit, beſter Freund, iſt es nämlich nicht gar ſo weit her, und wir dürfen nicht zu ſehr darauf pochen! Wenigſtens hab' ich die Ehre, Ihnen in mir einen alten Junggeſellen vorzuſtellen, der vor langen Jahren einſt zum Gegenſtande der Wahlüberlegung eines Frauenzimmers geworden, als er nur die Hand glaubte ausrecken zu dürfen, und dabei ſo ſchmälich unterlegen iſt, daß ihm das Heirathen für immer verging. Wenn Ihr es hören wollt, ſo will ich Euch das Abenteuer, ſo gut ich kann, erzählen; es lächert mich jetzt und zugleich gelüſtet mich, es vor meinem Ende zum erſten Male Jemandem zu erzählen oder ſchwatzend zu redigiren, wie unſer Freund Reinhart ſich ausdrückt."

Die jungen Leute bezeugten natürlich ihre Neugierde, die ſie beide auch empfanden, und ſie baten den Oheim, mit ſeinen Mittheilungen nicht zurückzuhalten.

Er warf noch einen aufmerkſam forſchenden Blick auf Reinhart's Geſicht, blickte hierauf nachdenklich zu Boden und ließ ſeinen weichen ſilbernen Schnurrbart durch die Finger laufen, als er ſeine Rede begann.

* * *

Es iſt bald geſchehen, daß man alt wird (ſagte er), ſo raſch, daß man beim Rückblicke auf den durchlaufenen Weg ſich nur auf Einzelnes etwa beſinnen und ſich namentlich nicht mit reumüthigen Betrachtungen über die begangenen dummen Streiche aufhalten kann. Denn dieſelben ſcheinen in der perſpectiviſchen Verkürzung ſo dicht hinter einander zu ſtehen, wie jene Meilenſteine, welche der Reiter für die Leichenſteine eines Kirchhofes anſah, als er auf ſeinem Zauberpferde an ihnen vorüberjagte. Dennoch gibt es eine Art von Fehlern, Begehungen oder Unterlaſſungen ſcheinbar ganz unbedeutender und harmloſer Art, welche ihrer Folgen wegen zehnmal ſchwerer im Gedächtniß haften bleiben, als die gröberen Vergehungen und Verſäumniſſe, und während wir dieſe in unſerem Sinne längſt genugſam bedauert und gebüßt haben, überkommt uns immer wieder Reu' und Aerger, ſobald jene in der Erinnerung aufleben. Man verzögert den Beſuch bei einem Kranken, und er ſtirbt, ohne ein letztes Wort geſagt zu haben, deſſen man bedurfte. Einem guten Freunde haben wir Opfer gebracht und große Dienſte geleiſtet; aber wir laſſen ihn mit einer kleinen Freundlichkeit im Stiche, auf die er gerechnet hat; die Entfremdung, welche eintritt, halten wir für Undank, und nun erſt überlaſſen wir den Mann auf ſchnöde Weiſe ſeinem Unſtern und bereuen es zeitlebens. Statt, wie wir uns vorgenommen, ruhig an der Arbeit zu ſitzen, laufen wir eines Morgens früh vom Hauſe weg, bleiben den ganzen Tag fort und verfehlen einen entſcheidenden Beſuch, der ſich nie wiederholen wird. Wir lieben die Wahrheit und verhehlen ſie aus blödem Hochmuth, oder auch aus einer Anwandlung von Muthloſigkeit das einzige Mal, wo es nothwendig für uns war, ſie zu ſagen. Gegen Luſt und Willen geht Einer mit Menſchen von ſchlechtem Rufe öffentlich ſpazieren und wird von einer ihm theueren Perſon geſehen, die ſich von ihm abwendet, und was dergleichen Unſtern mehr iſt.

Wir haben ſchon von der weſtdeutſchen Univerſitätsſtadt geſprochen, wo Sie geboren ſind, Herr Reinhart. Dort habe ich auch einmal als Student gelebt, zur Zeit, als der erſte Napoleon noch regierte und die Frauensleute unter den Armen gegürtet waren. Ich ſollte Jura ſtudieren, fand aber nicht viel Muße dazu, da ich einen Anführer unter den Rauf- und Zechbrüdern vorſtellte und ſonſt allerlei Verworrenes zu treiben hatte. Von der politiſchen Noth des Vaterlandes mit leidend, ſuchte ich Erleichterung in aufgeſpannten Kraftgeſinnungen und verzweifelt heroiſchem Daſein, welches bald in ein halbkatholiſches Romanzenthum, bald in eine grübelnde Geiſteskälte hinüberſchillerte. Ich war bald mehr ein aufgeklärter Myſtiker, bald mehr ein gläubiger Freigeiſt, alles natürlich ohne die entſprechenden Kenntniſſe zu pflegen, die mit ſolchen Richtungen damals verbunden wurden. Nichts verſtand ich ganz, als die körperlichen Uebungen, Fechten, Reiten und Trinken, letzteres nicht im Uebermaß, aber doch genug, um zuweilen empfindſam zu werden und die moraliſchen Leiden der Zeit in erhöhtem Maße zu fühlen. Da war denn ein Freund vonnöthen, der ohne Ueberhebung ſein Herz dem

Vertrauen öffnete und ohne Spott den gewünſchten vernünftigen und kühlen Zuſpruch ertheilte.

Einen ſolchen fand ich in einem Studenten, dem wir den altdeutſchen Spitznamen Mannelin gegeben, wobei wir ihn einſtweilen noch laſſen wollen. Ich hatte in einem Collegium den Platz neben ihm erhalten, und er war mir vielleicht dadurch anziehend geworden, daß er faſt in Allem das Gegentheil von mir zu ſein ſchien. Immer ruhig, meiſtens fleißig, war er doch kein Spielverderber, und obſchon er weder focht noch ritt, noch viel trank, nahm er an den allgemeinen Verſammlungen und Hauptſachen Theil und ſah mit einer faſt gelahrten und feinen Haltung ſchon als Jüngling in die Welt und war gern geſehen.

Engere Bekanntſchaft machte ich mit dieſem Mannelin in dem Bankhauſe, bei welchem ich empfohlen war und auch er ſeine Wechſel vorzuweiſen hatte. Der Bankier pflegte auf jeden Sonntag einige Studenten zu ſeinen Tiſchgeſellſchaften einzuladen, und ſo trafen wir einſtmals dort als Tiſchnachbarn zuſammen und unterhielten uns ſo gut, daß wir nachher einen langen Spaziergang zuſammen machten und uns auch in der Folge öfter ſahen. Ich fühlte bald das Bedürfniß, meine Luſtbarkeiten und Waffenthaten häufiger zu unterbrechen und den ruhigen Genoſſen aufzuſuchen, dem immer eine Stunde oder mehrere zur Verfügung ſtanden, weil er immer vorher ſchon Etwas gethan hatte und auch nachher wieder gleichmüthig arbeiten konnte, wenn es nothwendig war, es mochte Tag oder Nacht ſein.

Mit großer Duldſamkeit ertrug er meine Vorliebe für das Unerklärliche und Ueberſinnliche, das ich fortwährend in allen Dingen herbeizog und anrief, und vertheidigte ohne allen Eifer ſeinen Standpunkt der Vernunft, wie Einer der es beſſer weiß, aber es nicht gerade fühlen laſſen will. Er war ſchon von ſeinem Vater her ein geübter Kantianer und ließ, was darüber hinausging, ſich nicht anfechten. Närriſcher Weiſe freute ich mich eigentlich deſſen und war ſeiner Geſinnung und ſeines Wiſſens froh, während ich ihn mit phantaſtiſchen Reden bekämpfte. Es war mit mir, wie wenn Jemand durch einen verrufenen Wald geht und auf ſeine Furchtloſigkeit pocht, im Stillen aber ſich auf das gute Schießgewehr verläßt, das ein Begleiter mit ſich führt. Zuweilen wollte es mir allerdings vorkommen, als ob ich dem Mannelin ein Bischen zum ſtillen und am Ende gar ſpaßhaften Studium diente, wie es auf Hochſchulen ja immer ſolche Leimſieder gibt, die für das Geld, das ſie ihre Eltern koſten, vor Allem etwas glauben lernen zu ſollen und ſich allen Ernſtes einbilden, ſich für ſo und ſo viele Zehngroſchenſtücke ſelbſt Lectionen in der Menſchenkenntniß geben zu können. Die Zehngroſchenſtücke verwenden ſie nämlich an einige Flaſchen Bier oder Wein, die ſie dabei wagen müſſen, und ſie bringen ſie den Vätern unter der Rubrik: „Allgemeines zur Weltbildung“ extra in Rechnung. Aber ein ſolcher

Leimſieder war Mannelin doch nicht. Er liebte wirklich in mir das Widerſpiel und den harmloſen Kerl, der ich im Grunde war, und wenn eine kleine Spitzbüberei dabei mitwirkte, ſo war es die Kunſt, mit der er ſich an meinen vielen Erholungen, wenn ich ſie erzählte, förmlich ſelber erholte, ohne ſie zu theilen.

Als unſere gute Freundſchaft in dem Bankierhauſe bemerkt wurde, lud man uns immer zuſammen ein, wie wir auch bald zu einer Art von Hausfreunden gediehen, deren erwartetes oder unerwartetes Erſcheinen ſtets gern geſehen wurde. Wegen der Verſchiedenheit unſeres Weſens ging für die Andern auch immer etwas Kurzweiliges um uns vor, woran vorzüglich die einzige Tochter Hildeburg ihr Vergnügen zu finden ſchien. Ohne in der Denkweiſe dem Einen oder Andern entſchieden beizuſtimmen, brachte ſie uns immer in's Gefecht, und wenn nicht ein beſonders angeſehener Gaſt vorhanden war, der auf die Geſellſchaft der Tochter des Hauſes Anſpruch erhob, ſo nahm ſie bei Tiſch unfehlbar zwiſchen uns Beiden oder ganz in der Nähe Platz. Als das endlich zu ſcherzenden Bemerkungen Anlaß gab, erklärte ſie uns offen als ihre lieben und getreuen Diener, ernannte mich zu ihrem Marſchall und den Mannelin zu ihrem Kanzler und was dergleichen Späße mehr waren. Eine vielbegehrte reiche Erbin und in allen Dingen verſtändige und, wie der Student ſagt, patente Perſon, ein fixer Kerl, wie ſie war, ſetzte ſie ſich durch ſolche Freiheiten keinerlei Mißdeutungen aus.

Das hinderte indeſſen nicht, daß wir Beide uns in ſie verliebten und es einander leicht anmerkten. Doch blieben wir dabei nicht nur friedlicher Geſinnung, ſondern die gemeinſame Verehrung diente ſogar dazu, unſere Freundſchaft zu befeſtigen und den Verkehr angenehm zu beleben, weil ja ohnehin von ernſthaften Folgen für uns noch Jahrelang nicht die Rede ſein konnte, auch Hildeburg uns ſo vollkommen unparteiiſch behandelte, daß Keiner vor dem Andern aufgemuntert oder gereizt wurde. Wie Mannelin im Innerſten dachte, wußte ich freilich nicht; ich dagegen kann nicht leugnen, daß ich mich heimlich für prädeſtinirt hielt, weil die Schöne eben ſo ſtark brünett war, wie ich ſelber, Mannelin hingegen der blonden Menſchenart angehörte. In der That waren ihre wagerechten Augenbrauen ſo ſammetdunkel, wie der heraldiſche ſchwarze Zobel auf den alten Wappenſchilden, und über der Stirne hing die krauſe Nacht eines Tituskopfes — na, ich will keine Beſchreibung zum Beſten geben, nur anmerken will ich noch, daß an feſtlichen Tagen ein paar kleine Brillantſterne aus der nächtlichen Wildniß funkelten wie Leuchtwürmchen. Und dennoch fiel der Blick, der von dem Schimmer angezogen wurde, ſogleich hinunter in den warmen Glanz der dunkeln Augen, die meiſtens gütig ihn empfingen. Aber trau, ſchau wem!

Doch ein heißeres Feuer entflammte ſich, in welchem die Stadt Moskau aufging und das dem Napoleon die Stiefelſohlen verbrannte. Es dauerte nicht lange, ſo hieß es bei der ſtudierenden Jugend überall: heimgereiſt! Wir ſtand ſchon eine Stelle in einem kaiſerlichen Dragonerregimente offen; Mannelin wollte als beſcheidener Fußgänger in die preußiſche Infanterie treten, und Beide rüſteten wir uns zum Abzuge. Vorher mußten wir aber nochmals im Bankierhauſe ſpeiſen und wurden mit aller Freundſchaft behandelt. Der Ernſt jener Tage hinderte nicht, daß an der Sonne der Hoffnung auch Fröhlichkeit und Scherz wieder aufblühten, und ſo wurde denn, als man auf das Wohl der ſcheidenden jungen Krieger trank, die Hildeburg ein wenig aufgezogen und gefragt, welchen von uns ſie am unliebſten verliere?

„Das weiß ich wahrhaftig ſelber nicht!“ rief ſie; „erſt war mir der Kanzler lieber; ſeit aber in ſeinem Umgange der wilde Marſchall ſo geſittet und liebenswürdig geworden iſt, verliere ich dieſen auch ungern! Und doch iſt es wieder nicht Recht, wenn der Andere, der die Quelle der Beſſerung iſt, es büßen ſoll! Mag mir der Himmel helfen!“

Sie verbarg auf das Artigſte die Wehmuth des Abſchiedes hinter der Miene einer komiſchen Verlegenheit, ergriff endlich ein herzförmiges Zuckergebilde des Nachtiſches, zerbrach es und gab Jedem von uns eine Hälfte. Ich tauchte die meinige in das Weinglas und verſchlang ſie ſogleich zum Zeichen meines Liebeshungers; Mannelin dagegen behielt die ſeinige in der Hand und ſpielte ſcheinbar damit, bis er ſie unbeachtet in die Taſche ſchieben konnte.

Nach aufgehobener Tafel wurde ein Spaziergang durch den Garten gemacht, ſoweit die Wege in der frühen Jahreszeit gangbar waren; denn wir befanden uns in den erſten Monaten des Jahres 1813. Ich weiß nicht wie es kam, daß wir uns mit dem Mädchen bald von den übrigen Gäſten entfernten und ihr zu beiden Seiten gingen. Wir fühlten uns jetzt ernſter und zugleich leidenſchaftlicher geſtimmt, als früher, da wir uns der Tiefe unſerer Neigung zu dem ſchönen Weſen deutlicher bewußt wurden; nur die Ungewißheit der Zukunft und die vorausſichtliche Dauer und Gefährlichkeit des bevorſtehenden oder vielmehr ſchon begonnenen Krieges mochten verhüten, daß ſich die zwiſchen uns Beiden bisanher waltende gleichmüthige Freundſchaft trübte.

Hildeburg merkte wol an unſerem ſtillen Weſen und an der Natur unſerer Athemzüge, was uns bewegte, und ſie ſelbſt wurde fühlbar erregter. Als wir unverſehens vor einem Pavillon anlangten, ſtieß ſie die Thüre auf, ging hinein und öffnete die vom Winter her noch verſchloſſenen Fenſterläden, indem ſie uns raſch mit einem Blicke überflog. Wir folgten ihr in den kleinen Saal und ſie wandte ſich uns zu.

„Ich bin in allem Ernſte in einer ſo traurigen Lage, wie noch nie ein Mädchen geweſen iſt; denn ich habe Euch Beide lieb und kann es nicht auseinander löſen. Du, Marſchall, haſt mein halbes Herz verſchlungen; das iſt thöricht, aber es verführt mich; und Du, Kanzler, haſt die andere Hälfte aufbewahrt, das iſt auch thöricht, aber es iſt treu und beglückt mich. Ich werde nie die Frau eines Mannes werden, es wäre denn Einer von Euch Beiden; dazu müßte aber der Eine fallen! Wenn Beide fallen oder Beide zurückkehren, werde ich ledig bleiben, als das Opfer eines heilloſen unnatürlichen Naturſpieles oder unvernünftigen Ereigniſſes, das in meiner Seele und meinen Sinnen vorgeht und das ich vor der Welt verbergen muß, wenn ich mich nicht mit Schmach bedecken will! Da ich mir aber Keinen von Euch todt denken kann und will, ſo lebt wohl auf ewig, liebſte Brüder!“

Nach dieſen Worten fiel ſie Jedem von uns um den Hals und küßte ihn heftig auf den Mund, zuerſt mich und dann den Mannelin, hierauf den Mannelin und endlich mich noch einmal. Wir ſtanden wie vom Himmel gefallen und vermochten uns nicht zu regen. Für uns war die Situation ganz verflucht und ich habe weder im Krieg noch im Frieden eine ähnlich verzwickte Lage wieder erlebt. Denn wenn, wie wir es ja ſoeben erfahren hatten, ein ehrbares Frauenzimmer allenfalls in leidenſchaftlicher Wallung zwei Männer nacheinander küſſen kann, ſo werden dieſe, wenn ſie das Weib lieben, niemals dazu kommen, dasſelbe nun gemeinſam anzufaſſen und wieder zu küſſen. Wir brauchten uns auch nicht darüber zu beſinnen, weil ſie, ehe das möglich war, uns enteilte und im Vorbeigehen die Hand auf den Mund legend ausrief: „Ihr verpfändet mir Euere Ehre, daß Ihr ſchweigt!“

Es war uns nicht möglich, noch länger zu weilen; wir verabſchiedeten uns, wobei Hildeburg wie alle Andern unſere Hände ſchüttelte und die Thränen der Rührung nicht verhehlte.

Da gingen wir nun mit unſerem getheilten Glück und Mißglück von hinnen und ſprachen, nachdem wir ein gezwungenes Lachen bald aufgegeben, über eine Stunde lang kein Wort miteinander, obgleich wir zuſammen blieben. Wir konnten uns nicht ſehr gehoben fühlen; denn ein Graf von Gleichen, der zwei Frauen hat, kann dabei ein guter Ritter und Kreuzfahrer ſein; zwei gute Geſellen aber, die der Gegenſtand der Doppelneigung eines jungen Mädchens ſind, müſſen ſich doch etwas zu zwieſältig, zu halbſchürig vorkommen, und es iſt nicht Jedermanns Sache, ein ſiameſiſcher Zwilling zu ſein. Dennoch hatte uns das ſeltſame Geſtändniß Hildeburg's und ihre leidenſchaftliche Umarmung Herz und Sinn noch vollends gefangen genommen, und wir liebten das ſchöne ſchlanke Naturſpiel unvermindert fort, zumal dasſelbe ja noch tragiſcher als wir geſtellt war, wenn es ſich ſo mit ihm verhielt, wie es ſagte.

Es half uns denn auch das Empfinden der Tragik über die gegenſeitige Verlegenheit hinweg. Als wir den Verſammlungsort aufſuchten, wo an die hundert junge Männer, die am nächſten Tage nach allen Seiten unter die Fahnen eilen mußten, den Abend noch zubringen wollten, da erhob ſich unſer Geiſt zu der Höhe der aufwogenden und rauſchenden Vaterlands- und Kampfesfreude. Wir ſaßen dicht neben einander in der gedrängten Schar; und als gegen Mitternacht die Gläſer unter dem donnernden Rufe: Tod oder Freiheit! in die Höhe fuhren, da hielt Mannelin mir ſein Glas entgegen und ſagte: „Sollte es ſo kommen, daß Einer von uns fällt und der Andere das Weib gewinnt, ſo ſoll er leben! Auf ſein Glück!"

Nicht minder pathetiſch ſtieß ich an, daß beide Gläſer klirrten, indem ich rief: „Und Friede dem Todten!"

So trennten wir uns als wackere Freunde, und nach wenigen Stunden fuhren wir auf getrennten Wegen dahin, ohne daß wir für die Zukunft irgend eine Abrede oder Beſtimmung getroffen hatten. Wie das Kriegsglück wollten wir auch das Schickſal unſerer ungewöhnlichen Liebesgeſchichte ſich ſelbſt überlaſſen.

Mannelin hatte hellere Sterne, als ich; während ich noch immer unter Oeſterreichs zögernden Standarten harren mußte, ſtürmte der blonde Duckmäuſer mit ſeiner Muskete ſchon von Schlacht zu Schlacht, und erſt auf Leipzigs Feldern kam ich zum Tanze und athmeten wir den gleichen Pulverdampf, aber ohne uns zu ſehen oder von einander zu wiſſen.

Ich kann dem Verlaufe des gewaltigen Feldzuges jetzt nicht weiter folgen. Auch in Paris traf ich den Freund nicht, obgleich wir faſt gleichzeitig dort einmarſchirt waren.

Schon zum Lieutenant vorgerückt, war er ſo zu ſagen faſt auf dem Pflaſter jener Stadt noch ſchwer verwundet worden und lag, als ich ſeine Spuren ſuchte, unerreichbar in einem entlegenen Lazareth. Es hieß ſogar, er werde bereits geſtorben ſein, als ich meine Nachforſchungen fortſetzte; da widerſtrebte es mir, mich von ſeinem Tode zu überzeugen, um an geweihter Stätte des Kampfes und Sieges nicht die nackte Selbſtſucht in mir aufkommen zu laſſen. Denn ſeit Streit und Mühſal aufgehört hatten und die Friedenspalmen winkten, waren auch die Gedanken an das verhexte Liebesweſen wieder ſtärker wach geworden, und ich blieb abſichtlich im Dunkeln über Mannelin's Tod, damit ich nicht gleich wie ein Wechſelgläubiger vor das ſchöne Mädchen zu treten verſucht würde, an deſſen Verheißung, den Ueberlebenden zu heirathen, ich feſt glaubte.

Im Monat Mai des Jahres 1814, zur Zeit wo das lange Rheinthal blühte wie ein einziger Fliederbuſch, zog unſer Regiment über den Strom oſtwärts; es bekam aber den Befehl, in der Rheingegend Halt zu machen, um die ferneren Umſtände abzuwarten, wie wir denn auch bald nachher nach der Lombardei geſandt wurden. Die Schwadron, in der ich ritt, kam aber nirgends anders hin zu ſtehen, als in unſere gute Univerſitätsſtadt. Mit welchen Gedanken ſah ich die Pferde in den Marſtall und die Reitbahn ſtellen, in denen ſich der Student ſo oft getummelt hatte! Und als ich mein Quartier im

Gaſthofe bezog, in welchem ich vor fünf Vierteljahren ſo manche Flaſche ausgeſtochen, waren Wirth und Dienerſchaft ſehr verwundert über den ernſthaften Kriegsmann.

Allein auch ich verwunderte mich, da ich auf Befragen vernahm, die Bankiersfamilie befinde ſich zur Zeit nicht in der Stadt, ſondern auf einem Landſitze, der ungefähr eine Meile entfernt ſei. Ein franzöſiſcher Emigrant, der vor zwanzig Jahren das Grundſtück an ſich gebracht, hatte es nämlich augenblicklich zum Verkaufe ausgeboten, als die Ordnung der Dinge in Frankreich umgeſtürzt war; und der Bankier hatte nicht geſäumt, das Gut auf die leichte und billige Weiſe zu erwerben, die in ſolchen Zeit- und Kriegsläufen denen möglich iſt, welche baares Geld haben.

Ich konnte daher am Tage der Ankunft nicht mehr vorſprechen, ritt aber um ſo zeitiger am andern Morgen hinaus, von meinem Reitknechte begleitet. Es regnete ein wenig an dem Tage, weshalb ich den Kragen des weißen Reitermantels aufgeſtellt und die Schirmmütze etwas tief in die Augen gezogen hatte, als ich durch eine lange Allee auf das alte ſchloßartige Gebäude zuritt, das wenig gut unterhalten ſchien. Man mochte glauben, daß eine gewöhnliche Officiers-Einquartierung angekommen ſei, da auch in der Umgebung ſchon öſterreichiſche Reiterei erſchienen war. Es trat daher nur ein Diener aus der Thüre, mich zu empfangen und nach meinen Wünſchen zu fragen. Statt ihm zu antworten, ſprang ich vom Pferde, überließ die

Zügel meinem Burſchen und betrat ſogleich das einſt ſtattlich gebaute, jetzt etwas verfallene Veſtibül des Hauſes. Erſt als ich ihm den Mantel übergab, erkannte mich der Diener trotz des veränderten Ausſehens, das der Krieg mir verliehen, und führte mich freundlich überraſcht in einen Saal, wo der Herr und die Frau des Hauſes die Zeitungen laſen. Auch ſie erkannten mich nicht ſofort, erhoben ſich aber mit lebhafter Freude, als es geſchah, und hießen mich willkommen. „Was wird Hildeburg ſagen," riefen ſie, „wenn der Marſchall wieder da iſt! Und wo bleibt denn der Kanzler? Wiſſen ſie nichts von ihm? Wie oft haben wir von beiden Herren geſprochen!"

Eh' ich antworten konnte, trat Hildeburg in den Saal, die allein mich von einem Fenſter aus erkannt hatte, ſobald ich nur von der Landſtraße in die Allee eingebogen war.

Ich vergeſſe niemals die Erſcheinung, wie ſie mir entgegen trat. Wie ein weißes Tuch ſo bleich war das Geſicht, das Auge träumeriſch erſchreckt und auf dem Munde doch ein Lächeln des Wiederſehens, das aus dem Herzen kam, blaſſe Trauer und erröthende Freude mehrere Secunden lang ſich jagend: es war kein Zweifel, ſie hielt den armen Mannelin für todt und mich für gekommen, mein Recht geltend zu machen!

Zum Glücke waren die Eltern an allerlei wunderliche Stimmungen gewöhnt, ſonſt hätten ſie jetzt ihren wahren Zuſtand ahnen müſſen, beſonders als ich nicht länger vermeiden konnte, von Mannelin zu erzählen was ich wußte, was freilich wenig und doch bedenklich genug war. Der Papa meinte, es ſei doch zu hoffen, daß er ſich noch unter den Lebenden befinde, anſonſt gewiß der eine oder andere der jüngeren Freiwilligen, die in den letzten Wochen bereits in ihre Hörſäle zurückgekehrt ſeien, eine beſtimmte Todeskunde gebracht hätte. Auch in den Verluſtliſten, die er ziemlich aufmerkſam durchlaufen, ſei ihm der Name ſo wenig vorgekommen, als der meinige.

Allein als Hildeburg eine Viertelſtunde ſpäter mit mir zu Zweit durch eine Zimmerflucht wandelte, um mir das Haus zu zeigen, das erſt neu hergeſtellt und eingerichtet werden müſſe, hielt ſie plötzlich an und ſagte mit leiſe hallenden Klagetönen: „Es iſt nur zu wahr! Mein kluger, lieber Kanzler Mannelin liegt in Frankreich unter dem grünen Raſen; ſie haben ihm die Bruſt durchſchoſſen und ſeine treuen blauen Augen ausgelöſcht! Und Du, Marſchall, biſt gekommen, es mir zu ſagen!“

Und gleichzeitig ſah ſie mich mit tief aufflammenden Augen an, die ebenſo wol aus Haß wie aus Liebe ſo erglüht ſein konnten. Denn auf den blaß gewordenen Lippen lag jetzt nichts als bittere Trauer. Das Du, mit dem ſie mich anredete, wagte ich nicht zu erwidern, ſo herriſch hatte es geklungen, beinahe wie der Herr mit dem Diener oder der Officier mit dem Soldaten ſprach.

„Nein, Fräulein Hildeburg!“ ſagte ich, einen Schritt zurücktretend, doch mit ſcheuer Ehrerbietung, denn ſie ſah gar zu merkwürdig aus, faſt wie wenn ſie beſeſſen wäre: „Ich weiß von nichts und hoffe, er lebt noch!“

„Den Teufel hoffſt Du!“ rief ſie mit funkelnden Augen und lachte jählings laut auf, indeſſen mich das Gewiſſen Lügen ſtrafte. Denn in dieſem Augenblicke ſchien es mir, daß ich nicht genug gethan hatte, um über das Schickſal Mannelin's in's Klare zu kommen, und zugleich fühlte ich mich von brennender Eiferſucht gegen den Abweſenden gepeinigt, der ſo leidenſchaftlich betrauert wurde. Sie hatte ihn offenbar mehr geliebt oder liebte jetzt noch nur ihn. In dieſer Beklemmung that ich einen unfreiwilligen ſchweren Seufzer, worauf Hildeburg mich bei der Hand nahm und mit veränderter Stimme ſagte: „Kommen Sie und ſprechen wir vor der Hand nicht mehr davon!“

Ruhig ging ſie neben mir in den Saal zurück, wo eine Erfriſchung aufgetragen war, und als ich gegen Abend mich nach der Stadt begab, reichte ſie mir treuherzig die Hand und ſagte: „Sie hoffe mich noch öfter zu ſehen, ſo lange das Regiment in der Gegend bleibe.“ Da die Witterung meiſtens gut war, ſo fand ſich faſt täglich Urſache und Vorwand, den Spazierritt zu wiederholen, und wenn ich ausblieb, ſagte Hildeburg am nächſten Tage ſogleich: „Warum ſind Sie geſtern nicht gekommen?“ Sie ſchien ſich mir wieder mehr zuzuneigen, und das eine Mal verlor ſie unverſehens einen trauten Blick an mich, das andere Mal ſtreifte ſie mich leicht mit einer Berührung, kurz ſie beglückte mich mit jenen kleinen Zeichen, mit welchen Liebende anfangen, ſich an den Gedanken eines dereinſtigen Beiſammenſeins zu gewöhnen. Dann aber blieb ſie wieder Tage lang in ſich gekehrt und lebte ſichtlich mit düſteren Sinnen in der Ferne. Mein eigener Zuſtand ſchwankte daher fortwährend zwiſchen Hell und Dunkel hin und her, ſo daß ich ungeduldig das Ende herbeiwünſchte. Allerdings ſtand es auch einem jungen Dragoner, der ſeit Jahr und Tag den Säbel in der Fauſt führte und über manche Blutlache hinweggeſetzt hatte, nicht ſonderlich gut an, um ein Frauenzimmer herum zu ſchmachten, das doch nicht dicker war, als ein Spinnrocken, wenn auch noch ſo hübſch gedreht.

Als ich eines ſchönen Nachmittags auf den Landſitz hinausritt und eben in der langen Ulmenallee in unwilliger Gemüthsbewegung das Pferd in eine unruhige und heftige Gangart verſetzt hatte, ohne deſſen bewußt zu ſein, eilte mir aus dem Hauſe ein fröhliches Menſchenpaar entgegen: Hildeburg, welche einen preußiſchen Infanterieofficier, oder mein Freund Mannelin, der das Fräulein Hildeburg an der Hand führte; ich konnte in der Ueberraſchung nicht erkennen, welches von beiden der Fall war. Meine erſte Empfindung war die Freude über das unverhoffte Wiederſehen, die zweite ein Gefühl der Zufriedenheit über die Herſtellung des früheren Zuſtandes zwiſchen den drei Perſonen, womit wenigſtens für den Augenblick der quälende Zweifel beſeitigt wurde. Auch

Hildeburg gab ähnlichen Gefühlen Ausdruck, indem ſie ausrief: „Nun iſt Alles gut, nun ſind wir Alle wieder beiſammen!“

Mannelin vollends war unverkennbar glücklich und zufrieden, die Dinge ſo zu finden, da er ſchon gefürchtet haben mochte, zu ſpät zu kommen; denn er wußte, daß er irriger Weiſe für todt ausgegeben worden. Er war aber nicht ſo unrettbar verletzt geweſen und jetzt leidlich geheilt; doch hatte er einen mindeſtens halbjährigen Urlaub antreten müſſen, um ſich ganz zu erholen. Schon wieder mit Büchern verſehen war er auf dem Wege nach einem Badeort mit heißen Quellen begriffen und hielt kurze Einkehr in der Univerſitätsſtadt. Erſt auf dem Landgute des Bankherren hatte er heute vernommen, daß ich ebenfalls im Lande ſei. Mannelin hatte durch den Kriegsdienſt ſich ſehr vortheilhaft verändert, was das Aeußere betrifft. Ohne gerade martialiſch drein zu ſchauen, hatte er doch an feſter Haltung gewonnen. Sein leichter blonder Bart auf Wangen und Oberlippe erhielt durch den Ernſt der Ereigniſſe und Abenteuer, der in den Augen und auf dem Munde ſich gelagert hatte, eine größere Bedeutung, als ihm ſonſt zugekommen wäre, und das militäriſche Wiſſen und Erfahren, um welches er reicher geworden, vereinigte ſich vortrefflich mit ſeinem wiſſenſchaftlichen Geiſte. Aber ungeachtet er die bedeutendſten Kriegsthaten mitgemacht und zahlreichere Gefechte und Gefahren beſtanden, als ich, hörte man ihn niemals davon ſprechen, und wäre er nicht unfreiwillig in die zeitgemäßen Geſpräche mit verflochten worden, ſo würde man vermuthet haben, er ſei die ganze Zeit über nie aus ſeiner Studierſtube herausgegangen.

Das verlieh dem liebenswürdigen Duckmäuſer einen neuen Glanz, der indeſſen auch mir zugute kam; denn als ich einſt nach eifrigem Sprechen vom Hauen und Stechen in der darauffolgenden Stille plötzlich wahrnahm, wie renommiſtiſch ich mich neben ihm ausnehmen mußte, ſuchte ich mich beſchämt zu beſſern und wurde auch hie und da beſcheidener. Leider mußte ich nachher, da ich Soldat von Profeſſion blieb, mich doch wieder an das Schreien und Rufen gewöhnen.

So verlebten wir noch eine Reihe von angenehmen heiteren Tagen, bis nicht unerwartet und doch unverhofft der Abmarſchbefehl für mein Regiment anlangte, und zwar hatte der Aufbruch in ſechs Tagen ſtattzufinden. Von Stund' an war Hildeburg in ihrem Benehmen verändert. Bald unruhig und zerſtreut, bald in ſich gekehrt und über etwas brütend, das ſie beſchäftigte und drückte, wechſelten ihre Launen unaufhörlich, und als ob ſie es ſelbſt nur zu wohl wüßte, entzog ſie ſich meiſt der Geſellſchaft, die zuweilen ziemlich zahlreich wurde, je mehr die Umgebung des erſt ſpäter wohnlich zu machenden Hauſes zum Aufenthalt im Freien einlud. Indem ich, von dem veränderten Betragen des Mädchens abermals betroffen, über dasſelbe nachdachte, fühlte ich mich geneigt, die Erſcheinung zu meinen Gunſten auszulegen und zu glauben, nun komme die Reihe, als Abweſender oder gar Verlorener zu glänzen und betrauert zu werden, an meine werthe Perſon. Ich überlegte, wie ich mich dazu zu ſtellen habe: Ob ich edel geſinnt die Dinge nach Abrede gehen laſſen und dem Rivalen vertrauensvoll das Feld räumen, oder ob ich den Vortheil benutzen und mit dem Gewicht der neuen Sachlage dem Zünglein der Waage einen leichten, aber plötzlichen Stoß geben ſolle?

Hildeburg ſelbſt ſchien mir entgegen zu kommen; ſie veranlaßte ihre Eltern, mir zu Ehren ein Abſchiedseſſen zu geben, und mich forderte ſie bei der Einladung auf, es ſo einzurichten, daß ich auch den Abend bleiben könne. Ein Bett für mich ſolle trotz der mangelhaften Einrichtung bereit ſein, meinte ſie, und vor Geſpenſtern würde ich mich wol kaum genieren. Denn es gehe die Rede, daß in dem älteren Flügel des Hauſes etwas nicht richtig ſei.

In der That hatten die Dienſtboten von einem alten Gärtner dergleichen Reden gehört und mit eigenen Beobachtungen, die ſie zu machen glaubten, ergänzt. Während der Mahlzeit, welche reich und belebt genug war, gerieth die Unterhaltung ebenfalls auf dieſen Gegenſtand. Die alte Mama beklagte ſich über ſo beunruhigende Herumbietungen, die doch keinen vernünftigen Grund haben könnten; der alte Herr verwies darauf, daß mit Luft und Licht und friſcher Tünche der neuen Arbeiten das Unweſen ſich wol verziehen werde. Mich aber ſtach der Vorwitz, mich wieder einmal der ſogenannten Nachtſeiten und der jenſeitigen Geheimniſſe u. ſ. w. anzunehmen, und ich kehrte den ernſten Kriegsmann heraus, der auf nächtlichen Schlachtfeldern und zwiſchen Tod und Leben verlernt habe, über dergleichen zu ſpotten.

Mannelin, der bisher das Geſpräch nicht theilnahmswerth gefunden, ſah mich ganz verwundert an und fragte mich treuherzig lachend: „Ob ich noch unter die Geiſterſeher gehen wolle?“ Hierdurch gereizt, bejahte ich die Frage kühnlich, ſofern ich nur das Glück wirklich haben ſollte, ein Stück der andern Welt jetzt ſchon kennen zu lernen; zugleich aber ſtellte ich ein wenig großthueriſch in Ausſicht, den Dingen in’s Geſicht ſehen und ſie zur Rede ſtellen zu wollen, wenn ſie anders heran kämen. Um was ſich’s eigentlich handle im vorliegenden Falle? ſchloß ich meine Prahlerei.

„Es ſoll ein Poltergeiſt ſein, den man die alte Kratt nennt!“ ſagte Hildeburg halb eingeſchüchtert durch meine Reden, wie wenn ſie befürchtete, es möchte am Ende etwas Wahres aus der Sache werden. Vor achtzig Jahren habe nachweisbar eine freiherrliche Familie Kratt das Gut beſeſſen; Weiteres habe man noch nicht heraus gebracht, als daß es nur ſelten und nur in gewiſſen Nächten ſpuke.

Da die Mutter Hildeburg’s ein ängſtliches und noch mehr verdrießliches Geſicht zu machen begann über die Verunzierung des neuen Beſitzes und mein Freund Mannelin ſich gleichgültig von dem Geſpräch wieder abgewandt hatte, wurde daſſelbe fallen gelaſſen und man kam nicht mehr darauf zurück. Ich hatte zwei Kameraden mitgebracht, luſtige Donauleute, die ſich das gute Leben im Privatkreiſe wohl gefallen ließen nach langen Entbehrungen, und es ging den Reſt des Tages über ſehr munter zu. Als ſie am Abend, da auch die andern Gäſte zurückkehrten, den leichten Wagen vorfahren ließen, in welchem wir gemeinſchaftlich angekommen, ſchwankte ich einen Augenblick, ob ich nicht mit ihnen fahren ſollte, da es wegen des bevorſtehenden Abmarſches allerlei zu thun gab und ich mich doch in nichts verfehlen wollte. Ich brauchte nur Helm und Säbel zu holen und raſch Adieu zu ſagen, d. h. bis zum folgenden Tage. Da ſtand aber ſchon die Hildeburg bei uns auf der Freitreppe und ſagte gleichmüthig: „Ich dachte, Sie würden morgen noch mit uns im Garten frühſtücken; doch laſſen Sie ſich nicht abhalten, wenn es nicht angeht. Jedenfalls ſteht Ihr Zimmer bereit.“

Natürlich blieb ich nun da; die zwei Oeſterreicher küßten der Dame die Hand, ſchwangen ſich in den Wagen und fuhren wie die Kugel aus dem Rohre davon, während ich mit Hildeburg dem leuchtenden Diener in's Haus zurückfolgte, mit einem geheimen Herzklopfen wegen der ſüßen Entſcheidung, die ich halbwegs erwartete. Hildeburg zog ſich jedoch bald in die Unſichtbarkeit zurück, und der Tag endigte für mich damit, daß ich in der Geſellſchaft Mannelin's und von Hildeburg's Vater noch mehrere Gläſer ſtarken Punſches trank, den die Frauen uns hatten anrichten laſſen. Dann plauderte ich noch eine Viertelſtunde mit Mannelin auf ſeinem Zimmer und folgte endlich etwas ſchlaftrunken dem Diener, der mich in die Stube brachte, wo mein Nachtlager ſtand. Ich hatte faſt Alles vergeſſen, was mich vor Stunden noch erregte, und ſah das Gemach nur flüchtig an, in dem ich mich befand. Es ſchien ein ſehr großes aber niedriges Zimmer, deſſen Wände und Decke mit hölzernem Tafel- und Leiſtenwerke bekleidet waren. An den Wänden ſtand hie und da ein alter Polſterſeſſel und in einer Ecke ein alterthümliches Himmelbett, das von allen vier Seiten dunkle Umhänge umgaben. In der Nähe des Bettes befand ſich ein Tiſch mit Waſſer u. dgl., auf welchen der Diener ſeine zwei Leuchter ſtellte, eh' er ſich zurückzog; weiter war nichts zu erblicken, als in einer entfernten Ecke, dem Bette ſchräg gegenüber, eine alte Schreibcommode mit einem Aufſatz. Dicht dabei befand ſich eines der Fenſter, durch welche ein ſchwaches Mondlicht in den Raum fiel, und ich ſah noch, wie die verdunkelte Politur des alten Hausrathes das Licht matt reflectirte. Als ich die Uhr auf den Tiſch legte, ſah ich, daß es halb zwölf Uhr war. Das erinnerte mich nochmals an die Spukgeſchichte; da es mir aber jetzt mehr um den Schlaf, als um ein Abenteuer zu thun war, verließ ich mich unbedenklich wieder auf Mannelin's guten Verſtand, löſchte die Lichter und legte mich, immerhin die Unterkleider anbehaltend, in das Bett, das übrigens vortrefflich war.

In drei Minuten ſchlief ich feſt; ich glaube, ich dachte nicht einmal mehr an die geliebte Hildeburg, kann es aber nicht beſtimmt ſagen. Mein Leichtſinn nahm diesmal ein übles Ende.

Ich mochte kaum eine halbe Stunde geſchlafen haben, ſo wurde ich durch einen ſchrecklichen Knall oder Fall geweckt, der mitten im Zimmer erfolgt ſein mußte. Ich ſperrte die Augen auf, und halb ſchwindlig von den aufgeſtörten Geiſtern des genoſſenen Getränkes, von Schlaftrunkenheit und Ueberraſchung, ſuchte ich mich zu beſinnen, was ich denn gehört habe? Es dünkte mich, es könnte ein ſchwerer Gegenſtand in oder außer dem Zimmer umgeſtürzt, ebenſo gut aber in dem baufälligen Hauſe oben oder unten etwas gebrochen ſein. Zuletzt aber behielt ich wieder den Eindruck, daß der Ton in nächſter Nähe entſtanden ſein müſſe. Ich ſah und horchte hin, aber Nichts war zu ſehen oder zu hören, als der unheimliche Mondglanz auf der dunkeln Schreibcommode. Auf einmal fegt' und kratzt' etwas hinter der Wand, dicht an meinem Bette. Ich warf mich herum und ſtarrte; das war nun außer dem Spaß! Und wie ich ſtarre, fährt mir ein eiskalter Luftzug über das Geſicht, die Bettvorhänge flattern einen Augenblick lang hin und her und plötzlich wird mir die Decke vom Leibe geriſſen.

„Donnerwetter!“ rufe ich beklemmt und ſetze mich endlich aufrecht, jetzt ganz munter geworden. Es ſpukte wahrlich. Ich brachte die Beine aus dem Bett und ſaß nun quer auf demſelben; mehr vermochte ich nicht zu thun, weil das Unbekannte trotz der poſſenhaften Form, in der es ſich ankündigte, lähmend auf meine Glieder wirkte. Eben dies Poſſenhafte war ja ſelbſt ſchreckhaft mit ſeinem Höllenhumor. Plötzlich wehen die Gardinen wieder, der eiſige Hauch fährt mir über die linke Seite des Geſichtes und über den Nacken. Und indem ich mich ſchüttle, höre ich dicht hinter mir, wie durch die Wand hindurch, Schritte ſchlurfen, eine dünne zitternde Weiberſtimme ſtöhnt etwas Unverſtändliches, und indem ich mit neuem Schrecken hinhöre, ſteht ſchon einen Schritt links von mir eine gebeugte graue Weibergeſtalt mit einer verſchollenen Schleiermantille um den Kopf. Sie muß hinter meinen Bettvorhängen und aus der Wand hervorgekommen ſein. Nur einen Augenblick ſteht ſie ſtill, um Athem zu ſchöpfen; denn ſie keucht wie eine engbrüſtige Alte, die treppauf und nieder und durch lange Corridore gegangen iſt. Dann ſchlurft ſie mit klatſchenden Pantoffeln weiter, ſchräg über den Zimmerboden, auf die Schreibcommode zu, vor der ſie anhält. Mit einer leichenblaſſen Hand taſtet ſie an dem alten Möbel herum, wie wenn ſie das Schlüſſelloch ſuchte; ich ſehe die geſpreizten mageren Finger herumfahren. Richtig zieht ſie einen Bund kleiner Schlüſſel hervor, ſucht einen derſelben aus, ſteckt ihn in das Schlüſſelloch und ſchließt die Schreibklappe auf. Unmittelbar darauf zieht ſie mit ſicherem Griff eines von den vielen Schieblädchen des Innern ganz heraus, guckt in die leere Oeffnung und fährt mit der Hand hinein. Ich höre dort abermals ein Schlüſſelchen umdrehen und ſehe die Geſtalt ein zweites verborgenes Fach hervorziehen, aus welchem ſie haſtig ein Packet nimmt, es öffnet und ein darin liegendes Papier entfaltet, in welchem ein drittes enthalten iſt, das ſie wiederum auseinanderſchlägt. Dies Alles ſah ich im Zwielicht des Mondes, der durch das Fenſter ſcheint. Und weiter ſah ich deutlich, wie die alte Frau ein anderes Lädchen zieht, ein Etwas aus demſelben nimmt, das ein Radirmeſſer ſein muß; denn ſie bückt ſich tiefer auf das aufgeſchlagene Papier, das jetzt einen ſtattlichen Foliobogen darſtellt, und lieſt darin, lieſt, nachdem das Geſpenſt eine Brille aufgeſetzt hat, einen veritablen Naſenklemmer! Jetzt ſetzt ſie den Finger auf eine Stelle und fängt an, etwas auszuradiren. Obgleich ſie mir den Rücken zukehrt, erkenne ich doch jede Bewegung. Sie keucht bei der Arbeit mit ſtärkeren Athemzügen, die in der Kehle wie boshafte Geiſter einander zu drängen und zu kratzen ſcheinen; ſie bläſt das Abgeſchabte weg, huſtet wie ein alter ſchwindſüchtiger Notarius publicus, bläſt wieder, fährt mit dem Finger über die radirte Stelle und ſchabt abermals. Endlich ſcheint die Arbeit gelungen zu ſein; ein niederträchtiges, kurzes, heiſeres Gelächter mit hi, hi, hi! bringt mir durch Mark und Bein, und ohne mich rühren zu können, denke ich doch: Hier iſt einſtmals ein Vertrag gefälſcht, ein Geburtsrecht, ein Erbe, ein Lebensglück geſtohlen worden!

Plötzlich wird das Meſſerchen wieder hingelegt, wo es genommen worden, mit der ſcheinbaren hiſtoriſchen Natürlichkeit ſolcher Dämonen, das Papier oder die Urkunde zuſammengefaltet, ein's in's andere gelegt und ein Schubfach nach dem andern zugeſtoßen, die Klappe zugeſchlagen und verſchloſſen. Plötzlich dreht ſich die Geſtalt um und ſchleppt ſich nach der Richtung hin zurück, wo ich reglos ſitze, bis ſie beinahe dicht vor mir ſtill ſteht und mich anſchaut. Nie vergeſſe ich das infame Hexengeſicht, obſchon es nur ſeitwärts vom Monde geſtreift wurde und der größte Theil im Schatten lag. Naſe, Kinn, der Mund, alles grinſte wie in blühendem Leichenwachs ausgeprägt mir entgegen, voll Hohn und Grimm, wie das dunkle Feuer in den doch unkenntlichen Augen. Ich war in Kartätſchenfeuer geritten, das mir wie Zephirſäuſeln vorkam gegen die Schauerlichkeit, die mich jetzt übernahm. Was hatte ich mit dieſem verfluchten Weſen zu ſchaffen, dem ich nie ein Leides gethan? Was ſollte das für eine Vernunft in der Welt ſein, wo ein beherzter ehrlicher Kerl macht- und wehrlos dem weſenloſen Scheuſal gegenüber da ſaß und bei der geringſten Bewegung vielleicht durch die Schrecken der Ewigkeit um Geſundheit und Leben kam? Dergleichen verworrenes Zeug ſchwirrte mir durch den Kopf, als das Geſpenſt mich anſchaute; ich fühlte, wie das Haar mir zu Berge ſtand, der Athem verſagte mir und ich konnte gleich Einem, den der Alp drückt, nur noch rufen: „Die alte Kratt!“ als mir für einen Moment die Sehkraft und Beſinnung ſchwand. Eine Minute ſpäter war die Erſcheinung verſchwunden. Selbſtverſtändlich ſchlug jetzt, zur Vollendung des Spukes, auch noch die erſte Stunde nach Mitternacht an einer entfernten Thurmuhr. Als das bekannte wohlthätige Eins gehörig verhallt war, wagte ich endlich, mich zu rühren und ſuchte Licht zu machen. Die Leuchter ſtanden da, aber ich fand kein Feuerzeug; ſo blieb mir nichts übrig, als mich zu Bette zu legen, und ich ſpürte bei dieſer Gelegenheit die Bettdecke, die auf dem Boden lag. Ich nahm ſie an mich und ſobald ich mich wieder horizontal ausgeſtreckt und nichts Verdächtiges mehr geſchah, ſchlief ich ein und erwachte, als es ſchon lange Tag war. Erſt jetzt ſtellte ich einige Unterſuchungen an. Die Thüre, die ſichtbar einzig in's Zimmer führte, war noch von innen verſchloſſen, und der beſondere altmodiſche Riegel, der über dem Schloſſe angebracht, überdies vorgeſchoben. Die Schreibcommode war am Tage ein ganz gemüthliches Möbel. Auf dem Pultdeckel oder der Klappe war von buntem Holze eine Landſchaft eingelegt. Aus einem See ragte eine Inſel mit einem Schloß, und auf dem Waſſer ſaßen zwei Herren mit langen Perrücken und kleinen Dreieckhütchen in einem Nachen und ſchoſſen auf Enten. Im Vordergrunde ſtanden ein paar ruinirte Tempelſäulen, unter welchen ein dritter Herr mit hohem Rohrſtocke tiefſinnig promenirte; alles ſo idylliſch und unverfänglich als möglich. Was mich aber am meiſten wunderte, war ein Schlüſſel, der ruhig im Schloſſe ſtak, während ich doch deutlich den Schlüſſelbund klirren und den Schlüſſel des Geſpenſtes umdrehen und ausziehen gehört hatte. Ich machte die Klappe auf und ſah die Schublädchen, zog eines nach dem anderen auf, aber alle waren leer, kein Radirmeſſer und nichts. Auch das geheime Fach fand ſich mit ſeinem Schlüſſelchen, es war auch leer, und ich hatte doch das Packet und die Papiere geſehen.

Es blieb alſo nur noch die Umgebung des Bettes zu unterſuchen. Dasſelbe ſtand mit dem Kopfende eine gute Spanne von der Wand entfernt, ſo daß zwiſchen der Gardine und der Wand allerdings Jemand, der nicht zu dick war, ſich mit Noth dort durchwinden konnte. Als ich jedoch die ſchwere Bettſtelle mit Mühe etwas weggerückt hatte, fand ich ringsum nichts als das gleiche Holzgetäfel, wie es überall die Wände und auch die Decke bekleidete. Von einer Urſache des Knalles konnte ich auch nirgends eine Spur entdecken.

Deſto ernſter erneuerte ſich der Eindruck des Geſehenen; die ſchnurrige und widerwärtige Seite des Spukes trat zurück vor der Ahnung der endloſen Unruhe einer Seelenſubſtanz, für die ſich, wenn dies Landhaus einſt lange vom Erdboden verſchwunden ſein wird, dasſelbe ſtets wieder aufbaut mit dem alten Zimmer und der Commode, in welcher die verbrecheriſchen Papiere liegen, ſowie auch der Schlüſſelbund und das Radirmeſſer immer vorhanden, obſchon ſie vom Roſte längſt aufgelöſt ſind. Ich grübelte über dieſe furchtbare Exiſtenz und Fortdauer in der bloßen Vorſtellung, deren reale Natur jedem Einzelnen dereinſt noch ſchrecklich klar werden könnte, und da der Tod in den Kriegszeiten mir als einem Soldaten ſo zu ſagen zur Seite ſtand, dachte ich über mich ſelbſt nach, über meinen Leichtſinn und dies oder jenes, was ich verfehlt haben mochte. Erſt jetzt, da ich keine Wahl mehr hatte, beſchwerte mich die überſinnliche Jenſeitigkeit mit ihren dunklen Schatten, und ich empfand ein Heimweh wie nach einem Beichtvater, während ich den Säbel umſchnallte und die Geſellſchaft aufſuchte, welche eben in einer Laube beim Frühſtücke ſaß.

Man ſprach eben von dem nächtlichen Knall, der demnach im ganzen Hauſe gehört worden war, und da ich mit düſterem Geſicht hinzutrat und mich erſt ſchweigend verhielt, wurde die Stimmung noch betroffener und verlegener. Befragt, ob ich es auch gehört, bejahte ich ohne Weiteres hinzuzufügen, da ich die Familie nicht erſchrecken mochte und es der Zeit und dem Geſpenſte ſelbſt überließ, die Herrſchaft mit den Merkwürdigkeiten dieſes Hauſes bekannt zu machen. Erſt als ich mit Hildeburg und Mannelin vor meinem Weggehen noch etwas auf und nieder ging und die Erſtere zu mir ſagte: „Was iſt Ihnen denn, daß Sie ſo ernſt und ſchweigſam ſind?“ antwortete ich unwillkürlich: „Was wird es ſein? die alte Kratt hab' ich geſehen!“

„Und haben Sie mit ihr geſprochen?“

Sie ſagte das mit unbefangenem Lachen, wie man thut, wenn man etwas für einen Scherz hält. Doch ſah ſie mich dabei aufmerkſam an. Ich antwortete nicht darauf, zumal Mannelin mich ebenfalls erſtaunt anblickte und ich nicht aufgelegt war, eine Disputation mit ihm zu beſtehen. Da der Kutſcher bereit war, mich nach der Stadt zu fahren, nahm ich mit dem Verſprechen Abſchied, am nächſten Tage noch ein letztes Mal zu kommen, und fuhr nicht mit leichtem Herzen weg. Der Geiſterbeſuch, die Trennung von dem anziehenden und trefflichen Mädchen, die Ungewißheit der Zukunft und auch der Umſtand, daß Mannelin allein bei Hildeburg zurückblieb, alles trug dazu bei, meine Gedanken trüb und ſchwer zu machen.

Ich will nur gleich den chronologiſchen Verlauf zu Ende erzählen. Nach meiner Abfahrt ſetzten Hildeburg und Mannelin die Gartenpromenade fort, und erſt jetzt drückte der Freund ſeine mit einigem Unwillen vermiſchte Beſorgniß über den Stand meiner geiſtigen und körperlichen Geſundheit aus, da ich nicht nur von Gewiſſensfurcht, ſondern ſogar von förmlichen Hallucinationen geplagt ſcheine. Es wäre ſchade für mich, wenn ich in dem krankhaften Weſen weiter dahin lebte und Fortſchritte machte, und er frage ſich, ob er mich nicht zur Einholung eines Urlaubes veranlaſſen und an den bewußten Badeort mit ſich nehmen ſolle. Offenbar hätten die Kriegserlebniſſe meinem beweglichen Weſen nicht gut gethan u. ſ. w.

Hildeburg erwiderte nachdenklich, ob er denn ſo ſicher wiſſe, daß nur Täuſchung ſei, was ich geſehen zu haben vorgebe? Ihres Theiles befürchte ſie, allerdings gegen alle Vernunft, daß doch dies oder jenes möglich ſein könnte, und für dieſen Fall wäre es ihr mehr um die Eltern zu thun, ſowie um die übrigen Verwandten und Freunde, denen der Aufenthalt in dem verrufenen Gebäude kein Vergnügen mehr machen würde. Die Vornahme der baulichen Wiederherſtellungen ſchiene unter ſolchen Umſtänden geradezu nicht mehr rathſam, und dergleichen mehr.

Jetzt ſchaute Mannelin die Sprecherin mit ebenſo beſorgtem als liebevollem Blicke an. Ihn bekümmerte, daß ſie ſolchem Unſinn zugänglich ſchien. Sie las die Sorgen in ſeinen Augen und blickte wahrſcheinlich hierfür wieder dankbar zurück; doch verharrte ſie in ihrem Zweifel und ſagte nach fernerem Nachdenken:

„Ich muß doch wenigſtens wiſſen, ob Andere in dem alten Gemache eine ähnliche Erfahrung machen, oder ob es wirklich nur der Rittmeiſter iſt, der etwas ſieht. Ich werde den Johann beauftragen, dort eine Nacht zuzubringen.“

„Der alte Johann“, ſagte Mannelin, „wird natürlich ſo viele Geiſter ſehen, als man wünſcht oder fürchtet! Wenn Sie einen zuverläſſigen Bericht wollen, ſo laſſen Sie die Stube für mich zurecht machen! Ich will mich in Gottes Namen der curioſen Aufgabe unterziehen, wenn durchaus etwas geſchehen ſoll!“

„Sie?“ rief Hildeburg, „nein, Sie dürfen es nicht thun! Sie ſind mir zu gut dazu! Wenn dennoch etwas an der Sache wäre, ſo könnte der Eindruck auf Sie gerade noch ein viel ſtärkerer ſein, als bei unſerem Freunde, und Ihnen ernſtlich ſchaden!“

Mannelin blieb aber bei ſeinem Vorſatze, und ſo ließ er ſich, als gegen elf Uhr man allerſeits ſchlafen ging, in das Gemach leuchten, in welchem ich die letzte Nacht zugebracht hatte.

„Wollen Sie nicht wenigſtens Ihren Degen und die Piſtolen mitnehmen?“ ſagte der Diener, der aus dem früheren Zimmer die nöthigen Sachen trug und von dem Vorhaben unterrichtet war.

„Nein!“ antwortete Mannelin; „gegen Geiſter würden die Waffen nichts helfen, und wenn allenfalls lebendige Leute einen Unfug treiben, ſo muß man nicht gleich Blut vergießen!“

Genug, mein Mannelin befand ſich endlich, gleich mir, allein in dem unheimlichen Zimmer. Er ging mit dem Leuchter darin herum, verriegelte die Thüre und legte ſich halbangekleidet zu Bett, nachdem er den Tiſch an daſſelbe gerückt. Dann las er eine Stunde oder länger, bis es am Thurme Mitternacht ſchlug. Dann klappte er das Buch zu und horchte noch eine Weile mit offenen Augen. Als aber alles ſtill blieb, wurde ihm das Ding langweilig; er löſchte das Licht, legte ſich auf die Seite und ſchlief ein. Kaum hatte er einige Minuten geſchlafen, ſo erfolgte zwar kein Knall, wie geſtern, allein es klopfte dicht hinter ihm an die Wand, ein altes Mütterchen ſagte vernehmlich: „Ja, ja!“ der kalte Luftzug ſtrich über ſein Geſicht, die Gardinen flatterten und die Decke flog weg. Und indem Mannelin ſich beſann, aber ganz ruhig liegen blieb, wie wenn er nichts merkte, ſah er ſchon die alte Kratt in der Mitte des Zimmers gegen die Fenſterecke zuſchlurfen, wo die Commode ſtand und der Mond ſchien, wie geſtern. Er war jetzt doch ziemlich überraſcht, und das Herz klopfte ihm bedeutend, weil er die Natur und Tragweite des Abenteuers nicht kannte. Aber wie der Jäger, von einem Thiere überraſcht, ſein Gewehrſchloß ſchnell in Ordnung bringt, ſtellte Mannelin geſchwind ſeine Gedanken in eine kleine Reihe, als ob es Polizeileute wären, und ſich ſelbſt an ihre Spitze. Ohne ſich zu rühren, folgte er der Erſcheinung aufmerkſam mit den Augen und ſah, wie ſie an der Commode taſtete und die Klappe öffnete, kurz alles that, wie ich es geſehen. Als ſie nun auf dem Papiere radirte, war er ſchon leiſe aufgeſtanden und ihr auf unhörbaren Socken nachgeſchlichen und ſtand hinter ihrem Rücken. Das grauenhafte buckelige Weibchen kratzte, ſchabte, keuchte und huſtete und blies den Staub weg, kurz war ſo geſchäftig wie der Teufel, und Mannelin guckte dem Geſpenſte ſtill über die Schulter, bis es fertig war und ſein ſchändliches heiſeres Gelächter aufſchlug. Da ſagte er plötzlich:

„Na, Frauchen, was treiben Sie denn da?“

Wie eine Schlange ſchnellte das Geſpenſt empor und ſtand wohl um einen Kopf höher als vorher ihm gegenüber. Mit dem ſchrecklichen Geſichte ſtarrte ſie ihm entgegen; aber ſchon hatte er die Hand auf ihre Schultern gelegt; dann packte er ſie unverſehens um die Hüfte, um ſie in die Gewalt zu bekommen und die graue Mantille wegzuziehen. Er fühlte einen allerdings ſchlangenförmigen, aber ſehr lebenswarmen Körper, und da ſie ſich jetzt in ſeinen Armen hin und her wand und mit dem Leichengeſicht nahe kam, faßte er unerſchrocken die im Monde glänzende ſchreckliche Naſe und behielt eine abfallende Wachsmaske in der Hand, während Hildeburg's feines Geſicht zu ihm emporkächelte. Leider küßte er es ſogleich zu verſchiedenen Malen und an verſchiedenen Stellen, beſchränkte ſich aber doch endlich auf den Mund, nachdem derſelbe ein unhöfliches: „Du lieber Kerl!“ ausgeſtoßen hatte. Schließlich ließen ſie ſich auf einen Stuhl nieder, das heißt, Mannelin ſaß darauf und Hildeburg auf ſeinen Knieen. Ich will nicht unterſuchen, ob es nicht anſtändiger geweſen wäre, wenn ſie einen zweiten Stuhl herbeigeholt hätten; die Außerordentlichkeit des Abenteuers und die einſame Nachtſtille mögen zur Entſchuldigung dienen; ich will nur die Thatſache meines Suppliciums erhärten: Alles das wäre mein geweſen, wenn ich in der vorigen Nacht den einfachen Verſtand des verfluchten Duckmäuſers beſeſſen hätte!

Denn in ſeinem Arme ruhend erklärte ſie ihm nun den Handel. Sie habe, ſeit wir Beide wieder in ihrer

Nähe geweſen, ihre Lage nicht länger ertragen und doch auch nicht zur früheren Entſagung ſo ohne Weiteres zurückkehren mögen, und da ſie die unglückliche Doppelliebe längſt als eine unwürdige Krankheit erkannt, beſchloſſen, ſich durch gewaltſame Wahl zu heilen. Die Idee der Ausführung ſei ihr plötzlich durch das Gerede von der Spukgeſchichte gekommen. Demjenigen von uns Beiden, welcher dem Geſpenſte gegenüber den größeren Muth erweiſe, wolle ſie ſich ergeben und den andern freilaſſen; denn daß ſie uns Beide gefangen halte, habe ſie wohl gewußt. Nun habe ſich die Verwirrung ſo klar ausgeſchieden, wie wir Alle nur wünſchen könnten. Ich, der Rittmeiſter, ſo brav ich ſei, habe der göttlichen Vernunſt manquirt im rechten Augenblick; Mannelin ſei ihr treu geblieben ohne Wanken, und ſie trage ihm daher Herz und Hand an u. ſ. w. u. ſ. w. muß ich abermals ſagen, um das Unerträgliche nach ſo viel Jahren noch abzukürzen. Sie wurden in der Nacht noch Handels einig, daß ſie heimlich verlobt ſein wollten, bis der Augenblick gekommen ſei, wo Mannelin bei ihren Eltern um ſie werben könne.

Dieſe artigen Vorgänge wurden mir in einer Geheimſitzung, die zu Dritt ſtattfand, am andern Tage feierlich eröffnet, als ich zum letzten Male hinausritt. Ich hatte ahnungsvoll das raſchere Pferd gewählt, da ich jetzt um ſo unaufhaltſamer wieder davon galopiren konnte. Vorher mußte ich jedoch mit dem Pärchen den Weg begehen, den

Hildeburg als Geſpenſt gemacht hatte. Ich will nicht weitläufig beſchreiben, wie ſchlau ſie alles angeſtellt; wie ſie den Knall einfach dadurch hervorgebracht, daß ſie auf dem Boden über dem alten Zimmer einen wackeligen leeren Schrank mittelſt einer Hebelſtange umgeſtürzt, ihn freilich nachher nicht mehr aufrichten konnte, weshalb auch in der zweiten Nacht die Detonation unterblieb; wie aus einem verborgenen Vorraume das Heizloch eines ehemaligen Ofens in das Zimmer ging und von einem verſchiebbaren Felde des Holzgetäfels verdeckt war, das Geſpenſt aber eben dort durchkriechen und hinter den Bettvorhängen hervorſchlüpfen konnte; wie ſie die Bettdecke mittelſt eines Schnurgeſchlinges wegziehen konnte, das in den Falten der Gardinen verſteckt hing; wie ſie den kalten Durchzug verurſachte, indem ſie im beſagten Vorraume ein nach Norden gehendes Fenſter ſperrweit öffnete, im Zimmer aber ſchon vorher den oberen Flügel eines nach Oſten gehenden Fenſters aufgethan hatte, ſo daß im Augenblicke, wo ſie das alte Ofenloch frei machte, die Luft durchſtrich; wie ſie den Charakter der Geſpenſterrolle mit merkwürdiger Phantaſie ausſtudiert, und zwar in der größten Schnelligkeit: das erklärte ſie uns jetzt Schritt für Schritt, damit ja kein Zweifel übrig blieb, und beſonders mich ermahnte ſie auf dem Paſſionswege wiederholt, gewiſſermaßen bei jeder Station, doch nicht mehr ſo leichtgläubig zu ſein. Dabei hing ſie ſich zuweilen traulich an meinen Arm, ſo daß mir nichts übrig blieb, als das Geſicht eines Ideals von Eſel dazu zu ſchneiden und fromme Miene zum böſen Spiel zu machen.

Zum Ueberfluſſe mußte auch noch das Traurigſte, was es gibt, der Zufall, ſein Siegel darauf drücken. Um ganz unparteiiſch zu verfahren, hatte das gute Mädchen vorher im Stillen das Loos gezogen, welchen von den zwei Liebhabern ſie zuerſt der Prüfung unterwerfen ſolle; denn, ſagte ſie, mancher zufällige Umſtand konnte auf das Ergebniß von Einfluß ſein, die Verſchiedenheit des Wetters, der Mondhelle, des körperlichen Befindens und der Gemüthsſtimmung konnte eine veränderte Urtheilskraft bedingen, wie ich denn auch geſchehenermaßen am Tage vor meiner Prüfungsnacht mehr Getränke zu mir genommen, als der Andere zu ſeiner Stunde wegen Mangel an Geſellſchaft habe thun können, da ich ja fortgeweſen ſei! Alſo genau wie beim Pferderennen, wo bis auf's Kleinſte Alles verglichen und abgewogen wird!

Daß durch den Sieg meines Nebenbuhlers trotz des techniſch untadelhaften Verfahrens ihren geheimſten Wünſchen beſſer entſprochen worden ſei, als wenn ich geſiegt hätte, daran durfte ich ſchon damals nicht zweifeln. Denn ſie ſchien von Stund an von jeder Laſt befreit und ungetheilten leichten Herzens zu leben, welches hat, was es wünſcht.

„Das iſt die Geſchichte von Hildeburg's Männerwahl, bei der ich unterlegen bin“, ſchloß der Oberſt, und raſch gegen Reinhart gewendet ſagte er:

„Wiſſen Sie, wie ſie eigentlich hieß? Denn Hildeburg wurde ſie nur von Mannelin und mir genannt, wenn wir am dritten Orte von ihr ſprachen. Sonſt aber hieß ſie Elſe Morland, ſpäter Frau Profeſſorin Reinhart und wird demnach Ihre Frau Mutter ſein! Lebt ſie noch? Und wie geht's ihr?“

Für erwachſene junge Leute iſt es immer eine gewiſſe Verlegenheit, von den Liebesgeſchichten zu hören, welche der Heirath der Eltern vorausgegangen. Die Erzeuger ſtehen ihnen ſo hoch, daß ſie nur ungern dieſelben in der Vorzeit auf den gleichen menſchlichen Wegen wandeln ſehen, auf denen ſie ſelbſt begriffen ſind. Auch Reinhart ſaß jetzt in nicht angenehmer Ueberraſchung und war ganz roth, da die Laune, in welcher er ſich ſeit zwei Tagen bewegte, ſich gegen ihn ſelbſt zu kehren ſchien. Ein par Mal während der Erzählung des alten Herrn hatte es ihm vorkommen wollen, als ob es ſich um Bekanntes oder Geahntes handle; doch war das vorübergegangen, wie man oft nicht merkt oder nicht erkennt, was einen am nächſten angeht. Zu der ſeltſamen Entdeckung trat ein noch ſeltſamerer Eifer der Selbſtſucht, als er bedachte, wie nahe die Gefahr geſtanden habe, daß ein anderer als ſein Vater die Mama bekommen hätte, und was wäre alsdann aus ihm, dem Sohne geworden? Und was war er jetzt anderes als der Sohn der willkürlichſten Manneswahl einer übermüthigen Jungfrau? Nun, Gott ſei Dank, war es wenigſtens ſeine Mutter und ſein Vater! Es hätte können ſchlimmer ausfallen! Wie denn ſchlimmer, du Dummkopf? Gar nicht wäre es dann ausgefallen!

Dergleichen Gedanken fuhren ihm in raſcher Folge durch den Sinn, bis er die Augen aufſchlug und ſah, wie Lucie behaglich in ihrem Gartenſtuhle lehnte, die Arme übereinander gelegt und die Augen in voller Heiterkeit auf ihn gerichtet hielt. Das ganze Geſicht war ſo heiter, wie der Himmel, wenn er vollkommen wolkenlos iſt.

„Tröſten Sie ſich mit dem Evangelium,“ ſagte ſie, „wo es heißt: Ihr habt mich nicht erwählet, ſondern ich habe euch erwählet!“

„Schönſten Dank für den Rath!“ erwiderte Reinhart, durch den Sonnenſchein in ihren Augen zum Lachen verführt; „ich begreife und würdige durchaus die Genugthuung, die Ihnen die Erzählung des Herrn Oberſt verſchafft! Daß ich in meinem eigenen Papa geſchlagen würde, hätte ich allerdings nicht geglaubt!“

„Wie undankbar! Seien Sie doch ſtolz auf Ihren Herrn Vater, der meinen ſo vortrefflichen Onkel hier beſiegt hat! Wie vortrefflich muß er ſelbſt ſein! Ich bin wahrlich ein bischen verliebt in ihn nur vom Hörenſagen! Iſt er noch ſo hübſch blond?“

„Er iſt ſchon lange grau, aber es ſteht ihm gut.“

„Und die Mutter?“ warf jetzt der Oberſt dazwiſchen, „iſt ſie auch grau, oder noch ſchwarz und ſchlank wie dazumal?“

„Dunkelhäuptig iſt ſie noch und ſchlank auch, aber nur dem Geiſte nach; ich glaube nicht, daß ſie jetzt noch durch das Ofenloch und zwiſchen Bett und Wand hervorſchlüpfen könnte.“

„Ich möchte ſie doch nochmals ſehen und den Mannelin auch“, ſagte der Oheim Lucien's mit weicher Stimme. „Ich fühle mich ganz verſöhnlich und verzuckert im Gemüth!“

„Und mich empfehlen Sie wol gütigſt der Mama, wenn Sie ihr ſchreiben?“ ſagte das Fräulein mit einem anmuthigen Knicks; „oder werden Sie nichts von Ihrer kleinen Reiſe und den hieſigen Ereigniſſen ſagen?“

„Ich werde es gewiß nicht unterlaſſen, ſchon weil ich trachten muß, den Herrn Oberſt und vielleicht auch die Nichte mit gutem Glück einmal hinzulocken, wo die Eltern wohnen.“

„Das thun Sie ja! Sie werden auch ſicher gelegentlich hören, daß wir unverſehens dort geweſen ſind, nicht wahr, lieber Onkel?“

„Sobald ich wieder feſt auf den Füßen bin,“ rief dieſer, „werden wir die lang geplante Reiſe machen und alsdann die alten Freunde im Vorbeigehen aufſuchen.“

„Jetzt fällt mir erſt ein,“ ſagte Reinhart, „daß unſer ſeit mehr als dreißig Jahren neuerbautes Landhaus an der Stelle des alten Gebäudes ſtehen wird, das die Großeltern Morland gekauft hatten! Da können Sie auch darin rumoren, wenn Sie kommen, Fräulein Lucie!“

„Sobald ich in zwei Männer zugleich verliebt bin, werde ich mir damit helfen!“ erwiderte ſie ausweichend, und Reinhart bereute ſein unbedachtes Wort; wenn eine feine Seele auf nachtwandleriſchem Pfade einer neuen Beſtimmung zuſchreitet und aus ſich ſelbſt freundlich iſt, ſo darf man ſie nicht mit zutäppiſchen Anmuthungen aufſchrecken.

Der heitere Glanz ihres Geſichtes war zum Theil erloſchen, als die kleine Geſellſchaft ſich jetzt erhob. Reinhart ſprach von ſeiner Abreiſe, ſowol aus Schicklichkeit als in einer Anwandlung von Kleinmuth, und erbat ſich Urlaub, um die nöthigen Anſtalten zu treffen. Der alte Herr widerſetzte ſich.

„Sie müſſen wenigſtens noch einen Tag bleiben!“ rief er; „an den par Stunden, die ich mit Ihnen zugebracht, habe ich vorläufig nicht genug, und über das Zukünftige ſprechen wir noch weiter. Das unverhoffte Vergnügen, an meine jungen Tage wieder anzuknüpfen, laſſe ich mir nicht ſo leicht vereiteln!“

„So plötzlich wird Herr Reinhart nicht gehen können“, ſagte jetzt Lucie; „denn ſein Pferd iſt in der Frühe mit unſeren Pferden auf die Weide hinauf gelaufen und ſoll dort drollige Sprünge machen. Es kann alſo heute Niemand weder fahren noch reiten bei uns, es müßte denn ſtrenger Befehl ergehen, die Thiere heimzuholen.“

„Nichts da!“ verſetzte der Oberſt; „dem armen Leibpferd iſt es auch zu gönnen, wenn es einen guten Tag hat. Jetzt will ich mich für eine Stunde zurückziehen und ſehen, ob meine Zeitungen angekommen ſind. Soll ich Ihnen auch welche ſchicken, Sohn Hildeburg's?"

„Zeitungen werden für Ihre angegriffenen Augen ſchwerlich gut ſein", ſagte Lucie; „wenn Sie leſen wollen, ſo holen ſie ſich lieber irgend ein altes Buch mit großem Druck, Sie wiſſen ja wo, und bleiben Sie dort im kühlen Schatten oder gehen Sie damit unter die Bäume! Ich muß jetzt leider ein bischen nach der Wirthſchaft ſehen!"

Luciens Sorge für ſeine Augen, deren Zuſtand er beinahe ſelbſt vergeſſen hatte, that ihm ſo wohl, daß er ſich ohne Widerrede fügte und nach ihrem Bücher- und Arbeitszimmer ging, nachdem die drei Perſonen ſich getrennt. Er griff das erſte beſte Buch, ohne es anzuſehen, von einem Regale herunter, und da es in dem Zimmer ihm nicht ganz geheuer dünkte, begab er ſich in den Vexierwald hinaus, durch welchen er hergekommen war. Dort bemächtigte ſich ſeiner immer mehr ein gedrücktes Weſen, das ſich zuletzt in dem Seufzer Luft machte: Wär' ich doch in meinen vier Wänden geblieben! Nicht nur die vernommene Kunde von den ganz ungewöhnlichen Jugendthaten ſeiner Mutter, die Anweſenheit eines Liebhabers und Rivalen ſeines Vaters, ſondern auch der ungebührlich wachſende Eindruck, den Lucie auf ihn machte, verwirrten und verdüſterten ihm das Gemüth. Das waren ja Teufelsgeſchichten! Der Verluſt ſeiner goldenen Freiheit und Unbefangenheit, der im Anzuge war, wollte ihm faſt das Herz abdrücken. Man ſieht ja, dachte er, welchen Werth ſie darauf legen, obenauf zu ſein! Da lob' ich mir die ruhige Wahl eines ſtillen, ſanften, abhängigen Weibchens, das uns nicht des Verſtandes beraubt! Aber freilich, das ſind meiſtens ſolche, die roth werden, wenn ſie küſſen, aber nicht lachen! Zum Lachen braucht es immer ein wenig Geiſt; das Thier lacht nicht!

Auf dieſe Art brachte er die Zeit zu, und als er in das Haus zurückkehrte, traf er zum Ueberfluſſe die Pfarrfamilie, welche auf Beſuch gekommen war, um das Ereigniß gerade ſeiner Erſcheinung weiter zu betrachten und nach der Wirkung zu forſchen, welche dieſelbe unter den großen Platanen am Berge zurückgelaſſen habe. Das Pfarrerstöchterchen erröthete über und über, da er dem Mädchen im blauen Seidenkleidchen die Hand gab, und Lucie, welcher er die Geſchichte erzählt hatte, blickte ihn mit heller Schadenfreude an, die aber in ihren Augen ſo gutartig und ſchön war, wie in andern Augen das wärmſte Wohlwollen. Ueber dieſem Beſuche verging der Tag in anhaltendem Geräuſch und Geſpräch; die Pfarrleute duldeten nicht, daß man ſie eine Minute ohne Rede und Antwort ließ, oder ſich einer Zerſtreuung hingab. Da der Oberſt ſich auf Grund ſeiner ſchlechten Geſundheit zeitig unſichtbar machte und Lucie das Töchterlein mehrmals entführte, um ihr allerlei Anpflanzungen zu zeigen, blieb Reinhart zuletzt allein übrig, den Eltern Stand zu halten, und als gegen Abend die Familie mit ihrer Kutſche abgefahren war, ſchien eine Mühle abgeſtellt zu ſein.

„Ich bewundere Ihre Geduld,“ ſagte Lucie, als ſie nun allein waren, „mit der Sie den guten Leuten zugehört und Beſcheid gegeben haben.“

„Hab' ich denn wirklich ſo geduldig ausgeſehen?“ fragte Reinhart verwundert; er hatte nicht das beſte Gewiſſen, weil er die guten Menſchen innerlich dahin gewünſcht, wo der Pfeffer wächſt.

„Vortrefflich haben Sie ausgeſehen! Glauben Sie nur, man iſt immer etwas beſſer, als man es Wort haben will! Zur Belohnung ſollen Sie eine gute Taſſe Thee bekommen und meine Mädchen wieder ſpinnen ſehen! Wein gebe ich Ihnen nicht mehr; denn Sie haben bei Tiſche ſchon etwas mehr in den heimlichen Zorn hinein getrunken, als für Ihre Augen gut war.“

„Nun ſoll ich doch wieder zornig geweſen ſein?“

„Ja freilich! Um ſo rühmlicher iſt die nachherige Selbſtbeherrſchung und Geduld!“

Als es dunkel und der Thee getrunken war, nahmen die Mädchen wirklich ihre Rädchen und ſpannen noch eine Stunde. Das Schnurren, ſowie das zwangloſe und friedliche Geſpräch, das man zuweilen wie zum Spaße beinahe ausgehen ließ, um es doch gemächlich wieder anzubinden, beruhigten vollends die aufgeregten Geiſter in Reinharts Bruſt, ſo daß er zuletzt ſich häuslich mit der Lampe beſchäftigte, die nicht hell brennen wollte, und dabei plauderte, indeſſen Lucie ihm vergnüglich zuſchaute.

In guter Laune zog er ab, als Alles zu Bett ging, und nahm vermuthlich aus Verſehen das Buch mit, das er aus Luciens Zimmer geholt und bis jetzt noch nicht aufgeſchlagen hatte. Erſt auf ſeinem Gaſtzimmer that er es und ſah, daß es eine Geſchichte von Seefahrten und Eroberungen des ſiebzehnten Jahrhunderts war. Das Buch mußte ſeiner Zeit fleißig geleſen worden ſein, da es zum zweiten Male gebunden worden. Denn viele Blätter klebten von der Farbe des bunten Schnittes zuſammen, und als Reinhart zwei ſolche von einander löſte, lag ein Blättchen altes Papier dazwiſchen mit vergilbter Schrift bedeckt. An einem Junimorgen des Jahres 1732 ſchrieb eine Dame in franzöſiſcher Sprache an eine andere: „Liebſte Freundin! Leſen Sie die artige kleine Geſchichte, die ich hier angeſtrichen habe! Guten Tag! Ihre getreue Freundin J. Morgens 9 Uhr.“ Dies Briefchen mußte der Buchbinder, der den neuen Einband gemacht, nicht geſehen haben, denn es war mit eingebunden und ſeither von keinem Auge mehr erblickt worden. Daneben war in der That eine halbe Seite des Buchtextes mit Rothſtein angeſtrichen, der ſich auch auf dem gegenüberſtehenden Blatte abgedruckt hatte, ſo daß Reinhart nicht wußte, welche der beiden bezeichneten Stellen galt. Dennoch wunderte ihn, was an jenem Junimorgen vor hundert und zwanzig oder mehr Jahren die verſchollene Dame ſo piquirte, daß ſie das Buch der Freundin ſchickte. Er las daher auf beiden Seiten und fand eine allerdings ſeltſame Heirathsanekdote, die ohne Zweifel das war, was die zwei Damen beſchäftigt hatte. Das Hiſtörchen gefiel auch Reinharten, und weil er doch keinen Schlaf verſpürte, ſpann und melte er den größten Theil der Nacht hindurch das Geſchichtchen aus und nahm ſich vor, es vorzutragen, ſofern nochmals eine Erzählerei ſtattfinden ſollte. Es ſchien ihm nämlich prächtig zur Abwehr gegen die Ueberhebung des ebenbürtigen Frauengeſchlechts zu taugen.

Elftes Capitel.

Don Correa.

Wie wenn ſie Reinhart's Vorſatz und Vorbereitung gekannt hätte, ſagte Lucie am Morgen, als die drei Perſonen wieder unter den Platanen am Brunnen ſaßen: „Heute werden wir leider die Zeit ohne Geſchichtserzählungen verbringen müſſen, wenn der Onkel nicht dennoch eine zweite Hildeburg erfahren hat oder Herr Ludwig Reinhart noch eine dritte Treppenheirath kennt.“

„Behüt' uns Gott“, lachte und murrte der Onkel durcheinander, „vor einer zweiten Schmach jener Art. Ich hatte ein für allemal genug!“

„Und was mich betrifft,“ nahm Reinhart das Wort, „ſo kenne ich einen dritten Fall von der Treppe herrührender Vermählung freilich nicht, dafür aber einen Fall, wo ein vornehmer und ſehr namhafter Mann ſeine namenloſe Gattin buchſtäblich vom Boden aufgeleſen hat und glücklich mit ihr geworden iſt!“

„Wie herrlich!“ rief Lucie fröhlich lachend, weniger aus Muthwillen als vor Vergnügen und Neugierde, zu erfahren, was jener abermals vorzubringen wiſſe. „Am Ende“, fügte ſie hinzu, „gerathen Sie noch zu der Geſchichte des heiligen Franz von Aſſiſi, der die Armuth ſelbſt geheirathet hat! Oder Sie ſind ſogar eine Art Reiſeprediger für Verheirathung armer Mädchen? Fangen Sie an!“

„Ohne Verzug!“ ſagte Reinhart, indem er ſich räuſperte und begann:

* * *

Wir ſprechen von dem portugieſiſchen Seehelden und Staatsmanne Don Salvador Correa de Sa Benavides, der ſchon in jungen Jahren ſo thatenreich geweſen, daß er bereits damals den Haß der Neider erfuhr, während die Jugend ſonſt von dieſem Uebel verſchont zu bleiben pflegt. Denn ältere Männer müſſen ſchon ſehr traurige Geſellen werden, bis ſie Jünglinge oder Frauen wegen eines Erfolges beneiden. Den Jünglingen ſelbſt aber iſt das Laſter meiſtens noch unbekannt, oder es nimmt in ihnen wenigſtens die edlere Geſtalt eines fruchtbaren Wetteifers an.

Zu einer ſolchen Zeit neidiſcher Verfolgung legte Don Correa den vom Jugendgrün bekleideten Commandoſtab nieder und ſtieß den Degen in die Scheide, und um die Muße nicht ganz ungenutzt vorübergehen zu laſſen, gedachte er zum erſten Male der Freuden der Liebe und hielt dafür, da es doch einmal ſein müſſe, es wäre jetzt am Beſten, auf die Lebensgefährtin auszugehen, ehe die Tage der Arbeit und des Kampfes zurückkehrten. Nachher ſei dieſe Sache abgethan.

Nun bewog ihn aber ſein Selbſtgefühl, vielleicht der erlittenen Beleidigung wegen und auch in der Meinung, eine um ſo treuere und ergebenere Gattin zu erhalten, dieſelbe als ein gänzlich unbekannter und ärmlicher Menſch zu ſuchen und zu erwerben, ſo daß er ſie mit Verheimlichung von Namen, Rang und Vermögen ſozuſagen nur ſeiner nackten Perſon verdanken würde. Er ſchiffte ſich alſo zu Rio de Janeiro, wo er Gouverneur geweſen, in aller Stille, nur von einem Diener begleitet, ein und begab ſich nach Liſſabon. Dort wohnte er unbemerkt in einem entlegenen Gemache ſeines Palaſtes und ging nur verkleidet aus, in die Theater, die Kirchen und auf die öffentlichen Spaziergänge, wo es ſchöne Damen aus der Hauptſtadt und aus den Provinzen zu ſehen gab. Lange wollte ſich nichts zeigen, was ihm beſonders in die Augen geſtochen hätte, bis er eines Abends bei irgend einem der öffentlichen Schauſpiele eine junge Frau ſah, deren Schönheit und Benehmen ihm auffielen. Sie war weder groß noch klein zu nennen und vom Kopfe bis zu den Füßen ſchwarz gekleidet, den ſteifen weißen Ringkragen ausgenommen, der nicht nur dem ſtrengen, wohlgeformten Geſichte mit ſeinem blühweißen Kinn, ſondern auch den dicken ſchwarzen Lockenbündeln zu beiden Seiten als Präſentierteller diente. Von der Bruſt glühte ein par

Mal, wenn die Dame ſich regte, das dunkelrothe Licht eines Rubins auf; die Bruſt ſelbſt zeugte von einem normalen und geſunden Körperbau, desgleichen die in den Händen und Füßen erſichtliche Ebenmäßigkeit.

Dieſe Dame ſaß auf einem Lehnſeſſel in der vorderſten Reihe; rechts und links von ihr hockten auf dreibeinigen Stühlchen ein Stallmeiſter und ein Geiſtlicher, hinter dem Seſſel ſtand ein Page, und ganz zuletzt hockte noch eine Kammerfrau auf einem Schemel. Alle dieſe Perſonen verhielten ſich ſo ſtill und ſteif wie Steinbilder und wagten kein Wort, weder unter ſich noch mit der Herrin zu ſprechen, wenn dieſe nicht einen leiſen Wink gab. Merkwürdig ſchien beſonders der Stallmeiſter, welcher, den hohen Spitzhut auf den Knieen haltend, mit furchtbarem Ernſte daſaß. So fadenſcheinig ſein ergrauter und umfangreicher Schädel war, reichten doch die langgezogenen Silberfäden hin, nicht nur auf der Mitte der Stirne eine feſt in ſich zuſammengerollte Seeſchnecke zu bilden, die von keinem Sturme aufgelöſt wurde, ſondern auch noch beide bartloſe Wangen mit zwei ſauber gekämmten Backenbärtchen zu bekleiden, welche allnächtlich ſorgſam gewickelt und hinter die Ohren gelegt wurden. Dafür war das aufwärts gehörnte Schnurrbärtchen von echtem, ſteif gewichstem Bartwuchſe. Der Anblick konnte für närriſch gelten; doch Don Correa wußte ſchon aus Erfahrung, daß dergleichen komiſche Pedantismen an untergebenen Beamten und Dienern meiſt auf Ordnungsſinn und pünktliche Pflichterfüllung rathen laſſen; denn um einen alten Kopf mit ſolcher Künſtlichkeit täglich aufzuſtutzen, muß ein armer Teufel, der nicht ſelbſt bedient wird, früh aufſtehen und ſich an geregeltes Leben gewöhnen, das allen ſeinen Verrichtungen zugut kommt. Uebrigens ging die Sage, das knappe Wams des Stallmeiſters ſei aus einer alten Mohrſchleppe der Dame geſchnitten.

Was den geiſtlichen Herrn betrifft, ſo bot derſelbe durchaus nicht den Anblick eines verwöhnten oder herrſchſüchtigen Beichtvaters, ſondern ſah eher einem eingeſchüchterten, kurz gehaltenen Hofmeiſterlein gleich, und er hielt, während er mit halb niedergeſchlagenen Augen die Weltlichkeiten des Schauſpiels wahrnahm, mit zagen Händen ſeinen flach gerollten Hut auf dem Schoße, als ob es eine Schüſſel voll Waſſer wäre.

Von dem kleinen Pagen guckte nur das weiße ſpitzige Geſichtchen nebſt einem blutrothen Wamsärmel hinter der Stuhllehne hervor, und von der Kammerfrau vollends ſah man erſt, als ſie aufſtand, daß ſie ebenfalls einen hochrothen Rock, irgend eine rothe Kopftracht und ein Korallenhalsband trug. Die Dame ſchien ſich demnach nur in ſchwarz und roth zu gefallen.

Während ſie ſo unbeweglich und halb gelangweilt dem Spektakel beiwohnte und ſelten über etwas lächelte, ging dann und wann irgend ein Cavalier einzeln oder mit andern, die noch Platz ſuchten, an ihr vorbei und grüßte ſie höflich, wechſelte auch wol ein par Worte mit ihr, den Hut in der Hand. Sie blickte aber keinem entgegen, der ſich nahte, und keinem nach, wenn er weiter ging, ſondern grüßte nur mit überaus feiner Kopfneigung und holdſeliger Bewegung der Lippen, welche den Don Salvador geheimnißvoll reizte, ſo ernſt, ja ſtarr auch der Mund gleich nachher wieder verharrte.

Er fragte, in der Menge der geringen Bürger verborgen, einige Nachbarn nach dem Namen der vornehmen Frau; es konnte aber Keiner Auskunft geben, weil ſie wahrſcheinlich eine Fremde ſei. Da er aber mit jedem Augenblicke von der ſchönen und eigenthümlichen Erſcheinung mehr eingenommen wurde und jedenfalls wiſſen wollte, wen er vor ſich habe, ſo blieb ihm nichts anderes übrig, als das Ende abzuwarten und zu ſehen, wohin die Dame mit ihrem Gefolge ſich begeben würde. Er ſtellte ſich daher zeitig an den Ausgang, durch welchen die Herrenleute ſich entfernten, und wartete geduldig, bis die Unbekannte in der gemächlichen Proceſſion erſchien, mit welcher die Grandezza ſich fortbewegte, um die bereitſtehenden Kutſchwagen, Pferde, oder Maulthiere zu beſteigen.

Für die Fremde wurden drei prächtig geſchirrte Maulthiere bereit gehalten. Das erſte beſtieg ſie ſelbſt mit Hülfe des Stallmeiſters, das zweite dieſer mit dem Pagen hinter ſich, das dritte der junge Prieſter, hinter welchem die Kammerfrau Platz nahm, ſich feſt an ihm haltend, ſodaß als das herumſtehende Volk ſich an dem Anblick beluſtigte, das Pfäffchen ſchämig erröthete. Ein Läufer mit Windlicht ging voran, worauf die drei Thiere eines dem andern folgten und in einiger Entfernung Don Correa den Schluß machte. Der kleine Zug bewegte ſich durch Gaſſen und über Plätze, bis er in den Vorhof der Herberge zum „Schiff des Königs“ einbog, in welcher faſt ausſchließlich reiche oder vornehme Reiſende wohnten. Nachdem die Fremde mit ihren Leuten abgeſeſſen und auf den Stiegen, die in die oberen Theile des Hauſes führten, verſchwunden war, trat Don Correa in eine Gaſtſtube zu ebener Erde, die von See- und Handelsleuten aller Welttheile angefüllt war. Er ließ ſich in der Ecke zunächſt dem Schenktiſche eine kleine Abendmahlzeit vorſetzen und begann mit der Aufſeherin, die an der Kaſſe ſaß und Geld einnahm, ein zerſtreutes Geſpräch nach Gunſt und Gelegenheit, die beide nicht ausblieben. Denn der Don hatte etwas in ſeinem Geſicht und in ſeinem Weſen, das vielen Weibern ohne Zeitverſäumniß gefiel, obwol er dieſes Vortheiles bis jetzt wenig inne geworden.

Er vernahm alſo, was er nur wünſchen konnte: daß die fremde Dame eine junge Wittwe ſei und Donna Feniza Mayor de Cercal genannt werde. Sie beſitze im Südweſten von Portugal ein kleines Städtchen und großen Reichthum und wohne meiſtens auf einem einſamen Felſenſchloß am Meere; dort lebe ſie ſo eingezogen, daß weiter nichts von ihr geſagt werden könne, und wenn ſie nicht alle Jahre einmal nach der Hauptſtadt käme, um ihre

Geſchäfte zu beſorgen und ihren Leuten einige Zerſtreuung zu gönnen, ſo wüßte man überhaupt nichts von ihr. In Liſſabon mache ſie nur wenige Beſuche und auf ihre Beſitzungen habe ſie noch nie Jemanden eingeladen. Uebrigens ſei ſie muſterhaft religiös und verſäume keinen Morgen die heilige Meſſe; daher beruhe es jedenfalls auf boshafter Verläumdung, wenn hie und da gemunkelt werde, man halte ſie für eine Hexe und ihre Dienerſchaft für ein Häuflein böſer Geiſter.

Als Don Correa hiemit genugſam unterrichtet war, verließ er die Herberge, um andern Tages deſto früher bei der Hand zu ſein. Er verwandelte ſich in einen halbſchwarzen mauriſchen Matroſen und belagerte das Schiff des Königs, bis die Herrſchaft aus der Thüre trat und die Maulthiere beſtieg. Im gleichen Aufzuge wie geſtern, ein Maulthier mit der Naſe am Schwanze des andern, ritt die Dame nach der großen Kathedralkirche und Correa folgte. Da er ſah, daß am Portale niemand bei der Hand war, die Maulthiere zu halten, drängte er ſich hinzu und anerbot, den Dienſt zu leiſten, der ihm vom Stallmeiſter auch übertragen wurde. Der junge Kriegsmann war ſeiner Zeit und Geburt gemäß ein guter Katholik; es gefiel ihm daher ſehr gut, daß die Frau von Cercal ihre Dienerſchaft ſo vollzählig mit in die Meſſe nahm und an dem Segen der Religion theilnehmen ließ, und das Gemunkel von einem Zauberweſen erhöhte unter dieſen Umſtänden eher ſeine Theilnahme, als daß es ihn abſchreckte.

Nach Beendigung des Gottesdienſtes konnte er die Dame nun ganz in der Nähe ſehen und das um ſo ungeſtörter, als ſie keinen Blick weder auf ihn noch auf irgend einen der Umſtehenden warf. Sie erſchien ihm in dieſer Nähe und am hellen Tageslichte noch ſchöner und vollkommener als am vorigen Abend. Er fand in der Eile kaum die Geiſtesgegenwart, das kleine Trinkgeld aus der Hand des Pagen mit der Miene eines dankbaren armen Teufels in Empfang zu nehmen. Alles ging wieder ſo ſtill und feierlich zu, daß der geordnetſte Haushalt, die friedlich anſtändigſte Lebensart in dem Banne dieſer Frau zu walten ſchien. Zuletzt kam die Reihe des Aufſteigens an die einer rothen Siegellackſtange gleichende Kammerfrau, welche der mauriſche Schiffsgeſell dienſtfertig hinter den Rücken des Geiſtlichen hob, und als ihn beim Abreiten der Aufzug doch etwas grotesk anmuthete, ſchrieb er die ſeltſame Sitte der ländlichen Abgeſchiedenheit zu, aus welcher die Dame herkam.

So lange ſie noch in Liſſabon verweilte, ſtrich er in immer neuen Verkleidungen um ſie herum, wenn ſie öffentlich erſchien, was aber nicht mehr manchen Tag dauerte. Und jedesmal, wo er ſie ſah, beſtärkte ſich ſein Entſchluß, Dieſe und keine Andere zu ſeiner Gemahlin zu machen. Daher nahm er, als ſie abgereiſt war, ſeine eigene Geſtalt wieder an, jedoch mit dem Ausſehen eines armen und geringen Edelmannes. Er ſuchte einen abgetragenen braunen Mantel und einen eben ſo mißlichen

Filzhut hervor, gürtete einen Degen um, deſſen Stahlkorb ganz verroſtet war und deſſen lange Klinge einen Zoll unten aus der Lederſcheide hervorguckte, da letztere längſt den metallenen Stiefel verloren hatte. So ausgeſtattet verließ er vor Tagesanbruch ſeinen Palaſt und die Stadt Liſſabon und fuhr mit wenigen ſeiner Leute in der bereit gehaltenen eigenen Barke längs der Seeküſte ſüdwärts, bis er in die Gegend kam, wo die Frau von Cercal hauſen ſollte.

Der Ort, deſſen Namen ſie führte, lag hinter dem Küſtengebirge, das Schloß aber, in welchem ſie wohnte, an dem ſteilen Abhange gegen das Meer hin. Don Correa kreuzte ſo lange auf offener See, bis er ſich vergewiſſert hatte, daß die Donna Feniza wieder dort ſei, und er ſegelte einige Mal ſo nahe vorüber, daß er mit ſeinen ſcharfen Augen die Lage und Bauart erkennen konnte. Dann fuhr er wieder hinaus und wartete einen ſtarken Wind oder wo möglich ein Sturmwetter ab, und als dieſes wirklich eintrat, ſchoß er auf dem wogenden Meere mit vollen Segeln heran, zog ſie ein wie ein ſtrandender Schiffer und ließ ſich zuletzt, nachdem die Barke weidlich umhergeworfen worden, wie er war, mit ſeinem Degen und dem zuſammengewickelten Mantel auf den klippenreichen Strand ſchleudern, ſo daß er ſich mit Mühe durch die Brandung ſchlug und feſten Fuß gewinnen konnte. Seinen Leuten hatte er ſtrenge befohlen, ſich mit der Barke wieder auf die offene See zu machen und nach

Hauſe zu fahren, ſo bald ſie ſähen, daß er das Ufer erreicht habe. Das thaten ſie denn auch und wußten mit ebenſoviel Kühnheit als Geſchicklichkeit das dem Untergange nahe Fahrzeug, welches man vom Land aus ſchon verloren glaubte, zu wenden und die hohe See zu gewinnen, wo man es bald aus den Augen verlor.

Don Salvador Correa erklomm den ſchmalen Strandweg und begann einen ſteilen Staffelpfad hinanzuſteigen, der hinter Felſen und Gebüſch halb verſteckt in die Höhe führte. Als er einige Dutzend Stufen zurückgelegt, kam ihm ein Knabe entgegen, welcher der ihm ſchon bekannte Page der Schloßfrau war. Man hatte oben des Fahrzeuges Kampf mit dem Unwetter beobachtet, jedoch nicht ſehen können, was zunächſt dem Lande vorging, weshalb die Frau den Pagen heruntergeſandt, damit er Kundſchaft hole. Don Correa fragte den Knaben, wo und auf weſſen Gebiet er ſich befinde, und gab ihm mit wenigen Worten zu verſtehen, daß er geſtrandet und ohne Obdach ſei, worauf der Kleine ihm verdeutete, er möchte warten, bis er hinaufgelaufen ſei und mit den Befehlen der Herrin zurückkomme. Zugleich zeigte er dem Fremden eine natürliche Grotte, welche auf einem kleinen Abſatz in den Fels hineinging und eine Ruhebank enthielt, auch mit einem verſchließbaren Gatter verſehen war. Da die Sonne ſchon wieder durch die zerriſſenen Wolken brach, indeſſen das Meer noch rollte und rauſchte, ſo hing Don Correa ſeinen trieſenden Mantel über das Gatter, damit er trockne, und ſetzte ſich auf die Bank; denn er war von dem Abenteuer ebenſo erſchöpft, wie wenn er unfreiwillig geſtrandet wäre. Indem bemerkte er lächelnd die zahlreichen Mottenlöcher, die in den dunkeln Mantel gefreſſen waren und nun, da die Nachmittagsſonne dahinter ſtand, wie ein Sternhimmel ſchimmerten. Drei ſolcher Löcher ſtanden ſo ſchön in einer Reihe, daß ſie prächtig den Gürtel des Orion vorſtellten, einige andere zeigten ziemlich genau das Sternbild der Caſſiopeia, zweie ſtanden ſich wie die Geſtirne der Waage gegenüber, und eine Menge einzelner Löchlein ließen ſich je nach ihrer Stellung und Entfernung von einander von einem Kundigen ſo oder anders benennen. Weil aber manche davon noch von Waſſertropfen wie mit kleinen Glaskügelchen verſchloſſen waren, ſo ſchimmerten ſie in den Sonnenſtrahlen bläulich oder röthlich, und Don Correa, der ein Sternkenner und Aſtrologe war, betrachtete die Erſcheinung ſogleich mit Aufmerkſamkeit als ein bedeutſames Spiel des Zufalls. Er brachte unverweilt eine Conſtellation zuſammen, in welcher ihm das Venusgeſtirn glückverheißend zu glänzen ſchien.

Er war in dieſen Anblick und die dazu gehörigen Gedanken ſo vertieft, daß er leichte Schritte, die ſich näherten, nicht hörte, und daher höchlich erſtaunte, als der Mantel unverſehens von einer Hand zurückgeſchoben und ſtatt des Planeten Venus die ganze Geſtalt der Donna Feniza Mayor de Cercal ſichtbar wurde, hinter welcher der Knabe ſtand.

Correa erhob ſich indeſſen mit ritterlicher Haltung und bat um Verzeihung, daß er keinen Hut abnehmen könne, weil das Meer ihm den ſeinigen geraubt habe. Aber noch mehr wurde er überraſcht, als die in Liſſabon ſo ſpröd und einſilbig geweſene Frau ihn jetzt mit großen Augen und unverkennbarem Wohlgefallen anſchaute und mit feſter wohltönender Stimme fragte, woher er komme und woher er ſei.

Und von ihrer Schönheit von Neuem betroffen, war er kaum im Stande, das zurechtgezimmerte Märchen von ſeinem widrigen Schickſal als armer Edelmann, der ſein Glück in weiter Welt zu ſuchen gezwungen und an dieſem Ufer elendiglich geſtrandet und im Stiche gelaſſen worden ſei, mit einigem Zuſammenhange vorzubringen. Um ſo beſſern Eindruck ſchien er aber zu machen. Die Frau ſetzte ſich ſtatt ſeiner auf die Bank, und als ſie im weiteren Verlaufe des Geſpräches wahrnahm, daß der Fremde nach ſeinem ganzen Weſen ein junger Mann von Stand, Lebensart, Geiſt und Entſchloſſenheit ſein müſſe, lud ſie ihn höflich ein, Platz neben ihr zu nehmen und ſich auszuruhen, und ſchloß damit, ihm die wünſchenswerthe Hülfeleiſtung und Gaſtfreundſchaft auf ihrer Burg anzubieten. Ein Hut werde ſich ohne Zweifel auch aufbringen laſſen, fügte ſie bei, als ſie ſchon auf dem engen Steige voran ging, während der ſchiffbrüchige Cavalier mit ſeinem Mantel folgte und der Page als der letzte die Staffeln erkletterte.

Einige Tage ſpäter trug der glückliche Abenteurer nicht nur einen neuen Hut, ſondern noch verſchiedene andere ſchöne Kleidungsſtücke, welche die Donna ihm geſchenkt; nur den alten Mantel mit dem Sternhimmel hatte er noch umgeſchlagen, als er mit ihr den Staffelweg hinunter ſtieg, um an dem einſamen Strande ſpazieren zu gehen. Die Sonne gab aber ſo warm, daß das ſehr hübſche Paar bald einen Schatten ſuchte und jene Grotte betrat. Hand in Hand ſaßen ſie auf der Steinbank, und als die Sonne tiefergehend auch hier eindrang, hingen ſie ſcherzend den Mantel vor den Eingang und betrachteten die von den Motten geſchaffenen Sternbilder.

Noch nie haben Sterne der Armuth ein ſchöneres Glück beſtrahlt! flüſterte Correa und legte den Arm um die ſchlanke Frauengeſtalt. Sie deutete mit dem Finger auf ein etwas größeres Loch, das vielmehr wie ein kleiner Riß ausſah:

Hier glänzt ſogar eine Mondſichel unter den Sternlein, gleich dem Hirten unter den Schäfchen, wie die Dichter ſagen!

Das iſt nicht von den Motten, ſondern ein verjährter Degenſtich! erwiderte Correa. Sie wollte wiſſen, woher der Stich rühre, und er erzählte, wie er als junges Studentchen einſt ſich ſeiner Haut habe wehren müſſen, als er nächtlicher Weile einem unter dem Hauſe einer Schönen plärrenden Ständchenſinger im Vorbeigehen ein „Halt's Maul!“ zugerufen habe. Denn von Frauenliebe ſei ihm ſehr wenig bewußt und das katermäßige Miaulen an allen Straßenecken höchſt widerwärtig geweſen. Nur der Mantel, den er mit der linken Hand vorgehalten, habe den Stoß des ergrimmten Lautenkratzers abſchwächen können. Deſſen ungeachtet habe er noch ziemlich geblutet.

Ob er jetzo wirklich ernſthaft zu lieben verſtehe? fragte Feniza Mayor und küßte ihn, eh' er zu antworten vermochte.

So ging es den einen wie den andern Tag, bis die ſonſt ſo gemeſſene und ſtolze Dame von Cercal gänzlich bethört und in Leidenſchaft verloren war, und Don Correa fand weder Zeit noch Gedanken, über das Wunder ſich zu verwundern, da er ſelbſt in hitziger Verliebtheit gefangen ſaß; kurz es war nicht zu ergründen, welches von Beiden das Andere in ſo kurzer Zeit verführt und verwandelt habe. Da blieb es denn, weil nichts ſie hinderte, nicht aus, daß ſie ſich zuſammen verlobten und die Hochzeit vorbereiteten, die in aller Eile vor ſich gehen ſollte.

Donna Mayor fragte kaum, woher er ſtamme und gab ſich mit dem Märchen zufrieden, das er ihr aufband, in der Meinung, eines Tages als der vor ſie hinzutreten, der er war. Um ſo unbefangener gab er ſich jetzt dem Vergnügen hin, von ihrem Liebeseifer ſich kleiden, ſpeiſen und tränken und liebkoſen zu ſehen, da er hieraus die Ueberzeugung ſchöpfte, daß er ſo viel Gunſt nur ſich allein verdanke.

Die Hochzeit wurde im Palaſte der kleinen Stadt

Cercal gefeiert, die hinter dem Berge lag. Das zu Pferde über den Berg ziehende Hochzeitsgeleite glänzte und ſchimmerte weithin und verkündete, daß die ſchöne Feniza Mayor ſich zum zweiten Male verehelichte; doch war eigentlich Niemand fröhlich, als ſie und der Bräutigam. Der merkte aber von Allem nichts und freute ſich nur auf den Glanz, mit welchem er einſt ſeine Braut überraſchen wollte, wenn die Zeit des Glückes und der Macht zurückgekehrt ſein werde. Einzig in der alten Kirche fiel nach geſchehener Trauung ihm ein ſeltſamer Anblick auf. An dem Grabmale des erſten Mannes der Donna Feniza, das an einem Mauerpfeiler errichtet war, lehnte die dürre blaßgelbliche Kammerfrau in ihrem blutrothen Sonntagskleide und warf einen düſter glimmenden Blick auf den blühenden Don Correa. Sie ſtand bei den Leuten in dem Verdachte, jenen häßlichen und ältlichen Gemahl, von welchem der größte Theil des Reichthums herſtammte, im Schlafe aus der Welt geſchafft, auch noch andere Dinge verübt zu haben, die ihre ſchöne Herrin ihr geboten. Doch vergaß Correa, der hievon nichts wußte, den unheimlichen Blick bald wieder.

Etwa ein halbes Jahr lang lebte man nun wie auf der Inſel der Kalypſo, bis der Thatendurſt des Salvador Correa endlich mit doppelter Gewalt wieder erwachte und ihn nicht länger ſo weichlich dahin leben und träumen ließ. Er hatte ſchon geheime Winke erhalten, daß die Regierung ſich ſeiner zu bedienen und trotz ſeinen

Feinden ihn mit erhöhtem Anſehen zu bekleiden wünſche, weshalb er es an der Zeit fand, nach Liſſabon zu reiſen und die Verhältniſſe herzuſtellen. Aber noch ſollte die Frau nicht wiſſen, um was es ſich handle, ſondern erſt nach verrichteten Dingen mit ihm in ſeinen Palaſt einziehen. Er theilte ihr daher lediglich mit, daß er eine Reiſe in nothwendigen Geſchäften vorhabe, und da ſie hierüber feuerroth im Geſichte wurde, achtete er nicht ſehr darauf, ſtreichelte ihr die flammenden Wangen und begab ſich in den Stall, um die Pferde auszuſuchen für ihn und einen Reitknecht. Allein es kam der Stallmeiſter herbei, fragend, was zu ſeinen Dienſten ſtände, und als Don Correa die zwei Pferde bezeichnete, die man ihm ſatteln ſolle, zog der Stallmeiſter ehrerbietig ſein ledernes Hauskäppchen, machte einen ſteifen aber tiefen Bückling und ſagte höflich, die Pferde gehörten ſeiner gnädigen Donna und er werde nicht verfehlen, ungeſäumt ihre Willensmeinung einzuholen. Hierauf richtete er ſich wieder in die Höhe, worauf Correa dem Alten, den er aufmerkſam betrachtet, eine Ohrfeige gab und ihn aus dem Stalle warf, nicht ſowohl aus Rohheit, als aus angeborner Matrimonial-Politik, die in dieſem erſten Falle ihm ungeſucht zu Gebote ſtand, ſo wenig er auch auf dem Gebiete ſchon erfahren war. Sodann befahl er einem Knechte mit harter Stimme und ſtrengem Blicke, die Pferde zu ſatteln und ſich ſelber zur Abreiſe bereit zu machen, worauf er wieder in den Saal hinauf ging, geſtiefelt und geſpornt und den alten Mantel um die Schultern geſchlagen.

Im Augenblicke ſeines Eintretens ſtand die Donna des Hauſes leichenblaß und ohne alle Faſſung, ſo unvorbereitet war ſie, irgend etwas zu ſagen oder zu thun. Bei ihr ſtanden der Stallmeiſter, der ſein zerſtörtes Ammonshorn auf dem Schädel mit der Hand bedeckte, und die Kammerfrau. Correa, der immer in der beſten Meinung lebte und arglos guter Laune war, umarmte die Frau zum Abſchied und theilte ihr beiläufig mit, er habe den Stallmeiſter, der ihm als dem Herren nicht gehorchen wolle, ſoeben aus dem Dienſte gejagt, und da es in Einem hinginge, ſo entlaſſe er auch die rothröckige Kammerdame, deren Geſicht ihm nicht gefalle. Beide Perſonen wünſche er bei ſeiner Rückkunft nicht mehr zu treffen und werde für anſtändige und ihm genehme Leute ſorgen.

Niemand regte ſich oder erwiderte ein Wort. Auf der ſteinernen Wendeltreppe, die er nun hinabſtieg, drückte ſich der Page mit feindſeligem Blick in eine Ecke. Geh' hinauf zur Frau, rief er ihm zu, und ſag' ihr, ich hätte Dich auch fortgejagt! Sollte ich Dich noch ſehen, wenn ich wiederkomme, ſo werf' ich Dich aus dem Fenſter! Wie eine Spinne rannte der Page treppan.

Im Thorwege ſtanden die Pferde geſattelt und der Reitknecht im Reiſekleid dabei. Er benahm ſich aber ſo zögernd und verdrießlich, daß der Herr den Widerwillen gut bemerkte, mit welchem auch dieſer Dienſtbote ihm gehorchte. In der That waren ſie kaum einhundert Schritte auf dem Bergpaſſe davon geritten, ſo ertönte eine ſchrille Pfeife aus dem Thurmfenſter; der Knecht hielt erſt eine Weile ſtill, wandte dann ſein Pferd und ſprengte verhängten Zügels in die Burg zurück.

Steh'n wir ſo? ſagte Don Correa bei ſich ſelbſt, als er die Flucht des Burſchen bemerkte. Anſtatt denſelben zu verfolgen, ſetzte er aber ſeinen Weg fort, da er ſich lieber allein behelfen als ſolchen Dienern anvertrauen wollte. Im Uebrigen beluſtigte ihn die Sache eher, als ſie ihn ärgerte, und faſt bedünkte es ihn, es ſei kurzweiliger, ein Weibchen zu beſitzen, wo ſich ein bischen Pfeffer und Salz daran finde, ſtatt lauter Honig.

Die Angelegenheit in Liſſabon erledigte ſich nach Wunſch. Er wurde zum Vice-Admiral ernannt und Jedermann wollte, da er jetzt öffentlich auftrat, ſein beſter Freund ſein. Doch rüſtete er ſich ſofort zur Abreiſe, da er von der Regierung den Auftrag hatte, mit drei großen Kriegsſchiffen nach Braſilien zu gehen und die dortigen Geſchäfte vor der Hand zu übernehmen.

Das Admiralſchiff ließ er zur Aufnahme einer vornehmen Dame einrichten und aus ſeinem Familienpalaſte jede Bequemlichkeit und ſtattliches Geräthe hintragen. Auch koſtbare Geſchenke aller Art kaufte er ein, welche er der Gemahlin bei ihrer Ankunft auf dem Schiffe zu überreichen und ſo das von ihr Empfangene reichlich zu erwidern dachte. Denn er hatte beſchloſſen, mit dem Geſchwader bis auf die Höhe ihres Küſtenſitzes zu fahren, dort anzuhalten und ſie auf das Schiff abzuholen, wo ſie dann erſt vernehmen ſollte, wer ihr Gemahl ſei.

Die Kunde von dem Auftreten Don Correa's verbreitete ſich im Lande; aber ſo wenig das Publikum etwas von ſeiner Verheirathung wußte, ſo wenig ahnte die Frau von Cercal, daß von ihrem Manne die Rede ſei, wenn ſogar in ihre entlegene Felſenwohnung das Gerücht von dem Glanze des neuen Admirals drang.

Etwa eine Stunde nach Sonnenuntergang, in einer mondloſen Nacht fuhren die drei mächtigen Schiffe heran und ſtellten ſich in gehöriger Entfernung dem Schloſſe gegenüber auf, deſſen Lage der Admiral nicht nur aus den dunklen Formen des Gebirges, ſondern auch den hell erleuchteten Saalfenſtern des Hauptthurmes erkannte. Um die Ueberraſchung möglichſt vollſtändig zu machen, ließ er nur die nothwendigſten Laternen auf den Decks brennen und auch die gegen das Land hin verhüllen. Deſto heller und prächtiger ſtrahlte das Innere des Admiralſchiffes und beſonders die große Kajüte, welche einem fürſtlichen Saale gleich ſah. Eine Tafel war mit Seidenſcharlach und über dieſem mit weißem Leinendamaſt gedeckt; mit ſchwerem Silbergeſchirr und vielarmigen Kandelabern beladen, welche mit vergoldeten Gefäßen voll duftender Blumen ferner Himmelsſtriche abwechſelten, ließ der Tiſch vermuthen, daß er für eine höchſte Ehrenerweiſung zugerüſtet ſei. Vor jedem Gedecke ſtand ein Stuhl mit hoher wappengeſtickter Lehne, der eines vornehmen Gaſtes harrte; längs den mit reichem Zierath bekleideten Wänden unterhielt ſich eine zahlreiche Geſellſchaft in leiſem Geſpräche, und zwiſchen den verſchiedenen Gruppen bewegten ſich wohlgekleidete gewandte Diener, ſowie auch in einem kleineren Gemach zwei Kammerfrauen der Herrin gewärtig waren. Nicht nur die ſämmtlichen Offiziere der drei Kriegsſchiffe, ſondern auch eine Anzahl höherer Staatsbeamten mit ihren Weibern oder Töchtern, welche die Reiſe mitmachten, bildeten die anſehnliche, auf die Löſung des Räthſels begierige Verſammlung.

Um halb zehn Uhr begab ſich Don Correa in ein Landungsboot und ließ ſich an's Ufer führen, nachdem er angeordnet, daß genau um Mitternacht, wo er auf der Rückfahrt begriffen ſei, alle Verdecke erleuchtet, die Raketen ſteigen und die Kanonen der Breitſeiten gelöſt werden ſollten. Er hatte ſich in den alten braunen Mantel gehüllt und einen einfachen Hut aufgeſetzt. Am Ufer ausgeſtiegen, befahl er der Bootsmannſchaft, ruhig ſeiner zu harren, und ſchritt unverweilt den Staffelweg hinauf, den er auch in der Dunkelheit zu finden wußte. Das Burgthor war verſchloſſen; doch ſah er durch Gitterſpalten einen Lichtſchein ſich bewegen und klopfte mit dem Degenknopf zwei Mal an das Thor. Mit einer Laterne vor ſich hinleuchtend, öffnete der abtrünnige Stallknecht den

Thorflügel und ſtarrte dem einſamen Ankömmling in das Geſicht, als ob er den Teufel ſähe.

„Geh vor mir her und leuchte!“ ſagte Don Correa kurz, ohne den Burſchen zweimal anzublicken. Derſelbe gehorchte freilich diesmal dem Befehl; aber er ſprang ſo behende treppauf, daß Correa nicht auf dem Fuße folgen konnte und im Dunkeln tappen mußte. Oben angelangt, ſtieß der Knecht eine Thüre auf und rief mit athemloſer Kehle in das erhellte Gemach hinein: „der Herr iſt da!“

„Wer iſt da?“ ſagte Donna Feniza, die in ihrem Armſtuhle am Nachteſſen ſaß.

„Er, der die Ohrfeigen gibt und uns Andere weggejagt hat oder noch wegjagen wird!“

„O Du Eſel!“ rief die Frau in all' ihrem Reize und ließ zugleich ein kurzes Gelächter läuten, als ſie jetzt dicht hinter dem Burſchen den Admiral ſtehen ſah und wie er ihn an der Schulter bei Seite ſchob.

Dieſer nun ſchaute mit einem völligen Schrecken auf die Scene, wenn bei einem Manne ſeiner Art das Wort angewendet und nicht eher mit dem Ausdruck äußerſtes Erſtaunen zu erſetzen iſt. Am runden Tiſche, an welchem er ſo manche ſchöne Stunde ihr gegenüber geſeſſen, waren außer der Herrin noch zu ſehen der Stallmeiſter, die Kammerfrau, der junge Beichtvater, und ihr zunächſt ein Unbekannter, ein ſtämmiger Menſch von halb kriegeriſchem Anſtrich, mit breiten Schultern und einer langen Schmarre über Naſe und halbes Geſicht hinweg, ſo daß auch der

Schnurrbart in zwei Theile getrennt und das äußerſte Gebüſchlein jenſeits der rothen Furche ſtand. Dieſe Entſtellung ſchien jedoch der ſchönen Hausfrau keineswegs zu mißfallen; denn im erſten Moment, da er unter die Thüre trat, hatte Correa mit allem Andern auch gleichſam im Wetterleuchten bemerkt, wie ſie während des Gelächters einen vollen Blick in das Geſicht ihres Nachbars geworfen hatte.

Dennoch waren in der Verwirrung ſeines Geiſtes die erſten Gedanken nicht auf dieſe Sorgen gerichtet, ſondern auf die glänzende Verſammlung an Bord ſeines Schiffes. Wie ſollte er, ohne Zeit zu verlieren und ohne Gewalt zu brauchen, das Haus räumen und die Frau gütlich bewegen, ſich in Staat zu werfen oder wenigſtens etwas aufzuputzen und ihn zu begleiten, ohne daß er jetzt ſchon das Geheimniß verrieth? Denn trotz dem übeln Eindrucke, den der Auftritt auf ihn machte, ſchwankte er noch nicht, die wild gewordene Taube feſtzuhalten und wieder zu zähmen, und dazu brauchte er ja vor Allem die herrliche Ueberraſchung, die er mit ſo viel Mühe und Sorgfalt ihr bereitet hatte.

Aus dieſen Gedanken, während welchen er nicht einmal zu bemerken fähig war, wie die Frau nicht Miene machte, ſich auch nur ein wenig zu erheben und ihm entgegen zu gehen, weckte ihn unverſehens ihre Stimme, als ſie inmitten der allgemeinen Todesſtille ſagte:

„Ei wahrlich! Das iſt ja mein Gemahl! Und wie!

Habt Ihr, edler Don, Kleider und Geld, was ich Euch gegeben, auf Eueren Irrfahrten ſo bald durchgebracht, daß Ihr in Euerem mottenzerfreſſenen Bettlermantel wieder vor mir ſteht?"

Er überlegte einen Augenblick, was ſie eigentlich geſagt habe, und fand, daß es jedenfalls nichts Schönes und Liebevolles ſei. Einen Blick auf die kleine Tafelrunde werfend, antwortete er, mehr um aus der Verlegenheit zu kommen, mit trockenen, aber nicht ganz traulichen Worten:

„Laß Dich lieber fragen, meine gute Hausfrau, wie es kommt, daß ich hier die Leute noch vorfinde, die ich weggeſchickt habe, bis auf den Spatz, der hinter Deinem Seſſel ſteht? Hat dieſer nicht ausgerichtet, daß er entlaſſen ſei? Und wer iſt der fremde Herr, den ich an meinem Tiſche ſo breit da ſitzen ſehe, ohne mein Vorwiſſen?"

Die Dienſtleute blickten alle halb ſpöttiſch, halb ängſtlich auf die Gebieterin; der Fremde warf einen Blick auf ſein Seitengewehr, das an breiter Koppel von gelbem Leder mit großen Meſſingſchnallen in der Fenſterniſche hing.

Feniza aber ſagte mit ſchnippiſchen und ſchnöden Worten:

„Dieſer Tiſch iſt, ſo viel mir bewußt, mein Tiſch, und es ſitzt daran, wem ich es erlaube. Nehmt, ſtatt zu zanken, lieber den Platz ein, der noch frei iſt, und ſtärkt Euch, wenn Ihr Hunger habt! Aber benehmt Euch ſo, wie es Jedem ziemt, der ſeine Füße unter meinen Tiſch ſtreckt!"

Das plötzliche Gelächter der Anweſenden war zunächſt das Echo dieſer Rede. Selbſt der ſpitznäſige Page ließ ein durchdringendes Gekicher hören, wie es zu tönen pflegt, wenn unerwachſene Buben ſich in die Unterhaltung der Erwachſenen miſchen und dieſelbe überſchreien.

Es gab aber gleich darauf einen größeren Lärm. Don Salvador hatte ſich mit wechſelnder Farbe dem Tiſche genähert, legte die Hand daran, und indem er ſagte: „So? ſtrecke ich meine Füße unter den Tiſch?" ſtürzte er denſelben um mit Allem, was darauf ſtand, mit Schüſſeln, Krügen, Gläſern und Leuchtern, und dies mit einer ſolchen Gewalt, daß zu gleicher Zeit Alle, die daran geſeſſen, ſammt ihren Stühlen zu Boden geſchleudert wurden, mit Ausnahme der Frau. Die hatte, von des Mannes verändertem Geſicht und von ſeinem Herantreten erſchreckt, ſich merkwürdig ſchnell von ihrem Stuhl erhoben und in eine Ecke geflüchtet, von wo ſie furchtſam und neugierig hervor ſchaute.

Indeſſen war der Erſte, der ſich aus der Verwüſtung vom Boden aufgerichtet, der fremde Geſell, und Correa ſah nun, als jener auf den Beinen ſtand und mit dem gezogenen Schwerte auf ihn eindrang, daß er es mit einem außergewöhnlich großen und ſtarken Manne zu thun hatte. Er verlor aber keine Zeit; obgleich feiner und ſchmächtiger gewachſen, als Jener, ergriff er den nächſten ſchweren Stuhl von Eichenholz, ſchwang ihn über dem Recken und ſchlug nicht nur ſeine Waffe nieder, ſondern auch die rechte Schulter ſo gründlich entzwei, daß er augenblicklich gelähmt und überdies vor Schmerz halb ohnmächtig und ganz wehrlos wurde. Als ein Menſch von niederem Charakter floh er gleich aus dem Zimmer, und ihm folgte die übrige Compagnie, ſo wie ſie ſich allmählig aus den Scherben aufraffte. Sie wiſchten wie chineſiſche Schatten hinaus; hinter ſeinem Rücken machte die Kammerfrau noch ein Zeichen gegen die Herrin, die es mit faſt unmerklichem Kopfnicken erwiderte. Nur der Page war noch im Zimmer und ſteckte die Naſe hinter der Frau hervor. Correa that einen Schritt, faßte den Knaben an den Locken und warf ihn wie einen jungen Haſen den Uebrigen nach vor die Thüre, welche er hierauf verriegelte.

Dann ſtellte er ſich, auf die gezogene Degenklinge geſtützt, vor die Frau, welche mit zitternden Knieen und ausgeſtreckten Händen da ſtand, und ſagte, nachdem er ſie eine Weile ernſtlich betrachtet:

„Was biſt Du für ein Weib?“

„Was biſt Du für ein Mann?“ fragte ſie entgegen mit furchtſamer Stimme und immerfort zitternd.

„Ich? Salvador Correa, der Admiral und Gouverneur von Rio bin ich! Wirſt Du mir nun gehorchen?“

Durch dieſe offenbar ungeheure Lüge bekam das Weib in ihren Augen moraliſch wieder das Oberwaſſer. Denn da ſie nur an ſich ſelbſt, an ihren Reichthum und an die Kirche, ſonſt aber an Nichts in der Welt glaubte, ſo ſchien es ihr ganz undenkbar, daß der eigene Mann, den ſie eine Zeit lang als ihre Puppe angeſehen, etwas Rechtes ſein könnte.

Sie ſchlug eine unangenehme Lache auf, indem ſie rief:

„Nun merk' ich, was Du für ein Windbeutel biſt! Ein Schlucker wie Du, den ich ſchiffbrüchig am Strande aufgeleſen, und der berühmte, der reiche Don Correa!“

„Da Du mich nur mir ſelbſt gegenüberſtellſt und der Vergleich Deine bösliche Beſchimpfung aufwiegt, ſo kann ich darüber hinweg gehen!“

Mit dieſen Worten, die er mit einer durch die äußerſte Noth gebotenen Gelaſſenheit ausſprach, da die Zeit unaufhaltſam verſtrich und er in ſeiner Verſtrickung aller Sinne nur die Schande und das gefährdete Anſehen erblickte, wenn er wie ein Thor unverrichteter Sache zu ſeinen Schiffen zurückkehrte, — mit dieſen Worten ergriff er das Weib am Arme und führte es an ein Fenſter, welches auf das nächtliche Weltmeer hinausging.

„Dort liegen meine Schiffe vor Anker“, ſagte er; „in einer halben Stunde werden wir Beide dort ſein, wo viele Herren und Damen uns erwarten und Du als meine Gemahlin begrüßt wirſt! Morgen früh kehren wir nochmals hierher zurück, um einzupacken und eine zwiſchenweilige Verwaltung zu beſtellen, denn Du wirſt mich nach Braſilien begleiten. Jetzt ſpute Dich, ein ſchickliches Feſtgewand anzulegen, und wenn Du zögerſt, werde ich Deinen unglücklichen Poſſen ein Ende machen und Deine weiße Kehle mit dieſem Eiſen durchbohren!" Er erhob die lange Degenklinge. Das Auge vom Meere abwendend, wo ſie nur einen ſchwachen Lichtſchimmer hatte entdecken können, warf ſie den Blick auf das glänzende Eiſen. Plötzlich umſchlang ſie mit den Armen ſeinen Hals und bedeckte ihm den Mund mit ſo feurigen Küſſen, als ſie im jemals gegeben.

„Warum ſollte ich Dir nicht gehorchen, da ich erfahren, wie Du an mir hängſt?" flüſterte ſie in zärtlichen Lauten; „Alles iſt vorüber und ich gehe mit Dir bis an das Ende der Welt. Aber ich kann mich nicht allein ankleiden und die Kammerfrau haſt Du mir vertrieben, alſo wirſt Du mir ein wenig helfen müſſen!"

Sie ergriff ſüß lächelnd ſeine Hand und er folgte ohne Widerſtand in ihre Kammer, in der Hoffnung, ſeine Ehre mindeſtens vor der Welt noch zu retten. Doch behielt er den gezogenen Degen in der Hand, da die Drohung ſo ſchnell gewirkt.

Nun begann ſie aber die koſtbare Zeit zu verzetteln, indem ſie erſt mit verſtellter Unentſchloſſenheit ein Staatskleid ausſuchte und mit niedlichem Geplauder ſeinen Rath verlangte, dann das Oberkleid, das ſie trug, von ihm aufneſteln ließ, tauſend Kleinigkeiten herbeiholte, dazwiſchen mit Koſen und Schmeicheln ſich zu ſchaffen machte, bis die eiſerne Wanduhr in der Kammer das Viertel auf Mitternacht ſchlug.

„Wenn Du nicht gleich fertig wirſt," ſagte Correa, „ſo trag' ich Dich mit Gewalt hinunter wie Du biſt."

„Nur noch das große Halsband will ich holen", rief ſie, „und den Rubin, der zu dem ſchwarzen Kleide ſo gut ſteht. Und meine weißen Kragen hat die Kammerfrau heute unter den Händen gehabt. Im Augenblick bin ich wieder da."

Damit ſchlüpfte ſie aus einer Thüre, eh' Correa ſich beſonnen hatte, ob er ſie gehen laſſen wolle. Die Thüre verſchloß ſie von außen, ganz leiſe, und durcheilte mit dem Licht in der Hand die übrigen Räume, bis ſie ein Stockwerk tiefer ihre vertriebenen Genoſſen fand, die mit lauernden Blicken in einem Häuflein ſtanden.

„Zündet an! Zündet an!" kreiſchte ſie heiſer; „er iſt ein Pirat und hat ein Schiff auf der See! Steckt unverzüglich an, es wird Euch nicht reuen! Zündet an! Freiheit und Leben ſind wol einen alten Thurm werth!"

Gleich einer Furie eilte ſie voraus und hielt das Licht an einen Haufen Reiſig, der auf einer hölzernen Treppe lag, während die Uebrigen ein Gebirge von Strohwellen in Brand ſetzten, das die ſteinerne Haupttreppe verſtopfte. Dann wurde in der Küche ein großer Stoß entzündlicher Stoffe entflammt, deren Gluth bald die hölzerne Diele ergreifen mußte; dann vertheilten ſich die Dämonen auf den unterſten Flur, in den Stall, die Scheune, den Holzſchuppen im Hofe, überall Feuer anlegend, und ſammelten ſich ſchließlich vor dem Schloßthore, das ſie verrammelten, deſſen Schlüſſel ſie mit ſich nahmen. Die Pferde waren ſchon draußen und wurden beſtiegen, auch dem Manne mit der gebrochenen Schulter auf eines geholfen; die Kammerfrau hielt ein Käſtchen mit Geld, Pretioſen und Papieren auf dem Schoße, und ſo zog die Geſellſchaft, gegen zehn Perſonen ſtark, ohne einen Laut von ſich zu geben vom Thore hinweg nach den Bergen zu und verlor ſich in der Dunkelheit. In dieſem Augenblicke donnerten die Kanonen von den Kriegsſchiffen, daß die Luft zitterte und der Berg erdröhnte, und als die Uebelthäter ſich erſchrocken umſchauten, ſahen ſie auf dem Meere die Schiffe taghell beleuchtet und eine ſprühende Raketengarbe gen Himmel ſteigen, während eine ſchmetternde Trompetenfanfare, mit Paukenſchall vermiſcht, herüber klang.

„Das iſt kein Pirat, das iſt ein großer Capitän oder gar ein Admiral", ſtöhnte Der mit der Schulter, der im Fieber ſchlotterte.

„Fort, Fort! Es iſt der Teufel!" ſchrie die Donna Feniza, die jetzt auch wieder zu ſchlottern anfing, und die Cavalcade der Mordbrenner floh ohne ſich weiter umzuſehen über das Gebirge.

Der Admiral ging aber nicht verloren. Nachdem mehrere Minuten vorüber und die Frau nicht zurück war, wollte er ſelbſt nachſehen, und als er alle Thüren von außen verſchloſſen fand, merkte er den Verrath. Als er aber mit Gewalt eine aufgeſprengt und alle Zugänge mit lohendem Feuer angefüllt ſah, welches zu durchſchreiten ſchon nicht mehr möglich war, kehrte endlich die ruhige und klare Beſonnenheit des thatkundigen Mannes wieder bei ihm ein; ſtatt den Ausgang in der Tiefe zu ſuchen, die vom Feuer verrammelt war, erſtieg er die oberſte Höhe des Hauptthurmes, in dem er ſich befand. Dort hing in einer Mauerlücke eine Glocke, deren Seil auswendig bis in den Hof hinunter ging und dort gezogen zu werden pflegte. Don Correa hatte ſelbſt ein neues Seil beſorgt, das nicht dick aber ſtark genug war für eine kühne That, wenn nur der oberſte Punkt, die Verbindung mit dem Glöcklein ſelbſt, verſichert wurde. Er ſtieg alſo mit allem Bedacht hinauf, ein Licht in der Hand, das freilich von den aus der Tiefe nach der Höhe wallenden Rauch- und Hitzewogen beinah ausgelöſcht wurde. Auf der oberſten Thurmtreppe ſchnitt er ein Seil, das ſtatt eines Geländers diente, entzwei und befeſtigte das Glockenſeil damit derart, daß er die Fahrt wagen durfte. Dazu diente ihm auch der alte geſtirnte Mantel, in deſſen Falten er beide Hände wickelte, als er nun vom hohen Thurme niederglitt. Auf dem Hofe angekommen, mußte er ſchon zwiſchen den verſchiedenen Brandanſtalten hindurch ſpringen, um ein Ausgangsloch zu erreichen, an welches die Mordbrenner nicht gedacht hatten.

Im Boote angelangt und ſeinen Sitz einnehmend befahl er die ſofortige Abfahrt, und als er genugſam vom

Strande entfernt war, ſah er das Schloß in rothen Flammen ſtehen, indeſſen von den Schiffen her die Geſchütze dröhnten und der Glanz der Lichter ſtrahlte. Eine ſonderbarere Lage hatte er noch nie zwiſchen zwei Feuern erlebt, und mit bitterm Lächeln genoß er die Ironie und die Lehre dieſer Lage, die Lehre, daß man in Heirathsſachen auch im guten Sinne keine künſtlichen Anſtalten treffen und Fabeleien aufführen ſoll, ſondern alles ſeinem natürlichen Verlaufe zu überlaſſen beſſer thut.

Das Gefühl der Befreiung von einer unbekannten ſchmachbringenden Zukunft und der unmittelbaren Lebensgefahr erhellte dennoch etwas die dunkle Laune, ſodaß er auf ſeinem Admiralſchiffe die glänzende Geſellſchaft zu Tiſch ſitzen ließ und mit gefaßtem Sinne einige Worte an ſie richtete. „Er habe geglaubt,“ ſagte er, „den Herrſchaften eine ehrliche Gemahlin und Reiſegefährtin vorſtellen zu können; allein der unerforſchliche Wille der Vorſehung hätte es dahin gelenkt, daß eine Flamme des Unheiles und des Unterganges angezündet und ein Gericht nothwendig geworden ſei, welches das traurige Räthſel den Freunden löſen werde.“

In der That ſetzte er nach beendigter Mahlzeit noch vor Tagesanbruch ein Standgericht nieder, welches die Verfolgung und Aburtheilung der Urheber des Schloßbrandes ausſprach. Der Umſtand, daß das Verbrechen im Angeſichte eines Kriegsgeſchwaders verübt und deſſen Führer beinahe das Opfer wurde, ſchien die Gerichtsbarkeit der Kriegsflagge hinreichend zu begründen. Unmittelbar darauf ließ Correa zwanzig Reiter und vierzig Fußſoldaten an's Land ſetzen und dieſelben auf zwei Wegen, die er ihnen angab, nach Cercal marſchiren; denn er vermuthete mit Recht, daß die Uebelthäter ſich dorthin gewendet. Sie lagen auch wirklich alle im tiefen Schlafe in der Behauſung der Feniza Mayor, als die Soldaten nach Sonnenaufgang anlangten, und wurden zu ihrem Entſetzen aufgeweckt und gebunden nach der Brandſtätte am Ufer zurückgeführt, auch eine Anzahl von Urkundsperſonen aus dem Bergneſte mitgenommen. Ein erfahrener Unterſuchungsrichter befand ſich ſchon bei der Expedition, welcher an Ort und Stelle die erſte Erhebung des Thatbeſtandes leitete und die Einzelverhöre vornahm. Nachher wurden die Gefangenen auf das Admiralſchiff gebracht, wo unter einem Zelte das Gericht und neben demſelben der Admiral mit der Feldherrnbinde und dem Orden des goldenen Vließes ſaß. Vor ihm ſtand nun die Frau von Cercal inmitten ihres Anhanges, mit zerrüttetem Ausſehen, und ſie ſtarrte bald nach ihm hin, bald nach den Richtern, bald nach den umſtehenden Officieren und Kriegern.

So treulich die ſeltſame Sippſchaft früher zuſammen gehalten und ſo anhänglich die Dienſtleute der Herrin bisher geſchienen, ſo gänzlich zertrümmert war jetzt das alles. Eines ſagte gegen das Andere aus, Eines gegen Alle und Alle gegen Eines. Es ergab ſich, daß die

Kammerfrau den erſten Mann der Feniza auf deren Wunſch hin im Schlafe erdroſſelt, nachdem ſie den Platz an ſeiner Seite im Ehebette leiſe verlaſſen hatte. Dann zog die Vollzieherin des Mordes, von welcher die Herrin von Cercal abhängig geworden, ihren Bruder herbei, eben den Mann mit der Schulter, der bald als Soldat, bald als Bandit ſich herum trieb. An dieſen Menſchen hing ſich die Frau, bis er kurz vor dem Auftreten des Don Correa ihrer überdrüſſig geworden mit einem guten Stücke Geld davon ging, um ſich in den Kriegsläuften, wie er ſagte, einen Rang zu erfechten. Während Correa's Abweſenheit war er wieder erſchienen, und die Frau in ihrem unergründlichen ſittlichen und geiſtigen Zuſtande hatte ihn auf- und angenommen und nur darauf gedacht, den Correa durch ihn zu vertreiben oder zu vernichten, wenn er wieder käme. Von unverſöhnlichem Haß erfüllt, berieth ſie gerade am Tage vor ſeiner Ankunft mit ihrer Geſellſchaft, was zu thun ſei, und ſie beſchloſſen, wenn er nicht anders zu bezwingen wäre, ihn im Schloſſe abzuſperren und dieſes zu verbrennen. Die nöthigen Vorkehrungen hatten die Kammerfrau, der Stallmeiſter und ſeine Knechte bald getroffen, als ſie aus der Stube gejagt waren; denn was im Hauſe lebte, haßte den vermeintlichen Bettler und Emporkömmling wie Gift, was eben auch eine unglückliche Frucht der Erfindung war, die Correa in's Werk geſetzt, um ſich glücklich zu verheirathen, und die ihm bald das Leben gekoſtet hätte.

Mit alledem waren das Weſen und die Seele der Feniza ſelbſt nicht weiter aufgeklärt, als die Thatſachen gingen. Der Vergleich mit dem ſchönen weichen Fell einer geſchmeidigen Tigerkatze, oder mit der blauen ſtillen Oberfläche eines tiefen Gewäſſers, auf deſſen Grunde häßliches Gewürme im Schlamme kriecht, u. dgl. hätte zu nichts geführt. Ihr Charakter war darum nicht minder auch ihr Schickſal. Wäre es ihr möglich geweſen, in der letzten Stunde den Worten des Mannes zu glauben, mit dem ſie ſich doch verbunden hatte, ſo wäre ſie ohne Zweifel mit ihm gegangen und gerettet worden. Aber nur für einmal; denn nachher würde ſie es nicht über ſich gebracht haben, die Selbſtſucht, Willkür, die Liebe zum Laſter und die vollendeten Künſte der Heuchelei zu unterdrücken, die ihre Lebensluſt waren.

Jetzt war ſie aber ärger zerbrochen, als die Schulterknochen ihres Buhlgeſellen. Als Correa ſeine Ausſage thun mußte, blickte er ſie nicht an; dennoch erſchien er ihr auf ſeinem Stuhle wie ein Höllenrichter. Das weiße feine Kinn, das einſt ſo vornehm auf dem Halskragen geruht hatte, zitterte fahl und ſchlaff ohne Unterlaß, während ihre ſcheuen Augen an ſeinem Munde hingen, und die Perlenzähne klapperten beinahe vernehmlich. Alles dies quälte den Admiral faſt ſo viel, wie ſie ſelbſt. Denn war ſie ſchuldiger, weil das Geſchöpf den wahren Menſchen in ihm nicht geahnt hatte, als er, dem es mit der Beſtie in ihr gerade ſo ergangen war?

Nachdem in Folge kurzer Berathung alle Angeklagten zum Tode verurtheilt worden, ließ er das Gericht durch ein paar geiſtliche Capitelsherren, die an Bord waren, vervollſtändigen und ſeine Ehe mit der Verbrecherin feierlich auflöſen. Die Gültigkeit dieſer letzten Verhandlung kam nicht mehr in Frage, weil die Feniza Mayor von Cercal gleich nachher mit ihren Genoſſen an's Land zurückgebracht und an der geſchwärzten Mauer des ausgebrannten Thurmes aufgehangen wurde, worauf der Admiral die Anker lichten ließ und die Fahrt nach Weſten fortſetzte. Nach vollen zehn Jahren erſt nahm er auf ebenſo ungewohnte aber glücklichere Weiſe die zweite Frau.

Um dieſe Zeit nämlich ſegelte der Admiral Correa von Braſilien aus mit einer bedeutenden Flotte nach der Weſtküſte von Afrika, um die dortigen Beſitzungen den Holländern wieder abzunehmen, welche ſich während des portugieſiſchen Verfalls darin feſtgeſetzt hatten. Er erſchien unverſehens vor St. Paul von Loanda, belagerte und erſtürmte dieſen und andere Plätze, und zwang überall die Holländer zur Uebergabe und zum Rückzuge, ſo daß er in zwei Monaten die Gebiete von Benguela, Loanda, kurz, die ſüdliche Weſtküſte von Afrika der Herrſchaft ſeiner Fahnen und ſeines Landes wieder unterwarf und ſeinen Namen mit neuen Ehren erſchallen ließ. Dazu brachte er an die zwanzig kleinere Negerkönige unter die Gewalt ſeines Stabes, ſah ſich dann aber veranlaßt, Halt zu machen und zur größeren Sicherheit und Ausbreitung der portugieſiſchen Herrſchaft den Weg des Unterhandelns einzuſchlagen, eh' er die Waffen wieder ergriff.

Denn über die hinterliegenden Landſtriche dehnte ſich in unbekannter Weite das Reich des ſogenannten Königs von Angola, deſſen wahre Stärke nicht leicht zu berechnen war, zumal er ſich in geheimnißvoller Ferne hielt und mit einem Nimbus von Macht und Schrecken umgab, der ſo gut auf einiger Wirklichkeit, als auch nur auf ſchlauer Prahlerei oder Täuſchung beruhen konnte.

Correa ſetzte ſich daher in einer geeigneten Landſchaft feſt und ließ den für furchtbar geltenden Negerfürſten durch eine Geſandtſchaft gefangener Häuptlinge auffordern, ſich bei ihm einzufinden, um ſeine Tributpflicht und die portugieſiſche Oberherrſchaft über ganz Angola anzuerkennen und für den Anfang zum Zeichen guten Willens gleich ſo und ſo viel Goldſtaub und Elfenbein mitzubringen. Der König von Angola fühlte ſich durch dieſe Botſchaft nicht angenehm berührt, ſuchte ſich aber mit eigenthümlicher Staatsklugheit aus der Sache zu ziehen. Er tödtete die armen Abgeſandten, ſobald ſie Correa's Befehle verkündigt, damit ſie den Frevel nicht wiederholen konnten. Dagegen ſandte er ſchleunig eine eigene Botſchaft mit einigen großen Elephantenzähnen und einem Säcklein Goldſand in das portugieſiſche Lager, und ließ jene Gegenſtände als großmüthiges Geſchenk der Freundſchaft überreichen und die Abordnung ſeiner königlichen

Schweſter anzeigen, welche mit der Vollmacht zu allem Nöthigen ausgeſtattet ſein werde.

Der ſchreckliche Tyrann und Wüſtenlöwe befolgte die Politik manches zahmen Spießbürgerleins in Europa, welches immer die Frau hinſchickt, wo Muth und kluge Beredſamkeit erwünſcht ſind; nur mußte er, da er etwa hundert Frauen beſaß, die er ſelbſt nicht fürchtete, dafür zur Schweſter greifen, die ein keckes Einzelſtück war und im Gerüchte ſtand, daß ſie ſchon einmal im Begriffe geweſen ſei, den König, ihren Bruder, abzuſetzen und hinrichten zu laſſen.

Daß ſeine Abgeſandten umgebracht worden ſeien, wußte Don Correa nicht; er betrachtete daher die von dem angoleſiſchen Herrſcher getroffenen Maßregeln als Zeichen eines halben Gehorſams und baldiger Unterwerfung; als er aber nach einiger Zeit von den ausgeſandten Spähern vernahm, daß Annachinga, die Fürſtin von Angola, ſich mit einem Gefolge nähere, das eher einem Heerzuge gleiche, ſo ſtellte er ſeine Truppen in einer Ordnung auf, die zur Schlacht wie zur Ehrenparade diente. In der That wimmelte es wie ein ſchwarzer Wolkenſchatten heran, der immer mehr in's Breite wuchs und ein bald dumpfes, bald gellendes Dröhnen von Menſchenſtimmen, Thiergeheul und kriegeriſchen Inſtrumenten aus ſich heraus gebar. Die Portugieſen fanden für gut, als Gegengruß ihre zahlreichen ſchweren Geſchütze abzufeuern, deren Metall in der afrikaniſchen Sonne funkelte, worauf das dunkle Heerweſen, von dem rollenden, in den Bergen widerhallenden Donner erſchreckt, ſtill ſtand bis auf den letzten Mann und ſich den Anordnungen der heranſprengenden Reiter fügte. Dieſe verlangten, daß nur die Fürſtin mit ihrem eigentlichen Gefolge näher komme, der große Haufen aber ſich nicht weiter von der Stelle rühre. So entwickelte ſich aus der Maſſe heraus ein kleinerer Zug, der immer noch anſehnlich genug war in ſeinem barbariſchen Pompe mit den damals noch vorhandenen Spuren einer jetzt gänzlich verwilderten Völkerwelt.

Voraus wurde als Geſchenk des Königs eine Herde wilder Thiere, Elephanten, Giraffen, Löwen, Tiger und dergleichen an Ketten geführt, und zwar von Männern, die mit ihrem hohen Wuchs und trotzigen Ausſehen die Kraft und Ueberlegenheit des Volkes zeigen ſollten, mit welchem man es zu thun habe. Dann ritt ein Dutzend perſönlicher Vaſallen der Annachinga auf ziemlich bunt geſchirrten Ochſen vorüber, jeder von einigen ſchild- und ſpeertragenden Reiſigen oder Knappen begleitet, wahrſcheinlich ſeinen Untervaſallen; denn auch dieſe gingen ſchlank wie Tannen und elaſtiſch einher gleich Leuten, die auch noch irgend Etwas unter ſich haben. Auf einem mit Ochſen beſpannten Wagen ſchwerfälligſter Form, der mit Decken behangen war, erſchien endlich die Fürſtin, in koſtbare, offenbar ſehr alte Stoffe gekleidet, Hals und Arme mit einer Laſt von Ketten und Ringen geſchmückt. Sie ſaß nach abendländiſcher Weiſe auf ihrem Sitze, eine kalte

Unbeweglichkeit zur Schau tragend, von welcher manche große Frau des Occidents hätte lernen können. Ihrem Wagen folgten zwei andere Wagen mit Hofdamen und Sklavinnen und dieſen zu Fuß eine Leibwache mit hundertjährigen guten Stahlwaffen, Halebarden und Flambergen, die unverkennbar einſt im Abendlande geſchmiedet worden. Den Schluß bildeten ein Dutzend Fetiſchträger nebſt Hof- und Feld-Regenmachern, deren beſchwöreriſche und drohende Gebärden und Sprünge die portugieſiſchen Soldaten beluſtigten. Beſonders gegen eine Anzahl Jeſuiten, welche herbeigekommen waren, das Schauſpiel mit anzuſehen, richteten die ſchwarzen Hexenmeiſter ihre Verwünſchungen, da ſie dieſelben als ihre Hauptfeinde und Brotneider anſahen; die Jeſuiten aber widmeten ihnen die wiſſenſchaftliche Aufmerkſamkeit gebildeter Männer und lernten den thörichten Heiden ruhig ab, was zu lernen war.

Im Innern des Lagers wurde die Fürſtin erſt recht mit Trommeln- und Trompetenlärm empfangen und eingeladen, vom Wagen zu ſteigen. Sauber gekleidete, aber keineswegs hohe Officiere führten ſie in eine leicht erbaute lange Zelthalle, die durch Tapeten in verſchiedene Räume abgetheilt war. Im erſten Raume befand ſich eine Verſammlung von Würdenträgern und oberen Officieren, welche die nöthigen Erkennungen mit der Fürſtin austauſchten und die einleitenden Geſpräche unterhielten, bis ſie zu ihrer Verwunderung vernahm, daß der Höchſtſtehende gar nicht hier, ſondern in einem innerſten Verſchlage aufhältlich ſei und ſie nur allein, allenfalls in Begleit ihrer Frauen und der Dolmetſcher empfange. Da ſie einmal da war, drang ſie ſchweigend aber mit ungeduldiger Entrüſtung vorwärts und ſtand mit immer größerem Erſtaunen vor dem Admiral, der ganz allein auf einem erhöhten Thronſeſſel ſaß, nur einen ſtehenden Pagen neben ſich. Er trug den ſchimmernden Galaküraß, über demſelben den feinſten Spitzenkragen und dicke Ordensketten, und auf dem Kopfe den mit Federn ausgeſchlagenen Hut mit Goldſchnur und Diamantagraffe. Das Gemach war an Wänden und Decke ganz mit gewirkten Seidentapeten bekleidet und der Boden mit Teppichen belegt; im Uebrigen war außer dem Thronſeſſel keinerlei Art von Stuhl zu erblicken, ein rothes Kiſſen ausgenommen, welches in einiger Entfernung vom Throne auf der Erde lag.

Zwei Herren, die ſie herein begleitet hatten und ſich jetzt aufrecht auf die Seite ſtellten, wieſen ſtumm auf das Kiſſen, als Annachinga ſich umſah, wo ſie Platz nehmen ſolle. Sie bemerkte nichts, als das Trüpplein ihrer Frauen hinter ſich, und winkte eine derſelben herbei. Dieſe kniete unverweilt hinter das Kiſſen, indem ſie die Arme auf den Boden legte und ſo in der Stellung einer ägyptiſchen Sphinx einen Ruheſitz bildete. Auf dieſen Sitz ließ ſich die Fürſtin würdevoll nieder, die Füße auf das vor ihr liegende Kiſſen ſtreckend, ſtolz und immer ſchweigend gewärtig, was weiter geſchehen werde.

„Es iſt wohlgethan,“ ließ ſich der Admiral nun vernehmen, „daß der Mann, den man den König von Angola nennt, meine Botſchafter gehört und den Willen meines Landes und ſeines Gebieters geehrt hat, obgleich ich noch lieber geſehen hätte, wenn er ſelbſt gekommen wäre!“

Nachdem die beiden Dolmetſcher, die mit herein gekommen, dieſe Rede zuerſt unter ſich, dann dem Ohr der Fürſtin verſtändlich gemacht, erwiderte ſie:

„Du biſt nicht ganz auf dem richtigen Wege des Verſtehens, denn Deine Abgeſandten wurden nicht angehört, ſondern vertilgt, wie ſie den Mund aufthaten!“

Als dieſe Worte wiederum überſetzt waren und Don Correa ihren Sinn erfuhr, ſchwieg er eine Weile und ließ nur ſein blitzendes Auge auf der ſchwarzen Perſon geruhen. Dann ließ er fragen, warum man die Boten getödtet habe und was man für einen Erfolg von dieſer That erwarte?

„Sie wurden getödtet,“ antwortete ſie, „weil ſie die Unterthanen und Dienſtleute des Königs geweſen ſind und Unwürdiges gegen ihn in den Mund genommen haben. Durch ihr Blut wurde ſeine Würde verſöhnt, Dir aber iſt kein Schaden dadurch geſchehen, da Du jetzt anbringen magſt, was Du von uns wünſcheſt!“

„Ich habe nicht zu wünſchen, ſondern zu befehlen und zur Rechenſchaft zu ziehen!“ ſagte der Admiral in ſtrengem

Tone; „mäßige daher Deine Sprache, wenn ich Dich nicht binden und wegführen laſſen ſoll!“

Allein ohne ſichtbaren Eindruck dieſer Worte, ohne mit den Wimpern oder den Lippen zu zucken, erwiderte Annachinga auf die Drohung:

„Du wirſt Dich auf die ſechzig oder ſiebenzig weißen Leute beſinnen, die in unſeren Händen ſind! Mehr als die Hälfte davon gehören Deinem Lande an!“

Hiemit ſchien die Sage beſtätigt, daß eine ziemliche Zahl Europäer im Innern von Angola feſtgehalten werde, wie denn auch ſeit Jahren manche holländiſche und portugieſiſche Kaufleute verſchwunden und erſt in letzter Zeit noch einzelne Soldaten, die ſich verirrt, in Gefangenſchaft gerathen waren. Obgleich die ſchwarze Dame muthmaßlich übertrieb, ſo konnte immerhin genug an der Sache wahr ſein, und Don Correa überdachte einen Augenblick das Mißliche des Umſtandes und was er zu antworten habe. Aber die Negerfürſtin, gleich einer vollendeten Diplomatin, ließ ſeine Verlegenheit nicht dauern oder groß werden, ſondern fuhr ſogleich fort, indem ſie plötzlich auf die Hauptfrage überſprang.

„Wir wiſſen nicht,“ ſagte ſie, „welchen Nutzen Du Dir davon verſprichſt, uns als Unterworfene zu behandeln und uns die Knechtſchaft anzubieten, ehe Du nur unſere Macht geprüft, einen Angriff gewagt, geſchweige denn uns überwunden haſt. Und wenn Du uns wirklich beſiegt hätteſt, ſo wären die Vortheile für Dich geringer, als Dir ein freundliches Verhältniß zu uns gewähren kann. Schließeſt Du ein Freundſchaftsbündniß mit uns, das ich Dir anzutragen bevollmächtigt bin, ſo gewinnſt Du eine ſtarke Vormauer und einen mächtigen Beiſtand gegen alle übrigen Feinde, die Dir bereit ſtehen, und ſtatt unſere ungezählten Pfeile auf Dich gerichtet zu ſehen, werden ſie gegen Deine Feinde ſchwirren und Dir den Weg frei machen. Statt eines erzwungenen Tributes endlich wird Deinem Lande ein gegenſeitig geordneter freiwilliger Verkehr größeren Gewinn bringen, als eine für uns ſchmähliche Beraubung je abwerfen könnte. Dieſes bitte ich zu erwägen, ehe Du zu den Waffen greifſt; denn ohne Kampf wird es für Dich nicht ablaufen, was Du anſtrebſt!“

Hatte Don Correa ſchon an der Art ihres Aufzuges erkannt, daß er es mit einer gewiſſen Macht zu thun hatte, die vielleicht nicht ungeſtraft zu unterſchätzen war, ſo mußte er ſich jetzt ſagen, daß dieſelbe auch wußte, was ſie wollte, und mit Vernunftgründen zu unterhandeln fähig ſchien. Er änderte alſo ſchnell entſchloſſen ſeinen Plan und ſagte:

„Da man uns beſtimmte und deutliche Anträge macht, welche von ehrlichem Entgegenkommen zeugen, ſo iſt genügender Grund vorhanden, hierüber Rath walten zu zu laſſen. Ich bin bereit, bis zum Austrag der Sache freie Verhandlung auf gleichem Fuße zu gewähren, und behalte mir den endgültigen Entſchluß nach Umſtänden vor. Du magſt jetzt wählen, ob Du inzwiſchen die Gaſtfreundſchaft in unſerer Mitte annehmen oder Dich bis zu einer zweiten Unterredung in Dein eigenes Heerlager zurückziehen willſt!“

Die Fürſtin erklärte, das letztere vorzuziehen, und erhob ſich mit derſelben ſtolzen Würde von ihrem Sitze, mit welcher ſie ſich darauf niedergelaſſen hatte. Zugleich erhob ſich auch der Admiral, um ſie ſeinen Worten entſprechend auf gleichem Fuße zu behandeln und ritterlich hinaus zu geleiten. Als dergeſtalt die Anweſenden dem Ausgange zuſchritten, bemerkte Don Correa, daß die knieende Sklavin unbeweglich liegen blieb, und machte lächelnd die Fürſtin aufmerkſam, daß ſie vergeſſe, ihren lebendigen Feldſtuhl mitzunehmen.

„Ich ſetze mich nie zum zweiten Male auf denſelben Stuhl“, antwortete ſie ohne zurückzublicken. „So mag er dem Hauſe bleiben, in welchem ich mich ſeiner bedient habe. Ich ſchenke Dir dieſe Perſon!“

So aufſchneideriſch dieſe Rede klang, ſo gab ſie ihm doch auf's neue zu denken, und er begleitete die Fürſtin nicht ohne kriegeriſche Höflichkeit bis an den Ausgang des Lagers. Als er hierauf ſich wieder in das große Zelt zurückzog, um zunächſt die Angelegenheit für ſich allein zu überlegen, bemerkte Don Correa mit einiger Ueberraſchung, daß in dem verlaſſenen Raume das junge Weib noch immer ſtill und reglos auf ſeinen Knieen und Ellbogen lag.

Er trat näher, ging um das ſchöne Bildwerk herum, welchem das Mädchen oder was es war, eher glich, als einem Lebeweſen, und betrachtete mit Erſtaunen und auch mit Verlegenheit die Erſcheinung, mit der er nichts anzufangen wußte. Sie war in weißes Baumwollenzeug gekleidet, das von den Schultern bis zu den Füßen ging und unter den Armen bis gegen die Hüften hin mit Binden von gleicher Farbe umwickelt war. Nur die hellbraunen Schultern und die Arme waren bloß und in Formen von vollkommener Schönheit und Ebenmäßigkeit gebildet. Das Haar erſchien trotz ſeiner Ebenholzſchwärze nicht ſo wollig, wie bei den Negern, ſondern fiel in weicheren breiten Bändern rings vom Haupte, nachdem es ein auf dieſem befeſtigtes, kronenartiges Körbchen von Weidenzweigen durchflochten. Von dem Geſichte konnte Don Correa nichts ſehen, weil es zur Erde gerichtet und von dem niederhängenden Haar verſchleiert war.

Obgleich gegen Sklaven und farbige Menſchen gleichgültig und verhärtet wie die ganze gebleichte Welt, bückte er ſich endlich doch ein wenig und ſagte in mitleidigem Tone: „Wie lange wirſt Du noch liegen? Steh' auf!“

Das arme Weib errieth den Sinn dieſes Befehles und richtete ſich empor; doch waren die Glieder von der unnatürlichen Lage beinahe erſtarrt und der Athem beengt; ſie ſchwankte im Aufſtehen und wußte ſich nicht recht zu helfen, ſo daß Don Correa ihr die Hand reichen und ſie einen Augenblick halten mußte, um ſie vor dem Umfallen zu ſchützen. Da ſtand ſie nun vor ihm mit vor Scham niedergeſchlagenen Augen, und eine Purpurröthe wallte ſichtbar über die braunen Wangen. Uebrigens war die Geſichtsbildung edel, wenn auch an den Schnitt altägyptiſcher Frauengeſichter erinnernd oder ſonſt an verſchollene Völkerſtämme alter Zeiten. Verwundert über die vornehme Anmuth der ganzen Erſcheinung legte er die Hand unter ihr kurzes Kinn und drückte es ſanft in die Höhe, ſo daß ſie den Kopf zurückbiegen und ihn mit den mandelförmigen großen Augen anſehen mußte. Da ſah er ſowol in dieſen dunkeln Augen, als auf dem kirſchrothen Munde die ſtumme Klage und Trauer der leidenden Natur, die immer das Herz des Menſchen rührt, während ihre triumphirenden Schrecken es nicht bezwingen können. Der Mann, der ſeit zehn Jahren an den ſchönſten und glänzendſten Frauen achtlos vorübergegangen und für ihre Blicke unempfindlich geblieben, wurde jetzt urplötzlich wie von einem Zauber oder einer Offenbarung bewegt; er vermochte nicht eine Secunde der Verſuchung zu widerſtehen, das ſtille, fremde Menſchenbild in den Arm zu nehmen und leis auf beide Wangen zu küſſen. Damit zeichnete er es ſänftlich als ſein Eigenthum und ſchwur in ſeinem Innern, dasſelbe niemals zu verlaſſen; denn trotz der ſchlechten Erfahrung, die er einſt gemacht, glaubte er jetzt der Eingebung, daß dieſes weibliche Weſen ihn nicht betrüben werde.

Zugleich beſchloß er auf derſelben Stelle, die heidniſche

Sklavin in den Beſitz der menſchlichen und chriſtlichen Freiheit und des Selbſtbewußtſeins zu ſetzen, eh' er weiterging, und rief zu dieſem Ende hin ſeinen Pagen herbei, durch welchen er das Weib ſofort nach Loanda in das Haus eines ſeiner Offiziere bringen ließ, deſſen Familie dort wohnte. Ein zurückkehrender Proviantwagen unter der Aufſicht eines ergrauten Soldaten kam der nicht eben großen Reiſe zu Statten.

Als ſodann Don Correa die Unterhandlungen mit der angoleſiſchen Königsſchweſter bis zu einem gewiſſen Punkte weitergeführt und dieſe ſich mit ihrem Troß hinwegbegeben hatte, eilte er ebenfalls nach Loanda St. Paul. Er fand die Sklavin bei den Frauen des Offiziers wohl aufgehoben und ſchon in chriſtlicher Tracht einhergehend, das dunkle Haar nach Art der portugieſiſchen Mägde beſcheiden geflochten und aufgebunden. Es wollte ihm beim erſten Anblick faſt vorkommen, als hätte ſie mit der einfachen Weidenkrone und dem weißen Wickelgewande einen guten Theil ihres geheimnißvollen Reizes verloren, und er bedauerte beinah' ſchon die Umwandlung; doch ſah er bald, daß die unſchuldige und welturſprüngliche Demuth ihres Antlitzes, verbunden mit dem natürlich edlen Gang, der ihr eigen war, jedes Kleid beherrſchten, das man ihr geben konnte. Während des Verkehrs mit Annachinga hatte er dieſe einmal beiläufig, wie man ſich etwa aus Höflichkeit über die Beſchaffenheit eines Geſchenkes bei dem Geber erkundigt, befragt, welcher Race die Sklavin eigentlich angehöre und woher ſie dieſelbe erhalten habe. Er ſprach überdies vorſichtiger Weiſe in dem Tone, mit welchem ein Fant ſich nach der Nahrung eines geſchenkten ſeltenen Vögelchens erkundigt, ob man es mit Würmern oder mit Körnern füttere u. ſ. w. Annachinga ſagte ihm, die Perſon ſtamme von Sonnenaufgang her, wahrſcheinlich von einem ausgerotteten Volke, und ſei mit ihrer Mutter auf dem Wege der Eroberung und des Handels quer durch den Welttheil bis gegen Weſten gerathen. Sie ſelbſt habe ſie als zehnjähriges Kind erhalten und ſeither beſeſſen; jetzt möge ſie ſiebzehn Jahre alt ſein; ſie verſtehe weiße und bunte Zeuge zu weben, ſonſt aber ſei ſie noch zu roh und unwiſſend, da ſie noch nie aus Frauenhand gekommen. Sie ſchicke ſich am beſten für den Dienſt ſeiner Gemahlin oder Fürſtin, der er ſie ſchenken möge; die Art ſei immerhin rar geworden. Wolle er ſie aber bei ſich behalten, ſo ſolle er ſie nur mit der Peitſche dreſſiren, wenn ſie zu ungelehrig ſei. Im Uebrigen habe man noch nichts an ſie gewendet hinſichtlich der modegerechten Aufſtutzung; noch ſeien die üblichen Zähne nicht ausgebrochen, die Wangen nicht tätowirt und noch kein Ring durch die Naſe gezogen, zu was allem das Alter jetzt da ſei.

Höflich, aber leichthin, der Geringfügigkeit des Gegenſtandes entſprechend, dankte Don Correa der Dame für ihren ſportmäßigen Rath und nahm das Geſpräch über die wichtigeren Staatsgeſchäfte wieder auf.

In Loanda fand er jetzt die Angaben der Annachinga durch das, was man inzwiſchen der Sklavin hatte abfragen können, ſo ziemlich beſtätigt. Sie erinnerte ſich dunkel, als kleines Kind ſteinerne Häuſer an einem Waſſer geſehen und einen großen Lärm und Rauch erlebt zu haben, dann an der Hand oder auf dem Arm der Mutter durch unendliche Landſtrecken gekommen zu ſein, bis die Königsſchweſter von Angola Mutter und Kind gekauft. Deutlicher war ihr das ſpätere gegenwärtig, wie die Mutter von der Fürſtin hart behandelt worden und frühzeitig geſtorben ſei. Sonſt wußte ſie von nichts weiter, als daß ſie Zambo hieß.

Das nächſte, was der Admiral nun that, war, daß er ſie taufen ließ und hiefür ein kleines Feſt veranſtaltete, ohne im übrigen ſein Vorhaben zu verrathen. Die Kirche wurde mit Palmenzweigen und Blumen geſchmückt, unter dem Vorwande, dieſen erſten Sieg über das noch zu unterwerfende Königreich zu feiern, und der Altar flimmerte von Lichtern. Ein Dutzend Jeſuiten ſangen und muſizierten während des Hochamts gleich hundert Nachtigallen, und der dreizehnte hielt die Predigt, in welcher er die erbauliche Vorſtellung ausmalte, daß Zambo ein letzter Nachkomme der weiſen Königin von Saba ſei und nun erſt das Heil erworben habe, das dieſe merkwürdige Vorfahrin im alten Teſtamente bei den Juden vergeblich geſucht.

Don Correa ſelbſt war der Taufpathe und die vornehmſte Frau in Loanda die Pathin, als die Handlung nun vollzogen und Zambo mit dem Namen Maria getauft wurde. Sie ließ alles mit ſanfter Ergebung über ſich ergehen ohne den Mund zu verziehen; erſt als die Taufe vorüber war und ſie an den Altar geführt wurde, um ſich noch beſonders der großen Namenspatronin vorzuſtellen und das Knie vor ihr zu beugen, richtete ſie das Auge ſchüchtern auf das hölzerne Marienbild, welches nach Vertreibung der ketzeriſchen Holländer in neuem Glanze aufgerichtet war, die Krone friſch vergoldet, das Geſicht ſo ſtark gefirnißt, daß es glänzte wie ein Spiegel und die linke Wange wirklich das daran gedrückte Näschen des Chriſtusbildes abſpiegelte. Weil die Wange aber rundlich gewölbt war, ſo erſchien das Näslein darin ſo groß, daß die Zambo-Maria vermeinte, es wohne ein Mann in der durchſichtigen Frau, der ſeine Naſe herausſtrecke, und da ſie überhaupt noch nie ein derartiges Bildwerk geſehen, ſo hielt ſie es für einen lebendigen Zauber und fing ſich gewaltig an zu fürchten. Zitternd raffte ſie ſich auf und ſuchte zu entfliehen. Sie fand aber wegen der vielen Umſtehenden keinen Ausweg und flüchtete an die Seite des Don Correa, in welchem ſie ihren Beſchützer ſah, und deutete mit der Hand nach dem leuchtenden goldenen Weiblein, in welchem ein Geiſt ſtecke, der größer ſei als es ſelbſt. Alles drängte ſich herzu, um zu ſehen und zu hören, was ſich mit der neuen Chriſtin begebe, und man ſuchte ſich gegenſeitig verſtändlich zu machen, was ſie geſagt habe.

Auf einmal ertönte die laute Stimme eines der Prieſter, der rief: „Wunder! Wunder! Ein großes Heil iſt geſchehen! Der Herr iſt eingekehrt in ſeine irdiſche Wohnung, in ſein liebliches Pavillon und Sommerhäuschen! Er will die erſte Heidin ſehen, die wir hier getauft haben!“

Alles blickte ſtarren Auges auf das Altarbild, auf welches die Zambo gedeutet hatte, und bald rief hier, bald dort Einer aus der Menge: Ich ſeh' es auch! Ich ſeh' es auch! ohne daß Jemand wußte, was eigentlich zu ſehen ſei. Die Jeſuiten, ſchnell gefaßt, die günſtige Gelegenheit zu packen, ſchlugen alle weiteren Erörterungen mit einem mächtigen Tedeum nieder, das ſie anſtimmten und in welches alles Volk einfiel. Dann ergriffen ſie die Neugetaufte und führten ſie mit Kreuz und Fahne in Proceſſion in der Kirche und um die Kirche herum, unter geſchwungenen Räucherfäſſern und fortwährend ihr Ora pro nobis ſingend. Immer mehr Volk lief herbei, und in kurzer Zeit war ſie ihrem Herrn und Beſchützer abhanden gekommen und unſichtbar geworden; denn man ſchleppte ſie auch noch in den Straßen herum und in verſchiedene Häuſer hinein, wo man ſich an ihrem Anblicke erbauen wollte.

Endlich ging Don Correa, ſie zu ſuchen, und holte ſie aus dem dickſten Haufen Leute heraus, wo ſie ſich erſichtlich voll Furcht und Angſt befand, da ſie gar nicht wußte, was Alles zu bedeuten habe, und zu glauben begann, ſie ſolle jenem kleinen glänzenden Weiblein zum Opfer gebracht d. h. getödtet werden; denn ſie hatte in den ſchwarzen Königreichen geſehen, daß zum Opfern beſtimmte Menſchen ſo umher geführt wurden. Sie klammerte ſich daher an Correa's Arm, ſobald er ſie erreichte und ihre Hand nahm. Die Jeſuiten waren jedoch nicht Willens, auf ihre Eroberung ſo leicht zu verzichten, indem ſie behaupteten, Zambo-Maria müſſe dem Himmel geweiht werden und in der Hut der Kirche bleiben. Er werde das Nöthige ſchon beſorgen, rief der mächtige Befehlshaber; zunächſt ſei die Perſon noch ſein Eigenthum und ſein Pathenkind, das jetzt einem kleinen Tauſeſchmaus beiwohnen und einige Geſchenke empfangen müſſe. Deſſen ungeachtet murrte und ſträubte ſich die Menge, das Wunder fahren zu laſſen, und es bedurfte des entſchloſſenen Auftretens Correa's, das zitternde Weib frei zu machen. Er ließ ſie von ſeinem Pagen begleitet voran gehen und ſchritt mit einigen ſeiner Kriegsleute hinterdrein. So begaben ſie ſich nach einem kleinen Landhauſe, das er in Loanda bewohnte; die Frau Pathin war inzwiſchen mit ihrer Begleitung ſchon dort angekommen, da ſie ſchon früher aus dem Gewühle entflohen war, und die nicht zahlreiche Geſellſchaft nahm an dem gedeckten Tiſche Platz, nachdem der in Unordnung gerathene Anzug des Täuflings von den anweſenden Frauen wiederhergeſtellt worden.

Zambo ſaß zwiſchen der Pathin und ihrer bisherigen Pflegerin. Sie war mit einem weißen Schleier und einem mit rothen Roſen durchflochtenen Myrthenkranze geſchmückt, wodurch das helldunkle Geſicht und der von goldenem Kettchen umgebene Hals eine Wirkung von ungewöhnlichem Reize machten.

Don Correa, der ihr gegenüber ſaß, mußte ſich etwas zuſammennehmen, ſie nicht zu oft anzuſehen, nicht nur der anweſenden Frauen, ſondern auch des Geiſtlichen wegen, der ſie getauft hatte und ebenfalls zugegen war. Obgleich die braune Marie ſchon einigermaßen an das abendländiſche Tiſchgeräthe gewöhnt war, vermochte ſie doch nicht zu eſſen; denn der Wechſel der Eindrücke, die ſie ſo raſch nach einander empfangen, bedrückte ihr Herz. Sie glaubte ſich wol der Gefahr entzogen und fühlte auch, obſchon ſie nicht ein Wort der Tiſchgeſpräche verſtand, man rede freundlich von ihr; doch ihre neue Lage, Umgebung und Zukunft erſchienen ihr ſo gänzlich fremd und unbekannt, daß die Regloſigkeit ihrer Seele eher zu= als abnahm. Erſt als Don Correa eigenhändig einen Teller mit ſüßen Früchten und portugieſiſchem Backwerke füllte und ihr denſelben hinüberreichte, fing ſie gehorſam und ehrfürchtig an zu naſchen und aß den Teller tröſtlich leer. „Ei ſeht,“ ſagten die Frauen, „wie gut ſie dem gütigen Herren zu gehorchen verſteht! Wahrhaftig, ſeine Gnaden haben eine Eroberung gemacht!“

Als nun Alles über den unverſehens leer gewordenen Teller lachte, ſchaute Maria verwundert um ſich und lachte auch. Noch Niemand hatte ſie lachen ſehen und

Alle waren erſtaunt über den Liebreiz, welcher ſich wie aus dem Himmel geholt ſo unerwartet über die fremdartigen Geſichtszüge verbreitete und eben ſo ſchnell wieder verſchwand, als ſie beſchämt die Augen niederſchlug.

Unterdeſſen war die Dämmerung hereingebrochen und die Geſellſchaft erging ſich nach aufgehobener Tafel noch einige Zeit im Freien, um die wohlthuende Nachtluft zu genießen, welche Meer und Land balſamiſch kühlend umfloß. Ueber den Geſprächen der zerſtreut auf und nieder gehenden Leute blieb die Zambo oder Maria unbeachtet, wie es ſo zu geſchehen pflegt, nachdem der Menſch ſein beſcheidenes Theil Aufmerkſamkeit erregt hat. Sie ſtand abſeits unter einer Gruppe hoher Palmenbäume, an einen der Stämme geſchmiegt, und blickte unverwandt nach Weſten, wo die Sichel des untergehenden Mondes über dem Meere glänzte, und zwar ſo ſtark, daß die Palmen ihren Schatten warfen. Die äußerſte Kante des großen goldenen Geſtirnes ſchimmerte noch extra im fernen Sonnenlicht gleich einem blitzenden ſchmalen Ringe, während Zambo's ſcharfes Auge zugleich die nach dem Innern des Ringes hin allmälig verſchwimmenden Gebilde wahrnahm, die von dem Lichte ſchwächer getroffen, ihr aber vertraut waren. Stets aber hing das Auge wieder an dem blitzenden Ringe. Es war die letzte Ueberlieferung eines wahrſcheinlich ſchon ſeit tauſend Jahren untergegangenen Cultus, welche in dem Mädchen von der alten Heimath oder der todten Mutter her noch dämmerte;

vielleicht wendete ſie ſich, ohne es zu wiſſen, noch einmal der verſchollenen Selene zu, ehe ſie der goldenen Göttin folgte, an deren Altar ſie heute geſtanden, kurz, ſie ſtreckte wie um Schutz flehend die Hand nach dem Geſtirn aus.

Da faßte Jemand ſänftlich dieſe Hand; es war Don Correa, der vorſichtig an ſie herangetreten und ihr dieſelbe Hand auf den Mund legte, zum Zeichen, daß ſie ſchweigen ſolle. Dann ſtreifte er einen ſchimmernden Ring an ihren Finger und küßte ſie ſchnell auf den Mund, worauf er ebenſo ungeſehen hinweg ſchritt, als er gekommen war. Bald nachher ging die kleine Geſellſchaft auseinander und Zambo kehrte mit ihrer Beſchützerin in deren Behauſung zurück.

Am nächſten Tage ſchon ließ der Admiral zwei ſeiner Schiffe unter Segel gehen, die er nicht mehr brauchte, und ſandte ſie mit Depeſchen, das eine nach Braſilien, das andere nach Portugal. Auf demjenigen, das nach Braſilien ging, hatte er in der Frühe bereits die Zambo nebſt einer Dienerin untergebracht und dem Befehlshaber auf die Seele gebunden. Die Schweſter ſeiner längſt verſtorbenen Mutter lebte in Janeiro als Aebtiſſin eines Conventes von Dominikanerinnen. Dieſer anvertraute er die Zambo mit einem Briefe, worin er die vornehme Kloſterfrau bat, das getaufte Heidenkind in den klöſterlichen Schutz aufzunehmen, mit chriſtlicher Sitte und guter Lebensart bekannt zu machen und es aber für die Rückkehr in die Welt bereit zu halten, alles unter Zuſicherung ſchuldiger Dankbarkeit und gewünſchter Gegendienſte.

Die Abfahrt der Schiffe war freilich ſchon früher beſtimmt geweſen; die Einſchiffung der Zambo aber hatte er ganz plötzlich und raſch betrieben, und als die Jeſuiten ihre Speculationen auf die Wunderperſon an dieſem Tage weiter ausarbeiten und vor allem nur die Viſionärin in Sicherheit bringen wollten, fuhren die Schiffe längſt außer Sicht, und der zukünftige Wallfahrtsort an der Weſtküſte des Welttheils verwandelte ſich einſtweilen in ein Luftſchloß und iſt es auch geblieben.

Zambo-Maria ſelbſt wußte am wenigſten, was mit ihr vorging. Als der Admiral ſeine letzten Anordnungen auf dem Schiffe getroffen und daſſelbe verließ, hatte er ſich zum Abſchiede nicht länger bei ihr aufgehalten, als bei anderen Nebenperſonen, und kaum ihre ſchmale braune Hand einen Augenblick in die ſeine genommen und geſtreichelt, indem er ſeinem guten Taufpathchen, daß es Jeder hören konnte, ein par gewöhnliche Worte der Aufmunterung ſagte, dann aber ſich abwendete und nicht mehr umſah. Das Naturkind ſchien aber die Hauptſache ſchon ſoweit zu verſtehen, daß ſie die par leichten Liebkoſungen, die ſie von ihm erfahren, ſowie das Geſchenk des Ringes ſorgfältig bei ſich behielt, obſchon die Frauensperſonen bereits das eine und andere Wort mit ihr austauſchen konnten und ſie ſchon auf dem Schiffe ein weniges portugieſiſch plaudern lernte.

In der Zeit waren auch die Unterhandlungen mit dem Königreich von Angola zu Ende geführt und die Fürſtin, wie geſagt, mit ihren Leuten abgezogen. Die Schlauheit und Beredtſamkeit der ſchwarzen Diplomatin konnte nicht hindern, daß ihr Bruder doch als Vaſall der Krone Portugals betrachtet und ſchließlich Don Correa zum Regenten in Angola ernannt wurde. Er regierte das Königreich mehrere Jahre.

Mit Ablauf des erſten Jahres aber fuhr er nach Rio de Janeiro hinüber, um das Kleinod heimzuholen, das er dort aufgehoben wußte, und Hochzeit zu halten. Zur Belohnung für ſeine Thaten hatte der König unter anderm ſeinem Wappen zwei Negerkönige mit goldenen Kronen als Schildhalter beigegeben. Dieſe Figuren widmete er der zukünftigen Gattin als Zierat, indem er ſie auf Geräthe, Schmuck und Tapezerei, die er in den europäiſchen Fabriken beſtellte, überall anbringen ließ. Noch auf dem Schiffe, als es in den Hafen von Rio de Janeiro einlief, entwarf er in Gedanken ein Gemälde, das er beſtellen wollte, auf welchem Zambo-Maria in der Tracht einer Königin von Saba getauft wurde und die zwei Mohrenkönige das Taufbecken hielten. Als er aber das Kloſter der Dominikanerinnen betrat und im Sprechzimmer ſtand, um ſeine Frau Tante, die Aebtiſſin, nach dem jungen Weibe zu fragen, ſagte ihm die nach der Begrüßung mit trockenen Worten, die braune Perſon ſei vor kurzen Tagen fortgelaufen und verſchwunden.

Don Correa erblaßte und ſtand wie vom Blitze getroffen. Der erſte Gedanke ſodann war nicht etwa ein Fluch auf die Entflohene, ſondern auf die eigene Thorheit. „Warum haſt du die arme Creatur nicht bei dir behalten“, ſagte er ſich, „und gleich geheirathet wie ſie war! Jetzt wird ſie zu Grunde gehen!“

Er fragte die Nonne, ob man denn keine Vermuthung hege, was ſie zur Flucht bewogen und wo ſie ſich hingewendet habe? Jene verneinte Alles und meinte, der Admiral möge, wenn ſo viel an dem Weibe gelegen ſei, ſie jetzt ſelbſt aufſuchen laſſen, wozu er mehr Macht und Mittel beſitze, als ſie. Erſt jetzt ging er in ſein altes Wohnhaus zu Rio, das er zur Hochzeit einzurichten gedacht hatte. Er fand ſchon manche Kiſte mit angekommenen Sachen vor; aber ſtatt ſie zu öffnen, ſandte er nach allen Seiten Leute aus, die Spur der Verſchwundenen zu ſuchen, und machte ſich ſelber auf den Weg, voll Erbarmen mit ihrer Rathloſigkeit. Auch war die anfängliche Liebeslaune, die ihn beim erſten Anblick nach ſo langem Unterbruche befallen, zeither zu einer inneren Neigung erwachſen, zu einem tieferen Bedürfniſſe, dieſer Menſchenſeele außerhalb des Weltgeräuſches ſo recht für ſich gut zu ſein, und er fragte ſich, als er fruchtlos nach ihr ausſchaute, ob er ſich mit ſeinen äußerlichen und luxuriöſen Anſtalten und Beſtellungen nicht gegen die Einfachheit des unſchuldigen Weſens verſündigt und es zur Strafe dafür nun verloren habe. Er erinnerte ſich, wenn der Ausdruck bei einem ſolchen Herren und Kriegsmanne überhaupt angebracht iſt, ſchmerzlich des pomphaften Empfanges, den er dem böſen Weibe von Cercal einſt bereitet, und welch' trauriges Ende jene glänzenden Vorbereitungen genommen.

Von dem Verlangen getrieben, über das Weſen und Leben der Zambo im Kloſter Näheres zu erfahren, eilte er wieder hin und befragte die Stiftsvorſteherin eifrig und ſogar mit einer gewiſſen Heftigkeit, die über den Rang und Stand des Mannes, wie über die Tragweite der Sache faſt hinauszugehen ſchien. Die alte Dame mit ihrem goldenen Kreuz auf der Bruſt ſah ihn aus wohlgenährten Augenlidern blinzelnd aufmerkſam an und erzählte dann ſehr gelaſſen nur Gutes von der Negerin, wie ſie die Maria nannte, trotzdem ſie offenbar keine war. Sie habe die portugieſiſche Sprache ſchon ziemlich brauchen gelernt, ſich ſtill und gehorſam verhalten und gern mit den weiblichen Arbeiten beſchäftigt.

„Welche Arbeiten?" fragte Don Correa, der wußte, daß die Damen in dieſem Stifte ſo wenig etwas thaten, was man arbeiten nennen konnte, als diejenigen außerhalb desſelben. Er fürchtete daher, das Mädchen möchte zu niedrigen Arbeiten, wo nicht zum Sklavendienſte gebraucht worden und vielleicht deshalb entflohen ſein. Allein die Aebtiſſin fuhr ausweichend fort, allerlei Vortheilhaftes von dem verſchwundenen Kinde zu bekunden, und dem Herrn wurde es nur immer bitterer und faſt traurig zu

Muth, als er das Alles anhörte. Die Alte aber ſchloß mit den Worten: „Item, man hätte nicht gedacht, daß ſie ſo ſchnöde weglaufen würde!“

Mit verworrenen Gedanken ging er endlich wieder in ſeine Wohnung, um ſich nur etwas zu ſammeln. Denn er, der ſonſt in Entſchluß und That nie zu zögern pflegte, ſah ſich dieſem Geheimniſſe gegenüber durchaus ohnmächtig und unentſchloſſen. Die Dienſtverhältniſſe erlaubten ihm nicht, lang in Rio de Janeiro zu verweilen; verließ er aber die Stadt und das Land, ſo verlor er jede Hoffnung, die Zambo doch noch zu finden, und der Mann, der Land und Leute zu erobern gewohnt war, ſah ſich außer Stand, das unſchuldigſte und beſcheidenſte Heirathsproject auszuführen.

Als er in ſolchen düſteren Betrachtungen das Haus erreicht hatte und eben in ſeinem Cabinette Degen und Handſchuhe auf den Tiſch warf, kam ſein Page Luis vorſichtig hereingeſchlüpft, ihm eine merkwürdige Nachricht zu bringen. Es war ein vierzehnjähriger aufgeweckter Knabe und ſeinem Herrn ſo ergeben und vertraut, daß dieſer ihn für ſicherer und zuverläſſiger hielt, als alle anderen Diener, und ihm auch ſonſt wegen ſeines anmuthigen Weſens herzlich wohl wollte. Luis hinterbrachte alſo nun, als er ſo von ungefähr in der Straße geſchlendert ſei, habe ihn die Frau des Nachbars, eines alten franzöſiſchen Schiffsherrn, die für eine heimliche Proteſtantin gelte, herbeigewinkt und ihm hinter der

Hausthür zugeflüſtert, er ſolle ſeinem Don ſagen, ſie könne ihm den Ort nennen, wo Se. Excellenz finde, was ſie ſuche; man möge nur, ſobald es dunkel ſei, einen Augenblick in die Veranda hinter ihrem Hauſe kommen. Don Correa verfehlte den Gang nicht und vernahm von der muntern Alten, nachdem er ihr Verſchwiegenheit und Schutz zugeſichert, daß ſeine Zambo vor unlanger Zeit auf einem nach Marſeille gehenden Schiffe ihres Mannes in ein Kloſter zu Cadix gebracht worden ſei. Ueberdies wußte ſie, daß es ſich darum handle, das Mädchen zu einer Art von Wunderthäterin und Heiligen zu machen, daß es widerſtanden hatte, mit Blutrünſtigkeiten Stirn und Hände verzieren zu laſſen und eine heilige Blutſchwitzerin zu werden; ja, der Alten war ſogar bekannt, daß dem bräunlichen Frauenzimmer ein Verlobungsring vom Finger geſtreift und weggenommen worden ſei. Einen Theil dieſer Dinge hatte ſie auf ganz geheimem Wege durch eine Flamänderin erfahren, die in dem Kloſter als Bäckerin angeſtellt war und die Alte bisweilen beſuchte.

Don Correa erkannte ſogleich die Wahrheit der Angaben und dankte der Frau dafür, ſie bittend, auch ihrerſeits die Sache geheim zu halten. Ein ſtiller Grimm erfüllte ihn trotz ſeiner katholiſchen Geſinnung gegen die Jeſuiten, die offenbar von Afrika aus über ſeinen Kopf hinweg die Hand im Spiele hatten, und nicht minder erwachte ſein Zorn gegen die verlogene Prälatin, ſeine Muhme. Dieſe vermuthete in der That nicht mit Unrecht, daß der Neffe wieder einmal einen wunderlichen Heirathsſtreich im Schilde führe, und hatte um ſo größere Urſache, ihn daran hindern zu helfen, als ſie längſt mit einer rühmlicheren Verbindung für ihn beſchäftigt war und nur auf den Augenblick lauerte.

Der Admiral und Regent oder Vicekönig von Angola legte ſich noch in der gleichen Nacht den Vorwand zurecht, die Reiſe nach Europa auszudehnen und am Hofe zu Liſſabon über den Stand und die Zukunft der afrikaniſchen Angelegenheiten perſönlich zu berichten, und am nächſten Tage ging er mit zwei Schiffen oſtwärts unter Segel, ohne das Ziel der Fahrt bekannt zu machen. Mit großer Ungeduld ſah er die Tage und Wochen vergehen, obgleich er mit dem günſtigſten Wind und Wetter ſegelte, und als er endlich in den Golf von Cadix abbiegen konnte, fand er die Bai und den Hafen durch Wachtſchiffe verſchloſſen, weil die Peſt in der Stadt hauſte.

Dieſer neue Unſtern ſteigerte ſeinen Unmuth und die Beſorgniß für die arme Zambo auf's Höchſte, zum Glück aber auch ſeine Beſonnenheit. Da er wegen der auf ihm laſtenden Verantwortung ſowie bei der ſicheren Nutzloſigkeit überhaupt nicht daran denken konnte, ſeine Perſon auf ſpaniſchem Boden auszuſetzen, beſchloß er, vorerſt die Fahrt nach Liſſabon zu beendigen und nur den Knaben Luis auf Kundſchaft zu ſchicken. Er vertraute denſelben, der die Zambo kannte und von ihr gekannt war, ſein Geheimniß ganz an, ließ ihn das Gewand eines zerlumpten

Schifferjungen anziehen und verſah ihn reichlich mit Geld, worauf er ihn ſüdlich von der Bucht bei der St. Petersinſel in der Dunkelheit der Nacht an den Strand bringen ließ. Mit aller Verwegenheit und Begeiſterung eines romantiſchen Knaben und der Freiheit froh, verlor ſich der kluge Burſche landeinwärts, indeſſen Don Correa bald nachher auf das Cap St. Vincent losſteuerte, um den Weg nach Liſſabon vollends zurückzulegen. Von dort aus dachte er dann mit oder ohne Nachricht des Knaben weiter vorzugehen.

Es dauerte keinen Tag, ſo trieb ſich Luis mit einer Schachtel voll indianiſcher Schnurrpfeifereien in der Stadt herum und bot überall ſeinen Kram zum Verkaufe an, wurde aber allenthalben weiter geſchickt, hier mit dem Unwillen Derer, welche Peſtkranke oder ſchon Todte hatten, dort mit dem Gelächter und den Flüchen des geſund gebliebenen Pöbels, der ſich zechend, tanzend und ſingend in Schenken und auf öffentlichen Plätzen herum trieb. Luis ließ ſich aber Nichts anfechten, ſondern durchwanderte die Stadt die Kreuz und Quere, bis er auf ein Nonnenkloſter ſtieß, welches dem Dominikaner-Orden angehörte. Es beſtand aus einem Haufen alter Gebäude und hoher Mauern, die da und dort mit ſarazeniſchen Fenſterlöchern durchbrochen waren. Natürlich war ihm der Eintritt ſo verſchloſſen, wie jedem andern Mannsbilde; nur in die Kirche konnte er eintreten und bemerkte dort, daß der Gottesdienſt ungeregelt abgehalten wurde und das

Innere des Kloſters ſo voll Unruhe war, wie die übrige Stadt.

In der Herberge, die er aufgeſucht, kaufte er von der Tochter eines plötzlich verſtorbenen Bauers einen kleinen Eſel, und von einem Verkäufer alter Kleider einen Weiberrock und ein zerriſſenes Kopftuch; dann belud er den Eſel mit einem Korbe voll friſcher Orangen, ſchwang ſich ſelbſt, als arme Bauerndirne gekleidet, auf das Kreuz des Eſels und ritt gemächlich in der Richtung des Kloſters davon. In dieſem Aufzuge gelang es ihm, in einen Vorhof einzudringen, deſſen Thüre ſich juſt geöffnet hatte, um einen Arzt einzulaſſen; und da drinnen Verwirrung und Rathloſigkeit herrſchte, indem die Aebtiſſin ſoeben von der Krankheit ergriffen worden, ſo trieb die angebliche Orangendirne ihren Eſel unbeachtet bis in einen Garten, wo einige Kloſterfrauen ängſtlich ſpazieren gingen. Da fing er an, ſeine Früchte auszurufen und einen ſolchen Lärm zu machen als ein kreiſchendes Landmädchen, daß bald mehrere Nonnen herbei kamen und um den Eſel herum ſtanden. Die Eine und Andere kaufte ein paar Orangen, die der ſchlaue Knabe beinahe um Nichts hergab, der ſchlechten und unglücklichen Zeit wegen, und der geringe Preis verlockte die guten Frauen, die Gelegenheit zu benutzen und ſich die kleine Erfriſchung zu verſchaffen. Einige ſuchten ſich unter den goldenen Kugeln einen Vorrath aus, indem ſie dieſelben in der Hand wogen und an die Naſe brachten, und inzwiſchen ließ Luis ſeine Augen verſtohlen herumgehen, ob er nirgends die Zambo erblicken könne. Und das Glück wollte, daß es geſchah. In einiger Höhe ſchauten hinter einem hölzernen Gitter zwei Frauengeſichter herunter, wovon das eine, noch im weltlichen Haarſchmuck und ohne Schleier, niemand Anderem als der dunkeln Zambo angehörte.

Kaum hatte Luis ſie erkannt, ſo trieb er unvermerkt den Eſel näher, bis das graue Thierchen unter dem Fenſter ſtand; und nun fing Jener aus Leibeskräften an zu rufen: „Kauft, hochwürdige Damen! Kauft friſche Orangen für den Durſt! Sie ſind geſund, wie die Aerzte ſagen, und preiswürdig! Für ein halbes Soundſoviel und ein viertel Nichts dazu kann ich drei Stücke geben! Kauft, gnädige Frauen, und erlabt Euch, ſo vergeßt Ihr die Gefahr! Das Neueſte iſt, daß Niemand in den Hafen von Cadix einfahren darf, der aus der Ferne herkommt. Nehmt die Orangen geſchenkt, fromme Frau Mutter! Geſtern mußte der Vicekönig von Angola, der berühmte und prächtige Don Salvador Correa, der tapfere Erſtürmer ſo vieler Feſtungen, unverrichteter Dinge aus unſerem Gewäſſer abziehen. Ich ſah ſeine Schiffe; er ſei nach Liſſabon gefahren, heißt es, und werde einige Zeit ſich dort aufhalten! Er ſoll ein gar ſchöner und ſtolzer Herr ſein, ſagt man; aber ſolche Leute ſind oftmals die allerleutſeligſten mit denen, die ihnen gefallen! Kauft mir die Orangen ab, ſo kann ich nach Hauſe!“

Alles das rief der kecke Burſche ſo vernehmlich als möglich, mit dem Geſichte ſo gewendet, daß die Zambo ihn ſehen und hören mußte. Kaum hatte er auch den Namen Don Correa in die Lüfte geſendet, ſo horchte ſie auf und verwandte kein Auge mehr von ihm, bis ſie plötzlich ſein Geſicht erkannte und ein Freudeſtrahl in ihren Augen aufleuchtete.

In dieſem Momente trat aber eine lange Priorin oder Chormeiſterin, oder dergleichen hervor, die ſagte: „Was ſchreit und klatſcht denn die Dirne? Wie kommt ſie in den Garten herein, und was weiß und hat ſie von einem Vicekönig zu plaudern?“

Und ſie ſchritt noch näher heran und ſtreckte die dürre Hand, an welcher ein Paternoſter hing, nach dem Rockärmel des verkleideten Pagen aus, der aber inzwiſchen ſchnell zu bewerkſtelligen wußte, daß der Eſel hinten ausſchlug, der Korb auf den Boden fiel und die Orangen umher rollten. Während ein Theil der Nonnen nach den Orangen lief, der andere vor dem ausſchlagenden Eſel floh, machte Luis mit aufgeſchürztem Rocke, daß er aus den Kloſterräumen hinauskam, und rannte mit langen Schritten durch lauter Nebengaſſen davon. In der Herberge angekommen, wechſelte er unbemerkt die Kleider, bezahlte den Wirth mit erlöſten Kupfermünzen und verſtelltem Feilſchen, ging unverweilt aus der Stadt und wanderte, bis er den nächſten Hafenort erreichte, wo er eine Fahrgelegenheit nach Liſſabon fand.

So glücklich, wie wenn er den ſchönſten Vogel im

Garn gefangen hätte, überbrachte er ſeinem Herrn die Nachricht von der wiedergefundenen Zambo-Maria, und ſein fröhliches Geſicht hellte die düſteren Züge desſelben auf. Don Correa fühlte ſich von einem Theile ſeiner Sorgen befreit. Es beſtand kein Zweifel, daß die Nonnen ſein nicht zu beſtreitendes Eigenthum herausgeben mußten; damit aber eine nochmalige geheime Wegſchleppung unmöglich wurde, war es nöthig, ſie mit einem Regierungsbefehl zu überraſchen, der ihnen keine Zeit zu weiteren Umſchweifen ließ. Correa war der Mann, einen ſolchen Befehl auszuwirken; allein dazu erforderte es einige Zeit, und während derſelben konnte die Zambo zehn Mal der Peſt zum Opfer fallen. Und hinwieder verhinderten wahrſcheinlich doch die Schrecken der tödtlichen Seuche die Nonnen und Pfaffen, dem verlaſſenen Mädchen den Kopf zu ſcheeren und den Schleier aufzuzwingen und den übrigen Hokuspokus aufzuführen, da ſie zunächſt für ſich zu ſorgen hatten. Genug, die Sorgen kehrten über dieſen Widerſprüchen der Sachlage mit aller Schwere zurück, und Don Correa ſchlug ſich abermals vor die Stirne aus Zorn über ſich ſelbſt, daß er die Maria nicht gleichzeitig mit der Taufe zur Gemahlin erhoben und bei ſich behalten habe. Dennoch verſäumte er nicht, für die Ausſtellung eines unzweideutigen Befehles bei der ſpaniſchen Oberbehörde die nöthigen Schritte zu thun, worin er von ſeiner Regierung im Stillen gehörig unterſtützt wurde. Allein es verging eine Woche nach der andern, ehe das

Decret da war, und damit verfloß auch die Zeit, welche er bei allem Anſehen, deſſen er genoß, in Europa zubringen konnte.

Eines Abends ſpät ging er in ſeinem Gemache nachdenklich auf und ab und überlegte ſich, ob es ſeiner würdig ſei, in dieſer Weiberfrage ſo viel Weſens zu machen und ſo viel Aergerniß zu dulden, und ob das Bedürfniß und Project, ſich ein ſo ſtilles weiches Ruhebett in der Häuslichkeit zu bereiten, überhaupt vor einem höheren Urtheile zu rechtfertigen ſei. Der Page Luis ſaß an dem Tiſche in der Mitte des Zimmers, über eine große Seekarte gebückt und halb in Schlummer verſunken; denn der Admiral gab ihm ſelber Unterricht in der Schifffahrtskenntniß und prüfte ihn zuweilen, was er auch dieſen Abend gethan hatte, bis er durch den Hauptgegenſtand, der ihn beläſtigte, ſelbſt zerſtreut wurde und den Knaben außer Acht ließ. Die Kerzen des ſilbernen Kandelabers, der die Seekarte mit ihren unbeholfenen Gebilden beleuchtete, waren zur Hälfte herabgebrannt, und die Stutzuhr auf dem Kamine zeigte die zehnte und eine halbe Stunde.

„Ich bin nun ſechsunddreißig Jahre alt“, ſagte er bei ſich, „und dürfte die Fackel des Eros füglich auslöſchen! Wer Krieg führen und befehlen ſoll, muß reinen Tiſch im Herzen und kühles Blut haben. Das Haus iſt freilich zu erhalten; allein vielleicht wäre es am beſten, dem Willen der Frau Muhme zu folgen und eine gleich-

Bibl. Univers. Lpz.

gültige Dame in's Haus zu ſetzen, die den Staat macht und uns kalt läßt! Und wäre es am Ende für die arme Zambo nicht auch beſſer, wenn ſie vor den Stürmen des Lebens geſchützt und zu einem frommen Nönnchen gemacht würde?"

Hier wurde die Stille der Nacht unterbrochen durch ein ſchüchternes Zeichen der Hausglocke, die in der weiten Flurhalle des Palaſtes hing. Ein einziger Anſchlag ließ ſich vernehmen, welchem ein ſchwächlicher Nachklang folgte, der im Entſtehen abbrach und erſtarb. Don Correa achtete nicht darauf und ſetzte ſeine Promenade fort. Wie er aber doch alles bemerkte, was vorging, ſo ward er nach ein paar Minuten inne, daß das Hausthor nicht geöffnet wurde, ſondern Alles ſtill blieb und der Thorhüter mithin ſchlafen oder abweſend ſein mußte. Nachdem er erſt jetzt ein kleines Weilchen ſtillgeſtanden und gehorcht hatte, trat er zu dem ſchlafenden Knaben, weckte ihn und ſagte: „Es hat Jemand auf der Straße geläutet; geh' hinunter und laß den Pförtner nachſehen, was es ſei!"

Als der Knabe aufſprang und ſofort hinauslaufen wollte, rief der Herr noch: „Nimm hier den Leuchter mit und komm' gleich wieder, ſo will ich ſo lange im Dunkeln ſtehen!"

Es ſchien ihm aber doch etwas lange zu dauern; er hörte die ſchweren Thorflügel nach einiger Zeit auf und zu machen, aber es währte noch Minuten, bis die Schritte des Knaben näher kamen, und er öffnete faſt ungeduldig die Zimmerthüre, um das vermißte Licht bälder zu ſehen und den zögernden Pagen zur Eile zu mahnen. In der linken Hand den Leuchter hoch empor haltend, daß ſein hübſches Geſicht hell beſtrahlt wurde, führte Luis mit der Rechten die Zambo oder Maria herbei, welche von den Füßen bis zum Haupte vom Straßenſtaube bedeckt und vor Müdigkeit wankend ihm folgte.

„Da iſt ſie von ſelbſt gekommen!“ rief der Knabe mit triumphierender Freude über das treffliche Abenteuer. Zambo dagegen fiel aus Erſchöpfung und Aufregung vor den Admiral hin und umfing mit den Armen ſeine Füße, während aus den zu ihm aufblickenden Augen große Thränen quollen. In froher Ueberraſchung hob er ſie, nun zum zweiten Male, von der Erde auf und ſein Schlafrock von dunklem Sammet wurde vom Staube weiß gefärbt. Gleich dem Vater des verlorenen Sohnes eilte er ſelbſt, die weibliche Dienerſchaft aufzujagen und ihr den nächtlichen Ankömmling zu jeglicher Pflege zu übergeben und anzuempfehlen.

Dann erſt ließ er ſich von dem Pagen mittheilen, wo er die Zambo gefunden. Luis erzählte mit glückſeligem Eifer, daß er, ohne den Thorwärter zu wecken, vorläufig nur die Klappe des vergitterten Guckfenſters geöffnet und hinausgeſchaut habe. Da ſei eine müde Frauengeſtalt draußen geſtanden, die ſich kaum aufrecht gehalten, und als er durch das Gitter das Licht auf ſie gerichtet, ſei es die gute Zambo geweſen. Nun habe er ſelbſt die Riegel zurückgeſtoßen, die Pforte aufgethan und die Frau, die zitternd da geſtanden, gleich bei der Hand genommen und hereingezogen zu ſeinem Hauptvergnügen; denn ſie habe ihn erkannt und ſei augenſcheinlich etwas munterer geworden. Geſprochen hätten ſie kein Wort, als er das Thor wieder geſchloſſen und den Kandelaber vom Boden aufgenommen, wohin er ihn geſtellt, und auch als er ſie die Treppe hinangeleitet, habe er nur ein paar Mal lachend nach ihr umgeſchaut, um ihr ſozuſagen im Namen Sr. Gnaden freundlich zuzunicken. Don Correa zahlte dem Knaben ſeine Ausgaben ohne Verzug mit einem Lächeln gütiger Zufriedenheit zurück und ſtrich ihm das dichte lange Haar aus der Stirne, die es im bewegten Eifer des Burſchen bedeckt hatte. Er blieb noch ſo lange mit ihm wach, bis er die Meldung empfing, die Fremde ſei mit allen nöthigen Erquickungen verſehen zu Bette gebracht worden und in Schlaf verſunken. Dann ging er ſelbſt den Schlaf zu finden, während der Page ſich noch in der Küche herumtrieb und den Weibern, die mit gegen die Hüften geſtemmten Armen und offenen Mäulern um ihn herum ſtanden, über das Ereigniß allerlei Schnaken vormachte.

Am nächſten Morgen fühlte ſich Zambo ſo gut erholt und geſund, daß ſie vor dem Hausherrn erſcheinen und ihre merkwürdige Wanderfahrt erzählen konnte. Die Peſt, welche damals übrigens außer in Cadix nur an einem einzigen Hafenplatze aufgetreten, hatte durch ein par raſch erfolgte Erkrankungen und den Tod der Vorſteherin das Kloſter ſo erſchreckt und verwirrt, daß während einiger Tage weder Hausordnung noch Ordensregel geachtet wurde, die Pforten auf- und zugingen und Jeder that, was er wollte. Dieſer Zuſtand verlockte die Afrikanerin deſto unwiderſtehlicher, die Freiheit zu ſuchen, um in ihr die Hand ihres Herren und die rechtmäßige geliebte Unfreiheit wieder zu finden. Sie hatte deutlich verſtanden, was der verkleidete Luis gerufen, und es für ein Zeichen genommen, daß ſie ihren Gebieter aufſuchen ſolle. Daher verließ ſie in einer Abenddämmerung einfach das Kloſter durch eine offen ſtehende Seitenthüre und wanderte die Nacht hindurch um die Meerbucht von Cadix herum und auf der Straße nach Norden, bis ſie zur Stadt Sevilla gelangte. Sie trug noch etwas Geld bei ſich verborgen, das ihr jetzt zu Statten kam, bald aber zu Ende ging, weil ſie von den Leuten überall übervortheilt und betrogen wurde, als ſie ihre Unerfahrenheit und Unkenntniß bemerkten. Sobald ſie aber nichts mehr beſaß, erhielt ſie das Wenige, um das ſie aus Hunger bat, um Gotteswillen. Von Sevilla aus fing ſie an, nach der Stadt Liſſabon zu fragen und ging unabläſſig in der Himmelsrichtung, die man ihr jeweilig zeigte, über Ebenen und Gebirge und die Ströme und Flüſſe hinweg, viele Tage, Wochen lang; denn die öfteren Irrgänge verdoppelten die Länge des Weges. Trotz aller Mühſal waltete ein freundlicher Stern über ihrem Haupte, was Don Correa leicht begriff, als er die ſchuldloſe Anmuth und ernſten Züge mit neuem Wohlgefallen betrachtete. Sie erreichte endlich die Umgebung der portugieſiſchen Hauptſtadt mit Sonnenuntergang; bis ſie nicht mehr zweifeln konnte, daß ſie in Liſſabon ſei, war aber die Nacht ſchon vorgerückt, und ſie fragte nach der Wohnung des Admirals, zu deſſen Haushalt ſie gehöre, wie ſie mit gutem Inſtinkte ausſagte. Eine Scharwache übergab ſie der andern, ohne ſie zu beleidigen, obgleich den Leuten das Abenteuer ungewöhnlich vorkam. So wurde ſie von einem Stadtviertel in's andere mitgeführt und zuletzt einem alten Nachtwächter überlaſſen, der ſie vollends vor den Palaſt des Admirals brachte, nachdem er aus ihren Worten auf die Wahrheit ihrer Ausſage geſchloſſen hatte. Da ſolle ſie an der Glocke ziehen, rieth er, indem er ihr den eiſernen Griff zeigte und ſie dann ſtehen ließ.

Dieſe Erzählung trug ſie allerdings nicht fließend vor; ſie mußte ihr vielmehr ſtückweiſe abgefragt werden; dennoch war Don Correa erfreut, die Zambo zum erſten Male in ſeiner eigenen Sprache zuſammenhängend reden zu hören und überdies nicht nur in ihren Worten, ſondern auch in den von der Sprache belebten Zügen des dunkeln Antlitzes das Licht eines guten Verſtandes wahrzunehmen, gleich dem Morgenſchimmer, der einen ſchönen Tag verſpricht. Freilich waren dieſe Züge bewegter als ſonſt, weil auch ſie die erlernte Sprache ihres Beſchützers zum erſten Male ihm gegenüber hören ließ und ſich lange darauf gefreut hatte.

„Wo haſt Du den Ring gelaſſen, den ich Dir gegeben?“ fragte er ſie, ihre Hand ergreifend, wie wenn er ihn ſuchte.

„Verzeih', Herr, man hat mir den Ring genommen!“ ſagte ſie mit geſenktem Blicke.

Er trat zu einem ſchweren Schranke, aus welchem er ein mit Silber eingelegtes glänzendes Stahlköfferchen holte, das er öffnete. Die darin liegenden Schmuckſachen und Kleinodien mit einem Rucke durcheinander rüttelnd, bis er einen Frauenring fand, hielt er denſelben einen Augenblick gegen das Licht, wie wenn er ſich ein letztes Mal den Schritt überlegte, den zu thun ſich ihm nochmals die Wahl bot. Als er vor zwölf Jahren ausgezogen war, die erſte Frau zu freien, hatte er in der Eile vergeſſen, den Trauring ſeiner Mutter mitzunehmen, wie er ſich vorgenommen. Jene dunkeln Vorgänge mit ihrer elenden Täuſchung traten einen Moment vor ſeine Seele; doch dünkte ihm der Umſtand, daß der unentweihte Ring jetzt im rechten Augenblicke noch zur Hand war, ein günſtiges Zeichen, und er ſteckte ihn der Zambo an den Finger, daran der frühere geſeſſen.

Das Trauungsfeſt, welches er ohne Zaudern herbeiführte, machte trotz der verhältnißmäßig großen Einfachheit ein allgemeines Aufſehen, obſchon kein ſo ſchreiendes, wie es heutzutage der Fall ſein würde. Selbſt der König und die Königin ſandten Vertreter mit ihren Glückwünſchen, und die Verſammlung war eine glänzende, wenn auch nicht ſehr zahlreiche. Die Braut durfte ſich trotzdem ſehen laſſen. Zambo war in einen ſchweren weißen Seidenſtoff gekleidet, der in ſchmale Streifen mit Goldfäden abgenäht worden. Der breite ſtehende Spitzenkragen, der ſilberdurchwirkte Schleier und die in das Haar geflochtenen Perlenſchnüre, das auf dem freien Theile des Buſens liegende Diamantkreuz hoben ihre dunkle oder vielmehr hellbraune Farbe wie etwas Selbſtverſtändliches, ja Einzigmögliches hervor, und ihre angeborene ſchlanke und gerade Körperhaltung war ſo edel, daß Don Correa, als ein gelehrter Geiſtlicher unter den Gäſten ihm flüſternd anerbot, einen Stammbaum zu verfaſſen und ihre Abkunft auf die Königin von Saba zurückzuführen, ſtolz auf ihre Haltung hinwies und ſagte, es ſei nicht nöthig.

Der fremdartige Reiz der ganzen Erſcheinung wurde aber noch erhöht durch die über ſie ausgegoſſene natürliche Demuth und den träumeriſchen Glanz ihrer Augen, welche verriethen, daß ſie nicht recht wußte, was mit ihr vorging, da ſie von den Nonnen in keiner Weiſe auf weltliche Dinge vorbereitet worden.

Das erfuhr Don Correa erſt auf ſeinem ſchönen Admiralſchiffe, als er gleich nach der Hochzeit mit der Gemahlin die Rückreiſe nach Afrika angetreten hatte. Die Donna Maria Correa hielt ſich nach wie vor für ſeine Sklavin, die jede Aenderung des Schickſals zu gewärtigen habe und zum Dienen beſtimmt ſei. Zuerſt verdrießlich darüber, daß ſie in dieſer Beziehung das in Klöſtern und unter Geiſtlichen zugebrachte Jahr gänzlich verloren, machte er ſich ſelbſt zu ihrem Lehrer, ſo gut er das mit ſeinem ſeemänniſchen Weſen vermochte. Bald aber wurden die Stunden, die er über dem Unterricht im einſamen Schiffsgemache mit der Gattin verlebte, zu Stunden der ſchönſten Erbauung. Denn als er ihr allmählich die Freiheit ihrer Seele begreiflich machte, Ehre und Recht einer chriſtlichen Ehefrau beſchrieb und ihr die Pflicht des perſönlichen Willens und Beſchließens auseinanderſetzte, was Alles durch Liebe zuſammengehalten und verklärt werden müſſe, da ſoll es gar ſchön anzuſehen geweſen ſein, wie von Tag zu Tag das Verſtändniß heller aufging und die junge Frau mit dem Lichte menſchlichen Bewußtſeins erfüllte. Außerdem hörte ſie viele ihr bisher unbekannte Worte, und indem ſie dieſelben wiederholte und den Sinn ſich anzueignen ſuchte, bereicherte ſie zugleich im höchſten Sinne ihre neue Sprache.

Eines Tages, als das Geſchwader dem Ziele ſeiner Fahrt näher kam, erging ſich Don Correa mit der Frau auf dem oberſten Verdecke und führte ſie in den luftigen Pavillon, der über dem Stern des Schiffes errichtet war. Die Zeltdecken ſchützten hier vor den Sonnenſtrahlen und den Blicken des Schiffsvolkes. Sie ſchauten ſtill auf den unendlichen Ocean hinaus, deſſen gleichmäßig ſchimmernde

Wellen in zahlloſen Legionen heranrauſchten und die Schiffe ruhig weiter trugen.

„Hat das Meer auch eine Seele und iſt es auch frei?“ fragte die Frau.

„Nein,“ antwortete Don Correa, „es gehorcht nur dem Schöpfer und den Winden, die ſein Athem ſind! Nun aber ſage mir, Maria, wenn Du ehedem Deine Freiheit gekannt hätteſt, würdeſt Du mir auch Deine Hand gereicht haben?“

„Du frägſt zu ſpät“, erwiderte ſie mit nicht unfeinem Lächeln; „ich bin jetzt Dein und kann nicht anders,“ wie das Meer!“

Da ſie aber ſah, daß dieſe Antwort ihn nicht befriedigte und nicht ſeiner Hoffnung entſprach, blickte ſie ihm ernſt und hochaufgerichtet in die Augen und gab ihm mit freier und ſicherer Bewegung die rechte Hand.

Zwölftes Capitel.

Die Berlocken.

„Das haben Sie gut gemacht!“ ſagte Lucie; „wir Andern wollen uns merken, wie nützlich die Demuth iſt, und wie erhöht wird, wer ſich erniedrigt hat! Aber auch mir iſt während Ihrer Erzählung ein kleines Leſefrüchtchen aus meinen Büchern eingefallen, das gleichfalls von einer farbigen Perſon, einer Wilden handelt. Vielleicht haben wir noch die Muße, das Geſchichtchen abzuwandeln, und zwar im wörtlichen Sinne, indem wir ein wenig in's Holz hinausgehen?“

„Es ſcheint mir, daß ich hier in eine Art von Duell hineingerathen bin“, verſetzte der Oberſt; „Herr Reinhart hat Dein ſchönes Geſchlecht der Erde und der Stellung wieder näher gebracht, die er ihm anweiſt. Ohne Zweifel willſt Du den Streich parieren und Dich aus eigener Kraft vom Boden erheben, auf welchem die braune Weibsperſon zweimal gelegen hat. Lege alſo los, liebe Lux, und ſchau', daß Du nicht liegen bleibſt! Wenn ich aber mit zuhören ſoll, ſo muß ich bitten, daß wir dieſen

Aufenthalt nicht verlaſſen; denn wie Du weißt, kann ich noch nicht weit marſchieren.“

„Verzeih', lieber Onkel,“ ſagte die Lux, „daß ich das im Gefechtseifer vergeſſen habe! Es verſteht ſich von ſelbſt, was Du wünſcheſt! Ich wollte nur der Ungeduld unſers Gaſtes entgegen kommen, der mir etwas unruhig zu werden ſcheint und vielleicht gerne den Ort verändert!“

„Achten Sie nicht darauf!“ antwortete Reinhart, „warum ſoll ich nicht unruhig ſein, wenn ich ein Geſchütz auf mich richten ſehe, deſſen Trefffähigkeit und Ladung ich noch nicht kenne? Alſo fangen Sie gütigſt an und ſeien Sie nicht zu grauſam!“

Lucie räuſperte ſich zum Scherz ein wenig und ſagte: „Anfangen! Das hab' ich gar nicht bedacht, daß man anfangen muß! Warum ſoll ich mich eigentlich abquälen, um eine Sache zu blaſen, die mich nicht brennt? Nun, ich ſpringe gleich hinein!“

Zur Zeit, da Marie Antoinette ſich nach Frankreich verheirathete, gab es in der Touraine einen hübſchen guten Jungen, der noch gar nicht flügge war und keinem Menſchen etwas zu Leide gethan hatte. Er hieß Thibaut von Vallormes und war Fahnenjunker in einer Compagnie eines Fußregimentes, das ich nicht näher zu bezeichnen wüßte, indem ich den Namen desſelben nicht angezeigt fand. Trotz ſeiner kriegeriſchen Stellung war er, wie geſagt, noch halb kindiſch und hielt ſich, wenn er nicht Dienſt hatte, immer bei alten Tanten, Baſen und andern würdigen Matronen auf, deren Putzſchachteln, Galanterieſchränke und bemalte Coffrets er durchſchnüffelte und von denen er ſich Geſchichten erzählen ließ, während er ihre Crèmetörtchen, Blancmangers und Zuckerbrödchen ſchmauſte. Aber auch dieſem unſchuldigen Knaben ſchlug die Stunde des Schickſals, wo ſich die Sachen änderten und er begann ein gefährlicher Menſch und Mann zu werden.

Zum Pagendienſte bei den Ceremonien der königlichen Vermählung wurden aus der Armee eine Anzahl gerade ſolcher hübſchen Bürſchchen zuſammen geſucht und nach Paris berufen, und auch der zierliche junge Thibaut ward des Glückes theilhaft. Nach dem Schluſſe der Feſtlichkeiten geſchah es dann, daß unter Anderem auch die ſämmtlichen Pagen in einem Salon des Verſailler Schloſſes verſammelt, geſpeiſt und beſchenkt wurden, eh' ſie zur Heimreiſe auseinandergingen. Nachdem ein Kammerherr oder ſo was Jedem ſein Packetchen überreicht, wurde ihnen unerwartet kund gethan, daß die junge Dauphine die Junker noch zu ſehen wünſche. Sie mußten alſo hinmarſchieren, wo ſie mit einigen Hofdamen ſaß; jeder Einzelne wurde ihr vorgeſtellt und erhielt unter graziöſen Dankesworten für ſeinen artigen Dienſt noch eigenhändig ein Geſchenk, das ihr ein Hofherr darreichte. So bekam Thibaut eine ſchöne goldene Uhr, aber ohne Kette oder Band, mit den Worten, die Verlocken müſſe er ſich mit der Zeit ſelbſt dazu erobern.

Ganz roth vor Vergnügen betrachtete Thibaut die

Uhr, als er mit den andern Jungen in einem großen Omnibus nach Paris zurückfuhr und ſie die erhaltenen Geſchenke ſich gegenſeitig zeigten. Es war auf der Rückſeite in einem Kranze von Rocaille ein kleiner Seehafen gravirt, in deſſen Hintergrunde die Sonne aufging und ihre Strahlenlinien ſehr fein und gleichmäßig nach allen Seiten ausbreitete. Das Innere der Schale aber zeigte ſich gar mit einer bunten Malerei emailliert; ein winziges Amphitritchen fuhr in ſeinem Wagen, von Waſſerpferden gezogen, auf den grünen Wellen einher, von einem roſenfarbigen Schleier umwallt, und auf dem blauen Himmel ſtand ein weißes Wölkchen. Im Vordergrunde gab es noch Tritonen und Nereiden.

Als alle die Herrlichkeiten genugſam bewundert worden und auch die freundlichen Worte der künftigen Königin beſprochen und commentirt, brachte auch Thibaut vor, was ſie ihm geſagt, und er ſetzte hinzu: „Wenn ich nur wüßte, was ihre königliche Hoheit damit meinte, daß ich die Berlocken ſelbſt erobern müſſe!“

„Ha!“ rief ein Standartenjunker von der Reiterei, „das iſt doch klar, es bedeutet, daß Sie ſich die Berlocken aus kleinen Andenken von Damen herſtellen ſollen, deren Herzen Sie geraubt haben! Je mehr, je beſſer!“

„Ich möchte doch nicht behaupten, daß die Frau Dauphine ſo Etwas gemeint hat,“ wandte ein anderer Junge ſchüchtern ein, „ich glaube eher, ſie wollte ſagen, Monſieur de Vallormes möge ſich die nöthigen Bijoux von der Mama, den Frau Tanten und allerhand Couſinen erbitten oder ſchenken laſſen, weil ſich ihre königliche Hoheit nicht damit abgeben kann, ſo viele kleine Gegenſtände auszuſuchen und zuſammen zu ſtellen!“

„Ei warum nicht gar,“ meinte der Cornett, „das wären langweilige Verlocken! Es müſſen eroberte Trophäen ſein! Jeder Gentilhomme trägt ſie!“

Thibaut entſchied ſich für die letztere Auslegung, und als er in ſeine Stadt Tours zurückkam, ſah er ſich von Stund' an nach den Gelegenheiten um, die ſchrecklichen Raubzüge zu beginnen. Er vermied die Plauderſtübchen der alten Tanten und guckte eifrig nach jungen Mädchen aus, die etwas Glänzendes an ſich trugen, ſei es am Halſe, an der Hand oder an den Ohren. Da er ſich aber auf die Hauptſache, die Eroberung der Herzen, noch nicht verſtand und nach einigen thörichten Poſſen gleich nach jenen Dingen greifen wollte, ſo wurde ihm überall auf die Finger geſchlagen und es wollte ſich Nichts für ſeine Uhr ergeben.

Einſt reiſte er für die Oſterfeiertage nach Beaugency an der Loire, wo er Verwandte beſaß, und da ſchien ſich ein Anfang für ſeine Unternehmungen geſtalten zu wollen. Es war nämlich ein ſehr ſchönes Frauenzimmer aus dem benachbarten Orleans dort zum Beſuche, das freilich ſchon etwa zweiundzwanzig Jahre zählte und daher den Kopf eine Hand breit höher trug, als der kaum ſiebzehnjährige Fähnrich, wie ſie auch ohnehin hochgewachſen war. Aber obſchon Thibaut ein wenig in ihre Augen hinauf blicken mußte, war er doch nicht zu ſtolz, ſich in ſie zu verlieben, zumal er an ihrem Halſe ein Herz von rothen Korallen hängen ſah, das ihm außerordentlich in die Augen ſtach. Es war ungefähr ſo groß wie ein holländiſcher Ducaten und konnte geöffnet werden. Inwendig ſaß ein grünes Spinnlein, ſehr kunſtreich aus einem kleinen Smaragdſteine gemacht, die Aeuglein von winzigen Brillanten, und die länglichen Füße von feinem Golde. Die Spinne zitterte und bewegte ſich aber unaufhörlich ſammt ihren acht Beinchen, weil ſie mit künſtlichen Gelenken von der heikelſten Arbeit verſehen und außerdem auf einer kleinen, unſichtbaren Spiralfeder befeſtigt war. Dieſes Herz hatte die ſchöne Guillemette von ihrem Bräutigam zum Geſchenk erhalten; denn ſie war mit einem höheren Offiziere verlobt, der in den amerikaniſchen Beſitzungen Frankreichs verwendet wurde und den Zeitpunkt der Vermählung bis nach ſeiner Rückkehr verſchoben hatte. Als er ihr vor der Abreiſe das Herz gab, ſagte er wie im Scherz, er wolle ſehen, ob ſie ſo Sorge dazu trüge, daß das unruhige Spinnlein noch unzerbrochen ſei, wenn er wieder käme; nota bene aber ſetze er voraus, daß ſie das Kleinod nicht etwa beiſeite lege, ſondern es beſtändig am Halſe trage. Er ſprach vielleicht damit die Hoffnung aus, ſie werde ſich während der Zeit ſeiner Abweſenheit recht ruhig und gleichmüthig verhalten und ihr eigenes Herz ſammt dem Korallenherzen ungefährdet bleiben.

Als nun der junge Thibaut ſich in ſie verliebte, beging Guillemette den Fehler, ſich ſein Hofmachen als kleine Erheiterung eine Weile gefallen zu laſſen, was ſie ſchon ſeiner Jugend wegen für unverfänglich hielt. Sie ließ ſich von ihm Fächer und Handſchuhe tragen, ſpielte und lachte mit ihm, wie wenn ſie noch ein halbes Kind wäre, und wenn er nicht von ſelbſt in ihre Nähe kam, rief und lockte ſie ihn herbei. So oft er es möglich machen konnte, eilte er nach Beaugency, wo ſie längere Zeit blieb, und jagte mit ihr durch Garten und Saal. Eines Tages aber, als er ihr plötzlich zu Füßen fiel und ihre Kniee umſpannte, mußte er erfahren, daß ſie ihn lachend abſchüttelte und er weiter von dem Ziele des Herzensraubes war, als jemals. Da faßte er in jugendlichem Leichtſinn den Vorſatz, ihr wenigſtens das Korallenherz zu ſtehlen, und führte ihn auch aus. Während einer ſommerlichen Nachmittagsſtunde hatte ſich Guillemette in ein kühles Gartenzimmer eingeſchloſſen, um zu ſchlafen, leider aber nicht das offene Fenſter bedacht. Durch dieſes Fenſter entdeckte Thibaut das in einem geflochtenen Armſeſſel ſchlafende Fräulein und ſtieg leiſe wie eine Katze hinein. Das Herz hing an einem Sammetbändchen an ihrem Halſe und es gelang ihm, dasſelbe los zu machen und in die Taſche zu ſtecken, auch wieder durch das Fenſter zu entfliehen, ohne daß ſie erwachte oder er von einem Menſchen geſehen wurde. Die grüne Spinne mochte in ihrer dunkeln Kapſel noch ſo ſehr zittern und blinkern, ſo half es doch weder ihr noch der ſchlafenden Schönen; ſie mußte mit dem Diebe gehen und nahm das Glück der armen Guillemette mit ſich. Als ſie erwachte und einige Zeit ſpäter den Verluſt entdeckte, ſuchte ſie das Herz überall, und erſt als ſie es nirgends fand, erſchrak ſie und ſann beklommen nach, wo es möchte geblieben ſein. Sie fragte auch den Thibaut, ob er es nicht gefunden habe, und als er das verneinte, glaubte ſie ihm anzuſehen, daß er doch darum wiſſe. Sie bat ihn heftig, es ihr zu ſagen; er läugnete und lachte zugleich und ſie betrachtete ihn zweifelnd und gerieth über ſeinem Anblick in große Angſt, da er immer mit den Augen zwinkerte. Zuletzt fiel ſie ihm zu Füßen und flehte, er möchte ihr das Herz wiedergeben oder ſagen, wo es ſei, und erſt jetzt hielt er ſeinen Raub für eine rühmliche Beute, weil er merkte, wie viel ihr daran gelegen und daß ſie dem Weinen nahe war. Wie wenn er ſich in falſchen Schwüren üben wollte, beſchwor er laut und heuchleriſch ſeine Unſchuld, machte aber, daß er fortkam, und ließ ſich nie wieder vor ihr blicken. Als der Verlobte nach einem Jahre aus den Colonien zurückkehrte und, das Herz vermiſſend, nach demſelben fragte, ſagte die Braut der Wahrheit gemäß, daß ſie es entweder verloren habe oder es ihr geſtohlen worden ſei, ſie wiſſe das nicht recht; allein ſie brachte die Worte ſo verlegen, ſo erſchrocken hervor, daß der Bräutigam einem etwelchen Verdachte nicht widerſtehen konnte. Und als er dringend nach den Umſtänden fragte, unter welchen ſie ein ſolches Andenken habe verlieren können, gab ſie eine unglückliche Antwort, in der die Reue ſich hinter beleidigtem Stolze verbarg. Die Verlobung löſte ſich auf; der Bräutigam heirathete eine andere Perſon, und die Guillemette blieb arm und verlaſſen mitten in der Welt ſitzen.

Thibaut, der inzwiſchen Lieutenant geworden, trug nun das Herz an ſeiner Uhrkette und ſah ſchon lange nach einem neuen Gehängſel aus, das er jenem beigeſellen konnte. So gewahrte er denn einſtmals die kleine Deniſe, das Töchterlein des ſeligen Notars Jakob Martin, das eben aus der Kloſterſchule gekommen und nun bei der Mutter lebte. Er wunderte ſich, wie artig das Mädchen ausgewachſen war und auf den rothen Stöckelſchuhen daherging. Auf der Bruſt trug es ein beſcheidenes Herz von Bergkryſtall, das, in Gold gefaßt, auch geöffnet werden konnte; aber es war nichts darin und das Herz ganz durchſichtig. Dennoch faßte er ſogleich den Plan, dasſelbe zu erobern, als er ſo ſtehen blieb und dem Mädchen nachſchaute, das mit blutrothem Geſichte davon eilte. Er ſpazierte täglich an ihrem Hauſe vorüber, ſandte ihr verliebte Gedichtchen zu, die er den Poeſieen des Mr. Dorat, der Frau Marquiſe d'Antremont oder des Herrn Marquis de Pezai und anderen Dichtern der damaligen Zeit entlehnte, aber ohne Unterſchrift ließ. Es gelang ihm dadurch, den Kopf der jungen Deniſe und ihrer Mutter zugleich in Verwirrung zu ſetzen, ſo daß er den Zutritt im Hauſe erhielt und mit eitler Freude empfangen wurde, wenn er mit einem Blumenſträußchen oder einem billigen Fächer von gefärbtem Papier erſchien, worauf ein paar Gräſer und eine Nelke gedruckt waren. Ein ehrbarer Kaufmannsſohn, deſſen Vater mit dem verſtorbenen Notar befreundet geweſen, zog ſich vor dem Herrn von Vallormes zurück, an welchen die kleine Deniſe zuerſt ihr natürliches und dann ihr kleines Kryſtallherz verlor. Sobald er aber dieſes mit ihrer zärtlichen Einwilligung abgelöſt und an ſeiner Uhr befeſtigt hatte, verließ er ſie und kehrte nie mehr zurück. Ungeachtet ſie ſehr wohlhabend war, koſtete es der Mutter manche ſauere Mühe, den jungen Kaufmann mit der Zeit wieder herbei zu ſchaffen, der dann aus dem erſt ſo blühenden Denischen ein gedrücktes Hausfrauchen, ſo ein beſcheidenes aufgewärmtes Sauerkräutchen machte.

Es dauerte jetzt einige Zeit, bis Thibaut wieder auf eine Spur gerieth, die er jedoch abermals verlor, wie es auch dem geſchickteſten Jäger geſchehen kann, und als er eines Sonntag Nachmittags nichts anzufangen wußte, nachdem er ſeine Verlocken genugſam beſehen hatte, fiel es ihm ein, endlich einmal ſeine jüngſte Tante Angelika zu beſuchen, die noch nicht ganz fünfzig Jahre alt ſein mochte und eine empfindſame alte Jungfer war. Da ſie gerade am offenen Schreibtiſche ſaß, machte ſich Thibaut hinter die ihm bekannten Lädchen und Schatullen, um darin zu ſchnüffeln, wie ehemals. Er ſtieß auf ein

Schächtelchen, das er noch nie geſehen, und als er es öffnete, lag auf einem Flöcklein Baumwolle ein Herz von milchweißem Opal, das längſt vom Bande gelöſt, hier im Stillen ſchlummerte. Am Tageslichte ſchillerte das Herz in zartem Farbenſpiele wie ein Schein ferner Jugendzeiten.

„Welch' ein ſchönes Bijou!“ rief Thibaut, „wollen Sie mir das nicht ſchenken?“

„Was fällt Dir ein, lieber Neffe?“ fragte ſie verwundert, indem ſie ihm das Herz aus der Hand nahm und es mit glänzenden Augen betrachtete; „was wollteſt Du auch damit thun? Es einem anderen Frauenzimmer ſchenken?“

„O nein!“ ſagte Thibaut, „ich würde es an meine Uhr hängen und dabei ſtets meiner Tante Angelika eingedenk ſein!“

„Ich kann es Dir dennoch nicht geben,“ erwiderte die Dame mit weicher Stimme, „es iſt meine theuerſte Erinnerung, denn der Geliebte und Verlobte meiner Jugend hat es mir geſchenkt!“

Auf ſein neugieriges Verlangen erzählte ſie dem Neffen mit vielen Worten die verjährte Liebesgeſchichte mit einem herrlichen jungen Edelmann, der voll ſeltener Treue und Hingebung unter ſchwierigen Umſtänden an ihr gehangen, ſich ihretwillen geſchlagen und in der Blüthe der Jahre in der glorreichen Schlacht von Fontenay als ein tapferer Held gefallen ſei, vor mehr als dreißig Jahren. Die

Beſchreibung all' der Liebenswürdigkeit, der männlichen Schönheit und Jugend des Verlorenen, der in ſeinem Umgange genoſſenen Glückſeligkeit verklärte die Erzählende mit einem ſolchen Abglanz der Erinnerung und Sehnſucht, daß trotz der ſtark angegrauten Haare, die im Negligé unter dem gefältelten Häubchen hervor über Nacken und Schultern herunter floſſen, eine neue Jugend ihr Geſicht zu beleben und roſig zu färben ſchien.

Ganz begeiſtert fiel Thibaut auf ein Knie, wie wenn er ſelbſt der verlorene Liebhaber wäre, und rief, die Hände auf ſein Herz legend: „Ich ſchwöre Ihnen, theuerſte Tante, daß ich Sie ähnlich geliebt haben würde, wäre meine Jugend mit der Ihrigen zuſammengefallen! Ja ich liebe Sie jetzt, wie nur eine junge Seele eine andere junge Seele lieben kann! O ſchenken Sie mir Ihr ſchönes Herz, ich will es hegen und an mich ſchließen, daß es nicht mehr einſam iſt!"

Er war in der That ſo närriſch verzückt, daß er ſelbſt nicht wußte, ob er das kleine Schmuckherz oder das liebende Menſchenherz verlangte; die Tante Angelika aber verwechſelte in ihrer Schwärmerei den gegenwärtigen Augenblick mit der Vergangenheit und den neben ihr knieenden Jüngling mit dem lange entſchwundenen Geliebten. Sie ſchlang in ſüßer Vergeſſenheit beide Arme um den Hals des hübſchen Schlingels und drückte ihm mehrere Küſſe auf die Lippen, und der Taugenichts entblödete ſich nicht, der traumvergeſſenen würdigen Dame das gleiche zu thun, wie wenn ſie noch zwanzig Jahre alt wäre. Voll Schrecken erwachte ſie aus ihrer ſüßen Verirrung, die ſie nun doch nicht recht bereuen konnte; ſie machte ſich haſtig aus ſeinen Armen frei, und während ſie ihn mit feuchten Augen nochmals anſah, drückte ſie ihm zitternd das Opalherz in die Hand und bat ihn, ſie doch gleich zu verlaſſen. Dann lehnte ſie ſich mit gefalteten Händen in ihren Seſſel zurück, um ſich von dem höchſt ſeltſamen Erlebniſſe zu erholen.

Als Thibaut die neue Trophäe an der Uhr befeſtigt hatte, dünkte ihm die Verlocke mit drei Herzen nunmehr ſtattlich genug zu ſein, um ſie endlich auszuhängen; auch kam es ihm gerade recht, daß er an eine Offiziersſtelle in Paris verſetzt wurde; denn nur dieſe Stadt konnte fortan der rechte Schauplatz ſeiner ferneren Thaten ſein. Und es fehlte ihm nicht an Eroberungen und Protectionen, die ihm bald eine eigene Compagnie verſchafften, deren Capitän er wurde. Allein je vornehmer die Damen waren, deren Eroberung er machte, und je koſtbarer die Kleinödchen, die er an ſeine Uhrkette hing, deſto unklarer wurde es ihm, ob er eigentlich es ſei, der die Schönen ſitzen ließ, oder ob er von ihnen verlaſſen werde. Gleichviel, ſein Uhrgehänge klirrte und blitzte, daß es eine Art hatte, und er galt für den gefährlichſten Cavalier der Armee, wenn er im Kreiſe der Herren Kameraden die Geſchichte der einzelnen Merkwürdigkeiten erzählte und die Juwelen und Perlen ſtreichelte, die ſich darunter fanden. Und er ging mit den Berlocken zu Bett und ſtand mit denſelben auf.

Zuletzt wurde ihm ſein Ruhm faſt langweilig, beſonders da kein Plätzlein mehr für neue Siegeszeichen auf ſeiner Weſte vorhanden war. Weil er aber ein für alle Mal ein Glückskind heißen konnte, zeigte ſich in dieſem Stadium die Ausſicht auf einen neuen Lebens- und Siegeslauf, den als ein bewährter und geprüfter Mann anzutreten es ihn gelüſtete.

Gerade damals hatte die franzöſiſche Begeiſterung für den Freiheitskampf der Nordamerikaner ihren Höhepunkt erreicht, und nachdem ſchon viele Franzoſen als Freiwillige für die Gründung der großen Republik mitgefochten, war es bekanntlich dem Marquis von Lafayette gelungen, die Abſendung eines förmlichen Hülfsheeres zu bewirken. Der Capitän Thibaut von Vallormes ging mit und befand ſich bei den ſechstauſend Mann, welche vom Grafen von Rochambeau über den Ocean geführt wurden und im Juli 1780 auf Rhode-Island landeten. Thibaut war weder ein nachläſſiger noch ein untapferer Soldat, und ſo gerieth er im Verlaufe des ſchwierigen Krieges und auf den Hin- und Herzügen bald in die vorderſte Linie, bald ſonſt auf ausgeſetzte Punkte. Der friſche Luftzug der neuen Welt, der gewaltige Hauch der Freiheit, der von ihm ausging, und die anhaltende Beſchäftigung des Dienſtes unter allerlei Gefahren ließen den Offizier allgemach ernſter erſcheinen; auch an ſeiner Einzelperſon, geringen Orts, machte ſich der Uebergang aus dem ſpielenden Daſein in das, was nachher kam, ſichtbar. Als die Heeresabtheilung, bei der er ſtand, an irgend einen breiten Fluß vorrückte, auf deſſen anderem Ufer ein größerer Indianerſtamm lagerte, entflammte er mit den anderen Franzoſen in Enthuſiasmus, nun der wahren Natur und freien Menſchlichkeit ſo unmittelbar gegenüberzuſtehen; denn Jeder von Ihnen trug ſein Stück Jean Jacques Rouſſeau im Leibe. Es handelte ſich darum, mit den Indianern in Verkehr zu treten, ſie entweder in Güte als Freunde zu gewinnen oder ſie wenigſtens zu einem neutralen Verhalten zu veranlaſſen, und zu dieſem Ende hin wurden die Oberbefehlshaber erwartet, indeſſen auch am anderen Ufer, bei den Indianern, noch eine Anzahl wichtiger Häuptlinge zu einer Conferenz eintreffen ſollten.

Die franzöſiſchen Militärs aber mochten den Tag nicht erwarten, ihre Neugierde und die Luſt an den idealen Naturzuſtänden zu befriedigen; ſie lockten ſchon vorher die wilden Rothhäute über das Waſſer und ſchifften auch zu ihnen hinüber, und jeder ſuchte in ſeinem Gepäcke nach Gegenſtänden, welche er verſchenken oder an Merkwürdigkeiten vertauſchen konnte. Thibaut war unter den Erſten, die über den Strom ſetzten, und that es bald täglich nicht nur ein, ſondern zwei Mal, und war in den Wigwams zu Hauſe. Nämlich eines der indianiſchen Mädchen zog ihn unwiderſtehlich hinüber, daß er ſeine ganze ſiegreiche

Vergangenheit vergaß und einem Neuling gleich auf den Spuren einer Wilden umher irrte.

Ich kann es nicht wagen, eine Beſchreibung von dem wunderbaren Weſen zu machen, und muß es den Herren überlaſſen, ſich nach eigenem Geſchmacksurtheil das Schönſte vorzuſtellen, was man ſich damals unter einer eingeborenen Tochter Columbias dachte, ſowol was Körperbau und Hautfarbe, als Koſtüm und dergleichen betrifft. Ein hoher Turban von Federn wird unerläßlich, ein buntes Papagenakleidchen räthlich ſein; doch wie geſagt, ich will mich nicht weiter einmiſchen und nur noch andeuten, daß ſie in ihrer Sprache Quoneſchi, d. h. Libelle oder Waſſerjungfer genannt wurde.

So viel iſt ſicher, daß ſie es meiſterlich verſtand, wie eine Libelle ihm bald über den Weg zu ſchwirren, bald ſich unſichtbar zu machen, jetzt einen verlangenden Blick auf ihn zu werfen, dann ſpröd und kalt ihm auszuweichen; allein Thibaut wurde nicht müde, ſich bethulich und geduldig zu zeigen und ſie wenigſtens mit ſchmachtenden Augen zu verfolgen, wenn ſie durchaus nicht in die Nähe zu bringen war. So gleichgültig er zuletzt gegen das Frauengeſchlecht in Frankreich geweſen, ſo heftig verliebte er ſich jetzt in das rothe Naturkind und ging geradezu mit dem Gedanken um, dasſelbe zu ſeiner rechtmäßigen Gemahlin zu erheben. Wie würde das philoſophiſche Paris erſtaunen, dachte er ſich, ihn mit dieſem Inbegriff von Natur und Urſprünglichkeit am Arme zurückkehren und in die Salons treten zu ſehen.

Durch ſeine Beharrlichkeit ſchien die zierliche Waſſerjungfer wirklich allmälig zahm und halbwegs vertraulich zu werden; die Herren Kameraden, die bisher darüber gelächelt, daß ſeine Macht über die Frauenherzen ſich nicht bis an den Hudſon und den Delaware erſtrecke, fingen an, ihn zu bewundern und zu loben, daß er als echter Franzoſe nicht das Feld räume; kurz, er hatte zwiſchen Tag und Nacht ſchon mehr als ein kleines Stelldichein abgehalten mit wunderlichem Zwiegeſpräche von Geberden und abgebrochenen Worten, wobei Keines das Andere verſtand noch auszudrücken wußte, was es wollte. Nur Eines glaubte Thibaut zu bemerken, nämlich daß Quoneſchi jedenfalls von einem zärtlichen Gedanken bewegt war, der ſie fortwährend beſchäftigte und die dunklen Augen öfters wie in banger oder zweifelhafter Erwartung auf ihn richten ließ.

Nun waren die höheren Perſonen auf beiden Seiten des Fluſſes verſammelt und die Unterhandlungen für einſtweilen erledigt, die indianiſchen Häuptlinge im franzöſiſchen Lager auch gut bewirthet worden, und es blieb noch der officielle Beſuch der franzöſiſchen Herren bei den Wilden übrig, welche ſich auch ein wenig zeigen wollten. Am Vorabend kam noch ein ganzes Schiff voll Weiber herüber gefahren, die vor dem Weitermarſch der

Franzoſen noch allerlei Verkäufliches an den Mann zu bringen wünſchten, wie Früchte, wilde Putzſachen, Muſcheln, geſticktes Leder und dergl. So entſtand raſch noch eine lebendige Marktſcene und die Franzoſen benutzten billiger Weiſe den Anlaß, mit den Frauen zu ſponſieren, wie es von je ihre Art geweſen iſt. Thibaut aber wußte ſeine Quoneſchi oder Waſſerjungfer, die ein Körbchen voll Erdbeeren zu verkaufen hatte, in ſein Hauptmannszelt zu locken und nahm ſie dort ſchärfer in's Gebet als bisher; denn es war keine Zeit mehr zu verlieren. Er ſuchte ihr mit feuriger Ungeduld deutlich zu machen, daß er ſie mit nach Europa nehmen und mit ihren Eltern um ſie handeln wolle, in ehrbarem Ernſte und zu ihrem Heil und Glücke. Daß ſie ihn ganz verſtand, iſt zu bezweifeln; dagegen iſt ſicher, daß ſie ſich deutlicher auszudrücken wußte. Indem ſie mit der kleinen röthlichen Hand ſein Kinn und beide Hände ſtreichelte, deutete ſie auf die Berlocken an ſeiner Uhr, die ſie zu haben wünſchte, nachdem ſie offenbar ſchon lange ihren Geiſt beſchäftigt hatten. Dazu ſagte ſie immer auf Engliſch: Morgen! Morgen! und drückte mit holdſelig naiven Geberden aus, daß etwas Wunſcherfüllendes vorgehen würde, wo gewiß alle Welt zufrieden geſtellt werde.

Unſer guter Thibaut erſchrak über die Deutlichkeit des Verlangens nach den Berlocken und beſann ſich ein Weilchen mit melancholiſchem Geſichte; er war ganz überraſcht von der ungeheuerlichen Keckheit des Begehrens und konnte es nur begreifen, wenn er bedachte, daß das unſchuldige Weſen weder die Bedeutung noch den Werth deſſen kannte, was es forderte. Als aber das Mädchen traurig das Haupt ſenkte und die Hand auf's Herz legte und noch mit anderen Zeichen verrieth, daß ſie große Hoffnungen auf die Erfüllung ihres Wunſches geſetzt hatte, legte er dieſe Zeichen zu ſeinen Gunſten aus und änderte ſeine Gedanken. Im Grunde, dachte er, iſt es nur in der Ordnung, wenn ich dieſe Erinnerungen Derjenigen zu Füßen lege, welcher ich mich für das Leben verbinden will! Noch mehr, es iſt ja ein ſchönes Symbol, wenn ich dieſe Siegesſpolien aus einer überlebten und überfeinerten Welt ſozuſagen der noch jungen Natur in Perſon aufopfere, die uns eine neue Welt gebären ſoll! Und am Ende bringt das gute Kind mir den kleinen Schatz, der ſo lange auf meiner Weſte gebaumelt hat, getreulich wieder zu, und es wird ſich gar witzig ausnehmen, wenn die Tochter des Urwaldes einſt die Kleinode, bald dieſes, bald jenes, vor den Augen unſerer Damen an ſich ſchimmern läßt!

Mit raſchem Entſchluſſe löſte er den Ring, der das Gehängſel zuſammenhielt, von der Uhr und übergab es ihr in ſeiner ganzen Pracht und Koſtbarkeit. Mit einer kindlichen Freude, welche die zarte Rothhaut des Urwaldes womöglich noch röther machte, empfing die Libelle, die Waſſerjungfer, den Schatz und überhäufte den Geber mit Zeichen der lieblichſten Dankbarkeit; dann lief ſie eilig davon, indem ſie nochmals mit leuchtenden Augen: Morgen! Morgen! rief.

Thibaut hingegen empfand ein Gefühl, wie wenn Einer ihm den ſchönen Zopf abgeſchnitten hätte, der ſo ſtattlich den Rücken ſeines Scharlachrockes ſchmückte, und in der Nacht hatte er einen ſchweren Traum. Es träumte ihm, er habe das Korallenherz der ſchönen Guillemette aufgemacht, die grüne Spinne ſei herausgelaufen und habe ihn in die Naſe gebiſſen, die wie eine Rübe aufgeſchwollen ſei.

Am Morgen wurde es ihm wieder beſſer zu Muthe, als er den klar erglänzenden Tag gewahrte, der über der großen Stromlandſchaft aufgegangen war, und heiteren Herzens beſtieg er die überſetzende Kahnflotille, da er ja endlich der wahren Liebe und Seligkeit entgegenfuhr.

Das rothe Volk war in einem weiten Ringe um ein Feuer verſammelt, an welchem Hirſche und andere Jagdbeute gebraten und gute Fiſche gekocht wurden. Die Frauen und Mädchen machten die Köche und brachten ſonſt noch allerhand ihrer Leckereien herbei. Die Männer ſaßen ernſt im Kreiſe herum, vorab die Häuptlinge, alle in ihrem höchſten Schmuck und Staate. Für die franzöſiſchen Herren aber war ein beſonderer Raum und Ehrenplatz offen gelaſſen, den ſie vergnügt über das neue Schauſpiel einnahmen; und nun begann ein Schmauſen, das den Indianern freilich beſſer zu ſchmecken ſchien als den Europäern, wenn es den letzteren auch von den Frauen ſelbſt zugetragen und dargereicht wurde. Nur Thibaut erquickte ſich vollkommen; denn die ſchöne Quoneſchi hatte ihn ſogleich herausgefunden und nur ihn bedient; ſie blieb auch gern bei ihm, als er ſie feſthielt, und winkte ihren Schweſtern ſchalkhaft zu, als ob ſie jetzt nicht mehr zu ihnen käme. Traulich und keineswegs ohne Grazie ſaß ſie zu ſeinen Füßen, und als er ſanft ihren rothen Sammetrücken, wie die Herren vielleicht ſich ausdrücken würden, mit läſſiger Hand ſtreichelte, dünkte er ſich der Chriſtofor Columbus zu ſein, welchem ſich der entdeckte Welttheil in Geſtalt eines zarten Weibes anſchmiegt.

Jetzt war die Mahlzeit beendigt, der Platz um das Feuer wurde geräumt und der Kreis erweitert, worauf ein Zug junger Krieger aufmarſchierte, um zu Ehren der befreundeten Macht einen ſchönen Kriegstanz zum Beſten zu geben. Ein lauter Schrei oder Ausruf der Alten und Häuptlinge begrüßte die Schar, welche von dem längſten und kräftigſten der Jünglinge, einem baumſtarken Bengel, angeführt wurde.

Wenn ich vorhin beſcheiden auf eine Schilderung der ſchönen Libelle verzichtet habe, behielt ich mir vor, dafür das Aeußere dieſes jungen Kriegshelden um ſo ausführlicher darzuſtellen, ſoweit meine ſchwachen Kräfte reichen; denn hier tritt ja das Frauenauge mit ſeinem Urtheile in ſein Amt. Denke man ſich alſo einen Complex herrlich gewachſener rieſiger Glieder vom ſatteſten Kupferroth und vom Kopf bis zu den Füßen mit gelben und blauen Streifen gezeichnet, auf jeder Bruſt zwei coloſſale Hände mit ausgeſpreizten Fingern abgebildet, ſo hat man einen Vorſchmack deſſen, was noch kommt. Denn eine maleriſche Welt für ſich war das Geſicht, die eine Hälfte der Stirn, der Augendeckel, der Naſe und des Kinnbackens bis zum Ohre mit Zinnober, die andere mit blauer Farbe bemalt, und dazwiſchen eine Anzahl fein tätowirter Linien dieſer und jener Farbe. Die ganzen Ohrmuſcheln waren rings mit herabhängenden Perlquaſten beſetzt, die pechſchwarzen langen Haarſträhnen mit einer Menge Schnüre von kleinen Muſcheln, Beeren, Metallſcheibchen u. dergl. durchflochten und darauf noch ein Helm von weißen Schwanenfedern geſtülpt; ein Scalpiermeſſer ſammt einem blonden Scalp ſteckte als Haarnadel in dem Wirrwarr, nicht zu gedenken noch anderer Quincaillerie, die weniger deutlich zu unterſcheiden war. Allein über all' dieſem Kopfputze ſträubte ſich ein Kamm gewaltiger Geierfedern, weiß und ſchwarz, in die Höhe und zog ſich längs des Rückgrates hinunter gleich einem Drachenflügel, ganz aus den längſten Schwungfedern beſtehend. Dazu nun der reich geſtickte Wampumgürtel, die geſtickten Schuhe und Mocaſſins, ſo wird man geſtehen müſſen, daß hier ein Schatz von Schönheit und männlicher Kraft verſammelt war. Allein erſt der glühende furchtbare Blick machte noch das Tüpfelchen auf das J, und als der Tapfere, den man „Donner-Bär“ nannte, den Tanz anhub, zu ſtampfen begann und mit ſchrecklichem Geſange die roth bemalte Axt über dem Haupte ſchwang, indem er die andere Fauſt gegen die ſchlanke Hüfte ſtützte, da fühlten die europäiſchen Gäſte beinahe ihre gepuderten Haare kniſtern, denen beſonders das Scalpiermeſſer nicht gefiel.

Quoneſchi, die Waſſerjungfer aber, die zu den Füßen Thibaut's lag, that erſt einen Seufzer und ließ dann einen jauchzenden Jubelruf ertönen; ſie rüttelte den Offizier am Arme und zeigte mit feurigen Augen auf den Kriegstänzer, indianiſche Worte redend wie mit Engelszungen, die aber Thibaut nicht verſtand, bis ein hinter ihm ſtehender Amerikaner ſagte: „das Weibsbild ſchreit immer, das ſei ihr Verlobter, ihr Liebhaber, deſſen Frau ſie noch heute ſein werde!“

Ganz ſtarr vor Erſtaunen blickte Thibaut nach dem Tänzer hin, deſſen ſchreckliches Geſicht in allen Farben zu blitzen ſchien, ſo daß er es nicht deutlich zu ſehen vermochte in ſeiner Verwirrung. Immer näher kam der Donner-Bär mit ſeiner Bande; da riefen auf einmal mehrere Offiziere unter ſchallendem Gelächter:

„Parbleu! der hat ja die Berlocken des Herrn von Vallormes an der Naſe hängen!“

Entſetzt ſah Thibaut die Wahrheit dieſer Bemerkung; ſie hingen dort, die Berlocken. Der Wilde tanzte jetzt dicht vor ihm und unter ſeiner blau und roth bemalten Naſe, deren Rücken durch einen ſcharf gebogenen weißen Strich bezeichnet war, funkelte und blitzte es, bammelte das Korallenherz der verlaſſenen Guillemette, das Kryſtallherz der kleinen Deniſe, das Opalherz der Tante Angelika, hin und her, nach links und nach rechts, und bammelten die anderen Sachen, die Kreuzchen, Medaillons und Ringe blinkernd und blitzend durcheinander und peitſchten beide Naſenflügel des Helden.

Jetzt tanzte dieſer ein Weilchen auf derſelben Stelle, ſtill wie die Luft vor dem Gewitter, indem er nur mit dem einen oder anderen Fuße ein wenig trampelte; plötzlich aber ſtieß er ein wahres Bärengebrüll hervor, ergriff die Quoneſchi am Arme, ſchwang ſie wie ein geſchoſſenes Reh auf ſeine Schulter und raſ'te, gefolgt von ſeinen Aexte ſchwingenden Genoſſen und dem Beifallsrufe der rothen Völker, aus dem Ringe hinaus. Der Herr von Vallormes bekam weder die Verlocken noch die Indianerin je wieder zu ſehen.

Dreizehntes Capitel.

In welchem das Sinngedicht ſich bewährt.

„Faſt glaub' ich, dort wartet ein Schreinermeiſter, den ich beſtellt habe und ſprechen muß; ich empfehle mich ſo lange den Herren!“ ſagte Lucia unmittelbar nach dem Schluſſe der kleinen Erzählung und ging, ſich leicht und mit verhaltenem Lächeln verneigend, davon. Reinhart blickte ihr nach und ſah dann den alten Oberſt an.

„Was hat Ihre prächtige Nichte“, ſagte er, „nur für einen Zorn auf meine armen Schützlinge, daß ſie ſo ſatiriſche Pfeile auf mich abſchießt? Das geht ja faſt über das Ziel hinaus!“

„Je nun,“ erwiderte der Oberſt lachend, „ſie wehrt ſich eigentlich doch nur ihrer Haut, die übrigens ein feines Fell iſt! Und merken Sie denn nicht, daß es weniger ſchmeichelhaft für Sie wäre, wenn ſich die Lux gleichgültig dafür zeigte, daß Sie für allerhand unwiſſende und arme Kreaturen ſchwärmen, zu denen ſie einmal nicht zu zählen das Glück oder Verdienſt hat?“

Ob Reinhart als Gelehrter ſchon ſo unpraktiſch oder als junger Mann noch ſo unkundig oder blind war, genug, er hatte dieſe Seite der Sache noch gar nicht bedacht und erröthete über den Worten des Alten ordentlich von der inneren Wärme, die ſie ihm verurſachten.

„So geht es“, ſagte er mit unmerklicher Bewegung; „wenn man immer in Bildern und Gleichniſſen ſpricht, ſo verſteht man die Wirklichkeit zuletzt nicht mehr und wird unhöflich. Indeſſen habe ich natürlich an das Fräulein gar nicht gedacht, ſo wenig als eigentlich an mich ſelbſt, ſo wie man auch niemals ſelber zu halten gedenkt, was man predigt. Es iſt Zeit, daß ich abreite, ſonſt verwickele ich mich noch in Widerſprüche und Thorheiten mit meinem Geſchwätz, wie eine Schnepfe im Garn.“

„Gut, reiten Sie,“ antwortete der alte Herr, „aber kehren Sie bald wieder! Kommen Sie zuweilen Sonntags und nehmen Sie ſtatt des alten Nilpferdes einen jungen Kutſcher mit guten Trabern, ſo fahren Sie raſcher vom Fleck und ſind weniger vom Wetter abhängig. Ich mag der Lux zur Abwechſelung eine heitere junge Geſellſchaft, wie die Ihrige, gönnen; ſie iſt frei, munter und ſelbſtändig und macht keine Dummheiten. Ich ſelbſt aber freue mich ordentlich ſentimental darauf, den Freunden meiner Jugend durch Sie am Lebensabend noch einmal nahe zu treten, und freue mich auch, der Dame Elſe Moorland, Ihrer Mutter, meine Nichte unter Augen zu ſtellen, damit ſie ſieht, wir ſeien hier auch nicht von Stroh!“

Nachdem ſie noch ein Weilchen geplaudert, Reinhart mit ungeduldigem Herzklopfen, eilte er ins Haus, den Mantelſack zu packen, und nach dem Stalle, das Pferd ſatteln zu laſſen, welches ſich auf der Weide rund gefreſſen hatte. Er war ſo eilig, weil er glaubte, Zeit und Geſchick damit zu beſchleunigen, mochten ſie bringen, was ſie wollten.

„Sie werden doch noch mit uns eſſen, eh' Sie reiſen?" ſagte Lucie betreten, als er wieder unter den Platanen erſchien und ſie dort vorfand. „Es iſt nicht möglich", antwortete Reinhart; „wenn ich heute noch zu Haus ankommen will, ſo muß ich vor Tiſch aufbrechen!"

„Ei, iſt denn Ihre Fahrt ſchon zu Ende? Sie haben ja kaum begonnen! Sie werden doch die ſchädliche Arbeit nicht ſchon wieder aufnehmen wollen?"

„Gewiß nicht, mein Fräulein, ich möchte jetzt mein Augenlicht mehr ſchonen, als jemals, denn die bewußte Kur hat ihm ſo gut gethan, daß es undankbar wäre, es wieder zu gefährden!"

„Sie werden natürlich auf allen den bewußten Stationen Halt machen, über welche ſie gereiſt ſind?"

„Dann würde ich nicht weit kommen! Ich denke vielmehr den andern kürzern Weg von hier aus zu nehmen, der über die Althäuſer Brücke führt."

Lucie ſchien mit dieſem unbedeutenden Geſpräche zufrieden zu ſein; ſie entließ den berittenen Naturforſcher in freundlicher Weiſe, und er zog ſo ernſt ſeines Weges, wie ein Afrikareiſender, nachdem er vor einigen Tagen ſo munter ausgefahren war. An dieſem Tage ging er zwar wieder in heiterer Stimmung ſchlafen, nachdem er noch einen geſelligen Kreis aufgeſucht und in deſſen Fröhlichkeit ſein Wiſſen um Lucien als anonymen Theilnehmer hatte mitlaufen laſſen. Am nächſten Morgen aber fühlte er ſich vereinſamt und merkte, daß er angeſchoſſen war.

Und es kam ärger; unbekannte Nöthen fingen an, ſich in ſeinem Herzen zu regen, daß er widerwillig die Natur dieſes Muskels von Neuem unterſuchen, und als hierbei nichts herauskam, ſich gewöhnen mußte, in angeſtrengter Arbeit die Störungen zu vergeſſen, wenn er nicht einem unwürdigen Zuſtande der Träumerei verfallen wollte. Dennoch wiederholte er den Beſuch auf dem Landgute zunächſt nicht, um durch das Getrenntſein den Ernſt der Lage gründlicher zu erforſchen und klar zu ſtellen. Nur ein pař Briefe ſchrieb er ohne jede unbeſcheidene Anſpielung und erhielt eben ſolche Antworten. Deſto froher machte ihn ein unerwarteter Brief ſeiner Mutter Elſe oder Hildeburg, welche ihm im Laufe des Sommers ſchrieb, daß der Oberſt und ſeine ſchöne Nichte auf einer Reiſe bei ihnen vorgeſprochen hätten, und wie das eine erquickliche Geſchichte und ein fröhlicher Tag geweſen, wie ferner für den Herbſt ein Gegenbeſuch verabredet ſei. Die Lucie ſei eine ernſthafte und kluge Perſon mit dem Gemüth eines Kindes, und der Papa Reinhart, der den Leuten ſonſt ſo kurze Zettel zukommen laſſe, ſchreibe ihr bereits ſo lange Briefe, wie er ihr, der Mutter Elſe, kaum in der erſten Zeit geſchrieben habe. Aber ſie möge es ihr wohl gönnen und freue ſich ſchon darauf, die Briefe ihres Mannes zu leſen, wenn ſie einmal dort ſei.

Im September kam ein Brieſchen von Lucie; ſie ſchrieb: „Ihre Eltern ſind beide hier bei uns; wollen Sie nicht auch kommen? Es wäre doch nicht ſchön, wenn wir die liebe Herrſchaft nicht mit der Anweſenheit des Sohnes regaliren könnten und ſo gottesjämmerlich daſtänden, nachdem wir mit ſeiner Freundſchaft geprahlt haben! Aber laſſen Sie das Nilpferd zu Hauſe und bringen Sie einen Koffer mit! Der Onkel Marſchall will mit Ihnen ſmoliren, was mir leider als einem Frauenzimmer verſagt bleibt!“

Obgleich Reinhart, der ſo ausführliche Weiber- und Liebesgeſchichten aus dem Stegreiſe erzählt hatte, die letzteren Worte ſchon als vorläufige Andeutung eines Abſchlages anzuſehen geneigt war, ſofern er etwa einen ſolchen herausfordern würde, packte er doch einen Koffer mit allen wünſchbaren und kleidſamen Sachen, die in ſeinem Beſitze waren, und fuhr hin. Er fand Alles in ſchönſter Laune unter den Platanen vereinigt; die Elſe Moorland trug ohne Schaden an ihrer Matronenwürde ein ſchneeweißes Kleid gleich der Lucie, da eine warme Sommerſonne ſchien, und ihr ſchwarzes Haar ohne Haube entrollt. Der Oberſt hatte die Krücke im Hauſe gelaſſen und trug Sporen an den Stiefeln. Der alte Reinhart ſah aus, wie wenn er ein dreiunddreißigjähriger Privatdocent wäre und erſt noch alles zu erreichen hätte, was er ſchon geleiſtet und erreicht, und die Lucie war ſtill und beſcheiden, wie ein ganz junges Mädchen, während ſie doch fünf- oder ſechsundzwanzig zählte, kurz, Niemand wollte alt ſein oder es werden, denn Alle hatten es in ſich, und es war eine allgemeine Herrlichkeit und Zufriedenheit; nur Lucie und Reinhart ſchienen abwechſelnd etwas ſtiller oder nachdenklicher, je nachdem das eine oder das andere bewölkten Himmel über ſich ſah. So vergingen einige Tage in großer Behaglichkeit.

Nun ſollte endlich auch ein Beſuch in dem bekannten Pfarrhauſe abgeſtattet werden, deſſen Oberhaupt ein Studienfreund des alten Reinhart geweſen, woher eben die Bekanntſchaft auch mit dem Sohne.

„Gehen Sie auch gern hin?“ ſagte Lucie beſorgt zu dem jungen Reinhart, weil ſie wünſchte, daß ihm jeder Tag heiter und angenehm verlief, und wußte, daß ihn die beſondere Art der Pfarrleute zuweilen ermüdete.

„Ich bin in der That nicht recht aufgelegt,“ verſetzte er, „einen ganzen Tag dort zuzubringen.“

„Da bleibſt Du eben hier,“ rieth die Mutter, „es handelt ſich ja ohnehin mehr um uns Alte; wenn der Marſchall mitfährt, ſo wird der Wagen ſo ſchon beſetzt; er will uns nämlich in ſeiner leichten Jagdſtellage, oder wie man es nennt, hinführen, der Eiſenfreſſer. Sei ruhig, Marſchall!“

Dies rief ſie, weil der Oberſt, hinter ihr ſtehend, ſie an einer Bandſchleife zupfte, als er das Wort vernahm.

„Und was geſchieht denn mit Dir, Lux?“ ſagte er hierauf.

„Mit mir? Ich muß eben das Haus hüten, wie alle armen Haushälterinnen, und für den Abend ſorgen!“

„Gut, dann ſorge auch für ein rechtſchaffenes Getränke! denn das Smoliren mit dem jungen Duckmäuſer muß einmal ſtattfinden, daß die Duzerei durchgeführt iſt. Du kannſt auch gleich mithalten!“

Beide junge Leute errötheten wie Confirmanden, die erſt etwas erleben ſollen. Kein Menſch hätte geglaubt, daß ſie ſich vor einigen Monaten ſchon alles mögliche Zeug erzählt hatten.

Als die Alten fort waren und jetzt auf einmal eine Stille herrſchte, ſtanden die Jungen noch verlegen da und ſchienen doch zu zögern, die inneſtehende Wage des Augenblickes zu ſtören, bis Reinhart den Ausweg fand, Lucien um ein Buch zu bitten, darin er leſen könne. Sie lud ihn ein, ſelbſt nachzuſehen, was ihm diene. So gingen ſie gemächlich in das Haus hinein, die Treppe hinauf und betraten das beſcheidene Muſeum, in welchem das Fräulein ſeine Jahre verbrachte. Durch die offenſtehenden Fenſter wallte die Luft herein, indeß das milde Gold der Septemberſonne, von der grünen Seide der Gardinen halb aufgehalten, halb durchgelaſſen, den Raum mit einem ſanften Dämmerſchein erfüllte.

„Was wollen Sie leſen?“ fragte Lucie.

„Darf ich eines von Ihren Lebensbüchern nehmen?“ erwiderte Reinhart; „ich habe bemerkt, daß hin und wieder etwas an den Rand geſchrieben iſt, und nun empfinde ich ein Gelüſte, dieſen Spuren nachzugehen und Ihre guten Gedanken zu haſchen. Vielleicht, wenn es überhaupt erlaubt wird, entdecke ich das Geheimniß, welches Sie in den Offenbarungen anzieht!“

„Das Geheimniß iſt ein ſehr einfaches,“ verſetzte Lucie, „und doch iſt es allerdings eines. Ich ſuche die Sprache der Menſchen zu verſtehen, wenn ſie von ſich ſelbſt reden; aber es kommt mir zuweilen vor, wie wenn ich durch einen Wald ginge und das Gezwitſcher der Vögel hörte, ohne ihrer Sprache kundig zu ſein. Manchmal ſcheint mir, daß Jeder etwas anderes ſagt, als er denkt, oder wenigſtens nicht recht ſagen kann, was er denkt, und daß dieſes ſein Schickſal ſei. Was der Eine mit lautem Gezwitſcher kundgibt, verſchweigt der Andere ſorgfältig, und umgekehrt. Der bekennt alle ſieben Todſünden und verheimlicht, daß er an der linken Hand nur vier Finger hat. Jener zählt und beſchreibt mittelſt einer doppelten Selbſtbeſpiegelung alle Leberflecken und Muttermälchen ſeines Rückens; allein daß ein falſches Zeugniß, das er einſt aus Charakterſchwäche oder Parteilichkeit abgelegt, ſein Gewiſſen drückt, verſchweigt er wie ein Grab. Wenn ich ſie nun alle ſo mit einander vergleiche in ihrer Aufrichtigkeit, die ſie für kriſtallklar halten, ſo frage ich mich, gibt es überhaupt ein menſchliches Leben, an welchem nichts zu verhehlen iſt, das heißt unter allen Umſtänden und zu jeder Zeit? Gibt es einen ganz wahrhaftigen Menſchen und kann es ihn geben?“

„Es ſind wol manche ganz wahrhaftig,“ ſagte Reinhart, „nur ſagen ſie nicht alles auf ein Mal, ſondern mehr ſtückweiſe, ſo nach und nach, und die Natur ſelbſt, ſogar die heilige Schrift verfahren ja nicht anders!“

„Was mich tröſtet,“ fuhr Lucie fort, „iſt, daß mehr Gutes als Schlimmes verſchwiegen wird. Beinah' Jeder würde, wenn er nur Gelegenheit und Stimmung fände, uns zuletzt doch noch mit dem Unangenehmſten bewirthen, das er über ſich aufzubringen wüßte; Viele aber ſterben, ohne daß ſie des Guten und Schönen, das ſie von ſich erzählen könnten, je mit einer Silbe gedenken. Dieſe führen auch trotzdem die lieblichſte Sprache; es iſt als ob die Veilchen, Maßlieben und Himmelsſchlüſſelchen zwiſchen ihren Zeilen hervorblühten, ganz gegen Wiſſen und Willen der beſcheidenen Schreiber und Schreiberinnen.“

Reinhart hatte auf dem Stuhle Platz genommen, der vor Luciens Tiſche ſtand, und ſie lehnte läſſig am Tiſche. Inzwiſchen griff er von dem Brette der Lebensbeſchreibungen eines der Bücher heraus, und als er darin blätterte, entfiel demſelben ein ſonderbares Bildchen oder Einlegeblatt. Das Bildchen war mit ungezwirnter Seide und feinſter Nadel auf ein Papier geſtickt, in der Art, daß es ſich auf beiden Seiten vollkommen gleich darſtellte. Auf einem grünen Erdreiche ſtand ein Tannenbäumchen und ein Stäudlein mit zwei rothen Roſen, dazwiſchen in der Reihe haftete am gleichen Grund und Boden ein Herz, von welchem ein entzwei geſchnittenes blaues Band flatterte, deſſen andere Hälfte an einem zweiten Herzen hing; und dieſes, mit Flügeln verſehen, hatte ſich offenbar von dem erſteren losgeriſſen und flog, eine goldene Flamme ausſtrömend, in die Höhe, wahrſcheinlich zum Himmel hinan.

Reinhart beſah das Blättchen zuerſt achtlos, dann aufmerkſamer, da er eben, als er es in das Buch zurücklegen wollte, den Inhalt erkannte.

„Was iſt das für eine kleine Herzensgeſchichte?“ fragte er, „es ſcheint ja gar leidenſchaftlich herzugehen. Das eine ſteckt wie eine rothe Rübe im Boden feſt, während das andere feuerſpeiend und geflügelt ſich empor ſchwingt!“

Lucie nahm ihm die naive Schilderei aus der Hand, beſchaute ſie ebenfalls und ſagte dann: „Alſo hier ſteckt das närriſche Ding? Es wandert ſeit Jahren in dieſen Büchern herum und kam mir lange nicht zu Geſicht. Uebrigens iſt es eine Kloſterarbeit, die ich ſelber verfertigte.“

Als Reinhart die Sprecherin etwas verwundert anſah, ſetzte ſie erröthend hinzu: „Ich bin nämlich katholiſch!“

„Darüber brauchen Sie doch nicht zu erröthen!“ meinte Reinhart, den eine ſolche Verſchiedenheit der Confeſſion eher beluſtigte als betrübte. Sie verſtand ſeinen freien Sinn, wurde aber jetzt ganz roth und ſagte mit unwillkürlichem Niederſchlagen der Augen: „Ich bin nicht katholiſch geboren, ich bin es geworden!“

Hiermit lag die Sache freilich anders. Ein Religionswechſel iſt in dies ſcheinbar ruhige Leben gefallen; was mag damit alles zuſammenhangen! ſprach es ſogleich in ſeinem Innern, und er blickte zu der unweit von ihm ſtehenden Lucie mit der Ueberraſchung empor, mit welcher man ſonſt in einen unvermutheten Abgrund hinabſchaut. Sein Geſicht zeigte ſogar einen etwas bekümmerten Ausdruck; es malten ſich darin Mitleid und Sorge eines Menſchen, dem keineswegs gleichgültig iſt, was ohne ſein Wiſſen geſchah, als ob es ihn nichts anginge.

Die Augen plötzlich aufſchlagend, ſagte Lucie mit wehmüthigem Lächeln: „Sehen Sie, da haben wir gleich ſo eine Geſchichte, von der man nicht weiß, ob man ſie bekennen oder verſchweigen ſoll! Es wiſſen nur wenige Perſonen darum und ſelbſt mein Oheim ahnt nichts davon, obgleich er auch katholiſch iſt.“

„Mir aber,“ erwiderte Reinhart, „haben Sie nun ſchon zu viel verrathen, als daß Sie mir nicht anvertrauen ſollten, um was es ſich handelt!“

„Es iſt im Grunde nichts als eine Kinderei, die Sie erfahren dürfen“, verſetzte Lucie; „es iſt mir ſogar lieb, wenn Sie es wiſſen, damit Sie eine gute Freundin, wie ich bin, nicht gelegentlich unbewußt verletzen oder wenigſtens kleinen Verdrießlichkeiten ausſetzen. Mein Vater war Proteſtant, wie Jedermann in dieſer Gegend, die Mutter dagegen Katholikin; er beſaß aber ſo viel Gewalt über ſie, daß ſie ohne weitere Umſtände den proteſtantiſchen Gottesdienſt beſuchte und es ohne Widerſpruch geſchehen ließ, daß ich in dieſem Glauben getauft und erzogen wurde. Wir ſtellten ſo eine ungemiſchte proteſtantiſche Familie vor, und Niemand wußte es anders. Nicht daß der Vater ein beſonders eifriger und gläubiger Lutheraner geweſen wäre; nur vertrat er den Grundſatz, daß aus einem reformirten Hauſe man nicht mehr rückwärts ſchauen ſolle, und das ſogenannte Katholiſchwerden war ihm ärgerlich und verächtlich. Im Uebrigen benahm er ſich duldſam und friedlich, und ſo verhinderte er auch keineswegs meine ſelige Mama, mit ihrer beſten Jugendfreundin, einer ſtillen Kloſterfrau, den alten Verkehr fortzuſetzen und dieſelbe alljährlich ein oder zwei Mal in ihren geweihten Mauern heimzuſuchen. Bei Lebzeiten der Eltern bewohnten wir ein Haus in jener Stadt am Fluſſe, deren Thürme wir von hier aus ſehen können, wenn das Wetter hell iſt. Die Gartenterraſſe ſtieß unmittelbar an das Waſſer, zu welchem einige ſteinerne Stufen hinunterführten, und am Fuße der Treppe lag ein leichter Kahn an der Kette, der zu Spazierfahrten auf dem leiſe ziehenden Gewäſſer benutzt wurde. Abwärts vermochte faſt jeder Hausbewohner das Fahrzeug zu regieren, und wenn wir eine längere Fahrt unternahmen, kehrte man auf einem der kleinen Dampfboote zurück und ließ den Nachen anhängen.

Ungefähr anderthalb Meilen unterhalb unſerer Stadt ragte am gegenüber liegenden Ufer, wo die Menſchheit katholiſch iſt, das beſagte Kloſter idylliſch aus dem Waſſer in ländlicher Einfachheit und nur von ſeinen Obſtbäumen, Wieſen und Feldern umgeben.

Da die Beſuche meiner Mutter meiſtens auf eines der heitern Kirchenfeſte in ſchöner Jahreszeit verlegt wurden, wie z. B. auf Fronleichnamstag, wo die Stiftsfrauen ſich eine gewiſſe Fröhlichkeit, ein beſcheidenes Wohlleben gönnten, ſo machte die Mama ſich die Freude noch dadurch feierlicher, daß ſie ſich auf dem blau glänzenden Fluſſe hinunter fahren ließ und meine Perſon im frühſten Kindesalter mitnahm. Sie putzte mich dann zierlich und hellfarbig heraus, damit ich den guten Nonnen in ihrer dunklen Tracht und Abgeſchiedenheit den Sommertag hindurch als eine Art lebendiger Puppe dienen konnte, mit welcher ſie ſpielten, und die Mama empfand das ſchönſte Vergnügen, mich von Hand zu Hand, von Schoß zu Schoß gehen zu ſehen. Als ich jedoch etwas größer wurde, hielt ich mich ſelbſt ſo ernſt und ſtill wie ein Nönnchen und war ſtolz darauf, die beiden Freundinnen nicht zu verlaſſen, wenn ſie unter traulichen Geſprächen und Erinnerungen in der Zelle am Fenſter ſtanden oder einen Gang durch die blühenden Gärten und Felder machten. Bei der feſtlichen Tafel jedoch mußte ich neben der Frau Priorin ſitzen, die mir ab und zu wohlwollend die Hand ſtreichelte und mich niemals entließ, ohne mir ein buntes mit ſeidenen Maſchen geziertes Körbchen voll Backwerk und irgend ein ſilbernes Kreuzchen oder Gottesmütterchen zu ſchenken. Kamen wir dann nach Hauſe, ſo verglich uns der ſelige Vater ſcherzend mit jenen aztekiſchen Indianern, welche heutzutage noch zu gewiſſen Zeiten auf den großen Strömen landeinwärts fahren ſollen, um an geheimnißvollen Orten den alten Göttern zu opfern.

Leider war ich trotz dieſer Kloſterfreuden ſchon ein rechtes kleines Heidenſtück und zwar durch den Unverſtand der großen Menſchen. Es beſuchte ein hübſcher junger Mann unſer Haus, der ſo oft er mich erblickte, mich auf ſeine Kniee nahm, küßte und ſeine kleine Frau nannte. Als ich das vierte oder fünfte Jahr hinter mir hatte, ließ ich mir's freilich nicht mehr gefallen; ich ſträubte mich, ſchlug um mich und entfloh. So oft er aber kam, fing er mich wieder ein, und ſo ging das Spiel fort, bis ich acht, bis ich zehn Jahre alt war. Ich blieb ſtets gleich wild und ſpröde, und doch wurde ich allmälig unzufrieden, ja unglücklich, wenn er etwa vergaß, mich ſeine kleine Frau oder ſeine Braut zu nennen, die er zu heirathen nicht verfehlen werde. Indeſſen ſah ich ihn endlich nur noch ſelten, weil er längere Zeiträume hindurch abweſend war; wenn er einmal wieder kam, geſchah es in veränderter Geſtalt, jetzt als verwegener Student, dann als Militär in glänzender Montur, oder als gereiſter Weltmenſch, was ihm in meinen kindiſchen Augen einen geheimnißvollen Reiz verlieh.

Zuletzt aber verſchwand er auf mehrere Jahre und ich vergaß ihn endlich. Jetzt war ich zwölf Jahre alt, und die Mutter ſtarb uns weg. Eine achtloſe Erzieherin und einige Stundenlehrer beſorgten meine Ausbildung, während der Vater verſchiedenen Liebhabereien lebte und öfter verreiſte. Um dieſe Zeit las ich den Wallenſtein von Schiller und verliebte mich unverſehens in den Max Piccolomini, deſſen Tod mir gewiß ſo nahe ging, wie der guten Thekla. Des Nachts träumte ich von ihm und am lichten Tage erfüllte er mir die Welt, ohne daß ich ſeine Geſtalt, ſeine Geſichtszüge deutlich zu erkennen vermochte. Auf einem Stück Haide unweit der Stadt gab es eine kleine Erderhöhung, von ein par Hollunderbäumen überſchattet. Ich nannte den Ort das Grab des Piccolomini und bepflanzte ihn heimlich mit Sinngrün, das ich in meiner Botaniſirbüchſe aus dem Walde holte. Manches einſame Stündchen ſaß ich dort und ließ friedlich Thekla's Geiſt an meiner nicht unbehaglichen Trauer Theil nehmen. Einſt aber, als ich mir beſonders lebhaft das Ausſehen des jugendlichen Kriegshelden und Liebhabers vorzuſtellen ſuchte, ſah ich deutlich vor mir die Züge Leodegar's, meines ſcherzhaften Kindergemahls oder Verlobten. Sogleich ward ich dem zweihundertjährigen Todten untreu und meine ſtille Trauer um ihn verwandelte ſich in eine ebenſo ſtille Sehnſucht nach dem Lebenden, und ich zweifelte nicht an ſeiner Wiederkehr; denn ich merkte, daß er es eigentlich war, der in meinem geheimſten

Herzen gelebt hatte. Ein tiefer Ernſt bemächtigte ſich meiner in allem, was ich that, im Lernen und Arbeiten, da ich alles auf ihn und ſein Wohlgefallen bezog, und ich kann wohl ſagen, daß dies wunderlich ernſthafte Weſen mir in meiner damaligen Exiſtenz Vater und Mutter, Lehrer und Führer war, wenigſtens das alles einigermaßen erſetzte.

Und ich verſchwieg die geheime Triebfeder meiner jungen Jugend unverbrüchlich; nie erwähnte ich derſelben mit einem Worte und nannte den Namen ſo wenig, als wäre er nicht in der Welt. Wurde aber einmal von Leodegar geſprochen, ſo hörte ich aufmerkſam zu und wich nicht vom Orte, ſo lang es dauerte. Eines Tages hörte ich ihn als phantaſtiſch, gewaltſam, rechthaberiſch und ehrgeizig ſchildern in Verbindung mit dem Zugeſtändniſſe, daß er von großen Gaben ſei. Weil ich aber den Sprachgebrauch dieſer Worte zum Theil aus mangelnder Erfahrung mißverſtand, zum Theil aus Widerſpruch und Parteilichkeit umkehrte, ſo nahm ich phantaſtiſch für phantaſievoll, gewaltſam für machtvoll; rechthaberiſch verwechſelte ich mit Recht liebend, und ehrgeizig galt mir ſo viel wie von Ehre beſeelt, als ruhmwürdige Geſinnung. Das Bild wurde daher immer ſchöner und idealer in meinem Herzen; mit ängſtlichem Eifer ſtrebte ich beſſer und Leodegar's nicht ganz unwerth zu werden, und wenn ich Fehler beging, ſo ruhte ich nicht, bis ich glaubte, ſie durch Reue und allerhand kleine gute Werke als geſühnt betrachten zu dürfen.

So erreichte ich den Schluß des fünfzehnten Lebensjahres, der mit Sommers Anfang eintrat, als der Vater eben auf einer größeren Reiſe begriffen und für Monate abweſend war. Unverhofft erſchien um dieſe Zeit Leodegar in der Heimat, jedoch nur auf ein par Wochen, während welcher er einige Mal in unſer Haus kam, worin ich unter der Obhut einer Wirthſchafterin und meiner Gouvernante einſam lebte. Jene gehörte zu einer kirchlichen Sekte mit ſehr ausgeprägten Lehren und Gebräuchen, und ſie verbrachte jede freie Minute mit dem Beſuche der Conventikel oder dem Leſen der Traktate. Mein Papa ließ ſie gewähren und munterte ſie ſogar auf, um zu ſeinem Vergnügen gewiſſe religionspſychologiſche Studien an ihr zu machen, und ſie merkte natürlich nicht, daß er ihre Reden zergliederte und unter die Rubriken eines Tabellenwerkes vertheilte. Die Erzieherin dagegen verwendete alle ihre Tage mit dem Vermehren und Ordnen einer Käferſammlung. Sie ſtand mit Gelehrten und Naturalienhändlern in Verbindung und ſandte fortwährend Schachteln fort. Denn ſie verſtand, auf zahlreichen Ausflügen den letzten Käfer aus ſeinem Hinterhalt zu ziehen, und hatte eine ſeltene Art, die gerade in einem Gehölze unſerer Gegend zu finden war, nahezu ausverkauft. Ich kann mich des Namens dieſes ausgerotteten Käferſtammes nicht mehr entſinnen. Am betrübteſten darüber war ein inſektenkundiger Herr Oberlehrer, welcher der handelsluſtigen Dame den Ort nachgewieſen hatte und ſich daher der Mitſchuld an dem wiſſenſchaftlichen Raubverfahren, wie er es nannte, anklagte. Uebrigens hieß ſie Fräulein Hanſa. Sie bewunderte und liebte nämlich den Namen Hans über alles, und um ſeiner theilhaftig zu werden, hatte ſie ihn ohne Rückſicht auf Sinn oder Unſinn mit einem a verziert und angenommen.

Unter ſolchen Umſtänden, ſolchen Vorgeſetzten that ich was ich wollte, d. h. niemand ſah auf mich. Als ich aber von Leodegar's Ankunft hörte, war es, wie wenn ich zu dieſer Unabhängigkeit hinzu auf einen Ruck noch ein par Jahre älter würde. Ich erwartete ihn mit zitterndem Herzen und trat ihm dennoch mit der Haltung einer zwanzigjährigen Perſon verſchämt und feierlich entgegen.

Alle Welt! rief er überraſcht aus, als er meiner anſichtig wurde; da darf ich ja nicht mehr von meiner kleinen Frau reden, das gibt bald eine große!

Ich aber erblickte ihn jetzt faſt mit Entſetzen; denn ſeine regelmäßigen aber ſtarken Züge, die ſchwarzen, in die Stirne fallenden Locken, die großen Augen, die mit kalten Flammen leuchteten, alles ſah ich ſpäter lange noch einem gemalten Bilde gleich vor mir; damals aber erſchreckte und blendete mich dies zu ſeinem vollen Ausdruck gelangte Weſen, und der Schrecken diente nur dazu, meine Kinderei auf den Gipfel zu treiben. Ich nahm mich jedoch zuſammen; nach einer kurzen Unterhaltung lud ich meinen Seelenfreund auf einen beſtimmten Tag gelaſſen zu Tiſch, als ob es nur ſo ſein müßte. Die

Wirthſchafterin nicht weniger als die Gouvernante erſtaunten trotz ihrer gewohnten Zerſtreutheit über meine Befehle und Anordnungen, und mein Gebaren verblüffte ſie ſo ſehr, daß ſie gar keinen Widerſpruch erhoben noch Schwierigkeiten machten, als ich dem Speiſezettel immer neue Dinge hinzufügte, von denen ich wußte, daß er ſie früher liebte.

Ich ſelber deckte ſchon in der Morgenfrühe den Tiſch mit dem beſten Geräthe, das die Mutter nur bei ſeltenen Gelegenheiten einſt gebraucht hatte; mit neuer Verwunderung gab Frau Liſe, die Wirthſchafterin, das Silberzeug heraus. Als dann der Tiſch fertig war und in aller Herrlichkeit glänzte, zog ich mein ſchönſtes Kleid an und unterließ nicht, mich mit den kleinen Schätzen zu ſchmücken, die man meiner Jugend anvertraut hatte. Auch Fräulein Hanſa putzte ſich auf meine Bitte ſtattlich heraus; ſie rauſchte in ſchwarzer Seide einher, einem Erträgniſſe ihrer Käferhandlung, und hatte einen großen ägyptiſchen Scarabäus vorgeſteckt, den ihr der Vater geſchenkt. Das Alterthum war aus edlem Stein geſchnitten, in Gold gefaßt und zu einer Bruſtnadel verwendet.

So weit war Alles gut und nach meinem Willen vollbracht. Aber nun änderte ſich die Sache. Als wir zu Dreien am Tiſche ſaßen und uns unter der Aufſicht der Frau Liſe bedienen ließen, ſah ich mich plötzlich auf mein wahres Alter und Zöglingsdaſein zurückgewieſen. Ich wußte nichts zu ſagen und thronte in meiner Pracht ſteif und ſchweigend gleich einer hölzernen Puppe, während die Gouvernante die Unterhaltung führte und Leodegar genug zu thun hatte, ihr zu antworten. Als ſie auf eine Bemerkung hin, die er wegen des Scarabäen an ſie richtete, die Broſche losmachte und ihm zum Beſchauen in die Hand gab, wollte mir das beinah' das Herz abdrücken; voll Eiferſucht ergriff ich eine Flaſche, um nur auch etwas zu thun, und goß dem Gaſte in der Verwirrung das Glas ſo voll, daß es überlief und der rothe Wein das Tiſchtuch beſleckte. Fräulein Hanſa ſchenkte mir einen kleinen ſehr anſtändigen Verweis nicht; bündiger machte es die Wirthſchafterin, die ihre geiſtliche Gelaſſenheit vergeſſend mit einem weißen Tüchlein herbeikam, die Verwüſtung bedeckte und einen verdrießlichen Blick nach mir abſchoß. Das Waſſer trat mir in die Augen; ich wußte nicht, wo ich hinblicken ſollte, ſah aber dann verſtohlen nach Leodegar, der mir lachend und wohlwollend zunickte und ſeinen alten Scherz erneuerte. Ei, gute Lucie, ſagte er, wenn Du ſo ungeſchickt bleibſt, ſo können wir uns noch nicht heirathen.

Die zwei älteren Perſonen mochten den Scherz, den ſie von früher her kannten, nicht mehr für angemeſſen halten; denn ſie lächelten etwas ſäuerlich dazu. Ich hingegen wurde roth und fühlte mich nichtsdeſtoweniger beruhigt, weil das unverhofft verlautende Wort meinen alten kindlichen Glauben an den Ernſt und die Wahrhaftigkeit desſelben beſtätigte.

Nach beendigter Mahlzeit und als auch der Kaffe genommen war, ſchlug unſer Gaſt vor, einen Spaziergang in das Freie zu machen. Er werde am nächſten Morgen wieder abreiſen, ſagte er, und wiſſe nicht, ob er ſo bald wieder komme.

Mit ſchrecklicher Beklemmung hörte ich dieſe Ankündigung; kein größeres Unglück ſchien es mir in der Welt zu geben, als die abermalige unerwartete Trennung. Allein kaum eine halbe Stunde ſpäter fühlte ich mich noch zehnmal unglücklicher. Wir gingen durch ein vernachläſſigtes Luſtwäldchen, deſſen ſchmale holperige Wege ſich an einem Hügel im Stadtforſte verloren. Leodegar hatte der Erzieherin den Arm gegeben, den ſie nun nicht mehr fahren ließ, ſo daß ich genöthigt war, wie ein Hündchen hinter dem Paare drein zu laufen. Sie achteten nicht einmal darauf, und ich befand mich in meiner fünfzehnjährigen Nichtsnutzigkeit ſo elend, daß ich zu weinen anfing und mit dem Schnupftuch den Mund verſtopfen mußte, um das Schluchzen und Stöhnen nicht laut werden zu laſſen. Das paßte nicht gut zu meinem modiſchen Anzuge, den ich demjenigen erwachſener Damen ſo ähnlich als möglich gemacht hatte.

Plötzlich aber gab es eine Wendung der Dinge. Fräulein Hanſa zog das Fläſchchen mit Spiritus, das ſie ſtets bei ſich trug, aus der Taſche und that einen Sprung unter die Bäume, wo ſie die langen Fühlhörner eines Käfers aus einer bemooſten Rinde hervorſtehen ſah. Gleich darauf verſank der arme Waldbruder in das Fegefeuer des Fläſchchens und zitterte ſchrecklich, bevor er ſich zur Ruhe gab. Dieſen ſah ich zwar nicht, aber ich kannte das Schauſpiel genugſam. Fräulein Hanſa aber rief uns zu, wir ſollten einſtweilen nur weiter gehen, ſie müſſe den Ort genauer unterſuchen und werde uns ſchon einholen.

Jetzt ſah ſich Leodegar nach mir um und erblickte mich in meinem verzweifelten Zuſtande, der mich wohl ſo ſchlimm dünkte, wie die Lage des ſterbenden Kerbthierchens: Ueberraſcht ergriff er meine Hand, legte ſie in ſeinen Arm und führte mich weiter, wie er vorher die Gouvernante geführt hatte, indem er ſagte: Was gibt's denn da? Warum weint man? Eine Braut, eine kleine Frau, die weint, wo ſoll das hinaus?

So kindermäßig das klang, ſo tröſtete mich doch der alte Titel, der mir zukam wie der Platz an der Seite des Mannes, deſſen Arm mich doch eher beängſtigte als erfreute. Ich antwortete nichts, trocknete die Thränen und brachte das Geſicht in Ordnung. Als wir ein hundert Schritte gegangen, erreichten wir den Saum des Gehölzes und betraten die anſtoßende Haide, wo wir gleich das Grab des Piccolomini fanden. Das Immergrün, das ich einſt gepflanzt, hatte ſeit drei Jahren den kleinen Hügel dicht überſponnen; die Hollunderbüſche waren höher und breiter geworden und mit Blüthenbüſcheln behangen, und irgend Jemand, dem das Plätzchen gefiel, hatte ein hölzernes Bänklein in ihrem Schatten errichtet.

Hier wollen wir ausruhen und auf das Fräulein warten! ſagte Leodegar; was iſt das für ein lauſchiger Winkel, den ich noch nie geſehen?

Es iſt ein Grab, wie ich glaube, erwiderte ich in ängſtlicher Zerſtreuung, brach jedoch meine Rede ab. Mir war zu Muth, als ob ich wenigſtens dreißig Jahr' alt wäre und auf weitentlegene Jugendträume zurückblickte. Obgleich es nur der Schatten eines Dichtergebildes war, der hier begraben lag, ſo empfand ich doch eine Art Furcht vor der Nebenbuhlerſchaft der zwei Männer; denn der Lebende ſchien mir wohl ſo ſchön und gewaltig, wie ich mir einſt den Todten gedacht. Das Laub der Hollunderbäume flüſterte mir unheimlich in die Ohren. Auch hatte ich eines Tages meine Erzieherin in einer Damengeſellſchaft äußern gehört, daß die Männer es haſſen, wenn ihre Frauen von früheren Liebesgeſchichten erzählen. Alles das war trotz meinem Hange zur Aufrichtigkeit Grund genug, auf Leodegar's Frage, wer denn hier begraben ſein ſolle, ſtumm wie ein Fiſch zu bleiben. Ich zitterte leiſe vor Beklemmung. Er bemerkte es, nahm mich brüderlich in den Arm, ſtreichelte mir die Backen und fragte, was mir denn ſei und warum ich geweint habe?

Da brach ich von Neuem in Thränen aus; ich ſehnte mich nach Vertrauen, nach Freundſchaft und Liebe, nach einer beſſern Heimat als ich beſaß, und dieſe Sehnſucht machte ſich jetzt, ohne daß ich daran etwas ändern konnte, mit den wunderlichen Worten Luſt:

Vetter Leodegar! Wann wirſt Du mich denn heirathen?

Er ſchwieg erſt ein Weilchen, wie um ſich auf die Antwort zu beſinnen. Dann hob er mein Kinn mit einem Finger empor, daß er mein Geſicht ſehen konnte, und das ſeinige hing mit zärtlichen Augen über mir, indeſſen der Mund ſeltſam lächelte.

Endlich ſagte er: Du gutes Mädchen, wenn Du erſt katholiſch biſt, wird die Hochzeit ſein!

Aber meine Mama iſt ja auch nicht proteſtantiſch geworden, ſagte ich, und der Papa hat ſie doch geheirathet.

In dieſem Punkte ſind Dein Papa und ich zwei Dinge! erwiderte er nachdenklich, indem er mich zärtlicher an ſich zog und einen Kuß auf meine Stirne zu drücken im Begriffe war. Da hörten wir die Schritte und die Stimme der Erzieherin hinter den Bäumen, und Leodegar ließ mich unwillkürlich frei. Dieſes Fahrenlaſſen kam mir kleinem Ungeheuer zu ſtatten; denn eben ſträubte ich mich gegen den Kuß. Dennoch gab es dem Abenteuer in meinem Sinne die Weihe des Geheimniſſes; ich wußte nun, daß die Leute nichts von dem Vorgange wiſſen durften, und hielt denſelben um ſo eher für eine heimliche Verlobung.

Der Spaziergang wurde nun auf breiteren Wegen fortgeſetzt; erſt nach einigen Minuten lachte Leodegar halblaut vor ſich hin, aber nur einen Augenblick, als ob ihm etwas ſehr Drolliges einfiele. Sonſt ereignete ſich nichts Beſonderes mehr. Er begleitete uns noch bis vor unſere Hausthüre und verabſchiedete ſich, da er in der Morgenfrühe abreiſen wollte. Mir drückte er ernſt und gütig die Hand und ermahnte mich, ferner ſo lieb und gut zu ſein und fleißig zu lernen. Ich blickte ihm nach, bis ſeine hohe Geſtalt in der Abenddämmerung verſchwand. Dann trat ich in das Haus, während Fräulein Hanſa ſchon oben ſaß und ihre Jagdbeute muſterte.

Frühzeitig ging ich zu Bette, um ungeſtört weinen und über die ernſte Wendung meines jungen Lebens, über die Worte Leodegar's nachdenken zu können. Allmälig aber ſchlief ich ein, erwachte jedoch kurz nach Mitternacht. Da ſtand ich leiſe auf und kleidete mich vollſtändig reiſefertig an, worauf ich einen Handkorb mit den nothwendigſten Sachen voll packte, endlich aber auch einen Brief an meine Hausgenoſſinnen ſchrieb, worin ich ihnen meldete, ich hätte ein Heimweh nach der Jugendfreundin meiner Mutter, der Nonne, empfunden und ſei in das Kloſter hinuntergefahren, wo ich einige Zeit, bis der Vater zurückkehre, verweilen werde. Punktum.

Hierauf nahm ich meine Nachtkerze und den Reiſe- oder vielmehr Marktkorb, ſchlich mit unhörbaren Schritten in den Flur hinunter, öffnete die hintere Hausthüre, die in den Garten führte, und ſtieg in den dort angebundenen Nachen, den Korb auf deſſen Boden ſetzend. Nach alledem endlich löſte ich die Kette, legte das Ruder ein, das ich auch hinausgetragen, und lenkte das Fahrzeug auf die Mitte des ſanft im Mondlichte fließenden Stromes hinaus; denn der Mond ſtand hoch am Himmel, wie es überhaupt die ſchönſte Juninacht war. Am Ufer ſchlug hüben und drüben hier und da eine Nachtigall, und nie iſt die unbeſonnene That eines Backfiſches unter ſolchen Begleitumſtänden begangen worden. Ich brauchte allerdings nur dann und wann einmal das Ruder zu rühren, um das Schifflein in der Richte zu halten; allein die Fahrt war immerhin bedenklich genug, da ich unter zwei Brücken hindurch mußte und an einem ihrer Pfeiler ſcheitern konnte, wenn ich die rechte Mitte verfehlte.

Ich fuhr aber frech und träumeriſch ohne allen Unfall dahin und lenkte im erſten Morgenſcheine in die mir bekannte Bucht ein, wo die Fiſcherkähne des Kloſtermüllers unter den hohen Weidenbäumen ſtanden.

Eben läutete das Mettenglöcklein des Kloſters; im Chore ſangen die Nonnen ihre Frühgebete, während draußen die Amſeln, die Finken und andere Vögel ihre Tagelieder erſchallen ließen, daß die Luft zu leben ſchien. Aber auch die Hunde rannten bellend herbei, da ich die Landung mit Geräuſch bewerkſtelligte, an die Kähne ſtieß und mit der Kette des meinigen über dieſelben hinwegſprang. Glücklicherweiſe kam einer der Kloſterknechte, der ſich meiner noch erinnerte, und beſchwichtigte die Hunde. Er machte den Kahn feſt und trug meinen Korb an die Kloſterpforte. Blaß von der Morgenkühle und dem Nachtwachen zog ich die Glocke, mußte aber geraume Zeit warten, bis die Pförtnerin kam und mich nach einem kurzen Verhöre einließ. In der Vorhalle hieß ſie mich auf eine Bank ſitzen; nicht weniger als der Knecht über mein Erſcheinen verblüfft, holte ſie die Frau Schweſter Klara herbei, die eben aus der Kirche kam. Die gute Tante Klara, wie ich die mütterliche Freundin ſonſt genannt hatte, war im Begriffe geweſen, nach der Hora noch das übliche Morgenſchläfchen zu ſuchen, und kam nun ganz erſchrocken, mich zu ſehen, zu fragen, was ſich ereignet habe, warum und auf welche Weiſe ich gekommen ſei u. ſ. w. Vor allem aber brachte ſie mich in ihre Zelle und vernahm mit neuer Verwunderung, doch nicht ohne Rührung, daß ich mich einſam fühle und einige Tage bei ihr weilen möchte. Ueber meine verwegene Stromfahrt bekreuzte ſie ſich. Du armes Kind, rief ſie, wacht denn Niemand über dich?

Doch ſogleich holte ſie aus ihrem Wandſchränklein ein Gläschen duftigen Nonnenliqueurs und zwang mich, das wärmende Tränklein mit einem würzigen Zuckerbrote zu mir zu nehmen. Als dies geſchehen, ruhte ſie nicht, bis ich auf ihrem Bette lag und einſchlief, während ſie ſich ſelbſt mit ihrem Gebetbuche auf einen Schemel ſetzte und dem Aufgang der Sonne entgegen ſah.

Als die Glocke zur Morgenſuppe geläutet wurde, kam ſie mich zu wecken; denn ſie hatte inzwiſchen ſchon mit der

Frau Priorin geſprochen und dieſe darauf befohlen, daß man mich vorläufig in Stille und Ruhe da behalten ſolle, bis die Angelegenheit ſich abgeklärt habe. Ich frühſtückte alſo mit den Kloſterfrauen, von denen faſt alle noch die alten waren. Gleich nachher wurde unſer Hausdiener gemeldet, welcher nach der Entdeckung meiner Flucht und nach erfolgtem Rathſchlag von dem Fräulein Hanſa und der Frau Liſe mir nachgeſandt worden und auf einem Flußdampfer herunter gefahren war. Der treue Mann, der nämliche, der jetzt noch bei uns iſt, kannte die Schweſter Klara und ihr Verhältniß zu meiner verſtorbenen Mutter; als er mich daher in Begleit der Nonne am Sprachgitter erſcheinen ſah und wahrnahm, daß ſich alles in Ordnung befand und ich ſoweit wohl aufgehoben ſei, empfahl er ſich bald und ruderte das Schifflein, das mich hergetragen, rüſtig flußaufwärts, nachdem er den ihm gereichten Imbiß eingenommen.

Dergeſtalt blieb ich im Kloſter ſammt dem Plane, den ich im Kopfe barg. Gegen Abend aber erging ſich Schweſter Klara mit mir im Felde, wie ſie vormals mit der Mutter gethan, und entlockte mir mit ſanftem Anbringen die Urſache, die mich auf ſo unvermuthete Weiſe anher geführt.

Ich eröffnete ohne Zögern meinen Wunſch, mit ihrer Hülfe und dem Schutze dieſes Kloſters zur katholiſchen Religion überzutreten.

Klara erſchrak zum zweiten Male über mich und ſchüttelte den Kopf. Allein an Hingebung und Gehorſam gewöhnt, wagte ſie nicht, mein Anſinnen von ſich aus zu beantworten; ſie begab ſich unverweilt zu der Frau Priorin und theilte derſelben die wichtige Neuigkeit mit. Die Priorin ſchüttelte ebenfalls den Kopf, worauf ſie in die Probſtei hinüberging, um den über das Kloſter geſetzten Probſt von der Sache zu unterrichten. Er wandelte aber mit ſeinem Brevier auf ſeinem Lieblingspfade am Flußufer, und um nichts zu verſäumen, watſchelte die beſorgte Vorſteherin ihm nach, bis ſie ihn fand. Er ſchüttelte ſeines Theils mit nichten das Haupt, zog vielmehr den Fall in ernſtliche Erwägung und entſchied ſich dahin, daß ich zur Prüfung und Beobachtung einige Tage zu beherbergen ſei, indeß er den Rath ſeines Abtes einhole.

Was mich betraf, ſo verharrte ich auf meinem Vorſatze; höheren Orts wurde überlegt, wie ich die muthmaßlich einzige Erbin des vorhandenen Vermögens, das Kind einer Katholikin ſei, welche, durch den ketzeriſchen Ehemann dem rechten Glauben entzogen, ohne die Tröſtungen der Kirche verſtorben; wie mein Begehren offenbar eine Fügung ſei, deren mögliche Früchte für Stift und Kirche nicht leichthin verſcherzt werden dürften.

Nun war ich nach den Landesgeſetzen, wenn ich erſt ein Jahr älter geworden, berechtigt, nach freier Wahl den Uebertritt zu thun, auch gegen des Vaters Willen. Es ward alſo die Frage geſtellt: ſollte man dies Jahr verfließen laſſen und mich thunlichſt unter den Augen behalten, auf die Gefahr hin, daß ich von meinem Entſchluſſe wieder abfiele, — oder ſollte man jetzt ſogleich meinen Willen thun unter der Bedingung, daß ich den Schritt bis zum Tage meiner confeſſionellen Mündigkeit geheim halte? Und war auf mein Verſprechen zu bauen? Das letztere Verfahren wurde dennoch für gut befunden. Für den Fall des verfrühten Kundwerdens gedachte man auf die Aufſichts- und Rathloſigkeit hinzuweiſen, in welcher ich gelaſſen worden ſei, und die den ehemaligen Glaubensgenoſſen der Mutter des Kindes den gewährten Schutz zur einfachen Pflicht gemacht habe.

Solchermaßen wurde denn auch gehandelt. Der Herr Probſt ſelber ertheilte mir während zwei Monaten den geiſtlichen Unterricht; dann empfing ich in der Kloſterkirche die Taufe. Zwei Conventualen aus dem fernen Mutterſtifte, dem der Probſt angehörte, und zwei Nonnen, von denen Klara die eine, wohnten als Taufzeugen bei. Nachher wurden die nöthigen Urkunden aufgeſetzt und unterſchrieben, und der Probſt verwahrte ſie einſtweilen in ſeinem Archive. Der Name Lucia wurde mir gelaſſen.

Ich vermag meine Seelenverfaſſung während des Unterrichts und der Ceremonie kaum zu beſchreiben. Jedenfalls hatte ich dabei ein böſes Gewiſſen und fühlte deutlich, daß ich meinem Vater gegenüber nichts Gutes that. Außerdem empfand ich eine eiſige Kälte im Herzen, die mich auch drückte; nur der Gedanke, daß ich mich jetzt unauflöslich mit Leodegar vereinigt habe und keine

Schranke mehr meinem Glücke im Wege ſtehe, löſte die Starrheit der Seele, daß mein Blut wieder etwas Leben gewann. Die Leute nahmen das für religiöſe Ergriffenheit; einzig Schweſter Klara, die einen tieferen Antheil nahm, wurde weder klar noch ruhig über mein Weſen, und als ich eines Nachmittags bei ihr in der Zelle ſaß, begann ſie mit leiſen und vorſichtig geſtellten Worten von neuem nach Natur und Art der wahren Grundurſache zu forſchen, die mein Inneres bewegte. Der mütterlichen Freundin verhehlte ich es nicht länger und ſie vernahm im Verlauf eines Viertelſtündchens den unglückſeligen kleinen Kindsroman.

Sie ſchaute mich mit großen Augen an, ſchlug ſie dann tief erröthend auf ihre Arbeit nieder, und nach einem Weilchen fiel eine ſchimmernde Thräne darauf. Ich glaubte, die ſtille fromme Dame ſchäme ſich für mich, da ich es nicht ſelbſt thue; ganz unglücklich kniete ich vor ihren Füßen und weinte auf ihre Hände. Es war mehr die Erinnerung an eigenes Leid, das ſie einſt in dies Kloſter geführt, die ſie jetzt bewegte. Sanft richtete ſie mich auf und ſagte:

Wir ſprechen nicht mehr darüber! Schweig und vergiß, oder mögen dir Gott und ſeine Heiligen helfen!

Wir haben freilich nach Jahren wieder davon geredet; denn ſie lebt noch. In jenen Tagen, da ich noch bei ihr weilte, lehrte ſie mich zur Zerſtreuung dergleichen Bildchen ſticken, wie Sie hier eines ſehen, und dieſes war von ihrer

Erfindung. Es ſoll die himmliſche und die irdiſche Liebe vorſtellen, freilich mit weniger Kunſt zuſtande gebracht, als jenes berühmte Bild von Tizian. Ich verſtand die ſtumme Mahnung und nähte die beiden Herzen mit der rothen Seide auf das Papier; aber ich hielt es mit demjenigen, das zwiſchen dem Tännchen und dem Roſenſtrauch auf dem grünen Raſen ſtehen blieb. Um die Widerſprüche meines Zuſtandes voll zu machen, ſeufzte ich nicht einmal ein Weniges, da Kinder wol weinen, aber noch nicht zu ſeufzen verſtehen.

Und doch gab es ſofort Urſache genug zu Angſt und Sorgen. Das regelmäßige Dampfboot legte beim Kloſter an; ich guckte neben der Frau Klara neugierig aus dem Zellenfenſter; aber ſtatt einer fremden Ordensfrau, oder eines Herren Prälaten-Inſpektors, oder eines weltlichen Geſchäftsmannes ſah ich meinen Vater an das Land ſteigen. Mit ſeiner Erſcheinung fiel mir eine neue Laſt auf's Herz und das böſe Gewiſſen verwandelte ſich in eine Sorge, die ich noch nie gekannt. Er war früher, als man gedacht, und unverſehens von der Reiſe zurückgekehrt, und als er erfuhr, daß ich ſeit Monaten im Kloſter lebe, über meine Eigenmächtigkeit wie über die fahrläſſige Art der Gouvernante und der Wirthſchafterin von einem tiefen Unwillen ergriffen worden. Beide entließ er augenblicklich, und ſie mußten ſogleich aus dem Hauſe ſcheiden. Gegen die guten Kloſterfrauen verlor er die frühere Duldſamkeit, von der zornigen Furcht befangen, ſie möchten mich angelockt und in übler Abſicht im Kloſter behalten haben. Jetzt ließ er mich hinausrufen, verlor kein Wort und befahl mir meine Sachen zuſammenzupacken und ihn nach Hauſe zu begleiten. Die Einladung, in der Probſtei das Mittagsmahl einzunehmen, lehnte er kurz ab. Auf dem Wege fragte er, ob man Verſuche gemacht habe, mich zum Uebertritt zu überreden; der Wahrheit gemäß und doch doppelſinnig verneinte ich das; denn nicht nur wegen des gegebenen Verſprechens, ſondern auch wegen der gefährlichen, ſo ganz veränderten Stimmung des Vaters wagte ich nicht, das Geſchehene zu bekennen.

Jetzt lernte ich auf einmal das Seufzen, da ich, wenn auch nicht ein Verbrechen, doch einen unerlaubten, ernſten und auffälligen Schritt zu verhehlen hatte. Als ich in das väterliche Haus trat und die beiden durch meine Schuld verſtoßenen Frauen nicht mehr ſah, ſeufzte ich wiederum tief auf und ward der Bitterkeit des Lebens inne.

Ich fand jedoch nicht lange Zeit, nach den Verſchwundenen zu fragen. Der Vater hatte in Thüringen eine Art Erziehungs- oder Vollendungsanſtalt für größere Mädchen geſehen. Dieſelbe wurde in entſchieden proteſtantiſchem Geiſte geleitet, wodurch einer beſondern Klaſſe der Geſellſchaft gedient werden ſollte. Und da der Vater ſtets zu religiöſen Experimenten geneigt war, die er an andern Leuten anſtellte, wie die Naturforſcher an den Fröſchen, ſo dachte er hiedurch am eheſten den Katholizismus auszutreiben, welchen ich im Kloſter eingeathmet haben mochte.

Demgemäß brachte er mich unverweilt in das Inſtitut und verſorgte mich dort feſt auf zwei Jahre.

Die ſtrenge lutheriſche Rechtgläubigkeit, die er vorausgeſetzt, war aber in Wirklichkeit nicht gar ſo weit her. Es handelte ſich mehr um gewiſſe unzukömmliche Einwirkungen, um taktloſe oder unſchickliche Uebungen und Thorheiten, die ſich heutzutage manche ſchlecht kontrolirte halb- oder einſeitig gebildete Lehrerſchaften beiderlei Geſchlechts erlauben, und welche durch ernſthaft und gleichmäßig geſchulte Lehrkräfte fernzuhalten man beſtrebt war. Das eigentliche Ziel konnte ſogar ein recht weltliches genannt werden. Man ſuchte, da man doch für eine beſſere als gewöhnliche Bildung ſorgte, die Mädchen vor allerlei Unbeſcheidenheit, Abſprecherei, Verſchrobenheit und Unzierlichkeit zu bewahren, um ihnen nicht von vornherein Zukunft und Schickſal zu verderben, ſondern ihnen ein unbefangenes Herz für die reifere Erfahrung, einen unbeſchädigten Verſtand für das in der Welt ſelbſt zu erwerbende Urtheil freizuhalten. In dieſem Sinne konnte die herrſchende Chriſtlichkeit lediglich einem durchſichtigen Glasgefäße verglichen werden, welches den Staub abhielt und das Licht durchließ, ohne ſelbſt vor dem Zerbrechen geſchützt zu ſein. Vollkommen iſt ja nichts in der Welt.

Uebrigens traf ich eine Anzahl ſehr wohl erzogener, gutartiger Mädchen, alle heitern unſchuldigen Herzens, unter welchen die Wahl der vertrauteren Freundinnen ſchwer geweſen wäre, wenn nicht ganz gleichgültige äußere

Eindrücke ſie hätten entſcheiden können. Es kam auch in der That vor, daß einzelne Pärchen ſcherzweiſe gefragt wurden, was ſie denn aneinander fänden, und es dann lachend hieß, man wiſſe das eigentlich nicht und ſei bereit zu tauſchen, wenn Jemand wolle. Für mich aber lag noch ein freundliches Glück in dem Umſtande, daß faſt alle Zöglinge edle und gebildete Mütter beſaßen, deren wohlwollende Freundſchaft ich mitgenoß, wenn ich in den Ferientagen die eine oder andere Tochter in ihre Heimat begleitete, bald in eine Großſtadt, bald auf das Land. Dergleichen Aufenthalte in der Mitte vollzählig blühender Familien mit gutgeſtimmtem Tone ergänzten in wohlthuender Weiſe meine Lehrjahre, und Alles wäre gut und ſchön geweſen ohne das Geheimniß meines Gewiſſens.

Denn mit jedem Tage, den ich älter wurde, erkannte ich deutlicher, daß es ganz unmöglich wäre, mich zu entdecken, wenn ich in dieſen ruhigen Kreiſen, wo nichts verfrüht und nichts gewaltſam gedreht wurde, nicht als ein abenteuerliches bedenkliches Weſen erſcheinen wollte. Dieſes ewige Verſchweigen eines und deſſelben Geheimniſſes, daß ich nämlich katholiſch und wie ich es geworden ſei, unterſchied mich von der ganzen kleinen und großen Welt, in der ich lebte.

Aber im gleichen Maße, in welchem die verſchwiegene Laſt an Schwere wuchs, wurde ſie mir auch theurer. Ich hörte nie etwas von Leodegar und wußte nicht, wo er lebte. Weder der Vater noch die Schweſter Klara, mit welcher ich Briefe wechſelte, erwähnten ſeiner auch nur ein einziges Mal. Allein ich glaubte feſt, daß er eines Tages, wenn die Zeit da ſei, kommen und mich und mein Geheimniß befreien werde. Je weiter ſeine körperliche Gegenwart in meiner Erinnerung zurücktrat, deſto heller glänzte er, einem Sterne gleich, mir in der Seele. Das zweite Jahr ging ſeinem Ende entgegen; ich war ſtark gewachſen, und mit meinem Geheimniß, in der Vertiefung meiner Gedanken mochte ich zuweilen einer vollſtändig erwachſenen ernſten Perſon ähnlich ſehen. Zuletzt ging ich nur noch mit den älteſten Mädchen, die ſich dem Zwanzigſten näherten, wagte aber nicht, mich in die Vertraulichkeiten zu miſchen, welche unter dieſen Großen doch ſchon vorkamen, ſondern ſehnte mich ſchweigſam nach der Heimkehr. Denn immer feſter bildete ich mir ein, daß Leodegar nicht lange nachher eintreffen werde. Dieſe Hoffnung war auch eine bittere Nothwendigkeit für mich: was in aller Welt ſollte ich mit meiner Religionsänderung anfangen ohne Den, für welchen ſie allein unternommen worden?

Mein Vater war in Italien und ſchrieb mir, er werde mich im Herbſt abholen; und da er gute Berichte über mich erhalten, werde er mich zur Belohnung mit nach dem klaſſiſchen Lande nehmen, wohin er für den Winter und Frühling zurückzukehren gedenke. Dort würden mir die letzten etwaigen Kloſtergedanken ſicherlich vergehen.

„Daß ich's nicht vergeſſe,“ endigte der Brief, „unſern Vetter Leodegar habe ich ganz zufällig in Rom getroffen.

Er iſt dort in den Orden der Redemtoriſten getreten und läuft in einem ſchwarzen Habit herum mit einem närriſchen Hut und einem Roſenkranz. Es heißt, er wolle es zum Cardinal bringen; ich glaub' es, denn er machte ein ſehr durchtriebenes Geſicht, als ich ihn ſprach. Es war gewiſſermaßen der alte Leodegar und doch etwas Neues in ihm, wie wenn ſeine Augen ſagen würden: Kerl, dich wollt' ich, wenn ich dich hätte und du mich nicht anbeten würdeſt!“

Die Nachricht war nur zu begründet. Faſt am gleichen Tage ſagte der Inſtitutsvorſteher, als er bei Tiſch die Zeitung las, zu mir: Da ſteht, daß ein junger deutſcher Liguorianer aus Ihrer Heimat ſich in Rom durch ſeine Predigten berühmt mache. Er trägt ſogar den gleichen Familiennamen mit Ihnen! Kennen Sie ihn, Fräulein Lucie? Sie ſind aber doch nicht katholiſch!

Mit tonloſer Stimme erklärte ich, von alledem nichts zu wiſſen, und ſchenkte mir möglichſt gleichgültig ein Glas Waſſer ein.

Mein armer Vater holte mich nicht mehr ab. Er hatte ſich in den heißen Sommermonaten durch unvorſichtiges Reiſen ein Fieber geholt, von dem er nicht genas.

So kehrte ich vollſtändig verwaiſt in mein leeres Haus zurück. Da ich für die Vermögensverwaltung noch eines Vormundes bedürftig war, ſo bat ich meinen Oheim, den Bruder meiner Mutter, darum, der eben in den Ruheſtand zu treten beabſichtigte und mir einen Beſuch ankündigte. Er übernahm den Liebesdienſt mit treuer Sorgfalt. Seither leben wir zuſammen und haben vor ſieben Jahren ſchon dies Gut gekauft und bezogen. Nach dem Fräulein Hanſa und der Wirthſchafterin hatte ich in allen Treuen geſucht, um ſo viel als möglich die ihnen widerfahrene Unbill gut zu machen. Es gelang mir aber nicht, meinen Wunſch zu erfüllen. Die Erzieherin hatte einen Naturalienhändler geheirathet, mit welchem ſie nach Südamerika gereiſt war. Sie beſorgte ſeine Buchhaltung und ſpeciell den Einkauf der Käfer. Die Frau Liſe war Küchenmeiſterin in einem großen Krankenhauſe geworden und bedurfte meiner nicht mehr.

Von der verfrühten thörichten Leidenſchaft und ihrem Gegenſtande erholte ich mich zwar bald, da es mir wie Schuppen von den Augen fiel. Aber ich hatte durch meine Streiche Jugend, Leben und Glück, oder was man dafür hält, mir ſelbſt vor der Naſe abgeſperrt. Den Uebertritt konnte ich nicht rückgängig machen, wenn ich nicht als eine abenteuernde Doppel-Convertitin in das Gerücht kommen wollte. Inzwiſchen lernte ich mich mit der Idee tröſten, daß meine Geſchichte mich vor ſpäterem Unheil, Unſtern und vor Teufeleien bewahrt habe, die ich ohne dieſe Erfahrung noch hätte erleben oder anrichten können. Es gibt ja auch Krankheiten, die man den Kindern einimpft, damit ſie ſpäter davor bewahrt bleiben! Nun aber halten Sie reinen Mund, nicht wahr? Und miſchen Sie die Geſchichte nicht unter die Beiſpiele, die

Sie etwa anderwärts vorzutragen in die artige Laune gerathen, wie Sie hier gethan haben!"

„Seien Sie in dieſer Hinſicht ganz ruhig", antwortete Reinhart; „ich gönne mir ſelber kaum, was Sie mir ſo gütig anvertrauten. Doch das Gleichniß mit dem Impfen der Kinder kann ich Ihnen nicht gelten laſſen. Was Sie erlebt haben, iſt wohl zu unterſcheiden von der ungehörigen Liebeſucht verderbter Kinder und widerfährt nur wenigen bevorzugten Weſen, deren edle angeborene Großmuth des Herzens der Zeit ungeduldig, unſchuldig und unbewußt vorauseilt. Der naive Kinderglauben an die leichtfertigen Scherzworte des Herrn Cardinals, an welchem Sie ſo treulich feſtgehalten haben, gehört zu dieſer Großmuth, wie ein Taubenflügel zum andern, und mit ſolchen Flügeln fliegen die Engel unter den Menſchen. Beſchämt ermeſſe ich an dieſem Beiſpiele des Guten, wie theilnahmslos mein Leben verlaufen iſt, wie inhaltslos, und auf wie leichtſinnige Weiſe ich ſogar vor Ihr Angeſicht gerathen bin!"

„Sie werden endlich ja wahrhaft artig gegen Unſereines", ſagte Lucie; „ich danke Ihnen für das gnädige Urtheil."

Sie athmete leicht auf und fuhr fort: „Sehen Sie, nun bin ich erſt ganz von der verwünſchten Heimlichkeit befreit. Wie ſchwierig iſt es, einen Beichtvater zu finden, wie man ihn braucht! Aber wollten Sie nicht leſen?"

„Jetzt nicht mehr", meinte Reinhart; „wer möchte noch leſen! Lieber möcht' ich hinaus in's Freie, den Tag entlang, und alle Sorgen von mir thun, das heißt, wollen Sie mithalten?"

„Da haben Sie recht!" lachte Lucie freundlich; „warum ſollen wir uns nicht auch einen guten Tag machen? Wir haben's ja in uns, nicht wahr?"

„Was denn?"

„Ich meine das bischen Kinderdummheit mit den Taubenflügeln, trotzdem wir ſo große alte Leute ſind! Wiſſen Sie was, wir gehen durch den Wald nach Althäuſern am Fluſſe hinunter; dort finden wir ſogar ein leibliches Mittageſſen in der Poſt, wo wir die Reiſenden und die Fuhrleute betrachten können. Und eben fällt mir ein, daß ich alsdann bei dem dortigen Schuhmacher nachſehen kann, ob er meine Wald- und Feldſchuhe für den Herbſt gemacht hat und ob ſie mir paſſen. Der Meiſter Schuhmacher iſt nämlich der Bräutigam unſeres Bärbchens geworden, den man ein wenig zu Ehren ziehen muß."

Sie ſchlug eine der grünen Gardinen zurück und rief hinaus: „Bärbchen, haſt Du etwas auszurichten? Wir gehen ſpazieren und kommen zu Deinem Schuh- und Hochzeitmacher!"

Das angerufene Mädchen kam gelaufen, fragte zuerſt, ob es am nächſten Sonntag ausgehen dürfe, und bat nach erhaltener Erlaubniß, dem Geliebten dies anzuzeigen und ihm zu verdeuten, daß er zu Hauſe bleiben und ſie erwarten ſolle. Sie werde ihm auch die neuen Winterſtrümpfe mitbringen.

„Nun haben wir eine Miſſion als Liebesboten“, rief Lucie, „und dürfen uns ſehen laſſen!“

Sie machten ſich wohl gerüſtet auf den Weg und beobachteten aufmerkſam alle Merkwürdigkeiten, die ihnen aufſtießen, einen Hirſchkäfer, der am Fuße eines Baumes ſaß und fleißig ſchrotete, ſo daß er ſchon ein beträchtliches Häuflein Sägemehl ausgeworfen hatte; einen Eichbaum, der eine ſchlanke Buche in ſeinen knorrigen Armen hielt; das vermiſchte Laub ihrer Kronen flüſterte und zitterte in einander, und eben ſo innig ſchmiegte ſich der glatte Stamm der Buche an den rauheren Eichenſtamm. In einem klaren Bache, der durch den Bergwald herunterfloß, kam eine große ſchöne Schlange geſchwommen und warf ſich unſern den beiden Luſtwandlern auf's Trockene; ein ſtarker Krebs hing an ihrem Halſe, vermuthlich um ſie anzufreſſen. Reinhart griff die Schlange mit raſcher Hand und hob ſie empor.

„Halten Sie mir das arme Thier,“ ſagte er zu Lucien, „damit ich den Quäler abnehmen kann! Faſſen Sie nur feſt mit beiden Händen, es iſt keine Giftſchlange!“

Lucie ſah ihn etwas furchtſam an; doch traute ſie ſeinen Worten und hielt die Schlange tapfer feſt, die ſich nicht heftig bewegte. Reinhart drückte den Krebs, bis er ſeine Scheeren aufthat, und warf ihn in den Bach. Die Schlange blutete ein wenig. Sie ſchaute das ſchöne Fräulein ruhig an, und dieſes blickte mit ſichtlicher Erregung dem Waldgeheimniß in die nahen Augen. Ihre

Scheu völlig bezwingend legte Lucie das Thier langſam auf die Erde und ließ es ſachte entſchlüpfen.

„Wie ſchön es gemuſtert iſt!“ rief ſie, ihm nachſehend, bis es im Farrenkraute verſchwand; „und wie froh bin ich, daß ich gelernt habe, die Creatur in Händen zu halten! Und wie erbaulich iſt das kleine Rettungsabenteuer!“

„Ja,“ erwiderte Reinhart, „es erfreut uns, in dem allgemeinen Vertilgungskriege das Einzelne für den Augenblick zu ſchützen, ſoweit unſere Macht und Laune reicht, während wir gierig miteſſen. Aber ſehen Sie, die Creatur ſcheint diesmal dankbar zu ſein und uns das Geleit zu geben!“

Er wies zur Seite des Weges, wo die Schlange wieder zum Vorſchein kam und neben ihnen herkriechend das Paar in der That eine Strecke weit begleitete, bald im Geſträuche verborgen, bald ſichtbar. Zuletzt hielt ſie ſtill, richtete ſich in die Höhe und drehte ſanft den kleinen platten Kopf hin und her.

Lucie ſchaute wortlos aber mit wogendem Buſen hin, und erſt, als die Erſcheinung aus den Augen war, rief ſie: „Ach, von dieſer ſchönen Schlange wünſchte ich zu träumen, wenn ich einmal traurige Tage hätte. Gewiß würde mich der Traum beglücken!“

Sich alle Zeit gönnend, gelangten ſie um Mittag in das Dorf, gingen in die Wirthſchaft zur Poſt und ließen ſich Suppe und die übrigen einfachen Gerichte geben, die dort üblich waren. Gleich beſcheidenen Reiſenden oder

Hauſirern, die ſich vorſehen müſſen, fragten ſie bei jeder Schüſſel vorher um den Preis, und trieben noch andere Kurzweil von ähnlichem Gehalte. Dann erinnerten ſie ſich des Schuhmachers und ſuchten ihn auf. Sie fanden das kleine Haus etwas abſeits unter einem Nußbaume und die Wand an der Sonnenſeite von einem Birnenſpaliere bedeckt, jedoch nur zum Theil; der andere Theil war eine Weinrebe, ſodaß die ganze Wand mit reifen Birnen und blau werdenden Trauben behangen war.

„Das iſt nicht übel," ſagten ſie, „das Bärbelchen hat ſich ein ſehr behagliches Neſt ausgeſucht!"

Was ihnen aber noch mehr auffiel, war der Geſang einer ſchönen Stimme, welche durch das offene Fenſter ertönte im allerſeltſamſten Rhythmus. Da ſich auf der entgegengeſetzten Seite ebenfalls ein Fenſter befand, war das Innere der Stube ganz hell und durchſichtig, und ſie ſtanden im Schatten des Baumes einige Zeit ſtill und ſchauten hinein. Der junge Meiſter, der noch allein arbeitete, war eben im Anfertigen eines neuen Vorrathes von Pechdraht begriffen. An einem Haken über dem jenſeitigen Fenſter hatte er die langen Fäden von Hanfgarn aufgehängt, welche durch die ganze Stube reichten, und ſchritt nun, die eine Hand mit einem Stücke Pech, die andere mit einem Stücke Leder bewehrt, rück- und wieder vorwärts Garn und Stube entlang, ſtrich das Garn und drehte oder zwirnte es auf dem einen Knie in kühner Stellung kräftig zum haltbaren Drahte und ſang dazu ſein Lied. Es war nichts Minderes, als Goethes bekanntes Jugendliedchen „Mit einem gemalten Bande“, welches zu jener Zeit noch in ältern auf Löſchpapier gedruckten Liederbüchlein für Handwerksburſche ſtatt der jetzt üblichen Arbeitermarſeillaiſen u. dergl. zu finden war und das er auf der Wanderſchaft gelernt hatte. Er ſang es nach einer gefühlvollen altväteriſchen Melodie mit volksmäßigen Verzierungen, die ſich aber natürlich rhythmiſch ſeinem Vor- und Rückwärtsſchreiten anſchmiegen mußten und von den Bewegungen der Arbeit vielfach gehemmt oder übereilt wurden. Dazu ſang er in einem verdorbenen Dialekte, was die Leiſtung noch drolliger machte. Allein die unverwüſtliche Seele des Liedes und die friſche Stimme, die Stille des Nachmittages und das verliebte Gemüth des einſam arbeitenden Meiſters bewirkten das Gegentheil eines lächerlichen Eindruckes.

Wenn er mit leichten Schritten begann:

Kleine Blumen, kleine Blätter — ja Blätter
Streien wir mit leichter Hand
Gude junge Friblings-Gädder — ja Gädder
Tändelnd auf ein luſtig Band,

bei dem luſtigen Band aber durch einen Knoten im Garn aufgehalten wurde und dasſelbe daher um eine ganze Note verlängern und zuletzt doch wiederholen mußte, ſo war die unbekümmerte und unbewußte Treuherzigkeit, womit es geſchah, mehr rührend als komiſch. Die Strophe:

Zephyr nimm's auf deine Flügel,
Schling's um meiner Liebſten Kleid;
Und ſo tritt ſie vor den Spiegel
All in ihrer Munterkeit,

gelang ohne Anſtoß, ebenſo die folgende:

Sieht mit Roſen ſich umgeben,
Selbſt wie eine Roſe jung,
Einen Blick, geliebtes Leben!
Und ich bin belohnt genung.

Nur ſchien ihm das „genung“ nicht in der Ordnung zu ſein, und er ſang daher verbeſſernd:

Einen Blick, geliebtes Leben!
Und ich bin belohnt genuch.

Reinhart und Lucie blickten ſich unwillkürlich an. Der Sänger im kleinen Hauſe ſchien für ſie mitzuſingen, trotz jenes abſcheulichen Idioms. Welch' ein Frieden und welch' herzliche Zuverſicht oder Lebenshoffnung pulſirten in dieſen Sangeswellen. Am jenſeitigen Fenſter ſtand ein mit Grün behangener Vogelkäfig. Nun kam aber die letzte Strophe: Fihle, ſang er,

Fihle, was dies Herz empfindet — ja pfindet,
Reiche frei mir deine Hand,
Und das Band, das uns verbindet — ja bindet,
Sei kein ſchwaches Roſenband!

Weil der Draht noch nicht ganz fertig war, ſang er dieſe Strophe mehrmals durch, immer heller und ſchöner, mit dem Rücken gegen die Lauſcher draußen gewendet; im Bewußtſein der nahen Glückserfüllung wiederholte er das

Reiche frei mir deine Hand

beſonders kraftvoll und ließ dann im höchſten Gefühle die geſchleiften Noten ſteigen:

Und das Band, das uns verbindet,
Sei kein ſchwaches Roſenband.

Da ein par Kanarienvögel mit ihrem ſchmetternden Geſange immer lauter drein lärmten, war eine Art von Tumult in der Stube, von welchem hingeriſſen, Lucie und Reinhart ſich küßten. Lucie hatte die Augen voll Waſſer und doch lachte ſie, indem ſie purpurroth wurde von einem lange entbehrten und verſchmähten Gefühle, und Reinhart ſah deutlich, wie die ſchöne Gluth ſich in dem weißen Geſichte verbreitete.

Es war ihnen unmöglich, jetzt in das Häuschen hineinzugehen; ungeſehen, wie ſie gekommen, begaben ſie ſich hinweg, und erſt als ſie wieder die Waldwege betreten hatten, ſtand Lucie ſtill und rief:

„Bei Gott, jetzt haben wir doch Ihr ſchlimmes Recept von dem alten Logau ausgeführt! Denn daß es mich gelächert hat, weiß ich, und roth werde ich hoffentlich auch geworden ſein. Ich fühle jetzt noch ein heißes Geſicht!“

„Freilich biſt Du roth geworden, theure Lux,“ ſagte Reinhart, „wie eine Morgenröthe im Sommer! Aber auch ich habe wahrhaftig nicht an das Epigramm gedacht, und nun iſt es doch gelungen! Willſt Du mir Deine Hand geben?“

So kam es, daß am Abend, als die Alten nach Hauſe kehrten, Lucie ſchon vor ihrem Oheim auf Du und Du mit Reinhart ſtand. Alle waren zufrieden mit der Verlobung, und Lucie mit dem Schuhmacher ſo ſehr, daß ſie Bärbel am andern Tage ſelbſt hingehen ließ, ihm die vergeſſene Botſchaft zu bringen.

Reinhart nannte ſpäter ſeine ſchöne Frau, wie der Oheim, nur Lux, und, indem er das Wortſpiel fortſetzte, die Zeit, da er ſie noch nicht gekannt hatte — ante lucem, vor Tagesanbruch.

Martin Salander.

Martin Salander.

Roman

von

Gottfried Keller.

Berlin.
Verlag von Wilhelm Hertz
(Beſſerſche Buchhandlung)
1886.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Martin Salander.

I.

Ein noch nicht bejahrter Mann, wohl gekleidet und eine Reiſetaſche von engliſcher Lederarbeit umgehängt, ging von einem Bahnhofe der helvetiſchen Stadt Münſterburg weg, auf neuen Straßen, nicht in die Stadt hinein, ſondern ſofort in einer beſtimmten Richtung nach einem Punkte der Umgegend, gleich Einem, der am Orte bekannt und ſeiner Sache ſicher iſt. Dennoch mußte er bald anhalten, ſich beſſer umzuſehen, da dieſe Straßenanlagen ſchon nicht mehr die früheren neuen Straßen waren, die er einſt gegangen; und als er jetzt rückwärts ſchaute, bemerkte er, daß er auch nicht aus dem Bahnhofe herausgekommen, von welchem er vor Jahren abgefahren, vielmehr am alten Ort ein weit größeres Gebäude ſtand.

Die reichgegliederte, kaum zu überſehende Steinmaſſe leuchtete auch ſo ſtill prächtig in der Nachmittagsſonne, daß der Mann wie verzückt hinſah, bis er von dem Verkehrstrubel unſanft geſtört wurde und das Feld räumte. Aber der erhobene Kopf, die an der Hüfte gelind ſich hin-

und herwiegende Reiſetaſche ließen erkennen, wie er vom Schwunge der Gedanken bewegt, von Genugthuung erfüllt dahin ſchritt, um Weib und Kinder aufzuſuchen, wo er ſie vor Jahren gelaſſen. Jedoch vergeblich forſchte er zwiſchen der raſtloſen Ueberbauung des Bodens nach Spuren früherer Pfade, die ſonſt zwiſchen Wieſen und Gärten ſchattig und freundlich hügelan geleitet hatten. Denn dieſe Pfade lagen auch weiterhin unter ſtaubigen, oder mit hartem Kies beſchotterten Fahrſtraßen begraben. Obgleich das Alles ſeine Bewunderung ſtetig erhöhte, war er endlich doch angenehm überraſcht, als er unvermerkt, um eine Ecke biegend, ſich in einen Häuſerwinkel verſetzt fand, den er augenblicklich an ſeiner verjährten ländlichen Bauart wieder erkannte. Die vorſpringenden Dächer, das rothe Balkenwerk, die kleinen Vorgärtchen waren die nämlichen, wie ſeit Menſchengedenken.

„Da iſt ja der Zeiſig!“ rief der Wandersmann, indem er ſtillſtand und mit warmem Heimathgefühl die alte Localität betrachtete, „wahrhaftig der Zeiſig! Im Zeiſig, heißt es hier! Wer kann ſagen, warum einem eine ſolche Sache und ein ſolches Wort während ſieben Jahren nicht ein einziges Mal eingefallen iſt, und haben wir doch als Schüler hier ſo ſchönen Apfelmoſt getrunken, wenn wir einen Batzen beſaßen! Und der alte Brunnen ſteht auch noch, mit welchem man den Zeiſigbauer aufzog, daß er Moſt und Milch daraus ſpeiſe!“

In der That ſprudelte aus der uralten Holzſäule das klare Bergwaſſer in denſelben Trog, wie ehemals, und zwar durch den gleichen abgeſägten Flintenlauf, der ſtatt einer eiſernen Brunnenröhre darin ſteckte. Dieſe Entdeckung erregte dem Mann eine neue Begeiſterung.

„Sei mir gegrüßt, ehrwürdiges Zeichen friedlicher Wehrkraft!“ dachte er halblaut; „dies Rohr, das einſt Feuer geſprüht, ſpendet das lautere Quellwaſſer für Menſch und Thier! Aber ſchon hängt in jedem Hauſe, wie ich vernehme, das gezogene Gewehr und harrt der ernſten Prüfung; möge ſie der Heimath lange erſpart bleiben!“

In dieſem Augenblicke näherte ſich ein Trupp ſpielender Kinder dem Brunnen, kleines Volk von zwei bis ſechs Jahren. Letztern Alters konnten zwei Knaben und überdies Zwillinge ſein, weil ſie genau dieſelbe Größe, ganz ähnlich runde Köpfe mit dicken Backen, und vor den Bäuchen aus gleichem Wachstuch geſchnittene, mit Blümchen bedruckte Schürzen aufwieſen, offenbar ebenſowohl als Auszeichnung, wie zum Schutze der Kleider. Etwas ſeitwärts ſtand einſam ein bleicher Junge, der ſeinen achten Sommer zählen mochte, und Anlaß zu einer kleinen Begebenheit bot, welche die Aufmerkſamkeit des heimkehrenden Mannes von dem alten Flintenlauf ablenkte.

Einer der beiden Schurzträger rief nämlich den einſamen Jungen hochmüthig an:

„Was thuſt Du denn hier? Was willſt Du?“

Als der Angerufene nicht antwortete und nur melancholiſch herüberblickte, trat der andere Zwilling, die Hände auf dem Rücken, den beſchürzten Bauch vorſtreckend, näher hin und ſagte patzig:

„Ja, auf was warteſt Du hier?“

„Ich warte auf meine Mutter!“ erwiderte nun der Junge, unſicher werdend, ob er das Recht habe, dort zu ſtehen. Der andere aber verſetzte trocken und verächtlich wie ein Alter: „So, Du haſt eine Mutter?“ während ſein Bruder laut auflachte und ſchrie:

„Ha ha! Der hat eine Mutter!“

Sogleich ſang der ganze Kinderchor mit drollig nachgeahmtem Gelächter:

„Der hat eine Mutter!“

Und nie hörte man ein fröhlicheres Lachen ſo kleiner Leute. Als ob das luſtigſte Ereigniß ſie königlich erheitere, holten ſie immer ein neues „Hahaha“ aus der Tiefe ihrer argloſen Kinderherzchen herauf und ſtanden dabei im Kreiſe beiſammen, innerhalb deſſen ein zweijähriges Watſchelbübchen, indem es ſich mit den fetten Händchen die Seiten hielt, wiederholte:

„O! eine Moder hat der!“

Als dies Vergnügen, wie Alles hienieden, allmälig ſein Ende erreicht, fragte der mit der Reiſetaſche, der es wohl beobachtet hatte und nichts davon verſtand, mit freundlichen Worten:

„Warum lacht Ihr Kinder ſo darüber, daß der Knabe eine Mutter hat? Habt Ihr denn keine Mutter?“

„Nein! Wir ſagen Mama!“ erklärte der eine

Rädelsführer der Kleinen, und gleichzeitig nahm er einen Thonſcherben von dem Boden, ſchöpfte Waſſer aus dem Brunnenbecken und ſchleuderte es auf den Inhaber einer Mutter. Der verlor aber die Geduld. Er ſprang herbei, um den böſen Zwilling ein Weniges zu zauſen, worauf beide Brüder zu zetern und „Mama! Mama!“ zu ſchreien begannen.

„Iſidor! Julian! Was gibt's denn, was habt Ihr wieder?“ ließ ſich eine Stimme vernehmen, und aus einem der Häuſer kam eine rüſtige Frau, unzweifelhaft vom Waſchzuber weg. Die feuchte Schürze war zurückgeſchlagen, auf der einen Fauſt hielt ſie einen modiſch mit Blumen und Seide aufgeputzten Strohhut vor ſich hin, während ſie mit dem andern rothbraunen Arm den Schweiß von der Stirn zu wiſchen ſuchte und der ihr folgenden Putzmacherin ſchmählend zurief, der Hut ſei nicht gerathen, die Blumen ſtellten nichts Rechtes vor, ſie wolle eben ſo ſchöne und große, wie andere Frauenzimmer, und weiße Bänder, ſtatt der braunen. Sie wüßte nicht, warum ſie nicht ebenſo gut weiße Bänder tragen dürfte, wie Dieſe und Jene, und wenn ſie auch keine Räthin ſei, ſo werde ſie dereinſt vielleicht eines oder zwei ſolcher Stücke zu Schwiegertöchtern bekommen!

Die Modiſtin, welche ihr den Hut inzwiſchen abgenommen, verſetzte beſcheiden ſchnippiſch, es ſei gut, daß die Bänder nicht ſchon weiß geweſen, ſonſt würden ſie von den naſſen Händen der Frau bereits verdorben ſein, und es frage ſich, ob dieſe befleckten braunen ſauber herzuſtellen ſeien. Sie wollte ſehen, was die Meiſterin dazu ſage. Hiermit legte ſie den Hut wieder in die Schachtel, in der ſie ihn hergetragen, und begab ſich verdrießlich hinweg, indeſſen die Waſchfrau ihr nachrief, ſie ſolle nur machen, daß ſie den Hut bis nächſten Sonntag erhalte, denn ſie wolle damit zur Kirche gehen. Dann ſah ſie endlich nach ihren Buben Julian und Iſidor, welche zu ſchreien nicht aufhörten, obgleich der fremde Knabe ſich an ſeinen Standort zurückgezogen hatte.

„Was iſt denn mit Euch? Wer thut Euch was?“ rief ſie, worauf Jene ſchrieen: „Der dort will uns hauen!“

Nun aber miſchte ſich der ſtets aufmerkſame Wandersmann in den Handel und belehrte die Frau, die beiden Jungen hätten den andern zuerſt mit Waſſer begoſſen und ihn ausgelacht, weil er nur eine Mutter und keine Mama beſitze.

„Das iſt nicht ſchön von Euch!“ ſagte die Frau mit milder Zurechtweiſung zu ihren Sprößlingen; „er iſt nicht ſchuld, wenn er arme oder ungebildete Eltern hat, und Ihr könnt Gott danken, daß es Euch beſſer geht!“

Der mit der Reiſetaſche konnte ſich nicht enthalten, zu fragen, ob es denn hier zu Lande ein Zeichen von Armuth oder Verwahrloſung ſei, wenn unter dem Volke die Eltern noch Vater und Mutter genannt werden, und er that dieſe Frage mit anſtändiger Wißbegier, ohne Spott, gewärtig, ſchon wieder etwas Neues, vielleicht Günſtiges und Rühmliches zu erfahren. Die Frau aber ſah ihn groß an, beſann ſich ein wenig, bis ſie zu erkennen glaubte, daß es ſich um einen unvorgeſehenen unbefugten Angriff handle, und erwiderte alsdann mit geſchärfter Betonung:

„Wir ſind hier nicht Volk, wir ſind Leute, die Alle das gleiche Recht haben, empor zu kommen! Und Alle ſind gleich vornehm! Und für meine Kinder bin ich die Mama, damit ſie ſich nicht vor dem Herrenvolk zu ſchämen brauchen und einſt aufrechten Hauptes durch die Welt gehen dürfen! Jede rechte Mutter hat die Pflicht, dafür zu ſorgen, weil es Zeit iſt!“

„Was machſt Du denn für einen Lärm, Frau?“ ſagte der hinzugekommene Mann derſelben; er ſetzte einen großen Korb voll gelber Rübchen neben den Brunnen nieder, indem er beifügte: „Da iſt Gemüſe zu waſchen! Ich will gleich das Beet umgraben und wieder anſäen; die Buben können das Zeug abſpülen! Damit ſie das Waſſer im Trog nicht verunreinigen, gib ihnen einen Zuber, Frau, und achte doch darauf, daß dem Vieh das Trinkwaſſer nicht immer getrübt wird von den Kindern!“

Hierdurch ſchien die wackere Frau, in Gegenwart des Fremden, noch gereizter zu werden. Die Knaben ſeien jetzt ordentlich angezogen und ſollen ſich nicht ſchon wieder verſauen! Sie wolle die Rübchen nachher ſchon abſpülen, wozu noch alle Zeit ſei, denn ſie würden erſt am nächſten Morgen geholt.

Und die Zwillinge riefen ihrerſeits: „Vater, die

Mama ſagt, wir dürfen uns nicht verſauen! Was ſollen wir nun thun? Können wir laufen, wo wir wollen?“

Ohne die Antwort abzuwarten, ſprangen ſie mit den andern Kindern davon; der Fremde aber, ſtatt ihrem Beiſpiel zu folgen, blieb immer noch ſtehen, in Nachdenken verloren über die neue Thatſache, daß der Mann der Mama doch ein einfacher Vater ſei vor ſeinen Kindern, dabei auch freilich nicht ſo viel zu gelten ſchien, wie jene.

In dieſen Gedanken unterbrach ihn der Landwirth oder Gemüſegärtner und fragte: „Und was iſt's mit dem Herrn hier, was wünſcht er?“

„Er wird wohl nichts zu wünſchen haben!“ rief die Frau dazwiſchen; „er hat uns blos Volk genannt und ſich verwundert, wieſo die Buben mir Mama rufen ſollen!“

„Das war nicht ſo gemeint!“ ſagte der Fremde lächelnd, „ich habe mich ja im Gegentheil über die Verfeinerung der Sitte hier zu Lande gefreut, über die zunehmende Gleichheit der Bürger; gewahre nun aber doch, daß das Familienhaupt noch Vater genannt wird und nicht Papa! Wie darf ich mir nun das wieder erklären?“

Die Frau blickte ärgerlich auf ihren Mann, der ihr in dieſem Punkte genugſam Verdruß gemacht haben mochte, und verhielt ſich im Uebrigen ſtill. Der Mann ſeinerſeits betrachtete den Fremdling nun ebenfalls mit prüfendem Blicke, wie vorhin die Frau, und als er deſſen offenes und gutmüthiges Geſicht wahrnahm, ließ er ſich zu einer vertraulichen Rede herbei:

„Seht, guter Freund! Das iſt eine Sache, wovon Manches zu berichten wäre! Die Gleichheit iſt allerdings vorhanden und Alle ſtreben wir aufwärts. Am eifrigſten ſind die Weiber dahinter her; eine nach der andern nimmt jenen Titel an, wogegen wir Mannsleute bei unſerer Hantirung dergleichen Zierrath nicht brauchen können. Wir würden uns ſelbſt auslachen, wenigſtens einſtweilen noch, und dann, was die Hauptſache iſt, ſo würde man uns die Steuern hinaufſchrauben, wenn wir den Papatitel annähmen. So hat der Herr Pfarrer in der Schulpflege zu verſtehen gegeben, wo die Sache zur Sprache kam, weil ein Schulmeiſter einen Theil der Schüler mit Papa und Mama traktirte, wenn er von ihren Eltern zu ſprechen hatte. Es waren dies natürlich ſolche Kinder, die ſchöne Geſchenke brachten. Bei den Frauen, ſagte der Pfarrer, habe das nicht ſo viel zu bedeuten, weil ihre Eitelkeit bekannt ſei; wenn aber die Mannsbilder ſich Papa rufen ließen, ſo urkundeten ſie hiermit, daß ſie ſich zu den Wohlhabenden und Fürnehmen rechnen, und da ſie ohnehin zu wenig verſteuern, ſo würde man ſie bald höher einzuſchätzen wiſſen. Es wurde dann auch ſofort allen ſechs Lehrern ſtrengſtens befohlen, in der Schule von gleichheitswegen das Wort Papa zu vermeiden und bei Reich und Arm nur Vater zu ſagen!“

Die Frau war ſchon bei Anfang dieſer Rede zornig in ihre Küche zurückgelaufen; der Landmann ging auch haſtig ſeiner Wege, indem er ſich beſann, daß er noch genug zu thun und ſchon zu lang geſchwatzt habe, und der Fremde ſtand allein auf dem ſtillen Platze. Erſt jetzt las er an dem alten Hauſe die Inſchrift „Gemüſegärtnerei und Milchwirthſchaft von Peter Weidelich". Alſo Weidelich heißen dieſe Leute, ſprach er vor ſich hin, ohne ſelbſt darauf zu achten. Er rieb ſich ſacht ein wenig die Stirne, wie Einer, der nicht recht weiß, wo er ſich im Augenblick befindet, bis er ſich beſann, daß er ja noch höchſtens zehn Minuten zu gehen brauche, um die Seinigen zu ſehen. Doch wie er ſich wandte und den Fuß anſetzte, fiel ihm eine Hand auf die Schulter und eine Stimme fragte:

„Iſt das nicht der Martin Salander?"

Er war es wirklich; denn er kehrte ſich wie der Blitz um, da er auf dem heimiſchen Boden zum erſten Mal ſeinen Namen hörte und nun auch das erſte bekannte Geſicht erblickte.

„Und Du biſt der Möni Wighart, wahrhaftig!" rief er. Beide ſchüttelten ſich die Hände, einander aufmerkſam aber nicht unerfreut betrachtend als gute alte Freunde, von denen keiner dem andern etwas zu danken oder je etwas von ihm gewollt hatte. Das iſt immer eine gute Begegnung an der Schwelle jeglicher Heimath.

Der genannte Möni oder Salomon ſchien um zehn Jahre älter, als Herr Martin Salander, ſah aber noch ſo friſch und ſauber mit ſeinem Schnurr- und Backenbärtchen aus, wie ehemals, und trug denſelben Rohrſtock mit vergoldetem Hundekopf, wie vor zwanzig Jahren.

Mit allen ordentlichen Leuten ſtand er auf Du und Du, obgleich keiner deutlich wußte, ſeit wann. Trotzdem hatte er nie einen Feind; denn er war für Jeden, der ihn traf, ein Ruhepunkt und eine Pauſe in den Sorgen und Gedanken, die ihn bewegten, oder auch, wenn der Betreffende juſt zerſtreut dahintrieb, ein kommlicher Anhalt zur Sammlung.

„Martin Salander! Wer hätte das gedacht! Und ſeit wann biſt Du wieder im Land? Oder kommſt Du erſt?“ fragte er abermals.

„Soeben komm' ich vom Bahnhof!“ war die Antwort.

„Was Du ſagſt! Ich komme doch auch daher, trinke alle Tage meinen Kaffee dort und ſehe, wer abgeht und ankommt, und habe Dich nicht bemerkt! Der tauſend noch einmal! So ſo, da iſt der Martin Salander wieder! Nicht wahr, Du kommſt gradenwegs aus Amerika?“

„Aus Braſilien, d. h. ich habe mich ſechs Wochen in Liverpool aufgehalten in etwas Geſchäften. Nun aber iſt's Zeit, daß ich meine Frau aufſuche, habe ſeit einem halben Jahre keine Nachricht von ihr und meinen drei Kindern, ſie müſſen mich längſt erwarten. Hoffentlich ſteht es gut mit ihnen!“

„Ja wo ſind ſie denn? Hier oben auf der Höhe?“ Dieſe Frage that der alte Freund nur mit halber Sicherheit ſeiner Stimme, und der Andere ſchien auch etwas betreten, indem er erwiderte:

„Ei freilich, ſie hat ja ſeit Jahren eine kleine Sommerwirthſchaft und Fremdenpenſion auf der Kreuzhalde gepachtet, es kann nicht ſehr weit von hier ſein!“

Bei ſich ſelbſt dachte er: Nun weiß der nichts davon oder thut wenigſtens ſo; ein Zeichen, daß er nicht ein einziges Mal dort war, der ewige Spaziergänger und Schoppenſtecher! Es muß alſo nicht glänzend gehen, und jedenfalls hat die arme Marie keinen vorzüglichen Wein zu verzapfen!

Die kleine Verlegenheit überſpringend, ergriff Wighart die Hand, welche Salander zum Abſchiede bot, und hielt ſie feſt.

„Ich würde gleich mitkommen; das geht aber natürlich jetzt nicht gut an bei euerem erſten Wiederſehen, da kann man keine Störer und Gaffer brauchen! Allein zehn Schritt von hier, um die Ecke, hat der alte Friedensrichter Hauſer im rothen Mann einen Letztjährigen, der trinkt ſich wie Himmelsluſt. Ich nehme bei ſchönem Wetter täglich ein Schöppchen davon. Nun thu' ich es nicht anders, Meiſter Martin, Du mußt zum Willkomm eine Flaſche mit mir leeren! In einem halben Stündchen, in zwanzig Minuten iſt es gethan und der Nachmittag iſt noch lang! Komm! Mach' keine Umſtände! Ich will durchaus das erſte Glas mit Dir trinken und verſpreche Dich nicht lange aufzuhalten!“

Martin Salander, deſſen Hand der gute alte Freund nicht fahren ließ, ſträubte ſich ernſtlich, vom Verlangen nach Frau und Kindern beſeelt, denen er ſo nahe war;

gutes Roggenbrot, und als die Gäſte nichts weiter verlangten, ging ſie wieder an ihre Arbeit. Wighart ſchenkte beide Gläſer voll.

„Alſo ſei willkommen!“ begrüßte er, mit ihm anſtoßend, wiederum den Heimkehrenden, der noch nicht ganz zu Hauſe war und vor der Zeit die Ruhe koſtete; „auf Deine Geſundheit! Aber gut ſiehſt Du ja ſchon aus, wirklich wie die Geſundheit ſelber! Alſo laß uns annehmen, es ſei Dir gut gegangen und Alles wohl gelungen!“

„Auf jede Art iſt es mir gegangen; doch habe ich mich gewehrt und getummelt und wenig geſchlafen, das kann ich Dir ſagen, und endlich mich von dem Schlag erholt, der mich damals ſo ſchmählich getroffen hat. Es dauerte freilich länger, als ich meinte, daß es gehen würde!“

„Wenn ich nicht irre, ſo biſt Du durch eine Bürgſchaft ins Unglück gekommen? Ich war zu jener Zeit auf Reiſen, und als ich wiederkam, hieß es, Du ſeieſt fort.“

„Freilich, die Geſchichte mit dem Louis Wohlwend!“

„Richtig! Jeder nahm Theil an Deinem Mißgeſchick, aber allgemein wurde auch gefragt, wie Du Dein Vermögen durch eine ſo unbedachte Handlung aufs Spiel ſetzen konnteſt?“

„Ich habe nichts aufs Spiel geſetzt, ich wollte nichts gewinnen, ſondern einfach ein Gebot der Freundespflicht erfüllen, das heißt — ich glaubte eben nicht, daß es zum Zahlen käme, war vielmehr der Meinung, ſo viel mir noch vorſchwebt, die Suppe würde wohl nicht ſo heiß gegeſſen werden, wie ſie gekocht ſei, und jeder wahre Freundesdienſt ſei mit einem Wagniß verbunden, ſonſt wäre es keiner. Wir waren im Lehrerſeminar ſchon gute Freunde. Er lernte ſchwer und hielt ſich deshalb an mich, dem es leichter ging; vor den Anderen ſchien es eher, als ob ich von ihm lernte, Gott weiß wie es zuging! Es machte mir jedoch Spaß; denn er war ſehr drollig, zutraulich und geſcheit, und wo zwei bei einander ſtanden, trat er hinzu, ſelbſt unter den Lehrern und Profeſſoren. Mit dieſen wußte er ſich ſehr ergötzlich zu benehmen, wenn die Jahresprüfungen da waren. Er forſchte nicht etwa, worüber ſie ihn beſonders fragen würden, ſondern wußte ihnen geradezu beizubringen, was er wollte, das ſie ihn fragen ſollten, worauf er ſich die bezüglichen Gegenſtände extra von mir eintrichtern ließ oder wie ich es nennen ſoll. Es war, wie wenn er eine Gabe hätte, die Gedanken der Menſchen mit wenig Wörtchen zu reihen, hin und her gehen zu laſſen und aufzulöſen, und doch war er nicht im Stande, ſelbſt eine dauernde Gedankenordnung feſtzuhalten. Aber Alles war, wie geſagt, ſpaßhaft, und Jeder ließ ihn gewähren. Er erhielt auch richtig die Verweſerei einer ländlichen Elementarſchule, wo es herrlich und in Freuden ging; als er aber Realclaſſen übernahm, d. h. den Unterricht der größeren Kinder, begann er bald von Ort zu Ort zu rutſchen und gab in kurzer Zeit das Schulmeiſtern auf. Ich hatte mich indeſſen noch zum

Secundarlehrer ausgebildet und ordentlich Fleiß darauf verwendet; auch verwaltele ich die Schule, an die ich gewählt wurde, nicht allein mit der üblichen Begeiſterung, ſondern auch mit einigem Pflichtgefühl und bemühte mich redlich, die Schüler ſo durchgehend als möglich emporzuarbeiten. Ich freute mich ſchon der ſpäteren Tage, wo ich manchem Landmann zu begegnen hoffte, der es mir danken würde, wenn er eine richtige Berechnung anſtellen, ein Stück Feld ausmeſſen, ſeine Zeitung beſſer verſtehen und etwa ein franzöſiſches Buch leſen könnte, alles ohne die Hand vom Pfluge zu laſſen! Allerdings hab' ich es nicht erlebt; denn die Buben ſchwanden Einem vorweg aus den Augen und verkrochen ſich in alle möglichen Schreibſtuben. Keinen ſah ich je wieder auf dem Feld und an der Sonne!"

Salander hielt inne und beſann ſich; dann that er einen leichten Seufzer und redete weiter:

„Aber hab' ich es denn beſſer gemacht? Bin ich nicht ſelbſt vom Pfluge weggelaufen?"

„Du meinſt, als Du den Lehrerberuf aufgabſt?" ſagte Wighart, da der Andere ein Weilchen wieder verſtummte; „wie biſt Du denn dazu gekommen?"

„Vater und Mutter ſtarben mir in der Heimath in derſelben Woche an einem bösartigen Fieber. Im Stall war ihnen ein krankes Kälbchen zu Grunde gegangen, das haben ſie oberhalb des Hauſes in der Wieſe vergraben, unſern unſerer guten Brunnenquelle, und ſich ſo das

Waſſer in aller Unſchuld vergiftet. Knecht und Magd entrannen dem Tode mit Noth. Die Urſache ward erſt ſpäter entdeckt. Mir aber wandelten ſich Schreck und Trauer bald in eine große Unruhe, als ich mich im Beſitze des elterlichen Vermögens ſah, daß nach dem Verkaufe des Hofes für einen Schulmeiſter artig genug ausfiel. Ich heirathete meine Frau, die mir ſchon länger in die Augen geſtochen, und auch ſie beſaß baare Mittel. Da wurde es mir plötzlich zu eng in der friedlichen Schulſtube, in der entlegenen Landſchaft; ich zog hierher, in die Stadt dort hinter den Bäumen, wollte mitten im Verkehr ſtehen, unter Erwachſenen, auf Freiheit und Fortſchritt ausſchauen, ein Geſchäftsmann, ein Muſter von Brotherrn ſein, ja ſogar noch den Militärdienſt nachholen und Officier werden, um meinen Mann zu ſtellen. Denn ich glaubte Alles ſchuldig zu ſein, weil ich etwas Vermögen beſaß, daß im Grunde doch kein Reichthum zu nennen war.

„Zunächſt betheiligte ich mich an einer beſcheidenen Gewebefabrik, die von einem kundigen Manne geleitet wurde; daneben übernahm ich einen herrenloſen Handel mit Strohwaaren; nun, das iſt Dir ja bekannt, es ging gar nicht übel. Ich hielt mich fleißig und aufmerkſam an die Sache, ohne der Welt den Rücken zu kehren. Da war denn auch der Louis Wohlwend; der betrieb ein Commiſſionsgeſchäft, wie Du auch weißt, nebſt einigen Agenturen und war immer noch der gleiche zuthuliche und vertrauliche Geſell und Hans in allen Gaſſen, von dem Jeder den Eindruck empfing, daß es ihm gut gehe und er wohl wiſſe, was er wolle. Auch zu mir hielt er ſich fleißig, ſo oft er Zeit fand, und bald ſtand ich im Rufe ſeines Specialfreundes und wehrte mich nicht dagegen, obſchon mir im Stillen Manches auffällig war, was ihm anhaftete. In einem Geſangverein, in den er mich einführte, bemerkte ich, daß er immer falſch ſang; ich dachte aber, er könne nichts dafür, und nachher beim Glaſe Wein war er um ſo kurzweiliger und beliebter, und er behauptete ſich, trotzdem der Uebelſtand offenkundig, im zweiten Tenor. Das ärgerte mich zuletzt ernſtlich; er that aber, als ob er keine Ahnung hätte, und am Ende ſagte ich mir, das ſei eigentlich auch ein Idealismus, wenn ein armer Teufel, der kein Gehör habe, durchaus ſingen wolle.

„Als ich eines Abends in der Weihnachtswoche an meinem Rechnungsabſchluſſe ſaß mit dem Vorſatze, bis nach Mitternacht zu arbeiten, kam er, mich in ſeinen Verein abzuholen, wo Chriſtbaum- und Hauptvergnügen ſei. Ich wollte nicht mitgehen; er gab nicht nach, und da meine Frau mich ebenfalls zu gehen bat, mir die Erholung gönnend, that ich es. Dies war der Unglückstag.

„Unterwegs kaufte ich zum Ueberfluſſe auch noch eine Gabe für den Chriſtbaum, ein artiges Bildungsbuch in Goldſchnitt, und erhielt bei der Verlooſung dafür einen weſtphäliſchen Schinken. Als das Eſſen, das folgte, vorüber und die Rennbahn für die komiſchen Sänger, die Declamanten und Traveſtanten eröffnet war, beſtieg auch

Louis Wohlwend das Podium, den Vortrag der Schillerſchen Ballade „Die Bürgſchaft“ ankündigend und ſogleich beginnend. Er wußte das Gedicht zu meiner Verwunderung auswendig und trug es mit einer gewiſſen Erregung oder Ueberzeugung, mit halb zitternder Stimme vor, aber mit durchgehend ſo verflucht falſcher Betonung, daß die Wirkung mehr verdrießlich als lächerlich war. Unbewußt ſprach er in jenem Tone ungebildeter Leute, welche klagend oder keifend ein Schriftſtück vorleſen, dabei auf den Tiſch klopfen und aus Leidenſchaft die Rede verzerren, die Worte aus einander dehnen und wie aus Wuth die Nebenſilben beſchreien, da ihnen die Hauptſilben nicht ausreichen. Gleich den Schluß der erſten Strophe gab er mit ſteigenden Noten ſo:

> Die Stadt vom Tyrannen befreien!
> Das ſollſt Du am Kreuze bereuen!

dann ſchloß er die zweite Strophe:

> Ich laſſe den Freund Dir als Bürgen,
> Ihn magſt Du, entrinn' ich, erwürgen.

Ganz heillos klang es, wie er fortfuhr:

> Da lächelt der König mit arger Liſt,

und dazu wirklich ein Lächeln und eine arge Geſinnung auf ſeinem Geſichte zu miſchen ſuchte. Das Ende des Gedichtes klang dagegen gemüthlich aus:

> Ich ſei, gewähret mir die Bitte,
> In eurem Bunde der Dritte.

Es ſind jetzt ſieben Jahre her und die Dummheiten mir dennoch ſo genau im Gedächtniß, als wären ſie geſtern Abend geſchehen.

„Ich war etwas verſtimmt, als Wohlwend, von ſeinem erhöhten Aufenthalte heruntergeſtiegen, ſich wieder neben mich ſetzte, und da es bereits auf Mitternacht ging, erhob ich mich, um Hut und Mantel zu ſuchen, und begab mich hinweg. Kaum war ich aber auf der Straße, ſo holte er mich ein, lief neben mir her, räuſperte ſich, als wolle er ein neues Stück recitiren. Ihn unterbrechend, fragte ich, was er für eine Freude daran finde, ein Gedicht, überhaupt eine Rede, ſo ſchlecht herzuſagen, ſo aufgeregt und zugleich ſo grundfalſch zu declamiren?“

„Ja, antwortete er mit immer noch nachzitternder Stimme, aufgeregt ſei er und ſchön werde er allerdings nicht declamirt haben, weil er ſelbſt derjenige ſei, der den Bürgen ſuche, und auf einem kritiſchen Wendepunkt ſchwebe.

„Mit ganz veränderter ganz vernünftiger Stimme gab er unverweilt ſeine Angelegenheit kund. Er hatte eine folgenreiche Unternehmung gewagt, welche bedeutenden Capitaleinſatz verlangte, während ſein Bankcredit durch das laufende Geſchäft ſchon vollſtändig in Anſpruch genommen war und ferner genommen wurde. Auf keiner Seite durfte er rückwärts gehen ohne Schaden an Gut und Ehre; das Vorſchreiten aber konnte beides nur mehren; kurz, es handelte ſich um Oeffnung eines neuen Credits gegen Bürgſchaft, die mit drei Unterſchriften zu leiſten war. In fünfzehn Minuten hatte ich als ſolidariſcher Bürge und Selbſtzahler die erſte Unterſchrift auf ein in Wohlwend's Hauſe bereit liegendes Document geſetzt und ging gleich darauf ſchlafen. Die zwei andern Unterzeichner habe ich nie geſehen; es waren ein paar ſtille ordentliche Männer und Nichtzahler, welche ſich vor der Kataſtrophe ruheſam verzogen, nicht ohne ihrerſeits ſelbſt verſchiedene Bürgen oder deren Gläubiger geſchädigt zu haben, inſofern ſolche wirklich etwa bezahlten.

„Gut alſo, vor Ablauf eines Jahres erklärte Louis Wohlwend ſich zahlungsunfähig, und was gleich mit Beginn der Concursverhandlungen voll und unweigerlich gedeckt werden mußte, war der Betrag meiner Bürgſchaftsleiſtung. Sie fraß auf, was ich und mein Weib beſaßen, und zugleich liquidirte ſich mein eigenes Geſchäft ebenſo raſch als reinlich, Dank der guten Ordnung, die darin herrſchte, und ich konnte gehen, wo ich wollte! Ich war für einmal fertig! Jetzt wäre es Zeit geweſen, in die Schulſtube zurückzukehren; aber ach, es lag mir ferne! Wohlwend aber lebte noch Jahr und Tag in und von dem Concurſe, der im Sande verlaufen ſein ſoll, ich weiß nicht auf welche Weiſe."

„Aber wie mochteſt Du Dein Frauenvermögen ſo preisgeben?" unterbrach ihn Wighart, „die Frau konnte es ja nach Geſetz und Recht an ſich ziehen!"

„Die Frau wollte nicht," ſagte Salander, „wegen der Zukunft der Kinder, denn ich wäre bankerott geworden. Wir waren jung und glaubten an unſere Zukunft, die wir nicht verderben mochten!“

„Aber warum nahmſt Du die Familie nicht mit oder holteſt ſie nachträglich, als es Dir gut ging?“

„Weil ich im Vaterlande leben und ſterben will, ich bin kein Auswanderer! Und dann hätte ich mich nicht drehen und tummeln können, wie ich thun mußte; hatte auch zweimal das Fieber und bezahlte ſonſt genug Lehrgeld, fing wiederholt von vorn an. Als ich hinüber ging, nahm ich einige Kiſten Strohhüte mit, die man mir anvertraute; etwas leichtere Seiden- und Baumwollſachen bekam ich auch mit, und ſo machte ſich nothdürftig ein Anfang, mit dem ich beſcheiden am Ufer hinſteuerte, bis ein junger Menſch, den ich zu mir genommen, mich beſtahl und durchging, während ich wehrlos im Fieber lag. Nothgedrungen trat ich in den Dienſt eines größeren Hauſes und bereiſte die braſilianiſchen Provinzen mit Kauf und Verkauf. Ich lernte dadurch den dortigen Binnenhandel, den ich in der Folge auf eigene Rechnung betrieb, natürlich nach Verhältniß meiner Mittel. Nun, ich bin jetzt durch und habe den Schaden erſetzt, mehr wollte ich nicht, und kann die Arbeit hier bei den Meinigen und in meinem Lande wieder aufnehmen. Hier habe ich Moſen und die Propheten!“

Er ſchlug auf ſeine trefflich gearbeitete Reiſetaſche, rief jedoch, ſich endlich beſinnend:

„Sieh einmal, das iſt eine ſchöne Heimreiſe! Sechs

Wochen in Liverpool, und hier, fünf Minuten von der Frau, bleib' ich noch hangen! Trink' die Flaſche allein fertig, Freund, Du wirſt wohl noch ſitzen bleiben! Der grüne Schattenwinkel hier iſt wirklich zu gelungen!“ Der alte Freund hingegen, auf die Taſche deutend, hielt ihn auf.

„Du haſt gewiß,“ ſagte Wighart, „gute Papiere bei Dir? Sollteſt Du etwa das eine oder andere ſchöne Inhaberſtück abgeben wollen, ſo bitte ich, mir die Gelegenheit zu gönnen, Du weißt, man hat in dieſen papiernen Zeitläuften immer etwas zu beſorgen oder beſſer zu ſtellen!“

„Nichts derartiges iſt da!“ verſetzte Salander; „in der letzten Zeit ließ ich alles Erworbene bei der atlantiſchen Ufer-Bank in Rio de Janeiro zuſammenlaufen, einem kräftig ſich entwickelnden jungen Inſtitut, und trage nun den Werth meiner nicht ganz drei Dutzend Contos de Reis in einer Anweiſung bei mir, baar 10 Tage nach Sicht!“

Abermals ſchlug er vergnügt auf die Taſche.

„Donnerwetter, ein ſaftiger Wechſel!“ meinte Wighart.

„Seit zwei Monaten oder länger aviſirt, wie ich denke!“ der Andere.

„Bei welchem Hauſe? Gewiß beim großen Kaſten? Oder der alten Commode? Oder bei der neuen Commode? Das ſind nämlich die neueſten Scherznamen unſerer Banken.“

„Xaverius Schadenmüller & Comp. heißt's, wart', ich hab's im Carnet!"

Er zog das Büchlein aus der Seitentaſche ſeines Rockes.

„Ja, Schadenmüller, Xaverius, & Comp."

Wighart ſah ihn mit weit aufgeſperrten Augen an, bis er das Wort fand.

„Schadenmüller, ſagſt Du? Weißt Du, wer das iſt?"

„Jedenfalls eine rührige Firma, wenn auch vor ſieben Jahren noch unbekannt!"

„Unglücksmann! Es iſt Louis Wohlwend und kein Andrer!"

Martin Salander erhob ſich langſam hinter dem Tiſche, ganz fahl und blaß geworden, ſetzte ſich aber gleich wieder und ſagte:

„Es ſcheint, daß jeder Menſch einen Oelgötzen hat, der allerorts wieder daſteht und ihm entgegenglotzt. Denkſt Du am wenigſten dran, ſo iſt er da. Das iſt mir jetzt eine angenehme Lage! Wer ſagt indeſſen, daß er nicht zahlen werde? Er wird ſich erholt und emporgeſchafft haben, wie, kann mir gleich ſein! Meine atlantiſche Ufer-Bank iſt doch auch nicht von Stroh und weiß, was ſie thut. Am Ende will das Schickſal, daß ich wieder zu meinem früheren Vermögen gelange, wenn der Burſche ſo zu Kräften gekommen iſt!"

„Unglücksmann noch einmal! Der, welcher Schadenmüller heißt, iſt ſchon vor zwei Jahren fort, ſein Nachfolger, Wohlwend's Geſellſchafter, vor ſechs Monaten, und vom jetzigen alleinigen Vertreter der Firma, Wohlwend, heißt es ſeit geſtern, er habe wieder einmal eingeſtellt, die Proteſte regnen nur ſo und das Comptoir ſei geſchloſſen!"

Salander ſprang auf und mitten in die Stube, wo er unentſchloſſen ſich umſchaute, ſeine Reiſetaſche rückend. Er ermannte ſich bald ein wenig und ſeufzte: „Die arme Frau! Ich hatte ihr verlornes Weibergut ſo vergnüglich ausgeſchieden in meinem Buche und um die Zinſen vermehrt, um es ſofort nach der Heimkehr ſicher zu ſtellen! Nun hat's der Wohlwend zum zweiten Mal! Ein Kerl, der ſo falſch ſingt und noch ſchlechter declamirt!"

Der gute Mann wiſchte ſich ein paar bittere Thränen von den Augen. Wighart, von Theilnahme und Entrüſtung ungewöhnlich bewegt, ſtand bei ihm und redete ihm zu, keine Zeit zu verlieren.

„Vor Allem," ſagte er, „mußt Du ſtehenden Fußes in die Stadt hinunter, Wohlwend's Comptoir aufſuchen und Dich überzeugen, wie's dort ſteht. Es iſt in der Winkelriedsgaſſe."

„Wo iſt denn die? So eine gab es früher nicht."

„Es iſt eine vornehme, ſtille Seitenſtraße im Weſtend; keine Verkaufsläden, nur blanke Metallplatten an den Hausthüren und daneben, da wirſt Du Schadenmüller & Comp. gleich finden. Ich würde mit Dir gehen; allein es wird vielleicht beſſer ſein, wenn ich unterdeſſen Deine

Frau von Deiner Ankunft benachrichtige und auf irgend eine zweckmäßige Weiſe vorbereite."

Salander ergriff ihn beim Arm. „Nein!" rief er, „gehe nicht hin! Ich muß es ſelbſt über mich nehmen. Seit ich in Europa bin, habe ich der Frau nicht geſchrieben, weil ich ſie immer überraſchen wollte und nicht dachte, ſo lange in England hingehalten zu werden, wo ich noch Einiges zu ordnen und Zukünftiges einzuleiten hatte. Nun kann ich es nicht über mich bringen, die arme Frau einer fremden Mittheilung auszuſetzen. Es wird beſſer ſein, wenn ſie mich zuerſt nur einmal wiedergeſehen hat."

„Wie Du willſt! Dann komm' ich aber mit Dir und führe Dich zum Notar, wenn es nöthig iſt, wie ich glaube; denn das Nächſte wird ſein, für den Proteſt zu ſorgen. Am Ende haſt Du den Regreß auf Deine oceaniſche Ufer-Bank, oder wie ſie heißt. Die Notariatscanzlei befindet ſich nämlich auch nicht mehr, wo ſie vor ſieben Jahren geweſen. Es nimmt mich nur Wunder, woher ſie in Rio ſo bedeutend mit Wohlwend in Verkehr ſtehen!"

Hierauf rief Wighart die Wirthsmagd, bezahlte die kleine Zeche, und die Männer eilten abwärts nach dem ſchönen Stadttheil mit der Winkelriedsgaſſe.

III.

Während der Zeit hatte der Knabe im ſogenannten Zeiſig noch eine Weile auf die Mutter gewartet und war dann wiederholt ihr eine Strecke entgegengegangen, aber immer wieder auf ſeinen Standpunkt zurückgekehrt, aus Furcht, ſie zu verfehlen; denn der kürzeſte Weg von der Kreuzhalde nach der Stadt führte eigentlich nicht hier durch, weshalb die kleine Familie von den Leuten im Zeiſig auch nicht gekannt war.

Frau Salander hatte zum erſten Male dieſen Weg genommen, weil am andern Wege der Bäcker wohnte, welchem ſie zum erſten Male die aufgelaufene Monatsrechnung nicht berichtigen konnte und das eine der Töchterchen, welches ſie nach Brot geſchickt, unverrichteter Dinge heimkam. Das hatte ſie, nachdem ſie in ſtündlicher Erwartung des Gatten ſich ſchon lange kärglich beholfen und geſpart, wie ein Schimpf getroffen, und die harte Noth war plötzlich gleich einem einſilbigen Gerichtsboten eingekehrt.

So unverſehens war der ſchweigende Gaſt da, daß ſie den Kindern am heutigen Tage nichts als etwas leere Milch zu vertheilen im Stande geweſen, am frühen Morgen; ſie ſelbſt hatte noch nichts genoſſen. Und heute gewärtigte ſie dazu die beinah einzige Familie, welche bei ſchönem Wetter zuweilen noch gegen Abend kam, um den Kaffee im Freien zu trinken. Andere Gäſte hatte ſie ſeit Wochen nicht geſehen und ſie beſaß deshalb auch kein baares Geld mehr. Anſtatt dieſer Thatſache lange nachzuſinnen, brauchte ſie ihre Gedanken, mit den Kindern durch den Tag zu kommen, weil die andere Thatſache, die Ankunft des Mannes, auch bevorſtehen mußte.

Sie lief daher nicht, von ihrem beweglichen Beſitzthum zu verkaufen oder verpfänden, ſondern ging zum bekannten Kleinbäcker in die Stadt, von welchem ſie ſonſt die Semmeln und dergleichen Gebäck bezogen hatte, und dem ſie nichts ſchuldete. Ohne viel Worte zu verlieren, erhielt ſie den gewünſchten Vorrath von Brötchen und Hörnchen, ebenſo beim Krämer ein Dütchen geröſteten Kaffee und den dazu erforderlichen Zucker, bei einem andern ein Stück guten Schinken und ein halbes Pfund friſche Butter, und überall war ſie wohl angeſehen, weil ſie eine ſtille zurückgezogene Frau war, die ſonſt nie borgte. Nur der Bäcker in ihrer Nähe hatte nicht mehr getraut, weil er am Wege wohnte und ſah, daß faſt Niemand mehr hinaufging, und klüglich das Ende bedachte.

Trotz des willigen Entgegenkommens der Leute in der Stadt nahm ſie aber nicht ein Loth mehr von den Sachen, als das augenblickliche Bedürfniß erheiſchte, obgleich es in Einem hingegangen wäre, wenn ſie ſich auf einige Tage verſehen hätte. In dieſem unſcheinbaren Zuge mochten drei Dinge ſich vereinigen: ihre redliche Beſcheidenheit, die Gewohnheit des Vertrauens auf die nächſte Sonne und wahrſcheinlich nicht am wenigſten ein feiner, wenn auch unbewußter Sinn, den nächſten Zweck zu ſchonen.

So kam denn Frau Marie Salander, einfach und ſauber gekleidet, ohne Blumen auf dem Hut und eher ſchmal als breit, den Korb am Arme, endlich den Weg über den Zeiſig herangegangen.

„Gelt, Du haſt lange warten müſſen, Arnold!“ rie ſie dem Knaben entgegen, der ſehnlich aus dem Scheunenwinkel hervorſprang, wo er ſchließlich ſich auf ein Mäuerchen geſetzt hatte. „Ich habe die Eßwaaren erhalten, wenn ich ſie auch nicht bezahlen konnte. Nun wollen wir ſchnell heimgehen, damit wir bereit ſind, wenn wirklich Leute kommen! Gott ſei Dank muß ich heute noch nicht ſagen, es ſei nichts mehr im Hauſe!“

„Aber wenn ſie Alles aufeſſen,“ ſagte der Knabe, „müſſen wir dann weiter hungern?“

„Ei, ſie eſſen ja nie Alles, ſie nehmen höchſtens die Hälfte zu ſich, und mit dem Uebrigen müſſen wir uns bis morgen begnügen, wo ich ja dann etwas Geld habe! Kommen ſie aber nicht, ſo trinken wir luſtig den Kaffee und eſſen, ſo viel wir mögen, und morgen iſt auch ein Tag!“

Bald erreichten ſie die höher gelegene Kreuzhalde, wo ſich die Ausſicht auf die Stadt und die weite Landſchaft öffnete, in der ſie lag oder liegt. Sogleich kamen die beiden Schweſtern Arnold's herbei, Setti und Netti, der Mutter den Korb abzunehmen; ſie waren zehn und neun Jahre alt, von derſelben feinen Bläſſe, wie der Bruder, nämlich der Bläſſe geſunder Kinder, welche von einem unwilligen Kummer befallen ſind, der ihnen unerklärlich iſt. Doch glänzten die Augen der Mädchen ungeduldiger und gieriger, als die des Knaben, der gelaſſener Art zu ſein ſchien.

Frau Salander ging den Kindern voran ins Haus und ſie folgten höchſt neugierig. Ohne Verzug entledigte ſie ſich des Hutes und legte eine reine weiße Schürze um, worauf ſie den Korb auspackte, das Brotgebäck auf einem größeren Teller aufbaute, die Butter auf einen kleineren legte, den Schinken ſchnitt und eine Schüſſel damit bekleidete, daß ſie ſich als reichlich gefüllt darſtellte. Dies Alles, ohne daß ſie einen einzigen Biſſen nach dem Munde zu führen ſich vergaß, um den armen Kindern, welche die Ellenbogen rings auf den Tiſch geſtützt zuſchauten, nicht ein böſes Beiſpiel zu geben.

„Friſch, Kinder!“ ſagte ſie mit einem leidlich muntern Lächeln, „nehmt Euch zuſammen, habt Geduld! Alles nimmt ein gutes Ende, wenn der Vater kommt! Jetzt müſſen wir noch ein Weilchen zuſehen, wie Andere eſſen; wir wollen doch für den Spaß probiren, ob wir trotzdem etwas thun können! Habt Ihr die Ferienaufgaben wirklich fertig, nichts mehr zu rechnen, zu ſchreiben oder auswendig zu lernen? Nehmt einmal Euere Bücher vor! Ich glaube faſt, die Sprüche und Liederverſe bleiben Euch gerade wegen dieſes merkwürdigen Hungertages beſſer im Gedächtniß, als ſonſt.“

Die Mädchen wollten vom Lernen nichts hören; Setti nannte das Hohlgefühl ihres Leibes altklug einen Magenkrampf; Netti fürchtete Kopfweh zu bekommen, und beide wollten lieber häkeln, wenn ſie durften, da jedes für den Vater einen Geldbeutel angefangen hatte. Nur Arnold faßte ein tapferes Vertrauen zu der Schwindelei der guten Mutter und erklärte, die Gelegenheit zu benutzen und ſein ſchweres Lied für die nächſte Kirchenlehrſtunde in Angriff zu nehmen; es enthalte vier Verſe von je zehn Zeilen, von denen jede ſich ſo lang ſtrecke, daß ſie keinen Platz habe und das Ende umgebogen ſei, wie die Schlingen für die Krammetsvögel. Die Mutter billigte Alles und eilte in die Küche, den Milchvorrath bereit zu ſtellen, den ſie am Morgen ſtreng abgetheilt und für alle Fälle weggeſchloſſen hatte. Dann holte ſie aus dem Schranke den Honigtopf hervor, der in Folge der ſchlechten Begangenſchaft leider nur zu viel der Süßigkeit enthielt. Sie füllte daraus eine hübſche Kryſtallſchale, und zugleich fiel ihr bei, daß ein Löffel des dicken kräftigen Saftes den Kindern ihr junges Leiden für eine kurze Zeit wohlthätig verhüllen dürfte. Gedacht, gethan, ging ſie mit dem Topfe von einem Kinde zum andern, hieß es den Mund aufmachen und ſtrich den Honig hinein.

Ermüdet ließ ſie ſich endlich auf einen Stuhl nieder und überblickte mit einem Seufzer die ſonderbare Anſtalt, mit der ſie das dunkelwaltende Schickſal beſtreiten oder wenigſtens aufhalten wollte. Nicht nur in Feindesheeren, Erdbeben und Gewitterſtürmen und allgemeinen Nothausbrüchen fährt ja daſſelbe einher; auch in den unſcheinbarſten Vorgängen im ſtillen Leben eines Haushalts tritt es jählings zerſtörend, ehrenrührig hervor. Wenn die heutige Vorſorge ſcheitert oder am Ende doch eine Beſchämung herbeiführt, kann ſie alsdann die Vorſpiegelungen wiederholen, daß ſie eine wohlverſehene Wirthin ſei? Schon vor ſo vielen Wochen muß das Schiff, das ihren Mann und ſein Gut trägt, abgefahren ſein; wenn es nun untergegangen iſt? Mit dieſem bloßen Gedanken vergaß ſie ſich ſelbſt und ihr Geſchick einzig und allein das dunkle Bild des lang entbehrten Gatten ſuchend. So in ſich ſelbſt verſunken wie auf dem Grund eines Meeres, ſchrak ſie auf, als draußen Stimmen hörbar wurden und die Gartenglocke erſcholl, auch die Kinder ſchon an die Fenſter liefen und verkündeten, daß die Profeſſorsfamilie da ſei.

Auf dem Hof- oder ehemaligen Gartenland der Wirthſchaft war von einem nun verſchwundenen Hain großer Bäume eine einzige Platane ſtehen geblieben, welche mit ihren ausgebreiteten Aeſten einen letzten Tiſch überſchattete. Eine Familie, beſtehend aus einem weißhaarigen Herrn und ſeiner Matrone nebſt zwei ältlichen Töchtern, hatte bereits am Tiſche Platz genommen. Die Kinder am Fenſter aber riefen: „O weh, es iſt noch Einer dabei, ein langer Fremder, der gewiß den Schinken aufißt!“

Und wirklich war ſo ein langer Ueberzähliger noch herangeſtiegen, bis Frau Salander unten anlangte und die Herrſchaft begrüßte.

„Wie geht es Ihnen, Frau Salander?“ empfing ſie der alte Herr, „Sie ſehen, wir bleiben Ihnen treu, ſo lang noch ein Baum daſteht! Bringen Sie uns den üblichen Kaffee ſammt Butter wie Elfenbein und dem flüſſigen Bernſtein! Dies für die Damen!“

„Papa meint mit dem Bernſtein den ſchönen Honig, den Sie uns das letzte Mal vorſetzten!“ belehrte die Frau Profeſſor die Wirthin, welche dieſe Erklärung ebenſo oft gehört hatte, als das Gleichniß, allein dermalen aus Zerſtreutheit zu lächeln vergaß.

„Sodann, was uns Männer betrifft,“ fuhr der Herr Profeſſor fort, „ſo trinken wir allenfalls zuſammen eine Flaſche jenes ſüß abgekelterten rothen Fünfundſechzigers, der durch dies Verfahren zwar kein Goethe, wohl aber ein Schiller geworden iſt und angenehm prickelt, ſobald er das Theatrum der menſchlichen Zunge betreten hat, um ſeine Spiele aufzuführen. Dazu nehmen wir der Beſchäftigung halber einige Schnitten geräucherter Rindszunge, wenn Sie davon noch ſo zarte beſitzen, wie neulich.“

„Zunge iſt leider nicht mehr da,“ ſagte die Frau leicht erröthend, „dafür könnte ich mit Schinken aufwarten.“

„Auch gut, bringen Sie uns Schinken!“

Sie eilte ins Haus, Kaffee und Milch zum Kochen aufzuſetzen, und übertrug die Aufſicht den Mädchen, während ſie mit weißem Zeug und Geſchirr den Tiſch ſo ſauber deckte, als wäre das Haus im beſten Flor. Bald ſtanden auch die Speiſen einladend dazwiſchen, nur noch der Wein fehlte. Im Keller bewahrte Frau Salander noch die letzten zwei Flaſchen des erwähnten Weines, ſonſt war überhaupt kein Getränke mehr vorhanden, als ein halbes Dutzend Flaſchen abgezogenen Bieres, von welchem ſie nicht wußte, ob es noch trinkbar ſei. Den Wein hingegen hatte ſie für den Mann bei Seite gelegt, auf den ſie harrte. Mit einem Seufzer nahm ſie eine der Flaſchen und trug ſie auf, erſorgend, daß nicht nur die zweite, ſondern auch eine dritte verlangt werden könnte und ſo eine neue Gefahr erwuchs der Offenbarwerdung ihres Unvermögens. Dann trug ſie den dampfenden Kaffee hinaus und verſäumte nicht, eine Flaſche lauteren kühlen Waſſers vom Brunnen zu holen.

Schon aber führte die Sorge ſie ins Haus zurück, um die Kinder, welche aus der Thüre kamen, dort feſt zu halten und in die Stube zu bannen; denn ſie befürchtete, die ärmſten würden ſich mit gierigen Blicken um die Gäſte herumſtellen und den geſprächigen Herren, ſowie der kritiſchen Neugier der Frauen ihren Hunger verrathen. Doch konnte ſie nicht hindern, daß die Kinder Kopf an Kopf durch das Fenſter ſchauten und keinen Blick von dem Tiſche der ſich rüſtig erfriſchenden Leute verwandten. Sie ſahen, wie die Frauen ihre Butterbrötchen ſchnitten und beſtrichen, zu Munde führten und im eifrigen Geſpräche das gleiche Geſchäft immer von Neuem vornahmen. Mit mehr Wohlgefallen bemerkten ſie, daß der alte Herr ſeinen Teller bald zurückſchob, um ſeine Cigarrentaſche auszu=

kramen; aber mit Schrecken ſahen ſie, wie der lange Unbekannte mit dem breiten Maule und dem Bocksbarte in den Speiſen herumwüthete und eine förmliche Fabrik von Schinkenbrötchen betrieb, die er auf ſeinem Teller im Kreiſe neben einander legte und dann eines nach dem andern ganz in den Mund ſteckte. Die Kinder ſchauderten, und auch der Mutter wurde es nicht wohler, als durch die Schuld des Unheimlichen die Weinflaſche früh leer ſtand und der Profeſſor nach der zweiten rief.

Ein neues Unheil that ſich in einer Kinderſchaar auf, die lärmend, mit abgeriſſenen Zweigen und Ruthen, über den offenen Hofraum gezogen kam und alsbald vor dem Tiſche der kleinen Geſellſchaft gaffend anhielt. An der Spitze der Truppe ſtanden die Zwillinge Iſidor und Julian, die Hände auf dem Rücken und ihre beſchürzten runden Bäuchlein vorſtreckend; ſie beſchauten ſehr aufmerkſam den Tiſch und die Blicke ſaßen auch auf den Schinkenbrötchen und fuhren mit ihnen in den Rachen des Breitmäuligen hinunter, bis dieſer mit dem Geſchäfte zu Ende war. Der Profeſſor ſtach mit der Gabel von dem Vorrath in der Schüſſel ein Scheibchen heraus und hielt es dem Zwilling Iſidor vor die Naſe, mit den Worten: „Mund auf, Augen zu!“ Dieſer gehorchte unverweilt und erſchnappte den Biſſen ſammt dem Brothäppchen, das jener ihm dazu in den Mund ſteckte. Das gleiche geſchah mit dem kleinen Julian und ſo abwechſelnd mit beiden, die immer zu vorderſt ſtanden, bis der letzte Reſt des

Schinkens verſchwunden war. Mit den übrigen Kleinen machten es die zwei Fräulein ebenſo, indem ſie ihnen Butterbrötchen in den Mund ſteckten und ſich über die drolligen Geſichter freuten, die ſie dazu machten. Binnen Kurzem waren alle Teller rein und nichts Eßbares mehr auf dem Tiſche zu erblicken.

Frau Salander ſtand hinter ihren Kindern am Fenſter und ſah, wie auch hier der Welt Lauf erging und die Einen verſchlangen, was den Andern beſtimmt war. Es dunkelte ihr vor den Augen, was indeſſen auch davon herrührte, daß eine Regenwolke unvermerkt heranzog und einzelne Tropfen bereits gegen die Scheiben ſchlugen. Und im Laube der Platane rauſchte ein unwirſcher Luftzug. Die Geſellſchaft erhob ſich ſehr eilig. Der alte Herr pochte mit dem Stock auf den Tiſch und verlangte von der herbeieilenden Frau ſchleunige Rechnung. Ehe ſie antworten konnte, rief er: „Nun habe ich auch noch die Börſe vergeſſen oder gar verloren!“ Vergeblich in allen Taſchen ſuchend nahm er den langen Gaſtfreund in Anſpruch: „Herr Doctor! Helfen Sie uns aus der Noth! Sind Sie vielleicht mit Spießen bewehrt?“

Der war aber ſchon ſo vielfach, kreuz und quer, in einen gelblichen Plaid eingewickelt, daß er mit großer Mühe ſuchte, zu ſeinem Geldtäſchchen zu gelangen. Es dauerte dem Alten zu lange.

„Laſſen Sie,“ rief er, „wir müſſen ſpringen, wenn wir noch den nächſten Droſchkenplatz erreichen wollen!

Ich bezahle das nächſte Mal, liebe Frau, Sie kennen uns ja!“

„Bitte, Herr Profeſſor, das macht ja gar nichts, kommen die Herrſchaften nur gut nach Hauſe!“ ſagte Frau Marie Salander mit guter Haltung, jedoch die Leute, die ſich nicht mehr umſchauten, mit etwas unſichern Schritten bis zum Ausgange des Grundſtückes begleitend.

Zurückkehrend ſah ſie noch, wie die Zwillinge die Zuckerbüchſe vollends ausräumten und mit ihrem Gefolge gleichfalls davonſtoben. Der Honig war auch ausgelöffelt.

Ihre eigenen Kinder hatte ſie vorhin eingeſchloſſen und den Schlüſſel eingeſteckt; ſo ſtellte ſie jetzt ohne deren Hilfe das ſämmtliche Geräthe auf das große Kaffeebrett, legte das Tiſchtuch ordnungsgemäß zuſammen, nahm es unter den Arm, trug das Brett mit einigem Klirren ins Haus und ging dann zu den Kindern hinein, die an einem Häuflein ſtanden.

Als ſie ſahen, daß die Mutter mit Kummer auf einen Seſſel ſank, unterdrückten ſie den Ausdruck ihrer kindlichen Anſprüche auf die Vorſorge und den Schutz der Mutter, die ſich heute zum erſten Male als unzuverläſſig erwieſen. Ihr leiſes Weinen wurde durch das Rauſchen eines tüchtigen Regenſchauers übertönt, der jetzt herniederfiel und die Luft verdunkelte, und ſo blieb es eine gute Weile ſtill in dem dämmernden Gemach. Frau Marie benutzte den Augenblick, ihre Lebensgeiſter zu verſammeln.

Sie beſchloß, bis zuletzt auszuhalten und mit den Kindern für diesmal lieber ungegeſſen ſchlafen zu gehen, als den Ruf des heimkehrenden Mannes durch weiteres Verrathen ihres zerrütteten Zuſtandes zu gefährden.

Der Himmel ſelbſt ſchien ihr zu Hilfe zu kommen, denn es ward heller um ſie her; die ſinkende Sonne beherrſchte wieder das Feld und hatte die Regenwolke den Berghang hinauf an den Waldrand getrieben, wo ſie als eine dunkle graue Wand hängen blieb, auf welcher der breite Fuß eines Stückes Regenbogen ſehr kraftvoll leuchtete, indem er auf einer friſch bethauten funkelgrünen Waldwieſe ſtand. Es war ein ſo ſtarker Farbenſchimmer, wie man ihn nur wenige Male im Leben ſieht und dann faſt immer im Gedächtniß behält. Da die Erſcheinung ziemlich nah aufglühte, ſah man links und rechts ein Paar ſchlanke Birken oder Eſchenbäumchen ſich abheben und deren Kronen in dem bunten Glanze verfließen.

Ohne langes Ueberlegen benutzte die Mutter ſofort das ſchöne Farbenſpiel, die Gedanken der Kinder womöglich von ihren Kümmerniſſen abzulenken und zu beſchäftigen, bis vielleicht die Dunkelheit heranſchliche und nochmals den lieben Schlaf brächte. Für dieſen Fall wollte ſie zugleich die Kinder mit den Schilderungen einer herrlichen Schmauſerei unterhalten und ihre Phantaſie ganz damit anfüllen, weil ſie ſchon hatte ſagen hören, daß hungernde Leute, wenn ſie im Schlafe von guten und leckern Dingen träumen, die Nacht ſoweit ganz leidlich durchkommen; und ſie hoffte ſogar ſelbſt ein bischen mit zu ſchmauſen.

„Seht doch, welch ein ſchöner Regenbogen!“ rief ſie und weckte damit die Kinder aus ihrem Brüten. Sie guckten auf und ſtaunten die Pracht mit großen Augen an, die darüber trocken wurden.

„Die haben's dort jetzt beſſer als wir, wenn das Märchen wahr iſt!“ rief ſie wieder.

„Wer denn? Wer denn?“ die Kinder.

„Nun, die kleinen Leutchen aus dem Berge! Habt ihr noch nichts davon gehört? die Erdmännchen und Weibchen, die ſo alt werden, daß ſie eine kleine Unſterblichkeit auf ihren Buckelchen haben, natürlich nur im Verhältniß; denn ſie ſind nicht größer, als ein mittlerer Finger. So um tauſend Jahre herum ſollen ſie alt werden. Wenn ſie nun merken, daß ihr Geſchlecht ausſtirbt in einer Gegend, ſo kommen die letzten hundert Leutchen in den beſten Feierkleidern zuſammen und halten ihren ewigen Abſchiedsſchmaus unter einem Regenbogen oder vielmehr im Erdgeſchoß deſſelben, das ein wahrer Zauberſaal iſt. Seht nur, ihr könnt's von außen merken, wie das inwendig in allen Farben glitzern muß! Auch noch aus einem andern Grunde ſollen ſie einen ſolchen Abſchied feiern; nämlich wenn das große Volk im Lande anfängt auszuarten und dumm und ſchlecht zu werden und die geſcheiten Leutlein unten ein betrübtes Ende vorausſehen, dann beſchließen ſie auszuwandern und dem Ende aus dem Wege zu gehen. Auch dann kommen ſie in vielen Regenbogen zuſammen und ſind noch ein Stündchen vergnügt. Sei dem, wie ihm wolle, ſo weiß ich nicht, welchen Anlaß wir hier vor uns haben. Es wird ſich wohl um ein Ausſterben handeln, und da ſind es, wie geſagt, höchſtens hundert Männlein und ihre Frauen, die dort ſind. Den ganzen Tag haben ſie in ihren Felsſtuben, im Waldesdickicht und an den verborgenen Bachquellen gebacken und gebraten und gebraut und alles Gute vorausgeſchickt, und nun ſind ſie hineinſpaziert, Jeder ſein goldenes Schüſſelchen in einem ſeidenen Säcklein mit einem Quäſtlein auf dem Rücken tragend, für uns nicht größer, als ein alter Batzen, für Zwerglein aber ein gehöriger Teller. Lange Tiſche ſind mit dem feinſten Tuche bedeckt, das über einige Dachſchindeln geſpannt iſt. Da ziehen ſie in feierlichem Zuge herum. Voran marſchiren zehn geharniſchte Ritter in roth geſottenen Krebsnaſen als Bruſtpanzer und die übrigen Schalenringe als Arm- und Beinſchienen umgelegt; als Helme haben ſie zierlich gewundene Schneckenhäuſel auf den Köpfen. Sie tragen die alten Silber- und Goldkannen und andere Kleinode des Geſchlechtes. Wie die Erdleutchen nun um die Tiſche herum gehen, zieht jeder ſeine Schüſſel aus dem Säcklein, legt ſie an ſeinen Platz und ſetzt ſich dahinter, und jeder ſchüttelt ſeinem Nachbar ernſthaft die Hand. Freilich folgt nun ein deſto fröhlicheres Eſſen, daß die goldenen Teller, die feinen Meſſer und Gabeln nur ſo klingen. Zuerſt kommt der delikateſte Reisbrei mit Roſinchen, belegt mit kleinen Bratwürſtchen, die aus Feldlerchen und zartem Ferkelfleiſche gemiſcht und gehackt ſind. Herrlich ſind dieſe Würſtchen geröſtet. Je drei oder vier Mann haben zuſammen eine Bowle vor ſich, nämlich einen prächtigen reifen Pfirſich, aus welchem der Kern genommen, das dadurch entſtandene Loch aber mit Muskatwein gefüllt iſt. Ihr könnt euch denken, wie ſie mit ihren Löffelchen da hineinbohren!“

So fuhr ſie mit eifriger Mühe fort, nicht nach den Geboten der Wahrſcheinlichkeit, ſondern nach ihrer Kenntniß der kindlichen Gelüſte das Banket der Wichtelmännchen auszumalen, bis ſie nichts mehr wußte und darum den Schluß herbeiführte, zumal der Regenbogen verblichen war und der letzte Abendſchein der Dämmerung wich.

„Haben ſie nun genug gegeſſen und getrunken und von ihren jungen Tagen, mittleren Jahren und alten Erfahrungen geſprochen, ſo ſtehen ſie unverſehens Alle mit einander auf, ſchütteln ſich abermals, und zwar durcheinander gehend, die Hände und ſprechen etwas kleinlaut: „Wünſche wohl geſpeiſt zu haben!“

„Plötzlich aber ſuchen ſie das Loch, wo ſie hereingekommen ſind, und fangen an, hinaus zu drängeln, ſich auf die Ferſen zu treten und in den Rücken zu knuffen, bis Alle verſchwunden ſind und die Tiſche im Saal mit Allem, was darauf ſteht, verlaſſen ſind. Ein einziges lediges Weiblein, das allerjüngſte von etwa zweihundert Jahren, was bei unſer einem einer Perſon von ungefähr zwanzig Jahren gleich käme, iſt noch da geblieben. Es hat die Pflicht, das ganze Geſchirr zu reinigen, trocken zu reiben und in eine eiſerne Truhe zu verſchließen, die ſie an der Stelle, wo der Regenbogen ſtand, in den Boden vergräbt. Hierbei helfen ihr die zehn Ritter, die mittlerweile draußen noch zurückgeblieben ſind und ihre Pfirſichbowlen ausgeſchlafen haben. Und wie Bauern, wenn ſie Markſteine ſetzen, vorher rothe Ziegelſcherben als ſogenannte Zeugen in die Grube legen, ſo werfen ſie die Krebsſchalen mit hinein und gehen dann auch fort, ſich ſchlafen zu legen. Was thut aber nun das letzte Weiblein? Es nimmt das Säcklein, worein es ſein eigenes Goldſchüſſelchen geweſen, auf den Rücken, einen Stecken zur Hand und wandert ſeelenallein in die Ferne, um einem andern Volk dieſer Art das Gedächtniß des ausgeſtorbenen zu überbringen. Es ſoll ſchon vorgekommen ſein, daß eine ſolche Perſon ſich in der Fremde noch glücklich verheirathen konnte bei einem jüngeren Geſchlechte.“

Hier ſchwieg Frau Marie Salander, doch etwas betroffen über die Flunkerei, die ſie den Kindern vorgemacht, während dieſe ſich noch ein Weilchen ſtill verhielten und dem Märchen nachſchauten, das wie der Regenbogen verduftete. Kaum ſahen ſie noch das letzte Fräulein mit Stab und Schüſſelchen in Gras und Ackerfurchen dahinziehen.

Da richtete ſich die Mutter auf; von einem Einfall ergriffen, ſchritt ſie raſch auf ihr Kommodenſchränklein los, öffnete die Thürlein, zog die Lädchen und aus einem derſelben eine kleine Schachtel hervor, welche etwas Goldſchmuck enthielt. Als Brautgeſchenk ihres Mannes war der beſcheidene Hort unantaſtbar und nicht das, was ſie ſuchte. Aber unter anderm Kleinzeug lag auch ein Papierwickelchen dabei, das ſie packte und aufmachte. Ein glänzendes, goldenes Regenbogenſchüſſelchen trat zu Tage, nämlich eine uralte Hohlmünze, Brakteat genannt. Solche Münzalterthümer wurden ehedem gern in wohlbeſtehenden Familien aufbewahrt und als beſondere Gunſt nur etwa zu Pathengeſchenken verwendet. Auch Marie Salander hatte das Stück, das ſie in Händen hielt, bei der Taufe ins Wickelband bekommen und nun ſich unvermuthet an deſſen Beſitz erinnert. Auf den vertieften Grund war ein unvollkommener Mannskopf geprägt und neben dem Bilde in zerſtreuten Zeichen die Inſchrift Heinricus rex. Auf dem Papierſchnitzel ſtand von der Hand Salanders die Notiz geſchrieben, der Goldwerth betrage zehn Franken, der Verkaufswerth könne aber auf das Zehnfache und höher ſteigen.

Sie wunderte ſich, daß ſie nicht früher an dieſe Zuflucht gedacht. Beinahe kam ſie ſich vor, als ob ſie das ausgewanderte Erd- oder Bergweibchen wäre, das im fremden Lande ein Trüppchen Kinder erworben hat und nun die ererbte Goldſchüſſel verkaufen muß, um ſie füttern zu können.

„Nun iſt's gut!“ ſagte ſie zu ihnen, „noch dieſe kurze Nacht heißt es gefaſtet oder vielmehr geſchlafen; morgen früh aber reiſen wir in die Stadt, verkaufen den Denkpfennig und leben wie an der Kirchweih!“

Die Kinder blickten ſie zweifelhaft an, ſie mochten die Rede für eine Fortſetzung des Märchens halten, deſſen Glaubwürdigkeit mit dem wieder erwachenden Hunger abzunehmen ſchien.

Da klang die Hausglocke. Es war Martin Salander, der nach allen Umtrieben wegen ſeines Vermögens noch ſeine Reiſekoffer und Kiſten auf dem Bahnhofe geholt und durch zwei Männer hatte herbringen laſſen, um nicht ganz ohne Habe bei den Seinigen zu erſcheinen; eine ſeltſame, aber verzeihliche Selbſttäuſchung.

Noch ehe die Frau Licht angezündet hatte, ſtand er in der offenen Stubenthüre und ſagte in das Halbdunkel hinein, in welchem er nur undeutliche Geſtalten erkannte, mit bewegter, nicht lauter Stimme: „Guten Abend!“

Seinen Ton erkennend, erhob die Frau die Arme und ging ihm, vom Schreck gelähmt, langſam entgegen und fiel ihm um den Hals, nicht lange danach vor Freude weinend.

„Ach, mein lieber Mann!“ ſagte ſie mit halb erſtickten Lauten, „kommſt Du? Biſt Du endlich da?“

„Ja, meine gute Marie! und ich fühl' es, eh' ich Dich ſehen kann, Du biſt meine treue, liebe Hälfte, jeder

Zoll mein Weib!“ ſagte er, als er ſie feſt in den Armen hielt und ihre Schultern, ihre Arme ſtreichelte und die ſchönflächigen Wangen.

Sie ſchloß ihm den Mund mit Küſſen und rief, ohne den Mann fahren zu laſſen: „Kinder, zündet doch die Lampe an, damit der Vater euch ſieht!“

Das thaten die beiden Mädchen, und als es hell wurde, ſtanden ſie mit dem Bruder in der Reihe. Die Mädchen waren zur Zeit der Trennung zwei und drei Jahre alt geweſen und beſaßen noch ein ſchwaches Erinnerungsbild des Vaters; ſie erkannten ihn deshalb bald mit Hilfe ihres kindlichen guten Willens. Traulich und neugierig ſchauten ſie ihn an. Der Knabe Arnold hingegen war erſt einjährig geweſen und konnte den Vater nicht erkennen, ſo viel die Mutter von ihm erzählt hatte. Er ſchlug daher verſchüchtert die Augen nieder und blickte dann doch wieder von der Seite auf den fremden Mann, der ihm jetzt entgegenſchritt, ihm das Kinn aufhob, dann den Töchterchen, eh' er alle in die Arme nahm und abküßte, ſie immer von Neuem betrachtend.

„Du gute Frau,“ flüſterte er, ſie abermals umarmend, „wie liebe, hübſche Kinder haſt Du mir da herangezogen! Und wie froh bin ich, auch noch etwas mithelfen zu dürfen!“

„Sie ſind auch brav!“ ſagte ſie ihm ins Ohr und voll Vertrauen, nachdem ſie ihn während der Kindererkennung bei Licht geſehen, wie er von der Tropenſonne wohl gebräunt, aber kaum älter erſchien, als vor ſieben Jahren, und nichts Fremdes an ihm haftete.

Die Männer, welche das Gepäck gebracht, klopften an der Thüre, ihre Abfertigung begehrend. Frau Salander wies den Platz für die Sachen an, der Mann lohnte ſie ab und entließ ſie, worauf er in veränderter Gedankenrichtung, doch in guter, faſt vergeſſensfroher Laune rief:

„Aber nun, Frau Wirthin! Was haſt Du etwa zu eſſen und zu trinken für Deinen Mann? Ich habe Hunger wie ein Wolf und ſeit heut' morgen nicht viel genoſſen!"

„Wir Alle haben heute, aber gewiß zum erſten Mal, noch gar nichts gegeſſen!" ſagte die Frau mit einem Lächeln, das ihm die Bitterkeit verſüßen ſollte; „wir ſind juſt, eh' Du kamſt, vollſtändig abgebrannt; allein ſei ſicher, wir haben noch keine Schulden gemacht, als für einen Monat Brot-Milchgeld!"

Mit ſtarren Augen maß er Frau und Kinder der Reihe nach, ſprachlos, doch innerlich ſeufzend: Das kommt immer beſſer! bis er rief:

„Aber um des Himmels willen, Marie, warum haſt Du mir denn ſeiner Zeit geſchrieben, ich ſolle Dir kein Geld mehr ſchicken, Du könneſt es machen?"

„Weil ich es früher auch konnte," erwiderte ſie, „und weil ich wünſchte, daß Du allen Deinen Erwerb zuſammenhalten und um ſo wirkſamer damit ſchalten möchteſt!"

„Das kann uns jetzt nichts helfen, wir müſſen eſſen, vor Allem die Kinder und Du! Ihr habt alſo nichts im Hauſe?“

„Nicht einen Biſſen!“

„Dann wollen wir augenblicklich in die Stadt, ein gutes Wirthshaus aufſuchen und ein Nachteſſen beſtellen. Ihr armen Tröpfe, ja wohl! Eilt euch, zieht an, was nöthig iſt! Haben die Kinder Jacken und Hütchen?“

Schon flogen ſie hinaus und kamen bald mit Sonntagskittelchen, Krägelchen und Hüten zurück. Die Mutter ſetzte auch den beſſeren Hut auf, ſchlug ein Tuch um und zog Handſchuhe an.

„Gelt, das geht uns heut' noch beſſer, als wir gedacht!“ ſagte ſie froh gerührt zu den Kleinen, die ſie fröhlich zu atzen hoffte. Dann ergriff ſie den Arm des Mannes, die Kinder voranſchickend. Als er aber auf dem Flur die gebrauchten Eß- und Trinkgeräthe vom Nachmittage ſtehen ſah, ſagte er, einen Augenblick ſtehen bleibend:

„Da iſt jedoch gegeſſen und getrunken worden, aber woher kommt denn das Geſchirr?“

„Ja, es wurde gegeſſen und getrunken, aber wir haben zugeſehen! Komm, ich will Dir morgen erzählen, was ich für eine Wirthin bin!“

So gingen ſie aus dem Hauſe; die Mutter ſchloß die Thüre, und lebhaft ging es den Bergweg hinunter, ſo matt ſie ſich eben erſt gefühlt hatten. Die Frau freilich ſtützte ſich tüchtig auf den Arm des Mannes, von deſſen Mühſalen ſie nichts ahnte. Indeſſen ſteuerte er nach einer Gegend, wo er mit Henne und Hühnchen ungeſtört zu ſein hoffte; als ſie aber an einem großen, hell erleuchteten Garten vorüberkamen, in welchem Muſik gemacht wurde und viele Leute ſaßen, gelüſtete es die Kinder, ihren Hunger unter Geigen- und Flötenklang zu ſtillen; denn ſie ſtanden ſtill und ſchauten ſehnſüchtig durch das Gitter, wo ſie übrigens auch überall an gedeckten Tiſchen eſſen ſahen.

„Sie haben Recht!“ ſagte der Vater zur Frau, „warum ſollen ſie heute nicht eine Tafelmuſik haben? Bleibe hier einen Augenblick mit ihnen ſtehen, ich will ſehen, ob ich nicht einen Winkel für uns finde, wo wir unter uns ſind!“

Er ging in das Haus und fand im Erdgeſchoß des Gebäudes einen Saal mit offenen Fenſtern, in welchem einige Leute ſaßen; ein kleineres Nebenzimmer jedoch war ganz leer, obgleich ein gedeckter, runder Tiſch darin ſtand. Sogleich holte er Frau und Kinder herein und ließ ſie den Tiſch einnehmen, über welchem ein Gasleuchter hing.

O wie zufrieden blickten die Kinder nun drein, als ſie die Hände auf dem Tiſchtuche über einander legten, zuweilen mit den Fingern ein wenig trommelnd.

Martin Salander gab ſeiner Frau, die neben ihm ſaß, die Hand, dann über den Tiſch reichend auch den Kindern, einem nach dem andern. Er ſagte nichts dazu und war glücklich, alles Andere vergeſſend. Ein Kellner kam, nach dem Begehr fragend.

„Marie, befiehl Du, was Du wünſcheſt und für die Kinder gut iſt! Ich werde dann mit Erlaubniß hintendrein ſchon nachbeſſern, wenn Du zu knauſerig biſt!“ ſagte Salander.

„Warme Suppe iſt jetzt wohl nicht da?“ fragte ſie den Kellner.

„O ja, an Concertabenden werden nach Belieben ganze Soupers ſervirt!“ verſetzte Jener.

„Das iſt ja ganz unſer Fall,“ meinte Salander, „da brauchen wir uns nicht die Köpfe zu zerbrechen, nicht wahr, Marie?“

„Ich bin ſehr zufrieden!“ antwortete ſie, froh, des Weiteren enthoben zu ſein. Schnell legte der Kellner die Gedecke auf, die übrigen Zubehörden glänzten in blankem Chriſtoffel ſchon auf dem Tiſch. Bald erſchien er auch mit der Schüſſel, in welcher eine würzige Suppe dampfte.

„Setzen Sie das Ding nur auf den Tiſch!“ ſagte Salander, „und beeilen Sie ſich auch mit den übrigen Speiſen nicht, wir wollen uns Zeit laſſen! Es ſoll nicht Ihr Schade ſein!“

„Sehr wohl!“ empfahl ſich der Kellner und ließ die Herrſchaft vor der Hand mit der Suppe allein. Als Salander bemerkte, daß die Gattin ſo wohlig im Stuhle zurücklehnte und ſich eben aufraffen wollte, die Teller zu füllen, hielt er ſie zurück und ſchöpfte an ihrer Stelle die

Suppe, welche wie Ambroſia duftete. Und wie ſie die Löffel zur Hand nahmen, fiel im Garten draußen das Orcheſter mit einem gewaltthätigen Muſikſtück ein, daß die Kinder in dem Poſaunen- und Paukengewitter die erſten Löffel mit einer ſeltſamen Miſchung von Heißhunger und Herzensjubel zum Munde führten. Auf den anfänglichen Lärm folgte jedoch bald ein Pianiſſimo, dem das Publikum im Garten lautlos lauſchte; die drinnen löffelten achtlos fort, ein Sch! ziſchte draußen, worüber Frau Marie erſchrak, die Kinder lachten und Martin Salander das Fenſter ſchloß.

„Eßt fort, kümmert Euch nicht darum!“ mahnte er. So geſchah es, und als eine kleine Stunde vorbei, vergnügten ſich die Kinder wohlgeſättigt an dem ungefährlichen Nachtiſch. Jedes hatte ein Glas Wein bekommen, die Mutter aber deren drei getrunken, und nun dünkte der Mann ſich im Paradieſe zu ſitzen, als die aufblühenden, leicht ſich röthenden Antlitze mit frohen Augen ihm entgegen glänzten, wohin er blickte, als wollten ſie ihm ſagen, was das Glück ſei, eine Art Kräutlein Kommnichtum!

Wenigſtens ſagte er ſich in ſeinen Gedanken: Dies, was ich ſehe, iſt die Wahrheit, und nicht das, was ich weiß!

Die Kinder wurden immer munterer; Arnold hatte ſich dicht an die Seite des Vaters geſchmuggelt und ſagte plötzlich: „Aber Vater, weißt Du nicht, daß ich Dich heute ſchon geſehen habe, bei dem Brunnen, wo die Weidelichbuben mich auslachten, daß ich nur eine Mutter und keine Mama habe!“

Salander hatte über den nachherigen Ereigniſſen den Auftritt und das Geſicht des Knaben gänzlich vergeſſen; er nahm es jetzt in die Hände und rief:

„Bei Gott, es iſt ja wahr! Wo hab' ich nur meine Gedanken! Hätt' ich doch gewußt, daß ich meinem Blute ſo nah' war!“ Erſtaunt ſchaute Frau Marie auf.

„Biſt Du denn Nachmittags ſchon hier in der Nähe geweſen und nicht zu uns gekommen?“ fragte ſie, faſt bekümmert. Er fühlte jetzt, daß ſeine üble Lage doch eine Wirklichkeit war, faßte ſich jedoch, weil es ſein mußte und er das neue Unglück nicht hier und zu dieſer Stunde verkünden konnte. Er gehörte zu denen, welche dergleichen lieber verſchweigen möchten, wie ein Vergehen, das ihnen ſelbſt und nicht fremder Schlechtigkeit zur Laſt fällt.

„Freilich,“ ſagte er, „bin ich ſchon um zwei Uhr oben geweſen, auf dem Wege zu Euch! Im Zeiſig traf ich einen alten Bekannten, den Möni Wighart, der ſchleppte mich mit Gewalt in den rothen Mann, dort fiel uns ein, wir wollten mein Gepäck auf dem Bahnhof holen, damit das abgethan ſei; dann mußte ich die Verzollung beſorgen, wobei ſie mir Umſtände machten; dann wechſelte ich unterwegs engliſches Geld aus, das ich bei mir hatte, auch kamen noch Andere herzu, kurz, wie es geht, die

Zeit verzettelte ſich und es wurde Abend. Aber nimm es nicht für ungut auf, es geſchah von ſelbſt, wie der ganze Weltlauf!“

Sie war ſchon lang zufrieden und im Innern froh, daß der Weltlauf ſich ſo gefügt, der Mann nicht zu ihrer ſonderbaren Bewirthung kam und die Fremden zu unwillkommenen Zeugen des Wiederſehens wurden.

Erſt gegen elf Uhr traten ſie den Rückweg nach der Kreuzhalde an. Der Mond war inzwiſchen aufgegangen, und in ſeinem hellen Scheine zogen ſie dahin, die Kinder voran, welche bald zu ſingen anfingen, zur Erbauung des Vaters mit gutem Ton und Gehör und friſchen Stimmen. Die Frau verließ den Arm des Mannes nicht, fragte, erzählte, plauderte und überließ ſich ganz dem Genuſſe einer freundlichen Schickſalswendung.

Aber je näher ſie dem Hauſe kamen, deſto ſchwerer wurde dem Manne wieder das Herz; denn der Augenblick nahte, wo er die arme Frau aus ihrem Himmel reißen mußte.

Nein, heute nicht mehr, ſagte er ſich, ſie ſoll dieſe Nacht noch einen guten Schlaf in Glück und Sorgloſigkeit thun, den ſie ſo lang verdient hat! Morgen iſt ein neuer Tag!

Das Haus lag im Mondſchein ſtill vor ihnen; ſie ſchloſſen auf, die Kinder ſprangen wieder voraus und machten Licht, und die Stube ward ſo belebt, wie lange nicht zu dieſer Stunde. Die Mutter ſah ihr Regenbogenſchälchen im Papierchen am Boden liegen, hob es unbemerkt auf und machte ſich am Schränkchen zu ſchaffen, um es im Stillen wieder zu verwahren. Es that ihr im Glücke wohl, an das artige Beſitzthum und Abenteuer einen kleinen Aberglauben zu heften, daß es auch künftig vielleicht Heil ankündigen möge, ſo lange es da ſei.

„Nun macht, daß ihr zu Bett kommt, Kinder Morgen bei Zeiten müßt ihr ausfliegen und für den Vater und uns das Frühſtück herbeiſchaffen. Späterhin reiſ' ich ſelber aus.“

Hiermit trieb ſie die aufgeregte Jugend in die Kammer, wo ſie mit den Kindern zu ſchlafen pflegte. Der Vater kam mit, um zu ſehen, wo ſie hauſten, und ihnen die Decken über die Naſen zu ziehen. Es ſah nicht aus, wie bei Leuten, die ſoeben nichts mehr zu beißen hatten, ſondern Alles war in reinlicher guter Ordnung, noch mehr in dem Zimmer daneben, wo die Frau das Lager des Mannes ſchon ſeit Monaten bereit hielt.

„Wenn Du heute nicht gekommen wärſt,“ ſagte ſie ſcherzend, „ſo hätte ich morgen mit Deinem Bette den Anfang gemacht und es als überflüſſig verkauft, das ſiehſt Du wohl ein!“

„Vollkommen! Hätteſt Du's nur ſchon früher gethan, anſtatt ſolche Teufelei und Hungersnoth anzuſtellen! Aber ich wollte ſchon ein paar Mal fragen,“ fuhr er fort, aus dem offenen Fenſter auf das mondhelle Umgelände hinausdeutend: „Wo ſind denn nur die vielen ſchönen Bäume hingerathen, die ſonſt vor und neben dem Hauſe ſtanden? Hat ſie der Eigenthümer abſchlagen laſſen und verkauft, der Thor? Das war ja ein Capital für die Wirthſchaft!“

„Man hat ihm das Land weggenommen oder eigentlich ihn gezwungen, Bauplätze daraus zu machen, da einige andere Landbeſitzer den Bau einer unnöthigen Straße durchgeſetzt haben. Nun iſt ſie da, jedes ſchattige Grün verſchwunden und der Boden in eine Sand- und Kiesfläche verwandelt; aber kein Menſch kommt, die Bauſtellen zu kaufen. Und ſeit die guten Bäume dahin ſind, iſt auch mein Erwerb dahin!“

„Das ſind ja wahre Lumpen, die ſich ſelbſt das Klima verhunzen. Nun wollen wir aber auch zur Ruhe. — Du, Marie!

„Was, Martin?“

„Eines, will ich wetten, haſt Du gewiß vergeſſen!“

„Was denn?“

„Meinen alten Stiefelknecht!“

„Hier iſt er!“

Sie zog ihn unter dem Fußende des Bettes hervor.

IV.

Salander hatte nach allen Bewegungen und Erregungen des vergangenen Tages endlich dem Schlafe nicht widerſtanden. Doch mit dem erſten Frühſcheine, der am Himmel herauf kam, weckte ihn die ſchwere Sorge, die keineswegs eingeſchlafen war. Er ſah ſeine Gattin, die im tiefſten Frieden lag und ſchlief, jeder Zug ihres Geſichtes in ſeiner Ruhe und Zufriedenheit der Herold einer wohl geborgenen Seele. Und dieſen Frieden ſollte er mit einem Worte von Grund aus zerſtören; die Stunde war unwiderruflich da.

Das neue Unglück ſchien ihm erſt jetzt wirklich geboren, und er bereute bitter, daß er geſtern nicht ſtehenden Fußes wieder geflohen oder mit der böſen Nachricht gleich ins Haus gefallen war.

Als er, von dem alten guten Bekannten geführt, das Haus Schadenmüller und Comp. gefunden, hatte er bemerkt, daß an dieſem Hauſe wirklich Arnold von Winkelried mit den Speeren im Arm auf Goldgrund gemalt, prangte, nebſt einer Inſchrift: Sorget für mein Weib und meine Kinder! Das Haus gehörte dem Herrn Louis Wohlwend, der auch das Bild malen ließ, aber nicht bezahlte, wie ſich ſpäter zeigte.

Salander hatte ſeinen Begleiter mit Dank verabſchiedet, weil er doch lieber allein vor ſeinen alten und muthmaßlich neuen Schuldner treten wollte. Er ſtieg die Treppe hinan und ſtieß gleich im erſten Stockwerk abermals auf ein Schild mit „Schadenmüller und Comp.“, dabei aber auch eine Viſitenkarte mit „Louis Wohlwend“. Er zog die Klingel an, es ſchlürfte Jemand in ſchlechten Pantoffeln herbei, und als die Thüre aufging, ſtand ein ſchäbiger, unreif ausſehender junger Menſch vor ihm, einen

Gummipinſel in der Hand, und fragte, zu wem er wolle?

„Iſt der Herr des Geſchäftes hier?“ fragte Salander entgegen.

„Das Geſchäft iſt zur Zeit geſchloſſen. Herr Wohlwend iſt da, wie ich glaube; wen ſoll ich anmelden, wenn er zu ſprechen iſt?“ erwiderte mißtrauiſch der junge Mann.

„Führt mich nur gleich hinein, wo er iſt, er wird mich ſchon kennen!“ ſagte Salander etwas barſch, indem er den Menſchen drehte und vor ſich her ſchob.

Der ging ihm in eine leere Comptoirſtube voran, bat ihn, da zu warten und begab ſich in das Cabinet des Herrn Wohlwend. Salander ſah ſich inzwiſchen etwas um und gewahrte, daß man hier beſchäftigt war, Abzüge eines unordentlich autographirten Circulars zu falten, in Umſchläge zu ſtecken und mit Gummi zu verkleben. Es dauerte einige Minuten, bis der junge Menſch zurückkam und ihn erſuchte, in das Cabinet zu treten. Salander klopfte zweimal, bis Jemand herein rief. Als er eintrat, ſah er an einem breiten Schreibtiſch von Mahagoni,. in einen großblumigen Schlafrock gekleidet, einen Mann ſitzen, der ihm den Rücken zuwandte und eifrig zu ſchreiben ſchien, ohne ſich aufzurichten.

„Herr Wohlwend?“ ſagte Salander, um ſich bemerklich zu machen.

„Stehe gleich zu Dienſten,“ ſagte Jener, immer fortſchreibend, ſchaute dann aber einen Augenblick auf, kehrte ſich wie der Blitz wieder ab, drehte ſich abermals um und warf dem Fremden einen ſtechenden Blick zu, wie man es einem Todfeinde gegenüber thut und auch dann nur, wenn man ſelbſt bös iſt. Doch eben ſo ſchnell nahm er ſich zuſammen, erhob ſich, ging einen Schritt vorwärts und ſtellte ſich, als ob er erſt jetzt nach und nach ſeinen Beſucher erkennen würde.

„Irre ich nicht? Iſt das nicht der Martin Salander?“ Martin mußte ſich den Mann im Schlafrock auch erſt ein wenig betrachten, um ihn zu erkennen, obſchon in deſſen Ausſehen, außer einer ganz leiſen Verwitterung, faſt keine Aenderung eingetreten war, als daß er in dem früher glatten Geſicht einen Schnurrbart hatte ſtehen laſſen, der ſich nicht am Platze fühlte und mit ſeinen Härchen ſich nach allen Seiten ſperrte und um ſich ſtach. Durch dieſen einzelnen Gegenſtand aber erſchien das Geſicht urplötzlich ungeheuer leer, unwirthlich und troſtlos, für den, welchem der Schnurrbart neu war.

„Ja wohl bin ich's!“ ſagte Salander.

„Ei der tauſend, ſo ſei willkommen,“ ſagte der Andere, die Hand hinhaltend und den unwillkommenen Ankömmling prüfend anblinzelnd, eher wie ein kritiſcher Gläubiger, als wie ein böſer Schuldner; „es iſt lange her, ſeit wir uns zuletzt geſehen haben? Und was führt Dich für ein guter Stern her?“

„Dies!“ erklärte Salander kurz, von der tollen

Manier beleidigt. Er hielt ihm die aus der Brieftaſche gezogene Anweiſung hin.

Wohlwend empfing ſie mit zwei Fingern, wie einen Krebs, zog die Augenbrauen in die Höhe und las den Zettel.

„Ah!“ ſagte er, „die atlantiſche Uferbank in Rio. In der That, wir ſtehen mit derſelben im Verkehr!“

„Iſt es etwa nicht angezeigt worden?“

„In der That, ich erinnere mich an etwas dergleichen, habe aber nicht beachtet, wen es betrifft. Unſere Geſchäfte haben ſich leider durch zu raſchen Aufſchwung ſo ſehr ausgedehnt, daß ich den Ueberblick momentan nicht zur Verfügung habe. Die Bank hat ein bedeutendes Guthaben bei uns; indeſſen, wir ſtehen in Gegenrechnung und ich müßte nachſchlagen. Sapperment! Hundertſechzigtauſend Francs! Du machſt ja große Geſchäfte, Freund!“

„Es iſt ſo ziemlich, was ich in ſieben Jahren aufgebracht habe! Aber es wäre mir lieb, wenn Du nachſchlagen wollteſt!“

„Das kann ich augenblicklich nicht, guter Martin! Du mußt wiſſen, daß wir uns in einer unverſehens hereingebrochenen Kriſe befinden, welche hoffentlich vorübergehend iſt!“

„Wer ſind denn die Wir?“

„Nun, die Firma und ich, deren Inhaber! Früher war ein gewiſſer Schadenmüller dabei. Kurz, die Bücher liegen auf der Kanzlei, und da begreifſt Du, daß ich jetzt nicht nachſchlagen kann!“

„So ſchreibe wenigſtens auf das Papier, daß es von Dir eingeſehen wurde!“

„Nichts ſchreibe ich darauf, bis ich orientirt bin!“

Dieſes Benehmen brachte Salander etwas auf, ſo ſehr er an ſich hielt.

„Es iſt jetzt das zweite Mal, daß Du ſo zu mir ſiehſt, und Du ſcheinſt Dir nichts daraus zu machen, mich wo möglich auch diesmal um Alles zu bringen!“ ſprach er mit ſtrengerem Blick. Allein Wohlwend ließ ſich nicht beirren.

„Bitte, nicht ſchimpfen!“ ſagte er mit gehobener Stimme, „noch bin ich nicht fallit! Und nie geweſen! Und wenn ich es wäre, ſo ſtehe ich in der Hut der Geſetze und des Rechtes und iſt überall mein Haus meine Burg!“

Salander fiel voll Erſtaunen und wie erſchöpft auf einen mit Plüſch bezogenen Armſeſſel, der mit kopfgroßen Roſen bedruckt war. Wohlwend ſetzte ſeine Rede mit begütigter Stimme fort:

„Lieber alter Freund! Mach' es wie ich, behalte den Kopf oben! Sieh' her, in meiner unfreiwilligen Muße bin ich nicht müßig, grüble nicht über Unabwendbares; ich werfe mich auf Wiſſenſchaft und Kunſt. Hier treibe ich Heraldik, mit Einbeziehung der bäuerlichen Hauszeichen, der Handwerksinſignien und verwandter Dinge!“ Ein paar abgegriffene Wappenbücher, wie ſie die Petſchaftſtecher und Löffelgraveurs an den Meſſen und Jahrnärkten vor ſich aufgeſchlagen halten, lagen auf dem Schreibtiſche, dabei eine Farbenſchachtel, wie die Knaben ſie brauchen, wenn ſie Bilderbogen illuminiren, und einige Papierblätter mit ganz kindiſch nachgemalten Wappenbildern. Auch eine verworrene Scriptur machte ſich breit.

„Hier laſſen ſich alte Fäden politiſcher und cultureller Entwickelung offen legen und neue anknüpfen im Sinne einer neuen Vertheilung der Volksehren —“

Martin Sander hörte nicht länger auf die nachfolgenden Reden des Mannes; er griff nur noch mechaniſch nach einem ſchmierigen aufgeſchlagenen, aber auf dem Bauche liegenden Buche, mitten auf dem Tiſche des Kaufherrn und Mäcens. Es war ein uralter Räuberroman mit dem Zeichen einer Leihbibliothek, offenbar die eigentliche Lectüre des Poſſenreißers in ſeiner unfreiwilligen Muße.

Er nahm ſeine braſilianiſche Anweiſung dem guten Freunde aus der Hand, ſteckte ſie ſorgfältig ein, unterbrach die Rede und fragte nur noch: „Biſt Du verheirathet, Louis Wohlwend?“

„Wieſo fragſt Du das? Nein!“ erwiderte dieſer.

„Ich meinte nur wegen des ſchönen Winkelriedſpruches, der an Dein Haus gemalt iſt! Du biſt wohl im Allgemeinen ein Beſchützer der Wittwen und Waiſen oder ſolcher, die es werden könnten?“

„Du weißt, daß ich von jeher einem idealen Zuge nachgehangen bin, und die Wohnhäuſer freier Bürger mit edlen Sinnſprüchen hiſtoriſchen oder moraliſchen Gehaltes zu ſchmücken und dazu Anregung zu geben, dünkt mich lobenswerth!“

Nach dieſem Spruche Wohlwends ſetzte Salander ſeinen Hut mitten in der Stube auf den Kopf und verließ ohne ein weiteres Wort das Haus.

Er rief eine Droſchke herbei und ließ ſich nach der ſtädtiſchen Notariatskanzlei fahren. Der Notar las die Anweiſung, die ihm Salander nach Mittheilung der Umſtände vorlegte, rückte die Brille zurück und ſagte:

„Sind Sie ſelbſt der Herr Martin Salander? Ja? — Es iſt eben eine böſe Sache! Morgen erſcheint die amtliche Publication der Concurseröffnung mit den üblichen Friſten, ſoweit haben Sie noch alle Zeit. Ich will auch heute ſelbſt noch hingehen und den Mann amtlich einvernehmen bezüglich Ihrer Forderung.“

„Das Dringendſte,“ warf Salander ein, „ſcheint mir zu ſein, daß ſchleunigſt die Verwahrung an die Bank in Rio abgeht! Ich bin bereit, die Koſten der nöthigen Kabeldepeſchen zu hinterlegen!“

„Das iſt leider Gottes nicht mehr das Nächſte für Sie, Herr Salander!“ erwiderte der Notar mit ernſter Theilnahme, „vorgeſtern lief die ſichere Nachricht ein, die atlantiſche Uferbank in Rio de Janeiro zahle nicht mehr, geſtern kam der Nachtrag, die Direktoren ſeien verſchwunden und die Angeſtellten aus einander gelaufen. Hieſige Häuſer haben ſchon vor zwei Wochen ſchlimme Berichte erhalten, und was das Schlimmſte iſt, man hält bereits die aufgeflogene Bank und was drum und dran hängt, für ein ausgebreitetes Raubgeſchäft. Ich fürchte, viele anvertraute Gelder ſind ins Waſſer gefallen, wo es am tiefſten iſt.“

Salander mußte ſich am Pulte des fleißigen Mannes halten und ſagte nichts.

Der Notar ſah nach der Uhr.

„Ich werde mit Ihnen zum Gerichtspräſidenten gehen, es iſt gerade noch Zeit; denn es iſt für alle Fälle nöthig, daß Sie eine gerichtliche Beſchlagnahme des Guthabens der Bank auswirken, welches die Anweiſung angeblich decken ſoll.“

„Ich habe unten eine Droſchke ſtehen,“ ſagte Salander. Sie fuhren hin und erhielten die gewünſchte Verfügung, welche freilich kaum einen greifbaren Werth vorfand.

Solch' ein trauriger Bericht wartete auf Marie Salanders Erwachen, und als das wachſende Frühroth am wolkenloſen Himmel ihr ſchlummerndes Geſicht wie ein glückſeliger Traum zu beleben ſchien, verſchob der Mann abermals das Gericht ſeines Leichtſinns, deſſen er ſich nun beſchuldigte, bis die Kinder zum Einkauf der Lebensmittel ausgeſandt worden, dann wieder, bis das Frühmahl eingenommen wäre. Er wollte nicht, daß die Frau am erſten Morgen der Wiedervereinigung in Thränen am Herde ſtehen ſollte.

V.

Die Kinder gingen und kamen, die Frau bereitete das Frühſtück und nahm es inmitten der Ihrigen mit an ſich haltendem Frohmuth ein, während die Kinder ſo luſtig waren, daß ſie auch den Vater aufheiterten und ſeine Sorge noch ein Morgenſchläfchen that, obgleich es auf allen Thürmen ſieben ſchlug. Da fielen ihm auch die Geſchenke ein, die er in England in freigebiger Laune beſchafft hatte. Stracks öffnete er die Koffer und kramte aus, Lederſachen mit Stahlgeräthen, merkwürdig hübſche Bilderbücher, deren engliſchen Text er gleich zum erſten ſpielenden Unterricht benutzen wollte, ſeine Tücher und Spitzen für die Frau und die Mädchen, und einen ganzen Haufen vermiſchtes Backwerk, das überall zum Ausfüllen in die Kiſten geſtopft war.

Das Alles gab eine herrliche Kurzweil und Beſtätigung des Anbruches eines goldenen Zeitalters, ſpornte aber zugleich die Hausmutter an, die ſolchem Wandel gemäßen Pflichten zu erfüllen. Sie ging hinweg, ſich für die nöthigen Geſchäftsgänge anzukleiden, was den guten Martin plötzlich an die Gewißheit erinnerte, daß ſein Unglückshandel jetzt bereits ſtadtbekannt ſein müſſe; denn nicht nur hatte Freund Wighart jedenfalls geſtern ſeinen Abendgang durch ein paar Kaffeehäuſer gemacht und die Neuigkeit mit allem Antheil verkündet, ſondern auch die Beamten hatten keinen Grund, in einer offenen Concursſache mit ſo ungewöhnlichen Vorfällen geheim zu thun. Er durfte es nicht darauf ankommen laſſen, daß die Frau ſo zu ſagen auf offener Gaſſe von dem Gerücht überfallen wurde. Haſtig gab er den Kindern eines der Bücher und eine Handvoll engliſchen Bisquits und rieth ihnen, ſich im Freien unter dem Platanenbaum anzuſiedeln, was ihnen gleich einleuchtete.

„Du, Netti! unſer Vater gefällt mir, Dir nicht auch?“ ſagte im Hinausgehen das altkluge Setti zu ſeiner Schweſter, die nachahmend und überbietend erwiderte: „O, ganz gefällt er mir! Und ich finde, daß er ſich gut für unſere Mutter ſchickt! Du nicht auch?“

Arnold, der ſtill hinten drein ging, hörte dieſe weiſen Ausſprüche und verſtand mehr davon, als die klugen Schweſtern dachten; denn er empfand es als ein geheimnißvolles Glück, daß die Eltern gut für einander paßten, und glaubte gern daran, ſagte aber kein Wörtchen dazu.

Der Vater war indeſſen ſchon in die Schlafſtube getreten, wo Frau Marie eben ihr Oberkleid angelegt hatte und die Bruſttheile zuzuknöpfen begann.

„Marie,“ ſagte er, „Du haſt mir nie geſchrieben, daß der Louis Wohlwend wieder eine Handlung angefangen habe, ſogar eine Art von Bankgeſchäft?“

Die Frau hielt inne und ſah ihn groß an:

„Davon wußte und weiß ich ja gar nichts! Woher ſollt' ich es wiſſen, da ich nicht unter die Leute komme auf meiner Einſiedelei?“

„Auch von dem Haus Schadenmüller und Compagnie haſt Du nichts gehört?“ fragte er weiter, immer noch zögernd.

„Nein, doch! Wer iſt das wieder?“

„Das iſt die Handlung, auf welche ich mit meiner, mit unſerer ganzen Erſparniß angewieſen bin, die ich in Rio baar einbezahlt habe. Warte!“

Er lief nach einer der geöffneten Kiſten und holte das in Braſilien abgeſchloſſene Hauptbuch herbei, aus einem dunkeln Inſtincte, daß die größere Anſchaulichkeit den Vorgang erleichtern könnte.

Auf dem letztbeſchriebenen Blatte ſtand mit ſchön gemalten Zahlen der Saldo ſeines Vermögens eingetragen, über einem mittelſt des Lineals vergnüglich und tadellos hergeſtellten Federſtriche, und unter dieſem war zu leſen: Von obigem Saldo iſt abzurechnen die Summe von 25,000 Fr. eidgenöſſiſcher Währung als Guthaben meiner Ehefrau Maria N. N. aus ihrem mir zugebrachten Vermögen.

Das aufgeſchlagene Buch legte er auf den kleinen Tiſch, der da ſtand, und legte den Finger auf den Rechnungsabſchluß.

„Siehſt Du, das ſind ſechsunddreißig Contos de Reïs, etwas über zweimalhunderttauſend Franken nach unſerm Geld! Um Lebens und Sterbens willen habe ich Dein Zugebrachtes darunter geſetzt, wie Du es da leſen kannſt! Vom Ganzen aber übergab ich drei Viertheile einem angeſehenen Bankhauſe in Rio und erhielt dafür eine Anweiſung auf Schadenmüller und Comp. dahier, wo ich das liebe Geld baar in Empfang nehmen ſollte. Woraus beſteht aber dieſe Compagnie Schadenmüller? Aus einem einzigen Mann, und der heißt Louis Wohlwend, und bezahlt nichts; denn er iſt wieder einmal im Concurs und kommt heute im Amtsanzeiger. Und hier iſt ſchon der Bericht eingelaufen, daß auch das Haus oder die Geſellſchaft in Rio de Janeiro verſchwunden ſei! Bis jetzt kann keine Seele wiſſen, wo das Geld geblieben iſt, ob es in Rio ſchon beſeitigt wurde, oder ob es der Wohlwend erwiſcht hat.“

Dies Alles brachte er mit trockener, zuweilen ſtockender Stimme vor. Frau Marie, zuerſt nur halb neugierig, ſah bald auf das Buch, bald in ſein Geſicht, was ihr die Hauptſache war und ihre Aufmerkſamkeit am meiſten erregte, bis ſie zuletzt todtenblaß wurde; ohne etwas zu ſagen, heftelte ſie mit zitternder Hand das Kleid vollends zu, und begann dann erſt einzelne Fragen zu ſtammeln und ſich nach und nach in dem Unſtern zurecht zu finden. Geduldig und faſt demüthig fügte ſich Martin in die geringe Ordnung ihrer Rede und wiederholte die gleichen Aufſchlüſſe und Beſtätigungen, bis ihr Alles klar und deutlich war.

Erſt jetzt brach ſie händeringend in heiße Thränen aus, indem ſie ausrief: „O Du armer Mann! Wo ſind unſere ſieben Jahre der Trennung und der Sorge?“

Plötzlich ging das erſtickende Weinen in einen leidenſchaftlichen Zornausbruch über.

„Unſere letzte Jugendzeit hat er vernichtet, der Hund! Wo iſt er hin damit, der Blutegel? Kann man ihm kein Salz auf den Rücken ſtreuen? Kann man ihn nicht zuſammenpreſſen, den Schwamm, der Alles aufſaugt? Dieſer verfluchte Landſchaden! Wart', Mann! Wenn Du ihn nicht bändigen kannſt, ſo will ich den Sohn für ihn erziehen, daß er ihm einſt den Lohn gibt! Jetzt weiß ich auch, warum mich immer eine Art Ahnung beſchlich, wenn ich den Marder ſah mit ſeinem glatten Balg. Iſt es möglich, daß ich ſoeben noch glücklich und geſund war, wie eine Lerche, und jetzt ſo elend, ja ſo krank!“ Sie ſchritt wie verzweifelt im Zimmer umher, öffnete ein Fenſter und blickte hinaus.

„Was für ein ſchöner Tag!“ rief ſie; „welch liebliche Sommerluft iſt uns vergällt! Alſo ſo geht's, ſo geht's, ſo geht es! So, ſo!“ fügte ſie mit halb ſingendem Tone hinzu, vom bitterſten Schmerze hervorgehaucht, ſchloß das Fenſter und ſetzte ſich in einer Ecke auf den Boden, den Kopf auf die Arme legend.

Martin Salander erſtaunte in allem Elend über die Rauhheit einer Leidenſchaft, die er an der Frau noch nicht geſehen; an der leiſen Hand des Mitleidens gelang es ihm, ſich über die Stimmung der Gattin und zugleich über ſein Schuldgefühl zu erheben. Er trat vor ſie hin.

„Liebe Marie!“ ſagte er mit weichem Ernſte, „ſei nicht ſo untröſtlich! Es iſt ja nur Geld! Soll dies das Einzige und Höchſte ſein, was wir haben und verlieren können? Beſitzen wir nicht uns ſelbſt und unſere Kinder? Und ſoll dieſer Troſt auf einmal ein leerer Gemeinplatz ſein, ſobald es uns und nicht andere Leute angeht? Komm', kauere nicht wie ein Kind auf dem Boden, ſo tiefe Trauer iſt das ganze Geld ſammt dem Wohlwend nicht werth! Zwar ſeh' ich an Deinem leidenſchaftlichen Gebahren, daß Du noch jung genug biſt, trotz der Klage über die verlorenen Jahre, und das dünkt mich ſo lieblich, wie die ſchöne Sommerluft draußen; aber ſteh' dennoch auf, trockne Deine Thränen und laß die Kinder nichts merken, ſo wirſt Du Dich von ſelbſt faſſen! Du haſt wohl überhört, daß ich einen Theil des Vermögens gerettet habe, ich trage es in guten Papieren bei mir, die Wohlwend nichts angehen, und ſo ſtehe ich doch ungleich beſſer da, als vor ſieben Jahren, dazu um nützliche Erfahrungen und Kenntniſſe reicher. Komm', mache Dich vollends ſchön, wir wollen jetzt unſere Gänge machen, ich in die Kanzleien, und Du für die Küche, und Nachmittags unternehmen wir einen tüchtigen Ausmarſch mit den Kindern. Wenn wir uns nur ganz gelaſſen benehmen, ſo wirſt Du ſehen, daß wir den Ausweg ſchon wiederfinden!"

Er reichte ihr die Hand und ſie richtete ſich an derſelben auf. Es war in der That beinahe die Beſchämung eines Kindes, mit der ſie die Augen zu ihm aufſchlug.

aber ebenſo kurz andauernd, da ein Strahl beſſern Muthes und Vertrauens das Geſicht überflog. Denn ſie ſah den Mann ſeiner Lage gewachſen und im Stande, ſie, die Gattin, zu ermahnen und aufzurichten; auch war ſeine Demuth, die ſie am meiſten beängſtigt, in ſchicklicher Weiſe, ohne Aufſehen in den Hintergrund getreten. In einer halben Stunde waren ſie bereit, mit einander in die Stadt hinab zu wandern. Setti mußte ſich der Mutter anſchließen, die beiden andern Kinder wurden zu ihren Schulbüchern in das Haus verwieſen. Als Salander ſich auf dem öden Kiesplatze umſah und mit Aerger bemerkte, wie auch weiterhin eine Menge von Fruchtbäumen verſchwunden, die ehemals die Wege beſchatteten, fiel ihm auch die Holztafel ins Auge, die über der Hausthüre hing, und die Inſchrift „Penſion und Gartenwirthſchaft zur Kreuzhalde" aufwies.

„Halt," ſagte er, „die Tafel muß weg, und zwar gleich jetzt."

Mit Hilfe eines Stuhles hob er das Brett aus den Haken und ſtellte es hinter die Thüre.

„Nun biſt Du erlöſt von der betrübten Herberge!" ſagte er; „wir wollen auch ſofort einrücken laſſen, daß ſie geſchloſſen ſei!"

Die Befreiung aus ihrer wunderlichen Zwangslage, auf Gäſte warten zu müſſen, die nicht kamen und denen ſie nichts mehr vorzuſetzen gewußt hatte, wenn ſie kamen, erleichterte der Frau das Herz, ſowie auch das Einkaufsgeld, das ſie endlich wieder in ausreichendem Maße in der Taſche führte, ihren Schritten die frühere Sicherheit zurückgab; nur das Geſicht wollte bei aller Gelaſſenheit ſeinen Ernſt nicht verlieren, weil die ſeit kaum vierundzwanzig Stunden erlebten Uebergänge ihr Gemüth erſt jetzt im Innern zum Schwanken brachten, da ſie das Ende nicht abſehen konnte. Aber dies ſtille Schwanken verſtärkte nur ihren Willen, aufrecht zu bleiben und treu zu den Ihrigen zu halten.

Mann und Frau trennten ſich bald mit der Abrede, zur Mittagsſtunde wieder beiſammen zu ſein. Martin Salander begab ſich in die Notariatskanzlei. Die gerichtliche Bekanntmachung war ſoeben in den Blättern erſchienen. Dem Notar hatte Wohlwend rundweg abgeſchlagen, auf Salander's Anweiſung irgend eine Erklärung zu unterzeichnen, und in dieſem Sinne auch bei der Verſendung eines nichtsſagenden Rundſchreibens an ſeine „Geſchäftsfreunde" den beraubten Freund übergangen.

Auf den Rath des Notars hatte Martin am Vormittage einen angeſehenen Rechtsanwalt aufgeſucht und ihm die Wahrung ſeiner Sache mit gehöriger Vollmacht übergeben, derſelbe ihm dagegen aufgetragen, beglaubigte Buchauszüge und Correſpondenzen über ſeinen Verkehr mit der Bank in Rio de Janeiro beizubringen. Jedenfalls ſtand eine langwierige Abwicklung des ganzen Proceſſes in Ausſicht. Die Sache ſtehe ſo, meinte der Advocat, daß es noch der glücklichere Fall wäre, wenn es auf förmlichen Betrug hinausliefe, wo man mit Verhaftung und Strafunterſuchung einſchreiten und den zur Seite geſchafften Raub auffinden könnte, während in einem gewöhnlichen Falliment das anvertraute Gut unter allen Umſtänden verloren ginge.

Hiermit hatte Martin Salander ſich einſtweilen zu beruhigen und volle Muße zum Ueberlegen deſſen, was er inzwiſchen beginnen ſollte. Demgemäß fand er ſich gefaßt und gewiſſermaßen zufrieden beim Mittageſſen ein, das die Frau ohne jeglichen Aufwand, aber gut und nahrhaft bereitet hatte. Wein ſei keiner mehr da, ſagte ſie, der Mann möge ſelbſt beſtimmen, was etwa anzuſchaffen wäre; für heute müßten ſie ſich mit friſchem Waſſer begnügen, ſie denke, wenn man nachher ein Bischen ausfliegen wolle, ſo werde Martin ohnehin etwa mit ihnen Einkehr halten, wo es zu trinken gäbe, und wenn es nur im rothen Mann wäre.

Dieſe Anſpielung machte ſie mit einem kleinen Lächeln und ganz gemüthlich; allein ſie würde ſie ohne die heutigen Enthüllungen doch nicht gemacht haben. Auch verſtand er ſie wohl und antwortete ungeſäumt, ſie habe vollkommen recht, ihn daran zu erinnern; er werde trachten, ein Fäßchen von jenem Weine zu erhalten, der ihr gewiß ſchmecken ſolle. Mit dieſem Vermeiden einer logiſchen Erörterung war hinwieder die Frau zufrieden, da ſie das Geſtändniß ſeines Fehltrittes darin ſah, faſt vor der Hausthüre noch mit Fremden in ein Wirthshaus zu gehen.

Zur Verſöhnung erklärte ſie übrigens, daß ſie ſich danach ſehne, einige Stunden ins Grüne zu wandern; ſie ſei niemals nur in den Wald hinaufgekommen, ſelbſt zur Zeit nicht, wo ſie noch Dienſtleute gehalten habe.

Sie zogen alſo mit einander aus, in den Wald hinauf, der ſie mit ſeinem durchſichtigen Schatten empfing. Die lange nicht genoſſene Luft ſolchen Culturgehölzes machte dem Familienhaupt wohl zu Muth; die alte Lehrhaftigkeit erwachte in ihm, ſo daß er Frau und Kindern von dem Unterſchiede zu erzählen begann zwiſchen den Urwäldern des Weſtens, wo nur Kampf und Ausrottung herrſche, und den von erquickender Luft durchwehten Forſten der alten Welt, wo der Wald gebaut und gepflegt würde faſt wie ein Hausgarten. Und wie auch da noch Gegenſätze zu treffen ſeien, zeigte er ihnen, indem er hier an dem reinlichen Boden und den ſauber und lichtgehaltenen Stämmen eine Staats- oder Genoſſenſchaftswaldung, dort an Geſtrüpp, Wucherzeug und kränklichem Holze den Beſitz nachläſſiger Bauern erkennen wollte. Auch prüfte er die Kinder, ob ſie hie und da eine blühende Pflanze zu benennen wüßten oder den Vogel kennten, der ſoeben gepfiffen habe. Sie wußten aber nichts, und er ſagte zur Frau: „Das iſt's eben; die Kinder ſind zu einſam!“

„Aber lieber Mann,“ erwiderte ſie, „die Kinder ſind ja das Jahr hindurch unter hundert andern, und in ihren Schulſtuben ſind alle Wände voll Bilder, auch viele Vögel, die ſie bei Namen kennen! Was die lebendigen Vögel betrifft, ſo habe ich als Mädchen gerade durch meine Unkenntniß etwas erlebt, das mir immer noch nachgeht. Eines Sonntagabends, nach der Singſtunde, ſpazierte ich ganz allein über eine Anhöhe nach Hauſe und ſaß oben ein Weilchen nieder. Gegenüber lag ein anderer bewaldeter Hügel, in deſſen Bäumen verborgen ein mir unbekannter Vogel ſang, ſo ſchön, ſo ſchön durch die ſtille Luft und Einſamkeit, das es mir wahrhaftig das Herz bewegte und ich feuchte Augen bekam. Ich erzählte zu Hauſe davon und hätte gar zu gern gewußt, was das für ein Vogel mochte geweſen ſein. Die Leute riethen hin und her, ein Burſch, der manche Vogelſtimmen nachahmen konnte, gab dieſen und jenen Ton an und nannte den betreffenden Singvogel; allein keine der Weiſen glich dem, was ich gehört. Jetzt, nach ſo viel Jahren, höre ich in ruhigen Augenblicken noch den unſichtbaren Sänger und bin froh, daß er mir unbekannt geblieben iſt und auf die Art mir die Feierlichkeit jener Abendſtunde ſtets in Erinnerung blieb."

„Du haſt mir das auch ſchon erzählt," ſagte Salander lachend, „und es iſt artig genug, ich will es nicht bemängeln! Allein, wenn es ein Argument gegen das Kennenlernen der Dinge ſein ſoll, ſo muß ich Dich zur Ordnung rufen, Frau Jeſuitin! Verkünderin des Myſteriöſen und Unbekannten!"

„Geh', Du weißt wohl, daß es nicht ſo gemeint iſt, Du Schulmeiſter!"

Der neckiſche Ton verwandelte ſich in ein ernſteres

Geſpräch über Ziele und Grenzen des erzieheriſchen Verkehrs mit den Kindern, welches die wackere Frau mit aufmerkſamer Theilnahme in allen Ehren beſtand. Beide Gatten, indem ſie die Kinder vor ſich herſpringen ſahen, vergaßen darüber die Gegenwart und blickten von Hoffnungen belebt in die Zukunft, welche ihnen faſt ſo lieblich dünkte, als der unbekannte Vogel der Frau Marie.

So hatten ſie einen beträchtlichen Weg zurückgelegt und ſtiegen in ein Waldthälchen hinunter, durch das ein ſchöner klarer Bach floß, der ſein reichliches Waſſer über das bunte Geſchiebe und Gerölle wälzte, wie es der Berg abließ. In einer rundlichen Ausbuchtung ergoß ſich über einige bemooſte Steinblöcke ein kleiner Waſſerfall, unmittelbar aus jungem Buchenſchlag hervor, und Martin Salander erkannte ſogleich den anmuthigen Winkel von früher her.

„Dort wollen wir uns ein Stündchen niederlaſſen,“ ſagte er und rief den Kindern zu, ihnen den Weg anweiſend. Auch Frau Marie pries das Thälchen und eilte rüſtig den abſchüſſigen, von Geſtein unterbrochenen Pfad hinunter. Seit langer Zeit war es ihr nicht vergönnt geweſen, ſich in freier Natur zu bewegen ohne einen andern Zweck, als die Bewegung ſelbſt. Am Bachufer angekommen, hatten ſie noch um ein vorragendes größeres Felstrumm zu biegen, welches den beſten ſchattigen Ruheplatz verbarg. Die vorausgelaufenen Kinder ſtanden plötzlich ſtill, und als auch die Eltern am Platze waren, ſahen ſie einen

Mann, der mit bloßen Füßen, aufgeſtülpten Beinkleidern und Hemdärmeln im Waſſer ſtand und unter den Steinen umhergriff, nach Krebſen ſuchend. Auf einer trockenen Steinplatte des Ufers lagen ein paar kleine todte Forellen neben einem Gefäße, wie es die Angelfiſcher mit ſich führen, und einer offenen Botaniſirtrommel, welche in Papier gewickelte Eßwaaren enthielt. An geſchützter Stelle befand ſich im kühlen Waſſer eine angebrochene Weinflaſche.

„Der Platz iſt ſchon beſetzt," ſagte halblaut Salander, „wir wollen weiter gehen!" Er ging vorwärts, um auf dem engen Wege zwiſchen dem Krebsfänger und ſeinen Veranſtaltungen vorbeizukommen, und ſeine Familie folgte ihm auf dem Fuße, zunächſt die Frau. Da richtete ſich der Mann im Bache auf und ſchaute ſich um. Es war Herr Louis Wohlwend, der ſich hier ſtill zu vergnügen ſchien.

Die Ueberraſchung bannte beide Parteien feſt, ſo daß um Wohlwend's Beine die Bachwellen einen kleinen Schaum erregten und hinter Salander ſeine Familie gedrängt ſtehen blieb. Wie es meiſtens geſchieht, war der Unrecht leidende Theil wieder verlegener, als der andere, und da Wohlwend die Salander'ſchen verblüfft vor ſich ſah, richtete er ſich hoch auf, brachte die Hand an den Hutrand und rief: „Ah, salu!"

„Giebſt Du hier Audienzen?" ſagte Salander endlich, ohne ſich zu rühren.

„Wie Du willſt!" verſetzte Wohlwend; „wo ſollte ich am heutigen Tage mich hinflüchten, als an den Buſen der Mutter Natur? Es iſt gewiſſermaßen mein Ehrentag, an dem ich das Martyrium unſeres Jahrhunderts antrete als Opfer des Verkehrs, des Kampfes ums Daſein! Heut ſteh' ich im Amtsblatt, da iſt die erſte Folge. daß ich mein beſcheidenes Plätzchen im Kaffeehaus, mein harmloſes Spielchen um den Kaffee entbehren muß; das erfordert die Etikette, wie ſie einmal iſt, bis ſich die Sündfluth des Geſchwätzes verlaufen hat! Du weißt, Freund Martin, daß ich von jeher einem edeln Idealismus gehuldigt; der kommt mir nun zu Gut und läßt mich an ſo idylliſchen Gegenſtänden Troſt ſuchen, wie ſie ſich hier darbieten! — Ha, die Frau Liebſte! Schöne Frau, ſeien Sie mit aller Verehrung begrüßt nach ſo langer Zeit —"

„Wohlwend, Ihr könnt hier nicht mit uns von Euren Sachen reden; das ſind unſere Kinder, vor denen es ſich nicht ſchickt! Sie ſollen dergleichen nicht hören! Bitte, lieber Martin, laß uns unſers Weges gehen!"

Dies ſagte Frau Salander, indem ſie die Hand an des Mannes Arm legte. Martin wandte ſich gehorſam und ſetzte ſchweigend den Weg fort; Marie trat etwas zur Seite und ſchob die Kinder vorwärts, und erſt, als das letzte vorüber war, folgte auch ſie, ohne ſich weiter umzuſehen. Sie mußte ihre Röcke zuſammen nehmen, um zwiſchen den herumliegenden Sachen Wohlwend's, wozu auch ſeine Strümpfe und Stiefel gehörten, durchzukommen, ohne ſie zu ſtreifen.

Dieſer ſtand wie verſteinert in ſeinem Bache. In Geſicht und Stimme der Frau hatte trotz einer blaſſen Unbeweglichkeit eine ſolche mit Verachtung durchwirkte Strenge gelegen, daß ihm die Furcht aufſteigen wollte, es gäbe noch höhere Mächte als Concursrichter und Gläubigerverſammlungen. Es dünkte ihm nicht mehr geheuer im Waſſer; er watete hinaus und zog hurtig ſeine Fußbekleidung wieder an, um auf alle Fälle beſſer zu ſtehen. Dann las er drei oder vier Krebſe zuſammen, die bereits gefangen, aber dem Fiſchkübelchen entronnen waren und dem Waſſer entgegenſtrebten. Zuletzt, um ſich von dem lächerlichen Weiberauftritt zu erholen, zog er die Flaſche aus dem Waſſer und ſetzte ſich mit derſelben und der botaniſchen Büchſe auf die Platte.

Aber wiederholt unterbrach er ſein Veſpermahl. Wie kann das Weib ſich herausnehmen, ihn kurzweg mit Wohlwend anzureden, ohne Herr, und ihn zu ihrzen wie einen Knecht oder Lumpenſammler. Am meiſten beſchäftigte ihn das mit den Kindern. Hatte er denn etwas Unſittliches geſagt, was ſie nicht hören durften? Gar nicht! Er hatte eher ſchöne, erhebende Worte geſprochen, wenn ſie auch nicht baare Münze waren. Hätte doch Salander geſchimpft, dem würde er den Rechtsſtandpunkt erläutert haben; aber er hat weislich geſchwiegen.

Wohlwend's Idylle war durch die Frau entſchieden geſtört, und er packte zuſammen; doch ſchlug er einen andern Weg ein, als die Salanderleute gegangen.

Dieſe ſtiegen wieder in die Höhe und ſprachen einige Minuten nichts, bis Martin über die kurze Rede ſeiner Frau lachen mußte.

„Du haſt ihn ſcharf behandelt!“ ſagte er zu ihr, „wie zum Teufel geräthſt Du auf den Einfall, per Wohlwend und per Ihr mit ihm zu reden?“

„Ich denke, man ſpricht ſo mit den Sträflingen in den Zuchthäuſern; in meinen Augen iſt er aber nichts beſſeres!“

Sie ſchien indeſſen durch den Vorfall ein klein wenig erheitert zu ſein; auch Martin lachte abermals, als er bedachte, wie ſchlau der Concurſit die Kaffeehäuſer vermied, um tief im Walde ſeinen Meiſter zu finden. Nach einigem Schweigen, als die Frau Raum bekam, ihm zur Seite zu gehen, ergriff er wieder das Wort.

„Ich weiß nicht, ich ſchwanke doch zuweilen, ob er nicht eher ein Narr ſei, als ein ſchlechter Menſch; freilich ein gefährlicher Narr!“

Frau Marie antwortete nur mit einem leichten Seufzer, womit ſie die weitere Unterſuchung abſchnitt. Die Kinder ſchwärmten links und rechts im Gehölze, die Eheleute aber ſchritten jetzt längere Zeit ſchweigend neben einander. Martin bemerkte endlich einen mehr auf die Höhe führenden Weg. „Hier geht es, wenn ich mich nicht irre, auf einen guten Ausſichtspunkt. Magſt Du noch ſo weit gehen, ſo können wir, ſtatt in dem Loch unten, wo uns der Unhold ſtörte, oben unter dem offenen Himmel ausruhen, ſo ſehe ich zugleich ein Stück meines Landes.“

„Gern geh' ich hinauf; es kann nicht mehr weit ſein, wir waren früher ja ein paar Mal dort!"

Sie erreichten eine Hochſtelle, vor welcher das öſtlich und nördlich gelegene Land ſich wirklich weithin ausbreitete und in den Schmelz des ſchönſten Ferneblaus verlor. Unter einer Gruppe hoher Tannenbäume nahm eine Ruhebank ſie auf, und ſogleich ſuchten die Augen zwiſchen den ſanft hinziehenden Erhebungen und dazwiſchen ſich ſchmiegenden Gefilden ihre Heimathgegenden, und ſie glaubten an ſonnigem Hange eine Kirche oder ein Schulhaus weiß aufſchimmernd zu ſehen. Salander rief die Kinder herbei und zeigte ihnen das Land. „Ich habe geleſen, daß in den letzten Jahren in der Schule eine Art Heimathkunde eingeführt worden; wie ſteht es damit? Was liegt dorthin für ein Landestheil?"

Sie wußten noch nichts; nur das ältere Mädchen nannte das nächſte, worin ſie wohnten, den Bezirk Münſterburg, und wußte auch, daß es zwölf ſolcher Bezirke gebe.

„Gut! dieſe nannte man früher Oberämter, noch früher Vogteien, ehmals Herrſchaften und Grafſchaften;" eine ſolche umriß er, mit dem Zeigefinger einen bedeutenden Theil des Horizontes entlang fahrend. Die geſchichtlichen Erinnerungen wachten auf und ſchloſſen ſich aneinander, bis die Gegenwart daraus hervorging, und Alles ſchien ihm das ſichtbare Land noch mehr zu verklären.

„Die neue Welt jenſeits des Meeres," ſagte er zur

Frau, nachdem die Kinder wieder weggeſprungen, „iſt wohl ſchön und luſtig für Menſchen ausgelebter und ausgehoffter Länder. Alles wird von vorn angefangen, die Leute ſind ſich gleichgültig, nur das Abenteuer des Werdens hält ſie zuſammen; denn ſie haben keine gemeinſame Vergangenheit und keine Gräber der Vorfahren. So lange ich aber das Ganze unſerer Volksentwicklung auf dem alten Boden haben kann, wo meine Sprache ſeit fünfzehnhundert Jahren erſchallt, will ich dazu gehören, wenn ich es irgend machen kann! Ich ginge doch ungern wieder fort!“

„Um's Himmelswillen, wie kommſt Du darauf?“ rief Marie Salander erſchreckt.

„Ich meine nur ſo, eben darum!“ verſetzte er möglichſt gleichmäthig, um zu verbergen, daß er juſt eine erſte Andeutung des Entſchluſſes gewagt hatte, der in ihm aufdämmerte, ehe der Abend des zweiten Tages ſeiner Heimkehr da war.

Wochen auf Wochen vergingen, ohne daß Wohlwend's Prozeß einen Schritt vorwärts rückte; er wußte große und kleine Gläubiger ſo zu bereden und zu verwirren, daß ſie nicht ſchlüſſig werden konnten, und ſchon war anzunehmen, daß das Jahr ohne Entſcheidung ablaufen werde. Von alle dem war Salander mit ſeiner Anweiſung ausgeſchloſſen, welche anzuerkennen Wohlwend ſich beharrlich weigerte. Es ging allerdings aus ſeinen Büchern hervor, daß er mit der atlantiſchen Uferbank in Verkehr geſtanden und von Zeit zu Zeit Werthſendungen in Wechſeln erhalten, die er ſtets weiter begeben haben wollte. Aus Rio de Janeiro war, wie die Sachen dort ſtanden, zur Zeit kein Aufſchluß erhältlich, und in Münſterburg weigerte ſich nicht nur Wohlwend, ſondern auch die Maſſe, Salander's Anſprüche zuzulaſſen.

Sein Anwalt glaubte, er würde am beſten thun, die Reiſe nach Braſilien raſch nochmals zu unternehmen, um ſelbſt an Ort und Stelle das Mögliche zu veranlaſſen, wobei ja die Koſten nicht im Verhältniſſe zu dem großen Verluſte ſtänden und durch gelegentliches Geſchäft mehr als eingebracht werden könnten.

Dieſe Andeutungen reichten hin, den ſchon erwachten Gedanken feſt zu machen, das Glück aufs Neue zu verſuchen. Wenn er von dem Vermögensreſte, der ihm geblieben, das Gut ſeiner Frau ausſchied und ſicher ſtellte, ſo konnte er mit dem Uebrigen und beim jetzigen Stande des Handelsverkehres wohl wagen, die kürzlich abgebrochenen Verbindungen wieder aufzunehmen. Er getraute ſich, das Verlorene in weit kürzerer Zeit einzubringen und überdies der Familie ihren regelmäßigen Unterhalt zukommen zu laſſen.

Alſo bereitete er im Stillen Alles vor, erhielt auch von verſchiedenen Häuſern ſogleich nützliche Anerbietungen, miethete für Frau und Kinder, oder eigentlich für ſich ſelbſt mit eine beſcheidene aber anſtändige Wohnung und machte ſich ſchließlich daran, der guten Marie die Sachlage zu eröffnen.

Obgleich die Dinge diesmal ungleich beſſer ſtanden, als bei der erſten Trennung, ſo wurde ſie doch tief traurig. Sie ſaßen am Fenſter des Schlafzimmers ſich gegenüber, durch welches Marie an jenem Morgen in ihrer Faſſungsloſigkeit den ſchönen Tag angerufen hatte.

„Als ich,“ ſagte ſie nach einem Weilchen mit halber Stimme, „dort in der Ecke auf dem Boden ſaß, haſt Du mich ermahnt, ob das Geld denn das Einzige und Höchſte ſei, wonach der Menſch trachten könne? Du haſt ſo recht gehabt, Martin, daß ich Dir nun das Wort zurückgeben möchte!“

„Es iſt nicht der gleiche Fall!“ erwiderte Martin, „es iſt nicht daſſelbe, ob wir wegen verlorener Güter verzagen, oder ob wir verzichten wollen, mit friſcher Thatkraft Verlorenes wieder zu erringen! Ich kenne nun einmal den Weg, ſoll ich ihn gefliſſentlich vermeiden? Denke an unſere Kinder, Marie!“

„Ach, ich denke eben an unſere Kinder! Müſſen ſie denn durchaus reich werden, um leben zu können?“

„Marie! Du haſt ja erfahren, wie es kommen kann, wenn man nichts hat!“

Ohne hierauf zu antworten, fuhr ſie fort:

„Sieh, als wir im Walde droben auf der Bank ſaßen und in das heimathliche Land hinaus ſchauten, da dachte ich bei mir ſelbſt, es wäre vielleicht das Beſte für uns und die Kinder, wenn Du dort herum wieder eine Schule übernehmen und der böſen Welt aus dem Wege gehen würdeſt! Mit dem Gelde, das Du gerettet haſt, wollten wir bequem auskommen und noch zurücklegen —"

Salander war durch die Rede ſeiner Gattin im alten Lehrergewiſſen getroffen, ohne daß ſie es wußte; er war freilich ein Fahnenflüchtiger. Aber er ließ ſie nicht ausreden, ſondern faßte etwas krampfhaft ihre Hand:

„Nach den Genieſtreichen, die ich mit unſerem Wohlerworbenen ſchon gemacht, begreife ich Deinen Gedanken ſehr gut, er iſt billig und verſtändig! Aber ich kann nicht! erſtens würde ich kaum noch die nöthige Uebung und auch Erhaltung und Mehrung der Kenntniſſe beſitzen, um ohne Weiteres ein Lehramt anzutreten, und zu einem Wiederholungscurs bin ich doch zu alt! Dagegen fühle ich mich noch jung genug, freiwirkend in der Welt zu ſtehen, wozu mich eben der Geiſt getrieben hat. Dazu brauche ich diejenige Unabhängigkeit, welche nur ein mäßiger Beſitz verleiht; denn ein zu großer macht natürlich den Mann auch unfrei. Glaub' nur, es wird mir gewiß noch gelingen! Ich werde nicht ſo lange fortbleiben, ein Theil der Geſchäfte wird ſich ſogar hier abſpielen und eine unvermuthete Zwiſchenreiſe mit fröhlichem Wiederſehen nicht ausgeſchloſſen ſein!"

„So nimm uns mit!" ſagte ſie mit brechender Stimme.

„Um Euch Krankheit und Tod auszuſetzen? Und dann geht es nicht, weil die Kinder hier im Lande geſchult werden müſſen." Er nahm ſie mit dieſen Worten zärtlich in die Arme und hielt ſie ſo lang, bis ſie ſich ſeinem Willensſchluſſe ergeben hatte.

Er beſorgte nun zunächſt den Umzug in die neue Wohnung, die ſo gelegen war, daß die Frau Salander allenfalls einem kleinen Waarenhandel vorſtehen konnte, den er von Braſilien aus eigens für ſie zu unterhalten gedachte. Zu dieſem Zwecke war im Erdgeſchoß ein Magazin mit Schreibſtübchen für die Frau Procuraträgerin vorgeſehen. Der Mann wollte auch ſofort vorläufig eine Magd einthun mit der Mahnung, ſobald nothwendig, auch ein Gewerbsknechtlein zu beſchaffen. Doch die Frau widerſetzte ſich ebenſo vorläufig jeder Idee von Dienerſchaft im Hauſe.

Als auch alles Uebrige verrichtet war, begleitete die kleine Familie den Martin Salander auf den Bahnhof, zu guter Zeit. Auch Herr Möni Wighart ſtellte ſich um ſo pünktlicher ein, als er in der Reſtauration, den luſtigen Verkehr des Frühherbſtes betrachtend, eine Taſſe kräftiger Fleiſchbrühe zu genießen pflegte. Er verſprach dem Abreiſenden, die Wohlwend'ſche Concursſache unter der Hand zu beobachten und getreu zu berichten, was im Publicum vorgehe und geredet würde.

So fuhr Martin wieder den atlantiſchen Ufern zu.

VI.

Die Zeit floß ruhig über die Schickſale hin, oder ſie trug ſie vielmehr unvermerkt, und ſo ſaß auch nach drei Jahren Frau Marie wirklich in ihrem Schreibſtübchen und verzeichnete im Buch eine Anzahl Kaffeeſäcke, welche der Fuhrmann abgeladen und ein rüſtiger Arbeitsmann in das Magazin trug, worauf er wieder an das Verpacken von Cigarren ging; es war eine beliebte neue Sorte, die Martin Salander von den Colonien ſandte und zum Theil ſelber pflanzen ließ, da er eigens dazu Land gekauft hatte. Auch eine Dienſtmagd erſchien, die Frau wegen des Abendeſſens zu befragen; ſie erhielt die Weiſung, man wolle einmal von dem Paraguay-Thee koſten, welchen Herr Salander verſuchsweiſe geſchickt habe, ob er wohl Abnehmer finde. Hierauf brachte ein Landkrämer das Geld für einen Sack Kaffee und beſtellte einen neuen, während ein Herr kam, der ſich ein Probekiſtchen von den Cigarren ausbat, von denen er gehört.

Der Poſtfactor kam, eine Mandatſumme auszuzahlen, und endlich kehrten die Mädchen aus der Secundarſchule, die ſie beſuchten, nach Hauſe, und das ältere, Setti, wurde ſofort mit den eingegangenen Geldern auf die Bank geſchickt, wo das kleine Handelshaus im Contocurrentverkehr ſtand. Dieſes gleiche Mädchen, das ſeinem ſechzehnten Jahre entgegen ging, erhob bereits den Anſpruch, auf nächſte Oſtern bei der Mutter als „Buchhalterin“ einzutreten. Der Rechnungslehrer hatte geſagt, ſie addire wie ein Maikäfer.

Da es Herbſtzeit war, ſo wurde es früh Abend; Frau Salander zahlte ihrem Arbeitsmann den Tagelohn aus und entließ ihn für heute. Zuletzt kam Arnold vom Turnplatz heim, ordentlich geſtreckt, und ſo ſah die Mutter bald ihre Kinder beim Scheine der alten Lampe um ſich verſammelt. Sie erfreuten ſich des einfachen Abendbrotes, welches die Magd mit ihnen theilte, und Alles war zufrieden, bis Setti, die künftige Buchhalterin, eine Streitfrage aufwarf, indem ſie die Vermuthung ausſprach, ſie werde im Geſchäft eine Brille tragen müſſen.

„Warum nicht gar!“ rief die Magd entrüſtet, „es wäre ewig ſchade um Dein Geſicht, Du würdeſt ausſehen wie unſer alter Gemeindſchreiber, wo ich her bin!“

„Viele höhere Berufsdamen, und von den beſten, tragen Brillen!“ verſetzte das Mädchen mit überlegener Ruhe, und Netti ſtimmte ihr bei, mit dem Zuſatze, daß es eine blaue ſein müſſe, das ſtehe ſchöner.

„Nimm eine rothe Brille, dann ſiehſt Du das Feuer im Elſaß!“ ſagte plötzlich der ſtillgelaſſene Arnold. Dieſen ſah die Mutter groß an, faſt erſchreckt.

„Seit wann machſt Du Witze, Arnold?“

Verblüfft ſchaute er die Mutter an, denn er wußte nicht, was ſie meinte und was er Uebles gethan habe.

Die Magd lachte. Recht habe der Arnold, behauptete ſie. Frau Marie aber faßte ſich zuſammen von der kleinen Verwirrung, in die ſie gerathen, als ſie entdeckte, daß der Knabe zu Worten kam. Dem Elternſinne erſcheint es ſchon merkwürdig, wenn die Kinder ein Sprichwort zum erſten Male gebrauchen.

Es zog Jemand die Klingel, eines der Mädchen lief und brachte ein Telegramm herein, das von Baſel kam und von Martin Salander aufgegeben war:

„Bin im Lande. Komme mit letztem Zug nach Münſterburg. Holt mich nicht ab, weil mit Gepäck zu thun habe und Wagen nehme.“

Nach der ebenſo frohen als ernſtlichen Ueberraſchung, welche die Botſchaft mit ſich brachte, wurde berathen, ob dem Befehl des Vaters zu gehorchen ſei, oder ob man nicht dennoch auf den Bahnhof gehen wolle; die Mutter entſchied für Dableiben und Warten, weil es elf Uhr Nachts werden konnte und der Vater raſcher zurecht kam, wenn er nicht die ganze Familie im Gedränge begrüßen mußte.

Dadurch gewann die Mutter Zeit, ſich ſelbſt mit dem unerwarteten Bericht nachdenklich auseinander zu ſetzen. Erſt vor drei Wochen hatte ſie den letzten Brief Martin's erhalten, worin er ſich zufrieden über ſeine ökonomiſche Lage ausgeſprochen, mit der Ankündigung, er dürfe bereits an die Heimkehr denken, ſei es für immer, ſei es, um für kurze Zeit und einzelne Geſchäftsausführungen, wie er vorausgeſagt, noch das eine oder andere Mal den Weg zu machen; er glaube aber beinahe, es werde dies nicht nöthig werden. Hierauf folgte in dem Briefe eine Schlußbetrachtung über die politiſche Gegenwart und Zukunft im Vaterlande, die Marie Salander nur oberflächlich beſchaut und zum aufmerkſameren Leſen für eine ſtillere Stunde zurückgelegt hatte. Sie achtete und liebte ſogar den bürgerlichen Freiſinn ihres Mannes und ſeine Neigung, für das Ganze und Kommende zu leben, worin er durch den Louis Wohlwend jetzt ſchon bis ins zehnte Jahr in ſo merkwürdiger Art aufgehalten worden. Allein ſie beanſpruchte keinen Weitblick über Zuſammenhang und Zukunft, ſondern begnügte ſich, für den Tag und Augenblick bereit zu ſein.

Jetzt holte ſie jenen Brief hervor, um nachzuſehen, ob ſie nicht doch eine Stelle überſehen, die eine nahe bevorſtehende Ankunft verhieß, und auch um auf ſeine Worte ſo gut als möglich eingehen zu können, wenn er darauf zurückkam.

Wenn Du, ſchrieb er, erfreut biſt, daß wir ſo leidlich bald wieder auf einen guten Weg gekommen ſind, ſo mußt Du das nicht meiner beſonderen Geſchicklichkeit und Thatkraft zuſchreiben, ſondern dem freundlichen Glücke, welches mir zur Seite ging. Allerdings habe ich auch einigen Fleiß aufgewendet, wie es der Menſch etwa thut, wenn er ſich ein Ziel ſichtbar winken ſieht. Die Dinge, welche bei Euch zu Hauſe ſich vollzogen haben, dieſe neue Verfaſſung, welche unſere Republiken ſich gegeben haben, dieſe unbedingten Rechte, die das Volk ruhig, ohne irgend eine Störung ſich genommen hat, alles das möchte ich in ſeinen glorreichen Anfängen noch ſehen und mit genießen, Alles ruft mir zu: komm! wo bleibſt du? Und nun kann ich als unabhängiger Mann kommen, der ſeinen Boden hat und nichts zu ſuchen braucht, als die Gelegenheit, zu helfen und zu nützen! Und welch ein großer Augenblick iſt es, in welchem unſere alte Freiheit den großen Schritt thut! Rings um uns hat ſich in den großen geeinten Nationen die Welt wie mit vier eiſernen Wänden geſchloſſen; zugleich aber hat ſich mit dem moraliſchen Schritt, den wir gethan, eine tiefſte Quelle neuen Freiheitsmuthes und Lebensernſtes geöffnet, welche das Aeußerſte ertragen und das Härteſte überdauern läßt und am Ende die Welt überwindet, wäre es auch im Untergang! Ein ſolches Gefühl der Selbſtbeſtimmung, der Furchtloſigkeit und der Pflichtliebe ſchützt ſtärker, als Repetirgewehre und Felswände u. ſ. w.

Da ſtand freilich nichts von einer ſchon beſchloſſenen Reiſe. Der Drang danach mußte alſo ſeither plötzlich ſo gewachſen ſein, vielleicht auf neue verlockende Berichte oder ſich verbreitende Sagen, daß Martin nicht länger hatte widerſtehen können.

Er erſchien denn auch, noch vor elf Uhr, ſo friſch, freudig und faſt ſtürmiſch bei den Seinen, wie wenn er ſieben Jahre jünger ſtatt dreie älter geworden und ein brauſender Windſtoß neuen Lebens mit herein gekommen wäre. Als die Frau Marie ihn umarmte, empfand ſie eine Art ehrerbietiger Scheu vor der Macht der Ideen, die in den Worten des Briefes lagen und jetzt über den Ocean her ihr den Mann in die Arme geweht hatten.

„Holla! Welch niedliche Backfiſche, die darf man ja kaum berühren!“ rief er, als er die zwei Mädchen erblickte und ſie trotzdem herzhaft küßte.

„Man ſagt ihnen auch Haſenbraten!“ rief Arnold, der ſich auch bemerklich machen wollte.

„Ei, Du Tauſendskerl, Arnoldi, was ſagſt Du da?“

„Du kommſt gerade recht, Männchen!“ rief die Frau, die laut lachend und voll Behagen ſich niederſetzte, „Dein Bub macht heut ſchon zum zweiten Mal eine Art Witz! Er ſcheint unnütze Worte aufzuleſen!“

„Mag er ſie aufleſen, wenn er ſie nur gut anbringt! Komm, Arnold, und gieb mir recht patriotiſchen Gruß und Handſchlag! Laß ſehen, wie biſt Du gewachſen? Nicht übermäßig, doch ſo ſo für Deine elf Jahre! Und wie ſteht's mit der Schule?“

Er begann den Knaben abwechſelnd mit den Mädchen zu befragen, während er das ihm bereitete Nachtmahl mit vielen Unterbrechungen einnahm; er merkte aber endlich, daß er in Hinſicht auf Methoden und Gegenſtände nicht mehr auf dem Laufenden war und daher die Kinder nicht ganz richtig fragen konnte.

Als Frau Salander es wahrnahm, ſäumte ſie nicht länger, dem Manne den bereit gehaltenen Heimathsgruß zu bieten, nämlich die erſte Kanne gährenden Weinmoſtes, der eben im benachbarten Wirthshauſe zu haben war. Sie wußte, daß er den Trank liebte, aber ſeit zehn Jahren nicht mehr geſehen. Zugleich trug die Magd eine Schüſſel voll gebratener Kaſtanien auf den Tiſch, womit den Kindern ihr Recht wurde zum Gedenken dieſer Glücksnacht Um ein Uhr hob Frau Marie die Tafel auf und würde es wohl früher gethan haben, wenn nicht ſoeben ein Sonntag angebrochen wäre.

Der erhellte ſich denn auch zum ſchönſten Herbſttage, deſſen Morgenſtunden Salander im traulichen Verkehr mit den Seinigen verbrachte. Ein Mal nur wollte er die Frau nach Wohlwend fragen, brach aber ab und ſagte: „Nein, heut will ich davon nicht ſprechen!“

Er aß noch mit der Familie zu Mittag; dann erklärte er unverſehens, wie er nun einen tüchtigen Gang in das Volk hinaus thun wolle, an die freie Luft, und ſehen, wie es ſich athme. Allein wolle er den Gang thun, nur von ſeinen Gedanken begleitet. Im letzten Augenblicke jedoch beſann er ſich anders und erlaubte dem Knaben, mit zu gehen. Arnold ließ ſich das nicht zwei Mal ſagen und ſchritt anſehnlich an des Vaters Seite aus dem Hauſe.

Die Jahreszeit mit den Erſtlingen der Kelter belebte die Straßen. Salander machte mit dem Knaben einen weiten Weg in der Runde um die Stadt; überall hörte man Tanzmuſik, welcher junges Volk beiderlei Geſchlechts zuſtrebte. Man ſah auch etwa einen Zug Schützen, die mit ihren Gewehren einer letzten Sonntagsübung nachgingen, oder eine Schar Turner mit Stäben auf der Schulter, den Tambour voran. Dazwiſchen mannigfaches Volk durcheinander wimmelnd, fröhlich oder gleichgültig, einzelne mürriſch und über irgend etwas fluchend; den Hauch und Glanz aber der neuen Zeit, das Wehen des

Geiſtes, den etwas feierlicheren Ernſt, den er ſuchte, konnte er nicht wahrnehmen. Man hörte Singen auf den Gaſſen und in den Schenkhäuſern; es waren die alten Lieder, von denen die Leute, ganz wie ehemals, nur die erſte Strophe kannten und etwa die letzte; wenn Einer noch eine mittlere aufbrachte, ſo lallten die Anderen das Lied ohne Worte mit. Auf einer ſtaubigen Straße balgte ſich ein Haufe angetrunkener Jünglinge, als ob es keine edlere Verſtändigung für junge Bürger gäbe, welche über die Geſetze nachzudenken gewohnt ſind, über die ſie mitzuſtimmen haben. Alle hundert Schritte bettelte ein Mann mit einer Ziehharmonika oder einem leeren Rockärmel, während der Arm auf dem Rücken lag. Kurz, es war Alles, wie es vor Altem an einem Herbſtſonntag geweſen, und zu gewärtigen, daß ſpäter am Tage einige der freieſten Männer nicht mehr auf ihren Füßen würden ſtehen können.

Salander ſchüttelte leiſe den Kopf, indem er ſich aufmerkſam umſah. Nun, ſagte er bei ſich ſelber, alle großen Veränderungen müſſen einen Uebergang haben und ſich einleben! Aber ich hätte geglaubt, ſchon die Thatſache eines ſolchen Ereigniſſes würde Land und Himmel eine andere Phyſiognomie machen! Am Ende iſt es aber und wird wohl ſein die angeborene Beſcheidenheit des Volkes, ſeine ſchlichte Gewöhnung, welche es nicht leicht die anſpruchsvollere Toga umwerfen läßt!

Sie gelangten jetzt vor ein größeres Vergnügungslocal, welches von volksthümlichen Elementen angefüllt ſchien; ein kräftiges gleichmäßiges Gemurmel war darin verbreitet, wie es ſo tönt, wenn der Löwe Volk bei ruhiger Laune iſt. Da Salander's Knabe die Frage, ob er nicht Durſt habe, unverweilt bejahte, ſo ging der Vater mit ihm hinein, wo ein großer Saal ganz mit jungen und älteren Männern angefüllt war, worunter wenige Weiber ſaßen.

Mit einiger Mühe fanden Vater und Sohn noch einen unbenützten kleinen Tiſch. Kaum hatten ſie ſich aber geſetzt und etwas Bier erhalten, ſo kamen noch zwei Leute, die ohne Weiteres den übrigen Platz einnahmen und ſich ebenfalls Bier geben ließen. Der Eine war offenbar ein Süddeutſcher, der Andere ein Schweizer und zwar aus dem Münſterburggebiet. Er trug Schnurr- und Kinnbart nach franzöſiſchem Zuſchnitt und den Hut ins Genick zurückgeſchoben, um verwogener auszuſehen. Sie führten ein lautes Geſpräch, ohne ſich um Jemand zu kümmern, unverzüglich weiter.

„Wie geſagt," meinte der Schweizer mit faſt brutalem Tone, „Du kennſt mich! Ich bin ein Kerl, der ſich nicht foppen läßt!"

„Wer will Dich denn foppen? Ich gewißlich nicht!" warf der Andere beſcheiden ein.

„Ich ſage nicht wer, ich ſage es ganz allgemein! Da ſieh den Brief, den mir mein früherer Meiſter in St. Gallen geſchrieben! Jede Stunde kann ich wieder hin, wenn ich will!"

Er kramte einen Brief hervor und gab ihn dem Kameraden, der ihn las und bekannte, das ſei ein ſchöner Brief, nicht jeder könne dergleichen Zeugniſſe aufweiſen, ein ſchmeichelhafter Brief, der Tauſend, ja wohl!

„Es braucht ſich nichts Schmeichelhaftes zu ſagen! Ich brauche keine Speichellecker, ich bin ein freier Mann, unabhängig, ſtolz, wenn Du willſt, aber ich verachte die Schmeichelei!“

„Ei, ich ſchmeichle ja nicht, wo werd' ich denn ſchmeicheln! Es iſt ja die lautere Wahrheit!“

„Das iſt's! Aber ich geh' nicht hin, ich will mich noch lang nicht binden, und ich weiß, daß er mir nur die Tochter anhängen will. Ich könnte freilich zugreifen, auch meine hieſige Koſtfrau hat eine Tochter, die mir überall in den Weg ſteht! Aber ich will mich nicht binden! Ich will noch gar nicht Meiſter ſein, obgleich ich meine Achtundzwanzig auf dem Buckel habe! Da müßt' ich ein Narr ſein und mich plagen! Lieber cujonire ich die Meiſter!“

„Ja, ja, Du biſt halt ein ſtrammer Kerl!“

„Wahrſcheinlich! glaub's nur!“

„Ich für mein Theil habe leider Frau und Kind und bin leider auch Meiſter, das iſt nun ſo, ich bin angebunden und ein armer Teufel!“

„Warum haſt Du ſo früh geheirathet?“

„Das hab' ich gethan, weil ich nicht mehr heim wollte; da hab' ich gedacht, du heirathſt hier bei erſter Gelegenheit, dann biſt du feſt gemacht!“

„Ha, ich begreif' ſchon, daß Du lieber in der Schweiz biſt! Aber alle könnt Ihr doch nicht hier hocken, ſo ſchön es bei uns iſt!"

„Ja, Ihr ſeid eben ganze Leut'! Sapperment, ich hab's ſchon oft gedacht. Und Dir löſt keiner die Schuhriemen auf!"

„Hm! das brauchſt Du mir nicht zu ſagen, ich nehme keine Schmeicheleien an! Aber die Fliegen laſſe ich mir allerdings nicht auf der Naſe heirathen!" Der Schweizer ſtrich ſich grimmig geſchmeichelt den Schnurrbart und ſtieß mit dem Deutſchen an: „Trink' aus, ich zahle noch ein Glas!"

Martin Salander hörte dieſe Reden, die von einer gemeinen Geſinnung und zügelloſen Eitelkeit zeugten, mit Verwunderung, indem er zu ſich ſagte: „Dieſer verfluchte Kerl! dieſer Schreiner- oder Schuſtergeſell hat ſich ja ganz ausgezeichnet eingerichtet: Wie die Ameiſen ſich Blattläuſe halten, die ſie melken, hält ſich der einen eigenen Lobhudler, einen Schwaben, wie man's hier nennt!"

Er mußte nur weiter hören. Der ſchweizeriſche Arbeiter hob ein ſolches Selbſtrühmen an, wie es nur ganz ſchlecht gezogene Menſchen thun können, die zudem niedrig denken und fühlen. Aber je mehr er prahlte und ſich ſelbſt herausſtrich, deſto kleinlauter wurde der deutſche Geſell oder that wenigſtens ſo. Denn Gott mochte wiſſen, was der Schläuling für einen Grund hatte, dem Flegel den Hof zu machen.

Allein je demüthiger er ſich bezeigte, deſto übermüthiger wurde der Andere.

„Du biſt einer von den Geſcheitern,“ rief er, „Du weißt es doch zu ſchätzen, daß Du in der Schweiz und bei einer Nation biſt, wie die meinige! Schau mich an! Alles machen und ordnen wir ſelbſt, wie wir es haben wollen, und ich bin Einer davon und frage weder Gott noch Teufel etwas nach! Heut' noch geh' ich in eine Berathung über ein Gerichtsgeſetz, das über tauſend Paragraphi hat, und morgen mach' ich Blauen, denn es wird lang dauern. Der Meiſter kann dafür aufſtehen und ſchaffen! Anerkennſt Du das?“

„Ich ſag' es ja immer, ich ſchäme mich, ein Deutſcher zu ſein!“

„Das iſt nicht ganz aus dem Weg, obgleich Ihr auch energiſche Burſche habt! Sieh uns jetzt nur aufmerkſam zu und lerne was Rechtes!“

Salander konnte nicht mehr an ſich halten. Roth vor Zorn ſchlug er auf den Tiſch und rief dem Deutſchen zu: „Schämen ſollte man ſich, ſo zu reden, wenn man ein ſo gewaltiges Vaterland hat! Und Ihr, Herr Landsmann,“ wandte er ſich an den Münſterburger, „ſolltet Euch ſchämen, einen argloſen Fremden ſo zu bedrücken und Euch von ihm anpreiſen und beloben zu laſſen! Zehn Jahre bin ich in Amerika geweſen und habe nirgends einen ſo eitlen Tropf und Prahlhans reden gehört, wie Ihr einer ſeid! Da ſind wir ſchön beſtellt, wenn das junge Volk ſchwatzt wie die Elſtern und alten Hebammen! Pfui Teufel!“

Er hatte in ſeiner thörichten Aufregung ſo laut gerufen, daß die Leute an umſtehenden Tiſchen ſich drehten und zuhörten. Der Schweizer Landsmann hatte zuerſt verdutzt aufgeſehen; jetzt ſtand er ſchon auf den Beinen, ſtreckte die Hand aus und rief:

„Wer ſeid Ihr da? Wer heißt Euch, zu horchen, was die Leute reden?“

„Ich habe nicht gehorcht! Ihr ſeid mit Euern Reden daher gekommen, wo ich ſchon geweſen bin!“

„Ihr ſeid dennoch ein Schleicher! Wenn Euch nicht gefällt, was wir ſagen, ſo geht weiter! Aber Ihr ſeid jedenfalls ein Spion und Volksverächter!“

Er rüttelte an dem kleinen Tiſch, der zwiſchen ihnen ſtand, daß die Gläſer klirrten, die Umſtehenden drängten ſich näher heran und einige riefen, was der wolle?

„Schimpfen thut er, wir ſeien eitle Tröpfe und alte Hebammen, wir junges Volk, wenn wir Freiheit und Vaterland rühmen!“

Auch der Deutſche verlor ſeine Gutmüthigkeit und fing an, Lärm zu machen.

Salander blickte auf ſeinen Knaben, nahm ihn an die Hand und drückte ſich unverſehens durch die Leute und aus dem Saale, nicht ohne dem Tiſch einen kräftigen Stoß gegeben zu haben, den jener ihm auf den Leib rücken wollte. Er hätte nicht übel Luſt gehabt, die aufgewachten Dämonen oder den Löwen mit beharrlicher Rede zu zähmen; allein die Rückſicht auf ſein Kind gebot ihm, allen weiteren Händeln auszuweichen, damit er nicht gar erlebe, vor den Augen desſelben mißhandelt und gedemüthigt zu werden.

Voll Verdruß und Beſchämung ſuchte er den kürzeſten Weg nach Hauſe, war aber froh, dem Herrn Möni Wighart zu begegnen, dem er, da es noch zeitig am Tage war, gern in eine ſtille Wirthſchaft folgte, um ſich zu faſſen und für den Knaben einen freundlicheren Schluß des Spazierganges zu gewinnen.

Sie trafen aber in einer Ecke des Hauſes den Rechtsanwalt, welchen Salander einſt mit ſeiner Angelegenheit betraut hatte. Der viel beſchäftigte Mann erholte ſich hier bei einem Sonntagsſchöppchen von der Wochenarbeit gleich einem biedern Handwerksmeiſter, zeigte ſich indeſſen nach dem unerwarteten Erſcheinen des Clienten freundlich bereit, den Wohlwendhandel in die Unterhaltung aufzunehmen und beim Glaſe zu berathen. Martin Salander ſchickte daher den Knaben bald mit dem Berichte nach Hauſe, der Vater werde in einer oder zwei Stunden nachkommen.

Leider war nicht viel zu berathen, da der Stand der Sache immer der alte geblieben. In Rio lag ſie faſt ganz eingepökelt. Die verantwortlichen Perſonen der atlantiſchen Uferbank wurden eine Zeit lang verfolgt; allein ſie drückten ſich immer rechtzeitig von Staat zu Staat und hielten ſich nur an ſolchen Orten auf, wo nicht nur an Niemand ausgeliefert, ſondern wo auch von keinem Verfolgten das auf ihm gefundene Vermögen verwahrt, überhaupt kein Recht gehalten wurde. Ein oder zwei Mal ward Einer verhört und über das nichtsnutzige Ergebniß ein Protokoll eingeſandt, der Betreffende hingegen ſammt ſeinem Gelde, das offenbar aus der Caſſe der Uferbank herrührte, freigegeben, und das war ſogar auf engliſchem Grund und Boden geſchehen und hatte ſo viel gekoſtet, daß Salander ſich ſcheute, dem Teufel noch den Weihkeſſel nachzuwerfen, wie er ſagte.

Doch gab es in Braſilien Geſchäftsleute, welche dafür hielten, Martin's berühmte Anweiſung ſei ihm noch in guten Treuen ausgeſtellt worden, weil die Uferbank in jenem Augenblicke noch nicht daran gedacht habe, aufzufliegen. Hierüber war nun eben nichts Actenmäßiges zu erfahren.

In Münſterburg hatte Wohlwend nach langen Verhandlungen ſeine Gläubiger mit einigen bettelhaften Procenten abfinden können, wobei Salander's Forderung gar nicht in Betracht kam. Das Guthaben der überſeeiſchen Bank, welches gerichtlich in Beſchlag genommen war zu ſeinen Gunſten, ließ ſich bei dem Mangel aller gutwilligen Aufſchlüſſe nicht ausſcheiden, und der Anwalt hielt nichts als die dunkle, nicht angenommene Anweiſung in der Hand. Nachher verſchwand Wohlwend aus der Gegend. Sein Haus hatte der Baumeiſter an ſich ziehen müſſen, der dabei zu Verluſt kam. Der Maler des Arnold von Winkelried erhielt gar nichts.

„Ich bin überzeugt," ſagte der Anwalt, „daß er ſchon vor zehn Jahren gerade durch den Betrag Ihrer Bürgſchaft, den Sie auf dem Platz erlegen mußten, um das Falliment herumgekommen iſt; und ſo glaube ich, daß er auch diesmal durch Ihr Geld, das er ganz oder zum Theil in die Klauen bekam, in den Stand geſetzt wurde, ſich mit den Gläubigern, wenn auch noch ſo elend, abzufinden; denn natürlich hat er den Löwenantheil für ſich behalten. Aber dennoch, ich kann mir nicht helfen, iſt er ein intereſſantes Subject, juriſtiſch genommen. Da mich die unverbrüchlich kalte, ſchweigſame Haltung, die er ſtets der Anweiſung gegenüber einnahm, ohne ſich je mit einem Worte in Verlegenheit zu ſetzen, betroffen machte, gerieth ich auf den Einfall, ein etwas ungewöhnliches Experiment mit ihm anzuſtellen. Ich kenne einen ſehr erfahrenen Irrenarzt; der hat als Vorſteher einer auswärtigen Heilanſtalt die Simulanten von Verrücktheit zu behandeln, welche ihm in Unterſuchungsproceſſen übergeben werden, wenn ſie mit ſolchen Künſten dem Geſtändniß entrinnen wollen. Er hat eine treffliche Uebung darin und bringt dieſe Spitzbuben in der Regel binnen zwei Tagen oder auch zwei Stunden zur geſunden Vernunft zurück, ſoweit ſie ihnen überhaupt beſchieden iſt. Freilich bindet er ſich nicht an die Schranken, die dem Unterſuchungsrichter vorgezeichnet ſind. Als der Mann zu jener Zeit ſich einige

Tage hier aufhielt, erzählte ich ihm von Louis Wohlwend und ſeinem putzigen Benehmen. Wir wurden einig, daß er als Vertreter eines fremden Betheiligten an dem überſeeiſchen Bankhandel, der auch mit mir Rückſprache gepflogen habe, zu Wohlwend gehen und ihn unter dem Vorwand einer geſchäftlichen Erkundigung beobachten und ausholen ſolle. Es gelang ihm, den Mann länger als eine Stunde hinzuhalten, aber nicht, ihn auf einem verfänglichen Worte zu ertappen. Es gebe, ſagte der Arzt, einzelne Menſchen, welche die Macht haben, ein unbequemes Factum ſo zu ſagen in ihrem Bewußtſein ſo gut aus dem Wege zu räumen, daß ſie nicht einmal im Schlafe, geſchweige im Wachen davon ſprechen, wenn ſie nicht wollen. Und es ſeien das durchaus nicht geiſtig ſtarke Leute, vielmehr ſolche, denen jedes Bedürfniß mangle, ſich mit ſich ſelbſt auseinanderzuſetzen. Dieſer Mangel vermiſche ſich dann mit einer ordinären Verſchmitztheit und bilde ſich zu einer nützlichen Kraft aus. Nur die Nähe des natürlichen Todes vermöge zuweilen den Bann zu brechen. Zu dieſen ſcheine Herr Wohlwend zu gehören, wenn auch als merkwürdige Abart. Während der Unterredung habe er nicht krampfhaft vorſichtig gethan, ſondern ganz unbefangen geplaudert, aufmerkſam, ſcheinbar, zugehört und ſich geſtellt, als ob er nach gutem Rath ſuche, den Kopf geſchüttelt und ſchließlich geſagt: ‚Es iſt eine verzwickte dumme Geſchichte! Ich würde Ihrem Clienten rathen, es zu machen wie der Andere, der Herr

Salander, und ſelbſt hinreiſen nach Rio; es muß dort ‚noch eher etwas auszurichten ſein, als hier!' Dabei habe er ſich mit einer alten Pappſchachtel beſchäftigt, in welcher ein Dutzend zerzauſte Schmetterlinge und Käfer, von Staub bedeckt, auf einem Häufchen gelegen. Dieſe verjährten Lebeweſen auseinanderſuchend und auf friſche Korkhölzchen befeſtigend, habe er ſchließlich mit einem untiefen Seufzer gerufen: ‚Ja, ja, mein lieber Herr! ohne das bischen Wiſſenſchaft würde man oft nicht mehr den Muth zum Leben behalten in dem Wirrſal dieſer Welt! Haben Sie ſich nie mit Inſectenkunde befaßt?'“

Die Männer ſchwiegen einige Zeit, wohl um ſich zu beſinnen, was ſich über das ärgerliche Vorhandenſein eines ſo unbequemen Geſellen weiter denken laſſe, der gewiſſermaßen, gleich einer Qualle, ſich ſelbſt aufzuheben vermöge, wenn er merke, daß er ausgeforſcht werde.

Mittlerweile betupfte Möni Wighart mit dem Finger ſeine Naſe, bis er unverſehens rief:

„Wie iſt mir denn? Da geht mir etwas im Kopfe herum, das ja ganz hierher gehört und juſt von der heutigen Ueberraſchung zurückgedrängt wurde! Richtig! Nicht lang' iſt's her, daß ich von einem hieſigen Holzhändler hörte, er habe tief in Ungarn den Louis Wohlwend geſehen, munter wie ein Fiſch, verheirathet mit einer ſchönen jungen Frau, und ſchon geſegnet mit zwei kleinen Kindern! Den Ort kann ich nicht mehr nennen. Ich fragte den Holzhändler, ob er ihn geſprochen habe?

Freilich habe er ihn geſprochen und Wohlwend ihm erzählt, wie ihm durch dieſe glückliche Heirath nicht nur ein hübſches Weibchen, ſondern auch ein artiges Weibergut zu Theil geworden ſei. Er habe aber nicht viel mit ihm reden können, weil Jener ſich kurzer Hand entfernt. In einer Gaſtſtube der Sache nachfragend, ſei ſie ihm von seßhaften Leuten beſtätigt worden mit der nähern Angabe, der Schwiegervater Wohlwend's, ein Schweinehändler, habe einer ſeiner Töchter vor der Hochzeit ein ſchönes Vermögen nicht nur vorbeſtimmt, ſondern gerichtlich verſchrieben als künftiges Erbe, und ſich zugleich verpflichtet, bis zu ſeinem Ableben dem Wohlwend die Zinſen davon jährlich zukommen zu laſſen. Einige bezweifeln allerdings die Geſchichte, weil der Schwiegervater keineswegs für ſo wohlhabend gelte, daß er jeder Tochter ein ſolches Erbe zutheilen könnte; Andere dagegen weiſen darauf hin, daß das betreffende Frauenzimmer eine Tochter aus erſter Ehe ſei und nur ihr Mütterliches beziehe, während eine dritte Partei behaupte, ſie ſei gar nicht das rechte Kind des Schweinehändlers. Eine vornehme Dame habe es heimlich zur Welt und bei dem Manne untergebracht."

„Kurz und gut," ergriff Martin Salander das Wort, „mein Louis Wohlwend hat ohne Zweifel im Oſten Europa's einen Schweinehändler d'ran gekriegt."

„Hm!" machte der Rechtsanwalt, „ich möchte faſt lieber ſagen, ein öſtlicher Schweinehändler hat den Meiſter Louis d'ran gekriegt!"

„Ei wie ſo denn?"

„Nun, wie ſo denn? Wie wäre es, wenn er ſeine beiſeite gebrachten Raubgelder, die ſchönen Contos de Reis des Herrn Martin Salander, ganz ſtill an die Grenze der Türkei geſchleppt und auf dieſe geniale Weiſe in Weibergut verwandelt hätte? Und wie wäre es, wenn der Ferkelkröſus den Schlaukopf um Capital und Zinſen zu prellen wüßte und ihm obendrein das Weibchen auf dem Halſe ließe? Was mich allein ſtutzen macht, iſt die Schwatzhaftigkeit, mit welcher er ſich dem Holzhändler entdeckt hat, nach dem, was ich vorhin von dem Pſychiater erzählte. Er muß eben ungemein fidel geweſen ſein oder wie Homer ein Schläfchen gethan haben! Der Umſtand, daß wahrſcheinlich hier zwei Hechte am nämlichen Karpfen ſtehen, hindert mich auch, Herr Wighart, Sie jetzt ſchon zu erſuchen, Sie möchten Ihren Gewährsmann um genaue Bezeichnung von Orts- und Perſonennamen angehen. Ich will mir meine Phantaſiearbeit noch einige Tage überlegen und werde mir dann erlauben, bei Ihnen anzuklopfen, natürlich im Einverſtändniß meines Herrn Clienten, ſofern er ſich überhaupt noch als ſolchen betrachtet! Eigentlich aber würde es ſich ſofort um eine Criminalſache handeln und für die Behörden der Anlaß da ſein, von ſich aus vorzugehen."

„Ueberlegen Sie, Herr Fürſprech!" erwiderte Salander; „am Ende ſchadet es nichts, wenn wir den

Schadenmüller, den Hecht, wenigſtens ein bischen aufſtören und herumjagen können!“

Die drei Männer unterhielten ſich noch eine Viertelſtunde und brachen dann auf, um ſich, jeder an geeigneter Stelle, zu verabſchieden. Martin Salander ging nach Hauſe.

Der Eindruck, den er von ſeinem Gang durch das neue Volk und von dem Auftritt mit dem Maulhelden davongetragen, erwachte wieder, als er unter dem alten Sternenhimmel dahinſchritt, und das quälende Verhältniß zu dem alten Freunde Wohlwend, an den er wie mit eiſernen Ketten gebunden ſchien, verdunkelte die trübe Stimmung noch mehr, die ihn befallen. Er nahm ſich vor, den Advocaten von der weiteren Verfolgung Wohlwend's abzumahnen, damit der Menſch aus ſeinem Gedächtniß eher verſchwinde. Aber trotz dieſes Vorſatzes bedurfte es des freundlich erleuchteten Wohngemaches, in das er trat, und der um den Tiſch verſammelten Kinder, die ſeiner harrten, um ein leichteres Herz zu gewinnen. Die Gattin, die ſeine trüben Augen noch ſchnell geſehen, kam mit einer ſorglichen Anſprache ſchon zu ſpät.

Als Martin bald darauf zu ſeinem Advocaten ging, fand er dieſen ſchon ſelbſt von dem Gedanken abgekommen, amtliche Nachforſchungen über die Natur des Wohlwendſchen Frauenvermögens zu veranlaſſen. Es ſchien ihm doch nicht thunlich, auf Grund unbeſtimmter Gerüchte und einer bloßen witzigen Vermuthung in entlegenen Ländern ſo vorzugehen. Wenn wir die Angel jetzt auswerfen, ſagte er, ſo wird ſie uns kurz abgeriſſen; halten wir ſie aber noch zurück, ſo kann ſie uns unverſehens einmal nützlich werden.

VII.

Martin ſäumte nun nicht, ſeine Handelsgeſchäfte wieder aufzunehmen, d. h. ſich für deren Fortführung auf dem Platze Münſterburg einzurichten. Er miethete die nöthigen Räume für Contor und Magazine, und bald ſaß auch ein Schreiber am Pult und lief ein Lehrling ab und zu. Frau Marie bat ſehr, ihr die kleine Handelsanſtalt im Hauſe zu laſſen, und er that es mit Vergnügen, da er ihr gewiſſe Gegenſtände zuzuweiſen gedachte, deren Bewältigung ihm ſelbſt zu umſtändlich und wenig lohnend ſchien. Aber es ſtellte ſich heraus, daß die wackere Frau nicht ſo leicht auf Alles einging, ſondern bereits ſo gut ihre Grundſätze beſaß, wie ein altbewährtes Handelshaus. Sie wollte ſich mit nicht vielen, aber als gut bekannten Waaren begnügen, für welche ſie eine ſichere Kundſchaft wußte; dieſe vermehrte ſich unausgeſetzt, aber gemächlich und ohne Gedränge, ſo daß ſie nie genöthigt war, den Bedarf in ungeordneter Weiſe zu decken; kurz, ihr Geſchäft war eines von denen, welche man ein ſtilles Goldgrüblein zu nennen pflegt.

Der Mann hütete ſich, ſie hierin zu ſtören, und ließ ſie gerne fernerhin ihre beſondere Rechnung führen, die er geprüft und in Ordnung gefunden hatte. Freilich mußte er dabei die buchmäßigen Poſten des Soll und Haben aus ihren verſchiedenen Heften und Büchelchen zuſammenfiſchen, und Marie Salander ſchaute ihm etwas ängſtlich zu, was wohl herauskommen werde; doch lachte ſie vergnügt, als ſchließlich bis auf den letzten Franken alles in ſchwarzer und rother Tinte an ſeinem Orte ſtand, mit Bilanz und Nachweis.

So hauſte Martin Salander mit den Seinen wieder auf altem Grunde und konnte beruhigt in die Welt und in die Jahre hinausſchauen, ſoweit es der Menſch verlangen kann; denn wer auch nicht Welt und Zeit zu überholen ſtrebte, dem kamen ſie von ſelbſt vor die Füße gerollt.

Trotz der Täuſchung, die ihm auf ſeinem Sonntagsſpaziergang ins Volk ſo trübſelig zerfloſſen war, mußte er die Augen doch wieder auf die öffentlichen Dinge richten und ſich näher mit ihnen vertraut machen, wie ſie ſich nun darſtellten. Die neue Verfaſſung, die die Münſterburger angenommen hatten, wurde von den vorgeſchrittenſten Staats- und Geſellſchaftsfreunden fremder Länder als etwas Zufriedenſtellendes belobt, womit ſich erreichen laſſe, was man mit Entſchloſſenheit wolle; und die gleichen Grundſätze, welche man dem Volke in einem gemäßigten, ja beſcheidenen Sinne hatte belieben können, ſollten ſchon in ihrer jetzigen wörtlichen Geſtalt genügen, von Tag zu Tag die ungeheuerſten Veränderungen einzuführen, an welche daſſelbe Volk nicht gedacht hatte. In dieſen erſten Jahren ſummte es denn auch wie ein Bienenkorb von Geſetzesvorſchlägen und Abſtimmungen, und Salander ſah mit Verwunderung, wie im Halbdunkel eines Bierſtübchens zwei Projectenmacher den Entwurf eines kleinen, Millionen koſtenden Geſetzes oder Volksbeſchluſſes fix und fertig formuliren konnten, ohne daß die vom Volke gewählte Regierung ein Wort dazu zu ſagen bekam. Dazu erhielten die maſſenhaften Wahlen aller kleinen und großen Beamten in Verwaltung, Gericht, Schule und Gemeinde, ſich in kurzen Zwiſchenräumen drängend, die ſtimmberechtigte Bevölkerung unaufhörlich auf den Beinen. und da Martin Salander keine dieſer Pflichten verſäumte, ſo befand er ſich unvermerkt mitten in der Strömung. Um ſich beſſer zu unterrichten, beſuchte er die politiſchen Verſammlungen, fing an mitzureden und Vorſchläge zu machen, und da ſeine Unabhängigkeit bekannt war und man daher wußte, daß er für ſich nichts wollte. wurde er in allerhand Ausſchüſſe gewählt, deren Arbeiten er ſich mit ehrlichem Eifer unterzog, obgleich ein Umherreiſen im Lande damit verbunden und er eigentlich kein Vagant war.

Auf dieſem weitläufigen Wege gerieth er in die unmittelbare Volksleitung oder unterſchlächtige Regierung hinein, welche in Geſtalt von Wanderlehrern dem Volke die ſchwierigeren Punkte ſeiner Selbſtbeſtimmung zu erklären, d. h. vom übel unterrichteten an das beſſer zu unterrichtende Volk zu appelliren hatte.

Zwar gab es Gegenſtände, die ihm ſelber nicht recht geläufig waren, weshalb er ſich vorher raſch mit ihnen bekannt machen, oder die gedruckten Actenſtücke auf Treu und Glauben vertheidigen mußte. Indeſſen ließ er ſich dergleichen nicht oft zu ſchulden kommen, während er es an Anderen häufiger beobachtete. Zuweilen wollte ihn eine trübe Ahnung beſchleichen, als ob das Perſonal der politiſchen Ober-, Mittel- und Unterſtreber gegen früher im Ganzen ein klein wenig geſunken wäre, ſo daß die etwas geringere Beſchaffenheit der einen Schicht diejenige der anderen bedinge und erkläre.

Allein er faßte bald wieder guten Muth, auf den unverlierbaren guten Ackergrund des Volkes vertrauend, der ſtets wieder geradgewachſene hohe Halme hervorbringe. Und er gelobte dann, obſchon nun kein Jüngling mehr, auf ſich ſelbſt zu achten, wiſſentlich nie ein gemeiner Streber zu werden und das gedachte Niveau nicht auch herunterdrücken zu helfen.

So löblichem Vorſatze getreu erlebte er aber nochmals einen Verdruß, ähnlich demjenigen des erſten Spazierganges nach ſeiner Rückkehr aus Braſilien. Ebenfalls an einem Sonntagnachmittage wohnte er in ſeinem eigenen Heimathsorte der Beſprechung einer Nahrungsfrage bei, die in allen Culturſtaaten dieſelbe iſt und die gleiche neutrale und rein ſachliche Behandlung erfährt. Hier aber handelte es ſich um den Vorſchlag einer nicht nur abſonderlichen, ſondern ganz unſinnigen Einrichtung, die ein einzelner Kopf ausgeheckt und die in der Gegend einigen Anklang gefunden hatte. Martin Salander ſollte im Einverſtändniß mit ſeinen Freunden dagegen auftreten. Erſt hörte er die Begründung des Vorſchlages und eine Anzahl weiterer Reden an, in welchen von ungeſchulten, meiſt jüngeren Leuten ſtatt eingehender Gründe nur immer das Wort Republik, republikaniſch, Würde des Republikaners u. ſ. w. vorgebracht und geſchrieen wurde. Dieſes Pochen auf die Republik bei jedem paſſenden und unpaſſenden Anlaß hatte ihn ſchon lange betrübt, gerade weil er ein aufrichtiger Republikaner war in Anſehung ſeines Vaterlandes. Als er ſich nun zu ſeinem Votum erhob, fühlte er ſich gedrungen, eine diesfällige Anſprache vorauszuſchicken, zumal ihm die anweſende Mannſchaft einer wohlgemeinten Belehrung bedürftig ſchien.

„Liebe Mitbürger!“ begann er mit möglichſter Ruhe, „ehe ich meine abweichenden Anſichten von der vorwürfigen Sache darlege, kann ich nicht umhin, das auch mir theure Wort Republik zu berühren, das wir jetzt ſeit einer Stunde gewiß zwei Dutzend Male gehört haben. Unſere Vorfahren haben ſeit bald ſechshundert Jahren die Republik in heißen Schlachten begründet und befeſtigt, ohne das Wort je in den Mund zu nehmen, und die vielen alten Bundesbriefe und Landbücher enthalten es nicht. Erſt ſpäter haben es die Patrizier und Bürger der herrſchenden Städte für ſich angewendet, um mit dem ſchönen Wort ihrer irdiſchen Herrlichkeit einen antiken Glanz zu verleihen. Wir haben es jetzt im Sprachgebrauch, aber nicht zum Mißbrauch. Mich will bedünken, wer es immer im Munde führt und dabei auf die Bruſt klopft, könne eben ſo gut ſich der Gleißnerei ſchuldig machen, wie jeder andere Phariſäer oder Mucker! Doch damit haben wir jetzt nichts zu ſchaffen; nur darauf möchte ich aufmerkſam machen, werthe Mitbürger, daß auch der Republikaner Alles, was er braucht, erwerben muß und nicht mit Worten bezahlen kann; über Naturgeſetze hat die Republik nicht abzuſtimmen, die Vorſehung legt ihr den Plan über die dem Landwirthe nützliche Witterung der Jahreszeiten ſo wenig zur Annahme oder Verwerfung vor, als den Unterthanen der Könige und dieſen ſelbſt, und der Weltverkehr kümmert ſich nicht um die Staatsformen der Länder und Welttheile, die er durchbrauſt. Dies wollte ich mir zu bemerken erlauben, ehe ich zur Eröffnung meiner Anſicht übergehe und dabei mich mehr mit den practiſchen Verhältniſſen beſchäftige, als bisher geſchehen iſt."

Die unerwartete Predigt war nicht wohl angebracht. Nachdem ſchon früher ein Murren vernommen worden, unterbrach jetzt Einer den Sprecher und verlangte das Wort:

Es ſcheine wieder einmal Eile zu haben mit der Reaction! Kaum ſeien einige Jahre dahin geſchwunden, ſo möge ein Kind dieſer Landesgegend, ein ehemaliges Mitglied der Volksſchule, freilich jetzt in goldenen Ketten hängend, ſo vermöge Herr Martin Salander das Wort

Republik nicht mehr zu vertragen! Unter ſolchen Umſtänden ſei denjenigen, die ſich noch dazu bekennen, nicht zuzumuthen, in ernſter Volksverhandlung Reden der Feindſeligkeit anzuhören. Wenn ſonſt Niemand mehr zu ſprechen wünſche, ſo trage man auf Schluß der Discuſſion und Abſtimmung an.

Salander, der ſtehen geblieben, wollte mit gehobener Stimme fortfahren. Einige, die aus der Sache nicht klug wurden, unterſtützten ihn, Andere, denen der Sinn ſeiner Rede ebenfalls zu hoch geweſen, aber verdächtig ſchien, ereiferten ſich dagegen; es entſtand ein Wirrwarr, in welchem diejenigen obſiegten, welche ihn wohl verſtanden, wie Martin es meinte, aber eben das von ihm Gemeinte haßten und nicht leiden wollten.

Das Wort blieb ihm entzogen, ein Gegenantrag wurde nicht geſtellt und die betreffende Sache für beſchloſſen erklärt. Sie fiel freilich im weiteren Verlaufe ſpäter unrühmlich dahin; Martin Salander hingegen war heute um eine Erfahrung reicher. Er verließ das Haus und das anſehnliche Dorf, ohne weiter Jemanden zu ſehen, und anſtatt die Bahn zu benutzen, auf welcher er gekommen, ſchlug er einen Fußweg ein, der quer durch Felder und Wälder nach Münſterburg führte.

Auf dieſem einſamen Gange konnte er überlegen, inwiefern es nicht nur für den höheren Staatsmann, ſondern auch für den Volksmann zweckmäßig ſei, moraliſche Aufrichtigkeiten zu unterdrücken. Am Ende, dachte er, bin ich doch froh, daß ich es geſagt habe! Etwas bleibt davon doch hängen; und wenn ſie mich nach ihrem Sinne in die Zeitungen thun, ſo will ich erſt laut predigen, daß der Name Republik kein Stein ſei, den man dem Volke für Brot geben dürfe.

Das redliche Vorhaben erhellte ihm das etwas verdroſſene Gemüth; rüſtigen Schrittes beſtieg er die Anhöhen, die ihn noch von der Stadt trennten, und der lange Hochſommertag ließ ihn vor Sonnenuntergang die Scheitelhöhe erreichen, wo ſeiner eine ſeltſame Ueberraſchung wartete. Auf einer friſch gemähten Wieſe, zum Theil von Gehölz umgeben, hatte der Wirth des nahen Hofes eine kleine Luſtbarkeit aufgeſchlagen, indem er im Schatten der Bäume einige lange Tiſche hinſtellte und auf die Wieſe einen großen Bottich umſtürzte. Auf dieſem ſaßen drei beſcheidene Muſikanten, die eine gemächliche Tanzmuſik aufführten. Martin hatte die durch die ſtille Luft faſt ſehnſüchtig klingende Kunſtloſigkeit ſchon ein Weilchen vernommen; jetzt erblickte er ein junges Völkchen, welches in lockerem Ringe und freien Gruppen um den Bottich herum tanzte, ohne allen Lärm, im goldenen Abendſchein, daß die verlängerten Schatten der Tänzer auf dem grüngoldenen Boden mitſpielten.

Salander ergötzte ſich an dem Anblick.

„Ein Bild, wie aus einer anderen Welt!“ dachte er, „wie friedlich und grundvergnügt! Was mag das nur für eine Geſellſchaft ſein? Die meiſten ſind gut gekleidet, Einige zierlich, Andere ſchlichter! Junge Mädchen, junge Knaben!"

Aber wie erſtaunte er, als er näher tretend, ſeine eigenen Töchter erkannte, die jetzt, im Alter von achtzehn bis neunzehn Jahren, ſchlank und anmuthig, an der Seite von jüngeren Knaben ſich drehten, die nicht minder hübſch ausſahen und ſchon hoch aufgeſchoſſen waren, wie die Mädchen.

Salander konnte nicht umhin, das erſte Paar, Netti und ihren Knaben, mit den Blicken zu verfolgen und den munteren Tänzer näher ins Auge zu faſſen. Es war, wie geſagt, ein fein gelenker Burſche, deſſen blonde Haarwellen im Sonnengolde flogen und ſchimmerten.

Indem er dem Paare nachblickte, verlor er daſſelbe aus den Augen und ſuchte daher das andere Mädchen, Setti, das er von Weitem auch bemerkt hatte. Und ſoeben kam es hervor geſchwebt, aber, wie ihm dünkte, mit dem gleichen Jüngling, demſelben Goldhaar, wie Netti.

„Die Wetterhexen haben ſchöne Anlagen!" fuhr es ihm durch den Sinn, „die verſtehen es ja ſchon vortrefflich, die Knaben auszuwechſeln! Da muß man doch ein wenig zuſehen!"

Er ließ das Pärchen vorbeigehen und ſchaute ihm genau nach, indeſſen von der anderen Seite her wiederum Netti, immer mit dem gleichen Cherub zur Seite, anrückte, diesmal aber dicht vor ihm anhielt, da die Muſik aufhörte.

„O, da iſt ja der Vater! Haſt Du uns aufgeſucht und gewußt, daß wir hier ſind?“ rief die Tochter erfreuten Herzens.

„Woher ſollte ich es wiſſen? Ich komme ganz zufällig daher! Was iſt das für ein Ball? Iſt Setti auch hier?“

„Natürlich ja, und die Mutter mit Arnold auch, die ſitzen dort an einem der Tiſche! Weil Du geſagt hatteſt, Du würdeſt mit dem letzten Zuge um zehn Uhr heimkehren, anerbot ſie uns, auf den Berg zu gehen.“

Salander wollte nun nach ihrem Tanzgeſellen fragen, wer der junge Herr eigentlich ſei (der jetzt den Hut zum zweiten Male zog), als die Schweſter mit dem ihrigen zur Stelle kam, ſo daß jener beide neben einander ſtehen ſah und ſich noch mehr wunderte.

„Das ſind die Herren Iſidor und Julian Weidelich, Schulkameraden von Arnold,“ erklärte die ältere Tochter.

„Ei ſo?“ ſagte Martin, ohne ſich ſogleich an den Vorgang am Brunnen im Zeiſig zu erinnern, ſeit welchem wohl ſieben bis acht Jahre mochten verfloſſen ſein. „Auch vom Gymnaſium?“

„Aber nicht von der gleichen Claſſe, denn wir ſind etwas jünger!“ ſagte Julian; „wir kommen nur in der Singſtunde zuſammen!“

„Alſo ein paar Zwillinge, ohne Zweifel! Und woher zu Haus?“

„Wir wohnen im Zeiſig, nicht weit von der Kreuzhalde!“

Jetzt dämmerte es wie eine Erinnerung in Salander's Seele; er ſah nach und nach die rundlichen Bübchen mit ihren Schürzen, von denen freilich an den vor ihm ſtehenden Heranwüchslingen keine Spur mehr zu erkennen war.

„Und was macht die Mama? Lebt ſie noch?“ fragte er weiter.

„Sie iſt auch dort am Tiſch und ganz geſund!“ lautete die Antwort.

„Das freut mich! Und ihr jungen Leute wollt alſo auch ſtudiren? Und was, wenn man fragen darf?“

„Das wiſſen wir noch nicht! Vielleicht die Rechte, Einer vielleicht Medicin!“ ſagte Julian; Iſidor fügte hinzu:

„Wir können auch Profeſſoren werden, wenn wir wollen, weil ſie jetzt ſo hoch bezahlt werden, ſagt die Mama; nur ſollten wir hier bleiben.“

„Gut ſo!“ erwiderte Herr Salander; „nun wollen wir aber doch ſehen, wo die Mutter iſt! Kommt Kinder!“

Die Töchter wieſen ihm den Weg, und die keineswegs ſchüchternen Jungen folgten ihnen auf dem Fuße, während die Muſikanten eine neue Tanzweiſe anſtimmten.

Frau Marie war ſehr froh, ihren Mann ſo unverhofft vor ſich zu ſehen. Sie ſaß, das Waldesgrün dicht im Rücken, unter einfach bürgerlichen Leuten, welche ſich an den billigen Getränken und Speiſen gelaſſen erquickten, an dünnem aber geſundem Wein, ſüßer Milch, Bauernbrot, Kraut- und Speckkuchen. Neben ihr ſaß die Frau Amalie

Weidelich, ſo rüſtig wie je, einem Keſſel voll Lauge vorzuſtehen. Dabei gedieh ſie offenbar vortrefflich; denn ſie war höchlich herausgeputzt, trug einen bunten Blumenhut und eine goldene Uhr an langer Kette auf dem Leibe. Das breite Geſicht glänzte kräftig gebräunt, und ein zarter Roſenton auf den Höhen der Wangen, des vollen Kinns und der Naſe zeugte nur von dem Fleiße der Frau, die ein Haus voll Wäſcherinnen und Plätterinnen zu regieren hatte und deren zahlreiche Erfriſchungen in Wein wie billig vorkoſtete. Am frühen Wintermorgen, ehe die mächtige Kaffeekanne aufrückte, gab es ſogar ein Gläschen Kirſch- oder Nußwaſſer.

Sie begrüßte den Martin Salander ſehr freundlich und ganz unbefangen.

„Denken Sie,“ rief Frau Weidelich, „wir haben gar nicht gewußt, daß wir vor Jahren einmal Nachbaren geweſen ſind! Nun ſind's unſere Söhne in der Schule!“ Sie blickte mit Stolz auf die ihrigen und ſuchte dann wohlwollend den Salander'ſchen.

„Arnold iſt in das Holz hinein gegangen, um Pflanzen zu ſuchen,“ bemerkte Frau Salander, „geht, Mädchen, und ruft ihn herbei, damit wir auch ans Aufbrechen denken können. Die Sonne dort geht bald hinab!“

„Das eilt ja nicht ſo,“ verſetzte Frau Weidelich, „wir haben ja Mannsleute genug bei uns! Ja, ja, Herr Salander! Ihr habt Euern Weg tapfer gemacht und ſeid jetzt ein reicher Herr, wie ich glaubwürdig finde! Aber nicht wahr, es freut Einen nur, wenn man erfreuliche Kinder hat, an die man es wenden kann? Gott ſei Dank, uns geht es auch ordentlich! Aber Alles, was wir aufbringen, opfern wir unſern zwei Söhnen und ihren künftigen Tagen. Ich hoffe, ſie werden es einbringen und von ſich reden machen; denn in der Lehre und Allem, was nöthig iſt, ſoll es an nichts fehlen! Wir hätten gerne im Zeiſig ein neues Haus gebaut, ſtatt der alten Bauernhütte! Aber nein! ſagten wir, es thut's noch, ſo lange wir da ſind, und wo die Söhne ſich niederlaſſen und bauen werden, kann man ja noch gar nicht wiſſen. Alſo wollen wir lieber das Geld behalten und uns ſchicken!"

Sie wollte wieder einen Blick auf ihre Zwillinge werfen, fand ſie aber nicht, weshalb ihre Augen dieſelben ſogleich ſuchten.

Die zwei Salanderfräulein hatten ihren Bruder Arnold im Innern des Gehölzes nicht lange geſucht, ſondern nur ein paar Mal gerufen, und waren dann wieder unter die vorderen Bäume gekommen, wo ſie, einander um die Hüften faſſend, Schweſterliebe oder Mädchenfreundſchaft darſtellend, auf- und abſpazierten, begleitet von den Zwillingen links und rechts.

Die Mama Weidelich nahm den Aufzug wahr.

„Seht doch!" ſagte ſie gerührt, „wie lieblich die jungen Leutchen dort ſpazieren gehen! Man könnte glauben, es ſeien zwei Brautpärchen!"

„Ei freilich, warum nicht," meinte Frau Salander lachend, „die Mädchen wären wenigſtens alt genug für die Knaben; und zu wachſen brauchten ſie auch nicht mehr!“

„Das hat nichts auf ſich!“ rief wiederum die andere Mutter; „meine Buben werden Burſche abgeben, aus denen man zwei machen kann vom Stück.

Frau Marie fühlte ſich von dieſem Scherzen nicht angenehm berührt; als ſie daher nach den Kindern ſah und bemerkte, wie dieſelben im Begriffe waren, mit dem Beginne eines Walzers wieder nach der Mitte der Tanzwieſe abzuſchwenken, jede der Töchter am Arm eines der Zwillinge, ſtand ſie raſch auf und holte ſie ein.

„Was fällt Euch ein, Setti, Netti!“ rief ſie den Mädchen in entſchiedenem Tone zu, „daß Ihr wieder anfangen wollt, während die Sonne untergegangen iſt und wir bald fortgehen werden? Kommt nur gleich mit und nehmt Euere Sachen zuſammen!“

Die Mädchen ließen ihre Knaben ohne ſichtbare Trauer gehorſam fahren; die letzteren aber errötheten und waren verlegen, was der Frau nicht entging und ſie ein bischen ärgerte; denn es ſchien ihr nicht ſchicklich, daß die Bürſchchen roth zu werden brauchten. Sie ſpielten mit ihren ſilbernen Uhrkettchen, folgten aber den Frauen zu den Tiſchen.

Ihre Mutter empfing ſie mit leuchtenden Blicken.

„Was iſt das für eine Aufführung, Ihr Tauſendkerle,“ rief ſie ihnen zu, „mit den Jungfern zu tanzen, und wo habt Ihr es nur gelernt?“

„Hei, das weißt Du ja wohl, Mama, in der Tanzſtunde!"

„Schweigt! Freilich weiß ich's! Danket Gott, daß Ihr Eltern habt, die ſo viel für Euch thun und Alles aufwenden, was ſie vermögen! Und der Vater arbeitet von früh bis ſpät; Jahr aus und ein plagt er ſich, kauft Land und pflanzt und ſchwitzt, und im Winter läßt er es aus Frankreich und bis aus Algier kommen! Denn er ſagt, die Koſten gehen erſt recht an, wenn Ihr Studenten ſeid, da müſſe es zu Tauſenden parat liegen! Herr Salander, ich hab' gehört, daß Ihr jeden Augenblick Rathsherr werden könntet, wenn Ihr wolltet. Nu, Ihr ſeid Kaufherr, das iſt auch ſchön, und eine Art wilder Rathsherr noch dazu! Aber ein paar ſo ſtudirte Räthe oder Fürſpreche oder Pfarrherren, wie die zwei Schlingel da, iſt doch auch nicht übel?"

Mit glückſeligen Augen blinzelte ſie die Söhne an, welche ſich den Wein eingeſchenkt hatten, der noch in der Flaſche geweſen, und ſich weidlich den Durſt löſchten.

„Trinkt und eßt," rief ſie, „und mög' es Euch gut thun! Soll ich noch eine Halbe befehlen?"

Die Knaben verneinten es, da ſie noch nicht einmal in das Alter vorgerückt, in welchem man über Durſt zu trinken gelernt hat.

„Nun denn, ſo wollen wir aufbrechen, die Suppe wird bald fertig ſein und der Vater die Milch auch beſorgt haben. Dann geht er noch zum Sonntagsſchöppchen, und das iſt ihm wohl zu gönnen! Kommt, macht vorwärts, Ihr Sapperlöter! Ich will wetten, wenn Ihr einmal die weißen Mützen tragt, oder auch rothe, ſo denkt Ihr, die halben Nächte lang nicht heim zu kommen! Aber wartet nur, wartet nur! Man wird Euch die Schneckentänze vertreiben! Jetzt empfehle ich mich höflich dem Herren und der Frau, und freut mich ſehr der werthen Bekanntſchaft, hoffentlich nicht das letzte Mal, und denen Jungfern — heda, Ihr Buben, bedankt Ihr Euch nicht für die ſchöne Unterhaltung, und ſteht dort wie Opferſtöcke?"

Die Knaben ließen ſich blöder und unbeholfener herbei, als ſich nach ihrem kecken Tanzen hätte vermuthen laſſen, um den Mädchen die Hände zu geben und gute Nacht zu ſagen. Endlich zog die glückliche Mutter mit den Söhnen von dannen und es wurde nun ſtiller.

Martin Salander wünſchte noch ein wenig auszuruhen, da er einen dreiſtündigen Marſch hinter ſich hatte; der Sohn Arnold, der mit einer buſchigen Handvoll Waldpflanzen eintraf, warf ſie auf den Tiſch, um ſie zu ordnen, und entdeckte, daß er mit Trank und Speiſe zu kurz gekommen ſei, wodurch er den Vortheil erreichte, mit dem Vater extra einen Schoppen auszuſtechen, da Mutter und Schweſtern nur Milch mit eingebrocktem Brot gegeſſen hatten.

Salander fragte, wie ſie denn in die Geſellſchaft dieſer Familie Weidelich gerathen ſeien?

„Das weiß ich ſelber kaum!“ ſagte Frau Marie, „wir hatten ſoeben hier Platz genommen, als wir auf einmal mitten drin waren. Arnold kennt, wie es ſcheint, die jungen Herren!“

„Ich habe ſie früher ſchon im Scherz gefragt,“ erzählte nun Arnold, „ob ſie auch noch wüßten, wie ſie als kleine Buben am Brunnen im Zeiſig einen andern mit Waſſer geſpritzt haben, weil er zu ſeiner Mutter nicht Mama ſagte. Das dünkte ſie ſehr luſtig und ſie haben es ohne Zweifel zu Hauſe wieder erzählt, wo man ſich der Begebenheit auch erinnert haben mag. Heute haben ſie, wie ich bemerkte, ihrer Mutter ſogleich zugeſteckt, ich ſei jener Junge, und wir Alle ſeien die Leute von der Kreuzhalde, von denen nachher ſo viel die Rede geweſen.“

„Dann kam ſie heran,“ fuhr die Mutter fort, „machte ſich an mich und hatte keine Ruhe, als die armen Muſikanten laut wurden, bis ihre Knaben ihre Tanzkunſt zeigen durften, was unſern beiden Springmäuſen da, verſteht ſich, ganz genehm war!“

„Sie tanzen aber auch ſchon ſehr gut,“ riefen Setti und Netti, „und nehmen jetzt noch Tanzſtunden!“

„Gott ſei Dank!“ verſetzte Frau Marie, „ich ſehe ſie deswegen doch noch, wie ſie die Mäuler aufſperrten damals, als wir hungerten, und die Reſte verſchlangen, auf die wir ſo ſehnlich harrten!“

„Ach, es waren ja Kinder! Wir hätten's auch hinuntergeſchluckt, wenn man uns Butterbrötchen mit Honig in den Mund ſteckte!“ meinten die Mädchen.

„Solche Zwillinge ſind doch unbequem und vexirlich,“ ſagte der Vater, „ich kann dieſe wenigſtens gar nicht von einander unterſcheiden!“

„O, ſie haben doch ihre Abzeichen!“ rief Netti faſt vorlaut; „das linke Ohrläppchen des Julian iſt ein Bischen in ſich gewickelt, etwa wie ein Stücklein Spritzkuchen, ganz appetitlich! Ich ſah es, wenn ſein welliges Haar auf und nieder ſchlug.“

„Das iſt ja merkwürdig!“ fiel Setti ein, „der andere, Iſidor heißt er, glaub’ ich, hat das rechte Ohrläppchen genau ſo, wie ein Eiernudelchen!“

„Wiſſenſchaftlich höchſt merkwürdig!“ erklärte der Bruder mit ſchalkhafter Trockenheit, „das ſind einfach entweder die Ueberbleibſel einer untergegangenen Form, oder die Anfänge einer neuen, zukünftigen! Laßt Euere Ohrläppchen unterſuchen, Mädchen! Wenn Ihr Aehnliches aufweiſet, ſo nehmt Euch in Acht, ſonſt wählen Euch die Zwillinge zu ihren Frauen, um nach der Selectionstheorie eine neue Art von wickelohrigen Menſchen zu ſtiften! Oder heirathet ſie lieber gleich freiwillig!“

Die Mutter hielt ihm die Hand über den Mund, da er neben ihr ſaß, und rief: „Schweig’, Du Nichtsnutz, wenn Du nichts Geſcheidteres aus der Schule zu ſchwatzen weißt, als ſolche Poſſen!“ Der Vater aber lachte und ſagte: „Das haſt Du gut gemacht, Arnold! Und jetzt wollen wir auch heim wandern, ſonſt wird es zu dunkel; denn wir haben Neumond, aber die Sterne kommen ſchön, ſeht doch, einer nach dem andern!“

VIII.

Die Söhne Weidelich fuhren fort, kräftig emporzuwachſen und leiblich zu gedeihen; ſie gingen in guter Haltung einher, voll ſichtlicher Zufriedenheit mit dem Aufſehen, das ſie erregten, wenn ſie beiſammen waren. Auch an geiſtigen Gaben litten ſie nicht eben Mangel, wohl aber an der Ausdauer, die vorgenommenen Studien zu vollenden. Als ſie in die oberen Claſſen rückten und das Leben und Lernen ihnen täglich ernſter und tiefſinniger wurde, war Julian der erſte, der nicht mehr „wollte“. Er ſprang ab und ging auf die Schreibſtube eines Notars. Iſidor hielt aus bis zum Schluſſe, machte aber die Prüfungen zum Uebergang an die Hochſchule nicht mehr mit, ſondern beſuchte als ſogenannter Zuhörer ein halbes Jahr lang einige juriſtiſche Vorleſungen und ſtand dann auch auf einer Notariatskanzlei unter.

Beide beſaßen eine regelmäßig ſchöne Handſchrift, wie ſie der angehenden Gelehrſamkeit, die andere Bedürfniſſe hat, ſonſt nicht eigen zu bleiben pflegt, und Beide liebten gleichmäßig, ſich im Malen kalligraphiſcher Kunſtſtücke zu ergehen. Sie erwieſen ſich als ſehr brauchbar in den vorkommenden Geſchäften und eigneten ſich durch die tägliche

Erfahrung beinahe ſpielend die dieſem Kanzleiweſen zu Grunde liegenden Kenntniſſe an.

Dem Vater Weidelich wollte ein ſolcher Ausgang zwar nicht gefallen; er fragte, ob das die ganze Herrlichkeit ſei, die man habe erreichen wollen? Die Mama hingegen war höchlich zufrieden. „Die Buben ſind klüger, als wir,“ ſagte ſie, „die wiſſen ſchon, wo ſie hinaus müſſen! Können ſie nicht Alles, was man ihnen zu thun gibt? Warum ſollen ſie ſich ihre jungen Köpfe zerbrechen, wie andere Narren?“

Und weil ſie nun, anſtatt fernere unabſehbare Koſten zu verurſachen, bereits ſelber etwas Geld verdienten, fand ſich auch der Vater zufrieden geſtellt und blieb es, als im Alter von knapp zwanzig Jahren die Zwillinge von den Vorgeſetzten zu ihren Amtsvertretern befördert wurden und demgemäß bereits gerichtliche Zeugniſſe über ihre Wahlfähigkeit als Notare beſaßen.

Um dieſe Zeit ungefähr ereignete es ſich, daß ein ſeltſames Phänomen verliebter Leidenſchaft mehr in der Welt war oder ruchbar wurde.

Martin Salander glaubte wahrzunehmen, daß ſeine zwei Töchter und deren Mutter nicht mehr in einem vertraut unbefangenen Verhältniß zu einander ſtanden, daß die Töchter in einer geheimnißvollen Uebereinſtimmung zuſammen hielten und lebten, die Mutter dagegen von einem tiefen Ernſt, wo nicht Kummer, erfüllt ſchien, den ſie nicht immer zu verhehlen wußte, beſonders ſeit ſie nicht mehr mit ihrer Handlung beſchäftigt war. Denn Salander, deſſen Hauptverkehr ohne beſondere Anſtrengung fortwährend ordentlich blühte, vielleicht gerade weil er nicht künſtelte und ſpeculirte, mehr von ſeinen bürgerlichen Liebhabereien oder Pflichtleiſtungen eingenommen: Salander mochte nicht länger anſehen, wie Frau Marie ohne alle Noth ſich als Handelsfrau plagte. Er hatte daher das Filialweſen einem thätigen jungen Kaufmann um gutes Geld überlaſſen und die treffliche Gattin zur Ruhe geſetzt, was ſie ſich ohne überflüſſige Reden gefallen ließ. Den ganzen Gewinn, der ein ſchönes Capital ausmachte, hatte er, ohne Widerſpruch zu dulden, zu ihrem längſt verſicherten Frauengute geſchlagen, damit ſie unabhängig von ihm ſelbſt und ſeinem Stern oder Unſtern, und im Falle ſeines Todes auch unabhängig von den Kindern ſein ſollte in einer unſichern Zeit. Da ſie alſo nun mit Gedanken und Sorgen, die ſie drückten, nicht mehr hinter dem Kaufmannspult untertauchen konnte, lag ihr Angeſicht offen vor dem Manne und dieſer fragte, was vorgehe?

Wenn die gute Frau reden mochte, ſo hätte ſie es ja von ſelbſt gethan. Sie ſah vor ſich nieder, rieb ſich die Hände, als ob es ſie fröſteln würde, dann ſagte ſie:

„Ein Ziegel iſt uns auf den Kopf gefallen!"

„Ein Ziegel? Von welchem Dache denn?" fragte Martin betreten, da er aus dem Ernſte der Gattin auf etwas Bedenkliches, ja Gefährliches ſchließen mußte.

„Ich kann es doch nicht länger für mich allein verwinden! Unſere Töchter haben eine Liebſchaft!"

„Zuſammen dieſelbe?" fragte der Mann lächelnd, etwas erleichtert, daß es nicht auf Schrecklicheres hinauslief.

Die Frau verharrte in ſtrengem Ernſte.

„Nein, es iſt eine Doppelliebſchaft, kurz und gut, ſie haben ſich mit den Zwillingsſchreibern aus dem Zeiſig verlobt!"

„Die Hexen! Wie kommt denn das, wann, wie, wo denn? Da muß ich mich allerdings langſam hinein finden! Das iſt faſt eine Nachricht, wie ein Dachziegel, wenn es auch nicht gleich ein Loch in den Kopf macht!"

„Mir hat es den Kopf genug durchlöchert. Denke Dir doch, zwei Mädchen von fünf- und ſechsundzwanzig Jahren wollen zwei zwanzigjährige Zwillinge heirathen! Das iſt ein ungehöriges Abenteuer, beides, das Alter und die Zwillinge! Wären es alte Weiber, die ſich junge Männer nehmen, ſo kommt das ja oft vor, man lacht, und damit iſt's gut! Aber Mädchen in der Blüthe ihrer Jahre und doch an der Grenze ihrer Jugend ſtehend, eine ſolche Wahl treffen, flaumbärtige Gecklein, zwei Schweſtern zwei Zwillinge!"

„Nun, es iſt ſchon eine Art Roman und auch mir nicht juſt angenehm; allein die Liebe macht ja ſtets fort ſolche Streiche; ſagt man nicht hundertmal, was man erlebe, ſei oft kraſſer als Alles, was man erfinde?"

„Ja, ja! Es iſt dann auch meiſtens danach, ich danke dafür! Ach liebſter Mann, wir haben gewiß gefehlt, daß wir die Kinder nirgends in die Welt geſchickt haben und auch nichts erlernen ließen, was einem Berufe ähnlich war! Du ſagteſt, wer Töchter im Hauſe zu behalten vermöge, der ſolle es thun, und von Penſionen wollteſt Du nichts wiſſen, noch weniger von Berufsſachen. Das nannteſt Du den Aermeren das Brot vor dem Munde wegnehmen und eine Hungerſchluckerei, wo es ſich nicht um beſtimmte Talente handle, die zu pflegen ſeien. Du ſchwärmteſt für die freien Töchter des Hauſes und für die freien Hausfrauen, welche nicht der Dienſtbarkeit zu verfallen brauchen, und ich ſtimmte Dir bei, weil ich ſelbſt von unſerm Glück bethört war, obgleich ich wußte, wie gut es mir gekommen wäre, wenn ich einſtmals einen Beruf gelernt hätte! Du mußt das nicht übel nehmen, es ſoll nicht der leiſeſte Vorwurf ſein!“

„Ich verſteh' es auch nicht ſo, mein liebes Weib, weil ich genau weiß, wie gut Du Dich durch die Welt ſchlägſt! Daß ſie Dir auf der Kreuzhalde die Bäume weggeſchlagen haben, war nicht Deine oder meine Schuld!“

„Laſſen wir das; ich will nur ſagen, hätten die Mädchen nicht über eine ſo vollkommene Muße und Freiheit verfügt, ſo hätten ſie ſchwerlich das widerwärtige Abenteuer zuſammen ausſpintiſirt! Jetzt, was ſollen wir mit dem Zwillingsgemüſe anfangen? Und die aufgeblaſene Waſchfrau obendrein!“

„Ei, was die betrifft, ſo iſt es gewiß eine rohe Muſchel; aber auch ſie birgt die Perle der Muttertreue! Doch mit alledem erfahre ich nicht, was eigentlich vorgeht. Haben ſie ſich Dir offenbart?“

„Gott bewahre, ſie ſind ja volljährig! Sie würden die Eltern allerdings zur gutfindenden Zeit begrüßt haben; auch wäre, wie ich ſicher glaube, keines der Kinder für ſich allein ſo verſchlagen, ſo rückſichtslos gegen uns geweſen, aber das verwünſchte Doppelgeſpann hat die traurige Geſchichte zu einer verſchworenen Heimlichkeit gemacht —“

„Liebe Marie,“ unterbrach Martin, „wir wollen die Frage der Zuläſſigkeit einſtweilen ruhen laſſen! Du kannſt doch nicht im Ernſte behaupten, daß Zwillinge ſich nicht verehelichen dürfen, und ebenſowenig, daß es zwei Schweſtern, denen ſie gefallen, verboten ſei, ſie zu nehmen.“

„Das behaupte ich Alles nicht, ich ſage nur, daß es mir in unſerem Falle nicht gefällt, nicht convenirt, mich bekümmert, weil es eine ungeſunde Laune iſt! Denke Dir, wie ein paar unreife Knaben unſere erwachſenen Töchter aufs Korn gefaßt und ſie förmlich erobert haben, während die thörichten Mädchen im Beſitze des ſchönen Geheimniſſes die beſten Anläſſe verſchmähten, zu Männern zu kommen! Und wir freuten uns bald ihrer Zurückgezogenheit, wenn ſie wie Nonnen hauſten und in dunklen Kleidern, verſchleiert, einher gingen, bald bedauerten wir, daß ſie das junge Leben nicht froher genießen wollten! Freilich, ſie haben es auf ihre Weiſe genoſſen — Du mußt wiſſen, daß die jungen Leutchen Zuſammenkünfte halten, wenn es ihnen beliebt; Mondſcheinnächte, Sonnenaufgänge im Sommer, lange Spaziergänge im Frühling, im Winter die Eisbahn — unſere alte Magd hat mir Alles hinterbracht, nachdem ſie Jahre lang geſchwiegen. Und warum? Weil ſie ſich mit der Weidelichsfrau auf dem Markte gezankt hat, die ihr ſchon von oben herab aufſpielen wollte. Sie klatſchte nämlich, unſere Töchter ſeien jedenfalls eine halbe Million werth, das Stück, das höre man allenthalben ſagen! Dieſe Schwätzerei und Vertraulichkeit wollte ſich die Magdalene doch nicht gefallen laſſen, ſie gab eine ablehnende Antwort, ſie forſche nicht nach, was die Herrſchaft beſäße und dergleichen, worauf die Andere entgegnete, da möge ſie als Dienſtbote Recht haben, ſie, die Frau Weidelich, ſei eben im Falle, ſich eher darum zu kümmern, was dieſe oder jene Leute für Vermögen hätten. Sie ſolle nicht zu neugierig ſein, ſagte wiederum unſere Magd, noch ſei nicht aller Tage Abend. Wenn eine Waſchfrau aus dem Kalten waſchen wolle, ſo möge ſie immerhin zwei Zuber in den Regen hinausſtellen, das gebe ein ſchönes Waſſer zum Reinſpülen; wenn ſie aber eine Million auffangen wolle, ſo genüge es nicht immer, zwei Zwillinge auf die Welt zu ſtellen und auf die Suche zu ſchicken! Worauf ſie ſich ausſchalten, bis es hinreichte und die Magdalene ganz erhitzt nach Hauſe gelaufen kam, und mir Alles hinterbrachte und beichtete. Als ich ihr natürlich die Leviten las und ſie fortzuſchicken drohte, weil ſie uns ſo ſchmählich und fortgeſetzt hintergangen, redete ſie ſich damit aus, daß die Kinder ihr heilig verſprochen hätten, bei erſter Gelegenheit die Sache den Eltern ſelbſt zu entdecken, womit ſie ja ganz aus dem Spiele käme. Ich habe aber aus dem Zanke auf dem Markte erfahren und bin überzeugt, daß die Mutter der Zwillinge die Urheberin und das Triebrad des ganzen Elendes iſt. Geſchwiegen habe ich bis jetzt, weil ich mich ſchämte, mich von den eigenen Kindern ſo beiſeite geſetzt zu ſehen!"

„Du haſt da wohl Recht, arme Marie", verſetzte der Mann mit trüber Miene, „nur theile ich dies Schickſal mit Dir. Aber doch möchte ich ſagen, es ſei nicht die Geſinnung oder übler Charakter, was die Mädchen zu ihrem curioſen Wandel getrieben, ſondern das Bewußtſein des Auffälligen und Unthunlichen des ganzen Verlaufes, den ihr dummer Liebeshandel genommen hat. Eh' ich ſie nun zur Rede ſtelle, wünſchte ich nur zu wiſſen, welcher Art eigentlich der intime Verkehr des artigen Quartettes iſt; ich möchte mich nicht im Tone vergreifen, Du wirſt mich verſtehen?"

„Die Magdalene hat mir geſchworen, daß es in aller ehrbaren Sitte zugehe. Sie ſähen ſich höchſtens des Monats einmal, und die Mädchen hielten die jungen Menſchen ſtreng in den Schranken eines ſogar pedantiſchen Verkehrs. Wenn man nicht wie ein Sperber aufpaſſe, ſo merke man kaum, daß zwei Liebespaare zuſammen ſeien. Die willjährige Perſon hat die Kinder nämlich ſchon mehrmals auf nächtlichen Ausgängen begleitet und bewacht, während wir ahnungslos ſchliefen."

„Ich muß einer ſolchen Zuſammenkunft unbemerkt beiwohnen, und glaube, das Beſte wäre, alsdann je nach den Umſtänden mitten unter das Völkchen zu treten und die Sache zum Austrag zu bringen, jedenfalls die Burſchen nach Hauſe zu ſchicken und die Mädchen gleich mit heim zu nehmen."

„Wenn es damit gethan iſt!" ſagte Frau Salander; „es iſt mir aber jedenfalls lieb, wenn Du die Sache nun raſch an die Hand nimmſt und zum Rechten ſiehſt. Ich bin dem Handel nicht gewachſen, es beklemmt mir die Bruſt, mit Töchtern, die keine Kinder mehr ſind, von Dingen zu ſprechen, die nicht ſein ſollten. Wenn nur unſer Arnold hier wäre, ſo wüßte ich ſchon, was ich hätte!"

„Nun, was denn?"

„Er müßte mir als ein flotter Student, der er iſt, die Schreiberlein verjagen und ſeinen Schweſtern die tollen Ideen austreiben!"

„Ach, Du gute Frau, da biſt Du nicht auf dem rechten Wege! Tolle Ideen ſind leider ein zäheres Harz, als die heißeſte Leidenſchaft. Uebrigens kommt er ja nicht mehr als Student, ſondern als doctor juris zurück, und ich fürchte, er würde nicht mehr die frühere Laune dazu haben."

Die Gelegenheit, einer Schäferſtunde der verrathenen Liebesleute beizuwohnen, ergab ſich nach wenigen Tagen. Martin Salander hatte vor einiger Zeit die Töchter genöthigt, aus ihrer nonnenhaften Haltung herauszutreten und ſich in einen Geſangchor aufnehmen zu laſſen, welcher jeweilig größere Tonwerke einübte und in Verbindung mit einem zahlreichen Orcheſter in einer der Stadtkirchen hören ließ. Sie hatten gute Stimmen und konnten auch ordentlich ſingen. Es ſei barbariſch, ſagte er, ſolcher Uebung aus dem Wege zu gehen, anſtatt durch dieſelbe Anderen Freude bereiten zu helfen und ſich ſelbſt für die ſpäteren Jahre die Fähigkeit zu erwerben, mit Verſtändniß zu hören und zu genießen, wenn man nicht mehr mitthun könne.

Um die gleiche Zeit traten auch die Brüder Iſidor und Julian in den Chor.

Jetzt hatte Magdalena der Frau Salander die Kunde zugeraunt, daß in der morgigen Concertprobe, welche bis ſpät in die Nacht dauern werde, die Salander'ſchen Fräulein mit ihrer Leiſtung ziemlich früher fertig würden und mit den Liebhabern eine Zuſammenkunft verabredet hätten.

„Rathe, wo ſie hingehen!“ ſagte Marie zum Manne, als ſie ihm die Ankündigung hinterbrachte. „Du erräthſt es nicht, und doch ſind ſie oft dort geweſen: in dem großen Garten, der ſich hinter dem Hauſe Deines Geſchäftslocales erſtreckt!“

„Die Wetterhexen! Wie kommen ſie hinein? Sie werden mir doch nicht die Haus- und Contorſchlüſſel ausführen und die fremden Burſche überall durchlaſſen?

„Bewahre! Sie haben den alten roſtigen Schlüſſel gefunden, der die kleine Hinterthüre in der Gartenmauer aufſchließt, der Mauer, welche das große Grundſtück an der entlegenen Seitenſtraße eingrenzt. Die Mädchen gehen zuerſt hin, zehn Minuten ſpäter machen ſich die Zwillinge aus der Probe fort."

An dem betreffenden Tage hielten ſich die Töchter ſtill zu Hauſe bis am Abend, rollten dann ihre Singſtimmen zuſammen und begaben ſich richtig in die Concertprobe. Der Vater hatte ſie am Mittagstiſche beobachtet, etwas verlegen, denn es waren ja ſtattliche Frauenzimmer von guter Haltung und lang' nicht mehr Kinder. Er hatte auch nichts Beſonderes an ihnen gewahrt, als daß ſie dem muſikaliſchen Abend mit einiger Spannung entgegenſahen, der ſchwierigen Aufgabe wegen.

Das Haus, in welchem er ſeine Geſchäftsräume gemiethet, war im Uebrigen zur Zeit unbewohnt, und Salander ging zuweilen mit dem Gedanken um, das alte Weſen zu kaufen und umzubauen, kam aber immer wieder beſcheidentlich davon ab. Inzwiſchen hatte er einen Buchhalter und den Gewerbsknecht darin untergebracht; die hauſten aber auf einer anderen Seite, als wo der Garten lag. Salander begab ſich am vorgerückten Abend unbemerkt auf ſein Contor, machte bei verſchloſſenen Läden

Licht und verweilte ſo lange, bis er die Stunde für gekommen hielt. Dann zog er Gummiſchuhe über die Füße und ging leiſe über den mondhellen Hof weg bis an das Gitterthor des parkartigen Gartens. Vorſichtig guckte er er eine Weile durch das krauſe Eiſenzeug, hörte und ſah jedoch weder einen Laut, noch eine Bewegung von Menſchen. Alſo öffnete er ſachte das Gitter und betrat den Garten, der überall mit ſchlanken hohen Bäumen beſetzt war, wie ſie jetzt nicht mehr gepflanzt wurden.

Ungefähr in der Mitte ſtand ein altes in Sandſtein gearbeitetes und verwittertes Brunnenwerk mit Delphinen und Tritonen, von einem ſpärlichen Waſſergeträufel umflüſtert. Vor dem Brunnen dehnte ſich ein geräumiger Rundplatz, von mächtigen Akazien umſtanden, und da die Bäume noch unbelaubt waren, ſchien der Vollmond ungehindert auf den Platz wie auch auf die Alleewege, die in denſelben mündeten. Dicht hinter dem Brunnen ſtand ein neues Gebüſch von Nadelhölzern. Martin Salander ſchlüpfte hinein; es verbarg ihn vollkommen. Dieſen Platz beſchloß er beſetzt zu halten, da dem Brunnen gegenüber eine halbrunde Steinbank den zu dieſer Jahreszeit einzigen Ruheſitz darbot.

Es war auch Zeit, daß der lauſchende Vater ſeinen Standort eingenommen. In wenig Minuten hörte er ganz nahe gedämpfte, aber raſche Schritte, und die dunkeln Geſtalten ſeiner Töchter glitten wie Nachtſchatten an dem Brunnen vorüber und umwandelten neben einander den runden Platz, ohne ein Wort zu ſprechen, zwei- oder dreimal, bis ſie plötzlich vor dem Brunnenbecken anhielten. Salander konnte ſie nicht erkennen, ſie hatten die Schleier tief über die Geſichter und um Hals und Kinn gezogen. Sie ſtreiften die Handſchuh' ab, ſuchten die hohle Hand unter den Delphinen mit Waſſer zu füllen und ſchlürften es begierig in ſich hinein. Zwar webte eine milde Aprilnacht in der Luft, faſt wie eine Mainacht ſo lau, aber doch nicht ſo warm, den Durſt der Jungfrauen zu erklären.

„Himmel, da brennt's, daß ſie ſo löſchen!“ dachte Martin Salander hinter ſeinen Coniferen; „natürlich, trägt doch jede ein Elmsfeuer im Herzen!“

Sie ſchöpften abermals Waſſer und kühlten die Stirnen, nachdem ſie die Schleier etwas gelüftet.

„Die armen Würmer!“ dachte der Vater wiederum, „das iſt eine ſchwierige Geſchichte!“

Jetzt erkannte er auch die jüngere, Nettchen, an der Stimme, als ſie nicht laut, aber vernehmlich ſagte:

„O Setti, ich fürchte, unſer Glück hat am längſten gedauert!“

„Warum? Wegen der ſchlechten Madlene?“ erwiderte die ältere Schweſter, freilich auch nicht ohne einen unfreiwilligen Seufzer.

„Ach, ſchilt ſie deswegen nicht, ſie iſt unſerer Mutter doch auch etwas ſchuldig! Und einmal mußte es doch kommen, jetzt iſt es da!“

„Nun iſt es freilich da oder wird bald kommen, ja! Nun heißt es eben kämpfen und ausharren! Oder ſollen wir die liebſten Menſchen, dies Wundergeſchenk des Himmels, leichten Sinnes fahren laſſen und verſtoßen!“

„Und kannſt Du Dich ſo leichten Kaufes im Unfrieden von den beſten Eltern trennen? Wenn nur die Mutter die armen Knaben für brav halten könnte! Aber ich weiß, ſie thut es nicht und thut es nicht!“

„Sie hat gut ſagen, weil ſie Alle mit unſerem Vater vergleicht, der freilich ein Ausbund iſt, dem nicht Jeder das Waſſer reicht! Und doch iſt er vielleicht nicht minder ein kleiner Springinsfeld geweſen, ſo gut, wie unſere blonden Schätze, die Goldköpfe! Und ſind ſie nicht jetzt ſchon ſo fleißig wie die Bienen, ehe ſie nur die Nahrungsſorgen kennen? Ich verlaſſe mich auf die nie ganz verſiegende Güte der Mutter und hauptſächlich aber auf den freieren Sinn des Vaters! Ich habe neulich ein gewiß wahres Wort geleſen, daß nur ein Mann im vollen Sinne des Wortes human ſein könne, human in allen Lagen des Lebens! Ich fühle wenigſtens, ich als Weib bin es nicht im Stande, ich will nichts weiter ſagen!“

Salander war von ſolch' ungeheuerlichen Reden ſeiner Aelteſten ſo verwundert und zugleich erſchüttert, daß er ſich unwillkürlich an einer jungen Tanne feſthielt und ſo ein Geräuſch in dem Buſche verurſachte. Die Schweſtern ſchwiegen mäuschenſtill, voll Schrecken in die Finſterniß hineinſtarrend. Als nichts weiter erfolgte, ſagte Setti:

„Es iſt der Wind oder ein Vogel geweſen, den wir aus dem Schlafe geweckt haben. Wir wollen uns niederſetzen!“

Sie wendeten ſich nach der Steinbank, hatten ſie aber noch nicht erreicht, als im Hintergrunde die Mauerpforte knarrte. Die Mädchen ſtanden wie gebannt und ſahen die Zwillingsherren auf den Fußſpitzen die mondhelle Allee einherſäuſeln. Auf dem Brunnenplatze angelangt, breiteten ſie ohne Säumen die Arme nach den Liebhaberinnen aus, wurden jedoch zurückgewieſen.

„Halt, Ihr Herren!“ ſchalt Setti mit verhaltener, aber entſchiedener Stimme, „es iſt ausgemacht, daß Ihr bei ſolcher Gelegenheit ungleiche Hüte tragen ſollt, damit jede Dame ihren Ritter erkennen kann! Nun kommt Ihr mit Hüten, die ſich ſo gleich ſehen, wie zwei Eier! Welcher iſt denn nun der Iſidor?“

„Und welcher der Julian?“ fügte Netti bei.

Beide riefen gleichzeitig: „Ich!“ offenbar aus Muthwillen.

„Laßt ſehen!“ befahl Setti unwillig, „die Ohrläppchen her!“ Sie ging auf den Einen zu und griff nach ſeinem rechten Ohre, während Netti das Gleiche mit dem linken Ohre des Andern that.

„Aha!“ ſagte Salander bei ſich ſelbſt, „das Eiernudelchen und das Zuckerſchneckchen!“ und wieder mußte er an ſich halten, um ſich nicht durch lautes Gelächter zu verrathen. „Soll ich dieſe meine zwei Meiſterſtücke mit ihren Liebhabern nicht um Geld ſehen laſſen?“

Inzwiſchen hatten die Schweſtern richtig herausgefunden, was ihnen gehörte, ohne ſich von den Schälken länger hänſeln zu laſſen. Jeder erhielt einen feierlichen Kuß und ſodann auf der halbrunden Bank einen Platz angewieſen neben ſeiner Liebſten, worauf ſogleich die Befehlsworte doppelt zu vernehmen waren: „Nicht umfangen, oder wir gehen!“

Zuerſt ſchien die kleine Verſammlung ſich paarweiſe zu unterhalten, weshalb Salander nicht ein Wort verſtand. Er ſah nur, daß die Töchter aufrecht und bewegungslos ſaßen, wie Steinbilder, während Iſidor und Julian, jeder der Seinigen beſcheiden zugeneigt, ſich begnügen mußten, die nur mondhellen Geſichter mit den Augen zu liebkoſen.

Herr Salander wunderte ſich aufs Neue über die Mädchen; ſie erſchienen ihm wie zwei dämoniſche Verkörperungen einer und derſelben Wahn-Idee, von welcher die unglücklichen beſeſſen wären Wenn nun der eine der Zwillinge ſterben müßte oder ſonſt abhanden käme, würden ſie dann vielleicht durch die bloße Halbirung geheilt, oder würden ſich am Ende beide an den übrig bleibenden Theil hängen, gleich den ſalomoniſchen Müttern, und das Geſpenſt ihrer eingebildeten Leidenſchaft ſie aufreiben?

Es ſchauderte ihm bei dem Gedanken, daß ſolche Seelenſtörungen den ſo blühenden Mädchen beſchieden ſein könnten. Und immer ſaßen ſie noch da und flüſterten

Unvernehmliches mit den Jünglingen, die jetzt aufſprangen, von irgend einem Worte getroffen.

Setti ſprach allein weiter und ſo laut, daß es der Vater im Buſche verſtehen konnte:

„Ja, Ihr ſchönen Brüder! Es iſt geſchehen, was uns weh thut! Aus gewiſſen Reden, die Euere Frau Mutter auf offenem Markte hören ließ, müſſen wir ſchließen, daß man uns Schweſtern für reiche oder reich werdende Perſonen hält und ſomit alle Lieb' und Treue dem vermeintlichen Vermögen unſerer Eltern gilt!“

Die Brüder prallten zurück und ſtanden betreten vor den geſtrengen Mädchen; denn auch Nettchen wendete ſich düſter, obgleich mit weicher Stimme, gegen ihren Zwillingsantheil, zwar ſchon nicht mehr genau wiſſend, ob es der rechte ſei, wegen des vorgegangenen Platzwechſels. Auch die Schweſtern waren nämlich aufgeſtanden und zwiſchen die verwirrten Zwillinge getreten, die nach Worten ſuchend hin- und herſchritten.

„Ja, ſo iſt es, wir ſind keine Marktwaare!“ ſagte Netti und wiſchte ſich die Augen, mit denſelben trotzdem den, durch das Hin- und Hergehen der Unterſcheidung entſchlüpften Julian zu haſchen ſuchend. Das beliebte Greifen nach dem Ohrläppchen war durch den Ernſt des Augenblicks unmöglich geworden.

Setti befand ſich in gleicher Lage, jedoch mit mehr Geiſtesgegenwart.

„Sprich Du, Iſidor, wenn Ihr etwas zu ſagen habt!“

rief ſie in leidenſchaftlicher Vergeſſenheit dennoch lauter, als ſie wollte. Und ſofort ſich faſſend ergriff er endlich das Wort.

„Was können wir dafür, wenn unſere gute Mama ſich freut, daß ihre Söhne reiche Bräute haben? Iſt es eine Sünde für ſie? Und wäre es ſelbſt für uns eine Sünde, die Geliebte vor allen Nahrungsſorgen geſichert zu wiſſen? Obgleich wir hoffen und vertrauen, ſie aus eigener Kraft dagegen zu ſchützen! Nein, theuere Eliſabeth! Ich habe nicht nothwendig, Dein Erbe zu lieben; aber Dich zu lieben habe ich nothwendig, das ſchwöre ich Dir! Laſſe Geld und Gut, Eltern, Haus und Heimath und Alles im Stich und komm mit mir! Auch ich verachte nicht, um der Armuth oder um meiner ſelbſt willen einzig und allein geliebt zu werden, auch ich will alle ſchönen Hoffnungen und was mir von den Eltern zukommen wird, dahinten laſſen und mit Dir bis ans Ende der Welt gehen!“

Er hatte ſich während dieſer Worte dem ältern Fräulein Salander zu Füßen geworfen, was bisher unter den vier Leuten noch nie vorgekommen und auch ſonſt gerade nicht landesüblich war. Das Gleiche that Julian und hielt eine noch feurigere Rede an Netti, in welcher er aber nicht arm, ſondern reich werden zu wollen verſprach, um zu beweiſen, daß er nicht auf den Reichthum der Braut zu ſchauen brauche.

Sie hielten die Hände der Schweſtern feſt umklammert.

und bedeckten ſie, durch die eigenen Worte zu Thränen gerührt, mit Küſſen. Da nun Jede wieder ihren Antheil ſicher an der Hand fühlte und noch größere Rührung empfand, ſo endete der prüfungsvolle Augenblick damit, daß die Jünglinge ſich emporſchwangen und die ſchmucken Mädchen ohne Widerſtand umarmten, und dies unter ſo heftigem Küſſewechſel, wie es auch noch nie geſchehen. Man ſah dabei, daß die Zwillinge kräftig genug in die Höhe geſchoſſen waren, um die auch nicht kurzen Frauengeſtalten zu überragen.

Das bemerkte auch Martin Salander, der unverſehens zwiſchen den zwei Paaren ſtand und vielleicht noch lang' hätte ſtehen können. Allein er legte links und rechts eine Hand auf die entſprechende Zwillingsſchulter und ſagte:

„Laßt's für heute genug ſein, Ihr jungen Herren! Und Ihr artigen Frauenzimmer ſeid ſo gut, Euch von ihnen zu trennen! Hier ſteht der Vater, wie es ſcheint für Euch eine überflüſſige Perſon!“

Die vier Liebesleute fuhren weit auseinander, Setti und Netti mit Schreckenslauten, Iſidor und Julian aber ſich bald ermannend.

„Herr Salander, es geht Alles mit rechten Dingen zu, wir ſind mit Ihren Fräulein Töchtern verlobt!“

„Wir ſind nämlich Alle volljährig, ſo viel wir wiſſen!“ ſagten die Jünglinge etwas patzig; Salander merkte indeſſen wohl, daß es mehr aus Unbeholfenheit, denn aus Trotz geſchah.

„Das freut mich," verſetzte er, „es überhebt mich einigermaßen der Verantwortlichkeit, wenn ein dummer Streich geſchehen ſollte. Einſtweilen kann ich den edlen Wettſtreit wegen des zu erwartenden Vermögens ſogar entgegenkommend ſchlichten und den Kummer meiner Kinder, es möchte ſich um eine ſchnöde Geldheirath handeln, zum Voraus mäßigen, indem ich einfach die Töchter enterbe, wenn ſie in Mißachtung der Eltern und unſchicklichem Lebenswandel verharren ſollten!"

Das Wort Enterbung lief wie eine gemeinſame ſanfte Erſchütterung durch die vier Verlobten. Sein harter Klang brachte die Töchter Salander's, die an dergleichen als etwas Mögliches nie gedacht, unmittelbar zum Weinen, ohne daß ſich vorläufig der kürzeſte Gedankengang damit verband; und die Brüder Weidelich ſenkten, in der Mondſcheindämmerung freilich kaum bemerkbar, auf einen Ruck die Köpfe.

Niemand ſprach zunächſt ein Wort. Salander benutzte die Stille, die Scene zu ſchließen.

„Für einmal," ſagte er in ruhigem Tone, „muß ich im Namen beider Eltern nun wünſchen, das in Zukunft dieſer geheime Verkehr unterbleibt; es wird für Jeden das Beſte ſein. Darf ich die jungen Herren zu dem Hinterpförtchen begleiten, durch welches ſie hereingekommen ſind, damit ich den Schlüſſel an mich nehmen kann? Meine Töchter werden den Garten mit mir auf dem gewohnten Wege verlaſſen. Nehmt Abſchied!"

Die weinenden Mädchen ſchickten ſich an, dem Gebote zu gehorchen; da ſie aber über dem Auftritte die Spur der Erkenntniß wieder verloren hatten und die Jünglinge unentſchloſſen, ja ſtörriſch, ſich nicht rührten, reichte Jede dem Unrechten die Hand, ihm mit klopfendem Herzen den Mund zum Kuſſe bietend. Die wackeren Jungen wollten es nicht hierbei bewenden laſſen, ſondern änderten raſch die Stellung, wechſelten Mädchen und Hände und umarmten Jeder die Seinige, worauf ſie, durch die Verwirrung mürbe geworden, dem Herrn Salander folgten, indeſſen Setti und Netti trauernd auf die Steinbank ſanken.

Nachdem ihr Vater die Zwillinge durch das Mauerpförtchen entlaſſen, den Schlüſſel zweimal umgedreht und zu ſich geſteckt hatte, kehrte er auf den Rundplatz zurück. „So, nun wollen wir zur Mutter gehen," rief er den Töchtern zu, „ſie grämt ſich zu Hauſe! Es iſt zehn Uhr vorbei!"

Er ging ihnen voran in das Haus und das Contor, wo noch das Licht brannte. Während ſie ſich dort ſo gut wie möglich von dem erlebten Schreck erholten, ſann Vater Martin über den Zuſpruch nach, den er ihnen halten ſollte und auch wollte; je länger er aber die ſo vollkommen ausgereiften Jungfrauen betrachtete, deſto ſchwerer dünkte es ihm, da viel hinein zu reden. Er beſchränkte ſich daher auf ein paar anzügliche Brocken, die er hinwarf um der Mutter den intimen Theil der nöthigen Vorſtellungen zuzuſchieben.

„Iſt das nun," ſagte er, vor ihnen ſtill ſtehend, „die große Rarität, die Ihr Euch ausgeſucht habt? Denkt Ihr großen Staat damit zu machen? Zwei Männer, die Ihr nicht von einander unterſcheiden könnt, wenn es etwas dämmerig iſt? Dem ließe ſich zwar abhelfen durch eine Bedingung im Ehecontract, daß ſie die Bärte ungleich tragen ſollen, z. B. der eine einen Vollbart, der andere einen Schnurrbart. Allein genauer überlegt, haben ſie leider noch gar keine Bärte und bekommen am Ende niemals ſolche, die dicht genug wären, unterſchiedliche Charaktere daraus zu ſchneiden!"

Der Spott brachte nicht die gewünſchte Wirkung hervor; er betrübte nur die Mädchen auf das Tiefſte, daß ſie wieder zu weinen anfingen, nachdem ſie ſchon ſorgfältig die Augen getrocknet hatten.

„O lieber Vater," ſchluchzte Setti, „es nützt gar nichts, es hängt nicht von uns ab! So lange ſie uns treu bleiben, laſſen wir nicht von ihnen!"

„So?"

„Ja, Vater!" rief jetzt Nettchen, „wie können wir unſere Wahl denn anders rechtfertigen, als durch die Standhaftigkeit, mit welcher wir den armen Menſchen die Treue halten?"

„Da haben wir den ſtarren Wahn!" dachte Salander.

„Und was die größere Jugend unſerer Verlobten betrifft," fuhr die ältere Tochter nicht ohne Zierlichkeit fort, „ſo bedürfen ſie nicht nur liebevoller, ſondern auch mit einem mütterlichen Sinne begabter Frauen, die ſie wohlthätig zu lenken verſtehen! Ihre eigene Mutter hat nicht diejenigen Eigenſchaften, welche zur Bezähmung ſo kecker Burſche erforderlich waren. Wir aber, Netti kann es bezeugen, haben ſchon einen veredelnden Einfluß über ſie gewonnen, ſie hören auf uns und laſſen ſich gefallen, was wir ihnen ſagen.“

Nettchen gab ungeſäumt ihr Zeugniß ab:

„Es iſt wahr, was Setti ſagt, ſie ſind ſchon viel manierlicher, ſelbſt geſitteter, als da wir ſie kennen lernten!“

Das läßt ſich bei Gott hören, es mag etwas dran ſein! dachte der umhergehende Herr Vater; dann müſſen die Geſellen aber ziemlich ungezwungen geweſen ſein! Laut ſagte er:

„Wir werden heute mit dieſer Materie nicht fertig! Kommt, wir wollen gehen!“

Er löſchte das Licht und führte die bedrängten Fräulein unbemerkt auf die Straße. Schweigend ſchritt er neben ihnen her; daß er nicht fröhlich, wie ſonſt, an jeden Arm eines der Kinder nahm, dagegen zwei oder drei Mal einen Seufzer vernehmen ließ, machte ihnen das Herz auch wieder ſchwerer, je näher ſie der Wohnung kamen. Und als ſie in die Stube traten, wo die Mutter ganz allein am Tiſche ſaß und ſtrickte, fühlten ſie, daß ſie trotz ihres ſchönen und klugen Mädchenalters einen tiefen Fall gethan. Sie ſuchten jedoch nicht etwa in ihr

Schlafzimmer zu entfliehen, ſondern ſetzten ſich ſtill an eine Wand und blickten traurig auf den Boden.

„Guten Abend, Frau!“ ſagte Salander, da haben wir die Vögel eingefangen! Sie bitten Dich um Verzeihung und willigen ein, daß alles weitere Ausfliegen einſtweilen unterbleibe! Denn ſie waren mehr unbeſonnen als leichtſinnig und jedenfalls mehr leichtſinnig als böſe!“

„Das fehlte noch, daß es mehr bös als leichtſinnig heißen müßte!“ erwiderte Marie Salander ohne aufzublicken.

Die den Gegenſtand dieſes kurzen Geſpräches bildeten, waren ſolche Worte nicht gewöhnt und hätten nie geglaubt, daß es dergleichen für ſie gäbe. Wehrlos verharrten ſie im Schweigen.

„Wenn Ihr noch Hunger habt,“ ſagte die Mutter, „ſo könnt Ihr in die Küche gehen; hier hat man längſt abgeräumt. Das Bett werdet Ihr auch wohl finden, alt genug ſeid Ihr!“

Sie ſtanden auf und gingen hinter einander her in die Küche, nahmen dort jedoch nur das nöthige Licht und ſtiegen ohne zu eſſen eine Treppe hinauf in ihr Schlafgemach. Ueber ihnen auf dem Eſtrich lag mäuschenſtill in ihrem Bett die Magd, die ſich kurz vorher weggeſchlichen.

Unten ſtrickte die bekümmerte Frau fort, ohne eine Maſche fallen zu laſſen.

„Du haſt ſie alſo wirklich beiſammen getroffen?“ fragte ſie den Mann.

„Gewiß, ja! Zuerſt kamen die Kinder anmarſchirt, im hellen Mondſchein, dann die vertrackten Weidelichsjungen; ich ſteckte in dem Gebüſch hinter dem Brunnen, ſah Alles, was vorging, und hörte beinahe Alles, was geſprochen wurde. Ich muß Dir nun zuerſt ſagen, daß ich, abgeſehen von der Heimlichkeit, mit welcher ſie uns hintergingen, nichts ſah oder hörte, was ehrbaren Liebesleutchen nicht erlaubt iſt; ich möchte behaupten, ich ſah und hörte nicht einmal alles Erlaubte, ſo viel ich mich wenigſtens, mit Deiner Genehmigung zu ſagen, aus unſerer eigenen Praxis erinnern kann. Die Kinder ſcheinen eine merkwürdige Gewalt über die Bengel zu haben —“

„Nimm es mir nicht übel, Martin,“ unterbrach ihn Marie, „aber Du ſprichſt ganz verkehrt und närriſch! Das Gegentheil iſt wahr, die Bengel üben ja die unglückliche Gewalt über die Kinder!“

„Nicht ſo, Marie! Dieſe Gewalt, die Du meinſt, die ſitzt auch in den Mädchen ſelbſt, die Jungens würden ſie nie haben; es iſt das Wahngebilde, an dem ſie leiden! Doch laß Dir erzählen, wie es herging!“

Er beſchrieb ihr ſo genau und anſchaulich als möglich den ganzen Hergang, indeß ſie bald ungläubig, bald verwundert, aber immer unwillig aufſchaute, den Kopf ſchüttelte und wieder ſtrickte.

Plötzlich warf ſie den Strumpf auf den Tiſch.

„Ich komme nicht darüber hinweg! Sie haben mich als Mutter beleidigt; ich bin nie gewöhnt geweſen, ſeit ich die Kinder beſaß, und war von Hauſe aus nicht gewöhnt, von gewiſſen Dingen zu reden und zu ſagen, die nicht ſein ſollen. Ich glaube auch jetzt noch, daß gut geartete Kinder am beſten durchkommen, wenn ſie die Leute im Haus, namentlich Vater und Mutter, offen und tadellos wandeln ſehen, ohne ſie darüber predigen zu hören. Und nun dieſe jahrelange Verſchlagenheit zweier Töchter gerade gegen die Mutter!"

„Das mußt Du nicht von der Seite allein nehmen. Es iſt in Gottes Namen einmal geſchehen, ein neuer Fall von Menſchengeſchichten, woher ſollen dieſe herkommen, wenn es nicht immer neue Erſcheinungen gibt? Vielleicht ein lumpiges Luſtſpiel, vielleicht ein erbaulich ernſthaftes Schickſal!"

„Und wie ſteht es nun! Wie ſoll es werden?"

„Wie ich Dir ſagte, ſie erklären, von den Zwillingen nicht zu laſſen, ſie meinen, aus ihnen zu machen, was ſie wollen und was gut ſei! Daß aber der Verkehr in bisheriger Weiſe aufhört, deſſen bin ich ziemlich ſicher. Denn als ich ein Wort von Enterbtwerden fallen ließ, fühlte ich deutlich, daß die Herrſchaften mürbe wurden. Ich mußte es thun, weil ihrerſeits bereits das Wort Volljährigkeit gefallen war."

Frau Salander wurde in dieſem Augenblicke todtenbleich und griff nach der Seite, wo das Herz hängt.

„Enterben!" wiederholte ſie mit jammervoller Stimme, „kannſt Du denn das wegen einer ſolchen Sache?"

„Eigentlich wohl nicht leicht,“ erwiderte Martin möglichſt ernſthaft, „ein guter Advokat könnte indeſſen einen unordentlichen Lebenswandel, fortgeſetztes Mißachten und Hintergehen der Eltern, Kinderundank u. dergl. ſchon ſo herausdrechſeln, daß es durchzuſetzen wäre vor nicht allzu ſcharfſichtigen Richtern.“

Marie Salander packte ihr Strickzeug zuſammen. Es rannen ihr Thränen über die Wangen, die ſie nicht beachtete.

„Soweit iſt es ſchon gekommen,“ ſagte ſie, indem ſie die Lampe löſchte und den Leuchter zum Schlafengehen ergriff, „ſoweit, daß in dieſem Hauſe ein ſolches Wort ertönen muß! Zwei Kinder verlieren!“

Martin ſtützte und führte die ſchwankende Frau und tröſtete ſie im Gehen:

„Ei, bedenke doch, ich müßte ja todt ſein, wenn das Teſtament eröffnet und angegriffen würde! Wenn ich unter dem Boden dann den Prozeß gewönne, ſo könnteſt Du und Dein Sohn Arnold den Mädchen Alles wieder zurückgeben!“

Iſidor und Julian Weidelich waren ſehr erſchrocken und kleinlaut in der dunklen Straße hinter der Gartenmauer geſtanden und dann einig geworden, nach dem Singhauſe zurückzukehren, ihre Abweſenheit eher zu vertuſchen. Sie ſetzten ſich, als ſie hörten, daß immer noch geübt wurde, in ein Trinkſtübchen, in welchem ſich pauſirende Sänger erfriſchten, und ſie thaten, als ob ſie die ganze Zeit über vorhanden geweſen wären. Dann ſchlugen ſie erſt den Weg nach dem Zeiſig ein, wo im elterlichen Hauſe für Jeden ein artiges kleines Studirzimmer gebaut und eingerichtet war.

Nach und nach fanden ſie Worte, von dem Ereigniß dieſes Abends zu reden, wurden aber nicht recht klug daraus. Für ſie ragten vornehmlich zwei Dinge aus dem Abenteuer heraus: die Anfechtung ihrer verlobten Bräute wegen der Liebe aus Habſucht, ehe der Vater kam, und die Drohung des letzteren mit Enterbung der Töchter. Beide Punkte ſtanden in unheimlicher Beziehung zu einander. Die Fräulein wollten nicht des Vermögens wegen geliebt ſein und der Vater ihnen dasſelbe entziehen, wenn ſie ſich überhaupt lieben ließen. Aber konnte denn der Alte ſie wirklich enterben? Ueber dieſen Gegenſtand waren ſie als angehende Notare ſchon von einiger Erfahrung, der betreffende Abſchnitt des Erbrechtes ihnen geläufig. Das Ergebniß des Rathſchlages fiel auch ziemlich verſtändig aus: ſie fanden, es dürfte beſſer ſein, ſich den Geboten des Herrn Salander zu fügen und die Zuſammenkünfte mit den Töchtern einzuſtellen, um die Frage jedenfalls nicht zu verſchärfen. Sie hielten dafür, daß die Mädchen auch keine Neigung hätten, die unbeſtimmte Gefahr herauszufordern, und von der Volljährigkeit allein nicht leben könnten, wenn es zum Bruche mit den Eltern käme; und ſie fürchteten die Mutter noch mehr als den Vater.

*

Dagegen wollten ſie einen ſchriftlichen Verkehr einführen und ſo die Zeit erwarten, die ihre Ausſichten und Hoffnungen krönen würde. Der Treue der beiden Geliebten waren ſie ja ſicher, wie ihrer eigenen, und indem ſie über dieſe Seite der Angelegenheit ein paar jugendliche Redeblumen von leichter Bauart in die Verhandlung ſtreuten, nahm dieſe den verwunderlichſten Ton von der Welt an. Und doch war es ihnen auch hiermit Ernſt, da es ja ſonderbar hätte zugehen müſſen, wenn ſo junge Geſellen keines dankbaren Gefühles für die Hingabe eines ſolchen Schweſternpaares fähig geweſen wären.

Zu Hauſe wollten ſie den Vorfall verſchweigen, damit die Mama nicht neue Verwirrung ſtifte.

IX.

Im Salander'ſchen Haushalt ſchien der gute Hausgeiſt der Unbefangenheit irgendwo krank zu liegen. In Erwartung eines ſchweren Tages hatten Setti und Netti, die in jener Unglücksnacht nicht geſchlafen, einander gelobt, dem Gerichte der tief verletzten Mutter mit kindlicher Beſcheidenheit, aber auch mit wandelloſer Treue dem erwählten Geſchicke Stand zu halten.

Als ſie am Morgen in der Familienſtube erſchienen, ſagte Niemand ein Wort, und auch als der Vater fortgegangen und ſie mit der Mutter allein waren, ſchwieg dieſe beharrlich von der Sache, gab auch nicht den geringſten Anlaß, den die Töchter zu einer Beichte hätten ergreifen können. So ging es den Tag hindurch, den folgenden Tag und alle anderen Tage. Die Mutter begrub erſichtlich für ſich das Unheil in die Nacht des Schweigens, um es ſo zu vernichten, im Glauben, daß es gelingen müſſe. Der Vater that auch, als ob er es rein vergeſſen hätte, und nur die Magdalene flüſterte ihnen einmal zu, ſie dürfe nicht davon ſprechen, wenn ſie nicht fortgeſchickt werden wolle.

Arnold ſchrieb wie gewohnt nach Hauſe, bald an die Eltern, bald an die Schweſtern. Die Briefe an Vater und Mutter wurden offen herum geboten, kein Wort verrieth darin, daß er etwas von dem Kummer der Mutter wußte, und was er an die Schweſtern ſchrieb, war ebenſo ahnungslos und brüderlich ungenirt, wie von jeher.

Wenn ſie ausgingen, ſo bemerkten ſie nicht die kleinſten Zeichen einer Ueberwachung; man fragte gar nicht, wo ſie hin wollten, und noch weniger ſah ihnen Jemand nach. Kehrten ſie zurück, ſo kümmerte ſich Niemand darum, wo ſie geweſen ſeien, wenn ſie es nicht ſelbſt ſagten.

So wußten dieſe ſtattlichen Hochjungfrauen nicht, woran ſie waren, und gingen wie Schatten in ihrem durchſichtigen Doppelgeheimniß herum. Sie fühlten ſich um ſo unbehaglicher, je mehr ein ruhiges Einvernehmen ſich herzuſtellen, eine verſöhnliche Ausgleichung in alter Gewohnheit neu zu befeſtigen begann; denn die Mutter ſah bei alledem ſo aus, wie wenn ein einziges Wort die

Finſterniß wieder verbreiten könnte. Eines Mittags ſaß Salander mit den Töchtern allein bei Tiſch, weil Frau Marie verreiſt war, dem Leichenbegängniß einer auf dem Lande verſtorbenen Verwandten beizuwohnen. Salander zog einige Privatbriefe aus der Taſche, die er vom Bureau mitgebracht, und beſchaute ſie näher.

„Da iſt auch einer von Arnold,“ ſagte er, „was ſchreibt er?“ und legte den geöffneten Brief auf den Tiſch. Setti nahm das Papier und las. Arnold berichtete, daß er leidlich doctorirt habe, ſo und ſo viel Geld drauf gegangen ſei und daß er nun von der Erlaubniß Gebrauch zu machen geſonnen ſei, über London und Paris heimzureiſen und dazu ein Jahr zu verwenden.

„Das iſt mir recht wegen der Sprachen, in denen er noch zurück iſt,“ ſagte der ehemalige Secundarlehrer, „für das Andere gebe ich ihm nicht ſo viel. Wenn er von England ſpricht, wird er Dſchury ſagen, und Schüri, wenn er von Paris erzählt, mehr kann er in einem halben Jahre kaum erſchnappen, was die Rechte betrifft!“

Inzwiſchen hatte Setti den Brief hingelegt, ohne ihn fertig zu leſen, und hielt das Taſchentuch vor den Augen. Gleich darauf auch Netti, die den Brief aufgenommen und ebenfalls hineingeblickt.

„Was gibt es denn? Was habt Ihr?“ fragte der Vater betroffen, „warum leſt Ihr nicht zu Ende?“

Er nahm den Brief an ſich, ſuchte den abgebrochenen Schluß und las laut: „Nun grüße ich auch treulichſt das holde Geſchwiſterpaar! Der Kürze halber habe ich, um mir den theueren Zwiebegriff ſchneller vor die Seele zu führen, die Namen Setti und Netti zuſammengezogen und denke nur „Snetti!“ ſo ſtehen ſie vor mir. Aber wie ſteht es denn mit ihnen? Iſt noch keine Verlobung in der Luft? Sie ſind nachgerade keine Haſenbraten mehr! Mir kann es recht ſein, wenn ich ſie noch hübſch zu Hauſe treffe; denn bei ſo wähleriſchen Stiftsdamen weiß der Kuckuck, was ſie Einem für Schwäger ausſuchen!“

„Ja ſo!“ brummte der Vater gutmüthig, „hätt' ich gewußt, was da ſteht, ſo blieb der Brief in der Taſche. Aber thut die Augentröckner weg und eßt Eure Suppe!“

Seine Art zu reden tröſtete die Mädchen ein Bischen; es war doch das Freundlichſte, was ſie in der ganzen Zeit gehört, und ſie aßen mit dem Vater zu Ende.

Als die Magd nichts mehr im Zimmer zu thun hatte und Martin ſeinen Wein gemächlich austrank, während die Frauenzimmer nach beſtehender Sitte des Hauſes noch ſo lange ihre Plätze behielten, nahm er in gemüthlichem Tone wieder das Wort.

„Da das leidige Verhältniß, das uns alle behext, durch Arnold's argloſen Scherz einmal berührt worden iſt, ſo wollen wir vernünftig ein Bischen weiter davon reden! Ihr haltet Euch ſehr achtungswerth; wir glauben, die Mutter und ich, daß Ihr den Umgang mit den jungen Leuten wirklich meidet; hinwieder wiſſen wir nicht, woran wir mit der Zukunft ſind und ob Ihr ſelbſt etwas mehr im Klaren ſeid? Vielleicht, dachten wir, finden ſie ſich doch allmälig zurecht und ſich ſelbſt wieder, und zwar ohne die zwei ſeltſamen Beiſterne! Da kommt neulich der Laufknabe von der Poſt und erzählt, er habe auch die Fräuleins am Schalter geſehen. Haben ſie Briefe hingebracht? frag' ich, und er ſagt: Nein, ſie haben Briefe geholt, die für ſie dort lagen. Gut, ich weiß ſchon, was es iſt, gab ich zur Antwort. Verkehrt Ihr alſo poste restante mit ihnen?"

„Ja!" entgegneten die Töchter beide zugleich.

„Und in welchem Sinne? Der hoffenden Zuverſicht oder der entſagenden Freundſchaft? Ihr ſeht, daß ich mich in dem Sprachgeiſte auszudrücken weiß, der in der bewußten Correſpondenz walten wird!"

„Unſere Freunde entſagen nicht, ſo lange ſie zweier Herzen ſicher ſind, die es nicht von ihnen verlangen!"

Dies ſagte Nettchen und Setti fügte hinzu:

„Wie wollten wir freiwillig die Hoffnung aufgeben, der geliebten Perſonen verluſtig gehen und dagegen für das ganze Leben erſt recht eine ſpottende Nachrede eintauſchen?"

„Gut getrumpft!" ſagte der Vater, mit innerer Trauer der Gattin gedenkend, die mit ebenſo feſt eingewurzeltem Gegenſinne zu derſelben Stunde in einem fernen Trauerhauſe am Tiſche ſitzen und vom Leichenmahle genießen mochte.

„Liebe Kinder!" fuhr er nach einem kurzen Schweigen fort, „wie lang' wollt Ihr denn eigentlich auf das vermeintliche Glück warten? Wenn ich nur das wüßte! Ja, wenn Ihr zwanzig Jahre alt wäret, wie die Liebhaber, dafür dieſe von Euerem Alter, das ließe ſich hören!"

„Immer das Gleiche!" riefen die Töchter durcheinander, „habt doch Geduld, in wenig Jahren werden wir mit ihnen gleich alt ſcheinen, ſie ſo alt wie wir und wir ſo jung wie ſie, wenn wir nur erſt verbunden ſind! Sie werden Männer ſein! Uebrigens bekommen ſie ſchneller die ihnen gebührende Stellung, als Manche glauben, und dann hat das Elend ein Ende!"

„Trumpf!" rief der Vater lachend, aber voll Verwunderung über die Reden der Töchter; „das tönt ja Alles wie im heroiſchen Zeitalter, wo Männer und Frauen ewig jung blieben! Wir wollen es abwarten und mögt Ihr nicht eine Zeit erleben, wenn es nach Eurem Willen geht, wo Ihr wirklich heroiſcher Kräfte bedürftet! Jetzt wollen wir die Sitzung aufheben. Heute Abend muß ich in eine Verſammlung wegen der kommenden Wahlen gehen und kann nicht wegbleiben. Da wäre es artig von Euch, wenn Ihr ſtatt meiner Euch auf den Bahnhof begeben und die Mutter abholen wolltet. Ich weiß, es thut ihr gut, wenn ſie Euch unerwartet dort trifft!"

Die Töchter verſprachen, es zu thun, und errötheten leiſe aus geheimer Freude über den erhaltenen Auftrag.

Martin Salander ging an ſein Geſchäft, arbeitete ein paar Stunden darin und dann noch eine gute Zeit in der Wahlſache, indem er Briefe und andere Papiere durchging und dies oder jenes anmerkte. Es handelte ſich um die Ermittelung einer Vorſchlagsliſte für die Kreiswahlen in den Großen Rath des Standes Münſterburg, die Durchmuſterung der bisherigen Inhaber der Stellen, den Erſatz abgehender, den Eintritt neuer Mitglieder. Salander freute ſich immer noch ſeiner Unabhängigkeit von allen Wahlverlegenheiten in Anſehung ſeiner eigenen Perſon, indem er trotz ſeiner oft in Anſpruch genommenen Dienſte und mehrfachen Zumuthens dem förmlichen Amts- und Titelweſen fern geblieben.

Jetzt wollte es ihm aber heimlich bedünken, daß er, wie ſo mancher Andere auch, Vieles doch am beſten in dem geſetzgebenden Rathe vertreten und ſagen könnte, als am entſcheidenden Orte; denn was half es ihm, wenn er in freien Vereinen und Zuſammenkünften eine Meinung durchſetzte gegen irgend einen Gegner, der dann in der Behörde ſaß und dort allein das Wort hatte.

Er brachte aber nicht über ſich, was doch gäng und gebe iſt, ſich ſelbſt vorzuſchlagen, d. h. vertraulich den andern Führern zu eröffnen, daß er Luſt verſpüre, gewählt zu werden; und um nicht den Anſchein davon zu gewinnen, nahm er ausdrücklich an der Leitung der heutigen Zuſammenkunft Theil, während diejenigen wegblieben, die genannt zu werden wünſchten oder wußten, daß es geſchah. Freilich nicht Alle; denn einige wiederum erſchienen freimüthig und ſetzten ſich breit hin.

Im Saale zu den Vier Winden, der den verſchiedenſten Parteien und Vereinen als Sammelort diente, fand Salander zwei lange Tiſche von dichteren Gruppen und einzelnen Bürgern ungleich beſetzt, während ebenſo viele Männer noch an den Wänden herum ſtanden und mit einander ſprachen. Unter dieſen trieben ſich die Einberufer umher, hier und da Rückſprache nehmend oder einen der ſchwierigeren Kannengießer bearbeitend. Auch Salander geſellte ſich zu ihnen. Er war der Haupturheber des Gedankens, in verſöhnlichem Sinne beiden Hauptparteien Rechnung zu tragen; er ſelbſt gehörte der demokratiſchen an, deren Macht ſeit einiger Zeit im Volke zu wanken begann, und ſo hielt er es für ebenſo klug, als billig, den Altliberalen wieder mehr Raum zu gönnen. Namentlich war er ein Verehrer der modernen Liebhaberei der Minderheitenvertretung geworden, der nicht nur politiſche Philoſophen, ſondern auch allerlei praktiſche Leute anhingen, welchen der ſchöne Grundſatz nächſtens ſelbſt nützlich werden konnte, nachdem ſie bislang keine anders geſinnte Fliege zugelaſſen hatten, noch ferner zuzulaſſen geſonnen waren.

Da die Tiſche ſich allmälig dichter bevölkerten, gab der Vorſitzende das Zeichen des Beginnes. Salander, durch die noch Herbeieilenden ſchreitend, begegnete einem jungen Manne, der ihm bekannt ſchien und ihn durch

Hutabnehmen ehrerbietig grüßte, was er höflich erwiderte. Er mußte einen der Tiſche entlang gehen, um ſeinen Platz am Kopfende desſelben unter den Anführern zu finden. Auf dieſem Wege ſtieß er abermals auf den jungen Mann, der die gleiche Höflichkeit wiederholte und den Hut zog, diesmal mit einer Verbeugung. Der ſcheint ſeinen Hut gar nicht ablegen zu wollen, dachte er eben, als es ihm wie Schuppen von den Augen fiel; das waren ja die Zwillinge! Ei nun, ſie zeigten doch eine wackere Theilnahme an den Landesangelegenheiten; das ſteht jungen Leuten gut und beweiſt einen ernſten Sinn! Wenn ſie nichts Schlimmeres treiben, ſo iſt es ſo übel nicht mit ihnen beſchaffen!

Durch dieſe Gedanken und die Erinnerung an das mittägliche Geſpräch mit den Töchtern halb zerſtreut, nahm er endlich ſeinen Platz ein, das Schöppchen Wein beſtellend, das der Ehrbarkeit halber in dieſer Gegend des Saales nur ganz langſam, gleichſam unmerklich getrunken werden durfte.

Die Verhandlungen nahmen ihren Anfang mit einer politiſchen Rede des Vorſitzenden, der Wahl der Stimmenzähler und anderer Functionäre, worauf der Umgang der Vorſchläge eröffnet wurde. Einige gedruckte Zettel, von den beſtellten Berichterſtattern mündlich erläutert, lagen zu Grunde, und fünf bis ſechs unbeſtrittene Namen waren bald erledigt. Aber ſchon beim ſiebenten Namen, als der Präſident die Frage ſtellte, ob ein weiterer Vorſchlag gemacht werden wolle, erſchallte aus dem Hintergrunde eine kräftige Stimme, die rief:

„Ich ſchlage vor Herrn Martin Salander, Kaufmann in Münſterburg!“

Und aus einer andern Ecke des Saales her rief Einer ebenſo laut:

„Unterſtützt!“

„Ah! Gut ſo! Schon längſt verdient!“ u. dgl. murmelte es an den Tiſchen, und Jeder ſah ſich nach den Rufenden um.

Der Vorſitzende aber klingelte an ſeinem Glaſe, und als es ſtill geworden, ſprach er:

„Ich möchte die Verſammlung fragen, ob wir jetzt ſchon auf neue Namſungen eintreten, oder vorerſt die noch vorhandenen Vorſchläge bereinigen wollen, die vorausſichtlich raſch und mit Einmuth abgethan ſind!“

„Ich beharre auf meinem Antrag!“ rief die erſte Stimme und das laute „Unterſtützt!“ aus der anderen Ecke folgte unmittelbar wieder darauf. Der Präſident verkündigte:

„Es iſt vorgeſchlagen, Herrn Martin Salander als ſiebentes Mitglied unſeres Kreiſes im Großen Rathe auf die Wahlliſte zu nehmen! Ich bitte den Antragſteller, ſich zu nennen!“

„Notariatsſubſtitut Iſidor Weidelich!“ erſchallte es vom alten Orte her noch lauter, und von der Unterſtützungsecke her ſchrie der andere Rufer, offenbar Bruder Julian:

„Bravo! bravo!“

Alles ſah ſich wieder um.

„Was iſt das für ein Weidelich? Welcher iſt es? Der junge Menſch dort?“ hieß es.

Der Präſident klingelte wieder und rief:

„Wem es alſo beliebt, daß auf den Wahlvorſchlag des Herrn Iſidor Weidelich ſchon jetzt eingetreten werde, der hebe die Hand auf!“

„Auf!“ ſchrieen nun eine Anzahl junger Leute, die Hände in der Luft ſchwenkend, und ihnen folgte eine Hand um die andere etwas zögernd; als es aufhörte, erſuchte der Vorſitzende die Stimmen zu zählen. Es ergaben ſich ſechsundfünfzig Hände.

„Es ſcheint dies die Mehrheit zu ſein! Oder wird das Gegenmehr verlangt?“

Zwei oder drei erhoben die Hand, ließen ſie aber wieder ſinken, als ſie ſahen, daß ſie allein blieben.

„Es iſt alſo beſchloſſen, die Vorſchlagswahl des Herrn Martin Salander ſofort vorzunehmen. Wer dafür ſtimmt, daß derſelbe an nächſtfolgender Stelle auf die Liſte geſetzt und dem Volke im Namen der gegenwärtigen Verſammlung zur Wahl empfohlen werde, der beliebe die Hand zu erheben!“

Mit Ausnahme weniger Lücken, die faſt nicht bemerklich waren, erhoben ſich alle Hände mit einem beifälligen Geräuſch, welches bewies, daß Salander's Wahl den anweſenden Bürgern an ſich als erwünſcht erſchien.

Der ſo gut wie gewählte Mann befand ſich in verdrießlicher Aufregung. Den geheimen Wunſch im Herzen, den ihm wohl gebührenden Sitz im Rathe endlich einzunehmen, ſah er ſich denſelben durch das kecke und verfrühte Eingreifen der Zwillinge zugewendet und zugleich durch die unhöflichen Umſtändlichkeiten des Vorſitzenden das Abſtimmen aufgehalten, ein Zuſammentreffen, das ihm nur unwillkommen ſein konnte. Erwägend, daß er die Wahlbewerbung unter ſolchen Umſtänden nicht übernehmen und die Rathsſtelle namentlich nicht den Zwillingen verdanken dürfe, hatte er in der Zerſtreuung den rechten Augenblick entſchiedener Einſprache verſäumt und war ſo unruhig und verlegen, daß er ſein Schöppchen, das unberührt ſtand, in lauter kleinen Schlücken beinah' ausgetrunken hatte, als der Vorſitzende das günſtige Ergebniß mit einer gewiſſen Feierlichkeit beſtätigte und im Geſchäfte fortfahren wollte. Er dankte für das ehrende Zutrauen, erklärte aber, die Candidatur aus Gründen ablehnen zu müſſen, die er hier nicht auseinander ſetzen könne, und bat mit ſehr beſtimmten Worten um Vornahme einer neuen Wahl. Jetzt erſt machten ſich zwei ältere Männer geltend, um ihn zur Umkehr zu bewegen. Dieſen war er im Herzen wahrhaft dankbar; allein er blieb feſt in ſeinem Entſchluſſe, und ſo nahm das Geſchäft ſeinen weiteren Verlauf, bis es mit den üblichen Zwiſchenfällen und unvorhergeſehenen Wendungen zu Ende gerieth.

Auch der Vorſitzende, mit Salander in ähnlicher Lage geheimen Wunſches, wurde beim Aufſtellen neuer Candidaturen auf Martin's Vorſchlag gewählt, womit dieſer ſeine Bürgerpflicht ruhig erfüllte, weil er jenen als einen tüchtigen Mann kannte.

Auf dem Heimwege hatte er ſehr widerſprechende Gefühle zu überwinden. Ein, wie er glaubte, ihm zu fernerem Wirken nothwendiges Amt mußte er fahren laſſen, weil er es nicht aus den Händen Derjenigen empfangen durfte, die es wie aus dem Aermel geſchüttelt ihm ſchenkten. Was würde Frau Marie dazu geſagt haben, wenn es hieß, die Weidelichs hätten ihn öffentlich ausgerufen! Und doch, ſo ſehr er ſich über die Schlingel, wie er ſie nannte, ärgerte, empfand er widerwillig einen Schimmer von Wohlwollen für ſie und den mißlungenen Streich, den ſie ihm geſpielt. Dann ſchämte er ſich, das erſte Mal, wo er nach mehrjähriger Thätigkeit auf die Schwelle des Rathhauſes getreten, in einen ſo kleinlichen Fallſtrick gerathen zu ſein und ſich zudem geſtehen zu müſſen, es gebreche ihm an der derben Rückſichtsloſigkeit, welche zum rüſtigen Vorgehen auf politiſcher Laufbahn unentbehrlich ſei.

Schließlich ward er doch mit ſeiner Handlungsweiſe zufrieden, da er die Folgen, alle die weiteren Anforderungen bedachte, wenn der Pfad des amtlichen Lebens einmal beſchritten war. Nein, ſagte er, das Bewußtſein, von den zwei Bürſchchen auf den Schild gehoben zu ſein, wäre mir überall nachgelaufen, und gewiß hätten ſie ſelbſt ſich ſehr unbequem an meine Füße geheftet! Und was heut nicht geſchieht, kann ja in glücklicherer Stunde beſſer geſchehen!

Für ſein Verhalten erntete er auch den ſchönſten Lohn, als er das Erlebniß der Frau erzählte und ſie ihn höchlich darum belobte. Er hatte ſie in zufriedener und weicher Stimmung zu Hauſe gefunden, weil ſie das Entgegenkommen der Töchter als einen Anfang zum Beſſern empfand und auslegte, deshalb auch den Abend in freundlichem Vernehmen mit ihnen verlebte, was die Mädchen hinwieder zu ihren Gunſten deuteten, als ſie zu Bett gingen.

Die Urheber all' dieſer Gemüthswirrniſſe, Julian und Iſidor, ſteckten nach der Verſammlung in einem Bierhauſe der Stadt die Köpfe zuſammen.

„Das iſt uns nun ſchlecht gelungen mit dem verhofften Schwiegerherren!" vermeinte der eine von ihnen.

„Was den Alten unſerer theuren Schätze betrifft, ſo glaube ich, er rechnet uns den guten Willen an bei Gelegenheit, und übel genommen hat er es gewiß nicht!" erwiderte der Andere; „aber ſonſt iſt unſer Auftreten ja vollkommen gelungen, er wurde ja ſo gut wie einmüthig gewählt!"

„Freilich, ja, wer hätte gedacht, daß wir Zwei das erſte Mal ſchon, wo wir in eine politiſche Verſammlung gehen, einen Rathsherrn machen würden?"

„Das ſag' ich auch, ein guter Anfang! Anſtich, trink! Das müſſen wir fortſetzen! Wenn wir mit ſolchem Erfolg ferner politiſiren, ſo wird uns das ſehr förderſam ſein! Mein Chef ſagt, er wolle dies Jahr noch abgehen; ich muß jetzt ſchon faſt Alles machen!“

„Und meiner wird nicht mehr gewählt, ſehr wahrſcheinlich, wenn ſeine Amtsdauer abläuft.“

„Da kannſt Du gleich ſchon jetzt vorarbeiten in Deinem Kreiſe! Trink' Deinen Reſt!“

„Es gilt Deinen Anſtich! Hör' einmal, was mir neulich eingefallen iſt, ich wollt' es mir reiflicher überlegen!“

„Los damit!“

„Ich calculire, es wäre nützlich, wenn wir Zwei nicht zu der nämlichen Partei gehen würden, da könnten wir uns beſſer in die Hände arbeiten! Es kommt das öfter in Familien vor, daß der eine Bruder grau, der andere ſchwarz, der dritte roth iſt, und Alle ſtehen ſich gut dabei; Einer macht dem Andern Freunde, indem er mit Liebe von ihm ſpricht und ihn empfiehlt!“

„Das leuchtet mir ein! Wahrhaftig, je deutlicher ich's denke! Du Himmelhund! Aber wie ſollen wir den Kuchen theilen? Haſt Du eine beſtimmte Vorliebe, ein Princip?

„Ich? Noch nicht, das werden wir ſpäter mit der Erfahrung erwerben, wenn es unerläßlich iſt! Aber für jetzt iſt es mir gleichgiltig, welches Lied ich pfeife; man braucht überhaupt nicht immer zu ſchwatzen, wenn man nicht bei der Sache iſt!“

„'s kommt Dir ein Quart!"

„Trink' und Anſtich!"

„Sieh, ſo denk' ich gerade! Nur einen Haken hat die Sache, den flotten oder minder flotten Klang des Namens! Jetzt ſind die Demokraten oben und gelten für ſchneidig; die Altliberalen werden ſchon von ihnen Zöpfe genannt. Conſervativ wäre dem Ohr genehmer, aber das Simpelvolk braucht den Ausdruck nicht!"

„Da iſt etwas dran! Schon das Wort altliberal oder altfreiſinnig gleicht einer Nachtmütze!"

„Und doch, auf der andern Seite fängt der Begriff Demokrat an zu brenzeln! Und ein Notar hat es hauptſächlich mit dem Capital zu thun!"

„Ja wohl, aber Du vergiſſeſt, daß auch die verſchuldeten Bauern, die Debitoren und Concurſiten, arme Leute aller Art, mit dem Notar zu thun haben, das muß man Dir ja nicht ſagen! Und dieſe haben bei den Notarwahlen die Mehrheit, wie anderwärts!"

„Auch wieder wahr! Hör' jetzt, da Vortheil und Nachtheil ſich ſo gleichmäßig gegenüberſtehen, ſo ſchlag' ich vor, die Parteien unter uns auszuwürfeln!"

„Kellnerin, den Würfelbecher!"

Als das Geräthe da war, ergriff es Julian und ſchüttelte es.

„Wie ſoll es nun gelten? Ich denke, wir ſchließen alle Nebenparteien aus und ſpielen nur um die zwei Hauptlager!"

„Alſo Demokrat oder Altliberaler! Da reicht ein Wurf hin; wer die meiſten Augen wirft, wird das, was vorher beſtimmt wurde, der Andere nimmt den andern Namen an.“

„So ſagen wir, der Gewinnende wird Demokrat, der Verlierende Altliberaler! Soll es gelten?“

„Feſt ſoll es gelten!“

„Trink vorher den Reſt, a tempo, proſit!“

„Drauf los, proſit!“

Julian ſchüttelte nochmals die drei Würfel und ſtürzte den Becher auf den Tiſch. Es lagen achtzehn Augen, alle drei Sechſer.

„Es iſt ſchon fertig!“ rief Iſidor.

„Nein, Du wirfſt auch, Du kannſt ja ebenſo viel werfen und dann ſtechen wir!“ ſagte der Bruder Julian.

Der Andere warf, aber nur dreizehn Augen.

„Proſit Anſtich, Herr Demokrat!“ rief er und der Andere, Julian, rief: „Proſit Anſtich, Herr Altliberaler, vulgo Zopfius!“

X.

Die Brüder, ſo einig ſie waren, trennten ſich nun inſofern vor der Welt, als Jeder denjenigen Volks- oder Bürgerkreiſen nachging, die ſeinem Parteinamen entſprachen. Da ſie noch wenig politiſchen Verſtand und Gedankenvorrath beſaßen, ſo fiel es ihnen nicht ſchwer, ſich mehr durch ihre Anweſenheit, als durch Reden bemerklich zu machen und dagegen mit einer, den Sprachführern gewidmeten ſchmeichelhaften Aufmerkſamkeit deren Wohlgefallen zu erwerben. Nach und nach erwieſen ſie ſich nützlich durch vorkommende mindere Schreibarbeiten, die ſie bereitwillig beſorgten, und durch vertrauliche Mittheilungen aus dem Lager der Gegenpartei, von Abſichten und Beſchlüſſen, drolligen oder nachtheiligen Vorfällen, perſönlichen Reibungen und dergleichen, was ſie einander jeweilig ungeſäumt zuraunten. Das gab ihnen unter ihren Leuten denn den Ruf rühriger und gut unterrichteter Politiker, wenn ſie vorſichtig und ganz wie beiläufig die Neuigkeit an den Mann brachten. Es iſt übrigens anzunehmen, daß der letztere Zug nicht ſowohl aus bösartiger Falſchheit, als aus dem leichtſinnigen Spiel hervorging, das ſie mit dem Parteiweſen trieben. Noch andere, unſchuldigere Ränke übten ſie fleißig. Wenn ſie in eine öffentliche Zuſammenkunft, einen Verein oder auch nur ſonſt ins Wirthshaus gingen, ſorgten ſie dafür, daß ihnen ab und zu dringliche Geſchäftsbriefe und Telegramme aus ihren Kanzleien nachgeſandt, oder daß ſie perſönlich hinausgerufen wurden. Das belächelten zwar erfahrene Unter-Streber, aber mit Achtung und Wohlwollen. Sie hielten es für etwas durchaus Tüchtiges, quasi Staatsmänniſches, und verriethen das ihnen bekannte Geheimniß keineswegs an die Menge.

Die Brüder gediehen auf das Beſte und gewannen Jeder an ſeinem Orte täglich an Anſehen und Beliebtheit im Volke. Die ſicheren Hoffnungen auf die Aemter ihrer beiden Vorgeſetzten erfüllten ſich allerdings nicht. Der Eine, der hatte abgehen wollen, ward plötzlich eiferſüchtig und beſann ſich anders; Derjenige, der nach Ablauf ſeiner Amtsdauer geſtürzt werden ſollte, machte verzweifelte Anſtrengungen und empfahl ſich perſönlich in den Häuſern der Stimmberechtigten, ſo daß er mit knapper Mehrheit wieder beſtätigt wurde. Sein Subſtitut Julian, der ſich unbefangen beworben, erhielt aber ſo viel Stimmen, daß er durch die Ziffer ſchon eine Anwartſchaft unter den hervorragenden Candidaten bekam.

Die zwei jungen Männer ſäumten unter ſolchen Umſtänden nicht länger, ſich außerhalb ihrer Notariatskreiſe umzuthun und erworbene Freundſchaften zu benutzen, und ſo währte es nicht zu lange, bis Jeder in einer fruchtbaren, wohlhabenden Gegend des Landes zum Notar erwählt worden, Iſidor, der Altliberale, im Norden, und Julian, der Demokrat, im Oſten von Münſterburg.

Im Zeiſig herrſchte Freude. Frau Amalie Weidelich rief: „Zwei Landſchreiber zu Söhnen!“ und der Vater Jakob ſagte: „Ja, Du haſt's erreicht, was die Ehre betrifft! Aber mit dem Einkommen der Notare ſoll es nicht mehr glänzend ſtehen! Wir werden noch weiter opfern müſſen!“

„Ei, da ſorg' Du nicht!“ eiferte die Mutter, „dieſe Sorte bleibt nicht lang auf dem Fleck ſtehen!“

„Jedenfalls,“ fuhr Jakob Weidelich unbeirrt fort,

„braucht Jeder alsbald ein Haus, einen anſtändigen Wohnſitz; denn mit einer Landſchreiberei kann man nicht bei Bauersleuten zur Miethe wohnen! Das wird auch Geld koſten!“

Die Söhne beruhigten den Vater. Zu einem artigen Haus oder gar einem mäßigen Landgute zu kommen, ergebe ſich die vortheilhafteſte Gelegenheit aus dem amtlichen Geſchäftsleben ſelbſt, bei Anlaß von Concursabſteigerungen, Erbverkäufen und andern Fällen von Handänderungen, wo ein gewandter Notar, wenn er die Augen aufthue und etwas wage, ja zunächſt bei der Anrichte ſtehe.

Vater Weidelich verſtand ſich nicht recht auf ſolche Geſchäftsläufe; von den alten Landſchreibern ſeines Gedenkens hatte man dergleichen Praxis nicht vernommen; doch war er ſelber kein Gewinnverächter und fand es ſchließlich um ſo beſſer, wenn hier das bibliſche Wort gelte: dem Ochſen, der da driſcht, ſollſt du nicht das Maul verbinden.

Die gute Mutter vermochte kein Wort mehr zu ſagen, ſo gerührt, ſo betroffen war ſie, die Söhne in eigenen Herrenhäuſern ſitzen zu ſehen, weit auseinander im Lande wohnend.

Während die jungen Notare einſtweilen noch in den Wohnräumen ihrer Vorgänger die Aemter antraten und verwalteten, ſuchte gelegentlich Jeder in den Ortſchaften ſeines Kreiſes eine Behauſung. Das gab Gelegenheit, ſich der angeſeſſenen Wohnerſchaft zu zeigen und Leutſeligkeiten mit ihr zu tauſchen. Um auf der nunmehrigen Laufbahn nicht mehr verwechſelt zu werden, hatten ſie auch das Aeußere ſo ungleich als möglich gemacht, Julian das üppige Haar kurz geſtutzt und ein zartes Schnurrbärtchen gepflanzt, Iſidor das Haar mit Pomade glatt geſtrichen und geſcheitelt; dazu trug jener einen ſchwarzen Filzhut, breit wie ein Wagenrad, dieſer ein Hütlein wie ein Suppenteller.

Das Glück wollte, daß Beide in kurzer Zeit Anlaß fanden, ein ſchönes Grundſtück zu billigem Preiſe an ſich zu ziehen und ſtatt der bisherigen Beſitzer lediglich den eigenen Namen in die Grundbücher einzutragen. Nachher konnten ſie ſo viel Land davon verkaufen, daß ſie beinahe zinsfrei wohnten. Julian's Sitz lag im Oſten in der großen Dorfſchaft Lindenberg; die weit zerſtreuten Häuſer zogen ſich um den Fuß des Berges herum, die neue Kanzlei aber glänzte weiß von der Höhe ins Land hinaus. Iſidor hatte zur Reſidenz die Kirchgemeinde Unterlaub gewählt, und das kleine, aber zierliche Landhaus, das er bezogen, war ebenfalls auf einer anmuthigen, aus grünem Buchengehölz ragenden Erdbruſt gelegen, wo es „im Lautenſpiel" hieß. Wenn die Eltern Weidelich zu einer gewiſſen Jahreszeit des Abends, bei ſchönem Wetter, die Anhöhen über dem Zeiſighofe beſtiegen, ſo konnten ſie in der Ferne die weißen Mauern und die Fenſter beider Häuſer im Scheine der niedergehenden Sonne ſchimmern und funkeln ſehen.

Aber nicht nur das Himmelslicht, auch die Gunſt der Menſchen ſchien die glückſeligen Wohnungen und ihre Eigner zu verklären; denn als wiederum eine kleine Zeit verſtrichen, ſtarb in Iſidor's Gegend ein altes Mitglied des Großen Rathes und nahm in Julian's Revier ein anderes, durch Verhältniſſe genöthigt, ſeinen Austritt. Die Altliberalen, über den Verluſt ihres alten Genoſſen betrübt, wollten es auch einmal mit jungem Holze verſuchen und hoben den jungen Notar im Lautenſpiel auf den Schild; die Demokraten im Oſten holten ſchon ſeines großen Hutes wegen den Julian vom Lindenberg herunter; denn dieſer Hut, als ein unverhohlenes Zeichen der Geſinnung, bildete einen trefflichen Gegenſatz zu dem geſcheitelten Haar und dem glatten Geſicht Iſidor's und eine Herausforderung aller Andersgeſinnten überhaupt.

Sie wurden zur nächſten Verſammlung des zweihundertköpfigen Rathes einberufen und, nachdem die Wahlen anerkannt, zum Handgelübde in den Saal geführt; ſchon vor der Sitzung hatten ſie unter Anleitung des Weibels ſich die Plätze ihrer Vorgänger geſucht und nahmen nach vollzogener kurzer Handlung dieſelben ein.

Als ſie nun da ſaßen, der Eine hier, der Andere dort, waren Beide gleichmäßig ſtill und doch unaufmerkſam, ſo daß ſie kaum wußten, was jetzt verhandelt wurde. Nach und nach fiel es ihnen ein, daß ſie gedruckte Sachen in einem Umſchlag mit ſich führten, neue Vorlagen wurden ausgetheilt, ſie vertieften ſich blätternd darein und erwiſchten auch den Faden, an welchem die Berathung eines Geſetzentwurfes ſich hinſpann. Aber ſchon bei der erſten Abſtimmung, die im Laufe des Morgens ſtattfand, fehlten ſie im Saale, da ſie ihren guten Bekannten gefolgt, die ihnen gewunken, und mit denſelben zum Frühſtücke in eine Schenke gelaufen waren. Es konnte wegen Unvollzähligkeit überhaupt nicht abgeſtimmt und mußten die Weibel ausgeſandt werden, aus den umliegenden Wirthſchaften die Abweſenden herbeizuholen, während der ernſtere und an Ausdauer mehr gewöhnte Theil der Senatoren, der auf dem Rathhauſe ſaß, irgend einen Bericht anhörte. In den ihnen wohlbekannten dunkeln, von Geräuſch erfüllten Zechſtuben ſtellten ſich die Weibel unter die Thüren und erſuchten mit lauten Ausruferſtimmen die hochgeachteten Herren, zur Abſtimmung zu kommen. Mit einigem Tummult erhoben ſich die eifrigen Frühſtücker und kamen, die Zwillinge mitten unter ihnen, eilig in einer dichten Wolke durch die uralte Thüre herein geſtrömt.

Iſidor und Julian fanden die Sache luſtig und kamen mit lachenden Geſichtern, während der verdrießliche Präſident auf dem Hochſitze zum erſten Vicepräſidenten neben ihm ſagte: „Das geht ja bald wie in einer Schule, wenn man die Knaben hereintreibt!“

Es wurde mit dem Entwurf fortgefahren, wollte aber nicht recht flecken, weshalb der Präſident vorſchlug, abzubrechen und eine Nachmittagsſitzung zu halten. Das beliebte der Verſammlung und verſchaffte den zwei jüngſten

Mitgliedern ein neues Vergnügen, indem ſie, Jeder unter einer Schaar ſeiner Geſinnungsgenoſſen, zum Mittageſſen ins Gaſthaus wanderten. Dort thauten ſie vollſtändig auf, beim Kartenſpiel um den ſchwarzen Kaffee die Weihe der Ebenbürtigkeit erwerbend.

Als man nach zwei Stunden in die Rathsſitzung zurückkehrte, fühlten ſie ſich ſchon wie zu Hauſe. Sie begannen an dieſem erſten Tage die äußerlichen Gewohnheiten älterer Stammgäſte und vielbeſchäftigter Männer nachzuahmen, Julian verließ ſeine Bank, um ſich an einen Tiſch zu ſetzen, welcher mit Schreibmaterial bedeckt in der Mitte des Saales ſtand. Einen Vorrath klein geſchnittener Blätter nicht beachtend, löſte Julian von einem Buche des ſchönſten Papiers einen großen Bogen ab, ſchlug ihn auseinander und ſtatt ein Falzbein zu gebrauchen, riß er ihn aus freier Hand, um ſeine Kanzliſtenkünſte zu zeigen, mit einem Zuge mitten durch, allerdings ſchnurgerade.

„Ratſch!“ machte der Herr Präſident, dem der ſchrille Laut in den Ohren wehe that, gegen ſeinen Nachbar, „dieſen Vergeuder möchte ich nie zum Finanzminiſter machen! Wie er nur mit dem ſchönen Papier umgeht, das ihm nichts koſtet!“

Julian aber fuhr fort, die Stücke entzwei zu reißen, bis er endlich eines paſſend fand, darauf zu ſchreiben, die Feder eintauchte, nachdenklich zur Saaldecke emporſchaute, und dann anfing, etwas zu ſchreiben, zuweilen ein wenig aufhorchend, um den Gang der Berathung nicht außer Acht zu laſſen. Zuletzt drehte er ſich auf ſeinem Stuhle nach dem Redner hin, lehnte ſich zurück, ſchlug die Beine übereinander und ſchien, die Feder hinter dem Ohre, aufmerkſam, ja geſpannt zuzuhören. Dann ſchrieb er weiter, ſandelte endlich, las das Geſchriebene, faltete es zuſammen und ſchritt nach ſeinem Platze zurück.

Bald darauf begab ſich Iſidor an den Tiſch, wo er ein Bögelchen Poſtpapier nahm und mit fliegender Hand einen Brief ſchrieb. Die Unterſchrift aber vollzog er langſam und nachdrücklich, bis er plötzlich die Fauſt in eine kreiſende Bewegung verſetzte, die eine Weile in der Luft ſpielte, eh' ſie ſich auf das Papier niederließ und eine Wolke von kraus durcheinander geringelten Federzügen auf und um den Namen kritzelte. Schließlich ſpritzte er geſchickt drei Tupfen dazwiſchen, zur Erbauung der Leute, die ihm von der Galerie herab zuſchauten. Dann faltete er den Brief, that denſelben in ein Couvert und ſchrieb die Adreſſe, ſtreckte den Federhalter empor und winkte dem Weibel, der aufmerkſam auf ſeinem Poſten ſtand. Dienſteifrig eilte der auf den Zehen herbei, den ſilbernen Schild an drei Kettlein vor der Bruſt, nahm den Brief in Empfang und legte ihn mit einer Oblate unter die an den Tiſch befeſtigte Siegelpreſſe, das kleinere Staatswappen darauf drückend, worauf er ihn hinaustrug oder vielmehr durch das mit einem kleinen Thürchen verſehene Guckloch in der ſchweren Eichenthüre einem der draußen ſtehenden Läufer hinausbot. Iſidor lehnte indeſſen ausruhend in ſeinem Seſſel am Tiſche, mit verſchränkten Armen ſich das Publicum auf der Galerie betrachtend.

Der Vorſitzende ſagte zum Nebenmann: „Ich wollte wetten, der hat ſich gewiß ein halbes Dutzend Frankfurter Bratwürſtchen beſtellt, die er heute Abend mit nach Hauſe nehmen will!“

„Er kann auch um eine halbe Million Franken für ſeine Hypothekarclientel geſchrieben haben,“ erwiderte lachend der Vicepräſident; „Sie ſcheinen übrigens unſerer neueſten Rathsjugend nicht ſehr gewogen zu ſein?“

„Nun, je nachdem! Wenn ſie anfangen, zwillingsweiſe aufzuziehen und ſich benehmen wie auf dem Faſtnachtstheater, oder bei ſonſt einem Knabenſport, ſo muß ich geſtehen — darf ich Sie bitten, mir Ihren Zuſatzantrag ſchriftlich einzureichen!“ unterbrach ſich der Präſident, als ein Redner ſein Votum ſchloß und ſich niederſetzte; „wer begehrt ferner das Wort?“

Dieſe Nachmittagsſitzung dauerte ſo lange, daß die Herren Volksvertreter nach Schluß derſelben ſofort die Bahnhöfe aufſuchen mußten, um die Heimath zu erreichen. Denn ſeit das Ländchen überall von den Schienenwegen durchzogen war, galt es nicht mehr für wohlanſtändig, die Nacht in der Hauptſtadt zuzubringen, während man in einer halben oder ganzen Stunde zu Hauſe, und am Morgen eben ſo raſch wieder da ſein konnte.

Um nicht nachtheilig aufzufallen, ſahen ſich auch die Brüder Weidelich genöthigt, mit den Rathsgenoſſen nach ihren betreffenden Bezirken zurückzufahren. Es gehörte überdies zum Tageslauf, an den Geſprächen der Heimkehrenden Theil zu nehmen, wenn auch nur mit den Ohren, und ſo gewiſſermaßen bis zum Ende dabei zu ſein.

An dieſem Abend ſaßen im Zeiſig die Eltern der jungen Großräthe unwirſch, faſt betrübt am Tiſche. Stolz auf das heutige Ereigniß, welches die Gutheißung all' ihrer Opfer und Hoffnungen enthielt, hatten ſie den ganzen Tag auf den Augenblick geharrt, den die Söhne finden würden, Vater und Mutter aufzuſuchen und zu begrüßen. Schon zur Mittagszeit hielten ſie kräftige Speiſe und beſſeren Trank bereit und zögerten lange vergeblich, bis ſie endlich zu eſſen begannen. Oefter verließen ſie ihre Geſchäfte und liefen auf die Straße, in der Hoffnung, die neuen Würdenträger von der nahen Stadt heraufkommen zu ſehen. Allein ſie kamen nicht.

„Sie werden nicht Zeit finden,“ ſagte Jakob Weidelich, „ſind jetzt eben angebunden bei den Geſchäften, an allen Enden!“

Als die guten Leute ſpät Abends nochmals hinausgingen und die letzten Bahnzüge in der Ferne durch die Stille rollen und pfeifen hörten, wußten ſie, daß ſie die Söhne nun nicht mehr ſehen würden. Die Frau wiſchte ſich die Augen, was ſeit undenklichen Zeiten nur geſchehen, wenn ſie Zwiebeln ſchälte; es war ihr zu Muthe, als ob die Söhne für immer entſchwunden und in ein unbekanntes Land gefahren wären.

„Sie kommen ja morgen wieder,“ ſagte Jakob, „und übermorgen wahrſcheinlich auch!“

„Wer weiß, ob ſie dann an uns denken! Es iſt mir ums Herz, wie wenn ſie uns nichts mehr angingen!“

Die Frau ſchlich ins Haus zurück, damit Niemand ihre Betrübniß bemerke und deren Urſache errathe, und der Mann drückte ſich nach ein paar Minuten auch hinein. Sie tranken zuſammen von dem beſſeren Wein, den ſie für die Söhne bereit gehalten.

„Und warum brauchen ſie denn alle Tage hin- und herzufahren wie die Maulaffen?“ ſchalt die Mutter, „da ſie ja ſo bequem bei uns übernachten könnten und kein Geld ausgeben müßten?“

„Das verſtehſt Du nicht! Sie haben doch in ihren Kanzleien nachzuſehen, was vorgegangen iſt; und Morgens früh, eh' ſie weggehen, weiſen ſie den Schreibergeſellen die Arbeit an. Das macht ſich auch beſſer, als wenn ſie ſich drei oder vier Tage lang nicht blicken ließen! Zu was hat man alle die Eiſenbahnen, für die ſich die Gemeinden und der Staat ſo überſchuldet haben? Das kommt ihnen jetzt zu Gute, ſie können den Tag über prächtig hier im Rathhaus ſitzen, und am Abend wie am Morgen früh doch ein paar Stunden zu Haus arbeiten! Denn ſie haben eine große Verantwortlichkeit!“

Auch in Martin Salander's Wohnung war der Tag nicht ohne ſeltſame Spuren vorübergegangen. Als die Familie beim Mittagsmahle vereinigt ſaß, zog er eine Zeitung aus der Taſche, die um elf Uhr ausgegeben worden. Er warf nur einen Blick auf die neueſten Nachrichten, worunter die Eröffnung des Großen Rathes nebſt den zwei oder drei erſten Geſchäften; des Eintrittes der beiden jungen Notare war erwähnt.

Salander, dem die Wahlen nicht unbekannt geblieben, hatte noch nicht daran gedacht, daß heute eine Seſſion begann und die Gebrüder Weidelich an derſelben Theil nahmen. Er fühlte ſich wunderlich überraſcht. Die unwillkommenen Liebhaber ſeiner Töchter waren nicht nur als ſeine Gönner aufgetreten und nahe daran geweſen, ihm ſelbſt in den oberſten Rath zu verhelfen, ſondern ſie ſaßen jetzt ſelber darin, während er, der bewährte und erfahrene Volksfreund, der Vater, in der Zeitung leſen mußte, was dort vorging. In Gegenwart ſeines weiblichen Haushaltes überlief mit dem Schatten der Menſchlichkeit eine unbequeme Eiferſucht ſein Gemüth.

„Was giebt es in der Zeitung, daß Du ſo ein bedenkliches Geſicht machſt?“ ſagte Frau Marie, die ihn anſah, weil die Töchter ihn verſtohlen zu beobachten ſchienen.

„Ich?“ ſagte er, die Augen nicht von dem Blatte wegwendend, „es giebt weiter nichts! Ich leſe da juſt, daß die Herren Weidelich heut' in das Rathhaus eingezogen ſind.“

Erſt jetzt blickte er auf, da die Gattin ſich bewegte, wie wenn ſie erſchräke. Mit ihr zuſammen nahm er wahr, daß die Augen der Jungfrauen ſeltſam glänzten und ihre Lippen zuckten, als wollten ſie ſagen: ſind ſie nun alt genug?

„Die gute Suppe iſt verſalzen, Magdalena, nehmt mir den Teller weg!“ rief die Mutter der eintretenden Köchin zu. Dieſe nahm den Teller ſammt dem Löffel und koſtete die Suppe.

„Ich begreiſe nicht,“ entgegnete ſie, „ich habe gewiß nicht mehr Salz genommen als gewöhnlich!“

„Gleichviel, ſie iſt verſalzen! Ich mag überhaupt nicht eſſen!“ Hiermit legte Frau Salander ihr Tellertuch weg und erhob ſich.

„Marie, ſei nicht thöricht und iß! Oder iſt Dir nicht wohl?“ rief nun Martin, als er ſah, daß die Frau blaß geworden. Beſorgt ſtand er auf, und auch die Töchter ſchoben mit ganz veränderten Geſichtern die Stühle zurück, um der Mutter beizuſpringen. Sie faßte ſich jedoch unvermuthet. „Bleibt nur ſitzen und eßt!“ ſagte ſie, „ich will es auch thun, ſo gut ich kann!“

Als Alle ihre Plätze wieder eingenommen und die bewegte Frau etwas ruhiger geworden, fuhr ſie zu ſprechen fort:

„Ich ſehe, daß Ihr nicht von Eurem Willen weicht und die Dinge ihren Lauf nehmen. Wenn Ihr etwas zu ſagen habt, ſo redet offen, ich miſche mich nicht mehr darein und überlaſſe Eurem Vater den Rath und die That, wenn etwas zu thun iſt!“

„Sprich nicht ſo!“ ſagte Martin, „wir wollen nicht als geſchiedene Leute vor den Kindern ſtehen! Wie ſteht es denn nun,“ wandte er ſich an die Töchter, „was geht vor mit den jungen Leuten, den Zwillingen?“

Es blieb ein Weilchen ſtill. Dann nahm Fräulein Setti ſich zuſammen. „Liebe Eltern!“ ſagte ſie mit geſenkten Augen, während Netti mit Herzklopfen neben ihr ſaß, „die Zeit iſt jetzt da. Am nächſten Sonntag wollen ſie kommen und um uns anhalten. Wir bitten Euch, uns nicht entgegen zu ſein!“

Wieder herrſchte ein kurzes Schweigen. Dann ſagte Salander: „Wir wollen ſie kommen laſſen! Bis dahin dürfen Euere Eltern wohl noch ein wenig nachdenken und auch dann die übliche Bedenkzeit ausbitten, inſofern es wünſchenswerth ſcheint.“

„O, wir wollen ja nichts überſtürzen!“ rief Nettchen.

„Schon gut, iß jetzt nur, es wird ja Alles kalt!“ ſchloß Salander und ſetzte allein die Mahlzeit fort, da die Mädchen feierten und die Mutter wieder aufgeſtanden war und ſich ſchweigend im Zimmer zu ſchaffen machte.

Die Töchter zeigten ſich von dieſer Stunde an unterwürfig und ſehr liebenswürdig gegen Vater und Mutter. Wenn ſie auch entſchloſſen waren, ihr perſönliches Recht zu behaupten, ſo wußten ſie doch den Unterſchied zwiſchen einem friedlichen Ausſcheiden aus dem Elternhaus und einem gewaltſamen Bruche richtig zu ſchätzen. Sie hatten auch ihr gutes Gewiſſen wieder hergeſtellt, indem ſie mit den Geliebten nicht mehr zuſammengetroffen und den brieflichen Verkehr auf das Nothwendige beſchränkten. Zur etwelchen Entſchädigung beſtiegen ſie in ſchönen Morgen- oder Abendſtunden zuweilen die Berghöhe, wo man das Haus des Notars am Lindenberg und dasjenige des Notars im Lautenſpiel ſehen konnte. Jede trug ein Doppelglas an ſchmalem Riemen umgehängt, und wenn ſie oben anlangten, forſchten ſie mit beſeelten Augen in dem Ferneblau, welches die darin entrückten Gegenſtände ihrer Liebeswahl noch tauſendmal verſchönerte. Netti vermochte durch ihr Glas die Fenſter am Hauſe Julian's zu zählen; der Schweſter gelang das an Iſidor's Hauſe nicht, weil es zu jener Zeit im Schatten ſtand. Dafür ſah ſie im Lautenſpiel einen weißen Rauch aufſteigen und deutlich einen Streifen Sonnenlichts auf einem Weiher und durch die Bäume blitzen.

„Wie ſchön wird es ſein," rief ſie, „wenn ich meinen Brief an Dich datiren kann: ‚Lautenſpiel, den 1. Mai'!"

„‚Auf Lindenberg, am 1. Juni' wird ſich auch nicht übel ausnehmen!" meinte Nettchen und guckte weiter; „wenn Ihr zum Beſuch kommt, ſo eſſen wir in der oberen Eckſtube, ſieh' mal das äußerſte Fenſter links, dort muß man weit ins Land hinausſehen! Es ſoll ein allerliebſter kleiner Saal ſein, hat er mir geſchrieben."

Jetzt aber ſahen ſie mit noch größerer Sehnſucht, als in das Land hinaus, dem kommenden Sonntag entgegen, ſo daß derſelbe für ſie nicht ſo unverſehens da war, wie für die Eltern.

Frau Salander hatte ſich inzwiſchen aus den Unterredungen mit Martin ſchmerzlich überzeugt, daß kein greifbarer Grund zu längerem Widerſtande vorhanden war, der das bevorſtehende Heirathen vor der Welt nur noch auffälliger machen würde, wenn die Töchter einfach wegliefen. Sie brachte es aber nicht über ſich, der Heimſuchung und dem Triumphe der beiden hinterliſtigen Töchter als Opferlamm beizuwohnen; daher beſchloß ſie, den Tag zu einem längſt verheißenen Beſuch auf dem Lande zu benutzen und zugleich durch ihre Abweſenheit den nach ihrer Meinung muthwillig verirrten Kindern eine Strafe anzuthun. Da ſie jedoch dem Mann zugegeben hatte, man werde die Freier in jedem Falle zu Tiſche behalten müſſen, ſo ſorgte ſie ſelbſt für ein anſtändiges und doch in richtigem Maße gehaltenes Eſſen, und Niemand war froher, mit zu helfen, als Magdalena, welche durch den glücklichen Ausgang ihrer Sünden völlig entlaſtet zu werden hoffte. Sie diente gerne in dem Hauſe und wünſchte daſſelbe nie zu verlaſſen.

Als am Sonntag Vormittag der Wagen für die Mutter ſchon vor dem Hauſe ſtand, ſprach ſie gegen Mann und Töchter noch die Hoffnung aus, man werde, was auch kommen möge, von einer Verlobungsfeier abſehen, welche ja keinen Sinn haben würde, da man ſich auf

Grund der Volljährigkeit ohne Zuthun der Eltern ſchon verlobt habe.

Die zwei Fräulein verzichteten in ihrer Freude gern auf das Feſt, das die Mutter ſelbſt für überflüſſig erklärte; ſie waren ſogar ja froh, daß ſie für heute fortging, weil ſie wußten, wie die Zwillinge ſich vor ihr ſcheuten und die heutige Handlung leichter abgewickelt werde.

Martin Salander hingegen ſah die Frau faſt mit Trauer wegfahren, betroffen von ihrer beharrlichen Strenge in dieſer Sache; er wußte, wie redlich und frei von aller Gehäſſigkeit ſie war, und fühlte daher aus ihrem Verhalten eine ſchwere Ahnung von Unglück heraus, die er nicht zu theilen vermochte und doch achten mußte.

Nicht lange war Frau Salander fort, ſo erſchienen die Brüder Julian und Iſidor, Beide feiertäglich gekleidet. Mit ihnen trat ein voller Sonnenſchein in das Zimmer. Salander war wie geblendet von den Geſichtern der Mädchen, die nicht einmal lachten und doch ſo von Glück leuchteten, daß er wünſchte, die Mutter könnte die merkwürdige Erſcheinung auch ſehen.

Die Fräulein ſaßen ſtandesgemäß auf dem Sopha des Beſuchzimmers, der Vater und die Freiersjünglinge auf Stühlen, und letztere ſo befangen, daß es einer guten angeborenen Beſcheidenheit gleich ſah. Das kam vornehmlich von der Abweſenheit der Hausfrau her. Die Spazierſtöcke hatten ſie vor der Thüre ſtehen laſſen, wie es die Landleute thaten, wenn ſie auf die Kanzlei kamen;

die Hüte hielten ſie in den Händen und ſchauten während der erſten Wechſelreden verlegen im Zimmer umher.

Endlich brachte Salander ſie auf den Zweck ihres Beſuches; es gefiel ihm, daß ſo kecke und jugendliche Politiker doch ſo beſcheiden und ſogar ſchüchtern ſein konnten in ernſtem Augenblick. Selbſtverſtändlich hatten ſie nach Allem, was geſchehen, nicht mehr viel zu ſagen und thaten es auch kurz und natürlich; der Herr Großrathspräſident hätte nichts daran zu tadeln gefunden. Wieder ſahen ſie ſich an den Wänden um, während Salander ſeine Antwort erſt flüchtig erwog; der wohlgeordnete Raum erhöhte ihre ungewohnte Achtung und dieſe wieder Salander's gute Meinung; jedes Bedenken, jede Vorſtellung über dieſen oder jenen Punkt, alle Fragen nach ihren Lebensplänen und Ausſichten unterlaſſend, erklärte er, immerhin mit ernſter Miene, daß er und die Mutter dem Willen der Töchter nicht entgegen ſeien und nur der Hoffnung leben könnten, dieſe Verbindungen werden u. ſ. w., worauf er kurz abſchnitt und die Notare, wenn ſie nichts Anderes vorhätten, auf den Mittag zum Eſſen einlud.

Sie waren noch immer ſo befangen, daß ſie nicht einmal wagten, in Bräutigamsweiſe ſich den Mädchen zu nähern, die ſie doch ſo gut kannten, und dieſe von ihrer feierlichen Würde zur Verlegenheit übergingen und darob faſt erboſt wurden; denn ſie wußten ſelbſt nicht, wie vornehm ſie plötzlich den Zwillingen erſchienen. Der Vater, ſolche Zartheit mit neuem Wohlgefallen bemerkend und in der Abſicht, die Verlobten jetzt allein zu laſſen, nahm für kurze Zeit Abſchied, um auf das Contor zu gehen und die eingegangenen Briefe zu öffnen.

Am Mittagsmahle thauten die Notare ein wenig auf, doch nicht genug, um das Geſpräch zu würzen. Salander wollte von Politik und den Rathsverhandlungen reden; ſie ſchienen aber nicht dazu gelaunt und ließen ihm meiſtens allein das Wort, was er ſchließlich auch als Beſcheidenheit auslegte. Er bedachte hierauf, daß man den Eltern Weidelich, die ſo nah wohnten, doch auch entgegenkommen müſſe, und daß der Anfang am beſten zu bewerkſtelligen wäre, wenn er jetzt die Töchter ermahnte, mit den Herren nach dem Zeiſig zu ſpazieren und ſich den künftigen Schwiegereltern vorzuſtellen. Dadurch würde Frau Marie Salander des erſten Schrittes überhoben; er ſelbſt wollte ſie auf der einſamen Rückfahrt überraſchen und dem Miethwagen ein paar Stunden weit entgegen wandern.

Sein Vorſchlag wurde von Jedermann ſehr gebilligt, von den Töchtern, weil ſie auf einen ergiebigen Spaziergang rechneten, von den Zwillingen, weil ſie ein böſes Gewiſſen hatten und die Eltern zu verſöhnen hofften. Die drei Sitzungstage im Beginn der verfloſſenen Woche waren nämlich vorübergegangen, ohne daß ſie ein einziges Mal Zeit gefunden, die ſehnſüchtig ihrer harrenden Eltern aufzuſuchen, die nicht wußten, was ſie denken ſollten, bald mit der Wichtigkeit der Geſchäfte und der Perſonen ihrer Söhne ſich tröſtend, bald an ihrem Herzen, ihrer Kindesliebe verzweifelnd, und wahrſcheinlich in beidem irrend. Auch wußten ſie nichts davon, was heute, an dieſem ſchönen Sonntage, vorging. Die Zwillinge hatten ihre Abſicht verſchwiegen, damit nicht etwa auf dem Markte durch Schuld der mütterlichen Reden eine ſchädliche Scene entſtand.

So ſaßen nun Jakob Weidelich und ſeine Frau Amalie auf der Bank vor dem Hauſe und machten Kalender, als ſie zwei ſchwarzgekleidete junge Herren mit hohen Hüten daher kommen ſahen, jeder mit einer hübſchen, blühenden und ſchön geputzten jungen Dame am Arm. Denn die Salanderfräulein hatten es darauf abgeſehen, den fremden Eltern wie ihren Söhnen Vergnügen und ein wenig Ehre zu bereiten, da die eigenen Eltern kein ſonderliches Freuden- und Ruhmesgeſchrei erhoben. So wollten ſie nun die Elternluſt im Zeiſig zu erhöhen ſuchen und ſich mit daran gütlich thun.

Mann und Frau Weidelich dachten eher an den Tod, als daß das ihre Söhne wären, bis ſie ganz herangekommen.

Jetzt endlich erkannten ſie ihr Blut, von gutem Weine und noch beſſerem Abenteuer ſo roſig angehaucht, wie noch nie; als aber vollends die zwei Fräulein Salander genannt und als Bräute vorgeſtellt wurden, da vergaßen ſie, insbeſondere die Mutter, alles Leid ſchneller, als ein Licht ausgeblaſen wird. Wenigſtens ward es ihr faſt dunkel vor den Augen: Die Salanderinnen, von denen das Stück erſt eine halbe Million Franken gelten ſollte! Das heißt, wenn ihr Vater nicht wieder Dummheiten machte! Denn wer kann heutzutag noch feſt auf ſeinen Willen bauen? Das iſt jetzt ſo, ſie haben die Bräute und ſind Mannes genug mit und ohne die halbe Million.

Solche Gedanken ſtürmten in der Bruſt der guten Frau, wurden aber nicht laut; denn ſie war ſtracks in das Haus hineingelaufen und putzte ſich in der Geſchwindigkeit ſo gut als möglich heraus. In der Zeit führte der ehrliche Milch- und Gemüſehändler den Ehrenbeſuch in die ländliche Stube, nöthigte die jungen Leute um den Tiſch herum Platz zu nehmen und eilte, um nicht ſofort reden zu müſſen, mit der blanken Weinkanne in den Keller.

Während er dort war, kam die Frau geſprungen, rief: „So iſt's recht, ruhet nur aus!" lief aber zur anderen Thüre wieder hinaus, um die Magd aufzutreiben, wie ſie ſagte, damit ſie ſchnell Küchlein backen helfe, nur eine Schüſſel voll, zum Kaffee, der gemacht werden müſſe. Umſonſt gingen und riefen die jungen Leute ihr nach, ſie ſolle doch Alles bleiben laſſen, ſie hätten weder Hunger noch Durſt. Das gehe ſie nichts an und der Tag ſei noch lang und noch nichts bereit, gab ſie zurück und trollte ſich weiter. Sie prallte mit ihrem Manne zuſammen, der mit der gefüllten Zinnkanne und einem großen Stück Käſe auf bemaltem Teller gemeſſenen Ganges herein kam, auf dem Tiſch abſtellte, denſelben mit Gläſern bedeckte, dann aber nicht dablieb, ſondern wieder hinausging und nach einer Weile mit einer rieſigen Schüſſel voll Schinkenſchnitze zurückkehrte. Dann nahm er kleinere, ebenfalls mit bunten Nelken verzierte Teller, Meſſer und Gabeln aus dem Schrank und holte zuletzt ein großes Bauernbrot herbei, das er anſchnitt. Dazwiſchen hörte man von der Küche her ſchon das Feuern kniſtern und die Butter in der Pfanne ſpratzeln.

„Ei, was machſt Du denn, Vater?“ rief Frau Weidelich, in weißer Küchenſchürze und mit geröthetem Geſichte eintretend, „das wäre ja ſpäter nach dem Kaffee recht geweſen! Wo ſoll ich denn damit hin?“

„Bring' nur, was Du haſt, wenn Du fertig biſt!“ ſagte gelaſſen Jakob Weidelich, „wir ſtellen Alles durcheinander, ſo ſieht unſere Armuth um ſo reicher aus! Ohnehin trinken ich und die Buben lieber ein Glas Wein als Kaffee.“

„Die Buben, ja! Wißt ihr ungerathenen Rathsherren, daß wir den ſchönen Schinken vergangene Woche ſchon für Euch geſotten haben? Aber Ihr habt Euch nicht ein Augenblicklein gezeigt und uns vergeblich warten laſſen!“

„Du mußt es nicht übel nehmen, Mama!“ entſchuldigten ſich die Söhne, „wir gehören unſeren Stellungen, nicht mehr uns ſelbſt an; Geſchäfte und Umſtände nahmen uns dies erſte Mal ſo in Anſpruch, daß wir uns vor der Abfahrt nie los machen konnten. Künftig wird es hoffentlich nicht mehr ſo gehen!“

„Gott beſſere es!“ ſagte die Mutter, „aber das Küchelu macht mir einen Heidendurſt! Gieb mir ein halbes Glas voll Wein, Vater, und ſchenke den jungen Herrſchaften auch ein, weil's einmal daſteht!“

Weidelich goß einen klaren, halbrothen Wein in die Gläſer.

„Zur guten Geſundheit, ihr lieben Jungfern! Zur Geſundheit, Vater! Und Iſidor und Julian!“

Sie trank das halbe Glas mit einem Zuge leer und wiſchte den Mund mit der Schürze, ſichtlich erfriſcht weiter ſprechend:

„Und was machen denn die lieben Eltern, ihr Fräulein? iſt die Mama wohlauf und der Herr Papa auch?“

„Vater und Mutter ſind Beide wohlauf, wir danken der Nachfrage!“ ſagte Setti, „wir ſollen Sie und Herrn Weidelich freundlich von ihnen grüßen, und ſie hoffen bald Gelegenheit zu haben, die geehrten Eltern unſerer Bräutigame ſelbſt zu begrüßen!“

„Jetzt iſt's Zeit für Dich als Vater, auch Dein Wörtlein zu ſagen,“ ſtieß die fröhliche Frau den Mann an, der, von der Verlobungsgeſchichte zwar nur halb unterrichtet, den Stand der Sache im Ganzen doch zu beurtheilen wußte; er räuſperte ſich ein Weniges, eh' er ſprach:

„Was ſoll ich da viel ſagen, als daß es mir eine Ehre iſt, oder uns, wollt' ich ſagen! Ich bin ein ſchlichter Landwirth (die Söhne hatten ihm dieſen Ausdruck eingelernt, weil der alte Name Bauer, der immer einen Herrn vorausſetze, im ſouveränen Volke nicht mehr üblich ſei), ich bin ein ſchlichter Landwirth und weiß nicht gelehrte und wohlgeſetzte Worte zu machen! Ich kann nur die freundlichen Jungfern, die mir ganz gut gefallen, willkommen heißen, und hätte nie gedacht, zu ſo vornehmen Sohnsfrauen zu kommen! Möge der Herr ſeinen Segen dazu geben!"

„Ich hab' es ſchon lang gethan!" rief Mama Weidelich, „es ſoll gelten! Laßt uns darauf anſtoßen!"

Sie trank die andere Hälfte ihres Glaſes aus, wiſchte ſich aber diesmal mit der Schürze gerührt die Augen, ſtatt des Mundes; denn ein ſchöner Theil all' ihres Sinnens und Trachtens ſchien jetzt in Erfüllung zu gehen. Vor der Hand lief ſie wieder in die Küche, um ihrerſeits die Arbeit am Glücke nicht ausgehen zu laſſen; man hörte ſie Kaffee mahlen, Zucker zerſtoßen und dazwiſchen laut mit der Magd reden, die, einen Spritzkuchen an einer langen Gabel emporhaltend, nicht aus dem Staunen über das Ereigniß herauskam.

Es blieb keine Zeit für den Spaziergang, auf den die Jungen gehofft; die Frau wollte die unverhoffte Verlobungsfeier nicht unterbrechen, den Triumph ſich nicht verkürzen laſſen, und ſie theilte die Heiterkeit ihres Gemüthes auch den Anderen mit, zumal den zwei Bräuten, welche für die Ausdauer ihrer Gefühle hier mehr Anerkennung fanden, als im eigenen Elternhauſe, und ſich offenen Herzens daran erfreuten. Es wurden ſogar einige

Liedchen im Chor geſungen; vor dem Hauſe ſammelten ſich neugierige Kinder, bei dem alten Brunnen mit dem abgeſägten Flintenlauf ſtanden Weiber aus der Nachbarſchaft, welche das Gerücht herbeigelockt, und ſuchten des Anblickes der Brautleute theilhaftig zu werden.

Das gelang ihnen auch. Die Herren Notare konnten trotz des mütterlichen Eindringens nicht über Nacht bleiben, weil für Beide auf den nächſten Morgen Geſchäfte vertagt waren; die Bräute aber waren zuletzt doch froh, ſich auf den Heimweg zu machen, um noch vor der Mutter zu Hauſe zu ſein.

Die Zuſchauer auf dem Brunnenplatze, Weiber und Kinder, ſahen daher unvermuthet den kleinen Feſtzug aus der Thür treten und ſich über den Platz bewegen, zu zwei und zweien, voran die Brautpaare, zuletzt die Eltern als Nachhut. Mama Weidelich wollte ſich ſehen laſſen und beſtand darauf, eine Strecke weit das Geleite zu geben.

„Seht!“ flüſterten die Leute, „da kommen ſie! Das ſind die Landſchreiber, potztauſend! Und das alſo die Fräulein, die hortreich ſein ſollen! Sauber ſind ſie, leutſelige Weibsbilder! Und die Alte, die blüht ja wie eine Roſe! Guten Abend, Frau Weidelich, guten Abend, Herr Weidelich!“

Sie winkte den Weibern dankbar zu, weil ſie ſo hübſch am Wege ſtanden.

XI.

Nachdem das Doppelbündniß einmal entſchieden war, nahm ſich die andere Mutter, Marie Salander, der Ausſteuer ihrer Töchter um ſo ſorgfältiger und freigebiger an. Nicht nur alles Gewobene, ſondern ſo ziemlich die ganze haushältliche Einrichtung im Lautenſpiel zu Unterlaub und in Lindenberg ſollten ſie mitbringen. Martin, ihr Mann, meinte, man müſſe doch den Leuten im Zeiſig auch das Uebliche zu thun einräumen; allein ſie ſagte, vor Allem wünſche ſie, daß die Kinder in ihrem Zugebrachten ſitzen und ſtehen, ſchlafen und wachen können; man wiſſe nicht, wozu es gut ſei. Ein weiterer Vortheil beſtehe in dem gleichmäßigeren, einfachen Geſchmack, der dabei herauskomme; wenn man nicht in altgewohntem Väterhausrath lebe, ſo müſſe man ſich das Neue auch für die Augen wohnlich zu machen ſuchen.

„Hör' auf, Frau!“ lachte Salander, „woher fliegen die Mücken? Du wirſt mir am Ende gelehrt und arbeiteſt an einer Mobiliarpſychologie!“

„Laß mich zufrieden,“ ſagte ſie, „ich bin nicht zu Poſſen aufgelegt!“

Setti und Netti ließen die Mutter gerne gewähren, um ſie bei gutem Willen zu erhalten; glich ſie doch in ihrem Walten beinah einem jungen Mädchen, das eines Tages nochmals über ſeine alte Puppenſtube geräth und träumeriſch damit zu ſpielen beginnt. Sie ſah dabei aus, wie wenn man ſie nicht ſtören dürfe, um nicht das öffentliche Geheimniß ihres Kummers zu wecken.

Die Töchter hatten indeſſen andere Schmerzen; die Frage, wer alles zu der Hochzeit geladen werden ſolle, gab ihnen zu ſchaffen. Daß beide Hochzeitsfeſte in eines verſchmolzen werden müſſen, ſchien in der Natur dieſer außerordentlichen Heirathsgeſchichte ſelbſt zu liegen und eine gerechte Krönung des ganzen Liebeskunſtwerkes, eine Vergütung der dabei erlittenen Unbilde zu ſein. Nun erfreute ſich aber die Salanderfamilie keiner ausgebreiteten Freundſchaft und geſelliger Beziehungen, einmal wegen ihrer wechſelreichen Schickſale, dann auch wegen Salander's politiſchem Weſen. Wohlhabende Geſchäftsleute und Aehnliche, die aus den für beſonnen geltenden Reihen des bisherigen Zuſtandes heraustreten und mit den bewegten Maſſen voranſtürmen, gelten bei jenen Standesgenoſſen mindeſtens für wunderliche, unvertraute Käuze, denen die geſicherte Staatsordnung ein Spielball der Leidenſchaft oder des Ehrgeizes ſei; hieraus erwächſt immer ein Löſen des engeren Verkehrs, während die allgemeine Achtbarkeit ſchon der nützlichen Geſchäftsſachen wegen beſtehen bleibt. So wenigſtens ſuchte Martin Salander den Seinigen entſchuldigend die Verlegenheit zu erklären, die bei der Auswahl der Hochzeitsgäſte zu Tage trat. Die Töchter vollends beſaßen gar keine „intimen" Freundinnen mehr. Unter dieſen Umſtänden dachte der Vater eine Zeit lang daran, aus der Hochzeit ein freiheitliches Volksfeſt zu geſtalten und eine Schar Demokraten mit ihren Frauensleuten zu laden, die in Verbindung mit dem zu erwartenden Anhang des Hauſes Weidelich ein wackeres Bild, einen Auszug des Volkes, darſtellen würden. Die Mutter wußte ihm jedoch den Gedanken auszureden, und er ſah ein, daß es vielleicht nicht gut wäre, dieſe Hochzeit zu einem politiſchen Parteifeſte zu machen mit einem nicht abzuſehenden Verlaufe. Auch die Töchter ſcheuten ſich, mit ihrem erkämpften Glücke ein öffentliches Schauſpiel zu geben.

Deſto eifriger wünſchten die Bräute den Bruder Arnold zur Hochzeit herbei. Sie hatten einen mit den Eltern gemeinſchaftlich geſchriebenen Brief an ihn nach England geſandt, nachdem er die erſte Verlobungsanzeige mit einem kurzen Glückwunſch ohne alle ſcherzhaften Wendungen erwidert.

Auf die vierfache Einladung traf nun ein Brief Arnold's an den Vater ein. „Liebſter Vater!“ ſchrieb er, „Euere dringende Geſammtaufforderung, zur Hochzeit zu kommen, hat meinem gut Salander'ſchen Sohnes- und Bruderherzen gewiß wohlgethan, und faſt thut es mir weh, dem Vergnügen, das ich mir verſprechen dürfte, entſagen zu müſſen. Vielleicht werden die l. Schweſtern es auch nicht galant finden, wenn ich über dies Müſſen eigenmächtig ſelbſt entſcheide; allein es iſt ſo, ich kann jetzt wegen der Hochzeit nicht den hieſigen Aufenthalt plötzlich unterbrechen, um möglicher Weiſe, wie es eben ſo geht nachher nicht mehr zurückzukehren, wenn ich einmal dort bin. Die l. Mutter, welche, es ſei geſagt, ohne Eiferſucht erregen zu wollen, eine Specialität meines Herzens iſt, wird mich verſtehen!

„Liebſter Vater! Ich habe Dir zu bekennen, daß ich hier nicht Jura treibe, wie wir verabredet, ſondern engliſche Geſchichte, wobei ja ‚wünſchendenfalls‘, wie ſie in Münſterburg ſagen, immer etwas Recht mit unterläuft. Ich weiß wohl, daß man nicht gerade in die Länder zu gehen braucht, deren Geſchichte man im Allgemeinen ſtudiren will; wenn man aber da iſt, kann man in Land und Leuten einen Anſchauungsunterricht genießen, der nicht zu verachten iſt.

„Ich muß nun gleich zu dem übergehen, was hiermit zuſammenhängt und ich Dir vorzulegen habe. Du haſt bis jetzt gewünſcht, daß ich ſofort die juriſtiſche Praxis antrete, wenn ich heimgekehrt bin, und zugleich beginne, mich am politiſchen Leben zu betheiligen. Das möchte ich mit Deiner Zuſtimmung gern etwas anders anfaſſen. Die Jurisprudenz werde ich nach Kräften weiterpflegen, fühle aber einen lebhaften Drang, mehr als bis zur Stunde geſchehen, mich den hiſtoriſchen Studien zu widmen, was ich mir folgendermaßen denke. Unſere Mittel würden mir geſtatten, eine Zeit lang in der Heimath als unabhängiger Privatgelehrter zu leben, womit ſich, damit ich nicht ganz umſonſt eſſe, wohl vereinigen ließe, in Deinem Handelsgeſchäfte dieſe oder jene Functionen zu beſorgen. Ich —

habe ja früher ſchon manche Stunde an Deinem Pulte mitgeſchrieben. Würde ſo allmälig ein leidlicher Kaufmann daraus, ſo thäte die etwelche Gelehrtheit ihm keinen Abbruch, und die Frage, welches die Zukunft Deiner Firma ſein ſoll, wäre im Nothfall zugleich für eine weitere Zeit gelöſt. Alſo: ein junger Juriſt arbeitet nach Bedürfniß und Gelegenheit im Handelshauſe ſeines Vaters mit, treibt daneben Geſchichte für ſeinen Hausgebrauch, um die werdende Geſchichte beſſer zu verſtehen und ihre Dimenſionen meſſen, ihre Bedingungswerthe ſchätzen zu lernen."

„Was Teufel iſt das?" unterbrach ſich Martin Salander im Leſen, vergeblich über den Sinn der Phraſe nachdenkend; las dann aber weiter:

„Wo will das hinaus? wirſt Du fragen! Ich will gleich den Schlüſſel herſetzen. In G. ging ich mit einigen Landsleuten um, welche ſich vorzugsweiſe gern über die politiſchen Zuſtände der Heimath unterhielten und die empfangenen Nachrichten unter weiſen Betrachtungen austauſchten. Einer davon aus dem Canton X. wurde von ſeinem Vater aufgeſucht, der nach dem Seebade reiſte. Er brachte einen Abend mit dem Sohne und uns zu, hörte unſere Geſpräche an, in die wir den alten Herrn bald verwickelten. Als er ein und das andere ungeduldige und vorſchnelle Urtheil vernahm, woran ſich der Schluß knüpfte, es dürfte der betreffende Uebelſtand wohl erſt durch ein neues Geſchlecht von Geſetzgebern, von friſchen Kräften gehoben werden, lächelte der Alte und meinte, es handle ſich nach ſeiner Erfahrung nicht ſowohl um einen Mangel an friſchen Kräften, die ja ohnehin ſchon durch das allgemeine Menſchenſchickſal unaufhörlich zuflöſſen, als im Gegentheil um einen bedächtigeren, beharrlicheren Ausbau des Geſchaffenen. Er erzählte nun anſchaulich, wie er zum dritten Mal erlebt habe, daß nach einem kraftvollen Umſchwung die Söhne der Männer, die ihn bewirkt und im beſten Mannesalter ſtanden, als Schüler ſich zuſammengethan und verabredet hätten, ſie wollten noch etwas ganz Anderes herſtellen, wenn ſie dran kommen würden. Ohne zu wiſſen, was das Unerhörte eigentlich ſein ſolle, hätten ſie ſpäter wirklich Wort gehalten, wie wenn ſie auf dem Rütli geſchworen hätten, und ihre Zeit lang die heilige Geſetzgebung verwirrt und geſtört, bis ihre eigenen Sprößlinge den gleichen Schwur gethan und als neue Generation ihnen vom Amte halfen oder wenigſtens mit großem Spektakel zu helfen ſuchten. In dieſem Lichte geſehen, ſei der Fortſchritt nur ein blindes Haſten nach dem Ende hin und gleiche einem Laufkäfer, der über eine runde Tiſchplatte wegrenne und, am Rande angelangt, auf den Boden falle, oder höchſtens dem Rande entlang im Kreiſe herumlaufe, wenn er nicht vorziehe, umzukehren und zurückzurennen, wo er dann auf der entgegengeſetzten Seite wieder an den Rand komme. Es ſei ein Naturgeſetz, daß alles Leben, je raſtloſer es gelebt werde, um ſo ſchneller ſich auslebe und ein Ende nehme; daher, ſchloß er humoriſtiſch, vermöge er es nicht gerade als ein zweckmäßiges Mittel zur Lebensverlängerung anzuſehen, wenn ein Volk die letzte Conſequenz, deren Keim in ihm ſtecke, vor der Zeit zu Tode hetze und damit ſich ſelbſt.

„Wir waren von dieſer zurechtweiſenden Rede des alten Herrn nicht wenig verblüfft, nahmen ſie aber mit Achtung auf; wir mußten das Thatſächliche daran zugeſtehen, da wir Aehnliches ſelbſt ſchon unter der Jugend beobachtet, und belachten den Humor davon.

„Nachher ſprach ich mit einem der Freunde, dem ich näher ſtehe, wiederholt von jener Unterhaltung; wir dachten von dem Geſichtspunkte des Alten aus mehr über die politiſchen Tagesläufte nach, die wir aus der Heimath vernahmen. Kurz, wir gelangten endlich zu dem Entſchluſſe, im Gegenſatze zu den Schulbankagitatoren, uns nicht als neue Generation aufzuthun, ſondern uns im Stillen für alle Fälle brauchbar zu machen in Zeiten, wo es nothwendig werden könnte, mit einzuſtehen und den Rank finden zu helfen. Am Allgemeinen mitzudenken ſei immer nöthig, mitzuſchwatzen aber nicht.

„Lieber Vater! So iſt nun die Geſinnung oder Stimmung beſchaffen, aus welcher heraus ich mein Verhalten, wie ich es oben dargelegt, einzurichten vorhabe, inſofern Du den Sohn in ſolcher Geſtalt zunächſt im Hauſe dulden kannſt. Den Tribut, den ein Haus dem öffentlichen Leben ſchuldig iſt, bezahlſt Du ja indeſſen mit Deiner Perſon ſo vollgültig, daß ich noch langhin im Schatten Deines Beiſpiels mich ruhig fortbilden kann!“

Martin legte den weitläufigen Brief offen auf ſein Pult, nahm ihn wieder auf, wandte die Blätter und ſagte:

„Was iſt nun das? Treibt er Spaß oder Ernſt? Mit ſeiner Geſchichte! Und was iſt das für ein alter Herr mit dem Käfer auf dem Tiſch, den er dem Fortſchritt vergleicht? Halt, da dämmert was — ich glaube bald, ich habe einen jungen Doctrinär in die Welt geſetzt! Er weiß, daß ich ein Mann des Fortſchrittes bin, und kommt mir mit dem Käfer! Das iſt doctrinäre Kritik, am Ende die ganze Geſchichte von dem alten Kerl erfunden! Und doch nicht, er iſt dafür zu ehrlich und ernſthaft! Im Grunde, wenn er im Geſchäfte mithelfen will, kann mir das nur lieb ſein, ein doctor juris ſteht ihm nicht ſchlecht an. Der hiſtoriſche Doctrinarismus im politiſchen Gebiete wird ihm ſchon vergehen, wenn er in den Zug kommt. Dimenſionen und Bedingungswerthe der werdenden Geſchichte! Gras wachſen hören! Will er eingeſchlagene Eier backen, den Thermometer in der Pfanne? Sei es! wenn er nur was Rechtes weiß, ſo iſt ihm zuletzt Dies oder Jenes abzulernen, woran er ſelbſt nicht denkt! Das Ding mit dem ſtillen Privatgelehrten und dem Kaufmann, der es drauf ankommen läßt, ob er hervortreten wird oder nicht, hat doch etwas für ſich und ſieht gut aus, zumal wenn man es ja bequem machen kann! In der That, es gefällt mir immer weniger übel! Was ſchreibt er denn da noch? Er wünſchte noch ein Jahr zu reiſen, wenn es anginge! Warum nicht? Ich wollt', ich hätt' es auch thun können, als ich jung war, nur um mich zu unterrichten! Nachher mußte ich freilich reiſen, weit genug, hab' aber vor Plackerei kaum was geſehen und an Weib und Kind denken müſſen!"

Er theilte den Brief den Frauenzimmern mit, die aus verſchiedenen Gründen betrübt waren, die Töchter, weil der Bruder nicht zur Hochzeit kam, die Mutter, weil ſie den Sohn noch länger entbehren mußte, und gerade jetzt, wo ſie die Töchter verlor. Und er hatte ihr noch nie Kummer gemacht. Sein Lebensplan aber, oder wie man die Auseinanderſetzung ſeiner Abſicht benennen will, auf die Martin ſie aufmerkſam machte, erfüllte ſie mit ſtolzer Freude, ſo würdig und ernſt erſchien ihr Alles, was er ſchrieb, und ſie billigte zuletzt Alles, ſelbſt das Reiſen. Mit dem Manne ſpäter allein, konnte ſie ſich nicht enthalten, ſich mit einiger Ueberhebung der Gegenſchwäherin gegenüber zu ſtellen und im Hinblick auf deren Zwillinge den eigenen Sohn zu preiſen.

Salander wurde ordentlich eiferſüchtig auf ihn.

„Du biſt ein bischen Ariſtokratin," ſagte er, „ich weiß gar nicht, warum Du die Leute ſo wenig leiden kannſt! Warte das Ende ab, wer zuletzt lacht, lacht am beſten! Die Zwillinge werden noch ein paar handfeſte Männer werden und obenaufkommen, während unſer Arnold mit ſeinen Schrullen vielleicht ein unbedeutender Stubenhocker wird!"

Er nahm den Brief mit auf das Contor und las ihn nochmals durch. Wieder lief ihm der fortſchrittliche Käfer des alten Herrn über die Leber und ärgerte ihn; ein Gedanke gab den andern, Salander hätte Arnold auch gern an der Hochzeit gehabt, und bei dieſem Punkte angekommen, änderte er plötzlich wieder ſeine Anſicht von dem Feſte und beſchloß, dem doctrinären Sprößling zum Poſſen doch eine politiſche Volkshochzeit zu feiern, damit er in der Ferne vernehme, was die Glocke geſchlagen!

Ohne die Gattin weiter einzuweihen, verband er ſich mit den künftigen Schwiegerſöhnen und ſetzte mit ihnen den Plan feſt. Dem Geiſte der Zeit entſprechend, wurde von allem Auffahren einer Menge Kutſchen abgeſehen und die Eiſenbahn als Beförderungsmittel gewählt. Die aus der Stadt und ihrer Umgebung geladenen Gäſte verfügen ſich nach dem Bahnhof, wo die Hochzeitspaare und deren Eltern ſie erwarten. Jedermann iſt anſtändig gekleidet, wie zu einem ſonntäglichen Ausfluge; aber keine Ballroben, keine Fräcke werden geſehen. Im Saale der Bahnhofwirthſchaft wird die Morgenſuppe genoſſen, mitten im Verkehr des reiſenden Publicums, ein Bild des raſtloſen Lebens. Es iſt indeſſen dafür geſorgt, daß das Beſte aufgetragen wird in der ſtillen Zeit, da die Züge abgefahren und die Säle leer ſind. Dann führt ein Extrazug die Hochzeit nach dem Orte, wo die Trauung ſtattfinden ſoll; es iſt ein anſehnliches Dorf mit guter Wirthſchaft, das ziemlich in der Mitte zwiſchen der Stadt, dem Lindenberg und Unterlaub liegt. Zwei kleine Sängerchöre, die von den beidſeitigen Freunden und Anhängern der Brautpaare geſtellt ſind, empfangen die Verſammlung und begleiten ſie, eine kräftige Landwehrmuſik voran, in die Kirche, wo ein geiſtlicher Demokrat die Predigt und den Trauungsact verrichtet. Dann geht es zum Hochzeitsmahle, für das bei gutem Wetter im Baumgarten beim Hauptwirthshaus, alſo im Freien, die Tiſche gedeckt ſtehen, und eine Zahl fernerer Gäſte der Landesgegenden ſind herbeſchieden, worunter redekundige Leute.

Ein kleines Feſtſpiel unterbricht den Schmaus und die Geſänge. Auf die verſchiedene Parteiſtellung der zwei jungen Großräthe anſpielend, wird von allegoriſchen Figuren ein Waffenſtillſtand zwiſchen den Demokraten und den Altliberalen berathen und abgeſchloſſen, nicht ohne Hinweis auf die doppelte enge Verſchwiſterung der Hochzeitsparteien, die als ſchönſtes Vorbild für das Wiedervereinigen der Landesparteien ausgerufen werden u. ſ. w. Hat ſich, wie zu erwarten, aus der zuſchauend theilnehmenden Bevölkerung, welche freundlich zu bewirthen iſt, mit den Gäſten zuſammen eine kleine Volksverſammlung gebildet, ſo treten die Redner auf und benutzen die Reihe der üblichen Toaſte zum Einflechten derjenigen Betrachtungen, welche geeignet ſind, das Volksbewußtſein zu heben, und in den höchſten ſittlichen Principien des freien Staates gipfeln, deſſen Wurzeln in der freien Familie gegründet ſind.

Vom Tanzen wird vorläufig abgeſehen und vielmehr auf die Muſik zum Anſtimmen und Begleiten einiger National- und Freiheitslieder gerechnet, welche durch die anbrechende Nacht bei Fackelglanz, von der ganzen Menge geſungen, weithin ſich hören laſſen ſollen. Als Salander das Programm mit den Söhnen Weidelich's an Ort und Stelle des Feſtes zu ihrem anfänglichen Erſtaunen und nachherigen großen Vergnügen vereinbart hatte, und zwar mit dem ſchließlichen Bemerken, daß er ſelbſtverſtändlich als Urheber des Projectes die ganzen Koſten übernehme, fuhr er guter Laune nach Münſterburg zurück.

„So, Meiſter Arnold, der das Gras will wachſen hören," ſchmunzelte er in ſich hinein, „kämſt Du an die Hochzeit Deiner Schweſtern, ſo würdeſt Du es einen guten Athemzug thun ſehen, vielmehr hören, will ich ſagen, oder beides zuſammen! Du würdeſt lernen, daß dies Land noch keine runde Tiſchplatte iſt, wo Käfer drauf hin und her rennen! Sein alter Herr hat vielleicht an Krebſe gedacht, die keine Augen in den Schwänzen zu haben pflegen, wenn ſie ihre Fortſchrittswege zurücklegen!"

In der fröhlichen Laune machte er auch Frau und Töchter mit dem Feſtverlaufe, wie er beſtimmt worden, bekannt. Zu ſeiner Verwunderung blieb die Frau ganz gelaſſen und ſchien gar nicht ſo unzufrieden zu ſein.

„Ich freue mich," ſagte er, „daß Du keinen Widerſpruch mehr erhebſt, Du wirſt ſehen, es wird eine gelungene Hochzeitfeier abſetzen, wie ſie nicht alle Tage vorkommt!"

Sie erwiderte mit ſchonendem Lächeln für die Töchter:

„Ja, es iſt mir ſoeben, während Du erzählteſt, ein anderes Licht aufgegangen: ich glaube jetzt, daß durch dieſe außerordentliche Art von Hochzeit die ungewöhnliche Geſchichte derſelben in den Hintergrund rückt oder vielleicht ganz ausgeglichen wird!“

„Nicht wahr? Siehſt Du, wie klug Du biſt? Daran habe ich nicht einmal gedacht!“

„Uebrigens iſt es mir auch ſonſt ein wenig beſſer zu Muth in der Sache. Ich bin heute im Zeiſig oben geweſen wegen Ausſteuerſachen und habe die Frau Weidelich in großer Wochenarbeit getroffen und ein Weilchen warten und zuſehen müſſen. Es gefiel mir, daß ſie gar keine Complimente machte. Und dann hab' ich mich ordentlich erbaut an dem rüſtigen Fleiße, mit dem ſie hantierte und die Arbeit regierte, wahrhaftig unermüdlich und auch umſichtig; ſie ließ nichts durchgehen, legte überall Hand an und ſorgte zugleich für die Waſchweiber und Plätterinnen. Den Mann hab' ich auch geſprochen, und er gefiel mir in ſeiner ehrlichen Beſcheidenheit und Ruhe noch beſſer als die Frau. Auch er ſcheint nie müßig zu ſein, ſo gemeſſen er ſich herumbewegt. Nun, dachte ich, wenn die Aepfel nicht weit vom Stamme fallen, ſo kann es auch da nicht ſtark fehlen!“

„Hört ihr, Kinder? freut es euch nicht?“ redete Salander die Töchter an.

„Was?“ ſagten ſie, aus düſterm Sinnen erwachend, in welchem ſie gar nicht auf das Geſpräch der Eltern geachtet hatten. Ihre Augen waren ſogar voll Waſſer.

Nach und nach ſtellte ſich heraus, daß die Morgenſuppe ihres Ehrentages nicht im Gaſthofe obern Ranges, ſondern in der Bahnhofreſtauration, unter Geſchäftsreiſenden und glotzenden Engländerinnen eingenommen, ihre Betrübniß verurſachte; daß es keine Kutſchen geben ſollte, gerade für ſie allein, während die ärmſte Magd in einer Droſchke zur Kirche fahre, machte ſie traurig; daß ſie entweder im Brautgewand und Schleier, die Myrthen auf dem Kopf, vielleicht den Regenſchirm in der Hand, zu Fuß nach dem Bahnhof marſchiren, oder dann, wie es den Gäſten vorgeſchrieben, als Rigireiſende verkleidet gehen würden, beleidigte ſie.

„Merkwürdig! Euere Verlobten haben gerade dieſe Idee mit wahrem Gaudium aufgenommen und denken ſich damit auszuzeichnen! Sie gehen ſogar damit um, weiße leinene Sommeranzüge machen zu laſſen und Strohhüte zu tragen!“ berichtete der Vater.

„So, thun ſie das? Dann gehen wir einfach nicht mit!“ ſagte Setti; „wir haben nicht ſo lange geharrt und ausgehalten, um aus unſerer Vermählung eine Maskerade zu machen!“

„Nein, das thun wir nicht!“ beſtätigte Netti; „wir haben auch etwas dazu zu ſagen!“

Die Mutter ſchlichtete den Streit.

„Genau genommen haben ſie Recht, was den hieſigen

Theil des Feſtes betrifft,“ ſagte ſie, „es wäre im Bahnhof doch eine wunderliche Exiſtenz und auch die Küche in einem guten Hotel angemeſſener. Das Getrappel zu Fuß geht ja eigentlich auch nicht, dazu iſt die Stadt zu bevölkert; tauſend Kinder würden uns vor- und nachlaufen. Den Mädchen können wir das Brautkleid, das ſie nur einmal im Leben tragen, auch nicht abſprechen, und ſo ſind Kutſchen im Voraus nothwendig und damit müſſen wir für die ganze Geſellſchaft Kutſchen haben! Wie es draußen im Dorf gehalten werden ſoll, mag bei euerem Programm bleiben, dieſer Theil iſt ja die Hauptſache.“

„Gut, ich füge mich!“ entſchied ſich Salander. „Dann frühſtückt man aber im großen Saal zu den Vier Winden und fährt dahin und von dort nach dem Bahnhof, meinetwegen in hundert Kutſchen oder mehr! Die Vier Winde möchte ich haben, weil das Local einen politiſchen Beigeſchmack hat.“

Frau Marie Salander blickte den Mann mit unmerklich zuckendem Munde an, vielleicht das erſte Mal mit dem zweifelhaft fragenden Ausdruck, der in ihren Augen lag.

Der Tag war nach allen Vorbereitungen endlich da, inmitten des Junimonats, und der Himmel unbewölkt. Vom Salander'ſchen Hauſe fuhren zwei Wagen mit den Braut- und Elternpaaren nach den Vier Winden, während in einer Anzahl anderer Fuhrwerke gegen vierzig Perſonen beiderlei Geſchlechts dort anlangten. Außer den

Bräutigamen und ihren Vätern erſchienen faſt ſämmtliche Männer in bequemen Kleidern jeder Farbe und Machenſchaft. Nur Herr Möni Wighart, vielleicht der einzige nicht demokratiſche Gaſt, kam ſchwarz gekleidet. Er ſtimmte ſtets mit der liberalen Partei, freute ſich aber zuweilen, wenn ſie eine Ohrfeige bekam, weil er es vorausgeſagt, und ließ im Uebrigen die Dinge ſich nicht viel zu Herzen gehen. Heute war er überaus geſpannt auf das Hochzeitsfeſt, das ſchon im Voraus von ſich reden gemacht, und hatte die Einladung des alten Freundes mit Dank aufgenommen.

Die Frauensleute der ganzen Geſellſchaft kamen hochzeitlich gekleidet, mit friſirten Haaren, Blumen und anderer Ziererat, wie es Alter, Geſchmack und Mittel erlaubten. Und das ohne alle Verabredung; Jede that, was ſie wollte, und alle hatten das Gleiche gewollt, trotz den Mahnungen der Männer, die ſich an Salander's Vorſchrift hielten. Sie freuten ſich jetzt doppelt, als ſie ſich mit befliſſener Neugier um die Bräute verſammelten und deren romantiſchen Staat und Anblick bewunderten, den ſie feenhaft nannten, während man ihnen hatte weis machen wollen, ſie würden auch in gewohnten Sonntagsröcken auftreten.

Setti und Netti aber fühlten eine große Befangenheit, denn noch nie war eine Hochzeit in Münſterburg geweſen, an welcher die Braut ſo wenig bekannte Geſichter unter den Hochzeitsgäſten ſah.

Indeſſen ſchuf das gute Frühmahl, verbunden mit dem ſonnigen Tage, bald eine vertrautere Stimmung, und der Extrazug in der Bahnhalle nahm eine zur Heiterkeit ziemlich gleichmäßig vorbereitete Geſellſchaft auf. In einer Stunde war man an Ort und Stelle. Auf dem Stationsplatze blieſen acht gediente und geübte Muſikanten einen ſchönen Marſch, bis der Zug anhielt und die Inſaſſen ausgeſtiegen; im Warteſaal begrüßten die verſammelten Gäſte von der Landſchaft die Ankommenden und ordneten ſich mit denſelben zum Gange nach der Kirche. Beim Heraustreten machte die Muſik Kehrt und führte den Zug unverweilt mit klingendem Spiele in den Tempel. Der Theil des Volkes, das nicht ſchon dort ſaß, beſonders die Jugend, lief nebenher, am dichteſten, wo die denkwürdigen Zwillingsbrüder und die geſchmückten, ebenſo merkwürdigen Bräute gingen.

In der gefüllten Kirche ſtanden auf der Empore in der That zwei Häuflein Sänger, jedes von einem Schulmeiſter mit gelber Stimmpfeife angeführt, die ihm zugleich als Tactſtock diente. Tact im weiteren Sinne beſaßen ſie nicht genug, denn ſtatt ſich als ein Chor zuſammenzuthun, hatten ſie ſich aufgeſtellt, als ob ſie gegen einander das bekannte Pintſchgauer Wallfahrtslied ſingen wollten. Dennoch intonirten ſie gemeinſchaftlich unter dem Schwingen der zwei Stimmpfeifen ganz ordentlich ein kirchliches Lied, welches vom Gemeindegeſang kräftig gedeckt wurde.

Der Pfarrer verlas hierauf ein eigens verfaßtes Gedet, welches den kirchlichen Sinn und die Rechte des freien Denkens gleichmäßig vertrat, und hielt eine ſchöne Predigt oder religiöſe Rede über das gefeierte Ereigniß, daſſelbe mehrſeitig erklärend und zu einer Parabel ausgeſtaltend, die allgemein wohlgefiel und wahrhaft erbauend genannt wurde.

Zum Schluſſe trugen die Sänger eine treffliche Kompoſition von Uhland's „Brautgeſang" vor, die ihnen etwas ſchwieriger wurde, als der vorherige Choral, indem ſie jetzt ohne die Gemeinde ſingen mußten und die gelben Stimmpfeifen nicht ganz gleich auf- und nieder gingen. Auch war im Text durch den heutigen Sonderfall eine kleine Aenderung als geboten erachtet worden. Statt des Einganges:

„Das Haus benedei' ich und preiſ' es laut.
Das empfangen hat eine liebliche Braut;
Zum Garten muß es erblühen;

wurde geſungen:

„Das Haus benedei' ich und preiſ' es heut',
Das empfangen hat zwei liebliche Bräut' u. ſ. w.

und ſtatt „Aus dem Brautgemach tritt eine herrliche Sonn'", hieß es: „tritt eine doppelte Sonn'".

Allein Niemand bemerkte die unnöthige Verſchlimmerung, und die kleinen Tact- und Harmoniewirren fanden duldſame Hörer. Zufrieden mit dem guten Willen, wenn es unter ſich iſt, betrachtet das Volk eine ſtramme Kunſtübung eher als ariſtokratiſches Weſen, und iſt durch alle Schichten hindurch darauf aus, eifrig zu demokratiſiren, was in ſeinen Bereich kommt. So ungefähr äußerte ſich Martin Salander der Gattin gegenüber, als ſie ſpäter neben ihm am Tiſche ſaß und bemerkte, es dünke ſie, die Sänger hätten ein wenig ſtark falſch geſungen.

„Und das Volk hat Recht!“ ſchloß er.

„Warum Recht? Früher, es iſt freilich lange her, dachteſt Du anders, als der Wohlwend ſo falſch ſang und declamirte!“

„Hm! Ja, das heißt, es iſt nicht der gleiche Fall! Dieſer that es in einer gebildeten Welt, inmitten eines Vereines wohlgeübter Leute, die er ſtörte. Hier hätte er Niemandem die Freude verdorben!“

Marie Salander ließ aber den Mann noch nicht los von dem leiſe geführten Zwiſchengeſpräch.

„Es will mir aber doch ſcheinen, daß es nicht ganz recht ſei, das gute Volk nicht auch darüber aufzuklären. Was brauchen Sie denn ſo ſchwere Stücke zu ſingen, die ſie nicht ausführen können? Mich dünkt, wer in der einen Sache pfuſcht, gewöhnt es ſich auch in allen andern Dingen an, und man darf ihm zuletzt nirgends mehr die Wahrheit ſagen, er leidet es einfach nicht!“

Martin ſchwieg hierzu eine Minute und ſann, in das Kelchglas blickend, das er in der Hand hielt. Dann ließ er es ſanft an dem ihrigen klingen und ſagte:

„Trink' auf Deine gute Geſundheit, Marie! Du ſollſt den erſten Toaſt haben an dieſer Hochzeit, ganz im Stillen!

Und jetzt wollen wir der Sache den Lauf laſſen!“ Sie trank unverweilt einen beſſeren Schluck, als gewöhnlich, und mit ihm einen jener kurzen Sonnen- oder Silberblicke, die mit der Länge der Zeit ſich immer mehr verlieren, wenn die Menſchen ſich in Wind und Wetter leiſe ändern, ſo daß die Klugen weniger klug, die weniger Klugen Narren, und die Narren oft ſchnell noch Hallunken werden, eh' ſie ſterben, wie wenn ſie Gott weiß was verſäumten.

Als die Mama Weidelich, die gegenüber ſaß, das verſtohlene Anſtoßen des Ehepaars Salander bemerkte, hielt ſie ihr Glas auch herüber und rief fröhlich: „Potztauſend, darf man nicht dabei ſein?“ Sie ſtießen mit ihr an, der Weidelichvater kam auch herbei, und von da verbreitete ſich das Klingeln über den ganzen Tiſch, über alle Tiſche wie ein Sturmgeläute, ohne daß man wußte, wie es entſtand und was es bedeute; und als man nichts Gewiſſes erfahren konnte, lachte Alles über den blinden Lärm, der darum nicht minder vergnüglich geweſen.

Da das Eſſen eben erſt begonnen und Salander ein verfrühtes Reden befürchtete, welches die Gaſtgemeinde darin ſtörte, die Ordnung des Auftragens unterbrach und die Schlüſſeln kalt werden ließ, ſo forderte er die Muſik auf, zu blaſen und fleißig fortzufahren. Das thaten die ältlichen Kriegstrompeter auf die zweckmäßigſte Art. Statt der geläufigen Soldatenmärſche führten ſie eines ihrer Concertſtücke auf, mit denen ſie Staat zu machen pflegten, nämlich die für eine kleinere Blechmuſik arrangirte Ouverture zu der Oper Wilhelm Tell. Mit redlicher Mühe, im gemächlichſten Zeitmaße halfen ſie ſich ſo vorſichtig und Gott vertrauend über das Meer von Schwierigkeiten hinweg, daß die tafelnden Völker weder im Eſſen, noch im gemüthlichen Gemurmel der einzelnen Nachbargruppen beirrt wurden und am Ende, welches auch dieſe Thathandlung nahm, mit einem donnernden Bravo die gewiſſenhaften acht Männer belohnten. Dankbar ließen ſie nach kurzer Pauſe eine muthig ſchmetternde Marſchweiſe erſchallen und etwas ſpäter ein beliebtes Volkslied, worauf ſie aber ſchleunig das Waſſer aus den Inſtrumenten ablaufen machten und dicht hinter einander das Treppchen an ihrer Bühne herunterſtiegen, um in die Ecke zu eilen, wo auch für ſie der Tiſch gedeckt war.

Da ſoeben in Erwartung neuer Gerichte die Teller gewechſelt wurden, benutzte der Herr Pfarrer den Augenblick, das erſte Lebehoch auf die Brautpaare und beiderſeitige Eltern auszubringen. Er ſchlug mit dem Meſſerrücken kräftig an das Glas, blickte gebieteriſch umher, bis das Tellerklappern nachließ, unterſtützt durch Silentiumrufen, und erhob dann die weithin tönende Stimme. Seine Toaſtrede bildete die Ergänzung der gehaltenen Predigt. Erſt ſchilderte er das Elternhaus der ſoeben vermählten Jünglinge, den ſchlichten Landmann, der im Verein mit der raſtloſen Hausfrau ſich zu beſcheidenem Wohlſtande emporgeſchwungen, aber wozu? Nur um das blühende Knabenpaar, welches der im All waltende Gott in chriſtlichem Eheſtande ihnen aus reicher Hand geſchenkt, des Segens der Schulanſtalten theilhaftig werden zu laſſen mit derſelben unermüdlichen Opferwilligkeit, mit welcher unſer Volk ſie begründet hat und durch alle Stürme aufrecht hält! Und wie hat dieſer Segen angeſchlagen? Es iſt ein ewig denkwürdiges Beiſpiel! Nach kaum erreichtem Alter hat das Volk die Jünglinge, ja Jünglinge ſage ich! an wichtige Amtsſtellen berufen, deren treue Verwaltung namentlich der landwirthſchaftlichen Oekonomie ſo unendlich wichtig iſt! Und nicht nur das; in unſere höchſte Landesbehörde, die nur das Geſammtvolk und Gott allein über ſich hat und ſonſt Niemanden fürchtet, hat es ſie gleichzeitig entſendet, eine Ehre, welche wohl kaum je einem ſo beſcheidenen Hauſe widerfahren iſt. Blicket hin, und ſeht ſie dort bei einander ſitzen, Eltern und Söhne, in all' ihrem Werthe, als ob es ſie nichts anginge!

Sie ſchauten den Sprecher unverwandt an, als alles Volk nach ihnen ſah und Beifall rief. Erſt jetzt kehrte ſich der Vater ab und blickte verlegen vor ſich nieder; die Mutter wiſchte ſich die Augen, aus denen die Thränen floſſen, und faltete die Hände; die Söhne neben ihren Bräuten verneigten ſich leicht gegen die Rufenden und den Redner, der weiter ſprach: „Treten wir hinüber in das bräutliche Haus, was ſehen wir da? Auch einen aus dem Volke hervorgegangenen Mann, der ſich durch Fleiß und

Intelligenz emporgeſchwungen und gegen alle Schickſalsſchläge immer wieder erhoben hat, höher als vorher. In fernen Welttheilen ums Daſein kämpfend, kehrt er immer wieder mit der gerechten Siegesbeute zu den Seinigen zurück, zu den Kindern, die ihm die Gattin, ein Muſter edler Weiblichkeit, treulich erzieht. Ein geachteter Handelsherr, iſt er jetzt ein reicher Mann, ein Großer unter den Großen. Was thut er? Baut er ſich Paläſte und Villen? Fährt er in Kutſchen, hält er Pferde, wie die Anderen ſeinesgleichen? Nein, er kennt ſchönere Freuden! Die Ideale ſeiner Jugend ſind es, welchen er nachgeht, fort und fort, jetzt wie einſt; an ihnen hängt er, an ſie denkt er im Wachen und im Schlafen, für ſie arbeitet und lebt und webt er! Und was ſind das denn für Ideale, wo liegen ſie? Sie liegen bei dir, o Volk, dein Wohl, deine Bildung, deine Rechte, deine Freiheit ſind es, denen er einzig Zeit und Arbeit widmet, die er dem Geſchäftsdrange abringen kann. Und was verlangt er dafür? Anerkennung? Ehrenämter? Titel und Würden? Nicht, daß ich wüßte, meine Freunde! Da ſitzt er unter uns mit der verehrten Gattin, wie der Geringſte ſo anſpruchslos, um dem Volke ſein Beſtes darzubringen, den jugendlichen Söhnen und Vertretern desſelben die geliebten Töchter! Eine bedeutungsvolle Hochzeit! Hat er ſie in den blumengeſchmückten, teppichbelegten Domkirchen, in den Prunkſälen der Hauptſtadt feiern wollen? Hierher in unſere ländliche Gegend hat es ihn gezogen; unſer altes Dorfkirchlein, dieſer grüne Raſen, der Schatten dieſer Fruchtbäume iſt der Schauplatz, den er ſich auserwählte, um ſo recht in der Mitte, am Herzen des Volkes das Feſt abzuhalten; da iſt ihm wohl, und da ſoll es auch den neuen Familien wohl ſein und bleiben; denn hellere Sterne könnten nicht über ihren Dächern ſtrahlen, als die Ideale unſeres Freundes Martin Salander! Sehet dort die lieblichen Bräute in Schleiern und Myrthenkränzen, und ſehet die edlen Eltern, und helfet mir nun, das feurigſte Lebehoch mit Glück-, Heil- und Segenswünſchen den vier verbundenen Gaſtfreunden darzubringen!"

Bis das Hochrufen und Gläſerklingen verrauſcht war, hatten ſich die Sänger zuſammengeſtellt und trugen ein bei politiſchen und ſonſtigen öffentlichen Acten übliches Vaterlandslied vor. Der Geiſtliche, von der Bühne heruntergeſtiegen, drang mit ſeinem Rothpokale, einem vom Wirthe gelieferten Schützenbecher, bis zu dem Tiſchhaupte vor, wo die Gefeierten ſaßen und auch er ſeinen Platz hatte.

Salander ſagte juſt zu ſeiner Frau, die blutroth im Geſichte war und nicht aufblickte, der Herr Pfarrer habe ihm die Rede unmöglich gemacht, die er nun zu halten beabſichtigt. Alle Geſichtspunkte ſeien ihm von der gewaltſamen Schmeichelei ſchief gedrückt. Da unterbrach ihn der Pfarrer mit dem Pokale, mit dem er umherging. Salander ſchwieg und ſtieß mit ihm an.

„Ich danke herzlich für die gute Meinung!" ſagte er, ihm die Hand ſchüttelnd.

„Wie ſo gute Meinung? Hab' ich etwa gelogen?“ erwiderte jener mit dem Tone, in welchem derartige Naturen in ſolch' unvermutheten Fällen ſogleich eine Schraube anziehen.

Einen Schritt weiter, mit Frau Marie Salander anſtoßend, ſagte er: „Wie ſteht es mit Ihnen, verehrte Frau, ſind Sie auch nicht zufrieden mit meinem Toaſt?“

„Im Gegentheil, mehr als zufrieden, Herr Pfarrer,“ gab ſie zur Antwort, „ich danke Ihnen auch nur für das, was mir wirklich zukommt!“

„Das kann ich nicht ſo genau bemeſſen, wie Sie ſich denken können, und nehme daher an, Sie danken mir für Alles, was ich geſagt. Ein Volksredner muß immer ein Ganzes bieten, das ſozuſagen künſtleriſch abgerundet iſt. Wer ſich in Gefahr begibt, kommt darin um, das müſſen Sie nicht vergeſſen!“

„Wir wollen uns nicht ſtreiten, Herr Pfarrer! Auf Ihr Wohlſein!“

Damit ſchien ſie ihn abzudanken, und er ſchritt würdig um das obere Tiſchende herum zu den Gegeneltern.

Jakob Weidelich äußerte gar nichts, als er mit ihm anſtieß, als daß er für die Ehre danke, worauf der geiſtliche Herr ſich an Frau Amalie wandte:

„Und wie ſind Sie mit meinem Trinkſpruch zufrieden, Frau Weidelich, hab' ich's Ihnen recht gemacht?“

„Schön haben Sie's gemacht, Herr Pfarrer; wenn ich ſo reden könnte! Es muß doch, der tauſend noch einmal! etwas Schönes ſein, wenn man den Menſchen eine ſolche Freude machen kann! Sehen Sie, es iſt mir nicht um mich zu thun, ich bin eine unwiſſende Frau; aber der Söhne wegen freut es mich doch, ſolche Dinge zu erfahren! Sie ſollen auch hochleben, Herr Pfarrer! Ich danke Ihnen tauſendmal!“

Der Pfarrer betrachtete ſie mit wohlwollendem Lächeln. Sie glühte vor Vergnügen und auch vom heute zahlreicheren Nippen wie eine Roſe, durch welche die Sonne ſcheint, und ſah dabei aus wie eine Landvögtin. Auf den Rath der Salandertöchter hatte ſie eine friſirende Frauensperſon kommen und ſich von ihr die immer noch braunen Haare beſſer ordnen und mit ein wenig Spitzenwerk bereichern laſſen. Auf dem nagelneuen dunkeln Seidenkleide prangten Uhr und Kette nebſt einer Agraffe, welche die auf Porzellan übertragenen Photographien der Zwillinge enthielt, wie ſie als Knaben geweſen.

Sie war aufgeſtanden, und da der Pfarrer ſich mit ſeinem Schützenbecher den Brautpaaren ſelbſt näherte, ging ſie, das Glas in der Hand, in ihrer Lebhaftigkeit mit, um auch mit ihnen anzuſtoßen und anzufragen, wie es ihnen gefalle und gehe.

„Gut!“ ſagten ſie mit einer ſeltſamen Miſchung von Glück und Befangenheit, indem ſich jedes Paar bei der Hand faßte. Die Jünglinge hatten ſich die Rede des Pfarrers als baare Münze zu Herzen genommen und doch das Gefühl, daß nicht Alles ganz richtig ſei; überlegend, ob ſie nicht redend auftreten ſollten, wußten ſie im Augenblick nichts zu ſagen, das ihnen genügen würde, und fanden, es ſei angemeſſener, wenn ſie ſich ſtill verhielten an dieſem Tage. Dennoch ſtrahlten die jugendlich unvorſichtige Eitelkeit und das Selbſtgefallen von ihren hübſchen Geſichtern und gaben ihnen einen Anflug von Unreife neben den in voller Reife aufgeblühten Bräuten, und dieſe verſpürten denn auch im hellen Tageslicht dieſes Feſtes eine wunderliche Empfindung, etwa wie diejenige einer reichen Schönen, die ſich mit vollem Bewußtſein einem armen, unanſehnlichen Menſchen mit ihrer Neigung zugewendet hat und doch wünſcht, das Hochzeitsfeſt möchte überſtanden ſein.

Da jetzt neue Speiſen aufgetragen wurden, beſchloß das Salander'ſche Elternpaar, das für einmal genug geſpeiſt hatte, einen Gang zwiſchen den Tiſchen und um die Baumwieſe herum zu machen. Das Weidelich'ſche Paar wollte ſpäterhin das Gleiche thun.

Als Marie an Salander's Arm ging, drängte es ſie nachträglich, ſich über den Geiſtlichen auszuſprechen.

„Das ſcheint doch ein ſchnurriger Herr zu ſein!“ ſagte ſie, „erſt die dicke Lobhudelei, und nachher, wenn man nur das Nöthigſte dagegen höflich bemerkt, wenn er kommt, den Dank zu holen, gleich ſpitzige Worte, deren Zuſammenhang man ſuchen muß. Wie verfänglich grob hat er Dir ſo blitzſchnell geantwortet! Und mir hat er mit gleicher Artigkeit zu verſtehen gegeben, daß es ſich nicht um mich, ſondern um eine künſtleriſch abgerundete Volksrede handle!“

„Du mußt das nicht für ſo gefährlich auffaſſen,“ entgegnete Martin Salander, „er liegt eben immer im Kampfe mit ſeiner eigenen Sophiſtik, die ſich ſtets in ſeine Rede drängt, auch wenn er nichts damit will. Er braucht ſie unbewußt, wie ein natürliches Vertheidigungsmittel, auch wo kein Menſch ihn angreift. Ich habe einmal über einen Parteigenoſſen mit ihm geſprochen und beklagt, daß dieſer ſo viel lüge. Da gab er mir zur Antwort, er ſei der beſte Hausvater und erziehe ſeine Kinder muſterhaft. Damit war ich abgefertigt, weil es ihm nicht bequem war, über das Thema zu ſprechen, und er nicht wußte, wie weit es ſich gegen ihn drehen könnte.“

„Du lieber Gott,“ ſagte die Frau Marie in ihrer Einfalt, „das iſt ja eine traurige Exiſtenz!“

„Nicht ſo traurig! Es iſt nur Manier! Jeder, der viel ſpricht, beſonders in Politik, hat ſeine Manier, und es gibt Solche, welche eine Manier der Unwahrheit haben, ohne gerade etwas Uebles damit zu bezwecken; dieſe ſind immer damit geplagt, Andern kleine Fallen zu ſtellen, ſie aufs Eis zu führen, verfängliche Fragen an ſie zu richten; das Alles bildet mehr eine ſchützende Hecke für ſie ſelbſt, ein Syſtem der Abſchreckung, als ein Angriffsmittel. Aber was führen wir da für Hochzeitsgeſpräche!“

[illegible]

Sie hielten da und dort grüßend bei den Gäſten, welche ſie nicht gerade am Tafelvergnügen ſtörten. Dann wandelten ſie längs des Einfanges um den Baumgarten herum, wo ſich bereits allerlei Zuſchauer zu ſammeln begannen und im Schatten überhängender Bäume auch etwas zu hören trachteten. Es war dafür geſorgt, daß dem ſich zuſammenſchließenden Menſchenkranze ſpäterhin erfriſchendes Getränk und Körbe voll Kuchenbäckerei geboten wurden für Jeden, der zugreifen mochte.

Schon wurden einige Tiſche für Gefäße und Körbe an den leichten Stangenzaun gerückt. Ein Bübchen in weißen Hemdsärmeln, die Daumen beider Hände in den Armlöchern des Sonntagsweſtchens haltend, wie ein Alter, ſtand zuvorderſt und verfolgte mit offenem Munde und großer Spannung dieſe Anſtalten. Frau Marie konnte ſich nicht verſagen, vom nächſten Tafeltiſche ein Stückchen Torte zu holen und es dem Kinde vor den Mund zu halten, das gleich hineinbiß. Der Knirps machte Miene, ſo fortzufahren, ohne die Däumchen aus der Weſte hervorzuziehen; erſt als ein zweiter größerer ſeine Zähne auch anſetzen wollte, packte jener das ſüße Stück und fuhr wie der Blitz hinweg.

Auch für die Brauteltern war es Zeit, umzukehren; ſie wurden benachrichtigt, es ſei das kleine Feſtſpiel in Bereitſchaft, und ſie eilten an ihren Platz. In deſſen Nähe, auf der hölzernen Terraſſe des anſtoßenden Hauſes, hatte man mittelſt einiger Dutzend Ellen weißer und rothgefärbter Baumwolltücher einen Spielraum abgegrenzt. Das aufzuführende Stück beſtand aus einem in gereimten Verſen geſchriebenen Zwiegeſpräch, ungefähr nach der von Salander angegebenen Idee. Den Inhalt oder Text kannte er ſelbſt nicht, da er nach getroffener Verabredung mit den betreffenden Genies nicht mehr Zeit gefunden, ſich darum zu kümmern.

Als ein Trompetenſtoß das Zeichen gegeben und die ganze Hochzeit nach dem Theaterchen guckte, trat aus den Tüchern hervor eine derbe, junge Bauernfrau auf, mit einer hölzernen Kelle oder Kochlöffel im Gürtel, und ſtellte ſich als die reine Demokratie, das heißt Volksherrſchaft, vor, die gewohnt ſei, ihren Brei ſelbſt zu kochen, anzurichten und warm zu eſſen u. ſ. w. Von der andern Seite kam ſodann ein ſogenannter ältlicher Halbherr in der Tracht der erſten dreißiger Jahre, mit hohem Hut, Vatermördern, blauem Frack und kleinen Ohrringen. Er ſah ungleich komiſcher aus, als Salander gedacht, daß er ausſehen ſollte und ſich für den Fall gebührte. Befragt, wer er ſei und wo er denn hin wolle, ſtellte er ſich als den alten Liberalismus vor. Er habe vernommen, daß eine große demokratiſche Hochzeit gefeiert werde, und obgleich ihm ſonſt die Demokratie von Weitem lieber als von Nahem ſei, möchte er doch gern ein bischen ſehen, wie ſie ſich im Familienleben ausnehme, wenn es unbemerkt geſchehen könne. Da ſei er gerade vor die rechte Schmiede gekommen, ſagte die rüſtige Perſon, ſie ſei die Demokratie, er ſolle ſich nur an ſie halten, ſie wolle ihm Alles zeigen. Als er aber näher trat und ihr das Buſentuch neugierig ganz ſachte etwas lüften wollte, zog ſie die Kelle und ſchlug ihm damit ſo derb auf den Hut, daß er tönte, wie eine Trommel.

Von ſolchen Späßen begleitet, ſetzten ſie einen gegenſeitigen Unterricht in Gang, wobei aber der Liberalismus, ſo ziemlich wie es im Leben geſchieht, ohne es zu merken, einen Satz der Demokratie nach dem andern zu dem ſeinigen machte und gegen ſie ſelbſt vertheidigte, während ſie mit neuen Sätzen wieder weit voraus war und auf ſeinem Hute trommelte.

Als ſie endlich ſahen, daß ſie auf dieſe Art nicht ſobald zuſammen kämen, ſchloſſen ſie einen vorläufigen Frieden, um die Hochzeit luſtig mitzumachen und ſich vielleicht zu heirathen, wenn es ſein müßte. Worauf die Muſik plötzlich einfiel und einen Hopſer ſpielte, die Demokratie und der Liberalismus aber ſich zu packen kriegten und einen drolligen Tanz aufführten. Dabei riß die wilde Perſon den guten Herrn ſo gewaltig herum, daß ſeine Frackſchöße flogen, die Füße ſtolperten und die Vatermörder die Spitzen nach hinten kehrten. Kurz, die beiden darſtellenden Geſellen unterließen keine der bei ſolchem Anlaß üblichen Hanswurſtpoſſen. Zuletzt zogen ſie ab, indem das Weib auf dem Hute des Mannes mit der Kelle den Zapfenſtreich ſchlug und dazu die bekannte Weiſe pfiff.

Das fröhliche Gelächter inner- und außerhalb des

Baumgartens verwandelte ſich in ein jubelndes Beifallrufen. Nur ein Häuflein altliberaler Wähler Iſidor Weidelich's, die ihm zu Gefallen eingeladen und gekommen waren, machte verdroſſene Geſichter und ſie murrten unter einander, wenn ſie das gewußt hätten, ſo wären ſie nicht gekommen. Es waren biedere Leute, die durch alle Ungunſt der Zeit ihrer Geſinnung treu geblieben und die im Grunde richtigen Anſpielungen auf den Wankelmuth oder die Nachgiebigkeit, welche das, was ſie fürchtet, ſelbſt herbeiführen hilſt, nicht einmal verſtanden.

Auch Martin Salander war betroffen von der Geſtalt, welche ſeine Anregung bekommen hatte, und fühlte ſich als Gaſtgeber verletzt. Er benutzte daher die eingetretene Stille, die von ihm zu leiſtende Rede jetzt zu halten und mit einer genugthuenden Wendung den Schaden auszugleichen, die reinere Idee, welche er in der Sache urſprünglich geſehen, wieder herzuſtellen.

Es gelang ihm auch leidlich, und das gleiche Völklein, welches dem übermüthigen Tractiren des Liberalismus zugejubelt, klatſchte ihm Beifall, als er ſein Hoch unter anderm auch den ehrenwerthen anweſenden Vertretern der alten freiſinnigen Partei darbrachte, als den Zeugen des wahren Wortes, daß man in Freude und Leid zuſammengehen und jener ſchöneren Zukunft entgegenleben müſſe, welche nur eine Partei noch kennen werde, diejenige der geeinigten und befriedigten Patrioten!

Das ſogenannte Oeffnen der Schleuſen war nun geſchehen. Während zwei voller Stunden wurde faſt unaufhörlich und von allen Enden her toaſtirt. Zum größeren Behagen oder Troſte der Feſtgenoſſen hatte aber ein neues Eſſen begonnen mit anderen Gerichten und feineren Weinen. Die zwei Brautpaare ſollten mit anbrechender Dunkelheit das Feſt verlaſſen und die durchgehenden Bahnzüge benutzen, um nach Lindenberg einerſeits und in die Nähe des Lautenſpiels anderſeits zu gelangen. Es waren Züge, die ſich bequem und gleichzeitig hier kreuzten. Man hatte von der Hochzeitsreiſe abgeſehen, weil die Notare noch keine Amtsverweſer hatten und die Bräute kein Verlangen danach trugen, vielmehr nichts ſehnlicher wünſchten, als in den Idyllen der neuen Häuslichkeiten ſich einzuſpinnen, fern vom Geräuſche der Welt. Alles war dazu eingerichtet und in jeder Behauſung ein tüchtiges Dienſtmädchen bereit.

Die zwei Paare beendigten einen Umgang, welchen ſie unter den Gäſten gethan, mit Dank für die erwieſene Ehre und geziemender Verabſchiedung, während die Tiſche bereits mit zahlreichen Lichtern beſetzt und am Saume des Baumgartens Pechpfannen angezündet wurden. Am Fuße der kleinen Schaubühne angelangt, ſtanden ſie einen Augenblick ſtill; denn den Brüdern tauchte gleichzeitig der Gedanke auf, ſie ſollten, nach dem Vorgefallenen, als Mitglieder des Großen Rathes doch noch einige Worte zum Beſten geben. Am füglichſten könnten ſie es thun, meinten ſie, wenn ſie in Perſon die vom Schwiegervater verkündete Verſöhnung der Parteien, als Angehörige derſelben, ſo zu ſagen illuſtrirten, die Bühne raſch beſtiegen und oben ſich unter paſſenden kurzen Reden Angeſichts der ganzen Hochzeitsgemeinde die Hände reichten. Indem ſie beriethen, welcher von ihnen das Wort zuerſt ergreifen ſolle, Iſidor der Altliberale, oder Julian der Demokrat, entſtand auf der Bühne über ihren Köpfen ein polterndes Geräuſch, welches die allgemeine Aufmerkſamkeit erregte und Aller Blicke dorthin lenkte.

Zwei Rüpel oder zerlumpte Stromer, mit Knotenſtöcken und Bündeln am Rücken, zogen Arm in Arm auf und drückten ſich gröhlend umher. Sie trugen zerzauſte Perrücken und Bärte von Werg und mächtige falſche Naſen im Geſicht, daß kein Menſch ahnte, wer ſie waren. Sie ſchienen nicht mehr zu wiſſen, wo ſie hinaus ſollten, ließen ſich endlich fahren und ſtellten ſich einander gegenüber. Es waren offenbar zwei Spaßvögel, die in dieſer Verkleidung auftraten, einen Beitrag an die Feſtlichkeit zu leiſten; und man gewärtigte vergnügt, was ſie vorbringen würden. Nachdem ſie eine Weile über das Schickſal, über Gott und die Welt geſchimpft, fingen ſie an zu berathen, was ſie denn anfangen könnten, ſich ferner redlich durchzubringen? Sie zählten eine Menge tollen Zeuges auf, was ſie ſchon verſucht oder noch probiren könnten, bis der Eine auf den Einfall gerieth, ſeine Geſinnung zu verwerthen, die noch irgendwo vorhanden ſein müſſe, da er ſie nie gebraucht. „Geſinnung?“ ſchrie der

Andere, „eine ſolche muß ich ja auch noch haben, eine wie ein neugeborenes Kind!“ Sogleich nahmen ſie die Reiſebündel vom Rücken, ſchnürten ſie auf und wühlten in dem unhabſeligen Schunde herum, fanden aber lange nichts. „Halt,“ rief der Eine, „da muß was ſein!“ und brachte ein hölzernes Nadelbüchslein zum Vorſchein. Behutſam hob er das Deckelchen zur Hälfte ab und guckte mit einem Auge in die Höhlung. „Ja, da drin ſitzt es,“ rief er, und machte ſtracks wieder zu. Der andere Rüpel fand ein winziges Pillenſchächtelchen, öffnete es ebenſo vorſichtig, wie jener ſein Nadelbüchslein, verſchloß es ebenſo ſchnell und ſchrie, da ſitze ſeine Geſinnung auch ganz wohlbehalten drin.

Da nun jeder dieſer Habſeligkeit ſicher war, hieß es, was damit anfangen? Plötzlich erinnert ſich der eine Rüpel, daß eheſtens in der Gegend eine glänzende Hochzeit zwiſchen der reinen Jungfrau Demokratie und dem alten Herrn Liberalismus gefeiert und bei dieſem Anlaſſe ein großer Vorrath von Geſinnung benöthigt werde, und zwar von beiden Arten, von der liberalen und von der demokratiſchen. Jeder, der damit verſehen ſei, und auch kleinere Beiträge ſind willkommen, werde trefflich verpflegt, und wenn er tapfer freſſe und ſaufe, ſo ſei er einer gut beſoldeten Anſtellung mit permanentem Urlaub ſicher u. ſ. w. Sie wurden einig, an die Hochzeit zu gehen und ihre Geſinnung anzubieten. Um ſich aber nicht ſelber hinderlich zu ſein, beſchloſſen ſie, ſich auf beide Seiten zu vertheilen und der Eine bei der Braut, der Andere beim Bräutigam ſich zu melden. Sie beſahen nochmals die kleinen Habſeligkeiten im Büchschen und im Schächtelchen, ob ſie nicht eine Wegleitung daran zu erkennen vermöchten. Allein ſie konnten durchaus nichts errathen und erfanden daher den Ausweg, auszuwürfeln, weſſen Geſinnung liberal und weſſen Geſinnung demokratiſch ſein ſolle.

Sie ſetzten ſich alſo auf den Boden, zogen einen ſchmutzigen alten Lederbecher mit Würfeln hervor und würfelten die Parteien unter ſich aus, natürlich wieder mit allerhand Schnurren und Poſſen. „Es iſt doch ein lauſiges Spiel,“ ſchrie der Eine, „wenn man kein Bier dazu hat!“ — „Wir wollen uns ein paar friſch gefüllte Töpfe denken,“ rief der Andere, „ſieh den ſchönen Anſtich! Trink'!“

Endlich wurden ſie mit dem Würfeln, das ſie mit vielen Mogeleien luſtig zu verlängern gewußt hatten, fertig. Jeder prägte ſich ſeinen Parteinamen wiederholt ins Gedächtniß und machte zur größeren Sicherheit einen Knoten in das alte Schnupftuch, welches der Eine von ihnen beſaß, ſo daß dieſer beide Verſicherungen mit ſich trug. Dann gingen ſie mit Halloh und Juhe hinter die Bühne und verſchwanden, wie ſie gekommen.

Die ganze Zeit über waren die Notare mit den Bräuten vor der Bühne geſtanden und hatten ſtumm hinaufgeſchaut. Jetzt ſahen ſie ſich mit rothen Geſichtern an, durften aber nicht mit einander reden. Glücklicher

Weiſe war es für ſie die höchſte Zeit, nach der Station zu gehen, wozu ſie bereits gemahnt wurden. Von den Eltern begleitet begaben ſie ſich, nach Vornahme des nöthigen Kleiderwechſels, unbemerkt hinweg. Beide Bahnzüge waren zum Ausfahren bereit. Die Brüder fanden einen Augenblick Zeit, einander zu fragen, welcher von ihnen die Würfelgeſchichte ausgeſchwatzt habe; Jeder betheuerte, daß er mit keiner Silbe das gethan. Dann muß uns damals Einer beobachtet haben, der uns kannte! fanden ſie einſtimmig, und trugen von der ſchönen Hochzeit das unangenehme Bewußtſein hinweg, mit einem Gerüchte behaftet in den Eheſtand einzugehen. Als der erſte Bahnzug beſtiegen werden mußte und die Schweſtern Setti und Netti ſich zum erſten Male in ihrem Leben trennten, befiel auch ſie eine traurige, wie ahnungsvolle Stimmung; ſie fielen ſich weinend um den Hals und wußten vor Schluchzen ſich beinahe nicht zu faſſen.

In dem Hochzeitsgarten wurde inzwiſchen nichts davon verſpürt, daß der Schwank der zwei Rüpel verſtanden worden und ſeine Bedeutung bekannt ſei; er wurde als eine harmlos ſatiriſche Hochzeitspoſſe aufgefaßt und belacht. Man wunderte ſich nur, wer die beiden Burſche geweſen ſeien.

Der vielen jungen Frauensleute wegen wurde im Wirthshausſaale nun doch noch ein Tanz angeordnet, und als Salander's Extrazug um Mitternacht den von Münſterburg gekommenen Theil der Gäſte wieder abholte, blieben dennoch Haus und Baumgarten ganz erhellt und voll Geſang und Muſik in der ſchönen Juninacht zurück.

XII.

Martin Salander war zur volksmäßig politiſchen Feier einer Hochzeit, welche bald überall von ſich reden machte, durch den Brief ſeines Sohnes von Neuem gereizt worden; er hatte deſſen blaſirte Weisheit, wie er es nannte, lakoniſch mit einer Fortſchrittsthat beantworten wollen, ſo wortreich ſie in der Ausführung gerieth.

Nun ſtellte ſich unvermuthet eine Folge ein, an die er nicht gedacht. In der Gegend, wo das Feſt ſtattgefunden, erklärte ein Mitglied des Großen Rathes wegen häuslicher Zerrüttung mitten in der Amtsdauer den Rücktritt und mußte durch eine Neuwahl erſetzt werden. Indem ſie ſich nach dem Manne umſchauten, verfielen die Leute auf den Volksfreund Salander, und weil er ſchon einmal abgelehnt hatte, ſandten ſie ein paar Männer, die ihn bewegen ſollten, dem Rufe zu folgen. Ueberraſcht bat er um kurze Bedenkzeit, ſo ſehr ſie in ihn drangen; denn er war aufrichtig geſinnt, nochmals ernſtlich zu überlegen, ob er den Schritt thun ſolle, und ſich über deſſen Bedeutung für ſeine Perſon insbeſondere Rechenſchaft zu geben.

Martin gehörte nicht zu den Befreiern oder Gleichſtellern des Frauengeſchlechtes hinſichtlich des bürgerlichen Daſeins, und ſeine eigene Frau, ſo hoch er ſie hielt, fragte er nie ausdrücklich um Rath und Meinung in öffentlichen

Dingen. Hiermit wahrte er ſeinen Standpunkt. Um ſo lieber gönnte er ihr den Einfluß, den ſie von ſelbſt übte, wenn er doch ſo ziemlich von Allem ſprach, was ihn bewegte, und zwar meiſt in Geſtalt eines lauten Denkens in ihrer Gegenwart, beim Morgenkaffee, bei Tiſch, beim Schlafen- oder Spazierengehen. Sie hatte dann die Auswahl, einen beliebigen Gegenſtand aufzugreifen und ihre Gefühlsanſichten oder Widerſprüche zu äußern oder ganz zu ſchweigen. In letzterem Falle nahm er an, die Sache ſei ihr gleichgültig, und ließ das Selbſtgeſpräch allmälig verſtummen. Wenn ſie ſich aber zuſtimmend oder tadelnd ausſprach, namentlich über Perſönlichkeiten, ſo hatte er wiederum die Wahl, zu benutzen, was ihm klug und wahr ſchien, oder auf ſich beruhen zu laſſen, was etwa aus einem Denkfehler hervorgehen mochte oder aus mangelnder Einſicht. Auf dieſe Weiſe beraubte er ſich nicht der Hilfsquellen, die aus dem Gemüthe einer rechten Hausfrau fließen, und gab ihr die Ehre, die ihr gebührte.

So begab er ſich jetzt mit der genommenen Bedenkzeit in die Nähe der Gattin, ihr zunächſt den an ihn ergangenen Ruf mittheilend und irgend etwas Unbedeutendes beifügend. Dann ging er weg, kam bei erſter Gelegenheit wieder und begann mit langen Schritten im Zimmer auf und ab zu gehen, nunmehr einer Reihe von Betrachtungen Raum gebend.

„Ich habe bis jetzt,“ ließ er ſich ſtückweiſe hören, „mancherlei mitgewirkt und gethan, ohne jede Verantwortlichkeit, als diejenige gegen mein eigenes Gewiſſen, und ohne ein eigentlich zuſammenhängendes Arbeiten. Das würde nun anders werden. Ich kann, wenn ich dort etwas nützen will, nicht in den Rath eintreten, um ſtill auf der Bank zu ſitzen und bei den Abſtimmungen aufzuſtehen oder ſitzen zu bleiben. Ich kann auch nicht in den Tag hinein ſchwatzen, wenn ich reden will, ſondern ich muß die Acten ſtudiren und actenmäßig reden; das iſt die einzig ehrliche Beredſamkeit und ſchafft Einfluß! Wiſſen iſt Macht! Ich thue das, gut! Dann komme ich in die Ausſchüſſe und Commiſſionen, und wenn ich es dort wieder thue, ſo hängen ſie mir die Berichterſtattungen auf den Buckel, und ich kann mich hinſetzen halbe Nächte durch, und Papier beſchreiben wie ein Kanzliſt."

Hier unterbrach ihn Frau Marie oder benutzte vielmehr eine der kurzen Pauſen, die er häufig machte.

„Verſtehſt Du denn alle die Acten," ſagte ſie, „oder das, wovon ſie handeln, ſo gut, daß Du darüber ſchreiben und reden kannſt?"

„Darum ſag' ich ja eben," verſetzte Martin, ohne ſtill zu ſtehen, „daß ich ſie ſtudiren muß!"

Nach einigen weiteren Schritten hielt er dann doch vor der Frau an, die am Tiſche ſaß und für die Küche die letzten vorjährigen Aepfel ſchälte; denn die Magd, ſagte ſie, gehe mit den raren Früchten ſo gröblich um, daß kaum etwas dran bleibe.

„Du haſt aber," fuhr er fort, „wohl nicht das gemeint, was man Actenſtudium nennt, ſondern was man überhaupt unter Etwasgelernthaben verſteht. Da darf man freilich nicht genau nachſehen; der Große Rath ſoll auch keine Akademie ſein. Es handelt ſich im Gegentheil darum, in Sachen, die man nicht von Grund aus kennt, nicht mitreden zu wollen, dafür aber die Sachkenner ins Auge zu faſſen und ſich nach ihnen zu richten, wenn ſie Einem als ehrlich erſcheinen.“

„Es gilt alſo in ſolchen Fällen“ — hier ſetzte er die Füße wieder in Gang — „ſtatt der Acten mehr die Menſchen zu ſtudieren, wie wenn zum Beiſpiel zwei gleich angeſehene Fachmänner über eine koſtſpielige Flußcorrection, über Bau und Einrichtung einer Landesirrenanſtalt, über ein Seuchengeſetz entgegengeſetzte Anſichten äußern. In dieſen Fällen würde ich in einer begutachtenden Commiſſion keinen Platz nehmen und mich auf meine Stimmabgabe beſchränken wie jeder Andere, je nach dem ſtillen Eindruck, den ich empfangen — und könnte doch unrichtig ſtimmen!“ ſetzte er mit einem Seufzer hinzu. „Fragt ſich nun, überwiegt das Poſitive, was man leiſten zu können glaubt, die Nichtleiſtung ſo beträchtlich, daß es der Mühe lohnt, und was habe ich einzuwerfen?“

Er zählte die Fähigkeiten auf, die er zu üben oder zu erwerben ſich getraute, voraus im Erziehungsweſen, in Staatshaushalt und Volkswirthſchaft, Ausbildung und Ueberwachung der Volksrechte, daß ſie redlich arbeiten, und ſo noch mehreres. Weil aber die Frau nichts mehr fragte oder bemerkte, ließ er die abgebrochenen Sätze endlich ganz eingehen und begab ſich, nach der Uhr ſehend, raſch hinweg.

Einen Tag ließ er noch verſtreichen, worauf er den Leuten in jenem Wahlkreiſe ſchrieb, er nehme die Candidatur an.

Mit den beſten Abſichten blickte er dem neuen Lebensabſchnitte entgegen. Nach der mit großem Mehr erfolgten Wahl las und prägte er ſich ſogleich die Rathsordnung ein und was in Verfaſſung und andern Geſetzen damit zuſammenhing. Sodann ließ er ein Taſchenſchreibbuch binden, auf deſſen vorderſte Seite er Auszüge aus den jährlichen Voranſchlägen der Einnahmen und Ausgaben, aus den Staatsrechnungen u. ſ. w. ſchicklich geordnet einſchrieb, ſo daß er die Hauptpoſten aus allen Gebieten der Staatsverwaltung überſichtlich bei ſich trug und ſich jeden Augenblick über das ökonomiſche Gleichgewicht des Landes Raths erholen konnte.

Dies gethan, ſuchte er ſich aus gedruckten Berichten der letzten Periode über den Stand der Geſchäfte im Großen Rathe zu belehren, über unerledigte Anträge, Poſtulate und Motionen, ſtockende Geſetzentwürfe, ausſtehende Berichte und Anträge der Regierung u. dergl., für welche Gegenſtände er in anderer Gegend des Taſchenbuches, mit genügendem Raum zur Fortſetzung, eine gedrängte Notizenreihe anlegte.

Das brauche er nicht, bemerkte er der Frau, um ſich allenfalls mit Nörgeleien als Topfgucker aufzuthun, ſondern gerade um überflüſſige Anfragen zu vermeiden und ſich ſelbſt Aufſchluß geben zu können, wo die Sachen liegen.

Auf die Art leidlich gerüſtet, ſeinem Alter und politiſchen Rufe entſprechend nicht zu ſehr als Neuling zu erſcheinen, wie er dachte, betrat er den Saal, nahm ohne Suchen den erſten beſten Platz ein, der frei war, und verließ ihn nicht mehr vor dem Schluſſe der Sitzung. Ohne Zerſtreuung folgte er die ganze Zeit über den Verhandlungen und warf auch in die Zeitungsblätter, welche Nachbaren ihm hinreichten, kaum einige Blicke. Das gebührte ſich zwar als ſelbſtverſtändlich ſowohl nach dem Wortlaute des Amtsgelübdes, das er abgelegt hatte, als nach dem Inhalte eines langen Gebetes, mit dem jede Seſſion eröffnet wurde und das einen Beſtandtheil der geſetzlichen Geſchäftsordnung bildete; allein Wenige, gläubig oder ungläubig, nahmen das göttliche Pflichtenheft ſtreng wörtlich. Martin Salander hingegen, der unkirchlich geſinnt war, erachtete ſich nichts deſto minder für gebunden, weil die in Gelübde und Gebet enthaltenen Vorſchriften richtig und nothwendig waren und die liturgiſche Form ihre Geſetzeskraft nicht aufheben konnte.

Erſt nach beendigter Sitzung fand er Gelegenheit, die Schwiegerſöhne zu grüßen, deren öfteres Ab- und Zugehen er nicht einmal beachtet, zumal ſie eine gute halbe Stunde nach ihm erſchienen waren. Seine Einladung, mit ihm nach Hauſe zu kommen, lehnten ſie dankend ab, weil der Eine gewiſſer Verhandlungen wegen mit ſeinen Bezirksgenoſſen beim Eſſen zuſammentreffen, der Andere einige Geſchäfte beſorgen müſſe. Nachher aber wollten ſie mit einander einen Waffenladen aufſuchen, um ſich zwei neue Scheibengewehre zu kaufen; denn ſie waren ſeit einiger Zeit ſchon Mitglieder von Schützengeſellſchaften.

Martin Salander ging alſo allein nach Hauſe. In ſich gekehrt, mit einem Gefühle von Zufriedenheit wie Einer, der den langen Morgen hindurch gearbeitet hat, ſchritt er dahin, obgleich er keine Hand gerührt und kein Wort geſprochen. Lediglich die ununterbrochene Aufmerkſamkeit, welche er während fünf Stunden den Verhandlungen gewidmet, gab ihm das Bewußtſein gethaner Arbeit. Er hätte nicht gedacht, daß ein ſolcher Unterſchied zwiſchen Anweſenheit und Anweſenheit ſein könnte, und bedenkend, wie er bald auch angebrachter Maßen etwas zu ſagen haben werde, empfand er einen kräftigen Appetit zu dem verſpäteten Mittagsmahle.

Frau Marie, die ihn am Zuge der Hausglocke erkannt, trat ihm auf dem Flur entgegen und kündigte ihm einen ſonderbaren Beſuch an, ſeinen Vorgänger im Großen Rathe, deſſen Stelle er heute eingenommen. Der Mann ſcheine ſich in ſchlechten Umſtänden zu befinden und würde erſichtlich nicht übel nehmen, wenn man ihn zum Eſſen da behielte; ſie habe ihn aber nicht einladen wollen, ehe Salander ihn geſehen.

„Was will er denn?“ fragte dieſer. „Ich habe ihn früher da und dort getroffen und erinnere mich, daß er ein gut und geſcheidt ausſehender Mann geweſen iſt. Aber ich kann mir nicht vorſtellen, was er will?"

„Er ſagt, er habe viel von Dir gehört und auch von der berühmten Hochzeit; er freue ſich, daß er einem ſolchen Nachfolger habe den Platz räumen können, und fühle ſich dadurch erleichtert und ſei gekommen, das zu ſagen und zu der Wahl Glück zu wünſchen."

„Der arme Teufel! Laß ihm nur ein Gedeck hinſetzen, die Herren Tochtermänner ſind ohnedies nicht mitgekommen!"

Als Salander in die Stube trat, erkannte er den Mann kaum wieder, der beſcheiden auf einem Stuhle am Fenſter ſaß, ſich erhob und mit unſicher gewordener Beredſamkeit ihn begrüßte und ſeine Gratulationsworte vorbrachte. Er habe, ſagte er, an der Staatscaſſe ein kleines Guthaben an Taggeldern beziehen wollen, leider aber nichts erhalten, ſondern noch einen Ueberſchuß von Bußen wegen verſäumter Sitzungen erlegen müſſen. Da habe er gedacht, er wolle den Weg nicht ganz umſonſt gemacht haben und wenigſtens dem würdigen Nachfolger ſeine Aufwartung machen.

„Aber, Herr Kleinpeter!" erwiderte ihm Martin Salander lächelnd, „wie mir ſcheint, iſt hier nicht viel Glück zu wünſchen, wenn man noch Geld verliert! Haben Sie ſchon zu Mittag gegeſſen, oder darf ich Sie vielleicht zu unſerer Suppe einladen?"

Verlegen dankte der Mann, doch mit einem verrätheriſchen Blick auf den gedeckten Tiſch; Salander wiederholte daher die Einladung etwas entſchiedener und nahm ihm den Hut aus der Hand, denſelben bei Seite legend.

Der offenbar einſt hübſche Mann zeigte alle Anzeichen des Verfalles. Die frühere Wohlbeleibtheit war aus den Kleidern geſchwunden, daß ſie zu weit geworden und ſchlotterig an ihm hingen, dabei aber ſo abgetragen waren, daß es lange her ſein mußte, ſeit er etwas machen laſſen. Die Wäſche war unordentlich und das zerſchliſſene Halstuch ſo ſchlecht umgebunden, daß man die liebloſen und trägen Hände leibhaft zu ſehen glaubte, die den Mann ſo aus dem Hauſe gehen ließen. Seine eigenen Hände hafteten gewohnheitsmäßig an verſchiedenen Stellen der Rockklappen, um einen Fadenſchein, einen Schmutzfleck oder ein zerriſſenes Knopfloch zu decken. Die kümmerlich unfreie Haltung, welche ihm hierdurch anklebte, entſprach auch dem farbloſen gedunſenen Geſichte, deſſen Züge die Spuren von Niedergeſchlagenheit und Kummer, ſowie von zahlreichen Anläufen verriethen, im Trunke ſich ſelbſt zu vergeſſen.

Das Ehepaar Salander ermunterte den merklich erſchöpften Kleinpeter, ſich ſchmecken zu laſſen, was da ſei; Frau Marie legte ihm ſelbſt auf den Teller; er war jedoch bald ſatt, oder vermochte wenigſtens nicht viel zu eſſen. Dagegen ſprach er dem Glaſe, welches Martin pünktlich füllte, mit unbewußtem Fleiße zu und wurde darüber faſt aufgeweckt und zutraulich. Dies gewahrend, ging Jener ſelbſt in den Keller, ein paar beſſere Flaſchen auszuſuchen; es kam ihn die Laune an, den Tag ſeines Einzuges ins Rathhaus zu Münſterburg durch ſolche Mildthätigkeit an dem verarmten Manne zu feiern. Die Frau holte indeſſen gern neue Gläſer herbei, den Gaſt freundlich unterhaltend; denn auch ſie empfand ein ſeltſames Mitleid mit ihm, und ſie glaubte vielleicht, ſein Schickſal oder anderes Unheil von ihrem Martin abzuwenden, indem ſie ſich gegen das Unglück menſchlich erwies.

Salander ſprach Einiges von den Rathsangelegenheiten zu dem redſeliger werdenden Herrn Kleinpeter und glaubte ihn nach dieſem oder jenem Verhältniß und dem Standpunkt, den er dazu eingenommen, befragen zu ſollen; allein obſchon der Vorgänger nicht viel länger als ein halbes Jahr keiner Sitzung mehr beigewohnt, ſo war es doch, als ob Alles wie ein Traum hinter ihm läge. Er beſann ſich kaum auf die Dinge und beantwortete die Fragen gleichgültig und ungenau, während das Geſicht ſich wieder zu trüben begann.

Salander entkorkte ſogleich eine der Flaſchen, die Frau nahm ſie und füllte zwei Gläſer, deren lieblicher Duft ſich verbreitete und das Herbſtſönnchen auf das blaſſe Geſicht zurückrief. Das ruhig theilnehmende Weſen dieſer Eheleute, der tiefe Frieden, der zwiſchen ihnen zu walten ſchien, und der die Nerven belebende Wein ließen ihn jeden Unſtern vergeſſen und machten ſein Herz fröhlich, ſo daß er mit ſchwimmenden Augen und gerötheten Backen da ſaß und freiwillig begann, alte Drolligkeiten und Geſchichten aus dem ländlichen Amtsleben zu erzählen, bis die erſte der feinen Flaſchen zu Ende ging. Während Salander die zweite zurecht machte und der Gaſt mit froher Aufmerkſamkeit zuſchaute, benutzte Frau Marie die Pauſe, ihn zu fragen, welchen Familienbeſtand er zu Hauſe beſitze, und ob Alles geſund ſei.

Da ſah ſie der Mann wie aus ſüßem Schlafe geweckt groß an, die glückſelige Weinröthe verzog ſich gegen die Augen hinauf, die ſo ſchon glühten, er ließ den Kopf ſinken, ſtützte ihn auf die Hände und weinte gleich darauf wie ein kleines Kind. Erſtaunt und erſchrocken betrachteten Martin und Marie Salander den Vorgang und den gewaltſam ſchütternden, angegrauten Kopf vor ihnen. Doch ſtanden ſie von ihren Stühlen auf, ſich um den ſchluchzenden Gaſt zu bemühen und ihn aufzurichten. Es gelang zuletzt; doch ſtand er beſchämt vor ihnen, entſchuldigte ſich wegen des krankhaften Anfalles, wie er ſich ausdrückte, und wollte ſich entfernen.

Salander ſah aber wohl, daß es nicht eigentlich das „trunkene Elend“ war, das ihn befallen, wie man landesüblich das Weinen der Betrunkenen nennt, ſondern die plötzliche Erinnerung an ein unglückliches Daſein, welche den widerſtandsarmen Altrath übermannt hatte. Er redete ihm daher freundlich zu, ſich zu ſetzen und zu erholen.

„Bereite uns jetzt einen guten ſchwarzen Kaffee,“ ſagte er zur Gattin, „nachher wird uns die andere Flaſche um ſo beſſer munden; denn die muß Herr Kleinpeter noch trinken helfen!“

Frau Salander beſorgte den Kaffee auf das beſte und ließ es nicht an einem Gläschen alten Kirſchgeiſtes fehlen.

So dauerte es nicht lange, bis die Gedrücktheit des neuen Gaſtfreundes abermals wich und das Feld der froheren Laune überließ, welche das unverhoffte Wohlergehen nicht durch ihre Abweſenheit verabſäumen wollte. Kleinpeter wurde wieder ſo geſprächig und offenherzig, daß er mit beruhigten Sinnen ſelbſt auf den Urſprung des krampfhaften Thränenvergießens zurückkam; ein Wort gab das andere, und da er vielleicht zum erſten Mal einer theilnehmenden Aufmerkſamkeit begegnete, erzählte er unbefangen und aufrichtig, wie es ſich mit ihm verhalte. In Zeit einer Stunde wußten Martin und Marie Salander ſo ziemlich ſeine Geſchichte, nach Maßgabe ihres Verſtändniſſes.

Der alte Großrath Kleinpeter war ein geringer Fabrikant von Baumwolltüchern geweſen, mit einigem Vermögen das vom Vater überkommene Geſchäft vorſichtig und gemächlich fortbetreibend, ohne ſtark vorwärts-, aber auch ohne zurückzugehen. Als ein umgänglicher und beliebter Mann ſetzte er mehr Werth auf die Anforderungen des geſellſchaftlichen und bürgerlichen Verkehres, als auf den Erwerb von Reichthümern. Ein eitles leichtſinniges Weib, das er geheirathet, trieb ihn noch dazu an; denn ſie ſetzte das unſchuldige Anſehen, deſſen er ſich erfreute, auf ihre alleinige Rechnung und ſpreizte ſich in demſelben wie ein Pfau. Alles, was er that, war ihre Tugend, was an ihm gefiel, ihr perſönlicher Vorzug, was ihm widerfuhr, ihr Verdienſt. Es war ihr Mann, von dem man ſprach und mit dem ſie groß that, und weiter nichts. und überall wollte ſie dabei ſein, wo er hinging; auch fuhr ſie allein im Lande herum, ſo oft ſie konnte, ſich ſehen zu laſſen und zu prahlen. Zu Haus aber machte ſie ihm das Leben ſauer durch die verächtliche Art, mit der ſie ſein Thun und Laſſen und ihn ſelbſt zu behandeln ſich förmlich die Mühe gab, damit er ja nicht gegen ſie aufzukommen ſich unterſtehe. Auch ſonſt lebte er ſchlecht in ſeinem Hauſe, weil ihr Alles zu viel war, was einer Sorgfalt gleich ſah. Zwei heranwachſende Söhne ſchlugen in ihre Art.

Als Kleinpeter, dem juſt kein Beſſerer im Lichte ſtand, zum Mitgliede des Großen Rathes und bald zum Amtsſtatthalter gewählt wurde, ſtieg der Hochmuth der Frau auf den höchſten Gipfel. Die Titel ſchienen nur für ſie da zu ſein und es war Niemandem zu rathen, ſie nicht mit dem einen oder anderen anzureden. Und während ſie dem ärmſten Mann es mißgönnte und ihn beinahe haßte, weil er doch der Inhaber der Titel war, benutzte ſie dieſelben wiederum, das damit verbundene Anſehen zum Schuldenmachen und anderen Mißbräuchen auszubeuten.

Hierin fand ſie bald genügende Aushülfe, als die Söhne die Verwaltung der beſcheidenen Fabrik übernahmen, die der Vater ihnen überließ, um ſich ausſchließlich ſeinem Amte zu widmen und Frieden zu haben. Darin täuſchte er ſich arg.

Die Söhne waren ſeit dem Verlaſſen der Schulen nicht vom Fleck zu bringen geweſen, um etwas von der Welt zu ſehen und zu lernen, woran auch der Vater ſchuld war, der ſie nicht dazu gezwungen und ſie zu Hauſe herumlungern ließ, wo ſie ſich nur die Gemüthsrohheit und ungeſchliffenen Sitten der Mutter und einer Anzahl von Geſellen gleichen Schlages zum Vorbild nahmen. Anſtatt das Geſchäft ordnungsgemäß zu führen, vernachläſſigten ſie dasſelbe und geriethen in die ärgſte Wechſelreiterei, ohne daß etwas verdient wurde. Da zogen ſie dann ſtets den Vater Statthalter mit hinein, der ſich verbürgen oder geradezu ſeinen Namen auf die Papiere ſetzen mußte; und auch die Frau Statthalter und Großräthin entblödete ſich nicht, ihm mit Schuldpapieren zum Unterſchreiben zu kommen. Die von ihm mitunterzeichneten Wechſel und Oblighi waren lange Zeit immer unterzubringen, kehrten nach weitläufigen Wanderſchaften zu ihm allein zurück und mußten mit ſaurer Mühe und tauſend Sorgen von ihm eingelöſt werden.

Das Alles ging unter ſtetem Zank und Streit vor ſich, da Mutter und Söhne ſich immer gröber und unverſchämter gegen ihn betrugen, als ob er ein ſchlechter Hausvater wäre. Dies Elend zu vertuſchen und den Lärm, der täglich auszubrechen drohte, zum Schweigen zu bringen, mußte er um ſeiner Aemter willen immer nachgeben. Er hatte ſeine Amtsſtube mit einem Schlafzimmerchen in ein kleines Nebengebäude verlegt, um Ruhe zu finden. Allein das Weib ließ ſich das nicht anfechten. Sie kam während der Audienzen, die er hielt, oder der Verhöre, die er leitete, durch die Amtsſtube gelaufen mit brutalem Auf- und Zuſchlagen der Thüren, wenn ſie nicht zu Wort kommen konnte. Sogar den Schreiber, den Polizeiſoldaten und den Amtsboten des Statthalters ſuchte ſie mit einer ganz einfältigen Falſchheit und Untreue zu geheimen Gegnern des Mannes zu machen, der doch in all' ſeiner Schwäche die Stütze des Hauſes blieb bis zum Zuſammenbruche.

Und Niemanden gab es, der ihn klagen gehört. Ach, er wußte gut, warum er ſchwieg; denn Niemand würde geglaubt haben, daß ein Menſch, welcher im eigenen Hauſe ſo elend daſtand, das Wohl des Landes berathen und fremde Leute zu regieren ſich unterſtehen könnte.

Wie aber alles Menſchliche ein Ende nimmt, ging es auch hier dem Feierabend ſo vielen Unrechtes und Leidens entgegen. Die Arbeiter waren wegen rückſtändiger Löhne ſchon aus der Fabrik weggeblieben und anderwärts angeſtellt worden. Trotzdem hatten die Söhne noch bedeutende Ankäufe von Garn gemacht, dieſes aber ſofort verſetzt, und als der Zahlungstermin nahte, beſaßen ſie weder Garn, noch Tuch, noch Geld und liefen Gefahr, des betrügeriſchen Bankrotts verdächtig zu werden. Mit dieſer ſchönen Enthüllung überfielen ſie den Vater, als die fälligen Wechſel vorgewieſen wurden, in der Morgenfrühe, natürlich wieder im Tone des Vorwurfes, daß er ſie in ein ſo erbärmliches Fabriklein hineingeſetzt habe. Und als er hülflos daſtand und fragte, wo er um Gotteswillen auch Geld hernehmen ſollte, da ja alles verpfändet und überſchuldet ſei, verwieſen ſie ihn frech auf die von ihm bezogenen Steuergelder, die bequem bereit lägen und für den Augenblick ohne Gefahr in Anſpruch genommen werden dürften.

Der Vater wurde blaß.

„Es iſt mir genau vorgeſchrieben,“ ſagte er, „wie viel Gelder ich im Hauſe behalten darf und wann ich ſie an die Staatskaſſe abführen muß, abgeſehen davon, daß ich meine Hand nicht auf irgend andere Art unter den Deckel ſtecke!“

„So haben wir morgen die Inſolvenzerklärung!“ ſagten ſie; „Kleinpeter und Söhne heißt ja die Firma!“

Sie ſchauten in der Stube umher, nach der alten Geldkiſte, wo die denn hingekommen ſei? Der Vater hatte ſie kürzlich in eine andere Ecke geſchleppt und an den Boden feſtgeſchraubt, unter welchem ſich dort ein ſtarker

Balken hinzog. Eben ſtand die Kiſte offen; der eiſerne Deckel war zurückgeſchlagen, in einer Abtheilung lag in Rollen abgezähltes Geld nebſt einem Packete Banknoten und obenauf ein mit den betreffenden Zahlenangaben beſchriebener Zettel. Der ältere Sohn ſchritt unverweilt nach der offenen Kaſſe und ergriff den Zettel, indem er rief:

„Hier iſt mehr als genug für den Augenblick! Der vierte Theil ſogar genügt und ſpäter wird ſich Rath ſchaffen laſſen!“

Gleichzeitig wollte er nach den Banknoten greifen. Doch der Rathsherr ſtürzte ſich dazwiſchen und hielt ihm den Arm feſt; der zweite Sohn ſprang herzu, dem Bruder zu helfen, und es rang nun der alternde Mann in Todesängſten mit den Söhnen, die ſich nicht ſcheuten, den Vater unſanft hin- und herzuſtoßen.

Endlich gelang es ihm doch, den ſchweren Deckel zu packen und zuzuſchlagen, worauf die räuberiſchen Söhne ein wenig zurückwichen, aber nicht ausſahen, als wollten ſie von ihrem Vorhaben abſtehen. Dieſen Augenblick benutzte er, einen der Schlüſſel abzuziehen.

„Wenn Ihr nicht auf der Stelle hinausgeht und Euch heute nochmals hier blicken laßt,“ ſagte er zu ihnen mit bebender, doch gedämpfter Stimme, „ſo ſoll Euch mein eigener Landjäger feſtnehmen und in Daumſchrauben nach Münſterburg bringen! Er kann jede Minute da ſein!“

Die unerwartete Kraft des ſchwachen Mannes, der um ſeinen letzten Beſitz, den ehrlichen Namen, kämpfte, ſchreckte die ungerathenen Söhne zurück, und ſie entfernten ſich eben ſo bleich, wie der Vater geworden war.

Zitternd und keuchend ſaß der Statthalter auf der eiſernen Kiſte und wiſchte ſich den Schweiß von der Stirne. Mit wirren Gedanken betrachtete er ſeitwärts die verjährte Schloſſerarbeit an dem alten Erbſtück, ohne ſie zu ſehen. Als er ſich endlich etwas geſammelt, ſtand er mit müden Gliedern auf, öffnete die Kaſſe wieder und nahm die Steuergelder, ſie zu verpacken. Er ſuchte das nöthige Papier, Schnüre und Siegellack zuſammen, wickelte und ſchnürte alles mit großer Haſt und Eile doppelt und dreifach ein, feſt aber ungefüg, denn es war ſonſt die Arbeit des Amtsdieners, und zuletzt zündete er Licht an und verſiegelte das Packet an drei oder vier Orten, jedesmal mit einem Stöhnen das Siegel betrachtend, eh' er es aufdrückte.

Dann ſchrieb er den zur Ablieferung gehörigen kurzen Bericht, den er mit beſonderem Umſchlag verſah und adreſſirte, und ſchickte den eintretenden Weibel mit beiden Stücken zur Poſt, ihm einſchärfend, ſich nirgends aufzuhalten und dafür zu ſorgen, daß Geld und Brief mit der erſten Gelegenheit abgingen. Auch ſollte er nicht vergeſſen, einen Poſtſchein zurückzubringen. Er blickte dem Mann durch das Fenſter nach und ſah richtig, wie die Frau ihn auf dem Hof anhalten und ſehen wollte, was er da forttrage; wie ſie aber vom Weibel kurz ſtehen gelaſſen wurde.

Hierauf legte er in zwei weiteren Schreiben an den Präſidenten des Großen Rathes und an die Regierung ſeine Stellen als Rathsmitglied und als Statthalter nieder. Denn er wußte, daß es jetzt aus war, wenn auch nicht, was aus ihm werden ſollte.

Die leere Eiſenkiſte ließ er offen ſtehen. Die Frau kam geſchlurft und guckte ſogleich hinein; aber es dünkte ſie, es blaſe ein ſo kalter Wind aus dem leeren Hohlraum, daß ſie die Naſe ſtracks zurückzog und den Statthalter fragen wollte, was denn das ſei? Dieſer gab ihr jedoch keinen Beſcheid, ſondern wandte ſich an den Landjäger, der erſchienen war. Der Statthalter hatte ihm am Abend vorher angekündigt, er müſſe in Polizeiſachen mit Aufträgen nach der Hauptſtadt gehen, und die bezüglichen Acten bereit gemacht. Die ſtellte er ihm jetzt zu und zugleich die beiden Entlaſſungsſchreiben, welche pünktlich zu beſorgen er ihm anbefahl.

So hatte er nun ſein Haus beſtellt und beſaß nichts mehr als die hinterlegte Amtsbürgſchaft, in ein paar Werthtiteln beſtehend, welche mit ſeinem Rücktritt frei wurden und ſeither wohl auch verſchwunden waren.

Als die Herzausſchüttung Kleinpeters nach und nach verſiegte, herrſchte mehrere Minuten lang eine Stille, in welcher Martin und Marie Salander die erſchütternden Eindrücke nachwirken ließen, indeſſen Jener, ſein Vertrauen nicht bereuend, die fühlbare Theilnahme ſammt einigen nachgeholten Schlücken des duftreichen Weines ebenſo ſchweigend genoß.

Martin bedachte mit Grauen, welch' dunkle Zuſtände im Leben öffentlicher Vertrauensperſonen verborgen liegen oder auch als öffentliches Geheimniß beſtehen können. Er wußte zwar, daß einzelne Erſcheinungen dieſer Art zu allen Zeiten hervorgetreten ſind; ſie waren dann auch als große Unglücksfälle empfunden worden. Jetzt wollte ihn aber eine Ahnung beſchleichen, als ob es ſich um Symptome handle, die ihm glücklicher Weiſe eine Gegenbetrachtung tröſtlich aufwog. Die raſche Entſchloſſenheit, mit welcher der Statthalter ſich nicht mehr für amtsfähig hielt und ſeine Stelle niederlegte, nur weil die Söhne das Vergehen der Untreue ihm zugemuthet und es ſelbſt hatten verüben wollen, erfüllte ihn mit wahrer Achtung, und dieſe verminderte ſich keineswegs, als ihm der Gedanke aufſtieg, der ſcheinbar ſo ſchwache Mann habe nicht allein für die Geſunkenheit der Söhne büßen, ſondern ſich ſelbſt verhindern wollen, doch noch in die Schlingen der wachſenden Noth zu fallen. Nein, ſagte ſich Salander, gerade wenn der Haltloſe noch am wahren Bürgerſinne ſich aufrichten und die Achtung vor ſich ſelbſt retten kann, iſt das Gemeinweſen nicht im Niedergang.

Die Frau Marie bedachte anderes; ſie hatte es mit dem wunderlichen Weibe zu thun, das der Mann mit bitterem Groll und ohne einen Reſt von Neigung geſchildert; ſie zweifelte keinen Augenblick, daß daſſelbe die

Quelle ſeines Unglücks ſei, verſtand aber den Charakter der Unholdin nicht recht.

„Ich begreife nicht, Herr Kleinpeter," nahm ſie das Geſpräch wieder auf, „wie eine Frau auf das Anſehen ihres Mannes ſo eitel ſein und es auf jede Weiſe benutzen kann, während ſie es ihm doch mißgönnt und ihn darum haßt, ſo daß ſie ſich förmlich abmüht, ihm die ſchuldige Achtung vorzuenthalten!"

„Ja, Frau Salander," erwiderte der geweſene Statthalter, „das hab' ich nicht ſo ſtudirt! Wer die Dinge an ſich erlebt, der verſteht ſie, ſozuſagen, ohne ſie deutlich erklären zu können. Nach allem übrigen zu ſchließen, denke ich, es werde dabei nebſt der Eitelkeit eine mit geiſtiger Beſchränktheit verbundene hochgradige Selbſtſucht im Spiele ſein und überdies das Herkommen ſich geltend machen. Meine Frau Gemahlin ſtammt aus einer Gegend, wo, mit Reſpect zu ſagen, die Frauen beſonders hochfahrig, aufgeblaſen und als große Läſtermäuler bekannt ſind. Nachbarneid und Klatſchſucht ſuchen ganze Dorfſchaften heim und zerklüften weitläufige Familien ſo gut, wie das geringſte Hüttenvölklein. Jede, die ſich verheirathet, ſetzt ſich vor, zu zeigen, wo ſie her ſei und die Oberhand zu behaupten. Die Männer ſind thätig, aber grob und fluchen in den unteren Schichten wie Seeräuber, in und außer dem Hauſe. Da üben denn die Weiber von Jugend an ihre Zungen, und wenn Eine dazu nicht recht geſcheit iſt, ſo kann man ſich denken, was da herauskommt!"

„Wie ſind Sie denn in dies gelobte Land gerathen?“ fragte Frau Marie.

„Ein guter Freund ſagte zu mir, er wiſſe für mich Eine zum Heirathen. Wo ſteht ſie? fragte ich in dem damals üblichen ſchnöden Sprachſtil junger Landlöwen. Jener nannte Ort und Namen und ſtrich alle Vorzüge heraus. Ich fand eine hübſch ausſehende, ſchön gekleidete Tochter, welche ſich ſo freundlich und ſanft anzulaſſen verſtand, daß ich unverzögert anbiß, obgleich mir von unbekannter Hand zugeſteckt wurde, ſie habe den Anſchicksmann ſelber abgeſandt. Anſtatt hierdurch mich abſchrecken zu laſſen, fühlte ich mich vielmehr geſchmeichelt und war völlig gerührt. Sie entpuppte ſich ziemlich raſch und ſchrecklich. Indeſſen iſt ſie auch unter den Weibern ihrer Heimath noch eine Ausnahme und ärger als die andern, gewiſſermaßen ein Extract!“

Mitten in der Rede mußte er lachen, da ihm ihr neueſter Streich einfiel. Sie habe ein langes Gezänk über ſeine Verarmung mit der Androhung der gerichtlichen Scheidung geſchloſſen, worauf er lediglich bemerkt, ſie werde dann jedenfalls Gelegenheit finden, die Titel einer Frau Statthalterin und Großräthin endlich abzulegen, die jetzt ſchon nicht mehr am Platze ſeien. Da habe ſie ganz feuerroth und furibund einen Satz gegen ihn gethan und geſchrien, es falle ihr nicht ein, zu verzichten, ſie beſitze das göttliche Recht, ſich lebenslang ſo nennen zu laſſen, und werde nicht davon weichen.

Auf die Frage, was ſie denn mit all' dem Geld angefangen, wofür ſie Schuldſcheine ausgeſtellt, erwiderte er:

„Für Kleider und Putz hat ſie es ausgegeben! Weil ich das erſte Amt im Bezirk verſah, hielt ſie es für ihre Pflicht, ſich am ſchönſten zu kleiden, und das war in der That nicht wohlfeil, indem es einige große Induſtrielle gibt, deren Damen ordentlich Staat machen. Noch vor einem Jahre mußte ich ein Wechſelchen von hundert und zwanzig Franken bezahlen, das ſie auf mich gezogen, und für was? Für ein kleines Sonnenſchirmchen mit elfenbeinernem Stock und mit koſtbaren Stoffen behängt. Sie hatte es hier im Schaufenſter eines Ladens geſehen, in welchem ſie bekannt war, und es ſogleich auf beſagte Art gekauft. Mit dieſem Schirmchen ſpazierte ſie im ganzen Flecken und weiter herum, wo ſie die reicheren Frauen und Fräuleins zu ärgern glaubte. Dann ging ſie extra des Paraſölchens wegen einige Wochen ins Bad und ſtellte auch dort wieder eine Anweiſung auf mich aus. Ueberdies bezog ſie von ihren bemittelten Eltern, die jetzt noch leben, mehrmals Geld mit der Angabe, ich brauche es. Als ſich dann endlich herausſtellte, daß ſie gelogen hatte, erhielt ſie nichts mehr auf dieſem Wege.“

Der gute Mann würde noch lange geplaudert haben, wenn nicht die Stunde der Heimreiſe gekommen wäre; denn die bedrängten Umſtände erlaubten ihm nicht, das Retourbillet für die Eiſenbahn preiszugeben. Außerdem freue er ſich noch eine kurze Zeit ruhig in ſeinem alten

Heim ſchlafen zu können; die Frau Statthalterin ſei geſtern mit ihrer ganzen Garderobe und dem Sonnenſchirmchen zu ihren Eltern gezogen, die Söhne aber ſeien vor zwei Wochen nach Amerika gereiſt, um dort Anſtellungen als Fabrikaufſeher zu finden, die man ja gern aus der Schweiz beziehe. Ja wohl, aber nicht ſolche! Wären ſie früher gegangen! Seine Fabrik ſammt dem alten Grundbeſitz dagegen ſtehe unter Concursverwaltung; er gewärtige jeden Tag die Gant. Glücklicherweiſe gehe ihn die Sache weiter nichts mehr an.

„Könnten Sie," fragte Salander, „das Anweſen jetzt nicht ſelbſt wieder an ſich ziehen, wenn ſich eine Beihilfe fände, und es neu in Gang bringen?"

„Ich werde mich wohl hüten, Herr Großrath! verſetzte Kleinpeter ohne Beſinnen, „wenn es wirklich gelänge, ſo wären ſie eines Tages alle drei wieder da, die Milch abzurahmen! Lieber will ich eine ſtillbeſcheidene Thätigkeit irgendwo übernehmen, ſei es, was es wolle; wenn Ihnen etwas vorkommen ſollte, das für mich geeignet wäre, ſo geben Sie mir vielleicht einen Wink, wenn Sie ſo gut ſein wollten!"

„Ich will gewiß daran denken, ſeien Sie deſſen verſichert! verſprach ihm Martin Salander und gab ihm die Hand. „Sie ſind ja noch wacker und kein alter Mann, wenn Sie ſich ein bischen aufrappeln! Leben Sie wohl, kommen Sie gut nach Hauſe!"

„Danke tauſend Mal, und Ihnen auch für alles Genoſſene, Frau Salander, und für alle erwieſene Freundlichkeit!“

„Es iſt nicht wichtig und gern geſchehen!“ ſagte Frau Marie und ſchüttelte ihm die Hand, „ich wünſche glückliche Reiſe und daß es Ihnen wieder beſſer gehe!“

Mit unerwartet raſchen Schritten eilte der aufgerichtete Mann von dannen. Nachdenklich ſchauten ihm die Eheleute nach, wie er die Straße entlang ging.

„Er ſchwankt ja nicht im geringſten!“ bemerkte Marie, „ich beſorgte, er würde ein Fähnchen bekommen. Es ſollte ihm doch noch zu helfen ſein, wenn er das ſaubere Weibsſtück los wäre!“

„Und wenn er ein ruhiges Plätzchen hinter dem Winde hat, glaub' ich auch, daß er ſich noch erholen kann. Aber regieren muß er nicht mehr wollen!“

Der neue Großrath bedachte auf dem Wege zum Contor, das er noch aufſuchte, das ſonderbare Erlebniß dieſes erſten Tages ſeines ſpäten amtlichen Daſeins, wie er dazu komme, den verunglückten Vorfahren zu bewirthen und zu tröſten; und er pries ſich glücklich, daß in ſeinem gutartigen Haushalt ſolche Gefahren nicht vorhanden ſeien. Dennoch behielt er einen melancholiſchen Eindruck von der ſo unmittelbar wahrgenommenen Unſicherheit der menſchlichen Dinge in den oberſten Anſtalten ſelbſt.

XIII.

Mit der Zeit ward Martin Salander ein vielbeſchäftigter Mann im Rath und außerhalb desſelben und kam im Schwanken des Parteilebens, im Sichkreuzen der Anforderungen wie in einen Wirbelwind zu ſtehen, da ihn alle an ſich ziehen wollten.

Der Kampf drehte ſich nun vorzüglich um die Frage, ob die neueſte ſchweizeriſche Volksherrſchaft dem Andrange der ſocialen Umwälzung ihren Grund und Boden zur Verfügung ſtellen ſolle, d. h. ob man dem Volke vorgeben könne, es ſei das ſein Zweck und ſein Wille geweſen? Durch dieſe Frage entſtand ein gelindes Schieben und Verändern der Parteibeſtände, während das Volk im Ganzen, als ein fremder, dunkelartiger Körper betrachtet, ſchwieg.

Salander verfolgte den Mittelweg, die Fühlung mit dem geſellſchaftlichen Umſturz abzulehnen, dagegen die Zuſtände durch das Verſtaatlichen aller möglichen Dinge in den bisherigen Formen zu erleichtern und zu verbeſſern, ſo daß er einen Standpunkt einnahm, den er vor kurzen Jahren noch beſtritten hatte, die damaligen Inhaber jedoch als einen überwundenen ſchon preiszugeben bereit waren.

Indeſſen nahmen auch dieſe alles Gebotene vorläufig auf Abſchlag und zur heilſamen Uebung entgegen; in den Gemeinden und draußen im Bunde wehte der nämliche Wind, überall wurden Ausgaben beſchloſſen zu Hilfs- oder

Culturzwecken; Martin Salander aber war unermüdlich, mitzuwirken und neue Erfindungen in Umlauf zu bringen.

Seine Schwiegerſöhne leiſteten ihm zuweilen Adjutantendienſte, indem ſie überall, wo ſie hinkamen, ſeine Ideen oder ſolche, für die er einſtand, in den Gemeinden unter das Volk warfen, auch wo Niemand an eine neue Unentgeltlichkeit oder öffentliche Wohlthat gedacht hatte, die nun ſofort unentbehrlich ſchien.

Marie erbaute ſich ordentlich an dem guten Herzen Martins, mit welchem er ſich dieſer Thätigkeit freute. Eines Tages fand ſie in einem ſeiner abgelegten Röcke das Taſchenbuch mit den Budget- und Staatsrechnungsauszügen.

„Haſt Du das Buch nicht vermißt?“ fragte ſie, ihm daſſelbe zeigend; „es ſteckte in dem alten ſchwarzen Rock, den Du ſeit einem Jahre nicht mehr anzogſt.“

Salander beſah das Buch.

„Hm! wahrhaftig, ich hab' es nicht vermißt! Ich brauche es auch nicht mehr ſo nothwendig; denn erſtens ſind mir dieſe Dinge jetzt geläufiger, und ſodann wird unlang eine Verſchiebung derſelben eintreten müſſen. Verſchiebung, das iſt eigentlich ein ſchlechtes Wort, welches die heimlichen Socialiſten in den Mund nehmen, wenn ſie friedlich verſchämt andeuten wollen, wohin ſie zielen. Daß eine etwelche Verſchiebung ſtattfinden werde, heißt es dann, ſei nicht zu bezweifeln und nur eine Frage der Zeit!“

„Aber was meinſt Du denn damit?"

„Ich? Siehſt Du, ich meine es ungefähr ſo: durch den gebieteriſchen Fortſchritt der Zeit wachſen die Ausgaben auf allen Punkten ſo ſehr, daß die Einnahmen ſie nicht mehr decken; wenn z. B. die Gemeinden die ihnen geſtellten Aufgaben gehörig löſen wollen, ſo werden ſie zu ſtark belaſtet, und der Staat, will ſagen der Canton, muß ihnen beiſpringen und einen Theil ſeiner Einkünfte abtreten. Da aber die Cantone ſelbſt ihre erhöhten Aufgaben zu bewältigen haben, die Steuern aber nicht ins Unendliche vermehren können, ſo müſſen ſie den Bund in Anſpruch nehmen, der ſich zu erklecklichen Beiträgen wird verſtehen müſſen, wenn er ſeine höheren Pflichten erfüllen will. Wiederum ſind die Einnahmen des Bundes nicht unerſchöpflich und es mehren ſich gleichzeitig ſeine eigenen gewohnten Ausgaben. Alſo müſſen wir ſuchen, ihm neue Quellen zu eröffnen und die Mittel zu beſchaffen, die er für alle das braucht."

„Das iſt ja der reine Ringelreihen!" lachte Marie; „ſehr luſtig und liſtig zugleich, wie ich verſtehe! Oder wir machen es wie der Mann, der ſeinen Geldbeutel den ganzen Tag von einer Taſche in die andere ſteckt; ſo kann er ſich einbilden, er habe hundert Geldbeutel, und kauft ſich Alles, was er will. Iſt es nicht ſo?"

„Nicht ganz ſo, meine Liebe! Ich kann es Dir jetzt nicht näher auseinanderſetzen, es ſind eben nationalökonomiſche Dinge! Man nennt es Volkswirthſchaft!"

Sein Lieblingsfeld war aber die Volkserziehung; ſie galt ihm als die wahre Heimath, in welcher er ſeinen frühen Abfall von der Schule gut machen müſſe. In ſeinem heiligen Eifer ahmte er unbewußt die jüdiſchen Krämer nach, die das feilſchende Publikum ſo ſtark überfordern, daß ſie eines mäßigen Preiſes ſicher ſind. Aber das Ideal, an welchem er arbeitete, ſtand ihm ſo feſt, daß er doch ernſtlich an die Erreichbarkeit ſeiner Höhe glaubte. Jeder der raſtlos auftauchenden Schrullen widmete er ſeine Aufmerkſamkeit, half ſie abrunden, zu einem annehmbaren Gebilde ausgeſtalten, und vertrat ſie dann mit allem ihm zu Gebote ſtehenden Einfluß in den Aufſichtsbehörden, in denen er ſaß, in Vereinen und bei jeder Gelegenheit im Großen Rathe.

„Ich hoffe, es doch noch zu erleben," ſagte er eines Tages zur Frau, „daß keiner unſerer Jünglinge zu Stadt und Land vor dem Antritt des zwanzigſten Jahres aus der ſtaatlichen Lehre entlaſſen wird!".

„Was ſollen ſie denn ſo lange treiben?"

„Lernen und immer lernen! Ueben und wieder üben! Bedenke doch nur, wie ſehr ſich der Stoff häuft! Haben wir erſt durchgeſetzt, daß der tägliche Schulbeſuch bis zum fünfzehnten Jahre dauert und ein allgemeiner Secundar-Unterricht eingeführt iſt, ſo fängt die Fortbildung an in den mathematiſchen Fächern, im ſchriftlichen Ausdrucke, in der Kenntniß des thieriſchen Körpers und Geſundheitspflege, vermehrten Landeskunde und Geſchichte. Die ſtäte

Ausbildung im Turnen und militäriſchen Exercitium iſt ſchon vorgeſchrieben, muß aber beſſer betrieben werden, beſonders die Schießübungen müſſen früher und zahlreicher ſtattfinden. Selbſtverſtändlich geht neben Allem her die fortgeſetzte Pflege des Geſanges und der Muſik, letztere inſofern ſich in einer Gemeinde genug Knaben finden, die zum Spielen von Blasinſtrumenten, den Trägern der heutigen Volksmuſik, veranlagt ſind —"

„Gottlob, dies gefällt mir am beſten!" unterbrach Marie die Rede des Mannes und ſeinen Spaziergang im Zimmer zugleich. Mit einem „Wie ſo?" blieb er ſtehen.

„Ei, wenn Ihr erſt das gute Volk mit der Kenntniß des menſchlichen Körpers und der regelmäßigen Pflege der Geſundheit zu einem einzigen Hypochonder gemacht habt, ſo kann es ſich an der Volksmuſik herrlich wieder aufheitern! Und ſo wird die Demokratiſirung der Kunſt, von der Du damals, erinnerſt Du Dich? an der Hochzeit unſerer Kinder geſprochen haſt, immer mehr ihren wohlthätigen Einfluß bewähren! Aber fahre lieber fort!"

„Ich bin bald am Ende! Nähern ſich die jungen Männer ihrem zwanzigſten Lebensjahre, etwa im achtzehnten, werden ſie ſtaatsbürgerlich eingeſchult. Die Verfaſſungskunde haben ſie ſchon in der Alltagsſchule raſch durchgemacht als Knaben; jetzt wird ſie in den flüchtigeren Köpfen halb verblaßt ſein. Sie wird alſo nochmals kräftig aufgefriſcht und abſchließlich ſodann der ganze Kreis der Geſetzgebung für das Verſtändniß geöffnet, kurz ehe ſie in den Genuß und die Pflichten der Volksrechte eintreten. Ich dächte, das wären Sachen genug, die Zeit auszufüllen! Schwierig wird es im Anfang wohl ſein, gleichmäßig und beharrlich vorzugehen, doch es wird gehen müſſen, wenn die Rechte ſelbſt nicht eine Ironie werden ſollen! Ich habe noch vergeſſen, daß nebenher jeder junge Burſche lernen ſoll, ſich einen ſchlichten Tiſch oder eine Bank zu zimmern, und daß auch hiefür auf eine Einrichtung zu denken iſt!“

„Das letztere iſt gut, es wird den Uebermuth unſeres üppigen Handwerkerſtandes dämpfen! Die Axt im Haus erſpart den Zimmermann!“ bemerkte Frau Marie.

Martin machte ein ebenſo räthſelhaftes Geſicht wie ſeine Frau, da er nicht wußte, wie es gemeint war; denn der genannte Stand war juſt übel dran.

„Mein Vortrag ſcheint nicht Deine durchgehende Billigung zu haben!“ ſagte Martin, abermals vor ihr ſtehen bleibend. „Es iſt Dir zu Vieles darin, nicht wahr?“

Aber mit ernſter Miene und prüfend zu ihm aufblickend, erwiederte ſie: „Nein, lieber Mann! es fehlt mir im Gegentheil noch etwas ziemlich Wichtiges an dem Programm, was aber vielleicht nicht dazu gehört und einer beſonderen Entſchließung vorbehalten iſt. Vergeſſen oder überſehen worden kann es nicht ſein!“

„Was wäre denn das? Vielleicht die obligatoriſche Kochſchule auf Staats- und Gemeindekoſten? Aber die gehört in das Programm der Mädchenerziehung, das auch in Ausſicht genommen iſt. Du wirſt ohne Zweifel in die betreffende Frauencommiſſion berufen werden und Dich als meine Gattin nicht wohl entziehen können!“

„Das meine ich Alles nicht! Ich meine den ſchrecklichen Kriegszug, welchen die Schweizer nach Aſien oder Afrika werden unternehmen müſſen, um ein Heer von Arbeitsſclaven, oder beſſer ein Land zu erobern, das ſie liefert. Denn ohne Einführung der Sclaverei, wer ſoll denn den ärmeren Bauern die Feldarbeit verrichten helfen, wer die Jünglinge ernähren? Oder wollt Ihr dieſe beſolden, bis ſie zwanzig Jahre alt ſind und dann Alles verſtehen, nur nicht zu arbeiten, den gezimmerten Tiſch und die Bank ausgenommen?“

„Aber Marie! was ſoll denn das heißen?“ ſagte Martin mit roth überlaufener Stirne; „Du erwiderſt ja mein ehrerbietiges Vertrauen heute mit lauter Satiren, und das von den bittern!“

„Verzeih mir, Martin! Ich bin nicht bittern Herzens, ich weiß ja, wie Du in Allem geſinnt biſt! Ich bin blos ein bischen traurig, weil ich auch weiß, daß Du einer großen Enttäuſchung entgegenſteuerſt, und das tragen wir in unſerm Alter nicht mehr ſo leicht wie früher!“

„In unſerm Alter? Woher ſind wir alt, wenn wir es nicht wollen ſein? Und was die Illuſionen betrifft, ſo thun ſie nicht weh, ſo wenig als bunte Seifenblaſen, die uns an der Naſe platzen!"

Dies ſagte er mehr zum Scherz, um den ernſt gewordenen Ton der Frau abzulenken, der ihm unbequem wurde. Denn unter den zahlreichen Gegnern des ſo ausgedehnten Unterrichtsweſens hatte noch nicht ein einziger Mann gewagt, ſich in dieſer Weiſe zu äußern.

„Laſſen wir jetzt die Geſchichten, die Dich nicht freuen," nahm er wieder das Wort, „und kommen wir auf die Kinder zu reden, deren Hochzeit Du vorhin gedachteſt! Ich wollte Dich ſchon einmal fragen, warum man die jungen Frauen nie mehr ſieht? Oder iſt die Eine oder Andere in meiner Abweſenheit gekommen? Früher, im Anfang, trafen ſie gern etwa bei uns zuſammen, wenn ſie die Männer in die Stadt begleiteten, das iſt auch ſeit geraumer Zeit nicht mehr geſchehen."

Marie Salander wurde noch viel ernſter, als ſie ſchon geweſen war, ſagte aber nur:

„Ich weiß nicht, was es iſt, es fällt mir auch auf. Aus ihren knappen Briefchen iſt ſchon lange nichts mehr zu entnehmen, was ſie näher angeht. Ich dachte, Du wüßteſt mehr von ihnen, weil Du ja mit den Schwiegerſöhnen verkehrſt, die ſich noch weniger hier ſehen laſſen."

„Es hat auch aufgehört bei mir! Ich habe mich ihrer Dienſtleiſtungen in ihren Bezirken vertraulich bedient; als ich aber wahrnahm, daß ſie zu viel Brimborium dabei machten und namentlich jede unbedeutende

Geſchichte zu einer Reiſe und Luſtbarkeit benutzten, hielt ich es als Schwiegerpapa für meine Pflicht, dieſe Art Verkehr einzuſtellen. Uebrigens alles ohne üble Nachrede, denn es ſind immer noch junge Leute!“

Frau Salander ſeufzte erſt jetzt ein Weniges, als ſie ſagte, ſie wiſſe doch etwas mehr als der Mann, obſchon nichts Erkennbares, und wolle nicht länger damit zurückhalten. Sie fuhr alſo fort:

„Seit einem halben Jahre iſt weder Setti noch Netti mehr hier geweſen; von guter Hand habe ich jedoch vernommen, daß ſie unter einander ſich ſeit länger als einem Jahre nicht mehr ſehen, daß ſie ſich ſogar zu vermeiden ſcheinen, ſo gut ſie können, während ſie in den erſten Zeiten ihrer Verheirathung einander jede Woche einmal beſuchten, bald im Lautenſpiel, bald auf dem Lindenberg zuſammen ſaßen. Was iſt nun das? Was iſt geſchehen? Ich weiß es nicht und Niemand will es wiſſen!“

„Vielleicht iſt es eine Kinderei,“ meinte Salander, einigermaßen betroffen, „vielleicht doch mehr!“ ſetzte er nach einer Minute Nachdenkens hinzu; „am Ende hat ſich der Zwillingswahn, von dem ſie beſeſſen waren, in eine andere Idee verwandelt oder ein Junges bekommen, da ſie ſelbſt noch kein Kind haben!“

„Vielleicht und am Ende,“ entgegnete die Frau, „wäre es ein Glück, wenn ſie überhaupt keine Kinder bekämen. Es will mich eine Ahnung beſchleichen, als ob etwas nicht in Ordnung wäre und die Kinder nicht wagten, ſich uns anzuvertrauen, namentlich mir, weil ſie nur ihrem Willen gefolgt ſind.“

„In dieſem Falle müßte man doch ſuchen, dahinter zu kommen und ihnen zu helfen!“

„Das habe ich ſchon gedacht; aber wie, ohne mehr zu ſchaden, als zu nützen?“

„Ich glaube, das Einfachſte wäre, ſie beide eines ſchönen Tages mit unſerer Heimſuchung zu überraſchen, die wir den Leutchen ſo wie ſo ſchuldig ſind; wir waren erſt einmal bei jeder Partei! Wenn wir bei gutem Wetter mit einem Morgenzuge nach Unterlaub führen, zu Setti hinauswanderten und uns dort eine oder zwei Stunden aufhielten, ſo würden wir zunächſt ungefähr merken, wie es dort ſteht oder ob etwas zu erfahren iſt. Dann kutſchieren wir auf der Kreuzbahn nach Lindenberg hinüber und fordern Setti auf, mit uns zu Netti zu kommen. Wir werden ja ſehen, ob ſie's thut oder was ſie ſagt und was ſich weiter begeben wird. Abends ſind wir bequem wieder hier.“

Der Frau Salander war dieſer Vorſchlag willkommener, wie auch die Beſorgniß tiefer, als ſie errathen ließ. Sie verſchoben die Fahrt deswegen aber keineswegs; an einem der nächſten Tage reiſten ſie nach der Station bei Unterlaub und gingen zu Fuß in das ſogenannte Lautenſpiel. Als ſie die liebliche Lage des Hauſes in dem lichten Buchenbeſtande, der es zur Hälfte umgab und vom Finkenſchlag widerhallte, mit neuem Wohlgefallen erblickten, ſagte Martin Salander:

„Es müßte doch nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn in dieſem idylliſchen Frieden ein ernſtliches Unheil gedeihen könnte! Wie reinlich iſt der Kies auf dem ganzen Platz geharkt; und auch das Parkgehölz iſt in ſauberſtem Zuſtande, und darüber weg ſieht man noch eine mächtige Kronenfülle des eigentlichen Forſtes ſich links die Höhe hinanziehen!“

„Ja, es iſt ſchön hier!“ antwortete Frau Marie, „vielleicht nur zu ſchön für müßige Herzen!“

Sie gingen um das Haus herum, wo an der hinteren Thüre, wie an der vorderen eine kleine Orangerie in alten Kübeln aufgeſtellt war. Bei einem der Bäumchen ſtand Frau Setti Weidelich in ſchönem Kleide, mit dem Ausbrechen abgängiger Blätter beſchäftigt. Ihr Geſicht ſchien im Profil ſchmäler als früher, blaſſer und vor Allem freudlos.

„Da ſieh!“ flüſterte Marie Salander, den Mann am Arme berührend.

Er blieb einen Augenblick ſtehen und ſah die Tochter, ging dann aber um ſo raſcher vorwärts, ſo daß Setti die im feinen Kieſe knirſchenden Schritte hörte und ſich wendete. Kaum erblickte ſie Vater und Mutter, ſo ſtrahlte ungewohnte Freude auf ihrem Geſichte, einen Schleier der Wehmuth durchbrechend, der ſich gleichzeitig darüber verbreiten wollte. Aber nur zögernd trat ſie ihnen entgegen, bis ſie ſah, daß die Eltern die Schritte beſchleunigten, und ihnen nun in die Arme flog.

„Muß man Dich aufſuchen, wenn man Dich einmal ſehen will?“ ſagten ſie, „und Netti auch? Was iſt das für eine Aufführung?“

Setti erröthete ſtark und ſchlug die Augen nieder.

„Ich weiß nicht, ich komme nicht von Hauſe weg,“ entgegnete die junge Frau verlegen, „aber habt Ihr denn Netti auch nicht geſehen?“

„So wenig wie Dich! Wo fehlt es denn?“ fragte die Mutter.

„Wo ſollte es fehlen? Auch die zufälligen Urſachen können ſich ja gleichen und überall dieſelben Folgen haben! Aber wollt Ihr nicht ins Haus kommen und ausruhen liebe Eltern? Wie ſehr erfreut Ihr mich! Darum hat es mir auch ſo ſchön geträumt in der vergangenen Nacht!“

„Geträumt? Und was denn?“ fragte der Vater.

„Es war mir, als ſei ich ein kleines Kind, das auf der Landſtraße wandert und nicht weiß, wohin. Am Arme trug ich ein Säcklein, worin ſich ein Apfel und ein Stück Brot befand. Ich hatte Hunger und ſetzte mich auf einen Stein; allein das Säcklein war ſo feſt zugeſchnürt mit einem verwickelten Knoten, daß ich nicht zu dem Brote gelangen konnte und mir ſehr weinerlich wurde. Da ſah ich plötzlich mir gegenüber ein Haus in einem prächtigen Blumengarten, in welchem Muſik ertönte und ein großes Tellerklappern und Gläſerklingen, und denkt Euch! an eines der offenen Fenſter traten ein Herr und eine Frau mit Blumenſträußen in den Händen, und das war niemand anders als Herr und Frau Salander, die Hochzeit hielten; jung und ſehr hübſche Leute waret Ihr und ſahet, daß ich mein Säcklein nicht aufthun konnte und dazu weinte; ſo rieft Ihr mich zu Euch hinauf. Ich kam ſogleich und der Vater ſagte: Zeig' her Dein Säckchen, wir wollen Dir's aufmachen. Du löſteſt den Knoten und hielteſt es geöffnet der Mutter hin, die griff hinein und zog das Regenbogelſchüſſelchen hervor, das ſie uns Kindern einſt gezeigt, als wir ungegeſſen ins Bett ſollten. Es war aber eine ordentliche goldene Schüſſel oder vielmehr ein Teller. Potztauſend! rieft Ihr Beide, wie heißeſt Du, kleines Mädchen? Als ich es ſagte, hieß es: Der Name iſt uns nicht unbekannt! Wir wollen Dich an Kindesſtatt annehmen um dieſes ſchönen Tellers willen. Da mußte ich zwiſchen Euch an dem Tiſch ſitzen, bekam herrliche Krebsſuppe auf den goldenen Teller, daß der Naſenzipfel des Heinricus Rex kaum noch durchſchimmerte. Die Krebsſuppe, von der ich geträumt, hängt offenbar mit den Krebsſchalen zuſammen, mit welchen die Erdmännchen im Märchen der Mutter geharniſcht waren. Merkwürdiger Weiſe war ich auf meinem Seſſel als Kind ſo groß, wie alle anderen Leute!“

So plauderte Setti vergnügt und zufrieden die Treppe hinauf. „Träume ſind Schäume,“ ſagte der Vater, „der

Deinige ſoll Dir indeſſen bedeuten, daß wir Dich jederzeit von Neuem adoptiren! Nicht wahr, Marie?“

Die Mutter nickte nur, und da ſie zugleich in die Stube traten, fragte ſie:

„Wo iſt denn Dein Mann? Darf man denn in die Kanzlei gehen, ihn zu begrüßen?“

Die Tochter wurde ſofort wieder ernſter und erröthete abermals, als ſie erwiderte, Iſidor ſei ins Dorf gegangen, wo er Geſchäfte habe und zuweilen einen Frühſchoppen nehme, beſonders wenn etwas Politiſches um den Weg ſei. Er werde wohl bald kommen, ſie wolle übrigens den Schreiber ſchicken, ihm zu ſagen, wer da ſei.

„Durchaus nicht! Laß ihn nur ungeſtört!“ ſagten die Eltern gleichzeitig.

„So bitt' ich, zu befehlen, was Ihr für den Augenblick genießen mögt, ein Glas ſüßen Wein, eine Taſſe Thee oder Bouillon? Auch Chocolade haben wir.“

„Wenn die Fleiſchbrühe ſchon kräftig genug iſt, ſo gib uns ein paar Löffel voll, der Vater nimmt ſie auch am liebſten, wie Du weißt,“ entſchied die Mutter; „mach' indeſſen keine Umſtände mit uns, wir wollen uns keineswegs gütlich thun! Und für den Mittag triff nun gar keine weiteren Anſtalten, hörſt Du? Wir ſind mit Allem zufrieden!“

„Liebe Mutter, ich muß doch etwas dazu holen laſſen, nur ein Stückchen Fleiſch, ein paar Fiſche aus unſerm

Weier, ſchon des Mannes wegen; er würde ſich ſonſt genirt fühlen. Bitte, laß mich machen!“

„Nun, ſo mach zu, Du mußt es beſſer wiſſen!“ verſetzte Frau Marie, „ſag' aber: Du kleideſt Dich im Haus ja wie eine Prinzeſſin! Dreh' Dich einmal um, das iſt ja ein Staatsrock! Der tauſend, was für Garnituren! Und haſt nicht einmal Beſuch erwartet!“

Wiederum blickte Setti zur Seite, als ſie berichtete, der Mann wolle es ſo haben und ſie müſſe es des lieben Friedens willen thun. Nun ſei ſie es gewöhnt und wiſſe kaum noch, daß ſie hübſch gekleidet gehe.

Martin Salander fragte, ob ihr Schwager Julian es auch ſo mache, worauf ſie erwiderte:

„Freilich! Sie thun in Allem das Gleiche, und ich glaube nicht, daß ſie es verabreden!“

„Was, dieſe jungen Schnaufer?“ warf die Mutter dazwiſchen. „Auf dieſe Weiſe braucht Ihr ja die Zinſen von Eurer mäßigen Mitgift allein für die Kleider?“

„Ich glaube, wir wiſſen Beide nicht, was wir eigentlich brauchen; denn die Männer heben Alles auf den Kanzleiſtuben in den feuerfeſten amtlichen Caſſenſchränken auf, und Alles, was zu bezahlen iſt, holen ſie dort.“

Die Frau Notarin ging hinaus, ihr Geſchäft zu beſorgen, worauf die Mutter zu Herrn Salander ſagte:

„Da haben wir nun die mütterlich liebevollen, die Jünglingsmänner ſo wohlthätig beeinfluſſenden Gattinnen!“

„Ich bin ganz ſtupid!“ entgegnete er, „das ſind ja verfluchte Kerls von Tyrannen! In dem Punkte haben die Mädchen, wie es ſcheint, völlig Recht behalten: ſie werden bald Männer ſein! Wenigſtens ihren Weibern ſind ſie gewachſen!“

Als Setti zurück kam, ſprach die Mutter zu ihr:

„Wir haben uns vorgenommen, nach dem Eſſen nach Lindenberg zu fahren, um auch Deine Schweſter Netti zu ſehen. Wir rechneten darauf, Dich mit zu nehmen, um Euch bei einander zu haben. Du kannſt doch abkommen? Du fährſt Abends hieher zurück!“

Die Tochter erſchrak ſichtlich bei dieſer Eröffnung und erbleichte. „Ich weiß doch nicht,“ meinte ſie, „ob ich heute weggehen kann. Iſidor hat von Geſchäften geſprochen, die er Nachmittags irgendwo zu verrichten habe. Wenn Niemand da iſt, ſo ſchleicht ſich der Schreiber auch weg.“

„Und da mußt Du die Kanzlei hüten?“

„Jedenfalls das Haus; es ſteht ſo abgelegen, daß ich die Magd nicht allein darin laſſen kann; auch weiß ich den Leuten, die dies oder das zu fragen kommen, eher Beſcheid zu geben. Zuweilen arbeite ich ſogar ein wenig für die lange Weile, wenn die Kanzlei leer ſteht, und habe ſchon manche Hofbeſchreibung copirt!“

Das ließ ſich Alles hören; allein ſie brachte es ſo ängſtlich vor, daß eine gewiſſe Scheu, mit nach Lindenberg zu gehen, nicht mehr zu verkennen war. Aus der letzten Bemerkung ſchöpften die Eltern überdies den Verdacht, die Tochter werde zum Abſchreiben angehalten, ſo unwahrſcheinlich es ſie ſonſt gefunden hätten, daß ſie es leiden würde. Genug, die Mutter vermochte nicht länger die Zeit zu verlieren, dem Ziele ihres Ausfluges näher zu kommen, und ſagte, die Hand der jungen Frau ergreifend, mit milden, aber eindringlichen Worten:

„Sag' uns jetzt den wahren Grund, warum Du nicht mitgehen willſt! Wir ſind deshalb gekommen und wollen erfahren, was zwiſchen Euch vorgefallen iſt, daß Ihr nicht mehr mit einander verkehrt und Euch bei uns nicht mehr blicken laßt! Warum biſt Du ſo gedrückt, ja traurig, wirſt roth und bleich, und vielleicht finden wir Deine Schweſter im gleichen Zuſtand!“

„Rede nur, Kind, es muß ſein, wir gehen nicht fort, ohne Klarheit zu haben!“ fügte der Vater hinzu.

Die Tochter ſtand da, ohne ein Wort hervorzubringen. Die Eltern wurden ſelbſt verlegen und wußten nicht, ſollten ſie weiter in die Tochter dringen oder nicht. Zuletzt ſagte Salander noch auf Gerathewohl:

„Iſt vielleicht das Glück ausgeblieben oder ſchon verſchwunden, auf das Ihr hofftet?“

„Ja, ſo iſt es!“ antwortete Setti faſt tonlos. Sie zog ihre Hand aus derjenigen der Mutter, ſuchte nach dem Taſchentuch und bedeckte ſich Mund und Augen, indem ſie ein krampfhaft ausbrechendes Schluchzen zu erſticken ſuchte.

Sie ließen die Arme ſich etwas erholen, ehe ſie weiter forſchten. Endlich fing ſie von ſelbſt wieder an.

„Es iſt nichts mit ihnen! Sie haben keine Seelen! O Gott, wer hätte das denken können!“

„Wer? Ihr ſelbſt!“ ſagte die Mutter, die ſich die Thränen zornigen Mitleidens aus den Augen rieb.

„Wir wiſſen es und ſchämen uns vor Vater und Mutter, und an den jungen Bruder mögen wir gar nicht denken! Aber auch vor uns ſelber ſchämen wir uns gegenſeitig und können uns nicht anſehen. Sobald wir der ſchrecklichen Täuſchung recht inne geworden ſind, haben wir uns fliehen müſſen wie Menſchen, die eine gemeinſame Unthat verübt haben. Und doch habe ich Heimweh nach der Schweſter, und ſie gewiß auch nach mir! Aber wenn wir zuſammen ſind, ſo iſt es, als ob Jede zwei böſe Gewiſſen in ſich fühlte!“

Martin und Marie Salander gingen aufgeregt neben einander hin und her.

„Für jetzt wollen wir es genug ſein laſſen! Du mußt mit uns kommen, Setti; Ihr ſollt Euch wieder zurecht finden, ſo wird es ſchon beſſer gehen. Jetzt waſch' die Augen aus, der Mann kann jeden Augenblick erſcheinen, und wir dürfen uns nichts merken laſſen, eh' wir Alles überlegt haben und wiſſen, was wir thun wollen!“

„Es wird nichts zu thun ſein!“ entgegnete Setti etwas gefaßter, „es ſteht eben nicht ſo, daß wir nach

Brauch und Sitte vor der Welt einen Grund zur Trennung fänden."

Sie begab ſich hinaus, den Rath des Vaters zu befolgen und das Geſicht abzukühlen; gleich darauf kam Iſidor geſtürmt, der unterwegs erfahren, welchen Beſuch er zu Hauſe finden werde. Er war ſehr aufgeräumt und begrüßte die Schwiegereltern als eine ihm ſehr ſchmeichelhafte Ueberraſchung, entſchuldigte ſich aber ſogleich, daß er ſchnell noch in der Kanzlei nachſehen müßte, lief aber ſtatt deſſen in die Küche und das Speiſezimmer, um das Geköche und den Tiſch zu unterſuchen, ob auch ſeine Ehre gewahrt und trotz des Zuwachſes für ſeine eigene Eßluſt geſorgt ſei.

Am Tiſche ließ ſich von dem, was vorausgegangen, keine Spur entdecken. Frau Setti ſchien die Gelaſſenheit ſelbſt, welche durch die Gegenwart der Eltern und das ihnen abgelegte Bekenntniß noch erleichtert und vermehrt wurde. Die Mutter erkannte als Frau aus dieſer vollkommenen Ruhe und Selbſtbeherrſchung, wie nichtig der junge Mann für das Herz ſeiner Gattin geworden ſein mußte. Sie konnte ihn ertragen, wie man ein böſes Geſchick erträgt, das man ſelbſt verſchuldet hat.

Der Vater mußte ſeine Aufmerkſamkeit mehr dem Notar zuwenden, und er wunderte ſich, wie ihm nicht früher ſchon die Schuppen von den Augen gefallen ſeien. Es fiel nicht ein rundes, oder, wie man zu ſagen pflegt, nicht ein vernünftiges Wort von ſeinen Lippen. Der ſchlaue junge Streber hatte Amt, Haus und Frau; darüber war ſeine Perſönlichkeit ſchon zu Ende gerathen und konnte ſich nur noch im Geräuſche von vielen ihres Gleichen geltend machen. In der Stille des Hauſes, wo man die einzelnen Worte vernimmt, war nichts mehr an ihm.

„Wir haben vor," theilte Salander dem Notar mit, „dieſen Nachmittag auch die Leute am Lindenberg zu beſuchen, und wollen unſere Tochter mitnehmen. Sie haben doch nichts dagegen, Herr Sohn? Sie ſagt uns zwar, Sie hätten auch auswärtig zu thun, es wird ſich aber vielleicht beides für einmal vertragen?"

„Ei warum nicht, Herr Vater? Ich hätte Luſt, ſelber mitzugehen, und bitte nur um Diſpens!"

Iſidor war froh, daß er mit guter Manier ſeiner Wege gehen konnte, denn das prüfende Auge der ſchweigſamen Schwiegermama that ihm nicht wohl. Dagegen begleitete er die Frau und ihre Eltern eine kleine Strecke weit, als ſie aufbrachen.

Auf dem Hofe bewunderte Salander wieder das Buchenwäldchen und die dahinter emporragenden Wipfelmaſſen des größeren Forſtes, eine Umgebung, die nicht mit Geld zu bezahlen ſei.

„O ja, es macht ſich nett!" ſagte der Schwiegerſohn. „Nur wird es nicht mehr ſo lang ſtehen bleiben, als es ſchon ſteht. Der Wald gehört der Gemeinde Unterlaub und ſoll in ein paar Jahren geſchlagen werden; die Holzhändler ſind ſchon dahinter her. Da werd' ich unſere

Buchen auch daran geben, es geht in Einem zu und ſie tragen ein ſchönes Geld ein!"

„Sind Sie bei Troſt?" rief Salander. „Ihre Buchen ſchützen ja allein Haus und Garten ſammt der Wieſe vor den Schlamm- und Schuttmaſſen, die der abgeholzte Berg herunterwälzen wird!"

„Das iſt mir Wurſt!" erwiderte der jugendliche Notar in nachläſſigem Tone. „Dann zieht man weg und verkauft den ganzen Schwindel! Es iſt ja langweilig, immer am gleichen Ort zu hocken!"

Salander dachte ſein Theil und gab keine Antwort. Frau Setti ließ während Iſidor's Mittheilung ein paar Worte des Erſtaunes hören und verrieth ſo, daß ſie von dem bevorſtehenden Holzſchlage noch gar nichts wußte, was ein neues Anzeichen von des Mannes Lebensart war. Sie ſchwieg daher auch und ſagte nur noch: Adieu, du ſchönes Lautenſpiel!

„Woher heißt es eigentlich hier im Lautenſpiel?" fragte die hinzutretende Mutter.

„Das mag der Henker wiſſen, ich könnt' es nicht ſagen! In den Grundbüchern heißt es nur: Haus und Hofſtatt genannt im Lautenſpiel, und ebenſo in meinem Kaufſchuldbrief," erklärte Iſidor.

„Haſt Du denn nicht gehört, was ſie in der Gegend davon erzählen?" fragte Frau Setti.

„Nein, ich habe gar nie danach gefragt! Woher ſoll es denn kommen? Woher heißt es denn bei uns im Zeiſig und im rothen Mann? Von irgend einer Dummheit!“

„Es ſoll hier vor etwa zweihundert Jahren,“ erzählte Setti, „ein geiziger Junker gehauſt haben, um ſeine ſechs ſchönen Töchter vor der Welt zu verbergen, damit ſie nicht zu heirathen kämen und er ſie nicht ausſtatten müſſe. Sie hätten alle ſechs wunderſchön die Laute geſpielt und dazu geſungen, aber zuſammen nur drei Lauten beſeſſen, mit denen bei ſchönem Wetter je die Hälfte in den ſchönen Buchenwald hinausgegangen ſei und ſich dort ſatt geſpielt und geſungen habe, worauf die andern drei Fräulein ſie ablöſten und mit friſchen Kräften weiter ſpielten. So habe das Gehölz ſtets von dem Saitenſpiel und Geſang getönt und die Vögel hätten dazu mitgeholfen. Durch den Klang ſeien endlich vorbeiziehende Herren, Jäger und Reiter angelockt worden, ſeien in das Gehölz eingedrungen und mit den muſicirenden Fräulein in Verkehr getreten, und allmälig ſei eines um das andere doch zum Heirathen gekommen und habe der Alte mit der Ausſteuer hervorrücken müſſen. Als aber nur noch drei Töchter und die drei Lauten übrig geblieben, habe er ſie mit den Inſtrumenten in das obere Stockwerk des Hauſes geſperrt und den Schlüſſel ſtets bei ſich geführt. Die drei gefangenen Töchter haben dann in hellen Mond- und Sternennächten erſt recht ſo rührend und laut an den offenen aber vergitterten Fenſtern geſungen, daß die Cavaliere von weither angezogen und verliebt worden ſind.

Sie ſtürmten ordentlich das Haus, das umwohnende Volk half ihnen dabei, die drei Töchter hatten die Wahl und der Junker mußte ſie auch noch ausſteuern. Dadurch ſei ſein Gut ſo vermindert worden, obgleich er wohl noch hätte leben können, daß er ſich aus Verzweiflung ums Leben gebracht habe. Davon rühre auch das Sprichwort her, das man jetzt noch etwa von alten Leuten in dieſer Gegend hört: Er kann ſich ja hängen, wie der Junker im Lautenſpiel! Haſt Du auch dies nie gehört?"

„Niemals! Oder ich hab' nicht darauf geachtet! Iſt auch nicht ſchad' darum!"

Vater und Mutter ſaßen nun mit der älteren Tochter in dem Bahnzuge, der nach Lindenberg führte. Setti fühlte ſich halb froher zu Muth, halb wieder furchtſam, da ſie nicht nur die Schweſter, ſondern auch deren Mann ſehen ſollte und das Wort, daß Leidensgefährten dem Unglücklichen zum Troſte gereichen, hier nicht zutraf. Das durchgehende Doppelweſen verdoppelte auch die Reue, anſtatt ſie zu vermindern; denn nicht nur ſah jede der Schweſtern in der andern ſich ſelbſt wieder, ſondern auch im Gatten derſelben den eigenen Verdruß.

Gemächlich ſtiegen die drei Perſonen, am Ort angekommen, die Berglehne empor, bis ſie die ſogenannte Landſchreiberei erreichten. Auch hier war ein Sitz der Ruhe und des Naturgenuſſes; nur bot ſtatt des Laubwaldes eine ausgedehnte Fernſicht dem Gemüthe jene Ruhe, inſofern es für ſie offen ſtand. Aus einem wohlgepflegten Gemüſegarten kam die Magd gegangen, zu ſehen, wer da ſei, als die kleine Geſellſchaft ſich ein wenig verſchnaufte, und aus einem Fenſter des Erdgeſchoſſes guckte ein halbwüchſiges Schreiberlein mit einem Cigarrenſtümmelchen im Munde, welches der Herr Notar weggelegt haben mochte. Die Magd aber führte die angelangten Leute, die ſie nicht kannte, um die Hausecke herum nach einer Laube, wo die Frau mit Plätten beſchäftigt ſei.

Auf einem Tiſche lagen friſchgewaſchene Kragen, Manſchetten und anderes feineres Weißzeug; am Boden ſtand ein glühendes Kohlenöfchen. Die Frau Netti aber ſtand an einer fenſterartigen Oeffnung des Laubwerkes und ſchaute, die Hand über der Stirne, in die Ferne, nach dem blauen Höhenzuge bei Münſterburg. Auf der Rückſeite mußte die Kreuzhalde ſein, während auf dem halb zugewandten Scheitel des Berges eine leiſe grünliche Tinte, von der weſtlichen Sonne geſtreift, jene Waldwieſe ahnen ließ, wo der Vater die Mädchen mit den Zwillingen tanzend gefunden hatte! Stille Trauer webte um die regloſe Geſtalt, und was man von dem halbgeöffneten Munde ſehen konnte, war ziemlich weinerlich beſchaffen.

Um ſie aus dem ſchweren Traume zu wecken, rief die Mutter, in die Laube tretend, die Tochter beim Namen.

Wie heute Morgen ihre Schweſter, ſo erblickte auch Netti mit freudigem Erſchrecken die Eltern und flog ihnen ſogar entſchloſſener entgegen. Allein ſobald ſie hinter ihnen die Schweſter ſtehen ſah, blieb ſie auch ſtehen und ließ erbleichend die Arme am Leibe niederſinken, wobei ſie nur die Worte hören ließ: „Ach, Setti!“

Auch dieſe Büßerin war dies erſte Mal, wo ſie ſich wiederſahen, befangen und ſagte eben ſo kleinlaut: „Ach, Netti!“ Doch als diejenige, welche mit den Eltern ihren Frieden ſchon gemacht, war ſie ſchneller gefaßt und bot der armen Schweſter die Hand, und Netti ergriff ſie ſo furchtſam, als ob es eine Geiſterhand wäre.

„Sie wiſſen ſchon Alles und meinen es gut mit uns wie früher!“ ſagte Setti noch. Aber ſo tief war das Gefühl der gemeinſamen Vergangenheit und des Irrens in derſelben, daß ſie auch jetzt noch nicht ſich zu umhalſen wagten. Martin und Marie Salander umarmten jetzt beide verirrten Kinder zuſammen und gingen mit ihnen ins Haus.

Die Mutter muſterte die jüngere Tochter, die ſo ſchön gekleidet war wie die ältere, nur daß ſie zudem ein maſſives goldenes Armband trug, das ihr einſt die Eltern geſchenkt hatten.

„Du biſt hoffärtig geworden, daß Du das Armband zum Plätten trägſt!“ ſagte ſie verſuchsweiſe, um zu erfahren, ob auch hier der Wille des Mannes ſchuld ſei. Netti ſtammelte etwas Unverſtändliches, Setti ſprang ihr bei und beſtätigte die Vermuthung der Mutter, daß der demokratiſche Volksmann Julian das Armband ſehen wollte, wenn er daheim war.

„Iſt er nicht da, daß er ſich nicht blicken läßt?“ fragte der Vater.

„Er iſt ſchon am Morgen früh in den Wald hinaufgegangen,“ erwiderte Netti, „er hat dort einen Vogelherd und bringt zuweilen einen halben oder ganzen Tag droben zu. Er fängt auch viele kleine Vögel, die er gebraten ſehr gern ißt.“

„Fängt Deiner auch Vögel?“ fragte er die andere Tochter.

„Nein, er fiſcht!“ ſagte ſie.

„Gottlob, das gibt mir etwas Muth!“ murrte Martin, „ich habe die Herren ſchon für zu dumm für ſolche Künſte gehalten, womit ich indeſſen nicht behaupten will, daß jeder Vogelſteller oder Fiſchfänger nothwendig ein Genie ſein müſſe!“

Beide Töchter ſchreckten über den harten Worten leicht zuſammen, und die Mutter, es bemerkend, ſagte zur jüngern:

„Du könnteſt uns dann bald für einen guten Kaffee ſorgen, daß wir uns nicht übereilen müſſen; denn wir wollen ausgiebig bei Dir plaudern!“

Als der Kaffee genoſſen wurde, geſtaltete ſich die Plauderei zu einer allgemeinen Berathung, an welcher die beiden Landſchreiberinnen mit Verſtand und beruhigtem

Blute Antheil nahmen, nachdem ſie ſich an das lang gefürchtete Zuſammentreffen gewöhnt hatten. Und dies war unter den Augen der nur von der Sorge um ſie bewegten Eltern leichter geſchehen, als ſie geglaubt.

Für Martin und Marie Salander handelte es ſich zunächſt um die Frage, ob ſie die Töchter ohne Weiteres wieder zu ſich nehmen ſollten, oder abzuwarten ſei, was die Zeit etwa brächte. Die jungen Frauen lebten eigentlich nicht ſchlecht oder geplagt in den Häuſern ihrer Männer; hundert Weiber wären froh geweſen, nur die ganze Woche die ſchönen Kleider tragen zu dürfen, die dieſe verlangten. Ihr Unglück war, daß ſie die Liebe zu den Zwillingsnotaren verloren hatten, ohne daß dieſelben es fühlten oder der Beachtung werth hielten. Dadurch zeigten ſie erſt recht die traurige Blöße des Innern und blieben von der zerfloſſenen Traumwelt der Frauen als leere Schemen übrig.

Der Verdacht lag nahe, daß auch dieſe bloßen Schemen die Frauen roh und ſchlecht behandelt hätten, wären dieſe nicht die Töchter eines reichen Mannes geweſen; oder vielmehr tauchte der alte Skrupel wieder auf, ſie hätten von Beginn an eine Speculation herzloſer und dazu unreifer Burſchen dargeſtellt, der ſie durch den verblendeten Eigenwillen zum Opfer gefallen ſeien. Nun aber ſtimmten ſie darin überein, daß ſie ihr Schickſal hinnehmen und nur froh ſein wollten, wenn nicht davon geſprochen wurde, ſo lange nichts Schlimmeres hinzutrat;

und wenn nur der Verkehr mit dem Elternhauſe und unter ſich ſelbſt wiederhergeſtellt war, ſo hofften ſie durch die Macht der Zeit ein Loos allmälig tragen zu lernen, das ſo vielen Frauen nicht beſſer beſchieden ſei.

Die Eltern wußten hiegegen vor der Hand nichts einzuwenden. Von einem Einwirken auf die jungen Männer konnte gar nicht die Rede ſein, da dieſe ſich nicht geben konnten, was ſie nicht hatten, und die Sache gar keine greifbare Seite darbot. Sie beſchränkten ſich alſo darauf, die in ihren idylliſchen Träumen ſo arg verunglückten Kinder in dem löblichen Vorſatze der Geduldübung zu beſtärken und ihnen für alle Nothfälle Schutz und Hilfe zuzuſagen. Vor Allem jedoch verlangten ſie, daß die Töchter ihre Eltern nun fleißiger beſuchen ſollten, ſo oft als möglich, allein und zuſammen, wie es komme, ohne ſich abhalten zu laſſen. Das verſprachen ſie gern und nahmen ſich auch vor, es zu thun und ſich ſelber gegenſeitig wieder heimzuſuchen, ſo oft es ſie freute.

Auf dieſem Punkte angelangt, wurde die Berathung durch die Ankunft Julian's geſchloſſen. Verwundert grüßte er die Geſellſchaft, die er ſo unvermuthet vorfand, und bedauerte höchlich, gerade an dieſem Tage in den Wald gegangen zu ſein. Einem Bauernknaben, der ihm Proviantſack und Waidtaſche nachtrug, nahm er die Sachen ab.

„Glücklicher Weiſe," rief er, „bringe ich noch wenigſtens etwas Gutes zum Abendbrot! Haſt Du für mich auch noch einen Schluck Kaffee, Frau Großräthin? Ja ſo, Ihr ſeid ja Euer drei da, und könnt uns zwei Herren überſtimmen! Hier, wollt' ich ſagen, iſt nun was zu braten, was bald geſchehen ſein wird, wenn das Zeug nur erſt gerupft iſt. Da will ich mich aber ſelber dran machen!"

Er ſchüttete die Waidtaſche auf den Tiſch aus und über dreißig arme Vögel mit verdrehten Hälschen und erloſchenen Guckaugen, Droſſeln, Buchfinken, Lerchen, Krammetsvögel, und wie alle hießen, lagen als ſtille Leute da und ſtreckten die ſtarren Beine und gekrümmten Krällchen von ſich.

„Sie werden ſehen, Mama, die Dinger ſchmecken Ihnen, wie Marzipan, wenn ſie mürb und gut gerathen ſind! Ich will aber ſelbſt zuſehen! hat's etwas Speck in der Küche, Frau?"

„Bitte, Herr Sohn, beeilen Sie ſich nicht!" ſagte Frau Salander, „wir eſſen jedenfalls nicht mit, mein Mann und ich, wir ſind vollkommen ſatt und wollen noch mit dem letzten Zuge fort!"

„Aber, Meiſter Julian," ſchaltete Martin dazwiſchen, „wiſſen Sie denn nicht, daß die Jagd auf Singvögel verboten iſt? Sie, als Mitglied des Großen Rathes?"

„Herr Vater, ich habe nicht gejagt, ſondern das Garn geſpannt, und da ſind allerdings ein paar Finklein dazwiſchen gekommen, die nicht geladen waren. Uebrigens wird ſich wohl kein Wächter des Waldes an mich machen!“

„Gleichheit vor dem Geſetze, nicht wahr?“ erwiderte Salander auf Julian's Rede, der offenbar auf den Schutz ſeines Anſehens als Rathsmann anſpielte, allerdings ſehr ungeſchickt.

„Nun, mag eſſen, wer will, ich laſſ' es braten, denn ich habe Hunger!“ ſagte er und trank die Taſſe aus, welche die Frau ihm eingeſchenkt; dann raffte er die Vögel bei den Füßen zuſammen, je fünf oder ſechs zwiſchen zwei Fingern, und zog mit dieſen hängenden Vogelbouquets von dannen.

Als einige Zeit ſpäter die Schwiegerleute und Setti abreiſen wollten und den Flur entlang gingen, kam er zum Abſchied aus der Küche gelaufen, eine weiße Schürze vorgebunden und das Meſſer in der einen Hand, in der andern eines der nackten aufgeſchnittenen Thierchen. Die blutigen Finger vorweiſend, entſchuldigte er das Unvermögen, in beſſerer Form ein Lebewohl zu bieten, als daß er den rechten Handknöchel oder Ellbogen darſtreckte.

Die Weggehenden ſahen ſich ſo gezwungen, den gekrümmten Arm zu berühren und ſanft daran zu rütteln, um den Händedruck zu erſetzen.

Seine Frau Nettchen war ſehr verlegen und that, als ob ſie die Ungeſchliffenheit des gefräßigen jungen Gemahles nicht bemerkte, indem ſie raſcher voranging; die

Mutter Marie wunderte ſich, wie ſchnell die beiden Brüder ſich vergröbert hatten, und dachte, das werde mit der Zeit ein paar recht takt- und gefühlloſe Philiſter abgeben.

Den empfangenen Eindruck verarbeitete Martin Salander nach anderer Seite hin. Zur Tochter Netti, die Eltern und Schweſter bis zur Station hinunter begleiten wollte, ſagte er:

„Hat Dein Mann ſo viel Zeit in ſeinem Berufe, daß er ganze Tage ſolchen Liebhabereien nachgehen kann?“

„Was das betrifft,“ antwortete Netti, „ſo iſt der Geſchäftsandrang ungleich; aber ich könnte nicht mit Wahrheit ſagen, daß ich glaube, er vernachläſſige wirklich etwas. Er arbeitet leicht, ſo viel ich ſehe, ohne ſich lange zu beſinnen, und dann macht er ſich nichts daraus, wenn mehr zu thun iſt als gewöhnlich, die halben Nächte hindurch in der Kanzlei zu ſitzen und anhaltend zu ſchreiben. Erſt neulich war er den Tag über fort, in Münſterburg, und als er Abends um halb zehn Uhr heim kam, ging er nicht ins Bett, ſondern auf die Kanzlei, obgleich er nicht mehr munter ſchien. Als es drei Uhr ſchlug und er immer noch nicht in ſeinem Bette lag, glaubte ich, er ſei unten eingeſchlafen; ich ſtand auf, um nachzuſehen, ſchon wegen der Lampe, damit nichts Ungeſchicktes geſchehe. Aber er ſaß noch und arbeitete. Er hatte eine ganze Reihe Hypotheken oder Pfandbriefe, Grundbuchauszüge und dergleichen, was ſonſt die angeſtellten Gehilfen thun müſſen, ſelbſt ausgefertigt, Alles ſauber geſchrieben, ſogar die Ueberſchriften in ſorgfältiger Fractur. Eben war er daran, die Urkunden zuſammen zu falten und die kanzleimäßigen Titel auf die Rückſeiten zu ſetzen, Alles in guter Ordnung. Dies that er Alles, weil der Schreiber und der Lehrling nicht vorwärts gekommen waren und er einen Schub vorarbeiten wollte, damit es beſſer klecke. Er hatte nicht einmal gern, daß ich dazu kam und ſah, wie er eigentlich Arbeit verrichtete, für die er die Leute bezahlt.“

„Da iſt doch eine gewiſſe Gutmüthigkeit darin!“ meinte Salander. „Iſt Dein Iſidor auch ſolch' ein Nachtarbeiter, Setti?“

„Ja, er treibt ſich auch zuweilen lang in der Kanzlei herum,“ erwiderte Frau Iſidor Weidelich, „ob er mit ſeiner Arbeit den Angeſtellten unter die Arme greift, weiß ich nicht. Ich habe nur geſehen, daß er die Bücher durchmuſtert und ſich Notizen daraus macht.“

Auf der Bahnſtation Lindenberg mußten ſie ſich trennen. Die Eltern ſtiegen ſogleich nach Münſterburg ein, während Setti und Netti noch in dem Warteſälchen zuſammen blieben, um mit ſchwermüthig verlorenen Worten leiſe zu plaudern, bis der nach Unterlaub fahrende Zug herankam.

Martin und Marie Salander ſaßen zu Hauſe vor dem Schlafengehen ſich auch nicht in roſiger Laune gegenüber. Sie hatten ſich nun überzeugt, daß das Leben der blühenden Töchter verödete, und das um ſo troſt- und endloſer, wenn es im gegenwärtigen Zuſtande beharrte und ſich zu einem ewigen Landregen anließ. —

Marie ſtützte ihren Kopf auf den Arm und ſah in Gedanken verloren vor ſich hin.

„Nun haben wir noch den Arnold, um eine Hoffnung zu nähren,“ ſprach ſie eintönig, „und wie leicht kann auch die verloren gehen!“

„Er iſt aber nicht dazu da, daß wir an dieſe Möglichkeit denken ſollen,“ ließ ſich Martin hören, „er lebt und iſt da, und auch die Töchter leben ja und werden ihres Daſeins auch wieder froher werden! Arnold kann übrigens nun bald heimkehren, wenn er will; glücklicher Weiſe iſt er geſund geblieben und wird es hoffentlich ferner bleiben!“

„Ich wollte, er wäre ſchon da! Morgen ſchreibe ich ihm einen Brief!“

Nachdem er von ſeinen verlängerten Studienreiſen zurückgekehrt, war der Sohn zunächſt in die Handlung eingetreten, ſich gründlicher darin umzuſehen und einzuüben. Es dauerte auch nicht lange, bis er ſo viel Einblick und Urtheil gewann, die Nothwendigkeit, oder wenigſtens das Nützliche einer perſönlichen Reiſe nach jenen Zonen zu erkennen, wohin die hauptſächlichen Beziehungen des Hauſes ſich richteten. Hierin traf er mit den Wünſchen des Vaters zuſammen, welcher längſt das Bedürfniß nach einem zuverläſſigen Stellvertreter empfunden, da er ſelbſt den Gedanken zeitweiliger Reiſen aufgegeben hatte. Seit einem Jahre oder etwas länger befand ſich Arnold in Braſilien und hatte in der That ſchon gute Dienſte geleiſtet durch glückliches Auge und raſche Hand.

„Die Aufgabe, unſeren dortigen Grundbeſitz an geeignetem Pflanzland zu erweitern,“ ſagte Salander, „hat er unter den obwaltenden Umſtänden möglichſt gut löſen können, ſo daß wir, wie auch die Conjuncturen ſich wenden, ſchon langehin einen ſicheren Haltpunkt haben. Für Betrieb und Aufſicht hat er einen rührigen und treuen jungen Landsmann gefunden, den wir gelegentlich betheiligen können, ſo daß wir keine fremden Pächter mehr brauchen. Und was die übrigen Geſchäfte angeht, ſo hat Arnold nach Briefen, die ich habe, bei den Handelsfreunden überall ſich ſchicklich und klug benommen und einen guten Eindruck hinterlaſſen. Er hat's freilich leichter als ich, da ich mit meinem abgebrannten Lichtſtümpſchen in den Colonien herum hauſiren mußte. Was mich aber freut, iſt, daß wir einen Sohn und Genoſſen beſitzen, der tüchtig gelernt und die Welt mit Land und Leuten geſehen hat. Und da er dazu unabhängig ſein wird, oder es ſchon iſt, ſo wird ein Wirkungskreis im ſchönſten Sinne des Wortes ihm zu Theil werden, der uns mit zur Ehre gereicht!“

„Mag er leben, wie es ihm gegeben iſt,“ ſagte Marie, „und nicht anders, ſo wird er zufrieden bleiben! Wär' er nur erſt zurück!“

Nach dieſer Erbauung am Sohne kehrten ihre Sorgen wegen der Töchter wieder an Ort und Stelle zurück, eine längere Stille herbeiführend. Sein trübes Nachſinnen ſchloß Martin ab:

„Eines kann ich mir am wenigſten reimen! Wenn ich zurückdenke, wie die Mädchen in dem nächtlichen Garten, wo ich ſie mit den zwei Geſellen zuerſt belauſchte, die Burſche am Bändel führten, daß ſie gehen und ſtehen mußten, wie ſie es wollten; wie ſie ihnen nachher den Verkehr verſagten und jene gehorchten, — und wenn ich jetzt ſehe, wie ſie nicht den kleinſten Einfluß mehr haben und die Lümmel thun und laſſen, was ihnen beliebt, den jetzigen Frauen ſogar wie orientaliſchen Sclavinnen Putz und Kleider vorſchreiben und dieſe ſich fügen, während ſie doch die Männer nicht mehr lieben und achten, ſo muß ich immer fragen, wie hängt denn das zuſammen und wie iſt es möglich?“

„Da hilft das Grübeln nicht viel!“ entgegnete die Frau Salander.

„Man könnte ſagen, es ſeien auf beiden Seiten nicht mehr die gleichen Leute da, nachdem die Träume der Willkür zerronnen. Dort ſind aus den knabenhaften Traumfiguren junge Männer geworden, welche die rohe Seite hervorkehren und überdies zu Jenen gehören, welche von einem Bubenalter ins andere fallen; hier wurden die Mädchen zu verheirateten Frauen; das erträumte Phantaſieglück iſt verflogen und nur der Anſtand geblieben, der ihnen verbietet, das Elend auch noch mit täglichem Zanken und Streiten zu verbrämen; denn daß dieſes das einzige Ergebniß jeden Verſuches wäre, einen erneuten Einfluß zu gewinnen, wiſſen ſie natürlich wohl. Es iſt ja ſchon jene frühere Gewalt über die jungen Leute auch nur ein Theil des Phantaſielebens geweſen. Allein Alles das iſt ſchon zu viel geſagt! Wir haben es mit einer unerklärten Unregelmäßigkeit, mit einem Phänomen zu thun, wie Du Dich ſchon ausgedrückt haſt!“

„Es wird wohl ſo ſein,“ verſetzte der Mann melancholiſch, „es giebt dergleichen in der moraliſchen wie in der phyſiſchen Welt! Der Himmel möge uns in Gnaden bewahren!“

XIV.

Am anderen Tage begab ſich Martin Salander zeitig in ſein Contor, um das geſtern etwa Verſäumte zu ordnen. Als er dies gethan, auch die neuen Briefſchaften geleſen und eben eine Morgenzeitung anſehen wollte, wurde ein Fremder hereingeführt, der ihn zu ſprechen wünſchte.

Ein gut gepflegter Mann ſtand aufrecht mitten im Zimmer, von fremdartigem Ausſehen. Er trug eine tartarenähnliche Bartpflanzung im Geſicht, lang herunterhängende, ſteif gewichſte Schnurrbärte und eine entſprechende Einfaſſung des Kinnes. Der Kopf war ziemlich enthaart, dafür die Augen von vielen Fältchen umgeben, die eben ſo gut von angewohntem Blinzeln und Zwinkern, als vom Alter herrühren konnten; in der Hand hielt er einen kleinen Filzhut mit aufgeſchlagenem Rande, die Beine waren bis an die Kniee mit glänzenden Stiefeln bekleidet, aus einem Knopfloch des geſchloſſenen Rockes hing eine dicke goldene Kette, die eine Spanne tiefer in ein anderes Loch zurückſchlüpfte.

Salander fragte, mit was er dienen könne.

„Alter Freund! Kennſt Du mich nicht mehr? den Louis Wohlwend?"

Salander erkannte die Stimme, wenn es auch nicht der alte Sprachton war, doch im Allgemeinen und mit ihrer Hilfe traten auch einzelne Züge des alternden Geſichtes hervor. Er hätte in dieſem Augenblick eher an den Tod gedacht, als an den Wohlwend, und mußte ſich darauf beſinnen, wie er eigentlich zu dem Manne ſtehe? Er beſchränkte ſich alſo darauf, denſelben anzuſehen, ohne etwas zu ſagen oder die dargebotene Hand zu ergreifen. Der Mann Wohlwend rückte einen Stuhl herbei, ſetzte ſich darauf und lud den alten Freund und Handelsherrn mit einem Zeichen ein, ſeinen Platz am Pulte wieder einzunehmen.

„Ich nehme wahr," hob er nun ſeine Rede wieder an, „daß ich mich mit dem Zwecke meines Beſuches hätte ankündigen ſollen, um nicht über den alten Spahn zu ſtolpern, der, wie es ſcheint, noch immer zwiſchen uns liegt. Du haſt mich wegen jener Anweiſung der verkrachten atlantiſchen Uferbank einſt ungerecht verfolgen laſſen, aber natürlich nichts ausgerichtet, denn ich vermochte nicht zu zahlen, was ich ſchuldig war, mithin noch weniger, was ich nicht ſchuldete. Ich hatte damals Gelegenheit, für einen Händler mit eichenem Faßtaubenholz nach Ungarn zu reiſen und trieb mich von dort in den ungariſchen Ländern herum, brachte mich als Anſchicksmann und Vermittler in allen möglichen Handelszweigen ſo geradehin durch, ohne Gewinn zu machen, hatte mit Holz, Wein, Schafwolle und ſogar mit Schweinsborſten zu thun. Durch die Schweinsborſten gelangte ich in der Gegend von Eſſek an der Drau zu einem gewaltigen Schweinezüchter, der Gefallen an mir fand. Er handelte auch mit anderen Producten und ſuchte mich als Buchführer oder Factotum feſtzuhalten, und ich blieb dort. Ich war, wie Du weißt, immer noch ledig, fand nun Anlaß, mich verehelichen zu können. Mein Principal hatte zwei Töchter und zwar von zwei Frauen. Diejenige von der erſten wurde meine Gattin, und damit die Vermögensverhältniſſe beider ſich nicht verwickeln ſollten, jeder zukam, was ihr gebührte, ſo ordnete er noch bei Lebzeiten ſeinen Nachlaß und ſtellte jeden Theil ſicher. Jetzt iſt der Mann geſtorben. Ich kann aus den Einkünften meiner Frau ordentlich mit ihr leben und bei geregeltem Haushalte jährlich etwas zurücklegen. Wenn der nachgelaſſene Grundbeſitz vortheilhaft zu veräußern iſt, ſtellt ſich der Status vielleicht noch beſſer. Das Erſte, woran ich dachte, war natürlich die allmälige Rückerſtattung an mir erlittener Verluſte, welche etwa nicht durch Verträge ausgeglichen wurden; voran ſteht der ganze Betrag der Bürgſchaft, welche Du für mich geleiſtet haſt, alter Freund Salander! eh' Du das erſte Mal nach Braſilien gingſt! Ich will hier einen längeren Aufenthalt machen. Ich kann natürlich nur die Erſparniſſe aus den Jahreseinkünften meiner Frau verwenden und muß mich demgemäß in einzelnen Abzahlungen bewegen. Kurz, ich bin gekommen, den Anfang zu machen.“

Er zog eine Brieftaſche hervor und legte einige Banknoten auf Martin Salander's Pult, worauf er fortfuhr:

„Hier ſind fünftauſend Franken! Willſt Du mir die Liebe thun, ſie als erſte Abſchlagszahlung zu buchen und eine billige Zinsberechnung für den ganzen verfloſſenen Zeitraum behufs der ebenfalls ſucceſſiven Amortiſation aufzuſtellen? Denn ich habe zwei Knaben, die auch erzogen ſein wollen und mir Ausgaben machen werden.“

Jetzt befand ſich Martin Salander in Verlegenheit. Wenn die Zahlungsluſt Wohlwend's wirklich ernſt gemeint war, ſo mußte er, Salander, ſich in ein freundliches Benehmen zu ihm ſetzen, und doch wußte er nicht einmal, ob er das Geld annehmen ſolle, ohne ſeinen Advokaten berathen zu haben. Wenn aber Wohlwend in der ſpäteren Geſchichte mit der Uferbank dennoch unſchuldig geweſen, was ja leicht möglich war, ſo ſtand er nun mit ſeinen guten Vorſätzen und dem thatſächlichen Beginne der Ausführung ehrlich vor ihm, und Salander durfte ihn nicht lieblos zurückſtoßen.

Er nahm daher die fünf Banknoten in die Hand, ſtrich ſie glatt und ſagte nach einem kurzen Beſinnen:

„Wenn Du mir jenes Bürgſchaftscapital vergüten kannſt, ſo iſt es mir nur angenehm; man kann verloren geglaubtes Geld immer doppelt gut brauchen! Behufs der einfachen Verzinſung à vier vom Hundert ſchlage ich vor, zehn Jahre aufzurechnen, das heißt, die Friſt, nach deren Ablauf die Forderung verjährt war, ſo daß wir für Capital und zehnjährige Verzinſung eine runde Summe erhalten, die ſich nicht mehr verändert, im Falle die Abzahlungen nicht ausbleiben! Dieſe fünf Tauſend würden alſo die erſte Rata fraglicher Geſammtſumme ausmachen!“

„Ich erkenne wieder den braven alten Freund!“ entgegnete Louis Wohlwend mit biederem Tone. „Zinsfuß und Zeitberechnung ſind amical und ich nehme beides mit Dank an!“

„So will ich Dir eine vorläufige Quittung ſchreiben und, weil es Dir vielleicht angenehmer iſt, nachher ein ausführlicheres Schriftſtück ſelbſt beſorgen, damit ich nicht den Buchhalter mit der Scriptur beauftragen muß.“

„Ganz, wie Du willſt! Nochmals Dank!“ erwiderte Wohlwend, ihm gefühlvoll die Hand hinſtreckend. „Sieh', nun kann ich mich fröhlich als heimgekehrt betrachten, da ich mit dem älteſten Jugendfreunde daheim Frieden gemacht habe!“

Salander vergaß über der friedlichen Verhandlung, die ihm ja unverhofft altverdientes Geld zurückbrachte, Alles, was er wegen Wohlwend erduldet und ſelbſt ſchon über ihn geredet hatte. Er ſchüttelte ihm freundlich die Hand, wie ein gutmüthiger Mann, dem ein Stein vom Herzen fällt, wenn er auch einen gerechten alten Groll los werden kann. Er ließ den halb aſiatiſch ausſehenden und auch einen ſo klingenden angenommenen Deutſchdialekt ſprechenden Louis gewähren, der auch bis zur Mittagſtunde ſchwatzend da blieb, nach Allem fragte, die kommenden und gehenden Geſchäftsperſonen betrachtete und abwechſelnd Salander's Glück pries. Und als dieſer aufbrach, um nach Haus und zu Tiſch zu gehen, ging er Wohlwend's Geſellſchaft nicht aus dem Wege, der ihn ein Stück begleiten wollte.

Sie kamen bei einem Gaſthofe an, in welchem Herr Louis Wohlwend wohnte. Er blieb an der Pforte ſtehen und hielt Salander feſt.

„Thu' mir den Gefallen und geh' nur einen Augenblick mit herein! Ich möchte Dir gar zu gern meine Familie, Frau und Buben und die Schwägerin vorſtellen!“

„Aber das kann ja leicht ein andermal geſchehen! Jetzt erwartet man mich zum Eſſen!“ entſchuldigte ſich Salander.

„Verſteh!“ drängte Wohlwend, „ich möchte morgen früh mit ihnen auf den Rigi, um ſie ein Stück von unſerer Herrlichkeit ſehen zu laſſen! Und es kann noch Anderes dazwiſchen kommen! Nur ein Augenblickchen!"

Salander ließ ſich, um das Unvermeidliche abzukürzen, die Treppe hinaufdrängen und ſah ſich in einem Salonzimmer zwei ſtattlichen Frauenzimmern gegenüber, deren Schönheit verſchieden, aber gleich fremdartig erſchien, ebenſo wie ihre Haltung und Reiſetracht.

„Dies iſt nun mein alter Freund Martin Salander!" verkündete er ihnen, und zu letzterem gewendet:

„Dies iſt meine Frau Alexandra Wohlwend, geborne Glawicz! Dies ihre Schweſter, Fräulein Myrrha Glawicz, und dies ſind meine Knaben Georg und Louis!"

Salander bot ihnen Allen, die ihn mit etwas linkiſcher Reſpecterweiſung begrüßten, die Hand und ſprach Einiges zu ihnen über die Reiſe, die ſie gemacht und dergleichen. In der Zeit war Louis Wohlwend hinausgeſchlüpft und kam wieder herein.

„So, alter Freund! Du erweiſeſt uns die Ehre, mit uns zu eſſen! Ich habe den Lohndiener in Dein Haus geſandt mit dem Bericht, Du ſeieſt bei uns und gut aufgehoben!"

„Aber, guter Freund, das geht doch nicht wohl an!" meinte der ſich ſträubende Salander. Doch half es ihm nichts, und er ließ ſich zwingen.

Es dauerte eine Viertelſtunde, bis es zur Tafel ſchellte, und das Geſpräch war nicht eben fließend, beſonders wenn Wohlwend nicht ſchwatzte. Aber es wurde Salandern nicht langweilig, da er die fremden Leute unbefangen betrachtete.

Als es endlich zu Tiſch ging, bekam er die Schweſter der Frau Wohlwend zu führen und mußte auch neben ihr ſitzen.

„Nimm' Dich in Acht!" ſagte Louis Wohlwend ſcherzend, „es fließt wahrſcheinlich helleniſches Blut in ihren Adern. Mein ſeliger Herr Schwiegerpapa hat ihre ſelige Mama vom Schwarzen Meere herübergeholt und deren Vorfahren ſollen aus Theſſalien dorthin gekommen ſein."

Martin blickte die ſtille Nachbarin von der Seite an, die ihm jetzt ganz nahe war. Er ſah ein Paar leuchtende Augen, die ſich ihm wie in gleichgültiger Trauer zuwendeten, aus dem dunklen Haarknoten eine tadelloſe Stirn- und Naſenlinie ſich niederſenken und unter dem ſchwellenden Munde das ſchönſte Kinn ſich runden, alles wie nach dem Recept für altgriechiſche Frauenköpfe.

Salander fühlte ein prickelndes Behagen neben der ſeltenen Geſtalt, und als Wohlwend Champagner kommen ließ und er ein paar Gläſer genoſſen hatte, war es ihm, wie wenn er einen neuen Welttheil oder ein neues Prinzip entdeckt, kurz, das Ei des Columbus gefunden hätte.

Die an der Tafel geweſenen Fremden hatten alle ſchon den Speiſeſaal verlaſſen, nicht ohne daß die meiſten unter ihnen im Vorbeigehen einen Blick auf die neben

Martin ſitzende Schönheit warfen. Jetzt kam auch ein Kellner und anerbot der noch beim Champagner ſitzenden Herrſchaft, den Apparat in das Nebengemach zu tragen, da in dieſem Saale in zwei Stunden wieder geſpeiſt und der Tiſch neu gedeckt werden müſſe. Zugleich hob er die Flaſche aus dem Kühleimer und beſchaute ſie, die aber leer war.

Durch dieſe Schnödigkeit, der Flaſche ſowohl, wie des Kellners, wurde Martin Salander aus einem traumartigen Zuſtande geweckt. Er ſtand auf und lehnte Wohlwend's dringenden Antrag, dem Vorſchlage des Kellners zu folgen, entſchieden ab.

„Nun, alter Freund!“ ſagte Louis Wohlwend, „alſo auf ein anderes Mal! Ich hoffe, wir werden uns wieder verſtehen lernen! Die Freundſchaft iſt keines der ſchlechteſten Ideale, inſonders wenn ſie alt iſt, wie guter Wein!“

Salander, der wieder ganz wach geworden, fand zwar den Vergleich nicht zutreffend, da ſehr alte Weine heutzutage nicht mehr ſo hoch geſchätzt werden, wie früher. Jedoch unterdrückte er dieſe Bemerkung und eilte, ſich im Kreiſe herum von den daſtehenden Perſonen zu verabſchieden. Die letzte war Fräulein Myrrha Glawicz mit dem griechiſchen Blut und ſtand hinter ihm; er ſuchte ſie an der unrechten Stelle, ſo daß er ſich in einiger Verwirrung um ſich ſelbſt drehte und beinahe ausglitt, eh' er der ſchweigſamen Dame die Hand reichen und endlich abziehen konnte.

„Es dünkte mich wie das Schweigen des blauen Himmels dort im alten Hellas!“ ſagte er bei ſich ſelbſt, mit beſchwingtem Gange die Straßen entlang ſchreitend.

„Es iſt doch, bei Gott! eine ſchöne Sache um das Schöne, das claſſiſch Schöne!“ Dabei ſchlug er unbewußt ein Schnippchen in die Luft; ein oder zwei Vorübergehende ſahen ihm verwundert nach.

„Was iſt denn das für ein Fremdenbeſuch, mit dem Du im Gaſthof gegeſſen haſt?“ fragte ſeine Gattin Marie, bei der er für ein Stündchen vorſprach.

„Hat man Dir's nicht geſagt?“ fragte Martin verblüfft.

„Das kannſt Du ja wiſſen, da Du nur melden ließeſt, Du kämſt nicht zu Tiſch und würdeſt dort ſpeiſen!“

„Ich habe gar nichts melden laſſen, er that es ohne mein Wiſſen!“

„Wer Er?“

„Ja ſo! Nun rathe — der Louis Wohlwend!“

„Der iſt da? Und Du haſt mit ihm gegeſſen?“

Die Frau Salander ſaß ſtarr vor Erſtaunen, aber nicht von der freudigen Art.

„Erſchrick nur nicht ſo arg! Denke Dir, er will unſer Bürgſchaftsgeld mit Zins abzahlen und hat mir als Anfang fünftauſend Franken gebracht!“

„Ich wollte, der Boden hätte ihn damit verſchlungen! Wenn das Geld nicht verſchmerzt wäre, ſo hätt' er's nicht gebracht! Und da haſt Du gleich wieder Freundſchaft gemacht?“

„Das juſt nicht! Aber ſei doch nicht ſo wunderlich, liebe Marie! Ich kann nichts Anderes darin ſehen, als daß er den Schaden gut machen will, da er es nun vermag!“

„O Mann, und ich kann nichts Anderes erkennen, als daß er gekommen iſt, Dich zum dritten Male auszuplündern!“

„Das hätte er jetzt nicht mehr nöthig! Ein ſolcher Spitzbube iſt er doch nie geweſen, daß er, der ein Vermögen erheirathet hat, aus bloßer Liebhaberei eine alte Schuld bezahlt, um ſie als Köder zu einem neuen Fang zu benutzen. Und dann wäre er nicht mit Weib und Kindern dazu eingerückt!“

„Behüt' uns der Himmel! Weib und Kinder? Das mag ein ſchönes Volk ſein!“

„Schön? Schau' ſie einmal an, Du wirſt Dich wundern! Die Frau ſelbſt dünkt mich zwar nicht beſonders ſein, hab' ſie auch nicht recht angeſehen, weil ſie eine jüngere Schweſter hat, ein Fräulein Myrrha, die ich betrachten mußte! Ich ſage Dir, eine Antigone, eine Nauſikaa, die ſchöne Helena ſelbſt, würd' ich ſagen, wenn ſie hiefür nicht zu fromm ausſähe!“

Erſt jetzt faßte Frau Marie den begeiſterten Mann beſſer ins Auge und gewahrte ſein leicht geröthetes Geſicht und die glänzenden Aeuglein, die er machte. In dieſer ungewohnten Anwandlung einer ſpäten Schönheitsverehrung erſchien er ihr ſo liebenswürdig komiſch, daß ſie herzlich lachen mußte und ihn mit wachſender Heiterkeit betrachtete.

„Es iſt gewißlich wahr!“ rief er treuherzig, indem er das fröhliche Weſen ihrem Unglauben zuſchrieb, nicht ahnend, wie viel edler die Laune war, die ſie beſeelte. Und als ſie ihn mit noch luſtigerem Wohlwollen zu betrachten fortfuhr, lief er ungeduldig mit den Worten davon:

„Ach geh! Mit Dir iſt nichts anzufangen.“

„Dieſer gute Martin!“ dachte die in ihrem Seſſel lehnende und einen Augenblick die Hände übereinander legende Frau, „der ändert ſich nicht, bis er zerbricht! Immer jagt er einen neuen Oſterhaſen auf, wenn man glaubt, er ſei zu Ende! Jetzt hat er es wieder mit der Griechenſchönheit zu thun, wie er es in alter Zeit genannt hat; er wird nächſtens mit dem Odyſſeebuch ankommen, das wir ehemals durchlaſen. Nun, er hält ſeinen Geiſt immer in Bewegung, immer iſt er mit Etwas beſchäftigt und braucht nicht Kegel zu ſchieben!“

Der ſo günſtig beſchriebene Mann ging indeſſen ſchon wieder anders gelaunt den Weg nach dem Geſchäftshauſe, als wie er ihn angetreten. Erſt auf der Straße wirkte das anmuthige Verhalten der Frau in ihm nach, deren innere Jugend den Roſt der Jahre um ſo lieblicher durchſchimmert hatte, als das Vorkommniß in ſeiner Art neu war.

Der kleine Verdruß, den er über ihr Lachen empfunden, verſchwand unvermerkt. „Wer hätte gedacht," ſagte er, „daß dieſe gute Marie, die ich ſo lange kenne, einer ſo zierlich goldenen Laune in ſolchem Falle fähig wäre! Nie hab' ich ſie ſo geſehen! Hier kann man wahrlich nicht ſagen, der Menſch ändert ſich, bis er zerbricht! Stets, wenn man es am wenigſten denkt, bringt ſie ein neues Licht zu Tag! Freilich, da ſie hiemit ſtets dieſelbe bleibt, kann man doch nicht ſagen, ſie ändere ſich!"

Aber keines von Beiden erinnerte ſich mit einem Wörtchen an das Geſpräch, welches ſie am geſtrigen Abend vor dem Schlafengehen wegen der Töchter geführt, und was ſie von den unregelmäßigen und unerklärten Erſcheinungen des menſchlichen Lebens geſagt hatten.

XV.

Martin Salander hörte mehrere Wochen nichts weiter von Louis Wohlwend und deſſen Familie, und wenn er auch zuweilen neugierig war, was der curioſe gute Freund zu guter Letzt noch aufſtellen werde, ſo dachte er doch immer weniger und gleichgültiger daran.

Eines Abends verkündigte ihm Frau Marie, daß ſie die Töchter beſuchen und bei jeder einen Tag zubringen möchte. Die Männer ſeien nämlich beide an ein Schützenfeſt in der Weſtſchweiz gereiſt und werden es nicht verlaſſen, bis ſie ein paar ſilberne Becher herausgeſchoſſen, was ſie mit vielem Geldaufwand und unendlichem Schießen zu erzwingen gewohnt waren. Ihre Abweſenheit wünſchten die Frauen zu einer gründlichen Muſterung des Hausgeräthes, namentlich Betten und Linnenzeug, zu benutzen und dabei die Mutter mit ihrem Rathe zur Seite zu haben. Sie gedachten natürlich, auf dieſe Weiſe einen vollen Sommertag der ungeſtörten mütterlichen Geſellſchaft ſicher zu ſein und es überdies ſo einzurichten, daß jede der Schweſtern an der Viſitation und dem Rathſchlage im Hauſe der andern Theil nahm, wobei ſie nicht nur ein lebhaftes Wahrnehmen und Vergleichen der erlittenen Schäden, ſondern auch ein höchſt zufriedenes, vertrautes Stillleben zu Dreien Tage und Nächte lang zu erzielen hofften. Denn wenigſtens eine Nacht wollte jede Tochter den erſehnten Beſuch bei ſich feſthalten.

Martin fand Alles in der Ordnung, bis auf die koſtſpielige Schießerei der Schwiegerſöhne, von denen Jeder in der That ein Glasſchränklein mit einer Reihe glänzender Becher im Hauſe ſtehen hatte, ohne einen ſichern Schuß abgeben zu können. Da es aber einmal ſo war, ſo gönnte er allen drei Frauen die zwei oder drei vertraulichen Tage und ermahnte die ſeinige, ſo lange bei den Kindern zu bleiben, als ſie es freue und ihr ſelbſt gut thue. An beiden Orten ſei ja die Luft ſo rein und geſund, als möglich.

Am beſtimmten Tage brachte er die treffliche Geſponſin zum Bahnhofe, wo die Magd ſchon einen Korb mit guten Sachen hingetragen hatte, das Zuſammenſein der einſamen Strohwittwen etwas feſtlicher zu geſtalten.

Vom Bahnhofe hinweg machte Salander einen längern Gang durch abermals neu entſtandene oder ausgebaute Quartiere und unterhielt ſich damit, ein und anderes Haus zu erſpähen, auf welches er flüſſiges Capital geliehen hatte. Da er aber kein fleißiger Stadtgänger war, ſo vermochte er die Häuſer ſchon nicht mehr herauszufinden. Hierüber fielen ſeine Gedanken auf das bedenkliche Umſichgreifen der Bauluſt, welcher er ja ſelbſt Vorſchub leiſtete, und auf die Reden, welche bereits von einem unvermeidlichen Häuſerkrach umgingen. Mag er kommen, dachte er, ich habe nur erſte Hypotheken, und ohne das: mit geflogen, mit gefangen! Man muß mit der Zeit marſchiren, ſie gleicht Alles wieder aus; was ſollten unſere Handwerker anfangen, wenn nicht das bischen Bauen noch wäre?

Er betrachtete ein ſchönes Haus genauer, welches ſchon bewohnt ſchien, da im Erdgeſchoß eben ein Handelsgeſchäft oder Waarenlager eingerichtet wurde und die Fenſter der übrigen Stockwerke mit Vorhängen verſehen waren. Wie er ſo ſtand, trat Louis Wohlwend aus dem Hauſe und erblickte den Martin Salander.

„He," rief er, „da iſt er ja wie gerufen, der alte Freund! Juſt dieſen Augenblick war ich im Begriff, Dich auf dem Contor aufzuſuchen! Wie gern würde ich Dich gleich hinaufführen, denn wir wohnen einſtweilen in dieſem Hauſe; aber meine Frauenzimmer befinden ſich noch nicht im Stadium und würden ſchneuzen wie Katzen, wenn ich einen Herrn brächte!"

„Ei ſo!" ſagte Salander, als er endlich zum Worte kam, „Du haſt eine Wohnung bezogen und gedenkſt alſo hier zu bleiben?"

„Es iſt wohl möglich, daß wir wenigſtens ſo lange bleiben, bis die Buben geſchult ſind. Denn das habe ich nun empfunden, daß ich ſie hier in die Schulen ſchicken muß; ſie ſollen ja doch Schweizer bleiben. Wir ſind einige Wochen herumgereiſt, auch am Genferſee; in Lauſanne habe ich ein Privatinſtitut gefunden, das mir ſehr gefällt. Dort will ich ſie für ein Jahr, oder je nachdem, unterbringen, und nachher ſollen ſie hier oder anderswo in der deutſchen Schweiz eine gute Mittelſchule, Gymnaſium oder Realſchule durchmachen."

„Was ſollen ſie denn werden?" fragte Salander.

„Mit meinem Willen jedenfalls nicht Kaufleute! Ich habe genug daran bekommen, ſintemal nicht Jedem das Glück eines Martin Salander beſchieden iſt!"

Dieſer nahm eine Redensart, die er auch ſchon von andern Schiefgelaufenen hören gelernt hatte, nicht übel; er lächelte gutmüthig:

„Alſo Studien nimmſt Du in Ausſicht für die Knaben?"

„Studien, hm! Ja und nein! Ich fürchte, die Burſchen ſind nicht ſo recht intelligent genug! Dennoch ſchwebt mir dunkel vor, als ob ſie das Studium der Theologie bewältigen könnten!“

„Theologie? Das muß ja heut zu Tage gerade das Schwierigſte ſein, das die entgegengeſetzteſten Fähigkeiten erheiſcht!“

„Nicht ſo ſehr, wie Du meinſt!“ erwiderte Louis Wohlwend mit überlegenem Zwinkern ſeiner Augen. Da eigentlich Keiner wußte, wie es der Andere meinte oder meinen wollte, ſo ließen ſie den Gegenſtand fallen.

„Wo gehſt Du hin?“ fragte Wohlwend.

„Auf das Büreau; ich habe meine Frau nach der Eiſenbahn gebracht, ſie iſt für einige Tage verreiſt, und nachher bin ich ein wenig ſpazieren gegangen. Jetzt wird es wohl Zeit ſein.“

„Ich begleite Dich noch eine Strecke! Apropos! Was ſagſt Du dazu, daß ich in Deinem Hauſe wohne?“

„In meinem Hauſe? Wo denn? Ich habe keines!“

„Wo ich vorhin herauskam? Ich habe mit dem Eigenthümer über die jetzigen Bauverhältniſſe geſprochen, und dabei natürlich erfahren, wo er das Geld her hat. Es iſt alſo ſo gut Dein Haus, wie ſeines!“

„Ich ſehe nicht, wie! Auch wenn der Mann es müßte fahren laſſen, ſo kämen Andere nach mir, denen es zufiele. Ich ſtehe ſicher!“

„Wer kann das ſagen? Wenn der Kaufwerth um ein Drittel oder Viertel ſinkt, ſo wird das Haus Dein und iſt dann erſt preiswürdig!"

„Aber iſt denn das Haus wirklich eines, worauf ich Geld habe? Wie heißt der Beſitzer?"

„Wie, Du kennſt Deine Häuſer nicht? Martin, Du biſt bei Gott großartig!" Bei dieſen Worten warf Wohlwend einen ſtechenden Blick auf den alten Freund, der zufällig einen halben Schritt voraus war und das böſe Auge nicht fühlte.

Jener wußte wahrſcheinlich ſelbſt nicht, was die aufblitzende kleine Wuth erregte, ob Salander's Erwerbsglück oder die unbekümmerte Ruhe, welche er beſaß. Während Jener ſchon mehr ausgekundſchaftet, als er verrieth, wußte Dieſer nicht einmal, wo die Häuſer ſtanden, die er belehnte, was wie eine perſönliche Beleidigung auf ihn wirken mußte. That ihm Salander ja nicht die Ehre an, die Frage nach dem Namen des Hauseigenthümers zu wiederholen, die vorhin unbeantwortet geblieben.

Aber kaum hatte er den halben Schritt eingeholt, war die ſchlimme Anwandlung aus ſeinen Augen verſchwunden, und er plauderte weiter.

„Alter Freund! Was ich ſagen wollte: ich weiß nicht, wie ich zu Deiner Allergnädigſten ſtehe? Gern möcht' ich ſie doch unter den nunmehrigen Verhältniſſen begrüßen, zumal ich auch mit Damen behaftet bin, denen ein ſchicklicher Umgang Bedürfniß wäre. Sie ſind durch den frühen Tod ihrer Mütter in der feineren Erziehung nicht gefördert worden, haben zwar durch fahrende, junge geiſtliche oder weltliche Lehrer Unterricht erhalten, wenn es ſich fügte; das wollte aber nicht viel heißen, hätte auch nicht viel zu ſagen, wenn ſie als Erſatz mehr geſellſchaftliches Geſchick hätten, als ſie ſich in ihren heimathlichen Verhältniſſen haben aneignen können — aber da hapert's eben, wie Du leicht bemerken magſt, und aus dieſem Grunde muß ich darauf ſehen, ſie bald in dies oder jenes Haus einzuführen, wo ſie etwas lernen können, ſo das nöthigſte —"

„Da klopfſt Du an der unrechten Thüre," unterbrach ihn Salander, „meine Frau lebt ziemlich zurückgezogen und hält nicht einmal eine Stubenjungfer. Seit vielen Jahren behelfen wir uns mit einer ältern Magd, Du kannſt Dir alſo denken, daß wir kein Haus machen, wo für Damen etwas zu lernen iſt."

„Laß das nur gut ſein! Die gnädigſte Frau iſt mir nicht grün, ich weiß das wohl; allein darum hab' ich doch allen Reſpect vor ihr und ſchätze, daß ſie für ſich allein ſchon ein gutes Haus vorſtellt — verſteh' mich nur! Ich ſuche ja nicht Glanz und Geräuſch für die armen Weibchen, ſondern ein Vorbild ruhig edler Weiblichkeit in allem Thun und Laſſen —"

„Da kommſt Du bei der Marie ſchlecht an, wenn Du dergleichen vorbringſt!" unterbrach Salander abermals den Aufdringlichen, „ſie kann das Wort nicht ausſtehen und hat es dem Redner jetzt noch nicht verziehen, der ſie einſt an der Hochzeit unſerer Töchter vor allem Volk ein Miſter edler Weiblichkeit genannt hat!"

„Ha, die famoſe Hochzeit!" rief Wohlwend, „davon hab' ich auf dem Borſtenmarkt zu Budapeſt eine Zeitungsnotiz geleſen. Ich frühſtückte ein Schweinshaxerl mit einem Seide Erlauer, nahm ein Blatt in die Hand und las aufs Geathewohl: „Den berühmten Hochzeiten zu Cana, des Camacho (welchen ich nicht kenne) u. ſ. w. wird man dejenige eines Herrn Martin Salander in der freien Schweiz anreihen müſſen, welche derſelbe bei der Verheirathung ſeiner zwei Töchter angeſtellt hat, und wobei nicht nur eine Menge Volkes bewirthet, ſondern auch politiſche Schauſpiele und Allegorien aufgeführt wurden, Alles unter freiem Himmel!" Davon mußt Du mir noch erzählen! Stelle Dir vor, wie es mich elektriſirt hat und wie mir trotz neines gebratenen Schweinshaxerls der Mund wäſſerte!"

„Ja, ein ander Mal!" ſagte Salander, der roth und verlegen geworden und nach der Uhr ſah, „jetzt muß ich doch ans Geſchäft gehen, es iſt bald neun Uhr!"

Wohlweid faßte ihn aber am Rockknopf:

„Noch en Wort, alter Freund! Du biſt alſo allein zu Hauſe? Wir haben uns noch gar nie recht ausgeplaudert, nimm vorlieb und iß heute mit uns, wenn Du nichts anders vorhaſt! Wir ſind freilich nur unvollkommen eingerichtet und ohne allen Luxus auch in der Küche — alein ich weiß, Du nimmſt vorlieb! Wir müſſen uns in den eigenen vier Wänden bewegen, wenn wir ungeſtört ſein wollen. Du verſprichſt zu kommen, nicht wahr?“

Martin fühlte ſich durch das neue Andrängen Wohlwend's nicht angenehm berührt und gedachte auch des Widerwillens der Frau Marie. Doch der Umſtand, daß er ſich vorgenommen hatte, auswärts zu ſpeiſen, und eine gewiſſe Neugierde, das Schönheitsbild nochmals zu erblicken, deſſen Lob eine ſo liebliche Heiterkeit der Gattin erweckte, veränderten plötzlich ſeinen Sinn, oder verhüllten ſein Bewußtſein mit einem aufſteigenden Nebelgewölk, und er ſagte zu, worauf Wohlwend ſich ſchleunig entfernte und Salander endlich die Stätte ſeiner Arbeit aufſuchte. Er blieb einige Stunden andauernd beſchäftigt, auch nachdem ſeine Leute weggegangen, und überſah mit klarem Blicke die Geſchäftslage nach allen Seiten. Wo ſich eine Schwierigkeit zeigen wollte, rührte ſie nicht von Selbſttäuſchung oder bedachtloſem Verfahren her, und es ließ ſich ihr mit ruhigem Gleichmuthe begegnen. In der Stille der Mittagsſtunde warf er auch einen prüfenden Blick in die Bücher, ſowie auf die perſönlichen Notizblätter über die wichtigeren Vorkommniſſe im Allgemeinen, und nahm mit Befriedigung wahr, was er zwar wußte, daß der Gang ſeiner Handelsangelegenheiten keine verwegenen Sprünge machte, dagegen in gleichmäßigem Fluſſe ſich gelaſſen vorwärts bewegte. Darin glaubte er dankbar ein ihm anhaftendes Glück zu erkennen, ſeit den früheren

Unfällen nur auf redliche und zuverläſſige Geſchäftsfreunde zu ſtoßen, oder dieſelben ſogar anzuziehen, wenn er ſo eitel ſein wollte, ſich deſſen zu rühmen.

Nun ſchnarrte die ſolide Uhr über dem Schreibtiſche, viertelte, ſchlug ein kräftiges Eins und erinnerte ihn daran, daß er dem Louis Wohlwend verſprochen habe, bei ihm zu eſſen, und zugleich, daß dieſer älteſte Freund beinahe der einzige Menſch war, der ihm wiederholt Unglück gebracht hatte. Er erſchrak förmlich, ſchloß die Aufzeichnungen wieder ein und beſann ſich ſchwankend, ob er nicht beſſer thäte, dem Gefühle ſeiner Marienfrau zu folgen, nicht hinzugehen und überhaupt mit dem wunderlichen Geſellen kurz abzubrechen. Als er jedoch bedachte, wie Wohlwend ja den guten Willen zeige und bereits bethätigt habe, das Vergangene freiwillig gut zu machen, dünkte es ihm doch unthunlich und grauſam, den Mann ſo zu behandeln, jetzt, wo er ſich aus den Wirrſalen eines vielleicht mehr thörichten als ſchlechten Lebens gerettet zu haben und zur Ruhe gekommen ſchien.

Damit erhob er ſich von ſeinem Stuhle, ſuchte nach Haar- und Kleiderbürſten ſeiner Angeſtellten, welche die Herren in einem Winkel aufbewahrten, wuſch die Hände und machte ſich ſchön, ſoweit es ſein Alter erlaubte, da er mit Frauen zu Tiſch ſitzen ſollte. Dann ſchellte er dem Gewerbeknecht, der im Hauſe wohnte, und befahl ihm, das Contor zu ſchließen, auch dem Buchhalter zu ſagen, er würde vermuthlich dieſen Nachmittag nicht mehr erſcheinen.

Er ſtieg in dem bewußten Hauſe drei Treppen hoch, bis er die Wohnung fand, an deren Thüre eine Karte mit dem Namen L. Volvend-Glavicz befeſtigt war. Zeugte das hochgelegene Quartier von beſcheidenem Auftreten, ſo verkündete die Karte, daß deren Inhaber ſchließlich in die Zunft Derjenigen eingetreten ſei, die immer etwas an ihrem ehrlichen Namen herumzubaſteln haben. Martin ſchüttelte den Kopf und zögerte, die Hand an der Klingel, ein letztes Mal. Er wird am Ende nichts weiter damit wollen, als ein wenig der Eitelkeit fröhnen, da er nun die Muße dazu hat! dachte er nach einigem Beſinnen und zog die Glocke. —

Es dauerte ein kleines Weilchen, bis einer der Knaben öffnete und den Gaſt mit einem ſtummen Bückling einließ. Durch die offen ſtehende Thüre eines Zimmers ſah man den gedeckten Tiſch, an welchem das andere Söhnchen ſtand und die Mandeln zählte, die auf einem Teller lagen. Beide Knaben trugen Stiefeln, wie der Vater, und darüber lange Röcke von gelblicher Farbe, gleich Herrſchaftsbedienten; in ähnlichem Geſchmacke waren die Haare mit Pomade beſtrichen und dicht an die Schläfen geklebt. So machten ſie den Eindruck von Kindern, welche die Eltern nicht zu kleiden verſtehen. Als weiter Niemand erſchien, fragte Salander denjenigen, der ihm geöffnet, wie er heiße, denn er hatte es vergeſſen.

„Georg!“ erwiderte er, abermals mit einem Bückling, „und der dort iſt der Louis!“

„Richtig! Nun, und wo iſt Euer Papa?“

„Dort drin ſitzt er!“ ſagte Georg, auf eine andere Thüre weiſend. Martin klopfte dran und es tönte herein.

„Ah! Der Freund Salander!“ rief Wohlwend, der an einem Tiſchchen in der Nähe des Fenſters ſaß und ſchrieb, jetzt aber aufſtand und ihm die Hand reichend entgegentrat, „ſei willkommen bei uns!“

„Ich muß mich wegen des Verſpätens entſchuldigen,“ ſagte Salander, „ich habe mich auf dem Contor ganz vergeſſen, bis es Eins ſchlug!“

„Hat gar nichts zu ſagen! Du ſiehſt, ich war auch beſchäftigt, ich bin ein armer Teufel und habe ſtets mit dem Vermögen meiner Frau zu ſchaffen, es iſt eine etwas ſchwierige Gegend dort hinten! Und meine Schwägerin hat zwar ihren eigenen Sachwalter, aber auch dem muß ich fortwährend auf die Finger ſehen, ich habe eben ſeine letzte Abrechnung unter den Händen. Jetzt wollen wir aber ſehen, wo die Frauenzimmer bleiben!“

Er packte einige Papiere zuſammen, die auf dem Tiſchchen lagen, und verſchloß ſie in eine Commode.

„Schau' einmal dies Möbel, wie gut es gemalt iſt!“ ſagte er, „reines Tannenholz, und ſieht aus wie Nußbaum! Wir ſitzen nämlich ganz in gemiethetem Hausrath, Betten und Alles, bis das Proviſorium entſchieden iſt.

Auch das Eſſen haben wir heute vom Reſtaurant, haben zwar eine Köchin mitgebracht, die aber mit den hieſigen Einrichtungen noch nicht auszukommen verſteht."

Eine Thüre ging auf, durch welche Frau Alexandra Volvend-Glavicz eintrat. Sie ging in rauſchender Seide daher und war ziemlich ſo groß, wie ihr Mann; dennoch ſchien ſie ihm auf die Augen zu ſehen, wie wenn ſie ſich ſcheute, etwas nicht gut zu machen. Das Geſicht war wohlgebildet, aber ausdruckslos und tiefer gefurcht, als den vielleicht bald vierzig Jahren angemeſſen war, die ſie zählte.

„Siehſt Du," wendete ſich Wohlwend an ſie, „hier heißt's nicht: Küß die Hand, meine Gnädigſte! wenn ein Herr kommt! Die Hand gegeben und geſchüttelt, damit Punctum!"

Salander erleichterte der guten Dame das Manöver, indem er es nach der ſoeben vernommenen Vorſchrift ausführte und ihr aufrecht ſtehend die Hand bot.

„Guten Tag, Herr Staatsrath von Salander," ſagte ſie mit faſt rauher Stimme, „es freut mich, wenn Sie mit unſerm einfachen Tiſch vorlieb nehmen wollen!"

Dabei machte ſie ſtatt ſeiner einen Bückling, genau wie vorhin ihr Sohn Georg.

„Nicht ſo!" rief Wohlwend lachend, „Du darfſt deswegen noch kein Compliment machen, wenn man Dir ſchon nicht die Hand küßt!"

Sie erröthete ſtark, weil ſie trotz des Lachens den ſtechenden Blick auffing, den er zugleich damit abgab. Denn er war zornig über die offenbar eingelernte und verkehrt vorgebrachte Phraſe ihrer Begrüßung. Zum Glück für ſie, die furchtſam daſtand, ging die Thüre wieder auf und ihre Halbſchweſter erſchien, Salander's Augen ſogleich auf ſich ziehend und feſthaltend. Sie war jetzt wirklich eine ſchöne Erſcheinung, eben ſo groß wie ihre Schweſter, war ſie wohl zwanzig Jahre jünger, und in dem weißen Kleide, das ſie trug, von tadelloſem Wuchſe. Das Kleid war einfach gearbeitet, ohne alles Gebauſche, indem der Hauptzierrath in einem ebenfalls weißen Spitzenkragen beſtand, welcher die ſchönſten Schultern und Arme ſpärlich durchſchimmern ließ, aber von ihnen um ſo ſchönere Falten erhielt. Einen feineren Glanz verlieh alledem die ſanfte Schüchternheit, die darüber ausgegoſſen war und die beſcheiden auftretende Geſtalt in ihrem ſo ſtattlichen Wuchſe in der That wie Mondlicht verklärte. Sie lächelte leicht, als ſie Salander grüßte, aber mehr wie um Athem zu ſchöpfen, als um ihn oder irgend Jemand anzulächeln, und er verbeugte ſich bei dieſem Anlaß unfreiwillig, trotz ſeiner demokratiſchen Geſinnung, und nahm ſogar die Hände hervor, die er auf dem Rücken gehalten hatte.

Jetzt kamen auch die Knaben gelaufen und zeigten an, daß die Suppe auf dem Tiſche ſtehe.

„So laßt uns gehen, eh' ſie kalt wird!“ mahnte Wohlwend. „Es iſt das Einzige, was die Köchin heute geleiſtet hat, eine gut öſterreich-ungariſche Suppen, eine Mehlſpeis nicht zu vergeſſen! Herr Großrath, darf ich Dich bitten, meiner Frau den Arm zu bieten und voranzugehen, links durch!“

Martin mußte ſich zuſammennehmen, der Einladung raſch zu gehorchen. „Woher hat er nur dieſe verfluchten Künſte?“ dachte er, „hier wußte er den Teufel davon, ſo wenig als ich!“

Am Tiſche kam er heute natürlich neben die Frau zu ſitzen, erhielt aber dafür die herrliche Myrrha von helleniſcher Abkunft zum Gegenüber.

Zu ſeiner Verwunderung ergriff Louis Wohlwend ſofort den Suppenlöffel und tauchte denſelben in die Schüſſel, nachdem die Köchin, auch eine merkwürdige Erſcheinung, den Deckel weggenommen hatte.

„Das iſt mein Amt!“ ſagte er zu Salander, der ihm zuſchaute, „darf ich um die Teller bitten, wir wollen ſie einfach weitergeben, da wir unſer ſo wenig ſind!“

Die Frau war ſichtlich etwas beſchämt, ſo regiert zu werden; allein er ſchöpfte einen Teller um den andern voll, indem er Jedem ſeinen Antheil an den guten Sachen herausfiſchte, die auf dem Grunde der Schüſſel ruhten, und ſo gerechtes Maß übte, auch dafür ſorgte, daß kein Teller im Herumreichen überſchwappte.

Martin Salander befolgte in allen Lagen ſeines Lebens, wo eine Suppe vorkam, die Angewöhnung, ohne Verzug mit dem Genuſſe derſelben zu beginnen, ſobald er ſie im Teller hatte. Da nun das Schöpfen beendigt war, ſäumte er auch nicht länger, verſenkte ſeinen Löffel in die Brühe und führte ihn zum Munde. Als er damit auf dem halben Wege angelangt war, und auf dieſen Augenblick ſchien der Tiſchherr gewartet zu haben, ſagte Wohlwend unverſehens mit trockenem Tone:

„Georg, bete!"

Verblüfft hielt Martin Salander den Löffel ſchwebend in der Luft und ſchaute auf. Alle hielten die Hände gefaltet vor ſich hin, während der Knabe ein Tiſchgebet verrichtete. So blieb Jenem nichts anderes übrig, als ſeinen Löffel niedergehen zu laſſen und die Hände wenigſtens vor ſich auf den Tiſch zu legen. Zu einem geheuchelten Mitfalten fehlte es ihm doch an Unverfrorenheit. Inzwiſchen betrachtete er den Louis Wohlwend ganz unbefangen, wie er ernſthaft vor ſich niederblickte und unter ſeinem tatariſchen Schnurrbart die Lippen ſchloß, wie wenn er einen Schluck Wein auf der Zungenſpitze hätte.

Als das Gebet zu Ende, wurde die Suppe ohne weiteres Hinderniß verzehrt, und da hierbei wenig geſprochen zu werden pflegt, fand Salander Zeit, über den Vorfall ſeine Gedanken zu machen. Daß in einer Familie mit Kindern das Tiſchgebet fortgeführt wird und auch Wohlwend, der die Sitte wahrſcheinlich im Hauſe des Schwiegervaters vorfand, es that, fiel ihm nicht ſo auf, wie die unverkennbare Abſicht, mit welcher er den argloſen Gaſt den Löffel hatte ergreifen laſſen, eh' er den Befehl ertheilte. Martin ſchloß alſo hieraus, daß es auf ihn beſonders gemünzt ſein müſſe, und indem er mit geheimem Ergötzen die alten Schnurren darin erkannte, wunderte er ſich nur, zu was ſie jetzt noch nöthig ſeien, und daß Wohlwend die beleidigende Form nicht ſelbſt gefühlt habe. So lang er ihn kannte oder zu kennen glaubte, ahnte er doch nicht, daß der gute Freund allmälig auch von einer gewiſſen Bosheit gefüllt worden, welche ohne ſein Wiſſen durchſickerte, wo er es am wenigſten wünſchte, da der Zuſammenhalt ſich lockerte.

Wohlwend merkte übrigens, daß der Gaſt das Auftrittchen ſeiner neueſten Erfindung nicht ganz unempfindlich hinnahm und eröffnete daher das Tiſchgeſpräch folgendermaßen:

„Du biſt vielleicht von unſerem ſoeben geübten Brauche überraſcht, alter Freund! Du weißt, ich war nie ein Kopfhänger, nie ein Frömmler und gedenke es niemals zu werden! Aber in dieſen Zeitläuften und bei einem Leben, wie ich es führen mußte, immer auf der niedrigſten Gewinnsjagd umhergetrieben und fruchtlos abgehetzt, da lernt man wieder mehr nach den alten Idealen der Menſchheit ausſchauen, um, wenn vielleicht nicht für ſich, ſo doch für die Kinder etwas zu retten, woran ſie ſich halten können! Du verſtehſt!“

Salander bemerkte, daß die Frauen wie die Knaben den Sprecher aufmerkſam anſahen und ſeine Worte, die ihnen neu und unverſtändlich waren, nach dem Ausdruck ihrer Mienen zu ſchließen, doch für etwas Großes und Weiſes hielten. Er wollte das Familienhaupt daher nicht einmal durch Stillſchweigen im Stiche laſſen.

„Du biſt ja ganz in Deinem Recht!“ entgegnete er. „Abgeſehen von den Fragen häuslicher Andacht hielt ich ſtets dafür, daß man überhaupt Angeſichts der Stellung, welche die chriſtliche Religion in der Weltgeſchichte wie im Leben der Gegenwart einnimmt, gar nicht ermächtigt ſei, den Kindern deren Inhalt zu unterſchlagen, wie er ſich jeweilig für einmal darſtellt. Man hat die Pflicht, ihnen das Entwickeln freier Ueberzeugung für das Alter der Mündigkeit offen zu halten; dazu müſſen ſie erfahren, was bis auf ihre Zeit beſtanden hat, und müſſen hören, was die Religion ſelbſt von ſich ſagt, nicht was Andere von ihr ausſagen.“

Die Köchin, eine rundliche, von der Natur gebräunte Perſon in der Tracht einer ſlowakiſchen Bäuerin, trug nun zwei oder drei genügende Gerichte auf, deren Anordnung von beſcheidenem und verſtändigem Sinne Zeugniß gab, fern von aller Großthuerei. Auch der Wein, den Wohlwend einſchenkte, war ein ſchmackhafter, jedoch keineswegs theurer Siebenbürgener, offen aus dem Faſſe gezapft; feinere Flaſchen ſtanden nicht bereit.

„Dieſen Wein hab' ich ſchon von Haus kommen laſſen, trink' nur genug davon, er ſchmeckt immer beſſer und macht nichts!“ fügte er bei.

Salander erſtaunte beinah über das bürgerlich ſolide Weſen, welchem das Gebet vorausgegangen, während das Mitführen der Dienerin in fremder Volkstracht dieſem Weſen wiederum einen faſt vornehmen Anſtrich verlieh.

Wohlwend ſetzte aber ſein Geſpräch fort.

„Du haſt Dich ſehr gut ausgedrückt in Deiner Weiſe, in Betreff der religiöſen Kindererziehung! Ich möchte aber einen Schritt weiter gehen und ſagen, haben wir's erſt auf dieſen Standpunkt gebracht, ſo wollen wir die idealere Anſchauung auch für uns Alte beibehalten oder wieder aufnehmen, wir tragen ja nicht ſchwer daran!"

„Wenn ich nur wüßte, was er will!" dachte Salander, und verlor darüber einige Worte Wohlwends, fand ſich aber ungefähr zurecht, als dieſer fortfuhr:

„Ja, Freund! Ich bin überzeugt, daß Ihr bei der Aufrichtung des unmittelbaren Volkswillens, die Ihr glorreich vollzoget, eine große Sache überſehen, ſo zu ſagen rein vergeſſen habt! Die Religion habt Ihr links liegen laſſen und die Kirche vor den Kopf geſtoßen, ſtatt die Geiſtlichkeit ins Intereſſe zu ziehen! Das wird ſich rächen!"

„Wer hat denn der Religion oder vollends den Geiſtlichen etwas gethan?" fragte Salander, „ich wenigſtens, der nicht dabei geweſen, weiß nichts davon!"

„Es iſt genug gethan, wenn man thut, als ob ſie nicht da wären, und es iſt Jammerſchade um die Möglichkeit, den Gottesſtaat der Neuzeit zu errichten!“

Salander rief lachend: „Den Gottesſtaat der Neuzeit zu errichten? Du ſprichſt ja in Jamben! So wollen wir auch damit fortfahren! Weißt Du noch, wie Schiller's Don Carlos ſchließt? Nicht? ‚Cardinal, ich habe das Meinige gethan, thun Sie das Ihre!‘ So wird das Stück immer wieder ſchließen!“

„Und ich werde nicht ruhen und meine Idee an den Mann zu bringen ſuchen!“ entgegnete Wohlwend, für welchen Salander's Citat unbrauchbar war, da er den Don Carlos nie ausgeleſen hatte. „Ich könnte viel Verſäumtes nachholen und mich gegen den Lebensabend hin vielleicht dem Vaterlande noch nützlich machen!“

„Das wird ja immer merkwürdiger!“ dachte Salander, „er kommt, eine theokratiſche Bewegung auf unſere Demokratie zu pfropfen, das hat natürlich gefehlt, deswegen haben wir ſie ausgebaut! Aber die Narrheit, die er diesmal aushängt, iſt ungleich großartiger, als die früheren Schnurren; hoffentlich iſt es der Concurs, vor dem er diesmal flieht, nicht im ſelben Maße! Allein das iſt's doch nicht, ſonſt würde er nicht alte Schulden bezahlen! Am Ende iſt es der reine Uebermuth, da er nun verſorgt iſt; er will auch ſeine Rolle ſpielen, und weil ihm nichts Anderes zur Hand liegt, hat er ſich irgend einer miſſionirenden Secte angeſchloſſen und macht den Apoſtel!“

Wohlwend hielt indeſſen wirklich eine Art Predigt, welche Salander in ſeiner Zerſtreutheit gar nicht vernahm. Das übrigens leere Wortgeräuſch diente nur dazu, ſeine Aufmerkſamkeit noch mehr einzuſchläfern, und auch ſeine Gedanken verloren ſich aus dem Geſichte, wie wenn ein Nebeldunſt zwiſchen ſie träte. Um zu wiſſen, wo er ſich eigentlich befinde, blickte er auf und ſah gegenüber das Antlitz der Fräulein Myrrha, deren elegiſch bewimperte Augen ihn betrachteten und deren Lippen ſich mit einem anmuthigen Lächeln öffneten, weil ſeine überraſchten Züge ihren Ausdruck änderten. Da ſein Glas leer ſtand, ergriff ſie eine Flaſche und füllte es, worauf er das Gefäß nahm und ihr ebenfalls einſchenkte. Bei der Gelegenheit ließ er ſein Glas mit dem ihrigen beſcheiden zuſammenklingen und trank auf ihre Geſundheit, wobei der Abglanz eines jungen Glücksgefühls über ſeine Geſichtshaut wallte und die Fältchen derſelben ſich gleich kleinen Schlänglein winden, ſtrecken und krümmen ließ und beinahe den Eindruck gutmüthiger Thorheit hervorbrachte. Wohlwend bemerkte den Vorgang und hielt inne mit ſeiner Rede.

„Halt,“ ſagte er, „wir müſſen zum Anſtoßen einen beſſeren Tropfen nehmen!“

Er ging hinaus und holte nun doch eine Flaſche Tokayer herbei, deſſen Gold den mäßigen Martin Salander mit wohliger Wärme durchſtrömte und in ſeinem Munde zu fröhlichen Worten wurde, wenn auch nicht zu Worten der Weisheit, denn er ſprach für die ſchönen Ohren der

Myrrha Glawicz, ohne zu wiſſen, was in dieſelben einging oder ihnen gefallen konnte, und da ſein eigenes Licht wie in einem Luftzuge flackerte, wurde auch der Zuſammenhang und Sinn ſeines Redens nicht recht erkennbar.

Doch blieb es unbeachtet, weil durch das unverhoffte Ende von Wohlwend's Predigt und das heitere Weſen Salander's ſich eine Art Munterkeit einſtellte und ſelbſt die Knaben laut wurden. In ſolchem Tumültchen wandelte Martin plötzlich die Luſt an, der Familie um der ſchönen Genoſſin willen auch eine Ehre anzuthun und ſie zu einer Spazierfahrt einzuladen. Er nahm eine Karte aus dem Carnet und ſchrieb für den Fuhrherrn, deſſen Kunde er in Fällen des Bedürfniſſes war, die Beſtellung eines guten Wagens darauf. Louis Wohlwend, angenehm berührt, erklärte feierlich, die Einladung anzunehmen, und ſandte die Knaben mit der Karte weg, ſie einem der Dienſtmänner zu bringen, die an der nächſten Straßenecke ſtanden.

In einer halben Stunde kam der Kutſcher mit dem gut gehaltenen, offenen Wagen angefahren; nach einem weiteren halben Stündchen waren die Frauen bereit und ſtieg die Geſellſchaft die drei Treppen mit großem Anſehen hinunter, und es fügte ſich gut, daß der Hauseigenthümer, der in der That Salander's Schuldner war, unter der Hausthüre ſtand und dieſen begrüßte; ſo konnte ſich Wohlwend, heute vollends wie ein ungariſcher Stuhlrichter dreinſchauend, als Freund des Capitaliſten und

Kaufherrn brüſten und ſchwang wohlmögend ſein Hütchen.

Die Damen hatten ſich mit breiten Federhüten und bunten Ueberwürfen verſehen. Myrrha trug einen ſolchen von rother Florſeide über ihren weißen Staat. Die zwei Männer auf dem Rückſitze hatten den Knaben Louis zwiſchen ſich genommen, Georg ſaß neben dem Kutſcher auf dem Bocke. Die Pferde waren für Miethroſſe raſch genug und hübſch geſchirrt, das ganze Fahrzeug mithin augenfällig beſchaffen, und ſo fuhr Martin Salander darin harmlos durch einen guten Theil der Stadt, und Jedermann, der ihn erkannte, ſah ihm nach, ohne daß er es gewahrte.

Auch den Herrn Möni Wighart ſah er nicht, der mit ſeinem alten Stock unter dem Arme auf einem Platze ſtand, faſt ebenſo wenig gealtert oder beſchädigt, als der Stock, und eben ein abgebranntes Cigarrenreſtchen aus dem Meerſchaumröhrchen blies, um einen friſchen Stengel aufzuſtecken. Bei ihm weilte Martins alter Rechtsanwalt im Geſpräche, ſich einer ziemlichen Haarverdünnerung erfreuend, die ihm an dem warmen Tage zu ſtatten kam; denn er hatte den Hut abgenommen, um den Scheitel zu lüften. Beide ſchauten dem Wagen nach.

„Da fährt ja Martin Salander, der ſieht uns nicht einmal!“ ſagte Wighart, „was hat er wohl für ein Volk bei ſich?“

Nachdem der Anwalt durch die Lorgnette die auf dem

Rückſitze noch ſichtbaren Herren erfaßt hatte, antwortete er:

„Das kann nur Einer ſein — rathen Sie, wer?“

„Ich habe keine Ahnung! War vier Wochen im Bade und komme geſtern Abends zurück!“

„Nun, es iſt kein Anderer, als der ehemalige Schadenmüller und Co., der Louis Wohlwend!“

„Was Sie ſagen! Wie iſt das möglich? Ich hätte gedacht, das wär' ein verkleideter Chineſe mit Familie! Und ſeit wann iſt der Kerl denn da?“

„Schon vor einiger Zeit kam Herr Salander zu mir und erzählte, wie er bei ihm erſchienen ſei und eine Abzahlung an den erſten Verluſt, Sie wiſſen ja, von jener Jugendbürgſchaft her, geleiſtet habe und ſie jährlich fortſetzen wolle, und fragte, ob er ohne Gefährde darauf eingehen dürfe? Ich ſagte, er ſolle nehmen, was er bekommen könne. Von der ſpäteren größeren Geſchichte ſprach er ihn ſo gut wie frei. Ich konnte ihm keine Maßregeln anrathen, der Mann Wohlwend iſt der alte Hexenmeiſter in Geſtalt eines blöden Gehirnes. Er hat hier Niederlaſſung genommen, und als man ihm das Steuerformular ſchickte, brachte er ſein ganzes Geſchäft auf das Gemeindehaus und wies in aller Form nach, daß, was er beſitze, Alles erheirathetes Weibergut ſei, und erklärte, unweigerlich verſteuern zu wollen, was nicht etwa in Ungarn liege und dort verſteuert werde!“

„Und nun führt Salander ihn in der Kutſche ſpazieren?"

„Oder der Andere ihn, ich weiß es nicht! Aber ein ſchönes Stück Weiberfleiſch ſaß in dem Wagen, ſo viel ich in der Geſchwindigkeit bemerkte!" fügte der Anwalt hinzu, „ob am Ende der Satan auf dieſe Art Mäuſe fangen will?"

„Da liegt keine Gefahr! Meiſter Martin hätte früher angefangen, wenn er über ſolche Steine ſtolpern wollte! Aber dennoch iſt mir das Ereigniß, die Rückkunft des Schadenmüllers ſo bitter wie ein Gallapfel! Der verfluchte Kerl mit ſeinen Kalmückenſchnäuzen! Salander's Oelgötz, wie er ihn einſt nannte, ſteht wieder da! Es würde ihm freilich nicht ſchaden, wenn er nochmals eine nicht allzu derbe Lection erhielte; ſchon wegen ſeiner ewigen Wühlhuberei verdiente er einen etwelchen Naſenſtüber! Und dennoch gönn' ich es ihm nicht, er iſt doch ein rechter Menſch!"

„Gewiß iſt er's!" ſagte der Anwalt und drückte dem Herrn Wighart, Abſchied nehmend, die Hand.

Der alſo belobte Martin fuhr mit dem Hauſe Wohlwend-Glawicz nach einem etwa zwei Stunden entfernten, luſtig gelegenen Erholungsorte, der wegen guter Bewirthung, ſchöner Ausſicht und ſchattigen Gärten berühmt und viel beſucht war. Dort verbrachten ſie den Nachmittag mit Kaffeetrinken und Spazierengehen, wozu die reinlichen Wege eines nahen Tannenwaldes einluden.

Dann und wann führte Salander die im grünen Halbdunkel weiß leuchtende Geſtalt der Myrrha daher und wenn ſie allein ging, ſah er ſie, von einzelnen Sonnenlichtern geſtreift, mit einer angeborenen Anmuth ſich bewegen, die ihr zu Gebote ſtand, ſobald ſie der angelernten Manieren einer mangelhaften Erziehung ſich entledigen konnte.

Ein bekannter Künſtler, dem Salander in einem ſolchen Augenblicke begegnete, ſtand bei ihm ſtill, der ſchönen Perſon nachſchauend, und fragte, was er da für eine Muſe aufgegabelt habe?

„Nicht wahr, das iſt ein hübſches Frauenzimmer?“ ſagte er mit angenommenem Gleichmuth.

„Das will ich meinen! Das ſieht man nicht alle Tage! Sapperlot, ſehen Sie, welch ein einfacher Rhythmus, ohne allen Aufwand, man weiß kaum, wo es ſteckt, Form und Bewegung in Eines gegoſſen! Wie edel das fließt, vom Nacken über Schultern und Arme auf den Rücken und von den Hüften herunter! Wo ſtammt die Dame her!

„Sie kommt mit einer Familie aus Ungarn, ihre Mutter ſoll aber irgend von altem Griechenboden, aus Theſſalien herſtammen.“

„Ganz glaublich! Und auch in dieſem Falle noch eine Rarität! Viel Vergnügen, Herr Salander!“

Die Worte des Künſtlers und Kenners bewirkten eine ſeltſame Aufregung im innern und äußern Martin;

ſie machten ſein Herz klopfen und ſeine Augen glänzen, während ſie zugleich ſeine Schritte lähmten, daß er ſich auf eine im Gehölze befindliche Bank niederlaſſen mußte.

Welch eine Beſtätigung ſeines Schönheitsgefühles! Wie wurde ſein dunkler Trieb aufgehellt, noch eine Strecke Weges im Strahle echter Schönheit zu wandeln, und er ahnte nicht, wie echt pedantiſch es war, durch Ausſagen eines Andern, eines Kenners, ſich beſtärken zu laſſen.

Er nahm ſich aber zuſammen, von Stimmen nahender Leute geweckt; es waren die Wohlwend'ſchen, die ihn aufſuchten. Mit verändertem Weſen, wie Einer, der einen Geiſt geſehen hat, voll inneren Staunens über den Reichthum des Lebens und zuleich in ernſter Zurückhaltung befangen, ſchritt er mit ihnen nach dem Garten zurück, wo eine Abendkollation beſtellt war. Dort verharrte er, wenig ſprechend, an Myrrha's Seite, die er ungeſucht gefunden, und überließ ihrem Schwager das Wort, der den Frauen und Knaben allerlei Unterricht ertheilte und zuweilen unverſehens den Freund Salander mit einem „Iſt's nicht ſo?" überraſchte und ihn dabei aufmerkſam betrachtete.

Unterdes ſammelten ſich noch andere Gäſte, die zu Pferde oder im Wagen ankehrten und den ſchönen Abend noch raſch genießen wollten, darunter Leute, die dem Herrn Wohlwend nicht gefielen, weil es wahrſcheinlich alte Gläubiger waren. Sie erkannten ihn zwar nicht, und wenn es auch geſchehen wäre, ſo hätte es nichts zu ſagen gehabt; denn es liefen manche Geſchäftsleute herum, welche ein oder mehrere Male ſich abgefunden, ohne deswegen beläſtigt zu werden. Allein es war ihm jetzt nicht angenehm, zumal er bemerkte, daß die Herren fleißig nach dem Fräulein Myrrha Glawicz zu blicken anfingen, und aus dieſem gleichen Grunde war es auch Martin Salander recht, aufzubrechen. Sie ließen alſo einſpannen und fuhren mit angehender Dämmerung ab.

Als ſie die Stadt erreichten, war es Nacht. Martin brachte die Familie Wohlwend in ihre Straße und begab ſich dann zu Fuß nach Hauſe, langſamen Schrittes, bald geſenkten Hauptes, bald nach den Geſtirnen ausſchauend, welche einzeln und zu zweit hie und da in der Höhe über die Gaſſen zogen, ebenſo ſäumig, wie der Mann in der Tiefe. Die alte treue Magdalene, die ſeiner geharrt, öffnete die Hausthüre, erfreut, daß der Herr kam, nachdem ſie den ganzen Tag allein im Hauſe gewaltet.

„Habt Ihr auch ordentlich gelebt?“ fragte er; „ich will wetten, es war Euch Alles zu viel!“

„Mir? da kennen Sie mich ſchlecht, Herr Großrath! Ich habe gethan, was mich gut dünkte! Mittags hab' ich einen dicken Pfannkuchen und einen Salat gehabt, wie ein Fuder Heu, mit heißem Speck angemacht, Herr Großrath! und Abends kochte ich eine Milchſuppe, wie meine ſelige Mutter ſie machte, es iſt lang her! mit Brot und Pfeffer drin! Dazwiſchen hab' ich alles Meſſing in der Küche geputzt und mir dazu extra einen Schoppen Wein im Keller geholt!"

„Ei, warum nicht gar!"

„Freilich, vom letztjährigen, der im Sommer gut für den Durſt iſt, wenn Sie ihn ſchon nur Purrligeiger nennen! Aber haben Sie denn auch zu Nacht gegeſſen, Herr Großrath? Soll ich Ihnen nicht Thee machen und etwas Kaltes dazu?"

„Gar nichts brauch' ich!"

„Nur der Sympathie wegen! Denn die Frau ſitzt im Lautenſpiel gewiß noch mit den Kindern zuſammen und ſie plaudern und thun ſich gütlich! Die armen Kinder! Wie haben ſie ſich gebettet! Aber Jugend hat eben keine Tugend, und ich Eſel mußte noch mithelfen! Glücklich, wer darüber hinaus iſt, über das böſe Weſen, und kein unruhiges Herz mehr hat!"

Martin Salander hörte nicht mehr und ſchickte die Magd zu Bett. Erſt als ſie aus dem Zimmer gegangen, hörte er nachträglich die Worte: „Glücklich, wer kein unruhiges Herz mehr hat," wie man öfter in der Zerſtreutheit eine Rede vernimmt, die ſchon verklungen iſt wie ein Ruf im Felde.

Aber er achtete nicht darauf, ſondern ergriff das Licht und ſchritt in das Schlafzimmer hinüber, wo es ſtill war, wie in einer Gruft. Der Spiegel ſeiner Frau warf ihm den Schein der flackernden Kerze entgegen, welche theils von ſeinen ſtarken Schritten, theils von einem leiſen Luftzuge unruhig brannte. Salander ſtellte ſich vor den Spiegel, und das Licht emporhaltend, begann er prüfend ſich ſelbſt zu beſchauen; allein es beſchlich ihn eine Scheu, es ward ihm zu Muth, als ob Marie Salander ihm mit ernſten Augen über die Schulter blickte und erblaſſend verſchwände. Seine Aufregung verwünſchend, ging er in das Beſuchszimmer, wo ein großer wohlgeſchliffener Spiegel hing, und ſtellte ſich vor dieſem auf.

Martin Salander war nie ein Liebhaber ſeines Geſichtes geweſen und bewunderte es im Spiegel ſo wenig, als in den Bildern, welche die Sitte der Zeit ihm abdrang. Es ging nun im fünfundfünfzigſten Lebensjahre; zwar nicht älter erſcheinend, als die meiſten ſeiner Altersgenoſſen, die ſich leidlich erhalten, ſah er doch keineswegs ſo jung aus, wie einer jener Glücklichen, die immer Zweiundvierziger bleiben; das noch volle und ſogar buſchige Haar, ſonſt blond, war ſo bezuckert, wie ein Aehrenfeld, auf das der ſpäte Reif gefallen iſt, ebenſo der krauſe Bart, der überdies mehr als eine ſehnige Furche an Hals und Unterkiefer verhüllen mochte, aus dem zu ſchließen, was im oberen Geſichte in milderen Falten zu Tage trat. Die geiſtige Jugend und gemüthliche Rüſtigkeit, die trotzdem dasſelbe Geſicht und deſſen Augen belebten, konnte er ſelber nicht verſtehen und anrechnen, und ſo fand er ſich von dem nächtlichen Spiegelbild weder erbaut, noch aufgemuntert.

„Sei es!“ ſagte er, indem er raſch den Leuchter wegſtellte und ſich in einen der Lehnſtühle warf, „ich hab' das ja wiſſen können, und daß ich alter ein Geſell bin, gehört ja gerade zu der Frage, die mich bewegt! Noch muß ich wirken und ſchaffen, und noch brauch' ich einen Mund voll Frühlingsluft, welche das Herz erneuert! — Die gute Marie; von Untreue im banalen Sinn iſt ja nicht die Rede! Beſſere Leute, als ich, haben ihre Jahre mit der Frauenfreudſchaft, Neigung, nenne man es Liebe, verſchönt und erweitert; und hat ſie nicht im Voraus ſchon gelacht, und wie lieblich gelacht, als ich zum erſten Mal von der ſchönen Myrrha erzählte? Die Myrrha! — Wird ſie mich dulden können? fühlen können und wollen, was ſie mir zu ſein vermag? Hier iſt ein Schickſal im Spiele, das ſo oder ſo vorübergehen wird! Es vernünftig zu lenken, iſt meine Sache, es wird bald gethan ſein, wenn es nicht iſt, was ich wünſche — und wenn es iſt, ſo ſoll der Pfad eben und ſonnig bleiben und Niemand ſtraucheln!"

Er verlor ſich in ſüßen Träumen vom Genuſſe einer jugendlichen Neigung des ſeltenen Geſchöpfes und von einem Verkehre, der ein erfreuliches Schauſpiel für die Menſchen darbieten würde, weit entfernt, Aergerniß zu erregen; und in unbeſtimmter Zukunft ſah er Myrrha's Leben, befreit von den unheimlichen Banden, in denen es jetzt gefangen war, wohlgeordnet dahin fließen an der Hand eines ihrer würdigen Mannes.

Nicht einen Augenblick fielen ihm ſeine unglücklichen Töchter ein, deren Liebesphantaſie er ſo klar, wenn auch menſchlich zu beurtheilen wußte, noch weniger der Unterſchied zwiſchen ihrem und ſeinem Alter und noch weniger derjenige zwiſchen ihrer damaligen Lage und der ſeinigen. Und noch weniger ahnte er, wie klar jetzt zu Tage trat, daß die guten Mädchen die Eigenſchaft, ſolchen „fixen Ideen“ anheimzufallen, von niemand Anderem, als von ihrem Vater ererbt hatten, und welch tragikomiſchen Anblick es bot, den armen Mann die Thatſache ſo ſehr nachträglich nach rückwärts hin illuſtriren zu ſehen!

Und weiter bedachte er keineswegs, wie ſolch ideales Liebesverhältniß eines weiſen älteren Mannes als Hauptſache ein mit ungewöhnlichem Geiſte begabtes weibliches Weſen vorausſetzt, während er von Myrrha's innern Zuſtänden noch gar keinen Begriff hatte oder dieſelben zuſammenphantaſirte. Und das war wieder um ſo bedenklicher, als es darauf hinauslief, es walte auch hierin eine Selbſttäuſchung vor und die ſchöne Neigung beruhe lediglich auf einem ſinnlichen Anreiz.

Alles das war dem guten Martin Salander in ſeiner jetzigen Seelenlage unbewußt, aber darum nichts deſto minder vorhanden in ihm, wie außer ihm, und drückte die Seele, wie wenn er an Alles dächte; denn ſie war doch immer daheim, wie eine gut gewöhnte Hausfrau. Er fiel daher, als er um Mitternacht endlich das Lager ſuchte, in einen unerquicklichen Schlaf, in welchem die Seele unwirſch herumfuhr wie ein Poltergeiſt.

Dann erwachte er am Morgen mit ſchwerem Herzen, und als er den Druck verſpürte und ihm ein tiefer Seufzer entfuhr, ſagte er: „Aha, da haben wir's! Eine Leidenſchaft! Eine Leidenſchaft! Ach du lieber Gott! Wie hat das noch an mich kommen müſſen!“

Und ſo hielt er den Rumor des alten Gewiſſes für den Anbruch eines ſpäten Liebesfrühlings und litt Liebesſchmerzen, wie ein junger Menſch, doch mit dem Kummer eines bejahrten Vaters, der ſich voll Sorgen für die Seinen niederlegt und mit Seufzen den Tag erwachen ſieht.

Dazu ward er in kurzer Zeit mit Verwunderung inne, wie jung er ſich vor dieſem unglückſeligen Abenteuer gefühlt, und wie er jetzt täglich an ſeine Jahre denken müſſe, während er noch nie ſo nöthig hatte, ſie zu vergeſſen, und zwar nicht allein wegen der unbequemen Leidenſchaft, ſondern auch wegen des allgemeinen Weltlaufes.

Der Sommer wurde mit jeder Stunde geräuſchvoller, ſo zu ſagen üppiger durch eine ungeheure Zahl größerer und kleinerer Feſte, Anläſſe, Geſammtreiſen, Vereinsausflüge und Begehungen aller Art bis in den Herbſt hinein in allen Himmelsrichtungen; es war, als ob das ganze Volk wanderte, unter allen Vorwänden, Dorfſchaften und ſtädtiſche Nachbarſchaften, Häuflein von Greiſen, welche fünfzig, ſechszig, ſiebzig Jahre alt geworden, und Hunderte von Kinderſchulen mit flatternden Fähnchen, von denen zuweilen eine an der Sonne lagerte, bis die Vorſteher aus dem berühmten Bierhauſe kamen, in das ſie geſchwind untergetreten. Ein unkundiger Fremder hätte fragen können, wer eigentlich in dieſem Lande im Sommer arbeite, außer etwa den Wirthsleuten, weil er nicht bedachte, daß ihrer noch genug da waren, die zu Hauſe blieben und etwas ſchafften, und daß auch von denen, die wanderten, manche vor und nach genug thaten, um ſich die Freude gönnen zu dürfen, wie denn auch immer neue Züge ſich auf den Wegen kreuzten und bald wieder verſchwanden.

Wenn man jedoch ſich der Klagen über ſchlechte Zeiten und ſtätig wachſende Volksnoth erinnerte, ſo begriff auch der Einheimiſche nicht recht, wo ſie Alle das Geld hernahmen, das ſie verjubelten. Schaaren katholiſcher Wallfahrer, die zwiſchen den weltlichen Luſtfahrern ſich bewegten, konnten ihn aber belehren, daß früher noch mehr im Volke gewandert und geſchmauſ't wurde, und das gerade in Zeiten der Bedrängniß.

Martin Salander hatte zu beſagter Feſt- und Wanderfreude ſonſt redlich das Seinige beigetragen überall, wo irgend eine patriotiſche, volkserzieheriſche und fortſchrittliche Idee hineingelegt werden konnte; dann begann der wachſende Strom ihn ſtutzig zu machen, und er mahnte zum Maßhalten. Jetzt, wo das Uebermaß im Lande rauſchte, wendete ſich ſein Sinn wieder. Er wollte nicht auf der Seite des griesgrämigen Alters ſtehen, und, geſtachelt von dem verliebten Jugendbedürfniß, begab er ſich ſelbſt in das Gedränge und war da oder dort hinter den wallenden Fahnen zu erblicken, mit einem Feſtzeichen im Knopfloch, ſeidener Armbinde oder mindeſtens mit einer Alpenroſe auf dem Hut. Dergeſtalt glaubte er das Blühen des Vaterlandes in neuer Jugend zu genießen und räumte an den Feſttafeln in Gedanken der Bringerin derſelben einen Ehrenplatz neben ſich ein, unbeſchadet des täglichen Seufzers, mit dem er ſich ſchlafen legte.

„Es iſt doch ein wahres Wort,“ ſagte er einſt bei ſich ſelber „wenigſtens für die ideale Liebe, jenes geflügelte: l'amour est le vrai recommenceur! Sie macht mir ſogar die alte Republik wieder hüpfen wie ein Zicklein!“

Die Abendſonne, welche eben unter die betreffende Feſthalle herein ſchien, ſpiegelte an der vergoldeten Innenwand eines großen Ehrenpokales, der vor ihm ſtand, mit rothem Weine friſch verſehen, und der Goldſchein leuchtete mit unbeſchreiblichem Zauber in die durchſichtige Purpurfluth.

Martin heftete ſeine Augen auf das funkelnde Farbenbild, das, urplötzlich aus offenem Himmel gekommen, ſeine Gedanken zu beſiegeln ſchien wie ein flammendes Siegelwachs. Ein röthlicher Schimmer aus dem Becher ſpazierte ſogar über ſein begeiſtertes Geſicht, was eine ihm gegenüber ſitzende anmuthige Frau wahrnahm und es ihm ſagte mit der Mahnung, er ſolle ſich ſtill halten, denn er ſähe jetzt hübſch aus. Geſchmeichelt hielt er ein Weilchen das Geſicht unbeweglich ſtill, bis auf demſelben der Abglanz zu flimmern begann, gleich dem Wein in dem Pocale.

Denn es lief eine ſchwache Erſchütterung durch den langen ſchmalen Tiſch herauf, welche auch den Inhalt des Bechers bewegte.

Die Erſchütterung rührte aber davon her, daß ein Feſtgenoſſe von zwei bürgerlich gekleideten Polizeibeamten unverſehens aufgefordert wurde, ſich zu erheben und mit ihnen hinauszugehen, und ſich deſſen weigerte, ſo daß der leicht gezimmerte Tiſch einen Stoß empfing, als ſie Hand an den Mann legten und ihn zum Aufſtehn zwangen. Erbleichend fügte er ſich und folgte ihnen, nicht ohne mit niedergeſchlagenen Blicken verſchiedene Dekorationen, beſtehend in Roſetten, Schleifen und ſilbernen oder vergoldeten Emblemen, vom ſchwarzen Kleide zu nehmen, eins nach dem andern, ſo unbemerkt als möglich. Er war nämlich nicht nur mit dem allgemeinen Feſtzeichen des Tages, ſondern da er im Verlaufe desſelben mehrere Freundſchaften geſchloſſen, mit den ausgetauſchten beſondern Vereinsorden geſchmückt.

Nur wenige wurden auf den Vorgang aufmerkſam; ſo auch Salander, an welchem der Mann mit ſeinen Begleitern vorbeimußte, und jener ſchauderte, als er wohl ſah, wie der Unglückliche die Ehrenzeichen der Freude ablöſte und verſtohlen in die Taſche zu bringen ſuchte. Es dünkte ihn nicht weniger ſchrecklich, als wenn einem hohen Offizier vor der Regimentsfront Degen und Ehrenzeichen abgenommen werden.

Erſt, als der Mann verſchwunden war, verbreitete ſich an den Tiſchen das Gerücht von der Urſache der Verhaftung. Er war ein wohlbekannter und beliebter Feſtbeſucher und eines großen Vertrauens theilhafter Verwalter irgend einer der florirenden Unternehmungen, ſtets fröhlich und aufgeräumt, wo er hin kam, nur zuweilen, in letzter Zeit, mit einem geſummten Liedertriller einen aufſteigenden Seufzer abdrehend, oder mit den Fingern auf dem Tiſche trommelnd oder mit lautem Abſetzen des Glaſes zerſtreute Gedanken verhüllend. Solche Beobachtungen wurden nun mitgetheilt, nachdem man vernommen, daß während ſeiner Abweſenheit von Hauſe ein Wirrſal von Unterſchleifen, in das er verflochten, entdeckt und gleichzeitig feſtgeſtellt worden ſei, wie er bei Auswanderungsagenten ſich nach Schiffsgelegenheiten erkundigt habe. In ſeinem Leichtſinn hatte er ſich nicht verſagen können, vor der Flucht noch ſchnell das Feſt mitzumachen zur letzten ſchönen Erinnerung, da ja ein reinlicher Bürger auch das Unliebſame ſtets zu einem artigen Stammbuchverslein zu geſtalten ſtrebt.

Verſtimmt verließ Salander das Feſt und reiſte ſtracks nach Münſterburg zurück. Nachdem er mit ſeiner Gattin das Abendbrot getheilt, nahm er eine Zeitung zur Hand, und das Erſte, was er las, war die Nachricht von den zu Tage getretenen Unterſchlagungen eines Beamten im Oſten der Schweiz; im gleichen Blatte ſtand am Schluſſe als Neueſtes der kurze Bericht von der Flucht eines Caſſiers im Weſten.

„Was iſt denn das für ein Unglückstag?“ rief er kopfſchüttelnd und erzählte, was er ſoeben an dem Feſte ſelbſt mit angeſehen.

„Es iſt zwar nicht eidgenöſſiſch gedacht,“ ſagte er; „aber ich bin doch froh, daß dieſe traurigen Sachen nicht in unſerm Kanton vorgefallen ſind!“

„Lies nur fertig!“ verſetzte Marie, „auf dem Beiblatte ſteht noch etwas Schönes!“

Da las Martin richtig, daß ein Aktuarius Schimmel in Münſterburg in Folge einer Reihe von Veruntreuungen und Beſtechlichkeiten, deren er verdächtig, am heutigen Tage verhaftet worden ſei.

„Das fängt bei Gott an, einem an den Hals zu gehen, wie das Waſſer!“ ſagte Salander, indem er die Zeitung wegwarf „dieſem habe ich durch meine Fürſprache zu der Stelle verholfen. Ich hab' es zwar bereut, weil er ſich ſofort als ein großmäuliger und unverſchämter Menſch aufführte und mit ſeinem Patriotismus prahlte; für unehrlich hielt ich ihn jedoch nicht. Jetzt erinnere ich mich, vernommen zu haben, wie es auffalle, daß er immer an den öffentlichen Wirthstafeln ſpeiſe, anſtatt mit Weib und Kind zu Hauſe, wo es ihm zu ſchlecht ſei! Da liegt der Lump!

Auf dieſen rauhen Windſtoß blieb es den Reſt der Woche hindurch ſtill von ſo ärgerlichen Dingen; ein mit ſiebenhundert Franken verſchwundener junger Menſch, der am Samſtag noch vereinzelt durch die Abendzeitungen lief, wurde nicht beachtet. Deſto heftiger brach das Unwetter gleich am nächſten Montag wieder los, nachdem durch die mißbräuchliche und unredliche Führung ihrer Leiter ein paar Geldgewerbe in's Schwanken gerathen waren und weite Kreiſe in Mitleidenſchaft zogen. Lag hier die Urſache in der blinden Habſucht reicher Leute, welche ihren Ueberfluß der ſcheinbar glücklichen Hand ſolcher moraliſchen Tolpatſche zum Spielball überließen, ſo brauſte am Dienſtag ein Conſortium abgeſchiedener Seelen durch die Luft, welche als arme Erwerbsbefliſſene aus den Kaſſen ihrer Vorgeſetzten ein gut geregeltes Börſenſpiel unterhalten. Am Mittwoch ritt auf der Unheilswolke ein alter Seckelmeiſter daher, der die Aufſichtsmänner alljährlich den gleichen Haufen zerſägter und als Geldrollen verpackter Beſenſtiele überzählen ließ. Am Donnerſtag kam ein Actienchef, der wöchentlich eine kleine Mappe auf den grünen Tiſch und die Fauſt darauf legte mit den Worten: „Meine Herren, hier iſt meine Ehre und jeder wünſchbare Nachweis!" Die Beiſitzer flatterten als angeſchoſſene Enten hintendrein, weil nie Einer gewagt hatte, das Mäppchen unter der Fauſt wegzuziehen oder auch nur ein „Erlauben Sie!" zu ſagen, denn ſie waren abergläubiſch, und er ſtreckte aus der Fauſt zwei Finger weit geſpreizt hervor, ſo oft Einer Miene machte; ſie glaubten, er könne hexen. Als er ſpurlos verſchwand, blieb das Mäppchen auf dem Tiſch zurück; es enthielt nichts, als eine hohe Säule von benannten Zahlen, welche der Reihe nach durchſtrichen waren, mit ſchwarzer, blauer, rother Tinte, mit Blei- und Silberſtift, je nach der Tageszeit und dem Orte des Unterganges. Am Freitag kam ein Gemeindefactotum, das den Ertrag eines ſchönen Lärchenwaldes in die Lotterien aller Länder geſandt bis auf ein Weniges, das er verſoffen hatte. Am Samſtag ertränkte ſich ein Vormund über ſieben reiche Waiſen, die nun arm geworden. Am Sonntag war wieder Ruhetag.

Aber am Montag hub der Tanz von Neuem an, und ſo ging er viele Wochen fort, daß man die Mägde auf den Gaſſen, wenn ſie des Morgens die Zeitungen holten und laſen, und die Männer beim Frühſchoppen rufen hörte: „Sie haben wieder Einen! Wieder Einen!“

Durch das erwachte und wachſende Mißtrauen hervorgerufen, vermehrte ſich der Unterſuch und trieb namentlich ein kleines Heer mittlerer und kleiner Beamten ans Licht, welchen allen es unmöglich geweſen, anvertrautes Gut in Verwahrung zu halten, ohne ſich daran zu vergreifen. Und die ſchlimme Krankheit durchzog das ganze Land, ohne Anſehen der Confeſſionen oder der Sprachgrenzen. Nur etwa im Gebirge, wo die Sitten einfacher geblieben und das baare Geld oder Geldwerth ſeltener, war nicht viel davon zu hören.

Unaufhörlich erſtaunte und grübelte Martin Salander von Neuem und ſann der Möglichkeit der traurigen Thatſache nach, daß die Uebel der Zeit nicht an den Grenzen der Republik ſtehen blieben, deren geiſtigen und ſittlichen

Ausbau er ſo getreulich betreiben half. Das war jedoch etwas Anderes, als jene materiellen Verkehrsfragen, wegen deren er einſt den Leuten die Wahrheit ſagte.

Sein Herz wurde aufrichtig bekümmert, was ihm inſofern zu ſtatten kam, als er jetzt, wenn er ſich ſchlafen legte, unter dieſem Gemüthsdrucke hervor einen Seufzer that und der Frau den Grund ſagen durfte, wenn ſie darnach fragte. Die „ſchöne Leidenſchaft“ drückte im Geheimen freilich mit; doch wagte ſie ſich einſtweilen nicht weiter hervor.

XVI.

An einem Sonntagmorgen, als die Glocken verklangen und unverſehens die wohlige Stille dieſer Stunde eintrat, nahm Marie Salander ein Buch zur Hand. Sie war allein im Hauſe und brauchte in ſolchen Augenblicken nur ſich ſelbſt überlaſſen zu ſein, um allerlei beſchauliche Einkehr zu halten. Es kam wie die friſche Luft, wenn ein Fenſter offen ſteht.

Jetzt freilich ſaß ſie nicht lang allein. Ihr Mann hatte das beſtändige Verſchloſſenhalten der Hausthüre vor einiger Zeit als ariſtokratiſch abgeſchafft, als volksfeindlich mißtrauiſch, trotz der überhandnehmenden Hausſchleicherei unzähliger Vaganten, die ſich aus den Dachkammern der Dienſtmädchen deren ſauer zuſammengeſparte Jahrlöhne herunterholten. An Feiertagen arbeiten jedoch die Diebe gewöhnlich nicht in dieſer Abtheilung; nur im Anfang war Herrn Salander zu ſolcher Zeit ein neuer Regenſchirm vom Flure geſtohlen worden. Was heute ſeine Gattin in ihrer Sonntagsruhe ſtörte, war ein unbeholſenes Klopfen an der Stubenthüre. Als ſie ging, dieſelbe zu öffnen, trat Frau Amalie Weidelich herein. Sie hielt mit beiden Händen ein Geſangbuch ſammt dem weißen Schnupftuch umfaßt, welches nach ländlichem Weiberbrauche ſauber gefaltet darauf lag.

„Mit Verlaub,“ ſagte ſie, „und guten Tag, Frau Schwäherin!“

„Ei, die Frau Schwäherin!“ grüßte Frau Marie überraſcht. „Sieht man ſich auch einmal? Sie ſind gewiß zu ſpät zur Kirche gekommen?“

„Nein, ich war früh genug, aber da ich die Woche hindurch nicht fort kann, und immer weniger, je älter man wird, anſtatt auszuruhen, ſagte ich unterwegs zu mir ſelber, du willſt einmal hinter der Kirche herum gehen und der geehrten Schwäherſchaft eine Viſite abſtatten! Ich beſuche ſonſt immer eine der Stadtkirchen, wo es immer ſo voll und intereſſant iſt und die Leute ihre Viſitenkarten an die Bänke nageln! Aber heute, dacht' ich, kannſt du ausſetzen, ein Mal iſt kein Mal, und die Predigten werden ja nicht abgeſtellt, wie die Brunnen, am Sonntag lauft's alleweil noch, das Lebenswaſſer! Aber ſonſt kann man's freilich brauchen, meine liebe Frau Schwäherin! Zwar verſteh' ich nicht immer recht, wo's hinaus will, weil ich eben nicht gelehrt bin, aber ich thu's meinen Söhnen zu Ehren, die gebildete Herren ſind! Man ſoll nicht ſagen, daß man ihre Mama nicht in einem gebildeten Gottesdienſt zu ſehen bekomme! Sie verdienen es eigentlich nicht! Aber man iſt halt doch die Mutter! Und wenn ſie dann auf den Kanzeln von dem lieben Gott reden, der keine Beine habe und uns perſönlich nicht kenne, und wir doch mit einer gewiſſen Gotteskindſchaft dickthun ſollen, ſo laſſe ich es dabei bewandt ſein und bete dafür das Vaterunſer deſto andächtiger mit! Das verſteh' ich jetzt wieder beſſer, als auch ſchon, liebe Frau Salander! denn ich hab' es nicht, wie der liebe Gott, ich fange an, meine Beine zu ſpüren, ſie werden müd'.“

„Darum nehmen Sie doch endlich Platz, gute Frau, da ſteht ja ein bequemer, weicher Seſſel! Wollen Sie nicht den prächtigen Hut ablegen? Wer hat den gemacht?“

Marie Salander drängte mit dieſen Worten das bittere Gefühl zurück, das der unerwartete Anblick der Zwillingsmutter erweckt hatte: ſie entnahm den Geſichtszügen, wie den Worten der Frau, daß ſie nicht mehr ſo guten Muthes war wie früher. Dieſe ſetzte ſich, ihr Kleid vorſichtig in Acht nehmend. „Der Hut?“ ſagte ſie, „den hat die Merklin gemacht, er iſt aber viel zu ſchön und zu theuer ausgefallen, es paßt nicht mehr für mich! Abnehmen will ich ihn nicht, es iſt mir zu mühſam, ihn wieder ordentlich aufzuſetzen!“

Sie betrachtete nun ihrerſeits ein Weilchen die Gegenſchwäherin und lobte ihr Ausſehen: „Ihnen geht es gut, Sie bleiben immer gleich! Und was macht denn der Herr? Iſt er zu Hauſe?“

„Mein Mann iſt früh ins Freie hinausgegangen; jetzt wird er wohl für eine Stunde oder zwei auf dem Comptoir ſein. Was macht der Ihrige, Herr Weidelich? Er iſt doch geſund?“

„Gottlob, ſo ziemlich, die Arbeit hält ihn aufrecht, und doch ſchont er ſich zu wenig und klagt hie und da über Unluſt. Es hat eben Jedes ſeinen Theil! Wir wiſſen zum Exempel nicht, woran wir mit den Söhnen ſind; um es gerad' heraus zu ſagen, bin ich gekommen, zu erfahren, ob Sie mehr von den Kindern wiſſen und was vorgeht?“

„Wie ſo denn vorgeht?“ fragte Frau Marie, nicht ſowohl überraſcht, als halb erſchrocken.

„Ja, es muß etwas vorgehen oder gegangen ſein. Unſere Söhne, die uns leider nicht mehr viel nachfragen, kommen nur zur Seltenheit einmal gelaufen. Früher kamen ſie zuweilen mit einander, jetzt ſcheinen ſie ſich zu meiden, und wenn ſie bei uns unverhofft zuſammentreffen, ſo ſchwatzen ſie etwas Weniges, und der eine oder andere macht, daß er fortkommt. Erſcheint aber einer allein, das geht nun ſeit einem halben Jahr oder länger, und man fragt nach ſeinem Bruder, ſo heißt's immer: Weiß nichts von ihm, hab' ihn nicht geſehen! Seh' ihn überhaupt wenig die Zeit her! So heißt's bei Iſidor, und ſo bei Julian! Und doch ſtecken ſie immer hier in der Stadt und haben Geſchäfte, jede Woche müſſen wir ein paar Mal hören, ſie ſeien da und dort geſehen worden, ſo müſſen ſie ſich doch ſelber auch begegnen und ſollten nicht ſagen, ſie wüßten nichts von einander. Da haben wir geſagt, ich und mein Mann, Herr Salander und Frau ſind durch ihre Töchter eher auf dem Laufenden, gefährlich wird's am End' nicht ſein, ſonſt würde man uns doch Kundſchaft geben! Da bin ich denn heut' richtig abgeſchwenkt und zu Euch gekommen!"

Frau Salander ſchwieg verwundert einen Augenblick, indem ſie zugleich überlegte, ob ſie der Frau Gegenſchwäherin die zum Theil ähnliche Erfahrung an den Töchtern mittheilen ſolle. Es könne nur zur beſſeren Erleuchtung der beunruhigten Leute beitragen, dachte ſie, wenn ſie davon Kenntniß erhielten, die ihnen offenbar ganz abgehe.

„Unſere Töchter," ſagte ſie, „haben uns von dieſen Dingen nichts anvertraut, wahrſcheinlich, weil ſie ihnen unbekannt ſind; wir haben in letzter Zeit nur gelegentlich von ihnen gehört, daß die jungen Männer viel abweſend ſeien."

„Natürlich, das glaub' ich ſchon!" warf Amalie Weidelich ein. „Das iſt kein Geheimniß bei der Arbeit, die ſie haben! Sonſt wußten ſie nichts, die Frauen?"

„Diesmal, ich will ſagen von dieſem Umſtande wenigſtens nicht!"

„Wie diesmal und von dieſem Umſtand? Aber ein andermal wußten ſie, haben ſie geplaudert, he?"

Als Marie nicht ſogleich zu antworten vermochte, redete die andere Mutter mit geſpannterem Tone fort:

„Seien Sie nur offen und hinterhalten Sie nichts! Sehen Sie, wir haben auch davon geſprochen, ob nicht ein Familienzwiſt, eheliches Zerwürfniß und dergleichen vorhanden ſei; ob die jungen Weiber auch ſich in die Verhältniſſe ſchicken oder vielleicht unzufrieden ſeien und den Männern zu Haus das Leben ſchwer machen? Sie müſſen es nicht übel nehmen, Frau Schwäherin, man hat Beiſpiele, daß zwei Schweſtern, die in die gleiche Familie geheirathet haben, zuſammenhalten und gern mit einander Complott machen, wenn es Unfrieden gibt, und im Stande ſind, Alles auf den Kopf zu ſtellen! Ich will ja nichts damit geſagt haben, nur die Spur ſuchen!"

Nach nochmaligem kurzen Beſinnen fand Marie Salander es an der Zeit, ihr ohne weiteren Rückhalt auf die Spur zu helfen.

„Sehen Sie, Frau Schwäherin," ſagte ſie mit ruhigem Ernſte, ſoweit die innere Erregtheit es zuließ, „es iſt ſicher nicht Alles, wie es ſein ſollte, da haben Sie recht! Ich will Ihnen jetzt nur erzählen, daß wir vor nicht langer Zeit etwas Aehnliches an unſern Töchtern erlebten, wie Sie nun an Ihren Söhnen. Sie ließen ſich gar nicht mehr bei uns ſehen, wie wenn ſie das Elternhaus gefliſſentlich fliehen würden, und als das uns endlich auffiel und wir uns deshalb die Köpfe zerbrachen, vernahmen wir von dritter oder vierter Hand, daß die Kinder auch unter ſich jeden Verkehr verloren hätten und ſich ſcheuten, zuſammenzutreffen. Da haben wir uns auch auf den Weg gemacht, mein Mann und ich, aber wir ſind gleich zu den Töchtern gegangen und haben ſie zur Rede geſtellt.“

„Und nu? Was war's?“

„Wir fanden Beide allerdings zu Haus und in einer großen Traurigkeit, jede von ihnen hatte Heimweh nach den Eltern und nach der Schweſter und getraute ſich doch nicht, die zu ſehen, die ſie gern geſehen hätte. Wir brachten ſie dann am gleichen Tage wieder zuſammen, wie mit uns, und halfen ihnen über die Wunderlichkeit hinweg, ſo gut es ging.“

„Aber was iſt's denn geweſen? Ging es meine Söhne an?“ fragte die ungeduldige Wäſcherin.

„Da Sie es wiſſen wollen, ſo muß ich es Ihnen ſagen; es dient vielleicht zum nothdürftigen Ausgleich der Irrungen oder Mißverſtändniſſe und zur allgemeinen Erkenntniß ſeiner ſelbſt. Meine Töchter haben ihre Heirath bereut und ſich deshalb vor einander geſchämt, weil ſie den vermeintlichen Irrthum gemeinſchaftlich mit langer Beharrlichkeit begangen, und vor uns, weil wir die Heirath nicht gern geſehen haben!“

„So?“ ſagte die arme Frau Weidelich mit gedehntem Laute, höchſt betroffen und bleich geworden; denn trotz ihrer anzüglichen Reden von vorhin traf ſie die Eröffnung ſo unerwartet, wie ein Blitz aus blauem Himmel. Sie fühlte das ſchöne Lebensgebäude ſchwanken, das ſie mit ſo viel Sorge und Kunſt ihren Söhnen aufgerichtet. Der erſte Gedanke war das große Erbgut, das viele Geld, und der zweite, daß nicht einmal Kinder da ſeien.

Als ſie ſich vom Schrecken etwas erholt, fragte ſie mehr kleinlaut als trotzig, was denn die Frauen groß Urſache hätten, die Heirath zu bereuen und mit ſo umſtändlichen Manieren? Ohne weiteres Beſinnen erwiderte Frau Marie:

„Ja, das iſt eben das Verwunderliche, das ſich mit der Zeit verlieren kann, weil es ertragen werden muß; ſie ſagen von den jungen Herren, es ſei nichts mit ihnen, ſie haben keine Seelen!“

Mit rothem Kopfe, den ſie ſo ſtark ſchüttelte, daß der Hut darauf mit allen Blumen und Bändern zitterte, der müden Beine vergeſſend, ſprang die Frau Weidelich aus ihrem Seſſel auf und rief tödtlich beleidigt:

„Keine Seelen? Meine zwei Buben, die ich unter dem Herzen getragen? Das iſt eine niederträchtige Verleumdung! Rund und nett hab' ich ſie zur Welt gebracht, wie zwei Forellen, von den Köpfchen bis zu den Füßchen kein Mängelchen, und Jedem hab' ich ſein Seelchen mitgegeben von meiner eigenen unſterblichen Seele, ſo viel Platz finden kann in einem ſo kleinen Tümpelchen Blut, und es iſt mit den Buben nachgehends gewachſen, wie ſie ſelbſt! Wo ſollt' es denn hingekommen ſein? Würden ſie Landſchreiber geworden ſein? Keine Seelen! Die verfluchten Gänſe! Die dürfen mir nicht ſo kommen! O!"

Sie war ſo zornig, daß ſie nicht weiter ſprechen konnte und ſich niederſetzen mußte. Marie Salander bereute ihre That und ſuchte nach einem Eſſenzbeſteck, da die Frau jetzt blaß war. Sie verweigerte aber die Tropfen und bat um einen Schluck Wein, wenn er da ſei; denn ſie fühlte ſich wirklich elend.

Frau Salander ging ſchweigend nach dem Schranke, in welchem dergleichen Dinge für alle Fälle bereit ſtanden. Während der eingetretenen Stille hörte man ſchwere Tritte auf Treppe und Flur und gleich darauf klopfte ein Mann mit harten Fingern an der Thüre. Vom Schranke weg eilte Jene hin, zu ſehen, wer da ſei; denn wie erſt bei dem ungeſchickten Klopfen der Frau vermuthete ſie jetzt wieder, es poche Jemand, der nicht ins Zimmer wolle.

Allein es war der Vater Jakob Weidelich, der da ſtand mit verſtörtem Angeſicht und mit unſicherer Haltung hereinkam, als Marie Salander die Thür ganz aufmachte. In der Zerſtreuung nahm er den Hut erſt vom Kopfe, nachdem er wortlos ſich auf den nächſten Stuhl geſetzt, wie ein erſchöpfter Mann.

„Verzeihen Sie," ſagte er endlich, ſich zuſammenraffend, „ich habe mit Herrn Salander reden wollen, iſt er nicht zu Hauſe? Aber da iſt ja auch meine Frau! Ich glaubte, Du ſeieſt in der Kirche?"

„Und Du, Jakob? Wie kommſt Du hierher?“ rief die Frau, die über ſeinen Anblick die eigene Beſchwerniß vergaß. Er hatte die gewohnten Sonntagskleider am Leibe, doch mit bewußtloſer Haſt umgeworfen. Die Weſte war ungleich geknöpft, die Halsbinde fehlte und in der Hand hielt er den abgeſchoſſenen Werktagshut, um welchen ſtatt des verlorenen Bandes ſich eine Krone vom Arbeitsſchweiße zog, der den Filz durchdrungen. Frau Salander ſah dies Alles auch und überdies, daß ſeine Hände leiſe zitterten. Bänglich wartend, was noch kommen würde, hielt ſie ſich ſchweigend abſeits und überließ dem Schwäherpaare das Reden. Frau Weidelich hatte ſich auf die Beine geſtellt und ſich dem Manne genähert, indem ſie ſeinen nachläſſigen Anzug muſterte.

„Was iſt denn das?“ rief ſie, „wie kannſt Du ohne Halstuch fortlaufen? Und nicht einmal den Hemdkragen zuknöpfen! Und am Sonntag mit dem alten Hut in der Stadt herumſtürmen, pfui Teufel!“

Als ſie aber die rathloſe Verfaſſung ſeiner Geſichtszüge genauer ſah, durchfuhr ſie ein Schrecken. Sie wußte, daß er nicht um eine Kleinigkeit in einen Zuſtand gerieth, den ſie nie an ihm erlebt.

„Was hat's gegeben, Jakob?“ fragte ſie mit bleicher Furcht, da das Unbekannte, welches den ſonſt ſo ruhigen Mann aus dem Hauſe getrieben, ihr doppelt ſchreckhaft erſchien.

Er ſuchte ſeine feuchte Stirn zu trocknen, fand aber kein Tuch in der Rocktaſche. Die Frau blickte umher und gewahrte das auf einem Tiſche liegende Kirchenbuch mit dem Schnupftuch. Sie ſchlug dieſes auseinander und wiſchte ihm ſelber Stirn und Schläfen ab. Weidelich nahm ihr das Tuch aus der Hand; etwas gefaßter ließ er ſich nun vernehmen:

„Unſer Sohn Iſidor iſt in der Stadt — ich muß es in Gottes Namen ſagen, er ſitzt gefangen, in ſchwerer Unterſuchung — ſie haben ihn geſtern Abend gebracht.“

Marie Salander ſuchte mit einem kleinen Schrei den Halt des nahen Fenſterſimſes; ſie ſah nur die arme Tochter Setti, die verlaſſen und geängſtigt im Lautenſpiel ſitzen mußte, vielleicht ſelbſt gefangen gehalten oder wenigſtens bewacht.

Iſidor's Mutter aber ſtand mit offenem Munde, den Mann anſtarrend. Sie begriff nicht, was er ſagte.

„Was kann er denn angeſtellt haben?“ ſtotterte ſie, „das wird eine ſchöne Dummheit ſein, ſie ſollen ſich in Acht nehmen!“

„Es iſt kein Spaß, Du arme Frau!“ ſagte Jakob Weidelich, der ſich jetzt erhob und mit Gehen und Sprechen zu erleichtern ſuchte. „Es iſt Einer von den Behörden im Haus erſchienen, ſobald Du fort warſt, und hat mir das Unglück angezeigt. Ich hafte ja mit unſerm Vetter und Gevatter Ulrich als Amtsbürge für beide Söhne. Drum befragte mich der Herr nach meiner Zahlungsfähigkeit und forderte mich auf, die Mittel auf alle Fälle bereit zu halten; aber nicht nur das, er wollte wiſſen, was ich darüber hinaus etwa zu leiſten im Stande wäre, obgleich es nicht danach ausſehe, als ob eine gütliche Auskunft möglich; denn es ſei bei unſerm Iſidor eine große und böſe Unordnung gefunden worden. Ich hab' in Schrecken und Angſt nichts zu ſagen gewußt, als daß ich thun werde, was ich vermöge, wenn es helfen könne, und bin hierher gelaufen, um den Herrn Gegenſchwäher um Rath zu fragen, was zum Schutz des Sohnes zu thun ſei. Denn ich kann nicht glauben, daß er, wie ſoll ich ſagen, daß er ſich ſo vergeſſen habe! In der Verwirrung hab' ich nicht einmal das Nähere vernommen! Ich hätte nie geglaubt, daß dergleichen an mich komme!"

Plötzlich ſchlug die Frau eine gellende Lache auf und taſtete, wie wenn ſie in einem dunkeln Raume ginge, mit vorgeſtreckten Händen nach dem kürzlich verlaſſenen Lehnſtuhl. Dort ſchöpfte ſie Athem, lachte dann nochmals ſtoßweiſe und rief bitter gegen den Mann hin:

„Aber an mich kann es kommen? Mir ſchadet es nicht, hab's am End' verdient, gelt? Dein Lebtag denkſt Du nur an Dich! Eine ſchöne Welt, ein wackerer Sonntag! Zuerſt heißt's, die Buben haben keine Seelen, dann werden ſie eingekerkert und zu Schelmen gemacht! Ach, ach, ach, wie weh!"

Ihre Worte verloren ſich in einem erbärmlich klagenden Tone und dieſer in erneuter Uebelkeit, die ſie befiel, indeß Weibelich ſich auch wieder geſetzt hatte und, die Hände auf die Kniee geſtützt, zu Boden ſtarrte.

Frau Marie Salander ergriff die bereits hervorgenommene Flaſche mit altem Xeres und füllte für jedes der geſchwächten Eheleute ein Kelchglas, obgleich ihr ſelbſt ſchlecht zu Muth war. Und wie die Mutter Iſidor's in ſeiner Perſon beide Söhne zuſammenfaßte und einſeitig nur an dieſe zu denken vermochte, ſo dachte Marie Salander an beide Töchter, ohne von ihnen zu ſprechen, da die bedrängten Gegen-Eltern ihre Aufmerkſamkeit den jungen Frauen jetzt nicht widmen konnten.

Amalie Weibelich trank einen guten Schluck von dem Weine und ſtellte das Glas weg, in die Luft, daß es zu Boden fiel.

„Alſo der Iſidor iſt eingeſperrt,“ ſagte ſie, „und kann nicht mehr gehen, wo er will! Bringt ihm denn Jemand zu eſſen und zu trinken, wenn es ihn gelüſtet und die gewohnte Zeit da iſt, wie gerade jetzt? Haben ſie dort auch etwas Ordentliches für einen Landſchreiber, einen Rathsherrn? Für einen armen Menſchen, der nicht weiß, was Hunger und Durſt iſt?“

„So viel ich mich erinnere,“ bemerkte Frau Salander, „können ſolche Gefangene, ſo lange die Unterſuchung dauert und bis ſie verurtheilt ſind, auf ihre Koſten haben, was ſie wünſchen, ſo wie ſie es ungefähr gewöhnt ſind.“

„Verurtheilt ſind! Ein ſolches Wort will ich von

Niemandem hören! Wenn ihm ſchlechte Teufel aller Art, mit denen er zu thun hat, Unkraut in ſeine Geſchäfte geſät haben, wenn er manchmal nicht weiß, wo ihm der Kopf ſteht, ſo klärt er das gewißlich auf, und für ſeine Verfolger wird es ein ſchlechtes Ende nehmen! Aber jetzt muß man ſorgen, daß es ihm an nichts gebricht! Warum iſt ſeine Frau nicht mit ihm gekommen, über ihn zu wachen und in der Nähe zu ſein?"

„Sie wird zu Hauſe zu wachen haben, da ſonſt Niemand dort iſt!" ſagte Marie Salander trocken, ihren Unwillen zurückhaltend.

„So müſſen wir ſorgen, hörſt Du, Mann! Wir wollen hingehen, oder geh' Du allein und bring' ihm etwas Geld, im Fall ſie ihn etwa ausgeplündert haben! Ich will indeſſen heim laufen und einen Vorrath von Speiſ' und Trank bereit machen, hörſt Du nicht?"

Der Vater Weidelich hörte freilich nicht. Er zergrübelte unabläſſig den Gedanken, daß ihm Unehrlichkeit und Verbrechen in Geſtalt des eigenen Sohnes nahe treten und überdies ſein ganzer beſcheidener Wohlſtand, den er in ſo vielen Jahren mit ſaurer Arbeit errungen, in Rauch aufgehen ſolle und er ärmer daſtehen würde, als er im Anfang geweſen; denn den Hof im Zeiſig hatte er zu ſeiner Zeit noch mit Hilfe eines kleinen väterlichen Erbes erworben. Und wenn es ſo käme, könnte er von vorn anfangen in ſeinem Alter? Wolle es Gott, ſo würde es doch nicht ſo kommen, es könne ja nicht ſein!"

Da er ſolcher Geſtalt in ſeiner Grübelei verharrte und keine Antwort gab, vergaß die Frau ihren Vorſatz und ſank mit zerfahrenen Sinnen in ſich zurück.

Marie Salander benutzte die herrſchende Stille, um nach einem Glaſe friſchen Waſſers zu gehen und ſich dann ſtill in eine Ecke zu ſetzen, in der Abſicht, nicht nur ſelbſt einen Augenblick der Sammlung zu gewinnen, ſondern auch das vom Unheil ergriffene Ehepaar zu einer kurzen Ruhe zu verlocken. Es gelang ihr auch, beinah' ein halbes Stündchen zu überſtehen, ohne daß die Stille anders als durch ein Stöhnen oder Seufzen unterbrochen wurde.

Mit raſcheren Schritten als gewöhnlich kam ihr Mann heran. Sie dankte dem Himmel, als ſie ihn hörte, und ward doch über ſeinen Anblick betroffen, der von Sorge und großem Aerger Zeugniß gab.

„Da ſind wir ja alle beiſammen!“ ſagte er, im Zimmer ſtehend, „augenſcheinlich wißt Ihr die Neuigkeit ſchon!“

„Leider ja!“ ließ ſich Vater Weidelich vernehmen, der über Salander's Ankunft erwacht und aufgeſtanden war. „Ich bin zuerſt hierher gekommen, Herr Salander, um Sie um Rath zu erſuchen, was zu thun ſei. Es iſt hoffentlich doch nicht ſo arg, wie es im erſten Schrecken ausſieht!“

„Es iſt ſchlimm genug!“ erwiderte Salander, der die üble Verfaſſung Weidelich's und auch diejenige der

Frau bemerkte. Dieſe war ſcheinbar theilnahmlos in ihrem Lehnſtuhle ſitzen geblieben, mit abgewandtem Geſicht, und Frau Marie, die aus ihrem Winkel hervortrat, deutete gegen ihren Mann auf ſie hin. Dieſer ſuchte ſich deshalb ſchonender auszudrücken, als er geſtimmt war.

„Der Unterbeamte, der bei Ihnen war," fuhr er Weidelich gegenüber fort, „iſt auch zu mir auf das Büreau gekommen. Es ſcheint aber ein voreiliger und zu dienſteifriger Menſch zu ſein; mir fiel auf, daß er nicht genaueren Aufſchluß geben konnte und überhaupt am Sonntag in ſolchen Geſchäften herumlief. Auch bei mir wollte er vernehmen, was ich allenfalls für den Schwiegerſohn zu thun geſonnen wäre, damit eine Strafklage unterbleiben könne. Das iſt eine gute Meinung, die jedoch zu einem Beſcheid vor der Hand nicht hinreichte. Ich machte mich auf den Weg, um geeigneten Orts Beſtimmteres zu vernehmen. Es iſt keine Rede von Fahrläſſigkeiten und dergleichen Dingen, deren Folgen niedergeſchlagen werden könnten. Iſidor hat unter Mißbrauch des Amtes ſo unglaublich kühne Dinge unternommen, daß die Entdeckung immer an einem Haare hing und endlich in vergangener Woche eintrat. Drei Tage dauerte die Unterſuchung der Bücher auf ſeiner Kanzlei. Geſtern waren die hundertundfünfzig Tauſend überſchritten, und noch ſoll kein Ende abzuſehen ſein. Darum wurde das Verfahren in Unterlaub abgebrochen und nach Münſterburg verlegt."

„O Herr Jeſus!" tönte es vom Schmerzensſitze der

Mutter Weidelich her mit einem Jammergeſchrei. Vater Jakob ſuchte wieder ſeinen Stuhl. Die vernommene Zahl erhellte ihm wie eine Brandfackel die Lage. Auch Martin Salander fühlte ſich ermüdet, desgleichen die Gattin Marie, und ſo ſaßen die vier alternden Perſonen ſchweigend umher, wie der Zufall es fügte.

Nach einer geraumen Weile wimmerte die Frau Weidelich:

„Wäre ich doch lieber zur Kirche gegangen, ſo hätte ich noch Eine Stunde gehabt, wo ich von nichts wußte! Das wär' noch ein gutes Stündlein geweſen, und hätte guter Dinge nach Haus gehen können, ohne es mir anſehen zu laſſen!"

Abermals nach einigen Minuten rief ſie:

„Jetzt muß es doch ſein! Jakob, wir wollen gehen, daß wir unter Dach kommen!"

Da ſie ſich gleichzeitig aufraffte, ſo gut es ging, nahm ſich auch der Mann zuſammen und trat mit gebrochenem Weſen zu Salander, der ſich ebenfalls erhoben.

„Es thut mir leid," ſprach er mühſelig, „daß wir Ihnen ſo viel Ungelegenheit machen."

Die Stimme verſagte ihm und er ſchwieg. Martin gab ihm die Hand; er ſah, wie der Mann litt, und, die eigene Beſchwerniß vergeſſend, ſagte er mit allerdings zweifelhaftem Troſte zu ihm:

„Wer kann heut zu Tage behaupten, er ſei vor dem allgemeinen Uebel ſicher? Es iſt wie die Reblaus oder die Cholera! Wenn Euch Einer ſchief anſieht, ſo dürft Ihr ihm nur ſagen, er ſoll erſt nach Haus gehen und nachſchauen, ob's nicht ſchon dort ſei!"

Inzwiſchen hatte Amalie Weidelich mit ihrem Hute zu ſchaffen, der ſich wegen der Erregungen der Frau verſchoben und nicht mehr recht ſitzen wollte. Sie ſuchte ihn vor einem Spiegel zurecht zu rücken und feſtzumachen, und Marie Salander kam ihr zu Hilfe. Plötzlich aber riß ſie ihn vom Kopfe und erklärte, ſie wolle ihn nicht mehr aufſetzen, ſondern ohne Hut heimgehen.

So begab ſich das Paar auf den Weg. Kaum waren ſie auf der Straße, ſo fühlte ſich die Frau ſo ſchwach, daß der Vater Jakob ſie am Arme führen mußte; in der linken Hand trug er den ſchönen bunten Hut wie einen Henkelkorb am Bande. Sein eigener abgetragener, ſchweißbefleckter Hut vollendete den wunderlichen Aufzug des Paares, welches trübſelig dahin ſchwankte durch den unſichern Gang der Frau, die ſonſt von manchem Glaſe Wein, das ſie getrunken, niemals geſchwankt hatte.

Man blickte ihnen nach, Vorübergehende ſtanden ſogar ſtill, und Jemand ſagte vernehmlich zum Andern: die zwei Leutlein haben ja wacker gefrühſtückt!

Sie hörten es mit den ſcharfen Ohren der jungen Schande, ſahen aber weder rechts noch links. Auf einer geräumigen Brücke kamen ſie noch ſchwieriger voran; eine Menge Kirchenleute kreuzte ſich von beiden Seiten her, und faſt alle blickten auf den Hut, der an Jakob Weidelich's linker Hand hing, und ſodann auf den etwas zerzauſten Kopf der Frau.

„Gib mir den Hut, Jakob!“ ſagte ſie, „es ſchickt ſich nicht für Dich, daß Du ihn trägſt!“

Er ließ es ſich gefallen und gab ihr das ſtattliche Modenſtück, und da ſie in dieſem Augenblicke gegen das Brückengeländer gedrängt wurden, warf die Frau den Hut in den Fluß, ohne ihm nachzuſehen.

„Was machſt denn? Biſt Du närriſch?“ murmelte der Mann.

„Nur vorwärts! Steh' nicht ſtill!“ ſagte ſie, „ich habe genug von der Herrlichkeit!“

So gingen ſie weiter und bekamen Raum genug. Denn die nächſten des Brückenvolkes, welche den Wurf bemerkt hatten, liefen eiligſt auf die andere Seite hinüber und bogen ſich über das dortige Geländer, um den Hut unterhalb der Brücke hervorſchwimmen zu ſehen, und als die übrigen dies Geläufe wahrnahmen, pflanzte ſich die Bewegung fort, und die ganze Brücke entlang ſprang Alles wie beſeſſen nach jener Seite und guckte ins Waſſer. Auf den ziehenden Wellenſpiegeln fuhr auch der arme Hut ſchon den Fluß abwärts, wie ein mit Seide bewimpeltes und mit Blumen bekränztes Schiffchen oder ein ſchwimmendes Gärtchen. Aber in kurzer Friſt ſtießen auch ſchon in einem Rettungskahne zwei Burſchen vom Lande und ruderten dem luſtigen Fahrzeug eilig nach, um es entweder für ſich zu erbeuten oder wenigſtens ein gutes Trinkgeld zu verdienen, während die beiden Ufer entlang ſich immer neue Zuſchauer einſtellten.

Indeſſen gewannen die bekümmerten Eltern der Zwillinge unerkannt das Freie und klommen zum alten Zeiſig empor.

„Daß Du den Hut nicht mehr aufſetzen magſt," begann Weidelich, als ſie einen Augenblick verſchnauften, „finde ich auf eine Art begreiflich; aber Du hätteſt ihn ja verkaufen können. Ich fürchte, die Zeit iſt nah', wo wir auf jeden Franken achten müſſen!"

„Es iſt jetzt geſchehen," ſeufzte Amalie, „ich hab' kaum gewußt, was ich machte! Uebrigens iſt noch Manches da, was ich verkaufen kann, die Röcke, die Uhr und die Kette, das ſchickt ſich Alles nicht mehr, weil es die Blicke der Leute auf mich zieht, und dann werde ich auch die Broſche nie mehr vorſtecken, mit den zwei Bübchen drauf — nein, die Broſche kann ich nicht verkaufen, wenn ſie jetzt auch nicht mehr recht thun können und uns verloren ſind — ach, es war doch eine glückliche Zeit! Nein, ich will das Bildchen behalten und auch das Gold daran laſſen, ſo lang' wir noch eine Brotrinde haben!"

Sie ſagte das in Thränen, von Schluchzen unterbrochen. Jakob mahnte ſie erſchreckt und kummervoll, ſich zu faſſen.

„Wie kannſt Du auf einmal ſo reden und beide Söhne in einen Tiegel werfen? Auch wenn der, der jetzt gefangen iſt, nicht zu retten wäre, ſo haben wir ja noch den Julian, der wird doch will's Gott nicht ſo zum Vorſchein kommen!“

„Du kennſt ſie nicht wie ich, die ich ſie zur Welt gebracht! Sie haben jederzeit und alleweil das Gleiche gedacht, gewollt und gethan und Jeder gewußt, was der Andere wollte. Ach Herr Du mein Gott, nun weiß ich auch, warum ſie einander gemieden haben und immer ſagten, ich weiß nichts, ich hab' ihn nicht geſehen! Sie wußten genau, daß ſie auf den gleichen Wegen gehen und dasſelbe thun, und weil es etwas Böſes und Gefährliches war, ſcheuten ſie ſich! Denk' Dir nur, die Salanderin, die ich dieſen Morgen zu fragen ging, ob ſie nicht wiſſe, was das ſein könne, erzählte mir ganz trocken, ihre Töchter hätten es ähnlich gemacht, ſie hätten die Eltern und ſich ſelbſt gegenſeitig geflohen, und weißt Du warum? Weil ſie ſich vor den Eltern und eine vor der andern geſchämt haben, ja geſchämt!“

„Weswegen? Was haben denn die gethan?“

„Sie haben ſich geſchämt, weil ſie unſere Söhne geheirathet haben! Wie deutlich verſteh' ich jetzt unſere Buben, die armen Tröpfe, die als Zwillingsbrüder ſich im Böſen vor einander gefürchtet; und Keiner wollte, daß der Andere auf ſeine Sache zu reden komme! Es iſt mir, als guck' ich mitten in ihre Herzen hinein!“

„Das iſt ein Glück zum Erbarmen, das wir mit den

Söhnen erlebt haben; es wird ja je länger je trauriger und unbegreiflicher! Ich wollte bald lieber, ich wüßte nichts von meinem eigenen Leben!"

„Es will Alles zurückbezahlt ſein, wie ich merke," erwiderte die Frau, „umſonſt iſt der Tod! Dort iſt unſer altes Haus; Gott ſei Dank, daß wir nicht ein neues an ſeiner Statt bauten in unſerm Uebermuth. Obgleich wir Beide immer fleißig und thätig darin geweſen ſind und uns der Arbeit nie geſchämt haben. Wir wollen uns heut' noch gut darin verbergen und ſtill halten, und thun als ob es eine Ewigkeit ſo ſtill und heimlich bliebe. Die Dienſtboten können noch nichts wiſſen! Aber Morgen iſt's Montag, da müſſen ſie die Wäſche für die Woche abholen in allen Ecken der Stadt, da werden ſie's wohl vernehmen, und am Dienſtag kommen meine Wäſcherinnen, vier Stück — eine bittere Woche, dieſe erſte — komm', Jakob, wir wollen hineingehen und uns ſtill halten! Wenigſtens merkt es der liebe Gott nicht, da er uns nicht perſönlich kennt, wie der große Kanzelherr ſagt! Es iſt ein Glück, daß er uns alſo nicht nach unſern Kindern fragen kann; denn er hat keinen Hochſchein davon, wie unſere luſtigen Söhne zu ſagen liebten, wenn Einer etwas nicht kannte! Komm hinein!"

Es war, als ob die arme Frau im Gefühl, daß es nöthig ſei, ſich wieder lebendig redete, um ſich vor den Hausgenoſſen eine Haltung zu machen. Sogar ein wenig Geiſtesgegenwart gewann ſie; denn ſie griff ſich im Hausflur plötzlich an den Kopf und ging ungeſehen zuerſt nach der hintern Stube, als ob ſie dort den ſchönen Sonntagshut ablegen wollte.

Auch Martin Salander und ſeine Frau verließen das Haus an dieſem Tage nicht mehr. Nachdem die Gegenſchwäherſchaft ſich entfernt hatte und das Paar allein war, ſagte Martin:

„Es iſt mir heut merkwürdig gegangen! Ich ließ mir in der Frühe das Haar ſchneiden; neben mir ſaß Einer, der barbiert wurde und dabei durch das Fenſter auf die Straße ſchaute, immer in der Richtung, wie ihm der Barbier juſt das Geſicht drehte, bald ſo und bald anders, ſo daß ihm die Augen zuweilen nach dem Himmel oder an die Zimmerdecke gewandt wurden. Als er fertig war, aufſtand und das Geſicht mit dem Handtuch trocknete, ſagte er, während ihm der Bart geputzt worden, habe er nach und nach auf dem Trottoir vor dem Fenſter nicht weniger als vier gute Bekannte gehen ſehen, von denen jeder zur Zeit einen Anverwandten im Zuchthauſe ſitzen habe. Das ſei doch etwas ſtark, während eines einzigen Bartſcheerens! Und doch habe er bei Weitem nicht alle Vorübergehenden geſehen, weil ihm der Raſierer alle Augenblicke das Geſicht am Naſenzipfel oder Kinn zur Seite zog. Einige habe er vielleicht überſehen oder nicht erkannt, da das blaue Drahtgitter gerade am Fenſter die Geſtalten etwas verdunkle. Ich mußte bei allem Elende lachen, nun hat es ſich ſchnell gerächt!"

„Wenn es nicht ſo ſchmählich wäre, was geſchieht," gab Marie zur Antwort, „ſo würde ich mich freuen, daß wir die Töchter wieder zu uns nehmen können; denn das wird keine Frage ſein, ob ſie jetzt frei werden oder nicht!"

„Natürlich! Das heißt, wenn ſie nicht auf eine neue Narrheit verfallen, nämlich die, den einmal angetrauten Gatten im Unglück, heiße es, wie es wolle, vor der Welt anhangen zu müſſen und den Lohn im Bewußtſein einer ſtandhaft geübten Barmherzigkeit zu ſuchen. Man hat ja Beiſpiele!"

„Du vergißt, daß hiezu immer noch ein Fünklein Liebe gehören würde, das ja längſt erloſchen iſt!"

„Du magſt freilich recht haben! Um ſo beſſer! Aber wir ſprechen ja ſchon nur von beiden Herren, während noch gar nicht geſagt iſt, daß Meiſter Julian, der Vogelſteller, den Weg ſeines Bruders gehen werde! Er kann, wenn auch nicht braver, doch vorſichtiger, ſchlauer geweſen ſein oder mehr Glück gehabt haben!"

„Ich bin ſicher, daß er den Anderen früher einholen wird, als man vielleicht denkt. Wozu ſollte er ſich gerade in dieſem Punkte von ihm unterſcheiden?"

„Deſto ſchlimmer für mich!" ſagte Salander mit düſterem Sinne, „oder vielmehr für uns Alle! Wenn nur Einer ſo elend zu Grunde geht, ſo iſt es nicht das gleiche, wie wenn Beide dahinfahren; da erſt wird die auffällige Doppelhochzeit recht aufgerührt werden, die ich angerichtet habe, durch die ich in den Rath gekommen bin, was Jedermann weiß, und die ein höhniſches Sprichwort ſein wird, länger als wir leben; und auf dieſe Weiſe habe ich meiner politiſchen Parteirichtung, der Volksſache überhaupt Schaden ſtatt Nutzen geſtiftet! Und die Töchter werden wie lebendige Denkmäler der vertrakten Geſchichte herumgehen. Und dann der Arnold! Schon damals hat man nur von der Salanderhochzeit geſprochen; wenn er nun endlich heimkehrt, ſo hab' ich ihm einen ſchönen Knüppel an ſeinen Namen gehängt, wenn er öffentlich wirken will!"

„Solche Aengſte hab' ich nun nicht," erwiderte Marie nachdenklich; „Du ſtehſt doch nicht auf ſo ſchwachen Füßen, und was den Arnold betrifft, ſo wird er immer den guten Namen finden, den er braucht. Nur geſteh' ich, daß, ſo ſehr ich ſeine Heimkehr herbeiwünſche, doch jetzt erſchrecken würde, wenn er mitten in den Skandalproceß hineingeriethe! O dieſe heilloſen Schlingel!"

„Wir wollen darüber nicht die arme Setti vergeſſen, die zu dieſer Stunde rathlos in ihrem traurigen Lautenſpiel ſitzen wird!" ſagte Salander, deſſen Gedanken durch das letzte Wort auf das Geſchick der Tochter gerichtet wurden. „Ich würde ſofort nach Unterlaub fahren, wenn ich nicht dächte, es hülfe jetzt zu nichts. Sie wird einige Tage auf ſich ſelber geſtellt und wahrſcheinlich froh ſein, wenn Niemand kommt! Einen rechtlichen Beiſtand braucht ſie noch nicht, da die Lage einfach iſt. Das Baare, das wir mitgegeben, iſt natürlich verſchwunden; die übrige Ausſteuer können ſie ihr nicht nehmen. So denk' ich, wir telegraphiren einſtweilen nur um ein Lebenszeichen. Sie mag berichten, ob man ſie holen ſoll und wann; lang' wird's nicht dauern, bis ſie gehen muß; denn der Concurs iſt in jedem Falle ſicher, und das erſte, was geſchieht, iſt der Verkauf der Liegenſchaft, die Gant."

„Da können wir nur für Raum ſorgen," verſetzte Frau Marie, „wenn wir auf einmal die zwei Ausſteuern unterbringen wollen, von denen jede ein Wohngemach ſo ziemlich ausfüllt. Ich habe mir ſo viel Müh' damit gegeben, daß ich den Kram nicht gern im Stich laſſen möchte. Schreib' aber nun das Telegramm, daß es die Magdalene noch ſchnell forttragen kann. Der Mittag naht, Setti kann vielleicht eher einen Biſſen eſſen, wenn ſie es hat. Wahrſcheinlich macht ſie ſich unſertwegen wieder Gedanken!"

„Ich will ſelbſt hingehen, damit Magdalene nicht am Kochen geſtört wird," ſagte Salander; „ich bin von dieſen ſchäbigen Schickſalsäußerungen hungrig geworden!"

„Bleib' nur!" rief Marie, „das Wenige, was noch zu thun iſt, kann ich ſchon beſorgen, wenn nöthig. Gehſt Du jetzt auf die Poſt, ſo triffſt Du vielleicht ein Rudel guter Freunde und anderer mildthätigen Seelen, die Dich bereits voll Theilnahme ausfragen und vor Deinen Augen weiter telegraphiren, was Du ſagſt!" Salander ſtutzte.

„Du kannſt bei Gott recht haben! Sie ſind jetzt

Alle ſchon beim Frühſchoppen geweſen, die Unterrichteten mitten drunter! Und über den Verbleib von einigen Hunderttauſenden verlohnt ſich das Telegraphiren immer für gewiſſe Leute!“

Er nahm alſo ein Formular, beſchrieb es mit den erforderlichen lakoniſchen Worten und gab es der Frau.

Sie las den Blitzbrief, ſtudirte einen Augenblick daran herum und beſchrieb ein neues Formular. Verwundert las Martin Salander dasſelbe, als ſie fertig war. Sie hatte die gleich harten Steinblöcken daſtehenden Haupt- und Zeitwörter mit den dazu gehörigen, ſie verbindenden Kleinwörtern verſehen, ſonſt aber nichts geändert.

„Du haſt ja gar nichts dazu gethan, als die Pronomina, den Artikel und einige Präpoſitionen und dergleichen. Dadurch wird ja lediglich die Depeſche dreimal ſo theuer!“ ſagte er, noch immer überraſcht.

„Ich weiß wohl, es iſt vielleicht närriſch;“ erklärte ſie beſcheiden, „allein es will mir vorkommen, daß dieſe kleinen Zuthaten die Schrift milder machen, ein wenig mit Baumwolle umhüllen, ſo daß Setti das Gefühl hat, als hörte ſie uns mündlich reden, und dafür reut mich die höhere Taxe nicht. Wenn Du aber willſt, ſo unterſchreib' ich das Ding ſelbſt!“

„Es iſt merkwürdig, wie recht Du haſt!“ ſprach Salander, der die drei oder vier Zeilen nochmals geleſen. „Es nimmt ſich in der That urplötzlich fein und herzlich aus. Wo zum Kuckuck holſt Du die wunderbar einfachen Stilkünſte? Nein, das mußt Du ſelbſt unterſchreiben, es wäre mir altem Schulfex nicht eingefallen!"

Eine Stunde ſpäter bei Tiſch ſitzend, empfingen ſie Setti's Antwort, nach welcher ſie in wenig Tagen das Haus zu verlaſſen gedachte, indeſſen vorher noch einen Brief verhieß. Dieſer langte ſchon am nächſten Morgen an. Er enthielt eine gedrängte Anzeige des über ſie ergangenen Schreckens, der Tag und Nacht andauernden Unterſuchungsarbeiten der eingetroffenen Amtsleute und Fachmänner, welchen Iſidor in fortwährenden Verhören beiwohnen mußte. Anfangs habe er ſich ſprützig und hochfahrend angelaſſen und ſich ſonſt verkehrt benommen; als aber die Männer, unter denen ſich duzfreundliche Amtsgenoſſen von ihm befunden, unverſehens ihn trockenen Tones mit Ihr tractirten und ihm befahlen, hier zu ſtehen, oder dort, oder ſich in eine Ecke zu ſetzen und zu warten, bis man ihn rufe, und zuletzt ein Polizeiſoldat zum Vorſchein kam, der die Kanzleithüre nicht mehr verließ, da habe er gemerkt, daß er verloren ſei, und weinend Alles geſtanden, was man wollte, aber nichts, ohne Unwahrheiten daran zu hängen, jedesmal auch einen Verweis bekommen. Als er mit allen Büchern und Acten fortgebracht worden ſei, habe er der Frau nur kurz ein Adieu zugerufen, mit dem Beifügen, er ſei leider Staatsgefangener, (wie wenn er etwas Höheres und Feineres ausgearbeitet hätte), und er hoffe bald wieder da zu ſein, ſie möge gute Hausordnung führen! Schon ſeit einiger Zeit habe ſie kein Monats- oder Wochengeld mehr erhalten, ſondern für jede einzelne Ausgabe die benöthigte Münze in der Kanzlei verlangen müſſen. Jetzt ſei mit Ausnahme ihrer Kleiderſchränke und der Küche alles verſiegelt. Eine Spur von ihrem Baarvermögen habe ſich nicht gefunden, jedoch ſei ihr verſprochen, daß ſogleich nach Beſtellung des Concursrichters die Freigabe ihrer ſämmtlichen zugebrachten Fahrhabe verfügt werden ſolle. So lange möge ſie nicht im Hauſe bleiben, und wenn ſie das wenige Reiſegeld beſäße, ſo würde ſie mit Erlaubniß der Eltern ohne Verzug dahin zurückkehren, wo ſie nie hätte fortgehen ſollen.

„Morgen iſt Dienstag,“ ſagte Salander, „ich will ſie morgen holen! Wir wollen ihr ſogleich telegraphiren, ſie ſoll das Nöthigſte einpacken und ſich bereit halten. Hat ſie auch noch Koffer oder Kiſten? Ich will wetten, der Menſch hat alles verreiſt und verriſſen!“

„Ich ſah noch die Koffer und Korbſachen, die ſie von hier mitgenommen hat,“ erwiderte Marie, „die Herren reiſten ſtets mit kleinem Handgepäck.“

„Du haſt recht! Wie es der große Diätenfreſſer von Gauchlingen macht, der jahraus und ein das Land mit einer alten ledernen Actenmappe durchrutſcht, in welcher ein Nachthemd ſteckt!“

„Uebrigens möchte ich mitkommen,“ nahm Marie wieder das Wort, „und meine, wir könnten einen Wagen nehmen, trotz der Eiſenbahn, ſo müſſen wir nicht mit

Setti zu Fuß nach der Station wandern und können auch ihre Sachen ſofort aufladen. Es ſchadet nicht, wenn ſie dort ſehen, daß ſie noch wo zu Haus iſt. Und hier kommen wir gerade recht mit der Dunkelheit an, ſo daß es auch da nichts zu gaffen gibt. Etwas kaltes Eſſen wollen wir für alle Fälle mitnehmen, wer weiß, ob ſie etwas hat! Wir brauchen dann unterwegs nicht anzuhalten."

„Mit Allem bin ich einverſtanden, wie Du es willſt! Die Du eine Widerſacherin dieſer Unglücksheirathen geweſen biſt, denkſt jetzt an Alles, worauf unſer einer nicht geriethe!"

Sie führten den Plan aus, beſorgt, in welchem Zuſtande ſie die Tochter finden würden. Setti erſchien etwas abgemagert und blaß, auch ermüdet, aber doch gefaßter, als die Eltern es ſich vorgeſtellt. Das Gefühl der Befreiung aus ſelbſtverſchuldeten unwürdigen Feſſeln mochte unbewußt die Waage halten gegen alle anderen Eindrücke, die ſie erfahren.

Auch war ſie nicht allein im Lautenſpiel, obgleich die Magd und der Schreiber ihres Weges gegangen. Wie in einem Hauſe, deſſen Stütze durch jähen Todfall abgeſchieden iſt, ſich die Nachbarinnen tröſtend und helfend bei der Wittwe einfinden, ſo hatten ſich bereits zwei oder drei angeſehene Frauen von Unterlaub eingeſtellt, welche täglich herbei kamen, der verlaſſenen Landſchreiberin gefällig zu ſein oder wenigſtens die Zeit zu vertreiben. Zwei ſaßen auch jetzt ſtrickend auf den Koffern, die ſie füllen und ſchließen geholfen, während Setti aus den letzten Ueberreſten die letzte Mahlzeit zuſammen ſtoppelte, Thee, Butterbrötchen, Eierkuchen. Der von der Mutter mitgebrachte Imbiß war höchlich willkommen. Da die Pferde gefüttert werden mußten, ſandte Martin den Kutſcher in ein Wirthshaus zu Unterlaub und trug ihm zugleich auf, den dortigen Gemeindammann hinauszuſenden, damit er das Haus abſchließe und in Gewahrſam der Behörde bringe.

Die Dorffrauen nahmen an dem Stegreifmahle beſcheidentlich Theil, der Merkwürdigkeit wegen, und ließen ſich hernach nicht hindern, das gebrauchte Geſchirr zu reinigen und in der Küche Alles an ſeinen Ort zu ſtellen. Dann goſſen ſie das Spülicht weg, putzten den Gußſtein und lehnten den kleinen Beſen ſäuberlich in die Ecke; denn es war ein faſt noch neues Binſenbeslein. Mit dem Reſte des Waſſers endlich löſchten ſie ſorgfältig das glimmende Herdfeuer.

So erſchien der Ammann eben recht. Er ließ ſich verſtändigen, an die letzten Räume und Behälter das amtliche Siegel zu legen, und hatte dazu das Erforderliche mitgebracht, Siegellack, Bandſtreifen und Stempel, ſogar einen Wachsſtock, da er gewohnt war, zu dieſer Verrichtung zuweilen nicht einmal ein brauchbares Licht vorzufinden. Hier ſtanden zwar ein paar ſchöne Leuchter im Zimmer, die Frau Salander einſt ſelber eingekauft hatte. Sie meinte, man könnte den einen davon oder beide nehmen und nachher in der Kutſche unterbringen, da ſie ja der Frau gehörten; dann möge man das Siegel anlegen. Allein der Gemeindammann erklärte, die Leuchter müßten bis zur Inventaraufnahme ſtehen bleiben, es ſei ſchon genug Verwirrung in der Gegend, der ganze Beſitzſtand ſcheine zu ſchwanken, wie bei einem Erdbeben; Viele fürchten, von Haus und Hof zu kommen, ohne zu wiſſen wie? die Bevölkerung ſei ganz erhitzt und fabele von Millionen, die verloren ſeien.

„Zünden Sie Ihren Wachsſtock an!“ ſagte Salander, und reichte dem Amtsmann ein Streichhölzchen. Dieſer ging an ſein Geſchäft und gelangte ſo mit der kleinen Geſellſchaft Schritt für Schritt bis vor die Hausthüre. Martin Salander drehte den Schlüſſel um und übergab ihn dem Gemeindammann. Hierauf nahmen ſie Abſchied von den zwei Frauen und dankten ihnen für die erwieſene Theilnahme und Freundlichkeit, ſo daß ſie gerührt die Augen wiſchten. Setti vermochte keine Thräne zu vergießen; halb gelähmt von den Worten des Ammannes, beſtieg ſie mühſelig mit den Eltern den bereitſtehenden Wagen, der raſch davonfuhr.

Die zurückgebliebenen drei Perſonen blickten ihm nach und gingen langſam nach dem Dorfe zurück.

„Das ſind gutſtehende Leute,“ ſagte eine der Frauen, „der Herr vermöchte gewiß, dem Schaden abzuhelfen, wenn er wollte; und es ſind jedenfalls auch rechtdenkende Leute!“

„Er wäre ein Narr, wenn er einen Franken hergäbe!“ verſetzte der Herr Gemeindammann. „Eigentlich müßten mir diejenigen den Schaden gutmachen, die einen ſolchen Menſchen zu ihrem Notar wählen und das Recht dazu an ſich geriſſen haben! Jetzt wird die Staatskaſſe herhalten und das Wahlvergnügen bezahlen müſſen!“

Im Wagen blieb es zwiſchen den drei andern Perſonen eine gute Weile ſtill, bis Salander melancholiſch zu ſprechen anhub:

„Das wäre jetzt das Lautenſpiel geweſen! Armes Kind! Und ich hatte mir gedacht, als der ſchöne Eidam vom Bäumeſchlagen und Verkaufen des Gütchens faſelte, ich könnte den reizenden Sitz ihm wohl abnehmen und zum ſtillen Aſyl für unſere alten Tage beſtimmen! Jetzt möchte ich es nicht geſchenkt haben; denn es wäre ja unmöglich für uns, dort zu wohnen!“

„Setti ſchläft jetzt,“ ſagte Frau Marie leiſe, „wir wollen ſie ruhen laſſen!“

In der That war die Tochter neben der Mutter eingeſchlafen, da ſie vermuthlich die letztvergangenen fünf oder ſechs Nächte die Augen wenig zugethan hatte. Vater und Mutter ſchwiegen daher und lehnten in dem geſchloſſenen Wagen zurück, um ſich nach all' den trüben Geſchichten innerlich zu beſchauen und darüber ebenfalls ein bischen einzuſchlummern.

Es war ziemlich dunkel, als der Wagen über das Straßenpflaſter der Stadt Münſterburg rollte und die

Eltern darüber munter wurden. Setti aber erwachte erſt, als das Gefährt plötzlich vor dem Hauſe hielt. Sie war indeß ſo ſchlaftrunken und müde, daß der Vater ſie leiten mußte, und erſt als die treue Magdalene herbeieilte und ihnen die Treppe hinauf voranleuchtete, lebte ſie auf und rief lächelnd:

„Da bin ich ja! Guten Abend, Magdalene, denk', wie froh bin ich! Und Du biſt immer wohl auf, wie ich ſehe!"

„Gottlob, man thut es immer noch aushalten, liebes Settli! Wenn nur bald alle Kinder wieder beiſammen ſind, ſo wollen wir auch noch frohmüthig werden und Kaſtanien braten wie ehemals!"

Sie ſagte es jedoch etwas gedrückt, wie wenn ſie kein ſehr gutes Gewiſſen hätte, und öffnete der Herrſchaft die Thüre des Wohnzimmers, ſich ſofort zurückziehend.

Am Tiſche ſaß, den Kopf auf die Hände geſtützt, Schweſter Netti von Lindenberg. Auch ſie ſchien zu ſchlafen und hatte guten Grund dazu, da ſie ebenfalls die letzten Nächte mit wachen Augen zugebracht und gegen Abend zu Fuß im Vaterhauſe angelangt und natürlich todmüde war; denn ihr Mann Julian hatte ſich ſeit vier Tagen nicht mehr ſehen laſſen und ſie ſich geſchämt, davon zu reden; der Schreiber, der ſie nicht darum befragte, ging ab und zu, wie er wollte, und die Dienſtmagd machte ein unvertrautes Geſicht. Heut aber las ſie in der Zeitung die Nachricht von Schwager Iſidor's Unfällen mit dem

Zuſatze, es gehe bereits das Gerücht von einem zweiten in Unterſuchung gerathenen Notar. Es handelte ſich zwar noch nicht um Julian, ſondern um einen weiteren Unglücksbruder, der ſein Privatglück an den durch ſeine Hände laufenden anvertrauten Gütern ein wenig gerieben hatte, um ſie fructificiren zu laſſen, wie der Kunſtausdruck lautete. Allein ſie vermochte natürlich nur an ihren Mann zu denken, ſowie an das öffentliche Unglück, in welches das häusliche ſich verwandelte und die ganze Familie verwickelt wurde. Sie war in der Angſt keines andern Beſchluſſes fähig, als ſofort nach Münſterburg zu eilen; ein Bahnzug ſtand während mehrerer Stunden nicht in Ausſicht, auch fürchtete ſie ſchon die Leute, die mitreiſten, und die Angeſtellten, ſowie die auf den Stationsplätzen Herumſtehenden. So machte ſie ſich kurz entſchloſſen auf und legte den dreiſtündigen Weg zu Fuße zurück. Wie ſich ſpäter ergab, waren Ahnung und Furcht wohl begründet. Julian ſaß zwar nicht im Gefängniß wie Iſidor; aber er war bei der erſten Kunde von den Vorgängen im Lautenſpiel außer Landes geflohen; und die in Iſidor's Amtskreis erwachte Erregung der vom Schaden Ergriffenen oder Bedrohten fand ſchon einen ſtarken Widerhall im Lindenberger Gebiet.

So kam es, daß die Salander'ſchen Eltern beide Töchter am gleichen Abend wieder unter ihrem Dache bargen. Bei ihrem Eintreten erwachte Netti aus dem Halbſchlafe und hinkte ihnen traurig entgegen; denn ſie hatte die Füße wund gelaufen. Vater und Mutter umarmten und küßten ſie; doch die Töchter, da ſie ſich nun gegenüberſtanden, gaben ſich nur mit niedergeſchlagenen Augen die Hände, die ſie indeß nicht fahren ließen Die Schickſalslaſt, die ſie ſich auferlegt, als ſie die Zwillingsjünglinge einſt an den Ohrläppchen zupften, hatte ſich auf einmal verdoppelt, und ſie ſchämten ſich aufs Neue vor einander.

Die von Lindenberg mußte nun darthun, warum ſie gekommen ſei, und ſie erzählte es.

„Der hat ſich aus dem Staube gemacht,“ ſagte der Vater; „hier in der Stadt iſt er ſchwerlich! Aber gründliche Arbeit haben ſie beſorgt, dieſe jungen Scheuſale von Flachsköpfen!“

Die Mutter ermahnte, die Berathung für heute abzubrechen und die Ruhe zu ſuchen; wer könne wiſſen, was die kommenden Tage wieder bringen.

„Fürs Erſte,“ ſagte Salander, „muß Netti morgen bei guter Zeit nochmals nach dem Lindenberg zurück und das Haus ſammt der Kanzlei in amtliche Obhut geben; ich will mitgehen und dafür ſorgen, daß es ordentlich geſchieht; denn ſo kann man die Sache nicht im Stiche laſſen!“

In der Frühe fuhr er mit Netti hinüber und wunderte ſich, auf der Höhe angelangt und rings umſchauend, aufs Neue mit tüchtigem Aerger, wie man in dieſem friedlichen Himmelsglanze ſo vom Teufel beſeſſen werden und ſich Welt und Leben ſchmählich zerſtören könne.

Drinnen im Hauſe jedoch gab es abermals Neuigkeiten, und es war gut, daß Netti, und zwar vom Vater begleitet, erſchien. In der Kanzlei hauſte ſchon ein Trupp Unterſuchender, Gemeindammann, Statthalter, einer vom Gericht und ein zugezogener Notar, und bereits war feſtgeſtellt worden, daß auch die Frau des verſchwundenen Landſchreibers das Haus, unbekannt wohin und heimlich verlaſſen habe. Sie kam daher gerade recht, ein ordentliches Verhör zu beſtehen, worauf man ſie aufforderte, ihr im Hauſe befindliches Eigenthum zu bezeichnen und ihr erlaubte, das Unentbehrliche mitzunehmen und in Ehren abzuziehen. Das that ſie auch, nachdem ſie unter Beihilfe des Vaters die Magd ausbezahlt und fortgeſchickt, auch der Behörde überlaſſen hatte, über das Verbleiben des Schreiberleins zu verfügen.

Martin Salander brachte deſſelben Tages auch dieſe Tochter mit ihren paar Kiſten und Schachteln in Sicherheit. Die Vorausſage hingegen der beiden Schweſtern, daß die guten Jünglinge bald genug zu ganzen Männern auswachſen würden, die von ſich reden machen, war ſeltſam erfüllt.

XVII.

Jeden Tag enthielten die Zeitungen nun Nachrichten über den Fortgang der Unterſuchungen, deren Ergebniſſe ſich nicht ſo glichen, wie einſt die Brüder Weidelich. Dadurch gewann jeder dem andern gegenüber eine gewiſſe Originalität, was man nie für möglich gehalten hätte.

Iſidor's Wirkungskreis umfaßte eine Anzahl bäuerlicher Gemeinden, die um dieſe Zeit juſt in der Verbeſſerung ihrer Creditverhältniſſe begriffen waren. Sie bildeten Genoſſenſchaften für gegenſeitiges Gewährleiſten der hypothekariſchen Sicherheit und dergleichen, kündeten dann insgeſammt die beſchwerlichſten wie die ſchlechteren Pfandbriefe und boten den Gläubigern neue Titel zu billigerem Zinsfuße an. Da gleichzeitig viele Capitaliſten ihr in Actienunternehmungen angelegtes Geld nicht mehr ſicher ſahen, griffen ſie gern wieder nach dem Grundbeſitz. Der Notar aber war der Mittelsmann und Führer der ganzen Bewegung. Er ſchrieb ein Anleihen nach dem anderen aus, nahm die Einzahlungen in Empfang, löſte die gekündeten Briefe ab, indem er die alten Gläubiger auszahlte und den neuen die neuen Pfandbriefe ausſtellte und protokollirte, was das Zeug hielt: Weil das Alles ſich in die Millionen belief, ſo verfuhr er vielleicht beſcheiden, wenn er von den vielen Geldern, die ihm zwiſchen die Hände geriethen, nur einige Hunderttauſend veraberwandelte, um damit ſein Glück im Börſenſpiel zu verſuchen. Da er, wie recht und billig, als hohler Kopf, der ohne alles Urtheil dareinfuhr, nur verlor, ſo ſah er ſich bald genöthigt, einen veruntreuten Poſten durch einen anderen zu erſetzen und darin immer eifriger fortzufahren, indem er rüſtig die Schuldbriefe ausſtellte und zuerſt mit einiger Auswahl, dann ohne Wahl das dafür erhaltene Capital zurückbehielt. Es handelte ſich ohnehin um eine weitläufige und langwierige Beſorgung, und ſo vermochte er längere Zeit die Leute mit allerlei trockenen Redensarten hinzuhalten, auch im dringenden Fall durch einen neuen Eingriff vorzubeugen, immer in der Hoffnung, das Glück werde endlich großartig einſchlagen und Alles in Ordnung bringen. Er war ſogar ſo kühn, viele gelöſchte alte Titel, ſtatt ſie den Schuldnern zu übergeben, ohne Vermerk bei auswärtigen Bankgeſchäften zu verſetzen, während ſie doch in den Protocollen abgeſchrieben waren. Auf dieſe Art gewann er mehr als einmal den doppelten Betrag am nämlichen Briefe.

Hierbei führte er lang eine ziemlich ſorgfältige geheime Buchhaltung, bis ihm dieſelbe gleich dem ganzen Schwindel ſelbſt über den Kopf wuchs und er die Ueberſicht verlor.

Julian's Verfahren war nicht ſo mühſelig und kühn. Er begnügte ſich, von jedem Kaufſchuldbrief, den er zu fertigen hatte, ein Duplikat und ein Triplikat herzuſtellen, letztere Stücke eigenhändig in ſtiller Nacht, und dieſe Kunſtwerke in einer beſonderen Schatztruhe aufzubewahren. Sobald er nun ungerechtes Geld bedurfte, ſuchte er ein oder mehrere Stücke hervor und ſchaute zunächſt nur darauf, ob die Originale, nach dem Inhaber zu urtheilen, in feſten Händen ruhten. Ergab ſich aber ein Mangel an Vorrath ſolcher Stücke, ſo verfertigte und malte er in aller Form gänzlich erfundene Pfandbriefe, die in keinem Protocolle ſtanden, und er ſorgte nur dafür, daß es Perſonen betraf, die in guter Sicherheit dahinlebten und ſich nicht auf dem Geldmarkte umtrieben. Er belaſtete die Höfe wohlhabender Bauern mit Schulden zu Gunſten weit davon entfernter Rentner, die ſich von der unſichtbaren Bereicherung nichts träumen ließen. Da namentlich dieſe ganz in der Luft hängenden Hypotheken ſehr ſolid ausſahen und von Bankbeamten beim Anblick der darauf figurirenden Namen als gut geſchätzt und belehnt wurden, ſo beſchränkte Julian ſich zuletzt ausſchließlich auf den bequemeren Zweig und behing ihn mit zahlreichen Früchten; je nach Bedürfniß pflückte er dieſelben, um am letzten Tage des Monats die anſehnlichen Börſenverluſte zu decken.

Auch er führte Buch über das Nebengeſchäft, ſchon um das Verzinſen auf den Banken nicht zu verſäumen, was nicht rathſam war, dann aber auch behufs einer wohlgeordneten Reihenfolge in der Rückzahlung der geborgten Gelder. Es war eben der beiden Brüdern gebliebene Antheil am menſchlichen Idealiſmus, das Unrecht nur mit dem Vorbehalte zu üben, es mit Fortuna's Hilfe rechtzeitig gut zu machen und nicht etwa zu Grunde zu gehen. Das hielt ihren leichten Muth auch nach dem Falle aufrecht und gab ihnen das Bewußtſein, nicht zum Troſſe verächtlicher Sünder zu gehören.

Ungefähr eine Woche nach der Flucht erhielt Frau Netti einen Brief von Julian, welchen er auf dem Wege nach einem portugieſiſchen Seehafen irgendwo aufgegeben, die Adreſſe mit verſtellter Hand geſchrieben.

„Meine heißgeliebte, verehrteſte Gattin!“ lautete der Brief, „Ein bitteres Schickſal hat mich von Deiner Seite geriſſen (Du wirſt das Nähere bereits vernommen haben!) und mich gezwungen, jenes kleine Lumpenländchen zu verlaſſen, wo ich geboren und in jugendlicher Unerfahrenheit der allgemeinen Verderbniß anheimgefallen bin. Ein Flüchtiger und Geächteter, eile ich jetzt beſſeren Zonen entgegen, wo der freie Mannesgeiſt Raum zur vollen Entfaltung findet und wo ich hoffe, in kurzer Friſt den von einer philiſterhaften und gelddurſtigen Krämerwelt mir aufoctroyirten Fehltritt gut zu machen. Ich kann Dir eidlich betheuern, meine theuerſte Gemahlin, daß dieſer Fehltritt aus einem langen Martyrium beſtand, ein Kampf ums Daſein war, dem ich einſtweilen unterlegen bin, ich ſage feierlich: Einſtweilen! Und jetzt, liebſtes Weib! wie ich dereinſt ewige Treue gelobt habe auch für den Fall, daß Deine Eltern Dich enterben ſollten, jetzt baue ich auch auf Deine Treue und hoffe, Du werdeſt ſie mir bewahren, nachdem ich ein Enterbter unſeres Vaterlandes geworden bin! Ueber die Länder, durch welche ich bisher mit Sturmeseile gereiſt bin, kann ich Dir nichts Intereſſantes mittheilen, da ich begreiflicher Weiſe keine großen Beobachtungen anſtellen konnte. Aber von drüben, überm Meere, hoffe ich Dir die neue Welt einläßlich zu ſchildern, die ſich mir aufthun wird, ſobald ich feſten und ſichern Fuß gefaßt habe. Bis dahin kann ich Dir auch keine Adreſſe angeben. Grüße Deine verehrten Herren Eltern recht herzlichſt von mir und ſei ſo gut, es auch bei den Meinigen zu thun und ſie um Verzeihung für mich zu bitten! Es iſt mir jetzt unmöglich, ihnen zu ſchreiben. Auch meine theure Schwägerin Setti grüße ich tauſendmal! Ich bedaure nur meinen armen Bruder, den ſie erwiſcht haben! Ich glaube, ich habe das ſchlimme Beiſpiel geahnt, das er mir unbewußt gegeben hat. Item, die Sonne wird auch für uns wieder aufgehen! Und nun lebe wohl, Geliebte! Und auf ein glückliches Wiederſehen, wenn ich Dir eine Stätte bereitet habe! Dein getreuer Gatte J. W."

Netti gab beim Abendthee, als Alle beiſammen waren, den Ihrigen den Brief zu leſen. Er wirkte faſt erheiternd, beſonders da ſie die verlaſſene Frau ſo ruhig ſahen. Dies war ſie, weil ſie jetzt die Rechnung endgültig abgeſchloſſen hatte, ohne Hoffnung auf eine mögliche Aenderung des Mannes. Frau Marie fühlte ſich faſt zufrieden, Setti hingegen war immer niedergedrückt, weil ihr Umſtand in nächſter Nähe geborgen ſaß, wenn auch unfreiwillig.

Da kam ſpät noch Herr Möni Wighart auf eine Taſſe Thee mit dem guten Rum, welchen Salander zu beziehen wußte. Dieſer ging in letzter Zeit nicht unter die Leute und ſah es gern, daß der theilnehmende und doch ſtets anſpruchloſe Kumpan zuweilen ein Stündchen vorſprach.

Frau Marie hatte ihm die Unthat längſt verziehen, die er einſt an ihr begangen, als er bei der erſten Rückkehr aus Braſilien ihren ſehnlich erwarteten Martin ſozuſagen vor der Hausthüre in ein Wirthshaus verlockte.

Sie holte ihm ſogleich einen Aſchbecher herbei.

Herr Wighart rief heuchleriſch: „Ho ho! Man ſollte mich für einen Schnapsbruder halten; nun, 's mag für einmal hingehen!“ als ihm Martin Salander aus dem Rumfläſchchen die Taſſe bis zum Rande vollgoß.

„Warum ich ſo ſpät noch komme, iſt etwas Luſtiges, das ich erzählen muß! Es wird Euch ein klein wenig Spaß machen! Der verfloſſene Meiſter Notar Julian (Verzeihung, Frau Netti!) kommt noch täglich als ein trefflicher Humoriſt zum Vorſchein!“

„Ein Humoriſt?“ ſeufzte Netti. „Ach, du lieber Gott!“

„Hört nur! Ich komme aus den Vier Winden, wo einige Herren ſitzen, die den ganzen Tag mit den Angelegenheiten des Bewußten zu thun hatten. Noch kurz vor der Abreiſe hinterlegte er bei der allgemeinen Noth- und Hilfsbank einen ſchönen, neuen, vorſtandsfreien Pfandbrief von zehntauſend Franken und erhielt darauf ſechstauſend. Als Schuldner erſcheint in dem Inſtrument ein reicher, filziger alter Bauer hinter Lindenberg, genannt Aegidi, als Pfand deſſen Hof und Land, und als Gläubiger der Bruder des Schuldners, ein anderer alter Filz, der ſogenannte Schleifer in Raſenbach und bekannter Wucherer. Dieſe beiden Brüder führen ſeit Jahrzehnten eine Erbſtreitigkeit um die andere, und wenn ſie fertig ſind, fangen ſie von vorn an. Sie leben wie Hund und Katz' gegen einander und betrachten ſich gegenſeitig als den Fluch ihres Daſeins, ohne alle Noth, da jeder für ſich genug hätte. Gut, die alten Männer waren heute nebſt manchen anderen einberufen. Man zeigte ihnen, als die Reihe an ſie kam, die ſchöne Hypothek und fragte, ob ſie in Ordnung ſei? Zuerſt nahm ſie der angebliche Schuldner in die Hand, weil er eher mit dem Aufſetzen der Brille fertig war; im Uebrigen ſind Beide übelhörig und verſtanden zunächſt kein geſprochenes Wort. Kaum hatte der Hofbeſitzer herausſtudirt, daß er dem feindlichen Bruder zehntauſend Franken ſchuldig ſein ſollte, gerieth er in eine fürchterliche Aufregung und zerriß den Brief von oben bis unten ſo von Zorn zitternd, daß die zwei Stücke zwei Sägen ähnlich wurden.

Der Schleifer aber, der nicht anders glaubte, als daß der Bruder eine ihm nützliche und zuſtehende Urkunde vernichte, fuhr über ihn her und augenblicklich verkrallten ſich ihre Hände in den beidſeitigen Halsbinden, und die Greiſe hämmerten ſich mit kurzen kraftloſen Fauſtſchlägen auf die Köpfe. Mit Mühe brachte man ſie auseinander und ſchrie ihnen, als ſie athemlos daſtanden, den Sachverhalt in die Ohren. Allein, ſobald ſie vernahmen, daß irgend Jemand auf das Schriftſtück, das nothdürftig zuſammengefügt auf dem Tiſche lag, ſechstauſend Franken ausbezahlt erhalten habe, geriethen ſie, ohne ſich um etwas Anderes zu kümmern, wieder aneinander, zerklaubten ſich aber diesmal in kürzeſter Friſt Kinn und Backen und zerriſſen ſich die Naslöcher. Abermals wurden ſie unter großem Gelächter, das endlich den amtlichen Ernſt überwand, gebändigt. Den eingebildeten Gläubiger packten zwei Männer an den Schultern, drückten ihm das Geſicht gegen den Brief und fragten ihn bei Ja und Nein, ob er dieſe zehntauſend Franken dem Notar von Lindenberg für den Aegidibauer, der hier neben ihm ſtehe, ſelbſt oder durch einen Andern übergeben und dieſen nämlichen Brief dagegen empfangen und jemals beſeſſen habe?

Nach ängſtlichem Beſinnen, während deſſen ihm das Blut auf die unglückliche Hypothek tropfte, krächzte er ſchließlich: „Nein, davon weiß ich nichts! Man ſoll mich gehen laſſen!“

„Aber ich will wiſſen, wer die Sechstauſend auf meinem Hof gekriegt hat!“ ſchrie der Andere, dem der Zuſammenhang noch immer nicht klar ſchien. Sie wurden jedoch ohne weitern Beſcheid vor die Thüre geführt, wo die übrigen Zeugen harrten. Man gab ihnen ihre Hüte und Stecken und ſchickte ſie fort. Kaum auf die Gaſſe gelangt, benutzte ihre verfluchte Leidenſchaft die lang entbehrte Gelegenheit und hetzte die bethörten Filze aufs Neue aneinander. Ohne zu wiſſen wohin, und ohne ſich laſſen zu können, ſo feſſelte ſie der Haß, liefen ſie auf beiden Seiten der Straße fort unter gräulichem Schimpfen und Drohen; es war bei Gott ein widerwärtiges Beiſpiel, wohin der elende Geiz und Neid ſogar ein Paar betagter Brüder treiben kann. Ich kam gerade dazu und lief mit dem Publicum den Raſenden nach, bis ſie unverſehens aneinander geriethen und mit den langen Weißdornſtöcken darein hieben, ohne ſich zu treffen. Es kam dann ein Stadtpoliziſt und führte die armen Teufel auf die Wache. Nachher ging ich auf Vier Winden, wo ich das Andere vernahm, wie ich es erzählt.

Iſt das nicht ein verzwickter Streich von dem Notarius, ein köſtlicher Einfall ſogar, den geldstollen Brüdergreiſen auf einem Pfandbriefe die Haare zu verſtricken als Gläubiger und Schuldner? Viel Haare waren es freilich nicht mehr, und die ſpärlichen Streifen, die noch herumhingen, haben ſie ſich vollends ausgerauft!"

„Das iſt kein luſtiger Einfall geweſen," ſagte Netti; „ich erinnere mich jetzt, daß er ſchon früher einmal klagte, wie er bei den reichen Geizhälſen Geld für Clienten geſucht habe und von Beiden grob abgewieſen worden ſei. Nun hat er ſie eben doch noch benutzt, ohne ſie zu fragen!"

„Er hat ſie vermuthlich ſchon damals anſchmieren wollen. Jetzt muß natürlich die Noth- und Hilfsbank den Schaden tragen!" verſetzte Salander. „Indeſſen iſt es in der That ein traurig-lächerliches Phänomen!"

„Ja wohl!" entgegnete Frau Marie, „wie man in der Nacht beim Anblick einer Feuersbrunſt ſagt, es ſei furchtbar ſchön! Behüt' uns der Himmel!"

Wie ſie noch ſo ſprachen, halb zehn Uhr war ſchon vorbei, ſchellte Jemand ſtark an der Hausglocke. Nach einem Weilchen kam Magdalena mit einem Briefe, den ein Gefängnißbote gebracht. Der Aufſeher habe ihm denſelben ſchon am Nachmittag übergeben; allein er ſei wegen vieler Arbeit erſt jetzt nach Hauſe entlaſſen worden und bringe den Brief doch noch auf Bitten des inhaftirten Weibelich.

Das Schreiben war wirklich von Iſidor's Hand und an ſeine Frau Setti gerichtet, die zuſammenfuhr.

„Iſt der Mann fort?" fragte Salander, und als die Magd es bejahte, meinte er, da man Julian's Brief einmal habe, ſo möge man den Iſidoriſchen auch annehmen und Setti ihn für ſich leſen, ehe ſie ihn zum Beſten gebe! Man müſſe die Dinge jetzt anfangen, von der Seite der Merkwürdigkeit aus zu betrachten, ſonſt komme man ſchwer darüber hinweg.

„Ich habe genug an dem Briefmuſter, das Nettli erhalten hat," ſagte Setti, „und zweifle nicht, daß meine Epiſtel von gleichem Werthe iſt. Ich begehre ſie nicht zu leſen und ſchenke ſie Euch! Leſt, ich geh' ins Bett!"

Damit erhob ſie ſich und wollte gehen. Der Vater hielt ſie jedoch zurück.

„Halt!" ſagte er, „Du mußt ihn auch hören und Herr Wighart ſoll ihn auch hören, ſo wird es Etwas, das gewiſſermaßen Alle angeht, rein ſachlich oder gegenſtändlich neutral! Die Mutter mag vorleſen; ſo kann ſie ſofort aufhören, ſowie nach ihrem Gefühl etwas Peinliches zum Vorſchein kommen ſollte!“

„O Du Erzdüftler!“ ſprach Marie Salander lächelnd; „gib her den Brief.“ Während ihr Mann ſchon ſeit einigen Jahren einer Brille bedurfte, wenn er leſen wollte, las ſie das Geſchreibſel mit bloßen Augen, ohne nur die Lampe näher zu verlangen:

„Herzlich geliebtes Weſen! Theuerſte Gattin! Endlich finde ich einen Augenblick der Faſſung, um Dir aus dem Kerker ein Lebenszeichen überſenden zu können. Ich will mich über das bis Dato Erduldete und wie es gekommen iſt, jetzt nicht weiter verbreiten. So Gott will, wird der Tag unſerer Wiedervereinigung nicht ausbleiben, wo wir das Unglück mit frohem Rückblicke in traulichem Geplauder genugſam betrachten können! Möge es ſo ſein! Für jetzt möchte ich Dich nur mit einigen kleinen Wünſchen behelligen, deren Erfüllung in dieſem proviſoriſchen Zuſtande mir zu ſtatten käme. Da die Wuth der Verhöre etwas nachzulaſſen ſcheint, bleibt mir ſo viel freie Zeit, daß die Unthätigkeit mir peinlich wird. Da bin ich auf den Gedanken gekommen, ſowohl um mir ſelbſt Rechenſchaft zu geben, als vielleicht auch der Geſammtheit nützlich zu ſein, eine ſocial-pädagogiſche Studie zu ſchreiben über Pflichtverletzungen und ihre Quellen im Staats- und Volksleben und die Verſtopfung der letzteren, vom Standpunkt eines Selbſtprüfers. Leider fehlt es mir an gutem Schreibmaterial, an das ich gewöhnt bin; das, was ich hier bekomme, iſt miſerabel. Schicke mir daher ein Buch weißes, ſtarkes, aber gut ſatinirtes Papier, Imperial, ferner eine Schachtel von meinen Stahlfedern, die Du ja kennſt, ein Fläſchchen blaue Tinte, ein ditto rothe und zwei Federhalter. Alles dies bekommſt Du in der Handlung von J. G. Schwarz & Co. am beſten. Bezüglich der Koſt befinde ich mich einſtweilen nicht ſo übel, da meine Eltern die Verpflegung garantirt haben; denn Du weißt, daß ich ohne einen Rappen Geld fortgeſchleppt worden bin. Doch wäre eine kleine Aufbeſſerung ſehr erwünſcht, woher untenſtehende Notirung. Endlich fehlt es mir an geeigneter Lectüre. Es ſind wohl Bücher zu haben, die aber mehr für Kinder oder Verſorgte in Correctionsanſtalten paſſen. Eine gute geographiſche und hiſtoriſche Beſchreibung der nord- und ſüdamerikaniſchen Staaten wäre mir willkommen, nebſt einigen Bänden Gerſtäcker oder ſo was. Auch fehlt mir der Schlafrock, den ich vergeſſen habe. Du könnteſt ihn vielleicht durch den Gemeindammann aus unſerem Tusculum herausprakticiren laſſen. Er hängt gewiß noch hinter der Thür wie immer. Thue mir alſo die Liebe und berückſichtige folgendes Verzeichniß meiner dermaligen Wünſche:

1. Obiges Schreibmaterial;
2. den Schlafrock;
3. Eidamerkäſe, 1 Laib mittlerer Größe;

4. Salamiwurſt, große $^1/_2$, kleine $^1/_1$;
5. ein Topf eingemachte Zwetſchgen,
6. eine Flaſche Cognac;
7. Bücher in obigem Sinne;
8. ein paar Dutzend Cigarren zur Probe, mittelſtark;
9. meine Haarbürſten, die ich vergeſſen. Vielleicht mit dem Schlafrock zu bekommen;
10. ein oder zwei Schlipſe.

Unwandelbar Dein getreuer Iſidor.

PS. Meine Demiſſion beim Großen Rathe habe ich ſchicklicher Weiſe ſchon jetzt geglaubt erklären zu müſſen. Dennoch fühle ich das Bedürfniß, auf dem Laufenden zu bleiben, ſo gut möglich. Vielleicht wäre der Herr Vater ſo gütig, mir zeitweilig die wichtigſten Tranctanda und Sitzungsberichte zukommen zu laſſen?"

„Danke fürs Zutrauen!" murrte Martin Salander. „Biſt Du zu Ende, Marie?"

„Ja, Gottlob!" antwortete ſie und legte den Brief hin. „Wie gefällt Dir die Epiſtel, Setti? Gedenkſt Du Dich auf den Weg zu machen und die verlangten Dinge einzukaufen?"

Die Gattin des Briefſchreibers ſagte mit ſichtlich bleicher Naſenſpitze:

„Ich friere vor Kälte, die mich überfallen hat, ich will zu Bett gehen! Gute Nacht allerſeits!"

„Nun, Freund Möni?" ſagte Martin, nachdem die eine Tochter ſich entfernt, „iſt der nicht auch ein Humoriſt?“

Wighart hatte ſchon ſeine Cigarrenſpitze eingepackt. „Nein, da hört der Scherz auf!“ ſagte er verdutzt; „der Topf mit den eingemachten Zwetſchgen hat mich darnieder geworfen!“

„Der Eidamerkäſe und das Papier für die Studie ſind aber auch nicht übel, ſowie die Rathstractanden!“ ſeufzte Salander. „Keine Spur von Scham oder Reu'; lauter Aufgeblaſenheit! Es kommt mir vor, wie wenn wir auf einer hohlen Stelle der Erdrinde ſäßen!“

„Nur nicht gleich ſo verzweifelt!“ mahnte die Mutter; „wenn die Köpfe hohl ſind, ſo kann die Erde doch noch ein Weilchen vorhalten! Morgen will ich doch einmal bei den Eltern im Zeiſig nachſehen, wie es ihnen geht! Vielleicht iſt es eher angebracht, dort ein gutes Wort oder einen kleinen Troſt einzulegen!“

„Das iſt wohlgeſprochen, Verehrteſte!“ ſagte Möni Wighart. „Ich bin geſtern wieder einmal beim Friedensrichter im rothen Mann geweſen, er hat einen herrlichen Neuen; der Mann iſt freilich auch weiß am Kopfe, aber noch immer munter! Dort vernahm ich, daß die Frau Weidelich, als die Flucht des anderen Sohnes bekannt war, bettlägerig geworden ſei und der alte Weidelich herumgehe, wie ein Schatten an der Wand. Aber ſtets ſei er bei der Arbeit, ſtehe noch eine Stunde früher auf und gehe ſpäter zu Bett, immer ſchweigend, mit allem

Möglichen beſchäftigt, als ob er das Unglück damit bannen oder ungeſchehen machen wollte. Und dabei ſorge er noch für die Frau und ihre Pflege! Jetzt will ich Euch aber nicht länger zur Laſt ſein, Ihr Herrſchaften, und haltet Euch nur friſch oben. Recht geruhſame Nacht! Wie heißt es doch in dem Brief, fällt mir noch ein. Laßt ſehen!"

Er nahm den noch offen liegenden Brief und las.

„Richtig, da ſteht's. Salamiwurſt, große, ein Zweitel, kleine, ein Eintel! Es klingt doch drollig! Recht gute Nacht nochmals!"

XVIII.

Marie Salander ſtieg am nächſten Nachmittag wirklich in den Zeiſig hinauf, die alten Wege, die ſie einſt gegangen, als der kleine Arnold ihrer harrte. Sie traf den alten Weidelich in ſeinen Gemüſegärten, wo er die Herbſtgeſchäfte beſorgte, mit der Schaufel in der Hand das Ausgenutzte und Abgewelkte wegräumte und zwei oder drei Arbeitern Anweiſungen ertheilte. Er ſchien um zehn Jahre älter geworden zu ſein ſeit der kurzen Zeit.

Als Frau Salander ſich zwiſchen den Beeten langſam näherte, ſtieß er die Schaufel in die Erde und ging, ſeinen alten Hut lüftend, ihr entgegen.

„Laſſen Sie ſich nicht ſtören! Ich wollte nur ſehen, wie es Ihnen geht und was die Frau macht! Wir haben gehört, ſie ſei krank."

„Es iſt eine freundliche Nachfrage!“ ſagte Jakob Weidelich. „Leider liegt die Frau im Bett und iſt ſchlecht dran! Sie hat einen Schlaganfall bekommen, als es hieß, der Julian habe ſich geflüchtet, er ſei auch ſo weit wie der andere. Wollen Sie nicht einen Augenblick hineingehen — ich darf faſt nicht ſagen, Frau Schwäher!“

„Kann ſie aber doch ſprechen?“

„Nur langſam, ſie iſt halb gelähmt, ich weiß nicht, wie es noch werden ſoll!“

„Die arme Frau! Ich will ſie doch begrüßen, wenn es angeht!“

Der bekümmerte Mann führte ſie in das Haus und in die Wohnſtube, wo die Mutter der verunglückten Söhne im Bette lag.

„Amalie, das iſt Frau Salander, ſie iſt ſo gut und will Dich beſuchen!“ Die Kranke ruhte tief in den blau und weiß gewürfelten Bettſtücken; Jakob rückte die Kiſſen unter dem Kopfe zurecht, daß ſie freier um ſich blicken konnte, und Marie ſetzte ſich auf den Stuhl, der neben dem Bette bereit ſtand. Sie ergriff die eine Hand, welche der Bewegung fähig war und den Druck ſchwach erwiderte, und fragte mit einigen tröſtenden Worten nach dem Befinden der Schwergeprüften. Dieſe drehte die Augen nach ihr und ſah ſie groß an.

Sie ſagte nichts, als: „Beide hin!“ Das war ihr geläufig.

Dann ſchwieg ſie ſchwer athmend, bis ſie einige weitere Worte geſammelt: „Ich kann Gedanken nicht bei einander halten, weil die Buben weit auseinander. Hier einer, weiß nicht wo, und einer auf dem Meere, ach, ich ſehe keinen mehr, nie!“

„Das wollen wir nicht ſagen, es geht Alles vorüber und wird wieder gut!“ verſuchte Frau Salander gegen ihre Ueberzeugung zu tröſten; ſie konnte nicht anders, weil ſie das Leiden der hilfloſen Mutter tief empfand und begriff; vielmehr that es ihr weh, daß ihrem guten Willen nicht beſſere Worte zu Gebote ſtanden.

Die Kranke bewegte aber, ſo gut ſie es vermochte, verneinend den Kopf.

„Nein, ich hab' gehört, glaub' ich, daß ſie Tauſendskerle ſind, und nicht wieder kommen wollen, vielleicht nicht ehrſam', ſo ſpitz-, ſo ſpitzbübelig, die Blondköpf' Ach, Herr Jeſus, ſie waren ſo lieb — nein, jetzt noch —“

Der Kopf ſank zur Seite und ſie ſchloß die Augen.

„Sie iſt jetzt nur erſchöpft und ſucht Schlaf!“ ſagte Jakob Weidelich, als er ſah, daß Frau Salander erſchrak. Dieſe ſtand geräuſchlos auf und ging mit ihm hinaus. In der größeren Stube bot ihr der ſelbſt müde Mann von Neuem einen Stuhl; ſie merkte, daß er noch Einiges zu ſprechen wünſchte, und nahm bei ihm, der ſich auf die alte Bank ſetzte, Platz.

Auf ihre Frage, ob er von dem Unglück ſchon ſtark in Mitleidenſchaft gezogen ſei, abgeſehen von den Leiden der Frau, erwiderte er, Alles, was er erworben habe, ſei zum größten Theile, nahezu ganz verloren. Als Amtsbürge habe er für beide Söhne die Cautionsſummen ſchon ſicher ſtellen müſſen. Sobald der Proceß oder die Proceſſe auf einem gewiſſen Punkte ſeien, werden die Forderungen eingezogen. Er habe zwar noch Mitbürgen, die aber erſt zahlen müßten, was er nicht mehr zu leiſten im Stande wäre. Zudem ſeien es Verwandte, deren Vorwürfe und Mißachtung er nicht ertragen würde.

„Ich werde nicht vom Hof getrieben, aber er wird mit Schulden belaſtet, für deren Verzinſung ich die paar Jahre arbeiten muß, die mir noch bleiben, wenn ich überhaupt dieſe Zeit überſtehe! Die Frau werde ich wohl verlieren, und damit geht auch ein ſchöner Verdienſt verloren! Das Schwerſte indeſſen iſt, daß ich nicht weiß, wie man den Buben einſt wieder aufhelfen ſoll, wenn ſie ihre Strafen verbüßt haben! Ob ich noch lebe oder nicht mehr lebe, ſo wird nichts mehr da ſein; und es ſind noch immer die leiblichen Kinder!"

„Das müſſen Sie nicht ſo ſchwer nehmen," ſagte Marie Salander, „ſie werden immer noch jung genug zur ehrlichen Arbeit ſein; und wenn das Leben ſie hart ankommt, ſo ſchadet es ihnen nichts! Jeder von ihnen hat an ſeine Frau geſchrieben; die Briefe ſind zufällig am gleichen Tage angekommen. Ich möchte ſie Ihnen nicht zeigen, guter Herr Weidelich, denn aus beiden Briefen iſt nichts zu erſehen, als daß ihnen jedes Gefühl und Verſtändniß ihrer wahren Lage abgeht! Ich würde es dem

Vater nicht ſagen, wenn ich nicht dächte, es hülfe Ihnen ein wenig, die Dinge von der rechten Seite anzuſehen.“

Das Geſicht des armen Mannes ward wo möglich noch ſchmäler, und er entgegnete, mit zuckenden Wimpern zur Seite blickend:

„Es wird ſo ſein, ich fange es an zu begreifen!“

Er verharrte kummervoll in ſich verſunken, wie ein Menſch, der von einem ihm nothwendigen Worte oder Begriffe Abſchied zu nehmen verſucht.

„Wir haben im Beginn dieſer Geſchichte, meine Frau und ich,“ ſagte er dann, „berathſchlagt und gegrübelt, woher die Buben die Unzucht geerbt haben. Wir ſind freilich aus dem Volk und können Beide nicht über die Großeltern und ihre Zeit hinauf denken; was weiter zurück iſt, davon wiſſen wir ſo wenig, wie von den Heiden, von denen wir Alle abſtammen. Aber wenn doch bei meines Urgroßvaters Zeiten zum Beiſpiel etwas vorgekommen oder Einer beſtraft worden wäre, ſo hätte mein Vater es gewußt und davon geſprochen, denn er ſprach oft von ſeinen Großeltern. Und ſo iſt es bei der Frau. Einzig von eines Großvaters Bruder hatte ſie die dunkle Erinnerung, daß er ein Fäßlein Apfelmoſt geſtohlen haben ſollte, und zwar aus Barmherzigkeit, weil ein lüderlicher Fuhrmann es an der heißen Sonne liegen ließ und im Wirthshaus drinnen im Schatten ſaß. Dafür ſei er in den Thurm geſetzt worden, nämlich der Großonkel.“

„Das iſt ja für nichts zu rechnen,“ ſagte Frau

Marie lächelnd, obgleich der Mann durchaus keinen Scherz hatte erzählen wollen. Sie erhob ſich, um zu gehen. Vater Jakob zögerte ein wenig und brachte dann ſchüchtern vor, er hätte noch etwas auf dem Herzen, das ihn drücke. Auf ihre Bitte, es nur zu ſagen, fuhr er fort:

„Ich glaube nämlich, es werde nun mit dem ehelichen Verhältniß unſerer Kinder zu Ende gehen. Meine Frau wollte nichts davon wiſſen, als ſie noch reden konnte und mochte, vor der Flucht des Zweiten. Allein ich kann und muß es nur billigen, wenn die jungen Frauen auf Scheidung klagen! Ich wüßte nicht, wie es anders gehen ſollte, beſonders nach dem, was ich von den Briefen höre, welche die Söhne geſchrieben. Es würde mich in meiner Noth doppelt bedrücken, wenn ich anſehen müßte, wie mein Blut fernerhin einer braven Familie mit Unehren zur Laſt fallen wollte. Nein, glauben Sie nicht, Frau Salander, daß ich den Schritt übel nehmen und nicht völlig gerechtfertigt finden werde! Das habe ich noch ſagen müſſen, und ich bitte auch, mir und meiner Frau alles Widerwärtige, was man an uns erlebt und noch zu erfahren hat, nicht nachzutragen!“

Marie Salander gab ihm die Hand.

„Allerdings iſt es ſo,“ ſagte ſie, „wie Sie vorausſetzen! Unſere Töchter müſſen ſich von den unglücklichen Männern trennen; ſie haben viel mehr, als Sie wiſſen, zu erdulden gehabt und dazu geſchwiegen. Auch Das, was nun kommt, für das Leben noch auf ſich zu nehmen, ſind ſie nicht geſonnen, und wir würden es auch nicht zugeben. Ich danke Ihnen aber für Ihre ehrenhafte Geſinnung im Namen der Meinigen und verſichere Sie, daß wir, wohlbewußt, wie ſehr auch unſere Töchter gefehlt haben, Ihnen und Ihrer wackeren Frau ein gutes Andenken bewahren und auch gewiß uns freundſchaftlich gefällig erweiſen werden, wenn ſich die Gelegenheit bietet. Ich habe heut' einen tiefen Blick thun können, an dem Bette da drüben und in dieſer Stube hier! Leben Sie wohl und möge Ihnen Gott helfen!"

Nochmals gab ſie ihm mit naſſen Augen die Hand, welche Jakob zitternd drückte. Er vermochte aber nichts zu erwidern, da ſeine ungewohnte Beredſamkeit plötzlich wieder verſiegte.

Nachdenklich ging Frau Salander von der Anhöhe weg; ſie bedachte, wie verſchieden bei aller Traurigkeit doch das Loos zwiſchen den zwei Familien getheilt ſei, während die Töchter an der leichtſinnigen Heirath in Hinſicht auf ihre damals reiferen Jahre die größere Verſchuldung trugen. Und wer könne wiſſen, ob nicht der Antrieb, ſelber reich zu werden, gerade durch die ſogenannte reiche Heirath in die thörichten Notare gefahren ſei. Dann fiel ihr das düſtere Nachſuchen der alten Leute und das von einem Vorfahren entwendete Fäßchen Apfelmoſt bei.

„Das fehlte auch noch," dachte ſie, „daß das arme Volk nachgrübeln ſoll,r wohe es die Uebel geerbt habe, ob von väterlicher oder mütterlicher Seite, die ganz neu in ſeinen breiten Ackergrund geſäet worden! Davon werde ich meinem Martin nichts ſagen, ſonſt gräbt er ebenfalls nach und fügt ſeinen erzieheriſchen Poſtulaten noch eines über ſelections-theoretiſchen Volksunterricht in ſittlicher Beziehung bei, oder wie er es nennen würde! Und der rührende Zug der hoffnungsloſen Eltern würde mit der Zeit, weiß der Herr, zu welchem Homunculuswerk aufgeblaſen!“

Das war von Marie Salander nicht wiſſenſchaftlich gedacht; allein ſie kümmerte ſich darum nicht und verſchwieg das Moſtfäßchen.

Zwei Tage nach der Ankunft von Julian's Brief brachte ein Zeitungstelegramm die Kunde von ſeiner in Liſſabon erfolgten Gefangennahme, wo er, mit Geld wohl verſehen, herum ſpazierte.

Nach weiteren acht Tagen wurde er auf die härteſte Art eingebracht, mit Daumſchrauben, weil er zu entſpringen verſucht hatte. Sein Proceß hielt mit demjenigen Iſidor's bald Schritt; denn die Betriebsart des letzteren erforderte ein verwickeltes und langwierigeres Verfahren, als die drollig-einfache Prellerei Julian's.

Endlich waren die Anklageakten geſchrieben, und da die Brüder keines der von ihnen wirklich verſchuldeten Vergehen mehr leugneten, ſo hätten beide Fälle vom ordentlichen Strafſenat beurtheilt werden können, wenn nicht in jedem ein Reſt vorgekommener Betrügereien übrig geblieben wäre, zu deren Einverſtändniß keiner der Angeklagten ſich herbeiließ, und die noch nicht aufgeklärt werden konnten. Erſt in letzter Stunde gerieth man einem geſchäftlichen Handlanger auf die Spur, welchen beide Weibelichs, ohne von einander zu wiſſen, zu manchen Dienſtleiſtungen gebrauchten, ohne wiederum zu glauben, daß der Mann von der verfänglichen Natur der ihm aufgetragenen Verrichtungen eine Ahnung habe Derſelbe durchſchaute aber wegen des eigenthümlichen Gebahrens der Brüder und bei der großen Frequenz ihrer Aufträge die Sache bald oder war frech genug, ſie wenigſtens durchſchaut haben zu wollen, und verübte auf ihre Rechnung, aber in ſeine Taſche, eine Reihe mäßiger Additionen oder Subtractionen, je nach dem Fall, bei Einzahlungen oder Bezügen. Dieſer untergeordnete Delict-Schmarotzer wurde nachträglich eingezogen, verhört und confrontirt, auch ſo gut als überwieſen. Allein er leugnete Alles und Jedes aus und ab, und ſo mußten alle drei Proceſſe mit einander vor das Schwurgericht gebracht und im Zuſammenhange verhandelt werden.

Damit war den Unheilsbrüdern und ihren Angehörigen das Aeußerſte, ein öffentliches Schauſpiel, nicht erſpart geblieben; denn es ſammelte ſich an dem feſtgeſetzten Tage in aller Frühe ein großes Volk in und vor dem Gerichtshauſe und in den umliegenden Wirthſchaften. Inmitten des unruhigen Gewoges ſaßen ſie auf der Anklagebank wie auf einer Inſel im Meere. Dies Mal konnten ſie nicht, wie im Großen Rathe, an einen Tiſch gehen und Briefe ſchreiben, und ſtatt des dienſtfertigen Großweibels ſtand hinter Jedem ein Polizeiſoldat.

Auf einer anderen Inſel ſaßen die Geſchworenen ſchlichte Männer, wie das Loos ſie aus allen Ecken des Landes herbeigeweht, mit ihrem Obmann, zu dem ſie in der Eile denjenigen ernannt, dem ſie unter ſich vermöge ſeiner ſonſtigen etwaigen Stellung die meiſte Gewandtheit zutrauten.

Eine erhöhte Klippe nahm der Gerichtshof ein. Die Menge der einberufenen Zeugen war ſo zahlreich, daß ſie nur in kleineren Gruppen hereingeführt und jedesmal von den Angeklagten mit ſcheu aufgeſchlagenen Augen betrachtet wurden. Alle waren es ihnen wohlbekannte Landleute, deren bürgerliches Daſein ſie zu Grunde gerichtet hätten, wenn nicht der Staat mit ſeinen Steuerkräften eintrat. Auch ein Trupp von Finanzperſonen zog auf, die von dem eine halbe Million überſteigenden Geſammtſchaden einen guten Wiſch anzuſprechen kamen.

Die Verhandlungen dauerten bis gegen Abend, beſtanden aber mehr im Verleſen der weitläufigen Anklageſchriften und Feſtſtellen aller einzelnen Punkte, als in langen Reden der öffentlichen Ankläger und der Vertheidiger, da nichts mehr beſtritten war, als die durch den Delictſchmarotzer getrübten Theile. Dieſer Nebenhandel erledigte ſich aber von ſelbſt und diente ſogar als Rechenprobe, indem nun das ganze große Exempel klappte, ſo zu ſagen, bis auf den Franken. Iſidor's Vertheidiger benutzte ſogar den Anlaß, die Brüder Weidelich als eine Art ordnungsliebender Männer ins Licht zu ſtellen, die nur durch einen betrügeriſchen Vertrauensmann an den Rand des Verderbens gebracht worden. Hiergegen bemerkte ein Staatsanwalt, ob Jener nicht noch eine Bürgerkrone für die Angeklagten verlange? Es ſei nur gut, daß der Staat nicht ganz allein die Suppe werde auseſſen müſſen, ſonſt erlebe man, daß die coloſſale Anſchröpfung als eine ſocialpolitiſche Thatſtudie bezeichnet werde, ein allerdings etwas weitgehender praktiſcher Umſatzverſuch, der mit derjenigen Achtung und Milde zu behandeln ſei, welche den Opfern ſocialer Probleme gebühren.

Dieſen ironiſchen Ausfall griff ſofort Julian's Vertheidiger in vollem Ernſte auf, und denſelben weiter ausführend gerieth er, nach Milderungs- oder gar Rechtfertigungsgründen ſuchend, auf die beklagenswerthe Mangelhaftigkeit des öffentlichen Unterrichts, der Volkserziehung, der alles Unglück beizumeſſen ſei. Im gegenwärtigen Falle ſeien die hoffnungsvollen jungen Männer wohl zur Schule, ſogar in höhere Anſtalten, geſchickt worden. Er wolle die Beſchaffenheit dieſer Schulen nicht näher unterſuchen; es genüge der Augenſchein, daß die Wirkung ausgeblieben. Und da finde er keinen andern Ausweg, als den Regreß auf die Eltern, welche in ihrer eigenen, vom Staate vernachläſſigten Erziehung, nicht die Mittel gefunden hätten, ihrem guten Willen den rechten Nachdruck zu geben und die Söhne mit Sachkenntniß und im Bewußtſein ihrer Aufgabe vor Abwegen zu behüten u. ſ. w.

Die verlorenen Söhne ſchauten den Sprechenden aufmerkſam an, wie wenn ihnen ein Licht aufginge und zugleich ein Stern der Hoffnung. Der Gerichtspräſident ſchloß jedoch das Verfahren und hielt die zuſammenfaſſende Anrede an die Geſchworenen, ihnen die Fragenreihen, die ſie zu beantworten hatten, mit den leitenden Geſichtspunkten auseinanderſetzend. Zum Schluſſe konnte er ſich nicht verſagen, die Angriffe des verdrehten Advocaten auf das Unterrichtsweſen als Quelle der Verbrechen abzuweiſen.

„Meine Herren Geſchworenen!“ ſagte er in ernſtem Tone, „vor nunmehr hundert Jahren hat in unſerm Lande ein braver Mann ein Buch für das arme und unwiſſende Volk geſchrieben, das Sie alle kennen: Es heißt Lienhard und Gertrud! Von da an hat er ein langes Leben voll Mühſal, Mißkennung und unermüdlicher Arbeit zugebracht und durch ſeine Arbeit iſt das Gebäude unſerer Volksſchule vorbereitet und es iſt darauf gegründet worden. Seit länger als einem halben Jahrhundert hat unſer engeres Gemeinweſen, immer in den Fußſtapfen des braven Mannes ehrerbietig wandelnd, das Gebäude erneuert und ſtetig, ununterbrochen umgebaut. Viele Millionen haben wir in fünfzig Jahren dafür geopfert; ſeit Jahrzehnten rühmen wir uns, daß die Ausgaben für unſer Unterrichtsweſen den oberſten Poſten in der Staatsrechnung bilden; gegenwärtig beträgt dieſer Poſten nahezu die Hälfte der beſagten jährlichen Rechnung, obgleich wir die übrigen Staatszwecke, wie ich glaube, nicht ungebührlich vernachlässigen! Die Laſt, welche die Gemeinden ſich für die Schule auferlegen, iſt natürlich nicht inbegriffen. Und zur Erziehung des Volkes werden täglich neue Anforderungen geſtellt und alle werden erwogen und das irgend Mögliche berückſichtigt, wenn es nicht geradezu verkehrt iſt. Und nun kommt man uns ſo!

Meine Herren Geſchworenen! Die braven Eltern der beiden Angeklagten ſind auch noch in ihrer Kindheit Schüler der neuen Zeit geweſen, wie wahrſcheinlich die meiſten ältern Leute unter uns; aber wenn es auch nicht der Fall wäre, ſo dürften wir ſie doch nicht wegen angeblicher Unwiſſenheit für die Sünden der Kinder verantwortlich machen, ſo wenig als die damaligen Einrichtungen! Denn ich glaube, das Haus des ungelehrten Landmannes kann noch heute, wie zu allen Zeiten, eine Schule der Ehrlichkeit und Pflichttreue ſein! Den Auslaſſungen der Vertheidiger gegenüber, meine Herren! ſpreche ich die Ueberzeugung aus, daß Sie denſelben in Ihrem Erwägen um ſo weniger Raum geben, als ſie im rechtlichen Sinne nicht zur Sache gehörten. Ich denke, daß Sie das wiſſen, und habe doch reden müſſen von dieſer Stelle aus, weil es mir, wie ſchon öfter in neuerer Zeit, zu Muthe war, wie wenn der Geiſt eines hyſteriſchen alten Weibsbildes in unſerm Ländchen herumführe, wie der Böſe im Buch Hiob!"

Dieſer Präſident war allerdings ein Altliberaler und der gleiche Herr, welcher bei dem erſten Erſcheinen der

Zwillinge im Großen Rathe den Vorſitz führte. Daher wurde einigen Beifallsrufen, die in der tiefen Zuhörermaſſe ungehöriger Weiſe laut wurden, ein heftiges Ziſchen entgegengeſetzt.

Die Geſchworenen zogen ſich zurück. Obgleich ſo gut wie einig über den zu fällenden Wahrſpruch, bedurften ſie doch einiger Zeit zur geordneten Vornahme des Geſchäftes, und das Volk, hiervon verſtändigt, lief zum größten Theil auseinander.

Auf dem Zeiſighofe war es an dieſem Tage noch ſtiller als gewöhnlich. Jakob Weidelich ſuchte ſich in ſeiner unverdroſſenen Arbeit zu verbergen, bald im Stall, bald in den hinterſten Winkeln ſeiner Gärten, bald in den Vorrathsräumen. Ab und zu ſah er nach der Frau, die ſich ſoweit hatte erholen können, daß ſie zeitweiſe das Bett zu verlaſſen und ſich im Krankenſeſſel aufzuhalten vermochte. Mit Mühe hatte der Mann ihr alle Nachrichten vom Fortgange der traurigen Geſchichte verheimlicht; ſie wußte weder vom Einbringen des entflohenen Julian etwas, noch vom heutigen Gerichtstage, und es ſah aus, als ob ein glückliches Vergeſſen der Dinge ihrer ſtarken Natur allmälig wieder aufhülfe.

Am Nachmittage wurde es immer ſtiller. Nicht nur faſt die ganze Nachbarſchaft hatte die Neugierde in die Stadt hinuntergetrieben, auch Weidelich's Knechte waren von der Arbeit weggelaufen, um die Meiſtersſöhne in ihrer Noth ſitzen zu ſehen. Schon brach die frühe Herbſtdämmerung an, und noch immer blieb es ſtill, bis auf die Kühe im Stall, die nach der Tränke brüllten. Weibelich ging hin, ſie an den Brunnen zu treiben; es war nicht mehr der alte mit dem Flintenrohr. Der hatte für den vergrößerten Wirthſchaftsbetrieb nicht mehr genügt, weshalb Waſſer hinzugekauft und ein ſteinerner Brunnen mit zwei ſtarken Metallröhren erbaut worden. Die gefleckten Thiere drängten ſich um die geräumige Schale und tranken mit Behagen das lautere Bergwaſſer. Jakob gönnte es ihnen und ſah das Labſal rinnen mit jener ſchwermüthigen Zerſtreutheit, welche den Gang der bitterſten Stunde einen Augenblick aufhält. Der ſtattliche Brunnen hatte der Vorbote eines neuen Hauſes ſein ſollen; nun blieb es dabei.

Als die Kühe ſich ſatt getrunken, führte er ſie nach dem Stalle zurück. Die jüngſte bockte herum und entlief in eine Wieſe. Jakob ſuchte die Milchmagd, die aber hinter dem Scheunenthor bei irgend einer Nachbarin verborgen ſtand und leiſe ſchwatzte.

Mittlerweile war es der kranken Frau im Hauſe langweilig geworden, da ſie Niemanden mehr ſah oder hörte. Sie ſchleppte ſich aus der Wohnſtube, wo ihr Seſſel ſtand, in das Schlafgemach an das halb offene Fenſter, nach dem Manne zu ſehen. Unter dieſem Fenſter lehnte eben der eine der Knechte, der endlich zurückgekommen und hinter das Haus geſchlichen war, um unbemerkt ſich zu ſchaffen zu machen. Bei ihm befand ſich auch ſchon die aus der Nachbarſchaft herübergehuſchte Magd in eifrigem Geſpräch.

Sie glaubten die Meiſterin in der vorderen Stube und ſprachen nicht gerade laut, doch ſo vernehmlich, daß die Kranke Alles verſtand und mit einer wahren Hellſicht die Ereigniſſe in einem Augenblicke begriff, wie wenn ſie die ganze Zeit vorher alles Einzelne erfahren hätte. Sich mit beiden zitternden Händen an den Fenſterpfoſten klammernd, lauſchte ſie mit dem beſſer hörenden Ohre hinaus.

„Es war ein verfluchtes Gedränge,“ ſagte der Knecht; „Kopf an Kopf, und doch todtenſtill, als das Urtheil verkündet wurde!“

„Was für ein Urtheil denn?“ fragte die Magd ungeduldig.

„Jeder hat zwölf Jahre Zuchthaus, der Lindenberger und der Unterlauber. Dann iſt noch ein kleinerer Schelm da, eine Sorte von Markthelfer der Andern, der hat vier Jahre! Mich dauern doch die Alten; ich kann mir nicht helfen!“

„Herr und Heiland!“ ſagte die Magd. „Zwölf Jahre! Wie ſahen ſie denn aus? Was machten ſie?“

„Ich hab' ſie nicht ſehen können. Einer, der vor mir ſtand, ſagte, ſie ſähen elend aus, er glaube, ſie ſeien ohnmächtig. Ich hab's aber nicht geglaubt. Die Leute lachten und fluchten durcheinander.“

Jakob Weidelich kam um die Hausecke und ſchickte, ohne ſich bei dem Knecht nach irgend Etwas zu erkundigen, denſelben ſammt der Magd an die Geſchäfte. Er ſelbſt beſorgte noch Einiges in der Scheune und ging endlich, da es ganz dunkel wurde, ins Haus, um Licht zu machen und für ſein Weib zu ſorgen. Nun preßte es ihm erſt das müde Herz, da er wußte, was heute geſchehen ſein mußte und der armen Frau nicht lange mehr verborgen bleiben konnte.

In ihrem Seſſel fand er ſie nicht, die Kiſſen waren auf den Boden gefallen. Erſchreckt ging er in das andere Zimmer, wo ſie beim Fenſter auf dem Boden lag und ſchwach röchelte.

„O Frau! Was machſt Du, armes Kind?“ rief er flennend und trug ſie auf das Bett. Er leuchtete mit der Lampe in ihr Geſicht. Das Auge drehte ſich zum letzten Male mühſam nach ihm und erloſch dann.

Der Arzt, nach welchem Jakob den ſchwatzhaften Knecht alſobald ſchickte und der auch in zehn Minuten da war, beſtätigte ihren Hingang.

Um dieſe Stunde glichen die Söhne der Todten einander wieder ganz ſo, wie ſie ehedem gethan, und ſetzten die Beamten der Strafanſtalt in Verlegenheit, da ſie geſchoren, raſirt und in die Sträflingskleider geſteckt waren, als lebende Beweisthümer, daß das eiſerne Uhrwerk der Gerechtigkeit noch aufgezogen war und ſeinen Dienſt that.

Nach Verfluß von drei Tagen ließ Jakob Weidelich die Leiche begraben. Er hatte die Nächte wie immer in ſeinem Bette zugebracht, das neben ihr ſtand; die ſchlafloſen langen Stunden gingen dadurch leidlicher vorüber, weil er wähnte, ſie müſſe ſeinen Jammer und die einzelnen Worte, die er zuweilen ſtöhnend an ſie richtete, vernehmen.

Am letzten Morgen nahm er mit unſicherer Hand ſeinen ſtoppeligen Bart ab, vor dem kleinen Spiegelchen ſtehend, das ihm viele Jahre gedient. Die eingefallenen Wangen, das veränderte Kinn und beſonders das Ausſparen des beſcheidenen Backenbartes machten ihm die größte Mühe, deren ihm das elende Leben nicht mehr werth ſchien.

Einen Augenblick fiel es ihm ein, ob er nicht beſſer thäte, mit dem Meſſer tiefer hinabzufahren und die Kehle abzuſchneiden, ſo wäre auch er erlöſt. Aber das eingewurzelte Pflichtgefühl ließ ihn keinen zweiten Augenblick bei dem Gedanken verweilen; er barbirte ſich ruhiger zu Ende.

Von den nicht zahlreichen Verwandten fand ſich nur der kleinere Theil am Leichenbegleite ein; die Anderen entſchuldigten ſich. Martin Salander, den der Wittwer benachrichtigt, aber nicht ausdrücklich eingeladen, erſchien ſchwarz gekleidet im Hauſe unter dem Häufchen ſonſtiger ſchlichter Männer aus Jakob's Bekanntſchaft, die ihm den Dienſt nicht verſagten. Es that dem armen Manne offenbar wohl in der peinlichen Stille, die in der Trauerſtube herrſchte. Vor dem Hauſe dagegen ſammelte ſich eine gute Zahl ernſter Leute der Umgegend, welche dem ſchwarz behangenen Sarge folgten, der auf den Friedhof hinausgetragen wurde.

Es war ein unruhiger Tag im Spätherbſte. Bald ſchien die Sonne auf Wieſen und Gärten, bald jagte der Wind fliegende Wolken über den Himmel und ihre Schatten über die Wege, welche der Trauerzug langſam beſchritt, den von acht Männern getragenen Sarg voran. Ueber die Bahre und die Köpfe der Leidtragenden hinweg wehte der Wind außerdem das von den Bäumen geriſſene abgeſtorbene Laub, und die gelben Blätter raſchelten und tanzten auf dem Wege ſo hurtig voraus, wie wenn ſie Leben und große Eile hätten, den Heimgang einer Seele anzuſagen.

Auf dem Friedhofe ruhte die Sonne und flimmerte in unbeſtrittenem Glanze auf den Hunderten von Glas-, Flitter- und Blechkränzen, mit denen der verirrte Geſchmack die Denkmäler der Verſtorbenen behing, aus der gleichen Eitelkeit, welche Wochen und vierzehn Tage hindurch die öffentlichen Blätter erſt mit der Todesanzeige und dann mit der Dankſagung für erfahrene rühmliche Theilnahme anfüllt. Das wäre Alles ſo recht im Sinne der armen Amalie Weidelich in ihrer guten Zeit geweſen; nun war ſie der Thorheit enthoben und ging den letzten Gang in einem beſſeren und höheren Stile.

Während die Bahre den Weg nach dem offenen Grabe fortſetzte, trat die Trauerverſammlung in das ſogenannte Bethaus, wo der Geiſtliche bereit ſtand, nach Vorſchrift Anrede und Gebet abzuhalten. Er hatte den Vater Weidelich beſucht und geſehen, daß derſelbe eine todtenrichterliche Leichenpredigt, nach ländlichem Gebrauch den Umſtänden angepaßt, nicht gut ertragen würde, und widerſtand daher dem Anreiz, ein Beiſpiel zu liefern.

Nach geſchehener Verrichtung hielt er das Barett vor das Geſicht und verharrte ſo an ſeinem Platze, zum Zeichen, daß es aus ſei. Einer um den Andern begann hinauszugehen. Weidelich blieb ermüdet auf ſeiner Bank ſitzen und auch aus Beſcheidenheit, bis das Bethaus leer und auch der geiſtliche Herr unverſehens verſchwunden war. Dann wankte auch er hinaus und ſchaute unter der Thüre ſich nach dem Grab um. Von den Perſonen des Geleites war Niemand mehr zu erblicken.

Da trat Martin Salander zu ihm, nahm ihn unter den Arm und führte ihn zum Grabe, wo die Todtengräber ſoeben den einfachen Sarg von weißem Tannenholz, wie er bis in die neuere Zeit für Reich und Arm gezimmert worden, in die Grube ſenkten und die Erde hinunterzuſchaufeln begannen.

Jakob Weidelich fing wehrlos an zu weinen und brachte kaum die Worte: Du armes Kind! hervor, nun zum zweiten Male, ſeit er die Frau todt gefunden. Er redete ſie offenbar in den verſchollenen Tönen der Jugendzeit an, die am Ende der Dinge wieder erwachten, weil keine zärtlicheren dem verwitternden Manne zu Gebote ſtanden.

Als die Graberde über dem Sarge wieder eingepackt war und der Todtengräber ſeine Arbeit mit der flachen Schaufel noch ein wenig ſtreichelte und klopfte, um ſich das Anſehen eines Künſtlers zu geben, führte Salander den vereinſamten Mann hinweg und begleitete ihn bis in ſeine Wohnung, weil er wußte, daß er dort nun ſich allein überlaſſen blieb, wenn man das unvertraut gewordene Geſinde nicht zählte.

Er ſaß mit ihm eine Zeit lang ſchweigend am Tiſche. Weidelich ruhte aus und brütete dann in ſich hinein, bis er ſich aufrichtete und ſagte:

„Nun kann meine Frau am Morgen liegen bleiben; ich aber muß mich bei Zeiten auf die Beine machen und das Geld für die Bürgſchaften auftreiben, das jetzt bezahlt ſein muß. Am Abend ſitze ich nicht mehr auf freiem Grund und Boden und bin ſo arm wie eine meiner Mäuſe, dazu noch zins- und frohnpflichtig. Es iſt hart! Ohne Lohn zu bleiben nach der Arbeit'"

Salander zog ſeine Brieftaſche hervor und legte ſie auf den Tiſch.

„Ich bin," antwortete er dem Manne, „wegen dieſer Sache beſorgt geweſen! Die Meinigen und ich, d. h. Frau und Töchter, wir haben uns geſagt, daß man Sie nicht in ſolchem Zuſtande verlaſſen könne, daß es uns auch anſtehe, das Band der Verwandtſchaft, obgleich es Niemand Segen gebracht, in freundlicher Weiſe zu löſen. Alſo bin ich geſtern auf die Staatskaſſe gegangen und habe Ihre Bürgſchaftspflichten, ſo zu ſagen, in Ihrem Namen, erfüllt. Hier haben Sie die Quittungen, ſie lauten zuſammen für die beiden Söhne auf ſechsundſiebzigtauſend Franken. Leben und ſchaffen Sie nur weiter mit guter Geſundheit und machen Sie kein Weſen aus der Sache, es wird Sie Niemand behelligen. Ich meinerſeits kann es wohl thun und habe auch nichts dagegen, wenn Sie damit einſt den Söhnen noch nützlich ſein können. Sie waren einmal unſere Tochtermänner, ſo kann ich auch eine Bürgſchaftsſchuld für ſie übernehmen, wenn es ihrem braven Vater die alten Tage leichter macht! Nehmen Sie die Quittungen an ſich und behalten Sie den Sachverhalt als Ihr Geheimniß für ſich; die Leute können ja annehmen, ich hätte das Geld auf Ihren Hof geliehen!"

Jakob Weidelich war ſo roth als noch möglich geworden und traute ſeinen Augen nicht, als er die zwei Scheine in der Hand hielt. Nur undeutlich und verworren drückte er ſeine Dankempfindungen aus, in welche ſich Zweifel an der Annehmbarkeit eines ſolchen Opfers miſchten. Er hielt aber die Quittungen feſt, und als Salander ſich entfernte, hörte er noch, wie auch Jakob's Stimme ſchon feſter tönte, die einen der Arbeitsleute zur Ordnung wies.

„Das wäre auch vorbei!" ſagte Martin vor ſich her, und der Kaufmann in ihm fügte hinzu, es ſei doch fraglich, ob man nicht mit Recht ihn einen Narren heißen dürfte, da er eigentlich nur den jungen eingeſperrten Verbrechern ein Geſchenk gemacht habe, welche den Vater beerben; und wenn ſie wieder auf freien Fuß kämen, könne dieſer längſt todt ſein.

„Doch nein!“ ſprach wieder der alte Martin. „Es iſt ſo recht und die beſte Auseinanderſetzung mit den Buben, nachdem ſie ſich einmal in meine Lebenskreiſe haben drängen können! Ja, die Hochzeit, die verhexte Hochzeit! Gleich morgen muß der Anwalt mit der Scheidungsklage für die Töchter beauftragt werden. Dieſe Sache wird bald erledigt ſein!“

XIX.

Während Martin Salander von den Zeitkrankheiten, welche zuletzt in ſchweren Symptomen bis an ſeinen häuslichen Herd drangen, in Verdruß, Sorge und Zweifel verſetzt war, hatte er den Louis Wohlwend und ſein Haus beinah' ganz aus dem Geſicht verloren. Das rührte freilich auch daher, daß Wohlwend öfter reiſte und, nachdem er die Knaben in ein erzieheriſches Haus am Genferſee gebracht, in der That, wie er vorausgeſagt, für ſeine Gottesſtaatsidee zu wirken trachtete. Er ſuchte geiſtliche und weltliche Anführer heim und nahm an Verſammlungen der verſchiedenſten Art Theil, um der heiligen Sache Eingang zu verſchaffen und dafür aufzutreten, fand aber, außer bei ein paar Perpetuum-Mobile-Erfinden und dergleichen, wenig oder gar keinen Anklang. Mit vieler Mühe hatte er eine Verfaſſung ausgedacht, in welcher für alle Rathsverſammlungen, vollziehenden Gewalten und Gerichte dem lieben Gott das Präſidium vorbehalten war und zur unmittelbaren Leitung der Geſchäfte Vicepräſidenten durch die Kirchenſynode gewählt wurden, die mit dem großen Landesrathe zuſammenfiel. Dieſe Synode ſollte aus ebenſoviel Laien als Geiſtlichen beſtehen. In allen weltlichen und geiſtlichen Behörden, beſonders auch in den Gerichten, wurde bei wichtigen Beſchlüſſen und Urtheilen, wenn die Stimmen gleichſtanden, dem göttlichen Präſidenten der Stichentſcheid mittelſt des Looſes anheimgeſtellt, das unter Innehalten einer eigenen Gebetordnung gezogen werden ſollte u. ſ. w. Gottes Stichentſcheid erſchien um ſo wunderſamer, als Wohlwend auf Befragen erklärte, ſeiner weitgehenden Duldſamkeit ſei es rein gleichgültig, welcher Gottesbegriff zu Grunde gelegt werde, ob der perſönlich überweltliche oder der allſächlich innerweltliche, der dreieinige oder der unbedingt einfachſte; ihm komme es nur auf die Idealität des Gedankens an.

Dieſe Abenteuerlichkeit ſchadete ihm aber nicht einmal ſo viel, wie der gänzliche Mangel an wirklich religiöſem Gefühl oder an Verſtändniß und Bewußtſein deſſen, was er ſich unter dem Worte Religion dachte. So merkte denn Jeder, daß Wohlwend, ſobald er ſein Wort von den ewigen Idealen ausgeſtoßen habe, auf dem Boden ſeines Schulſackes angelangt und dieſer kleiner ſei, als derjenige friſch confirmirter Kinder. Und ſeine ehemalige Schulmethode, Anderen erſt abzufragen, was er mit Vortheil ſagen könne, ließ ihn jetzt ganz im Stich, da er alt war und ſich nur lächerlich machte.

Dennoch ließ er das Ding nicht ruhen, that, als ob er nichts merkte, und fuhr mit leichtem Sinne fort, jede Gelegenheit zum Entfalten des Prophetenmantels zu benutzen, ein Zeichen, daß Salander richtig gedacht und Wohlwend nur eine Specialität beſitzen wollte, um ſie als Tarnkappe zu brauchen, auch eine Kurzweil zu haben, wie ehemals die Heraldik und den Krebsfang.

Nun, da die gute Jahreszeit vorüber und der erſte Schnee gefallen, war er mehr zu Hauſe. Eines Morgens befand er ſich mit der Frau Alexandra allein zuſammen, in ſeltſamer Zwieſprache begriffen, welche er auf die Privatangelegenheiten gelenkt hatte. Es handelte ſich um das Verhältniß zu Martin Salander; dasſelbe war ſcheinbar eingeſchlafen, und Wohlwend gedachte, es wieder zu beleben. Allein noch hatte er keinen Tritt in das Haus des alten Freundes gethan, da er nicht dazu aufgefordert wurde, und er getraute ſich nicht, ungeladen zu erſcheinen; denn er fürchtete die dortige Hausfrau wie ein Schwert. Salander aber hatte die vergangenen Monate noch weniger Muth und Luſt empfunden, den Verſuch zu wagen und die Familie bei ſich einzuführen.

Wohlwend ſaß an einem zierlichen, aber gebrechlichen Damenſchreibtiſchchen, das er ſich zugelegt, nur nebenbei etwa mit ſchriftlicher Arbeit beſchäftigt. Im Mittelſtücke des Aufſatzes, hinter einem Spiegelthürchen, lag in einem Tabernakel die Handſchrift ſeines Verfaſſungsentwurfes. Halb gegen die Gattin gewendet, die auf dem Sopha weilte, erwiderte er auf etwas, das ſie eben geſagt:

„Kannſt Du mich denn ewig nie verſtehen? Nicht auf den alten Herrn Salander hab' ich es abgeſehen mit der Myrrha! Er ſieht ſie gern und iſt vielleicht verliebt in ſie, damit will ich ihn allerdings an uns ziehen; allein er hat einen Sohn, der heimkehrt und der Erbe des bedeutenden Handelsgeſchäftes ſein wird. Dieſer ſoll die Myrrha heirathen, wenn man meine Pläne nicht verdirbt; und dann hoff' ich nicht nur, dadurch in nützliche Beziehungen zu kommen, ſondern auch den ſträflichen Hochmuth der Madame heimzuzahlen, die uns verachtet."

Für ſich murmelte er noch:

„Der ſelbſtgerechte und kluge Bruder Martin, ihr Gemahl, hat einſtweilen durch die berühmten Schwiegerſöhne den Lohn für jene Hochzeit erhalten, der Geldprotz!"

Indeß hatte die Frau wieder zu reden begonnen, und er rief:

„Was ſagſt Du?"

„Ich ſage, man kann mit meiner Schweſter nicht auf die Art umgehen! Schon durch den Spaß mit dem alten Herrn kommt ſie in ein Geſchwätz, und iſt der Sohn da, ſo hat er vielleicht Eine, die er weiß, oder will die Myrrha ſonſt nicht. Guck' nur und ſchiel' mich an, es iſt ſo!"

Er rüttelte unwillkürlich an dem Tiſchchen, gegen das ſeine Hände ſich ſtemmten.

Aber Alexandra redete nur lauter:

„Sie iſt nicht die Geſcheidteſte und hat Niemand mehr auf der Welt als mich, wie es ſcheint, der dafür ſorgt, daß ſie nicht —“

Hier wurde ſie von Knall und Fall unterbrochen. Louis Wohlwend hatte ſich zornig erhoben, auf das Schreibtiſchlein geſtützt, und die dünnen gewundenen Säulchen, die es trugen, dabei auseinandergedrückt. Das zarte Möbel lag kläglich auf dem Boden mit Allem, was ſich darauf befunden; aus dem kleinen Porzellangefäße lief ein kümmerliches Bächlein Tinte.

In dieſem Augenblick trat auch Myrrha in das Zimmer und ſtellte ſich mit Schrecken und Bedauern ebenfalls vor den Schaden. Wohlwend war plötzlich zur Beſonnenheit und Frau Alexandra aus dem Winkel zurückgekehrt, in welchen ſie ſich geflüchtet hatte. Hiermit blieb das Geſpräch für einmal auf ſich beruhen.

Das, wovon es handelte, ſchwebte dafür anderwärts an die Luft empor. Salander's Sorgen waren zur Ruhe gekommen, die Wuth des allgemeinen Uebels hatte nachgelaſſen, die ärgerlichen Zeitungsnachrichten hörten allmälig auf, und ſein beſonderer Antheil, die Geſchichte der zwei Notare, war in der ſühnenden Stille der Strafgefängniſſe eingeſchlafen, der kurze Scheidungsproceß der Töchter entſchieden und ihr altneues Leben im Elternhauſe tröſtlich geordnet.

Sie hatten ſich mit einem Theil ihres Geräthes im oberen Stockwerke eingerichtet und gingen der Mutter mit der im einſamen Eheſtand angewöhnten häuslichen Thätigkeit zur Hand. Im Uebrigen lebten ſie eingezogen und verhältnißmäßig zufrieden, was die Mutter nicht hinderte, im Stillen, ſo viel der Vater merken konnte, auf den Sohn Arnold zu bauen, durch welchen wohl der ein' und andere Mann von Tüchtigkeit im Geſichtskreiſe der Familie auftauchen würde; denn die Töchter ſähen eigentlich erſt jetzt nach Etwas aus, wie wenn ſie an Inhalt gewonnen hätten. Arnold ſollte einſtweilen in dem Hauſe wohnen, wo Salander's Geſchäftsräume waren. Er hatte die Liegenſchaft endlich gekauft, weil der Eigenthümer geſtorben. Der große Garten ſollte neu hergeſtellt und gepflegt, auch das Haus für Alle ausgebaut werden.

Nachdem dergeſtalt eine friedliche Windſtille eingetreten und die Zukunft heller und wieder glücksfähiger geworden ſchien, entlud ſich auch Martin Salander's Gemüth ſeiner Laſten bis auf den dunklen Druck ſeines verjüngten Liebebedürfniſſes, oder wie man es nennen mochte. Um ſeine mannigfaltige Thätigkeit für Volk und Staat mit erneuter Kraft aufzunehmen, war ihm, wie er unverwüſtlich glaubte, die Herzerneuerung durch die ſchöne, keuſche Neigung nothwendig, die ſich während des Unwetters geduckt hatte, wie jenes Käuzlein, und nun wieder die Flügel breit machte und die Augen glühen ließ in den dunklen

Nächten. Zwar hielt ihn die Anweſenheit der Töchter noch vor allen bedenklichen Schritten zurück, ſo daß er ſich nur in unbeſtimmten Plänen und Hoffnungen des Wiederſehens erging.

Da geſchah es an einem Winternachmittage, als er einen Marſch ins freie Feld thun wollte, daß er dem Fräulein Myrrha Glawicz begegnete, welches in der Vorſtadt einen verlorenen Weg zu ſuchen ſchien und, in Sammt, Pelz und Schleier gehüllt, vorſichtig und ſcheu die feinen Füße in den Schnee ſetzte gleich einem verirrten zierwollen Vogel aus wärmeren Zonen.

Erſt als ſie ſchon ganz in der Nähe war, erkannte er die Geſtalt, die er mit den Augen wohlgefällig verfolgt hatte, und ſah, wie ſie tief erröthete und ihn mit den großen Augen flehentlich anſah, als ob ſie um Mitleid bäte, da er ſie freudig erſchreckt begrüßte. Erfahrend, wohin ſie wolle, führte er ſie eine Strecke auf den richtigen Weg, den ſie zu gehen hatte, und verſuchte mit ihr zu ſprechen, abermals ohne einen ordentlichen Gang der Wechſelreden zu finden. Denn er war bald ebenſo verwirrt wie die Dame ſelber, die ſich, vor einem Hauſe ſtehen bleibend, plötzlich mit ſüßem Danke und neuem Erröthen losmachte und hineinging.

Seinen Weg ſtundenlang fortſetzend, bis die röthliche Dämmerung die beſchneiten Fluren allmälig verhüllte, beſchloß er, ſeiner Gattin anzukündigen, daß er die Wohlwend'ſchen Frauen ins Haus einzuführen wünſche, und ihr dabei offen zu bekennen, wie er des Anblickes der unſchuldigen Schönheit Myrrha's bedürfe und daran von den Krankheiten der Zeit zu geſunden und wieder zu erſtarken hoffe, und wie das Alles keine Bedenken und Gefahren in ſich bergen ſolle. Kurz, er dachte ſich eine lange Rede aus, ſeine Thorheit als Weisheit darzuſtellen; und ſelbſt die guten Töchter erſchienen ihm nicht mehr als Hinderniſſe, ſondern im Gegentheil als jugendliche Mittlerinnen in dem Verjüngungshandel, da ſie ja erſt recht den wonniglichen Verkehr ermöglichten. Trotzdem ſchlug ihm das Herz etwas ängſtlich, als er ſich ſeinem Hauſe näherte; die Angſt verwandelte ſich aber in Verwunderung, weil alle Fenſter von unten bis oben hell erleuchtet waren.

Auf dem Hausflur lagen Kiſten und Gepäckſtücke; die ſchöne Laterne, die von oben herunterhing, als ein neuangeſchafftes Stück, erhellte die Treppen, auf denen Frau Marie mit dem Schlüſſelbund dem Manne begegnete. Sie fiel ihm ſofort um den Hals und rief:

„Martin, wo bleibſt Du? Es iſt wieder einmal Einer aus Braſilien gekommen! Arnold iſt da!“

„Jetzt ſchon? Ich glaubte, auf Oſtern gelte es?“ ſagte Salander betroffen.

„Er wird eben täglich klüger und hat ſich früher eingeſchifft! Komm' herein, Setti und Netti ſind in allen Zuſtänden, das macht, er hat ſich herzig gegen ſie benommen, ſie brauchten ſich gar nicht zu ſchämen vor dem Herrn Bruder! Hör' nur, wie ſie lachen!“

Sie lachten wirklich, obſchon Arnold ganz ernſthaft in der Stube ſtand, als Vater Martin hineinging. Der Sohn trug den jugendlichen Kopf des letztern auf den Schultern; aber er war um einen Zoll höher gewachſen und dabei ſchlank wie eine Tanne. Das Herz des Vaters freute ſich über den Anblick; ein feines Ohr hätte mitten in der Herzensfreude einen ſchwachen Schrei, wie eines erwürgten Kaninchens, hören können, da in derſelben die pedantiſche Liebelei Martin's ohne weitere Umſtände verſchied. Denn ohne daß er ſich deutlich des Vorganges bewußt wurde, ſtand der blühende Sohn wie eine lebendige Kritik vor ihm und wirkte augenblicklich auf ſeine gute Natur. Im Uebrigen ſchüttelten ſie ſich bieder die Hände. „Ich meinte,“ ſagte Salander, „Du kämſt im Frühling?“

„So war ich gewillt. Allein im März muß ich wieder einmal meinen Militärdienſt thun, ſie wollen mir nicht länger Urlaub geben. Wenn ich meinen jetzigen Grad behalten wolle, heißt es, ſo müſſe ich dienen, weil ich noch jung ſei, ſie können keine alten Lieutenants in den Batterien brauchen! Vorher muß ich doch ein paar Monate mich hier einleben!“

„Du haſt Recht!“ erwiderte Martin wehmüthig. „Ich wollte meiner Zeit auch noch dienen und wäre wenigſtens vielleicht ein brauchbarer Verwaltungsofficier geworden; daran hat mich die Wohlwendgeſchichte verhindert, als ich Knall und Fall fort mußte! Nun hab' ich doch den Sohn im Feuer, wenn's etwas gibt!“

„Apropos Wohlwend,“ ſagte Arnold Salander, „da bring' ich Neuigkeiten mit! Ich habe die Acten, betreffend Deinen Handel mit der verpufften Bank in Rio, nicht vergebens mitgenommen. Erſt ein Vierteljahr vor der Abreiſe bekam ich durch einen guten Bekannten von Dir Wind, daß ein alter ausgeräucherter Kerl von jener Geſellſchaft, von der Noth getrieben, herangeſchlichen ſei und krank im Spitale liege. Er ſei entdeckt worden; verſchiedene Leute, die einſt Schaden erlitten, ließen ihn gerichtlich verhören, und der geſchwächte Patron, der nichts mehr zu verlieren habe, krame aus, was er wiſſe. Natürlich gab ich Deine Akten, verſehen mit einem zweckdienlichen Auszug und Bericht, auch ein und verlangte die Einvernahme. Siehe da, er bekannte, hinter dem Rücken des ſchönen Directoriums mit Schadenmüller-Wohlwend noch einen beſondern geheimen Betrugsconto geführt zu haben, zu deſſen Gunſten ſie einander bei guter Gelegenheit allerlei Haſen in die Küche gejagt; ſo habe er auch den Wohlwend von Deiner Einzahlung und der dafür erhaltenen coloſſalen Tratte in Kenntniß geſetzt und ihm bedeutet, was er zu thun nicht unterlaſſen ſolle. Allein ſie hätten, von den Ereigniſſen überraſcht, den ſauberen Conto nie liquidiren können, und ſo habe Wohlwend für ſich behalten, was er erwiſcht, das heißt, was hier in Münſterburg nicht ausbezahlt worden ſei. Das Protokoll in gutem Portugieſiſch, gehörig beglaubigt, habe ich bei mir. Der Menſch iſt dann geſtorben; was dort weiter geſchehen, weiß ich nicht.“

Martin hörte ſtaunend zu und ſagte zuletzt nur „Alſo doch!“ Aber ſtatt ſich lange bei der altvermutheten und neubeſtätigten Sache aufzuhalten, mußte er in verſchwiegenen Gedanken nur das gütige Geſchick preiſen, das im letzten Augenblicke ihn davor bewahrte, in das ihm geſtellte Netz zu fallen, ſeine treue Frau zu kränken und vor dem Sohne als ein thörichter alter Menſch dazuſtehen. Mit dem letzten Seufzer, den er in dieſer Sache that, gelobte er ſich Beſſerung, und ſchritt darauf an der Spitze der Seinigen in das Speiſezimmer, wo Frau Marie und ihre Töchter zu Ehren des Heimgekehrten den Tiſch bereitet hatten und die Magdalena mit wahrem Hochmuth den ſchönſten Braten auftrug, den ſie ſeit langem gewendet und begoſſen.

„Ich bin nun froh, daß ich endlich wieder da bin,“ ſagte Arnold Salander, als der Vater ihm einſchenkte, „es iſt doch am beſten in der Heimath!“

„Du kommſt gerade in keinem glücklichen Augenblick,“ verſetzte Martin, der Vater; „haſt Du nicht vernommen, was in dieſem Jahre Alles über uns ergangen iſt von elendem Zeug?“

„Ich habe es wohl verfolgt und zwar in unſern eigenen Zeitungen,“ entgegnete Arnold, „es war nicht erbaulich! doch iſt ſchon Manches über unſer Land gekrochen, was noch weniger ſchön geweſen iſt! Nach den glorreichen Burgunderkriegen war das Volk ſo verwildert, daß man Jeden aufhenken mußte, der ſo viel ſtahl, als ein Strick koſtete. Das ſteht ja ſchon in unſern Schulbüchern! Und doch haben wir die vierhundert Jahre weiter gelebt!"

„Es war zuweilen auch danach," ſagte der Vater, „es iſt aber doch ein guter Spruch, den Du gethan haſt! Kommt, Frau und Kinder, und laßt uns mit Arnold anſtoßen und uns freuen, daß er es erträglicher findet, als wir gehofft!"

Sie klangen froh, wie lange nicht, mit allen Gläſern zuſammen, Magdalene ſchaute unter der Thüre zu und ſtrich mit beiden Zeigefingern die Augen. Frau Marie rief ſie heran und bot ihr das eigene Glas, das ſie tapfer leerte, worauf ſie ſchämig hinaus lief. Arnold nahm ſein Wort nochmals auf.

„Ich glaube," ſagte er, „es würde Vieles erträglicher werden, wenn man weniger ſelbſtzufrieden wäre bei uns und die Vaterlandsliebe nicht immer mit der Selbſtbewunderung verwechſelte! Ich habe, obgleich noch jung, ein ziemliches Stück von der Welt geſehen und das Sprüchwort: „C'est partout comme chez nous" würdigen gelernt. Wenn wir nun etwa in ein ſchlechtes Fahrwaſſer gerathen, ſo müſſen wir eben hinauszukommen ſuchen und uns inzwiſchen mit der Umkehrung jenes Wortes tröſten: Es iſt bei uns, wie überall!"

Das war dem alten Martin aus dem Herzen und ganz nach ſeinem Sinne geſprochen; nur dünkte es ihn neu, weil er ſelbſt, ſeit er ſo rüſtig an dem öffentlichen

Wohle mitgezimmert und gebaſtelt, Manches für unvergleichlicher und einziger gehalten hatte, als es war.

Noch geraume Zeit ſaß die wiedervereinigte Familie beiſammen und ganz ſo glücklich, wie an jenem Abend, da Martin gekommen war, die hungernden Kinder ſammt der Mutter zu ſpeiſen. Mit leichtem Muthe und wirklich verjüngt ging er zu Bett. Nach einiger Zeit, da Marie wahrnahm, daß er nicht ſchlief, ſondern zufrieden etwas ſpintiſirte, rief ſie:

„Du, Martin! Gelt, der Arnold freut Dich doch, denn Du haſt zum erſten Mal Deinen Gutenachtſeufzer vergeſſen, mit dem Du mich ſeit länger als einem halben Jahre betrübt haſt!“

„Du biſt nur halb auf der Spur!“ gab Martin bedächtig ſtockend zur Antwort; dann entſchloß er ſich jedoch, der treuen Frau ſeine Abirrung zu bekennen, damit kein dunkler Punkt zwiſchen ihnen ſei.

Er erzählte ihr alſo die ganze Geſchichte mit der Myrrha Glawicz, die eingebildeten Liebesleiden bei harmloſen Abſichten und höheren ethiſchen Beweggründen, ſammt der Rede, die er ſich für Frau Marie ausgedacht, bis zu dem Augenblick, wo der bloße Anblick des Sohnes das Luſtſchloß zertrümmerte.

„Nun, was ſagſt Du dazu?“ fragte der vergebungsbedürftige Mann hinüber, da die Frau ſchwieg. Erſt nachdem ſie ſich eine Weile unruhig auf ihrem Lager gedreht, lachte ſie plötzlich hell auf und ſchwieg dann wieder. Dann lachte ſie nochmals und ſagte: „Ich lache nur aus Freuden darüber, daß dieſe letzte Gefahr, die uns bedroht, ſich ſo glimpflich verzogen hat! Dank' Du dem Himmel, Mann! daß Dein Sohn ſo zu rechter Zeit, auf die Minute, gekommen iſt! Es wäre ja nicht um mich zu thun geweſen, aber um Dich und ihn, und die Töchter! Wie wären wir vor denen dageſtanden! Aber weißt Du, Martin, weil Du von der einfachen, unerwarteten Gegenwart unſeres Sohnes geheilt wurdeſt, ſo ſoll Dir die Verrücktheit vergeben und vergeſſen ſein, die Du mir haſt anthun wollen! Es iſt ein gutes Zeichen, ein goldenes, das ich mir im Gemüth aufbewahren will, ſo lang ich noch lebe! Und jetzt, ſchlaf wohl, Mann, Deine Geſchichte hat doch etwas Einſchläferliches an ſich!“

So ging Martin Salander's ſpäter Liebesfrühling, der die Verjüngung ſeiner politiſchen Thatkraft herbeiführen ſollte, in Gnaden und ohne weitere Gewitter vorüber.

XX

Und er ſchien doch jünger geworden, als er, den Sohn zur Seite, am nächſten Morgen den Weg nach ſeinem Contor beſchritt. Leicht trugen ihn die Füße; die Hüften aber wiegten ſich leiſe, faſt unmerklich, hin und her, wie einſtmals, wenn ein friſcher Lebensmuth, ein guter Gedanke ihn durchſtrömten.

Im Geſchäftshauſe angekommen, unterhielten ſie ſich zuerſt mit den Angeſtellten, die Arnold freundſchaftlich grüßte, und beſprachen im Allgemeinen dies und jenes, was der Tag brachte oder in letzter Zeit ausgeführt worden. Dann begaben ſich Vater und Sohn in Martins beſonderes Zimmer, um in ausführlicher Unterredung Stand und Zukunft des Hauſes gründlicher zu erörtern, als es in Briefen geſchehen konnte. Neues trat hierbei nicht viel zu Tage, wenn es nicht etwa die Schlußfrage war, ob nicht die Geſchäfte, die Unternehmungen bei ſo befriedigendem Gange auszudehnen und ein gewiſſer Aufſchwung zu wagen ſei?

Es war Martin, der die Frage aufgeworfen und den Sohn aufmerkſam und mit vollem Vertrauen anſah.

Arnold bedachte ſich oder hielt vielmehr mit der Antwort zurück, welche er nicht zu ſuchen brauchte. Er ſpielte indeſſen mit dem Muſter einer neuen Goldwage, die man auf des Vaters Tiſch geſtellt hatte.

„Es hängt von Dir ab, lieber Vater!“ ſagte er endlich, „ich arbeite gern mit unter Deiner Leitung!“

„Nein, von Dir hängt es ab!“ erwiderte Martin, „Du biſt der Sohn und Erbe, deſſen die Zukunft iſt!“

„Der Nachdruck der Frage liegt in dem Worte „wagen“ das Du gebraucht haſt; ob eine Ausdehnung zu wagen ſei!“ fuhr Arnold fort „wir ſtehen hart an der Grenze, wo dies ganz richtig geſagt iſt, d. h. wo man, um Mehreres zu thun, einen Theil des Gewonnenen, vielleicht ſchließlich Alles aufs Spiel ſetzen muß. Für meine Perſon, muß ich geſtehen, habe ich drüben, jenſeits des Waſſers in ſtillen Augenblicken mehr als einmal nachgedacht, wie weit wir denn eigentlich gedeihen wollen in unſerm Erwerb? Wollen wir in der That kleine Nabobs werden, die entweder ihr Leben ändern oder den weit über ihre Bedürfniſſe reichenden Mammon ängſtlich vergraben müſſen und in beiden Fällen vor ſich ſelbſt lächerlich ſind? Zu dem biſt Du ja Politiker und Volksmann, ich bin meines Zeichen Geſchichtsfreund und Juriſt; es ſteht alſo uns beiden beſſer an, wenn wir in ſchlicht bürgerlichen Verhältniſſen und Gewohnheiten bleiben, wie Du es bis jetzt ſo muſterhaft gethan haſt. Vergib, das iſt mein Gefühl! Ich empfinde auch einiges Heimweh nach meinen Büchern und müßte bei allfällig rapidem Anwachſen des Geſchäfts mehr Zeit mit dem Kurszettel in der Hand und auf der Börſe zubringen, als mir lieb wäre!“

„Du ſprichſt nur Gedanken aus, die ich ſelbſt ſchon gehegt! Was mich aber auf die Frage gebracht hat, iſt die Zukunft unſeres Landes. Ich fürchte, die Zeit iſt nicht mehr fern, in welcher die Geſetzgebung die Hand kräftiger auf das Vermögen legen wird; da dürfte es, dacht' ich, gut ſein wenn man tüchtiger einzuſchießen hat, ohne gerade zu verarmen.“

Arnold lachte.

„Das wäre,“ ſagte er „nicht mein Standpunkt, ich möchte nicht Geldmacher für zukünftige Dinge ſein, die ich nicht billigen kann. Ich werde vielmehr die Willkür beſtreiten, ſo lang ich es vermag; ſiegt ſie, wohl und gut, ſo füge ich mich gelaſſen; dann iſt es mir aber auch gleichgiltig, „ob ſie uns zwei oder zehn Millionen nehmen.“

„Ei, wer ſpricht denn gleich ſo von nehmen,“ rief der Vater leicht gereizt „es geht Alles mit rechten Dingen zu! Glaub' aber nur, die Poſtulate der Nothwendigkeit werden ſo dicht regnen, daß wir noch froh ſind, gute Schuhe zu haben!“

„So laß regnen, es wird auch wieder aufhören! Erinnere Dich, Vater, an den Anfang unſeres Jahrhunderts, als nach der durchgerungenen Helvetik das Vaterland auf den Kopf geſtellt war und in der Knechtſchaft des erſten Conſuls von Frankreich ſeufzte. Damals berichteten die Pfarrer, daß in ihren Gemeinden viele Leute lebensmüd ſeien und ſich nach dem Tode ſehnten! Jetzt nach achtzig Jahren ſitzen wir geringe Leute vom Lande, frei wie Lerchen in der Luft, wenn auch nicht frei von Leidenſchaft vielleicht: wir ſitzen hier in einem der Häuſer der untergegangenen Ariſtokratie und pflegen Raths, ob wir noch reicher werden wollen oder nicht! Ich fürchte mich aber weder mit dem vielen Gelde, noch ohne daſſelbe!“

Der alte Salander blickte den jungen mit glänzenden Augen an und ergriff deſſen Hand.

„So laß uns“ ſprach er gerührt, mit leiſerer Stimme, wie ein Verſchwörer „laß uns zu dieſer Stunde geloben, daß wir das Land und Volk nie verlaſſen wollen, es mag beſchließen, was es will.“

„Das kann ich wohl geloben!“ antwortete der Sohn, den Handſchlag des Vaters erwidernd, „Höhere Gewalt immerhin vorbehalten!“

„Was meinſt Du damit!“

„In dieſem Fall zum Beiſpiel eine völlige Entartung!“

„Das kann ja die ſchönſte reservatio mentalis werden!“

„Nun, alſo ohne Vorbehalt! Es würde doch chez nous comme partout ſein!“

„Alſo gilt es!“ ſchloß Martin Salander und gab Arnolds Hand frei.

„Und was das Geſchäft betrifft,“ fügte er bei, „ſo laſſen wir es einſtweilen beim Alten!“

Nach dieſer ſeltſamen Verhandlung, in welcher die zwei Männer ſich ſo grundverſchieden und doch wieder ſo grundähnlich erwieſen, kamen ſie auf den Louis Wohlwend zu ſprechen und beriethen, was mit dem von Arnold aufgebrachten Protokoll zu beginnen ſei. Sie fanden, daß ſie ſchon wegen der Verjährung keinen Nutzen mehr für das Haus darin ſuchen, dagegen unter der Hand ſich erkundigen wollten, ob etwa Pflichten gegen Dritte eine Anzeige erheiſchen könnten. Vorläufig beſchloſſen ſie, eine deutſche Ueberſetzung anzufertigen, um mittelſt derſelben nöthigen Falls den Wohlwend zu jeder Stunde durch bloßen Vorhalt aus dem Lande treiben zu können. Inzwiſchen ſollte der Verkehr mit ihm gänzlich abgebrochen werden. Arnold empfand nicht übel Luſt, die Verjagung ohne Weiteres vorzunehmen; der Vater hingegen war für das Abwarten, da er mit den Frauen, die er für unſchuldige Opfer hielt, Erbarmen hatte. Sogar Wohlwend ſelber zu ſchonen, fühlte er ein geheimes Bedürfniß; denn wenn der Sünder für die Strafe auch nicht mehr erreichbar war, ſo mußte ihn das Bekanntwerden jenes Aktenſtückes dennoch in die Reihen der offenkundigen Verbrecher endgültig hinabſtoßen. Und er blieb doch immer Salanders älteſter Jugendgenoſſe und geweſener guter Freund.

Kaum waren auch dieſe Dinge abgethan und die Männer im Begriff, jeder an eine Beſchäftigung zu gehen, ſo klopfte es und der unglückliche Wohlwend trat herein, die ſchöne Myrrha am Arme führend.

„Verzeih, alter Freund," rief er, „daß wir Dich ſo unvorgeſehen überfallen! Da mache ich mit meiner Schwägerin einen Gang durch die Stadt und vernehme plötzlich, daß der Herr Sohn heimgekehrt ſei. Und wie wir hier an das Haus kommen, ſag ich, wir wollen einen Sprung hinauf thun, Du kannſt immer mit kommen, und den Herrn in friſcher That begrüßen! Seien Sie auch uns beſtens willkommen, Herr Arnold, ſo heißen Sie ja doch?"

Vater und Sohn waren wie vom Blitz getroffen. Keiner ergriff die dargebotene Hand, aber keiner wußte ein Wort zu ſagen, noch weniger brachten ſie es über ſich, den Mann in Gegenwart des ſo rührend ſchönen Frauenzimmers ſchroff abzuweiſen. Endlich ermannte ſich Martin Salander, indem er den alten Freund ſachte bei Seite zog und leiſe zu ihm ſagte:

„Sie entſchuldigen, Herr Wohlwend, daß wir Sie jetzt nicht ſprechen können! Wir ſind, wie Sie leicht begreifen, dringend beſchäftigt!“

„Sie?“ murmelte Wohlwend ſtutzend, und trat ſogleich weiter zur Seite, „was ſoll das heißen?“

„O nicht eben viel!“ verſetzte Martin verlegen und doch ſonderbar gereizt, daß der böſe Geiſt die gefährliche Perſon vor die Augen des Sohnes brachte. „Die Verhältniſſe ändern ſich zuweilen; ein geeigneter Aufſchluß wird ſich wohl finden laſſen, für heute, wie geſagt, müſſen wir Entſchuldigung verlangen, wir ſind wirklich ſehr beſchäftigt!“

Er hätte kein härteres Wort über die Lippen gebracht, weil Myrrha, nach welcher er ein Mal hin ſchielte, ein inniges Mitleid von neuem erweckte. In ſeiner Verlegenheit ſchritt er neben Wohlwend an der Wand auf und nieder, während er ſeine abgebrochenen Worte ſprach, und Wohlwend ſchritt beharrlich neben ihm her, ſchweigend, böſe Blicke ſchießend, auch nach den jungen Leuten ſpähend und den Aufbruch nicht wagend, weil er nicht wußte, wie der ſich geſtalten würde.

Indeſſen war Myrrha verlaſſen im Zimmer geſtanden, rathlos blickend und zuletzt zitternd, als Arnold ſie überraſcht betrachtete. Nun bat er ſie gefällig, ſich zu ſetzen und nahm ſelbſt einen Stuhl.

„Sie ſind aus Ungarn, mein Fräulein?“ fragte er ſie mit unwillkürlicher Theilnahme, um etwas zu ſagen.

Wiederum zitternd ſchaute ſie ihn an und erwiederte mit erwachendem Vertrauen:

„Ja wahrlich aus Ungarn, Königreich! Aber Schwager Bolwend-Glavicz hat nicht wahr geſagt, nicht jetzt auf der Straßen, ſchon geſtern Abend hat gewußt, daß gnädiges Herr angekommen ſind! Aber entſchuldigen Sie, er hat nur vergeſſen!“

„Und wie lange leben Sie ſchon hier?“

„Glaub ich, zwei Jahr', oder eines, bitt ich um Vergebung, ich weiß es nicht ſicher!“

„Und wie gefällt es Ihnen denn in der Schweiz?“ fuhr er etwas verblüfft fort und ſah ſie genauer an. Das empfand ſie wohl. Sie flüſterte mit fallenden Thränen:

„Mir gefällt es nirgendwo! bin ich nur ſchön, aber nicht ganz geſcheidt, ſagte mein Vater ſeliger, und Herr Bolvend-Glavicz ſagt, bin ich auf den Kopf gefallen, aber Heirathen macht geſund! Verſteh' ‚ich nicht, aber auch glaub ich nicht, bis ich das ſehe!“

Das alles ſagte ſie trotz der Bedrängniß mit trauten Worten, von Jugend zu Jugend, wie wenn ſie da vor die rechte Schmiede gekommen wäre in einer verworrenen und höchſt bedenklichen Angelegenheit. Immer mehr erſtaunt ſah Arnold das ziervolle Geſchöpf forſchend an und entdeckte erſt jetzt, wie ein irres Licht durch den feuchten Schleier der Thränen flackerte.

In dieſem Augenblicke blinzelte Wohlwend herüber der noch immer in der Unbehaglichkeit neben dem alten

Salander herlief, und ſah die ſcheinbar ſchnelle Vertrautheit der jungen Leutchen. Offenbar hielt er die ausgeworfene Angel für feſtſitzend, mochte aber für gerathen halten, die Schnur für einmal abzureißen, um die Angel für einen günſtigeren Zeitpunkt wirken zu laſſen. Plötzlich ließ er den Vater Salander ſtehen, trat mit zwei Schritten hinter Myrrhas Stuhl und legte die Hand auf ihre Achſel.

„Nun dürfen wir die Herren aber wirklich nicht länger ſtören,“ rief er, „komm', Schwägerin Myrrha, wir wollen uns empfehlen!“

Zugleich nahm er ſie, die ſich erſchrocken erhob, an den Arm und verſchwand, laute Abſchiedsworte in das Zimmer zurückrufend und eine ſtattliche Pelzmütze ſchwingend, mit dem ſchönen Scheingebilde ebenſo raſch durch die Thür, wie er gekommen war.

Vater und Sohn ſtanden und ſchauten ſich an.

Arnold that endlich einen ſtarken Athemzug, gleich Einem, der ſich von jähem Schreck erholt.

„Wie ſchad' um das ſchöne Frauenzimmer!“ ſagte er.

„Wieſo ſchade?“ fragte der Alte entgegen, der ſchon zu fürchten begann, der Sohn möchte ſich bereits verliebt haben.

„Nun,“ meinte Arnold hinwieder, „weil der arme Tropf ja blödſinnig iſt, wo nicht gar verrückt!“

„Blödſinnig?“

„Aber weiß man denn das nicht? Haſt Du nie mit ihr geſprochen?"

„Mehrmals! Allerdings wollte nie ein ordentliches Geſpräch zu Stande kommen!"

„Jedenfalls iſt das Mädchen in hohem Grade einfältig, was wohl auf's Gleiche herauskommt! Hör' nur, mit was die Aermſte mich unterhalten hat."

Arnold erzählte den Inhalt ihrer wenigen Reden und ſchilderte ihr Benehmen, den Ausdruck ihres Geſichtes.

Der Vater wurde feuerroth bis unter die angeſilberten Locken über der Stirne, rathlos, was er dazu ſagen ſolle. Es war ein allzu bitterer Nachklang, der ihn auf dem Nachhauſeweg, den ſie angetreten, wiederholt den Kopf ſchütteln ließ. Arnold nahm dieſe innere Erregung nicht wahr. Der Sohn hatte das kleine Ereigniß auch ſchon vergeſſen, als es ihm bei Tiſch unverſehens einfiel und er davon zu reden begann. Nachdem er den Hergang geſchildert, hob er hervor, wie gut ſich natürliche Anmuth mit Blödſinnigkeit zu vertragen ſcheine. Es ſei aber ein unheimliches Schauſpiel, und er würde ſich doch dafür bedanken.

Frau Marie war ſofort leicht roth geworden, als er des unerwarteten Beſuches erwähnte. Als ſie aber einen Blick auf ihren Mann warf und in ſeinen ſtummen Zügen den ſchwer verhehlten Kampf mit der Beſchämung, in der er vor ihr ſaß, bemerkte, verzog ſich die Röthe wie ein zarter Roſenſchleier, und in den Augen, um die Lippen regte es ſich leiſe wie das feinſte Luſtſpiel, das je in einem Frauengeſichte aufgeführt wurde.

Nur Martin Salander, der die Gattin mißtrauiſch anblickte, ſah und verſtand es; er fühlte ſich leidlich beſſer, nickte ihr dankbar und etwas dummlich zu, indem er ſie um ein Glas Waſſer bat. Aber ſchon hatte ſich das Spiel auf Marie's Geſicht in ernſte Zufriedenheit verwandelt, als ſie hörte, mit welch' kalter Ruhe Arnold ſeine Offenbarungen ſchloß.

Erſt jetzt wagte Salander, der Vater, dem Sohne zu bemerken: „Du haſt aber doch den Kopf etwas nah mit ihr zuſammengeſteckt, wie ich flüchtig ſehen konnte!“

„Nicht ich,“ entgegnete Arnold, „ſie war es, die mir in ihrer Unſchuld näher rückte, und das ſtörte mich ſogar ein bischen, weil ſie jedenfalls kurz vorher Wurſt gegeſſen hat, wie ich an ihrem Hauche ſpürte. Wäre etwas Senf da geweſen, ſo hätte ich ihn dazu genoſſen!“

„Mit Dir iſt auch nicht gut Kirſchen eſſen!“ rief eine der Schweſtern, die bislang' kleinlaut zuhörten, da das Kapitel ihnen nicht gefiel, und der Vater ſagte:

„Ja, er iſt ein kritiſcher Geſell!“ Die Mutter ſagte kein Wort; aber ihr Auge ruhte wohlgefällig auf dem Sohne. Das wahre Geheimniß war und blieb den Kindern verborgen.

XXI.

Das neue Leben der wieder vollzähligen Familie floß nun klar und ruhig weiter, bis die Fluth ſich etwa kräuſelte, durch Martins pflichteifrigen Geiſt bewegt.

Es dauerte nicht lange, ſo wollte er nicht mehr zu ſehen, wie Arnold außer dem Geſchäfte nur ſeinen Studien und dem geſellſchaftlichen Verkehr mit einigen Jugendgenoſſen lebte; er drang in ihn, ſich doch alsgemach den öffentlichen Dingen zuzuwenden, wozu er ja die beſte Gelegenheit habe, wenn er mit dem Vater die politiſchen Vereine, Wahlverſammlungen und zuweilen auch einen der zahlreichen Vorträge zur Erklärung eines Geſetzes oder anderer Volksbeſchlüſſe und obſchwebenden allgemeinen Fragen beſuche. Da werde er bald lernen, die erworbenen Kenntniſſe anzuwenden, die Urtheilskraft geltend zu machen und ein Mitwirkender zu werden. Und das ſei nothwendig, denn ohne erweckte Jünglinge und junge Männer fehle es den weiſeſten Alten am halben Leben.

Allein Arnold lehnte des Vaters Andringen beſcheiden, aber beharrlich ab. Er habe ſich vorgenommen, ſo erklärte er, ſich auf die Erfüllung aller Bürgerpflichten zu beſchränken, wozu, nebenbei geſagt, auch gehöre, niemals an einer Wahl Theil zu nehmen, wenn er weder den Vorgeſchlagenen noch die Vorſchlagenden kenne. Das ſogenannte Mitwirken wolle er an ſich kommen laſſen, wenn es einſt ſein müſſe, bis dahin aber das faktiſche Geſchehen beobachten und die Früchte deſſelben betrachten; an ihnen werde er auch die Perſonen erkennen, die ſie hervorbringen, beſſer als aus ihren Reden, und die Parteien hinwieder an dieſen Perſonen, ſowie an den Zeitungsartikeln, die ſie ſchreiben. Die hergebrachten Einflüſſe möge er nicht auf ſich wirken laſſen und gehe deshalb auch nicht hin, wo ſie ausgewechſelt werden; nur ſo fühle er ſich frei und einſt im Stande, Jedem zu ſagen, was er für wahr halte. Manche junge Leute dächten jetzt ſo.

Der Vater beſtand nicht länger auf ſeinem Anſinnen; aber er fühlte ſich verletzt, wenn das nun der ganze Einfluß war, den er auf den eigenen Sohn haben ſollte, er, der ſo uneigennützig es ſich ſauer werden ließ, dem Lande zu dienen. Er kam daher wieder auf den Gedanken zurück, der Sohn ſei auf den Schulen ein Doktrinär geworden, in welchem vielleicht der Reaktionär nur ſchlummere. Ein ſchmerzliches Mißtrauen fing an ſein Gemüth zu beläſtigen.

Das wandte ſich zwar wieder zum Beſſern, als Arnold eines Tages ſich erbot, einige Freunde im Hauſe bewirthen zu dürfen, da er etwas der Art ſchuldig ſei. Es handelte ſich um acht junge Leute, von denen ein Theil unbemittelt, wo nicht arm, ein anderer Theil aber Söhne reicher Familien waren. Arnold wünſchte zugleich, daß der Vater ſeine Gegenwart ſchenke, und dieſer ſchlug mit dem raſchen Gedanken ein, bei dieſem Anlaſſe des Sohnes Umgang und Geſinnung gründlicher zu erfahren. Die Mutter machte dem Sohne gern die Freude, erklärte aber, man müſſe einen Koch mit Aufwärter kommen laſſen, die alte Magdalene ſei außer Stande, die Sache zu bewältigen, und ſie ſelbſt wiſſe nicht, was jetzt üblich ſei und könne auch nicht mehr in der Küche ſtehen. Die Töchter dürfe man nicht vorſpannen.

Arnold verwahrte ſich gegen die Maßregel. Er wolle nicht Aufwand und Ueppigkeit in's Haus bringen, das ſei ihm nicht eingefallen! Seine Freunde ſeien alle verſtändige und fröhliche Geſellen, und wenn die alte Magdalene ein Paar ſolide Stücke zubereite, was ſie ja ſchon lange könne, und die Speiſen etwas drollig daher bringe, ſo werde alles auf's Beſte ablaufen. Einen weiblichen Adjutanten in der Küche möge ſie immerhin beiziehen.

Es gab hierüber einen kleinen Zank, bis er die Oberhand behielt, aber nur ſcheinbar. Als er am beſtimmten Abend eine Stunde früher nach Haus kam, ſtand ein ſchneeweißer Koch am Heerde und im Speiſezimmer ein befrackter Aufwärter, der ſich mit einer Menge von Tellern und Gläſern zu ſchaffen machte und ohne Zweifel die Servietten gefaltet hatte, welche auf dem bereits gedeckten Tiſch in Geſtalt von Kaninchen und Hühnern die Teller zierten. Frau Marie ſagte, es wäre nicht anders gegangen; ſie habe nicht mit einem mißlungenen Weſen die Familie erſt recht als eine Emporkömmlingswaare in's Gerede bringen können!

Die Gäſte ſtellten ſich pünktlich ein, faſt alle auf einmal, ſo daß Vater Salander bequemlich als der letzte erſcheinen konnte, ohne zu lange warten zu müſſen. Sogleich fand er ſich angenehm berührt durch das gute Ausſehen und das anſtändig offene Benehmen der Geſellſchaft. Bei Tiſch vollends wunderte er ſich insgeheim über den unbefangenen guten Ton, die Abweſenheit aller ſchlechten Sprechmanier verhockter Kreiſe mit ihren Trivialwitzen und Zweideutigkeiten. Um beſſer zu hören, ſprach er ſelbſt nicht viel und hütete ſich beſonders, von Politik anzufangen, in der Abſicht, daß die Freunde Arnolds und mit ihnen er ſelbſt, um ſo rückhaltloſer darauf verfallen ſollten. Er ſorgte auch genügend für Erneuerung der Getränke, welche die Zungen löſen. Die jungen Herren wurden nur fröhlicher, alles in geziemenden Grenzen, ohne einiger Vorſicht zu bedürfen. Die Unterhaltung belebte ſich, und da die Theilnehmer ziemlich gleichmäßig gebildet, wohlunterrichtet und auch lebendigen Geiſtes waren, ſo tauchten politiſche Gegenſtände nicht minder als andere hervor; allein nicht ein unfreiſinniges Wort, nicht ein Wort, welches auf Mißachtung des Volkes hätte ſchließen laſſen, war zu hören, kaum etwa ein ungezwungen derber Ausdruck über dieſen oder jenen gemeinen Sykophanten, der eben in der Preſſe oder in den Räthen ſpukte; dann hieß es höchſtens: Was wollt Ihr? Dem Kerl iſt ſein Weg vorgezeichnet, er muß ihn laufen und wird ſeinem Lohn nicht entgehen!

Indem Martin ſich noch über den erfahrungsmäßigen Ton wunderte, welcher dieſer Jugend ſchon geläufig ſchien, war der Gegenſtand ſchon aus dem Geſpräch verſchwunden. Die haben, dachte er, nicht die Fähigkeit, auf einer Idee zu beharren; ſie ſcheinen doch keine politiſche Ader zu beſitzen! Aber ehe er den Verdacht beſſer ausſpinnen konnte, bewegte ſich die Unterhaltung auf weiten freien Bahnen; keiner that ſich als Lehrer oder Prophet hervor, und Phraſen wurden noch weniger laut; man ſah nur, daß es männliche Jünglinge ſeien, die ſich die Welt offen behielten und nicht in einen Tabaksbeutel ſtecken ließen. Martin hatte einige Mühe, neuen und neueſten Anregungen auf den Pfaden des allgemeinen Bildungszuſtandes zu folgen; denn er war in manchen Dingen ein wenig viel zurückgeblieben und mußte ſich mehr als einmal Aufſchluß erbitten, der ihm ohne Wohlweisheit und ganz ohne Aufheben ertheilt wurde, als ſelbſtverſtändlich, wie man Einem ſagt, was draußen für Wetter ſei. Und durch Alles ging ein Hauch unverdorbener Ehrlichkeit, die ihm das Herz erfriſchte.

„Gottlob!“ dachte er, „wir haben unſer Geld nicht umſonſt ausgegeben! Das ſind doch auch Erziehungsfrüchte!“

Doch unterſuchte er nicht, ob des Hauſes oder des Staates.

Er theilte bald die heitere Laune der Tiſchgenoſſen; ritterlich dachte er, ſein ſichtliches Vergnügen damit zu bezahlen, daß er um zehn Uhr ſchon die kleine Tafelrunde Arnolds ſich ſelbſt überließ und ſich als Alter zurückzog. Allein es gelang ihm erſt um halb Elf, loszukommen und die Frauen in ihrem Aſyl aufzuſuchen, wo ſie noch wach beiſammen ſaßen.

„Kommſt Du endlich, Du Kneipier?“ ſagte die Mutter, „das muß Dir ja herrlich gefallen haben bei den jungen Leuten! Wie war es denn?“

„Ich habe mich, glaube ich beinah', in meinem Leben nicht ſo gut unterhalten, wie dieſen Abend!“ verſicherte der Mann, „es ſind ganz vortreffliche Menſchen, helle Köpfe und nota bene geſittete Burſche, mit denen unſer Arnold verkehrt, Geſellen, von denen man ſagen kann, ſie ſeien Alle gut aufgehoben, wenn ſie bei einander ſind!“

„Das klingt ja ſehr erbaulich!“ erwiderte Frau Marie froh „und iſt mir lieb zu hören! Und was ſpielt denn der Arnold für eine Rolle unter ihnen?“

„Es ſpielt Keiner eine Rolle! Sie ſind keine Streber, möchte ich beſchwören, und wiſſen dennoch, was ſie wollen, obgleich oder weil ſie nicht davon ſchwatzen! Glaub' nur, wenn es viele junge Mannſchaft der Art giebt, ſo iſt mir vor unſerer Zukunft nicht bang'!“

Mit beredter Zunge ſuchte er den vergnügt lauſchenden Frauen den ungefähren Verlauf des Abends zu ſchildern und von einigen der Freunde, die ihm beſonders gefallen, ein Bild zu entwerfen, bis er durch einen kräftig ſchallenden Geſang unterbrochen wurde, der von dem beſcheidenen Saale her ertönte. Sie ſangen dort mit reſoluten friſchen Stimmen ein lebensfrohes Lied, raſch und taktfeſt, kurz und gut, und gleich darauf hörte man ſie aufbrechen und ohne ſtarkes Geräuſch das Haus verlaſſen.

„Ei wie nett war das!“ riefen die jungen Frauen, „und ſo rund abgeſchloſſen, punktum!“

„Da ſeid Ihr Alle noch auf,“ ſagte der mit einem Lichte eintretende Arnold, „das iſt gut, ich glaubte ſchon, unſer Geſchrei hätte Euch aus dem Schlafe geweckt. Ich mochte ſie nicht gern verhindern und hab' ſogar mitgekräht, da es in Einem zu ging!“

„Ihr hättet immer noch fortſingen mögen,“ ſagte die Mutter „und doch hat uns das entſchloſſene Aufhören einen trefflichen Eindruck hinterlaſſen! Macht Ihr es immer ſo?“

„Ja, wenn wir einmal ſingen; ich weiß nicht, wie es ſich bei uns eingebürgert hat! Die Luſt muß hinaus und da wir keine Virtuoſen ſind, ſo mögen wir doch auch keine Frohnarbeit leiſten! Aber nun gute Nacht allerſeits und ſchönen Dank für geübte Geduld! Ich will noch ein Stündchen leſen, eh' ich ſchlafe!“

Als Arnold fort war, fragte die Mutter ihren Martin ganz erſtaunt:

„Hat der gute Junge denn nur Waſſer getrunken? Noch ein Stündchen leſen! Und iſt ſo ruhig wie eine windſtille Luft!“ „Den Teufel hat er Waſſer getrunken!“ ſprach Salander, der Vater. „Er ſchluckte ſo viel Wein, wie jeder andere! Er iſt eben dein Sohn, du Hexe!“

Alle lachten über den komiſchen Zorn und gingen zu Bett.

Ruhig fuhr nun das Schifflein Martin Salanders zwiſchen Gegenwart und Zukunft dahin, des Sturmes wie des Friedens gewärtig, aber ſtets mit guten Hoffnungen beladen. Manches Stück mußte er noch als gefälſchte Waare über Bord werfen; allein der Sohn wußte unbemerkt die Lücken ſo wohl zu verſtauen, daß kein Schwanken eintrat und das Fahrzeug widerſtandsfähig blieb den böſen Klippen gegenüber, welche bald hie, bald dort am Horizonte auftauchen.

Auch das dunkle Raubſchiffchen des Louis Wohlwend, das ſeit bald einem Menſchenalter Martins Bahn kreuzte, ſtrich noch wiederholt heran, konnte aber nicht mehr entern. Es war jetzt ziemlich ſicher, daß er mit dem an Martin begangenen Raube ſeine Frau auf die bewußte Weiſe erwarb, damit das Gut bergend und zugleich ihr eigenes Erbe. Alſo hatte er keineswegs nöthig, noch mehr zu raffen; allein er hielt den „alten Freund“ einmal für ſein Privateigenthum, und der Neid der angebornen Beſchränktheit trieb ihn immer wieder, ſeinen Theil zu erhaſchen und den Freund zu ſchädigen, während die einfältige Religionsſtifterei ihm zur Vermummung dienen und zugleich die rohe Eitelkeit befriedigen ſollte, der er zu allen Zeiten fröhnte.

Die Salander'ſchen mochten aus Mitleid mit ſeinen Knaben und den wahrſcheinlich unſchuldigen Weibsleuten noch immer keinen Gebrauch von dem Dokument machen, das ihn augenblicklich vernichten mußte. Sie begnügten ſich damit, ihn kurz abzuweiſen, in welcher Form auch er ſich an ſie machen wollte, ohne ihm zu ſagen, warum es geſchehe.

So gerieth er zuletzt in einen unerträglichen Zuſtand der Ungewißheit und verlor gänzlich ſein dummes Selbſtvertrauen. Er räumte den Platz, um anderwärts das Nichts zu finden, das ihm beſchieden war.

Eines Abends erſchien Möni Wighart, der Getreue, und erzählte, er habe Wohlwend auf dem Bahnhofe geſehen, wie er mit Weibern, Kiſten, Koffern und böſen Blicken erſchienen und mit einem Blitzzuge abgefahren ſei.

Ende.